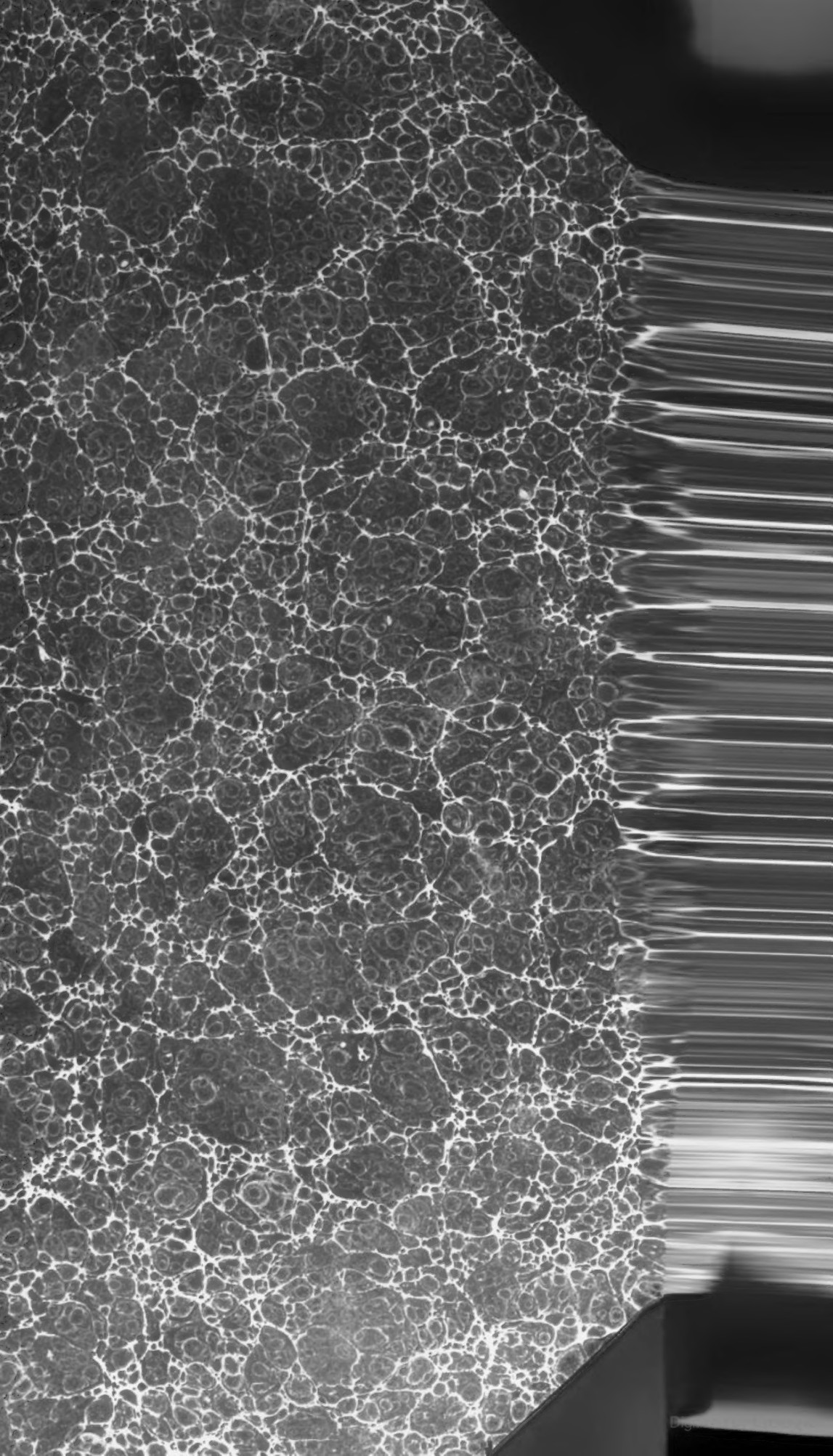


Enc. 40 q-9

Digitized by Google

<36610491800011

<36610491800011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeines deutsches

Conversations-Lexicon

für

die Gebildeten eines jeden Standes,

mit den

gleichbedeutenden Benennungen der Artikel in der lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, nebst der deutschen Aussprache der Fremdwörter,

in 10 Bänden.

Herausgegeben

von

einem Vereine Gelehrter.

Zweiter Abdruck

der ersten Original-Auflage.

Neunter Band.

No — Sz.

Leipzig,

Gebrüder Reichenbach.

1840.

Digitized by Google

Euc 40 q-9

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Robben, eine Gattung der zweilebigen Säugethiere, von deren einzelnen Arten der Seehund, oder schlechthin Robbe (lat. phoca vitulina; franz. chien de mer; engl. seadog) genannt, die bekannteste ist. Sie haben einen kurzschnauzigen glatten Kopf, der durch einen kurzen dicken Hals mit dem Leibe verbunden ist. Die Länge desselben beträgt 4 pariser Fuß und darüber. Die vorderen Füße sind kurz, noch kürzer aber die hinteren und mit dem Hintertheile des Körpers so verwachsen, daß sie ein vollkommenes Steuerruder bilden. Die Haare, mit denen der ganze Körper bedeckt ist, sind kurz, glänzend, fest anliegend und haben eine bräunliche, am Unterleibe ins Weiße übergehende Farbe; der Rücken ist außerdem mit dunkelbraunen Flecken besäet. Sie leben unter allen Zonen, am häufigsten aber in den nördlicheren Gegenden. In Deutschland kommen sie an den Küsten der Ost- und Nordsee vor. Ihre Hauptnahrung besteht in Fischen, namentlich Häringen und Lachsen. Auf dem Lande, das sie nur zur Zeit ihrer Begattung besuchen sollen, können sie sich nur langsam fortbewegen. Übrigens hat man an ihnen eine auffallende Neugierde und Herzhaftigkeit, die sie aber verläßt, sobald sie erschreckt werden, wahrgenommen. Werden sie gereizt, so bellen sie fast wie die Hunde. Des Nutzens wegen, den die Einwohner jener Gegenden von den R. ziehen, werden förmliche Jagden auf sie angestellt. Bei uns wird ihr Fell zu Koffer-, Pferdedecken ꝛc. und ihr Fett statt des Wallfischthranes gebraucht. 35.

Robbia (Luca della), ein ausgezeichneter italienischer Plastiker, blühte in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. zu Florenz und trug nebst Donatello und Ghiberti, seinen Zeitgenossen, zum Wiederaufleben der Bildhauerei wesentlich mit bei. Einigen Angaben zufolge nahm er Theil an den Basreliefs, welche die berühmten Thore der Taufkirche zu Florenz schmücken, auch scheint er noch mehrere andere wichtige Werke in seiner Vaterstadt ausgeführt zu haben. Bemerkung verdient es außerdem, daß R. der Erfinder der Basreliefs von gebrannter, mit Emaille überzogener Erde ist. Noch jetzt sieht man eine in dieser Art ausgeführte heilige Jungfrau des Künstlers zu San Miniato bei Florenz. Das Todesjahr R.'s ist unbekannt. 36.

Robert, genannt der Weise oder Demüthige, König von Frankreich, bestieg den Thron als Sohn und Erbe Hugo Capet's im Jahre 997. Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte er an der Regierung wesentlichen Antheil genommen und so häufig Gelegenheit gefunden, sich durch Entschlossenheit sowohl wie durch Milde und Klugheit auszuzeichnen. In der That leistete er während seiner 34jährigen Regierung Alles, was man nur von einem Könige aus dieser Periode, wo die oberherrliche Gewalt noch höchst schwankend und durch ehrgeizige und mächtige Vasallen gefährdet war, verlangen kann. Den inneren Fehden durch einen Gottesfrieden zum Theil wenigstens ein Ziel setzend ergriff er selbst die Waffen nur, wenn es galt sein Recht und Ansehen zu schützen, wie dieß z. B. der Fall war, als ihm sein Oheim, der kinderlose Herzog von Burgund, vom Erbe ausschließen wollte; übrigens bestrafte er meist nur durch Milde und großmüthige Verzeihung etwaige Vergehungen gegen seine Person. Mehr noch würde er haben wirken können, wenn nicht häusliches Unglück häufig seine besten Kräfte gelähmt hätte. Von seiner ersten Gemahlin mußte er sich wegen Verwandtschaft, um dem über das Land verhängten päpstlichen Interdicte zu entgehen, trennen und die zweite, Constanze von Arles, verbitterte ihm durch ihre Herrschsucht und Intriguen (selbst seinen

Digitized by Google

ältesten Sohn, Robert, reizte sie zur Empörung) die beste Zeit seines Lebens. Er starb im Jahre 1031. Ihm folgte Heinrich, sein zweiter Sohn. Der dritte, Robert, erhielt das Herzogthum Burgund, welches bis zum Jahre 1361 bei dem Stamme desselben verblieb. 22.

Robert, Könige von Schottland. — R. I., der Wiederhersteller der Unabhängigkeit des Landes, ein Sohn des berühmten Bruce, wurde 1275 geboren. Der leeren Hoffnungen müde, je Schottlands Thron zu besteigen, welche Eduard I. von England in ihm genährt hatte, verließ er 1305 heimlich den englischen Hof, an welchem er bisher gelebt hatte, und ging nach Schottland, um von hier aus seine Ansprüche auf denselben geltend zu machen. In dieser Absicht belagerte er mit einem Häuflein seiner Anhänger das Schloß Dumfries und ließ sich 1306 zu Scoon krönen. Seine weiteren Eroberungsversuche aber mißlangen. Aymar von Valence, Graf von Pembroke, an der Spitze des englischen Heeres schlug ihn wiederholt und R. sah sich genöthigt auf eine der Hebriden zu entfliehen. Während sich aber Eduard zum Kampfe rüstete, um ganz Schottland sich unterwürfig zu machen, brach R. 1307 mit einem zahlreichen Heere aus dem schottischen Hochlande hervor, überwältigte das feindliche Heer unter dem Grafen von Pembroke, unterwarf sich den größern Theil Schottlands, besetzte mehrere feste Punkte und errang nochmals über ein zurückgebliebenes englisches Heer einen vollständigen Sieg bei Old Meldrum. So erhielt er endlich einen Waffenstillstand mit England, den er zur Sicherstellung seiner Macht benutzte, und so kam es, daß England mit dem Ende des Jahres 1314 nur noch im Besitze einiger Festungen war. Eduard II. fiel zwar mit einem 100000 Mann starken Heere nochmals in Schottland ein, wurde aber bei Bannockburn (1314) geschlagen und konnte nur mit vieler Mühe der Gefangenschaft entgehen. R. seinen Sieg verfolgend spielte den Krieg nach England und verwüstete den größern Theil der nördlichen Provinzen, während sein Bruder mit einem Heere den Irländern zu Hülfe eilte. Durch diesen glücklichen Ausgang des Kampfes hatte R. die Landstände Schottlands für sich gewonnen und sie bewilligten ihm auf der Versammlung zu Air den Thron. Als aber die päpstlichen Legaten, welche eine Vermittelung zwischen den streitenden Parteien herbeiführen und somit dem Kriege ein Ende machen sollten, R. nicht als rechtmäßigen König anerkannten, begann er von Neuem den Kampf, bis ein 13jähriger Waffenstillstand denselben zu beendigen schien. Allein nach Eduard's II. Tode (1327) brach R. den Waffenstillstand, fiel in England ein und Mortimer, Regent während der Minderjährigkeit Eduard's III., schloß den Frieden zu Northampton, in welchem Schottland als selbstständiges Reich anerkannt wurde. Doch nur kurze Zeit erfreute sich R. der Frucht seines kampfvollen Lebens. Er starb 1329. — **R. II.**, war aus dem Hause Stuart und mit dem Hause Bruce weiblicher Seits verwandt. Als daher Robert Bruce 1329 starb und Eduard Baliol, von England unterstützt, den Sohn Bruce's zu verdrängen suchte, so führte Robert anfangs mit dem Grafen Murray, später allein die Regentschaft und behauptete sich den Engländern zum Trotze in den Gebirgen Hochschottlands. Als David Bruce nun, aus Frankreich zurückgekehrt, sich an die Spitze des Heeres gestellt hatte, ward er 1346 von den Engländern gefangen und nur mit dem Versprechen entlassen (1357), den Sohn des Königs von England, im Fall er kinderlos sterbe, zum Thronfolger zu ernennen. Als nach seiner Befreiung Bruce dieß den Ständen ankündigte, wollten diese zum Nachtheile R.'s, welcher während des Königs Gefangenschaft wieder Regent gewesen war, nichts davon hören und riefen, als David Bruce 1370 gestorben war, R. zum Könige aus. Nachdem er die unruhigen Großen, welche sich bei seinem Regierungsantritte regten, bezwungen hatte, verwickelte er sich, namentlich durch Frankreich dazu angespornt, in vielfache und unglückliche Kämpfe mit England, die den Schotten bedeutende Nachtheile brachten, zumal da immer

Digitized by Google

die Schotten es waren, die zuerſt den Frieden brachen. Er ſtarb 1390, nachdem er ſeinen jüngeren Sohn zum Mitherrſcher angenommen hatte. Dieſer, obſchon er eigentlich Johann hieß, folgte ihm unter dem Namen R. III. Der Beginn ſeiner Regierung ward beſonders durch blutige Fehden der Großen und gefährliche Räuberbanden im Hochlande bezeichnet. Später begann auch der Kampf mit England wieder, zu welchem die Heirath des Thronerben, des Herzogs von Rothſai, und der darüber zwiſchen dem Douglas und March entſtandene Zwiſt, worüber der Letztere nach England floh, die Gelegenheit bot. R. ſtarb vor Gram über ſeine Unfälle 1406. 77. 82.

Robert von Anjou, König von Neapel, der Sohn des Königs Karl II., beſtieg ungeachtet der Einſprüche ſeiner älteren Brüder, Karl Robert's, Königs von Ungarn, und Ludwig's, welcher vom Vater wenig begünſtigt den geiſtlichen Stand hatte wählen müſſen, den Thron im Mai des Jahres 1309. Ehrgeizig und herrſchſüchtig im höchſten Grade wählte er zur Realiſirung ſeiner hochfliegenden Pläne, die zunächſt die Vernichtung der deutſchen Macht in Italien und die Eroberung Siciliens bezweckten, nicht die offene Bahn der Gewalt, ſondern den ihm geläufigern und ſeiner natürlichen Ängſtlichkeit mehr zuſagenden Weg der Intrigue. Zuerſt ſich der Freundſchaft des Papſtes verſichernd wußte er bald auch die wichtigſten der zur Partei der Welfen gehörigen Städte auf ſeine Seite zu bringen und war ſo im Stande, dem Kaiſer Heinrich VII. und nach deſſen Tode auch Ludwig dem Baier ziemlich erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen. Weniger glücklich war er in ſeinen wiederholten Unternehmungen auf Sicilien (1314 und 1325) und nach dem Tode ſeines Sohnes Karl, Herzogs von Calabrien, mit welchem der Mannsſtamm der neapolitaniſchen Linie des Hauſes Anjou erloſch, ſah er ſich genöthigt, die Realiſirung dieſes Planes gänzlich aufzugeben. In trüben Ahnungen über die Zukunft ſeiner Tochter, Johanna I., die er 1333 mit Andreas von Ungarn vermählte, ſtarb er am 19. Jan. 1343, im Allgemeinen geliebt von dem Volke, welches ſeine großen Schwächen über ſeiner Güte und Gerechtigkeitsliebe vergaß. Übrigens war R. ein großer Freund der Wiſſenſchaften, beſonders aber der Philoſophie und Dichtkunſt, der er ſich ſelbſt von ſeinen Freunden Boccaccio und Petrarca aufgemuntert mit ziemlichem Erfolge widmete. Eine Sammlung ſeiner Poeſien erſchien im Jahre 1642 von Ubaldini beſorgt zu Rom. 22.

Robert (Ernſt Friedrich Ludwig), ein geſchätzter deutſcher Dichter der neueſten Zeit, am 16. Dec. 1779 zu Berlin geboren, widmete ſich, nachdem er die nöthigen Vorſtudien auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beendigt hatte, auf der Univerſität daſelbſt und dann zu Halle den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und machte darauf zu ſeiner weiteren Ausbildung eine Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich. Nach ſeiner Heimkehr verſuchte er ſich, ohne um eine Anſtellung nachzuſuchen, in der Poeſie und lebte in einer unabhängigen, ihm von glücklichen Verhältniſſen gewährten Muße. Erſt die allgemeine Bewegung im Jahre 1813 führte ihn zur Theilnahme an der Politik und er bewies durch die Übernahme einer Geſandtſchaft in das ſüdliche Deutſchland ſeine Tauglichkeit zum Geſchäftsleben genügend. Nach der Wiederherſtellung der Ruhe zog er ſich wieder in das Privatleben zurück und hält ſich jetzt, ſtets mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, abwechſelnd in Berlin und in Karlsruhe auf. Unter ſeinen Werken iſt die Tragödie: „Die Macht der Verhältniſſe" (Tübing. 1819. 8.) das bedeutendſte. Nächſt ihm nennen wir die „Kämpfe der Zeit" (Ebend. 1817. 8.), welche ein anſchauliches Bild des Lebens und Treibens während der Befreiungsjahre Deutſchlands geben. Außerdem ſind noch zu erwähnen: „Die Sylphen", eine Oper (Leipz. 1804. 8.), das Trauerſpiel: „Die Tochter Jephta's" (Tübing. 1820. 8.), die ſatyriſchen Poſſen: „Caſſius und Phantaſus" (Berl. 1824. 8.), „Staberl in höheren Sphären" (Karlsr. 1826. 8.), „Der Berliner in Spanien" (Berl. 1829. 8.)

Digitized by Google

und die Tragödie: „Omasis, oder Joseph in Ägypten", nach Baour-Lormian (Berl. 1808. 8.). Auch seine kleineren Gedichte, welche in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreut sind, verdienen Beachtung. R.'s Leistungen zeichnen sich vorzüglich durch Klarheit, Kürze und Kraft des Ausdrucks, so wie durch meisterhafte Leichtigkeit des Versbaues aus. Sein poetisches Talent offenbart sich indessen am Glänzendsten in seinen epigrammatisch-satyrischen Versuchen. 67.

Robert (Leopold), einer der berühmtesten Genremaler der neuesten Zeit, geb. im Jahre 1795 zu La Chaux de Fonds im Canton Neufchatel, wurde von seinem Vater, einem Uhrgehäusemacher, früh der Kunst gewidmet; doch ist es bemerkenswerth, daß er sich erst spät zu der seinem tiefen, ernsten Gemüthe und seinem natürlichen Hange zur Schwermuth entsprechenden Gattung entschieden hinneigte. Mehrere Jahre hindurch trieb er zu Paris mit ungewöhnlichem Eifer die Kupferstecherei, erhielt auch im Jahre 1814 einen Preis, übte sich dann unter David's Leitung im Zeichnen und Malen und beschäftigte sich später nach seiner Rückkehr in sein Vaterland bis zum Jahre 1818 mit Portraitmalerei. In dem genannten Jahre begab er sich nach Rom, und hier erhielt er durch den Eindruck, welchen die so innig ansprechenden Eigenthümlichkeiten des italienischen Volkslebens auf sein tief fühlendes Gemüth hervorbrachten, jene besondere Richtung und ausschließliche Neigung zur Genremalerei. Aber er war nicht Genremaler in dem gewöhnlichen Sinne; seine Darstellungen, obwohl nur der alltäglichen Wirklichkeit entnommen und weder umfangreich noch glänzend durch äußeren Aufwand, sind mehr als Bilder gewöhnlicher Situationen, Trachten und Physiognomien, sie sind Poesien, gleichsam Idyllen, die durch Wahrheit, Natürlichkeit und Tiefe des Ausdrucks in ungesuchter Einfachheit auf den ersten Anblick bezaubern und hinreißen, wahre Seelenmalerei. Wir erinnern nur an „die beiden Mädchen von Procida am Meeresufer," „die Frau neben den Trümmern einer Hütte," „den von seiner Geliebten bewachten Räuber," „die Pilgerinnen vor dem Kloster" (im Palaste Luxembourg in Paris), „die Schnitter in den pontinischen Sümpfen," ein treffliches Werk, welches 1831 auf der Ausstellung zu Paris die höchste Bewunderung erregte und auch von Mercury in Kupfer geätzt wurde, ferner „das Mädchen von Soncino" u. a. Arbeiten, deren mehrere zu wiederholten Malen auch auf der berliner Ausstellung prangten. Bereits 1825 ward R. Mitglied der berliner Akademie und im Jahre 1831 erhielt er vom Könige der Franzosen das Kreuz der Ehrenlegion. Aber alle noch so ehrende Zeichen von Anerkennung verfehlten ihres Eindrucks auf den immer mehr und mehr in tiefe Schwermuth versinkenden Künstler. Sein letztes Werk „die Fischer," eines der bewundertsten der neuesten Zeit, dessen hohe Vortrefflichkeit auf der letzten pariser Ausstellung allgemein anerkannt wurde, zeigt deutlich den zerrütteten Zustand des Künstlers und die Todesgedanken, mit welchen er schon bei der Bearbeitung desselben umging. Äußere Veranlassungen, die einen solchen Entschluß hätten erzeugen können, wichtige wenigstens, waren nicht vorhanden; es ist demnach anzunehmen, daß es Krankheit und mehr noch Zweifel an seinem eigenen Werthe war, was ihn zum freiwilligen Tode trieb. Er gab sich denselben am 20. März 1835. 36.

Robert Guiscard, s. Guiscard.

Roberthin (Robert), ein deutscher Liederdichter des XVII. Jahrh., 1600 zu Königsberg in Preußen geboren, widmete sich der Jurisprudenz und lebte in seiner Vaterstadt als brandenburgischer Rath und Obersecretair bei der preußischen Regierung. Er starb 1648. R. nahm sich Opitz zum Muster und dichtete in dessen Geist und Styl; auch ahmte er fleißig holländische und französische Dichter nach. Seine geistlichen und weltlichen Lieder, welche sich übrigens weit über die meisten lyrischen Versuche seiner Zeit erheben, sind in H. Albert's „Arien etlicher theils geistlicher, theils weltlicher Lieder zum Singen und Spielen" (Königsb. 1638

Digitized by Google

—1650. 8 Thle. Fol.) geſammelt. Eine Auswahl gaben Herder in ſeinen „Stimmen der Völker in Liedern", und Müller im fünften Bande ſeiner „Bibliothek deutſcher Dichter des XVII. Jahrhunderts." 67.

Robertſon (William), einer der geſchätzteſten engliſchen Hiſtoriker, 1721 zu Borthwick in Schottland geboren, widmete ſich, nachdem er von ſeinem Vater, einem armen Landprediger, eine ſorgfältige Erziehung erhalten hatte, auf der Univerſität zu Edinburg der Theologie und erhielt nach Beendigung ſeiner Studien die wenig eintragende Pfarrerſtelle zu Gladsmuire. Neben der ſorgfältigſten Erfüllung ſeiner Berufspflichten gab ſich R. mit unermüdlichem Eifer hiſtoriſchen Forſchungen hin und trat zuerſt mit ſeiner „History of Scotland, during the reigns of queen Mary and of King James II" (1759. N. E. Lond. 1809. 3 Voll. 8. 1812. 3 Voll. 8. 1817. 3 Voll. 8. Deutſch, Leipz. 1829. 6 Bde. 8.) hervor, welche ſich ſogleich eines ungewöhnlichen Beifalls erfreute und ihm, obſchon die Geſchichte der Reformation in Schottland nicht ganz unparteiiſch dargeſtellt iſt, die Lobſprüche der vorzüglichſten Gelehrten ſeiner Zeit erwarb. Als Anerkennung ſeiner Verdienſte darf man ſeine Berufung als Prediger nach Edinburg, ſeine Ernennung zum königlichen Kapellan in Schottland (1762), zum Principal der Univerſität Edinburg, ſo wie zum königlichen Hiſtoriographen Schottlands (1764) betrachten. Sein zweites Werk: „History of the reign of the emperor Charles V" (1769. N E. Lond. 1812. 4 Voll. 8. 1817. 4 Voll. 8. Deutſch von J. A. Remer, Braunſchw. 1792—1794. 3 Bde. 8.) zeichnet ſich ebenfalls durch einen richtigen Blick, durch die gelungene Sonderung des allgemein Wichtigen von dem Unwichtigen und durch eine werthvolle Einleitung über den damaligen Zuſtand Europas aus. Durch die Vorbereitungsſtudien für die Geſchichte Karl's V. entſtand die „History of America" (1777. N. E. 1812. 4 Voll. 8. 1817. 4 Voll. 8. Deutſch von J. F. Schiller, Leipz. 1777. 2 Bde. 8.), welcher allgemein das Lob großer Unparteilichkeit zugeſtanden wird. Weniger bedeutend und durch neuere Forſchungen faſt unbrauchbar geworden iſt ſeine „Historical disquisition concerning the knowledge, which the ancients had of India" (1790. N. E Lond. 1809. 8. 1812. 8. Deutſch von G. Forſter, Berl. 1792. 8.). — R.'s Geſchichtswerke haben ihr Hauptverdienſt in der einfachen, verſtändigen, klaren Darſtellung und in der Unparteilichkeit bei der Zuſammenſtellung der Thatſachen; etwas mehr Lebhaftigkeit und Feuer wäre jedoch allen zu wünſchen. R. ſtarb am 11. Juni 1793 auf ſeinem Landgute Grange-Houſe. „Works", Lond. 1812. 12 Voll. 8., Edinb. 1813. 6 Voll. 8., Lond. 1820. 12 Voll. 8. (Vergl. D. Stewart's „Account of the life and writings of W. Robertson", Lond. 1801. 8.) 67.

Robespierre (ſpr. Robespiär) (François Maximilian Joſeph Iſidor), der fürchterlichſte aller Charaktere der franzöſiſchen Revolution, geb. 1759 zu Arras, war der Sohn eines liederlichen Advocaten, der ſeine Familie endlich verließ und nach Amerika ging, und ward nach dem Tode ſeiner Mutter (1768) nebſt einem jüngern Bruder (ſ. d. folg. Art.) und einer Schweſter gänzlich Waiſe. Der Biſchof von Arras, de Conzié, nahm ſich aber ſeiner an und ſchickte ihn ins Collége Louis le grand nach Paris, wo er ſich zwar ſehr auszeichnete, aber auch bereits ſeinen verſchloſſenen Charakter und ſeine innerſte Neigung zum Republikanismus, welche durch einen ſeiner Lehrer, Hérivaux, einen blinden Bewunderer der Alten, beſonders genährt wurde, bemerklich machte. Nach ſeinem Austritte aus dem Collége widmete er ſich dem Studium der Rechte und ließ ſich dann als Advocat in ſeiner Vaterſtadt nieder. Im Jahre 1784 erhielt er für die Beantwortung einer von der Akademie zu Metz aufgeſtellten philoſophiſchen Frage den Preis und um dieſelbe Zeit gewann er einen Proceß gegen die Schöffen von St. Omer, welche ſich der Errichtung von Blitzableitern widerſetzt hatten. Die bei dieſer Gelegenheit

Digitized by Google

von R. gehaltene Vertheidigungsrede ist übrigens auch deßwegen merkwürdig, weil darin Ludwig XVI. mit Lobeserhebungen überschüttet ist, ein Beweis, daß der später so schrecklich sich äußernde Königshaß, wie überhaupt das ganze Auftreten R.'s, nur als das Erzeugniß einer durch das Zusammentreffen der Umstände und glückliche Erfolge rege gemachten Eitelkeit und Herrschsucht, die zuletzt bei einem keineswegs glänzenden, vielmehr ziemlich untergeordneten und seiner wahren Schwäche sich bewußten Geiste inmitten des Drängens der Ereignisse in Fanatismus überging, anzusehen ist. Den eben angeführten Erfolgen und der dadurch erlangten Popularität hatte R. im Jahre 1789 seine Wahl als Deputirter seiner Vaterstadt in die constituirende Versammlung zu danken. Hier blieb er anfangs durchaus unbeachtet, auch zog er es damals entweder aus Mangel an Selbstvertrauen oder vielleicht aus Klugheit vor, zu schweigen und nur in Caffeehäusern und Restaurationen hörte man ihn häufig den Anwesenden seine Ideen von Freiheit und Gleichheit vortragen. Erst als der dritte Stand am 17. Juni zur Nationalversammlung sich erklärt hatte, ließ er sich in der nun gewonnenen Überzeugung, daß von der Regierung wenig mehr zu fürchten sei, häufiger vernehmen und fing an die Sprache anzustimmen, die später im Convente die herrschende wurde. In der Nationalversammlung indeß wurden alle seine Vorschläge, wie z. B. der einer unbegrenzten Preßfreiheit, der Eröffnung der verdächtigen Briefe, ferner seine Forderung, alle Verdächtigen fest zu nehmen u. a. m., zurückgewiesen. Doch hatte er seinen Zweck, Popularität zu erhalten, erreicht und schon wurde er in den revolutionairen Blättern als der Unbestechliche gerühmt und allen guten Patrioten empfohlen. Höher stieg er in der Gunst des erhitzten Volks, als er sich nach den Ereignissen des 5. und 6. Oct., obwohl ebenfalls ohne Erfolg, dem von der Municipalität vorgeschlagenen Gesetze gegen Zusammenrottirungen widersetzt hatte und zwar unter dem Vorgeben, die Aristokratie sei die Urheberin alles Übels und das Volk genöthigt, sich selbst seine guten Rechte wieder zu verschaffen. Wie sehr aber R. bei allen diesen Anlässen nur nach den Impulsen seiner Eitelkeit und Eifersucht, welche Niemand neben sich leiden mochte, handelte, geht daraus hervor, daß er gegen Mirabeau den Prinzen Condé und den als entschiedenen Royalisten bekannten Lautrec, dann selbst auch die Priesterschaft vertheidigte, während er bald darauf wieder die aufrührerischen Soldaten von Nanci für gute Patrioten erklärte. Auf gleiche Weise wollte er die Todesstrafe bald nur unter der Bedingung einmüthiger Zustimmung, ein andres Mal wieder gar nicht zulässig finden und so zeigte er sich stets nur als politischer Tartufe. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde auch R. schwerlich etwas Anderes geworden sein, als ein berüchtigter Advocat, aber die Revolution hatte ihn in eine Bahn geworfen, auf welcher er anfangs in seiner Eitelkeit frech und unbesorgt, zuletzt aber, als kein Rückschritt mehr möglich war, nur um sich zu erhalten, schrecklich und blutig vorwärts schritt, bis zu seinem eben so schrecklichen Ende. Die Flucht des Königs im Juni 1791, welche alle wahren Patrioten in Bestürzung versetzte, beunruhigte auch ihn lebhaft und zwar so, daß er selbst im Jakobinerclub, dem er schon seit seiner Gründung angehörte, seine Bedenklichkeiten laut äußerte; aber kaum erfuhr er die gewaltsame Rückkehr des Königs, so fiel er auch trotziger wie je in seinen alten Ton zurück und war der Erste, der die Behauptung aufstellte, daß der König und die Königin dem Richterstuhle der Nation anheimgefallen seien. Er konnte es ungestraft, denn mit Macht brach jetzt die Gewalt der Pöbelherrschaft herein; im Triumphe begleitete ihn die erhitzte Menge aus der letzten Sitzung der Nationalversammlung (30. Sept. 1791) und einstimmig ward er zum öffentlichen Ankläger bei dem Criminalgerichte des Seinedepartements ernannt. Péthion, sein Freund, hatte das Amt des Maires und Danton die Stelle als Substitut des Procureurs der Commune erhalten. Unter der Leitung eines solchen Kleeblattes mußte die demokratische Richtung in der

Hauptstadt bald die Oberhand gewinnen und besonders thätig war R., den freilich nur unkräftigen Beschlüssen der seit der Auflösung der constituirenden Versammlung zusammengetretenen gesetzgebenden Versammlung entgegenzuarbeiten. Da er in der letztern keinen Sitz hatte erhalten können, so ließ er sich jetzt häufiger und mit steigendem Gewicht im Jakobinerclub vernehmen; aber alle seine Invectiven waren gegen den König gerichtet, während er das Verlangen der Girondisten nach Krieg heftig bekämpfte, abermals ein Zeichen, daß er alles Entscheidende im Grunde fürchtete. Überhaupt machte ihm damals noch der Kampf des Königthums mit der Revolution so große Besorgniß, daß er sogar in dem von ihm redigirten Journale „Defenseur de la constitution" durchaus gemäßigte Ansichten vertheidigte. So war er auch seiner Gewohnheit gemäß, stets zu fehlen, wenn es zum offenen Kampfe kam, bei den Ereignissen des 20. Aug. 1792 nicht nur unthätig, sondern selbst unsichtbar; als aber das Volk gesiegt hatte, erschien er auf dem Stadthause und ließ sich von seinem Anhange in die Municipalität wählen, nahm aber eben so wenig thätigen Theil an den Gräueln der Marseiller Bande, obwohl er im Grunde als einer der Haupturheber derselben anzusehen ist. Als Deputirter des am 21. Sept. 1792 zusammengetretenen Nationalconvents ward er seiner Zweideutigkeit wegen von den Girondisten, unter anderen von Louvet, am 29. Oct. heftig angegriffen, aber es gelang ihm acht Tage später mit Hülfe seiner Freunde, besonders Marat's, einen vollständigen Sieg über seine Gegner zu erlangen. Seitdem brütete er das Verderben der ihm verhaßten Partei, doch verschob er noch den entscheidenden Schritt bis zur Beendigung des Processes gegen den König. Derselbe hatte seit dem 30. Nov. begonnen, und hier war es vorzüglich R., welcher auf die Verurtheilung Ludwig Capet's als auf eine politische Maßregel hinwies; denn er sagte: „Ludwig muß sterben, wenn das Vaterland leben soll." Ludwig fiel und bald nach ihm Péthion, jetzt nicht mehr der Freund, sondern wie fortan jeder, der Nebenbuhler R.'s, der nun vorwärts mußte auf der Bahn, die er selbst mit hatte ebnen helfen. Sein Werk war das Revolutionstribunal (9. Mai 1793), mit ihm der Terrorismus, der seitdem das unglückliche Frankreich bis zum Tode seines Urhebers zerfleischte. Unter der blutigen Hand des Dictators fiel zuerst die Blüthe der Gironde (s. d. Art.), dann ohne Unterschied jeder, welchen der Wohlfahrtsausschuß als Aristokrat, Föderalist, Girondist, gemäßigt, verdächtig ꝛc. bezeichnen mochte; auch die Königin, der Herzog von Orleans und später die Prinzessin Elisabeth büßten ihren Namen mit dem Tode. Kurz, alle die Gräuel, welche nach dem Tode des Königs und dem Sturze der Gironde Frankreich befleckten, alles Blut und Elend dieser schrecklichen Zeit, sie klagen R. an als ihren Urheber, wenn auch nicht immer Vollstrecker. Zuletzt in seinem Fanatismus schonte der Blutmensch auch seiner Freunde und Schergen nicht mehr. Danton, Desmoulins, Anacharsis Cloots u. A. m. ihm verdächtig, verfielen der Guillotine, nicht minder viele der stets von dem Tyrannen gefürchteten Generale der Armee; Alles zitterte vor dem Blutmenschen, der in seiner Unsinnigkeit sogar nicht verschmähte, durch einen Beschluß des Nationalconvents das Dasein eines höchsten Wesens anerkennen zu lassen (7. Mai 1794). Aber schon nahte sein Ende. Die allgemeine Erstarrung löste sich und die Furcht der unaufhörlich durch den Henker Bedrohten ermannte sich zur Rettung des eigenen Lebens. Billaud Varennes, Collot d'Herbois u. A. verbanden sich zu seinem Sturze. Tallien, ihr Genosse, wagte es am 27. Juli 1794 in der Sitzung des Convents über den Gefürchteten herzufallen; laut erscholl der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen" und ohnmächtig, denn zu schwach war seiner Freunde Schutz, übergab sich der Gefürchtete nebst Couthon und St. Just den Huissiers. Abgeführt in den Palast Luxemburg gelang es ihm zwar auf das Gemeindehaus zu entkommen und seine Freunde um sich zu versammeln, aber der Convent erklärte ihn und seine Anhänger außer dem Gesetze;

Digitized by Google

Mann an der Kirche des Ortes, dessen Namen das Pronomen und ein Substantiv (z. B. Wer-ben, Wer-der, Wer-dau, Wer-bau, Wer-bis, Wer-big, Wer-ben, Wer-bau, Wer-bis, Wer-big, Wer-ben, Wer-bau, Wer-bis, Wer-big, Wer-ben

ſon's Erdumſchiffung unter dem Pſeudonym Richard Walter (London 1748), welche in mehrere Sprachen überſetzt worden iſt. 26.

Robinſon (Marie), geborene Darby, eine bekannte engliſche Schauſpielerin, 1758 zu Briſtol geboren, erhielt von ihrem Vater, einem reichen Kaufmanne, der aber ſpäter durch unglückliche Speculationen verarmte, eine ſorgfältige Erziehung, ſcheint jedoch in ihrem ſittlichen Betragen nicht ganz tadellos geweſen zu ſein und ſogar noch, nachdem ſie ſich mit Robinſon, einem ganz gewöhnlichen Manne ohne Vermögen, verheirathet hatte, die Mittel zu ihrem Aufwande nicht auf die feinſte Weiſe herbeigeſchafft zu haben. Endlich entſchloß ſie ſich ihr Glück auf der Bühne zu ſuchen, wo ſie auch durch ihre Schönheit und durch die ergreifende Wahrheit, mit der ſie ihre Rollen ſpielte, ungewöhnlichen Beifall erwarb. Sie zog ſich jedoch bald wieder, als es ihr gelungen war, mit dem Kronprinzen eine Liebſchaft anzuknüpfen, von dem Theater zurück und vergeudete, nachdem dieſe Verbindung aufgehört hatte, den Ertrag ihrer Schande mit einem jungen liederlichen Officiere, in den ſie ſich verliebt hatte. Auch mit dem berühmten Staatsmanne Fox ſoll ſie eine Intrigue angeſponnen haben. Um den Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen, machte ſie 1783 eine Reiſe durch Frankreich und Deutſchland und ſoll allenthalben den möglichſt größten Vortheil aus ihren Reizen gezogen haben. Nach ihrer Heimkehr trat ſie als Schriftſtellerin auf und ſah ihre Verſuche ſchnell von einem unerwarteten Erfolge gekrönt. Ihre Gedichte („Poems," Lond. 1775. 2 Voll. 8. N. E. Lond. 1806. 3 Voll. 8) zeichnen ſich durch lebhafte Phantaſie, tiefes Gefühl, wohlklingende Sprache und gelungenen Versbau aus. Geringeren Werth haben ihre dramatiſchen Leiſtungen und ihre vielgeleſenen Romane, unter welchen „Vacenza" (1792, deutſch von K. P. Moritz, Berlin 1793. 8.); „The Widow" (1796, deutſch, Leipz. 1798. 12.); „Angelina" (1796, deutſch von G. C. Reich, Erlang. 1799—1800. 2 Thle. 8.); „Walsingham" (1798, deutſch, Berlin 1799. 4 Thle. 8.); „The false friend" (1799, deutſch von W. Schenk, Rudolſt. 1800—1801. 5 Thle. 8.) und „Hubert de Sevrac" (1797, deutſch, Halle 1797—1798. 2 Thle. 8.) die bekannteſten ſind. Leichtigkeit der Darſtellung und Originalität der Erfindung können dieſer Schriftſtellerin, welche den ihr von den engliſchen Kritikern gegebenen Beinamen Sappho ſowohl ihres Talents als ihrer Liederlichkeit wegen verdient, nicht abgeſprochen werden und ihre Leiſtungen würden ſich eines höhern Kunſtwerthes erfreuen, wenn ſie nicht alle in großer Haſt entworfen und mit großem Leichtſinne, der nur den Erwerb berechnete, ausgeführt wären. Sie ſtarb am 25. Dec. 1800 zu Englefield-Green in der Grafſchaft Surrey. 67.

Robinſon (Lord Goderich), ſ. Ripon.

Robinſonaden. Wenigen Menſchen unſerer Generation wird der Name **Robinſon** mit der ſich an ihn knüpfenden Erzählung unbekannt ſein, obſchon die Zeit der R. (wie man die unzähligen, größtentheils faden Nachahmungen des Originalromans nennt) längſt vorüber iſt. Die urſprüngliche Erzählung verdankt folgendem Ereigniſſe ihre Entſtehung. Alexander Selkirk, um 1680 zu Largo in der Grafſchaft Fife in Schottland geboren, wurde, nachdem er von früher Jugend an auf engliſchen Schiffen gedient hatte, auf einem Caperſchiffe unter dem Capitain Stradling zum Unterbefehlshaber ernannt und machte als ſolcher einen Seezug nach dem Südmeere mit, wo er in Folge zwiſchen ihm und dem Capitain entſtandener Mißverhältniſſe auf der Inſel Juan Fernandez ausgeſetzt ward (1705). Vier Jahre und vier Monate brachte er hier unter großen Entbehrungen hin, bis ihn 1709 ein kleines Geſchwader unter dem Capitain Woodes Rogers aufnahm und zum Steuermannsgehülfen ernannte. Nach einer zweijährigen Fahrt kam endlich Selkirk nach England zurück, wo er ſeine überſtandenen Abentheuer niederſchrieb und dem bekannten Novelliſten Defoe (ſ. d. Art.) zur Durchſicht übergab.

Digitized by Google

Dieſer, ſogleich den Vortheil, welchen er durch die Bearbeitung des in ſeine unredlichen Hände gefallenen Stoffes bringen konnte, einſehend, gab dem ſchlichten Seemanne die ausgebeuteten Papiere mit dem Bemerken, die Leſewelt nehme an der Erzählung ſolcher nicht ſeltener Abentheuer keinen Antheil, zurück, änderte den Namen des Helden und brachte nach vielem Bemühen den vielgeleſenen Roman „Robinſon Cruſoe" (1718) zum Vorſchein. Außer dem Namen des Helden hatte der literariſche Freibeuter auch die Zeit und den Ort der Begebenheiten geändert; er verlegte die Scene auf eine der Caraiben beim Ausfluſſe des Oronoko, ſchob ſie um ein Jahrhundert zurück und ließ Robinſon's Aufenthalt auf der wüſten Inſel 28 Jahre währen. In der neueſten Zeit hat man Defoe mit großer Mühe, aber nicht mit ganz günſtigem Erfolge zu reinigen geſucht. Die Berühmtheit des Romans, der ſeinen Beifall nicht der Darſtellung des Erzählers, ſondern nur dem Intereſſe des Erzählten zu verdanken hat, verbreitete ſich bald über ganz Europa; in allen Ländern erſchienen bald Überſetzungen und Nachahmungen; bald gab es einen holländiſchen (1721), einen franzöſiſchen (1723), einen italieniſchen (1722), einen ſächſiſchen (1723), einen ſchleſiſchen (1723), einen ſpaniſchen (1726), einen amerikaniſchen (1724), einen geiſtlichen (1723), einen moraliſchen (1724), einen mediciniſchen (1732), ſogar einen Buchhändler Robinſon (1723). Längſt war die Luſt an dieſer Lectüre verſchwunden, als ſie von Neuem durch J. A. Wezel (1779), J. H. Campe (1779) und C. F. Sander (1784), welche auf den glücklichen Einfall geriethen, dieſen ergiebigen Stoff zu pädagogiſchen Zwecken zu verarbeiten, wieder angeregt ward. (Vergl. „Bibliothek der Robinſone", von J. C. L. Haken, Berl. 1805—1808. 5 Bde. 8.) 67.

Robuſti (Giacomo), ſ. Tintoretto.

Rochambeau (ſpr. Roſchangbo) (Jean Baptiſte Donatien de Vimeur, Graf von), Marſchall von Frankreich, wurde am 1. Juli 1725 zu Vendôme geboren und widmete ſich anfangs, als der jüngere Sohn der Familie, dem geiſtlichen Stande. Der Tod ſeines älteren Bruders indeß gab ihn der Welt zurück und er wählte die kriegeriſche Laufbahn, auf welcher er ſeit 1742 genugſam Gelegenheit fand, ſich auszuzeichnen. Nachdem er bereits an einigen Feldzügen in Deutſchland rühmlichen Antheil genommen hatte, erwarb er ſich in den Niederlanden und zwar meiſt an der Spitze der Avantgarde das beſondere Wohlwollen des Marſchalls von Sachſen und des Grafen von Clermont, auf deſſen Veranlaſſung er ſchon im Jahre 1747 das Commando des Infanterieregiments la Marche erhielt. An der Spitze deſſelben wohnte er der Schlacht bei Lafeld bei, wo er ſchwer verwundet wurde, und nahm dann an dem Feldzuge von 1748, beſonders an der Belagerung von Maſtricht, rühmlichen Antheil. Nach dem Frieden beſchäftigte er ſich als Gouverneur von Vendôme ausſchließlich damit, ſein Regiment zu einer Muſtertruppe auszubilden und er hatte in der That die Genugthuung, daſſelbe allgemein als das beſte der Armee anerkannt zu ſehen. Schon damals nämlich legte er den Grund zu den bis dahin bei der Infanterie unbekannten Jägercompagnien, deren Einführung ſpäter allgemein wurde, und ſelbſt Napoleon gab im Jahre 1803 dem Veteranen ſeine beſondere Zufriedenheit darüber zu erkennen. Beim Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges ward er aufs Neue in Activität geſetzt und ſchon 1756 bewährte er bei der Erſtürmung von Mahon (Minorca) ſeinen hohen Ruf. Während der Feldzüge in Weſtphalen wird ſein Name nicht minder mit Auszeichnung genannt und an ihm lag es wenigſtens nicht, wenn die franzöſiſchen Heere gegen das überlegene Genie Ferdinand's von Braunſchweig nichts Erhebliches ausrichten konnten. Seit 1763 fungirte R. in verſchiedenen hohen Militairämtern und 1780 erhielt er als Generallieutenant das Commando des 6000 M. ſtarken Corps, welches zur Unterſtützung der Amerikaner eingeſchifft wurde. Mit gewohnter Überſicht nahm er ſogleich nach ſeiner Landung eine vortheilhafte Poſition in

Rhode-Island, rückte dann gegen Newyork vor, um den englischen General Clinton an den beabsichtigten Operationen gegen Washington zu verhindern, verband sich hierauf mit letzterem und zwang den General Cornwallis sich in Yorktown zu ergeben, ein Schlag, durch den bekanntlich Amerika frei wurde. Hochgefeiert kehrte er jetzt nach Frankreich zurück, um das ihm verliehene Commando der Picardie zu übernehmen. Beim Ausbruche der Revolution zeigte er sich den Grundsätzen derselben, obwohl im gemäßigten Sinne, geneigt und erhielt deßhalb, als er das Kriegsministerium ausgeschlagen hatte, das Commando der Nordarmee, welche in Flandern gegen Östreich kämpfen sollte. Die völlige Desorganisation derselben aber veranlaßte ihn, seine Entlassung zu geben, worauf er sich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurückzog. Im folgenden Jahre indeß fand er sich bereits auf der Liste der von Robespierre Geächteten und nur dem Falle des Letzteren verdankte er seine Rettung. Seitdem lebte er ungestört in stiller Zurückgezogenheit und starb als Großofficier der Ehrenlegion am 13. Mai 1807. Seine interessanten Memoiren erschienen von Luce de Lancival besorgt im Jahre 1809. — Sein Sohn, Donatien Marie Joseph de Vimeur, Vicomte de R., geb. 1750, wählte ebenfalls die militairische Laufbahn und zeigte sich in Westindien als tapfern und unerschrockenen Krieger. Doch ist ihm vorzüglich mit der Verlust Domingos zuzuschreiben, indem er nach Leclerc's Tode als Oberbefehlshaber durch unzeitige Strenge den Bruch unheilbar machte. Zur Capitulation gezwungen ergab er sich im Jahre 1803 den Engländern und blieb Gefangener bis 1811. Erst 1812 trat er als Divisionsgeneral wieder ein, zeichnete sich bei Bautzen rühmlich aus und fiel am 18. Oct. 1813 in der Schlacht bei Leipzig. 22.

Roche (Sophie de la), s. Laroche.

Rochechouart (Fr. Ath. Marquise de), s. Montespan.

Rochefoucauld (spr. Roschefucohl) (François VI., Herzog de la), 1613 geboren, stammte aus einer durch ihre Dienste in Krieg und Frieden ausgezeichneten Familie und galt selbst durch seinen Geist und durch seine Tapferkeit als eine der vorzüglichsten Zierden seiner Zeit. Obschon durch eine vernachlässigte Erziehung der gewöhnlichsten gelehrten Kenntnisse entbehrend, wußte er diesen Mangel durch einen feinen Beobachtungsgeist und eine leichte Auffassungsgabe zu ersetzen. Sein aufstrebender Ehrgeiz, so wie seine Verbindung mit der Herzogin von Longueville veranlaßten ihn an den Unruhen der Fronde thätigen Antheil zu nehmen, welches thörichte Beginnen er in der Schlacht von Saint-Antoine beinahe mit dem Verluste seiner Augen gebüßt hätte. Nachdem durch die Thronbesteigung Ludwig's XIV. die Ruhe hergestellt war, zog er sich in das Privatleben zurück und machte sein Haus zum Sammelplatze der meisten durch Geburt, Geist oder Talent ausgezeichneten Männer seiner Zeit. Während dieser ungestörten Muße schrieb er seine „Mémoires sur les brigues à la mort de Louis XIII." (Col. 1662. 12. N. E. Par. 1804—1817. 2 Voll. 18.), welche sich durch rücksichtslose Wahrheitsliebe und Einfachheit und Klarheit der Darstellung auszeichnen, so wie die allbekannten und oft gedruckten „Maximes et reflexions morales" (Par. 1663. 12. N. E. Par. 1813. 12. 1815. 8. Deutsch von F. Schulz, Bresl. 1793. 8.), worin er den leider nur allzuwahren Satz, daß die Triebfedern aller menschlichen Handlungen nur der Eigennutz und die Eigenliebe sind, mit großem Scharfsinne und mit einem auf vielfache Beobachtungen gegründeten und überzeugenden Ernste durchführt. Er starb 1680. — Aus derselben Familie stammte François Alexandre Fréderic, Herzog von Rochefoucauld, Pair von Frankreich und vor der Revolution bekannter unter dem Namen des Herzogs von Liancourt, am 11. Jan. 1747 geboren und bis zum Ausbruche der Revolution am Hofe angestellt. Als Deputirter des Adels von Clermont bei den Generalstaaten

zeigte er sich den revolutionairen Ideen hold und drang besonders auf Abstellung der Mißbräuche in der innern Verwaltung, in den Finanzen und in der Polizei. Auch soll er hauptsächlich den König zur Zurückberufung Necker's bewogen haben. Für die Aufhebung der Adelsprivilegien stimmte er sogleich und schickte seine Decoration dem Könige zurück. Später beschäftigte er sich eifrigst mit dem Armenwesen Frankreichs und suchte den König mit Kraft gegen die Anschuldigungen der Parteimänner zu vertheidigen, bis ihn das Übergewicht republikanischer Ideen zwang, nach dem 10. Aug. 1792 eiligst die Flucht zu ergreifen. Er ging über England nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, die er fast nach allen Richtungen durchreiste, bis ihm die Revolution des 18. Brumaire (9. Nov. 1799) erlaubte, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Güter waren verkauft, aber die seiner Gemahlin, welche sich zum Scheine von ihm hatte scheiden lassen, erhalten. Ohne sich weiter in die Staatsangelegenheiten zu mischen, errichtete er eine Spinnfabrik und eine Seidenmanufactur, welche bald große Bedeutung gewannen. Napoleon gab ihm zur Belohnung seiner Verdienste das Kreuz der Ehrenlegion, ohne ihn jedoch an seine Person fesseln zu können. Nach der Restauration ward er zum Pair von Frankreich ernannt. Als Mitglied der Kammer zeigte er seine früheren freisinnigen Ansichten unverholen, wodurch er sich den Haß und die Anfeindung des Ministerium Corbière zuzog. Seitdem lebte er ruhig zu Liancourt und widmete seinen Fleiß der Gründung und Erhaltung wohlthätiger Anstalten. Er starb am 26. März 1827 zu Paris. Unter seinen Schriften sind die „Voyages dans les Etats-Unis d'Amérique, faits en 1795 — 1797" (Par. 1799. 8 Voll. 8. Deutsch, Hamb. 1798—1799. 3 Bde. 8.), worin er den Zustand der Künste, des Ackerbaues, des Handels und der Unterrichtsanstalten Nordamerikas genau beschreibt, die bedeutendste. Frankreich verdankt dem von den Ultras aller Parteien angefeindeten Ehrenmanne außerdem die Einrichtung der ersten Normalschule für angewandte Geometrie und Mechanik zu Paris und die Einführung der Pockenimpfung in ganz Frankreich. 66.

Roche-Jacquelin (spr. Rosche schak'läng) (Henri de la), einer der tapfersten Krieger der Vendée, 1773 auf dem Schlosse la Durbelière bei Châtillon geboren, erhielt seine Erziehung auf der Militairschule zu Sorèze und diente dann in der Garde Ludwig's XVI. Nach dem Ausbruche der Revolution entfernte er sich aber von der Hauptstadt, um sich den Vertheidigern des Königthums in der Vendée anzuschließen, und ward zum Anführer eines Theils der Insurgenten gewählt. Er trug durch seine Klugheit, so wie durch seine Entschlossenheit viel zu den Siegen bei Beaupreau und Fontenay und zur Erstürmung von Saumur bei und ward, nachdem die Armee der Vendée von den Republikanern über die Loire zurückgedrängt worden war, einstimmig zum Oberbefehlshaber erwählt. Er drang sogleich, um die Küste der Bretagne, wo eine von den Engländern versprochene Unterstützung eintreffen sollte, zu erreichen, gegen Laval vor, nahm diese Stadt und schlug die republikanische Armee in einem blutigen Treffen. Sein trefflicher Plan, sich mit den Engländern zu vereinigen, ward jedoch durch die Hartnäckigkeit der Vendéer, welche nur in ihrem Geburtslande fechten wollten, vereitelt und somit ging auch die einzige Gelegenheit, mit gemeinschaftlichen Kräften die Vendée zu retten, auf immer verloren. So tapfer er sich auf dem Rückzuge gegen seine zahlreichen Verfolger hielt, so mußte er doch nach der unglücklichen Schlacht bei Mans mit Schmerz die gänzliche Auflösung seines Heeres sehen. Nachdem er einige Zeit unter allen möglichen Entbehrungen umhergeirrt war, gelang es ihm, einen Theil der Flüchtlinge wieder zu sammeln, mit welchen er sich, jedoch vergebens, dem Andrange der wüthenden Feinde widersetzte. In einzelnen Gefechten that er der republikanischen Armee noch immer großen Abbruch, bis er am 4. März 1794 in einem Scharmützel bei Chollet von einem feindlichen Grenadier, den er

gefangen nehmen wollte, niedergeschossen ward. Tapfer und anspruchslos erinnert R.-Jacquelin lebhaft an die ritterlichen Ahnen seines Landes. Noch jetzt nennen die Vendéer seinen Namen mit Begeisterung und feiern seine Thaten in kriegerischen Gesängen und Volksliedern. — Sein jüngerer Bruder, Louis Duvergier, Marquis de la R.-Jacquelin, 1777 zu Saint-Aubin de Beaubigné geboren, diente zuerst in der englischen Armee und lebte dann ruhig in Frankreich. Während der hundert Tage stellte er sich an die Spitze der Vendéer und errang manchen Vortheil über seine Gegner, bis er am 3. Juni 1815 in einem Gefechte an der Seeküste, wo er die Ausschiffung von England gesendeter Waffen schützen wollte, blieb. — Seine Gemahlin, Marie Louise Victoire, Marquise de la R.-Jacquelin, die einzige Tochter des Marquis von Donnissan, am 25. Oct. 1772 zu Versailles geboren, nahm schon als Gemahlin des vendéeschen Generals, Marquis de Lescure, Theil an allen Beschwerden des Krieges und folgte fast stets dem Heere, welchem sie ihre Begeisterung für die Sache des Königs mitzutheilen suchte. Nach dem Tode Lescure's (1793) lebte sie zurückgezogen, bis sie die Offenbarwerdung ihrer Verbindung mit der königlichen Familie zwang nach Spanien zu entfliehen, von wo sie 1800 zurückkehrte, um sich mit R.-Jacquelin zu vermählen. Während der hundert Tage suchte sie von Neuem eine Zuflucht in Spanien und kam nach dem Tode ihres Gemahls und nach der zweiten Restauration nach Paris, wo Ludwig XVIII. ihren ältesten Sohn zum Pair von Frankreich ernannte und ihm das Officiercorps der preußischen Armee als Anerkennung der großen Verdienste seiner Familie um die Sache des Königthums einen prächtigen Ehrendegen überreichte. Die Geschichte ihres vielbewegten Lebens erzählt die Marquise in ihren für die Zeitgeschichte merkwürdigen „Mémoires" (Par. 1815. 2 Voll. 8. Deutsch von K. Müchler, Berl. 1817. 2 Thle. 8.) mit großer Treue und Wahrheit. — Der jüngste Bruder des Vendéehelden, Graf August de la R.-Jacquelin, 1783 in Poitou geboren, machte unter Napoleon den Feldzug nach Rußland mit, wo er gefangen ward, und trat nach seiner Befreiung auf die Seite der Bourbons, zu deren Gunsten er während der hundert Tage die Vendée insurgirte und unter dem Oberbefehle seines Bruders focht. Während des Feldzugs der Franzosen nach Spanien befehligte er eine Cavalleriebrigade. Im Jahre 1835 war er wegen der durch die Herzogin von Berry in der Vendée erregten Unruhen in eine ernsthafte Untersuchung verwickelt und kam deßhalb wieder nach Paris, ward aber freigesprochen. 66.

Rochelle (spr. Roschell) (La), eine im französischen Departement der Niedercharente am atlantischen Meere gelegene befestigte See- und Handelsstadt mit 16000 Einw. und einem sichern Hafen, ist geschichtlich von einiger Bedeutung durch die Wichtigkeit, welche sie über 50 Jahre lang als Hauptwaffenplatz und Stützpunkt der Hugenotten behauptete. Bereits 1570 war R. den Reformirten in Folge des Friedens von St. Germain en Laye als Sicherheitsplatz übergeben und von denselben nach der Bluthochzeit (1572) gegen alle Angriffe acht Monate lang mit Erfolg vertheidigt worden. Der Friede von 1573 brachte die Stadt zwar wieder in die Gewalt der Katholiken, aber 1598 ward sie von Heinrich IV. abermals zurückgegeben. Von jetzt an blieb sie der Sammelplatz der Hugenotten bis zum Jahre 1628, wo sie nach langer ruhmvoller Vertheidigung dem Heere der Katholiken erlag. Sie wurde geschleift und verlor für lange Zeit ihren frühern Wohlstand. Erst seit dem vorigen Jahrh. hat sie sich wieder gehoben. (Vergl. d. Art. Ludwig XIII.) 15.

Rochen, lat. **nantes rajae** (Linn.); franz. raies; engl. scates, bilden nach Linné eine Gattung der Knorpelfische, deren Kennzeichen ein ganz flacher, breiter Körper ohne abgesonderten Kopf, das Maul an der Bauch-, die Augen auf der Rückenseite und 5 Luftlöcher in der Halsgegend sind. Sie leben nur in salzigem

Waſſer, ſind Raubfiſche und legen wenige, aber ziemlich große ſchwarzbraune Eier mit 4 Spitzen, die man ſonſt unter dem Namen Seemäuſe auch in der Medicin gebrauchte. Man theilt ſie in R. mit ſpitzen und mit ſtumpfen Zähnen. Zu erſteren gehört der Krampffiſch oder Zitterroche im mittelländiſchen Meere mit braunem weiß geſprenkeltem Rücken und weißem Bauche, der Alles, was ihn berührt, mit einem ſtarken Schlage erſchüttert, welche Erſcheinung man theils ſeinen ſtarken Muskeln, theils einer elektriſchen Kraft zugeſchrieben hat. 30.

Rocheſter (ſpr. Ratſch'ſter) (John Wilmot, Graf von), ein geiſtreicher engliſcher Satyriker, 1648 zu Ditchley in der Grafſchaft Oxford geboren, machte nach Beendigung ſeiner Studien eine Reiſe durch Frankreich und Italien und kam dann an den verdorbenen Hof Karl's II., wo er bald als der feinſte und geiſtreichſte Geſellſchafter, aber auch als der zügelloſeſte Wüſtling galt. Die Ausbrüche ſeines Witzes und ſeiner Satyre blieben ſo wenig in den erlaubten Schranken, daß ihn der König vom Hofe verbannen mußte. R. erſcheint in ſeinem ganzen Leben als ein höchſt verächtlicher Menſch, deſſen freche und wilde Ausſchweifungen nur durch ſeinen Witz und ſeine Geiſtesüberlegenheit Duldung finden konnten. Viele treffliche Männer ſeiner Zeit, beſonders Dryden, hat er auf gemeine Weiſe mißhandelt und überhaupt ſein Talent zur Satyre ſtets mißbraucht. Er ſtarb, von Ausſchweifungen jeder Art erſchöpft, am 26. Juli 1680 in der Blüthe ſeiner Jahre und hinterließ dem gelehrten Biſchofe Burnet den Glauben, ihn noch kurz vor ſeinem Ende bekehrt zu haben. Das einzige ſeiner Werke, welches auf einigen Kunſtwerth Anſpruch machen kann, iſt die „Satyre gegen die Menſchheit" („Satyr against Mankind"), worin er die Eitelkeit und Schwäche der menſchlichen Natur durch kauſtiſche Bemerkungen recht anſchaulich macht. Seine galanten und witzigen Lieder zeichnen ſich durch Leichtigkeit und Heiterkeit aus, ſind aber in hohem Grade unſittlich. „Works" (Lond. 1709. 8. 1756. 8.). 67.

Rochlitz (Friedrich), ein beliebter deutſcher Erzähler und muſikaliſcher Schriftſteller, am 12. Febr. 1770 zu Leipzig geboren, widmete ſich, nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien beendigt hatte, auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt der Theologie, welche er aber ſpäter wieder aufgab, um ſich ausſchließend mit der Poeſie und mit der muſikaliſchen Theorie und Kritik zu befaſſen. Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, ſondern lebte bis jetzt als allgemein geſchätzter Privatgelehrter in Leipzig, wo er eine vielgeleſene „Muſikaliſche Zeitung" (1798—1818) herausgab und fleißig mit ſonſtigen literariſchen Arbeiten beſchäftigt war. Die weimariſche Regierung verlieh ihm 1809 als Anerkennung ſeiner Verdienſte den Hofrathstitel. Seine erzählenden Schriften, von welchen wir hier nur die „Zeichnungen von Menſchen nach Geſchichte und Erfahrung" (Hamb. 1794. 8.), die „Erfahrungen" (Leipz. 1796—1797. 2 Thle. 8.), die „Erinnerungen" (Züllichau 1799—1800. 4 Thle. 8.), die „Charaktere intereſſanter Menſchen" (Ebend. 1799 ff. 4 Bde. 8.), „Glycine" (Frankf. 1805. 2 Thle. 8.), „Familienleben" (Ebend. 1801. 2 Thle. 8.), die „Kleinen Romane und Erzählungen" (Ebend. 1807. 3 Thle. 8.), die „Denkmale glücklicher Stunden" (Züllichau 1810. 2 Thle. 8.), die „Neuen Erzählungen" (Ebend. 1816. 2 Thle. 8.) und „Für ruhige Stunden" (Leipz. 1828. 2 Thle. 8.) nennen wollen, zeichnen ſich durch reiche Gemüthlichkeit, tiefe Menſchenkenntniß, ächt religiöſe Weltanſicht und treffliche Charakterſchilderung, beſonders jovialer oder gutmüthig beſchränkter Perſonen aus, leiden aber faſt alle an Weitſchweifigkeit. Seine werthvollen muſikaliſchen Aufſätze gab Rochlitz unter dem Titel: „Für Freunde der Tonkunſt" (Leipz. 1825. 3 Thle. N. A. 1830—1832. 4 Bde. 8.) heraus; auch beſorgte er ſelbſt eine „Auswahl des Beſten aus ſeinen ſämmtlichen Werken" (Züllichau 1821 ff. 6 Bde. 8.). In der neuſten Zeit hat er ſich auch mit praktiſchem Bibelſtudium beſchäftigt und Proben davon in ſeiner „Erklärung des Evangelium Matthäi" gegeben. 67.

Rochon (spr. Roschong) (Alexis Maria de), ein besonders um die Nautik höchst verdienter französischer Astronom und Mathematiker, geb. den 21. Febr. 1741 zu Brest, widmete sich früh dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit den mathematischen und astronomischen Wissenschaften, die ihm so manche wichtige Bereicherung zu verdanken haben. Bereits im Jahre 1765 war er zum Bibliothekar der königlichen Marineschule zu Brest und 1766 zum Astronomen der Marine ernannt worden, worauf er im Jahre 1767 den als Botschafter nach Marokko gehenden General Breugnon begleitete, um während der Fahrt mehrere astronomische Beobachtungen, unter andern über die Entfernungen der Gestirne von dem Monde, anzustellen. Im folgenden Jahre untersuchte er die zwischen den Inseln Isle de France und Bourbon und den indischen Küsten liegenden Inseln und Klippen, wobei er z. B. eine über 20 französische Meilen lange Klippe auffand, besuchte Madagaskar, später die Malediven und die Küste Malabar und kehrte dann von Isle de France aus nach Paris zurück. Zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt nahm er im Jahre 1771 Theil an der Expedition Kerguelens (s. d. Art.), verweilte 1772 eine Zeit lang auf dem Caplande, stellte dann auf der Insel Ascension einige Versuche zur Messung der Meerestiefe mit einem von ihm selbst erfundenen Instrumente an und segelte hierauf im Jahre 1773 wieder nach Brest zurück. In Anerkennung seiner Verdienste ward er im Jahre 1774 zum Aufseher des physikalischen und optischen Cabinets des Königs ernannt, ein Amt, welches ihm genug Zeit zu seinen wissenschaftlichen Bestrebungen übrig ließ. Unter Anderm beschäftigte er sich angelegentlich mit einem Projecte die innere Schifffahrt mehr in Aufnahme zu bringen und mehrere seiner Vorschläge erhielten den Beifall der Regierung, wenn sie auch anderer Verhältnisse wegen nicht zur Ausführung gebracht werden konnten. Überhaupt wurde er von dem Seeministerium häufig mit wichtigen auf die Schifffahrt Bezug habenden Arbeiten und Untersuchungen beauftragt und auch nach Ausbruche der Revolution fuhr man fort seine vielseitigen Kenntnisse zu benutzen. Er ward Director des Observatorium zu Brest, später aber nach Paris berufen, wo er im Jahre 1805 eine Wohnung im Louvre erhielt. Doch sah er sich nach der Zeit auffällig zurückgesetzt und zog es daher vor, in der Einsamkeit fortan rein wissenschaftlichen Bestrebungen zu leben. Mitten in denselben überraschte ihn der Tod am 5. April 1817. — Das Hauptverdienst R.'s besteht in dem während seiner Laufbahn sichtbar hervortretenden Bestreben, die mathematischen und physikalischen Wissenschaften in der Praxis nützlich und erfolgreich anzuwenden und in dieser Hinsicht hat er besonders die nautische Technik ansehnlich bereichert. Übrigens ist er der Erste, welcher die doppelte Strahlenbrechung zu mehrfachem praktischen Behufe anwandte; auch machte er zuerst auf die Verarbeitung des Platina zu verschiedenen nautischen Instrumenten und zu Teleskopenspiegeln aufmerksam. Endlich ist er auch der Erfinder des Diasporameters und eines eigenthümlichen Mikrometers. Die schriftlichen Arbeiten R.'s sind sehr zahlreich. Wir nennen hier nur: „Opuscules mathématiques" (Brest 1768); „Nouveau voyage à la mer du Sud etc." (Par. 1783) und „Voyages à Madagascar et aux Indes-orientales" (Par. 1791. 4. Ed. 1807. Deutsch von Forster, Berl. 1792). 22.

Rochow (Friedrich Eberhard von), Domherr zu Halberstadt, der edle Verbesserer der Dorfschulen, war der Sohn eines preußischen Staatsministers und wurde den 11. Oct. 1734 zu Berlin geboren. Vorzüglich auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen und für den Militairstand bestimmt nahm er kaum 15 Jahre alt Theil am 7jährigen Kriege. Eine schwere Verwundung an der rechten Hand nöthigte ihn aber 1760 von der kriegerischen Laufbahn abzutreten und ausschließlich dem Landleben und den Wissenschaften auf seinen Gütern sich hinzugeben. Hier war es, wo er die arge Vernachlässigung der Landschulen und das große Verderben

der Landleute mit tiefer Betrübniß wahrnahm. Bei einer großen Theurung, in deren Gefolge Krankheiten ausbrachen, widersetzten sich seine Untergebenen seinen weisen und liebevollen Anordnungen und vertrauten sich lieber Quacksalbern als seinem Arzte an, den er ihnen unentgeldlich zu Hülfe sandte. Nun faßte er den Plan zur Verbesserung der Volksschulen. Den 2. Jan. 1773 begann seine neue Lehranstalt zu Rekahn bei Potsdam, seinem Wohnorte, und endlich 1779 in dem Mutterdorfe Krahne. Eine bessere sittliche Ausbildung und Beförderung einer größern Brauchbarkeit der Kinder auf dem Lande nach ihrer besonderen künftigen Lage war der Zweck und die Elemente des Unterrichts waren demnach: Verstandesübung, moralische Bildung, Sprach- und Sachkenntniß. Die herrlichsten Früchte hat diese Anstalt getragen, sie wurde die Musterschule für viele andere und brach so die Bahn zur Revision und Reformation der Volksschulen. Er starb den 16. Mai 1805. Über die Veranlassung seiner Reformen und das Wesentliche seiner Methode sehe man die von ihm selbst verfaßte: „Geschichte meiner Schulen" (Schleswig 1795) und die „Correspondenz mit verschiedenen verstorbenen Gelehrten" (1 Thl. Berl. 1799); ferner: C. F. Riemann, „Die Beschreibung meiner Reise von Berlin über Potsdam nach Rekahn" (2. Aufl. Frankf. u. Leipz. 1780). Von seinen zahlreichen pädagogischen Schriften verdienen ausgezeichnet zu werden: „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute" (Berlin 1772. 4. Aufl. 1814); „Der Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen" (Berlin 1776—1780. 2 Bde. 8. Aufl. Paderb. 1828, auch von Anderen vielfach commentirt, nachgeahmt und übersetzt); „Handbuch in katechetischer Form für Lehrer, welche aufklären wollen und dürfen" (Halle 1783. 5. Aufl. 1818); „Katechismus der gesunden Vernunft" (Berlin 1786. 3. Ausg. 1806); „Von der Bildung des Nationalcharakters" (Leipz. 1779); „Materialien zum frühen Unterrichte in Bürger- und Industrieschulen" (1797); „Summarium oder Menschenkatechismus in kurzen Sätzen nebst einer Vorrede und Zusätzen" (1796); „Versuch über Armenanstalten" (Berlin 1789); „Berichtigungen" (Braunschweig 1792—1794. 2 Theile). 84.

Rockingham (Charles Watson Wenthworth, Marquis von), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann, geb. den 13. Mai 1730, trat nach Vollendung seiner Studien in die Dienste des königlichen Hauses und ward kurz nach dem Tode seines Vaters (1750) Lordlieutenant von Yorkshire. Später legte er alle seine Aemter nieder und lebte ziemlich zurückgezogen; im Juli des Jahres 1765 aber ward er nach dem Sturze des Grenvill'schen Ministerium an die Spitze der Verwaltung berufen, da sich dem Eintritte Pitt's mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gestellt hatten. Galt auch R. damals sowohl wegen seiner Fähigkeiten und Kenntnisse, als auch wegen seines ungeheuern Reichthums als einer der Stimmführer der Whig's, so mußte dennoch diese Wahl befremden, da er in die Geschäfte wenig oder gar nicht eingeweiht war. Überdieß erforderten gerade in dieser Periode die amerikanischen Angelegenheiten mehr als gewöhnliche Umsicht. R. bedrängt auf der einen Seite von den Tory's, welche strenge Maßregeln gegen Amerika verlangten, auf der andern aber seinen eigenen und seiner Partei Ansichten gemäß zum Nachgeben geneigt, wählte einen Mittelweg, indem er zwar die Grenvill'sche Stempelacte, den Hauptgrund des Streits, aufhob (18. März 1766), aber doch dem Mutterstaate das Recht Taxen aufzulegen reservirte. Dadurch indeß verlor er die Achtung der Tory's sowohl, wie die Unterstützung der Whig's; alle Versuche seine Popularität durch heilsame, Gewerbe und Handel fördernde Gesetze wieder zu erlangen waren vergeblich und schon im Juli 1766 sah er sich genöthigt die Verwaltung in die Hände des Tory's Grafton niederzulegen. Seitdem begnügte er sich im Parliamente zu opponiren, obwohl ernstlich erst nach seiner Wiederversöhnung mit dem ihm früher feind gewordenen Pitt (1770). Als es endlich den Whig's im

Digitized by Google

Jahre 1782 gelungen war, die Tory's nochmals zu verdrängen, trat R. zum zweitenmale an die Spitze der Verwaltung. Allein er starb noch am 1. Juli desselben Jahres. Sein Nachfolger wurde Shelburne. 22.

Rocky Mountains, s. Nordamerikanischer Freistaat.

Rode (Christian Bernhard), ein ausgezeichneter Historienmaler des vorigen Jahrhunderts, geb. 1725 zu Berlin, bildete sich unter der Leitung Pesne's und ging später (1750) nach Paris, wo der Unterricht Restout's und Karl Vanlo's nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ihn blieb. Ein zweijähriger Aufenthalt in Italien vollendete seine Ausbildung. Nach seiner Rückkehr nach Berlin beschäftigte er sich mit der Ausschmückung mehrerer Kirchen, unter andern der Garnisonkirche, für welche er auf Befehl Friedrich's des Großen im Jahre 1761 einige allegorische Gemälde mit den Figuren der Generale Kleist, Winterfeld und Schwerin verfertigte. In Anerkenntniß seiner großen Verdienste ward er später Director der Akademie der Künste. Als solcher starb er am 24. Juni 1797. — Unter seinen zahlreichen Arbeiten, die sich durch geistreiche Composition, treffliches Colorit und Leichtigkeit der Ausführung, weniger aber durch Ausdruck und Grazie der einzelnen Figuren auszeichnen, verdienen außer den genannten vor Allem Bemerkung: Alexander, welcher den Leichnam des Darius mit dem Mantel bedeckt, und eine Auferweckung von den Todten. Auch als Kupferstecher gehört R. zu den ausgezeichnetsten seiner Zeit. — Sein Bruder, Johann Heinrich R., geb. 1727, gest. 1759, ein Schüler Wille's, hat sich durch mehrere gute Stiche, z. B. eine Reihe von 16 Blättern zu Rabener's Satyren, einigen Ruf erworben. 36.

Rode (Pierre), einer der vollendetsten Violinspieler der neusten Zeit, geb. 1774 zu Bordeaux, erhielt seine künstlerische Ausbildung von dem berühmten Viotti und erregte bereits bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Paris und in demselben Jahre (1798) in Hamburg verdientes Aufsehen. 1801 ward er Professor am Conservatorium und im folgenden Jahre Concertmeister Napoleon's; doch schon 1803 legte er dieses Amt nieder, ging nach Deutschland und 1804 nach Petersburg, wo er mit einem Gehalte von 5000 Rubel angestellt wurde. Nach fünfjährigem Aufenthalte kehrte er nach Paris zurück, unternahm aber 1812 abermals eine Reise nach Deutschland und ließ sich für längere Zeit in Berlin nieder. In der Folge begab er sich in die Schweitz, trat aber hier, wie auch in Frankreich, wohin er später wieder zurückkehrte, nur selten noch auf. Leider war seine Gesundheit sehr zerrüttet und zuletzt verfiel er sogar in Geisteszerrüttung. Er starb im Jahre 1830 zu Bordeaux. — Sowohl hinsichtlich der technischen Vollendung seines Spiels, als auch hinsichtlich des großartigen und äußerst geschmackvollen Vortrags nimmt R. eine der ersten Stellen unter den Violinvirtuosen unsers Jahrhunderts ein, obwohl nicht zu verkennen ist, daß er später auf einer gewissen Stufe stehen geblieben war. Seine Compositionen für die Violine, besonders die Concerts, gehören zu den gediegensten Arbeiten dieser Gattung. 36.

Roderich, der letzte König des westgothischen Reichs in Spanien, der Sohn des aus königlichem Geblüte stammenden Herzogs von Cordova, Theodofried, hatte den Thron, welchen er dem Könige Witiza zur Rache für eine von diesem seinem Vater geschehene Unbill geraubt hatte, im Jahre 710 bestiegen. Doch die Söhne des entthronten und zur Vergeltung geblendeten Königs und ihr Oheim, der Erzbischof von Sevilla, Oppas, riefen, Rache brütend, die Saracenen zu Hülfe, welche bereits ganz Nordafrika bis zum Oceane sich unterworfen und längst mit gierigem Blicke die blühenden Gefilde Spaniens betrachtet hatten. Die Verrätherei eines edlen Westgothen, des Grafen Julian, Befehlshabers von Mauretanien und Andalusien, der den Ungläubigen Ceuta auslieferte, beschleunigte die Katastrophe. Schon im Juli des Jahres 710 landete Tarik, der Feldherr des Beherrschers von Afrika, Musa, an dem Felsen, der seitdem seinen Namen trägt

(Gibraltar), vorläufig nur mit einer kleinen Schaar zur Beobachtung; aber im Frühjahre des Jahres 711 kehrte er zurück mit Heeresmacht zur Eroberung des Landes. R. auf Kunde solcher Gefahr sammelte die Blüthe seines Volks und rückte muthig dem Feinde entgegen. Bei Xeres de la Frontera am 19. Juli begann der Kampf, der ohne Unterbrechung 7 Tage lang währte. Siegreich in den ersten 3 Tagen erlag R. mit dem Kerne seines Heeres am vierten durch den verrätherischen Übertritt der den Saracenen heimlich Verbündeten. Die letzten 3 Tage widmete der Sieger dem Schlachten der Verfolgten. Der unglückliche König fiel durch einen feindlichen Lanzenstoß; sein Kopf ward als Siegeszeichen nach Afrika gesandt, sein Körper aber scheint von einigen Getreuen dem Getümmel entzogen worden zu sein; wenigstens fand man zwei Jahrhunderte später sein Grabmal zu Viseo in Portugal. Andere, welche dieß in Zweifel ziehen, nehmen nach den Berichten einiger Schriftsteller an, daß der König auf der Flucht in den Fluthen des Guadalquivir ertrunken sei. Am Unwahrscheinlichsten ist wohl die Meinung, daß er im Gebirge als Einsiedler verborgen ein hohes Alter erreicht habe. 22.

Rodigast (Samuel), ein Schulmann des XVII. Jahrh., ward den 19. Oct. 1649 zu Greben bei Jena geboren, studirte und habilitirte sich in Jena, ging 1680 als Conrector an das berlinische Gymnasium, dessen Rectorat er 1698 erhielt, und starb daselbst im März 1708. Wir gedenken hier seiner als Verfassers des schönen Liedes: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." 16.

Rodney (spr. Radni) (George Brydges), einer der ausgezeichnetsten britischen Seehelden des vorigen Jahrhunderts, geb. im Dec. 1717 zu London, trat sehr zeitig in die Marine und war in seinem 25. Jahre bereits zum Schiffslieutenant avancirt. Die ihm später dargebotene Gelegenheit, sich auszuzeichnen, benutzte er so gut, daß er von Stufe zu Stufe sich emporschwingend (schon 1747 war er Schiffscapitain) im Jahre 1759 als Contreadmiral das Commando der Flotte erhielt, welche zum Bombardement von Havre de Grace bestimmt war. Dieses Unternehmen führte er eben so glücklich aus als ein zweites im Jahre 1761 gegen die westindischen Inseln, indem es ihm gelang Grenada, St. Lucia, St. Vincent und Martinique zu erobern. Zum Baronet und Ritter des Bathordens, dann zum Viceadmiral und 1771 zum Admiral ernannt, hatte er überdieß die Genugthuung, seinen eifrigsten Wunsch, Mitglied des Parliaments zu werden, erfüllt zu sehen; doch versetzte ihn endlich sein geringes Talent zu wirthschaften in die Nothwendigkeit, seinen Gläubigern durch einen Ausflug nach Paris zu entgehen. Hier lebte er mehrere Jahre ziemlich zurückgezogen, bis er 1779 (ein Jahr nach dem Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und England) durch die Munificenz des Marschalls Biron in den Stand gesetzt wurde, nach England zurückzukehren. Alsbald zum Commandeur einer aus 20 Schiffen bestehenden Flotte ernannt, vollzog er mit gewohnter Kühnheit den schwierigen Auftrag, das von den Spaniern belagerte Gibraltar mit frischem Proviant zu versehen, nahm hierauf den Belagerern eine bedeutende Anzahl Transportschiffe und schlug den Admiral Langara am 16. Jan. 1780 total aufs Haupt. Hierauf segelte er nach Westindien, wo er zwar gegen den französischen Admiral Guiche nichts ausrichten konnte, dagegen aber den Holländern im Febr. 1781 die Inseln St. Eustach, St. Martin und Saba, nicht minder die Colonien Demerary und Essequebo wegnahm. Im folgenden Jahre wurde ihm die höchst schwierige Aufgabe, die von einer überlegenen französischen Flotte unter dem Grafen von Grasse beabsichtigte Wiedereroberung von Jamaica zu verhindern. Mit nur 36 Schiffen manövrirte er 3 Tage lang im Gesichte des Feindes zwischen St. Dominique und den heiligen Inseln (in der Nähe von Guadeloupe), bis er den günstigen Augenblick benutzend am 12. April 1782 den Angriff begann. Der Kampf währte von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends und endete mit dem vollständigsten Siege der Engländer, errungen durch das Durchbrechen der feindlichen

Schlachtlinie; ein Manoevre, welches hier R. zum ersten Male seit langer Zeit wieder anwandte. Die Franzosen hatten 5 Schiffe ersten Ranges verloren, darunter das Admiralschiff „la ville de Paris“ von 104 Kanonen, welches nebst dem Admiral Grasse in die Hände der Sieger fiel. Ruhmbedeckt kehrte R., welchem England die Wiederherstellung seiner Seeherrschaft verdankt, nach London zurück und lebte seitdem, ein Gegenstand der Liebe und Bewunderung des Volks, in Zurückgezogenheit. Er starb am 24. Mai 1792. 22.

Roebuck (spr. Rubök) (John), ein englischer Arzt und Chemiker, bekannt durch seine großen Verdienste um die Industrie Schottlands, ward im Jahre 1718 zu Sheffield geboren. Nach Vollendung seiner Studien zu Edinburg und Leyden ließ er sich im Jahre 1743 als Arzt zu Birmingham nieder, gab aber später die Praxis ganz auf und widmete sich ausschließlich seinem Lieblingsfache, der Chemie. Von dem großen Nutzen derselben im Gewerbsbetriebe überzeugt suchte er vor Allem mit ihrer Hülfe mehrere allgemein gebräuchliche Präparate und Stoffe, z. B. Sublimat, Hirschhorn u. a., auf einfacherem Wege, daher billiger, herzustellen, entdeckte auch ein kurzes und ausreichendes Verfahren zum Läutern des Goldes und Silbers, wie zum Sammeln der Abgänge desselben in den Werkstätten der Goldschmiede. Ermuthigt durch die sichtbaren Erfolge seiner Bestrebungen gründete er hierauf im Jahre 1749 in Verbindung mit Garbet zu Preston-Pans in Schottland eine große chemische Fabrik, in welcher die gebräuchlichsten chemischen Fabrikate gefertigt wurden. Der wichtigste Artikel derselben war die Schwefelsäure, für deren Zubereitung er ein neues, noch jetzt gewöhnliches Verfahren entdeckt hatte, indem er nämlich nicht wie sonst irdene Gefäße, sondern bleierne Gruben anwandte. Der außerordentliche Erfolg, welchen dieses Unternehmen hatte, veranlaßte ihn zu einem noch umfassenderen, nämlich zur Anlegung eines Eisenwerks am Carron in der Nähe von Falkirk (1760). Dieses merkwürdige Etablissement ist noch jetzt das bedeutendste dieser Art in Schottland und beschäftigt gegen 1500 Menschen, Alles das Werk R.'s, dessen unermüdliche Thätigkeit und Beharrlichkeit zuletzt aber leider nicht mit dem verdienten Erfolge gekrönt wurde; denn sein letztes großes Unternehmen, die Ausbeutung der ungeheuren Kohlen- und Salzminen des Herzogs von Hamilton zu Borrowstounneß, schlug fehl und beraubte ihn seines ganzen Vermögens; selbst die Etablissements zu Preston-Pans und am Carron gingen verloren. Von einer geringen Pension seiner großmüthigen Gläubiger brachte R. die letzten 20 Jahre seines Lebens in Dürftigkeit und stiller Zurückgezogenheit zu, ein Schicksal, welches er um so weniger verdient hatte, als er es nicht verschuldet. Er starb am 17. Juli 1794. Seine wenigen Schriften sind nicht von Bedeutung. 22.

Röderer (Pierre Louis, Graf), Pair von Frankreich und Staatsrath, geb. im Jahre 1754 zu Metz, hatte sich bereits als Mitglied des Parliaments seiner Vaterstadt (seit 1779) durch Anhänglichkeit an die revolutionairen Ideen ausgezeichnet und wurde daher im Jahre 1789 als Deputirter in die constituirende Versammlung gesandt. Hier zeigte er sich, obwohl mit ziemlicher Mäßigung, als Gegner der Regierung und des Königs, benahm sich aber übrigens damals schon höchst zweideutig und erschien bei Anlässen verschiedener Art als klug berechnender Egoist, das, was er immer war und jetzt noch ist. Nach dem Grundsatze der Nichtwiederwählbarkeit von der zweiten Versammlung ausgeschlossen, hatte er sich das einträgliche Amt eines Syndicats-Procurator des Generalconseils des pariser Departements reservirt und erwarb sich als solcher am 10. Aug. 1792, statt die Tuilerien zu vertheidigen, das höchst zweideutige Verdienst, den König zur Flucht in die Mitte der Nationalversammlung bewogen zu haben. Später als er den König rettungslos verloren sah, zugleich aber bemerkte, daß sich auch die Sympathie für Egalité, dessen Anhänger er ins Geheim war, verloren hatte, wagte er kurzen, aber erfolglosen Widerstand und mußte zufrieden sein, daß es ihm gelang in seinen

Verstecken den Nachstellungen Robespierre's zu entgehen. Nach dem Sturze der Terroristen fand seine Feder in den Journalen reichliche Beschäftigung, ohne daß er jedoch eine entscheidende Farbe annahm; später aber schloß er sich der dem Directorium entgegenarbeitenden Partei an und nahm Theil an der Umwälzung vom 18. Brumaire, ward zur Belohnung Staatsrath und im Jahre 1802 nach kurzer Verwaltung des Ministerium des Unterrichts Mitglied des Senats. Als Joseph Napoleon im März 1806 den Thron Neapels bestiegen hatte, übernahm R. auf einige Zeit das Finanzministerium Neapels, worauf er seiner angeblichen Verdienste wegen in den Grafenstand erhoben wurde. Seit 1810 war er Administrator des Großherzogthums Berg und während der hundert Tage vollzog er, zum Pair ernannt, eine Mission Napoleon's in die südlichen Departements. Die zweite Restauration beraubte ihn aller Ämter und Würden und wenig beachtet lebte seitdem R. nur mit literärischen Arbeiten beschäftigt bis zur Julirevolution, die ihm wieder aus dem Hintergrunde hervorzutreten gestattete. Nahm er auch seines vorgerückten Alters wegen an den Staatsangelegenheiten keinen directen Antheil, so wußte er doch einen Platz in den näheren Umgebungen des Königs zu erhalten und ließ sich sogar von seiner Dienstfertigkeit hinreißen seinen Namen zu der in den ersten Monaten des Jahres 1835 erschienenen Schrift: „Adresse eines Constitutionellen an die Constitutionellen" herzugeben, worin die Tiers-Partei sowohl wie die doctrinaire Partei hart angegriffen und eine durch gefügige Minister begünstigte Alleinregierung des Königs empfohlen wurde. Wahrscheinlich macht diese Schrift den Beschluß seiner nicht eben rühmlichen politischen und schriftstellerischen Laufbahn. Was seine Schriften insbesondere betrifft, so möchten seine Beiträge zur Geschichte Ludwig's XII. und Franz I. wohl noch den meisten Werth haben. 22.

Röhr (Johann Friedrich), einer der aufgeklärtesten Theologen und vorzüglichsten Kanzelredner der neuern Zeit, wurde am 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg als Sohn eines Landmanns geboren. Tüchtig vorbereitet auf der Fürstenschule Pforte (1790—1796) widmete er sich in Leipzig den theologischen Studien und erwarb sich in dem Candidatenexamen zu Dresden Reinhard's Gunst. Hierauf ward er (1802) Hülfslehrer in Schulpforte, 1804 Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz und 1820 Generalsuperintendent, Oberconsistorial- und Kirchenrath in Weimar. In demselben Jahre erhielt er von der Facultät zu Halle das theologische Doctordiplom und 1824 das Ritterkreuz, später das Komthurkreuz des großherzoglichen Falkenordens. Wie R. als hochgestellter Kirchenbeamter in seinem umfassenden Wirkungskreise sich um Kirche wie um Schule vielfach verdient gemacht hat, so hat er auch, gleich ausgezeichnet durch Tiefe des Geistes als durch gründliche Gelehrsamkeit, als theologischer Schriftsteller und namentlich als scharfsinniger und consequenter Vertheidiger des Rationalismus eine große Celebrität erlangt. Diese seine rationellen Ansichten über das Christenthum hat er namentlich in den „Briefen über den Rationalismus" (Zeitz 1813) mit einer bisher beispiellosen Freimüthigkeit ausgesprochen und fortwährend in der von ihm herausgegebenen „Kritischen Predigerbibliothek" (bis jetzt 16 Bde.), vorzüglich bei besonderen Veranlassungen (wie bei Gelegenheit der durch D. Hahn veranlaßten Streitigkeiten), vertheidigt. Sein Urtheil über den christlichen Rationalismus geht aber dahin. Er läugnet nicht das Factum einer außerordentlichen Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift, sondern nur ihre wunderhafte Mittheilung durch Eingebungsglauben; er verweist den Menschen in Beziehung des Findens und Wandelns des Weges zur ewigen Glückseligkeit nicht an seine eigene Vernunft, als die Quelle der höchsten Idee und Wahrheit, sondern vindicirt ihm nur das Recht und legt ihm die Pflicht auf, das, was die Offenbarung darüber kund thut, nach den religiösen Principien und Ideen der menschlichen Vernunft zu prüfen; der Rationalismus opponirt sich ferner nicht gegen entschiedene Wahrheiten und Aussprüche der heiligen

Schrift, ſondern nach unbefangener Entwickelung ihres Inhaltes ſcheidet er das Locale und Temporelle von dem Allgemeingültigen; er verwirft nicht das Poſitive des Chriſtenthums, ſondern ertheilt demjenigen, was das Chriſtenthum über religiöſe Wahrheiten in poſitiver Form ausſpricht, durch vernunftmäßige Begründung die höchſte Gewißheit und Glaubwürdigkeit. — Als Kanzelredner zeichnet ſich R. durch Reichthum der Ideen, wie durch einfache, anſchauliche, Geiſt und Herz anſprechende Darſtellung aus und hat er factiſch den Beweis geliefert, daß der Rationaliſt für die wahren Zwecke des Chriſtenthums eben ſo vortheilhaft wirken könne, als der Supernaturaliſt. Von ſeinen Kanzelreden haben wir, außer vielen einzelnen im Drucke erſchienenen, folgende größere Sammlungen: „Chriſtliche Feſt- und Gelegenheitspredigten, vor einer Landgemeinde gehalten" (3 Bde. 2. Aufl. Zeitz 1826—1830); „Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Feſttagsevangelien" (Neuſtadt a. d. O. 1822—1826. 3 Bde.); „Chriſtologiſche Predigten" (Weimar 1831); „Predigten über das neue weimariſche Evangelienbuch" (Weimar 1832). Noch ſind folgende von R. herausgegebene Schriften zu nennen: „Hiſtoriſch-geographiſche Beſchreibung des jüdiſchen Landes zur Zeit Jeſu" (Zeitz 1816. 7. Aufl. 1835); „M. Luther's Leben und Wirken, oder kurze Geſchichte der Reformation" (Zeitz 1818); „Die Jeſuiten als Vermittler einer proteſtantiſchen Kirchenagende" (Neuſtadt a. d. O. 1825); „Grund- und Glaubensſätze der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche" (2. Aufl. Neuſtadt a. d. O. 1834); „Magazin für chriſtliche Prediger" (Hanov. 1828—1836. 9 Bde.), und mit Schleiermacher und Schuderoff: „Magazin von Feſt-, Gelegenheits- und anderen Predigten und kleinen Amtsreden" (Magdeb. 1823—1828. 6 Bde.). 63.

Röhren oder **Pfeifeln** iſt in der Gärtnerſprache der Ausdruck für eine beſondere Art, Bäume zu veredeln. Sobald nämlich im Frühjahre der Saft vollſtändig in die Bäume getreten iſt, wird die Rinde an einem ſchönen geraden Schoßreiſe mit dem darauf befindlichen Auge und Jahresknoten rings herum, gewöhnlich 2 Zoll lang, abgeſchält und an der Stelle eines gleich ſtarken, ebenfalls friſch und nicht höher abgeſchälten Zweiges am wilden Baume angeſetzt. Dieſe angeſetzten Röhren oder Pfeifen müſſen dann gehörig mit Baſt umwunden und die Schnitte ſorgfältig mit Baumwachs beſtrichen und gleichfalls umwickelt werden. Um das nicht ſeltene Verdorren derſelben zu verhüten, iſt es rathſam, ſie ſo viel als möglich vor der Sonne zu ſchützen. 35.

Roelas (Paul de las), einer der ausgezeichnetſten Maler der ſpaniſchen Schule niederländiſcher Abkunft, wurde im Jahre 1560 zu Sevilla geboren und erhielt den erſten Unterricht von einem geſchickten Maler ſeiner Vaterſtadt. Die außerordentlichen Fortſchritte, die er unter der Leitung deſſelben in kurzer Zeit gemacht hatte, beſtimmten ſeinen Vater ihn zur Vollendung ſeiner Ausbildung nach Italien zu ſenden. Hier vor Allen nahm er ſich Titian zum Muſter, und in der That möchten nur wenige Künſtler ſo tief in den Geiſt dieſes Meiſters eingedrungen ſein, als R., der ſich überdieß noch ſtets von ſklaviſcher Nachahmung fern hielt. Nach ſeiner Rückkehr nach Sevilla trat er in einen geiſtlichen Orden, lebte aber ununterbrochen der Kunſt bis an ſeinen Tod im Jahre 1620 (nach Andern 1625). An den zahlreichen Meiſterwerken R.'s, unter denen vorzüglich ein Johannes der Täufer und Johannes der Evangeliſt, eine Himmelfahrt, ein heiliger Ignaz, der Märtyrer, und Ignaz Loyola, eine Anbetung der drei Weiſen, ein heiliger Joſeph und Joachim und vor Allen eine Apotheoſe des heiligen Iſidor (ſämmtlich zu Sevilla) bemerkt zu werden verdienen, bewundert man außer der correcten Zeichnung und Großartigkeit in der Ausführung beſonders die außerordentliche Schönheit des Colorits, in welchem ihm kein anderer Maler ſpaniſcher Schule gleich gekommen iſt. 36.

Römermonate, ſ. Deutſchland (Bd. III. S. 460).

Römerzahl, ſ. Cyklus.

Römiſche Alterthümer ſind, wie die griechiſchen (ſ. d. Art.), Denkmäler I. der römiſchen Bildhauerei, II. der Steinſchneidekunſt, III. der Malerei, IV. der Baukunſt, V. von Inſchriften und VI. von Münzen. Was nun I. die Denkmäler der römiſchen Bildhauerei (ſ. d. Art.) anlangt, ſo befinden ſich die Kunſtwerke, die uns noch aus der Römerzeit erhalten ſind, in den Antikenſammlungen zu Rom im Vatican, im Capitol, im Palaſte und in der Villa Giuſtiniani, in den Paläſten Farneſe, Barberini, Mattei, Maſſimi, Albani und auf den Villen Albani, Borgheſe, Ludoviſi, Pamfili und Medices; in Florenz vorzüglich im Pallaſte Pitti; zu Neapel, wo namentlich die in Herculanum und Pompeji aufgefundenen Statuen geſammelt werden; in Frankreich zu Paris und Verſailles; in England vorzüglich in der gräflich Pembrock'ſchen Sammlung und endlich in Deutſchland zu Wien, München, Berlin und Dresden, zeugen aber auch faſt alle (die hauptſächlichſten derſelben ſind Köpfe von Kaiſern) von der geringen Kraft und Liebe des römiſchen Volks zur Ausübung dieſer Kunſt. Die vornehmſten Kunſtwerke, die uns mit Antiken bekannt machen und größtentheils mit Abbildungen verſehen ſind, ſind: „Raccolta di statue antiche e moderne da Domenico de' Rossi colle sposizioni di P. A. Maffei" (Rom. 1704. Fol. m.); Perrier, „Segmenta nobilium statuarum" (Rom. 1638. Fol.); „Admiranda Rom. Ant. et veteris sculpturae vestigia" a. P. S. Bartolo delin. c. n. Bellorii (Rom. 1699. Fol.); „Recueil des antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques et Romaines", par Mr. le Comte de Caylus (Paris 1752—1767. 7 Voll. 4.); „Monumenti antichi inediti" da Giov. Vinckelmann (Rom. 1767. 2 Voll. Fol. m.); „Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, welche ſeit 1738 zu Herculanum und Pompeji ausgegraben worden ſind, nebſt ihrer Erklärung von C. G. Murr" (Augsburg. 8 Bde. Fol.) u. v. a. Nicht viel mehr Kunſtwerke ſind uns II. als Denkmäler der römiſchen Steinſchneidekunſt erhalten worden, da die Römer die Ausübung auch dieſer Kunſt erſt dann mehr betrieben, als ſie Herren von Griechenland geworden waren. So ſehr übrigens auch, vorzüglich in der ſpätern Römerzeit, die vornehmen Römer die geſchnittenen Steine ſchätzten und oft zu beiſpielloſem Preiſe bezahlten, ſo bleibt doch das Verdienſt der Römer um die Fortbildung dieſer Kunſt ſehr gering, da die beſten Meiſter, die in Rom hierin arbeiteten, meiſtentheils geborene Griechen waren. Römiſche Manier in der Zuſammenſtellung und römiſche Bekleidung ſind die Hauptkennzeichen dieſer geſchnittenen Steine. Unter den alten Sammlungen geſchnittener Steine waren die berühmteſten die des Mithridates, welche Pompejus auf dem Capitol aufſtellte; die des Scaurus, Sulla's Stiefſohn; des Cäſar im Tempel der Venus Genitrix und des Marcellus im Tempel des Apollo. Die am Beſten erhaltenen und geſchätzteſten Gemmen ſind der ſogenannte Siegelring des Michel Angelo, ferner mehrere Köpfe des Auguſtus, Mäcen, Diomedes, Hercules ꝛc.; die größten und berühmteſten Camen aber die ſogenannte gemma Augusta zu St. Geneviève zu Paris, die gemma Tiberiana im kaiſerlichen Muſeum zu Wien ꝛc. (vergl. griechiſche Alterthümer). Ziemlich reichhaltig aber ſind III. die uns erhaltenen Denkmäler der römiſchen Malerei, die man in verſchütteten Gebäuden, Gräbern ꝛc. wieder aufgefunden hat. Die vorzüglichſten ſind: die an der Pyramide des C. Ceſtius gefundenen Gemälde aus Auguſtus' Zeitalter; einige obſchon nicht vollſtändig erhaltene Gemälde im Palaſte und in den Bädern des Kaiſers Titus (von denen ſich einige jetzt im Escuriale befinden); mehrere andere Gemälde in römiſchen Paläſten, z. B. Farneſe, Maſſimi, Barberini, Pitti ꝛc., vorzüglich aber die in der Gruft der Naſonen im Jahre 1675 entdeckten, worüber man vergl. die Schrift: „Picturae antiquae cryptarum Romanarum et sepulcri Nasonum" (Rom. 1738. Fol.). Vergl. auch Graevii „Thes. Ant. Rom." (T. XII. p. 1021). Vor Allem aber ſind die koſtbaren Malereien zu erwähnen, die man in reicher Aus-

wahl zu Herculanum und Pompeji aufgefunden hat und die jetzt meiſtens in Neapel aufbewahrt ſind. Vergl. „Le Pitture antiche d'Ercolano — con qualche spiegazioni (di Pasquale Carcani)“ (Neap. 1757 sq.). Noch bedeutendere Überreſte aber ſind uns IV. von der altrömiſchen Baukunſt erhalten worden. Obſchon dieſe Kunſt anfangs unter den Römern wie überhaupt in Italien auf originelle Weiſe geübt wurde, ſo verlor ſich dieſes allmählig, als die Römer mit den Griechen in nähere Verbindung kamen und der Luxus in Rom mehr ſtieg. Es bildete ſich nun der römiſche Geſchmack nach dem der Griechen und noch ſind uns die herrlichſten Gebäude aus dieſer Zeit erhalten, die uns genugſam beweiſen, wie weit in dieſer Beziehung die Römer vorgeſchritten waren. Die vorzüglichſten Gebäude ſind in Rom das Pantheon, viele prächtige Säulengänge, der Tempel der Veſta, die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg), das Amphitheater vom Kaiſer Veſpaſian, einige Reſte von den Theatern des Pompejus und Marcellus, Waſſerleitungen, Bäder, Triumphbogen, Brücken, Grabmäler ꝛc. Beſchreibungen und Abbildungen liefern folgende Werke: „Descrizione topografica e istorica di Roma antica e moderna, dell' Abbate Ridolfino Venuti“ (Roma 1763. 1766. 3 Voll.); „Le vedute di Roma da Piranesi“ (70 mit dem größten Fleiße gearbeitete Kupfertafeln); „Les plus beaux monumens de Rome“, par Barbault (Paris 1763. 2 Voll. Fol.); „Veteris Latii antiquitatum amplissima Collectio“ (ed. Rid. Venuti. Rom. 1769. 2 Voll. Fol.); ferner ganz vorzüglich: „Raccolta delle più insigni fabriche di Roma antica e sue adjacenze, misurate nuovamente e dichiarate“, da G. Valadier, illustrati con osserv. antiquarie da F. A. Visconti ed incise da V. Feoli (Roma 1813 sqq. Fol.) und endlich unter noch vielen anderen: C. Fea, „Nuova descrizione di Roma“ (Rom. 1820. 3 Voll. 12.). Faſt unzählig ſind aber V. die uns erhaltenen römiſchen Inſchriften. Die älteſten und berühmteſten ſ. unter dem Art. Inſchrift. Viele andere, obſchon jüngere Inſchriften finden ſich noch auf Säulen, Grabmälern, Altären, Gefäßen, Statuen, in Tempeln und anderen Gebäuden. Hauptwerke endlich, worin Inſchriften geſammelt und copirt ſind, ſind: Jani Gruteri „Inscriptiones antiquae totius orbis romani“, notis Marquardi Gudii emendatae, cura Jo. Ge. Graevii (Amst. 1707. Fol.) und Orelli „Inscriptionum latin. selectarum ampliss. collectio“, c. ined. J. Casp. Hagenbuchii suisqu. adn. ed. (Turici 1828. 2 Voll.). Außer dieſen größeren Sammlungen ſind viele einzelne Inſchriften ſowohl in Zeitſchriften als auch beſonders bekannt gemacht und zum Theil mit großer Gelehrſamkeit erklärt und ergänzt worden. Was endlich VI. die uns erhaltenen römiſchen Münzen anlangt, ſo iſt die Zahl derſelben ebenfalls ziemlich bedeutend, obſchon auch ſo manche unächte für ächte angeſehen werden mögen. Wir beſitzen ſo nicht nur noch eine ziemliche Anzahl numi consulares, d. h. Münzen, welche während der Zeit der Republik geſchlagen wurden, ſondern auch noch viele aus der Kaiſerzeit; von denen jedoch diejenigen, die unter Otho, Pertinax, Gordianus, Africanus und Pescennius Niger geſchlagen wurden, am ſeltenſten ſind. Gold und Silber iſt das gewöhnliche Metall; doch ſind uns auch ſehr viele Bleimünzen erhalten worden, die aber wahrſcheinlich nur als Münzabgüſſe, Siegel, Amulette ꝛc. zu betrachten ſind (vgl. Ficoroni, „De plumbeis antiquorum numismatibus“, lat. versa a Dom. Cantagallio, Rom. 1750. 4.). Hauptwerke, die theils über Münzenkunde handeln, theils nur Münzen abbilden, ſind: J. Foy Vaillant, „Numi antiqui familiarum Romanarum“ (Amst. 1703. 2 Voll. Fol.); Derſelbe, „Numismata imperator. roman. praestantiora“, ed. Baldino (Rom. 1743. 3 Voll. 4.); „Thesaurus Morellianus, s. familiarum rom. numism. omnia“, c. comm. S. Havercampii (Amst. 1734. 2 Voll. Fol.); J. Jac. Gesneri „Numismata antiqua imperator. rom.“, lat. et graeca (Tiguri 1748. Fol.) ꝛc. Die vollſtändigſten Sammlungen

römiſcher Münzen ſind zu Rom im Vatican, Wien, Paris, Berlin, London, Gotha ꝛc. 20.

Römiſche Curie (curia romana) heißt theils der berathende Senat der Cardinäle, theils das geſchäftsführende untergeordnete Perſonale der päpſtlichen Regierung, alſo die Geſammtheit der päpſtlichen Regierungsbehörden zu Rom, welche allmählig und nach dem Muſter der oberſten Behörden des byzantiniſchen Kaiſerreiches entſtanden im Laufe der Zeit verſchiedene Reformen, namentlich durch Leo X. und Pius IV., erfahren hat. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die curia gratiae, welcher die Regierungsſachen, und die curia justitiae, welcher die Juſtizangelegenheiten obliegen. I. Die erſtere beſteht aus folgenden einzelnen Collegien: 1) die Cancellaria romana oder päpſtliche Kanzlei, deren Geſchäfte unter einem Cardinal-Vicekanzler von 12 Referendaren (Abbreviatores) und einer großen Anzahl Schreiber beſorgt werden, hat die Ausfertigung der Bullen, Beſcheide und Decrete zu beſorgen; 2) die Dataria romana aus dem Cardinalprodatarius, der auf die Verleihungs- und Beſtätigungsbullen das Datum ſchreibt, und mehreren Officianten beſtehend, hat die Verleihung geiſtlicher Pfründen und Dispenſationen über ſich und die Einkünfte des Papſtes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten ꝛc. einzutreiben; 3) die Poenitentiaria romana unter einem Cardinal-Großpönitentiarius, abſolvirt und dispenſirt in ſolchen (geheim gehaltenen) Fällen, bei denen der Papſt ſich das Recht der Abſolution und Dispenſation vorbehalten hat; 4) die Camera romana oder apoſtoliſche Kammer, beſtehend aus dem Cardinal-Camerlengo, einem Auditor, einem Schatzmeiſter und 12 Kammerclericis, hat die Finanzen des Papſtes zu verwalten; 5) das päpſtliche Cabinet, aus dem Cardinal-Staatsſecretair, dem Cardinal-Secretarius brevium und einem Cardinal-Staatsſecretair für das Innere zuſammengeſetzt, hat die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des päpſtlichen Staats und der katholiſchen Kirche zu berathen. II. Zur Curia justitiae gehören folgende Collegien: 1) die Rota romana, welche ihren Namen wahrſcheinlich von der auch im Fußboden des Gerichtsſaales mit Marmorplatten bezeichneten Ordnung des Sitzens im Kreiſe hat, beſteht aus 12 Auditoren und iſt der älteſte und oberſte Gerichtshof des päpſtlichen Stuhles, welcher unter Sixtus IV. eine neue Organiſation erhielt; 2) die Signatura di giustizia, ein über Zuläſſigkeit der Appellationen, Delegationen und Recuſationen erkennendes Collegium von 12 ſtimmfähigen Prälaten, an deſſen Spitze ein Cardinal-Präfect ſteht und deſſen Reſcripte der Papſt ſelbſt unterſchreibt; 3) die Signatura di grazia unter perſönlichem Vorſitze des Papſtes für Begnadigung nachſuchende Rechtsſachen. — Über kirchliche Angelegenheiten und Anordnungen von Wichtigkeit, Beatificationen und Kanoniſationen, Ordensſtiftungen ꝛc. werden in den (theils geheimen, theils öffentlichen) Sitzungen (Conſiſtorien) der Cardinäle, in welchen der Papſt in eigener Perſon präſidirt, Beſchlüſſe gefaßt. Für gewiſſe Geſchäfte beſtehen beſondere Congregationen von Cardinälen, welche theils beſtändig ſind, theils nur in beſonderen Fällen zuſammengeſetzt werden. So hat man die congregatio sancti officii s. inquisitionis (ſeit 1542) gegen Irrlehren; die congregatio indicis für die Büchercenſur, die congregatio sacrorum rituum für heilige Gebräuche, congregatio de propaganda fide für Miſſionsanſtalten u. a. m. — Mit dem Ausdrucke römiſche Curie bezeichnet man auch oft die päpſtliche Regierung und ihren Geiſt, namentlich in Bezug auf allgemeine Angelegenheiten der Kirche. 63.

Römiſche Literatur. So wie Roms Geiſt und Verfaſſung den Künſten des Friedens und namentlich den zeichnenden und bildenden abhold war und ſein mußte, ſo natürlich war es auch, daß wenigſtens in den Urzeiten Roms ein Römer, wollte er anders ein ächter Römer ſein, allem ſelbſtſtändigen, blos auf das Geiſtige gerichteten Streben abgeneigt blieb, dafür aber ſeine ganze Kraft und Thätigkeit

auf das äußere Weltleben hinlenkte. In dem kriegeriſchen Geiſte und dem Abgeneigtſein der Römer von allem ſchriftlichen Aufzeichnen liegt aber der Grund von der Unſelbſtſtändigkeit der römiſchen Literatur überhaupt; denn hatte der Römer bei ſeinem erſten Auftreten gar keine Literatur, ſo vermochte er auch ſpäter, als ſein Geſchmack verfeinert, ſeine Kenntniß erweitert, ſeine Macht ausgebreitet, ſeine Bekanntſchaft mit anderen Nationen vergrößert und hierdurch ſein Eifer, in keiner Beziehung irgend einem Volke einen Vorzug vor ſich zu geſtatten, regſamer geworden war, neben dem, was er in literariſcher Hinſicht bereits von Anderen und vor Allem den hochgebildeten Griechen als wirklich ſchon geleiſtet und geſchaffen vorfand, etwas Anderes auf ſelbſtſtändige Weiſe zu erfinden, ſondern begnügte ſich nur, ungeachtet ſeines Strebens nach Originalität, mit den Leiſtungen Anderer. Viele haben nun den römiſchen Schriften, als Nachahmungen und Copien der griechiſchen, ſelbſt auch die Originalität und Selbſtſtändigkeit der Form nach abgeſprochen, ja haben zu beweiſen geſucht, daß weder in Proſa noch in Poeſie der Römer in mancher Beziehung höher geſtiegen ſei als der Grieche, allein gewiß einem Jeden, der die beſten literariſchen Arbeiten der Römer geleſen und ausgekoſtet hat, muß eine ſolche Anſicht als grundlos erſcheinen; bei ihr müßte man überhaupt den römiſchen Geiſt, der durch alle römiſche Schriften weht und als römiſcher originell iſt, hinwegläugnen. Eine kurze Überſicht der römiſchen Literatur wird das ausgeſprochene Urtheil rechtfertigen. I. Periode, von den älteſten Zeiten bis auf Cicero. Wenn wir bei einem jeden Volke bei ſeinem erſten Emporkeimen in ſeinen erſten und früheſten Geiſtesproducten Poeſien finden, die, ſo roh ſie auch immer ſein mochten, von Munde zu Munde fortgepflanzt, zwar nicht aufgeſchrieben, aber durch die Tradition ſpäteren Geſchlechtern aufbewahrt wurden und deßwegen wenigſtens mittelbar für die erſten literariſchen Erzeugniſſe des Volkes gelten müſſen, ſo tritt uns auch dieſelbe Erſcheinung bei den Römern entgegen, obſchon ihnen ſelbſt und zwar ſchon in ihrer Blüthezeit alle genauere Kenntniſſe jener frühzeitigen Dichtungen fremd blieb, daher auch wir, da wir noch weit weniger über dieſe erſten Leiſtungen der Römer urtheilen können, die Geſchichte der römiſchen Literatur gewöhnlich erſt mit den Zeiten der puniſchen Kriege beginnen laſſen. Aber deſſenungeachtet ſind uns dieſe älteſten Poeſien der Römer wenigſtens dem Namen nach bekannt. Tiſchlieder, worin ſie bei gemeinſamem frohen Beiſammenſein die Großthaten ihrer nationellen Helden beſungen haben ſollen, und religiöſe, hymnenartige Geſänge (carmina saliaria, axamenta), die in die Zeiten Numa's verſetzt, auch ihm ſogar zugeſchrieben werden und die alle, von Naturdichtern ausgegangen, ihre äußere geregelte Form durch den alten italiſchen, der Proſa nahe verwandten versus saturninus erhielten, waren die erſten, wenn auch noch ſo rohen, Erzeugniſſe der römiſchen Muße, hervorgerufen durch römiſches theils froh, theils ernſt ſich geſtaltendes Leben. Ob freilich ſolche rohe Anfänge auf die Entwickelung einer literariſchen Bildung wirkſam waren, möchte wohl mit Recht bezweifelt werden. Ebenſo erfolglos auf die Bildung der Literatur waren ferner auch die alten italiſchen mimenartigen Luſtbarkeiten, die man dem Landgotte Faunus zu Ehren hielt und wobei der ungebundene Witz im freien Zwiegeſpräche (carmen amoebaeum) ſich ausſprach. Wichtiger dagegen für die Literatur waren gewiß der früh erwachte Sinn der Römer für Sicherung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und das daraus entſtehende Bedürfniß ſtereotyper Geſetze, deren Grundlage die ſogenannten commentarii regis Numae und das heilige Recht (indigitamenta) bildeten, als deren Sammler Papirius (um 240 a. u. c.) (jus Papirianum) genannt wird. Allein neben dieſem Streben nach einer feſtſtehenden Rechtsverfaſſung mußte es auch den alten Römern, die auf ihren Staat ſo wie auf ihre Religion ſtolz waren, Bedürfniß ſein, ſowohl die wichtigſten politiſchen als religiöſen Ereigniſſe aufzuzeichnen und ihren Nachkommen zu überliefern. Beiderlei wurden chronikenartig verzeichnet.

Die Libri lintei, Verzeichniſſe der Conſuln und der wichtigſten Vorfälle (vergl. Beaufort, „Sur l'incertit. des prem. siècles, p. 96 sqq.) ſcheinen die älteſten und berühmteſten politiſchen Annalen geweſen zu ſein, wenn man nicht die ebenfalls hierher gehörigen „Libri antiqui foederum“, ferner die ſogenannten „Annales maximi“, „Commentarii pontificum“ oder „Annales pontificum“ für ältere ſchriftliche Documente der Römer halten will. Allein dieſer mehrfachen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit der alten Römer ungeachtet war doch in dieſen älteſten Zeiten an eine eigentliche Literatur noch nicht zu denken und ſelbſt die ſpätere Aufſtellung der Geſetze der zwölf Tafeln (tabulae decemvirales) ſo wie die Einführung theatraliſcher Scherzſpiele (fabulae Atellanae, ludi Fescennini, ludi Osci etc.) können nur als rohe Anfänge einer geiſtigen Bildung, nicht aber als Producte der römiſchen Literatur gelten. Erſt nachdem die römiſchen Adler über die nördlichen und ſüdlichen Fluren Italiens ihre Flügel ausgebreiteet hatten, nachdem die Römer nach blutigen Kämpfen mit den griechiſchen Städten in Unteritalien den Reiz und die Künſte des griechiſchen Lebens kennen gelernt hatten und dadurch ſo wie dann durch den illyriſchen Krieg mit Griechen in ſo nahe Berührung gekommen waren, daß ihnen ſelbſt Zutritt zu den iſthmiſchen Nationalſpielen (ſ. d. Art. Kampfſpiele der Griechen und Römer) geſtattet wurde, und als man bereits geſehen hatte, was griechiſcher Geiſt und griechiſche Sprache zu leiſten vermochten, fing man endlich an auch der römiſchen Sprache einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken und Geſchmack an gelehrten und edelen Beſchäftigungen des Geiſtes zu finden. Allein auch jetzt noch hielt eine ſolche Beſchäftigung ein ächter Römer ſeiner für unwürdig; ihm galt die Waffe und die offene Feldſchlacht für das Höchſte. Alle Geiſtesbeſchäftigung überließ er ſeinen unter hartem Joche lebenden Sklaven; daher nun auch, als griechiſcher Kunſtſinn auf Roms Boden Wurzeln zu ſchlagen anfing, nur ſolche Leute daran Gefallen fanden, die den Feldzügen im ſüdlichen Italien beigewohnt, dort griechiſches Leben und griechiſche Literatur kennen gelernt und für dieſelbe eine Vorliebe erhalten hatten und nun mit den Kriegerſchaaren nach Rom zurückgekehrt die Liebe zu griechiſcher Kunſt nährten und ihre Kenntniß griechiſcher Muſterſchriften zu erweitern ſuchten. So kam es denn auch, daß derjenige, mit dem die römiſche Literatur eigentlich beginnt, ein griechiſcher Sklave aus Tarent, Namens Livius Andronicus, war, der um 240 v. Chr., a. u. c. 514 lebte und griechiſche Meiſterwerke, wie die Odyſſee des Homer, vor Allem aber griechiſche Trauerſpiele in die römiſche Sprache überſetzte. Auf ihn folgte als glücklicher Bearbeiter der noch ungelenken Sprache Cn. Naevius aus Campanien, ebenfalls durch griechiſche Schriften gebildet. Auch er überſetzte griechiſche Trauerſpiele und Luſtſpiele in die römiſche Sprache, büßte aber ſeinen Verſuch, die Perſönlichkeiten der griechiſchen Komödie nach Rom zu verpflanzen, durch das Exil nach Utica. Um dieſelbe Zeit, während des zweiten puniſchen Krieges, unternahmen es jedoch ſchon einzelne Männer, wie Q. Fabius Pictor, L. Cincius Alimentus, L. Calpurnius Piſo u. A. in Proſa chronikartige Geſchichtswerke zu ſchreiben, bei denen aber ſchon Cicero den Mangel an hiſtoriſcher Kritik ſo wie an Reinheit des Styls auf das Nachdrücklichſte tadelt. Für den Vater der römiſchen Literatur gilt erſt der mit vielfältigem Wiſſen und poetiſchem Talente ausgerüſtete A. Ennius aus Rudiä in Calabrien (geb. 515 = 239, geſt. 585 = 169), deſſen poetiſche Beſtrebungen ſich ſchon auf mehrere Dichtungsarten bezogen. Er ſoll 23 dem Euripides nachgebildete Trauerſpiele geſchrieben, außerdem aber ſich auch im Luſtſpiele verſucht haben. Größeren Ruhm aber erwarb er ſich durch eine neue Dichtungsart, durch die ſogenannten Saturae, Gedichte in mannigfaltigen Versmaßen über römiſche Gegenſtände, den größten Ruhm durch ſeine Annales, ein vielleicht aus mehr als 18 Büchern beſtehendes epiſches Gedicht über Roms Geſchichte, worin er zuerſt den Hexameter ausbildete. Allein aller dieſer Leiſtungen ungeachtet vermochte doch auch

Ennius noch nicht dem ungebildeteten Geschmacke seiner Zeit eine bessere Richtung zu geben; und dabei fand er, da er immer noch den größten Fleiß auf die Ausbildung der Tragödie wendete, auch lange nicht den Beifall, den er hätte finden können. Bei den großen Anstrengungen im öffentlichen Lehren wollte der Römer nicht tragische Vorstellungen, sondern forderte eine erheiternde Unterhaltung; daher auch des Ennius Zeitgenossen, Plautus und Cäcil. Statius, als Komödiendichter mit ihren Poesien bei Weitem mehr Anklang fanden. Ersterer (gest. 570) erwarb sich nicht unbedeutendes Verdienst dadurch, daß er griechische Komödien auf eine seiner sich sehr zum Luxus hinneigenden Zeit angemessene Weise in das Römische übertrug und in der Sprache sich rühmlichst vor seinem Vorgänger auszeichnete. Indeß waren aber doch auch seine Arbeiten nicht selbstständige, sondern nur griechischen Originalen nachgebildete Erzeugnisse und sind, wie wir aus den 20 uns noch erhaltenen Stücken genugsam ersehen können, zwar voll von ächtkomischer Laune, aber dabei auch von schmutzigen und unedlen Witzen. Letzterer dagegen (Cäcilius Statius) arbeitete vorzüglich nach Menander, wurde aber schon von seinen Zeitgenossen wegen seiner incorrecten Sprache hart getadelt. Wenigstens genannt zu werden verdient auch aus dieser Zeit als Statius' Zeitgenosse Fabius Dossenus, da er die Eigenthümlichkeit hatte, daß er seinen Stoff meistens aus dem niedern Volksleben entlehnte und dadurch dem großen Haufen gefiel. Hierdurch und am meisten durch das öffentliche Aufführen jener dramatischen Kunstwerke ward aber der Geschmack der Römer an griechischen Werken immer größer und gar bald fanden es auch die vornehmsten Römer nicht mehr unter ihrer Würde, sich mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen. Das deutlichste Beispiel von dieser Erscheinung liefert M. Cato Censorius, der das Studium der griechischen Literatur, das durch epikurische Philosophen, so wie durch griechische Redekünstler noch mehr Nahrung in Rom erhalten hatte, dadurch zu untergraben suchte, daß er es als Censor durchsetzte, daß griechische Philosophen und Rhetoriker ihres, wie er meinte, verderblichen moralischen Einflusses wegen öffentlich aus Rom vertrieben, ja selbst stehende Theater verboten wurden. Allein die vertriebenen griechischen Redekünstler waren die athenienſischen Gesandten Karneades (Akademiker), Kritolaos (Peripatetiker) und Diogenes (Stoiker), und die nach Macedoniens Fall nach Italien wandernden 1000 Achäer, die 17 Jahre lang hier in Gefangenschaft lebten, wirkten nur zu sehr auf die immer weitere Verbreitung griechischer Wissenschaft und griechischer Literatur. Daher kam es auch, daß nicht nur diese Maßregel des Cato, sondern auch die Vertreibung der neu entstandenen lateinischen Rhetoren (161 v. Chr.) ganz fruchtlos blieb. Die Liebe zu griechischer Bildung war schon zu weit verbreitet, die freundschaftlichen Verhältnisse, die jetzt schon zwischen vornehmen Römern und in Rom und Italien lebenden Griechen bestanden, z. B. zwischen Scipio Ämilianus und dem griechischen Philosophen Panätius und dem Historiker Polybius, waren schon zu eng geschlossen, als daß eine solche Maßregel hätte wirken können; ja die Folge von Cato's Widerwillen gegen griechische Literatur war am Ende, daß literarische Arbeiten sodann nicht mehr von Sklaven und Leuten niederer Herkunft, sondern selbst von Großen und vornehmen Römern unternommen wurden, die Gelegenheit gehabt hatten, sich mit griechischen Meisterwerken bekannt zu machen, und jetzt in vaterländischer Sprache Ähnliches zu leisten suchten. So ward jetzt C. Lucilius, ein römischer Ritter, der den Geist seiner Zeit, der immer genußsüchtiger wurde und sich in einem unmäßigen Luxus kund gab, ganz richtig aufgefaßt hatte, der Schöpfer der den Griechen als besondere Dichtungsart unbekannten Satyre, wobei er sich nach dem Urtheile gleichzeitiger Schriftsteller durch Natürlichkeit, Fülle und Schärfe, treffende Beobachtung des Lebens rühmlich auszeichnete, wenn auch seine Sprache immer noch mit Griechischem gemischt auch die poetische Form des von ihm eingeführten Hexameters nicht geschlossen genug war. Noch weit mehr

leiſtete der mit P. Cornel. Scipio Africanus und C. Laelius in engſter Freundſchaft lebende P. Terentius aus Carthago, der durch ſeine glückliche Nachbildung und Bearbeitung Menander'ſcher Stücke die römiſche Komödie zu einer noch nie geſehenen Vollkommenheit brachte. Wie treu ſeine Schilderungen griechiſcher Charaktere ſind (daher comoediae palliatae) und wie rein ſeine Sprache iſt, beweiſen hinlänglich ſeine noch übrigen 6 Komödien, die voll von Witz und komiſcher Laune dem Terentius bis auf unſere Zeiten den Ruhm eines Muſterſchriftſtellers erhalten haben. Römiſche Charakterſchilderungen (daher comoediae togatae, tabernariae, praetextatae) gab gleichzeitig mit ihm Lucius Afranius in ſeinen dramatiſchen Nachbildungen des Menander. Leider iſt uns aber von ihm nichts erhalten. Zu gleicher Zeit erreichte die römiſche Tragödie ihre höchſte Ausbildung durch M. Pacuvius aus Brunduſium, ausgezeichnet durch Würde und Erhabenheit, und durch L. Attius, geſchätzt wegen ſeiner Begeiſterung, aber getadelt wegen der Härte ſeiner Sprache. Mit dieſen beiden Männern erſtarb die römiſche Tragödie wegen Mangel an allgemeiner Theilnahme. Dagegen aber ſproßten jetzt, wo das politiſche Leben die Thatkraft und den Geiſt der Römer immer mehr in Anſpruch nahm, andere Zweige der Literatur herrlich hervor, die Rechtsgelehrſamkeit und Beredſamkeit. Leider ſind uns die erſten durch ihre Schriften ausgezeichneten Juriſten Roms faſt nur ihrem Namen nach bekannt, denn faſt alle ihre ſchriftliche Erzeugniſſe haben die Stürme der Zeit vernichtet. Zwar ſchon frühzeitig förderte nämlich das von Flavius begründete Jus Flavianum wenigſtens einigermaßen die Rechtswiſſenſchaft, allein dennoch gilt S. Älius Paetus, Zeitgenoſſe des Ennius, als wirklicher erſter römiſcher Juriſt; ihm folgte P. Muc. Scävola, Pontifex maximus, der zugleich der Begründer des jus pontificum wurde. Durch dieſe Vorarbeiten aber entwickelte ſich nach und nach die geregelte Rechtskenntniß immer mehr und ward die Vorläuferin der öffentlichen Beredſamkeit. Indeß kennen wir auch die erſten Redner blos den Namen nach; es ſind dieß M. Cato, A. Poſthumius Albinus, M'. Manilius, die beiden Grachen u. A. m. Durch die Leiſtungen in Proſa aber war auch der Geſchichtſchreibung die Bahn gebrochen und gleichzeitig mit dem Erblühen der Rechtswiſſenſchaft und Beredſamkeit erhoben ſich auch die erſten römiſchen Geſchichtsſchreiber: L. Calpurnius Piſo Frugi, nach dem Urtheile Cicero's noch ſehr nüchtern, C. Fannius, P. Rutilius Rufus, zu ſeiner Zeit berühmt als Selbſtbiograph, C. Sempronius Aſſellio, A. C. Licinius, Cölius Antipater, C. Cornelius Sulla u. m. A. Leider haben uns die Stürme der Zeit nichts von ihnen erhalten. Die Beredſamkeit mußte ſich jedoch im Laufe der Zeit immer mehr heben, da ſie die größte Bedeutſamkeit auf das Staatsleben äußerte und ſowohl durch den Unterricht der Rhetoren, als durch Erfahrung auf dem Forum an innerer Feſtigkeit und Ausbildung gewann. Die Namen der Männer, die ſich hauptſächlich Verdienſte in dieſer Beziehung erwarben, waren M. Antonius, L. Licinius Craſſus, C. Cotta, S. Sulpicius, vor allen aber Q. Hortenſius u. A., bis endlich der Mann erſtand, der in ſeinen Reden ſelbſt mit Demoſthenes wetteifert. — II. Periode. Von Cicero bis auf den Tod des Auguſtus (106 vor Chr. bis 14 nach Chr.). Cicero, durch ein eifriges praktiſches Studium der griechiſchen Beredſamkeit und Philoſophie, ja durch alle griechiſche Künſte und Wiſſenſchaften hochgebildet, ließ nicht nur alle bisherige Redner weit hinter ſich zurück, ſondern war auch der Erſte, der die hohe Bildungsfähigkeit der römiſchen Sprache erkannte und mit der ſeltenſten Kraft eine bis dahin ungekannte Sprache der Philoſophie ſchuf, während er auf der andern Seite durch weitere Einführung und Begründung des sermo urbanus, als ausſchließliche Schriftſprache der Proſa, im Gegenſatze zu dem sermo rusticus, wohlthätig auf das Gedeihen der römiſchen Literatur einwirkte. Ohne uns hier jedoch auf ſeine einzelnen Schriften einlaſſen zu können (ſ. d. Art. Cicero), ſprechen wir hier nur von ſeinem Verdienſte, das er in der verſchie-

denſten Beziehung um die literariſche Bildung ſeiner Zeit ſich erwarb. Obgleich auch er, und dieß hatte ſeinen Grund in ſeiner griechiſchen Bildung, in ſeinen Reden Manches aus griechiſchen Muſtern entlehnte, ſo iſt er doch als Redner originell und wahrhaft groß und daſſelbe Originelle, wobei man jedoch immer den Redner wieder erkennt, findet ſich auch in ſeinen rhetoriſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo wie in ſeinen Briefen. Im Cicero ſchien der Mann erſtanden zu ſein, der es vermochte, faſt einen jeden Zweig der Literatur auf römiſche Weiſe zu bearbeiten; denn nicht nur, daß er durch ſeine perſönlichen Schriften bisher noch ſo gut wie ganz unbearbeitete Zweige der Literatur auf römiſchen Grund und Boden verpflanzte, ſondern er war dabei auch Dichter und ſoll namentlich ſich im Drama verſucht haben. Leider ſind uns ſeine poetiſchen Erzeugniſſe alle verloren gegangen. Durch Cicero aber war auf einmal dem römiſchen Geiſte die Bahn gebrochen und eine freiere Bewegung gewonnen; nach ihm erſtanden eine Menge Männer, die es bewieſen, was auch eines Römers Geiſt zu leiſten vermöchte und wie auch neben griechiſchen Kunſtwerken römiſche Schriften als Ideale von Geiſtesproducten betrachtet werden könnten. Den durch Cicero begründeten geregelten Sprachgebrauch aber trugen nun andere ihm folgende Schriftſteller mit mehr oder minderem Gelingen auf ihre Producte über, und ſo kam es, daß neben der Beredſamkeit auch die Geſchichtſchreibung in dieſer Zeit eine Ausbildung erhielt, wie noch nie zuvor. Redner und Geſchichtſchreiber zugleich, und zwar in derſelben Originalität und Selbſtſtändigkeit wie Cicero, war Julius Cäſar, der vielleicht als Redner gleichen Ruhm wie Cicero erreicht hätte, wenn ihn nicht ſein kriegeriſcher Geiſt auf eine andere Bahn geleitet hätte, wodurch er Muſterſchriftſteller in der geſchichtlichen Darſtellung wurde, der ſich außerdem noch dadurch einen hohen Vorzug erwarb, daß er in ſeinen Schriften die römiſche Sprache auf eine in der That bewunderungswürdige Weiſe verbeſſerte und reinigte. Einen ſprechenden Beweis dieſes dem Cäſar ertheilten Lobes liefern ſeine uns erhaltene Schriften, namentlich die Bücher de bello gallico und civili. Indeß bearbeitete auch er andere Zweige der Literatur, die, wenn ſie nicht verloren gegangen wären, ohne Zweifel unſer Urtheil noch mehr beſtätigen würden. Nur ein einziger in derſelben Zeit lebender Schriftſteller Roms kann hinſichtlich des Verdienſtes um die Ausbildung der Sprache, nicht aber hinſichtlich ſeines Inhalts dem Cäſar an die Seite geſtellt werden: Cornelius Nepos, von deſſen vielen Schriften uns leider nur ſeine Lebensbeſchreibungen berühmter Feldherren erhalten ſind. Dennoch aber kann auch er ſo wie Cäſar noch nicht als Muſter eines Geſchichtſchreibers angeſehen werden; als erſter eigentlicher Hiſtoriker in der durchdachten Entwicklung und Darſtellung der Ereigniſſe, in gut gewählter, lebendiger, gedrängter und dennoch leicht verſtändlicher und überhaupt dem Gegenſtande vollkommen angemeſſener alterthümlicher Sprache, worin man mit Unrecht eine Ungelenkigkeit hat finden wollen, erſcheint C. Saluſtius Criſpus, von denen uns die beiden kleinen Schriften „Bellum Catilinarium und Bellum Jugurthinum“ erhalten ſind. Salluſt's Schriften ſind eines der ſchönſten Denkmäler römiſcher Muße. Seine Seele war ganz von der Idee des Ruhmes, von leidenſchaftlicher Liebe zur Unſterblichkeit des Namens erfüllt und in dieſer Leidenſchaftlichkeit mögen vielleicht auch die Fehler und Laſter, die ihm vorgeworfen werden, ihre Quelle gehabt haben. Als Schriftſteller ſteht er eigenthümlich da und das Bild ſeines eigenen geiſtigen Lebens ſpiegelt ſich ziemlich hell in ſeinen Schriften ab, in denen er als der kräftigſte Römergeiſt erſcheint, deſſen Handeln ſtets von dem ernſten Willen abhing und der ſtets ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrte. Neben ihm werden uns als gute Geſchichtſchreiber jener Zeit noch L. Sirenna, Lucceius, Serv. Sulpicius Rufus u. m. A. genannt, allein wir übergehen dieſelben, da wir ſie nur ihrem Namen und Ruhme nach kennen. Neben dieſen trefflichen Leiſtungen aber erſchien zu derſelben Zeit das Feld der Poeſie ganz verödet, da ſie ſich weder ihrem Gehalte

noch ihrer Form nach über die Leiſtungen früherer Zeiten zu erheben vermochte. Die Mimen, beluſtigende Darſtellungen aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens und durch Scherze erheiterte Sittengemälde, waren damals eine beliebte Schauſpielgattung, bei deren Aufführung keine Masken gebraucht wurden. Mattius, Decimus Laberius und Publius Syrus werden als die vorzüglichſten Mimendichter genannt; dagegen fand die dramatiſche Dichtkunſt in dieſer Zeit nur einzelne wenige Bearbeiter, wie Clodius Äſopus und A. Roscius; wenn auch dieſelben in weit höherem Anſehn und größerer Achtung ſtanden, als die Bearbeiter aller anderer Dichtungsarten. Dagegen erwarb ſich durch eine neue begründete Dichtungsart, das didaktiſche Epos, Lucretius Carus (ſtarb 51 v. Chr.) über „Die Natur der Dinge" (de rerum natura), nach den Lehrſätzen des griechiſchen Philoſophen Epikur, einen bleibenden Ruhm. Auch fand die lyriſche Poeſie zu gleicher Zeit einen ziemlich guten Bearbeiter an C. Valerius Catullus aus Verona (ſtarb 47 vor Chr.). Denn obgleich ihm Tiefe der Gedanken abgeht, ſo zeichnet er ſich doch in freier und natürlicher Auffaſſung des Lebens, ſo wie durch die Einführung der verſchiedenartigſten Versmaße vortheilhaft vor ſeiner Zeit aus. Allein zu derſelben Zeit, wo Catullus lebte und blühte, ward die römiſche Republik zu einer Monarchie. Daß eine ſo bedeutende Veränderung auch mächtig auf das literäriſche Leben der Römer einwirken mußte, leuchtet ein. Vor Allem erlitt die Beredſamkeit dadurch einen nicht geringen Abbruch; ſie ward aus der Öffentlichkeit der Staatsverhandlungen auf das engbegrenzte Gebiet der Privatproceſſe und in die Rhetorenſchulen zurückgedrängt, wo man nach dem Vorgange der Griechen Reden über die verſchiedenſten Gegenſtände ausarbeitete. Als die beſten derartigen Redner werden uns M. Valerius Meſſala Corvinus, Caſſius Severus u. m. A. genannt. Einen noch weit empfindlicheren Stoß aber erhielt durch die Einführung der Alleinherrſchaft die Geſchichtſchreibung, da ſeit dieſer Zeit man mit nur zu großer politiſcher Vorſicht und Klugheit zu Werke gehen mußte. Beweis dafür liefert Tit. Livius aus Padua (geb. 58 vor Chr., geſt. 19 nach Chr.). Denn wenn derſelbe wegen ſeiner ruhigen, mit wohlgemeſſener oratoriſcher Kunſt geſchmückten Sprache, wegen ſeiner trefflichen Darſtellung und wegen ſeines Strebens, durch Hervorhebung aller Sittenſtrenge und Thatkraft auf die Sittlichkeit ſeiner Zeit zu wirken, auch noch ſo großes Lob verdient, ſo iſt doch in ſeinem ganzen uns erhaltenen hiſtoriſchen Werke jene politiſche Vorſicht, mit der er theils alles der Alleinherrſchaft Anſtößige zu beſeitigen ſucht, theils die ganze Geſchichte den damaligen Zeitumſtänden gemäß behandelt und welcher faſt durchgängig eine tiefgreifende Sichtung fremd bleibt, genauer zu erkennen. Aber eine weit glücklichere Zeit als für die Hiſtoriographie und Beredſamkeit erblühte jetzt unter den neuen Staatsverhältniſſen der Rechtswiſſenſchaft, deren vorzüglichſte Bearbeiter Caj. Trebatius Teſta, P. Alpheus Varus, A. Antiſtius Labeo u. A. m. geweſen ſein ſollen, und daneben den grammatiſchen und antiquariſchen Studien, weil dabei die Freiheit von politiſcher Thätigkeit, die oft zum Verderben führte, am gewiſſeſten war. Die grünendſten Zweige aber trieb endlich in dieſer Zeit, wo die römiſchen Adler ihre Flügel unter dem Scepter des Auguſtus ſinken ließen, die in friſcher Kraft erwachte Poeſie. Früher nur als Mittel betrachtet, müßige dem politiſchen Leben abgewonnene Stunden auszufüllen, diente ſie jetzt dazu, ſich die Gunſt des Kaiſers und der vornehmſten Römer zu erwerben und ward in den verſchiedenartigſten Gattungen getrieben. Warum hätte dieß auch nicht erfolgen ſollen zu einer Zeit, in welcher ein Aſinius Pollio und ein Maecenas lebte, deren Häuſer und reichbeſetzte Tiſche alle Dichter und Kunſtkenner zu frohem Lebensgenuſſe einluden? So ſang jetzt unter dem Schutze des Octavianus P. Virgilius Maro, verſchaffte der epiſchen und didaktiſchen Poeſie die höchſte Vollendung, gab in ſeiner Äneis den Römern ein ächtes Nationalepos, in ſeinen Eklogen eine im ächt römiſchen Geſchmacke gearbeitete Nachbil-

dung griechischer Poesien und in seinem Lehrgedichte von der Landwirthschaft ein Muster der didaktischen Dichtkunst. Ward dem Virgil schon zu seiner Zeit ein wohlverdienter Sängerruhm zu Theil, der ihm selbst sein unter dem Triumvirat verlorenes Landgut wieder verschaffte, so müssen wir auch in ihm noch einen der besten römischen Dichter bewundern, der, wenn er auch hinter seinem sich gewählten Muster, den Homer, wegen seiner sich nicht natürlich gleichbleibenden und nicht tief gefühlten poetischen Sprache, zurückblieb, dennoch durch seine gefällige und gleichmäßig durchdachte Kunstform im poetischen Rhythmus so wie durch Eleganz der Sprache sich rühmlichst auszeichnete. So sang ferner in dieser Zeit Q. Horatius Flaccus, der durch die Freundschaft von Mäcen mit den mächtigsten und geistreichsten Männern der damaligen Römerwelt in Verbindung gekommen auf seinem Sabinum in jenen glücklichen Verhältnissen leben konnte, die allein dem ächten Dichtergeiste eine nie versiegende Quelle öffnen. Von der Natur mit einem heitern und lebendigen Geiste ausgerüstet, das Leben in seinen verschiedensten Beziehungen kennend und alle Eigenschaften, welche die damalige in verfeinerter Genußsucht versunkene Zeit verlangte, in sich vereinigend, ward er durch seine Poesien, in denen allen wir seine Vertrautheit mit dem Leben wiederfinden, schon Liebling des römischen Hofes auch Liebling der Musen. Vor Allem aber verdient er Beachtung als Satyriker, als welcher er mit meisterhaft gebildeter Sprache mit lebendigem Geiste und übersprudelndem Witze die Schwächen und Thorheiten der Menschen charakteristisch schildert und sich als wahren Menschenkenner kundgibt. Ein gleicher Geist weht durch seine Episteln, die wie die Satyren in sokratischer Manier geschrieben einen reichen Schatz von Lebensweisheit und ein treues Bild des damaligen höhern Lebens in Rom darbieten, und endlich auch durch seine Oden, in denen er die lyrische Poesie in die römische Literatur einführte, wenn auch dieselben nicht sowohl als Erzeugnisse eines hohen Schwunges der Phantasie, als vielmehr einer mit dem Leben vertrauten, reichgebildeten und von der größten Ruhe des Geistes beherrschten Sinnlichkeit gelten können. Und wie schon in diesen Dichtungsarten originell, so erhob er sich endlich auch in seinen Epoden, eine Nachbildung der archilogischen Epoden, bei der Nachahmung zur höchsten Selbstständigkeit. Horatius war es, der mit seinen Poesien, von Seiten des Geschmacks, des Inhalts und der Form gleich bewunderungswürdig, hinlänglich zeigte, was auch ein Römer zu leisten im Stande war. Nicht geringere Beachtung aber verdienen in der römischen Literatur andere poetische Erzeugnisse jener Zeit und vor allen die, weil sie in dem geselligen Leben der Römer unmittelbar reiche Nahrung fand, am meisten verbreitete Elegie. Sowohl in der erotischen als in der klagenden Elegie erstanden zu dieser Zeit eine Menge Männer, die fast alle als Musterschriftsteller dieser Dichtungsart gelten können. Vor allen aber nimmt Albius Tibullus unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dessen Elegien in leichter kunstloser und ungeschmückter Form geschrieben tiefe Gemüthlichkeit und hingebende Liebe athmen. Noch uns ist es ein wahrer Genuß, die Schönheiten seiner Poesien kennen zu lernen und auszukosten. Weniger ausgezeichnete Elegiker dieser Zeit waren Pedo Albinovanus und Cornelius Gallus. Mit wenig Worten sind dagegen noch andere Dichter aus jener Zeit zu nennen, da uns von ihren Poesien nichts als Urtheile anderer Schriftsteller erhalten ist. Es sind dieß der Dramatiker L. Varius, der Epiker T. Valgius Rufus, C. Helvius Cinna, Furius Bibaculus und endlich der schon als Schutzpatron aller Dichter genannte Maecenas. Als poetischer oder ästhetischer Kritiker, nach dessen Beifalle sogar Horatius strebte, war Plotius Tucca; ihm folgten Aristius Fuscus, Quintilius Varus u. A. m.; als dramatisch-ästhetischer Kritiker war Sp. Maecius Tarpa bekannt. Allein durch dieses Auftreten von Männern, die nach den Regeln der Kritik und Ästhetik alle literärischen Erzeugnisse beurtheilten, ward das Streben auf alexandrinische Manier zu dichten fest begrün-

det und der Sucht in ungewöhnlichen Ausdrücken und rhetoriſchem Schmucke zu prunken Thor und Thür geöffnet. Die erſten, die dieſem neuen Geſchmacke huldigten, waren S. Aurelius Propertius, der durch alexandriniſche Dichter gebildet, mit ſeinen Elegien zwar der Schöpfer der römiſchen Liebeselegien iſt, deſſen Poeſie aber, auf griechiſchem Mythus ruhend und griechiſchen Geiſt athmend, gelehrt und nicht ſelten hart erſcheint; und P. Ovidius Naſo, deſſen ganzes Leben zwar Poeſie war, aber der auch ſeinen poetiſchen Reichthum oft zu wenig beherrſchte und bei der gelungenſten Verſification doch oft mehr ſpielenden als natürlichen Witz hat. Indeß ſind ſeine Erzeugniſſe zu mannigfaltig, als daß er nicht alle Beachtung verdiente; denn ziehen ſeine Lehrgedichte durch glückliche Wahl des Stoffes an, ſo ſind ſeine Fasti für Alterthumskunde höchſt wichtig; ſeine ars amatoria ein faſt vollendetes Meiſterwerk, ſeine Metamorphoſen eine unerſchöpfliche Fundgrube für mythologiſches Studium, ſeine Triſtien ein ſein innerſtes Gemüth treu wiedergebender Spiegel. Dieſelbe alexandriniſche Manier ging aber endlich auch auf die Geſchichtſchreibung über, wovon Trogus Pompejus in ſeinem Geſchichtswerke ein deutliches Beiſpiel gab. — III. Periode. Von dem Tode des Kaiſers Auguſtus bis auf Hadrian (14—138 n. Chr.). Im Jahre 14 nach Chr. ſchwand beim Tode des Auguſt den Römern auch der letzte Schatten ihrer politiſchen Freiheit. Keiner der folgenden Gewaltherrſcher verſtand regſame, hochaufſtrebende Geiſter mit Milde und Weisheit zu beherrſchen und ſo mußte mit der äußern Kraft des römiſchen Volkes auch ſeine innere allmählig dahinwelken. Nur zu deutlichen Beweis davon liefern die literäriſchen Erzeugniſſe. Hatte ſich bis auf dieſe Zeit alle literäriſche Bildung der Römer frei theils auf dem Forum theils im Leben bewegt, wodurch literariſche Fruchtbarkeit und gediegener Geſchmack gefördert wurden, ſo wurden jetzt alle Wiſſenſchaften in Rhetorenſchulen zurückgedrängt, wodurch eine Einſeitigkeit herbeigeführt wurde, die nur zu deutlich dieſe Zeiten als verdorben und geſchmacklos darſtellt. Namentlich war es aber die immer weiter verbreitete römiſche Sprache, die jene Rhetorenſchulen ins Leben rief und gerade in den Städten der entlegenſten Provinzen erblühten dieſelben jetzt in großer Menge. So z. B. in Hispalis, Calaguris, Maſſilia u. ſ. w. Die unmittelbare Folge davon für die römiſche Literatur war eine geſuchte, ſpitzfindige und ſchnell über alle Zweige der Literatur verbreitete Überbildung; die mittelbare Folge dagegen die Herabwürdigung aller literäriſchen Arbeiten zu kriechender Schmeichelei. Unter allen Zweigen der Literatur erfuhr die Rechtswiſſenſchaft die größte Duldung, weil die Rechtskundigen die Rathgeber der Herrſcher waren und die Rechtswiſſenſchaft ein Werkzeug der Herrſcherwillkühr zu werden ſchien. Höchſt ſchwach dagegen waren in dieſer Zeit die Erzeugniſſe der Hiſtoriographie; dieſe, durch die Rhetorik verbildet, hörte jetzt auf freimüthig zu ſein und durfte nicht mehr auf eine gerechte Würdigung der Vorzeit im Vergleiche mit der Gegenwart ſich einlaſſen, ward aber auch dadurch einſeitig und geſchmacklos. Die wenigen Geſchichtſchreiber dieſes Zeitraums, deren Schriften wir noch beſitzen, ſind Vellejus Paterculus, und ſeine unverkennbare Schmeichelei gegen Tiberius, unter deſſen Regierung er lebte, beweiſt genugſam, wie er nur (allerdings mit Glück) darauf bedacht war, ſein Urtheil in wohlgefälliger, obgleich in rhetoriſch geſchmückter Hülle den Zeitverhältniſſen gemäß zu geſtalten. In ſeiner römiſchen Geſchichte tritt das Staatsleben faſt ganz zurück. Von noch viel geringerem Werthe iſt der Anekdotenſchreiber Valerius Maximus, der in ſeinen 9 Büchern „Factorum dictorumque memorabilium“ ſich als einen Schmeichler der niedrigſten Art zu erkennen gibt, der jedoch ungeachtet ſeines rhetoriſchen Ungeſchmacks, ſo wie ſeiner fehlerhaften Sprache, eine nicht unangenehme Unterhaltung gewährt; ferner Julius Obſequens, der in ſeinem „Prodigiorum liber“ die Erzählungen von Wundern aus Livius auf unkritiſche und abgeſchmackte Weiſe ſammelte;

L. Annäus Florus, der in seiner „Epitome de gestis Romanorum“ nur zu sehr den tiefgesunkenen Geist seiner Zeit kund gibt und dem es mehr darauf ankam, Rom und den römischen Namen einen Panegyrikus zu halten, als die vaterländische Literatur mit einem tüchtigen Werke zu bereichern. Aber mitten in diesen verdorbenen Zeiten erstand, und er verdient darum um so größere Bewunderung, plötzlich ein Mann, der an Geist und Gemüth größer und tiefer als sein Jahrhundert mit seinen Schriften noch einmal an jene alten guten Zeiten erinnerte: Cornelius Tacitus. Zwar waren auch die Verhältnisse, unter denen Tacitus lebte, günstiger als die, unter denen die Geschichtschreiber vor ihm gelebt hatten, aber doch spricht fast aus jeder Zeile seiner wahrhaft großartigen Schriften ein historisches Talent, wie es nur äußerst selten gefunden wird. Sowohl in seinen uns erhaltenen 5 Büchern „Historiarum“ als in seinen „Annalen“, das Vollendetste, was wir in dieser Beziehung aus dem Alterthume besitzen, bleibt er durchgängig frei von jener elenden, die Schriftsteller seiner Zeit fast alle charakterisirenden Schmeichelei, von jener Verdorbenheit in Inhalt und Form, in welche alle ihm gleichzeitige Geschichtschreiber verfallen waren. Er ist der letzte große Historiker der Römer. Bedeutender endlich als die vor Tacitus erwähnten Prosaisten und Historiker erscheint endlich auch der Biograph C. Suetonius Tranquillus in seinen „Vitae XII imperatorum.“ Allein ist er auch ziemlich frei von der seiner Zeit anhängenden geschmacklosen Zierlichkeit rhetorischer Prunksucht, so gibt er sich doch als Schriftsteller gerade dieser Zeit dadurch kund, daß er die eigentlich historischen Handlungen der beschriebenen Kaiser zwar nicht vergißt, aber doch auch so kurz abfertigt und durchaus einseitig darstellt, daß die Kaiser, die Sueton uns vorführt, nicht Kaiser, sondern gleichsam aus ihrem historisch-politischen Wirkungskreise herausgehoben, vom Staate abgesondert und ihrer Würde entsetzt zu sein schienen. Indeß entsprach er aber deßwegen seinem Zeitgeschmacke und galt schon zu seiner Zeit für vorzüglich. Was ferner die Beredsamkeit dieser Periode anlangt, so befaßte dieselbe sich nur mit Declamationen, die besten Bearbeiter derselben waren die nur dem Namen nach bekannten Domitius Afer, Julius Africanus ꝛc. Die Dichtkunst fand immer noch die meisten Bearbeiter, aber sie ward geübt ohne einen bestimmten Zweck und artete ebenfalls in Declamation aus. Am beliebtesten war die durch Horatius begründete Satyre, da sie reichen Stoff in dem zügellosen, von der Alleinherrschaft begünstigten Leben fand. Unter Tiberius dichteten M. Aemilius Scaurus; unter Claudius der von Quintilian hochgerühmte P. Pomponius Secundus; unter Nero Caesius Bassus, Persius und Lucanus. Zwar sind uns von allen diesen nur die Schriften der zwei letztgenannten Männer erhalten worden, allein sowohl des Persius Satyren, denen allerdings Natürlichkeit und Leichtigkeit in der Darstellung mangelt, als auch die epischen Poesien des Lucanus, die zwar in einem declamatorischen und oft zu weitschweifigen Tone und dabei in ungleicher Sprache und vernachlässigtem Versbau geschrieben sind, beweisen, daß in dieser verdorbenen Zeit doch immer noch Einzelne erstanden, die etwas Besseres zu leisten in jugendlich feurigem Geiste fortstrebten. Ein Gleiches beweisen die vorzüglichen Dichter, die unter Vespasian lebten: Salejus Bassus, C. Valerius Flaccus, der in seinem „Argonautikon“ sich durch eine blühende Sprache, so wie durch eine große Leichtigkeit und als ein glücklicher Nachahmer des Apollonius Rhodius kund gibt; Silius Italicus, der in seinem heroischen Epos „Punica“ sich als guter Nachahmer Virgil's und Kunstkenner, wenn auch ohne ächt poetisches Talent, zeigt; ferner die unter Domitianus: Arruntius Stella, P. Papirius Statius, der ungeachtet der Schmeicheleien gegen den Kaiser, die sich in seinen Poesien finden, dennoch sowohl in seinen Gelegenheitsgedichten als in seinen uns ebenfalls erhaltenen größeren epischen Dichtungen Geist und Gewandtheit in der Versification verräth; namentlich aber der seine Zeit mit furchtbarer

Digitized by Google

Schärfe geißelnde ausgezeichnete Satyrendichter D. Junius Juvenalis, welcher freilich auch dem Hadrianus anſtößig, 80 Jahre alt, nach Ägypten ins Exil wandern mußte; der treffliche Epigrammendichter M. Valerius Martialis aus Bilbilis in Celtiberien, der mit ſeinen allerdings oft in niedrigen Schmeicheleien ſich erſchöpfenden, aber dennoch römiſch durchgeführten Epigrammen einen deutlichen Beweis liefert, wie weit römiſche Bildung auch in den entlegenſten Provinzen gediehen war; ferner die Satyrendichterin Sulpicia, der Didaktiker Terentianus Maurus und unter Trajanus die freilich nur dem Namen nach bekannten: Voconius Victor, Paſtienus Paullus, Virginius Romanus, Javolenus Priscus. Was die philoſophiſchen Beſtrebungen dieſer Zeit anlangt, ſo fand jetzt das ſtoiſche Syſtem am meiſten Beifall und zwar nicht, weil man es als wirkſamſtes Mittel betrachtete, ſich durch daſſelbe über die Drangſale der entarteten Zeit erheben zu können, ſondern vielmehr, weil dieſes Syſtem gerade mit ſeinem Reichthume an glänzenden und pomphaften Sentenzen am meiſten der allgemein verbreiteten rhetoriſchen Verbildung zuſagte. Wie ſehr aber dieſe in kurzen, abgeriſſenen Sätzen ſich gefallende Manier zu ſchreiben der proſaiſchen Schreibart überhaupt ſchadete, beweiſen die Schriften des Seneca. Vergeblich eiferte gegen dieſen verſchlechterten Geſchmack Seneca's Landsmann, Fabius Quinctilianus, der mit Galba nach Rom kam und als Lehrer der Beredſamkeit ſich berühmt machte. Dieſe verlor aber jetzt unter den Kaiſern ganz ihr früheres Anſehen und beſchränkte ſich blos auf Lobreden und Schulübungen (Declamationen und Controverſen). Allein in dieſer Beziehung ausgezeichnet iſt die Lobrede oder der Panegyricus, den der jüngere Plinius, außerdem auch Verfaſſer einer angenehm unterhaltenden und lehrreichen Briefſammlung, auf den Kaiſer Trajan hielt. Dagegen ward durch den älteren Plinius, deſſen Naturgeſchichte oder eigentlich Welthiſtorie, eine Art von römiſcher Encyklopädie, für die genauere Kenntniß der römiſchen Geſchichte und Cultur ein unentbehrliches Werk iſt, die Wiſſenſchaft, die in einem encyklopädiſchen Vielwiſſen beſtand, angebaut und gefördert. Ein Gleiches wirkte auch Aul. Cornelius Celſus in ſeinem encyklopädiſchen Werke „De artibus“, wovon uns jedoch nur der Theil „De re medica“ erhalten iſt. Nur Unbedeutendes leiſtete dagegen Scribonius Largus Deſignatianus in ſeiner in verderbter Sprache geſchriebenen Schrift: „De compositione medicamentorum.“ Und denſelben encyklopädiſchen Geiſt beurkunden endlich auch Pomponius Mela in ſeiner Schrift „De situ orbis“ und Sextus Julius Frontinus in ſeinen Abhandlungen: „De aquaeductibus urbis Romae“ und „Strategematicon“ (4 Bde.). Ja ſelbſt ſo weit war der gute Geſchmack herabgeſunken, daß man ſelbſt an den elendeſten Erzeugniſſen Gefallen fand, wie das beifällig aufgenommene Werk des berüchtigten Schlemmers Apicius: „De arte culinaria“ hinlänglich beweiſt. Zwar fehlte es auch im II. und III. Jahrh. in Rom nicht an Männern, die bemüht waren, dieſen durchgängig verdorbenen Geſchmack zu verbeſſern, allein mit dem Sinken der politiſchen Kraft Roms ſank auch die geiſtige immer mehr herab; und treffend bemerkt Joh. von Müller über dieſe Zeiten: „Es nahm dazumal, wie bei uns, die Sucht nach oberflächlicher, leicht aufzufindender Kenntniß von tauſenderlei Gegenſtänden die Stelle gründlicher Studien ein; und noch eine andere Ähnlichkeit bekam jene Literatur mit der neuern dadurch, daß große Werke berühmter Verfaſſer in esprits quinteſſencirt wurden, worüber die Hauptwerke vernachläſſigt wurden und untergingen.“ Noch tiefer aber ſank endlich der Geiſt der römiſchen Literatur in der letzten Periode. IV. Von den Antoninen bis zum Untergange des weſtrömiſchen Reiches. Zwar weckte die milde Regierung des Hadrian und der Antonine noch einmal ein freieres Aufſtreben, allein nur auf eine ſehr kurze Zeit, und wenn auch mitten unter den Gräueln innerer Kriege oder barbariſcher Verheerungen im römiſchen Reiche, vorzüglich in Spanien und Gallien,

Digitized by Google

wenigſtens einiges wiſſenſchaftliche Leben erhalten wurde und es auch jetzt noch Dichter und Schriftſteller jeder Gattung gab, ſo zeigt ſich dennoch die Verſchlechterung der Zeiten bei ſämmtlichen ſowohl in der Sprache als in der Darſtellung. Die wenigen Schriftſteller, die uns wenigſtens theilweiſe aus dieſer Zeit erhalten ſind und noch Beachtung verdienen, ſind die Compilatoren: Aulus Gellius; C. Jul. Solinus; Marcianus Capella u. m. A.; die unkritiſchen Geſchichtſchreiber Juſtinus (mit ſeinem Auszuge des Trogus Pompejus), Ammianus Marcellinus (im IV. Jahrh.), Paullus Oroſius (wichtig für die Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums) ꝛc. Unter den vielen Epitomatoren, die aus größeren Werken Auszüge machten, hat Eutropius, der für den Kaiſer Valens ſchrieb, immer viel Leſer gefunden. Ferner die geſchmackloſen Dichter Fl. Avianus, Dionyſius Cato, T. Petronius Arbiter, Serenus Sammonicus, T. Julius Calpurnius ꝛc.; der Panegyriker Aelius Lampridius Spartianus; die Rhetoren M. Cornelius Fronto, L. Apuleius (auch als platoniſcher Philoſoph bekannt); Aur. Macrobius u. A.; der wegen ſeiner ſchlechten, barbariſchen Sprache bemerkenswerthe, jedoch auch für die chriſtliche Zeit nicht unwichtige Schriftſteller Q. Septimius Florens Tertullianus und endlich der kriegskundige Flav. Vegetius Renatus in ſeiner „Epitome institutorum rei militaris.“ Die bemerkenswertheſten Schriftſteller endlich aus den Zeiten nach dem Untergange des weſtrömiſchen Reichs ſind: Anicius Manlius Torquatus, Severinus Boëthius, Priſcianus, der Dichter Luxorius, Fulgentius, Tribonianus, M. Aurel. Caſſiodorus u. m. A. Die wichtigſten Werke endlich über römiſche Literatur ſind: J. Alb. Fabricii „Bibliotheca latina“ (1696, nov. ed. Hamb. 1708. 8. Supplem. ibid. 1712. 8. denuo ed. et aux. J. A. Ernesti. Lips. 1773 sq. 3 Voll. 8.); Th. Ch. Harles, „Introd. in notitiam literat. rom.“ (Lips. 1794. II. 8.); Joh. Hartmann Eberhardt, „Über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bei den Römern“ (Altona 1807. 8.) und endlich die Literaturgeſchichten von Wachler, Peterſen u. A. 20.

Römiſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** a) **Alte nach Wurm.** In den früheſten Zeiten diente das Metall (Kupfer, aes) ungeprägt zur Münze. Nach dem Gewichte war die Münzeinheit das As einer Libra (ſ. d. Art. Maß) gleich. Das Münzaß aber wurde, während die Libra ſich gleichblieb, nach und nach verkleinert und zwar im erſten puniſchen Kriege auf $\frac{1}{6}$, im zweiten auf $\frac{1}{12}$ und bald nachher auf $\frac{1}{24}$ des frühern Gewichts, während das As immer denſelben Werth behielt. 5 Jahre vor dem erſten puniſchen Kriege wurden zuerſt ſilberne Denarii (Zehn-Aßſtücke), Quinarii (Fünf-Aßſtücke) und Sestertii (Zwei- und ein Halb-Aßſtücke) geprägt; die letztere Münze diente bei größeren Summen als Rechnungsmünze. Überdieß gab es auch eine Libella (verjüngtes Pfund) gleich einem As zu der Zeit, wo dieſes $\frac{1}{10}$ war. Im zweiten puniſchen Kriege wurde der Denarius in 16 As und der Sestertius in 4 As getheilt. Ein Denarius unter den Conſuln wog 71 bis 75 pariſer grains. Von Auguſt bis Domitian verminderte ſich das Gewicht bis auf 63 pariſer grains. Vom Sept. Severus blieb das Gewicht, aber die Feinheit ging von 0,99 bis 0,50, unter Caracalla bis unter 0,34. Unter den Conſuln und den Kaiſern iſt 1 Denarius = 5 Gr. 3 Pf.; 1 Sestertius = 1 Gr. 3 Pf., alſo 1000 Sestertii = 1 Sestertium = 53 Thlr. 1 Gr. Conv. Der Bezeichnung nach iſt HS = Sestertius; mille HS oder $\overline{\text{HS}}$ = 1 Sestertium = 1000 Sestertii; decies HS = decies centena millia Sestertium = 1000000 Sestertii = 250000 Denarii; vicies quinquies aeris = 2500000 As = 250000 Denarii = decies HS.; millies HS = 100000000 Sestertii. Die älteſten Goldmünzen ſind mit XX, XXXX und LX bezeichnet, wahrſcheinlich Seſtertien; die mit XX bezeichneten wiegen 1 Scrupel = $\frac{1}{288}$ Libra = 21 par. Grains = 5 Denarii = 1 Thlr.

1 Gr., nach leichteren Denaren nur 22 Gr. Conv. Die mit XXXX bezeichneten wiegen 2 und die mit LX 3 Scrupel. In der Zeit von Julius Cäſar bis Caracalla entſtand eine andere Art Goldmünze von unbeſtimmtem Gewichte. 1 Aureus war = 25 Denarii = 100 Sestertii, nach verſchiedenem Werthe des Denars = 5 Thlr. 7 Gr. bis 4 Thlr. 14 Gr. Conv. Hierbei war das Verhältniß des Goldes zum Silber zwiſchen 12:1 und 11:1. Seit Conſtantin dem Großen war der Solidus oder ἑξάγιον = 4 Scrupel ſchwer, wovon auch ½- und ⅛fache geprägt wurden nach dem Verhältniſſe des Goldes zum Silber zwiſchen 14:1 und 15:1. Alte Maße und Gewichte (ſ. d. Art. Maß). b) Neue. Jetzt rechnet man nach Scudi romani zu 100 Bajocchi à 5 Quattrini. Das Verhältniß der ſämmtlichen römiſchen Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Scudo = 3⅓ Testoni = 5 Papetti = 10 Paoli = 20 Grossi = 100 Bajocchi = 500 Quattrini. Die wirklich geprägten Landesmünzen ſind folgende: 1) Goldmünzen: Doppia à 315 Bajocchi vor 1775 21 Karat 9 Grän fein, 137 holl. Aß ſchwer, Goldwerth 5 Thlr. ¾ Gr.; ſeit 1775 22 Karat fein, 113⅘ holl. Aß ſchwer, Goldwerth 4 Thlr. 5½ Gr.; ½-, 2- und 4fache nach Verhältniß. Zecchino oder Ducato à 215 Bajocchi = 71 3/11 holl. Aß ſchwer, 23⅔ Karat fein mit einem Goldwerthe von 2 Thlr. 20⅓ Gr. Es gibt deren ½-, 1-, 2-, 5- und 10fache nach Verhältniß und ſie ſind ſeit den Zeiten des Papſtes Clemens XIII. entſtanden. Leonina unter Leo XII. 1825 ausgeprägt à 440 Bajocchi = 5 Thlr. 21⅔ Gr. in Gold. Scudo d'oro à 1500 Bajocchi, 550½ holl. Aß ſchwer, 21 Karat 6 9/10 Grän fein = 20 Thlr. 1 Gr. 2 Pf. in Gold. Seit 1834 Stücke von 100, 50 und 25 Paoli. 2) Silbermünzen: Scudo à 100 Bajocchi 14 Loth 12 Grän fein, 557 holl. Aß ſchwer = 1 Thlr. 20 Gr. 4⅕ Pf. Conv. Halbe nach Verhältniß; Testono à 30 Bajocchi; Papetto à 20; Paolo à 10; Grosso à 5 und halbe Grosso à 2½ Bajocchi. 3) Scheidemünzen: Carlini romani 1- und 2fache à 7½ und 15 Bajocchi und Stücke von 1, 2 und 4 Bajocchi. 4) Kupfermünzen: Stücke von ½, 1 und 2 Bajocchi oder von 2½, 5 und 10 Quattrini und von 1 Quattrino. Im Allgemeinen iſt der innere Werth der römiſchen Münzen ſehr verſchieden, weil jeder Papſt neue prägen läßt, die gewöhnlich im Gehalte oder Gewichte von denen ſeiner Vorgänger abweichen. II. Längenmaß. 1 Fuß = 132 par. Linien. 1 Handelselle (Canna) = 8 Palmi = 887,279 par. Linien. 1 Bau-Canna = 10 Palmi = 990 par. Linien. 1 Miglia (Meile) = 4584 par. Fuß. III. Land- und Feldmaß. 1 Rubbio = 4 Quarti = 7 Pezze = 16 Scorzi = 112 Quadrat-Catene = 175153,914 par. Quadratfuß. IV. Getreidemaß. 1 Rubbio = 2 Rubbiatelle = 4 Quarti = 12 Staja = 16 Starelli = 14844 par. Cubikzoll. V. Flüſſigkeitsmaß. 1 Barilo = 32 Boccali = 128 Fogliette = 512 Quarticci = 2941 par. Cubikzoll. 1 Botta = 3 Brente = 9 Barili. 1 Öl-Barilo = 28 Boccali = 112 Fogliette = 152 Pfd. 1 Öl-Soma = 2 Pelli = 40 Boccali = 440 Pfd. VI. Gewicht. 1 Cantaro grosso, Migliajo = 10 Cantari sottile = 100 Decina = 1000 Lire. 1 Lira Handelsgewicht = 12 Once = 288 Denari = 6912 Grani = 7056 holl. Aß; Apothekergewicht dieſelbe Lira = 12 Once = 96 Dramme = 288 Scripoli = 576 Grani. 26.

Römiſche Sprache iſt diejenige, die urſprünglich blos in Rom geſprochen, von der in den Provinzen gebräuchlichen lateiniſchen (ſ. d. Art.) verſchieden ſich im Verlaufe der Zeiten mit dieſer amalgamirte und dann zur römiſch-lateiniſchen, d. i. derjenigen ausgebildet wurde, die man dann im ganzen römiſchen Reiche ſprach. Wie roh und ganz unausgebildet ſowohl hinſichtlich ihrer Conſtructionen, als ihrer Formen nach die römiſche Sprache in ihrer erſten Periode, die bis ungefähr auf 78 v. Chr. reicht, geweſen ſein muß, läßt ſich theils aus dem rohen und kriegeriſchen Charakter der Römer überhaupt ſchließen, theils beweiſen es auch noch

die freilich nur dem Namen nach bekannten literarischen Erzeugnisse aus jener Zeit, namentlich die ältesten Poesien (vergl. römische Literatur). Ja selbst die schon einer bessern Zeit sich nähernden Schriftsteller, z. B. Pacuvius, Naevius, Ennius, in vieler Beziehung auch noch Lucretius, Plautus, Terentius u. A. beweisen klar, wie unendlich schwer es ihnen wurde, die im Munde des Volkes noch ungebildete Sprache zu ihren Poesien benutzen zu können. Wie mußte z. B. Ennius mit den römischen Wörtern umgehen, um sie in ein griechisches Metrum einzuzwängen! Allein durch eben dieses unter den Römern erwachte literärische Streben, durch dieses Benutzen der römischen Sprache bei schriftlichen Arbeiten, durch die erweiterte Bekanntschaft Roms mit dem Auslande und namentlich mit Griechenland, durch den immer mehr zunehmenden Luxus und die dadurch entstandene, fast durch alle Stände verbreitete Verfeinerung ward auch die römische Sprache zu einer Ausbildung gebracht, die ihr bisher noch fremd gewesen war. Die Periode aber, in der sich namentlich diese vortheilhafte Veränderung der römischen Sprache zeigte und welche vom Jahre 78 v. Chr. bis ungefähr zum Tode des August (14 n. Chr.) reicht, nennt man gewöhnlich, und mit Recht, das goldene Zeitalter der römischen Sprache. Zwar hat man hier den Römern den Vorwurf gemacht, daß sie es nicht selbst gewesen seien, die in diesem Zeitraume sich solches Verdienst um ihre Sprache erworben hätten, sondern daß die nach Rom gekommenen und mit den Römern in engere Verbindung getretenen hochgebildeten Griechen die Verfeinerung der römischen Sprache begründet hätten, allein schwerlich möchte diese Ansicht so begründet sein, als sie es dem ersten Anscheine nach wohl scheint. Denn wenn auch wie bei den literärischen Bestrebungen, so wie bei den Kunsterzeugnissen der damaligen Römer und beim Bildungsgange der römischen Sprache, sowohl äußerlich als innerlich, griechischer Einfluß nicht zu verkennen ist, so beweisen doch die uns aus jener Zeit erhaltenen literärischen Erzeugnisse der Römer hinlänglich, wie man bei fremdem Einflusse doch auch mehr Selbstständigkeit und Originalität behauptete (s. römische Literatur). Aber wie ursprünglich in Rom mehrere Dialekte geherrscht hatten, die ihren Grund in der verschiedenartigen Zusammensetzung des römischen Volks hatten, von denen ferner der volskische, etruskische und sabinische die vorzüglichsten waren und welche endlich auf die Aussprache des goldenen Zeitalters mehr oder minder einwirkten, so trat jetzt noch ein Unterschied in der Sprache der Landleute und derer, die in Rom selbst wohnten, hervor. Jene, die man lingua rustica nannte und die selbst während des goldenen Zeitalters noch fortlebte, war noch die alte, weniger gebildete, der Plautus, Terentius u. m. A., ja selbst noch Lucretius angehören, wogegen diese, lingua urbana genannt, sich eines sprachrichtigen und ächtrömischen Ausdrucks befleißigte und zur Schriftsprache erhoben wurde. Welcher Biegsamkeit sie fähig war, welche Schönheiten und Feinheiten sie hatte, bezeugen die schon genannten Schriftsteller dieser Periode. Hatte aber diese größere Ausbildung der römischen Sprache bisher neben dem mehr verbreiteten Umgange mit Griechen auch hauptsächlich ihren Grund in der bedeutenderen Verbreitung der öffentlichen Beredsamkeit gehabt, so mußte auch schon wieder ein Rückschritt erfolgen, als die Beredsamkeit sank und die Gewaltherrschaft nicht mehr ein freies, offenes, ungebundenes Vortragen seiner Meinung gestattete. Und allerdings bestätigt auch die Periode von 14 bis 117 n. Chr., die man das silberne Zeitalter zu nennen pflegt, diese Ansicht. Die römische Sprache erscheint hier gekünstelter, weniger rein, kraftloser, kurz und mit fremden nicht römischen Wörtern vermengt. Beweis sind die Schriften des Suetonius, der beiden Plinius, Seneca, Celsus, Juvenalis, Martialis u. A., wenn es auch einzelne Männer, z. B. Tacitus, gab, die noch etwas Besseres zu erstreben suchten und wirklich auch erreichten. Ins Geschmacklose aber sank endlich die römische Sprache herab in der 4. Periode, oder dem sogenannten ehernen

Zeitalter von 117 n. Chr. bis zum Untergange des occidentaliſchen Reichs, wo die griechiſche Sprache die der Gebildeten wurde, der Hof aber von Rom ſich entfernte, die römiſche Sprache dem gemeinen römiſchen Pöbel überlaſſen wurde und das Chriſtenthum mehr Ausbreitung gewann, wodurch die römiſche Sprache abermals mit neuen, aber auch ganz unrömiſchen Zuſätzen berührt wurde. Die noch beſſeren Schriftſteller dieſer Zeit ſind Macrobius, Juſtinus, Apulejus, Gellius u. A.; die ſchlechteſten aber Tertullian, Hieronymus, Auguſtinus. Die römiſche Sprache ſank dann zu dem bekannten elenden Mönchslatein, noch ſpäter aber, als faſt alles wiſſenſchaftliche Leben erſtorben war, ſelbſt zum ſogenannten Küchenlatein herab. Lange, nachdem die römiſche Sprache ausgeſtorben war, lag auch das Studium derſelben ganz darnieder; gehoben wurde daſſelbe erſt beim Wiedererwachen der Liebe zu den Wiſſenſchaften und dem claſſiſchen Alterthume, bis endlich vom XVI. Jahrh. an vorzüglich durch holländiſche Gelehrte ein tieferes Studium der altrömiſchen Sprache begründet wurde. — Zur Kenntniß der Sprache in grammatiſcher Hinſicht aber dienen die Sprachlehren von Sanctius, Ruddimann, Scheller, Bröder, Wenk, Grotefend, Ramshorn, Zumpt u. m. A., der faſt zahlloſen Schriften gar nicht zu gedenken, die nur einzelne Theile der römiſchen Sprache theils in formeller, theils in materieller Beziehung behandeln; in lexikographiſcher Hinſicht aber die Werke von Rob. Stephanus, Faber, Voſſius, Gesner, Facciolati und Forcellini, Scheller, Lünemann, Erneſti, Ramshorn (in ſeiner lateiniſchen Synonymik), Kärcher, Kraft, Döderlein, Habicht u. m. A. Ein gutes Mittel, ſich mit der römiſchen Sprache vertraut zu machen, iſt die bisher faſt überall herrſchende Gewohnheit über gelehrte Gegenſtände in römiſcher Sprache zu ſprechen und zu ſchreiben, wodurch die römiſche Sprache zur Gelehrtenſprache geworden iſt. 20.

Römiſches Recht iſt der Inbegriff derjenigen Rechtswahrheiten, welche bei den Römern gegolten haben, ohne Unterſchied der Zeit, zu welcher ſie entſtanden ſind. Die Grundlagen, auf welchen das römiſche Recht außer den durch Gewohnheiten hervorgerufenen beruhte, waren in früheren Zeiten einzelne Geſetze und zwar vor allen das Geſetz der zwölf Tafeln, Senatusconſulte, Conſtitutionen, Edicte der Magiſtratsperſonen, welche letzteren jedoch mehr den Gang der Civilrechtsſtreitigkeiten vor Augen hatten, und endlich das von anderen Völkern abgeleitete Recht (jus gentium). Nach und nach ſteigerte ſich zugleich mit der höhern Ausbildung des Volkes auch das Bedürfniß einer umfaſſenden Geſetzgebung; es entſtanden eine Menge Volksſchlüſſe, Senatusconſulte, Conſtitutionen, Edicte und Gutachten von Rechtsgelehrten, von welchen letzteren ſchon unter Conſtantin und ſpäter unter Valentinian III. einzelnen geſetzliche Kraft eingeräumt ward. Um die Mitte des IV. Jahrh. erſchienen durch Gregorius und Hermogenes zwei Sammlungen kaiſerlicher Conſtitutionen, welche meiſtens Reſcripte und nur wenig Edicte enthielten. Von mehr Bedeutung als dieſe Sammlungen war die von Kaiſer Theodoſius dem Jüngern veranſtaltete (Codex Theodosianus). Später entſtanden im Occidente nach dem Untergange des römiſchen Reiches in den ſich bildenden neuen germaniſchen Königreichen mehrere Sammlungen von Geſetzen, von denen die wichtigſten das Edict des oſtgothiſchen Königs Theodorich, das Breviarium Alaricianum und die ſogenannte Lex Romana waren; letztere war größtentheils aus den reinen Quellen des römiſchen Rechts ſelbſt geſchöpft. Von der größten Wichtigkeit aber, nicht blos für die damalige Zeit, ſondern auch für die gegenwärtige, iſt die vom Kaiſer Juſtinian nach dem Jahre 527 geſchehene Zuſammenſtellung von Geſetzesvorſchriften. Die erſte dieſer Sammlungen, welche die kaiſerlichen Conſtitutionen ſeit Hadrian umfaßte, ward Codex vetus genannt. Dieſe iſt nicht auf unſere Zeiten gekommen; dagegen ſind die vom Jahre 530—563 von den bedeutendſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit auf Befehl Juſtinian's ge-

Digitized by Google

sammelten und geordneten früheren Rechtssprüche, so wie die von Justinian selbst erlassenen Verordnungen, über welche sämmtliche bereits unter dem Art. corpus juris das Erforderliche gesagt worden ist, noch jetzt vom größten Einflusse bei Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten. Durch die während der Regierung Justinian's bewirkten Eroberungen verbreitete sich dieses justinianeische Recht auch über Italien, es behielt nicht nur seinen Gebrauch in Italien, sondern ward nach und nach fast in allen europäischen Staaten und namentlich in Deutschland verbreitet; noch jetzt kommt es daher in Ermangelung einheimischer Rechtsnormen zur Anwendung. — Die ganze Rechtslehre der Römer beruhte auf den Grundsätzen: honeste vive, d. h. lebe und handle als sittlich guter Mensch; neminem laede, d. h. entziehe Niemandem etwas von dem Seinigen, und suum cuique tribue, d. h. leiste Jedem, was du ihm zu leisten schuldig bist. In Bezug auf den Gegenstand theilten die Römer das Recht in jus publicum (öffentliches römisches Recht) und jus privatum (was sich auf die Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger gegen einander bezog). Dieses Privatrecht zerfiel wieder in jus naturale, Naturrecht, jus gentium, den Inbegriff der Rechtswahrheiten, welche durch das Beisammenleben der Menschen in bürgerlichen Vereinen sich als nothwendig darstellten, und jus civile oder das Recht, was jeder Staat sich eigenthümlich gebildet hat und welches den beiden erstgenannten Rechten weder ganz folgt, noch ganz von ihnen abweicht, vielmehr zum Theil ihnen etwas zusetzt, zum Theil ihnen abnimmt. Über die Eintheilung des Civilrechts ist bereits unter Recht das Erforderliche erwähnt. — Was endlich das römische Criminalrecht betrifft, so waren die ursprünglichen Quellen desselben das jus civile; später wurden auch Verbrechen des jus gentium hervorgehoben; daher entstand die Eintheilung in delicta juris civilis und juris gentium. Weit hinter der wissenschaftlichen Ausbildung des Civilrechts blieb aber die des Criminalrechts. Das Criminalrecht beruhte in den Zeiten des Freistaats auf gelinden Grundsätzen, auf harten unter den Kaisern, bis das eingeführte Christenthum seinen wohlthätigen Einfluß auch hierauf geltend machte. Die höchsten Principe des römischen Criminalrechts waren: „Vergehen dürfen zum Zwecke der Erhaltung des Staats nicht ungestraft bleiben"; „die Strafe muß im richtigen Verhältnisse zu den Vergehen bleiben", und endlich „man muß bei Beurtheilung des Verbrechens den Willen, nicht den Erfolg vor Augen haben." 85.

Römisch-katholische Kirche, s. Katholicismus.

Röschen heißen im Bergwesen bedeckte Gräben oder unterirdische Strecken, welche mehr unter der Erdoberfläche hingeführt werden und zur Wasserableitung dienen. — Rösche werden beim bergmännischen Aufbereitungswesen auch diejenigen Pochmehle genannt, welche in den obersten Theilen der Pochmehlführung niederfallen. Ihnen entgegengesetzt verhalten sich die zähen Schlämme. (S. Pochwerk.) 76.

Röschlaub (Andreas), bekannter Arzt, ward am 21. Oct. 1768 zu Lichtenfels bei Bamberg geboren, studirte in Bamberg Medicin, wo er auch 1795 die Doctorwürde erhielt und 1796 außerordentlicher und 1798 ordentlicher Professor der Therapie und Arzt am Krankenhause ward. 1802 ging er als Lehrer der Klinik nach Landshut, erhielt später den Hofrathstitel, ward 1826 mit nach München versetzt, aber bald darauf pensionirt und starb am 7. Juli 1835 auf einer Reise zu Ober-Dischingen bei Ulm. — R. machte sich unter den Ärzten Deutschlands einen Namen zur Zeit des herrschenden Brownianismus, welches System er mit vollem Jugendeifer erfaßte, durch viele Zusätze veränderte und in seinen Schriften durch Deutschland verbreitete. Diese fanden damals einen allgemeinen, den jetzigen Lesern unbegreiflichen Beifall, den sie der Neuheit des Gegenstandes, so wie dem Scharfsinne des Verfassers und der von ihm beobachteten logischen Strenge eben so sehr verdankten, als sie durch ihre Weitschweifigkeit, Einseitig-

keit und ihr Beschäftigen mit unerheblichen Gegenständen ihre Lectüre für den neuern Arzt unmöglich machen. Dem Umstande aber, daß sich R. blos an ein System fesselte und darüber das, was der Medicin noth thut, vernachlässigte, ist es zuzuschreiben, daß er mit dem Verfalle des Systems noch bei seinen Lebzeiten in völlige Vergessenheit gerieth. — Seine berühmtesten Werke waren: „Untersuchungen über Pathogenie oder Einleitung in die medicinische Theorie" (Frankfurt 1797. 2. Ausg. 1800—1801. 3 Thle.); „Magazin für die Vervollkommnung der theoretischen und praktischen Heilkunde" (Ebend. 1802—1809. 10 Bde.); „Lehrbuch der Nosologie" (Bamberg 1801. 2 Thle.). 39.

Roeskilde (Friede zu), s. Friedensschluß.

Rösselsprung, ein vielfach besprochenes Kunststück auf dem Schachbrete, ist die Kunst, den Springer des Schachspiels so springen zu lassen, daß er in der Reihenfolge alle 64 Felder berührt, ohne auf eins zweimal zu kommen. Die Aufgabe läßt sich auf verschiedene Weise lösen, die einfachste ist aber folgende. Man denkt sich nämlich zwei Reihen der äußeren Felder von dem Quadrate der 16 inneren abgesondert. Beginnt man nun von einer beliebigen äußern Ecke, so theilt sich das ganze Verfahren in zwei gleiche Theile und jeder wieder in 4 Abschnitte, indem man abwechselnd den Springer 12 äußere und darauf 4 innere Felder berühren läßt, von dem 33. Sprunge aber an in entgegengesetzter Richtung verfährt, doch die Springfiguren in derselben Reihenfolge beschreibt. So springt der Springer in seiner regelmäßigen Bewegung in den beiden äußeren Reihen ringsum in 12 Sprüngen, geht dann auf das erreichbar nächste der 4 mittelsten Felder des inneren Vierecks, von da nach dessen Ecke und von hier in 2 Sprüngen nach der entgegengesetzten, so daß er hier ein verschobenes Viereck beschreibt, tritt wieder in die äußersten Felder und bewegt sich wieder in 12 Sprüngen herum, worauf er aufs Neue in das innere Quadrat tritt und um dessen Rand ein Quadrat beschreibt. Beim Heraustreten wendet er sich nun nach der entgegengesetzten Richtung und verfolgt die Bahn aufs Neue in der obigen Weise. Eine gelehrte Abhandlung darüber hat Euler in den „Mémoires de l'Académie de Berlin" (T. XV. 1759) geliefert. 30.

Rösten, Röstung, franz. griller; engl. broil, ist eine hüttenmännische Vorarbeit beim Schmelzen, welche aus den zu verschmelzenden Erzen ihre Schwefel- und arsenikalischen Theile durch Feuer und Hitze entfernt und dabei die darin enthaltenen Metalle zum Theile oxydirt. Die Röstung geschieht entweder in offenen Haufen oder in Röststätten, oder in Röstöfen. Erstere sind nach Art der Meiler mit rostförmig geschichtetem Holze aufgebaut. Die Röststätten sind mit Mauern umgebene quadratische Räume, in welche der Holzrost eingebracht wird, über den die zu rösteuden Erze geschüttet werden. Röstöfen sind in der Art der Schmelzöfen erbaut. Meistens wird in denselben gepochtes Erz unter Feuer- und Hitzezutritt solcher flüchtigen, vererzenden Theile beraubt. Die Röstung verschafft einen schnelleren Schmelzprozeß, bei dem weniger Holzverbrand auf Entfernung der flüchtigen Stoffe verwendet zu werden braucht. 76.

Roestraten (spr. Rustraten) (Peter), ein berühmter niederländischer Stilllebenmaler, geb. 1627 zu Haarlem, war ein Schüler von Hals und widmete sich anfangs der Portraitmalerei, vertauschte aber dieselbe in England, wohin er sich begeben hatte, auf Veranlassung Lely's, dem er gefährlich zu werden drohte, mit dem genannten Genre, in welchem er noch Vorzüglicheres leistete, ja vielleicht das Beste, was je vor ihm und nach ihm in dieser Hinsicht erschienen ist. Vor Allem gelang ihm die Darstellung von goldenen, silbernen und krystallenen Gefäßen, Porcellanvasen, musikalischen Instrumenten u. dgl. m. und überall hat man Gelegenheit die seltene Naturtreue sowohl, wie den Fleiß und die Zartheit in der Ausführung zu bewundern. Noch jetzt werden R.'s Arbeiten verdienter Maßen geschätzt und bezahlt. Er starb 1698 zu London. 36.

Röthel, Rothstein, lat. rubrica fabrilis, talium rubrum L.; franz. rubrice, crayon rouge; engl. red crayon, raddle, ist ein braunröthliches auf dem Striche blutrothes, mattes oder schwach schimmerndes Mineral, das sehr weich und etwas milde ist und ein specifisches Gewicht von 3,1—3,8 hat. Dasselbe ist eigentlich ein mit Eisenoxyd durchdrungener schieferiger Thon, der sich derb in Lagern bei Saalfeld in Thüringen, bei Nürnberg, in Schlesien, in Tyrol, Frankreich ꝛc. findet und zum Schreiben und Zeichnen dient. Der feinere R. wird in Stäbchen gesägt und schachtelweise verkauft oder wie das Reisblei in Holz oder Rohrhalm gefaßt. Der gröbern Art bedienen sich die Zimmerleute, Tischler, Steinmetzen ꝛc. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten. Die feinsten Rothstifte, die sogenannten englischen und pariser Crayons, bereitet man durch Pulverisiren und Schlämmen des R., worauf man das gereinigte Pulver mit Gummi und Seife zu einem Teiche macht, der dann in Formen gepreßt und getrocknet wird. 26.

Roger I., erster normännischer Beherrscher von Sicilien, der Bruder Robert's Guiscard, begleitete diesen im Jahre 1058 nach Italien, unterwarf Calabrien und theilte sich dann mit jenem in die Herrschaft. Ehe er aber noch von dem neuen Erwerbe Besitz nahm, wurde er von den christlichen Bewohnern nach Sicilien eingeladen, welches die Saracenen seit 2 Jahrhunderten behaupteten. Er setzte im Jahre 1061 auf die Insel über, eroberte Messina, während sein Bruder die Flotte der Araber beunruhigte und nahm Girgenti und Traina ein. Hier war er im Begriffe sich niederzulassen, als die griechischen Einwohner, welche von den Arabern weniger als von den wilden Normannen zu dulden hatten, sich mit ersteren gegen ihn verbanden und ihn 4 Monate lang in dem festen Schlosse Traina belagerten, bis er endlich bei einem Ausfalle seine Feinde in die Flucht schlug und dadurch von Hunger und Entbehrungen aller Art befreit wurde. R. führte nun neue Verstärkungen aus Calabrien herbei, schlug die Saracenen mehrmals und unterwarf sich den größten Theil der Insel. Im Jahre 1073 verließ er Sicilien freiwillig, um seinen Bruder bei der Belagerung von Bari zu unterstützen, nach dessen Eroberung Beide mit ihren Heeren vor Palermo rückten, welches sich ihnen nach einer Belagerung von 4 Monaten ergeben mußte. R. wurde nun von seinem Bruder mit der Insel als Graf von Sicilien belehnt und eroberte bis zum Jahre 1089 die Städte Trapani, Taormina, Syrakus und Girgenti. Nach dem im Jahre 1085 erfolgten Tode seines Bruders stellte er sich auch an die Spitze der Normannen in Italien, schloß sich, der Politik desselben gemäß, an die Päpste an und bekämpfte besonders den deutschen Kaiser Heinrich IV. Papst Urban II. ernannte ihn deßhalb im Jahre 1093 zur Anerkennung seiner Verdienste um den heiligen Stuhl zum päpstlichen Legaten von Sicilien und ertheilte ihm durch eine besondere Bulle auch die geistliche Oberhoheit über die Insel. R. starb im Jahre 1101. — Ihm folgte sein Sohn R. II., der, 8 Jahre alt, unter die Vormundschaft seiner Mutter Adelheid kam. Um das Jahr 1113 unternahm er die Eroberung von Calabrien, welches sich während des Kampfes in Sicilien sein Vetter Wilhelm von Apulien angemaßt hatte und behauptete es auch nach dem Tode desselben ungeachtet des päpstlichen Widerspruchs. Hierauf nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an und wurde im Jahre 1130 von dem Papste Anacletus zu Palermo gekrönt, welchen er dafür kräftig zur Vertreibung seines Gegenpapstes zu unterstützen versprach. R. unterwarf sich nun im Jahre 1131 Capua, Amalfi und Neapel, mit deren Eroberung er die Herrschaft über das ganze Unteritalien errungen hatte und welches er nun mit Sicilien gemeinschaftlich als das Königreich beider Sicilien beherrschte. Allein seine Grausamkeit und die widerrechtliche Behandlung der Italiener nöthigte diese zum Aufruhre. Sie riefen den deutschen Kaiser Lothar herbei und dieser zwang R., nach dem Verluste einer Schlacht sich auf die Insel Sicilien zurückzuziehen und den Papst Innocenz II. als rechtmäßigen Besitzer des

heiligen Stuhles anzuerkennen. Allein nach Lothar's Rückreise nach Deutschland eroberte R. in kurzer Zeit alle ihm entrissenen Provinzen wieder und der Papst mußte ihn und seine Nachkommen als rechtmäßige Könige von Sicilien anerkennen und ihm das Herzogthum Apulien und das Fürstenthum Capua als päpstliches Lehen abtreten. Im Jahre 1146 bekriegte er den griechischen Kaiser Manuel, eroberte Corfu, verheerte Cephalonien, drang bis Korinth, Athen und Negroponte vor und kehrte mit Schätzen beladen nach Sicilien zurück, wohin er den Anbau des Maulbeerbaumes brachte und wo er den Seidenbau durch griechische Pflanzer einführte. Hierauf breitete er seine Eroberungen selbst über einen Theil der Nordküste von Afrika aus. Er starb am 26. Febr. 1154 als Tyrann von seinen Unterthanen gehaßt und gefürchtet. Ihm folgte sein Sohn Wilhelm I. 81.

Roger oder Rogier (Rugieris) ist der Name von zwei berühmten altniederländischen Malern. Rogier van Brügge, ein Schüler Johann von Eyk's, blühte um und nach der Mitte des XV. Jahrh. und gehört unter die besten Historienmaler seiner Zeit. Er stellte meist große Gegenstände dar und malte stets mit Öl- oder Leimfarben. Correcte Zeichnung ist einer seiner Hauptvorzüge. Bekannter noch ist Rogier van der Wyde (Weide), von seinem Geburtsorte auch R. van Brüssel genannt, geb. um 1470, gest. 1529. Auch er bildete sich nach Joh. van Eyck und wählte ebenfalls ausschließlich heilige Gegenstände zu seinen Darstellungen. Daß er übrigens neben der Ölmalerei auch die Glasmalerei mit Erfolge betrieben hat, beweisen zwei treffliche Portraits (Franz I. und Karl V.) in der Gudulakirche zu Brüssel. Unter den wenigen noch vorhandenen Werken dieses Künstlers möchten eine „Kreuzabnahme" in Berlin und zwei in der wiener Gallerie befindliche Gemälde, eine „Anbetung der heiligen drei Könige" und eine „Mutter Gottes mit der heil. Anna in einem Garten", die bemerkenswerthesten sein. 36.

Roggen, Rocken, an einigen Orten auch Korn genannt, lat. secale, siligo, ador, farrago; franz. seigle; engl. rye, die nützlichste unter den bekannten Getreidearten, welche gewöhnlich zum Brodbacken angewandt wird. Man hat viele Spielarten davon, am Häufigsten jedoch kommt der Sommerroggen, welcher mit Frühlingsanfang gesäet wird, und der Winterroggen, der vor dem Winter gesäet wird, vor. Jener erreicht seine Reife schon im Jahre seiner Aussaat, dieser erst im darauf folgenden Jahre. Die Körner des Sommerroggens sind kleiner, geben dagegen ein weißeres Mehl als die des Winterroggens. Beide Arten wachsen fast in allen Ländern und Klimaten; aber vorzüglich zuträglich sind ihnen kalte Gegenden, daher der Anbau derselben im Norden und in Deutschland beträchtlicher ist, als in Frankreich, Italien und der Türkei. Außer zum Brodbacken dient der R. zum Branntweinbrennen, auch wohl zum Futter für Pferde und Schweine. Die Körner des im Sandboden erbauten Roggens geben ein reichlicheres und weißeres Mehl, sind auch weniger hartschälig, als die von dem im fetten Boden erbauten, wogegen dieses wieder längeres Stroh liefert. Das Roggenstroh findet ebenfalls mancherlei Anwendungen; vorzüglich dient es aber zum Einstreuen in die Viehställe, zu Häckerling geschnitten als Pferdefutter, zum Dachdecken ꝛc. Unter allen Getreidearten ist der R. der bedeutendste Handelsartikel und es wird vornehmlich in den Niederlanden, zu Danzig, Königsberg, Hamburg, Elbing, Altona, Lübeck, Bremen ꝛc. ein beträchtlicher Handel damit getrieben. 26.

Rohan (Henri, Herzog von), Prinz von Leon, unter Ludwig XIII. die Seele der protestantischen Partei in Frankreich und einer der größten Feldherren seiner Zeit, war der Sohn des Vicomte René von Rohan und wurde am 21. Aug. 1579 auf dem Schlosse Blein in Bretagne geboren. In der protestantischen Confession erzogen ward er bereits seit seinem 16. Jahre, wo er am Hofe erschien, als eines der Häupter seiner Partei betrachtet, um so mehr, als er die besondere Gunst Heinrich's IV. genoß und präsumtiv als der Erbe desselben in der Krone Navarra

betrachtet wurde. Nach Beendigung des Kriegs mit Spanien, an welchem er rühmlichen Antheil genommen hatte, begab er sich mehrere Jahre auf Reisen, ward nach seiner Rückkehr Herzog und Pair und erhielt bald darauf das Commando der Schweitzertruppen. Alles versprach ihm eine glänzende Zukunft, als die Meuchelmordung des Königs im Jahre 1610 ihn in eine Bahn warf, die, wenn auch rühmlich, doch sein Leben zu einer Kette von Mühseligkeiten und Gefahren machte. Schon seiner hohen Stellung zufolge konnte er in den Parteizweisten, welche das nach Heinrich's Tode eintretende Reactionssystem herbeiführte, nicht neutral bleiben, doch ward er nur erst durch das Mißtrauen des Hofs bewogen, sich der Sache Condé's anzuschließen, was er außerdem nicht gethan haben würde, da Condé's Pläne rein politischer Natur waren. Auch gelang es ihm sich wieder mit dem Hofe auszusöhnen, bis ihn endlich im Jahre 1621 der offen ausgesprochene Wille des Königs, in Bearn den Katholicismus wieder einzuführen, in die Reihen seiner bedrängten Glaubensgenossen rief. An der Spitze einer Abtheilung derselben zeigte er sich durch eine außerordentliche Tapferkeit sowohl wie durch seine Umsicht allen Anführern seiner und der Gegenpartei überlegen und es konnte daher nicht befremden, daß er bei dem zweiten Ausbruche des Kriegs im Jahre 1625 einstimmig zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Auch dießmal gelang es ihm durch sein überlegenes Talent einen günstigen Frieden zu erhalten (1626); aber schon 1627 entbrannte der Kampf von Neuem und trotz aller Anstrengungen mußte er endlich der überlegenen Macht der Regierung weichen. Doch erhielten die Protestanten im Frieden von 1629 wenigstens freie Religionsübung, wenn auch ihre politische Bedeutung für immer vernichtet war. R. begab sich jetzt nach Venedig, von wo aus er im Auftrage Ludwig's XIII. mit einer diplomatischen Sendung nach Graubündten ging und zum General ernannt mit einer französischen Armee im Jahre 1633 Veltlin von dem Joche der Spanier befreite. Irrungen mit dem pariser Cabinet indeß, welches ihm stets mißtraute, veranlaßten ihn sich von der nähern Theilnahme an den Geschäften zurückzuziehen. Er nahm seinen Aufenthalt in Genf, ging aber im Jahre 1638 zu dem Heere Bernhard's von Weimar und commandirte an dem Tage von Rheinfelden das Regiment Nassau. Am 28. Febr. 1638 aber ward er tödtlich verwundet und starb am 13. April. Man hat von ihm folgende höchst schätzbare Schriften: „Mémoires sur les choses advenues en France depuis la mort de Henry le grand jusques à la paix faite aves les Réformés au moi de juin 1629“ (Ven. 1630); „Parfait capitaine“ (Par. 1636); „Traité de la corruption de la milice ancienne etc.“; „Discours politiques sur les affaires d'état etc.“; „Sur les interêts des princes“ und „Mémoires et lettres de H. de Roban sur la guerre de la Valteline“ (Par. 1758. 3 Voll.). 22.

Rohan-Guemené (Louis René Eduard, Prinz von), Cardinal und Bischof von Straßburg, am 27. Sept. 1734 geboren, widmete sich der Theologie, um eine einträgliche geistliche Stelle, die ihn seine hohe Geburt leicht hoffen ließ, zu erhalten, und wurde nach Beendigung seiner Studien zuerst Bischof von Canope und dann Coadjutor des Bisthums Straßburg. Eine schöne Gestalt, etwas Geist, einige Gelehrsamkeit, viel Anmaßung und übertriebene Prunksucht waren die Eigenschaften des jungen Kirchendieners, der bald unter dem Namen Prinz Louis bekannt und durch Hofintriguen zum Gesandten an dem kaiserlichen Hofe zu Wien ernannt wurde (1772). Seine Unbescheidenheit und Liederlichkeit veranlaßten jedoch seine Zurückberufung und eine sehr kalte Aufnahme bei Ludwig XVI., der ihm aber, durch den Einfluß seiner Familie bewogen, zum Großalmosenmeister von Frankreich und zu anderen Ehrenstellen erhob. Den Cardinalshut verdankte er der Verwendung des Königs von Polen, Stanislaus Poniatowski. Wie sehr R. von Eitelkeit verblendet und wie weit er von seinem Leichtsinne irre geführt werden konnte, beweist die Einbildung, Marie Antoinette, die ihn haßte und nie ein

Wort an ihn gerichtet hatte, sei nicht gleichgültig gegen ihn und habe ihm ein nächtliches Rendezvous gegeben, da er in der vermeinten Königin doch mit etwas mehr Besinnung leicht eine andere Dame, welche die Betrügerin Lamothe und der Abenteurer Cagliostro ihm bestellt hatten, würde erkannt haben. Eine Folge dieses Betrugs war der Ankauf des berüchtigten Halsbandes, welches der Königin so arges Leid verursachte und den leichtsinnigen Cardinal in die Bastille führte (s. die Artt. Antoinette und Lamothe). Das Parliament, welches mit der Schlichtung der Sache beauftragt ward, sprach ihn jedoch als einen Betrogenen frei und vermehrte dadurch das öffentliche Scandal. R. wurde freilich seiner Würde als Großalmosenmeister entkleidet und in seine Diöcese verbannt, aber der üble Eindruck, welchen diese Geschichte, die man mit Recht als ein Vorspiel der Revolution ansehen kann, auf das Volk gemacht hatte, blieb. Nach der Zusammenberufung der Generalstaaten zum Deputirten der Geistlichkeit des Amtes Hagenau ernannt (1789) zeigte er sich erst den Revolutionsmännern geneigt, zog sich aber, als diese die Privilegien des Klerus vertilgten, in sein Bisthum zurück, wo er sich aus allen Kräften dem Fortgange der Revolution widersetzte und sich mit den Royalisten eng verband. In den letzten Jahren seines Lebens soll er sehr sparsam und wohlthätig gewesen sein und für das Wohl seiner wenigen Untergebenen (denn seine Diocese war auf das linke Rheinufer beschränkt) eifrigst gesorgt haben. Er starb am 16. Febr. 1805 zu Ettenheim. Lächerlich klingt es, wenn man, wie es seither öfter von ultraroyalistisch oder päpstlich gesinnten Schriftstellern geschehen ist, sein früheres liederliches Leben durch die gezwungene Zurückhaltung seiner letzten Lebensjahre verdecken will. 66.

Rohilla heißt einer der mächtigsten und weitverbreitetsten Hauptstämme der östlichen Afghanen. Sie wohnen östlich vom Indus bis über den Ganges zum Südsaume des Himalaja hin, zum Theil also in der Provinz Delhi der Präsidentschaft Calcutta. Hier liegt auch ihr Hauptort Rampur. Den Afghanen in Sprache und Sitte verwandt leben sie ausschließlich von kriegerischen Zügen, durch welche von jeher Indien hart heimgesucht worden ist. Zwar haben die Engländer die unter ihnen bestehenden Spaltungen wohl zu benutzen verstanden; dessenungeachtet aber setzen sie noch jetzt das Land umher häufig in Schrecken und Aufruhr. Durch sie wurden schon vor Jahrhunderten die mogolischen Heere immer wieder vollzählig gemacht und aus ihrem Stamme saß bereits vor dem Jahre 1400 länger als 300 Jahre eine Dynastie auf dem Throne Delhi's. Übrigens begreift man sämmtliche zu ihnen gehörige Stämme auch häufig unter dem Namen Patanen oder Eusofzie's. 1.

Rohr, Schilf, Rohrschilf, Riet, Reet, lat. arundo, canna, franz. canne, roʼlin; engl. reed, cane, das bekannte Gewächs, welches überall in Teichen, Seen oder nur langsam fließenden Wässern, auch in einigen Ländern in feuchtem Erdboden wächst. Es gibt davon verschiedene Arten, welche wild wachsen. Die vorzüglichsten sind folgende: das gemeine Rohr (arundo phragmites), dessen Stengel 6—8 Fuß hoch werden und sich durch auslaufende, knotige, in den Gelenken mit Fasern besetzte Wurzeln vermehren; dasselbe ist einfach, glatt, durch Knoten abgetheilt, zwischen welchen es innerlich hohl ist. Das ausgewachsene getrocknete R. dient zum Decken der Häuser statt des Strohes, zum Berohren der Balken, Decken und Wände, zu Matten oder Hürden ꝛc. — Das Mambu- oder Bambusrohr (s. d. Art.). — Das Zuckerrohr (s. d. Art.). — Das spanische oder indianische R. (calamus rotang), welches in Ostindien in großer Menge wächst, aber auch in Italien in feuchten Weinbergen gepflanzt und gezogen wird, hat dicke, hohle und gleiche, gegen 10 Ellen hohe Stengel, welche zu Stäben, Pfählen, Pfeifen, zu Spazierstöcken, so wie die biegsamen zähen Stengel zu Flechtwerk, aller Art Matten, Körben, Peitschen, Stricken, Ankertauen u. dergl. dienen.

Die ganze Pflanze ist mit einer stachlichten Rinde umgeben; selbst die Stiele und Ribben der großen gefiederten Blätter sind mit ganz feinen Stacheln besetzt. Oft verbreitet sich eine solche Pflanze mit ihren Ranken über 300 Faden umher und umschlingt alle benachbarten Bäume in mannigfaltigen Krümmungen. Die Früchte, welche sich selten und nur an alten Stämmen finden, sind, wenn sie gehörig zur Reife kommen, mit einem rothen Harze überzogen, welches aus dem saftigen Marke der Frucht durchschwitzt und abgesondert das sogenannte Drachenblut (sanguis draconis) liefert. — Das ägyptische Schilfrohr (papyrus) s. unter Papier. 26.

Roland, ein in den alten Ritterromanen eine bedeutende Rolle spielender fabelhafter Held, soll ein Neffe Karl's des Großen gewesen sein und behauptet unter den zwölf Paladinen dieses Kaisers den ersten Rang. Nach vielen tapferen Thaten gegen die Saracenen in Spanien fiel er, wie die Sage erzählt, in der Schlacht im Thale von Ronceval (778). Was Wahrheit und was Dichtung in der Geschichte R.'s ist, läßt sich jetzt nicht mehr ausmitteln, da die ältesten Nachrichten aus Turpin's „Leben Karl's des Großen", einer sehr verdächtigen Quelle, fließen. In der neuern Zeit ist Roland als Held vieler Gedichte gewählt worden, unter denen Bojardo's „Verliebter Roland" und Arioſto's „Wüthender Roland" jedenfalls die vorzüglichsten sind. 66.

Roland de la Platière (Jean Marie), ein französischer Schriftsteller und Staatsmann, 1732 zu Villefranche bei Lyon geboren, widmete sich, nachdem er als Jüngling eine Fußreise durch einen großen Theil Frankreichs gemacht hatte, zu Rouen dem Handel und ward Aufseher einer Manufactur. Seine Muße verwandte er auf gelehrte Untersuchungen über Handel und Ökonomie und machte mehrere Reisen durch sein Vaterland, durch die Schweitz und nach England, um sich selbst von dem Zustande der Gewerbe in Frankreich und in den Nachbarländern zu überzeugen. Nach seiner Zurückkunft ward er zum Generalinspector des Handels und der Manufacturen zu Lyon ernannt, wo er sich durch seine Freisinnigkeit so beliebt machte, daß er im Namen dieser Stadt an die Nationalversammlung als außerordentlicher Deputirter geschickt wurde, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt schloß er sich den bedeutendsten Revolutionsmännern an und wußte es, nachdem seine Stelle in Lyon eingegangen war, durch den Einfluß derselben so wie durch die Bemühungen seiner ehrgeizigen Gemahlin (s. d. folg. Art.) dahin zu bringen, daß ihn Ludwig XVI., obwohl nach langem Widerstreben, zum Minister des Innern ernannte (1791). Er zeichnete sich in dieser Stellung durch Kraft, Rechtlichkeit, Ordnungsliebe und Fleiß aus, wodurch er sich die Liebe des Volkes in hohem Grade gewann; da er aber mit den Ansichten des Hofes nicht leicht übereinstimmen konnte und nicht selten die Sanction seiner Beschlüsse von dem Könige zu erzwingen suchte, so mußte er 1792 seine Entlassung nehmen, erhielt aber nach der Entfernung des Königs seine Stelle wieder. So sehr er den revolutionairen Ideen hold war, so bemühte er sich jetzt aus allen Kräften die schnell hereinbrechende Anarchie fern zu halten. Seine Anstrengungen waren jedoch vergebens und er sah sich gezwungen, seine Dimission zu nehmen. Durch den Fall der Girondisten jeder Stütze beraubt wurde er zugleich mit diesen geächtet und in Anklagestand versetzt; es gelang ihm jedoch aus der Hauptstadt nach Rouen zu entkommen, wo er sich, als er die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin auf dem Blutgerüste vernahm, am 15. Nov. 1793 mit seinem Stockdegen erstach. R. war bei den Encyklopädisten in die Schule gegangen und hing den republikanischen Grundsätzen aus innerster Überzeugung an; seine Rechtlichkeit wurde nie in Abrede gestellt, aber sein leicht erregbarer Zorn und sein Eigensinn hatten ihm viele Feinde gemacht. Seine Schriften, von welchen wir hier nur das „Dictionnaire des manufactures et des arts qui en dépendent" (3 Voll. 4.), welches einen Theil der „Encyclopédie méthodique" ausmacht,

und die „Lettres écrites de Suisse, d'Italie, de Sicile et de Malte, en 1776 —1778“ (Amsterd. 1782. 6 Voll. 12.) nennen, zeichnen sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus, sind aber ihrer nachlässigen Darstellung wegen nicht zu empfehlen. 66.

Roland (Manon Jeanne), die Gemahlin des Vorhergehenden, 1754 zu Paris geboren, war die Tochter des nicht sehr berühmten Graveurs Phlipon, erhielt aber eine sehr sorgfältige Erziehung und erwarb sich ungewöhnliche Kenntnisse in der Geschichte, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften. Die Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller hatten sie bereits zur eifrigen Republikanerin gemacht, als sie nach Ablehnung mehrerer Heirathsanträge dem gleichgesinnten Roland ihre Hand reichte. Nach dem Ausbruche der Revolution suchte sie aus allen Kräften zur Verwirklichung ihrer Ideen beizutragen und stieß ihren Gemahl fast mit Gewalt vorwärts. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie durch ihre Verbindungen mit den einflußreichsten Revolutionsmännern zu der Erhebung Roland's zum Minister das Meiste beitrug und daß sie nicht nur Theil an allen seinen Arbeiten nahm, sondern auch die bedeutendsten selbst anregte und entwarf. Nach der Abdankung und Verbannung ihres Gemahles war sie ihm zu seiner Flucht behülflich, hatte aber den Muth, selbst in der Hauptstadt, wo sie sich durch ihre Herrschsucht und Anmaßung verhaßt gemacht hatte, zurückzubleiben. Am 1. Juni 1793 ward sie verhaftet, in engen Gewahrsam gebracht und nach einem kurzen Verhöre als Vaterlandsverrätherin zum Tode verurtheilt. Sie starb am 8. Nov. 1793 mit seltener Unerschrockenheit auf dem Blutgerüste, nachdem sie noch den Umstehenden die Versicherung gegeben hatte, ihr Gemahl werde sie nicht überleben. Muß man die Talente, den Fleiß und die Festigkeit dieser für die Freiheit schwärmenden Frau noch so sehr bewundern, so fühlt man sich doch von ihrer unbegrenzten Eitelkeit, ihrer Irreligiösität und überhaupt von ihrer Unweiblichkeit abgestoßen. Im Gefängnisse schrieb sie ihre für die Zeitgeschichte wichtigen Memoiren nieder. Sie sind, nachdem sie erst 1795 einzeln erschienen waren, am vollständigsten unter dem Titel: „Oeuvres, contenant les mémoires et notices historiques qu'elle a composés“ (Par. 1800. 3 Voll. 8. 1820. 3 Voll. 8. 1835. 2 Voll. 8. Deutsch von L. F. Huber, Leipz. 1796—1797. 3 Thle. 8.) herausgegeben und werden noch immer ihrer kräftigen, lebendigen und treffenden Darstellung wegen gern gelesen. 66.

Rolandssäulen nennt man die roh gearbeiteten in mehreren Städten des nordwestlichen Deutschlands stehenden Bildsäulen eines geharnischten, in der Hand ein Schwerdt tragenden Mannes, welche die Volkssage für Abbildungen Roland's (s. d. Art.) nimmt. Wahrscheinlich aber ist der Name aus Rugeland entstanden, welches Gerichtsbezirk bedeutet, und sind Sinnbilder der höchsten Gerichtsbarkeit, zumal da sie häufig die Reichsinsignien tragen und nachweislich bei ihnen oft Gericht gehalten wurde. Vergl. Türk, „De statuis Rolandinis“ (Rost. 1824); Deneken, „Die Rolandssäule in Bremen“ (Bremen 1828). 30.

Rolle, im mittl. Lat. rollus, rotula; fr. rouleau; engl. roll, bezeichnet im Allgemeinen einen Gegenstand, welcher durch seine Bewegung um sich selbst einen wiederholten, schnell auf einander folgenden polternden Schall verursacht. Besonders hat aber das Wort R. die Bedeutung von Buch, Verzeichniß, Liste, Urkunde. Diese lassen sich sämmtlich darauf zurückführen, daß die Alten das Pergament, worauf sie schrieben, rund zusammenbogen und über einander wickelten und eben so noch im Mittelalter wichtige Urkunden in einander oder über eine Walze gerollt aufbewahrt wurden. Im engsten Sinne aber ist R. das, was einem jeden Schauspieler auf ein besonderes Papier geschrieben zugetheilt wird. Die Schauspieler hielten nämlich ehedem dieses Papier zusammengerollt in der Hand. Daher ist auch R. (lat. partes, persona; griech. πρόσωπον; franz. rôle) das Aufgeschrie-

dene selbst und überhaupt, was ein Schauspieler zu sagen oder vorzustellen hat, so daß es selbst in weiterer uneigentlicher Bedeutung blos die künstlerische Darstellung eines individuellen Charakters als Theil eines Ganzen ist. Die höchste Aufgabe des mimischen Künstlers ist in dieser Rücksicht den Geist des ganzen Stücks vorher gehörig aufzufassen und dann den Charakter der besonderen Person in demselben, welche er darzustellen hat, vollendet und harmonisch dem Ganzen anzupassen. Der Natur und Kunst getreu wird er so das Bild des Dichters dem Geiste und Gemüthe der Zuschauer als Dichtung und Wahrheit möglichst täuschend nahe bringen. Obgleich das Studium auch hier zur künstlerischen Vollendung viel beitragen kann, so wird es doch geistige und körperliche Ausstattung nicht ersetzen. Die Individualität des Mimen bestimmt ihn also für Haupt- oder Nebenrollen, Liebhaber oder Helden, tragische oder komische Rollen; wiewohl eine zu genaue Absonderung, Begrenzung und Besetzung gewisser Rollenfächer die Kunst herabwürdigt und benachtheiligt. Betrachten wir die Welt nach einem sehr gewöhnlichen Tropus als ein Theater, worin Jeder nach seinem Amte und Berufe auftritt, so ist R. die Art und Weise des Betragens, wie sich Jemand in Beziehung auf Stand und Luxus, besonders in einzelnen Fällen mit vorhergehender Überlegung, vor Andern zeigt. — R., Scheibe (lat. trochlea; franz. poulie; engl. pulley) ist nach den älteren Geometern eine der sechs einfachen Maschinen oder mechanischen Potenzen und besteht aus einer hölzernen oder metallenen kreisrunden Scheibe, die an ihrem äußeren Rande mit einer vertieften Rinne zur Aufnahme einer Schnur oder eines Seils versehen ist und eine durch ihren Mittelpunkt gehende auf ihre Ebene senkrechte Achse hat. Diese Achse heißt auch Bolzen (tourtillon, goujon); sie steckt gewöhnlich an beiden Enden in einer Hülse (chape), die vermittelst eines Hakens aufgehängt werden kann. Ist nun diese Achse unbeweglich angebracht, so vermag sich die R. nur um selbige zu drehen und erhält den Namen unbewegliche, feste oder einfache R. (poulie fixe). Ist dagegen die Achse nicht befestigt, so daß die R. während der Bewegung um ihre Achse zugleich im Raume mit fortbewegt, so ist sie eine bewegliche oder Zugrolle (poulie mobile). Die erste ist als ein System von gleicharmigen Hebeln anzusehen; man gewinnt also nichts an Kraft und sie wird blos angewendet, dieser eine bequemere Richtung zu geben. Sollen nämlich Lasten gehoben werden und ist in der Höhe eine R. befestigt, so wird die Kraft der Menschen am vortheilhaftesten in vertical herabgehender Richtung, die der Pferde in horizontaler angewandt und selbst todte Körper wirken durch ihr Gewicht blos in lothrechter herabgehender Richtung. Die bewegliche R. stellt ein System von gleicharmigen Hebeln der ersten Art vor, deren Länge der Durchmesser der R. ist. An einem Ende des Durchmessers liegt immer die Kraft, am andern der Ruhepunkt, in der Mitte die Last. An dieser R. hält also die Kraft immer einer doppelten Last das Gleichgewicht. Die Last wird nämlich an der Hülse, in welcher ihr Bolzen steckt, mittelst eines Hakens befestigt. An diesem Orte befindet sich das Ende des Seils, welches in der Rinne am untern Theile der R. hinläuft. Die R. hängt mit der Last in der Mitte des Seils und das andere Seilende kann nur nach oben gezogen oder auch mittelst einer festen R. von oben wieder herabgeleitet werden. Sind die beiden Seilenden, zwischen denen die bewegliche R. hängt, parallel, so wird die halbe Kraft erspart, wenn man die Schwere der R. und die stattfindende Friction nicht mit in Anschlag bringt. Will man mittelst der R. noch größere Lasten mit geringerer Kraft heben, so muß man mehrere solche Rollen mit einander in Verbindung bringen, die sich wechselseitig zu Stützpunkten dienen und man erhält die sogenannten Flaschenzüge (s. d. Art.) 84. 40.

Rolle (Johann Heinrich), ein namhafter Kirchencomponist des XVIII. Jahrhunderts, geboren am 23. Dec. 1718 zu Quedlinburg, erhielt seine musikalische Ausbildung von seinem Vater und machte so schnelle Fortschritte, daß er bereits

im Jahre 1732 in Magdeburg, wo sein Vater Musikdirector geworden war, eine Organistenstelle erhielt. Später widmete er sich zwar ausschließlich den Wissenschaften und bezog im Jahre 1736 die Universität zu Leipzig, doch änderte er seinen Plan wieder, betrieb von Neuem sein Lieblingsstudium, die Musik, und erhielt, nachdem er mehrere Jahre als Kammermusikus in Berlin gelebt hatte, die Stelle seines Vaters in Magdeburg. Hier starb er am 29. Dec. 1785. — Noch jetzt gelten seine Kirchencompositionen, z. B. sein Oratorium „Abraham auf Moria," vor Allem aber seine Motetten, als Muster dieser Gattung. 36.

Rollenhagen (Georg), ein deutscher Satyriker des XVI. Jahrhunderts, am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark Brandenburg geboren, widmete sich, nach Beendigung seiner Vorbereitungsstudien zu Prenzlau, Mansfeld und Magdeburg, auf der Universität Wittenberg der Theologie und wurde, nachdem er kurze Zeit in Braunschweig und Goslar als Hofmeister gelebt hatte, 1567 als Prorector nach Magdeburg berufen, wo er 1573 zum Prediger an der Nikolaikirche und 1575 zum Rector der Domschule ernannt ward. Er starb am 18. Mai 1609. Sein didaktisch-komisches Gedicht „Der Froschmäuseler," wozu ihm Homer's „Froschmäusekrieg" Veranlassung gab, ist der merkwürdigste Versuch in der deutschen erzählenden Poesie des XVI. Jahrh. und verdient, obschon die Erfindung im Ganzen mißlungen ist, wegen des drolliganmuthigen, dem Stoffe angemessenen Reizes der malerischen Darstellung, des in der darin dargelegten Lebensweisheit obwaltenden kräftigen und gesunden Verstandes, so wie wegen der treffenden, zuweilen sehr feinen Satyre Beachtung. Die Darstellung ist natürlich und gefällig, wenn gleich ein wenig zu geschwätzig. Der vollständige, von dem Verfasser selbst gewählte Titel lautet: „Froschmeuseler, in dreyen Büchern von Marr Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser" (Magdeburg 1595, 1600, 1608, 1609. 8.; Frankfurt 1683, 1730. 8. u. öft.; N. A. Tübing. 1817. 8.). Einen Auszug des „Froschmäuselers" gab K. Lappe (Stralsund 1816. 8.). Weniger Weltkenntniß, Humor und üppigen Witz offenbart R. in den satyrischen „Indianischen Reisen durch die Luft, Wasser, Land, Hölle, Paradies und Himmel" (Magd. 1603, 1682. 8. Frankf. 1717. 12.). 67.

Rolli (Paolo), ein geschätzter italienischer Dichter, 1687 zu Todi in Umbrien geboren, widmete sich zu Rom mit großem Fleiße und gutem Erfolge philologischen und literarischen Studien und ging dann mit Lord Sembuch, welcher ihn ausersah, die italienische Literatur in England in Aufnahme zu bringen, nach London, wo er am Hofe eingeführt und zum italienischen Sprachlehrer der königlichen Familie ernannt wurde. Er machte sich bald mit der englischen Sprache und Literatur so vertraut, daß er mit Geschick und Glück Milton's „Verlorenes Paradies" und viele kleinere englische Gedichte in seine Muttersprache übertragen und eine italienische Sprachlehre für die Engländer schreiben konnte. Als sein vorgerücktes Alter ein milderes Klima erheischte, ging er nach Italien zurück und starb 1764 zu Rom. Seine Gedichte haben alle einen lyrischen Ton und besonders sind seine Hendekasyllaben, welche er mit unübertrefflicher Anmuth dem Catull nachbildete, seine Elegien, welche zu den vorzüglichsten Versuchen in dieser Gattung der Poesie gehören und seine Lieder, die nicht leicht an Natürlichkeit und Anmuth ihres Gleichen finden, zu erwähnen. Seine Cantaten und kleinen Opern gehören zu den vorzüglichsten in ihrer Art. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „Poetici componimenti" (Venet. 1761. 8.). 67.

Rollin (spr. Rolláng) (Charles), ein geschätzter französischer Historiker, am 30. Jan. 1661 zu Paris geboren, arbeitete anfangs in der Werkstätte seines Vaters, eines Messerschmiedes, bis ein Benedictinermönch ein ungewöhnliches Talent in ihm wahrnahm und ihm die Mittel zur Ausbildung desselben verschaffte. Nachdem er seine Vorbereitungsstudien vollendet hatte, widmete er sich der Theo-

logie, zog aber ſpäter das Lehramt vor und erhielt 1687 die Profeſſur der Rhetorik, ſo wie 1688 die der Beredſamkeit an dem Collége royal. Seine Bemühungen, das Studium der griechiſchen Alterthumswiſſenſchaft, ſo wie das ſeiner eigenen Mutterſprache immer mehr in Aufnahme zu bringen, fanden die verdiente Anerkennung und er ward 1694 zum Rector der Univerſität ernannt, welche Stelle er mit großer Gewiſſenhaftigkeit bekleidete, bis er zum Vorſteher des Collegium zu Beauvais berufen wurde. Er legte aber 1712 dieſes Amt wieder nieder, weil ihm ſeine Anhänglichkeit an die janſeniſtiſchen Grundſätze den Verfolgungen der Jeſuiten immer mehr preisgab und zog ſich nach Paris zurück, wo er ſich mit großem Fleiße ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmete. Sein erſter Verſuch „De la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres“ (Par. 1726. N. E. 1732. 4 Voll. 12., deutſch von J. J. Schwabe, Frankf. und Leipz. 1750. 4 Bde. 8.) fand ſo allgemeinen Beifall, daß er bald darauf mit ſeiner „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Medes, des Perses et des Grecs“ (Par. 1730. N. E. 1733. 14 Voll. 12., deutſch, Dresd. 1763. 13 Bde. 8.) hervortrat, die ſogleich als eines der beſten franzöſiſchen Geſchichtswerke begrüßt ward und auch als ſeine beſte Leiſtung angeſehen werden muß. Weniger gut durchgeführt iſt ſeine „Histoire Romaine,“ an deren Vollendung ihn der Tod hinderte, die aber von Crevier („Histoire des empereurs Romains depuis Auguste jusqu' à Constantin,“ Par. 1750—1756. 6 Voll. 4. und öft.; deutſch von J. H. Saal, Dresd. 1756—1768. 12 Bde. 8.) und Le Beau („Histoire du bas-empire, contin. par H. P. Ameilhon, Par. 1757—1811. 27 Voll. 12., deutſch, Leipz. 1765—1783. 22 Bde. 8.) fortgeſetzt ward (Par. 1738. 16 Voll. 12., deutſch von J. A. Hiller, Leipz. und Bresl. 1759—1763. 16 Bde. 8.). Darf man auch R.'s Werke von dem Standpunkte aus, auf welchen ſich jetzt die hiſtoriſche Forſchung geſtellt hat, nicht unbedingt loben, ſo verdienen doch ſein ſorgfältiges Quellenſtudium und ſeine leichte Darſtellung Anerkennung; am unerträglichſten wird er, wenn er ſeinem declamatoriſchen Raiſonnement freien Lauf läßt. Vor Allem aber iſt ſeine feſte Überzeugung des mächtigen Waltens der göttlichen Vorſehung und Gerechtigkeit in der Geſchichte, welche freilich wenige ſeiner Zeitgenoſſen theilten, anzupreiſen und Chateaubriand nennt ihn deßwegen mit vollem Rechte den Fenelon der Geſchichte. R. ſtarb am 14. Sept. 1741. „Oeuvres complètes, continuées par Crevier,“ (Paris 1807—1810. 60 Voll. 8., 1818. 18 Voll. 8., 1818—1820. 27 Voll. 12., 1828. 30 Voll. 12.). 67.

Rollkorb oder **Mantelet** iſt ein aus Reiſig geflochtener Cylinder, welcher 8 Fuß zur Höhe und 3½ Fuß zum Durchmeſſer erhält. Er wird mit Faſchinenſtücken gefüllt, an beiden Enden mit einem geflochtenen Spiegel verſchloſſen und wiegt etwa 7 Centner. Der R. dient dem in der Sappe arbeitenden Sappeur zum Schutze gegen das feindliche Feuer, indem er denſelben ſtets vor ſich als Bruſtwehr fortrollt. 61.

Rollo, Raoul, Harulf (Robert), ein Normann, ausgezeichnet als Krieger und ſelbſt als Herrſcher eine ehrenwerthe Erſcheinung ſeiner Zeit, überdieß merkwürdig als der erſte Herzog der Normandie, war der Sohn eines norwegiſchen Seekönigs, angeblich Rogwald genannt, und hatte ſich bereits durch ſeine erſten Heerfahrten einen gefürchteten Namen erworben. Verhältniſſe, vielleicht ernſte Streitigkeiten mit dem Dänenkönig Harald, ſetzten indeß ſeinen einheimiſchen Unternehmungen ein Ziel und ſo wandte ſich ſein unruhiger kampfbegieriger Sinn nach Außen, zumal nach England und Frankreich, wo früher ſchon normänniſche Abenteurer ihre Rechnung gefunden hatten. Er erſcheint nach der Angabe der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber zuerſt im Jahre 869 auf dem Schauplatze der Begebenheiten und zwar vorläufig in Schottland und ſpäter in Friesland, welches er ſich zinspflichtig

wurden. Zur Zeit Otto's und Gregor's V. (996—999) und Silvester's II. (999—1003) lag er über ein Jahrhundert lang in Trümmern und Schutt. Erst unter Heinrich III. (1046—1056) und Leo IX. (1049—1054) wurde mit dem Wiederaufbau begonnen. Unter Gregor VII. (1073—1085) wurde er vollendet. Die Kirche hatte 5 Schiffe, 7 Thore, 2 Thürme und 2 Kuppeln. Sie war 300 Fuß lang und 150 Fuß breit. Ihre Mauern waren mit Gold und Silber, mit Edelsteinen und Perlen geschmückt. Die Thüren waren von Erz, die Dächer von Blei. Die Kirche hatte 4 Altäre, 2 Chöre, 2 Sakristeien, 2 Taufkapellen, 2 Bibliotheken, 2 Archive

fenführen ꝛc.; das Zeughaus (armamentarium); die castra peregrina (Casernen für fremde Truppen); die mansiones albanae (Wohnungen für die albanesischen Soldaten); der campus martius minor; macellum magnum (die große Fleischbank) u. a. m. Der Umfang dieser Region war 13200 römische Fuß und es befanden sich in derselben 3306 kleinere Häuser oder insulae. 3) Isis et Serapis oder Moneta, war gegen Süden durch die Subura begrenzt, ging gegen Norden bis an das lavacrum Agrippinae, gegen Osten bis an den Fuß des mons Esquilinus und gegen Westen im Thale bis zur meta sudans. Merkwürdig ist hier: Vicus Petra scelerata, so benannt, weil hier viele Christen hingerichtet wurden; summum choragium, das Gebäude, in welchem die Maschinen und andere zu den großen Spielen nothwendige Sachen verkauft und verfertigt wurden; das Münzgebäude (Moneta); der porticus Liviae; das Amphitheater des Vespasian (Colosseum) mit 77000 Sitzen; dessen Palast und Bäder; die schola quaestorum; schola capulatorum, woselbst die Ölspenden ausgetheilt wurden; die domus aurea Neronis. Der Umfang der Region betrug 12450 römische Fuß und sie hatte 2807 insulae. 4) Via sacra oder Templum pacis zwischen Quirinalis, Viminalis, Esquilinus und Palatinus. Merkwürdigkeiten: via sacra, welche vom colossus solis bis zur nordöstlichen Spitze des forum romanum ging, auf welches man durch den arcus fabianus kam; vicus sandalarius am palatinischen Berge hin, an dessen einem Ende die Bildsäule des Apollo sandalarius, am anderen die meta sudans stand und wo die Hauptniederlage der Buchhändler war (Nero ließ diese Straße mit in seine aurea domus verbauen); Templum pacis, worin sich unter andern die aus dem Tempel zu Jerusalem genommenen Zierrathen und Kostbarkeiten befanden; aedicula Vulcanalis; ein dem Vulcan geweihter Altar, neben dem ein alter, der Sage nach von Romulus gepflanzter Baum stand; colossus solis, eine Bildsäule von 102, nach Anderen 120 römische Fuß Höhe, dessen Haupt mit 7 Strahlen umgeben war, deren jeder 22½ röm. Fuß Länge hatte; die statua equestris Cloeliae; das Odeum; das forum cuppedinis (der Zuckerbäckermarkt); arcus Vespasiani (wegen seines Triumphs über die Juden); arcus Constantini, unweit der meta sudans; domus Anci Marcii; die Wohnung der vestalischen Jungfrauen; die Wohnung des Pontifex maximus u. a. Der Umfang dieser Region war 14000 römische Fuß mit 2758 insulae. 5) Esquilinus cum turri et colle viminali begriff den Viminalis, Esquilinus und die Stadttheile, welche zwischen der porta tiburtina, praenestina und naevia befindlich waren. Da der mons Esquilinus sehr mit Bäumen überwachsen war, so fanden sich hier mehrere Haine, welche zum Vergnügen dienten, z. B. lucus Junonis Lucinae u. a. Merkwürdig sind: Clivus Tullius mit den Wohnungen des Tarquinius Superbus; sestertium, der Richtplatz für gemeine Verbrecher; amphitheatrum castrense, ein Übungsplatz für die Soldaten, welche hier unter einander oder mit Thieren fochten, von beinahe 250 Fuß im Durchschnitt; circus Aureliani mit einem Obelisk; südwestlich vom Esquilinus die Gärten des Mäcenas mit seinem Hause; die castra praetoria vor der Stadt nach dem nomentanischen Thore zu; thermae Gordiani, da wo jetzt die Kirche St. Eusebio liegt; lavacrum Agrippinae, das Bad der Mutter Nero's; das Haus des Servius Tullius, wo jetzt die Kirche di St. Lorenzo in Fonte steht; das Haus des Propertius unweit der Gärten des Mäcenas; die Wohnungen des Persius und des jüngern Plinius auf dem Esquilinus. Der Umfang der Region betrug 25950 römische Fuß und hat 2850 insulae. 6) Alta semita nahm einen Theil des mons Pincius, den ganzen Quirinalis mit dem dazwischen liegenden Thale und was zwischen dem pincianischen, salutarischen und nomentanischen Thore lag, ein. Merkwürdig ist hier: campus sceleratus, wo die Vestalinnen, welche ihre Keuschheit nicht zu wahren gewußt, lebendig begraben

wurden; das alte Capitol am Quirinalis; pila honoris, ein Pfeiler, an welchen die öffentlichen Bekanntmachungen geschlagen wurden; templum Quirini, mit einem porticus unweit der Bäder des Constantin, vor welchem 2 uralte Myrthenbäume standen (Papirius Cursor weihte ihn und legte dabei die erste Sonnenuhr an); der Tempel des deus fidius; aedes Sangi, wo die Wolle und das Spinngeräthe der Tanaquil aufbewahrt wurden (doch verlegt man dieß auch in den Tempel des deus fidius); porticus millenaria, so benannt von den tausend Säulen, welche ihn trugen (er stand in den Gärten des Salust und man sieht noch Trümmern davon in den Gärten des Herzogs Muti bei der Kirche St. Maria Vittrice); die 20 römische Fuß hohe Bildsäule des Quirinus; zwei Statuen von Phidias und Praxiteles, jetzt auf dem monte cavallo; ein Circus am collinischen Thore, worin die apollinarischen Spiele gehalten wurden, mit einem Obelisken, welcher jetzt in den Ludovisischen Gärten steht; das forum Salusti und die Wohnung des Salust; das Senatshaus für die Matronen (senaculum matronarum); die Bäder des Diocletian und Maximian, deren Ruinen noch jetzt ihre Größe bestimmen und in denen sich die bibliotheca Ulpia befand (40000 Christen haben, wie es heißt, als Sklaven 7 Jahre lang daran gearbeitet und 3000 Menschen konnten darin zu gleicher Zeit baden; jetzt liegen die Carthause, das Bernhardinerkloster, die päpstlichen Kornmagazine und andere kleinere Gebäude im Bereiche ihrer Mauern); die Bäder des Constantin und des Paulus; das Haus des Atticus, des bekannten Freundes des Cicero, unweit des campus sceleratus; der Umfang betrug 15600 römische Fuß und es waren 3505 insulae darin. 7) Via lata. Der vicus felix trennte diese Region, welche am Fuße des Quirinalis lag, von der vorigen. Sie war sehr klein und hatte an bemerkenswerthen Gegenständen: das forum suarium Constantini mit den ehernen Rossen; das Diribitorium, eines der größten Gebäude Roms, woselbst die Soldaten Löhnung und das Volk Geschenke empfing; die castra gentiana, eine Caserne; die Triumphbogen des Domitian und jüngeren Gordian; die Wohnung des Martial u. A. Umfang: 13700 römische Fuß, insulae: 3385. 8) Forum romanum. Die merkwürdigste und wichtigste aller Regionen. Sie grenzte gegen Ost und Nordost an die 4., 6. und 7. Region, ging am Fuße des nördlichen Abhanges des palatinischen Berges hin und in westlicher Richtung bis zur Tiber, den Fluß aufwärts bis zum mons Capitolinus, endlich gerade östlich mit den alten Stadtmauern am nördlichen Theile des Capitolinus hin bis zu der 6. und 7. Region. Die bedeutendsten Merkwürdigkeiten sind hier: der mons Capitolinus (Saturnius, Tarpeius) selbst, wo die Bilder aller Götter aufgestellt waren. An drei verschiedenen Orten konnte man hinaufsteigen und er war durch eine außerordentlich starke Mauer unterbaut, damit die Erde nicht nachschösse. Nach Westen zu war keine Mauer, sondern der nackte Fels (rupes tarpeia) und auf dessen Spitze, von einer zweiten Mauer eingeschlossen, die arx capitolii. Das eigentliche Capitolium stand dort, wo jetzt die Kirche und das Franciskanerkloster ara coeli befindlich sind. Rupes tarpeia (saxum carmentale), der bekannte Felsen, war der westlichste und steilste Theil des capitolinischen Berges. Man stieg auf 100 Stufen hinauf, welche gradus monetae hießen. Vicus tuscus hieß das Thal zwischen dem Capitolinus und Palatinus, welches die Tuscier als Wohnstätte angewiesen bekamen. Ferner sind bemerkenswerth: porta carmentalis, von Romulus erbaut; milliare aureum, vor dem Tempel des Saturn, eine Säule, auf welcher die Entfernung der Hauptörter von R. verzeichnet waren. Puteal Libonis, eine Bühne, wo sich viele Geldwechsler, Mäckler u. s. w. aufhielten. Marsyas, eine Bildsäule unweit der Rostra (hier fanden sich bei Tage die Advocaten und Processirenden, bei Nacht die liederlichen Weibspersonen ein); der Tempel des Jupiter Capitolinus mit drei Abtheilungen, nämlich a) Jupiter selbst mit Donnerkeil und Lanze, mit einer Toga picta praetexta be-

kleidet, auf einem elfenbeinernen Stuhle sitzend, bis zur Regierung Trajan's, der die Statue von Gold machen ließ, aus Thon geformt und mit Mennige bestrichen; b) zur Rechten Minerva's Heiligthum, in dessen Wand alljährlich als Abwehr gegen die Pest ein Nagel eingeschlagen wurde, und c) das Heiligthum der Juno, woselbst in einer steinernen Liste die sybilliniſchen Bücher bewahrt wurden; der Tempel des Jupiter Stator und der uralte des Jupiter feretrius; der Tempel des divi Julii, worin die von Augustus geweihte Bildsäule der aus dem Meere emporsteigenden Venus war, wurde nach Cäsar's Tode auf der Stelle erbaut, wo sein Körper verbrannt war, und zum Asyle erklärt; der vom Camillus geweihte Tempel der Concordia; der Tempel der Vesta, worin das Palladium, das heilige Feuer und die vestaliſchen Jungfrauen sich befanden; templum Jani gemini, von Erz mit vier Thoren und einer Bildsäule des Janus von Skopas und Praxiteles; der Tempel des Saturnus, worin die Schatzkammer, die Archive und die Bürgerliſten waren; templum Veneris genetricis, oder auch Tempel der Venus und des Anchiſes, in dessen Atrium Gericht gehalten ward und worin eine Bildsäule der Cleopatra und eine von dieser Königin geschenkte Statue der Venus stand; aedes Martis ultoris auf dem forum Augusti, wo über Krieg, Frieden, Triumph und überhaupt über alles Militairiſche berathschlagt wurde; porticus margaritariorum auf dem forum Augusti, wo die Hauptniederlage der Juwelenhändler gewesen zu sein scheint; atrium Vestae, wo sich zuweilen der Senat versammelte, auch atrium regium genannt, weil sonst hier die regia Numae gestanden hatte; das Asyl zwiſchen zwei Hainen, auf einer kleinen Ebene zwiſchen der arx und dem Capitol; Doliola, ein heiliger Platz (man durfte hier nicht ausspeien, weil daſelbst Heiligthümer vergraben waren); ficus Ruminalis, unweit der curia hostilia auf dem Comitium (hier hatte angeblich die Wölfin den Romulus und Remus geſäugt), mit vielen Bildsäulen, unter denen wir nur das Signum Jovis von Erz, von Sp. Carvilius, aus der den Samnitern abgenommenen Beute; das Signum Vortumni, wobei ein großer Handel mit fertigen seidenen und wollenen Kleidern stattfand; das Signum lupae, die Wölfin von Erz (welche Romulus und Remus säugt), so wie die Reiterstatue des Julius Cäsar, auf dem forum Caesaris (das Pferd war eigentlich der von Lyſippus gearbeitete Bucephalus, auf welchen eine Bildsäule Cäsar's gesetzt worden und welche vergoldet worden war); die sieben Könige, auf dem Capitole; die Reiterstatue des Trajanus; die Bildsäulen des Camillus, Publ. Junius, Coruncanius vor der Rostra u. v. a. bemerken. Ferner sind in dieser Region zu bemerken: das forum romanum, auch magnum oder vetus genannt; das forum Caesaris mit zwei Statuen der Venus, worunter eine vom Arceſilaus, welche im Tempel der Venus genetrix standen; das forum Augusti, mit der Statue des Marcus Valerius Corvinus und des Apollo, letztere von Elfenbein (auf zwei Seiten war es von porticus, von den anderen beiden durch den Tempel des Mars ultor und der basilica Augusti umgeben; forum Trajani, am mons Quirinalis, mit sehr vielen Bildsäulen der basilica Trajani und einem Tempel. Auf diesem Platze selbst standen die Reiterstatue des Trajan, sein Triumphbogen und die Trajan'sſäule. Dicht am mons Capitolinus war auch das secretarium senatus; die curia calabra; an oder auf dem Capitolinus war der Ort, wo der Pontifex maximus die Monatsabtheilungen und Tage bekannt machte; casa Romuli war eine schlechte Hütte mit Strohdach, die mit dem Capitole zu Augustus' Zeiten abbrannte; sie stand dicht an der curia calabra. Auf dem Forum waren ferner noch die basilica Pauli Aemilii mit phrygiſchen Säulen; die basilica Sempronia, eine Art Börsenhalle; das comitium, rechts an der curia Hostilia (hier wurden die comitia curiata gehalten); die alten Rostra, geschmückt mit den Schiffsschnäbeln der Antiates; die vom Julius Cäsar erbauten Rostra julia; die Graccostasis (Graecostadium), rechts

am Comitium, wo sich die fremden Gesandten aufhielten, bis sie Audienz bei dem Senate bekamen; das tullische Gefängniß am Forum, von Servius Tullius erbaut; die Stationes municipiorum, Absteigequartiere für diejenigen, welche in Geschäften der Municipien nach Rom kamen; Athenaeum auf der Ebene Intermartium, von Hadrian angelegt, eine große Anstalt für Kunst und Bildung, welche bis Theodosius II. in Ruhm stand; schola Xantha am mons Capitolinus, wo sich die Diener der curulischen Ädilen, Notarien ꝛc. versammelten; die gradus Aurelii, die Richtersitze mitten auf dem Forum vor den alten Rostren; die sieben tabernae argentariae auch novae, Fleischhauern und Goldschmieden gehörig; der lacus Curtii; die bibliotheca capitolina; die bibliotheca templi divi Trajani in zwei Sälen, deren einer griechische, der andere römische Schriftsteller enthielt (Diocletian ließ sie in seine Bäder bringen); der Triumphbogen des Tiberius, welcher nach Wiedereroberung der durch Varus an die Deutschen verlorenen Adler gebaut wurde; der Triumphbogen des Severus; das Haus des Tarquinius Superbus; der Umfang der Region 14670, nach Anderen 12867 römische Fuß mit 3880 insulis. 9) Circus Flaminius grenzte gegen Osten an die 6., gegen Südosten an die 7., gegen Süden an die 8. Region. Gegen Westen war der Tiber und gegen Norden die Stadtmauer die Grenze. Hier war der campus Martius, welcher späterhin so eingeengt ward, daß nur zwei ungepflasterte Plätze, nämlich campus minor, auch c. tiberinus oder florae, auf der Westseite dicht am Flusse, und campus Martius, östlich an der westlichen Seite des mons Pincius blieben; die via triumphalis, auf der die siegreichen Feldherren ihren Triumphzug zum Capitole hielten; Minucia frumentaria, zwei Hallen, welche Minucius nach seinem Siege über die Scordisker in Thracien gebaut hatte und worin wahrscheinlich Kornaustheilungen geschahen; Terentum, ein Platz an der Tiber, wo der Altar des Dis und der Proserpina, 20 Fuß tief unter der Erde, sich befand; der Tempel des Apollo, unweit des marcellischen Theaters, worin sich der Senat versammelte, wenn ein Feldherr um die Ehre des Triumphes bat; der Tempel der Bellona, worin den fremden Gesandten Audienz ertheilt wurde, welche die Stadt nicht betreten durften; der Porticus der Octavia, der Schwester des Augustus, mit welcher ein Versammlungshaus, eine Curie und eine Bibliothek verbunden war; Bustum, ein weißes Gebäude, in welchem die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichname der Kaiser erbaut wurden; der Obelisk auf dem campus Martius, welcher als Sonnenuhr gebraucht ward und den Papst Pius VI. auf dem mons citorius aufrichten ließ; das stadium, ein von Domitian zum Wettrennen angelegtes Gebäude; die curia des Pompejus, wo Cäsar ermordet wurde; das Theater des Marcellus, noch zum großen Theile erhalten, von 398 Fuß im Durchmesser und zu 30000 Plätzen eingerichtet (auf einem Theile desselben steht jetzt der Palast Orsini); die septa centuriata, welches die Schranken bei Stimmabgaben des Volkes waren; villa publica, wo der Census gehalten ward und welche auch zum Aufenthalte der fremden Gesandten diente, die man nicht in die Stadt lassen wollte und denen man hier Gehör gab; die Säule des Antoninus Pius, 185 Fuß hoch, mit 206 Stufen und 56 Fenstern; das Mausoleum des Augustus, terrassenförmig von weißem Steine gebaut und mit Bäumen geschmückt (Ruinen davon sieht man noch bei der Kirche S. Rochus im Garten des Marchese Gabriele). Der Umfang der Region betrug 30560 römische Fuß und die Zahl der insulae 3788. 10) Palatium. Diese Region, begrenzt im Norden durch die 7., im Osten durch die 4., im Westen durch die 11. und im Süden durch die 12. und 2. Region, war der älteste Theil der Stadt. Hier fand man noch die roma quadrata, einen viereckigen ummauerten Platz auf dem mons Palatinus, wo man die alten Geräthschaften, den Pflug z. B. von der Anlage Roms her, aufbewahrte; den Tempel des Jupiter Stator, den Romulus weihte, so wie das Sacrarium des Augustus,

wo dieſer geboren war; den Tempel und Porticus des Apollo mit der palatiniſchen Bibliothek; das Auguratorium, einen hohen Platz auf dem Palatinus zum Behufe der Augurien; den cornus Romuli, einen Ahorn, welcher aus dem Speere des Romulus hervorgewachſen ſein ſollte; die Häuſer des Tullus Hoſtilius, Ancus Marcius, Servius Tullius, Marcus Antonius, Craſſus, Catilina, Scaurus, Cäſar, Seneca, Cicero und Tiberius mit der Bibliothek u. a. m. Der Umfang der Region war 11600 römiſche Fuß und die Zahl der insulae 1600. 11) Circus maximus. Dieſe Region erſtreckte ſich vom Palatinus bis zur Tiber und das Merkwürdigſte in ihr war der circus maximus (ſ. Circus). Auch die columna lactaria iſt merkwürdig, denn dieß war der Ort, wo die Kinder ausgeſetzt wurden, welche die Eltern aus irgend einem Grunde nicht behalten wollten oder konnten. Der Umfang dieſer Region betrug 11600 Fuß und die Zahl der insulae 1600. 12) Piscina publica. Dieſe Region lag zwiſchen der 2. Region, den Stadtmauern und dem Aventinus in der Ebene des Coelius und Aventinus. Hier lagen die antoniniſchen Bäder, die Caracalla mit ungemeſſener Pracht anlegte und Heliogabalus mit einem Porticus umgab; die Gärten und das Wohnhaus des Aſinius Pollio; die Wohnung der Parther und der übel durch Diebe berüchtigte laverniſche Hain. Der Umfang der Region betrug 12000 Fuß und die Zahl der insulae 2486. 13) Aventinus, zwiſchen der 12. (10.) Region, der Tiber und der Stadtmauer. Hier war das Grabmal des Titus Tatius, die Höhle des Cacus, der Platz, wo Remus ſeine Augurien hielt (Remuria) und wohin ſpäter ein Minerventempel gebaut wurde; der von den lateiniſchen Bundesvölkern auf den Rath des Servius Tullius erbaute gemeinſchaftliche Dianentempel; ein Tempel der Freiheit mit der von Aſinius Pollio angelegten erſten öffentlichen Bibliothek; ein Emporium für ankommende und abgehende Waaren; das noch jetzt erhaltene Grabmal des Ceſtius; die Horrea Varjuntei; Pack- und Vorrathshäuſer und beim mons testaceus zahlreiche Töpfereien, welche den mons testaceus wahrſcheinlich den Namen gaben. 14) Trans Tiberim. Dieſe Region beſtand aus Allem, was jenſeit der Tiber von der Stadt lag und zwar ſo, daß alle Brücken, Inſeln ꝛc. zu ihr gehörten. Sie entſtand durch allmähligen Anbau; denn ſchon Ancus Marcius umzog den Janiculus, welcher, wie der Vaticanus, in derſelben lag, mit einer Mauer. Später wurden bezwungene Völker als Coloniſten dorthin verſetzt, z. B. Veliterraner, die in den puniſchen Kriegen abgefallenen Campaner, Soldaten von der ravennatiſchen Flotte, Juden und arme Leute. Hier war ein Tempel des Apollo, welchen Conſtantin in eine Kirche umſchuf und nach den Apoſteln Paulus und Petrus nannte; der vaticaniſche Circus oder Circus des Nero mit einem 72 Fuß hohen Obelisk; die alte von den Etruskern verehrte Steineiche mit dem Vaticanus; eine Naumachie des Auguſt, die Gärten der Domitia und die Moles Hadriani (die jetzige Engelsburg). Der Umfang dieſer Region war 33984 Fuß und die Zahl der insulae belief ſich auf 3409. Es gab über den Fluß 8 Brücken. Die Stadt hatte bei ihrem größten Umfange (unter Aurelian) von 4 deutſchen Meilen 37 Thore, 215 größere Straßen, 19 Fora, 19 Campi, 400 Tempel, 5 Naumachien, 20 Aquaeducte, 36 Triumphbogen, 50 Coloſſe, 11 Baſiliken, 12—18 Bäder, 36 Schwibbogen, 11—14 Springbrunnen, 14 Wachthäuſer ꝛc. Außerdem hatte Auguſtus noch andere vortreffliche Einrichtungen gemacht, wie z. B. wegen der häufigen Feuersbrünſte die 7 Cohorten Stadtwache, welche nach und nach bis auf 38 vermehrt wurden, die Gaſſenaufſeher (vicomagistri), deren Zahl bis auf 672 ſtieg, die Curatores und Denunciatores, eine Art Polizeiaufſeher, von jeder Art 28, um Ruhe und Ordnung in einer Stadt zu erhalten, welche vielleicht eine Million Einwohner in ihrer blühendſten Periode zählen mochte. — Geſchichte der Stadt. — Nachdem R. durch Romulus gegründet und durch die Auftrich-

Digitized by Google

tung eines Asyls auf dem Capitolinus bevölkert war, baute er gemeinsam mit T. Tatius, welcher auf dem Capitolinus wohnte, wie Romulus auf dem Palatinus, den Tempel des Vulcan. Früher schon hatten sich auf dem Mons Coelius Hetrurier unter ihrem Anführer gleiches Namens niedergelassen und sich dort angebaut und schon nach dem Kriege, welchen der Raub der Sabinerinnen veranlaßte, war der Tempel des Jupiter Stator erbaut worden. Auch die Sabiner waren eingewandert und hatten sich angesiedelt. Man findet schon das forum romanum als Volksversammlungsort in das Comitium als Zusammenkunft des Senats genannt. Numa erbaute mehrere Tempel und unter anderen das templum capitolinum vetus und setzte die Salii Palatini (palatinische Marspriester) ein. Unter Tullus Hostilius wanderten die Albaner nach R. und besetzten den mons coelius, wo auch das Haus des Tullus Hostilius befindlich war. Nach ihm vergrößerte Ancus Martius die Stadt dadurch, daß er den Janiculus befestigte, die fossa quiritium, einen Graben zum Schutze gegen die Ebene um R. anlegte, ein Gefängniß mit dem Forum baute und den Tempel des Jupiter feretrius, welcher schon seit Romulus bestand, besser ausbaute. Damals ward die Verbindung des Janiculus mit dem Aventinus durch den pons sublicius bewirkt. Unter Tarquinius Priscus nahm R. gewaltig an Macht und Größe zu. Er baute aus der, den Lateinern abgenommenen Beute in dem Thale zwischen dem Palatinus und Aventinus den circus maximus, legte die so nutzbaren und nothwendigen Kloaken an, soll das Forum durch bedeckte Seitengänge verschönert haben und begann den Bau des Tempels Jupiter's, Juno's und Minerva's neben der tarpeischen Spitze. Sein Nachfolger, Servius Tullius, erbaute viele Altäre und Tempel, verband den quirinalischen, viminalischen und esquilinischen Berg mit R., umgab die Stadt mit einer Mauer von gehauenen Steinen und legte den Erdwall (agger) an, welcher vom pränestinischen bis zum collinischen Thore sich erstreckte, besonders um die Stadt gegen Gabii hin zu schützen. Er machte auch die erste Bürgerzählung (census) und theilte die Stadt in 4 tribus, die suburbana oder succusana, palatina, collina und esquilina. Auf seinen Rath ward auch der Diana-tempel auf dem Aventinus erbaut. Tarquinius Superbus that viel für die Stadt; er baute die cloaca maxima, vollendete den circus maximus, den capitolinischen Tempel und den agger Tarquinii. Nach Vertreibung der Könige ward das Königsfeld dem Mars mit dem Namen Campus Martius geweihet; allein beim Einfalle der Gallier (390 v. Chr.) verbrannte der größte Theil Roms und ward nach Vertreibung der Gallier sehr eilig, unordentlich und planlos wieder aufgebaut, doch wurden 368 die aediles curules gewählt, deren Amt war, die Schönheit und Sicherheit der Stadt in Obhut zu nehmen. Eine Pest (365) verheerte aber die Stadt aufs Neue, bei welcher Gelegenheit man zuerst die ludi scenici genannt findet, und bald darauf (362) verursachte ein Erdbeben einen Riß auf dem forum romanum, der erst später wieder zugeschüttet wurde. Endlich 312 erhielt R. auch durch Appius Claudius Caecus eine Wasserleitung, welche das Wasser bis zum capenischen Thore und von dort unter der Erde fort bis nach dem campus martius brachte, 306 die erste, obgleich unrichtige Sonnenuhr, 277 wurden auf den mons aventinus die Camerines als Colonisten verpflanzt und 264 durch den Consul Valerius Messala die zweite und bessere Sonnenuhr auf einer Säule neben den Rostra auf dem Forum befestigt. 241 litt die Stadt außerordentlich durch Wassersnoth sowohl als Feuersgefahr und ward 216 von Hannibal belagert. 174 ward die Stadt zuerst gepflastert und 159 brachte Scipio Nasica die erste Wasseruhr nach R., während kurz vorher bereits Cato Major das nützliche Unternehmen ausgeführt hatte, die Kloaken unter die späteren Straßen der Stadt zu legen. Nach der Eroberung Carthagos und Korinths (146) stieg aber Pracht und Luxus zugleich mit dem Verderbnisse des Volks, die alte Einfachheit fing an gering ge-

schätzt zu werden. Eine Menge der prächtigsten Gebäude erhoben sich immitten der folgenden Bürgerkriege; Sulla erweiterte die Stadt, indem er die Mauer weiter rückte und vorzüglich Cäsar zeichnet sich durch Sorge für die Verbesserung und Verschönerung Roms aus. Niemand aber baute die Stadt mehr aus, als Augustus, welcher aus politischen Gründen sowohl als aus Liebe zur Kunst alle seine Freunde zu Bauten aufmunterte, unter denen sich Agrippa, sein Feldherr, besonders durch seine nützlichen Unternehmungen auszeichnete. Sein Nachfolger, Tiberius, baute gleichfalls mehrere Tempel und vornehmlich Casernen für die Prätorianer; Caligula fing eine neue Wasserleitung von Tibur her zu bauen an, welche Claudius fertig machen ließ; baute auch das Palatium bis zum Forum hinab und ließ den großen Obelisken aus Ägypten nach R. bringen, um ihn in den Circus auf den Vatican zu setzen. Claudius vollendete die von Caligula begonnenen Bauten, führte zwei neue reiche Quellen, die aqua Curtia und albudina in die aqua Claudia und ließ für den Anio novus einen steinernen Canal bauen. Er erweiterte gleichfalls R. und nach Einigen soll er erst den aventinischen Berg in die Ringmauer gezogen haben. Auch Nero verschönerte R., aber in barbarischer Art; denn er ließ R. anzünden (64 n. Chr.), welcher Brand 9 Tage dauerte und eine unsägliche Menge alter merkwürdiger Gebäude und Sachen zerstörte. Von allen 14 Regionen blieben nur 4 verschont, 3 wurden ganz vernichtet und 7 sehr stark beschädigt. Nach dem Brande baute Nero R. regelmäßiger, mit erweiterten Mauern wieder auf und erbaute unter andern seine domus aurea, welche sich über den Palatinus, die Ebene zwischen diesem, dem Esquilinus und Coelius und sogar über einen Theil des Esquilinus selbst erstreckte. Während der Kämpfe zur Zeit des Vitellius, bei denen Flavius Sabinus auf das Capitol floh und mit den Bildsäulen auf demselben die Thore verrammeln ließ, ging auch das Capitol wiederum in Flammen auf und brannte mit seinem Tempel und allen Schätzen desselben nieder. Vespasian ließ es jedoch genau so wieder aufbauen, wie es gestanden hatte, besserte die verfallenen Wasserleitungen aus und legte den Grund zu dem Colosseum. Unter Titus brannte das Theater des Pompejus, die ganze Bibliothek des August im Palatium und ein bedeutendes Stück des Capitol ab. Die von ihm begonnenen Bauten führte Domitianus, sein Nachfolger, aus, welcher auch das Capitol übergolden ließ und viele Tempel, Triumphbogen und Schwibbogen neu baute. Nach ihm zeichnete sich Trajan vorzüglich durch sein Forum, die bekannte Säule, den Triumphbogen und die bibliotheca Ulpia, welche er errichten ließ, so wie durch eine Erweiterung Roms aus. Auch Hadrian ließ merkwürdige Bauten ausführen und baute viele alte Prachtgebäude wieder auf oder besserte sie aus. Die moles Hadriani (die Engelsburg) ist sein Grabmal und der pons aelius führt von ihm den Namen. Unter seinen Nachfolgern ist besonders Antoninus Philosophus merkwürdig, welcher, außer den Besserungen alter Gebäude und Neubauten von Tempeln, welche fast alle römische Kaiser ausführten, die bekannte Columna Antonini aufführen ließ. Unter Commodus brannte ein bedeutender Theil des Capitols mit mehreren Büchersammlungen nieder und später der Tempel des Friedens, der Tempel der Vesta und ein Theil des Palatium. Die späteren Kaiser erneuten entweder alte Gebäude oder bauten an die Stelle der niedergerissenen eigne. Aurelianus endlich ist der letzte unter den Kaisern, welcher eine bedeutende Veränderung in R. vornahm. Er erweiterte die Mauern Roms in der Art, daß er den Mons Vaticanus, Janiculus und Pincius zur Stadt zog und erbaute den prächtigen Sonnentempel. Doch kam die neue Ummauerung Roms erst unter Probus ganz zu Stande. Nun fällt kein Bau von Bedeutung bis auf Constantin mehr vor, welcher einen Triumphbogen um die basilica St. Johannis Baptistae in Laterano erbaute, aber auch (330 n. Chr.) den Hauptsitz des römischen Reiches nach Constantinopel verlegte. Nach diesen Ereignissen verfiel die Stadt immer mehr

und mehr in sich selbst. Von Außen nicht mehr unterstützt fehlten ihr innerlich die Kräfte, den Zustand ihrerseits immer gleichmäßig zu erhalten und es folgte natürlicher Weise der Untergang eines alten Werkes nach dem anderen. Dazu kamen nun noch die Ereignisse, welche die Stadt betrafen, und zwar zuerst der Einzug Alarich's (410 n. Chr.) mit seinen Gothen, welcher nach einer dreimaligen Belagerung stattfand. Die erste derselben aufzuheben, ward er durch die Summe von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber bewogen, zu deren Aufbringung mehrere Schätze, aus früheren Kriegen hiehergeführt, angegriffen werden mußten. Allein er kam bald wieder und belagerte Rom zum zweiten Male (409) und als er endlich nach einer dritten Belagerung einzog und 6 Tage in Rom verweilte, ging durch Feuer und Plünderung viel verloren. Weit größeren Schaden aber richtete Genserich (455 n. Chr.) mit seinem Vandalenheere an. Er sandte mehrere Schiffe mit Kostbarkeiten, z. B. den jerusalemitanischen Tempelschmuck, die bronzenen Ziegel des Capitols, Statuen, Münzen ꝛc. nach Carthago. Vierzehn Tage hindurch dauerte die Plünderung und ein großer Theil Roms brannte nieder. Nächst dieser Begebenheit zerstörten auch die eignen Bewohner Roms viele alte Gebäude, indem sie nun, nach Abzug der Vandalen ihre zerstörten Privatwohnungen wieder herzustellen, die öffentlichen Bauwerke der alten Zeit angriffen, welche schon sehr in Verfall gerathen waren, und ihr Materiale daher nahmen. Im Jahre 546 rückte Totilas mit einem neuen Gothenheere in R. ein. Damals wurde ein Drittel der Mauer zerstört und er hatte den Vorsatz, R. dem Erdboden gleich zu machen, wovon ihn jedoch Belisar glücklicherweise zurückhielt. Auch den Religionseifer und namentlich den der Päpste hat man angeklagt, viele Herrlichkeiten der alten Weltstadt vernichtet zu haben, und nicht mit Unrecht; denn Viele haben sehr schonungslos gegen die alten Denkmäler gehandelt. Nicht minder haben die Ausplünderungen der constantinopolitanischen Kaiser und die Unruhen des Mittelalters, die vielfachen Stürme und Parteikämpfe, welche die Stadt in jenen bewegten Zeiten auszufechten hatte, die häufigen Eroberungen durch die Deutschen und namentlich die Erstürmung 1527 durch Karl V. dazu beigetragen, R. zu verröden und theilweise zu vernichten; allein eben so wenig darf es verkannt werden, daß gerade die Päpste durch die zahlreichen Kirchen- und Palastbauten, so wie jene alten vornehmen Geschlechter durch ihre mannigfaltigen Bauunternehmungen auf das Wesentlichste dahin gewirkt haben, aus dem erstorbenen gänzlich aufgelösten geistigen Leben Italiens und vorzüglich Roms eine neue ganz eigenthümliche Blüthe hervorzurufen, welche wunderbar aus den Trümmern versunkener Herrlichkeit das Auge des Beschauers anspricht. Gleichsam wieder geboren erhob sich die alte Weltstadt noch einmal nach und nach zu einer erstaunenswürdigen Höhe. Wie nun die Macht der Päpste stieg, der Reichthum Europas immer mehr in R. zusammenfloß, die Künstler und Gelehrten den Mittelpunkt des Schönen und der Wissenschaft dort sahen und fanden, so stieg auch mehr und mehr die Stadt neu über den Trümmern der alten empor, bis sie so anwuchs, wie sie sich jetzt dem Reisenden darstellt, als ein Ort an wunderbarer Poesie reich, ein Ort, wo Alles die Vergänglichkeit und Alles die Unsterblichkeit zugleich predigt, ein Ort, wo die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeiten und der ewige Sieg des Geistes über die Materie in denselben Augenblicken dargestellt wird. Es wird in 14 Regionen oder Rioni, wie das alte, getheilt; es sind jedoch nicht dieselben, wie denn auch die ganze Stadt etwas mehr nördlich geschoben ist und jetzt auf 12 anstatt der früheren 7 Hügel ruht. Die Tiber theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch 4 Brücken mit einander verbunden werden. Sie hat einen Umfang von 2½ geographischen Meilen, 515867 □Ruthen Flächeninhalt und mit Ausschluß der Juden und der Fremden 150000 Einw. und 320 Kirchen, von denen 7 Hauptkirchen genannt werden, und 11 Theater. In der ersten Region di Monti ist

nächst der Porta del Popolo vorzüglich zu merken: die Piazza del Popolo mit dem Obelisk Flaminio und 2 Fontainen, das Forum des Trajan mit der berühmten Trajanssäule, ohnweit der Kirche S. Maria di Loretto; die Kirche S. Stephano rotondo, wahrscheinlich sonst ein Tempel des Faun; S. Maria Maggiore, auf den Trümmern des Tempels der Juno Lucina gebaut; S. Maria degli Angeli auf den Ruinen der Bäder des Diocletian errichtet; S. Costanza, wahrscheinlich aus dem Grabmale einer der Schwester Julian's entstanden; Ara Coeli, an der Stelle des Tempels des capitolinischen Jupiter; unweit der Porta maggiore die Tempeltrümmern der Minerva Medica; das Coliseo (s. Amphitheater); die Kirche S. Caterina di Siena; in der Nähe die Trümmer der Bäder des Paulus Aemilius; der Palast Pamfili-Doria, auf den Resten der constantinischen Bäder aufgeführt; die Kirche S. Maria nuova; der Triumphbogen des Titus; bei S. Clemente der des Constantin und bei S. Eusebio der des Gallienus; S. Giovanni di Laterano, die älteste von Constantin erbaute Kirche mit einem von Constantin nach R. gebrachten und von Sixtus V. aufgerichteten Obelisk; die Fontaine di Termini oder des Moses, welche Sixtus V. und Urban VIII. aus den Gewässern mehrerer Aquäducte sehr kostbar verziert entstehen ließen, und der Palast Albani, berühmt durch seine 25000 Bände starke Bibliothek und treffliche Antiken und Gemälde. In der zweiten Region (Rione Trevi) sind die Thore Porta solara (die alte collina) und Porta pia (porta nomentana); die Piazza Barberina mit dem trefflichen Springbrunnen Bernini's Triton und dem Palaste Barberini, vorzüglich merkwürdig durch seine Gemälde und Antiken und treffliche Bibliothek von 60000 Bänden und 9000 Handschriften; die Piazza Monte Cavallo mit den beiden berühmten Colossen, dem obelisco quirinale, dem Palazzo della Consulta und dem päpstlichen Palaste Quirinal, der von Paul III. 1540 angefangen und von Clemens XII. vollendet worden und mit Gemälden und Bildhauerarbeiten älterer und neuerer Künstler ausgeschmückt ist; der capitolinische Platz mit vielen herrlichen Alterthümern, z. B. den Trophäen des Marius; die Kirchen S. Maria in via lata und S. Marcello; der Palast Bracciano, durch Antiken und Gemälde immer noch ausgezeichnet, wenn gleich die schönsten Sachen auswanderten; der Palast Colonna mit sehenswerthen Antiken und Gemälden und einer ausgezeichneten Bibliothek; der Palast Pamfili im Corso mit ausgezeichneten Gemälden und der Palast Rospigliosi, der auf den Bädern Constantin's gebaut worden ist. Bei der Kirche della Vittoria findet man noch Reste der Gallerie, die Aurelian in den sallustischen Gärten anlegte. Hier ist auch eine Schulanstalt, das Collegio Nazareno, zu bemerken. In der dritten Region (Rione di Colonna) zieht der spanische Platz, der gesundeste Roms, die Augen auf sich. Ferner sind bemerkenswerth: die Kirche S. Maria in trivio de crocifero, von Belisar 587 gestiftet; die dogana di terra; das Zollhaus, auf den Trümmern des Tempels des Antonin gebaut; der Palast Buonaparte, der dem Grafen St. Leu gehört; der Palast Chigi bei der Kirche S. Carlo, durch Antiken und Gemälde ausgezeichnet, obgleich die schönsten Sachen nach Dresden gekommen sind; S. Maria rotonda, das alte Pantheon (s. d. Art.), der einzige vollständige Ueberrest des Alterthums; das seminario romano, worin 100 Söhne edler römischer Familien von Jesuiten unterrichtet werden; die Propaganda, welche Gregor XV. 1612 stiftete und zu einer Sprachschule für die Zungen aller Welttheile bestimmte, um so die Ausbreitung des Katholicismus zu fördern. In der Rione di Campo Marzo nennen wir den Palast Borghese, welcher die merkwürdigsten Gemälde in ganz Rom und eine treffliche Bibliothek besitzt, auch als Bauwerk mit Pracht ausgeführt ist; den Palast Orsini auf den Trümmern des Theater des Marcell errichtet; die Villa Medici, welche der Sitz der académie de France ist; die Obelisken bei der Villa Medici; die Kirchen Trinita di Monti und

S. Lorenzo in Lucina; das collegio Clementino, eine Schulanstalt für adelige Kinder, welche Clemens VIII. erbaute; das große Hospital Giacomo degl' incurabili in der strada Ripetta. — In der Rione di Ponte sind zu bemerken: die Brücke S. Angelo (pons Aelius), welche zur jetzigen Engelsburg (der moles Hadriani) führt; der Palast Altempi, in welchem schöne Alterthümer sind; der merkwürdig große und hohe Palast Gabrieli mit einer in mathematischen und physikalischen Wissenschaften ausgezeichneten Bibliothek; der Palast Sacchetti, seiner Architectur halber; die Kirche Nicolo di Lorenzo, welche aus den Trümmern des Circus agonalis gebaut worden ist; die Piazza Colonna mit der antoninischen Säule, auf deren Spitze jetzt die Statue des Apostel Paulus steht, und die Jesuitenschule collegio Germanico. — Die Rione di Parione bietet an Sehenswürdigkeiten dar: die Piazza Navona (den alten Circus agonalis) mit einem Obelisken und 3 Springbrunnen, durch welche alle Sonnabende der Platz unter Wasser gesetzt wird, welches eine beliebte Volksbelustigung ist; die Kirche Maria della Pace, von Sextus IV. 1480 gebaut und von Alexander VII. restaurirt; Chiesa Nuova oder Maria in Vaticella, mit dem Grabe des heiligen Philippo Neri und von diesem 1575 erbaut; die Cancellaria, aus Steinen des Coliseo und eines Bogens des Gordianus gebaut; der Palast Massimi voll trefflicher Antiken, auch merkwürdig, weil hier Konrad Sweynheim und Arnold Pannarz die erste Buchdruckerei Roms anlegten; der Palast Pamfili auf den Piazza Navona mit schönen Gemälden und guter Bibliothek. — Die Rione della Regola hat den Ponte Sixto, welchen Sixtus IV. 1474 wieder nach seiner Zerstörung erbaute; die Piazza Farnese mit dem Palaste gleiches Namens, welcher aus Steinen des Coliseums erbaut wurde und unter anderen herrlichen Antiken den berühmten farnesischen Hercules, so wie den farnesischen Stier und viele treffliche Gemälde bewahrt; die Piazza di Ceneo mit den Statuen des Pasquino und Marforio; die neuen Gefängnisse in der Strada Guilia, welche Innocenz X. baute und das öffentliche Leihhaus Monte di Pieta. — In der Rione di S. Eustachio findet sich: der Palast Giustiniani, dessen Kunstschätze aber erst nach Paris und von dort nach Berlin gekommen sind; die Paläste Santi und Maccarani; der Palast Pio, in welchem man Überreste des theatrum Pompeji findet, und das archigymnasio della sapienza, von Innocenz IV. 1224 gestiftet, an welchem mehrere Päpste bauten und dessen treffliche Bibliothek und botanischen Garten Alexander VII. anlegte, mit Hörsälen für 32 Professoren. — In der Rione della Pigna verdient ausgezeichnet zu werden: die Piazza di Venetia mit dem Palaste Torlonia, worin ein Hercules furens von Canova sich befindet; die Kirche S. Pietro in carcero, auf den Mauern eines alten Gefängnisses errichtet; der Palast Altieri, den Meisterstücke der Malerei schmücken; der auf dem Platze des Klosters la Minerva (1667) aufgerichtete, mit Hieroglyphen gezierte Obelisk; das collegio Romano, das Jesuiten besitzen und worin sich die berühmte Bibliothek des Paters Kircher und andere Sammlungen befinden, und die Bibliotheca alla Minerva, den Dominicanern gehörig und reich an seltenen Sachen. — Die Rione di Campitello schließt ein: die Kirche Giesu, 1579 angefangen, worin das Grab des Ignatius Loyola ist; den Palazzo Senatorio von Buonarotti gebaut und mit Paul's III., Gregor's XIII. und Karl's von Anjou Bildsäulen verziert; das Capitol mit der Treppe von Michel Angelo, mit vielen merkwürdigen Alterthümern, z. B. der Wölfin, welche Romulus und Remus säugt, den fastis capitolinis und dem herrlichen, mit den merkwürdigsten Antiken erfüllten Museo Capitolino; die Kirche S. Cosimo e Damiano, welche aus dem Tempel des Remus entstanden ist; die berühmte Reiterstatue des Marcus Aurelius auf dem Platze vor dem Capitole; das Armenhaus delle Mendicante, worin jährlich für 12000 Thaler Wollenzeuch verfertigt wird, und das Kloster bei S. Maria ara coeli mit einer auserlesenen

Bücherſammlung. — Die Rione di S. Angelo enthält die Paläſte Boccapaduli, Cortaguti, Mattei, Strozzi mit vielen Antiken und Gemälden und die berühmte Fontaine delle Tartaruaghe (der Schildkröten). — Die Rione di Ripa hat die Porta di S. Giovanni (die alte porta latina); das forum boarium mit dem Triumphbogen des Severus und dem Janus quadrifrons; den Porto di ripa grande; die Paulskirche, eine der älteſten Roms, der Sage nach von Conſtantin zuerſt erbaut, von Leo III. nach ihrer Zerſtörung prächtig reſtaurirt, aber 1823 mit allen ihren unſchätzbaren Alterthümern abgebrannt; die Kirche S. Sabina, ſchon 425 nach Chr. gebaut, mit dem Aventinus; S. Urbano unweit der Egeria, vielleicht auf den Trümmern eines Bachustempels; die Kirche S. Teodoro, ſonſt ein Tempel des Jupiter tonans; S. Giorgio in Velabro, auf den Ruinen der basilica Sempronii gebaut; die Villa Farneſe mit vielen Kunſtwerken alter und neuer Zeit; die Villa Spada, wo man noch Trümmern des alten Kaiſerpalaſtes ſieht; die Kirche Maria del Sole, aus dem noch ganz erhaltenen Veſtatempel entſtanden; S. Sebaſtiano alle Catacombe, worin man Überreſte des Tempels der Redicula findet; S. Urbano alla Cafarella, ein Bachustempel, und die Kirche Maria delle Palme, ein Marstempel; den Circus des Caracalla; die Bäder des Caracalla; das Capo di Bove oder Grabmal der Metella; die Cloaca Maxima und die berühmten Katacomben. — Die Rione di Trastevere enthält: die Kirche S. Maria in Traſtevere mit ſchönen Antiken und Gemälden, ſchon 224 nach Chr. unter Alex. Severus geſtiftet; den Palaſt Corſini mit trefflichen Gemälden und herrlicher Bibliothek; Farneſina alla Lungara mit guten Gemälden; Salviati mit ſchönen Gemälden; Veroſpi mit vorzüglichen Büſten, und das Oſpizio apoſtolico, ein Waiſen- und Zuchthaus. — Die vierzehnte Region endlich, Rione di Borgo, ſchließt die merkwürdigſten und großartigſten Gebäude des neueren Roms ein, nämlich: die St. Peterskirche, dieſen herrlichſten Bau der chriſtlichen Welt, am öſtlichen Ende des Petersplatzes; ſie wird von einer prächtigen kreisförmigen Colonade eingefaßt; der Vorbau ruht auf 10 doppelten, 86 Fuß hohen und 8 Fuß dicken Säulen; 5 Thüren führen zu ihm und in die Kirche ſelbſt, deren Inneres das Auge nicht genugſam anſtaunen kann. Vorzüglich iſt es der wunderbare Bau der Kuppel, welche an Weite dem Pantheon beinahe gleich kommt, aber an Höhe daſſelbe übertrifft. Die Länge der Kirche, Vorbau und Mauern mit gerechnet, beträgt 666 Fuß und die innere Höhe 487 Fuß. Am Bedeutendſten tritt der Hochaltar hervor, welcher mitten in der Kirche über dem vermeinten Grabe St. Peter's ſteht und deſſen Höhe 122 Fuß beträgt. Unzählige Statuen, viele Grabmäler, herrliche Moſaiken ſchmücken das Innere des Tempels, deſſen Bau 351450000 Franken koſtete. Alljährlich wird er einmal am 28. Juni durch 4400 Lampen und 784 Pechpfannen vom Kreuze bis zum Boden erleuchtet und bietet dann einen herrlichen Anblick dar. Unter zehn Päpſten ward er vollendet und die ganze Chriſtenheit zahlte zu den Koſten. Vor dieſer Kirche breitet ſich der Petersplatz hin mit ſeinen zwei ſchönen Springbrunnen, zwiſchen denen der 74 Fuß hohe, durch Sixtus V. am 10. Sept. 1586 aufgerichtete Obelisk ſteht. Nicht minder merkwürdig iſt der vaticaniſche Palaſt, woſelbſt das Conclave gehalten wird. Dieß Gebäude iſt 1080 Fuß lang, 720 Fuß breit, hat 22 Höfe und 11246 Zimmer. Es iſt uralt und die meiſten Päpſte haben es verziert. Wir nennen hier nur die ſixtiniſche Kapelle mit Michel Angelo's kühn gedachtem und gezeichnetem Weltgerichte, worin in der Charwoche das wunderbar ergreifende Miſerere des Allegri geſungen wird; die Loggie Vaticano mit den herrlichen raphaeliſchen Gemälden; den Cortile del Belvedere mit den merkwürdigen Antiken; das Muſeum Pio Clementinum und die unſchätzbare Bibliothek. Unweit der Engelsburg bei der Kirche Maria Transpontina befand ſich die Grabpyramide des Scipio Africanus minor; Papſt Alexander VI. ließ ſie abtragen und mit dem Marmor pflaſtern. Das Collegio de Penetenzieri di S. Pietro hat

eine treffliche mathematiſche Bibliothek. Am Fuße des Vaticans findet ſich auch die päpſtliche Münze. 82.

Rom (Staat). — Die Geſchichte des römiſchen Staats läßt ſich füglich in 3 Perioden eintheilen, nämlich in die des Königthums (754—510 vor Chr.), in die der Republik (510—30 vor Chr.) und in die der Kaiſerherrſchaft (30 vor Chr. bis 476 nach Chr.). — Die Geſchichte der erſten und der Anfang der zweiten Periode erſcheint durchaus mehr oder minder mit Mythen und ſagenhaften Begebenheiten erfüllt. Nachdem Romulus (ſ. d. Art.) die Stadt gegründet, durch ein Aſyl ihre Bevölkerung gemehrt und gekräftigt hatte, die Einwohner in Tribus getheilt, mehrere religiöſe und politiſche Einrichtungen getroffen und den wegen der geraubten Sabinerinnen begonnenen Krieg durch Vereinigung mit ihnen glücklich geendet hatte, verſchwand er oder ward einer andern Sage nach von den aufgebrachten Senatoren ermordet. Nach ſeinem Tode trat eine Zwiſchenregierung ein, welche der Senat ein Jahr lang führte, worauf das Volk den Numa Pompilius (716—673) zum Könige erhob, welcher die innere Staatseinrichtung und das Religionsweſen, wie die Sage ſprach, mit Hülfe und Rath der Nymphe Egeria vollendete. Unter Tullus Hoſtilius, ſeinem Nachfolger (673—640), fing R. an nach Außen wirkſam zu werden. Alba Longa, die gefährliche Mutter und Nebenbuhlerin des aufblühenden Staats, wurde durch den bekannten Dreikampf der Horatier und Curiatier (ſ. d. Art.) beſiegt und nach der Verrätherei des Suffetius in dem übrigens glücklichen Kriege mit den Fidenaten geſchleift und die Einwohner nach R. verſetzt, Veji belagert, die Sabiner beſiegt und Medullia eingenommen. Ancus Martius, ſein Nachfolger (von 640—617), verpflanzte die geſchlagenen Latiner nach Rom, ſchlug die Fidenaten, Vejenter und Volsker und erweiterte Roms Gebiet bis ans Meer, wo er den Hafen Oſtia anlegte und dadurch die Schifffahrt beförderte. Nach ihm ward der aus der Fremde eingewanderte Lucius Tarquinius König (von 617—570), der Roms Macht, ſowohl nach Außen als nach Innen, bedeutend hob. Aus der Beute des Krieges gegen die Latiner ließ er den circus maximus bauen, focht glücklich wider die Etrusker, zerſtörte Fidená und zwang die Etrusker nach 9jährigem Kampfe zur Unterwerfung. Er verſchönerte hierauf R. durch die Anlegung der ſo nützlichen Cloaken, ſchlug die Sabiner am Anio und vermehrte die patriciſchen Senatoren um 100. Sein Schwiegerſohn und Nachfolger, Servius Tullius (578—534), führte einen rühmlichen Krieg gegen Veji, ſtiftete den Bund mit den latiniſchen Städten und führte den Cenſus ein. Unter Tarquinius Superbus endlich (534—510) ward R. mächtig und groß; er knüpfte den Bund mit den latiniſchen Städten enger, eroberte Sueſſa Pometia und Gabii und machte in beiden unermeßliche Beute; er begründete ferner das römiſche Coloniewesen und ſorgte, wie hierdurch für die äußere Macht Roms, ſo auch durch ſeine Bauten für die inneren Fortſchritte der Stadt; denn er vollendete den Circus, die Cloaken und das Capitol. Die Unthat ſeines Sohnes, Sextus, gegen die Lucretia koſtete ihm aber den Thron. — Zweite Periode. Jetzt ward die Königswürde abgeſchafft und die Regierung zwei Conſuln übergeben. Die Tarquiner hatten aber bedeutende Verbindungen in den latiniſchen Städten und fanden ſelbſt Freunde in R. Zuerſt bildete ſich in R. eine von ihnen eingeleitete Verſchwörung, dieſe ward aber endeckt und die Frevler, worunter zwei Söhne des Brutus und drei Nichten des Collatinus, der beiden regierenden Conſuln, wurden hingerichtet, dann war ein Kampf gegen die Vejenter zu beſtehen, welche Tarquin aufgewiegelt hatte (509); ſie wurden aber ebenfalls beſiegt. Nun wandte ſich Tarquinius an den Porſenna, Fürſten von Cluſium, und dieſer überzog Rom mit Krieg. In dem harten mit vielen Verluſten begleiteten Kampfe gegen dieſen mächtigen Herrſcher bewährte ſich doch der kühne und ungebeugte Muth der Römer, wie die Erzählungen von Horatius Cocles, der Cloelia, des Mucius Scävola beweiſen. Der

Friede aber, der geſchloſſen wurde, war für R. demüthigend und es verlor beinahe alles Gewonnene. Die Sabiner, durch das Vorgefallene kühn gemacht, griffen nun die Römer an und es entſpann ſich ein mehrjähriger Kampf, obſchon ſich unter den Sabinern ſelbſt eine Partei für die Römer fand, welche vom Kriege abrieth und, als ſie nicht durchdringen konnte, 5000 Köpfe ſtark unter dem Appius Claudius nach R. auswanderte, welches ſie mit Freuden aufnahm. Die Niederlage bei Cures zwang jedoch nach vielen anderen Unfällen die Sabiner endlich auch zum Frieden. Allein kaum hatte R. hier Ruhe gewonnen, ſo erklärten ſich die Lateiner für den Tarquin und dieſer ſuchte auch in R. die Sklaven und niederen ſehr verſchuldeten Bürger für ſich zu gewinnen. Es gelang ihm auch eine Verſchwörung zu ſtiften, allein ſie ward wiederum entdeckt und vernichtet. Nun griffen die Lateiner nach dem Falle Fidená's R. an und waren ihnen nicht nur an Macht an ſich überlegen, ſondern wurden dadurch noch gefährlicher, daß die von Schulden beinahe erdrückten Plebejer ſich zu fechten weigerten, wenn ihre Schulden ihnen nicht geſtrichen würden. In dieſer gefährlichen Lage wählte man einen Dictator in der Perſon des T. Curtius, welcher die Lateiner zu einem einjährigen Waffenſtillſtande zwang, nach deſſen Ablauf der neue Dictator, Aulus Poſtumius, die gegen R. Verbündeten am See Regillus (496 v. Chr.) gänzlich ſchlug, daß die Lateiner um Frieden baten. Im folgenden Jahre wurden die Volsker beſiegt und Tarquin ſtarb zu Cumae. Allein nun, nach geſichertem Frieden, brach der Unwille der bedrückten Volksmaſſe gegen die Patricier unter den Conſuln Appius Claudius und P. Servilius unaufhaltſam aus, als ein neuer Kriegszug gegen die Volsker vorgenommen werden ſollte. Nach vielen Verſuchen die Ruhe zu erhalten, mußte ihnen Servilius, da die Gefahr vor den Volskern immer bedeutender drohte, verſprechen nach geendetem Kriege ihren Beſchwerden abzuhelfen und nun zogen ſie aus, ſchlugen die Volsker und eroberten Sueſſa Pometia. Zurückgekehrt hoffte das Volk auf Erfüllung der ihm verſprochenen Erleichterungen; umſonſt, es ward getäuſcht und weigerte ſich dem zufolge bei einem wieder ausbrechenden Kriege mit den Sabinern hartnäckig zu fechten. Die Noth des Senats ward noch größer, als die Volsker das ihnen abgenommene Land zurückverlangten und in dieſer Lage griff man zur Wahl eines Dictators. Sie fiel auf M. Valerius, welcher dem Volke verſprach, ihm beim Senate alle billige Berückſichtigung zu verſchaffen, worauf Alles zu den Waffen griff und die Feinde bald geſchlagen waren. Als aber Valerius nach geendetem Kriege das gethane Verſprechen nicht halten konnte, verließ das Volk, aufgebracht, ſich ſo wiederholt hintergangen zu ſehen, bei einem neuen Kriegszuge ſeine Heerführer und entwich auf den Mons sacer und kehrte nur auf Zureden des Menenius Agrippa zurück, als es eine Sicherſtellung gegen den Wucherfrevel in der geheiligten Perſon der Tribunen erhalten hatte, und alle Schulden für nichtig erklärt worden waren. Mit den Tribunen zugleich wurden die Ädilen eingeſetzt. Nun zog man mit Freuden gegen die Antiaten und Volsker, welche geſchlagen und deren Stadt, Corioli, beſonders durch die Tapferkeit des C. Marcius Coriolanus erobert wurde. Bald darauf begannen aber die Streitigkeiten zwiſchen dem Volke und den Patriciern von Neuem und zwar vornehmlich wegen der Getreidevertheilungen bei eingetretener Hungesnoth, und Coriolan (ſ. d. Art.), der bei dieſer Gelegenheit verbannt worden war, ging nun zu den Volskern, reizte dieſe zum Kriege gegen die Römer und führte ihr Heer gegen ſeine Vaterſtadt. Aus Staatsklugheit verſchonte er jedoch bei allen Plünderungen die Felder der Patricier und brachte dadurch einen ſolchen gegenſeitigen Haß und Argwohn hervor, daß an keine Gegenwehr gedacht wurde und er ungehindert bis Lavinium vorrückte. In dieſer üblen Lage ſchickten die Römer drei Geſandtſchaften an ihn ab, allein vergebens und R. war verloren, wäre es nicht den Bitten ſeiner Mutter und den Thränen ſeiner Gattin gelungen, Coriolan dahin zu bewegen, daß er ſich zurückzog.

Digitized by Google

Hierauf wurde der Krieg mit den Volskern und Hetruskern mit Glück fortgeführt und die Feinde geschlagen, allein im Innern drohten neue Unruhen auszubrechen und zwar durch den Ackervertheilungsvorschlag des Consuls Sp. Cassius Viscellinus. Zwar gelang es auch dießmal der Adelspartei die Sache zu hintertreiben, den Cassius als Hochverräther darzustellen und ihn zu enthaupten (485 v. Chr.); indessen konnte die einmal aufgeregte Sehnsucht des Volkes nach Ländervertheilung nicht unterdrückt werden, zumal da der Senat selbst sie versprochen hatte, und es mußte daher zu allen möglichen Hülfsmitteln, zu immerwährenden Feldzügen und Consulwahlen im Sinne der Patricier die Zuflucht genommen worden, um nur den gefaßten Beschluß, zur Ländervertheilung Decemvirn zu ernennen, immer aufschieben zu können. Das Volk fühlte aber diese Hintergehungen tief und es kam zu immer härteren Reibungen, welche nur durch die beständigen Kriegsunruhen und die mehr oder minder heftigen Kämpfe gegen die Äquier, Vejenter und Etrusker einigermaßen beschwichtigt wurden. Der Consul Caeso Fabius, welcher das Schwierige und Ungewisse dieser Verhältnisse sehr wohl einsah, rieth zwar dem Senate die Ländervertheilung zu vollziehen, allein die Patricier verlachten ihn. Da brachen die Etrusker von Neuem ins Land und verheerten es bis an den Janiculus und als das Volk dem Feinde entgegen ziehen sollte, weigerte es sich hartnäckig. In dieser bedrängten Lage beschloß die Familie der Fabier unter Anführung des Caeso ihr Vaterland zu vertheidigen und zog 306 mit ihren Clienten, die 4000 M. stark waren, aus und fielen den Feinden ins Land. Hierauf ward der Krieg eine Zeit lang mit abwechselndem Glücke geführt, bis es den Feinden gelang (477), die Sabiner in einen Hinterhalt zu locken und Alle zu vernichten. Nach diesem Unfalle gelang es den Römern, nur viel später und mit großen Verlusten, die Etrusker aus der Nähe Roms zu vertreiben und zum Frieden zum bringen. Von Neuem forderte aber nun das Volk die Ackervertheilung und der Tribun Genucius forderte die gewesenen Consuln A. Virginius und Spurius Servilius vor die Volksversammlung, um sich über die Gründe zu rechtfertigen, welche sie gehabt hätten, die Bevollmächtigten dazu nicht zu ernennen. Allein den Tag vor dem Verhöre fand man ihn des Morgens todt im Bette. Das Volk, dem dieser plötzliche Todesfall als Götterausspruch gegen des Mannes Unternehmen galt, ließ nun zwar die Sache eine Zeit hindurch ruhen, obschon die Streitigkeiten mit den Patriciern über andere Dinge fortdauerte; aber eine Werbung ward Gelegenheit, daß das Volk neue Vorrechte verlangte. Die Consuln wollten nämlich einen Mann, Volero, der schon Centurio gewesen war, nöthigen, als gemeiner Soldat zu dienen und ließen ihn, als er sich dessen weigerte, durch die Lictoren geißeln. Volero berief sich auf das Volk und fand solche Unterstützung, daß selbst die Consuln sich zurückziehen mußten, um härteren Beschimpfungen zu entgehen. Volero ward hierauf einerseits als Empörer angeklagt, andererseits aber von den Tribunen vertheidigt und sogar, als er darum sich bewarb, selbst zum Tribun erwählt. Als solcher setzte er durch, daß in allen Volksangelegenheiten und Wahlen nicht mehr nach Curien, sondern nach Comitien abgestimmt wurde (471 v. Chr.). Bald nach diesem Vorfalle brachen die Feindseligkeiten mit den Volskern und Äquiern wieder aus und der Krieg ward mit ziemlichem Glücke, doch ohne bedeutende Resultate geführt. Da indessen die Vergangenheit nur zu gut die Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit der bestehenden Gesetze und des ungeschriebenen Herkommens dargethan hatte, so wurden nach langem Zögern und vielfachen kriegerischen Zwischenfällen, auf des Tribunen Terentillus Arsa Vorschlag, 10 Männer (Decemviri) aus den Patriciern ernannt, welche (454 v. Chr.) zur Abfassung der Gesetze mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurden. Um dieselbe Zeit (455) erlangte das Volk auch, daß der aventinische Berg unter die Bürger vertheilt wurde. Allein dieß reichte nicht hin und die durch diese Bewilligung nur mehr und mehr ihr Bedürfniß empfindenden Ple-

dejer betrieben durch die Tribunen das Geſetz wegen der Ackervertheilung mit immer größerem Eifer, während ſich die Patricier demſelben ſtets heftiger entgegenſtemmten. Dieß Alles war der Wahl der patriciſchen Decemvirn vorhergegangen und dieſe begannen nun ihr Amt ſo mild und gerecht, daß die Patricier die Conſuln, das Volk die Tribunen nicht vermißte und ſie alſo von beiden Theilen gleich gern von Neuem in ihrem Amte beſtätigt wurden, als das erſte Jahr deſſelben verfloſſen war, und als auch dieß vorüber war, brachte es Appius Claudius leicht dahin, daß er und ſeine gleichgeſinnten Collegen von Neuem auf ein Jahr erwählt wurden. Nun verhehlte aber Appius Claudius ſeine wahren Abſichten nicht länger, ſondern als der neue Wahltag kam, erſchien er mit ſeinen Collegen, anſtatt das Volk zuſammenzuberufen, in königlicher Pracht; 120 Lictoren mit blanken Beilen und den Fasces ſchritten vor ihnen her und ſie ſuchten ihre Herrſchaft zu befeſtigen. Dieß erregte den Unwillen des Volkes und die zwölf Tafeln waren nicht geeignet ihn zu mildern; denn die Geſetze, welche ſie enthielten, waren lediglich zum Vortheile der Patricier, da ſie dieſen namentlich alle Staatsämter allein zuſprachen und jede Heirath zwiſchen Plebejern und Patriciern verboten. Dieſe Stimmung zeigte ſich auch im Heere beim Kriege gegen die Sabiner und Äquer, welchen die Decemvirn führten. Eine Gelegenheitsurſache, die bekannte Geſchichte des Appius Claudius mit der Virginia, gab Veranlaſſung zu einem heftigen Volksaufſtande, an welchem auch das gegen die Sabiner geſandte Heer, welches ſich auf dem aventiniſchen Berge lagerte, Theil nahm, und dieß war die Urſache, daß die Decemvirn ihr Amt niederzulegen gezwungen wurden. Hierauf wurden L. Valerius und M. Horatius zu Conſuln erwählt und dieſe gaben (449 v. Chr.) dem Volke nicht allein die tribunicia potestas wieder, ſondern vermehrten ſie auch in der Art, daß die Volksbeſchlüſſe (plebiscita) auch für den Senat verbindend waren. Indeſſen ward der Kampf nach Außen hin glücklich geführt und die immer wieder gerüſteten Nachbarvölker mehrfach geſchlagen, ohne daß darum die inneren Reibungen aufgehört hätten. Kaum hatte das Volk ſeine Tribunen wieder, als dieſe auch ſchon wieder darauf hinarbeiteten, den Patriciern ein Vorrecht nach dem andern zu entreißen. So erlangte es der Tribun Canulejus (443 v. Chr.), daß das Verbot der Ehen zwiſchen Patriciern und Plebejern aufgehoben wurde und verlangte die Zulaſſung der Plebejer zum Conſulat. Dieſem letzteren wichen jedoch die Patricier durch die Errichtung der Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt aus, welche vom Volke gewählt und ſpäter immer, mit wenigen Unterbrechungen, beibehalten wurden. Zur Entſchädigung für ſo viele Verluſte ward nun die blos von Patriciern zu verwaltende Cenſorſtelle (443 v. Chr.) geſchaffen. Bei dieſen inneren Kämpfen fehlte es auch nicht an Streit mit den Nachbarn; die Fidenaten ermordeten die zu ihnen wegen ihres Übertritts zu den Vejentern geſchickten Geſandten und es brach ein Krieg zwiſchen ihnen, den Vejentern und Faliskern aus, in welchem die Römer mehrere Jahre hinter einander unter Dictatoren fochten, bis ſie den Frieden erzwangen. Kurz nachher brach der Kampf mit dieſen Völkern von Neuem aus; die Römer wurden anfangs geſchlagen, bis A. Poſthumius Lubertus (431) den Feind in einem blutigen Treffen ſchlug. Darauf verfloſſen 8 Jahre in Ruhe, nach welchen die Vejenter von Neuem anfingen Feindſeligkeiten auszuüben. Der Krieg ward mit abwechſelndem Glücke wiederum begonnen, während das Volk in R. das Recht erlangte, zwei der Quäſtoren aus den Plebejern wählen zu können. Einen neuen Anfall der Äquer ſchlug der Dictator Quintus Servilius zurück und einen ſpätern Angriff der Volsker der Dictator P. Cornelius Rutilius. Allein bald begann ein neuer Kampf mit den Vejentern, der dadurch merkwürdig ward, weil hier zum erſten Male der römiſche Soldat Sold empfing. Veji ward nun umſchloſſen und belagert, eine Belagerung, welche von 404 v. Chr. an dauerte und erſt nach 10 Jahren durch den Dictator Furius Camillus konnte beendet werden (396).

Camillus zog triumphirend ein und ward im folgenden Jahre zum Kriegstribunen erwählt, als welcher er Falerii mehr durch sein edles Betragen als durch Waffengewalt den Römern unterwarf. Nach seiner Verbannung kamen Gesandte aus Clusium, einer hetruriſchen Stadt, nach Rom und baten die Römer um Hülfe gegen die eingedrungenen sennoniſchen Gallier unter Brennus. Der Senat ſchickte drei Fabier an die Gallier ab, um dieſe Sache zu vermitteln, allein dieſe durch die ſtolzen Antworten des Brennus aufgebracht leiteten, ſtatt zu unterhandeln, ſelbſt einen Ausfall der Bürger von Clusium ein. Hierüber höchlich erzürnt wandte ſich Brennus nach Rom, ſchlug das ihm entgegengeſtellte Heer am Allia (390 v. Chr.) und rückte hierauf in das wehrloſe Rom ein. Auf dem Forum angekommen ſah er dort 80 Greiſe bereit, den Tod für das Vaterland, als Sühne für die unterirdiſchen Götter zu leiden. Anfangs hielten ſie die Gallier für Bildſäulen und nur, als einer derſelben einem Gallier, der ihm den Bart raufte, ſchlug und dafür getödtet ward, folgten die übrigen Soldaten dieſem Beiſpiele und ermordeten alle die Verſammelten. Dieß war das Zeichen zum allgemeinen Tumult, wobei Rom in Flammen aufging. Auch das Capitol ward ergriffen, aber von Manlius vertheidigt, und Camillus, zurückgekehrt, befreite Rom von den Galliern. Kaum aber war dieß beſeitigt, ſo drohte eine andere Gefahr; die unterworfenen Etrusker, Volsker und Äquer (388. 385 ff.) empörten ſich und in dieſer Gefahr ward Camillus zum dritten Male zum Dictator ernannt und ſchlug die Feinde. Doch war die Ruhe nur kurz und bald begann der Kampf mit abwechſelndem Glücke wieder, während im Innern ein nicht minder wichtiger Streit die Gemüther bewegte, nämlich die von den Tribunen C. Licinius Stolo und Sextius vorgeſchlagene Theilnahme der Plebejer am Conſulate. Der Widerſtand der Patricier war heftig und äußere Vorfälle hemmten lange die Erreichung dieſes großen Zieles, allein nach 10jährigem unermüdlichen Kampfe gelang es doch das Geſetz durchzuſetzen und im Jahre 366 v. Chr. ward L. Sextius zum erſten bürgerlichen Conſul gewählt. Nach dieſem Hauptſiege erreichten ſchnell die Plebejer auch die Theilnahme an allen anderen Staatswürden, an der Dictatur 356, an der Cenſur 351, an der Prätur 337 und an dem Pontificat 300 v. Chr. Nun erſt war die Verfaſſung des Staats in der Durchdringung aller Elemente deſſelben vollendet und gekräftigt und nun brauchte Rom auch nicht mehr lediglich an ſeine Erhaltung und die bloße Sicherung ſeiner Obmacht zu denken, ſondern es konnte ſeine Kräfte zur völligen Unterjochung Italiens anwenden. Nach noch manchen Kämpfen mit den Nachbarvölkern erhebt ſich als erſter bedeutender Krieg der mit den Samnitern (343—290), ein Kampf, welcher 292 nach der durch Curius Dentatus gewonnenen Schlacht nur mit der gänzlichen Unterwerfung dieſes Volkes endete, nachdem der Kampf lange mit vielfachem Glückswechſel war geführt worden. So kämpfte Papirius Curſor (324) glücklich, allein die Conſuln Sp. Poſthumius Albinus und T. Veturius Calvinus mußten die Schmach der furculae caudinae über ſich ergehen laſſen (321 v. Chr.). Indeſſen waren auch die Lateiner durch die Schlachten am Veſuv (340 v. Chr.) und bei Minturnä (338 v. Chr.) unterjocht worden und die Folge von dem Allen war, daß ſich Apulien (318 v. Chr.) wieder ergab, die Auſoner (314 v. Chr.), die Äquer (304) vernichtet und die Etrusker (310) geſchlagen wurden. Nach der Unterwerfung aller anderen Völkerſchaften Italiens fingen nun die Römer Krieg mit Tarent an, welches Pyrrhus II. von Epirus (ſ. d. Art.) zu Hülfe rief und die eben unterjochten Etrurier und Samniter zum Aufruhre anreizte. Pyrrhus ſiegte zwar bei Pandoſia (280) und Asculum (279), verlor aber nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien die Schlacht bei Beneventum (275), worauf er Italien verließ und Tarent (272) in die Hände der Römer fiel. Bald beſaßen dieſe nun ganz Italien, als ſich nämlich Rhegium (271 v. Chr.) und Brunduſium (266 v. Chr.) noch ergeben hatten. Eine gute Gelegenheit, ſich Siciliens zu bemeiſtern, gab die Bitte der

Mamertiner um Hülfe gegen Carthago und Syrakus. Durch dieses Ereigniß wurden sie in den ersten punischen Krieg (264—241 v. Chr.) (s. d. Art.) verwickelt, dessen Ereignisse so groß sind und so merkwürdig, wie der Seesieg des Duillius (260 v. Chr.), die Niederlage des Cl. Pulcher bei Drepanum (249), der Sieg des L. Metellus bei Panormus über Hasdrubal und des Lutatius Catulus (242 v. Chr.) bei den ägatischen Inseln über den Hanno. Kurz nachher eroberten die Römer Sardinien und Corsica (238, 237 v. Chr.) und führten die beiden glücklichen illyrischen Kriege (230—228, 222—219), welche ihnen den Weg nach Griechenland bahnten. Auch die cisalpinischen Gallier wurden besiegt und unterworfen und im zweiten punischen Kriege (s. d. Art.) maßen sich in einer Reihe von Jahren (218—201) die höchsten geistigen Kräfte Roms und Carthagos. Kein Krieg ist so reich an mannigfachen Wechselfällen und großen Feldherren. Hannibal schlug die Römer wiederholt am Ticinus, Trebia und trasimenischen See (217 v. Chr.), drang nach Unteritalien und gewann die Schlacht bei Cannae (216). Dagegen eroberten die Römer Syracus (214) und kurz nachher ganz Sicilien (210) und eben so wenig gelang es den Macedoniern, den Hannibal zu unterstützen. Auch das punische Hülfsheer, welches Hanno dem Hannibal zuführen sollte, ward am Metaurus (214) aufgerieben und so verlor Hannibal, obgleich er (212) Tarent erobert hatte, doch nach und nach Capua (211), dann Tarent (209) und konnte nur vertheidigungsweise zu Werke gehen, seit der Niederlage des Hasdrubal bei Sena (207). Auch in Spanien fochten die Römer mit Glück gegen die carthaginiensischen Feldherren und im Jahre 205 war ganz Spanien in ihrer Gewalt. Nun ward Scipio zum Consul gewählt und griff von Sicilien aus Carthago selbst an (204), schlug den Hasdrubal und Syphax (203) und bei Zama (202) den aus Italien abberufenen Hannibal, worauf der Friede (201) mit sehr harten Bedingungen für Carthago zu Stande kam. Nach diesem großen Siege ward Macedonien (260—197) besiegt, Antiochus von Syrien angegriffen und gezwungen, Asien bis zum Taurus abzutreten. Ein neuer Krieg mit Macedonien unterwarf dieses (168) und bald fielen ihnen auch Ägypten und Syrien zu. Aber noch stand Carthago und R. glaubte nicht eher ruhen zu können, als bis dasselbe vertilgt sei. Begierig ward daher der Kriegsvorwand mit der unglücklichen Stadt ergriffen, als sich deren Bürger weigerten, ihre eigene Stadt zu zerstören und weiter landeinwärts zu bauen. Da begann der letzte furchtbare Todeskampf Carthagos (149—146), welcher mit der Zerstörung desselben endete. Siebenzehn Tage hindurch wüthete die Flamme in der unglücklichen Stadt und verwandelte sie in Asche. In demselben Jahre ward auch Korinth zerstört und Griechenland eine römische Provinz. Allein nun begannen schon die Empörungen wider die drückende Römerherrschaft. Viriathus (s. d. Art.) focht lange mit Glück gegen R. (148—140 v. Chr.), bis er meuchlerisch ermordet wurde, und Numantia konnte erst nach langem Kampfe (146—133) und vielen Opfern erobert werden. Ebenso fielen die Häupter der empörten Sklaven (s. Sklavenkrieg), Eunus und Kleon, erst nach hartem Kampfe (134—131). Durch dieses unwandelbare Glück im Kriege flossen aber gewaltige Reichthümer in R. zusammen, doch mehr zum Vortheile einzelner Männer als des Ganzen. Die Folge davon war jener unglückselige Dualismus des ungeheuersten Reichthums und der furchtbarsten Armuth; dazwischen gab es keine Mittelstufe, welche eigentlich die Staaten dauerhaft und glücklich macht. Dieß erkannten einsichtsvolle Staatsmänner sehr wohl und suchten deßhalb, wie schon früher in anderen Verhältnissen, mit einigem, aber zu geringem Erfolge geschehen war, ein Gesetz über Ackervertheilung und andere Vorschläge in Ausführung zu bringen; allein umsonst, sie drangen nicht durch und fielen als Opfer ihres Strebens. So Tib. Semp. Gracchus (133), P. Cornel. Ämilianus (129) und Cajus Gracchus (123). Allein trotz dieser inneren gewaltigen Stürme erweiterten sich die Grenzen

des Reiches nach Außen hin immer mehr. Die Salier in Gallia transalpina wurden (124) beſiegt, die baleariſchen Inſeln unterwürfig gemacht (123), die Averner und Allobroger unterjocht (121) und ſo das ganze ſüdliche Gallien (Narbonensis) zur römiſchen Provinz gemacht (148). Einen tiefen Blick in die innere Verderbniß Roms gewährt der Krieg gegen den Jugurtha (112—106 v. Chr.), welchen Sulla und Marius ſiegreich beendeten. Zu derſelben Zeit aber faſt drohte von einer anderen Seite, von Norden, dem Reiche große Gefahr durch den furchtbaren Zug der Cimbern und Teutonen (ſ. d. Artt.), dem die römiſchen Heere bei Noreja (113), unter Silanus (109), unter den Conſuln Caſſius und Scaurus (107) und unter Manlius und Caepio (105 v. Chr.) nicht widerſtehen konnten. Endlich ſchlug Marius (102 v. Chr.) die Ambronen und Teutonen bei Aquä Sextiae, und vereint mit Q. Lut. Catulus bei Verona (101) die Cimbern. Zu gleicher Zeit brach in Sicilien ein Sklavenaufruhr (ſ. Sklavenkrig) aus, welcher erſt 99 v. Chr. ſiegreich beendet wurde. Aber dieſe äußeren und inneren abgewandten Gefahren beſſerten nichts; denn das Übel wurzelte viel tiefer, in den Verhältniſſen der Maſſe nämlich zu den reichen Ariſtokraten, und ſo mußte ſich wie in früheren Jahrhunderten derſelbe Kampf um die beſſere Exiſtenz erneuen, nur nicht mit demſelben Erfolge, mit denſelben Mitteln und zu denſelben Zwecken. Denn die Häupter derer, welche auf der ſogenannten Volkspartei ſtanden, hatten nicht mehr jenen redlichen Sinn der Vorfahren, denen es um die gemeinſame Sache wirklich zu thun war, ſondern ſahen nur auf ihre Perſon, ihren Ehrgeiz, ihren Vortheil und ihren individuellen Leidenſchaften. Marius, der es immer ſehr wohl verſtanden hatte, der Maſſe zu ſchmeicheln und daher der Mann des Volkes geworden war, glaubte daſſelbe, als es ihm gelang, ſein ſechstes Conſulat zu erkaufen, reif, um ſeine Pläne in Ausführung zu bringen, und verband ſich daher mit den Tribunen L. Apulejus Saturninus und dem Prätor C. Servilius Glaucia, um, wenn keine Alleinherrſchaft, doch eine Oligarchie zu erringen; allein ſein Plan mißlang und kaum gelang es ihm ſein Leben durch die Flucht zu retten. So war ſcheinbar wiederum die Ruhe hergeſtellt, allein der ſogenannte Bundesgenoſſenkrieg (ſ. Marſiſcher Krieg) zeigte, wie tief der Geiſt der Empörung ſchon um ſich gegriffen hatte (90—88 v. Chr.). Mit den Waffen in der Hand verlangten die italiſchen Bundesgenoſſen das römiſche Bürgerrecht und R. gab es ihnen, wenn es gleich den Schein des freien Willens dabei rettete, da es ſogar die durch Marius und Sulla (88) unterworfenen Samniter, ſo wie die durch Pompejus gedemüthigten Marſer empfingen. Dieſer Krieg war nun aber gleichſam die Loſung zu den nachfolgenden Bürgerkriegen, in welchen die ehrgeizigen Leidenſchaften talentvoller Parteihäupter der Volkspartei mit Vorſpiegelung für die Erleichterung ihres Zuſtandes zu ſorgen die Maſſe zu ihren Entwürfen gegen die Optimaten benutzten. So geſchah es in den Bürgerkriegen zwiſchen Marius (ſ. d. Art.) und Sulla (ſ. d. Art.), der ſeine Gelegenheitsurſache in der Ernennung des Letztern zum Feldherrn gegen den Mithridates (ſ. d. Art.) fand. Marius, der ſelbſt nach dieſer Stelle geizte, bewirkte, daß Sulla abgerufen und er an ſeiner Statt ernannt wurde; allein dieſer zog mit dem ihm ergebenen Heere gegen R. und erſtritt dem Senate ſeine althergebrachten Rechte. Kaum gelang es dem Marius, nach Afrika zu entfliehen. Als jedoch Sulla nach Aſien abgegangen war, kehrte Marius zurück und wurde unterſtützt von dem Conſul L. Cornelius Cinna. Dieſer wollte ſein Anſehn dadurch erhöhen, daß er den neuen römiſchen Bürgern gleiche Rechte mit den alten zu verſchaffen ſuchte (87 v. Chr.). Allein er ſcheiterte an der Ariſtokratenpartei und mußte nach Campanien fliehen. Von dort her kam er, im Verein mit Marius und Q. Sertorius, nach Rom an der Spitze eines Heeres zurück und ließ ſich und Marius (ſt. 86 v. Chr. 13. Jan.) zum Conſul wählen und den Sulla richten, welcher indeſſen trotz dem den Krieg gegen Mithridates mit Glück beendete, das gegen ihn

ausgesandte Heer unter Fimbria für sich gewann und nach Italien zurückkehrte. Hier schlug er die Gegner bei Canossa und Sacriportum (83) und vor R. die Samniter und zog in die blutbefleckte Stadt, welche er durch die furchtbaren Proscriptionen noch mehr schändete. Zum Dictator gewählt (81) stellte er die Macht der Optimaten wieder her, beschränkte die Volksgewalt, legte nach vollendetem Werke sein mühevolles Amt nieder (79) und starb im folgenden Jahre. Allein seine Maßregeln, die einseitigen einer Partei, hoben das Übel nicht, sie hemmten seine Wirkungen nur eine Zeit lang. Bald erhob der Consul M. Ämilius Lepidus die Fahne des Bürgerkampfes von Neuem, floh aber von Catulus und Pompejus geschlagen nach Sardinien. Allein Sertorius, der in Spanien kämpfte, unterhielt das Feuer des Kriegs und wäre wohl unbesiegt geblieben, wenn ihn Perperna (72) nicht ermordet hätte. Nicht minder erschütterte der Gladiatorenkrieg, den Spartacus (73—71) führte und welchen Crassus und Pompejus endeten, die innerste Kraft des Reiches. Der Letztere dieser Beiden trat immer mehr und mehr hervor, er vernichtete die Seeräuber (67) und besiegte den Mithridates (64). So gab es keine äußeren Feinde des Staates mehr; allein die inneren, viel gefährlicheren wuchsen, der Luxus, wie ihn Lucullus repräsentirte, die Habsucht, wie des Verres Verwaltung von Sicilien bezeugte, und jede Art sittlichen Verderbens, welche noch durch den beständigen Kampf der Parteien wuchs und befördert wurde. So ward der aristokratisch gesinnte Pompejus jetzt Demagog und beförderte die Macht des Volkes, indem er den Tribunen ihre alten Rechte zurückgab (70) und durchsetzte, daß die Senatoren, wie früher, die Verwaltung der Gerichte mit Rittern und Plebejern theilen mußten. So wollte er nach und nach eine Oligarchie gründen, zu der das geschmeichelte Volk selbst die Hand bieten sollte. Doch auch an entgegengesetzten Bestrebungen fehlte es nicht und die Verschwörung des Catilina, ein Versuch der Proletarier, die Herrschaft zu erringen, welche nur durch Cicero's wachsame Raschheit und des Proconsul Antonius Sieg über Catilina (62) zu Grunde ging, beweisen dieß deutlich. Doch auch hier hatten Männer des höchsten Ansehns die Hand heimlich im Spiele und Cäsar blieb nicht frei vom Verdachte. Auf eine oder die andere Weise aber mußte sich eine Alleinherrschaft, weil sie allein R. aus den Verwirrungen der Parteien und von der Selbstzerstörung retten konnte, also nothwendig war, Bahn machen und diese bereitete das Triumvirat des Cäsar, Crassus und Pompejus vor, dreier Männer, die innerlich einander feindlich gesinnt, lediglich auf sich bedacht, dennoch von einem Zwecke beseelt einander die Hand boten. Cäsar, anfangs von den beiden Anderen begünstigt, suchte sich die Volksgunst vorzüglich zu erwerben und vertheilte unter die armen Bürger Land und ließ sich dann als Proconsulat die beiden Gallien nebst Illyrien mit 4 Legionen auf 5 Jahre geben. Er dagegen vermittelte zur Sicherung des Triumvirats die Verbannung des Cicero (58—57) und die Entfernung Cato's (57) nach Cypern. Die unter den Triumvirn entstandenen Mißhelligkeiten beseitigte der Vergleich zu Lucca, wo Cäsar Gallien auf neue 5 Jahre, Pompejus und Crassus das Consulat und nach dessen Ablauf der Erstere Spanien und Afrika, der Letztere Syrien als Provinz erhielt. Allein der Fall des Crassus im Kriege gegen die Parther (53) vernichtete den Schein der Übereinstimmung unter den Herrschern und Cäsar und Pompejus traten einander offen gegenüber, Ersterer als Haupt der Volkspartei, der, der größte Feldherr seiner Zeit, es verstanden hatte, sich in Gallien ein ihm ergebenes Heer zu bilden, Letzterer als mehr tapferer denn kluger Vertheidiger der Optimaten. Als nun der Senat beschloß, Cäsar solle seine gallische Armee entlassen, ging dieser im Bewußtsein seines politischen wie militairischen Übergewichts über den Rubicon und wandte sich nach R. Pompejus und der Senat flohen nach Capua und von dort nach Epirus, so daß Cäsar in der kurzen Zeit von 60 Tagen Herr Italiens war. Hierauf besiegte er die pompejanische Partei in Spanien, wandte sich dann

ander und Julius, auch Cäsar, ging von Perugia nach Rhodos und starb daselbst (361). Sein Sohn Quintus war ein tüchtiger Redner, aber unbedeutender Feldherr und Regent (bis 360 oder 359 v. Chr.). Dessen Sohn Marcus Junius Brutus (geb. 85 v. Chr.) war ein Neffe des jüngern Cato, mit dem er auch verwandt war durch Porcia, die Tochter des ältern Cato und Gemahlin des jüngern Brutus, seines Oheims. Brutus war Anhänger des Pompejus und kämpfte in dessen Heere gegen Cäsar. Dieser verzieh ihm, ernannte ihn (46) zum Statthalter von Gallia cisalpina und (45) zum Prätor. Brutus war aber mit Cassius (s. d.) der Urheber der Verschwörung gegen Cäsar und tödtete denselben (44) auf Rache für Pompejus. Nach der Ermordung des Dictators flüchtete Brutus nach Griechenland, wo er Macedonien zu seinem Gebiete erhielt. Hier kam es zum Kampfe zwischen ihm und Octavian (s. d.) und Antonius (s. d.), in welchem Brutus nach verlorener Schlacht bei Philippi (42) sich selbst tödtete. Mit ihm fand eine ehrenvolle Republikanerin ihren Tod, Porcia, die sich, nachdem sie die Nachricht vom Tode ihres Gemahls erhalten hatte, selbst verbrannte, indem sie glühende Kohlen verschluckte.

Mon, Franz, Maler, geb. 1821 zu Nürnberg, wo sein Vater Lithograph war, widmete sich der Malerei, besuchte die Akademie zu München und bildete sich dann in Paris weiter aus. Er malte Genrebilder, Porträte und Landschaften, die sich durch Feinheit der Auffassung und Ausführung auszeichnen. Er starb 1862 in Paris.

Mon, Jakob Xaver, Maler, geb. 1806

ten Sitten durch zweckmäßige Gesetze zu bessern, begünstigte Kunst und Wissenschaft (denn unter seiner Regierung lebten und schrieben unter Anderen Horaz, Virgil, Livius), ordnete die Finanzen und das Abgabensystem und führte glückliche Kriege. So bezwang er die Pannonier (35) noch als Octavianus, Mösien (29) als Augustus, die Cantabrer und Asturier (25—19 vor Chr.) und machte die Äthiopier zinsbar. Mißlang nun auch ein Feldzug gegen das glückliche Arabien (24), so unterwarfen doch Drusus und Tiberius Noricum, Rhätia und Vindelicia und machten sie zu Provinzen (5). Nicht so glücklich jedoch waren die Kämpfe gegen die Germanen. Denn mit sehr abwechselndem Glücke führten sie Drusus (12 v. Chr.), Tiberius (9—7), Domitius Ahenobarbus (7—2), M. Vinicius (2 v. Chr.—2 n. Chr.), Tiberius wieder (2—4) und Quinctilius Varus erlitt sogar im teutoburger Walde eine solche Niederlage (9), daß sie niemals ganz durch die Bemühungen des Tiberius und Drusus Germanicus (14—16) wieder gut gemacht werden konnte. Augustus starb zu Nola (14 n. Chr. 29. Aug.) ruhig. Mit ihm ging der edlere Theil der römischen Herrscher zu Grabe und seine in Wollust und allen Leidenschaften untergegangenen Nachfolger konnten das Reich nicht heben, kaum halten, und führten es raschen Schrittes seiner Auflösung zu, wenn diese auch durch die physische Kraft des Reiches erst nach Jahrhunderten gänzlich erfolgte. Die Regierung des Tiberius war ein Gewebe von Despotismus, Heuchelei, Wollust und Mord, worin er durch seinen Günstling, Sejanus, trefflich unterstützt ward, der ihn bewog, Capra zur Sicherung seines Lebens und seiner Pläne (26) zum Aufenthaltsorte zu wählen. Von hier aus wüthete er furchtbar unter den Gliedern seiner Familie und den Edlen des Volkes. Germanicus, der Besieger Kappadociens, fiel (19) ein Opfer der herrschsüchtigen Absichten Sejan's. Allein auch dieser ward hingerichtet, als er sich dem Cäsar verdächtig gemacht hatte. Nach Vernichtung des ganzen Hauses des Germanicus und mannigfachen anderen blutigen Opfern, die seinem verdachtvollen Geiste fielen, ward er selbst, wie es heißt, im 78. Jahre seines Alters (37) gewaltsam getödtet und die Prätorianer riefen den Cajus Caligula, den einzig übriggebliebenen Sprossen des Germanicus, zum Imperator aus. Aber furchtbar wurden die schönen Hoffnungen, welche Volk und Senat in ihn gesetzt hatten, durch seine Regierung getäuscht, die ein merkwürdiges Gemisch von Grausamkeit, Aberwitz, Wollust und Verschwendung war. Nach wenigen Jahren seiner Herrschaft ward er von den Tribunen, Cassius Chärea und Cornelius Sabinus, ermordet. Der Senat verwünschte durch ein Decret die Cäsare und wollte die Freiheit wieder hergestellt wissen, allein die Prätorianer, eigentliche Herren des Reichs, gaben es an den Oheim Caligula's, den Tiberius Claudius (11—51). Er begann seine Regierung löblich, aber schwach und gutmüthig von Natur ließ er sich von seinen Weibern, der allberüchtigten Messalina, die (48) umgebracht wurde, und der Agrippina, welche ihn bewog ihren Sohn aus erster Ehe, Domitius Nero, zu adoptiren und den besseren Britannicus zurückzusetzen, so wie durch die verderbten Freigelassenen, Paltus Narcissus und Posides, gänzlich leiten. Indessen gewannen die äußeren Grenzen des Reichs unter seiner Regierung durch die Eroberung Britanniens (43) und dadurch, daß Mauritianien (42), Lycien (43), Judäa (44), Thracien (47) zu römischen Provinzen gemacht wurden, bedeutend. Auch für die Bestrebungen der Gelehrsamkeit war er nicht gleichgültig, so daß er unter seinen Vorgängern und unmittelbaren Nachfolgern noch immer als einer der besseren erscheint. Agrippina aber, um ihrem Sohne die Herrschaft zu verschaffen, ließ ihn ermorden und Nero Claudius Cäsar trat unter großem Lobe und mit vieler Hoffnung die Weltherrschaft an. Allein als er seine Buhlerin, Poppäa Sabina, kennen lernte, begann er eine so furchtbare Verwandlung in seinen Thaten, daß er an Grausamkeit alle Vorgänger und alle Nachfolger übertraf. Er tödtete seine Mutter, seine Gemah-

lin Octavia (29), die Poppäa, den Burrhus, den Seneca, den Thraſea, den Lucanus und wüthete mit unerhörter Grauſamkeit unter Edlen und Volk. Der Brand Roms, den er ſelbſt veranlaßt hatte, gab ihm Vorwand, unter den erſchrecklichſten Martern eine große Anzahl von Chriſten und Juden hinrichten zu laſſen, und um ſeine Wolluſt, ſeine Verſchwendung zu befriedigen, plünderte er die Tempel Italiens und Griechenlands. Natürlich fehlte es an Empörungen gegen ſolch ein Ungeheuer nicht, allein zwei derſelben, die des Calpurnius Piſo (65) und die des Julius Vindex (68), wurden vereitelt. Aber Nymphidius und durch dieſen die Prätorianer erhoben ſich gegen ihn in Rom und riefen den Galba zum Kaiſer aus, während in Luſitanien Otho von den Legionen zum Imperator erwählt ward. Feigherzig erſchrack Nero bei der Annäherung der Feinde und gab ſich ſelbſt (68) den Tod. In ihm ſtarb der letzte Sprößling des auguſtiſchen Hauſes. Nun ward der Thron gänzlich der Spielball verkäuflicher Soldaten. Galba (68—69) zu alt und zu ſchwach fiel durch die Prätorianer auf Antrieb Otho's und dieſer, obſchon anerkannt durch den Senat, tödtete ſich ſelbſt, nachdem er von dem Vitellius, welchen die deutſchen Legionen ausgerufen hatten, geſchlagen worden war. Aber auch des Vitellius Glück und Herrſchaft dauerte nicht lange; denn nach acht Monaten ſchwelgeriſcher und grauſamer Regierung ward er geſtürzt und getödtet und überließ ſeinem Gegner Flavius Veſpaſianus den blutigen Thron. Die 9jährige Regierung dieſes Mannes (69—79) half in etwas dem zerrütteten Reiche auf. Er ſtellte die Kriegszucht der Heere wieder her; Sparſamkeit und Milde in ſeiner Regierung bezeichnen ihn als einſichtsvollen Herrſcher. Auch verſchönerte er Rom und ſorgte für die Bildung des Volkes. Nach Außen hin waren die römiſchen Waffen unter ihm glücklich, denn Civilis, der Bataver Feldherr (69—70), ward zum Vergleiche gezwungen, Jeruſalem durch ſeinen Sohn Titus erobert und zerſtört (70) und der Anfang zur Unterwerfung Britanniens wie Schottlands gemacht (78). Ihm folgte ſein Sohn Titus (79—81), deſſen zweijährige Regierung ihn allgemein beliebt und bewundert machte, wenn gleich mancherlei Unfälle ſie bezeichneten. So ward Pompeji verſchüttet mit Stabiä und Herculanum (79); in Rom brannte das Capitol und ein großer Theil der Stadt ab (80) und wüthete die Peſt. Aber ſein Nachfolger, Domitianus, brachte alles Unheil tiberiſcher und neroniſcher Herrſchaft über den Staat zurück. Seine Regierung (81—96) zeichnet ſich durch Grauſamkeiten aller Art und durch Unglücksfälle der Kriegsheere aus. Denn überall wurden ſie geſchlagen von den Daciern, Geten, Jazygen und Marcomannen (86—90), ſo daß Domitian von ihnen den Frieden durch Tribut erkaufen mußte. Er ward auf Betrieb der eigenen Gattin ermordet und ihm folgte M. Coccejus Nerva, der von 96—98 regierte, die von Domitian wieder eingeführten judicia majestatis aufhob, die Abgaben herabſetzte, Land an die Armen vertheilte, Erziehungsanſtalten gründete und dem Staate das beſte Geſchenk in der Wahl und Adoption ſeines Nachfolgers M. Ulpius Trajanus machte, der ihm nach ſeinem Tode folgte (98—117). Dieſer Herrſcher führte den geſunkenen Staat zu einer großen Höhe zurück, indem er die Freiheit Roms ſo viel irgend möglich wieder herſtellte. Er gab dem Senate Stimmfreiheit zurück und hob das Anſehn der Beamten. Dem Volke war er zugänglich, lebte ſparſam, herrſchte gerecht, verminderte die Abgaben, beförderte Kunſt und Wiſſenſchaft und nützliche Unternehmungen und war ſehr glücklich in ſeinen Kriegen. Er bezwang in zwei Kriegen Dacien und machte es zur römiſchen Provinz (100—101, 104—106), bekämpfte die Parther, fügte Armenien zum römiſchen Reiche und eben ſo das ſteinigte Arabien (106). Als er ſtarb, folgte ihm Publius Älius Hadrianus, ſein Adoptivſohn (117—138), deſſen beſondere Sorgfalt ſo ſehr dem Inneren ſeines großen Reiches geweiht war, daß er alle Eroberungen jenſeit des Euphrat zurückgab und ſich ſtets auf Reiſen befand (120—131). Dagegen be-

hauptete er Dacien und Judäa (133—135), welches sich empört hatte. Auch sorgte er für gute Gesetze durch das edictum perpetuum (131) und beförderte Kunst und Wissenschaft. Sein Nachfolger war Titus Älius Hadrianus Antoninus Pius (138—161), unter dessen milder Regierung im Reiche ein fast ungestörter Friede 23 Jahre hindurch herrschte. Als er starb, hinterließ er dem Staate in seinem Adoptivsohne Marcus Aurelius Antoninus (161—180) einen trefflichen Nachfolger, der seinen Bruder Lucius Verus sogleich zum Mitregenten annahm, der aber, bis auf den parthischen Krieg mehr seinen Lüsten als dem Reiche lebte und 169 schon starb. Antoninus dagegen sorgte mit Eifer für das Wohl seiner Unterthanen und führte trotz mannigfacher Bedrängnisse eine glückliche Regierung. Pest und Hungersnoth verwüsteten die Länder, während die Parther (162—166) die Marcomannen, Bastarner, Alanen (166—174 und 178) vom Norden her das Reich bestürmten. Auch empörte sich in Asien Avidius Cassius, verlor aber dabei das Leben (175). Nach diesen glücklich überwundenen Mühsalen starb er zu Sirmium und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne L. Commodus Antoninus, der seinem Vater unähnlich die Scenen der Grausamkeit und des Mordes erneute. Unter ihm sank das Reich so, daß die nordischen Grenzen der Willkühr der einbrechenden Deutschen preisgegeben wurden, während er als Gladiator auf der Arena focht. Er ward umgebracht und Pertinax (193) auf den Thron erhoben, den die Prätorianer, aufgebracht über seine militairische Strenge, noch im ersten Jahre seiner Regierung ermordeten und den Thron an den Didius Julianus versteigerten, der aber bald fiel. Unterdessen ward in Britannien Clodius Albinus, in Syrien Pescennius Niger und in Illyrien Septimius Severus (193—211), der die beiden anderen besiegte, zum Kaiser erwählt. Er eroberte Caledonien und unter seiner Regierung, wenn sie gleich im Ganzen hart und strenge war, lebten die Rechtsgelehrten Ulpianus und Papinianus. Ihm folgte sein Sohn M. Aurelius Antoninus Caracalla (211—217) und dessen Bruder Sept. Geta, welchen Caracalla ermordete (212). Dessen Regierung ist eine Reihe wahnsinniger Thaten und ruchloser Morde, bis ihn selbst durch Opilius Macrinus dasselbe Schicksal bereitet ward, dem er so viele Menschen geweiht hatte. Ihm folgte Macrinus selbst (217—218), der aber bald umkam, worauf Marcus Aurelianus Antoninus Heliogabalus (218—222) ihm folgte, der in viehischen Lüsten und schamlosem Leben schwelgte, bis auch er, der seinen Mitregenten, Alexander Severus, umbringen wollte, ermordet ward und diesem den Thron lassen mußte, welcher (222—235), von guten Rathgebern geleitet, gut regierte, so weit dieß die Stürme, welche das Reich von Außen dulden mußte, zuließen; denn die Parther (226) und die Deutschen (231—234) bedrängten dasselbe hart. Severus selbst ward am Rhein von den empörten Legionen getödtet. Ihm folgte C. Julius Verus Maximinus (235—238), der zwar den Kampf gegen die Deutschen mit Glück fortführte, aber sich durch Habsucht und Grausamkeit so sehr die Gemüther entfremdete, daß Gordianus gegen ihn erwählt wurde (237). Allein dieser sowohl als sein Sohn fielen im Kampfe gegen den Feldherrn Maximin's, worauf der Senat den Clodius Pupienus Maximus und den Dec. Cölius Balbinus zu Imperatoren ernannte, denen nach dem Volkswillen Gordianus III. beigesellt wurde. Maximin ward indessen während der Belagerung Aquilejas erschlagen, Gordian's Mitregenten von den Prätorianern getödtet und Gordianus blieb allein Kaiser (238—244). Er ward aber vom Präfectus Prätorio M. Julius Philippus ermordet, welcher den Thron bestieg (244—249) und der inmitten der Bedrängnisse des Reichs durch die Völker des Nordens das tausendjährige Bestehen des Römerreichs feierte. In der unglücklichen Schlacht bei Verona verlor er Thron und Leben gegen Cn. Messius Quintus Trajanus Decius, welcher ihm folgte (249—251) und dessen Regierung eine der besseren gewesen sein würde, hätte er seine Absichten durchsetzen können und

wäre seine Name nicht durch die Christenverfolgungen befleckt. Unter ihm drangen (250) die Gothen ein, er zog ihnen entgegen und fiel in einer unglücklichen Schlacht gegen sie. Ihm folgte, vom Heere ernannt, C. Vibius Trebonianus Gallus. Als die Gothen in das Reich einfielen, schlug sie sein Feldherr Ämilius Ämilianus in Pannonien und dessen Legionen riefen ihn zum Kaiser aus, worauf der von ihm besiegte Gallus von seinen Soldaten ermordet ward. Diesen zu rächen erhob sich P. Licinius Valerianus, worauf Ämilianus von seinen eigenen Legionen ermordet ward. Allein Valerian's Bestreben, das Reich in besseren Zustand zu bringen, ward vernichtet durch die Stürme der nordischen Völker und seine Niederlage gegen die Perser (260), deren Gefangener er ward. Während seines Sohnes Gallienus Regierung erhoben sich die sogenannten 30 Tyrannen, deren mächtigster Odenatus, der Gemahl der Zenobia, war und es schien als wolle das Reich in sich zerfallen. Von Aurelius bedrängt und in Mailand belagert nahm ihn Gallienus zum Mitregenten an, ward aber von ihm ermordet. M. Aurelius Claudius (268—270) schlug die Alemannen und Gothen, starb aber bei Sirmium an der Pest. Ihm folgte L. Domitius Aurelianus (270—275), welcher nach einem langem Zeitraume der Schmach als ein edler und guter Regent erscheint. Er drängte die Gothen, Alemannen und andere germanische Volksstämme zurück, besiegte die Zenobia (273), unterwarf Spanien, Gallien und Britannien wieder (274). Auch in den inneren Einrichtungen machte er Verbesserungen, ward aber auf einem Kriegszuge gegen Persien zu Byzanz ermordet. Ihm folgte der wackere in aller Art tüchtige Probus (276—282), welcher die Deutschen über den Rhein zurückwarf (277), die Sarmaten, besiegte (278) den Bastarnern, Gepiden und anderen rohen Völkerschaften in Thracien Wohnsitze gab und Ackerbau und Landescultur beförderte. Die Soldaten seiner harten Mannszucht müde tödteten ihn und eine neue Verwirrung folgte; denn in Illyrien ward Marcus Aurelius Carus zum Kaiser ausgerufen, der aber (283) gegen die Perser fiel, dessen jüngerer Sohn Numerianus umgebracht ward und dessen ältester Sohn Carinus gegen den in Syrien zum Kaiser erhobenen Diocletianus fiel. Die Regierung des Diocletianus (284—305) macht in doppelter Hinsicht Epoche. Einmal hört die Macht der Prätorianer auf und zweitens beginnt das System der Theilungen des Reichs mit ihm. So nahm er, um die Rettung des Reichs aus seinem verwirrten Zustande zu ermöglichen, den Valerius Maximinianus Herculius (286) zum Mitregenten für die Westprovinzen an. Seitdem hörte Rom auf Haupstadt des gesammten Reiches zu sein. Bald erkannten Diocletian und sein Mitregent die Unmöglichkeit, allein den steten Empörungen ehrgeiziger Feldherren zu widerstehen, weßhalb sich jeder wiederum einen Mitregenten erkohr und zwar Diocletian den C. Galerius Valerius Maximus Armentarius, welcher die Donau, Thracien und Illyrien erhielt, und Maximinianus den Flavius Constantius Chlorus, dem er Spanien, Gallien, Mauritanien und Britannien übergab und selbst die Regierung in Italien, Africa und die Inseln übernahm. So herrschten vier mit fast gleicher Gewalt; denn nur die Oberhoheit rücksichtlich der inneren Einrichtungen hatte Diocletian sich vorbehalten. Nur in dieser Weise konnte die Römerherrschaft noch eine Zeit lang erhalten werden und nach der glücklichen Besiegung des Julianus (293) in Afrika, des Achilleus (296) in Mauritanien, der Karper (294) und Perser (297), so wie der Franken in Gallien und des Alectus in Britannien (296) und endlich der Alemannen (301) zogen, für Rom zum letzten Male, die vier Imperatoren (303) im feierlichen Zuge triumphirend aufs Capitol. Bald darauf legte Diocletian und Maximinian die Regierung nieder und Galerius und Constantius theilten das Reich, worauf Galerius eigenmächtig den Flavius Severus (301—307) und den Galerius Maximinus zu Cäsarn erhob. Gegen den Severus aber erhob sich Maxentius, der seinen Vater, den vormaligen Augustus

Maximinianus zum Mitregenten annahm; in Britannien ward nach dem Tode seines Vaters Constantinus (306) zum Augustus ausgerufen. Als sich nun Severus dem Maximinianus ergeben mußte und hingerichtet ward, ernannte Galerius den C. Valerius Licinius zum Augustus, und Maximinianus, von seinem Sohne vertrieben, ging zu seinem Schwiegersohne Constantinus nach Trier (306), von dem er, der Verrätherei bezüchtigt, hingerichtet wurde (316). Galerius starb 311 und Maxentius wurde, nach zwei verlorenen Schlachten, in der dritten eben so unglücklichen vor R. getödtet (312). Nachdem nun auch Maximinus durch den Licinius besiegt und vertrieben worden war, theilten sich dieser und Constantinus in die Herrschaft und Constantin nahm seine Söhne, Crispus und Constantin, und Licinius seinen Sohn, Licinian, als Caesarn an. Nachdem aber Constantin die Gothen besiegt hatte, zerfiel er mit Licinius, schlug ihn bei Hadrianopel (323) und Chalcedon (324) und ließ ihn später erwürgen. So ward Constantin Alleinherrscher, als welcher er Byzanz prachtvoll aufbaute und (300) zum Sitze des Reiches weihte. Er vernichtete den Militairdespotismus, erhob aber die hierarchische und Höflingsgewalt. Denn schon seit 311 Christ beschützte er die Geistlichkeit vorzüglich und erhob das Christenthum zu Arles (314) und zu Nicäa (325) zur Staatsreligion, weil er es als vortheilhaft ansah. Er befleckte aber seinen Charakter durch Grausamkeit und seine inneren Einrichtungen gaben seinem Hofe eine vollkommene orientalische Richtung; die umgeschaffenen Staatsämter mehrten auch die Last der Abgaben und die Geistlichkeit begünstigte er auf Kosten aller Anderen. Er focht nicht glücklich gegen die Gothen (332) und starb (337) von dem arianischen Bischofe Eusebius getauft. Ihm folgten seine 3 Söhne, Constantin II., Constans und Constantius, welche mit ihren Vettern, Dalmatius und Hannibalianus, das Reich unter sich theilten. Die letzteren wurden bald nachher von den Soldaten erschlagen, welches eine neue Theilung veranlaßte, die der Grund zu Streitigkeiten zwischen Constantin und Constans ward. In dem dadurch veranlaßten Kriege kam Constantin um (340) und Constans ward auf einem Zuge gegen den empörten Magnentius (350) ermordet. So blieb nur Constantius übrig, welcher aber durch äußere und innere Unfälle mannigfach bedrängt wurde. Von den Persern geschlagen (348) mußte er dem illyrischen Feldherrn Vetranio den Thron mit einem Jahrgelde (350) abkaufen, gegen den Magnentius fechten, und starb eben, als er sich zum Kampfe gegen Fl. Julianus, der zu Paris zum Kaiser erwählt worden war, rüstete (361). Ihm folgte Flavius Julianus, von seiner Rückkehr zum Heidenthume Apostata genannt, welcher die Christen verfolgen ließ, sonst aber im Staate sehr zweckmäßige Anordnungen traf. Allein er lebte zu kurze Zeit, um dauernd und kraftvoll auf seine Zeit wirken zu können, denn er fiel bald nach seiner Thronbesteigung (363) im Kampfe gegen die Perser. Flavius Jovianus, welchen hierauf das Heer zum Kaiser ausrief, konnte nur mit großen Länderverlusten von den Persern Frieden erhalten und starb nach kurzer Regierung (363—364) zu Dadanastus in Galatien, worauf Flavius Valentinianus (364—375) durch das Heer auf den Thron erhoben wurde, welcher sich seinen Bruder Valens zum Mitherrscher erkohr. Er focht glücklich gegen die Alemannen und Franken, gegen die Burgunder, Quaden und Sarmaten, gegen die Seeräuber in Gallien und gegen die Picten und Scoten. Valens kämpfte mit dem empörten Procopius, den Persern und Westgothen, wo er in der furchtbaren und unglücklichen Schlacht bei Hadrianopel fiel (378). Mit diesem Kampfe der Westgothen beginnt die so folgenreiche Völkerwanderung. Nach dem Tode des Valentinianus folgte ihm sein Sohn Gratianus (375—383), welcher die Herrschaft mit seinem Bruder Valentinianus theilte, aber, selbst bedrängt von den Alemannen, den östlichen Provinzen des Reichs nicht zu Hülfe kommen konnte und daher für diese den Theodosius zum Augustus ernannte. Aber als Freund der

Geiſtlichkeit den Soldaten verhaßt ward er bei einem Aufſtande zu Lyon getödtet und Clemens Maximus zum Auguſtus ausgerufen, welchen Theodoſius auch anerkannte, in ſofern er den jüngeren Valentinian in Italien nicht beunruhigte. Allein Maximus griff dieſen an, welcher Hülfe beim Theodoſius ſuchte, der auch den Maximus ſchlug und den ausgelieferten hinrichten ließ (388). Da jedoch Valentinian bald nachher durch Arbogaſt ermordet ward (392) und Theodoſius den von dieſem zum Auguſtus ausgerufenen Eugenius bei Aquileja (394) beſiegte, ſo ſtand Theodoſius als Alleinherr da. Als ſolcher benahm er ſich, ſein Betragen gegen die Arianer abgerechnet, klug, verſtand es, die Kräfte der Barbaren ſelbſt gegen die immer neu andringenden nordiſchen Völkerſchaften zu benutzen und ſtarb zu Mailand (395), nachdem er das Reich zwiſchen ſeine Söhne, Arcadius und Honorius, getheilt hatte, welche Beide als unmündig noch unter Vormundſchaft ſtanden, jener unter der des Rufinus, eines Galliers, dieſer unter der des Vandalen Stilicho. Nun brach der Untergang Roms mit Macht herein. Zwar gelang es dem Stilicho, den Empörer Gildo zu unterwerfen (398), den Alarich nach den Schlachten bei Pollentia und Verona (403) durch Vergleich vom weiterem Vordringen abzuhalten (404), den Zug des Radagais zu vereiteln, aber er konnte die Alanen, Vandalen und Sueven nicht hindern Gallien zu verwüſten (407) und über die Pyrenäen nach Spanien zu bringen. Stilicho ward durch den Olympius geſtürzt und vom Heraclianus ermordet (408) und als nun Alarich wiederum Italien überzog, zwang er, durch die von Olympius heftig verfolgten Freunde des Stilicho begünſtigt, Rom zu einer Abgabe von 5000 Pfund Gold und 30000 Pfund Silber. Trotz dieſes Opfers erſchien er gleich nachher wieder, drang (409) in die Stadt, ſetzte den Attalus zum Kaiſer ein, den er aber bei ſeiner wiederholten Einnahme Roms (410) wieder abſetzte. Nach Alarich's Tode führte Athaulf, ſein Schwager, der ſich mit Honorius verſtändigt und deſſen Schweſter Galla Placidia geheirathet hatte (414), die Weſtgothen nach Spanien, gründete dort das weſtgothiſche Reich und ſtarb 415 zu Barcellona. Galla Placidia ward hierauf genöthigt, die Gemahlin des Conſtantius zu werden, den Honorius als Auguſtus für Gallien und Britannien hatte anerkennen müſſen, nachdem er den Empörer Conſtantinus (411) beſiegt hatte. Allein auch Conſtantius ſtarb bald und das Reich ſtürzte immer mehr und mehr in Trümmern. Denn nach dem Ableben des Honorius (423) und der Hinrichtung des Johannes (425), der ſich des Kaiſerthrons angemaßt und durch den oſtrömiſchen Theodoſius II. beſiegt wurde, herrſchte Valentinianus III. (425—455) unter Vormundſchaft der Placidia. In dieſen Zeiten gründete Geiſerich das große Vandalenreich in Afrika (439); Britannien ward aufgegeben, Dalmatien und Noricum wurden abgetreten, um die Prinzeſſin Eudoxia zur Gemahlin zu erhalten; das burgundiſche Reich bildete ſich in Gallien (435) neben der faſt unabhängigen Statthalterſchaft des Ägidius. Zu gleicher Zeit wälzten ſich die furchtbaren Schaaren des Attila, die dur cheinen Tribut vom oſtrömiſchen Reiche zurückgehalten worden (481), dem alten Sitze der Weltherrſchaft zu, nachdem ſie vergebens Gallien beſtürmt hatten und in den catalauniſchen Feldern von Aëtius in blutiger Feldſchlacht geſchlagen worden waren (451). Nichts hielt den ſchrecklichen Gegner auf, der bis vor die Thore Roms drang (452), dort aber ſich zum Rückzuge bewegen ließ und bald darauf ſtarb. Mit ſeinem Tode zerfiel das Reich der Hunnen. Valentinianus, gehaßt, wurde durch den Petronius Maximus (455) ermordet, der ſich ſelbſt zum Auguſtus erhob, aber fiel, als die Vandalen unter Geiſerich (455) R. einnahmen und plünderten. Ihm folgte Flavius Maecilius Avitus, der aber bald durch Ricimer ermordet ward, der nur den Thron an Majorianus (457) vergab, aber auch dieſen, der glücklich gegen die Vandalen und Alanen gefochten hatte, umbringen ließ (461) und ihn durch Libius Severus erſetzte, der jedoch bald (465) vergiftet ſtarb. Nach dem Tode des Severus

Digitized by Google

herrſchte Ricimer mehrere Jahre, bis ihn Kaiſer Leo I. von Byzanz zwang, den Anthemius als Auguſtus anzuerkennen. Bald aber brachen Uneinigkeiten zwiſchen Beiden aus, Ricimer eroberte R. (472) und Anthemius kam um. Allein bald raffte auch eine Seuche den Ricimer hinweg ſammt dem von ihm zum Kaiſer ernannten Anicius Olybrius, worauf Gundobald, ein Neffe des Ricimer, den Glycerius zum Kaiſer machte, der aber zu Conſtantinopel verworfen und ſtatt deſſen Julius Nepos, der ſich auch behauptete, zum Auguſtus gemacht wurde. Aber auch dieſer ward von Oreſtes, dem Feldherrn in Gallien, vom Throne geſtoßen und an deſſen Statt der Sohn des Oreſtes Romulus Momyllus Auguſtulus auf den Kaiſerſitz gehoben. Dieſen ſtürzte und mit ihm das ſchon durchaus vernichtete und in ſich zu Grunde gegangene weſtliche Römerreich, Odoacher, Heerführer der Rugier, welcher den Oreſtes hinrichten, den Auguſtulus abſetzen ließ und nach der Eroberung des ganzen Italiens 14 Jahre lang in eignem Namen herrſchte, bis Theodorich das oſtgothiſche Reich gründete. Dieß iſt der kurze Abriß einer großartigen, in ſich wunderbaren, die Geſchicke der ganzen Welt in ſich ſchließenden Geſchichte, die nie genugſam ſtudirt, nie verſchiedenartig genug beleuchtet werden kann und welche gleichſam in ein Beiſpiel zuſammengedrängt allen Völkern als Spiegel dienen mag, wohin die von allem Geiſtigen, als von jeder tiefern Idee gänzlich entblößte materielle Macht und Größe führt und wäre ſie auch noch ungeheurer als die Weltherrſchaft Roms. Hauptwerke über die römiſche Geſchichte ſind: Rollin's „Histoire romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à la bataille d'Actium" (Paris 1807); Crevier's „Histoire des Empereurs romains depuis Auguste jusqu'au Constantin" (Paris 1819. 6 Voll.); Ferguſon's „The history of the progress and termination of the Roman Republic" (London 1783. 3 Voll.); Niebuhr's „Römiſche Geſchichte" (Berlin 1828 — 1831. 3 Bde.); Gibbon's „History of the decline and fall of the Roman empire" u. a. m. 82.

Roman. Die Theorie des Romans liegt noch ſehr im Argen, was ſowohl in der Weite ſeiner Form, in welche ſich faſt alle andere Formen einſchließen laſſen, als auch in der früher faſt allgemein gewordenen Anſicht, der R. gehöre nicht zur Poeſie, ſeinen Grund haben mag. Die gewöhnliche Definition, daß der R. die poetiſche Geſtaltung eines individuellen, einheitlich-beſtimmten Lebens in der Form geſchichtlicher Erſcheinung ſei, im Gegenſatze zum Epos (ſ. d. Art.), der Entwickelung einer beſtimmten Handlung oder Begebenheit als Mittelpunkt, um welchen ſich die Individualitäten und Charaktere als das Mannigfaltige herumdrehen, erklärt ſein Weſen im Allgemeinen und ſtellt in ihm die innere Welt (Geſinnung, Wille, Grundſatz) als die Hauptſache dar; denn das Epos ſpiegelt die Welt der Erſcheinungen, der R. die Welt des Gemüths wieder. Der R., ſagt Jean Paul, iſt urſprünglich epiſch, aber zuweilen erzählt ſtatt des Autors der Held, zuweilen erzählen alle Mitſpieler. Der R. in Briefen, welche nur entweder längere Monologen oder längere Dialogen ſind, grenzt in die dramatiſche Form hinein, ja, wie in Werther's Leiden, in die lyriſche; bald geht die Handlung, wie in Schiller's Geiſterſeher, in den geſchloſſenen Gliedern des Drama, bald ſpielt und tanzt ſie, wie das Mährchen, auf der ganzen Weltfläche umher. Damit ſoll jedoch nicht zugegeben ſein, daß der R. über alle Schranken hinausſpringen dürfe; er muß ſich vielmehr ſtets zwiſchen dem Epos und dem Drama bewegen und entweder dem einen oder dem anderen näher kommen, weßwegen man dann recht wohl einen epiſchen und dramatiſchen R. unterſcheiden mag. Der epiſche R. nähert ſich dadurch dem epiſchen Charakter, daß er mehr die Welt als einen Helden, oder beſſer die Welt in einem Helden ſpiegelt. Dieſer Geiſt lebte in den altfranzöſiſchen und altfränkiſchen Romanen; Göthe hat ihn in ſeinem „Wilhelm Meiſter" von Neuem heraufbeſchworen und ihn einigen ſeiner Nachfolger, wie Novalis, Tieck, E. Wagner

Digitized by Google

Fouqué und Arnim, wenn gleich in geringerem Grade mitgetheilt. Die gemeine Schaar der Romanschreiber, bemerkt Jean Paul treffend, liefert blos Lebensbeschreibungen, welche ohne die Einheit und Nothwendigkeit der Natur und ohne die romantische epische Freiheit, gleichwohl von jener die Enge entlehnend, von dieser die Willkühr, einen gemeinen Welt- und Lebenslauf mit allem Wechsel von Zeiten und Orten so lange vor sich hertreiben, als Papier da liegt. — Noch geeigneter für den R. scheint die romantisch-dramatische Form zu sein, weil die Losgebundenheit der Prosa, die dem Romane nicht entzogen werden darf, eine gewisse Strenge der Form wo nicht nöthig, doch wenigstens heilsam macht. Gewährt dieser Weg, welchen Richardson, Thümmel, Wieland, Schiller, Jacobi, Fielding, Engel und Jean Paul wählten, auch der sich ausbreitenden Geschichte weniger Spielraum, so bietet er doch Gelegenheit zur Darstellung aller Abstufungen der Leidenschaft, gibt den Vortheil die Vergangenheit in die Gegenwart zu rücken und ist eine wahre Rennbahn der Charaktere. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß jeder Roman einen allgemeinen Geist beherbergen müsse, der das historische Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, theilt Jean Paul die ganze Romanmaterie in drei Schulen. Die erste nennt er die italienische und setzt ihre Wesenheit darin, daß in den zu ihr gehörenden Romanen die Gestalten und ihre Verhältnisse mit dem Tone und mit dem Erheben des Dichters zusammenfallen und daß das, was er schildert und sprechen läßt, nicht von seinem Innern verschieden ist. In diesen Romanen fordert und wählt der höhere Ton ein Erhöhen über die gemeinen Lebenstiefen, weniger Individualisirung, die größere Freiheit und Allgemeinheit der höheren Stände, unbestimmtere oder italienische oder natur- oder historisch-ideale Gegenden, hohe Frauen und große Leidenschaften. Göthe's „Werther", Schiller's „Geisterseher", Klinger's Romane, Heine's „Ardinghello", Wieland's „Agathon" und Jean Paul's „Titan" sind einige wenige Beispiele, die wir hier anführen, die aber durch viele andere vermehrt werden könnten. Der italienischen gegenüber steht die niederländische Schule, wo das komische Element am Erfreulichsten wuchern kann und es erlaubt, sobald nur Gemeinheit fern gehalten wird, ihre Gestalt mit dem Abendrothe des romantischen Himmels zu überziehen und zu färben. Am Schwierigsten erreicht der Dichter in der deutschen Schule die zu erstrebende Meisterschaft, da diese zwischen beiden in der Mitte liegt. Nun wandelt aber die Poesie nirgends unlieber als auf diesem Mittelwege und Hauptstadt und Dorf, so wie König und Bauer bequemen sich viel leichter der romantischen Darstellung, als der zwischen beiden liegende Marktflecken und Honoratior oder bürgerliche Philister, und oft sind diese geld- und fettschweren Herren auf keine Weise mit dünnem romantischen Äther zu heben. Am besten könnte man diese Schule mit dem sogenannten weinerlichen Lustspiele, welches sich zwischen Tragödie und Komödie hineingedrängt hat, vergleichen. Fielding's, Sterne's, Hippel's, Musäus' und Hermes' Werke, Engel's „Stark", Lafontaine's „Gewalt der Liebe" und Jean Paul's „Flegeljahre" und „Siebenkäs" gehören mehr oder weniger zu dieser Mittelgattung. Oft laufen diese Schulen, wie bei Jean Paul, durch einander und zwar, wenn sie sich geistreich verschlingen, nicht zum Nachtheile des entstehenden Kunstwerks. In ihrer Allgemeinheit haben die Romane der Franzosen einen Anflug der italienischen Schule, so wie in ihrer Gemeinheit einen Anflug der niederländischen; von der deutschen hatten sie früher nichts, weil ihrer Poesie der mittlere Bürgerstand fehlte, und erst in der neuesten Zeit zeigen sich Spuren von dem Entstehen eines solchen. Außer den angegebenen Eintheilungen des Romans nach seiner Form oder nach seinem Geiste hat man auch noch manche andere versucht; ein allgemeines, fest bestimmendes Princip der Unterscheidung läßt sich aber nicht aufstellen, da die Romane überhaupt so verschiedenartig sein können, als es verschiedene

in ihren Kreiſen eigenthümlich beſtehende Lebenseinheiten gibt. Der Vollſtändigkeit wegen wollen wir hier nur noch die Eintheilung in den lyriſchen oder ſentimentalen, komiſchen, humoriſtiſchen, ſatyriſchen und didaktiſchen, ſo wie die in den Ritter-, Schäfer-, Familien- und Charakterroman anführen. Vieles hat man über den hiſtoriſchen R. (worin nämlich eine geſchichtliche Thatſache als Stoff gewählt wird) hin und her geredet und ſogar ihn aus dem Gebiete der Poeſie ausſchließen wollen. Da aber die Wirklichkeit überhaupt, ſobald ſie nur einer äſthetiſchen Auffaſſung an und für ſich nicht widerſtrebt, Gegenſtand des Romans werden kann, warum denn nicht auch die Geſchichte? Es kommt dabei nur, wie ſich ein Äſthetiker der neuſten Zeit treffend ausſpricht, Alles gerade auf die ächtpoetiſche Anſchauung und ſchöpferiſche Wiedergeburt an. Die Geſchichte muß im Romane aufhören für ſich zu beſtehen und ſelbſtſtändig zu erſcheinen, ſie muß der Dichtkunſt ſich nicht blos unterwerfen, ſondern ganz in ſie übergehen. Sobald demnach der hiſtoriſche R. keine bloße durch Phantaſie veranſchaulichte und verzierte Geſchichtsdarſtellung iſt, ſondern freie kunſtgemäße Umſchaffung der Geſchichte in ein neues, nur ſeinem Grundcharakter nach durch die geſchichtliche Baſis beſtimmtes Leben, kann demſelben äſthetiſche Möglichkeit nicht abgeſprochen werden. Wo aber Geſchichte und Dichtung neben einander, jedes in ſeinem eigenen Kreiſe, ſtehen bleiben und ſich nur äußerlich verbinden, oder wo die vorgeblich dichteriſche Behandlung eine bloße Phantaſieverzierung in Zuſammenſtellung und Sprache iſt, da muß aus dem Standpunkte der Kunſt, wie aus dem der Geſchichte zugleich das Verdammungsurtheil über den ſogenannten hiſtoriſchen R. geſprochen werden. — Beruhen gleich die epiſchen Elemente des Romans auf einer ähnlichen Baſis der Breite und der behaglichen Entfaltung, wie das Epos ſelbſt, ſo verlangt er doch, da er nicht die welthiſtoriſchen, menſchheitlichwichtigen und allgemeinen Beziehungen in der Handlung zum Ziele ſeiner poetiſchen Auffaſſung und Veranſchaulichung ſetzt, wie das Epos, ſondern uns in das Haus und ins Herz führen und ſich vertraulich zu uns geſellen will, eine möglichſt anſpruchsloſe, alle Feierlichkeit und feſtliche Schauſtellung vermeidende Form und die Sprache des Lebens. Es iſt daher nicht Zufall oder gar Ausartung der Kunſt, ſondern ein richtiges Gefühl, welches die Proſa als die angemeſſenſte Form für den R. gefunden hat, und wir können der Anſicht nicht beiſtimmen, daß die Freiheit der Proſa ſchädlich auf dieſe Gattung der Dichtkunſt einwirke, weil ihre Leichtigkeit dem Künſtler die nöthige Anſpannung erlaſſe und den Leſer vor einem ſcharfen Studium abneige, obſchon wir nicht in Abrede ſtellen wollen, daß durch dieſe gegebene Leichtigkeit der R. unter einer Taglohnſchreibershand eben ſo ſehr verarmen kann, als er unter Meiſterhand zu wuchern vermag. Wählt nun auch der R. die gewöhnliche Sprache des Lebens, ſo darf er ſich doch eben ſo wenig, wie jede andere Dichtung, einen äußerlichen Zweck ſetzen, ſondern muß als poetiſche Schöpfung eines beſtimmten Lebens Selbſtzweck ſein. Je vollendeter und ſelbſtſtändiger die Schöpfung ihrer Idee entſpricht, deſto angemeſſener werden auch alle beſonderen, mit der Hauptidee etwa in Verbindung zu bringenden Zwecke mittelbar verwirklicht werden. Was von den ſogenannten moraliſchen oder gar pädagogiſchen Romanen zu halten ſei, geht ſchon aus dem Geſagten von ſelbſt hervor. Sie erinnern lebhaft an Baſedow's Methode, den Kindern das Leſen durch gebackene Buchſtaben, die ſie nachher zu eſſen bekamen, beizubringen. Eine unnütze Frage iſt die, ob die Liebe nothwendig im Romane den Mittelpunkt der Handlung bilden müſſe? Liebe fehlt ſelten, wo das Leben heiter iſt, warum ſollte aber nicht auch jedes andere Gefühl, jede andere Leidenſchaft, jede andere Äußerung der Seele der Pol ſein können, um welchen ſich die Darſtellung dreht? Wichtiger iſt die Erörterung anderer Erforderniſſe, deren ſich der R. nicht entſchlagen kann, und vor Allem muß hier die Schürzung und Entwickelung des Knotens, an welchem der R. feſtgebunden iſt, berückſichtigt werden. Wie ſchon das Intereſſe einer Unter-

ſuchung oder Abhandlung auf einem fortwährenden Knüpfen und Löſen einzelner Knötchen beruht, ſo muß noch mehr im Romane jede Gegenwart Keime und Knospen der Zukunft in ſich tragen. Jede Entwickelung muß eine höhere Verwickelung ſein und der Knoten darf blos durch die Vergangenheit, nicht durch die Zukunft aufgehen. Schon von vorn herein muß alſo das Schwert geſchliffen werden, das den Knoten am Ende zerſchneiden ſoll; doch darf auch dieſes auflöſende Mittel nicht früher, als ſeine Nothwendigkeit durch die Gegenwart bedingt wird, bereitet werden. Was jetzt auftritt, muß nicht blos erſt künftig nöthig ſein, ſondern auch ſchon jetzt, und alle Wichtigkeit eines jetzigen Auftritts in der Zukunft entſchuldigt nicht ſeine Dürftigkeit in der Gegenwart. Eben ſo fehlerhaft und langweilig iſt das Rückſchreiten in die Vergangenheit und was nützt es, wenn uns zwar der Dichter gleich von vorn herein in die Mitte der Handlung verſetzt, aber uns bald wieder gegen unſern Willen zum Beginne derſelben zurückzieht? Der Menſch, er fange an, wo er will, ſtrebt ſtets vorwärts und geht nur ungern zurück. Je geiſtiger die Verwickelung im Romane iſt, deſto ſchwerer die Entwickelung, aber auch deſto beſſer die gelungene; eine Entwickelung durch den Zufall kann nie ſo anſprechen, wie eine Entwickelung durch den Willen. Sind zwei geiſtige Zwecke oder Verwickelungen vorhanden, ſo muß, wenn ſich nicht beide an einander wirkungslos zerreiben ſollen, der eine zum Mittel des andern gemacht werden. Sind Verwickelung und Auflöſung zur Erregung und Befriedigung der Erwartung in jedem Romane nothwendig, ſo dürfen doch keineswegs neugierige Spannung und überraſchende Befriedigung der Erwartung als Vorzug oder gar als Nothwendigkeit angeſehen werden, denn Ruhe iſt eine der erſten Forderungen der Kunſt. Der R. erlaubt ſeiner epiſchen Natur gemäß eine größere Ausbreitung und langſamern Gange der Handlung und vielfache Anknüpfungen; wodurch auch die Frage, ob Epiſoden erlaubt ſeien, bejahend entſchieden wird. Nur darf nicht aus einer Epiſode in die andere gefahren werden; denn die Epiſode ſoll ſich reizend als Gegenwart in das Hauptwerk miſchen, nicht aber als ein verdrüßliches Stück abzuerzählender Vergangenheit. Da der dramatiſche R. in eine andere Dichtungsart hinüberſpielt und das Drama Alles, was den Gang der Handlung unterbricht, haßt, ſo ergibt ſich ſchon von ſelbſt, daß in ihm die Epiſoden hinwegfallen müſſen. Auch kleinere Abſchweifungen, witzige oder philoſophiſche, dürfen im Romane nicht gehäuft werden und ſtehen beſſer am Anfange und in der Mitte, als gegen das Ende hin, wo alle Strahlen ſich immer enger zum Brennpunkte Eines Intereſſe drängen. Eben ſo fehlerhaft iſt es, wenn der R. den Ton der Beſchreibung und Schilderung zu ſeinem Grundtone nimmt, um auf dieſe Weiſe die Handlung, welche ſich durch ihre eigene Geſtaltung veranſchaulichen ſoll, darzulegen. Ein einziger, aus tiefer Bruſt hervorgehobener Menſchenlaut, bemerkt Jean Paul, wirkt mehr als zehn ſeelenlehrige Schilderungen und Landſchaften; ein Zittern der Luft als Sprachton wirkt mehr als ein allgemeines Umhertoben derſelben als Sturm. Gewöhnlich fallen Romandichter entweder in dieſen oder in den entgegengeſetzten Fehler; entweder beſchreiben oder malen ſie ſtets, oder entziehen dem Leſer Schilderungen, auf welche er ſich lange gefreut hat; wir meinen die ſogenannten Freudenſcenen, die der Dichter nie im Großen vorzeichnen, ſondern mit ins Kleine ausfärben ſoll. Der Leſer will der frohen Farben recht geſichert ſein und erwartet bei ſeiner geduldigen blinden Gläubigkeit an den Dichter die Gewißheit blos von dieſem und nicht von ſeiner eigenen Phantaſie. Etwas Anderes iſt das Erhabene, wo Schweigen des Unausſprechlichen iſt, oder zu großer Schmerz, wo nur der Leſer ſich die Wunden ſüßer ſelber gibt, als geben läßt. Lange Geſpräche ſollen ſtets vermieden werden, denn ſie gerathen faſt immer ſchlecht, und iſt ein ſchlechtes Geſpräch zu hören ſchon einſchläfernd, ſo iſt ein ſolches zu leſen faſt tödtend. Ein ferneres Haupterforderniß des Romans iſt gute Charakterſchilderung. Eine Hauptperſon, welche die Individualität

der Handlung begründet und auf welche sich alle Ereignisse unmittelbar oder mittelbar beziehen, muß in dem Mittelpunkte des Ganzen stehen und muß sich mit und durch die Handlung entwickeln. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß der Romanheld, welcher natürlich nicht schwach und unthätig sein darf, rücksichtlich des Ganges der Begebenheiten und der Entwickelung des ganzen Getriebes nicht vielfach passiv erscheinen könne; denn nie kann der Mensch durchgreifend sein Schicksal bestimmen und, wenn er auch noch so große Entschiedenheit und Kraft äußerte, sich seinen Lebenskreis nach Wunsch und Belieben bilden, sondern er wird stets von allerlei fremden Einwirkungen, von vielen außer dem Gebiete seiner Macht liegenden Umständen und Begegnissen abhängen und wider Absicht und Willen fortgetrieben werden. Wie dürfte es anders im Romane sein, der ein Bild des Lebens ist? Tritt die Hauptperson noch so sehr in den Vorgrund, so dürfen doch keineswegs die übrigen Charaktere vernachlässigt werden; sie müssen, jeder für sich und nach seiner Aufgabe, vollständig ausgebildet und sowohl unter sich als auch mit der Hauptperson verbunden sein; sie müssen sich um den Hauptcharakter gruppiren und nicht diesem vorauslaufen oder von ihm nachgezogen werden. Auch soll der Dichter keinen Charakterzug zeichnen, um einen Charakter, sondern nur um eine Begebenheit darzustellen; noch weniger soll er einem der Mithandelnden oder gar der Hauptperson seine Gesinnungen und Ansichten anhängen und diese stets lobpreisend hervorheben. Wir wollen den Helden haben, wie er leibt und lebt, und keine Maske, hinter welcher der Autor seinen Kopf stecken hat und durch welche er spricht und predigt. An diesem Fehler leiden fast alle moralischen Romane und der gekrönte Tugendheld ist oft nichts Anderes, als das personificirte Moralsystem des Autors. Ein oft begangener Fehler ist ferner, den Helden schon in den Windeln zu zeigen oder gar vor seiner Geburt anzuheben; wir wollen den Helden schon mehrere Fuß hoch sehen; einige Reliquien aus der Kinderstube können dann wohl nachgeholt werden, weil nicht die Reliquie den Mann, sondern nur er sie bedeutend machen kann. Mehr als ein Liebesverhältniß in einem und demselben Romane auszumalen möchte nicht rathsam sein; die Liebe, bemerkt Jean Paul sehr treffend, sieht sich ungern vervielfacht angeführt, blos weil sie nur in ihrem höchsten Grade ideal ergreift, dieser aber wenige Wiederholungen erlaubt. Die Freundschaft hingegen verlangt und achtet Genossenschaft; ein Gärtchen mit zwei Liebenden und deren Kindern in den Blumen und ein Schlachtfeld voll verbunden kämpfender Freunde erheben gleich hoch. Man hat auch gefragt, ob der Romandichter zuerst die Charaktere oder die Geschichte zu bilden habe. Wenigstens der Charakter des Helden möchte zuerst zu schaffen sein, weil dieser den romantischen Geist des Werkes ausspricht oder verkörpert. Die Geschichte ist nur der Leib, der Charakter des Helden die Seele darin, welche jenen gebraucht, obwohl von ihm leidend und empfangend. Nebencharaktere können oft als bloße historische Zufälle oder, um das begonnene Gleichniß weiter fortzuführen, als Körpertheile den seelenvollen Helden umgeben. Auch die Namen, welche den Personen beigelegt werden, sind nicht unbedeutend, so gleichgültig die Sache an sich zu sein scheint; nur ist die unausstehliche Namensvetterschaft mit der Sache, welche auch Hermes aus dem Englischen herüberholen zu müssen glaubte (z. B. Herr Kerker, Herr Grundleger, Herr Verkennt ꝛc.), zu vermeiden. Die Benennungen sollen bedeutend sein, aber nicht geradezu Vor- und Zunamen und Eigenschaftsbezeichnung des Helden enthalten; annehmbar sind z. B. die Namen Flok, Flaumz, Parasol, Dindonette bei Wieland, Lederer, Fahland, Stuß, Wuz bei Jean Paul. Das weibliche Personale soll durchaus schöne Namen haben; denn jede Heldin hat neuerer Zeiten, wenn auch keine andere Schönheit, doch wenigstens diese. — — Der Ursprung des Romans möchte wohl in der reichen Einbildungskraft der asiatischen Völker zu suchen sein; von diesen ging er erst später nach Griechenland über. Diese Ansicht scheint dadurch gerechtfertigt, daß alle vorhandene

sogenannte griechische Romane erst nach der Zeit Alexander's des Großen verfaßt sind. Die Hauptursache des schlechten Gedeihens des Romans bei den Griechen liegt ohne Widerrede in der Art und Weise ihres Lebens während ihrer Blüthezeit. Alles war öffentlich, Geschäfte und Vergnügungen; die Staatsangelegenheiten unterhielten das Volk eben so gut, wie die olympischen Spiele und das Theater; ein häusliches Leben kannte man nicht. Das ganze Leben des Griechen verlief auf öffentlichen Plätzen, auf dem Markte; alle Leidenschaften zeigten und entwickelten sich öffentlich. Dazu kam das abhängige Verhältniß der Frauenwelt und die Entfernung vom männlichen Geschlechte bis zu ihrer Vermählung. Die Leidenschaft der Liebe und besonders der verborgenen Liebe und die daraus entspringenden Leiden und Freuden welche im Romane eine Hauptrolle spielen, konnten nicht hervortreten. Erst als mit dem Aufhören des öffentlichen Lebens sich Jeder auf sich selbst und seine Familie beschränkte und damit das eigentlich häusliche Leben mit seinen Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten begann, entstand der griechische R. unter dem Namen „milesisches Mährchen", doch meist nur süßliche, oft ins Gemeine fallende Liebesabenteuer darstellend. Die Leistungen der Römer, welche man manchmal auch Romane nennt, gehören eher der Satyre an. Der R. in der mittelalterlichen Literatur ging von den Abenteuern der Ritterwelt aus und ist gleichsam eine Auflösung der epischen Dichtungen in den verschiedenen Sagenkreisen. Aus dem Ritterromane entstand mit einer andern Ansicht des Lebens auch eine andere Gestalt des Romans, der sich bis auf die neuste Zeit immer weiter gebildet und fast alle Gattungen der Poesie weit überflügelt hat. Die anmuthvollste und erfreulichste Gestalt wird der R. immer dann behalten, wenn er, sich rein im Gebiete der Poesie bewegend, durch Stoff, Zweck und Darstellungsweise sich durchaus als ein freies, heiteres, geniales Spiel der Phantasie darthut. Die besten Romandichter aller Zeiten und Völker haben sich es angelegen sein lassen, ein Bild des Lebens und zwar eines möglichst poetischen Lebens darzustellen. Je sicherer die poetische Grundlage war, desto glücklicher haben sie ihren Zweck erreicht. (Ueber die Geschichte und Literatur des Romans bei den verschiedenen Nationen vergleiche man die betreffenden Literaturübersichten in diesem Werke.) 66.

Romana (Peter Caro y Sylva, Marquis de la), ein durch seine Tapferkeit und Vaterlandsliebe berühmter spanischer Feldherr, wurde um das Jahr 1770 auf der Insel Majorka geboren, widmete sich von früher Jugend an dem Soldatenstande, diente im Jahre 1793 in den Feldzügen gegen die Franzosen, war einer der tapfersten Vertheidiger des Postens von Biviadori, kämpfte im Jahre 1795 zur Befreiung Cataloniens und besuchte nach dem Frieden die vorzüglichsten Städte Europas, wobei er sich zwei Jahre in Leipzig aufhielt und während dieser Zeit besonders die Werke der Griechen und Römer kennen lernte. Von König Karl VI. im Jahre 1807 zum Generallieutenant erhoben stand er an der Spitze eines spanischen Hülfscorps von 15000 Mann unter den Befehlen des Marschalls Bernadotte auf der Insel Fünen. Als im Jahre 1808 in Spanien der Krieg gegen die Franzosen ausgebrochen war, knüpfte R. geheime Verbindungen mit dem Anführer der in der Nähe von Fünen aufgestellten englischen Flotte an, erhielt von demselben die zum Übersetzen seiner Truppen nöthigen Transportschiffe und ging am 9. Aug. des Jahres mit Zurücklassung einiger Regimenter, die er wegen ihrer entferntern Stellung nicht zeitig genug an sich ziehen konnte, zu Nyborg und Svendburg nach Spanien unter Segel. Er langte glücklich in Corunna an und Napoleon's Achtserklärung blieb fruchtlos. R. war der Erste, welcher auf den Gedanken kam, die spanischen Bauern gegen die Franzosen zu bewaffnen und die unter dem Namen Guerillas bekannten Banden zu bilden, die so wesentlich zur Befreiung Spaniens von fremder Herrschaft beigetragen haben. Auch sammelte R. die im Königreiche Leon zerstreuten Corps, befehligte den linken Flügel der spanischen Armee und deckte im Jahre 1809 den Rückzug des englischen Generals Moore, kämpfte in der

Provinz Orense, eroberte Villafranca und drang in Asturien ein. Als ihn die Provinz Valencia zum Mitgliede der Junta in Sevilla ernannt hatte, wohnte er kurze Zeit den Sitzungen derselben bei, trat aber im Jahre 1810 wieder an die Spitze der am Guadiana aufgestellten Armee. Bei dem Vordringen der Franzosen in Portugal im Jahre 1811 vereinigte er sich bei Torres-Vedras mit den Engländern und war eben im Begriffe mit dem englischen General Hill das linke Ufer des Tajo gegen den Marschall Massena zu vertheidigen, als er, erschöpft durch die fortwährenden Anstrengungen, zu Cartaxo in Portugal erkrankte und kurz darauf starb. R. zeichnete sich außer seiner persönlichen Tapferkeit und glühenden Vaterlandsliebe auch durch seine Bildung, mannigfache Kenntnisse und ein edles Betragen aus. Die Junta, welche oft blos von persönlichen Zwecken geleitet wurde, unterstützte ihn aber bei seinen kriegerischen Unternehmungen nicht so, wie er es verdiente, da sie stets blos einen kleinen Theil des Heeres unter seine Befehle stellte. 81.

Romanische Sprachen im weitern Sinne heißen alle die abendländischen Sprachen, welche ihren unmittelbaren Ursprung der lateinischen oder römischen Sprache verdanken, also das Italienische, Französische, Spanische und Portugiesische (s. d. Artt.); im engern Sinne dagegen das Altprovençalische und das Rhätische, welches letztere auch vorzugsweise das Romanische heißt; in einem etwas andern Sinne auch das Wallachische. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die sogenannte lingua romana rustica, der Volksdialekt, wie er vorzüglich im nördlichen Italien gesprochen wurde, als Grundlage aller romanischen Sprachen angesehen werden muß; doch haben diese alle vorzüglich durch die germanischen Völker erst einen eigenthümlichen Charakter erhalten; denn das alle romanischen Sprachen auszeichnende Element der Auflösung der in der ächtrömischen so schön plastisch sich darstellenden grammatischen Formen in Bildungen durch Hülfswörter fand sich in den römischen Volksdialekten gewiß nicht, sondern bildet den Charakter der rein germanischen Sprachbildung, während die romana rustica, analog anderen Spracherscheinungen, wohl nur eine Verderbung der reinen Schriftsprache war, mit einigen fremden Elementen gemischt. Diese Verderbniß der ursprünglichen Wörter und Formen bildet aber den lexikalischen Grundcharakter der romanischen Sprachen, welche aber natürlich unter verschiedenen Umständen sich wieder ganz eigenthümlich entwickeln mußten, da wohl überall andere Dialekte herrschten und die einwirkenden germanischen Völker ebenfalls verschiedene Dialekte und verschiedene Empfänglichkeit für die einheimischen Sprachlaute mitbrachten. So prägten sich schon frühzeitig die einzelnen Sprachen eigenthümlich aus; nur in Oberitalien und Südfrankreich, als der Mitte zwischen stärkerem und schwächerem germanischen Einflusse, erhielt sich ein Patois, welches im Mittelalter vorzugsweise romanisch genannt wurde, weil wegen der Unselbstständigkeit der es sprechenden Völker kein anderer Name dafür übrig blieb. Aber auch diese Sprache zerfiel nach und nach wieder in mehrere Dialekte und der Name beschränkte sich endlich auf die Sprache, wie sie gegenwärtig noch in den Thälern Graubündtens in mehreren Mundarten gesprochen wird. Diese zeichnet sich durch Volltönigkeit und Wohlklang, obwohl sie nicht ohne Härten ist, und durch Kürze im Ausdrucke vortheilhaft aus; es fehlt ihr aber sehr an grammatischer Gelenkigkeit, da sie fast gar keine Literatur hat und demnach fast nur als Bauernsprache im Munde des Volks fortlebt. Die sämmtlichen in dieser Sprache gedruckten Schriften beschränken sich auf Übersetzungen der Bibel und einige kirchliche Schriften. Vergl. Raynouard, „Elémens de la grammaire Romane avant l'an 1000" (Paris 1816); „Praktische deutsch-romanische Grammatik" (Zürich 1820); und über die romanischen Sprachen im Allgemeinen: Diefenbach, „Über die jetzigen romanischen Schriftsprachen" (Leipz. 1831) und Diez, „Grammatik der romanischen Sprachen" (Bonn 1836. 2 Bde.) 9.

Romanow ist der Familienname der gegenwärtig in Rußland herrschenden

Dynastie. Der erste Czar aus diesem früher schon in Rußland sehr angesehenen Hause ist Michael Romanow. Er war der Sohn des Erzbischofs Philaret und durch seine Mutter Iwan's II. Enkel und wurde im Febr. 1613 nach Vertreibung der Polen durch einmüthige Wahl des Adels, der Geistlichkeit und der Städte auf den Thron erhoben. Mit Einschluß des jetzigen Beherrschers Rußlands zählt das Haus R., welches übrigens seit 1730 nur noch in weiblicher Linie herrscht, 15 Regenten, von denen die 4 ersten noch den Czarentitel fortführten, die folgenden aber den Titel als Kaiser annahmen. 1.

Romantisch. Romantische Poesie. Romantische Schule. So leicht es ist den Unterschied des Lebens in der alten Zeit und in der neuern zu bemerken, so gewiß es ist, daß sich dieser Unterschied, wie im Leben, so auch in der Kunst offenbare, so vag und unbezeichnend sind die Ausdrücke und Worte, wodurch man diesen Unterschied klar zu machen gesucht hat. Die Begriffe, welche man mit den Worten „antik", „heidnisch", „naiv", „plastisch" verbindet, charakterisiren eben so wenig die alte Poesie, als die Deutungen, welche man den Ausdrücken „modern", „christlich", „sentimental", „romantisch" unterschiebt, uns über das Wesen der neuern Poesie aufklären. Verdeutlicht man sich die Unterschiede des heidnischen und christlichen Lebens, so ist man allenfalls dem Wesen des Romantischen näher gekommen; nie kann man aber romantisch und christlich für gleichbedeutende Begriffe nehmen. Alles Christliche mag romantisch sein, aber nicht alles Romantische muß deswegen christlich heißen. Setzen wir aber die Eigenthümlichkeiten des germanischen Nationalcharakters zu den Lebensäußerungen des Christenthums und lassen diese sich verschmelzen und durchdringen, so möchten wir uns endlich verdeutlichen können, was man gewöhnlich romantisch nennt. Das Romantische, sagt Jean Paul, ist das Schöne ohne Begrenzung oder das schöne Unendliche, und damit dehnt er den Begriff des Romantischen wieder weiter aus. Wir können jedoch nicht umhin ihm beizustimmen und auch außer dem Bereiche des Christenthums Manches romantisch zu finden. Es wäre also ächt romantisch, wenn Jupiter bei Homer von seinem Olymp zugleich die kriegerische, unruhige Ebene Trojas und die fernen arkadischen Auen voll stiller Menschen unter einerlei Sonnenlicht überschaut. Auch die altnordische und indische Romantik sind zwei romantische Gattungen ohne Christenthum. Die altnordische grenzt ans Erhabene; auf ihren schneebedeckten Bergen, in ihren endlosen Nächten findet sie eine grenzenlose Geister- oder vielmehr Gespensterwelt, worin die enge Sinnenwelt zerfließt und versinkt. Ossian's Nebelgestalten sind die trefflichsten Beispiele nordischer Romantik. In Indien, dessen Bewohner der Blume mehr Leben zutraut, als der Nordländer dem Menschen, bewegt sich die Romantik in einer allbelebenden Religion, die von der Sinnenwelt durch Vergeistigung die Schranken wegbrach, die ihre zahllosen Geister, wie schon das köstliche Klima, diese üppige Brautnacht der Natur, erwarten läßt, nicht als Poltergeister, sondern als Schmeichelgeister darstellt und mit allem Sinnenzauber umgibt. Das Indischromantische ist schon dem Christlichromantischen näher verwandt, es gleicht schon, um mit Jean Paul zu reden, dem wogenden Aussummen einer Saite oder Glocke, in welchem die Tonwoge wie in immer ferneren Weiten verschwimmt und endlich sich verliert in uns selber und, obwohl außen schon still, noch innen lautet. Dieses Bild charakterisirt das Christlichromantische trefflich und zeigt auch schon auf dessen Heimath, den klangreichen Süden Europas, hin. Die höhere Achtung des weiblichen Geschlechts und der Rittergeist sind die beiden Ingredientien, die mit dem Christenthume vermischt, das ächt Christlichromantische geben. Die sinnige, von den germanischen Völkern nach dem Süden gebrachte und dort christlichfromm gewordene Liebe der Frauen ist die Blüthe und Blume des Romantischen; eine Venus ist nur schön, eine Madonna romantisch. Der Rittergeist verband diese Liebe innigst mit der Religion. Die Heroenzeiten der Griechen

bieten glänzende Tapferkeit zur Erreichung reinsinnlicher Zwecke; die Kreuzzüge zeigen uns die höchste Tapferkeit, nach dem dämmernden Reiche heiliger Ahnung, nach einer jenseitigen Belohnung verlangend, romantisch verklärt. — Nachdem das Christenthum die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Reizen vertilgt und eine neue Geisterwelt an ihre Stelle gesetzt hatte, wohin sollte sich die Poesie nach diesem Einsturze der äußern Welt anders flüchten als in die innere? Der Geist, sagt Jean Paul, stieg in sich und seine Nacht und sah Geister. Da aber die Endlichkeit nur an Körpern haftet und da in Geistern Alles unendlich ist oder ungeendigt, so blühte in der Poesie das Reich des Unendlichen über der Brandstätte der Endlichkeit auf. Engel, Teufel, Heilige, Selige und der Unendliche hatten keine Körperformen und Götterleiber (man müßte denn die unkünstlerischen Verkörperungen in Kreuze, Crucifixe, Hostien ꝛc. als solche nehmen); dafür öffnete das Ungeheuere und Unermeßliche seine Tiefe; statt griechischer heiterer Freude erschien entweder unendliche Sehnsucht oder die unaussprechliche Seligkeit, die zeit- und schrankenlose Verdammniß, die Geisterfurcht, welche vor sich selber schaudert, die schwärmerische, beschauliche Liebe, die grenzenlose Mönchsentsagung, die neuplatonische Philosophie. In der weiten Nacht des Unendlichen war der Mensch öfter fürchtend als hoffend. Schon an und für sich ist Furcht gewaltiger und reicher als Hoffnung, weil für die Furcht die Phantasie mehr Bilder findet als für die Hoffnung, und dieß wieder darum, weil der Sinn und die Handhabe des Schmerzes, das körperliche Gefühl uns in jedem Hauptpunkte die Quelle eines Höllenflusses werden kann, indeß die Sinne für die Freude einen so magern und engen Boden bescheren. Heine vergleicht die romantische Poesie mit der melancholischen Passionsblume, mit jener sonderbaren mißfarbigen Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, sieht, jener Blume, die durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstig ist, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. Der Nutzen, welchen diese Weltansicht, aus der die romantische Poesie hervorgegangen ist, gebracht hat, kann keineswegs geläugnet werden; sie war erforderlich, um dem Geiste wieder die Herrschaft über das im römischen Weltreiche zu üppig gewordene Fleisch zu verschaffen, um den grauenhaften Materialismus des Heidenthums niederzuschlagen. Auch die Wildheit der nordischen Barbaren hat die christliche Weltansicht gebrochen, durch die gesunden Naturſöhne wurde das alterschwache Heidenthum zusammengerüttelt und der Grund zur jetzigen Civilisation Europas gelegt. Von dieser Bewältigung der Materie durch den Geist zeugen alle Kunstwerke des Mittelalters und in sofern sind sie alle romantisch zu nennen. Es ist hier der Ort nicht von der Ausbildung der Künste in der christlichen Zeit zu sprechen und wir beschränken uns darauf, einiges Wenige über die romantische Poesie zu sagen. Ihr Wesen spiegelt sich am Klarsten im Epos; im Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuches herrscht noch die ganze vorchristliche Denkart und Handlungsweise; die kräftigen Recken des Nordens sind noch rohe Steinbilder, von dem Lichte des Christenthums noch nicht erwärmt; im Sagenkreise Karl's des Großen kämpft schon das Christenthum siegreich mit dem Heidenthume und aus diesem Kampfe entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das wir im Sagenkreise vom Könige Artus und seiner Tafelrunde, worin die süßeste Galanterie, die ausgebildetste Courtoisie und die abenteuerlichste Kampflust herrschen, am Glorreichsten verherrlicht sehen. Lanzelot vom See, Iwain und Wigalois repräsentiren die weltliche Ritterschaft, so wie Titurel, Parcival und Lohengrin in dem Sagenkreise vom heiligen Gral als Repräsentanten der geistlichen Ritterschaft gelten können; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen

Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik.— Erkennt man nun diese im Wesen des Mittelalters nothwendig begründete Richtung der Poesie an, so kann man doch unmöglich den Vortheil, den die gewaltsame Zurückführung dieser Richtung im ersten Decennium unseres Jahrhunderts hätte haben können, leicht einsehen. Freilich war die durch die beiden Schlegel begründete sogenannte romantische Schule in dem von einem fremden Despoten gedrückten Deutschland kein großes Wunder; Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort; man betete in Prosa und in Versen, so lange die Noth dauerte; aber mit der Befreiung Deutschlands hörte auch der Einfluß der romantischen Schule nach und nach auf und die Nachklänge, die man jetzt noch vernimmt, sind sehr schwach und bedeutungslos. Unsere Zeit, unsere Fortschritte in der Cultur gerathen immer mehr in Widerspruch mit jener Religionsansicht, welche, um mit Heine zu reden, alles Fleisch verdammt und welche dem Geiste nicht blos eine Obergewalt über das Fleisch (was doch das einzig Billige und Rechte ist) zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen, mit jener Religionsansicht, durch welche die Sünde und die Heuchelei in die Welt gekommen, indem durch die ungerechte Verdammniß des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit ganz Geist zu sein die Heuchelei sich nothwendig ausbilden mußte, mit jener Religionsansicht, die durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld die erprobteste Stütze des Despotismus geworden ist. Die Menschen haben jetzt das Falsche dieser im wahren, reinen Christenthume keineswegs begründeten Religionsansicht erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist und sie verlangen jetzt nach den Genüssen der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres unveräußerlichen Erbtheils. (Vgl. H. Heine's „Romantische Schule", Hamb. 1836. 8.). Die Dichterschule, welche sich in neuster Zeit in Frankreich gebildet hat und die sich die romantische nennt, scheint, wenn man nach ihren bisherigen Erzeugnissen urtheilen soll, das Wesen des Romantischen noch nicht recht begriffen zu haben und dieses nur im Ungeheueren, Ekelhaften und Abgeschmackten finden zu können; doch hat sie dadurch, daß sie der alterstarren classischen Schule entgegenzuarbeiten und die Frische und Blüthe der Jugend (freilich auch mit den Fehlern derselben) in die französische Poesie zurückzuführen sucht, sich unbestreitbare Verdienste erworben. 66.

Romanus, Nachfolger des Papstes Stephan VI. im Jahre 897, aus Frankreich, wird von Einigen unter die Gegenpäpste gezählt. Er regierte nur fast 5 Monate und soll sich durch die Milde seiner Grundsätze, zu denen er sich bekannte, vor vielen seiner Vorgänger und Nachfolger rühmlichst ausgezeichnet haben. 77.

Romanze nennt man in der Dichtkunst eine poetische Erzählung in rein lyrischer Form. Der Name kommt von der romanischen Sprache, in welcher diese Gattung der Poesie zuerst versucht wurde und auch stets am besten gelang. Die Eigenschaften, welche von dieser Dichtungsart ihrer Natur gemäß verlangt werden, sind große Einfachheit, Kürze und Raschheit im Gange der Handlung, die Ausschließung aller umständlichen Beschreibungen und sanggemäßer Rhythmus. Der Ton muß eigentlich bänkelsängermäßig (im guten Sinne des Wortes) sein, die ganze R. muß sich leicht behalten, leicht singen lassen und, um diese Absicht vollkommen zu erreichen, des Volkes Empfindungen und Vorstellungen durchaus entsprechen. Diese Eigenschaften haben die ältesten und besten Romanzen; nationale Gegenstände, Volkssagen liegen ihnen zum Grunde, werden aber stets auf das rein Menschliche bezogen; der gewöhnlichste Stoff sind Liebesentwickelungen und zwar häufiger unglückliche als glückliche. Das Factische dabei (oder das eigentlich Epische in der Romanze) wird, wie ein Ästhetiker der neuesten Zeit sehr treffend bemerkt, nur ganz gelegentlich, ganz abgebrochen und jeden Augenblick vor dem Lyrischen flüch-

tig behandelt; es ist durchaus nicht auf die Thatsache als solche, sondern auf den Eindruck derselben, auf die Empfindungen abgesehen, mit denen es der Dichter aufnahm und die sie nun wieder im Hörer und Leser oder besser im Sänger, der sie sich wiederholt, hervorbringen soll. Das Unvorbereitete, Abgebrochene, oft gleichsam Verstummende der Darstellung hat etwas unaussprechlich Rührendes und Ergreifendes; es ist, wie wenn man aus geheimnißvollem Walddunkel ferne Hörnerklänge, vom Winde bald näher gebracht, bald gedämpft, bald gänzlich hinweggeweht, herüber vernähme; das Ahnungsvolle, Schauerliche, Außerweltliche tritt in räthselhaften, unfaßbaren, tief erschütternden Tönen an uns heran, die abgeschiedenen Geister vergangener Zeiten scheinen uns ihre ehemaligen Freuden und Leiden in wunderbarem Geflüster zu erzählen. Die Romanzen des Nordens heben mehr das Düstere, Schauerliche, Grausenhafte und Nebelige des Volksaberglaubens hervor, während die des Südens den Blumenduft, die Heiterkeit und Herrlichkeit dieser wollüstig-schönen Länder athmen und die Empfindungen weit leidenschaftlicher und höher spannen. (Vergl. d. Art. Ballade.) In keinem Lande entwickelte sich die R. schöner als in Spanien, und kein Land hat eine größere Anzahl solcher Dichtungen, deren Verfasser größtentheils unbekannt sind, aufzuweisen. Nach diesen verdienen besonders die altenglischen und altdeutschen Romanzen Auszeichnung. Was neuere Dichter in dieser Gattung der Poesie geleistet haben, verräth fast immer zu sehr die Kunst und das Bestreben, die Kunst nicht zu verrathen. Unter den deutschen Romanzendichtern haben sich Bürger, Schiller, Göthe, Stollberg, Schlegel, Tiek und Uhland berühmt gemacht. 66.

Romanzoff, s. Rumjänzoff.

Romarino oder Ramorino, polnischer General, zu Genua 1793 geboren, war ein Zögling der polytechnischen Schule zu Paris, ward 1812 Ordonnanzofficier des Kaisers Napoleon, ging, nachdem er an den Unruhen zu Piemont, Portugal und Paris Antheil genommen hatte, 1830 nach Polen und befehligte dort im Freiheitskampfe als General ein besonderes Corps, mit welchem er an der Oberweichsel oft siegreich focht, aber nach der Übergabe Warschaus sich nach Galizien unter östreichischen Schutz begab. Er wandte sich dann nach der Schweitz. Am 20. Jan. 1833 benachrichtigte ihm zu Rolle am Genfersee ein gewisser Mazzini, einer der überspanntesten Flüchtlinge und eins von den Häuptern der giovine Italia, daß sich zu Genf, Nyon u. a. O. Italiener, Polen, Deutsche, Schweitzer sammelten, um unter seinem Commando Italien zu revoltiren. Der General begab sich nun auf Umwegen nach Genf. Zu Plant-des-Quates sammelten sich etwa 160 Abenteurer um ihn; von da marschirte er nach Bossey, dem ersten savoyischen Dorfe, wo eine Menge Verstärkungen stehen sollten. Aber Niemand war dort. Man rückte über Cara nach Villegrand, wo bei Nacht der ganze Haufe aus einander lief. R. entkam mit genauer Noth über den See nach Versoix und ins Waadtland. Er ging später nach Spanien, um der Regierung seine Dienste anzubieten, die aber nicht angenommen wurden, und später nach England. 25.

Romberg (Andreas), ein berühmter deutscher Componist und Violinist, geb. im Jahre 1767 zu Vechte im Münsterschen, zeigte schon in seiner frühesten Kindheit ungewöhnliche musikalische Talente und fand auch zum Glück in seinem Vater, Gebhard Heinrich R., welcher ein tüchtiger Clarinettist und Musikdirector zu Münster war, einen eben so gebildeten als einsichtsvollen Lehrer. In seinem 7ten Jahre schon konnte er sich öffentlich auf der Violine hören lassen und bereits seit 1775 unternahm er in Begleitung seines Vaters und Bernhard R.'s (s. unten), seines Vetters und Kunstgenossen, zu wiederholten Malen Kunstreisen durch Deutschland, Holland und Italien, wo er überall verdiente Bewunderung erregte. 1784 war er zum ersten Male in Paris anwesend und fand, wie auch später (1800 und 1802) den ungetheilten Beifall. Damals genoß er übrigens eine Zeit lang den Unterricht

Viotti's. Nachdem er von 1790 an bei der Hofkapelle zu Bonn angestellt gewesen war, begab er sich 1793 nach Hamburg, machte von hier aus im Jahre 1795 in Begleitung Bernhard R.'s eine Kunstreise nach Italien, ging dann im Jahre 1799 allein nach England und nahm hierauf nach seiner Rückkehr über Paris in Hamburg seinen bleibenden Aufenthalt. Im Jahre 1815 endlich folgte er einem Rufe als Kapellmeister nach Gotha. Hier starb er am 10. Nov. 1821. Unstreitig gehört R. zu den besten Instrumentalcomponisten unserer Zeit und mehrere seiner Symphonien (4), Quatuors (25), Quintetts, Sonaten, Duos, Concerts (für Violine) ꝛc. können den Meisterwerken seiner Vorbilder, Mozart und Haydn, an die Seite gesetzt werden. Seine Versuche in der Oper dagegen mißglückten, auch möchten seine Compositionen Schiller'scher Gedichte, wie z. B. der Glocke, der Kindesmörderin u. a. m., obwohl an und für sich vortrefflich, doch schwerlich eigentlichen Werth haben. Außerdem besitzen wir noch von R. einige gelungene Kirchencompositionen, unter anderen mehrere Psalmen und ein sehr schönes dixit dominus. — Bernhard R., des Vorigen Vetter, der Sohn des Fagottisten Anton R. des Ältern, eines Bruders von Andreas R., geb. 1770 zu Dinklage im Münsterschen, ist bekanntlich der ausgezeichnetste der jetzt lebenden Virtuosen auf dem Violoncell und außerdem auch als Componist (Concerts, Quartetten, Duette u. a. m.) geschätzt. Er lebt jetzt zu Hamburg. Im Winter 1835—1836 machte er eine Kunstreise durch Deutschland. Sein Bruder, Anton R., ist Fagottist in der stuttgarter Kapelle. 36.

Rombouts (Theodor), einer der ausgezeichnetsten niederländischen Maler des XVII. Jahrh., Zeitgenosse und Nebenbuhler von Rubens, geb. 1597 zu Antwerpen, hatte Jansens zum Lehrer und ging trefflich vorbereitet im Jahre 1617 nach Italien, um hier seine Ausbildung zu vollenden. In Rom, wo er sich meist aufhielt, erregte er in Kurzem durch eine Reihe von 12 Darstellungen aus dem alten Testamente so großes Aufsehen, daß er seitdem mit Aufträgen überhäuft wurde. Später begab er sich nach Florenz, wo er für den Großherzog mehrere große Historiengemälde verfertigte. Nach seiner Rückkehr nach Antwerpen begann er einen Wettstreit mit Rubens, der trotz der unbezweifelten Überlegenheit des Letztern doch nicht unrühmlich für ihn ausfiel und in sofern auch nützlich für ihn wurde, als er mehr wie je die ganze Kraft seines Talents zu entfalten strebte. Unter den Werken, die er in dieser Periode lieferte, stehen ein heiliger Franciscus, das Opfer Abraham's, eine Themis (letzteres in Gent) und eine Abnahme vom Kreuze, ebenfalls in Gent, obenan. Seine Composition ist geistreich und gut gewählt, die Zeichnung durchaus correct, die Ausführung leicht und ausdrucksvoll und das Colorit glühend, ohne der Wahrheit zu entbehren. Auch in Conversationsstücken versuchte sich R., obwohl ohne besonderen Erfolg. Der Tod dieses trefflichen Künstlers erfolgte im Jahre 1637 (1640). 36.

Rommel (Dietrich Christoph von), ein geschätzter deutscher Historiker, am 17. April 1781 zu Cassel geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien in seiner Vaterstadt beendigt hatte, zu Marburg und Göttingen der Theologie und Philologie und warf sich später mit besonderer Vorliebe auf die orientalischen Sprachen und die Geographie. Sein erster schriftstellerischer Versuch: „Abulfedae Arabiae descriptio" (Goetting. 1803. 4.) erhielt den von der philologischen Facultät zu Göttingen ausgesetzten Preis (1802); bei seiner zweiten Preisbewerbung durch die „Straboniana descriptio Caucasiarum regionum et gentium" (Lips. 1804. 4.) ward er von Lünemann überflügelt. Zum Professor der Philologie zu Marburg ernannt (1804) war er theils mit seinen Vorlesungen, theils mit literarischen Arbeiten, wozu die „Gedächtnißrede auf J. von Müller" (Marb. 1809. 8.), „Aristoteles und Roscius, oder über die Kunst" (Leipz. 1809. 3.) und die „Beschreibung der Völker des Kaukasus" (Weim. 1808. 8.) gehören, beschäftigt, bis er 1810 einem Rufe als Professor der alten Literatur an die Universität Char-

kow folgte. Hier war er durch seine Vorträge sowohl, als auch durch zweckmäßige Schulausgaben mehrerer Classiker (Cicero, Sallust, Cornelius Nepos) bemüht, das Studium des classischen Alterthums in Südrußland zu fördern und zu verbreiten; aber viele nicht erwartete Hindernisse stellten sich seinen Bestrebungen entgegen und er fand sich theils dadurch, theils durch häusliche Ursachen, durch Napoleon's Sturz und durch überspannte Ideen von Deutschlands Regeneration bewogen über Moskau und Petersburg nach der Heimath zurückzukehren, wo er 1815 als Professor der Geschichte in Marburg angestellt ward und eine immer erfolgreichere schriftstellerische Thätigkeit entwickelte. Seine Verdienste fanden bei der Regierung vielfache Anerkennung und schon 1820 wurde er als Historiograph nach Cassel berufen und ihm die Aufsicht über das Hofarchiv anvertraut. Später (1828) ward er in den Adelstand erhoben und erhielt 1829 das Directorat der Bibliothek und des Museum. Außer den bereits erwähnten Schriften nennen wir hier noch die „Kurze Geschichte der hessischen Kirchenreformation" (Cassel 1818. 8.), die „Geschichte von Hessen" (Marb. und Hamb. 1820—1835. 5 Bde. 8.) und die biographisch-historischen Werke: „Wilhelm I., Churfürst von Hessen" (Cassel 1822. 8.) und „Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen" (Cassel 1830. 3 Bde. 8.) R.'s Forschungen im Gebiete der hessischen Geschichte sind bis jetzt die gründlichsten und haben nicht nur über sein Vaterland, sondern über ganz Deutschland manchen langgewünschten Aufschluß verbreitet; besonders ist der Fortgang der Reformation in vielen Beziehungen klarer geworden. 66.

Romulus und **Remus** waren der Sage nach die Söhne der Rhea Sylvia und des Mars, wurden in der Tiber ausgesetzt, jedoch errettet, von einer Wölfin gesäugt oder, wie eine andere Sage meldet, von einem Spechte gefüttert, durch den Hirten Faustulus, der sie fand, erzogen und lebten als Hirten, bis sie bei Gelegenheit der Lupercalien von den Räubern, welchen sie die Beute abgenommen hatten, überfallen wurden, wobei Remus gefangen ward. Von Numitor als seine Enkel erkannt stürzten sie nun den Amulius vom Throne, welchen R. tödtete und gründeten hierauf gemeinsam Rom. Ein Streit jedoch bei der Erbauung der Stadt entzweite sie und R. tödtete seinen Bruder. Hierauf herrschte er allein und gründete Roma quadrata, welches bald durch die Eröffnung eines Asyls sich mit Einwohnern füllte. Hierauf ward R. zum Könige erwählt und beherrschte den neuen Staat mit dem Senate. Er gab Gesetze über die Götterverehrung und andere Staatseinrichtungen und stiftete religiöse Feste. Die Einwohner der Stadt, deren Zahl 3300 war, theilte er in 3 Tribus, jede Tribus in 10 Curien und von diesen jede wieder in 10 Decurien. Die Rechtssachen wurden von den Duumviris geschlichtet. Das Gebiet Roms theilte er in 3 jedoch ungleiche Theile; der eine Theil ward zu Bestreitung des gottesdienstlichen Aufwandes, der zweite für den König und der dritte zur Vertheilung unter dem Volke bestimmt. Dieses selbst theilte er in Patricier und Plebejer, von denen die ersteren alle Priester- und Staatswürden bekleideten, die letzteren aber Feld bauten, Vieh hielten und Handwerke trieben. Der Senat bestand aus hundert Patriciern, welche Patres genannt wurden und an ihrer Spitze stand, als Princeps senatus, der König. Das Volk wählte übrigens den König und die Obrigkeiten mit Genehmigung des Senats. Da es aber dem jungen Staate an Frauen fehlte und er sie auf Bitten nicht erlangen konnte, raubte sie R. den Sabinern, worüber ein heftiger Krieg entstand, welcher mit einem Vergleiche endete, durch den Titus Tatius, Herrscher der Sabiner, Mitregent ward und hundert der Vornehmsten Senatoren wurden. Die Sabiner bauten den Quirinalis an. In Gemeinschaft mit dem Tatius eroberte R. Cameria, doch empörte sich die Stadt nach dem Tode des Tatius und R. mußte sie von Neuem erobern. Ein Gleiches geschah mit Fidenä trotz der Einmischung der Vejenter, welche ebenfalls geschlagen wurden. Sein übriges Leben weihte R.

der Gesetzgebung und verordnete besonders strenge Gesetze über die Ehe und vorzüglich über die Ausdehnung der väterlichen Gewalt. Nach und nach indessen erregte aber sein Betragen bei den Senatoren Mißvergnügen, welches bis zu der Höhe wuchs, daß eine Verschwörung gegen ihn sich bildete und er (717 v. Chr.) an einem regnerischen Tage ermordet ward. Man verbreitete darauf die Sage, daß er mitten im Sturme von einer Flamme umgeben zum Himmel entrückt worden sei, wo er nun als Gott Quirinus, besonders den Römern geneigt, wohnte. 82.

Roncesvalles, franz. Ronceaux, nebst Bastan das reizendste Thal des Königreichs Navarra in Spanien, liegt zwischen der Hauptstadt Navarra, Pampelona und St. Jean Pied de Port und ist geschichtlich denkwürdig durch die Niederlage, welche hier Karl der Große bei seinem Rückzuge aus Spanien (788) von den Arabern erlitten haben soll. Unter den Gefallenen befand sich der Sage nach auch der große Roland (s. d. Art.). 1794 wurden hier die Spanier von den Franzosen unter Moncey geschlagen und 1813 zog sich der Marschall Soult in dieses Thal, als ihn Wellington hart bedrängte. Durch das Thal gelangt man zu der berühmten Rolandsbresche, jenem merkwürdigen Übergangspunkte über die Pyrenäen. 35.

Rondeau, s. Ringelgedicht.

Ronneburg, eine Stadt und Amtssitz im Herzogthume Sachsen-Altenburg mit 600 nach wiederholten Bränden meist neuerbauten Häusern, 4500 Einw. und einer seit 1666 bekannten Badeanstalt. Sie liegt ganz in der Nähe der Stadt an der Straße nach Zwickau und steht mit ihr durch eine Kastanienallee in Verbindung. Die dazu gehörigen Gebäude sind ziemlich geräumig und schön eingerichtet. Man zählte bisher 8 Quellen, namentlich die Hauptquelle mit einem achteckigen Pavillon, auf dessen Kuppel eine Uhr angebracht ist, die Schwefel- und Rosenquelle, doch ist vor Kurzem eine neue entdeckt worden. Benutzt werden sie sowohl zum Baden, wie zum Trinken, und die eine besonders bei Augenkrankheiten. Auch sind in neuerer Zeit Einrichtungen zu Rauchbädern getroffen worden. Früher wurden diese Anstalten zwar zahlreicher als jetzt besucht, doch vereinigen sich jährlich an seinen Quellen immer noch mehrere Kurgäste. In der schönen Jahreszeit dienen sie aber den Bewohnern der Umgegend, des nahen Gera und des 2½ M. entfernten Altenburg, jetzt wie sonst, als der angenehmste Belustigungsort. Vergl. Königsdörfer, „Beschreibung des Bades Ronneburg" (Ronneb. 1834). 35.

Ronsard (spr. Rongsahr) (Pierre de), ein früher hochgepriesener, jetzt beinahe vergessener französischer Dichter, am 10. Sept. 1524 in dem Schlosse La Poissonnière in Vendemois geboren, stammte aus einer angesehenen Familie und kam frühe als Page des Herzogs von Orleans nach Paris, wo er in derselben Eigenschaft in die Dienste des Königs von Schottland trat und diesen in seine Heimath begleitete. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Großbritannien kam er zu dem Herzoge von Orleans zurück, welcher ihn mit wichtigen Aufträgen nach Irland, Schottland und Seeland schickte. Nachdem er noch den französischen Gesandten Lazare de Baif auf den Reichstag zu Speier begleitet hatte, sehnte er sich, da seine Gesundheit sehr geschwächt war, nach ruhigeren Beschäftigungen und warf sich mit so anhaltendem Eifer auf das Studium der Wissenschaften, daß er das in seinen früheren Jahren Versäumte bald nachholte und zugleich mit einigen poetischen Versuchen, die von der Akademie zu Toulouse gekrönt wurden und sich eines rauschenden Beifalls erfreuten, hervortrat. Die Schmeicheleien des Hofes und das Lob der gelehrtesten Männer seiner Zeit steigerten des Dichters Eitelkeit zu so hohem Grade, daß er mit Geringschätzung auf alle übrigen Dichter herabsah und den höchsten Gipfel des Parnassus erstiegen zu haben wähnte. Er stiftete die sogenannte französische Pleyade, die aus den sieben bedeutendsten Dichtern jener Zeit, die freilich jetzt vergessen sind, bestand und die französische Poesie durch geschmacklose Gelehrsamkeit verunstaltete. R.'s vermeintliche Verdienste blieben nicht unbelohnt;

Karl IX. überhäufte ihn, nachdem er in den geistlichen Stand getreten war, mit einträglichen Pfründen und Heinrich II. würdigte ihn seiner persönlichen Freundschaft. Des Dichters katholische Rechtgläubigkeit und seine kirchliche Würde waren keine Hindernisse seiner vielfachen galanten Abenteuer und eines überhaupt nicht sehr lobenswerthen Lebens. Seine Geliebte besang er unter dem Namen Cassandra. Er starb am 27. Dec. 1585 zu Saint-Côme bei Tours. R. hatte die Griechen und Römer, so wie die Italiener fleißig studirt, zog aber aus ihnen nur wenig Vortheil, man müßte denn eine ungeheure Sprachmengerei, auf welche er nicht wenig stolz war, als solchen betrachten. Es fehlte ihm eben so sehr an reiner Empfänglichkeit für das Schöne der Natur, als an Originalität zur Schöpfung des Idealen; auch seinem nicht zu verkennenden Nachahmungstalent mangelte der feine Tact in dem geistreichen Ergreifen und Wiedergeben fremder Manieren; doch ist ihm bei allen seinen Fehlern ein emporstrebender, das Gemeine verschmähender und das Schöne rastlos suchender Geist nicht abzusprechen. Seine Liebesgedichte („Les amours") sind gekünstelte Sonette in Petrarca's Manier, voll schwerverständlicher Gelehrsamkeit und ohne Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Seine fünf Bücher Oden, durch die er Pindar und Horaz übertroffen zu haben glaubte, sind nicht viel mehr als bombastische Reimerei voll prunkender Phrasen. Seine Franciade („La Franciade") beginnt die lange Reihe der mißlungenen epischen Versuche der Franzosen und bietet in keiner Beziehung Erwähnenswerthes. „Oeuvres" (Par. 1587. 5 Voll. 12. Par. 1623. 2 Voll. Fol., mit N. Richelet's Commentar. Par. 1629—1630. 5 Voll. 12.); „Oeuvres choisies, avec notice, notes et commentaires par Sainte-Beuve" (Par. 1828. 8.). 67.

Roore (Jakob von), ein ausgezeichneter niederländischer Historienmaler, geb. 1686 zu Antwerpen, war ein Schüler van Opstal's und besuchte später zur Vollendung seiner Ausbildung Italien. Seine Werke, unter welchen wir nur an die berühmte Belagerung des Capitols durch Brennus (für Fagel gemalt) und das nicht minder geschätzte in dem ehemals haselaer'schen Hause zu Amsterdam befindliche Deckengemälde, die Fabel von der Pandora darstellend, erinnern, sind in jeder Hinsicht Meisterstücke der Kunst und stehen daher jetzt noch in hohem Preise. Vor allen schätzen Kenner seine kleinen mit seltenem Fleiße ausgeführten Staffelgemälde in Teniers' und Orley's Manier. R. starb am 17. Juli 1747. 36.

Roos ist der Name einer berühmten deutschen Künstlerfamilie. Johann Heinrich R., genannt der alte R., einer der ausgezeichnetsten Thier- und Landschaftsmaler, war im Jahre 1631 zu Otterberg in der Pfalz geboren und hatte anfangs Julien du Jardin, dann Adrian de Bie zum Lehrer. Der Landschafts- und Thiermalerei vorzugsweise sich widmend durchreiste er zur Vollendung seiner Ausbildung Deutschland, Frankreich, Italien und selbst England und ließ sich später in Frankfurt a. M. nieder, wo er im Jahre 1685 bei einem Brande aus Unvorsichtigkeit sein Leben verlor. R. gehört in dem bereits angeführten Genre der Malerei zu den vortrefflichsten Künstlern seiner Zeit sowohl, wie der folgenden Jahrhunderte und nur wenige möchten ihn in Bezug auf Composition, Colorit, Naturtreue und Zeichnung erreicht haben. Unter seinen Darstellungen von Thieren stehen die von Kühen, Schafen und Ziegen oben an. Übrigens haben alle seine Werke durch die schönen landschaftlichen Staffagen (besonders häufig römische Ruinen, wie z. B. bei den drei in der wiener Galerie von ihm befindlichen Gemälden) einen eigenthümlichen Reiz. Man hat von R. auch 23 geätzte Blätter, die noch jetzt sehr hoch im Preise stehen. — Theodor R., des Vorigen Bruder, geb. 1638 zu Wesel, war ebenfalls ein Schüler de Bie's, widmete sich aber vorzugsweise der Portraitmalerei, in welcher er es übrigens so weit brachte, daß seine Gemälde nur einer bessern Zeichnung bedurft hätten, um als vollendete Meisterwerke zu gelten. Er lebte abwechselnd zu Cassel, Manheim und Straß-

burg und erwarb sich ein ansehnliches Vermögen. Sein Tod erfolgte im Jahre 1698. — Philipp R., der zweite Sohn von Johann Heinrich R. und dessen Schüler, geb. 1655 zu Frankfurt, ging nach Italien und nahm seinen dauernden Wohnsitz zu Tivoli, weßhalb er auch gewöhnlich Rosa di Tivoli genannt wird. Er kommt seinem Vater, dessen Genre er auch gewählt, in jeder Hinsicht gleich, und wird von Einigen sogar noch höher gehalten, wenigstens gaben ihm die Italiener, welche ihn für sich vindiciren, unter allen Landschafts- und Thiermalern den ersten Platz. Er starb in Folge der Verschwendung seiner Frau, der schönen Tochter des Malers Hyacinth Brandi, in großer Dürftigkeit zu Rom 1705. — Johann Melchior R., des Vorigen Bruder, geb. 1659, gest. 1731, war ebenfalls ein geschickter Thiermaler und zeichnete sich auch im Portrait und in der Geschichtsmalerei aus. — Joseph R. endlich, der Enkel von Johann Heinrich R., geb. 1728 zu Wien, gest. daselbst 1805 als Galeriedirector, arbeitete in der Manier seines Großvater und Philipp's R. Man schätzt vorzüglich seine radirten Blätter, eine Reihe von Thierstücken und Landschaften. 36.

Roos (Richard), s. Engelhardt.

Roquelaure (spr. Roklohr) (Gaston Jean Baptiste, Herzog von), Pair von Frankreich, der Sohn des Marschalls Antoine Baron von R., geb. 1617, hatte von seinem Vater den kriegerischen Geist sowohl, wie die ausgezeichnete Heiterkeit desselben und jenen Hang zum Witzeln geerbt, der ihn mehr noch als seine wahren Verdienste berühmt gemacht hat. An allen Kriegen jener Periode ehrenvoll Antheil nehmend erwarb er sich als Hofmann, Bonvivant und durch die Kunst über nichts viel und lustig zu schwatzen, nicht geringern Ruf, obwohl er seiner spitzigen Zunge wegen im Allgemeinen nur wenige Freunde besaß. Seit 1676 war er Gouverneur von Cayenne. Er starb am 10. März 1683. Man hat eine Sammlung von höchst gemeinen Scherzen, die ihm, gewiß aber fälschlich, zugeschrieben werden. Sie erschien 1727 zu Köln unter dem Titel: „Momus français ou les aventures divertissantes du duc de R.“ 22.

Rosa (Salvator), ein vorzüglicher italienischer Maler und Dichter, am 20. Juni 1615 zu Arenella, einem Dorfe bei Neapel geboren, zeigte schon als Knabe große Anlagen zur Malerei, fand aber, da seine Dürftigkeit ihn hinderte, sich einen größern Wirkungskreis zu schaffen, wenig Beifall, bis der bekannte Maler Lanfranc sein Talent erkannte und ihn bewog eine Kunstreise nach Rom zu machen (1635), von wo ihn aber eine Krankheit bald wieder nach seiner Vaterstadt trieb. Nachdem er seine Talente durch unermüdlichen Fleiß und durch sorgsame Beobachtung der Natur noch mehr ausgebildet hatte, ging er zum zweiten Male nach Rom und erhielt daselbst an dem Cardinal Brancaccio eine ihm sehr nöthige Stütze. Er begleitete diesen nach seinem Bisthume Viterbo und malte den bischöflichen Palast und ein großes Bild (den heiligen Thomas) für die Hauptkirche. Hier wagte er auch, durch den Umgang mit Dichtern angefeuert, seine ersten poetischen Versuche; da aber sein Genie immer noch keine Anerkennung fand, verließ er seinen Gönner und schlug seine Wohnung zu Rom auf, wo es ihm endlich gelang, sich als Schauspieler, Witzbold, Musikus und Maler bekannt zu machen. Mit einem bedeutenden Namen kam er 1647 in seine Vaterstadt zurück und nahm an der durch Masaniello geleiteten Revolution Antheil. Nach der Wiederherstellung der spanischen Herrschaft sah er sich gezwungen nach Rom zu flüchten, wo er in düsterem Unmuth über das Scheitern seiner Pläne und den Wahnsinn der Menschen seinen Zorn auf seine Gemälde übertrug. Man fand darin sogar anstößige Anspielungen auf die angesehensten Personen in Rom und nur mit Mühe gelang es R. sich dem gegen ihn ausgesprochenen Verhaftungsbefehl zu entziehen und nach Florenz zu entkommen, wo er bereitwillig aufgenommen ward und bald eine nicht geringe Anzahl ergebener Freunde um sich versammelt sah. Als er später wieder

seinen Aufenthalt in Rom nahm, war sein Ruhm bereits so hoch gestiegen, daß ihm seine Feinde und Neider nichts mehr anzuhaben vermochten. Er starb daselbst am 15. März 1673. Als Maler hat sich Salvator R. vorzüglich durch seine Landschaften berühmt gemacht; weniger gelungen sind seine historischen Gemälde; alle jedoch zeichnen sich durch glühende Phantasie, so wie durch Kraft und Wärme vortheilhaft aus; seine Zeichnung ist freilich großartiger als correct und seine Figuren könnten eleganter sein, aber die Anlage ist stets geistreich und männlich; Licht, Farbe, Ausdruck und Leben sind allenthalben. Als Dichter hat sich R. durch seine derben Satyren „Die Musik;" „Die Malerei;" „Die Poesie;" „Der Krieg;" „Babilonia" und „Der Neid" („Satire," Amst. 1770. 8., Livorno 1787. 8., Amst. 1790. 8., Lond. 1824. 8.) eben so großen Ruhm erworben, als bittere Feindschaft zugezogen. Lady Morgan's sonst vortreffliches Werk über S. R. („Life and times of Salvator Rosa," Lond. 1824. 3 Voll. 8., deutsch von Th. Hell, Dresd. 1824 ff. 3 Bde. 8.) ist zu romanhaft gehalten. 66.

Rosalie (musik.), s. Transposition.

Roscellinus, Rouscelinus, Ruzelinus (Johannes), Kanonicus zu Compiegne, um 1089, berühmter scholastischer Philosoph und Stifter des Nominalismus (s. den Art. Scholastik). Wegen Anwendung seiner nominalistischen Ansichten auf die Dreieinigkeitslehre verketzert mußte er 1092 vor einer Synode zu Soissons Widerruf leisten. Vgl. Chladenii „Diss. de vita et haeresi Roscellini" (Erlang. 1756. 4.); Waldau's „Thesaurus bio- et bibliographicus" (Chemnit. 1792. 8.). 80.

Roscius, Name eines der ausgezeichnetsten römischen Plebejergeschlechter, von dem wir hier nur die berühmtesten Glieder namhaft machen: 1) Quintus R., Zeitgenosse Sulla's und Cicero's und Nebenbuhler des Äsopus, einer der besten Schauspieler seiner Zeit, bekannt durch das Lob, das ihm Cicero überall zu Theil werden läßt. Von Figur schön gebaut, mit einer wohltönenden Stimme ausgerüstet und in seinem Äußern gewandt strebte er unaufhaltsam fort im wissenschaftlichen Studium griechischer und vaterländischer Meisterwerke, ward nicht nur der gefeiertste Tragödiendichter, sondern auch der beliebteste Komödiendichter seiner Zeit, so daß es selbst ein römisches Sprüchwort wurde: „ein R. in seinem Fache sein." Hierdurch nun so wie durch seinen Unterricht, den er jungen Schauspielern ertheilte, von denen er viele zu den tüchtigsten Künstlern heranbildete, von Jung und Alt, Vornehm und Gering hochgeschätzt, ward ihm selbst, nachdem er die Bühne wegen seines vorgerückten Alters nicht mehr betreten konnte, vom Senate das bedeutende Jahrgeld von ungefähr 300 Thalern ausgesetzt, das er jedoch nach der Angabe Einiger, weil er es nicht bedurfte, ausgeschlagen haben soll. Von seiner Schrift „Über die äußere Beredsamkeit" ist uns nichts erhalten worden. Er starb ruhmgekrönt ungefähr 61 v. Chr. 2) Sextus R. Amerinus (aus Ameria), ein mehr durch eine für dessen Sohn gehaltene Rede des Cicero berühmt gewordener Römer. Er lebte in Rom, galt daselbst für einen der reichsten Männer und ward dadurch bald in den Zeiten der Bürgerkriege der Gegenstand des Neides und der Raubsucht. Auf Anstiften mehrerer seiner Feinde und namentlich des Chrysogonus, Sulla's berüchtigten Freigelassenen, ward er eines Abends, als er von einem Abendschmause zurückkehrte, bei den Palatinischen Bädern durch Hinterlist getödtet. Bald darauf kamen seine Güter um einen Spottpreis in die Hände seiner Mörder. Solche Gewaltthätigkeit aber mußte Verdacht erregen; allein auch auf dieses waren die Mörder vorbereitet. Sogleich leiteten sie einen Proceß gegen des R. Sohn ein, den sie des Vatermordes beschuldigten. Der Sohn war 3) Sextus R. Amerinus, derselbe, zu dessen Gunsten Cicero jene uns noch erhaltene treffliche Rede hielt. Aufs Trefflichste von Cicero vertheidigt, der ihn nicht nur ganz von jenem Morde rein sprach, sondern auch mit den deutlichsten

Belegen seinen durchaus unbescholtenen Lebenswandels darlegte und durch die Verbindungen, in welchen er mit den vornehmsten Römern stand, unterstützt, ward R. nicht nur freigesprochen, sondern erhielt auch seine ihm genommenen Güter zurück. 20.

Roscoe (spr. Rosku) (William), ein geschätzter englischer Historiker, 1752 zu Liverpool von armen Eltern geboren, erhielt eine seinen natürlichen Anlagen wenig angemessene Erziehung und kam nach einem sehr dürftigen Schulunterrichte als Schreiber zu einem Anwalt seiner Vaterstadt. Mitten unter den langweiligen Beschäftigungen auf dem Bureau seines Principals erlernte er, von einem seiner Mitschreiber veranlaßt, die lateinische Sprache und hatte es bald so weit gebracht, daß ihm das Verständniß der römischen Classiker leicht wurde. Darauf wandte er seinen Fleiß den neueren Sprachen zu und machte besonders im Französischen und Italienischen bedeutende Fortschritte. Dabei las er mit unermüdlichen Eifer die vaterländischen Dichter und trat in seinem 16. Jahre mit dem didaktischen Gedichte „Mount-Pleasant," welches mit großem Beifalle begrüßt ward, hervor. Nach Ablauf seiner Lehrzeit ward er Geschäftsführer bei einem andern berühmten Rechtsgelehrten in Liverpool und trieb die juristische Praxis und die schönen Wissenschaften mit gleichem Erfolge. Einen Theil des Reichthums, welchen ihm die erstere verschaffte, verwendete er zu nützlichen Zwecken; so ward er einer der Stifter und der eifrigste Beförderer der Gesellschaft zur Ermuthigung der Malerei und Zeichnenkunst (1775), so wie der vorzüglichsten Unterrichtsanstalt seiner Vaterstadt (Liverpool institution) und gab sich alle mögliche Mühe die Abschaffung der Sklaverei in den Colonien zu bewirken; sogar ein trefflich gerathenes Gedicht: „The wrongs of Africa" (1788) sollte zu diesem Zwecke beitragen. Die französische Revolution fand an R. einen begeisterten Lobredner, bis ihn die Grausamkeiten der Schreckensherrschaft zum Schweigen brachten. Nachdem er lange mit Eifer und Treue die Angelegenheiten seines Prinzipals besorgt hatte, trat er 1797 selbst als Sachwalter auf und ward kurz darauf von Liverpool zu einem ihrer Repräsentanten in der Kammer der Gemeinen gewählt. Er schloß sich eng an Fox an und unterstützte dessen Ansichten aus allen Kräften. Um diese Zeit wandte er sich gänzlich von der Jurisprudenz ab und gründete ein Banquiergeschäft, durch welches er aber, da er sich zu leichtsinnig in gewagte Unternehmungen einließ, sein mühsam erworbenes Vermögen wieder verlor. Sogar seine kostbare, an Schätzen der italienischen Literatur ungewöhnlich reiche Bibliothek mußte versteigert werden. Er starb am 30. Juni 1831. In der letzten Hälfte seines Lebens befaßte er sich mit großem Erfolge mit historischen Studien und seinen Leistungen in diesem Fache der Gelehrsamkeit verdankt er hauptsächlich seinen Ruhm. Zuerst erschien „Life of Lorenzo de' Medici" (Lond. 1797. 2 Voll. 4. 1800. 3 Voll. 8. Basil. 1799. 3 Voll. 8. Deutsch von K. Sprengel, Berl. 1797. 8.) nebst den dazu gehörigen „Illustrations historical and critical of the life of Lorenzo de' Medici, with an appendix of original and other documents" (Lond. 1822. 4.) und erregte durch männlich schöne Darstellung und philosophischen Geist großes Aufsehen und ungewöhnliche Theilnahme. Weniger bedeutend, jedoch durch gründliche Forschung ausgezeichnet ist sein zweites Werk: „The life and pontificate of Leo X." (Liverp. 1805. 4 Voll. 4. Lond. 1806. 6 Voll. 8. Deutsch von A. F. G. Glaser, mit Anmerkungen und Zusätzen von von H. P. C. Henke, Leipz. 1806—1808. 3 Bände. 8.); „Historical works" (Heidelb. 1828. 8 Voll. 8. — Vergl. „Life of W. Roscoe" (Lond. 1833. 2 Voll. 8.) von seinem Sohne. 67.

Rose (Krieg der weißen und rothen). Unter allen Bürgerkriegen, deren abschreckendes Bild uns die Geschichte vorführt, möchte wohl keiner des Blutvergießens und der Gräuel mehr darbieten, als der, welcher unter dem Namen des Kriegs der weißen und rothen R. im XV. Jahrh. über 30 Jahre lang

England zu einem Schauplatze der Verwirrung und unſäglichen Jammers machte. Es war dieß kein aus der Verſchiedenheit politiſcher oder religiöſer Meinung hervorgegangener Kampf erbitterter Parteien des Volks, ſondern ein Kampf nur der Intereſſen des königlichen Hauſes, ein reiner Vertilgungskrieg der Dynaſtie gegen ſich ſelbſt, geführt um die Herrſchaft über das Land, welches gezwungen und ohne wahres Intereſſe, weil ohne Ausſicht auf Gewinn von dem Sieger, dem Egoismus der Herrſcher ſein beſtes Herzblut zum Opfer bringen mußte. Die Urheber dieſes verderblichen Zwiſtes waren die Häuſer York und Lancaſter, beide Zweige der Dynaſtie Plantagenet, jenes von der Farbe der R., die es im Wappen trug, die weiße, dieſes aus gleichem Grunde die rothe R. genannt. Bereits König Richard II. (ſ. d. Art.) hatte nur mit Mühe den Thron zu behaupten vermocht und unterlag zuletzt in der That dem ehrgeizigen Sohne Lancaſter's, Heinrich (IV.). Deſſen Sohn, Heinrich V., hinterließ bei ſeinem Tode (1422) einen noch minderjährigen Thronerben in Heinrich VI., welcher aber nach dem Ableben Bedford's und dem Sturze Gloceſter's (ſeiner Oheime) ein Spielball ſeiner Günſtlinge, des Herzogs von Suffolk und ſpäter Somerſet's, wurde. Die allgemeine Unzufriedenheit darüber glaubte Richard, Herzog von York, ein Enkel von Eduard's III. viertem Sohne (dem Herzoge Edmund von York) zur Realiſirung ſeiner Anſprüche auf den Thron, die allerdings wegen ſeiner Abſtammung mütterlicher Seite von Lionel von Clarence, dem zweiten Sohne Eduard's III., gerechter als die des Hauſes Lancaſter erſchienen, benutzen zu müſſen. An der Spitze einer mächtigen Partei erzwang er durch mehrere ſiegreiche Schlachten ſeine Ernennung zum Statthalter und Protector (1450) und ſpäter (1455) zum Nachfolger des Königs, den er gefangen hielt. Doch der Kampf, von der Königin Margaretha geleitet, dauerte fort und ein Sieg derſelben bei Wakefield (1460) koſtete Richard das Leben. An ſeiner Statt wurde Eduard (IV.), ſein Sohn, von dem Grafen Warwick als König ausgerufen (1461) und nach der mörderiſchen Schlacht von Towton vom Parliamente anerkannt. Deſſenungeachtet erneuerten Heinrich und ſeine Partei ihre Anſtrengungen zur Wiedererringung des Throns und, wie es ſchien, mit Glück; denn Eduard IV. mußte 1470 vor dem ihm untreu gewordenen und durch franzöſiſche Hülfstruppen verſtärkten Grafen Warwick flüchtig werden. Aber ſchon 1471 kehrte er mit burgundiſcher Hülfe zurück, gewann die Schlacht von Barnet, wo Warwick blieb, nahm hierauf den unglücklichen Heinrich in dem mörderiſchen Gefechte bei Tewksbury an der Saverne abermals gefangen und ließ ihn im Tower erdroſſeln. Der junge Prinz von Wales war kurz zuvor ebenfalls gewaltſamen Todes geſtorben. Das Haus Lancaſter war vernichtet und Eduard auf dem Throne befeſtigt, aber die Grauſamkeit, mit welcher er gegen die unglücklichen Anhänger des beſiegten Hauſes und zuletzt ſelbſt gegen ſeine eigene Familie wüthete, ward nach ſeinem Tode (1483) an ſeinen Söhnen Eduard (V.) und Richard von York gerächt. Sein eigner Bruder, der verworfene Herzog Richard (III.) von Gloceſter nahm ſeinen Neffen Thron und Leben und ließ ſich dann zum Könige ausrufen (1483). Doch noch einmal entbrannte jetzt der Bürgerkrieg; denn die Nation überdrüſſig der unerträglichen Tyrannei rief Heinrich (VII.) Tudor, Grafen von Richmond, welcher ſich bei der Vertilgung des Hauſes Lancaſter, dem er als Sohn von Margaretha Beaufort, der Urenkelin des Herzogs Johann von Lancaſter, angehörte, gerettet hatte, zurück und ernannte ihn nach der ſiegreichen Schlacht von Bosworth, in welcher Richard III. blieb, zum Könige (1485). So endete dieſer unheilvolle Krieg zugleich mit dem Erlöſchen des Männsſtammes Plantagenet und ſchwer nur und langſam erholte ſich das fürchterlich mitgenommene Land von den Wunden, die ihm der Egoismus und die Grauſamkeit ſeiner Beherrſcher geſchlagen hatte. 1.

Roſe (Roman von der) nennt man einen der berühmteſten franzöſiſchen Rit-

Digitized by Google

terromane, welchen Wilhelm von Lorris, ein ſonſt unbekannter Dichter, in der erſten Hälfte des XIII. Jahrh. begann und Jean de Meun am Anfange des XIV. fortſetzte und beendigte. Man würde das holpricht verſifizirte Machwerk beſſer ein didaktiſch-allegoriſches Gedicht nennen; denn die Erfindung hat keinen epiſchen Zug, ſondern iſt nur ein allegoriſcher Traum. Ein Liebender wird in den Garten der Liebe verſetzt und von Amor verwundet; er fühlt Verlangen, die R. (nichts Anderes, als was das deutſche Mittelalter Minneſold nannte) zu pflücken und gelangt auch endlich nach Beſiegung vieler Hinderniſſe, die ſämmtlich als allegoriſche Perſonen vorgeführt werden, zu ſeinem Zwecke. Das Caſtell, womit die R. umgeben iſt, wird geſtürmt und das Gedicht endet auf gemein obſcöne Art, nachdem es ſich in den derbſten Bildern erſchöpft hat. Das Geiſt- und Sinnreiche des Romans von der R. liegt einzig und allein in der Art der Ausführung. Treffliche Partien, artige Reflexionen und Beſchreibungen ſind nicht ſelten und mußten die gleichzeitige Leſewelt bezaubern; die Diction fließt ſo leicht dahin, daß man [illegible] noch bewundern muß. Die ſatyriſche Tendenz, welche ſich durch das Ga[illegible] durchzieht und beſonders gegen die Weiber gerichtet iſt, mußte noch mehr anziehen. Übrigens bemerkt man ſchon in dieſem ächt franzöſiſchen Nationalwerke das Vorwalten des ſinnreichen Raiſonnirens und Moraliſirens, wodurch die ſpätere franzöſiſche Poeſie auf Abwege geführt wurde. Später wurde der Roman von der R. in Proſa aufgelöſt und auch in dieſer Geſtalt, obſchon man ſogar gegen dieſes ſchlüpferige Werk predigte und ſchrieb, verſchlungen. Seine Beliebtheit zeigen ſchon die zahlreichen Ausgaben, welche er im XV. und XVI. Jahrh. erlebte, deren man nicht weniger als vierzehn (die erſte, Par. 1479. Fol.; die letzte, Par. 1538. 8.) zählt. Neuere Ausgaben beſorgten Lenglet du Fresnoy (Par. 1735. 3 Voll. 12. N. E. Par. 1798. 5 Voll. 8.) und Méon (Par. 1814. 4 Voll. 8.). Die proſaiſche Auflöſung iſt bis jetzt nur in alten ſchwer zu bekommenden Ausgaben (Par. 1511. Fol. Lyon 1503. Fol. Par. 1521. Fol.) vorhanden. 67.

Roſenblüt oder **Roſenplüt** (Hans), einer der berühmteſten deutſchen Meiſterſänger, von ſeinen Zeitgenoſſen, wahrſcheinlich ſeines ungewaſchenen Mauls wegen, gewöhnlich der Schnepperer genannt, lebte um die Mitte des XV. Jahrh. als Wappenmaler zu Nürnberg und ſcheint ſich auch zum Behufe ſeiner Kunſt an manchen deutſchen Fürſtenhöfen umgeſehen zu haben. Mehr iſt von ſeinen Lebensumſtänden nicht auszumitteln. R. kann, wenn man überhaupt einen Vergleich anſtellen will, als der Theſpis unſerer Bühne gelten; denn er verſuchte zuerſt in ſeinen Faſtnachtsſpielen, die er übrigens nicht erfand, einen ordentlichen Dialog. Seinem Witze ließ er darin die ungezügelſte Freiheit, wenn es galt, das nürnberger Publicum im rechten Faſtnachtsgeſchmacke ſeiner Zeit durch die ſchmuzzigſten Späße zu ergötzen, doch darf man weder ihn, noch ſeine Zuſchauer für minder ehrſam halten, als ſie wirklich waren; denn ohne ſolche Ausſchweifungen des burlesken Witzes ſchien damals ein ächtes Faſtnachtsſtück nicht wohl möglich zu ſein. R.'s ſechs auf uns gekommene „Faſtnachtsſpiele" (in Gottſched's „Nöthigem Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt", II. 43—80) ſind übrigens insgeſammt ohne dramatiſches Intereſſe, nur „Der Bauer und der Bock" hat etwas mehr Handlung; ihr Werth beruht hauptſächlich auf der kräftigen Darſtellung und auf den nicht ſelten ariſtophaniſch kecken Witzſpielen. Auf einer höheren Stufe der poetiſchen Cultur zeigt ſich R. in ſeinen Schwänken, von welchen bis jetzt nur „Der König im Bad" (Bamb. 1493. 4.; auch im „Deutſchen Muſeum", 1782. II.), „Der Mann im Garten" (Ebend. 1493. 4. Auch in „Braga und Hermode", II.) und „Der Baumgarten" (in Canzler's und Meißner's „Quartalſchrift", I.) bekannt geworden ſind und die wegen ihrer oft meiſterhaft jovialen Darſtellung und der mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit gehaltenen komiſchen Sprache ſämmtlich verdienten ans Licht gezogen zu werden. Daß

Digitized by Google

sich der lustige Meistersänger doch nicht ganz der ernsten Dichtkunst entschlug, beweisen sein freilich nicht sehr zu rühmendes historisches Gedicht auf den 1450 bei Hempach erfochtenen Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel (in Canzler's und Meißner's „Quartalschrift", III.), so wie einige kleinere Gedichte religiösen Inhalts. 67.

Rosenfeste sind im Allgemeinen Freudentage, welche in der Blüthenzeit der Rosen an gewissen öffentlichen mit Rosen geschmückten Orten durch Tanz, Musik ꝛc. gefeiert werden, wie z. B. die R. der Perser im Rosenwerfen und in anderen Lustbarkeiten, welche den Tag und die Nacht durch dauern, bestehen. Im engern Sinne aber versteht man unter Rosenfesten das bekannte ländliche Fest, an welchem aus der Zahl aller unbescholtenen Jungfrauen eines Orts das tugendhafteste und mit vorzüglichen weiblichen Eigenschaften ausgestattete Mädchen öffentlich belobt und belohnt wird. So wird z. B. in Frankreich, ursprünglich zu Salency, einem Dorfe bei Noyon in der Picardie, von 3 Jungfrauen jährlich eine ausgewählt, nachdem ihr Name in der Kirche bekannt gemacht und untadelhaft erfunden ist, so wird sie den 8. Juni, am Tage des heiligen Medardus, als La Rosière unter gewissen Feierlichkeiten vom Herrn des Guts mit 12 anderen festlich geschmückten Paaren zur Medarduskapelle geführt, mit dem Ehrenkranze gekrönt und mit einem Geschenke von 25 Livres belohnt. Festliche Gebräuche in der Kirche und im Freien beschließen das Ganze. Dieses Fest wurde zur Zeit Ludwig's XIII. gestiftet und dem heiligen Medardus der Sage nach zugeschrieben, weil sein Fest in die Rosenzeit fällt. (Vergl. „Hanöversches Magazin" vom Jahre 1766. Nr. 94.) Ganz nach dem Muster des Rosenfestes zu Salency führte auch der schwarzburgische Geheimerath und Kanzler, Chr. Ulrich von Ketelhodt zu Rudolstadt, auf seinem Gute Lichstädt ein solches Rosenfest mit landesherrlicher Genehmigung ein. Es wurde damals als das 2. auf der ganzen Erde genannt und am Tage Ulrici den 4. Juli 1769 zum ersten Male festlich begangen. (Vergl. „Nova acta hist. eccles." IX, 423—430.) Auch ist das Rosenfest zu Ehren der heiligen Rosalie in Sicilien, welcher an demselben Rosen dargebracht werden, mit religiösen Gebräuchen verbunden. Ein mit Rosen geschmücktes Mädchen hängt einen Kranz von seltenen schwarzen Rosen am Fußgestelle des heiligen Rosenmädchens (der heiligen Rosalie) auf. 84.

Rosenkranz, auch **Paternoster** (rosarium, corona beatae virginis), das Gebetmaß der Katholiken, ist eine Schnur mit an einander gereihten, aus beliebiger Masse angefertigten Kügelchen, nach welcher in bestimmter Folge die „Paternoster" und „Ave Maria" gebetet werden. An dem größeren oder marianischen befinden sich 150 kleine Kügelchen und zwischen je 10 derselben ein größeres. Erstere bestimmen die Anzahl der zu betenden „Ave Maria", letztere die der Paternoster. Nach dem kleinern Rosenkranze können blos 50 Ave Maria und 5 Paternoster gebetet werden. Der Ursprung des Rosenkranzes verliert sich nicht, wie man früher gewöhnlich annahm, ins IV. Jahrh., sondern ist erst ins XI. zu setzen, da um 1044 eine Gräfin Godiva aus Herford in England zuerst Gebrauch von demselben machte. Vielleicht gaben zu seiner Einführung einzelne Wallfahrer in das gelobte Land Veranlassung, die eine ähnliche Sitte bei den Anhängern des Islam kennen lernten. Die Kränze derselben sollen angeblich aus 99 angehängten kleinen Kugeln bestehen, welche aus heiliger Erde von Mekka und Medinah verfertigt worden. Auch dienen bei einigen indischen Kasten dergleichen Kränze als Norm beim Gebete. — Das Rosenkranzfest, des am 7. Oct. 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges zu Ehren von Gregor XIII. gestiftet, wird seit dem Ende des XVI. Jahrh. am 1. Sonntage im October gefeiert. — Vergl. Weber, „Über das Gebet des Rosenkranzes" (München 1815). 77.

Rosenkreuzer nannten sich die Mitglieder eines geheimen Ordens (fraterni-

Bayerische Staatsbibliothek München

tas rosae cruciata), welcher angeblich von einem gewissen Christian Rosenkreuz schon im XV. Jahrh. gegründet worden sein soll und dann der mystischen Opposition gegen die katholische Kirche vor der Reformation angehören würde. Daß Joh. Valentin Andreä Mitglied oder gar Stifter dieses Bundes gewesen sei, läßt sich nicht nachweisen, indem der Zweck seiner „Invitatio ad fraternitatem Christi“ und „Reipublicae christianopolitanae descriptio“ (1618 und 1619) nur die Verbindung zu Beförderung religiösen Sinnes war. Um diese Zeit aber, zu Anfange des XVII. Jahrh., gingen von der Gesellschaft der R. mehrere Schriften aus, die eine allgemeine Umgestaltung auch des bürgerlichen Lebens zugleich mit dem religiösen forderten. Ihr eigentlicher Zweck, wenigstens in späterer Zeit, scheint aber magische Bewältigung der Natur und des Geisterreichs, Auffindung des Steins der Weisen gewesen zu sein; daher sie sich vorzüglich mit Alchymie, Magie und Kabbala beschäftigten. Sie theilten sich in zwei Classen, untere Brüder und Obere. Die ersteren, auch theoretische Brüder genannt, wohl ehrliche gute, aber schwache, betrogene Leute, die sich blindlings durch ihren Hang zum Wunderbaren leiten ließen, mußten alchymistische Processe bearbeiten und ihr Vermögen in Schmelztiegeln verrauchen lassen. Die Oberen blieben stets den Untergebenen unbekannt und forderten von ihnen strengen Gehorsam und blinden Glauben. Mehrmals zu verschiedenen Zeiten geheimnißvoll ans Licht getreten sind sie seit Ende des XVIII. Jahrh. völlig verschwunden. Den Namen Rosenkreuz leiteten übrigens die Anhänger dieses Bundes von dem Kreuze Christi her, welches mit dem rosenfarbenen Blute desselben besprengt sei, ohne welches man kein Nachfolger Christi sein könne, mit welchem man aber alle Weisheit und Erkenntniß erlange. In ihren Versammlungen trugen sie ein blaues Ordensband, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Rose hing. — Vergl. v. Murr, „Über den wahren Ursprung der Rosenkreuzer“ (Sulzbach 1803); Buhle, „Über den Ursprung und die Schicksale der Rosenkreuzer“ (Göttingen 1804). 63.

Rosenmüller (Johann Georg), berühmter Theolog und Kanzelredner wurde am 18. Dec. 1736 in Ummerstädt bei Hildburghausen geboren, besuchte seit 1751 die Lorenzschule zu Nürnberg und seit 1757 die Universität zu Altdorf und lebte nach Beendigung seiner akademischen Studien einige Jahre als Hauslehrer, zuerst im Pfälzischen, dann in Hildburghausen. Hier empfahl er sich durch einige Nachmittagspredigten so sehr, daß er 1767 als Prediger daselbst angestellt ward. Schon im folgenden Jahre kam er als Pastor nach Heßberg und 1772 nach Königsberg in Franken als Diakonus und adjungirter Superintendent; 1773 aber erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen, ward hier 1775 auch Doctor der Theologie und 1779 Pfarrer an der altstädter Kirche, 1783 erster Professor der Theologie, Superintendent, Consistorialassessor und Stadtpfarrer in Gießen, endlich 1785 Superintendent, Consistorialassessor und ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig, wo er 1793 auch Domherr zu Meißen und 1806 Prälat und Senior der Facultät ward und am 14. März 1815 als der damals älteste Theolog aller deutschen Universitäten starb. R. gehörte zu den verdientesten und geachtetsten Theologen und Kanzelrednern seiner Zeit. Namentlich hat er sich in Leipzig durch Verbesserung der Liturgie und des Schulwesens, so wie dadurch, daß er die erste Veranlassung zur Stiftung des Arbeitshauses für Freiwillige, der Rathsfreischule und Bürgerschule ward, unvergeßliche Verdienste erworben. Als Prediger aber war er besonders seiner Popularität, praktischen Richtung und der Herzlichkeit seines Vortrags wegen allgemein beliebt; als Mensch ausgezeichnet durch Humanität, Bescheidenheit und ächte Religiosität, als Schriftsteller fruchtbar, indem sich die Zahl seiner Schriften, welche wegen ihrer Popularität, Gründlichkeit und Gediegenheit große Verbreitung fanden, gegen 100 beläuft. Die wichtigsten derselben sind: „Religionsgeschichte für Kinder“ (Hild-

Digitized by Google

burghausen 1771. 10. Aufl. Leipz. 1828); „Christliches Lehrbuch für die Jugend" (Coburg 1775. 15. Aufl. Leipz. 1815); „Erster Unterricht in der Religion für Kinder" (Leipz. 1830. 9. Aufl.); „Morgen- und Abendandachten" (Leipz. 1820. 7. Aufl.); „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion auf alle Tage des Jahres" (Leipz. 1801. 4 Bde.); „Auserlesenes Beicht- und Communionbuch" (Nürnb. 1827. 12. Aufl.); „Betrachtungen über merkwürdige Begebenheiten des XVIII. Jahrh. mit Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit" (Leipz. 1801); „Predigten über auserlesene Stellen der heiligen Schrift" (Leipz. 1811—1813. 3 Bde.); „Pastoralanweisung" (Leipz. 1788); „Anleitung für angehende Geistliche" (Leipz. 1792); „Beiträge zur Homiletik" (Lpz. 1814); „Scholia in novum testamentum" (Norimb. 1777—1782. 6 Voll. ed. VI. cur. E. F. C. Rosenmüller. Lips. 1815—1830); „Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana" (Lips. 1792—1814. 5 Voll.). Nach seinem Tode erschien noch „Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Leipz. 1818—1819. 2 Bde.). — Vergl. „Lehren der Weisheit nach Seneca von Dr. J. G. Rosenmüller nebst R.'s Leben und Wirken", dargestellt von J. Ch. Dolz (Leipz. 1816). 63.

Rosenmüller (Ernst Friedrich Karl), bekannter Orientalist, der Sohn des Vorigen, wurde am 10. Dec. 1768 zu Heßberg bei Hildburghausen geboren und auf dem Pädagogium zu Gießen gebildet, studirte dann in Leipzig Theologie und morgenländische Sprachen, habilitirte sich 1792 als Privatdocent, verwaltete zugleich eine Custodenstelle bei der Universitätsbibliothek und erhielt 1795 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Professur der morgenländischen Sprachen, die er bis an seinen Tod, den 17. Sept. 1835, verwaltete. — Ward auch R.'s Ruhm als Orientalist durch mehrere gleichzeitige berühmte Namen verdunkelt und hat er selbst durch eigne Forschungen zur Fortschreitung in dem Studium morgenländischer Sprachen und Literaturen wenig beigetragen, so hat doch der große Ruf, den er genoß, in seinen literarischen Leistungen eine feste Grundlage und Gewähr und diese werden ihn sicher der Nachwelt überbringen. Vorzüglich sind seine „Scholia in Vetus Test." (Leipz. 1788—1835. 11 Theile in 23 Bänden, von denen die ersteren mehrere Auflagen erlebten), in denen er mit eisernem Fleiße allen exegetischen Stoff zusammengetragen, gesichtet und geordnet hat, und eben so seine „Scholia in V. T. in compendium redacta" (Leipz. 1828—1835. 5 Bde.) eine unschätzbare Bereicherung der Literatur, so wie seine erläuternden Werke („Das alte und neue Morgenland", Leipz. 1818—1820. 6 Bde.; „Handbuch für die Literatur der biblischen Kritik und Exegese", Göttingen 1797—1800. 4 Bde.; „Handbuch der biblischen Alterthumskunde", Leipz. 1823—1831. 4 Bde.; „Ansichten von Palästina", Leipz. 1810—1814. Querfol. 3 Bde.) mit dem größten Beifalle aufgenommen worden sind. Außerdem besitzen wir von R. „Institutiones ad fundamenta linguae arabicae" (Leipz. 1818. 4.) und „Analecta arabica" (Leipz. 1825 ff. 3 Thle.), in welchen letztern er vorzüglich seine früheren Ausgaben von Sohair's Moallakah und den Sprüchwörtern Meidani's einer genauern Bearbeitung unterwarf. Auch verdanken wir ihm die erneuerte Herausgabe mehrerer wichtiger Werke verstorbener Verfasser. 16.

Rosenmüller (Johann Christian), berühmter Anatom, Sohn des Superintendenten J. G. Rosenmüller zu Leipzig, ward zu Heßberg bei Hildburghausen 1771 geboren. Seine Gymnasialbildung erhielt er zu Gießen und Leipzig und studirte hierauf Medicin und Chirurgie zu Leipzig und Erlangen. Von letzterm Orte aus untersuchte er die Höhlen des Fichtelgebirges in der Nähe von Muggendorf (s. d. Art.), entdeckte mehrere derselben, von denen eine noch jetzt den Namen Rosenmüllershöhle führt, und beschrieb die in ihnen gefundenen fossilen Knochen in mehreren Schriften, von denen die wichtigste ist: „Abbildung und Beschreibung

der fossilen Knochen des Höhlenbären" (Weimar 1804. Fol. mit 8 Kupfern). Nachdem er sich so in Erlangen schon einen Namen erworben hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, wurde 1794 Prosector bei der anatomischen Anstalt, 1797 Doctor der Medicin, 1800 außerordentlicher Professor und 1804 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie. In dieser Stellung bearbeitete er mehrere Übersezzungen und selbstständige Schriften. Von jenen erwähnen wir J. Bell's „Zergliederung des menschlichen Körpers" und A. Monro, „Über die Schleimbeutel"; von diesen zeichnen sich als ganz vorzüglich aus: „Chirurgisch-anatomische Abbildungen für Ärzte und Wundärzte" (Weimar 1805—1811. 3 Thle. Fol.). In diesem Werke werden die anatomischen Theile nicht einzeln dargelegt, sondern in ihrem Zusammenhange unter einander; sie sind nach verschiedenen Durchschnitten entworfen und sämmtlich neu, für den Chirurgen wegen ihrer Anschaulichkeit und Richtigkeit vom größten Nutzen; die Zeichnungen hat der Verfasser mit großer Geschicklichkeit selbst gefertigt und der bekannte Kupferstecher Schröder ausgeführt; eine Menge anatomischer Abbildungen, wie wir sie in naturhistorischen und anatomischen Schriften der neuern Zeit finden, sind aus diesem Meisterwerke entlehnt. Eine andere sehr geschätzte Arbeit R.'s ist sein „Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers" (Leipz. 1808. 5. Aufl. von Weber 1833. 2 Thle.). Dieses ist in sehr vielen anatomischen Unterrichtsanstalten als Lehrbuch eingeführt, so daß es viel zur Bildung junger Ärzte beigetragen hat. Wir übergehen R.'s übrige literarischen Leistungen und erwähnen nur noch, daß er als Lehrer seiner tiefen Kenntnisse, seines deutlichen, ruhigen Vortrags und der Liebenswürdigkeit seines Betragens wegen allgemein geschätzt war; eben diese Menschenfreundlichkeit und Sanftmuth war auch Ursache, daß seine ärztliche Hülfe häufig gesucht wurde, trotz dem, daß er sich dem gänzlichen Geschäftsleben gern entziehen wollte. Später wurde R. zum königlichen sächsischen Hofrathe ernannt und erhielt den russischen Wladimirorden. Sein Tod erfolgte an der Brustbräune am 29. Febr. 1820. 39.

Rosenöl kommt aus dem Oriente, aus der Bisamrose (rosa moschata) bereitet, zu uns. Es ist das Athar der Indier, gelblich, dickflüssig, durchdringend nach Rosen riechend und schon bei + 12—16° R. butterartig erstarrend. Im verdünnten Zustande ist es ein sehr angenehmes Parfüm. 5.

Rosenstein (Nikolaus Rosen von), einer der berühmtesten Ärzte Schwedens, 1706 zu Gothenburg geboren, widmete sich zu Lund und Upsala der Medicin und machte nach Beendigung seiner Studien zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich, auf welcher er mit den bedeutendsten Ärzten und Naturforschern dieser Länder in nähere Berührung kam. Nach seiner Heimkehr wählte er das Lehrfach und zog bald eine große Anzahl Studirender durch seine Vorlesungen nach Upsala; besonders machte er sich berühmt durch die Anregung des Studium der Anatomie und die Verbreitung der Pockenimpfung. Seine Verdienste wurden von der Regierung auf vielfache Weise anerkannt, auch erhob ihn der König, der ihn 1735 zu seinem Leibarzte ernannt hatte, unter dem Namen von R. in den Adelstand. Er starb am 16. Juli 1773. Unter seinen Schriften gilt das Werk über die Kinderkrankheiten (deutsch von J. A. Murray, Götting. 1798. 8. 6. Aufl.) als die vorzüglichste. — Sein Sohn, Nils Rosen von R., am 12. Dec. 1752 zu Upsala geboren, wird mit Recht als einer der größten Literatoren Schwedens geschätzt. Nachdem er seine philosophischen und juristischen Studien zu Upsala beendigt hatte, machte er eine Reise in das Ausland und lebte lange als Secretair der schwedischen Gesandtschaft in Paris, wo er mit Voltaire, d'Alembert und anderen bekannten Encyklopädisten in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Nach seiner Heimkehr ernannte ihn Gustav III. zum Lehrer des Kronprinzen (1784) und beauftragte ihn mit der Abfassung der Statuten der 1786 gestifteten schwedischen Akademie, als deren beständiger Secretair sich R.

große Verdienste erwarb. Die Gunst Gustav's IV. scheint er jedoch nicht gewonnen zu haben; denn während dessen Regierung erhielt er keine Anstellung. Erst nach der Abdankung dieses schwachen Fürsten trat er als Secretair der geistlichen Angelegenheiten in den Staatsdienst und behielt diese Stelle trotz gänzlicher Erblindung bis 1822. Außer seinen Berufsarbeiten besorgte er die Herausgabe der Memoiren der schwedischen Akademie, so wie treffliche Ausgaben vorzüglicher schwedischer Schriftsteller (Lenegren, Kellgren und Lehnberg) und erwarb sich durch eigene Versuche, worunter die Lobschrift auf d'Alembert und die Abhandlung „Über die Aufklärung" (deutsch von K. G. Gröning, Leipz. 1794. 8.) auch dem Auslande bekannt geworden sind, großen Beifall. Er starb am 8. Aug. 1824 zu Stockholm. Mehrere Denkmünzen wurden zur Erinnerung an seine mannigfaltigen Verdienste geschlagen. Seine Bemühungen um tüchtige Weiterbildung der schwedischen Nationalsprache, so wie seine parteilose, aufgeklärte Denkart werden in seinem Vaterlande nicht leicht vergessen werden. 66.

Rosette, s. Ägypten, Inschriften und Edelsteine.

Rosinen, lat. passulae; franz. und engl. raisins, nennt man die entweder an der Sonne getrockneten oder im Ofen gedörrten Weinbeeren. Erstere haben einen sehr süßen Geschmack und heißen Cibeben; der Geschmack der letzteren aber ist etwas säuerlich. Es sind im Allgemeinen die bekannten großen R., von denen man mehrere Varietäten findet: 1) die smyrnaer oder damascener R., die fast so groß wie kleine Pflaumen, länglich, zusammengedrückt, runzlich sind und bräunlich gelb aussehen; 2) die französischen oder spanischen R., von welchen die besten einerseits aus Languedoc und Provence, welche auch Jubis, Piccarden- und Muscatrosinen genannt werden, und andererseits aus den spanischen Weinbergen bei Velez-Malaga, welche Muscatellerrosinen heißen, kommen; diese sind kleiner und dicker und von bräunlicher Farbe; 3) die italienischen oder calabrischen R., welche dick, dunkel gefärbt und etwas klebrig sind, aber, namentlich die calabrischen, ein sehr schönes Fleisch und einen lieblichen Geschmack haben. — Was die kleinen R. betrifft, so sind diese schwarz, von der Größe kleiner Linsen oder der Johannisbeeren und haben einen sehr lieblichen süßen Geschmack. Man nennt sie auch Korinthen, weil man sie ehedem aus Korinth zu uns brachte; gegenwärtig aber kommen sie von den ionischen Inseln. 21.

Roskolniken oder **Raskolniken**, s. Griechische Kirche.

Roßbach (Schlacht bei). Nachdem der Marschall d'Etrées, welcher während des 7jährigen Krieges das französische Hauptheer führte, den Herzog von Cumberland mit seinem englisch-deutschen Heere am 26. Juli 1757 bei Hastenbeck an der Weser geschlagen und am 9. Sept. desselben Jahres zu der schändlichen Convention zu Kloster Seeven vermocht hatte, war den französischen Heeren der Weg bis an die Elbufer geöffnet. Ein anderes französisches Heer, mit den deutschen Reichstruppen vereinigt, stand schon in Thüringen und bereitete sich vor, den Preußen das sächsische Land, die Stütze und Kornkammer desselben während dieses Krieges, zu entreißen. Der König Friedrich der Große stand mit seinem Heere in der Lausitz. Als er hier längere Zeit vergebens einer Gelegenheit zur Schlacht mit den Östreichern entgegengesehen hatte, brach er im August nach der Saale auf, um Sachsen zu decken. Nach langem Hin- und Herziehen stieß er am 5. Nov. bei dem Dorfe R. unweit der Saale mit seinem Heere von 22000 Mann auf das combinirte französische und Reichsheer, welches 60000 Streiter zählte. Der König hatte sich mit seinem schwachen Corps auf der Hügelreihe bei R. gelagert, während das feindliche unter dem Commando des Prinzen von Soubise eilend an den Hügeln vorbeizog, nur fürchtend, daß der König von Preußen mit seinem kleinen Haufen ihm entkommen möge. Die Preußen verhielten sich ganz ruhig in ihrem Lager und es schien, als bemerkten sie nicht, was um sie vorgehe; ruhig stieg der

Bell, a. and n. Middle English bel, belle, Old English belle (= Old Saxon bell, Old Norse bjalla, Old High German bella, German bell), from Germanic *bellan- (= Old Norse belja, Old High German bellan, German bellen), to bellow, roar, bell, from Indo-European *bhel-, to swell, to blow, to bellow, whence also Latin flare, to blow, Greek phallos, penis, Sanskrit bhalla, spear, Old Irish ball, limb, member, Old Church Slavonic blŭjati, to bellow, Lithuanian bilsti, to call, Old Prussian bilsnan, voice. Bellow, v., Bellows, n., Blow, v., Bole, n., Bollock, n., Bowl, n., Bull, n., Ball, n., Bullock, n., Phallus, Ball, n., Bullock, n., Bowl, n., Bull, n., Bellow, v., Bellows, n., Blow, v., Bole, n., Bollock, n., Bowl, n., Bull, n.,

(„Scherzi poetici e pittorici“, Parm. 1793. Fol.) sind leichte Witzspiele über archäologische Gegenstände. Unbedeutend sind seine Fabeln („Favole“, Rom. 1788. 8.; „Nuove favole“, Rom. 1801. 8.) und Novellen („Novelle“, Ven. 1824. 8.). Von seinem Geschmack zeugen seine Schriften über Archäologie und Kunstgeschichte, von welchen wir aber hier nur die Biographie der deutschen Malerin Angelika Kaufmann („Vita di Angelica Kauffmann, pittrice“, Firenz. 1810. 8.) nennen wollen. 66.

Rossini (Gioachimo), einer der berühmtesten Componisten der neuern Zeit, der erste Repräsentant der italienischen Schule, ward im Jahre 1789 zu Pesaro im Kirchenstaate geboren. Früh im Gesange unterrichtet trat er in Bologna auf einem kleinen Theater, wo seine Mutter als Sängerin angestellt war, schon als Knabe mit Beifall auf; doch scheint er sich später mehr mit theoretischen Studien beschäftigt zu haben, obwohl man weiß, daß er nie einen gründlichen Cursus unter der Leitung irgend eines namhaften Lehrers gemacht hat. Bereits im Jahre 1808 kamen in Bologna einige seiner Instrumental- und Gesangscompositionen und zu Rom im Jahre 1812 seine ersten beiden Opern: „Demetrio e Politio“ und „L'inganno felice“ mit genügendem Beifalle zur Aufführung. Noch ahnete man nicht den Glanz, welcher in Kurzem den Namen des jungen Künstlers umstrahlen sollte, und doch waren kaum einige Jahre verflossen, als sich der Ruhm desselben mit einer Schnelligkeit verbreitete, wie noch mit keinem Künstler vor ihm geschehen war. In der That mußte die außerordentliche Schöpferkraft R.'s in Erstaunen setzen; denn seit 1812 bis jetzt hat er fast ein halb hundert (meist komische) Opern, seine übrigen Compositionen verschiedener Art nicht gerechnet, zur Aufführung gebracht, so daß also für das Jahr durchschnittlich 2 zu rechnen sind, wenn man auch nicht berücksichtigt, daß er seit 1824 seine Thätigkeit etwas mäßigte. In Italien war sein Ruf fest begründet und seine Musik bereits die alleinige Herrscherin geworden, als man in Deutschland nur noch wenig von ihm wußte. Erst seit 1817 wurde er von München und Wien aus bekannter und seit 1822, wo er selbst in Wien erschien, erhob er sich schnell für einige Zeit wenigstens auch in Deutschland zum Modecomponisten. Entschiedener noch waren die Erfolge seiner Opern zu Paris, wo er 1823 zum ersten Male erschien und nach seiner Rückkehr von einer Reise nach London im Jahre 1824 durch glänzende Anerbietungen (er wurde Director beim théatre royal und 1826 compositeur du roi) fest gehalten wurde. Noch gegenwärtig lebt er zu Paris, im Augenblicke, wie man sagt, wieder mit Ausarbeitung einer neuen Oper beschäftigt. Seine neuliche Anwesenheit in Frankfurt gab dem Redacteur eines gewissen Journals Gelegenheit zu Lobhudeleien, die für R. eben sowohl, wie für Alle, auf deren Kosten diese Tiraden gemacht wurden, beleidigend erscheinen mußten, wenn man nicht wüßte, daß von jeher die Bewunderer R.'s das Unglück gehabt haben, vor Enthusiasmus fad zu werden. Unter den Opern R.'s haben folgende mit Recht den meisten Erfolg gehabt: „Tancredi“, welcher seinen Ruf vorzugsweise begründete, „Aureliano in Palmira“, „L'Italiana in Algeri“, „Il barbiere di Seviglia“, „Otello“, „La Gazza ladra“, „Cenerentola“, „Armida“, „La donna del lago“, „Zelmira“, „Semiramide“, „Le siège de Corinthe“ und zuletzt (1829) „Guillaume Tell.“ Wenn unter den genannten vorzugsweise wieder „Tankred“, „Die Italienerin in Algier“, „Der Barbier in Sevilla“, „Othello“, „Die diebische Elster“ und vor Allem „Wilhelm Tell“ den meisten Beifall gefunden haben, so ist der Grund dafür nur in dem Umstande zu suchen, daß in ihnen der Componist am glücklichsten die den übrigen eigenthümlichen Fehler und Gebrechen zu vermeiden gewußt hat. Es ist überhaupt wohl kein Componist so verschieden beurtheilt worden, als R.; daß aber der Streit über den Werth seiner Musik mit solcher Erbitterung bis noch vor nicht langer Zeit geführt wurde und selbst jetzt noch, obwohl minder heftig, fort-

Some copies of this edition have a cancel title-page, dated 1634, with the addition of "Sermons" to the title.

RICHMOND (GEORGE), Esq., Portrait Painter, was born at Chichester, 1809, and was the son of a miniature painter of that city. He received his first instruction in art from his father, and afterwards studied in the Royal Academy Schools, London. He commenced exhibiting in 1827, and in 1830 gained the silver medal of the Society of Arts for the best historical painting. In 1833 he went to Rome, and remained there for three years, studying the works of the old masters. On his return to England he established himself in London, and soon became one of the most fashionable portrait painters of the day. He was elected an associate of the Royal Academy in 1857, and a full member in 1866. He died in London, 1896.

RICHMOND (HENRY), Esq., Portrait Painter, was born at Chichester, 1811, and was the brother of George Richmond. He received his first instruction in art from his father, and afterwards studied in the Royal Academy Schools, London. He commenced exhibiting in 1831, and in 1834 gained the silver medal of the Society of Arts for the best historical painting. In 1835 he went to Rome, and remained there for three years, studying the works of the old masters. On his return to England he established himself in London, and soon became one of the most fashionable portrait painters of the day. He was elected an associate of the Royal Academy in 1857, and a full member in 1866. He died in London, 1896.

schiedenfarbige Schweife von Pferden so angebracht sind, daß sie rings um die Stange herabhängen. Ein solcher R. dient eigentlich als Fahne einer Heeresabtheilung und nach der Zahl derselben bestimmt sich der Rang des Befehlshabers; daher denn überhaupt diese Bestimmung als Rangangabe gilt. Die höchste Würde sind 3 Roßschweife, welche bei Feierlichkeiten auch dem Würdenträger vorgetragen werden, der Sultan nimmt aber deren meist 6, deren sich auch der Großwesir in dessen Abwesenheit als Reichsverwalter bedienen kann. 30.

Roßtrappe. In dem Thale der Bode, wo sie aus dem Harze heraustritt, unweit vom preußischen, zum Kreise Aschersleben gehörigem Dorfe Thale, springt eine Felsenwand hervor, die auf 3 Seiten eine Höhe von 600 Fuß erreicht. Die Vertiefung, welche man an der äußersten Spitze des Felsens wahrnimmt und welche nur eine annähernde Ähnlichkeit mit der Spur eines ungeheuern Hufeisens hat, mag zu der Sage, daß eine Prinzessin, die vor ihrem Liebhaber die Flucht ergriff, zu Pferde den Sprung auf die jenseitige Wand gewagt habe, wie zu dem Namen dieses Felsens Veranlassung gegeben haben. Unstreitig ist diese Partie eine der schönsten und entzückendsten des Harzes. Rückwärts eröffnet sie eine liebliche Aussicht über das flache Land bis in die Gegend von Magdeburg und vorwärts fällt der Blick in das wilde, sich vielfach kreuzende Thal der Bode. 35.

Rost in der Baukunst, franz. grille; engl. gridiron, roasting-iron, nennt man den Unterbau, der aus eingerammten Pfählen und darauf gezapften Langen- und aufgekämmten Querschwellen (Zangen), welche mit Bretern oder Pfosten gedielt (gebrückt) sind, zusammengesetzt ist. — Auch versteht man unter R. die in verschiedenen Öfen, Feuerherden ꝛc. befindliche, aus gebrannter Thonmasse oder aus geschmiedeten, besser noch aus gegossenen Eisenstäben durchbrochene Unterlage, auf welcher sich das Brennmaterial befindet und welche insbesondere dazu dient, den Luftzug zu vermehren und die Asche durch sich hindurch in den darunter befindlichen leeren Raum fallen zu lassen. — R., lat. ferrugo, rubigo; franz. rouille; engl. rust, dagegen ist im Allgemeinen die rothbraune Materie, womit das Eisen in der Luft und Feuchtigkeit beschlägt, die eigentlich ein Kalk oder Oxyd ist, in welchen sich die an der Oberfläche einer Eisenmasse befindlichen Eisentheilchen unter Einwirkung der Luft und Feuchtigkeit verwandeln; allein man kann recht wohl jeden Kalk darunter rechnen, der sich unter gleichen Umständen nach denselben Gesetzen auf der Oberfläche aller unedlen Metalle aus der Masse derselben erzeugt. Demnach gibt es Eisenrost, Blei-, Zinn-, Kupferrost ꝛc. Diese verschiedenen Roste haben nach der Beschaffenheit des Metalls eine sehr verschiedene Farbe. Der Eisenrost sieht rothbraun, der R. des Bleis und Zinns ist weißlich, der des Kupfers bläulichgrün (Grünspan). Zur Abhaltung dieser Materien pflegt man die Metalle mit fettigen Substanzen, z. B. mit Ölen, das Eisen auch mit Pech zu überziehen. Der sogenannte Pflanzenrost hat mit dem Roste der Metalle weiter keine Ähnlichkeit, als daß er aussieht wie Eisenrost. Seinen Ursprung scheint er von zurückgebliebenen, an der Luft verhärteten und zu Staube gewordenen Pflanzensäften zu haben, die aus noch unbekannter Ursache die braune Farbe annehmen. 26.

Rost (Johann Christoph), ein nicht talentloser deutscher Dichter aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, am 7. April 1717 zu Leipzig geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich nach Beendigung seiner Schulstudien der Jurisprudenz, über welcher er jedoch keineswegs die Philosophie und die schönen Wissenschaften vernachlässigte. Mit Gottsched, bei dem er anfangs Unterricht in der Dichtkunst genoß, zerfiel er bald, da ihn dessen wässerige Verse nicht ansprechen konnten, und dichtete später auf ihn eine witzige Satyre: „Das Vorspiel." Er selbst hatte sich bereits durch seine Schäfererzählungen" (Berl. 1742. 8.) einen nicht geringen Beifall erworben und kam besonders bei dem Grafen von Brühl sehr in Gnaden, von welchem er auch, nachdem er einige Zeit die Haude- und

Spener'sche politische Zeitung zu Berlin redigirt hatte, zum Secretair und Bibliothekar ernannt ward (1744). Als Gottsched gegen Weiße's komische Oper: „Der Teufel ist los" seine Stimme erhob und sie als ein schlechtes Machtwerk darzustellen suchte, ergriff R. diese Gelegenheit, um den pedantischen Professor von Neuem lächerlich zu machen; er schrieb die witzige „Epistel des Teufels an Gottsched" und ließ sie ihm, da dieser gerade eine Reise machte, auf jeder Poststation einhändigen. Er wußte nicht nur der Klage, welche Gottsched gegen ihn anhängig machte, zu entgehen, sondern brachte es auch dahin, daß der Gefoppte in seiner und des Grafen Gegenwart die Epistel vorlesen mußte. Nach langen Bemühungen um eine bessere Anstellung erhielt R. 1760 das einträgliche Amt eines Obersteuersecretairs, welches er mit Einsicht und Treue und zur allgemeinen Zufriedenheit, aber nicht lange, verwaltete; denn schon 1765 raffte ihn der Tod in der Blüthe der Jahre hinweg. R.'s „Schäfererzählungen", die damals in der deutschen Literatur kein Vorbild hatten, zeichnen sich durch Leichtigkeit und muthwilligen Witz, der aber nicht selten die Schranken des Anstandes überschreitet, aus. Die anstößigste, aber nicht schlechteste seiner poetischen Leistungen ist das Hochzeitsgedicht: „Die schöne Nacht", welches jedoch ohne seinen Willen und ohne sein Wissen bekannt gemacht wurde. Auch seine „Vermischten Gedichte" (Leipz. 1769. 8. Dresd. 1770. 8.) und „Briefe" (Frankf. u. Leipz. 1760. 3.) enthalten manches Beachtungswerthe. 67.

Rostock, die größte und bevölkertste Stadt ganz Mecklenburgs, an der schiffbaren, breiten und 2 Meilen von da in die Ostsee gehenden Warnow, hat im Ganzen ein freundliches Ansehen und 19000 Einw., wovon eine große Zahl mit der bedeutenden Industrie, der größte Theil aber mit dem ansehnlichen Handel und mit Schifffahrt sich beschäftigt. Unter den öffentlichen Plätzen ist der mit der metallenen Bildsäule Blücher's gezierte Blüchersplatz merkwürdig. Die vornehmsten Gebäude sind: die Marienkirche mit ihrer vortrefflichen Orgel und dem Grabmale des Hugo Grotius; die Jakobikirche; die Petrikirche mit dem höchsten Thurme Mecklenburgs; das mit 7 Thürmen versehene Rathhaus; das großherzogliche Palais; das akademische sogenannte weiße Collegium und das in einem neuen Style erbaute Schauspielhaus. Zu den wissenschaftlichen Anstalten gehören: die Universität mit einem pädagogisch-theologischen Seminare, einem Münzcabinete, einem Museum, einem botanischen Garten und einer Bibliothek; das Gymnasium; das Handelsinstitut; die naturforschende und die philomathische Gesellschaft. R. hat einige Zucker-, Tabaks-, Seifenfabriken, Gerberei, Fischerei, war ehedem Mitglied der berühmten Hansa und hat jetzt noch seine eigene Ober- und Untergerichtsbarkeit, das Münzrecht und mehrere andere Vorrechte und Freiheiten. Merkwürdig ist, daß diese Stadt 7 Thore, 7 Kirchen, 7 Straßen vom Markte aus, 7 Thüren an der Marienkirche, 7 Glocken, 7 Brücken, 7 Thürme und 7 Thüren am Rathhause und 7 alte Linden im Rosengarten hat. Einen freundlichen Eindruck macht das Steinthor am Anfange der Steinstraße, mit der Inschrift: Sit intra te concordia et publica felicitas (in deinen Mauern weile Eintracht und öffentliches Glück). — Der eigentliche Hafen der Stadt ist der an der Mündung in die Ostsee gelegene, von 1500 Menschen bewohnte und der Stadt R. gehörige Flecken Warnemünde, wo sich auch eine häufig besuchte Seebadeanstalt befindet. 71.

Rostopschin (Fedor, Graf), Generallieutenant der russischen Armee, geb. 1760, stammte aus einer alten russischen Familie, widmete sich dem Kriegsdienste und trat im 21. Jahre als Lieutenant in die kaiserliche Garde, reiste dann im Auslande, wurde später durch die beiden Grafen Romanzow begünstigt von Kaiser Paul I. hervorgezogen, mit Orden überhäuft und sammt seinem Vater in den Grafenstand erhoben, fiel aber bald in Ungnade. Kaiser Alexander berief ihn wieder an den Hof und übertrug ihm das Gouvernement in Moskau, auf welchem Posten ihn die französische Invasion traf (1812). Unter mehreren angenommenen

Ursachen, die den Brand von Moskau herbeiführten, wird auch R. eine zugeschrieben. Seinerseits verneinte er, denselben veranstaltet zu haben, geradezu in seinem „Vérité sur l'incendie de Moscou“ (Par. 1824). Im Jahre 1814 begleitete er den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Wien, reiste dann zu seinem Vergnügen, hielt sich lange in Paris auf und kehrte dann nach Moskau zurück. Seit 1824 von allen Amtsgeschäften zurückgezogen starb er daselbst 1826. 25.

Rostra (eigentlich Schiffsschnäbel) hieß seit dem ersten Seesiege der Römer (260 v. Chr. unter Duilius gegen die Carthager) die Rednerbühne auf dem römischen Forum, die vorher den Namen suggestus geführt hatte, weil man dieselbe nach jenem Siege mit den erbeuteten Schiffsschnäbeln decorirte. Aus gleichem Grunde hieß auch die dem Duilius errichtete Ehrensäule columna rostrata. 20.

Roswitha, s. Hroswitha.

Rotation nennen die Astronomen die einmalige Umdrehung eines Weltkörpers um seine Achse und schließen auf deren Vorhandensein durch die Bewegung der auf der Oberfläche eines Weltkörpers befindlichen beständigen Flecken, wenn nämlich dieselben wahrgenommen werden. Eben diese Bewegung solcher Flecken gibt dann den Astronomen natürlich zugleich auch ein Mittel an die Hand, die Rotationszeit eines Weltkörpers zu bestimmen, d. h. die Zeit der einmaligen Umdrehung desselben um seine Achse. 13.

Rothes Meer, lat. mare rubrum; franz. mer rouge; engl. red sea, oder arabischer Meerbusen, bei den Türken Meer von Mekka genannt, heißt der Theil des arabisch-indischen Meeres, welcher in einer Länge von 300 M. und 35 M. Breite Asien und Afrika von einander trennt. Es steht durch die 5 M. breite Straße Bab el Mandeb mit dem Meerbusen von Aden und dem arabisch-indischen Meere in Verbindung und geht in dem nordwestlichen Ende in 2 Armen aus einander, die die peträische oder sinaitische Halbinsel (Sikka el Hedschas) bilden. Der westliche, der tiefer als der östliche ins Land eingreift, heißt Bahr el Kolsum (Schilfmeer), der östliche Bahr el Akaba (Meer des Endes) oder Meerbusen von Aila. Von dem Mittelmeere ist es nur durch die 15 M. breite Landenge von Sues geschieden und hat zur Zeit der Fluth einen 30 F. höhern Wasserstand als dieses. Außer den sogenannten Wadis, welche nur zur Regenzeit von den Küstengebirgen herabströmen, hat es keine bedeutenden Zuflüsse und man hat die Bemerkung gemacht, daß sich seine Wassermassen immer mehr verringern. Daher werden Klippen und Sandbänke immer sichtbarer und die ohnedieß unwichtige Schifffahrt noch unsicherer und gefährlicher. 35.

Rothgießer, lat. fusor aeramentarius; fr. fondeur en bronze; engl. brazier, nennt man denjenigen, welcher aus Kupfer, Messing, Bronze, Glockengut ꝛc. allerlei künstliche Gegenstände, als Leuchter, Rollen, Zapfen, Mörser, Glocken, Statuen ꝛc. verfertigt. Der R. unterscheidet sich von dem Kupferschmied hauptsächlich dadurch, daß er meist nur gegossene und gedrehete Sachen macht. Er, so wie der Glocken-, Stück- und Bildgießer lassen ihr flüssiges Metall von dem Ofen aus durch Rinnen von Lehm oder Stein in Formen laufen, welche aus Lehm, Ziegelmehl und Schafwolle verfertigt sind. Diese Formen bildet er nach einem hölzernen Modelle und nennt die äußere Form den Mantel, die innere den Kern. Ist die Form ausgegossen und das Metall erkaltet, so schlägt er den Mantel ab und gibt der Waare die Politur durch die Feile, durch Trippel und Baumöl und durch den Polirstahl. Runde Sachen dreht er auf einer Drehlade oder mit Hülfe einer Maschine, welche Rothschmidtmaschine heißt. Der Stückgießer gießt die Kanonen nur noch selten über den Kern, sondern lieber massiv und bohrt nachher die Seele auf der Bohrmaschine ganz in Spähnen aus. Der Glockengießer dagegen muß immer einen Kern und Mantel haben, zwischen denen das Metall eingegossen wird. Der Bildgießer, welcher Statuen, Büsten ꝛc. gießt, muß nach

einem von dem Bildhauer verfertigten, mit Öl bestrichenen Modelle aus Thon und Gyps seine Form aus Kern und Mantel zusammensetzen, das Wachs hernach wegschmelzen und in die Öffnungen des Mantels das flüssige Metall laufen lassen. 26.

Rothschild, das größte aller jetzt vorhandenen Wechselhäuser, ward gestiftet von Mayer Anselm R., welcher im Jahre 1743 zu Frankfurt am Main geboren wurde und seine Eltern, welche daselbst als gewöhnliche Handelsjuden lebten, schon im 11. Jahre verlor. Da er zum Rabbiner bestimmt war, besuchte er die Schule zu Fürth, kehrte nach einigen Jahren in seine Vaterstadt zurück und beschäftigte sich hier außer den zu einem Kaufmanne nöthigen Kenntnissen besonders mit dem Verkaufe alter Münzen, wodurch er viele wichtige Bekanntschaften anknüpfte. Von hier begab er sich nach Hanover, wo er mehrere Jahre einem großen Handelshause vorstand. Bei seiner Rückkehr nach Frankfurt begann er mit einem durch seine Sparsamkeit erworbenen unbedeutenden Vermögen ein kleines Wechselgeschäft. Durch Rechtschaffenheit und Pünktlichkeit erwarb er sich das allgemeine Vertrauen vieler angesehenen Handelshäuser, bekam immer wichtigere Aufträge und sein Credit wuchs mehr und mehr. Im Jahre 1801 wurde er von dem Landgrafen, spätern Churfürsten von Hessen, zum Hofagenten ernannt, wodurch der spätere Glanz seines Hauses zuerst begründet wurde. Im Jahre 1802—1804 schloß R. seine erste Anleihe mit dem Könige von Dänemark ab, welche 10 Mill. Gulden betrug. Als sich im Jahre 1806 der Landgraf von Hessen genöthigt sah sein Land zu verlassen, übertrug er ihm die Rettung seines aus mehreren Millionen Gulden bestehenden Privatvermögens, welches R. mit eigener Gefahr bewirkte und mit der größten Pünktlichkeit verwaltete. Als unter der Regierung des Fürsten Primas den in Frankfurt lebenden Israeliten gleiche bürgerliche und politische Rechte mit den Christen zuerkannt wurden, ernannten ihn seine Mitbürger, deren Vertrauen er in den bedrängtesten Zeitumständen durch großmüthige Unterstützung sich erworben hatte, zum Mitgliede des Wahlcollegium von Frankfurt, wo R. im Jahre 1812 starb, ohne die Freude erlebt zu haben, den Landgrafen in sein Land zurückkehren zu sehen. Unter den 10 Kindern, die er hinterließ, unternahmen 5 Söhne die Fortführung seines Wechselgeschäfts. Das Haupt des Stammhauses ist Anselm von R., welcher im Jahre 1773 zu Frankfurt geboren wurde. Salomon von R., ebendaselbst im Jahre 1774 geboren, lebt seit 1816 theils in Berlin, theils in Wien. Nathan von R., geb. im Jahre 1777, errichtete im Jahre 1798 ein Geschäftscomptoir in Manchester, verlegte es nach mehreren Jahren nach London und erwarb sich hier durch seine klare Übersicht aller Geschäfte das Zutrauen der ersten Staatsmänner von England. Er wurde im Jahre 1820 zum östreichischen Consul und im Jahre 1822 zum Generalconsul daselbst ernannt und war so anspruchslos, daß er von keinem der ihm ertheilten Titel und Orden Gebrauch machte. Er starb den 28. Juli 1836 bei einem Besuche in Frankfurt und seine Leiche ward den 9. Aug. in London beigesetzt. Karl von R. wurde im Jahre 1788 geboren und lebt seit 1801 meistentheils in Neapel; Jakob von R., geb. im Jahre 1792, verwaltet seit dem Jahre 1812 die Geschäfte des Hauses in Paris. Im Jahre 1822 wurde er zum östreichischen Generalconsul ernannt. Die Brüder haben bisher dem Wunsche ihres Vaters gemäß alle Geschäfte gemeinschaftlich und stets mit der größten Einigkeit verwaltet. In zweifelhaften Fällen nahmen sie stets das Verhalten desselben zum Muster. Bei der Rückkehr des Landgrafen von Hessen in seine Lande erbot sich das Haus R. demselben das anvertraute Capital nebst den seit jener Zeit aufgelaufenen Zinsen zurückzuzahlen, allein derselbe erließ ihnen wegen eines solchen Beweises von Rechtlichkeit nicht nur alle bis zum Jahre seiner Rückkehr erworbenen Procente, sondern nahm auch von nun an nur sehr geringe Interessen. Sowohl hierdurch, als durch die Empfehlung des Hauses von Seiten des Landgrafen auf dem Congresse zu Wien im Jahre 1815 an die versammelten Für-

sten gelangte die Familie R. zu der politischen Wichtigkeit, welche sie seitdem behauptet. Das Haus übernahm nun sehr bedeutende Geld- und Creditgeschäfte, so daß die gesammten an die europäischen Höfe gemachten Anleihen und Subsidien 1200 Mill. Gulden betragen, wovon auf England gegen 500 Mill., auf Frankreich 200 Mill., auf Östreich 120 Mill., auf Neapel 120 Mill., auf Preußen 100 Mill., auf Rußland 60 Mill., auf Brasilien 30 Mill. und auf die kleineren deutschen Staaten 10 Mill. Gulden kommen, außer den an die Verbündeten gezahlten französischen Kriegsentschädigungsgeldern, deren Betrag sich über mehrere hundert Mill. beläuft. Das Gesammtvermögen des Hauses beträgt über 80 Mill. Gulden, ihr Credit umfaßt aber mehr als die doppelte Summe. Die Brüder R. erhielten von allen Fürsten Europas Titel, Orden und Auszeichnungen verschiedener Art. Im Jahre 1815 nahm sie der Kaiser von Östreich unter den östreichischen Adelstand auf und erhob sie im Jahre 1822 in den Freiherrenstand. Der Churfürst von Hessen ernannte sie im Jahre 1815 zu Finanzräthen und dann zu geheimen Finanzräthen. Preußen verlieh ihnen im Jahre 1818 den Titel als geheime Commerzienräthe. Alle bedeutende Geschäfte werden zu Frankfurt, dem Hauptversammlungsorte der Familie, gemeinsam berathen und nach einem wohlgeprüften Plane mit vereinter Thätigkeit der Brüder ausgeführt und alle haben an dem Gewinne gleichen Antheil. Auch die Verlegung ihrer Handelshäuser in die ersten Städte Europas gewährt ihnen, ohne ihre Einigkeit im Geringsten zu stören, den Vortheil, daß sie in allen Haupthandelsplätzen unseres Erdtheils auf das Genaueste von der Lage der Dinge und dem Gange der Geschäfte unterrichtet sind. Jede eintretende Veränderung zeigen sie sich gegenseitig durch den schleunigsten Courierwechsel an. Einer der leitenden Grundsätze ihres Hauses ist, stets mit der Zeit fortzuschreiten und sich den neuen Unternehmungen derselben sogleich anzuschließen. Das bewiesen sie vorzüglich durch ihre eifrige Theilnahme an der Ausführung des Main- und Donaucanals, wofür der König von Baiern die Brüder Anselm und Karl mit dem Civilverdienstorden belohnte, so wie an der Beförderung der Eisenbahn. Ihre Genügsamkeit in Hinsicht der Zinsenforderung, ihre Pünktlichkeit in den zu leistenden Zahlungen, die Einfachheit und Zweckmäßigkeit ihrer Plane und deren kluge Ausführung, so wie der persönlich achtenswerthe Charakter aller Brüder trugen wesentlich zum Glanze ihres Hauses bei. Sie wußten alle Partheien und Stände durch ihre Rechtlichkeit, Wohlthätigkeit und Gemüthlichkeit zu ihrem Lobe zu vereinigen und für ihr Interesse zu gewinnen. Diesen Eigenschaften nebst ihrer Menschenfreundlichkeit, die sie gegen Jedermann beweisen, verdanken sie noch jetzt die allgemeine Volksgunst, welche sie bisher in so hohem Grade genossen haben. 81.

Rothwälsch, franz. argot; engl. gibberish, auch jenische, Gauner- und Diebssprache genannt, ist ein Gemisch von gemeinen deutschen, jüdischen und selbstgebildeten Wörtern, weßhalb man, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, den gemeinen Trödeljuden ihre Entstehung verdankt. Sie kommt bereits im XVI. Jahrh. vor und schon damals gab man sich Mühe, eine Wörtersammlung derselben zu erhalten. Der Name kommt wahrscheinlich von Rot (Bettler) und wälsch (ausländisch, unverständlich), die Gauner selbst nennen die Sprache verderbt jüdisch kochemer Loschen (kluge Sprache). Außer den älteren Versuchen über diese Sprache vergl. „Die jenische oder Gaunersprache in kochemer Loschen" (Meißen 1833); Bischoff „Zigeuner-deutsches Wörterbuch" (Ilmenau 1826). 9.

Rotrou (Jean de), ein nicht ganz verwerflicher französischer Tragödiendichter, 1609 zu Dreux geboren, zeigte schon in früher Jugend nicht unbedeutende Anlagen zur dramatischen Poesie und trat zuerst mit einigen Nachbildungen spanischer Stücke hervor, die ihm den Schutz des Cardinals Richelieu und die Freundschaft Corneille's verschafften. Später wandte er sich mehr dem Studium des alten Dra-

mas zu und bearbeitete nicht ohne Glück einige Stücke des Euripides, des Seneca und des Plautus. Von seinen zahlreichen Tragödien und Tragikomödien haben sich nur „Venceslas“ und „Cosrões“ im Andenken erhalten; gute Charakterschilderung, großartige Handlung und eine kräftige, wenn auch nicht sehr elegante Sprache, verdienen jedenfalls die Auszeichnung, welche dem Dichter von seinen Zeitgenossen zu Theil geworden ist. Französische Kunstrichter werfen ihm stets vor, daß er sich mehr die freieren Formen des spanischen Theaters zum Muster nahm, als die aristotelischen Regeln befolgte, wodurch jedoch nach unseren Ansichten eher Lob als Tadel ausgesprochen ist. Weniger können wir billigen, daß er in seinen sämmtlichen dramatischen Versuchen moralische Tendenzen in den Vordergrund stellt und seine Helden und Heldinnen stets religiöse Empfindungen vortragen läßt. Als Mensch wird uns R. als sehr bieder und ehrenvoll geschildert, wie er denn auch ein Opfer seiner Pflichttreue ward. Auf die Nachricht nämlich, daß er seiner Vaterstadt, wo er als Staatsbeamter angestellt war, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen sei und große Verwirrung verursache, ging er sogleich von Paris, wo er sich wegen Aufführung einer seiner Tragödien aufhielt, auf seinen Posten zurück und starb einige Tage nach seiner Ankunft am 27. Juni 1650. Wie sehr er seinen ihm weit überlegenen Nebenbuhler Corneille schätzte, geht schon aus der entschiedenen Weigerung hervor, sich von Richelieu als Intriguant gegen den großen Dichter gebrauchen zu lassen. Die einzige Gesammtausgabe seiner Werke („Oeuvres,“ Par. 1820 — 1823. 5 Voll. 8.) verliert dadurch, daß die für die Ausbildung des französischen Dramas wichtigen Vorreden und Einleitungen der Originalausgaben hinweggelassen sind, sehr an Werth. 67.

Rotte, franz. section; engl. file, heißt beim Militair die bei aufgestellter Fronte hinter einander stehende Mannschaft, nach jetziger Stellung meist drei Mann, früher jedoch mehr. — Bei Bürgermilitair ist R. eine Compagnieabtheilung, welcher ein Rottmeister vorsteht. — In übler Bedeutung ist es ein Haufe Gesindel (fr. bande; engl. rout). 9.

Rotteck (Karl von), ein vielgenannter deutscher Staatsmann und Historiker der neuesten Zeit, am 18. Juli 1775 zu Freiburg im Breisgau, wo sein Vater die Stelle eines Professors und Directors der medicinischen Facultät an der Hochschule bekleidete, geboren, widmete sich, nachdem er seine Schulstudien beendigt hatte, auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und erhielt nach Erlangung der juristischen Doctorwürde (1798) die Stelle eines Assessors bei dem Magistrate der Stadt Freiburg und einige Zeit darauf die Ernennung zum ordentlichen Professor der Weltgeschichte an der Universität, wodurch er auf eine andere Laufbahn, als die von ihm erzielte, hingewiesen wurde. Reisen nach Wien, Paris, der Schweitz und Italien gaben seinem regen Geiste einen neuen Schwung und berichtigten seine aus Büchern geschöpften Ansichten. Er beobachtete in der Wirklichkeit das Thun und Treiben der Menschen, die Leiden und Bedürfnisse der Völker und Staaten und gab seinem Geiste jene Richtung, die er später mit redlicher Beharrlichkeit verfolgte. Seine kleineren historischen Versuche, welche er in Zeitschriften bekannt machte, fanden allgemeinen Beifall und erregten die Aufmerksamkeit der Regierung, welche ihm 1817 das Hofrathsdiplom ausfertigte und 1818 die Professur des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft übertrug. Seinen Bemühungen für die Erhaltung der Universität Freiburg, deren Aufhebung projectirt war, hatte er die Wahl zum Deputirten in der ersten Kammer (1819) von Seiten dieser Hochschule zu verdanken. Vernunft und Wahrheit fanden stets an ihm einen eifrigen Vertheidiger und was er während der Landtage von 1819—1822 über die Studienfreiheit, über Zehnten und Frohnden, über das Adelsedict, über die Angelegenheiten der katholischen Kirchen, über Ablösung der Leibeigenschaftslasten, über Vermögensconfiscationen, über Preßfreiheit, über die Ver-

antwortlichkeit der Minister, über die Gemeindeordnung und über andere wichtige Punkte der Gesetzgebung und Politik vortrug, verdient die Beachtung und den Dank jedes Biedermannes. Von Neuem als Abgeordneter zum Landtage von 1831 gewählt sprach er sich mit Energie für die Preßfreiheit aus, zog sich aber dadurch die Unzufriedenheit der Regierung zu. Er wurde deßwegen 1832 in den Ruhestand versetzt und das von ihm redigirte Zeitblatt „Der Freisinnige" verboten. Auch wurde ihm untersagt fünf Jahre hindurch die Redaction irgend eines Blattes zu führen. Die Theilnahme an seinem Schicksale sprach sich allgemein und offen aus; die Stadt Freiburg wählte ihn sogar zum Bürgermeister. Das vorzüglichste Werk, welches R. bis jetzt geliefert hat, ist die „Allgemeine Weltgeschichte" (Freiburg 1813. XI. Aufl. 1835. 9 Bde. 8.), welche eben sowohl, wie der daraus von ihm selbst gemachte Auszug (Stuttg. 1830—1834. 4 Bde. 8.), bei manchen Mängeln doch eines der besten Handbücher für Geschichtskunde bleiben wird. Von seinen übrigen Schriften nennen wir hier noch die „Über stehende Heere der Nationalmiliz" (Freib. 1816. 8.); „Für die Erhaltung der Universität Freiburg" (Ebend. 1817. 8.); die „Ideen über Landstände" (Karlsr. 1819. 8.); das „Archiv für landständische Angelegenheiten" (Eb. 1819—1821. 3 Bde. 8.); den „Historischen Bildersaal" (Stuttg. 1828. 3 Bde. 8.); das „Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaften" (Ebend. 1829—1830. 2 Thle. 8.); das „Lehrbuch der ökonomischen Politik" (Ebend. 1835. 8.) und die „Sammlung kleiner Schriften, meist historischen und politischen Inhalts" (Ebend. 1829—1830. 3 Thle. 8.). Jetzt gibt er mit Welker das „Staatslexikon" heraus, von welchem bereits 3 Bände (Altona 1834—1836. 8.) erschienen sind. 66.

Rottenhammer, Rotenhammer (Johann), ein ausgezeichneter deutscher Maler, geb. 1564 zu München, erhielt den ersten Unterricht von einem mittelmäßigen Maler seiner Vaterstadt und ging dann nach Rom, so wie später nach Venedig, wo er insbesondere die Werke Tintoret's fleißig studirte. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich zu Augsburg nieder. Hier starb er im Jahre 1604. — R. widmete sich vorzüglich der geistlichen Historienmalerei im Großen, doch excellirte er nicht minder in kleineren Gemälden auf Kupfer, besonders auch in der Darstellung mythologischer Gegenstände und Scenen. Unstreitig gehört er, was vor Allem Composition, Colorit und Ausführung betrifft, zu den trefflichsten Künstlern seiner Zeit; nur die Zeichnung ist nicht immer correct, zumal in den Gemälden der letzten Periode. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß an vielen seiner Arbeiten Bril oder Sammet-Breughel das Landschaftliche ausführten. Unter seine berühmtesten Gemälde gehören: die Glorie der Heiligen, ein Tanz der Nymphen, ein Göttermahl, der Tod des Adonis und die in der wiener Galerie befindlichen: die Krippe Christi, das jüngste Gericht, die Auferweckung des Lazarus, die Hochzeit des Pirithous, der bethlehemitische Kindermord und eine allegorische Darstellung der 4 Jahreszeiten mit reicher landschaftlicher Verzierung von Sammet-Breughel. 36.

Rotunda ist überhaupt ein rundes Gebäude, vorzugsweise das Pantheon (s. d. Art.) in Rom. 30.

Roucher (spr. Ruschè) (Jean Antoine), ein nicht unbedeutender französischer Dichter, 1745 zu Montpellier geboren, widmete sich zuerst der Theologie, verließ diese aber bald wieder und lebte nur der Poesie. Seine kleineren lyrischen Versuche fanden Beifall und seine Ode auf die Vermählung Ludwig's XVI. mit Marie Antoinette verschaffte ihm die einträgliche Stelle eines Salzsteuereinnehmers zu Montfort-l'Amauri. Bei dem Ausbruche der Revolution nahm er als Freund einer gesetzmäßigen Freiheit thätigen Antheil an der Bewegung, zog sich aber, als er sah, daß diese zum Ärgen führte, nicht nur zurück, sondern stellte sich auch mit aller Kraft den Excessen der Blutmänner entgegen. Während der Schreckenszeit ver-

barg er sich bei einigen Freunden, wurde aber entdeckt und in den Kerker geworfen, welchen er nur wieder verließ, um sein schuldloses Haupt auf der Guillotine zu verlieren (6. Juni 1794). Als Dichter ist er vorzüglich durch das didaktische Gedicht: „Les mois" (Par. 1779. 2 Voll. 4. Liege 1780. 2 Voll. 12.) bekannt geworden. Hat man an diesem auch mit Recht Gedehntheit, Trockenheit und allzuviele Episoden getadelt, so verdient es doch einzelner trefflichen Stellen und der sich in ihm abspiegelnden Liebenswürdigkeit des Verfassers wegen immer noch mehr gelesen zu werden, als es jetzt der Fall ist. Außer diesem Lehrgedichte hinterließ R. noch Bruchstücke einiger anderer poetischer Werke und eine gelungene Übersetzung des Werks von Smith „Über den Nationalreichthum." Seine kleineren Gedichte wurden nach seinem Tode unter dem Titel: „Poésies fugitives et lettres" (Par. 1795. 2 Voll. 8.) gesammelt. 67.

Rouget de l'Isle (spr. Ruschè d'lihl), Verfasser der bekannten Marseillaise, ward den 10. Mai 1760 zu Lons le Saulnier in Franche Comté geboren, widmete sich dem Kriegsdienste und lebte beim Anfange der Revolution als Ingenieurofficier in Straßburg. Hier dichtete und componirte er im April 1792 sein „Schlachtlied für die Rheinarmee", welches mit ungeheuerem Beifalle aufgenommen ward und, nachdem unter dem Absingen desselben die marseiller Banden in Paris eingezogen waren, den Namen „Marseillaise" erhielt und Nationalgesang ward, mit welchem die französischen Heere im Kampfe sich fortwährend begeisterten. Dessen ungeachtet ließ ihn Robespierre verhaften und nur der 9. Thermidor rettete ihn. Hierauf diente er in der Küstenarmee unter Hoche, ward aber bei Quiberon (1795) stark verwundet und zog sich nun gänzlich zurück, um nur den Musen zu leben. Verschiedene Lieder und Compositionen erhielten später, vorzüglich unter der Restauration, sein Andenken nur schwach, bis die Ereignisse von 1830 die Marseillaise wieder hervorriefen. Jetzt ward ihm eine Pension von 6000 Franken angeboten, die er jedoch ausschlug. Er starb im Juni 1836 zu Paris. 16.

Roulade, das Kollern, Rollen, nennt man in der Musik, besonders im Gesange, schnell dahin rollende, meist künstliche und schwer auszuführende Passagen und Läufer. Vergl. den Art. Coloratur und Passage. 29.

Rousseau (spr. Russo) (Jean Baptiste), der vorzüglichste französische Lyriker, am 6. April 1670 zu Paris geboren, war der Sohn eines Schuhmachers, erhielt aber eine treffliche Erziehung und verdankte die Ausbildung seines poetischen Talents dem Satyriker Boileau. Stoff zur Satyre boten die letzten Regierungsjahre Ludwigs's XIV. in Fülle und R. nützte ihn, um sich einen Namen zu verschaffen, so fleißig, daß er sich bald den allgemeinen Haß zuzog, wozu denn freilich sein sehr zweideutiger Charakter nicht wenig beigetragen haben mag. Nachdem er mit französischen Diplomaten eine Reise nach Dänemark und England gemacht hatte, erhielt er eine Anstellung bei dem Finanzfache und dadurch Muße zu literarischen Arbeiten. Er wagte sich zuerst auf das dramatische Feld, aber sein Lustspiel „Le Café" (1694) fiel durch, und auch seine Opern „Jason ou la Toison d'or" (1696) und „Vénus et Adonis" (1697) hatten keinen besseren Erfolg. Statt sich durch den geringen Beifall, welchen seine späteren Lustspiele „Le Flatteur" und „Le Capricieux" (1700) fanden, zu überzeugen, daß für ihn in dieser Gattung der Poesie keine Lorbeeren zu erringen seien, fiel er mit Ingrimm nicht nur über seine Tadler, sondern auch über die Stücke anderer Dichter, welche auf der Bühne Glück machten, her und ließ besonders seinen Zorn gegen die damals beliebte Oper „Hésioné" (von Danchet) wüthen. Satyrische Lieder (Couplets), die sich einander an Schmutz überboten, erregten den allgemeinen Unwillen und zogen ihm eine gerichtliche Verfolgung zu, welche, als er die Autorschaft einem Unschuldigen (J. Saurin) zuschieben wollte, damit endete, daß er als Verläumder auf ewig aus Frankreich verbannt ward (1712). Er ging nach der

Schweitz, wo ihn der französische Gesandte, Du Luc, freundschaftlich aufnahm und ihn sogar, als er zu dem Botschafterposten an dem kaiserlichen Hofe befördert wurde (1715), mit sich nach Wien zog. Hier fand er an dem Prinzen Eugen einen kräftigen Beschützer und fühlte sich so wohl, daß er die ihm von seinen Freunden bewirkte Gnade, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, stolz ablehnte und eine förmliche Zurückberufung verlangte, welche jedoch ausblieb. Nachdem er Wien wegen einer Satyre auf eine der Maitressen seines Gönners hatte verlassen müssen, ließ er sich zu Brüssel nieder, von wo er umsonst um die Erlaubniß anhielt, nach Frankreich zurückkommen zu dürfen. Nur heimlich konnte er 1738 sein Vaterland und seine Freunde noch einmal sehen. Kummervoll kam er nach Brüssel zurück, wo er am 17. März 1741 starb. Noch in seiner Todesstunde betheuerte er, nicht der Verfasser der schändlichen Couplets zu sein. R. wird von seiner Nation als Odendichter am Höchsten gestellt und ein zweiter Horaz genannt; nur selten aber spricht er die Sprache der wahren Begeisterung und sein vorzüglichstes Verdienst besteht in der Geschicklichkeit, in einer edeln und eleganten Sprache gute Reflexionen und Empfindungen vorzutragen; kraftvoll und tief sind seine Gedanken aber fast nie. Eben so wenig kann man von dem Standpunkte einer gesunden Kritik aus seinen Episteln und frostigen Allegorien die hohe Vortrefflichkeit, mit welcher französische Kunstrichter großthun, zugestehen. Sie sind gut gereimt, aber im Ganzen doch nur langweilige Predigten voll nützlicher, aber gemeiner Wahrheiten. Reich an einzeln schönen Stellen sind seine „Musikalische Oden" („Odes en musique") und „Allegorische Cantaten" („Cantates allégoriques"); auch seine Epigramme (so lange sie nicht zu schmutzig werden) lassen sich mit Vergnügen lesen und ziehen besonders durch die gelungene Nachahmung der naiven Manier der älteren französischen Dichter an. Seine dramatische Versuchen sind kaum der Erwähnung werth. Die besten Ausgaben seiner Werke besorgten Seguy, Bruxell. (Par.) 1743. 3 Voll. 4. und Amar-Durivier, Par. 1820. 5 Voll. 8. Beide enthalten jedoch die Couplets nicht, welche sich in der Ausgabe Lond. (Par.) 1757. 5 Voll. 12. befinden. „Oeuvres choisies," Par. 1818. 2 Voll. 8. 67.

Rousseau (Jean Jacques), einer der berühmtesten französischen Philosophen und Dichter, am 28. Juni 1712 zu Genf, wo sein Vater das Uhrmacherhandwerk trieb, geboren, wurde von früher Jugend auf vernachlässigt und durch Romanenlesen so sehr verdorben und mit verschrobenen Ansichten vollgepfropft, daß er sich später, wie er selbst gesteht, durch Erfahrung und Nachdenken kaum davon heilen konnte. Eine ersprießlichere Lectüre war Plutarch, womit er sich Tag und Nacht beschäftigte, bis er zu einem Prediger in Bossey in Pension kam. Nachdem er ein wenig Latein erlernt, aber in sittlicher Hinsicht mehr verloren als gewonnen hatte, ging er als Schreiber auf ein Bureau zu Genf, wo man ihn aber bald wieder als völlig untauglich entließ. Eben so wenig hielt er es bei einem Graveur, der ihm durch Grobheit das Leben und die Kunst, zu welcher er sich mächtig hingezogen fühlte, verleidete, aus und durchzog bettelnd und, wenn es anging, auch stehlend das Land, bis ihn das Glück nach Annecy führte, wo sich Frau von Warens des Verlassenen annahm. Diese Frau, welche eine merkwürdige Rolle in seinem Leben spielt, schickte ihn nach Turin, um sich in der katholischen Religion (R. war in der protestantischen geboren) unterrichten zu lassen. Um dem Zwange zu entgehen, legte er bald sein Bekenntniß ab, lief einige Zeit in den Straßen Turins umher und trat als Lakei in die Dienste der Gräfin von Vercellis. Als er hier aber einen bedeutenden Diebstahl begangen und ihn unverschämt auf ein unschuldiges Dienstmädchen geschoben hatte, ward er fortgejagt. Nicht besser erging es ihm bei dem Grafen von Gavon, welchem er seine gegen ihn bewiesene Liebe mit dem schwärzesten Undanke belohnte. Er kehrte nun zur Frau von Warens zurück (1730), welche ihn nicht nur gut aufnahm und verwöhnte, sondern sich auch so

schwach zeigte, daß sie ihr Bett mit ihm theilte; aus Dankbarkeit überlieferte R. ihre Schande der Nachwelt. Nachdem er hier die französische Literatur hatte kennen lernen und einigen Unterricht in der Musik erhalten hatte, verließ er seine Gönnerin und nährte sich an verschiedenen Orten als Musikus, bis er sich 1732 entschloß, nach Paris zu gehen und daselbst sein Glück zu versuchen. Schlecht aufgenommen eilte er nach der Provinz zurück, lebte theils bei seiner Wohlthäterin, theils als Musiklehrer oder Hofmeister an anderen Plätzen, wurde allenthalben nicht mit den besten Zeugnissen verabschiedet und kam 1741 zum zweiten Male in die Hauptstadt, wo er sich glücklich fühlen mußte, nach langem Umhertreiben eine Dienerstelle bei dem nach Venedig abgehenden französischen Gesandten zu erhalten (1743), der ihn aber seiner unerträglichen Anmaßung wegen schon 1745 wieder entließ und nach Paris zurückschickte. Hier lernte er Therese Levasseur, eine gemeine Dienstmagd mit so wenig Bildung und Verstand, daß sie ihr ganzes Leben hindurch nicht fehlerfrei zu lesen vermochte, kennen und lebte mit ihr im vertrautesten Umgange. Die mit ihr erzeugten Kinder schickte er in das Findelhaus und bekümmerte sich so wenig um sie, daß er sie später nicht mehr erkennen und finden konnte. Unterdessen hatte er eine Stelle als Commis bei dem Generalpächter Dupin erhalten und kam dadurch mit Diderot, d'Alembert und Voltaire in Verbindung. Seine Versuche, durch Opernmusik Aufsehen zu erregen, mißglückten gänzlich und er beschloß nun als Schriftsteller sein Glück zu begründen. Die Beantwortung der Preisfrage: „Ob der Fortgang der Künste und Wissenschaften dazu gedient habe, die Sitten zu verbessern oder zu verderben?", erhielt, obschon sie die Verneinung der Frage auf eine höchst parodoxe Weise durchführte, den Preis der Akademie zu Dijon und machte den Namen des Verfassers bekannt. R. warf sich jetzt wieder mit erneutem Eifer auf die Composition und sein „Devin de village" (1752) fand großen Beifall. Unglücklich aber war sein Bemühen auf der komischen Bühne zu glänzen; sein Lustspiel „Narcisse" brach ein und wurde über dem Aufsehen, welches seine „Lettre sur la musique française" (1753), in der er gegen das Herkömmliche zum großen Ärger der Componisten und Sänger loszog, erregte, gänzlich vergessen. Auch seine treffliche Schrift „Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes" (1754) fand keine Leser und wurde erst später nach Verdienst gewürdigt. Um diese Zeit machte R. eine Reise nach seiner Vaterstadt und trat, um das verlorene Bürgerrecht in einer Republik (welche Regierungsform er jeder andern vorzog) wieder zu erhalten, zur calvinischen Religion zurück. Sein Aufenthalt dauerte jedoch nicht lange; er eilte wieder nach Paris und bezog die von der Frau von Epernay, einer seiner Gönnerinnen, erbaute, durch ihn berühmt gewordene Eremitage im Thale von Montmorenci (1756), wo er seine Zeit zwischen der Musik und schriftstellerischen Arbeiten theilte. Der „Contrat social" (deutsch von J. Schramm, Düsseld. 1800. 8), die „Nouvelle Héloise" und der pädagogische Roman „Emile" waren die Früchte seiner Muße. Während sich sein Ruhm immer mehr verbreitete, ließ das Parliament den Emil durch den Henker verbrennen und sprach gegen den Verfasser das Verhaftungsurtheil aus. R. entfloh nach der Schweitz, wo aber das nämliche Urtheil seiner harrte und ihn zwang, eine Zuflucht zu Neufchatel zu suchen, wo ihm der Marschall Keith alle Unterstützung angedeihen ließ, die der Philosoph jedoch später mit dem gröbsten Undanke vergalt. Nachdem er diesen Aufenthaltsort durch seine eigene Schuld hatte verlassen müssen, schlug er seine Wohnung auf der Petersinsel im Bielersee auf, erhielt aber bald von der Regierung zu Bern den gemessensten Befehl, ihr Gebiet zu verlassen, weil er in den berüchtigten „Lettres écrites de la montagne" die Anfeinder seines „Emil" mit beleidigender Derbheit zurechtgewiesen und seine paradoxen Ansichten über Religion noch unverholener ausgesprochen hatte. Er nahm jetzt eine Einladung des Philosophen Hume nach England an und ging über

Paris, wo ihn der großmüthige Brite erwartete, nach London. Hume brachte den empfindlichen Mann, der sich kindisch vor Verfolgungen fürchtete, zu einem reichen Freunde zu Wootton in Derbyshire, wo für alle seine Bedürfnisse reichlich gesorgt war. Trotz des stürmischen Beifalls, mit welchem R. in England empfangen wurde, glaubte er sich auch hier verlacht und verfolgt, gerieth bald mit seinem Gastfreunde in offene Fehde und kam nach einem Aufenthalte von drei Monaten zu Wootton, wo er seine „Confessions" (deutsch von A. v. Knigge, Berl. 1786—1790. 4 Bde. 8.) niedergeschrieben hatte, 1767 nach Frankreich zurück. Er lebte abwechselnd zu Trie-le-Chateau, wo ihm der Prinz von Condé ein sicheres Asyl gewährte, zu Lyon, zu Grenoble und zu Chambéri, bis ihn 1770 die Lust anwandelte, Paris wieder zu sehen. Um diese Zeit verheirathete er sich auch mit Therese Levasseur (geb. 21. Sept. 1721, gest. 15. Juli 1801), welche kein anderes Verdienst besaß, als daß sie sich in seine Launen zu schicken und ihn dadurch völlig zu beherrschen wußte. R. war in seinen letzten Lebensjahren fast unleidlich; in der thörichten Einbildung, die ganze Welt habe sich gegen ihn verschworen, stieß er jede Hand, die ihm Hülfe und Trost darreichen wollte, mit roher Rauheit zurück. Die Gespenster aber, mit denen ihn seine Phantasie umgab, verfolgten und ängstigten ihn weit mehr als die Menschen, gegen die er nicht ganz mit Unrecht zürnte. Er starb am 3. Juli 1778 zu Ermenonville, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gezogen war. Das Gerücht, als habe er in seinem Trübsinne seinen Tod freiwillig herbeigeführt, ist als gänzlich falsch befunden worden. Seine Asche wurde am 11. Oct. 1794 in das Pantheon gebracht. R. verband mit vielen Fehlern, die ihm angeboren waren, noch manche andere, die er sich in seiner vernachlässigten Jugend angewöhnt hatte; ohne ein durchaus guter Mensch zu sein, war er auch nicht so schlecht, wie einige seiner bizarren Handlungen glauben machen könnten. Als Philosoph, Romandichter, Pädagog, politischer Schriftsteller und Tonkünstler hat sich R. einen Ruhm errungen, der viel später entschwinden wird als der vieler anderer hochgepriesenen französischen Schriftsteller. Er selbst wurde an sich irre, nachdem er sich der Mitwelt zum Theil ohne es zu wollen, zum Theil mit rechter Lust und Liebe als ein unverbesserlicher Sonderling zur Schau gestellt hatte. Sein freies, stolzes, für alles Große und Gute glühendes, aber auch immer unruhiges, eigensinniges, hypochondrisches und leidenschaftliches Gemüth, sagt einer seiner Beurtheiler sehr treffend, suchte und fand sich selbst in seinen Schriften wieder, aber im Lichte einer verschönernden Phantasie. Er hing mit zu vieler Lebhaftigkeit an dem Guten und Wahren, als daß er die Schattenseite seines eigenen Charakters in dem Spiegel hätte erblicken sollen, den er doch sich selbst unaufhörlich vorhielt. Sein Geisteszustand wurde immer träumerischer. Er war sehr eitel und wurde es immer mehr, weil er im ganzen Ernste glaubte, über alle Eitelkeit erhaben zu sein. Er wußte, wie Vieles er gethan hatte und fortfuhr zu thun, was kein rechtlicher Mensch billigen kann, und doch hielt er, ohne Zweifel mit voller Überzeugung, sich für den besten Menschen unter der Sonne. Er haßte alle Sophisterei und wurde sogleich Sophist, wenn seine Laune einen zufälligen Gedanken in Schutz nahm. Wenn diese Laune einer anderen Platz machte, widersprach er sich selbst. Bei allen diesen Fehlern ist in seinen sämmtlichen Werken der Abdruck einer schönen Seele nicht zu verkennen. Die Beredsamkeit, die in die Tiefen des Herzens eindringt, stammt aus den Tiefen des Herzens. Das Feuer, das in seinen Schriften bald hohe Flammen schlägt, bald eine sanfte Wärme über die ruhige Untersuchung verbreitet, unterscheidet sich von den Ausbrüchen unruhiger Leidenschaft eben so sehr, als von den Irrlichtern des Witzes. Es brennt nicht rein, es ist von trübem Rauche der Sinnlichkeit und der Selbstbethörung umgeben, aber es ist darum nicht weniger ein Feuer der edelsten Humanität. R.'s Romane leiden an dem nicht genug zu rügenden Fehler des didaktischen Zweckes

und Tones; die „Nouvelle Héloise“ (1759, deutsch von J. P. le Pique, Frankf. 1801—1802. 6 Thle. 12.), welcher offenbar Richardson's „Clarissa“ zum Vorbild diente, ist überdieß reich an Schilderungen und Scenen, deren Wollüstigkeit die bezweckte moralische Belehrung völlig wieder aufhebt und eher zum Bösen als zum Guten reizt; sein „Emile“ (deutsch, Leipz. 1762—1780. 5 Thle. 8.) ist vollends nur eine Pädagogik in Romanform, die neben vielem Trefflichen und Wahren manches Verkehrte und Überspannte enthält, das zu nicht wenigen Mißverständnissen und Verirrungen in der Erziehung Veranlassung gegeben hat. R.'s didaktische Schriften sind Muster der Präcision des Ausdrucks, sogar seine „Briefe über Botanik“ und sein „Musikalisches Lexikon“ sind in dieser Beziehung meisterhaft gelungen, obschon sie sonst Vieles zu wünschen übrig lassen. „Oeuvres complètes“ (Genève 1782—1790. 19 Voll. 4., Par. 1788—1793. 38 Voll. 8., 1793—1800. 18 Voll. 4., 1796—1801. 25 Voll. 18., 1817. 8 Voll. 8., 1819—1820. 22 Voll. 8. und öfter). Die beste Ausgabe besorgte Musset-Pathay, (Par. 1818—1820. 22 Voll. 12.); „Rousseau's sämmtliche Werke,“ aus dem Französischen von C. F. Cramer (Berl. und Leipz. 1786—1799. 11 Bde. 8.). Vergl. Musset-Pathay's „Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau“ (Par. 1821. 2 Voll. 8.). 66.

Routine nennen die Franzosen die Fertigkeit in einer Sache, welche man durch Übung erlangt hat. Daher ist Routiniers s. v. a. Empiriker. 9.

Rovigo (Herzog von), s. Savary.

Rowe (Nicolas), ein geschätzter englischer Dichter, 1673 zu Berkford in Bedfordshire geboren, widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters der Rechtswissenschaft, welche er aber bald wieder verließ, um sich ganz der Poesie hinzugeben. Seine dramatischen Versuche fanden ungewöhnlichen Beifall und begründeten seinen Ruhm und sein Glück. Nachdem er einige Zeit als Secretair bei der Regierung gearbeitet hatte, erhielt er die Stelle eines Hofpoeten und andere Ämter, von deren Ertrage er reichlich leben konnte. Im Umgange soll er ein gefälliger und einnehmender Mann gewesen sein. Er starb am 6. Dec. 1718. Er hatte sich Shakespeare zum Muster genommen und befolgte eben so wenig wie dieser die steifen aristotelischen Regeln. Ist auch seine Phantasie minder kühn und reich, so reicht sie doch hin, einen gegebenen Stoff dramatisch auszubilden und in die Region der Poesie zu erheben. Seine Trauerspiele, unter welchen „Die ehrgeizige Stiefmutter“ („The ambitious stepmother“ 1798) das bekannteste und vorzüglichste ist, leiden hauptsächlich an Charakterlosigkeit und an richtigem Gefühle für das Schickliche; doch sind sie alle reich an herrlichen Partien und besonders können die rührenden Scenen ausgezeichnet genannt werden. Außer dem schon angeführten Trauerspiele machen wir noch namhaft „Jane Shore;“ „Jane Gray;“ „The fair penitent“ („Die schöne Büßende,“ 1703) und „Tamerlan“ (1702). Sie sind in England noch nicht vergessen und sichern ihrem Verfasser jedenfalls einen ehrenvollen Platz unter den Tragödiendichtern zweiten Ranges. R.'s Lustspiel „Der Beiser“ („The biter“) ist unbedeutend und wird längst nicht mehr gelesen; dagegen finden sich unter seinen vermischten Gedichten manche gelungene Lieder. Auch seine metrische Bearbeitung der „Pharsalia“ des Lucan wird von den Engländern zu ihren classischen Übersetzungen gezählt. „Works“ (Lond. 1747. 3 Voll. 12., 1766. 2 Voll. 12., 1828. 2 Voll. 8.); „Poems“ (Lond. 1797. 12.). 67.

Rowe (Elisabeth), eine beliebte englische Schriftstellerin, 1674 zu Ilchester in Somersetshire geboren, war die älteste Tochter des Landpredigers Singer und zeigte schon in frühen Jahren große Anlagen zu den schönen Künsten überhaupt und besonders zur Poesie. Ihre geistigen und körperlichen Vorzüge erwarben ihr viele Verehrer, unter welchen auch der bekannte Dichter Prior genannt wird.

Nachdem sie viele Anträge ausgeschlagen hatte, gab sie endlich Thomas Rowe, einem mittelmäßigen Schriftsteller, die Hand. Obschon älter als ihr Gemahl lebte sie doch sehr glücklich mit ihm, bis der Tod, den er sich durch ein unordentliches Leben zugezogen hatte, sie von ihm nach einer kurzen Ehe trennte. Sie zog sich nun wieder von London, wo sie sich niedergelassen hatte, nach ihrer Heimath zurück und lebte einsam und ihre geringe Habe mit den Dürftigen theilend zu Frome, wo sie am 20. Febr. 1737 starb. Unter ihren Werken sind die Briefe eines verstorbenen Freundes an einen noch lebenden („Friendship in death") am bekanntesten geworden. Eine reiche Phantasie, tiefes Gefühl und reine Frömmigkeit machen sie immer noch zu einer sehr angenehmen Lectüre. Auch ihre moralischen und religiösen Versuche („Letters moral and entertaining in verse and prose;" „Devot exercises") verdienen Anerkennung. Weniger Beifall erhielt ihr erzählendes Gedicht „History of Joseph." Ihre Schreibart ist überhaupt sehr leicht und gewandt, aber nicht immer correct genug. „Works" (Lond. 1739. 2 Voll. 8., 1796. 4 Voll. 12.); „Poetical works" (Lond. 1808. 18.). 67.

Roxbourghe (John, Herzog von), war der Besitzer einer der seltensten und besonders im Fache der alten Ritterromane und der ältern englischen Poesie reichen Büchersammlung. Er starb 1811 und als seine Bibliothek im folgenden Jahre öffentlich versteigert wurde, fanden die darin befindlichen Seltenheiten zu einem so hohen Preise Abgang, daß man glauben muß, die größte Bibliomanie sei dabei im Spiele gewesen. Es wurden vom Marquis von Blandford (jetzt Herzog von Marlborough) für die erste Ausgabe des „Boccacio" (Venedig 1471. Fol.) 2260 Pfd. St. und von dem Buchdrucker Caxton für das erste in englischer Sprache erschienene Buch: „Recuyell of the Historyes of Troye" (1471. Fol.) 1000 Guineen bezahlt. Zum Andenken dieses Ausbruchs der Bibliomanie trat der R.-Clubb zusammen, von dessen Mitgliedern jährlich eins verpflichtet ist, so viel Abdrücke einer literärischen Seltenheit auf eigne Kosten zu besorgen, als er Mitglieder zählt. Lord Spencer stand früher an der Spitze dieses Clubbs und während der Anwesenheit des Vicepräsidenten Dibdin in Paris (1818) bildete sich daselbst ein ähnlicher Verein. 77.

Royalisten (vom französischen roi, König) sind alle diejenigen, welche dem Interesse des Königthums zugethan sind. Mit dieser politischen Richtung verträgt sich nun zwar die Sorgfalt für das allgemeine Wohl des Staats sehr gut, in sofern eine geregelte Monarchie die sicherste Grundlage des Staatswohls ist; leider aber pflegen die eigentlichen R. die Sache des Herrschers meist der des Volks gegenüberzustellen und unter dem Scheine der Sorge für die Befestigung und Sicherung des Thrones nur die eignen selbstsüchtigen Absichten zu verbergen. Übrigens gibt aber der Gegensatz, Republik, constitutionelle Monarchie ꝛc., dem Begriffe der R. erst seine bestimmtere Bedeutung. 30.

Royer-Collard (spr. Roajé Collär) (Pierre Paul), ein geachteter französischer Staatsmann und Philosoph, 1763 zu Sompuis bei Vitry-le-Français geboren, widmete sich der Jurisprudenz und war bei dem Ausbruche der Revolution Parliamentsadvocat. Aus Überzeugung den Grundsätzen einer ächtconstitutionellen Monarchie huldigend nahm er an den Bewegungen der revolutionairen Partei lebhaften Antheil und ward zum Mitgliede des pariser Gemeinderaths gewählt, welche Stelle er aber noch in demselben Jahre, weil er den Gang, welchen die Revolution nahm, nicht billigen konnte, wieder niederlegte. Nachdem er die Schreckensherrschaft glücklich überdauert hatte, trat er 1797 durch die Wahl des Departements der Marne als Deputirter in den Rath der Fünfhundert, wurde aber schon nach einigen Monaten, weil er sich mit Kraft gegen den von den Priestern geforderten Eid und für die Zurückbringung der Deportirten aussprach, wieder ausgestoßen. Er diente nun einige Zeit dem Interesse des vertriebenen Königs,

bis dieser sich gezwungen sah, sich nach England zu flüchten, wodurch sich der zum Zwecke seiner Zurückberufung in Frankreich organisirte Rath, zu welchem R.-Collard gehörte, auflöste. Er lebte darauf, der Politik fremd, einzig und allein den Wissenschaften und ward 1811 Professor der neuern Philosophie an der pariser Universität und Dekan der philosophischen Facultät. Seine philosophischen Ansichten waren, wie aus seinem „Discours" (Par. 1813. 8.) hervorgeht, die der auf Erfahrung gestützten schottischen Schule und fanden durch seinen trefflichen Vortrag viele Freunde und Anhänger. Unter seinen Schülern saß auch der in der neuern Zeit berühmt gewordene Philosoph Cousin. Nach der Zurückkunft der Bourbons ward er zum Generaldirector des Bücherwesens, zum Staatsrathe und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Während der hundert Tage legte er alle Stellen außer seiner Professur nieder, nahm sie aber nach der zweiten Restauration wieder an und erhielt dazu das Präsidium der königlichen Commission des öffentlichen Unterrichts, in welcher Stelle er sehr erfolgreich und wohlthuend wirkte; besonders blühte unter seinen Auspicien die Normalschule auf, welche aber zum Schaden der allgemeinen Bildung ein zu schnelles Ende nahm. Als Deputirter des Departements der Marne (1815) stimmte er mit der Minorität, erklärte sich kräftig gegen die Wiedereinführung alter Privilegien, für die Aufrechthaltung volksthümlicher Institutionen und für die strenge Befolgung der Charte. In der Kammer von 1817 zeigte er neben gleich freisinnigen Ansichten gleiche Mäßigung, obschon er sich dadurch immer mehr die Feindschaft der ministeriellen Partei zuzog. Um diese Zeit schlossen sich die sogenannten Doctrinairs, welche ihr politisches System eines constitutionellen Königthums auf Vernunft und geschichtliche Überzeugung gründeten und mit unabweisbarer Beharrlichkeit geltend zu machen suchten, näher an einander an und R.-Collard galt als ihr Haupt. Um seine Ansichten unabhängiger durchführen zu können, trat er 1819 von der Leitung des öffentlichen Unterrichts zurück und zeigte sich desto thätiger in der Kammer. Er sprach mit großem Beifalle gegen die Ausnahmsgesetze, gegen den Credit für den spanischen Krieg (1823), gegen das Sacrilegiengesetz, gegen die Aufhebung des Wahlgesetzes von 1817 und gegen andere Maßregeln und Projecte der Ultras. In den Kammern von 1828, 1829 und 1830 war er Präsident und blieb nach der Julirevolution, die er kräftig unterstützte, stets Deputirter. Die letzte Anstrengung des alterschwachen Greises war gegen die der Charte nicht entsprechenden Gesetze, welche man nach dem Attentate Fieschi's durchzuführen versuchte, gerichtet. Sind die Doctrinairs auch sehr in der Achtung des französischen Volks gesunken, so machte doch R.-Collard eine ehrenvolle Ausnahme; seine Rechtlichkeit wurde von keiner Partei in Zweifel gezogen, alle achteten und schätzten ihn und Jeder hörte gern seine energische und lichtvolle Rede. Er starb 1836. Seit 1827 war er auch Mitglied der französischen Akademie. — Sein Bruder, Antoine Athanase R.-Collard, 1768 zu Sompuis geboren, widmete sich mit gutem Erfolge der Arzneiwissenschaft, ward Director des Krankenhauses von Charenton (1814), Professor der Medicin an der pariser Universität (1816) und Leibarzt des Königs. Die von ihm 1803 gegründete und fortwährend redigirte „Bibliothèque médicale" ist auch im Auslande rühmlichst bekannt, so wie seine beiden Abhandlungen in dem „Dictionnaire des sciences médicales" über Amenorrhöe und über den Croup (deutsch von Albers, Hanov. 1814. 8.) als Meisterstücke gelten. Er starb 1825. Frankreich hat ihm hauptsächlich die jetzige zweckmäßige Einrichtung des Irrenhauses zu Charenton zu verdanken. 66.

Rozier (Pilatre de), s. Pilatre de Rozier.

Rubato (tempo rubato), d. i. geraubt, entwendet, bezeichnet in der Musik diejenige eigenthümliche Art des Vortrags, wo ohne strenge Berücksichtigung der eigentlichen Geltung der Noten und oft mit wirklicher Vernachlässigung der Tact-

bewegung einer oder mehreren Noten etwas von ihrem Werthe entzogen und dafür anderen zugelegt wird. Diese Art des Vortrags, die sich sehr dem der syncopirten Noten nähert, verlangt einen vollkommen ausgebildeten Künstler und darf überdieß nur mit großer Vorsicht und an den passenden Stellen angewendet werden. Gleichbedeutend mit R. ist der sonst auch üblich gewesene Ausdruck imbroglio. 29.

Rubel, Rubal, eine russische Rechnungs-, Papier-, Kupfer-, Silber-, Gold- und Platinamünze. Als Rechnungsmünze ist 1 R. = 10 Griwen = 35½ Altin = 100 Kopeken = 200 Denuschken = 400 Polusken = 1 Thlr. — Gr. 7½ Pf. Conv.; in Kupfergeld und Banknoten = 12 Gr. 6 Pf. Conv. und 1 Silber-R. = 3 R. 60 Kopeken Papiergeld. Die Silber-R. waren vor 1798 aus 12löthigem Silber, 499 holl. Aß schwer; von 1798 bis 1805 aus 13 Loth 16 Grän feinem Silber, 431 bis 436⅔ holl. Aß schwer; jetzt sind sie von 12löthigem Silber. 1 Gold-R. = 33½ holl. Aß schwer, 22karätig fein und an Werth = 1 Thlr. 5 Gr. 11 Pf. in Gold. Man hat auch noch 2½-, 5- und 10fache Rubelstücke. 1 Platina-R. = 215⅕ holl. Aß schwer = 3 Silber-R. = 3 Thlr. 2 Gr. Conv. 26.

Rubens (Peter Paul), der „Fürst" der niederländischen Malerschule, einer der größten Künstler der christlichen Kunstperiode, ward am 29. Juni 1577 zu Köln geboren. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1587 kam er nach Antwerpen, wo derselbe vor Ausbruch der Unruhen ein hohes obrigkeitliches Amt bekleidet hatte, zurück, setzte hier seine bereits begonnenen wissenschaftlichen Studien fort und ward wenige Jahre später Page bei der Gräfin Lalain. Das ziemlich anstößige Leben derselben indeß bewog ihn bald seine Entlassung zu nehmen, worauf er von seiner Mutter, obwohl nur mit Mühe, die lange ersehnte Erlaubniß erhielt, sich der Kunst zu widmen. Sein erster Lehrer war van Oort, doch sagte ihm dieser, wohl treffliche, aber ungebildete Künstler wenig zu und er zog es vor, seine Studien unter der Leitung des noch berühmtern van Veen fortzusetzen. Ein vierjähriger unausgesetzter Fleiß hatte ihn bereits seinem Lehrer gleichgestellt und er begab sich nun mit Empfehlungen des Erzherzogs Albert versehen zur Vollendung seiner Ausbildung nach Italien (1600). Von Venedig aus, wo er vor Allem Tizian's und P. Veronese's Werke studirte, trat er als Hofmaler und Cavalier in die Dienste des Herzogs von Mantua und blieb in denselben während der mehr als siebenjährigen Dauer seines Aufenthalts in Italien. Schon damals erregte er überall, wo er erschien, durch seine vollendete Künstlerschaft sowohl, wie durch seine ungewöhnliche Bildung, Liebenswürdigkeit im Umgange und hohe Sittlichkeit des Charakters allgemeine Liebe und Bewunderung und die hochgestelltesten Personen beeiferten sich, ihn mit Achtung und Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Unter den Werken, die der gefeierte Künstler während seines abwechselnden Aufenthalts zu Rom, Florenz, Mailand und Genua ausführte und mit denen seine glänzende Laufbahn beginnt, stehen nächst denen, die er für den Papst und die Cardinäle Rospiglioſi, Chigi u. A. fertigte, wie „eine heilige Jungfrau" und eine „heilige Anna das Christuskind anbetend", ein „Triumph des Tiberius", „die 12 Apostel", „Proteus und die Meergötter", „der heilige Gregorius und Moritz ꝛc.", die für Genua gearbeiteten, eine „Beschneidung Christi" und ein „heiliger Ignatius, welcher Kranke heilt", oben an. Inmitten dieser rühmlichen Bestrebungen ward R. durch die Nachricht, daß seine Mutter auf den Tod krank liege, plötzlich in sein Vaterland abgerufen; doch kam er zu spät und schloß sich deßhalb, um seinem Schmerze ungestört nachhängen zu können, mehrere Monate in die Abtei St. Michael bei Antwerpen ein. Seinen Plan, wieder nach Italien zurückzukehren, gab er indeß in Folge der glänzenden Anerbietungen des Erzherzogs Albert und dessen Gemahlin Isabella auf, ließ sich in Antwerpen nieder und verheirathete sich mit Isabella Brant. Sein Haus, welches er selbst in römischem Geschmacke

erbaut hatte, ward jetzt hinsichtlich des Äußern und des Waltens in ihm ein wahrer Tempel der Kunst. Von allen Seiten mit den ehrenvollsten Aufträgen überhäuft und hochgeachtet von seinen Umgebungen lebte hier R. als ein wahrer Fürst der Kunst, deren ganzes Gebiet er mit seinem außerordentlichen Genius umfaßte, verdunkelt von keinem seiner Zeitgenossen, wohl aber alle überstrahlend. Überblickt man die Menge seiner Arbeiten, die man wenigstens auf 1500 anschlagen kann, so muß man sich bei der hohen Vollendung der meisten derselben, auch wenn man weiß, daß die zahlreichen Schüler des Meisters an vielen wesentlichen Theil nehmen, um so mehr wundern, da der Künstler durch seine hohen Verbindungen der Kunst häufig entzogen wurde. So erhielt er z. B. mehrere Male von der Erzherzogin Isabella diplomatische Sendungen, unter andern an die Generalstaaten (1625), an den spanischen Hof (1626) und im Jahre 1629 reiste er sogar nach England mit dem Auftrage, die bis dahin erfolglosen Unterhandlungen zwischen dem englischen und spanischen Cabinet ans Ende zu führen. Der vollkommen glückliche Erfolg dieser Sendung diente nur dazu, seinen Ruf zu erhöhen und so war er es auch, der nach dem Tode der Erzherzogin im Jahre 1634 nach Madrid ging, um dem zum Gouverneur der Niederlande bestimmten Prinzen Ferdinand zu beglückwünschen. Auch übertrug ihm die Stadt Antwerpen die Anordnung der bei dem Einzuge desselben im Jahre 1635 zu begehenden Festlichkeiten. In den letzten Jahren seines Lebens, besonders seit dem Jahre 1634, vermochte R. wegen heftiger und häufig wiederkehrender Gichtanfälle nur wenig mehr zu arbeiten und zuletzt konnte er höchstens nur den Werken seiner Schüler die nöthige Vollendung geben. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1640 zu Antwerpen. Ein reiches Grabmal, errichtet von seiner Wittwe Helena Forman (seine erste Gattin war 1626 gestorben), bezeichnet in der Kirche zu St. Jakob seine Ruhestätte. Die höchst kostbare Gemäldesammlung des Künstlers ward verkauft und gab den verschiedenen Gallerien Gelegenheit, sich zu bereichern. Zu weit würde es hier führen, selbst nur die berühmtesten Werke von R. speciell anzugeben und wir beschränken uns daher auf einige der bekanntesten. Dahin gehören: „die heilige Jungfrau auf goldenem Throne dem heiligen Ildefonso das Meßgewand darbietend" (in der Ordenskapelle von St. Ildefonso); „die Abnahme vom Kreuze", eines der berühmtesten Werke des Künstlers (in der Kathredale zu Antwerpen); ein „Christus am Kreuze", eine „Auferstehung", eine „Anbetung der Weisen", eine „heilige Therese", eine „Geißelung", ein „Jesus mit dem Blitze in der Hand", ein „heiliger Franciscus von Assisi", ein „helliger Franciscus Xavier und St. Ignaz", eine „Himmelfahrt Mariä", „die Vermählung der heiligen Katharina" u. a. m. (sämmtlich in den verschiedenen Kirchen und Klöstern Antwerpens); ferner in Brüssel: „Jesus, dem Petrus die Schlüssel überreichend", mehrere „Himmelfahrten der Maria", „Christus am Kreuze" u. a. m.; ferner verdienen Bemerkung eine Reihe von Darstellungen (21) aus dem Leben der Königin Maria von Medicis (im Palaste Luxemburg zu Paris); ein „Christus unter dem Kreuze erliegend" (in der Abtei Affligham); ein „heiliger Rochus" (zu Alost) u. v. a. Fast alle nur irgend bedeutende Städte der Niederlande und außerdem öffentliche und Privatgallerien (unter den ersteren besonders die dresdener, münchner, wiener [45 Stück] und die Gallerie des Louvre [43]) haben Werke dieses Meisters aufzuweisen. Der Preis derselben ist noch jetzt, wenn sie zum Verkaufe kommen, sehr hoch; so wurde z. B. im Jahre 1822 das unter dem Namen „Strohhut" (chapeau de paille) bekannte, jetzt im Besitze Robert Peel's befindliche Gemälde für 35970 Gulden verkauft. Übrigens excellirte R. nicht minder in der Darstellung von Landschaften, Thier-, Blumen- und Conversationsstücken; auch im Portrait leistete er Treffliches, obwohl ihn hierin sein großer Schüler Vandyck übertraf. R. erscheint, obwohl gebildet durch das Studium der italienischen Meister, doch durchaus unab-

hängig von denselben in hoher Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit. Sein großer, kühner Geist strebte nur nach Großem und Ungewöhnlichem; gebildet wie nur wenige Künstler vor ihm, genährt mit dem classischen Geiste des Alterthums und übrigens stets in glücklichen Verhältnissen sich bewegend erfaßte sein Genius die Kunst mit einem glühenden Eifer und mit dem Bewußtsein jener hohen unbesieglichen Kraft, welche allein dem Streben glücklichen, ja den höchsten Erfolg verbürgen kann. Zwar mangelt ihm die Grazie und göttliche Anmuth eines Raphael, auch das Ideelle und der scharfe Ausdruck der Formen eines Michel Angelo, aber desto unübertrefflicher steht er da hinsichtlich des Reichthums seiner Composition, so wie als Maler der menschlichen Seele in den verschiedenartigsten Lagen und Zuständen; überall erkennt man den gewaltigen Schwung seiner Phantasie und die poetische Auffassungskraft seines Geistes, welcher nur höchstens die Schnelligkeit gleichkam, mit der er die Gebilde seines Innern auf die Leinwand hinzuzaubern vermochte. Seine Zeichnung ist richtig, ohne gerade ganz rein und schön zu sein, eine nothwendige Folge der Keckheit im Entwurfe, und das markige und außerordentlich effectreiche und bis auf diesen Tag in seiner Frische erhaltene Colorit fast dem Titian's gleich. Hinsichtlich des Helldunkels endlich möchte er Correggio nur im geringen Grade nachstehen. Auch als Kupferstecher hat sich R. unsterbliche Verdienste erworben und zwar besonders dadurch, daß er zuerst zeigte, wie man im Kupferstiche die Farben ausdrücken könne. Die von ihm selbst geätzten Blätter, z. B. ein „heiliger Franciscus von Assisi", eine „heilige Magdalene" und eine „heilige Katharina" sind jetzt äußerst selten. Nach ihm bildeten sich im Kupferstechen unter Anderen Vorstermann, Pontius, Bolwert u. A. m.; in der Malerei außer Vandyck noch Teniers, Diepenbeck, Schut und Vanhoeck. — Man hat auch einige Schriften von R., nämlich: „De imitatione statuarum graecarum schediasma"; „Palazzi antichi e moderni di Genova raccolti e designati da P. P. R." (Antw. 1622. 1708. Fol. mit 139 Zeichnungen) und außerdem ein Zeichnenbuch und eine Theorie der menschlichen Gestalt. Über R. vergl. Michel's schlechtgeschriebene, aber brauchbare „Histoire de la vie de R." (Brüssel 1771); Smit's „Histor. Levensbrijving van R." (Amsterd. 1774) und Waagen, „Über den Maler P. P. Rubens" in dem historischen Taschenbuche von Raumer von 1833. Ein Verzeichniß seiner Werke findet man in Hodge's „L'Oeuvre de R. et de van Dyck" (Amsterd. 1804—1808) und in Hecquet's „Catalogue des estampes gravées d'après R." (Par. 1751). 36.

Rubicon, Rubico, der Name eines unbedeutenden Flusses in Italien, machte die Grenze zwischen dem eigentlichen Italien und dem cisalpinischen Gallien. Die Geographen sind streitig, ob der heutige Luso, der Pisciatello oder der Fiumicino darunter zu verstehen sei. Einem päpstlichen Decrete von 1756 zufolge war es der erstere, nach der Peutinger'schen Tafel aber der zweite. Denkwürdig ist der R. deßhalb, weil ihn Cäsar mit seinem Heere aus Gallien überschritt und sich dadurch für einen Feind der Republik erklärte, indem nach einem noch vorhandenen, aber wahrscheinlich unächten Gesetze Jeder dafür galt, der dieß unternahm. Cäsar veranlaßte wenigstens dadurch den Bürgerkrieg. „Den R. passiren" ist daher zum Sprüchworte geworden für die Ausführung eines entscheidenden Unternehmens. 35.

Rubin, s. Korund.

Rubrik (rubrica) hießen ursprünglich die einzelnen roth geschriebenen Überschriften in den römischen Rechtsbüchern, dann die ebenfalls roth bezeichneten zur Registratur dienenden Bemerkungen über den eingegangenen Rechtsschriften und endlich, weil hierbei eine bestimmte Anordnung befolgt werden muß, die Abtheilung selbst, unter welche etwas Schriftliches zu stehen kommt. Daher ist rubriciren, nach Fächern ordnen. 9.

Rucellai (spr. Ruschellai) (Giovanni), ein geschätzter italienischer Dichter,

1475 zu Florenz geboren, war mit der Familie der Medici eng verwandt und widmete sich, weil ihm seine Geburt gute Aussichten bot, dem Staatsdienste, ging aber später, als sein Anverwandter, Giovanni de' Medici, unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, zur Theologie über, indem er auf diese Weise bald den Cardinalshut zu erhaschen gedachte. Leo X. und seine Nachfolger, Adrian VI. und Clemens VII., übertrugen ihm zwar manche Ehrenstelle und gebrauchten ihn zu wichtigen Sendungen, aber die ersehnte Würde blieb aus und er starb 1525 als Castellan der Engelsburg. Unter seinen poetischen Leistungen verdient das Lehrgedicht: „Die Bienen" („Le api") in nichtgereimten Versen den Vorzug. Die Diction hat fast die Süßigkeit des Honigs und der Dichter ist so für seinen Gegenstand eingenommen, daß der Leser unwillkührlich mit ihm fortgerissen wird, was bei didaktischen Gedichten so selten der Fall ist. Virgil war das Muster, welches R. vorschwebte, hatte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Originalität. Weniger originell und von weit geringerm Werthe sind seine Tragödien: „Rosmunde" und „Oreſt", worin er sich Euripides zum Vorbilde nahm und zum Theil nachahmte. Die Sprache und der Versbau sind jedoch trefflich. „Opere" (Padova 1772. 8.). 67.

Rudbeck (Olaus), ein berühmter schwedischer Arzt und Alterthumsforscher, 1630 zu Arosen in Westermannland geboren, zeigte früh große Talente zu den Künsten und Wissenschaften und hatte bereits, als er das Studium der Medicin begann, bedeutende Fortschritte in der Musik, Zeichnenkunst, Mechanik und Sprachkunde gemacht. Er legte sich mit besonderer Vorliebe auf die Anatomie und entdeckte die lymphatischen Gefäße; da er aber seine Entdeckung, welche in der Physiologie Vieles anders gestaltete, nicht sogleich veröffentlichte, ward sie ihm von Th. Bartholin, welcher kurz darauf über diesen Gegenstand ein Werk ausarbeitete, streitig gemacht. Die Königin Christine über die bedeutenden Leistungen des jungen Arztes erfreut, ließ ihn zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Deutschland und Holland auf ihre Kosten unternehmen und ernannte ihn nach seiner Heimkehr zum Professor an der Universität Upsala. Hier legte der unermüdliche Mann einen botanischen Garten an, welcher später durch Linné zu hoher Bedeutsamkeit gebracht ward. Neben diesen Berufsarbeiten durchforschte R. die Geschichte und Alterthümer seines Vaterlandes und lieferte als Resultat seiner Bemühungen das mit paradoxen Ansichten angefüllte, aber grundgelehrte Werk: „Atlantica sive Manheim vera Japheti posterorum sedes ac patria" (Ups. 1675 — 1698. 3 Partt. Fol.), welches seiner Seltenheit wegen eine neue Auflage verdiente. R. starb am 7. Sept. 1702. Von seinen übrigen Werken nennen wir hier nur noch die „Exercitatio anatomica, exhibens ductus novos hepaticos aquosos et vasa glandularum serosa" (Arosen 1653. 4. Lugd. B. 1654. 12.), worin er seine oben erwähnte Entdeckung bekannt macht, und die „Libri II campi Elysaei" (Ups. 1701 — 1702. Fol.), worin er einen von ihm angelegten botanischen Garten beschreibt. — Sein Sohn, Olaus R., 1670 zu Upsala geboren, erwarb sich eben so umfassende Kenntnisse in der Medicin, in den Naturwissenschaften und der Geschichte und machte auf Befehl des Königs von Schweden, Karl's XI., mehrere botanische Reisen durch Lappland, Deutschland, Holland und England. Er unterstützte nach seiner Heimkehr seinen Vater rüstig bei allen Unternehmungen und erhielt auch dessen Stellen. Er starb 1740. Von seinen zahlreichen Schriften sind hier anzuführen: „Nora Samolad sive Laponia illustrata" (Ups. 1701. 4.); „Specimen usus linguae gothicae in emendandis atque illustrandis obscurissimis S. Scripturae locis" (Ups. 1717. 4.) und „Ichthyologia biblica" (Ups. 1705 — 1722. 2 Partt. 4.). — Auch ein Dichter Olaus R. (1756 zu Stockholm geboren, gest. 1777) hat sich durch seine komischen Epopöen: „Die Borasiade" (Stockh. 1783. 8.) und „Neri" (Stockh. 1784. 8.) bekannt ge-

macht. Seine Leistungen zeichnen sich jedoch mehr durch Leichtigkeit der Sprache und des Versbaues als durch Phantasie und Begeisterung aus. — In der neusten Zeit hat sich T. G. Rudbeck als dramatischer Dichter bekannt gemacht. Sein neustes Werk ist „Skanderbeg", Schauspiel in 3 Acten (Stockh. 1836). 66.

Rudolf, deutsche Kaiser. — R. I., Stammvater des noch jetzt regierenden östreichischen Kaiserhauses, war der älteste Sohn Albrecht's IV., Grafen von Habsburg, wurde am 1. Mai 1218 geboren, begleitete schon im Jahre 1236 Kaiser Friedrich II. auf seinem Kreuzzuge nach Italien und erhielt daselbst von ihm den Ritterschlag. Nach dem Tode seines Vaters (1240) übernahm er dessen Besitzungen, die Hälfte der Grafschaft Habsburg in der Schweitz; über die andere Hälfte, die sein Oheim, der Graf von Habsburg-Lauternburg besaß, gerieth er mit diesem und seinem Oheime von mütterlicher Seite, dem Grafen von Kyburg, in Fehde, zu welcher er ein kleines Heer von Abenteurern aus verschiedenen Völkern geworben hatte, und dehnte mit Hülfe derselben seine unbedeutende Macht immer mehr aus. Im Jahre 1245 erwarb er durch seine Vermählung mit Gertrude, der Tochter Burchard's, Grafen von Hohenberg und Hagenlock in der Schweitz, die Burg Öttingen und mehrere Besitzungen im Elsaß, wurde aber als Anhänger Friedrich's II. im Jahre 1249 und wegen einer Fehde mit dem Bischofe von Basel, von welcher Stadt er eine Vorstadt verbrannt hatte, im Jahre 1254 vom Papste Innocenz IV. mit dem Banne belegt. Im Jahre 1255 unternahm er mit Ottokar, König von Böhmen, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen und wurde nach seiner Rückkehr im Jahre 1257 von Uri, Schwytz und Unterwalden zum Hauptmanne und Schirmherrn ihres Gebietes erwählt, versöhnte sich in dieser Zeit mit seinen Verwandten und trat dem Bischofe von Straßburg die kyburgischen Besitzungen ab, um dadurch die Gunst desselben wieder zu gewinnen. Da jedoch der Abt von St. Gallen auf einen Theil derselben Anspruch machte, so hintertrieb er dessen Versöhnung mit R. und dieser trat nun auf die Seite der straßburger Bürger, welche ihn zu ihrem Feldhauptmanne erwählt hatten. Er erstürmte Mühlhausen, nahm Colmar und schlug im Jahre 1262 den Bischof selbst in offener Feldschlacht. Erst im Jahre 1266 schloß er Frieden mit dem Nachfolger desselben, welcher ihm nun die kyburgischen Güter, deren Besitzer sämmtlich gestorben waren, förmlich abtrat. Die Stadt Zürich, welche R. schon im Jahre 1264 zu ihrem Feldhauptmanne gewählt hatte, wurde zugleich von Konradin von Schwaben, der ihr Gebiet mit seinem Lande vereinigen wollte, und von Ludolf von Regensburg bekriegt, allein R. zwang denselben nach einer blutigen Fehde zum Frieden. Auch mit dem Abte von St. Gallen gerieth er in Streit, weil er sich geweigert hatte, Güter von ihm in Lehen zu nehmen, versöhnte sich jedoch wieder mit ihm, um mit seiner Hülfe die Stadt und den Bischof von Basel zu bekriegen, da erstere die Ritter des Sternbundes, zu denen R. gehörte, auf Anstiften der Pfitticher aus der Stadt vertrieben hatte, weil jene mannigfaltigen Frevel an ehrbaren Frauen verübt hatten. Nach Ablauf eines dreijährigen Waffenstillstandes mit ihm, belagerte R. Basel von Neuem, als der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, im Lager erschien und ihm seine am 29. Sept. 1273 zu Frankfurt erfolgte Wahl zum deutschen Kaiser verkündigte. Sogleich eröffnete ihm nun die Stadt Basel die Thore. Die Krönung wurde am 27. Oct. 1273 vollzogen und auf dem ersten Reichstage, den R. im Jahre 1274 zu Nürnberg hielt, verkündigte er den allgemeinen Landfrieden, hatte jedoch einen mehrjährigen Kampf mit Ottokar II. von Böhmen (s. d. Art.) zu bestehen, bis dieser in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) geblieben war. R. wußte nun die Fürsten immer mehr für sich zu gewinnen und setzte die Belehnung seiner beiden älteren Söhne mit Östreich, Kärnthen, Steyermark, Krain und der windischen Mark auf dem Reichstage zu Augsburg ohne Widerrede durch, beruhigte darauf die Rheingegenden, bestätigte (1279) die Rechte

des deutſchen Ordens auf Preußen und befeſtigte ſein eigenes Anſehen immer mehr. Er ſchlichtete die Streitigkeiten des Landgrafen von Thüringen, Albrecht des Unartigen, mit ſeinen Söhnen, Friedrich und Tiecemann, bekämpfte die jene Gegenden unſicher machenden Raubritter und beſtrafte die Falſchmünzer. Die Angelegenheiten des Reichs berichtigte er auf den Reichstagen zu Augsburg, Erfurt, Eger und Frankfurt. Doch vermochte er weder die Wahl ſeines Sohnes Albrecht zum römiſchen Könige noch die Einziehung Böhmens als erledigtes Reichslehen und die Vereinigung Ungarns mit dem Reiche nach dem Tode Wenzel's von Ungarn und Böhmen durchzuſetzen. Auch der König von Neapel machte ihn in Italien viel zu ſchaffen; doch wußte R. die auf des Königs Seite getretenen Städte wieder von ihm abzuwenden und ſicherte dem Papſte Gregor X. ſchriftlich im Jahre 1279 den Beſitz ſeiner weltlichen Macht zu, welches die erſte urkundliche Anerkennung des Kirchenſtaates von Seiten des Kaiſers iſt, worauf ſich der König von Neapel mit ihm ausſöhnte. Gleiche Schwierigkeiten hatte R. in Burgund zu bekämpfen, welches als Reichslehen unter mehrere Fürſten vertheilt war. R. wollte dieſe Lehen einziehen und Burgund zu einem unabhängigen Staate erheben, welchen er ſeinem zweiten Sohne, Hartmann, zugedacht hatte. Allein Hartmann ertrank im Jahre 1281 im Rheine. Deſſenungeachtet aber kam es zwiſchen ihm und den Pfalzgrafen jenes Landes zum Kriege, in welchem er Mömpelgard und Beſançon eroberte, worauf die Gegner ſich ihm unterwarfen und dafür ihre Beſitzungen als Lehen behielen. R. ſtarb auf einer Reiſe nach Speier zu Germersheim im Juli 1291 im 76. Jahre ſeines Alters. Ein Krieg mit Frankreich wurde nur durch ſeinen Tod am Ausbruche verhindert. Er ragt unter den Fürſten aller Zeiten durch Kraft des Willens und der That, durch ritterliche und häusliche Tugenden hervor. Er vereinte mit bewundernswürdiger Tapferkeit und unermüdeter Thätigkeit die höchſte Einfachheit in Sitten und Lebensweiſe, zeigte ſich gegen Jedermann herablaſſend und freundlich, gerecht und großmüthig. Beſonders als Kaiſer leuchtete er allen Unterthanen in Mäßigkeit und Billigkeit voran. Für Deutſchland wurde er durch Begründung eines friedlicheren und geſitteteren Zuſtandes der Schöpfer eines neuen, geiſtigeren Lebens. Er zerſtörte allein im Jahre 1290 mehr als 70 Raubſchlöſſer, bekämpfte den unruhigen Adel mit aller Kraft, wodurch er beſonders Handel und Gewerbfleiß emporhob, der gänzlich darniederlag, durchreiſte ſelbſt alle Theile ſeines weiten Reichs, ſchlichtete perſönlich die Streitigkeiten der Fürſten und des Volkes, ſo daß man ihn das lebendige Geſetz nannte, ſicherte die Rechte der Churfürſten, ohne deren Zuſtimmung er keine Sache von Wichtigkeit unternahm, und begründete die Macht ſeines Hauſes dadurch, daß er ſeine Töchter mit den mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit verheirathete. — R. II, der Sohn Maximilian's II., wurde im Jahre 1552 zu Wien geboren und von den Jeſuiten in Spanien erzogen, welche ihm einen blinden Eifer für den Katholicismus einflößten. Schon im Jahre 1572 wurde er zum Könige von Ungarn, im Jahre 1575 zum Könige von Böhmen gekrönt und im folgenden Jahre beſtieg er den deutſchen Kaiſerthron. Seinen jüngeren Brüdern trat er nicht, wie es bisher gewöhnlich geweſen war, Theile der öſtreichiſchen Monarchie ab, ſondern ertheilte ihnen zuerſt Apanagen. Sogleich nach Antritt ſeiner Regierung entzog er den Wienern die zeither genoſſene Religionsfreiheit, die er blos noch dem Adel bewilligte, und verwies viele proteſtantiſche Geiſtliche aus dem Lande. Die deßhalb entſtandenen Aufſtände wurden mit leichter Mühe unterdrückt. Durch dieſe Unduldſamkeit verſcherzte er aber die Zuneigung der Böhmen, die er dadurch gewonnen hatte, daß er ſeine Reſidenz von Wien nach Prag verlegte. Um ſeine Staaten gegen die Einfälle der Türken ſicher zu ſtellen, trat er das Grenzland an ſeinen Oheim, den Erzherzog von Steiermark, ab, der es wieder als Afterlehn an Abenteurer aus allen Völkern vertheilte, aus denen die Miliz entſtand, welche ſich in ſpäteren Zeiten unter den Namen Kroaten, Gränzer

Digitized by Google

und Panduren in mehreren Kriegen furchtbar gemacht haben. Auch nahm er die Uzkoken, aus dem türkischen Gebiete vertriebene Christen, in Kroatien auf. Doch R. selbst nahm an den Ereignissen innerhalb seiner Staaten keinen Theil und überließ sich blos seinen Lieblingsbeschäftigungen. Er dachte über mechanische Erfindungen nach und verbrachte den größten Theil seiner Zeit in den Werkstätten der Uhrmacher, Drechsler und anderer Künstler. Außerdem trieb er sich oft als Stallknecht verkleidet in Pferdeställen und Reitbahnen umher, um seine Vorliebe für die Pferde zu befriedigen. Allein der Zustand seines weiten Reichs war unterdeß immer bedenklicher geworden. Die Unzufriedenheit der Ungarn, welche durch die Beamteten und Feldherren des Kaisers in dem mit abwechselndem Glücke geführten Türkenkriege (s. Murad II., Muhammed III. und Ahmed I.) viele Bedrückungen zu dulden hatten, ohne daß dieser auf ihrem Reichstage erschien oder auch nur auf ihre Klagen achtete, war auf das Höchste gestiegen. Es kam zum wirklichen Aufstande, an dessen Spitze Stephan Bocskai trat, den auch die Siebenbürgen zu ihrem Fürsten erklärten, nachdem in jenem Lande Hunger, Krieg, Pest und Bedrückung das Elend unerträglich gemacht hatten. Die Östreicher wurden mit Hülfe der Türken überall verjagt und Bocskai drang selbst in Mähren ein. R. war unterdeß in die Sternkunde vertieft, worin Tycho de Brahe sein Führer war, welcher dem Kaiser vorausgesagt hatte, daß ihm der Stellung der Sterne zufolge von einem seiner nächsten Verwandten Gefahr drohe, vor welcher sich R. mehr scheute, als vor derjenigen, welche schon vorhanden war und ihn um seinen Thron brachte. Die Furcht vor der Erfüllung jener Voraussagung verhinderte ihn sich öffentlich sehen zu lassen. Sein Palast mußte stets auf das Sorgfältigste bewacht werden und R. verbrachte im Innern desselben die Tage mit Botanikern, Malern, Kupferstechern, Mechanikern, Chemikern und Astrologen. Er ließ nie fremde Gesandte vor sich und selbst seine eigenen Minister durften ihn in seinen künstlerischen Arbeiten nur selten stören. Die Ungarn wählten unter diesen Umständen im Jahre 1607 den Erzherzog Matthias zu ihrem Könige, der im Jahre 1606 mit Ahmed I. Frieden schloß, ohne R. davon zu benachrichtigen, und Östreich und Steiermark sogleich in Besitz nahm, nachdem auch die übrigen Brüder den Kaiser für unfähig zur Regierung erklärt hatten. Dieser mußte nun der Krone Ungarn feierlich entsagen. Die böhmischen Protestanten, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee in Böhmen erschien, um die Einwohner des Landes zum Gehorsam zu nöthigen, riefen diese den König von Ungarn, Matthias, zu Hülfe. Dieser drang in Böhmen ein, besetzte am 20. März 1611 die Stadt Prag und nöthigte R. auch diesem Reiche zu entsagen. Er erhielt einen Jahrgehalt von 400000 Gulden. R. starb im J. 1612 im 60. Jahre seines Alters und im 36. seiner Regierung mit Hinterlassung mehrerer natürlicher Kinder. Seiner Liebe zur Astronomie verdankten Tycho de Brahe und sein Schüler Keppler die glänzende Aufnahme in Prag und die von ihnen berechneten Tafeln vom Laufe der Gestirne (rudolfinische Tafeln) ihre Entstehung. So unfähig R. seine Neigung zu Künsten und Wissenschaften zum Regenten machte, so rühmlich würde ihn ein solcher Eifer für dieselben in jedem andern Lebensverhältnisse ausgezeichnet haben. Seine Unduldsamkeit gegen Nichtkatholiken war bei ihm nicht sowohl Fehler des Herzens, als Folge seiner Erziehung, seiner Stellung und seiner Umgebung, besonders der Jesuiten. Seine gewöhnliche Gemüthsruhe artete oft in Furchtsamkeit und Unentschlossenheit aus. 81.

Rudolf von Schwaben, Gegenkaiser Heinrich's IV., war ein geborner Graf von Rheinfelden, erhielt von Heinrich IV. 1058 das Herzogthum Schwaben, gerieth aber bald bei diesem in Verdacht und zeigte sich übrigens sehr widerspenstig gegen denselben. Die Gegenpartei Heinrich's suchte ihn daher schon 1075 zum Kaiser zu wählen, doch vereitelte dieß Heinrich noch und R. schloß sich wieder an ihn

an; doch Heinrich's Mißtrauen gegen ihn erregte ſeinen Haß aufs Neue und während dieſer in Italien war, nahm er die auf Betrieb des päpſtlichen Legaten zu Forchheim geſchehene Wahl zum Kaiſer (den 15. März 1077) gern an und ließ ſich den 26. März zu Mainz krönen. Kurz darauf kehrte aber Heinrich aus Italien zurück und entſetzte R. ſeines Herzogthums. Dieſer zog ihn nun mit einem aus Sachſen und Thüringern beſtehenden Heere entgegen und beſiegte ihn in den Schlachten bei Melrichſtadt (den 7. Aug. 1078) und Fladenheim (den 27. Jan. 1080), worauf ihm der Papſt eine goldene Krone ſandte. Aber in der Schlacht bei Mölſen an der Elſter (den 15. Oct. 1080) verlor er, obwohl Sieger, die rechte Hand und ward ſo tödtlich verwundet, daß er ſchon den 16. Oct. zu Merſeburg ſtarb. Er ward im Dome zu Merſeburg beigeſetzt, wo ſein Grabmal noch zu ſehen iſt, ſo wie daſelbſt noch in einem Futterale ſeine abgehauene Hand aufbewahrt wird. 37.

Rudolf von Anſſe oder Hohenems, ein deutſcher Dichter des XIII. Jahrh., war Dienſtmann zu Montfort und dichtete um 1250. Bekannt von ihm ſind 1) eine noch ungedruckte epiſche Bearbeitung der Sagengeſchichte Alexander's des Großen (ſ. Docens Miscellen. S. 200); 2) die allegoriſche Legende: „Barlaam und Joſaphat" (herausgegeb. von F. K. Köpke, Königsb. 1818. 8.); 3) „Wilhelm von Orleans", ein epiſches Gedicht (gedruckt im Auszuge vor Casparſon's Ausgabe des Wilhelm von Oranſe, Caſſel 1782—1784. 4.); 4) eine gereimte Umſchreibung des Alten Teſtaments (zum großen Theile herausgegeben von G. Schütze: „Die hiſtoriſchen Bücher des Alten Teſtaments", Hamb. 1779—1781. 2 Bde. 4.). Sie gehören ſämmtlich zu den beſten Producten jener Zeit. 16.

Rudolphi (Karl Asmund), berühmter Naturforſcher, ward zu Stockholm am 14. Juli 1771 geboren, beſuchte 11 Jahre lang das Gymnaſium zu Stralſund, wo ſich ſeine Neigung zur Entomologie und Botanik ſchon entwickelte, bezog 1790 die Univerſität in Greifswalde, um Medicin zu ſtudiren, ging ſodann 1794 nach Jena, um Hufeland zu hören, und promovirte in demſelben Jahre zu Greifswalde, worauf er als Privatdocent auftrat und mediciniſche und naturgeſchichtliche Vorleſungen hielt. Im Jahre 1801 erhielt er die neuerrichtete Lehrſtelle für die Thierheilkunde, ging aber zuvor, um dieſes Fach näher kennen zu lernen, nach Berlin. Von da trat er eine größere Reiſe durch Deutſchland, Holland, Frankreich und die Schweitz an, über die er ſeine „Bemerkungen für Ärzte, Thierärzte und Naturforſcher" (2 Thle. 1804 und 1805) herausgab. Da er ſich ſchon durch mehrere Schriften (z. B. ſeine „Anatomiſche Abhandlungen", mit Kupfern. Berlin 1802) bekannt gemacht hatte, ſo wurde er auf dieſer Reiſe von mehrern gelehrten Geſellſchaften zum Mitgliede aufgenommen. 1806 erſchien ſeine „Anatomie der Pflanzen", mit der er für den von der göttinger Akademie der Wiſſenſchaften über dieſen Gegenſtand ausgeſetzten Preis concurrirte und denſelben zugleich mit ſeinem Freunde Link gewann; endlich erſchien 1808—1810 zu Amſterdam ſeine „Entozoorum historia naturalis" (3 Voll. 8.), ein claſſiſches Werk, das ſeinen Namen ſo lange in Andenken erhalten wird, als die Wiſſenſchaft von Eingeweidewürmern redet. Nicht allein der unermüdete Fleiß, ſondern auch die genaueſte Beobachtung erhoben es zu einem Werke vom erſten Range in der Naturgeſchichte. Als ein Auszug davon iſt die 1819 erſchienene „Synopsis Entozoorum" anzuſehen. 1808 wurde R. ordentlicher Profeſſor der Medicin, gab aber ſeine Stelle 1810 auf und ging als Profeſſor der Anatomie und Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften nach Berlin und wurde bald nach ſeiner Ankunft zum Director des anatomiſchen Muſeum und ſpäter zum Mitgliede der wiſſenſchaftlichen Deputation für das Medicinalweſen ernannt. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Talente als Lehrer zu entwickeln. Sein Hauptwerk in dieſer Periode ſeines Lebens iſt ſeine „Phyſiologie" (3 Thle. 1821—1828), die aber unvollendet geblieben iſt. Sie enthält eine Menge eigener und fremder, kritiſch geſichteter Thatſachen, iſt

aber unzureichend, wo es auf theoretische Untersuchungen ankommt. R. genoß in Berlin allgemeine Anerkennung; 1817 wurde er zum geheimen Medicinalrathe ernannt, erhielt 1821 den rothen Adlerorden 3ter Classe und wurde Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Allein endlich unterlag sein Körper seinen Anstrengungen; es stellte sich Wassersucht ein, an der er am 29. Nov. 1832 starb. 39.

Rudolstadt, gut gebaute Haupt- und Residenzstadt, in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt und an der Saale gelegen, ist der Sitz des geheimen Rathes, einer Regierung, eines Consistorium und der Kammer und hat ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein Arbeits- und Irrenhaus und 4000 Einwohner. Das vor der Stadt auf einem Berge liegende Residenzschloß, die Heidecksburg genannt, enthält eine Bibliothek mit 30000 Bänden und eine Gemälde- und Antikensammlung. Das zweite in der Stadt stehende Schloß, die Ludwigsburg, 1735 erbaut, ist wegen des darin aufbewahrten Naturaliencabinets merkwürdig. 71.

Rübe oder Mangold, lat. beta; franz. rave; engl. rape, stellt eine Pflanzengattung dar, von der man folgende 2 Hauptarten unterscheidet: 1) den gemeinen oder rohen Mangold (beta vulgaris s. rubra; aus Jussieu's Familie der atripliceae und Linné's pentandria digynia), eine in ganz Deutschland allgemein bekannte, auf Feldern und in Gärten angebaute Pflanze, die jedoch in den südlichen Gegenden von Europa an Seegestaden wild wachsen soll. Besonders werden die schönen rothen Wurzeln von den beiden Abarten, nämlich der gemeinen und der großen rothen R. als Salat benutzt, hingegen von dem gelben und grünlichen Mangold Kraut und Wurzeln vorzüglich als Viehfutter gebraucht. 2) Weißer Mangold (beta cicla), eine ebenfalls bei uns bekannte Gartenpflanze, welche in Portugal am Tajo wild wachsen soll. Sie hat eine kleine weiße, höchstens daumendicke Wurzel. Die Blätter geben ein gutes Gemüse und die Wurzeln braucht man als Viehfutter. Veredelte Abarten desselben sind der weiße, grüne und Schweitzermangold, deren weiße Wurzeln und blaßgrüne Blätter ein angenehmes Gemüse geben. Eine in neuester Zeit sehr wichtig gewordene Abart desselben ist die Runkelrübe (beta altissima), deren Benutzung zur Bereitung des Runkelrübenzuckers allgemein bekannt ist und gegenwärtig ein bedeutender Gegenstand der Industrie zu werden beginnt. 21.

Rübezahl, ein Berggeist, der auf dem Riesengebirge und namentlich dem höchsten Punkte desselben, der Schneekoppe, gehauset haben soll, erschien, wie die Volksmährchen von ihm erzählen, bald als Mönch, bald als Hund, Pferd oder Kröte und bewies sich denen, die in seine Nähe kamen, als berathender Freund, aber auch als neckender Spuk, zumal wenn man ihm, statt „Herr Johannes" zu nennen, den Namen „Rübezahl" beilegte. Diese und andere Sagen, die noch immer in dem Munde der Bewohner jener Gegend fortleben, sind in: „Schlesischer Rübezahl oder Nachricht von diesem weltbeschrienen Gespenste" (Berl. 1726) gesammelt und von Musäus in seine „Volksmährchen der Deutschen" aufgenommen worden. Auch hat sie die neuere Zeit zum Inhalte einiger Opern gewählt. 77.

Rübsen, Rübsaat, Rübsenkohl, lat. brassica napus; franz. navette colzat; engl. rape-seed, und Reps oder Raps, lat. brassica oleracea laciniata; franz. colzat, ravette; engl. rape-seed, turnip-seed, sind die bekannten an den sandigen Seeufern Hollands, Englands und Schwedens wild wachsenden und in vielen Gegenden Europas mit Fleiß angebauten landwirthschaftlichen Gewächse, welche besonders ihres ölhaltigen Samens willen sehr geschätzt werden. Die Zweige der ungefähr 2 Fuß hohen Stengel tragen viele gelbe starkriechende Blumen, welche nach und nach in verlängerten plattgedrückten Schoten anwachsen, die sich in zwei Klappen öffnen und der Länge nach in zwei Fächer abgetheilt viele kleine runde, braune Samenkörner von bitterlich öligem Geschmacke enthalten.

Beide Gewächse können als Sommer- und Winterfrucht angebaut werden. Die Wintersaat, welche im August und September gesäet wird, blüht erst im folgenden Mai und reift im Juni. Da die Pflanze größer ist und sich mehr umstaudet, als die der Sommersaat, welche im Mai und Juni gesäet und zu Michaelis geerntet wird, bringt sie auch reichlichere, größere, ölreichere Samenkörner, ist auch nicht so sehr dem Insectenfraße ausgesetzt als diese. Jene liefert oft das 80ste Korn und 30—50 Pfd. Öl auf einen Scheffel, wogegen diese höchstens nur das 30ste Korn gibt, welches kaum den achten Theil Öl liefert. Der Raps liefert mehr Samen und dieser mehr Öl als der Rübsen, weßhalb er auch fast immer in höherem Preise steht als dieser. Dagegen ist das Rübsenöl besser, weil es weniger Pflanzenschleim enthält, folglich auch weniger dampft. Beide Gewächse erfordern zu ihrem Gedeihen einen guten, mehrmals geackerten, fettgedüngten und klar zubereiteten Boden. Auch darf der Same nicht über ein Jahr liegen, weil sonst viel von den öligen Theilen verdunstet. Das Rübsenöl (oleum napi) ist dunkelgelb, riecht unangenehm, hat ein specifisches Gewicht 0,9128 bei 15° Schübler, wird bei 3° dick, körnig und gibt eine weiche Seife. 26.

Rückenmark, lat. medulla spinalis s. dorsalis; franz. moëlle épinière; engl. spinal marrow, ist eine Fortsetzung des verlängerten Markes (s. Gehirn) und steigt in der Höhle des Rückgrathes (s. d. Art.) gewöhnlich bis zum zweiten Lendenwirbel herab, wo es sich in ein großes Bündel Nerven, das man wegen seiner Gestalt den Pferdeschweif (cauda equina) nennt, endigt. Oben im Halse ist es kleiner, in dem Rücken schmäler, nach unten zu wieder etwas dicker. Es besteht aus denselben zwei Substanzen und wird von den nämlichen drei Häuten wie das Gehirn überzogen. An der vordern und hintern Fläche des Rückenmarkes verläuft in der Mittellinie der ganzen Länge desselben eine von Außen nach Innen dringende feine Spalte, in welche die Gefäßhaut eindringt und durch welche das R. in eine rechte und linke Hälfte getheilt wird. In dem R. sind die Uranfänge aller Nerven des ganzen menschlichen Körpers enthalten; die hinteren Portionen desselben entwickeln sich zum kleinen und die vorderen zum großen Gehirne. Überhaupt aber treten aus jeder Hälfte des Rückenmarks 30 Rückennerven, welche durch Löcher zwischen den Wirbelbeinen aus dem Rückenmarkscanale gehen und sich zu den Gliedmaßen und übrigen Theilen des Körpers verbreiten. Das R. ist durch seine unmittelbaren Communicationen theils mit dem Gehirne, theils mit den verschiedenen Theilen des Körpers der hauptsächlichste Agens der Übertragung bei Äußerung der willkührlichen Bewegungen; auch haben Versuche und Erfahrungen der verschiedensten Art bewiesen, daß es einen unverkennbaren Einfluß auf die Entstehung der Sensibilität, der Bewegung, der thierischen Wärme, der Hautausdünstung, der Verdauungsverrichtungen, der mechanischen Verrichtungen, der Respiration und der Bewegungen des Herzens ausübt. In Rücksicht der Krankheiten des Rückenmarkes und dessen Hüllen kommen diese zwar weniger häufig als die des Gehirns und seiner Häute vor; doch ist im Allgemeinen ihre Anzahl nicht gering; denn das R. und seine Häute können der Sitz von Entzündungen, von Ausschwitzungen wässeriger, blutiger, eiteriger Flüssigkeiten sein, oder von Erweichung, Lähmung Hypertrophie und Atrophie, welche letztere den bekannten Namen der Rückendarre führt, u. dgl. m. befallen werden, endlich auch Fehler der ersten Bildung darbieten, so daß es unvollkommen oder auf eine abnorme Weise entwickelt, bald zu kurz, bald zu lang, höchst mangelhaft sein oder wohl ganz fehlen (Amyelie) kann, wo dann zugleich auch kein Gehirn vorhanden ist. — Vergl. Ollivier, „Das Rückenmark und seine Krankheiten", aus d. Französ. von Radius (Leipz. 1824). 21.

Rückert (Friedrich), einer der vorzüglichsten deutschen Lyriker der neuesten Zeit, 1789 zu Schweinfurt am Main geboren, lebte, nachdem er seine Schulstudien auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt beendigt hatte, einige Zeit auf der

Universität Jena, ohne sich jedoch einem bestimmten Fache zu widmen, sondern rastlos im Gebiete der Sprachkunde und der schönen Literatur umherschwärmend, bis er sich 1811 entschloß, als Privatdocent bei der philosophischen Facultät aufzutreten. Er verließ jedoch bald diese ihm nicht sehr angenehme Stelle wieder und ließ sich 1815 zu Stuttgart nieder, wo er an der Redaction des Morgenblattes Antheil nahm und seine begonnenen Studien der orientalischen Sprachen mit Eifer fortsetzte. Auf einer um diese Zeit unternommenen Reise nach Italien und während eines längeren Aufenthalts zu Rom und Aricia durchforschte er die Tiefen des italienischen Lebens und Dichtens und spürte mit besonderer Vorliebe und nicht ohne mancherlei Ausbeute zu gewinnen dem italienischen Volksgesange nach. Nach seiner Heimkehr ließ er sich in Coburg nieder, wo er in heiterem Umgange mit den Musen lebte, bis er 1826 als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen ward, wo seine Berufsarbeiten bis jetzt die Ergießungen seines poetischen Talents noch nicht geschmälert haben. R.'s lyrische Dichtungen sind schon ungewöhnlich zahlreich und bewegen sich fast in allen möglichen Formen und zwar am liebsten in den schwierigsten, was ihnen jedoch keineswegs zum Vortheile gereicht. Allzugroße Künstlichkeit der Form verräth gewöhnlich Mangel an Innigkeit des Gemüths, welches sich gern so einfach als möglich ausspricht, und so gewahren wir denn auch in allen bisherigen Leistungen R.'s fast nur Phantasie und Witz, welche stets mehr den Verstand als das Herz erfreuen. Damit soll ihnen jedoch nicht ihr hoher Werth in unserer poesiearmen Zeit verkümmert werden; wir wollen damit nur sagen, daß das Studium der orientalischen Sprache und Poesie nachtheilig auf den deutschen Dichter eingewirkt habe und daß ihm ohne sein Festhalten an vielem Bizarren und Verzerrten Alles so gut gelungen sein würde, als der humoristische Theil seiner Leistungen. Seine bewunderungswürdige Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und des Verses ist allgemein anerkannt. Seine bisherigen Arbeiten erschienen unter folgenden Titeln: „Deutsche Gedichte" (Heidelb. 1814. 8.); „Napoleon, politische Komödie" (Tübingen 1816—1818. 2 Thle. 8.); „Kranz der Zeit" (Tübing. 1817. 2 Thle. 8.); „Östliche Rosen" (Leipz. 1821. 8.); „Amaryllis" (Frankf. 1825. 8.); „Der Dienst der Athena" (Hildburgh. 1829. 8.) und „Gesammelte Gedichte" (Erlang. 1834. Neue Aufl. 1836. 8.). Außerdem finden sich noch eine Menge seiner Gedichte in Taschenbüchern und Zeitschriften. „Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug" (Stuttg. 1826. 8.) (s. Harîri) und „Nal und Damajanti" (Frankf. 1828. 8.) sind gelungene Übertragungen eines arabischen und eines indischen Originals. Als Dichter nennt sich R. oft Freimund Reimar. 66.

Rückfall, Recidiv, lat. recidiva; franz. rechûte; engl. relapse, ist Rückkehr derselben Krankheit, die bereits in der Genesung steht. Es ist diese dem Arzte nicht selten vorkommende Erscheinung darin zunächst begründet, daß entweder die frühere Krankheit noch nicht völlig gehoben, sondern nur scheinbar verschwunden, oder daß wenigstens die Anlage zur Krankheit noch vorhanden ist, die nunmehr bei stattfindender Schwäche des Körpers im Allgemeinen, oder des erkrankten Organs im Besondern sich leicht zu neuer Krankheit wieder ausbildet. Tritt nun eine von Außen einwirkende Veranlassung hinzu, eine Erkältung, eine Gemüthsbewegung, ein Diätfehler, eine unpassend verabreichte Arznei, zu große Körper- oder Geistesanstrengung, hauptsächlich aber diejenige Ursache, die zum Ausbruche der Krankheit die erste Veranlassung gab, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn der unter der Asche glimmende Krankheitszunder von Neuem angefacht wird und zu heller Flamme wieder aufschlägt. Indessen besitzen nicht alle Krankheiten die Eigenschaft gleichmäßig, R. zu erleiden; diese kommen bei ansteckenden exanthematischen Krankheiten, bei vielen Entzündungen gar nicht, bei anderen Entzündungen, als Lungen- und Brustfellentzündungen, nur zuweilen, bei Nerven-

und gastrischen Fiebern schon häufiger, bei Wechselfiebern dagegen so häufig vor, daß ihr Verlauf ohne R. fast zu den Ausnahmen von der Regel gehört. — Die Symptome, die die Rückfälle begleiten, sind dieselben, die den primitiven Krankheiten eigen waren, nur daß sich mit ihnen eine größere Schwäche wegen längerer Dauer der Krankheit verbindet, die bei an und für sich gefährlichen Krankheiten den Verlust derselben noch viel gefährlicher macht und den Patienten häufig zum Tode führt, der trotz dem nicht verhütet werden kann, daß der Arzt die Eigenthümlichkeit der Krankheit schon in ihrem frühern Verlaufe kennen gelernt hat, daß er weiß, welche Mittel schädlich oder nützlich waren, und daß der Kranke, von schlimmem Erfolge belehrt, alle nachtheilige Einwirkungen möglichst zu vermeiden sucht. Diese leichte Tödtlichkeit bei Rückfällen in schweren Krankheiten ist daraus zu erklären, daß die Reactionskraft des Organismus während der frühern Krankheit schon erschöpft und dadurch das Heilbestreben der Natur erloschen ist. — R. im juristischen Sinne ist dann vorhanden, wenn Jemand aufs Neue ein Verbrechen verübt, für welches er früher schon bestraft worden ist. Ein solcher R. ward in der Regel als Schärfungsgrund der gewöhnlichen gesetzlich für ein Verbrechen bestimmten Strafe betrachtet, doch wird besonders in neueren Zeiten dieser Grund einer Schärfung der Strafe sehr bestritten. 39. 85.

Rückgrath, lat. **rhachis, spina dorsi**; franz. **rachis**; engl. **spine**, nennt man die hinten in der Mitte des Rumpfes herablaufende und dessen ganze Länge bestimmende, durch die gesammten Wirbel unseres Körpers gebildete knöcherne Säule (daher auch Wirbelsäule genannt), die im Innern einen Canal, den Rückenmarkscanal enthält, in welchem sich das Rückenmark (s. d. Art.) befindet und die oben durch das Hinterhauptsloch mit der Schädelhöhle in Verbindung steht. Diese Säule besteht aus 29 gleichsam an einander gereihten Knochen, wovon die 7 ersten (die Halswirbel), dann die nächsten 12 (die Rückenwirbel) und die darauf folgenden 5 (die Lendenwirbel), folglich die 24 ersteren eigentliche oder wahre Wirbel genannt werden; die letzteren 5 bilden den Kreuzknochen, an den sich unmittelbar der aus 4 Stücken bestehende Steißknochen anschließt, welche Theile den Namen „falsche Wirbel" führen, weil sie sämmtlich in der Jugend ebenfalls aus mehreren Stücken bestehen und selbst im Alter noch Spuren ihrer Trennung an sich tragen. Das R. bildet von oben nach unten eine Wellenlinie, indem der Halstheil etwas nach vorn, der Rücken- oder Brusttheil nach hinten, der Lenden- oder Bauchtheil wieder nach vorn und der Beckentheil wieder stark nach hinten gebogen ist. Die das R. bildenden Zwischenwirbelkörper sind elastisch und zusammendrückungsfähig, was die Länge des Rückgraths den Tag über verschieden macht, so daß diese des Morgens größer, Abends aber kleiner ist, welcher Unterschied 1 Zoll betragen soll. Der Nutzen des Rückgraths besteht zunächst darin, daß es dem Rückenmarke als schützendes Futteral dient und dann in seiner Gesammtheit eine Art von Hebel darbietet, dessen Stützpunkt im Becken, der Widerstand aber im obern Theile und die Kraft in den an mehr oder weniger hohen Punkten des Rückgraths sich befestigenden Beckenmuskeln liegt. Die Bildungsfehler des Rückgraths bestehen darin, daß entweder zu viel oder zu wenig Wirbelbeine vorhanden, die Theile, aus denen sie bestehen, von ihrer natürlichen Richtung abgewichen sein können, wie z. B. bei spina bifida oder dem sogenannten gespaltenen R. Endlich können auch fehlerhafte Rückgrathsverkrümmungen vorkommen, die eigentlich blos eine mehr oder weniger übertriebene Steigerung der oben bemerkten natürlichen Wellenlinie sind. (Vergl. hierüber Orthopädie.) 21.

Rückläufig nennt man einen Planeten, wenn er von der Erde aus gesehen sich bisweilen von Morgen nach Abend, d. h. also gegen die Folge der Zeichen, unter den Sternen fortbewegt. Es ist aber diese rückläufige Bewegung nur eine scheinbare, die durch die verschiedenen Geschwindigkeiten des Laufes der Erde, von der

aus man beobachtet, und des Planeten, der beobachtet wird, mehr oder minder entsteht. (Vergl. Rechtläufig und Weltsystem.) 13.

Rückung, rhythmische Rückung oder **Verschiebung** heißt diejenige besondere Stellung einer Note in der rhythmischen Ordnung, wo bei ungerader Zeiteintheilung (wo nämlich zwei leichte Zeiten auf einander folgen) eine auf eine leichte Zeit fallende Note bis auf die folgende eben so leichte Zeit fortgehalten, also durch diese Verbindung zweier leichter Zeiten von längerer Dauer wird als die vorhergehende schwere Zeit, z. B. ♩ 𝅗𝅥 oder ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩. Die R. ist nicht mit einer ähnlichen eigenthümlichen rhythmischen Stellung, der Synkope, zu verwechseln, als welche nur bei gerader Eintheilung der Zeit stattfindet. (Über sie siehe den besondern Artikel.) 29.

Rüge ist der alte Name für die Anzeige eines begangenen Verbrechens. Jetzt gebraucht man ihn meist nur noch in Injuriensachen, weßhalb die mit Untersuchung derselben beauftragten Gerichte Rügengerichte, Rügenstuben heißen. 30.

Rügen, ein durch seine Naturschönheiten und geschichtlichen Denkmäler des Alterthums berühmtes Inselland der Ostsee, zur preußischen Provinz Pommern und deren Regierungsbezirke Stralsund gehörig, hat einen Umfang von $18\frac{1}{2}$ □M. und wird durch die $\frac{1}{4}$ M. breite Meerenge, der Göllen oder das Binnenwasser genannt, vom festen Lande getrennt. Der Boden, theils Kreide- und Sandboden, theils fruchtbares Ackerland, ist im Westen eben, erhebt sich aber allmählig von der Mitte an nach Norden und Nordosten und endet in zwei steilen Kalkfelsen, welche zum Theil mit Wald bedeckt sind. Besonders zieht die Halbinsel Jasmund im Nordosten mit der weltbekannten Stubbenkammer, einem 1 M. lang aus den Fluthen hervorragenden Kreidegebirge, dessen herauslaufende Spitzen eine Menge kleiner Vorgebirge bilden, die Aufmerksamkeit auf sich. Der höchste Punkt derselben ist der Friedrich-Wilhelmsstuhl, sonst Königsstuhl genannt. Er gleicht einer Pyramide, hat eine Höhe von 540 F. und man genießt von ihm aus die reizendsten Aussichten auf die benachbarten Inseln und einen Theil der Ostsee. Den andern Zweig dieses Gebirges bildet die kleine Stubbenkammer und die enge waldige Schlucht, durch die beide verbunden werden, ist durch 600 Stufen gangbar gemacht. Nur etwa 1000 Schritte davon entfernt ist der berühmte Eichenwald Stubnitz (Stubbenitz) mit dem Burg- oder schwarzen See und dem Burgwalle, in dem man Überreste der ehemaligen Herthaburg erkennen will. Nördlicher liegt die Halbinsel Wittow. Sie hängt durch die schmale Heide mit Jasmund zusammen und der Theil des Meeres, der zwischen beiden eindringt, heißt das Tromper Wick. Die äußerste Spitze von Wittow bildet das 200 F. hohe Vorgebirge Arkona (s. d. Art.). Die größere südöstliche Halbinsel ist Mönkgut oder Mönchgut. Sie ist namentlich durch die besonderen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, welche diese wie ihre eigenthümliche Kleidung bis auf die Gegenwart beibehalten haben, denkwürdig. In der Umgebung von Rügen erblickt man außerdem eine Menge kleinerer Inseln. Die wichtigste davon ist Rüden, im Südosten von R., an der Mündung der Peene. Auf ihr landete Gustav Adolph. Die Einwohner von R., gegen 34000 M., beschäftigen sich größtentheils mit Ackerbau, Fischfang und Viehzucht, namentlich mit Gänsezucht. Außer der Hauptstadt Bergen, mit 2560 Einw., in deren Nähe sich der Rugardhügel erhebt, sind: Garz, mit 1350 Einw., und Sagard auf Jasmund, mit 700 Einw., die größeren Wohnorte. Auch ist Putbus, mit einem Schlosse und den bekannten Seebädern, zu bemerken. R. gehörte seit Waldemar (1168) zu Dänemark, kam aber mit dem Aussterben seiner männlichen Nachkommen 1375 als ein dänisches Lehn an die Herzöge von Pommern. 1648 fiel es an Schweden und blieb unter dessen Herrschaft, bis es 1715 wieder zur Krone Dänemarks geschlagen wurde. Seit 1720 war R. abermals ein Eigenthum Schwedens, dieses trat es aber 1814 an Preußen ab. 35.

Rüppell (Wilhelm Peter Eduard Simon), berühmter Reiſender und Naturforſcher, wurde am 20. Nov. 1794 zu Frankfurt am Main geboren. Schon in früher Jugend widmete er dem Leſen von Reiſebeſchreibungen im Geheimen ganze Nächte, wodurch ſeine natürliche Neigung zum Reiſen noch vermehrt wurde. Nach dem Tode ſeiner Eltern verließ er die Vaterſtadt und lebte ein Jahr lang als Handlungsdiener in einem angeſehenen Hauſe von London; da er aber das dortige Klima nicht vertragen konnte, wandte er ſich von hier nach Livorno, wurde hier in Geſchäften ſeiner Handlung nach Alexandria geſchickt und unternahm von da aus mit dem engliſchen Geſandten eine Reiſe auf dem Nile nach Oberägypten. Bei ſeiner Rückkehr nach Europa beſchloß er dem Kaufmannsſtande gänzlich zu entſagen und ſich ausſchließlich der Bereiſung und genaueren Erforſchung des Innern von Ägypten und der Nachbarländer zu widmen. Die dazu nöthigen Kenntniſſe erwarb er ſich theils durch den Unterricht, den ihm der Freiherr von Zach in der Sternkunde ertheilte, theils durch ein mehrjähriges Studium auf der Univerſität zu Pavia. Die Gründung eines naturwiſſenſchaftlichen Muſeum in ſeiner Vaterſtadt bewog ihn zu dem Entſchluſſe, alle auf ſeinen Reiſen gewonnenen Natur- und Kunſtſchätze der Vervollkommnung deſſelben zu widmen. Am 1. Jan. 1822 trat er ſeine zweite Reiſe nach Afrika an in Begleitung eines Landsmannes, Namens Hey, welcher im Zubereiten und Aufbewahren von Naturgegenſtänden große Geſchicklichkeit beſaß. Durch die Gunſt des Vicekönigs von Ägypten, welche er durch das Verſprechen von Unterſuchung der Goldminen des Landes zu erlangen gewußt hatte, wurden ihm von Seiten der Regierung keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, allein von den chriſtlichen Mönchen des Berges Sinai hatte er die gröbſten Mißhandlungen zu erdulden. Ein Beſuch des Sees Möris entſprach ſeinen Erwartungen nicht, deſto mehr wurden dieſe aber durch Erforſchung des Delta und des Sees Menſaleh übertroffen. Im December des Jahres kam R. in Nubien an, entging nur durch Zufall einem Überfalle der Araber und mußte nun mehrere Monate faſt wie ein Gefangener unter den Truppen des Beherrſchers von Dongola zubringen, ohne große Ausbeute an Naturalien zu gewinnen. Im Jahre 1824 ſandte er die erſte Sammlung derſelben über Kahira nach Europa, zu deren wichtigſten Gegenſtänden ein 13 Fuß langes Nilpferd und mehrere erwachſene Giraffen gehörten. Außerdem hatte er unterdeß viele aſtronomiſche Punkte beſtimmt und verſchiedene Denkmäler aufgenommen. Nachdem er bis zum Jahre 1827 in Kordofan verweilt hatte, kehrte er nach Europa zurück, wurde unterwegs von griechiſchen Korſaren gefangen, aber bald darauf von der türkiſchen Flotte befreit. Am 29. März 1828 kam er nach einer Abweſenheit von 10 Jahren wieder in Frankfurt an, wo er ſeine Sammlung ſchon aufgeſtellt fand. Hier beſorgte er die Herausgabe ſeiner „Reiſen in Nubien, Kordofan und dem peträiſchen Arabien“ (Frankf. a. M. 1829), wozu die naturforſchende Geſellſchaft einen „Zoologiſchen Atlas“ (Frankf. a. M. 1830—1831. 20 Hfte. Fol.) lieferte. Im Sommer 1829 beſuchte er das Muſeum von Leyden und im Jahre 1830 das von Paris. Im November deſſelben Jahres ſchiffte er ſich in Livorno zu einer dritten Reiſe nach Ägypten ein, überſtand dort die Cholera, befand ſich im März 1832 in Maſſua, bereiſte unter vielen Gefahren und Beſchwerden die Küſte von Habeſch und blieb während der Regenzeit auf dem Schneeberge Simon in einer Höhe von 10000 Fuß über der Meeresfläche. Von hier gelangte er im Februar 1833 nach Gondar, der Hauptſtadt von Habeſch, wo er ſich mehrere Monate aufhielt und eine reiche Ausbeute an Säugethieren gewann. Im folgenden Jahre kehrte er nach Europa zurück und ließ darauf ſein Werk: „Neue Wirbelthiere zur Fauna Abyſſiniens gehörig“ (Frankf. 1835. Liefer. 1—3. Fol.) durch den Druck bekannt machen. Eine wichtige Sammlung von Naturalien, die er nach ſeiner dritten Reiſe in Ägypten nach Europa geſendet hatte, ging zum Theil bei einem Schiffbruche an der Nordküſte von Frankreich unter, ein anderer Theil derſelben

wurde aber gerettet und vergraben, allein im Jahre 1836 fand man sie wieder auf und gab sie einige Zeit für Alterthümer aus, welche an der Küste von Frankreich gefunden worden wären. Gegenwärtig ist R. in London. 81.

Ruffo (Fabricio), Cardinal und Generalvicar in Neapel, stammte aus der herzoglichen Familie Bananello und wurde 1744 zu Neapel geboren. Da er sich für den geistlichen Stand bestimmte, so ging er nach Rom und bekleidete an der päpstlichen Curie mehrere Ämter, bis er 1791 zum Cardinal ernannt wurde. Um nicht in die politischen Ereignisse Oberitaliens verwickelt zu werden, verließ er später Rom und trat in neapolitanische Dienste. Doch nur kurze Zeit genoß er hier die erwünschte Ruhe. Denn als nach dem unglücklichen Befreiungszuge, den Ferdinand IV. von Neapel nach Rom unternahm, Championet mit einem siegreichen Heere in Neapel einrückte, entfloh R. nach Sicilien, kehrte aber, von dem Minister Acton dazu ersehen, einen Aufstand gegen die Franzosen und deren Anhänger einzuleiten, nach Calabrien zurück. Kaum hatte R. den Boden der jungen Republik betreten, so strömten zahllose Schaaren Unzufriedener herbei und die Wuth dieser zügellosen Haufen steigerte sich immer mehr, als die ersten Versuche ihrer Unterdrückung scheiterten und die Niederlage der Franzosen in Oberitalien Macdonald's Gegenwart nothwendig machten. Die geringe Besatzung, die dieser in der Hauptstadt zurückließ, vermochte keinen genügenden Widerstand zu leisten und R. erschien, von den Russen, Engländern und Türken unterstützt, bald vor den Thoren Neapels. Der Kampf dauerte mehrere Tage und um ihn zu beendigen, bewilligte er den republikanisch Gesinnten eine Capitulation. Doch da R. diese gegen Acton's Willen vor der Ankunft Nelson's und seines Bruders angenommen hatte, so zog er sich die Ungunst Acton's und des Königs zu, eben als er im Begriff war, zur Papstwahl nach Venedig abzugehen. R. nahm deßhalb (1801) bei dem neuerwählten Papste Pius VII. eine Verwaltungsstelle an, kehrte aber in Kurzem nach Neapel zurück und trat in den Staatsrath ein; doch verließ er Neapel wieder, als Ferdinand den Neutralitätsvertrag mit Frankreich (1805) brach, und lebte als Privatmann in Rom. Durch seinen spätern mehrjährigen Aufenthalt in Paris fiel er in den Verdacht, als sei er ein heimlicher Anhänger Buonaparte's, und diesem konnte er nicht völlig entgehen, nachdem er von Ferdinand von Neapel wieder in den Staatsrath eingesetzt worden war. R. wohnte 1823 der Wahl Leo's XII. bei und starb zu Neapel den 13. Dec. 1827. 77.

Rufinus (Flavius), der berüchtigte Günstling des Kaisers Theodosius, stammte aus einer kleinen Stadt Galliens, studirte zu Constantinopel die Rechte und erregte durch seine Beredsamkeit, Gewandtheit und Scheinheiligkeit die Aufmerksamkeit des Kaisers Theodosius, der ihn 390 zum magister palatii, 392 zum Consul, kurz darauf zum Praefectus praetorio machte und bei einem Feldzuge sogar zum Reichsverweser ernannte. Die Großen des Reiches murrten zwar darüber, aber R. wußte sich der vornehmsten derselben durch Hinrichtung oder Verbannung zu entledigen und ward nach des Theodosius Tode (395) sogar zum Vormunde der beiden jungen Kaiser, Arkadius und Honorius, ernannt, nachdem er sich noch 394 hatte taufen lassen. Jetzt warf er aber die Maske ab. Durch die fürchterlichsten Erpressungen und Güterconfiscationen, Verkauf der Staatsämter und die Intriguen gegen die verdientesten Männer, vorzüglich Stilicho (s. d. Art.), lud er nun den allgemeinen Haß auf sich; ja er begünstigte sogar einen Einfall der Gothen in das Reich und suchte die Verwirrung zu benutzen, um sich selbst zum Kaiser ausrufen zu lassen. Unterdessen aber hatte sich Eutropius (s. d. Art.) emporgeschwungen, der ihn bei Arkadius verdächtigte, und er ward wahrscheinlich auf Eudoxias oder Stilicho's Anstiften durch Gainas ermordet (den 27. Nov. 395). Sein Körper ward in Stücken gehauen und sein Kopf auf einer Stange umhergetragen. 37.

Rufinus (Tyrannius oder Toranius), ein bekannter Kirchenschriftsteller des IV.

Jahrh. aus Concordia bei Aquileja, im Heidenthume geboren, trat frühzeitig zum Chriſtenthume über. In Ägypten aſcetiſch gebildet beſuchte er die Katecheten-ſchule zu Alexandria, an der damals der Origeniſt Didymus thätig war. Seit 378 lebte er wieder als Aſcet auf dem Ölberge oder nach Andern als Älteſter an der Gemeinde zu Jeruſalem und von 397 an abwechſelnd zu Rom und Aquileja. Sein Hauptverdienſt iſt, daß er das Abendland durch ſeine Überſetzungen, die freilich oft nur orthodoxe Bearbeitungen ſind, mit den griechiſch-chriſtlichen Schriften bekannt machte, z. B. der „Recognit. Clement.“, der Schrift von Origines: „Περὶ ἀρχῶν“ und mehrerer exegetiſcher Werke deſſelben, ſo wie einiger Schriften des Baſilius M. und des Gregorius Naz. und der Kirchengeſchichte des Euſebius mit Ausnahme des 10. Buches. Zu letzterer lieferte er aber eine Fortſetzung in 2 Büchern (herausgegeben von Cacciari, Rom 1740). Außerdem beſitzen wir von ihm einen Commentar über 75 Pſalmen und Homilien über Hoſeas, Joel und Amos. Gegen Hieronymus, der ihn als Origeniſten beim Papſte Anaſtaſius verketzert hatte, ſchrieb er: „Invectiva adversus Hieronymum.“ Die Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien zu Paris 1580. 77.

Rufus (Sextus oder Teſtus) lebte um 364 nach Chr., iſt aber ſonſt von ganz unbekannten Lebensumſtänden. Von ihm erhalten iſt eine auf Befehl des Kaiſers von ihm abgefaßte oberflächliche Schrift: „Breviarium de victoriis et provinciis populi romani“ und ein ſehr trockenes, jetzt ſehr verderbtes Verzeichniß architektoniſcher Merkwürdigkeiten Roms: „De regionibus urbis Romae“. Wie die Darſtellungsweiſe und der Styl des R. iſt, kann man ſchon aus der Zeit ſchließen, in welcher er lebte und ſchrieb, wenn auch die Franzoſen mit Unrecht bei ihm haben Eleganz finden wollen. Ziemlich oft iſt R. edirt worden. Die Ed. pr. vom Breviar. erſchien s. l. et a. (Romae) bei Sixtus Rüſinger (1470. 4.); andere ſchätzenswerthe Ausgaben ſind von Meibom (1588), Münnich (Hanov. 1815). Die Schrift: „De region. urb. Rom.“ erſchien zuerſt in Onuphrii Panvini „Commentar. de rebus rom.“ (Francof. 1597. sqq.), dann in Graevii „Thes. antiq. rom. T. III.“, in Muratori „Novus thes. inscr. T. IV.“ und anderwärts. Die geſchätzteſten Ausgaben aber und zugleich diejenigen, die außer beiden Schriften des R. auch eine andere Schrift, aus Theodoſius' Zeit, ebenfalls trocken und von unbekanntem Verfaſſer: „Libellus provinciarum romanarum“ und endlich auch des Eutropius (ſ. d. Art.) Abriß der römiſchen Geſchichte enthalten, ſind von Chph. Cellarius cum not. Hal. 1698. 8. rec. et illustr. Sigeb. Havercamp (c. Eutropio) Lugd. Bat. 1729 und endlich ed. Verheyk (c. Eutropio) Lugd. Bat. 1762. 1793. 8. 20.

Rufus aus Epheſus, lebte unter Kaiſer Trajan und übte die Anatomie an Thieren, vorzüglich an den Affen aus. In ſeinem vorzüglichſten Werke: „De nominibus partium corporis humani“ (graece per J. Ganpyl, Paris. 1554) theilt er mehrere wichtige anatomiſche Entdeckungen mit. So leitet er den Urſprung der Nerven aus dem Gehirne her, theilt ſie in empfindende und bewegende, eine Meinung, die erſt in neuſter Zeit zur Gewißheit geworden iſt, behauptet, das Herz ſei der Sitz des Lebens, der thieriſchen Wärme und der Grund des Pulsſchlages ꝛc. In einem andern Tractate handelt er die Krankheiten der Nieren und Harnblaſe, ſo wie die Mittel dagegen recht gut ab. Über die Wirkſamkeit einiger Pflanzen ſchrieb er nach damaliger Sitte ein Gedicht in Hexametern, wovon nur ein Bruchſtück noch übrig iſt. Sein Werk über die Melancholie, das Galen ſehr lobt, iſt verloren gegangen. 39.

Rugendas (Georg Philipp), ein berühmter deutſcher Schlachtenmaler, geb. 1666 zu Augsburg, bildete ſich unter der Leitung des als tüchtiger Hiſtorienmaler bekannten Iſaak Fiſches und ſtudirte außerdem die im Fache der Schlachtenmalerei berühmteſten Künſtler, vorzüglich Bourguignon und Tempeſta, ging dann nach

Digitized by Google

Wien und von hier aus im Jahre 1692 nach Italien, wo besonders der Aufenthalt zu Venedig und Rom sehr nützlich für ihn ward. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er nach Augsburg zurück und nahm hier seinen dauernden Aufenthalt. Er starb am 10. Mai 1742. Die Zahl seiner Arbeiten ist sehr groß, der Werth derselben aber nicht gleich, indem die der ersten Periode den übrigen offenbar nachstehen. Unter ihnen möchte die „Schlacht bei Narwa" und die von ihm selbst gestochenen 6 Blätter, die Belagerung von Augsburg vorstellend, besonders anzuführen sein. Zeichnung, Colorit und Composition dieses Künstlers lassen nichts zu wünschen übrig, vorzüglich leistete er Ausgezeichnetes in den mannigfaltigen Stellungen der Pferde. — Seine Söhne, Georg Philipp R. und Christian R., erwarben sich als Kupferstecher einigen Ruhm, und ein Enkel des Letztern, Johann Lorenz R., geb. 1775, gest. 1826 als Director der Zeichnenschule zu Augsburg, hat sich ebenfalls als Schlachtenmaler ausgezeichnet. Dessen Sohn, Johann Moritz R., geb. zu Augsburg 1802, gehört unter die vorzüglichsten der jetzt lebenden Thier- und Genremaler. Im Jahre 1801 begleitete er den Freiherrn von Langsdorfs nach Brasilien, blieb hier bis zum Jahre 1825 und begab sich dann nach Paris, um hier die Herausgabe seiner „malerischen Reisen in Brasilien" (20 Hfte. 1827—1835) vorzubereiten. Seit 1827 durchreiste er Italien und 1831 ging er abermals nach Südamerika. Noch zu Ende des Jahres 1834 hielt er sich zu Valparaiso in Chile auf und hatte dem Vernehmen nach eine große Masse ethnographischer und naturhistorischer Zeichnungen gesammelt. 36.

Rugge (Heinrich von), ein deutscher Minnesänger, gehörte dem Ritterstande an und war aus dem Thurgau. Seine (13) Lieder (Manesſ. Sammlung I. 97—100) unterscheiden sich in nichts weiter von denen der übrigen Minnesänger, als daß in ihnen der daktylische Rhythmus eben so gelungen erscheint als in den Gedichten Ulrichs von Lichtensteins. 67.

Rugier, lat. Rugii, Rugi, bei Ptolem. Ruticlii, waren ein altes germanisches Volk, dessen Wohnsitze wir nach Tacitus an den Ufern der Ostsee und auf der Insel Rügen zu suchen haben. Ihr Hauptort war Rhugium an der Mündung der Oder, in der Nähe des heutigen Kamin. Zur Zeit der Völkerwanderung finden wir R. unter den Ostgothen und nach dem Tode Attila's hatte sich ein größerer Theil derselben in dem heutigen Östreich niedergelassen, das davon den Namen Rugeland führte. Nachdem sie hier von Odoacer völlig besiegt worden waren, gingen sie allmählig unter den Ostgothen und Sueven unter. 35.

Rugiewit, eine slawische Gottheit, ward vorzüglich in Meklenburg, Pommern und auf Rügen verehrt. Zu Karenz auf Rügen stand sein colossales und unförmliches Bild mit 7 Köpfen und 7 Schwerdtern in einem Tempel von Eichenholz. 23.

Ruhnken (David), einer der gefeiertsten Philologen des XVIII. Jahrh., war 1723 zu Stolpe in Pommern geboren. Nachdem er seine Schulstudien zu Königsberg vollendet hatte, ging er nach Wittenberg, machte sich hier mit der wolfischen Philosophie bekannt, hörte juristische Collegien und ging nach 2jährigem Aufenthalte daselbst nach Leyden, um dort unter Hemsterhuys die griechische Sprache zu studiren. So sehr auch R. wünschte, an dieser Universität eine Lehrerstelle in der philosophischen Facultät zu erhalten und so gern dieß auch sein Lehrer und Gönner Hemsterhuys gesehen hätte, so verzichtete er doch, da er die Schwierigkeit erkannte, darauf und wendete sich wieder den juristische Studien zu, jedoch so, daß Philologie sein Hauptstudium blieb. Nachdem R. längere Zeit auf Reisen gewesen war und besonders die pariser Bibliothek fleißig benutzt hatte, kehrte er nach Leyden zurück und bald darauf brachte es Hemsterhuys, da er wegen seines Alters seinem Amte nicht mehr genügend vorstehen konnte, dahin, daß ihm R. 1757 als Lector der griechischen Sprache an die Seite gesetzt würde, und als 4 Jahre darauf durch Oudendorp's Tod die Professur der Geschichte und Beredsamkeit erle-

Ribemont, N. Ribera, Sp. Ribiers, Fr. Ribnitz, Mecklenburg-Schwerin, Ger. Ribo, Sp. Ribolla, Austria. Ribolla, Tuscany. Ribolla, Papal States. Ribolla, Sardinia. Ribolla, Sicily. Ribolla, Naples. Ribolla, Modena. Ribolla, Parma. Ribolla, Lucca

Zeit, wenn R. epidemisch herrschen, unreife, säuerliche Früchte, so wie frühzeitige wässerige und geschmacklose Kartoffeln bei einem Jeden Anlaß zum Ausbruche der R. geben, ist keiner Frage unterworfen. Über die Contagiosität der R. walten noch Streitigkeiten ob. Wo die R. mit Typhus, wie in Feldlagern, verbunden ist, da kann sie nicht bezweifelt werden; in andern Fällen dagegen hängt das gleichzeitige Vorkommen der R. bei mehreren mit einander in naher Verbindung lebender Menschen vom epidemischen Einflusse, vom gleichzeitigen Genusse schädlicher Speisen und vom Ekel ab. — Die R. ist eine Krankheit der Dickdärme, die die gestörten Hautfunctionen übernehmen und dadurch in einen entzündlichen Zustand versetzt werden. Ihre Gefahr hängt von der Beschaffenheit der herrschenden Epidemie ab. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß wenig zu fürchten ist, wo der Kranke gehörig gepflegt wird und an keinen anderen Krankheiten leidet; daß hingegen bei Mangel an Pflege und bei einer falschen Behandlung der Krankheit, wie dieß beim Landmanne sehr häufig der Fall ist, der sein Hausmittel, Pfeffer und Branntwein, auch hier für anwendbar hält, die Entzündung gesteigert und dadurch der Tod herbeigeführt wird. — Die Geschichte erzählt von vielen Ruhrepidemien, vorzüglich unter kriegführenden Heeren. So war sie eine sehr gewöhnliche Beschwerde in den Römerzügen der Deutschen; in der Jammerzeit des 30jährigen Kriegs vernichteten die tödlichen Lagerruhren nicht selten ganze Söldnerheere; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen Ruhrepidemien sehr häufig vor, bis sie im Jahre 1770 ihre höchste Ausbildung erreichten. Bekannt ist auch, welche Verheerungen die R. unter der französischen Armee bei ihrem Rückzuge von Moskau anrichtete. — Die R. kommt in ganz Europa vor; häufiger, ausgebildeter und tödlicher wird sie dagegen in den Tropenländern. Auch den Thieren ist sie eigen, wo sie ebenfalls epidemisch erscheint; unter den Rindern herrscht sie unter dem Namen der Magen- oder Gedärmseuche. 39.

Ruisdael, Ruysdael (spr. Reusdahl) (Jakob), ein berühmter niederländischer Landschaftsmaler, geb. 1636 zu Harlem, widmete sich schon sehr jung der Malerei, denn bereits im 12. Jahre hatte er Gemälde verfertigt, welche den ungetheilten Beifall der Kenner erhielten. Seinen ersten Lehrer kennt man nicht; so viel nur weiß man, daß er später unter Berghem's Leitung zu Amsterdam seine Ausbildung vollendete; daß er aber in Italien gewesen sei, wie aus einigen seiner Werke geschlossen wird, bleibt unwahrscheinlich. Der vorzüglichste Gegenstand, den R. für seine Darstellungen wählte, ist die Natur seines Vaterlandes; dieser aber war er so mächtig, wie kaum ein anderer der früheren und späteren niederländischen Landschaftsmaler. Alles ist wahr und natürlich, das Colorit glühend, die Ausführung höchst geistreich und dabei sorgfältig. In der speciellen Wahl der Gegenstände steht er ebenfalls einzig da. Unter seine berühmtesten Gemälde gehören die beiden in der Dresdner Galerie befindlichen „der Kirchhof" und „die Hirschjagd," ferner das unter dem Namen des „Sonnenstrahls" bekannte, in der Sammlung des Louvre, welche außerdem noch mehrere andere, z. B. einen „Seesturm" und einige Waldlandschaften besitzt. Nicht minder als die Gemälde R.'s schätzt man auch seine Zeichnungen und radirten Blätter. Letztere insbesondere stehen ihrer Seltenheit wegen in sehr hohem Preise. R. starb im Nov. 1681. — Salomon R., sein älterer Bruder, geb. 1616 zu Harlem, war ein Schüler van der Goyen's und zeichnete sich ebenfalls als Landschaftsmaler aus, besonders in der Darstellung von Wasserpartien. Einige halten ihn für den ersten Lehrer seines Bruders. 36.

Rulhière (spr. Rüliähr) (Claude Carloman de), ein geachteter französischer Historiker und Dichter, 1735 zu Bondi bei Paris geboren, trat nach Beendigung seiner Studien in den Militairdienst und lebte einige Zeit als Adjutant des Herzogs von Richelieu zu Bordeaux, bis er, um seinem Talente einen größeren Wirkungs-

kreis zu verschaffen, die diplomatische Laufbahn wählte und mit dem französischen Gesandten, Baron de Breteuil, als Secretair nach Petersburg ging, wo er als Augenzeuge die Entthronung und Ermordung Peter's III. und die Erhebung Katharina's II. beobachtete und die geheimen Triebfedern dieses Ereignisses durchschaute. Nach seiner Zurückkunft arbeitete er die Geschichte dieser Revolution („Histoire ou anecdotes sur la révolution de Russie en 1772," Par. 1797. 8., deutsch, Straßburg 1797. 8.) und eine Darstellung der Anarchie und der Ursachen der Theilung Polens („Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république," Par. 1807. 4 Voll. 8., N. E. 1819. 4 Voll. 8., deutsch, Hamb. und Leipz. 1808. 4 Thle. 8.) und erhielt dafür eine ansehnliche Pension. Um sich über die Politik des Auslands zu unterrichten, machte er 1776 eine Reise durch Deutschland und Polen und besuchte die Höfe von Wien, Dresden und Berlin. Nach seiner Zurückkunft beschäftigte er sich ausschließend mit seinen Studien und ward 1787 in die französische Akademie aufgenommen. Um diese Zeit entstand seine Geschichte der Protestanten in Frankreich („Eclaircissements historiques sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes et sur l'état des protestants en France," Par. 1788. 2 Voll. 8.), worin er das Benehmen der Regierung zu rechtfertigen sucht, was ihm jedoch nicht gelingt und keineswegs gelingen konnte. Bei dem Ausbruche der Revolution zeigte er sich als einen der heftigsten Gegner der neuen Ideen, starb jedoch noch früh genug (30. Jan. 1791), um den unangenehmen Folgen dieses thörichten Beginnens zu entgehen. Seine historischen Schriften zeichnen sich durch treffliche Darstellung, nicht aber immer durch unparteiische Wahrheitsliebe aus; seinen poetischen Versuchen („Les jeux des mains," Erzählungen, Episteln, Epigramme und Gelegenheitsgedichte), welchen es an wahrer dichterischer Weihe gebricht, ist Eleganz der Sprache nicht abzusprechen. „Oeuvres," (Par. 1819. 6 Voll. 8.). 67.

Rum nennt man die aus dem Safte des Zuckerrohrs durch Gährung und Destillation gewonnene spirituöse Flüssigkeit, welche theils durch die Fässer, worin man sie aufbewahrt, theils durch gebrannten Zucker gelblich gefärbt ist. Man hat in neuerer Zeit diese Flüssigkeit aus gewöhnlichem Kartoffelspiritus nachzuahmen gesucht, jedoch bis jetzt nie ein so liebliches Getränk erzielt. Wenn man einige Tropfen von dem künstlich bereiteten R. in kochendes Wasser gießt, so bemerkt man augenblicklich einen unangenehmen Fuselgeruch. 5.

Rumelien, s. Türkei.

Rumford (Sir Benjamin Thompson, Graf von), geb. 1752 auf der kleinen Insel Rumford in Amerika, nahm bei dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Amerika bei ersterer Macht Kriegsdienste, ward Major und zu Ende des Krieges nach London gekommen vom Könige zum Ritter ernannt. Von hier aus erhielt er einen Ruf vom Churfürsten von Baiern nach München, wo er sich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zur Versorgung der Armen, Einführung der Kartoffeln und der Sparheizungen, so wie besonders der nach ihm benannten Suppen bleibende Verdienste erwarb. Der Churfürst Karl Theodor erhob ihn zum Grafen von R., ernannte ihn zum Generallieutenant und verlieh ihm mehrere Orden. Nach Englaud zurückgekehrt verbreitete er seine nützlichen Erfindungen; errichtete 1808 unter dem Namen königliches Institut (Royal Institute) zu London eine Lehranstalt für Ökonomen, Künstler und Handwerker, ging dann nach Frankreich, wo er in Paris ehrenvoll aufgenommen ward und starb auf seinem Landgute zu Auteuil, den 21. Aug. 1814. Er schrieb „Essais et expériences politiques, économiques et philosophiques" (deutsch, 4 Bde. Weimar 1800—1804.). 25.

Rumjänzoff (Nicolai Petrowitsch, Graf von), Reichskanzler von Rußland, um das Jahr 1753 geboren, wählte die diplomatische Laufbahn, wurde geheimer

Rath und Kammerherr des Kaisers, Senator und Minister des Handels. Im Jahre 1785 ging er als russischer Gesandter nach Frankfurt am Main, zog sich aber unter Kaiser Paul I. nach Moskau zurück. Als Minister des Handels suchte er diesen Zweig der Cultur möglichst zu befördern, trug zur Anlegung von Odessa wesentlich bei und wurde hierauf zum Kriegsminister ernannt. Im Jahre 1807 vertauschte er diesen Posten mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, suchte als ein Bewunderer Napoleon's einen Anschluß Rußlands an Frankreich zu bewirken und den Einfluß Englands auf sein Vaterland zu vernichten. Der Kaiser nahm ihn im Jahre 1808 in sein Gefolge auf, als er zum Congresse nach Erfurt reiste, und im folgenden Jahre schloß er den Frieden mit Schweden ab. Während der Kriegsjahre 1813 und 1814 besorgte er von Petersburg aus die Geschäfte der auswärtigen Angelegenheiten, deren Leitung nach dem Frieden dem Grafen von Nesselrode übertragen wurde, worauf sich R., der das Gehör fast gänzlich verloren hatte, vom Staatsleben zurückzog und öftere Reisen unternahm, welche wissenschaftliche Untersuchungen zum Zwecke hatten. Um sein Vaterland machte er sich durch Einführung der Bell-Lancasterschen Methode in seinem Districte verdient. Die Reise Kotzebue's um die Welt, so wie der Druck von der Beschreibung derselben wurde auf seine Kosten unternommen. Von Canova ließ er im Jahre 1817 eine colossale Bildsäule des Friedens zur Erinnerung an die drei wichtigen von seinem Großvater, Vater und ihm zu Stande gebrachten Friedensschlüsse, zu Abo im Jahre 1743, zu Kutschuk-Kainardsche im Jahre 1774 und zu Friedrichsham im Jahre 1809, errichten. Alle während seiner Amtsführung als Reichskanzler von fremden Fürsten erhaltene Geschenke an Gold und Diamanten vermachte er im Jahre 1814 dem Invalidenhause zu Petersburg. Im Jahre 1813 ließ er auf seine Kosten den „Codex diplomaticus" drucken und verwendete 25000 Rubel auf den Druck von russischen Urkunden und Chroniken, zu deren Auffindung und Untersuchung er im Jahre 1817 selbst eine Reise in die inneren Provinzen Rußlands unternahm. Durch Adelung ließ er den Abdruck der auf den korsunschen Thüren in der Kathedrale zu Nowgorod eingegrabenen biblischen und weltgeschichtlichen Gegenstände in 46 Abbildungen besorgen und nebst der Beschreibung des Ganzen auf seine Kosten bekannt machen, so wie er auch die erste Ausgabe von Abulgasi's in tatarischer Sprache geschriebener „Geschichte der Mogolen und Tataren" (Kasan 1825) veranstaltete. Die auf seinen im Gouvernement Mohilew befindlichen Gütern durch den Engländer Heard im Jahre 1820 eingerichteten Gewerb- und Volksschulen dienten bald den Einrichtungen ähnlicher Art zum Muster. R. starb im Jahre 1826 zu Petersburg, ohne Kinder zu hinterlassen. Als Staatsmann und Beförderer wissenschaftlicher und Volksbildung hat er sich um sein Vaterland große Verdienste erworben und auch als Mensch genoß er die Achtung aller Biederen. — Michael Paul, Graf von R., sein älterer Bruder, stand einige Zeit in russischen Kriegsdiensten, zog sich aber davon zurück und starb als Privatmann, und sein jüngerer Bruder, Sergei Petrowitsch, verwaltete anfangs den russischen Gesandtschaftsposten in Berlin unter Friedrich II. und dann in Schweden, worauf er ebenfalls den Staatsdienst verließ. Beide Brüder starben unverheirathet. Der jüngste schenkte im Jahre 1830 seinen Bauern die Freiheit, weil sie auf ihre Kosten zum Andenken des von dem Feldmarschalle Kutusoff im Jahre 1812 bei ihrem Dorfe Tarutino erfochtenen Sieges ein Denkmal, dessen Werth sich auf 45000 Rubel belief, errichtet hatten. 81.

Rumoffski (Stephan von), russischer wirklicher geheimer Staatsrath und Astronom, geb. den 29. Oct. 1734 in einem Dorfe der Statthalterschaft Wlodemir, studirte anfänglich im Kloster Newski, später 1748 auf Kosten der Regierung auf der petersburger Akademie, wo er aus Neigung vorzüglich Mathematik trieb. 1753 ernannte ihn die kaiserliche Akademie zu ihrem Adjuncten und schickte

Just Out and Ready. 12s and 6d Post Free to any Address. By Lord Lytton.
The Parisians. 2 Vols. 12s and 6d.
The Disowned. 1 Vol. 6s.
The Caxtons. A Family Picture. 3 Vols. 18s.
My Novel. 4 Vols. 24s.
Pelham. 1 Vol. 6s.
Ernest Maltravers. 1 Vol. 6s.
Alice. 1 Vol. 6s.
Eugene Aram. 1 Vol. 6s.
Godolphin. 1 Vol. 6s.
Paul Clifford. 1 Vol. 6s.
Night and Morning. 1 Vol. 6s.
Zanoni. 1 Vol. 6s.
The Last Days of Pompeii. 1 Vol. 6s.
Rienzi. 1 Vol. 6s.
The Last of the Barons. 2 Vols. 12s.
Lucretia. 2 Vols. 12s.
Harold. 2 Vols. 12s.
Kenelm Chillingly. 3 Vols. 18s.
A Strange Story. 2 Vols. 12s.
The Haunted and the Haunters. 1 Vol. 6s.
Pilgrims of the Rhine. 1 Vol. 6s.
Devereux. 1 Vol. 6s.
Leila. 1 Vol. 6s.
Calderon the Courtier. 1 Vol. 6s.
Athens. 2 Vols. 12s.
Miscellaneous Works. 4 Vols. 24s.
Poems. 1 Vol. 6s.
Dramatic Works. 2 Vols. 12s.

Just Out and Ready. 12s and 6d Post Free to any Address. By Lord Lytton.
The Parisians. 2 Vols. 12s and 6d.
The Disowned. 1 Vol. 6s.
The Caxtons. A Family Picture. 3 Vols. 18s.
My Novel. 4 Vols. 24s.
Pelham. 1 Vol. 6s.
Ernest Maltravers. 1 Vol. 6s.
Alice. 1 Vol. 6s.
Eugene Aram. 1 Vol. 6s.
Godolphin. 1 Vol. 6s.
Paul Clifford. 1 Vol. 6s.
Night and Morning. 1 Vol. 6s.
Zanoni. 1 Vol. 6s.
The Last Days of Pompeii. 1 Vol. 6s.
Rienzi. 1 Vol. 6s.
The Last of the Barons. 2 Vols. 12s.
Lucretia. 2 Vols. 12s.
Harold. 2 Vols. 12s.
Kenelm Chillingly. 3 Vols. 18s.
A Strange Story. 2 Vols. 12s.
The Haunted and the Haunters. 1 Vol. 6s.
Pilgrims of the Rhine. 1 Vol. 6s.
Devereux. 1 Vol. 6s.
Leila. 1 Vol. 6s.
Calderon the Courtier. 1 Vol. 6s.
Athens. 2 Vols. 12s.
Miscellaneous Works. 4 Vols. 24s.
Poems. 1 Vol. 6s.
Dramatic Works. 2 Vols. 12s.

1828. 2. Aufl. 1832); „Drei Reisen nach Italien" (Leipzig 1832); „Deutsche Denkwürdigkeiten" (Berlin 1832. 4 Bde.), worin er den Zustand Deutschlands und Frankreichs um die Mitte des XVIII. Jahrh. in Form eines Romans schildert; „Novellen" (München 1833—1834); „Schule der Höflichkeit" (Stuttgart 1834—1835. 2 Bde.); „Hans Holbein der Jüngere, in seinem Verhältnisse zum deutschen Formschnittwesen" (Leipz. 1836). R. hat sich in allen diesen Werken als einen Mann von mannigfacher Kenntniß, vielseitiger Bildung und geläutertem Geschmacke bewiesen. 85.

Rumsland (Meister), ein deutscher Minnesänger, von dessen Lebensumständen man nichts weiter weiß, als daß er wahrscheinlich in Sachsen geboren war und zu Anfange des XIV. Jahrh. lebte. Seine (6) Lieder (Manesſ. Samml. II. 223—226) zeugen von der Kunst des Dichters die Sprache zu behandeln, beweisen aber auch seine große Armuth an poetischem Gefühle und seine Geschmacklosigkeit. 67.

Runen sind die Schriftzeichen der altnordischen und germanischen Völkerschaften, welche ursprünglich in Finnland als zauberkräftige Geheimschrift gebraucht werden, nachher aber allgemein als Schrift erscheinen. Gewöhnlich unterscheidet man die Stafkarlsrunen, wo man alle R. an einen einzigen langen Stab schraubt, und Helsingrunen, welche ohne Stäbe nur aus Strichen bestehen, deren Bedeutung man aus ihrer Beugung ersehen muß. Die Namen der R. sind sehr verschieden je nach dem Gebrauche, welchen man von denselben machte. So gab es unter den zauberkräftigen R. Brunrunen, welche den Schiffen Sicherheit gewährten, Biargrunen, welche Hülfe gewährten, Limrunen, welche zur Heilung von Wunden gebraucht wurden ꝛc. Indessen war dieß nicht der einzige Gebrauch, den man von den R. machte, sondern man benutzte sie auch zu Briefen, Kalendern, Grabschäften und anderen Dingen der Art. Ihre Entstehung wird mythisch dem Odin zugeschrieben und dieß beweist, wie hoch ihr Alter bei den Völkern des Nordens sein muß, so wie es ein Zeugniß ihrer Verbreitung abgibt, daß man sie von Schweden bis Grönland findet, obschon am Häufigsten in Schweden und zwar die meisten wieder in Upland. 82.

Runkelrüben, s. Rüben und Zucker.

Runzeln, lat. rugae; franz. sillons, rides; engl. folds, wrinkles, werden die Falten genannt, welche, besonders im Gesichte, in Folge der durch Alter, Krankheiten oder heftige Leidenschaften, z. B. Gram, Kummer ꝛc., entstehenden Erschlaffung der Haut herbeigeführt werden, indem diese Ursachen Einfluß auf die Ernährung haben, die vielleicht im Betreff der innern Organe des Körpers noch ziemlich gut von Statten gehen kann, während sie an der Oberfläche desselben mangelhaft geworden ist, so daß die Fettpolster der Haut nach und nach resorbirt werden, diese dadurch den sie in Anspannung erhaltenden Stützpunkt verliert und sonach allmählig gleichsam einsinkt, welk und runzelig wird. Künstlich können dergleichen R. im Gesichte durch stetes Waschen desselben mit warmem Wasser erzeugt werden, da dieses auf Erschlaffung des Hautorgans hinwirkt; daher in dieser Beziehung kalte Waschungen, schon von den frühesten Lebensperioden an, vorzuziehen sind. Alle öffentlich gepriesenen oder ausgebotenen Mittel zur Vertreibung der R. sind entweder unwirksam oder wohl gar schädlich und größtentheils nur der Gegenstand von Speculationen. 7.

Rupie, Roupia, Sicca-Rupie, ostindische Silbermünze. Rechnungsmünze: 1 R. = 16 Annas, hat einen Werth von ungefähr 14 Gr. Conventionsgeld und soll nach dem „Calcutta courier" vom 1. Juli 1835 180 Grains Troygewicht enthalten, da sie bisher öfter schlechter geprägt worden ist. — Die Goldrupien haben ungefähr den Werth von 9 Thalern, nur in Batavia haben sie etwa den Werth eines Ducaten. Als Gold- und Silbergewicht ist eine R. = 240 holl. Aß. 26.

Ruprecht, deutscher Kaiser, war der älteste Sohn Ruprecht's II., Churfürsten von der Pfalz, welchem er im Jahre 1352 geboren wurde und dem er im Jahre 1398 in der Churwürde nachfolgte. Vom Jahre 1400 an war er zugleich erwählter deutscher Kaiser. Da die bisherige Krönungsstadt Aachen dem abgesetzten Kaiser Wenzel treu ergeben war, so that er sie in die Reichsacht und ließ sich zu Köln krönen. Die Partei seines Gegenkaisers, der seinen baldigen Fall durch eigne Unklugheit beschleunigte, unterwarf er sich nach einigen leichten Kämpfen gänzlich. Er ging hierauf nach Italien, um sich vom Papste krönen zu lassen und seinen Gegner, den Herzog Galeazzo von Mailand, einen Anhänger Wenzel's, zu demüthigen, konnte dort aber nichts Wichtiges ausführen, da er weder von den Florentinern, noch von dem Papste, welche ihm ihre Hülfe zugesagt hatten, gehörig unterstützt wurde und sein eignes Heer sich nach und nach zerstreute. Er sicherte nun den innern Frieden Deutschlands besonders durch Zerstörung vieler Raubschlösser in der Wetterau. Im Jahre 1409 sandte er seinen Gesandten auf die Kirchenversammlung zu Pisa; als dieser aber den Wünschen der Cardinäle nicht entsprach, welche von dem Kaiser die Nichtanerkennung beider Päpste forderten, so kehrte jener bald nach Deutschland zurück. R. starb im Jahre 1410 zu Oppenheim. Sein ältester Sohn, Ludwig, folgte ihm in der Churwürde und die anderen 3 Söhne wurden Stifter von Nebenlinien. 81.

Rurik, s. Rußland.

Rush (spr. Rösch) (Benjamin), einer der berühmtesten nordamerikanischen Ärzte, ward zu Bristol in Pennsylvanien am 5. Jan. 1745 geboren und verlor seinen Vater, einen Quäker, frühzeitig, erhielt aber dessenungeachtet von seiner Mutter eine glänzende Erziehung. In der Lage, seinen künftigen Stand frei wählen zu können, bestimmte er sich für die Medicin, deren Anfangsgründe er zuerst bei einem berühmten Praktiker zu Philadelphia erlernte und die er hernach sorgfältiger in Edinburgh, wo er auch 1768 Doctor wurde, studirte. 1769 wurde er Lehrer der Chemie an dem neuerrichteten Collegium der Medicin zu Philadelphia; im Unabhängigkeitskriege wählten ihn seine Mitbürger zu ihren Vertreter im Congresse und 1777 übernahm er die Stelle eines Generalchirurgen am Militairhospitale seines Staats. Allein bald legte er diese Stelle nieder und lebte wieder ausschließlich der Wissenschaft und seinen Kranken. 1791 wurde er Lehrer der Klinik an der neuerrichteten Universität zu Philadelphia. Sein Tod erfolgte im April 1813. — Kein Arzt in den vereinigten Staaten hatte so viele gute Schüler als er gebildet. Seine Pflichten als Arzt und Bürger befolgte er mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit; der Secte der Quäker zugethan war eine pietistische Frömmigkeit seinem Charakter tief eingeprägt und er besaß eine leidenschaftliche Neigung, ascetische Bücher zu lesen. Als Schriftsteller hat er eine Menge werthvolle Werke verfaßt. Wir bezeichnen als die vorzüglichsten: „An inquiry into the influence of physical causes upon the moral faculty“ (Philadelphia 1786. Deutsch durch Diel, Offenbach 1787); „An inquiry into the effects of public punishments upon criminals and upon society“ (Philad. 1787), trug viel zur Abschaffung der Todesstrafe in diesem Staate bei; „Medical inquiries and observations“ (Philad. 1789—1800. 5 Voll. Deutsch von Michaelis, Nürnberg 1787—1800), enthält sehr schätzenswerthe Beobachtungen; „An account of the bilious remittent yellow fever“ (Philad. 1794. Deutsch von Hopfengärtner und Autenrieth, 1796), worin sich der Verfasser für die Nichtansteckbarkeit des gelben Fiebers erklärt; u. a. m. 39.

Russell (spr. Rössel) (Lord John), großbritannischer Staatssecretair für die inneren Angelegenheiten, stammt aus einem altenglischen Geschlechte, welches seinen Ursprung bis auf die Zeiten der Eroberung Englands durch die Normannen hinaufleitet, und wurde am 19. Aug. 1792 als dritter Sohn des Lord John R., jetzigen

Herzogs von Bedford, geboren. Wegen seiner Schwächlichkeit in den Jahren der Kindheit und Jugend wurde er in einer Privaterziehungsanstalt gebildet, bis er die Universität zu Cambridge bezog, wo er sich vorzugsweise mit Geschichte, Philosophie und den Staatswissenschaften beschäftigte. Nach beendigten Studien trat er 1814 in das Haus der Gemeinen ein und vertheidigte seit dieser Zeit mit Kühnheit, Beharrlichkeit und Glück die liberalen politischen Grundsätze, denen sein Geschlecht von jeher gehuldigt hatte. Nachdem er sich in seiner ersten im Unterhause gehaltenen Rede gegen das Fremdengesetz hatte vernehmen lassen, sprach er gegen den Krieg mit Napoleon, verfocht im Jahre 1819 Burdett's Antrag auf die Reform des Parliamentes und kämpfte seit dieser Zeit unermüdet für die Verbesserung des Wahlgesetzes, gegen die übliche Bestechlichkeit und den immer weiter um sich greifenden Wahlfleckenhandel, obgleich seine Bestrebungen meistentheils durch den hartnäckigen Widerstand seiner Gegner vereitelt wurden. Noch im December des Jahres 1819 leitete er den Antrag ein, allen verfallenen Flecken das Stimmrecht zu entziehen und dasselbe auf die nicht vertretenen volkreichen Städte überzutragen, indem er im Hause der Gemeinen darauf antrug, daß jeder Flecken des Stimmrechtes für verlustig erklärt werden solle, von welchem erwiesen war, daß er sich habe bestechen lassen. Nur durch die Geschicklichkeit des Lord Castlereagh wurde damals sein Antrag zum Theil vereitelt, allein mit Entziehung des Stimmrechtes, dessen der Flekken Grambound wegen erwiesener Bestechlichkeit bald darauf beraubt wurde, war der erste Schritt zur Reform des Parliamentes geschehen. Nachdem im Jahre 1821 ein neuer Antrag R.'s in Bezug auf die bezweckte Reform mit einer nur geringen Mehrzahl von Stimmen verworfen worden war, erneuerte er schon im folgenden Jahre theils hiedurch, theils durch die zahlreich gehaltenen Versammlungen der ackerbauenden Volksclasse und die vielen an das Parliament eingereichten Bittschriften, in welchen die allgemein herrschende Noth unter Anderm auch der Mangelhaftigkeit des Wahlgesetzes zugeschrieben wurde, ermuthigt, seine Vorschläge für eine zeitgemäße Verbesserung des Wahlsystems. Der Plan, welchen nun R. in dieser Hinsicht vorlegte, stimmte im Wesentlichen mit denen überein, welche schon der eifrige Tory Lord Clarendon und der gemäßigte Whig Locke in Vorschlag gebracht hatten und welcher erst jetzt durchgesetzt werden konnte. Die Rede, welche R. bei dieser Gelegenheit im Parliamente hielt, gehört zu den ausgezeichnetsten Leistungen, welche wir in dieser Hinsicht von ihm besitzen. Er zeigte darin, daß der Zustand des Volks im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderer geworden und daß die Verfassung des Unterhauses mit den Fortschritten der Zeit nicht im Einklange geblieben sei, allein sein Antrag wurde verworfen, weil besonders Canning als Gegner desselben aufgetreten war. Ein gleiches Schicksal wurde auch im Jahre 1824 seinem vierten und 2 Jahre später seinem fünften Antrage über diesen Gegenstand zu Theil. Nach der noch in demselben Jahre erfolgten Auflösung des Parliamentes wurde er nicht wieder, wie früher, von der Grafschaft Huntingdon erwählt, weil er für die Emancipation der Katholiken gestimmt hatte, sondern er trat für einen irländischen Flecken in das neue Parliament, sprach darin mit Kraft für die Befreiung der Griechen, für die spanischen Flüchtlinge und gegen das Verbot fremder Werbungen. Den glücklichsten Erfolg seiner Bestrebung jedoch sah er in der Aufhebung der Test- und Corporationsacten im Febr. 1828, die er beantragt und trotz des Widerstandes von Seiten der Minister glücklich durchgesetzt hatte. Eben so erfolgreich unterstützte er den Antrag der Regierung für die Emancipation der Katholiken und sprach im nächsten Jahre gegen den Vorschlag O'Connel's in Bezug auf allgemeines Stimmrecht, weil er wohl gemäßigte Reformen, aber keineswegs Veränderung der Verfassung begünstige. Nach der neuen Bildung des Ministerium unter Lord Grey im Jahre 1830 wurde R. zum Kriegszahlmeister ernannt und erhielt zugleich eine Stelle im Cabinet, nebst dem Auftrage den Vorschlag zur Parliamentsreform

Deutsch-Amerikanischer Kalender für das Jahr 1855. Herausgegeben von Dr. Gustav Körner. Cincinnati, Ohio. Verlag von Gustav Körner. 1854. 8. 96 S. Preis 10 Cts.

Dieser Kalender ist der erste, welcher in Cincinnati erschienen ist, und wird sich gewiß einer großen Verbreitung erfreuen. Er enthält außer dem Kalendarium und den Jahrmarkten, Postnachrichten, Eisenbahnfahrten, Dampfbootfahrten, Maßen und Gewichten, Münzen, Wechselkurs, Zeitrechnung, Tabellen, Zinsberechnung, Wechselrecht, Gesetzen, Verfassungen, Wahlen, Einwanderung, Naturalisation, Gesetzen über Einwanderung, Naturalisation, Gesetzen über Einwanderung, Naturalisation, Gesetzen über

$10\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; Ducaten von 1763, 72,48 holl. Aß ſchwer, 23 Karat $5\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 2 Thlr. 22 Gr. $11\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; Ducaten von 1796, 72,82 holl. Aß ſchwer, 23 Karat 7,7 Grän fein, zu 2 Thlr. 23 Gr. 9,3 Pf. in Conv.; halbe Ducaten von 1785, 51,92 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 23 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; Goldrubel von 1756, 33,04 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 6 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; Goldrubel von 1799, 25,28 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 23 Gr. $\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; Goldpoltin von 1777, 12,14 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $10\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 11 Gr. $\frac{1}{10}$ Pf. in Conv.; Imperiale vor 1763, 345,22 holl. Aß ſchwer, 22 Karat fein, zu 13 Thlr. 4 Gr. $8\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1763, 271,72 holl. Aß ſchwer, 21 Karat 11,9 Grän fein, zu 10 Thlr. 9 Gr. 1 Pf. in Conv.; vom Jahre 1772, 273,75 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $11\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 10 Thlr. 10 Gr. $3\frac{1}{2}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1801, 249,81 holl. Aß ſchwer, 23 Karat $6\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 10 Thlr. 5 Gr. $5\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; halbe Imperiale von 1780, 132,83 holl. Aß ſchwer, 21 Karat $11\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 5 Thlr. 1 Gr. $5\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; vom Jahre 1818, 134,18 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{3}{10}$ Grän fein, zu 5 Thr. 3 Gr. $2\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; b) in Silber: Rubel von Peter dem Großen, 583,9 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $9\frac{1}{2}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 3 Gr. $8\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1725, 565,1 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $15\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 3 Gr. $5\frac{2}{5}$ Pf. in Conv.; von 1727, 590,3 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $5\frac{9}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 3 Gr. $5\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1734, 537,3 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $13\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 4 Gr. $1\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; von 1750, 534,1 holl. Aß ſchwer, 13 Loth fein, zu 1 Thlr. 4 Gr. $6\frac{1}{4}$ Pf. in Conv.; von 1762, 498,9 holl. Aß ſchwer, 12 Loth fein, zu 1 Thlr. $7\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; von 1780, 501,6 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $15\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $5\frac{4}{5}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1799, 436,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $15\frac{3}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $10\frac{9}{10}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1802, 422,7 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 1 Thlr. $2\frac{4}{5}$ Pf. in Conv. (halbe nach Verhältniß); von 1805, 436,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $13\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 1 Thlr. 8 Pf. in Conv.; Poltin von 1734, 254,8 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $14\frac{2}{5}$ Grän fein, zu 13 Gr. $4\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1750, 261,6 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 13 Gr. $10\frac{4}{5}$ Pf. in Conv.; alter $\frac{1}{4}$-Rubel, 130,8 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $13\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 6 Gr. $3\frac{3}{5}$ Pf. in Conv.; von 1799, 106,5 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $10\frac{1}{5}$ Grän fein, zu 5 Gr. $11\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1802, 109,9 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{1}{10}$ Grän fein, zu 6 Gr. $3\frac{3}{10}$ Pf. in Conv.; $\frac{1}{5}$-Rubel von 1767, 111,5 holl. Aß ſchwer, 12 Loth $1\frac{4}{5}$ Grän fein, zu 5 Gr. $6\frac{3}{5}$ Pf. in Conv.; von 1784, 101,1 holl. Aß ſchwer, 11 Loth $17\frac{4}{5}$ Grän fein, zu 4 Gr. $11\frac{7}{10}$ Pf. in Conv.; 15-Kopekenſtücke von 1778, 72,8 holl. Aß ſchwer, 12 Loth fein, zu 3 Gr. 7 Pf. in Conv.; alte 10-Kopekenſtücke, 66 holl. Aß ſchwer, 11 Loth 13 Grän fein, zu 3 Gr. $2\frac{9}{10}$ Pf. in Conv.; von 1798, 44,5 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $14\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 2 Gr. $6\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; von 1802, 43,8 holl. Aß ſchwer, 13 Loth $16\frac{7}{10}$ Grän fein, zu 2 Gr. $6\frac{1}{10}$ Pf. in Conv.; 5-Kopekenſtücke von 1801, 22,2 holl. Aß ſchwer, 14 Loth 15 Grän fein, zu 1 Gr. $4\frac{1}{5}$ Pf. in Conv.; c) in Kupfer: 2-, 1- und $\frac{1}{2}$-Kopekenſtücke. Die wirklichen Münzen, welche gegenwärtig noch geprägt werden, ſind folgende. In Gold: halbe Imperials zu 5 Rubel, 134 holl. Aß ſchwer, 22 Karat $\frac{8}{9}$ Grän fein, zu 5 Thlr. 3 Gr. 3 Pf. in Conv.; in Silber: Zelkowoy (Silberrubel) zu 100, Poltinnik zu 50, Tſchetwertak zu 25, Dwugrivennik zu 20, Grivennik zu 10 und Pätatſchok zu 5 Kopeken (alle dieſe Silbermünzen werden aus einer Maſſe geprägt, welche $83\frac{1}{3}$ Solotnik fein und $12\frac{2}{3}$ Solotnik Zuſatz enthält, d. h. 13 Loth 16 Grän fein iſt); in Kupfer: Griwen zu 10, Fünfer zu 5, Groſchen zu 2, Kopeken zu 1 Kopekenſtück. Ruſſiſch-polniſche Münzen ſ. Polniſche Münzen, Maße und Gewichte. In Platina:

Stücke von 12, 6 und 3 Rubel Silber an Werth, von reiner Platina, schwer $9\frac{8}{96}$, $4\frac{87}{96}$ und $2\frac{41}{96}$ Solotnik. Niemand ist zur Annahme dieser Platinamünzen verbunden, die Regierung aber nimmt sie zum Silberwerthe an. II. Längenmaß. 1 Fuß = 154,82 par. Linien, 1 Arschine (Elle) = 16 Werschock = 160 Theile = 315,27 par. Linien; 1 Sachene (Klafter, Faden) = 3 Arschin; 1 Werst = 500 Sachene = 1500 Arschin = 1066,8 Mètres. III. Flächenmaß. 1 Dessätin = 2400 □Sachene = 21600 □Arschin = 103534 pariser □Fuß. IV. Flüssigkeitsmaß. 1 Wedro = 100 Charkeys = 8 Kruschkas oder Osmins = 88 Charkeys = 619,576 par. Cubikzoll; 1 Sarokowaja Botschka (Faß) = 40 Wedros = $64\frac{3}{4}$ Veltes (Viertel); 1 Orhoft = 6 Anker = 18 Wedros = 240 Bouteillen. V. Getreidemaß. 1 Tschetwert = 2 Osmins = 4 Pajock = 8 Tschetwerik = 64 Garnetz = 10574,112 par. Cubikzoll; 1 Kuhl (Sack) = 10 Tschetwerik; 1 Last = 16 Tschetwert. VI. Gewicht. 1 Pfund = 32 Loth = 96 Solotnik = 8518 holl. Aß; 1 Solotnik = $\frac{3}{2}$ = $\frac{1}{4}$ = $\frac{3}{8}$ ꝛc. = 96 Dolis; 1 Berkowitz = 10 Pud = 400 Pfund. 26.

Russisches Glas, s. Glimmer.

Russisches Horn ist ein einfaches, seit uralter Zeit in Rußland gebräuchliches Jagdhorn von verschiedener Dimension, welches nur einen Ton angibt. Um der früher äußerst rohen Jagdmusik eine bessere Einrichtung zu geben, gerieth der Oberjägermeister Narischkin im Jahre 1751 auf die Idee, durch Vereinigung einer Anzahl von Hörnern der Eintönigkeit abzuhelfen und forderte zu diesem Behufe den Hofwaldhornisten Maresch auf einen Versuch zu machen. Derselbe ließ in der That 37 solcher Hörner von verschiedener Tonhöhe verfertigen, die zusammen den Umfang von 3 Octaven erhielten. Jeder der Bläser hatte nun weiter nichts zu thun, als sein Instrument zur gehörigen Zeit anzublasen, d. i. gehörig Tact zu halten und so gelang endlich nach unendlicher Mühe die Aufführung selbst schwieriger Tonstücke, Symphonien u. a. so gut, daß man, zumal in einiger Entfernung, eine ganze Anzahl Instrumente zu hören glaubt. Später vermehrte man dieses Hornorchester auf 60 und in neuerer Zeit hat man Fortschritte genug gemacht, um diese eigentliche Musik selbst beim Militair anwenden zu können. Auch außer Rußland hat sie hier und da ihrer Neuheit wegen Eingang gefunden. 29.

Rußland, lat. Russia; franz. Russie; engl. Russia. Dieses unermeßliche, in seiner Ausdehnung selbst die römische Weltmonarchie um mehr als die Hälfte übertreffende Reich breitet sich von 35—209° L. und bis 78° der Breite in einem ungeheuern Bogen über einen großen Theil des nördlichen Europa, so wie über das ganze nördliche Asien aus und umfaßt außerdem noch in Nordamerika ungefähr von 210—250° L. ein Gebiet von nahe an 20000 □Meilen. Der Flächenraum des ganzen Staats wird ohne das eben erwähnte amerikanische Gebiet auf 350000 □Meil. angeschlagen und zwar kommen von dieser Summe auf das europäische R. über 97000 □Meil. oder 75000 □Meil., wenn man nicht die Naturgrenze Europas (s. d. Art.) annimmt, sondern, wie es auch geschieht, Kasan und Astrachan zum asiatisch-russischen Gebiete rechnet. Die Grenzen des russischen Staates sind im Allgemeinen im Norden die Ostsee (zum Theil) und das Polarmeer, östlich der große östliche Ocean, südlich die Türkei, das schwarze Meer, Armenien, Persien, der kaspische und Aralsee, die freie Tatarei, die Mogolei und Mandschurei, und westlich Schweden und Norwegen, die Ostsee, Preußen und Östreich. — Da Sibirien (d. i. alles Land jenseits des Ural) besonders erwähnt werden wird, wie dieß bereits mit Kamtschatka und mehreren besondern zu R. gehörigen asiatischen Völkerschaften und außerdem mit Kaukasien geschehen, ferner auch über das amerikanische Gebiet in dem Art. Amerika das Nöthige gesagt ist, so haben wir uns hier nur auf die geographische Darstellung des europäischen Rußlands und zwar mit Einschluß Kasans und Astrachans zu beschränken. Die

Digitized by Google

Statiſtik wird zum Theil eines zuſammenfaſſenden Überblicks bedürfen. Das europäiſche R. in ſeiner Ausdehnung von 35—83° L. und 44—71° N.B. iſt ſeiner natürlichen Beſchaffenheit nach von dem übrigen Europa, deſſen große Hälfte es ausmacht, weſentlich verſchieden. Entſchiedener wie jenes dem Flachlande angehörend hat es nur in ſeinen Grenzen Gebirge, wie das ſcandinaviſche in unbedeutender Höhe zwiſchen dem bothniſchen Meere und dem weißen Meere, Vorberge der Karpathen im ſüdweſtlichen Theile, den Ural (ſ. d. Art.), das Grenzgebirge gegen Sibirien mit ſeinen verſchiedenen, beſonders Kaſan und einen Theil Aſtrachans durchziehenden Verzweigungen und das tauriſche Gebirge in der Krimm, welches an der Süd- und Weſtküſte hinſtreichend und einzelne Zweige in das Innere verſendend nicht über 5000 Fuß emporſteigt. Alle dieſe mehr oder minder hohen Gebirge beſtimmen, nebſt den großen Waſſerbecken der Oſtſee, die hier den bothniſchen, finniſchen und rigaiſchen Buſen bildet, dem Eismeere mit den beiden großen Buſen, dem weißen Meere und dem Buſen Tſcheskaja, dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere, in ſofern man letzteres zum Theil hierher zu rechnen geneigt iſt, lediglich die äußere Configuration des Landes und obwohl nur zum Theil auch die Flußſyſteme. Das Innere iſt in weiter Ausdehnung Ebene, die ſich aber in der Mitte des Landes in dem Waldaigebirge und Wolchonski'ſchen Wald allmählig bis auf 1400 Fuß erhebt und nebſt den Nebenzweigen des Ural die Waſſerſcheide der Düna, Dwina, der Wolga, des Don und des Dniepr bildet. So zerfällt die große ruſſiſche Ebene in 3 Hauptabdachungen, nach welchen ſich der Lauf der eben angeführten Hauptſtröme richtet. Zum Gebiete der Oſtſee gehört die Düna und außerdem der Niemen, die Warte, Newa, Narwa und der Torneå. Derſelben Abdachung folgt die den Karpathen entſprungene Weichſel. In das Eismeer münden die Tana, Grenzfluß gegen Norwegen, der Onega mit der Suchona, Waga und Pinega, der Meſen und die Petſchora mit dem Aſa und Itſchma; in das ſchwarze Meer und zwar in das durch die Straße von Feodoſia von dem größern Becken getrennte Meer von Aſow der durch einen Landrücken vom Wolgagebiete geſchiedene Don mit dem Choper, der Medwediza und Manyſch; der Dniepr mit der Bereſina, Sog, Pripetz, Desna und dem Bug (in der Mündung); ferner der Dnieſtr und zuletzt die Donau mit dem Pruth; beide als Grenzflüſſe, die erſtere gegen Bulgarien, dieſer gegen die Moldau hierher gehörig. In den kaſpiſchen See endlich münden die Wolga (ſ. d. Art.), der größte Strom Europas, und der Grenzfluß gegen Aſien, der Ural. Außer dieſen zahlreichen, das Land hinlänglich bewäſſernden Flüſſen hat R. und zwar im nördlichen Theile eine große Menge Binnenſeen, die als eine Fortſetzung der Kette von Seen anzuſehen ſind, welche ſchon in Deutſchland und Preußen die Oſtſee umgrenzen. Außer den finniſchen Binnenwäſſern, welche meiſt mit einander zuſammenhängend einen großen Theil des Landes bedecken, ſind vorzüglich zu bemerken der Ladoga (ſ. d. Art.), der größte Landſee Europas, deſſen Abfluß die Newa bildet, ferner der Oneja, der Peipus und Ilmenſee, der Bjeloszeroſee, der Kubinskoeſee, der Latſcha, Woſcheſee, der Wodlo, Wygo, Sego und viele andere kleinere, die gleich den größeren mit einander in Verbindung ſtehen. Letzteres iſt, wo die Natur es nicht gethan hat, aber für nöthig erachtet wurde, durch Kunſt geſchehen. Daher die große Menge Canäle, welche aber nicht nur die Seen unter ſich, ſondern auch mit den Flüſſen verbinden. Man hat 9 Canalſyſteme in Rußland, nämlich: das Syſtem von Wiſchnei-Wolotſchok und der Canal von Ladoga verbindet durch die Linie von der Twerza, dem Wiſchnei-Wolotſchok, der Zna, der Mtſa, dem Wolkhof und dem Ladogacanal die Wolga mit der Newa; das Syſtem von Tikhtwin und der Canal der Siaſſe iſt eine Verlängerung des Ladogacanals vom rechten Ufer des Wolkhof bis zum linken Ufer der Siaſſe; das Syſtem von Marie und der Canal des Swir gibt ebenfalls eine Verbindungsſtraße mit der Wolga ab und iſt mit dem Ladoga verbunden; der Canal

Digitized by Google

Anhaltische Eisenbahn-Act. Ges. in Dessau mit Zweigbahn Roßlau-Zerbst 4½ 1/1 1/7 4 1/1 1/7 4 1/1 1/7 4

schließlich im asiatischen R.), Platina (vorzüglich in den demidow'schen Besitzungen an der Westseite des Ural), ferner Silber (vorzüglich in Asien), Blei in Finnland, Eisen und Kupfer meist auch an der Westseite des Ural (Gouvernement Perm), außerdem das R. eigenthümliche Marienglas oder Fraueneis, Mondmilch (eine besondere Art lockerer Kalkerde), Bernstein, Marmor, Asbest, Steinkohlen, Porzellanthon, Schwefel, Salpeter und Salz, zumal in den südlichen Gegenden. Auch Edelsteine hat man in neuer Zeit im Ural gefunden. — Die Bewohner Rußlands sind ein Conglomerat der verschiedenartigsten Völkerschaften, deren Zahl sich wohl über 100 belaufen mag. Man kann sie indeß, die in den Ostseeprovinzen und sonst zerstreut wohnenden 1800000 Deutschen, so wie die ½ Mill. Juden (besonders in Polen), Türken, Griechen, Araber, persische Colonisten und die verschiedenen, hier und da angesessenen Westeuropäer abgerechnet, füglich auf 6 Hauptstämme, Slawen, Finnen, Tataren, Mogolen, Polarvölker und Kaukasier, zurückführen; zu den ersteren gehören die eigentlichen Russen mit ihren 3 Hauptzweigen, den Großrussen, Kleinrussen (Malorussen) und Rußniacken, die Polen, Kosaken (wenn man sie nicht für tatarischer Abstammung halten will), Litthauer, wahrscheinlich auch die Letten und Kuren, ferner die Wlachen, Serbier und Bulgaren; zu den Finnen: die Finnländer, Esthen, Liven (nur diese 3 haben feste Wohnsitze und treiben Ackerbau und Viehzucht), ferner die Lappen, Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjäken, Mordwinen u. A.; zu den Tataren außer den vorzugsweise mit diesem Collectivnamen belegten Nomaden im südlichen R. auch die Nogaier am Fuße des Kaukasus und am Don und die Baschkiren in Orenburg und Perm; von den Mogolen gehören nur die Kalmücken zum Theil hierher, die Polarvölker aber und die eigentlichen Kaukasier gar nicht. Von der Gesammtzahl der Bevölkerung des russischen Reichs, die sich in approximativer Schätzung auf 60 — 62 Mill. oder darüber beläuft, kommen auf Europa 57 Mill., unter denen die Slawen über 46 Mill. (die Großrussen und Kleinrussen gegen 38 Mill., die Polen 6 Mill. und die Letten 2 Mill.) die Hauptmasse ausmachen. Von einem allgemein gültigen Volkscharakter kann bei dieser so verschiedenartigen Mischung durchaus keine Rede sein und wir beschränken uns daher hier mit Hindeutung auf die die Völkerschaften betreffenden einzelnen Artikel auf die Russen, als die herrschende Bevölkerung, geben jedoch auch nur allgemeine Züge, da unter dem Art. Slawen das Nähere darüber gesagt worden ist. Der Russe, und zwar gilt dieß vorzugsweise von dem Großrussen, ist von mittler Größe, stark, aber verhältnißmäßig gebaut, ausdauernd und muthig, schwarz- oder braunhaarig und im Allgemeinen ziemlich lebendigen Naturells. Man rühmt seine Gastfreiheit, Gutmüthigkeit und Duldsamkeit und bemerkt an ihm eine enthusiastische Liebe für sein Vaterland. Thätig und arbeitsam, dabei sehr gelehrig und geschickt, zumal zu mechanischen Arbeiten, hat er doch eine natürliche Neigung zur Trägheit, wenn ihn nicht irgend ein Gewinn oder eine Lustbarkeit, die er angelegentlich aufsucht, anlockt. Diese Lichtseiten haben indeß ihre starken Schattenseiten, unter denen Stolz und Härte gegen Niedrigere, Trunksucht, Sinnlichkeit, Aberglauben und sklavischer, den höheren Gefühlen fremder Sinn die hervorstechendsten sind. Indeß sind diese Flecken im russischen Nationalcharakter nur der Eigenthümlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche jede höhere bürgerliche und sittliche Veredelung bisher verhinderten, zuzuschreiben; denn noch kennt man keinen Mittelstand in R. Das Gros der Bevölkerung ist, mit Ausnahme von ungefähr 5 Mill. Städtebewohner, welche persönlich frei sind und in mehrere Rangstufen (Grundstücksbesitzer, Gelehrte, Künstler, Capitalisten u. a. m.) zerfallen, des Militairs und der wenigen freien Colonisten, in Adelige (Herren) und Sklaven oder Leibeigene getheilt. Letztere, die Bauern, belaufen sich auf mehr als 20 Mill. und sind entweder Kronbauern (der Krone zugehörig) oder Leibeigene von Privaten. Jene, in sofern sie noch nicht persönlich frei geworden sind, genießen

Digitized by Google

einiger Vorrechte und im Ganzen einer milden Behandlung; dieſe aber, obwohl einige allgemeine beſchränkende Geſetze, beſonders hinſichtlich der Strafbefugniß der Herren, vorhanden ſind, ſchmachten noch unter hartem Drucke und bleiben als Sache ganz der Willkühr ihrer Beſitzer unterworfen, indem ſie nach Belieben gezüchtigt, verkauft oder verſetzt und verheirathet werden können; nur die Todesſtrafe ſteht dem Herrn nicht zu. Indeß hat die ruſſiſche Regierung in der Überzeugung, daß ein Mittelſtand, wie er im übrigen Europa beſteht, durchaus nothwendig ſei, bereits ſeit Anfang des jetzigen Jahrhunderts an der Emancipirung der Leibeigenen gearbeitet und zur Aufmunterung für die dieſer großen Maßregel ſtets ungünſtig geſtimmt geweſenen Großen allmälig einem großen Theile der der Krone zugehörigen Bauern anſehnliche Gerechtſame bewilligt. Neueren Nachrichten zufolge hat der Kaiſer Nikolaus im Sinne, noch weiter zu gehen und nicht nur die ſeinen Bauern bereits bewilligten Freiheiten zu vermehren, ſondern auch die Lage der übrigen Leibeigenen durch geeignete, dem jetzigen Stande der Dinge angemeſſene Maßregeln zu verbeſſern. Eine Commiſſion unter dem Vorſitze des Generals Kiſſelef iſt mit der Leitung dieſer Angelegenheit beauftragt. Was den Adel betrifft, ſo hat derſelbe zwar nicht mehr die hohe Bedeutung, die ihn noch zu Anfange des XVIII. Jahrh. faſt zum unumſchränkten Herrn des Landes und ſelbſt den Czaren gefährlich machte, er iſt vielmehr, wie ihm ſelbſt der Leibeigene, der Willkühr des Kaiſers mehr wie irgendwo anders unterworfen; aber dennoch hat er noch Vorrechte genug, die ihn in gewiſſer Hinſicht faſt unabhängig machen. Dahin gehören unter anderen die Befreiung vom Kriegsdienſte, Befreiung von körperlichen Strafen und Steuerpflichtigkeit u. a. m. Zu unterſcheiden iſt übrigens der alte Erbadel von dem Verdienſtadel, welcher letztere allein eigentlichen Rang gewährt, während jener (Fürſten, Grafen, Freiherren, die alten Kneſen) nebſt dem vom Kaiſer als beſondere Gunſtbezeugung verliehenen Adel wohl Titel, aber keinen eigentlichen Rang im Staate mit ſich führt. Nach Aufhebung des alten polniſchen niedern Adels kann man jetzt im Ganzen ungefähr gegen 1 Mill. adelige Familien in R. annehmen. Die Bildung des ruſſiſchen Volks kann natürlich unter ſolchen, jede freie und höhere Entwickelung verhindernden Verhältniſſen nur gering ſein. In der That trifft man bei der großen Maſſe des Volks außerordentliche Unwiſſenheit und Unkenntniß aller der Dinge, die anderswo der Geringſte des Volks nicht zu wiſſen für Schande halten würde. In den höheren Ständen aber, denen jetzt das frühere verſchloſſene Ausland offen ſteht, trifft man allerdings eine höhere Ausbildung, obwohl dieſelbe zur Zeit immer noch einſeitig iſt und häufig nur in der äußern Abgeſchliffenheit und einigen allgemeinen leicht zu erwerbenden Kenntniſſen beſteht; auch ſorgt die Regierung durch Errichtung aller Arten von Anſtalten angelegentlichſt für Erwerbung eines höhern wiſſenſchaftlichen Lebens und Strebens und widmet insbeſondere auch denjenigen Zweigen des Unterrichts, welche die Nationalcultur heben und fördern können, lobenswerthe Sorgfalt; aber alle dieſe Bemühungen haben nur theilweiſen Erfolg gehabt, weil ein ſelbſtſtändiger kräftiger Mittelſtand, der feſteſte Stützpunkt höherer Nationalbildung, zur Zeit noch fehlt. Nach der jetzigen Organiſation des Unterrichtsweſens, welches unter einem beſondern Miniſterium ſteht, zerfallen die Lehranſtalten (mit einiger Ausnahme, zumal der Militairanſtalten) in Univerſitäten, Gymnaſien, Kreisſchulen und Pfarrſchulen und bilden gewiſſe Lehrbezirke. Zu dem petersburger gehören jetzt 8 Gymnaſien, 9 Kreisſchulen, 76 Pfarrſchulen und außerdem 76 Privatpenſionen; zu dem moskauiſchen Lehrbezirke: 1 Lyceum (die ſonſtige demidow'ſche Lehranſtalt), 8 Gymnaſien, 75 Kreis- und 152 Pfarrſchulen; zu dem charkower Lehrbezirke: 7 Gymnaſien, 81 Kreis- und 98 Pfarrſchulen; zu dem kaſaner Lehrbezirke: 1 armeniſche Schule, 60 Kreis- und 62 Pfarrſchulen; zu dem dorpatiſchen Lehrbezirke: 4 Gymnaſien, 24 Kreis- und 60 Pfarrſchulen. Dieſe Anſtalten ſtehen zunächſt unter der Aufſicht der Univerſitäten zu Petersburg, Moskau,

Charkow, Kasan und Dorpat, welche in neuerer Zeit (1834) noch durch die zu Kiew vermehrt worden sind. Die früher zu Abo befindliche Universität ist nach Helsingfors verlegt und die wilnaer im Jahre 1833 in eine katholische Akademie umgewandelt worden. Außerdem gibt es in den vorzüglichsten Städten zahlreiche Anstalten anderer Art, als pädagogische Anstalten, juristische, medicinische und chirurgische Schulen, Berg- und Ackerbauschulen, Anstalten für Handel und Schifffahrt, Akademien und andere meist nach auswärtigen Mustern mehr oder minder trefflich organisirte Institute. So läßt sich bei dem guten Willen und rastlosen Fortschreiten der russischen Regierung für die Zukunft vieles Gute erwarten, zumal wenn die oben angedeutete Maßregel der Emancipation der Leibeigenen zur Ausführung gebracht wird. — Herrschende Religion ist die griechische, indem sich zu derselben über 40 Millionen bekennen. Außerdem gibt es gegen 6 Mill. Katholiken und unirte Griechen (besonders zahlreich in Polen), ferner gegen 2 Mill. Protestanten, darunter auch Reformirte und Herrnhuter und eine nicht kleine Anzahl Muhammedaner im südlichen Theile des Landes. Im asiatischen R. trifft man außer den Muhammedanern zahlreiche Anhänger des Lamaismus und Fetischanbeter und selbst Hindus. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten (der griechischen Kirche) hat die „heiligste dirigirende Synode", welche aus den 4 Oberhäuptern der Geistlichkeit, den Metropoliten von St. Petersburg, Moskau, Kiew und Nowgorod-Weliki und außerdem von 11 Erzbischöfen und 19 Bischöfen besteht. Erstes Oberhaupt der Geistlichkeit ist seit Peter dem Großen der Czar (vergl. übrigens den Art. Griechische Kirche). — Die Hülfsquellen und die Thätigkeit der Bevölkerung Rußlands anlangend, so ist zuerst der Ackerbau als Hauptnahrungs- und Erwerbszweig anzuführen. Derselbe beschäftigt sich mit der Production aller der oben angeführten Getreidesorten und zwar vorzüglich des Weizens und Roggens, von dem weit über den Bedarf erzeugt wird. Bedenkt man die jetzige Lage der Landbauer, so kommt man zu der Überzeugung, daß dieser Zweig der nationellen Thätigkeit auf eine viel höhere Stufe der Vervollkommnung gebracht werden kann, als in der That gegenwärtig der Fall ist, zumal wenn die ungeheure Masse Landes, welche theils als Wald, theils als Heide entweder ganz oder doch zum Theil noch unbenutzt liegt, ebenfalls der Cultur gewonnen worden ist. Nächst dem Ackerbau ist auch die Viehzucht zumal in neuerer Zeit von hoher Bedeutung geworden, und zwar außer der Pferdezucht (in den südlichen Gegenden) und der Rindviehzucht (Polen) auch die Schafzucht, die sich durch Veredlung der Schafe bereits sehr gehoben hat. Am schwunghaftesten ist ihr Betrieb in den Gouvernements Taurien, Pultawa und Jekaterinoslaw, wo sich die größten russischen Schäfereien befinden. Vorzügliche Erwähnung verdienen die des Herzogs von Anhalt-Köthen (17000 Stück), Vassal's (30000), des Generals Petier (19000), zwei des Barons Stieglitz (13000 und 10000), des Grafen Litta (22000) und die der Gräfin Rasumowski (54000 Stück). Die Maßregeln der alle Fortschritte zum Bessern eifrig fördernden Regierung haben auch hierin wie in jeder anderen Beziehung unendlich heilsam gewirkt, besonders in sofern, als die Privatbesitzer durch die auf den Krongütern und Mustermeiereien in Ausführung gebrachten Verbesserungen allmählig zu der rationellen Cultur der Ländereien hingeführt wurden. So hat man z. B. in neuerer Zeit mit vielem Erfolge Runkelrübenpflanzungen angelegt, auch dem Anbau der Futterkräuter und des Tabaks größere Sorgfalt als sonst gewidmet; nicht minder erfreut sich jetzt die Weincultur (in der Krimm) eines erfreulichen Fortgangs, indem man im Jahre 1835 bereits über 166000 Eimer gekeltert hat. Der Seidenbau hatte in demselben Jahre gegen 264 Pud Seide geliefert. Fast noch erfreulichere Resultate liefert der Betrieb des Bergbauers, dessen Hauptsitz der Ural ist. Von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen betrug bis jetzt die Ausbeute an Gold über 300 Pud, an Platina von 1824 — 1834 fast 700 Pud (230 Ctnr., von

denen 153 Ctnr. = 8186620 Rubel gemünzt worden ſind), an Silber gegen 1200 Pud, an Kupfer 236000 Pud und an Eiſen gegen 18 Mill. Pud, ein Ertrag, an Werth von jährlich 70 Millionen, der aber durch die Induſtrie noch beträchtlich erhöht wird. Letztere iſt unſtreitig gegen die übrigen europäiſchen Länder noch weit zurück und im Verhältniſſe zu den Erzeugniſſen und der Menſchenzahl des Staates bei Weitem noch nicht ſo umfaſſend, wie ſie ſein könnte, doch immer wichtig genug, wenn man die Hinderniſſe bedenkt, die ſich auch ihr entgegenſtellen. Bereits im Jahre 1830 hatte R. 5450 Fabriken mit 254000 Arbeitern, die die verſchiedenartigſten Erzeugniſſe lieferten, und jetzt hat ſich ihre Zahl bedeutend vermehrt. Werden auch die meiſten größeren Unternehmungen von Ausländern, meiſt Deutſchen, geleitet, ſo gebührt doch auch ein Theil des Verdienſtes dem anſtelligen und gelehrigen ruſſiſchen Arbeiter, welcher ſich in unglaublich kurzer Zeit die nöthige mechaniſche Geſchicklichkeit erwirbt. Die jetzt eingeführten Ausſtellungen von ruſſiſchen Fabrik- und Induſtrieerzeugniſſen, ſo wie die jährlich ſich mindernde Einfuhr fremder Waaren beweiſen hinlänglich die ſchnellen Fortſchritte, welche R. in dieſer Hinſicht in kurzer Zeit gemacht hat. Am betriebſamſten ſind Moskau und die Städte der Oſtſeeprovinzen, doch bemerkt man auch in anderen Theilen des Reichs eine erfreuliche Thätigkeit. Die bedeutendſten unter den Fabricaten ſind Metallwaaren aller Gattungen, Leder, Talg- und Wachslichter, Seife, Potaſche, Glas, linnene, halblinnene und Hanffabricate aller Art, Segeltuch, baumwollene und wollene Waaren und Branntwein. Die meiſten der angeführten Fabricate kommen zur Ausfuhr, andere decken wenigſtens das Bedürfniß des Landes. Von noch größerer Wichtigkeit als die Induſtrie, obwohl weſentlich durch dieſelbe bedingt und gefördert, iſt der Handel. Derſelbe iſt theils See-, theils Binnenhandel und wird bei der natürlichen Neigung des Ruſſen zum Gewinn mit um ſo größerem Erfolge betrieben, als die Regierung ſtets ihre beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſen Zweig der Nationalbetriebſamkeit gerichtet hat. Die Lage an der Oſtſee und dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere befördert den Verkehr außerordentlich, dort mit den europäiſchen und überſeeiſchen Ländern, hier mit dem Oriente, beſonders Perſien; dazu kommen eine nicht geringe Anzahl von Banken, Handels- und Aſſecuranzgeſellſchaften, ferner zur Förderung des inneren Handels jene bereits angeführten zahlreichen Canalſyſteme und andere Waſſerwege, in einigen Theilen der Monarchie auch ziemlich gute Kunſtſtraßen. Die Bilanz des äußern Handels hat ſich bis jetzt gänzlich zu Gunſten Rußlands herausgeſtellt. Im Jahre 1835 betrug nach amtlichen Berichten die Einfuhr in R. 219234247 Rubel, dazu noch aus Finnland 985807 Rubel und aus Polen 2546011 Rubel, im Ganzen alſo 222766065 Rubel, während ſich die Ausfuhr auf 227724438 Rubel belief; alſo ein Mehr der Ausfuhr von 4958373 Rubel, welches aber noch höher ſteigt, wenn man in Anſchlag bringt, daß die Mißernte von 1833 die Ausfuhr des Getreides allein um 20 Mill. Rubel verminderte. Übrigens läßt ſich von einigen wichtigen im Jahre 1835 von der Regierung erlaſſenen Verordnungen für die Zukunft eine bedeutende Belebung des Handels erwarten, vorzüglich von der Aufhebung der Abgabe für mit Ballaſt ankommende Schiffe von Kronſtadt und Libau. Die wichtigſten Seehandelsplätze ſind Archangel, Petersburg, Riga, Odeſſa und für den Handel mit Perſien Aſtrachan und Kisljar. Man rechnet, daß in dieſen Häfen jährlich nahe an 6000 Schiffe ankommen und eben ſo viel abgehen. Für den inneren Handel iſt ſeit 1817 Niſchnei-Nowgorod im gleichnamigen Gouvernement als Hauptmeßplatz von hoher Bedeutung, da hier der Zuſammenfluß aller in- und ausländiſcher Handelswaaren iſt, deren Werth z. B. im Jahre 1832 auf 123 Mill. Rubel angeſchlagen wurde. Zu bemerken iſt noch, daß der aſiatiſche Handel Rußlands beſonders Thee (aus China), Moſchus, Nanking und Rhabarber zur Ausfuhr bringt. — Die Verfaſſung iſt unumſchränkt monarchiſch. An der Spitze des Staats ſteht ein Kaiſer

(Czar), der den Titel Selbstherrscher (Samoderschetz) aller Reußen führt. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich; doch steht die letztere der erstern stets nach; auch sind nur Kinder aus ebenbürtiger Ehe successionsfähig. Zwar bestehen einige Reichsgrundgesetze, welche den Herrscher beschränken sollen, allein sie sind größtentheils unwesentlich. Die höchsten Staatsbehörden sind der Reichsrath oder das geheime Staatsconseil, bestehend aus den Großfürsten, hohen Staatsbeamten und Generalen, ferner das Staatsministerium mit den 8 einzelnen Ministerien des kaiserlichen Hauses, des Krieges, der Marine, des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, des Cultus und der Finanzen; endlich der dirigirende Senat, das oberste Tribunal und zugleich Wächter der Gesetze und höchste Behörde für die innere Sicherheit. An der Spitze desselben steht der Kaiser, welcher die (120) Senatoren auf Lebenszeit ernennt. Für das Postwesen, die Land- und Wassercommunicationen, ferner für die kirchlichen Angelegenheiten der nichtgriechischen (aber geduldeten) Confessionen und für die Controle bestehen besondere Directionen, so wie für Finnland und Polen Staatssecretariate. Die Gerichtspflege ist in neuerer Zeit durch die Bemühungen des jetzigen Kaisers so viel wie möglich vereinfacht worden und hat manches Lobenswerthe, wie z. B. die sogenannten Billigkeitsgerichte, welche Processen vorbeugen sollen; die Criminalgerichtspflege insbesondere aber, obwohl von manchem ihrer früheren Übelstände befreit, entbehrt immer noch einer auf fest bestimmten Normen beruhenden Basis und läßt zwar die Todesstrafe selten, dafür aber die Knutenhiebe und Verbannung nach Sibirien in sehr vielen Fällen zu, Strafen, die nur zu häufig der Willkühr des Richters anheim gestellt werden. — Was die Finanzen des russischen Reiches betrifft, so läßt sich hierüber etwas ganz Zuverlässiges nicht aufstellen. Die Einkünfte sind seit 40 Jahren beträchtlich gestiegen und bestehen jetzt (in approximativen Zahlen) aus der Kopfsteuer der Kronbauern, 70½ Mill. Rubel, Kopfsteuer der übrigen niederen Classen, 62 Mill. Rubel; Zölle, im Durchschnitt 50 Mill. Rubel; Münzstätten 8½ Mill. Rubel; Branntwein 93 Mill. Rubel; Salz 8 Mill. Rubel; Bergwerke 8 Mill. Rubel; der hundertste Pfennig 5½ Mill. Rubel; Stempel- und Registraturgebühren 5½ Mill. Rubel; Militairbefreiung und Geldstrafen 7 Mill. Rubel, zusammen 324 Mill., die verschiedenen Naturalleistungen und Localauflagen nicht gerechnet. Doch reichen diese Einnahmen nicht zur Deckung der Ausgaben hin; daher die stets sich vermehrende Schuldenlast. Bereits Katharina II. sah sich im Jahre 1768 genöthigt Papiergeld einzuführen, dessen Summe sich im Jahre 1796 schon auf 157 Mill. belief und endlich unter Alexander auf fast 610 Mill. vermehrt wurde. Im Jahre 1831 belief sich die Staatsschuld auf 723 Mill. Rubel in Papier und stieg im Jahre 1832 auf mehr als 800 Mill. Die Tilgung derselben geht unter Beihülfe der Operationen der Reichsleihbank und Commerzbank nur höchst langsam und unsicher von Statten und erscheint fast als unmöglich, wenn man weiß, daß jedes unvorhergesehene Ereigniß der russischen Regierung stets die Nothwendigkeit zu neuen Anleihen zu schreiten auferlegt. — In weit respectablern Zustande befindet sich die Kriegsmacht Rußlands. Das Landheer beläuft sich gegenwärtig nach Einverleibung der polnischen Armee auf 600000 Mann, darunter 84000 Mann Cavallerie, 51000 Artillerie (mit 1600 Kanonen) und Genie und 41000 Mann Garde, und wird durch Rekrutirungen, welche der Kaiser willkührlich anordnet, ergänzt, und zwar so, daß gewöhnlich von 1000, in vielen Fällen auch von 500 Mann, 1 Mann ausgehoben wird. Das ganze Reich ist zu diesem Behufe in 2 große Rekrutirungsbezirke abgetheilt, welche in der Stellung mit einander abwechseln. Für die Leibeigenen, die indeß beim Eintritte in die Armee persönlich frei werden, zahlt der Herr die Equipirungskosten, ist aber während der ganzen Dienstzeit, welche 25 Jahre (mit 20 Jahren tritt Urlaub ein) dauert, von sonstigen Verbindlichkeiten frei. Zu Mos-

Digitized by Google

kau und Petersburg bestehen Generalkriegsgouvernements. Übrigens ist durch zahlreiche Institute für militairische Ausbildung der Officiere hinlänglich gesorgt; auch gibt es trefflich eingerichtete Hospitäler und Invalidenhäuser. Zu bemerken sind noch die Militaircolonien, eine höchst eigenthümliche im Jahre 1819 ins Leben getretene Einrichtung. Es sind dieß nämlich in verschiedenen Gegenden des Reiches Niederlassungen von Bauern, welche Grundeigenthum erhalten haben und dafür verpflichtet sind, Soldaten aufzunehmen. Es gab solcher Colonieſoldaten 18 Regimenter Infanterie und 20 Regimenter Cavallerie, welche völlig organisirt waren. Indeß schon 1826 erlitt dieß Institut einige Veränderungen und neue Unruhen, welche 1831 in einigen derselben ausbrachen, veranlaßten die Regierung, diese Colonien künftig nur als Cantonnements zu benutzen. Festungen hat R. nur wenige (z. B. Kronstadt) und auch die asiatische Grenze ist nur durch hölzerne Blockhäuser (Sloboden) nothdürftig gedeckt. Die Flotte befindet sich jetzt in einem nicht minder Achtung gebietenden Zustande und fortwährend wird auf den Werften der Ostsee und des schwarzen Meeres an der Vergrößerung derselben gearbeitet. In mehreren Städten bestehen Institute zur Bildung von Seeleuten und in allen Häfen, unter denen die zu Kronstadt, Reval, Archangel, Cherson, Sebastopol und Taganrog die bedeutendsten sind, beschäftigt man sich unausgesetzt mit Übungen und Manövern. Die Flotte, welche aus 3 Divisionen (weiße, rothe und blaue Flagge) besteht, zählt gegenwärtig, so weit es nämlich bekannt ist (denn was im schwarzen Meere geschieht, bleibt zum Theil Geheimniß), 54 Linienschiffe, 35 Fregatten, 10 Bombarden und mehrere hundert kleinere Fahrzeuge aller Art. Auch sind jetzt gegen 50 Dampfschiffe activ. Die Orden des russischen Reiches zerfallen in 3 Classen, Hoforden, Verdienstorden und geistliche Orden. Zu den ersteren gehören der Andreasorden, der Orden der heil. Katharina, der Alexander-Newskiorden und der St. Annenorden. Zu den Verdienstorden: der Militairorden des heil. Georg, der Orden des heil. Wladimir und der Militairverdienstorden (sonst polnisch). Zu den geistlichen: der Johanniterorden. Außerdem gibt es noch viele andere Verdienstzeichen. — Zum Behufe der Verwaltung ist das ganze Reich in 13 Generalgouvernements getheilt, deren jedes wieder mehrere Gouvernements zählt. An ihrer Spitze stehen Generalgouverneurs und Gouverneurs, erstere Militair-, letztere Civilgouverneurs. Die russische Regierung kennt übrigens die Unterscheidung eines europäischen und asiatischen Rußlands nicht und hat eben so wenig die alten Namen der Provinzen beibehalten. Wir werden letztere indeß bei der nun folgenden kurzen Übersicht mit den Namen der Gouvernements verbinden. 1) Großrußland. Gouvernements Moskau mit Moskau (s. d. Art.), Mosaisk und Kolomna; Tula mit Tula und Bjelew; Orel mit Orel; Kaluga mit den Städten Kaluga und Borowsk; Kursk mit Kursk; Woronesh mit Woronesh und Waluiki; Tambow mit Tambow, Morschansk, Koslow; Rjäsan mit Rjäsan, Kasimow; Smolensk mit Smolensk, Wjäsma; Twer mit Twer, Ostaszkow, Rshew; Nowgorod mit Nowgorod-Weliki; Wologda mit Wologda, Ustjug-Weliki; Jaroslaw mit Jaroslaw, Ribinsk, Uglicz, Rostow; Nischnei-Nowgorod mit Nowgorod; Wladimir mit Wladimir-Murom, Pereslawl-Sareßkoi; Kostroma mit Kostroma, Galicz; Pskow mit Pskow, Toropez; Olonez mit Olonez; Archangel mit Archangel. 2) Die Ukraine oder Kleinrußland. Gouvernements: Czernigow mit Czernigow, Gluchow, Neshin; Poltawa mit Poltawa, Kremenczug, Priluki, Perejaslow; Charkow oder die slobodische Ukraine mit Charkow, Wolczansk, Achtyrka. 3) Ostseeprovinzen und zwar in Ingermannland das Gouvernement Petersburg mit Petersburg, Kronstadt, Schlüsselburg, Narwa; im Gouvernement Esthland Reval; in Liefland Riga, Dorpat, Pernau; in Kurland Mitau und Libau. 4) Königreich Kasan. Gouvernements: Kasan mit Kasan (50000 Einw., Fabriken und

Handel); Simbirsk mit Simbirsk, Stawropol, Syfran; Wjätka mit Wjätka, Slobodsk, Sarapul-Jaransk; Penfa mit Penfa, Nischnei-Lomow, Saransk, Mokschansk; Perm mit Perm, Solikams, Kungur. 5) Königreich Astrachan. Gouvernements: Astrachan mit Astrachan (40000 Einw., Handel und Schifffahrt), Uralsk; Orenburg mit Orenburg (21000 Einw.), Ufa, Bugulma; Saratow mit Saratow, Kuznetsk, Sarepta; Kaukasien mit Stawropol, Constantinogorsk, Kisljär, Mosdock. 6) Südrußland. Land der donischen Kosaken mit Tscherkask. Gouvernements: Jekaterinoslaw mit Jekaterinoslaw, Taganrog, Alexandrowsk, Asow, Nachitschewan, Mariopol; Taurien oder die Krimm mit Sebastopol, Kaffa oder Feodosia, Baktschi-Serai, Koslow, Kertsch; Cherson mit Cherson, Nikolajew, Otschakow, Jelisabethgrod, Nowo Mirgorod, Odessa; Bessarabien mit Kischenew, Chotim, Akjerman, Bender, Kholine, Ismail. 7) Westrußland, das ehemalige Litthauen. Gouvernements: Witebsk mit Witebsk, Dünaburg, Wilecz, Polozk; Mohilew mit Mohilew, Dubrowna, Mscislaw; Podolien mit Kaminiec, Mogilew, Szawogrod, Bar; Volhynien mit Luzk, Krzeminiec, Berdyczew, Dubno; Minsk mit Minsk, Pinsk, Borisow; Grodno mit Grodno, Slonim, Brzec; Wilna mit Wilna, Polangen; Bialystock (Podlachien) mit Bialystock, Siemiatyce. 8) Polen, wie es noch als Königreich mit selbstständiger Verfassung bis zum Jahre 1830 bestand. Gouvernements (Woiwodschaften): Masovien mit Warschau (s. d. Art.), Lowicz, Tomaszow; Gouvernement Kalisch mit Kalisch, Czenstochau, Petrikau, Conin, Peisern; Krakau mit Kielce, Pinczow; Sandomir mit Radom, Sandomir, Opoczno; Podlachien mit Siedlec, Miendzyrzecz, Wlodawa; Lublin mit Lublin, Zamosc, Tarnogrod, Krasnystaw; Augustowo mit Suwalki, Kalwarya, Wladyslawaw; Plock mit Plock, Pultusk, Makow, Plonsk, Modlin, Ostrolenka. 9) Großfürstenthum Finnland mit Wiborg, Abo, Helsingfors, Sweaborg, Uleaborg, Christianstadt. — Die zum europäischen R. gehörigen Inseln sind, in der Ostsee: Chrestowsky, Jelagin, Steininsel (Kamenoi Ostrow), Dagoe, Ösel, Moon, Hochland und die Alandsinseln. Im Eismeere: die Salowezkoiinseln, die Waigatinseln, Kalgujew und Nowaja Semlja. — (Geschichte). Der südliche Theil des heutigen Rußlands ward in den ältesten Zeiten nach Herodot von den Scythen (s. d. Art.) bewohnt, welche theils in nomadischer Freiheit, theils mit Ackerbau beschäftigt die Gegenden zwischen dem Pontus Euxinus (dem schwarzen Meere), dem Tanais (Don) und dem Borysthenes (Dniepr) inne hatten, zum Theil auch den Ister (die Donau) berührten. Später hieß dieser große Länderstrich Sarmatia (Sarmatia Europaea), dessen Grenzen die Vistula (Weichsel), die Karpathen, der Tyras (Dniestr) und der Araxes (Wolga) waren. Als die vornehmsten Völkerschaften werden genannt die Peucinen, Bastarner, Jazygen, Roxolanen und Alänen. Im Norden wohnten die von den Scythen verdrängten Cimmerier und das fabelhafte Volk der Hyperboreer. Unter den südlichen Ortschaften, den griechischen Coloniestädten, waren am berühmtesten Olbia am Ausflusse des Dnieprs, Panticapäum auf der taurischen Halbinsel (Chersonesus Taurica), Tanais und Phanagoria am asowischen Meere (Palus Maeotis), Sinope, Heraclea und Anisus am Pontus Euxinus. Nächst Getreide und Pelzwerk trieben die Einwohner noch starken Handel mit Sklaven, die sie bei ihren immerwährenden Kriegen erbeuteten. Denn nur in einem rohen und grausamen Kriegsleben suchten die größeren und kleineren Völkerschaften, deren Wohnsitze oft wechseln mochten, ihre Sicherheit und Unabhängigkeit, und der gänzliche Mangel an glaubhaften historischen Nachrichten läßt das Dunkel ihrer Schicksale nirgends aufhellen. Zu Anfange des III. Jahrh. n. Chr. haußten am linken Donauufer die Gothen und breiteten sich von der Theiß bis zum Don aus, wurden aber im IV. Jahrh. von den Alanen und Hunnen nach Westen ge-

drängt, mit denen später noch Awaren und Bulgaren feindlich zusammentrafen. Ein sarmatischer Stamm, die Slaven, behauptete sich seit dem IV. Jahrh. zwischen dem Don und Dniestr, bis er mit den Venedern verbunden sich weiter nach Westen ausbreitete. Nach ihnen herrschten die Chazaren, von der Wolga bis zum Dniepr und der taurischen Halbinsel, so daß noch zahlreiche slavische Stämme im nordwestlichen R. übrig blieben, welche die Tschuden (Finnen und Esthen) und andere scandinavische Völkerschaften im Norden zu Grenznachbarn hatten. Die Berührung mit anderen Völkern brachte unter diese Slaven allmählig einige Bildung, durch welche das bisherige Nomadenleben sich nach und nach in ein agrarisches verwandelte. Als Beweis hiervon dient die Gründung der beiden Städte Nowgorod (Novogorda, d.i. novus hortus) und Kiew (Chiova), von denen die letztere an die Chazaren verloren ging, die erstere von den Normannen (hier Warjager, Waräger, Wäringer [d.i. fahrende Jäger, Abenteurer] genannt) oftmals hart bedrängt wurde. Die gefahrvolle Lage erhöheten noch innere Unruhen unter den Slaven selbst, die nun einem Stamme der Waräger, den Russen (Ruotzi, Rutzi, d. i. Reisende, Abenteurer), die Herrschaft über sich antrugen. Drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, die Anführer der Russen, nahmen nun im Jahre 862 das Land in Besitz, das ohne Veränderung der Sprache und Sitte von ihrem Stamme nur den Namen erhielt und theilten es in drei Fürstenthümer, Holmgard, Gardarike und Ostrogard, welche nach seiner Brüder Tode Rurik allein beherrschte und der Ahnherr eines Fürstenhauses ward, das bis 1598 regierte. Rurik starb im Jahre 879. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Igor, unternahm im Jahre 822 dessen Vetter und Vormund, Oleg oder Olaf, einen glücklichen Zug nach Süden, eroberte Kiew, die nunmehrige Hauptstadt des erweiterten Staats, machte seinen Namen selbst auf dem schwarzen Meere furchtbar und zwang den griechischen Kaiser zu einem Tribute. Igor's Gemahlin, Olga, welche nach des Mannes Tode für ihren Sohn Swätoslav (fiel im Jahre 972 auf seinen Eroberungszügen in einer Schlacht mit den Petschenegen) die Vormundschaft führte, ließ sich 955 in Constantinopel taufen und brachte einige Kenntniß des christlichen Cultus und Lebens in die Heimath zurück, jedoch ohne allgemeinen Erfolg. Erst Wladimir I. der Große (reg. von 980—1015), der im Jahre 988 zu Cherson sich taufen ließ und zugleich mit der griechischen Prinzessin Anna sich vermählte, nöthigte den größeren Theil seiner Unterhanen, namentlich die Großen des Reichs, zur Annahme des Christenthums. Mit diesem kam zwar auch christliche Wissenschaft und Bildung nach R. und dieses Land blieb ungeachtet der späteren oftmaligen Versuche der Päpste mit der römischen Hierarchie ganz verschont; allein diese Trennung von Rom war ein Hauptgrund, weßhalb so viele Jahrhunderte hindurch jenes mächtige Reich in geistiger und moralischer Entwickelung hinter den übrigen europäischen Staaten zurücktrieb, zumal da es bei dem schroffen Gegensatze zwischen Herren und Knechten alle freiere bürgerliche Verfassung entbehrte. Hierzu kamen noch blutige Fehden, welche die Mitglieder der Regentenfamilie und die einzelnen Fürsten fortwährend unter einander entzweiten. Wladimir hatte noch bei seinem Leben seinen Söhnen die Verwaltung der einzelnen Städte des von ihm mächtig erweiterten Reichs übertragen und einer derselben, Swätopolk, sollte nach seinem Tode als Großfürst von Kiew die Oberherrschaft führen. Noch größer ward die Verwirrung, als dessen Nachfolger, Jaroslaw I., (reg. von 1016—1054) das Reich, wiewohl mit derselben Bedingung, unter seine Söhne getheilt hinterließ. Nach vielen Kämpfen entstand 1157 ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, das sich von dem zu Kiew ganz unabhängig machte, worauf sowohl dieser als jener Oberherr beliebig seine Vasallen zu Herzögen und Fürsten ernannte und mit Ländereien belehnte. Aber auch diese Fürsten kannten nichts weniger als treuen Gehorsam, sondern ließen sich vom Eigennutze und

adeligem Hochmuthe von dem einen Machthaber zum andern hinlenken. Hierbei beförderte der Adel, den die Bojaren ausmachten, mit seinen willkührlichen Vorrechten noch die tyrannische Unterdrückung und rohe Verwilderung der Leibeigenen, neben denen sich nur die Bewohner der Städte, besonders in Kiew und Nowgorod, bald darauf auch in Moskau (s. d. Art.), manche bürgerliche Freiheiten errangen und sie nicht selten in eine völlige Pöbelherrschaft verkehrten. In Nowgorod, das seine Unabhängigkeit kräftig behauptete, unterhielten deutsche Kaufleute einen blühenden Handel und russische Schiffe fuhren von hier aus nach Dänemark und Lübeck. Von diesen Ständen unterschied sich noch durch ihr hohes Ansehen die griechische Geistlichkeit, deren Macht in der Uncultur des Volks einen sichern Stützpunkt hatte, und die daher kaum merklich einen wohlthätigen Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausübte. Selbst in den Klöstern war keine wissenschaftliche Bildung anzutreffen; nur Chroniken von den merkwürdigsten Ereignissen pflegte man hier seit Nestor (s. d. Art.) anzufertigen. Während dieses anarchischen Zustandes war R. noch den Verheerungen wildstürmender Barbarenhorden preisgegeben. Die Polowzer, ein türkisch-tatarisches Volk, hatten schon seit dem XI. Jahrh. vom Uralflusse ihren Zug nach Europa genommen und blieben mit ihren streitlustigen Schaaren in fortwährend verderblicher Nachbarschaft. Auf sie stürzten sich im XIII. Jahrh. die Mogolen (s. d. Art.), gegen welche die russischen Fürsten jenen Hülfe leisteten, aber bei Kalka mit ihnen bis zur Vernichtung geschlagen wurden (1224). Zwar zogen sich auch die Mogolen zurück, erschienen aber 10 Jahre später unter Anführung Batu's oder Batuchan's und eroberten unter den gräuelvollsten Verwüstungen den größten Theil von R., das seitdem an das Chanat von Kapschak auf mehrere Jahrhunderte tributpflichtig ward. Bereke Chan übte durch tatarische Beamte eine unumschränkte Oberhoheit über das unterworfene Land; denn unglücklich blieben für die Russen alle Kämpfe mit diesen überlegenen Feinden. Der Großfürst Georg verlor 1238 am Sit Schlacht und Leben; Kiew ward 1240 in Trümmer verwandelt; der Großfürst Jaroslaw, der vorher Finnland erobert hatte, demüthigte sich im Lager Batu's und verlor hier durch meuchlings beigebrachtes Gift sein Leben; selbst die siegreichen Gefechte Alexander's Newskoi's (s. d. Art.) hatten keinen bleibenden Erfolg. Der Letztere aber erwarb sich durch seinen Sieg über die Schweden (1241) und einen zweiten über die Schwerdtritter, so wie durch seine männlich kraftvolle Regierung einen unsterblichen Namen bei seinem Volke, das ihn nach seinem Tode (1277) unter die Schutzheiligen Rußlands versetzte. Sein Sohn Daniel machte Moskau zu seiner Residenz und legte sich 1296 den Titel eines Großfürsten von Moskau bei, wiewohl die eigentliche Verlegung des Herrschersitzes von Wladimir nach Moskau erst später erfolgt sein mag. Auch soll von diesem Regenten der Kreml (1300) und von seinem Sohne Jurje Orschek das nachherige Schlüsselburg erbaut worden sein. Mittlerweile dauerten die harten Bedrückungen der Mogolen fort, namentlich unter dem Chan Usbek, der sogar den Großfürsten Michael II. Jaroslawitsch, den man der Vergiftung einer tatarischen Prinzessin beschuldigte, zur Verantwortung ziehen und grausam hinrichten ließ (1318). Eine so schmachvolle Knechtschaft erleichterte dem litthauischen Fürsten Gedimin die Siege über mehrere russische Fürsten, die ihm den Weg bis nach Kiew bahnten und die Eroberung dieser Stadt mit dem größten Theile des gleichnamigen Großfürstenthums zur Folge hatten (1320). Als aber nach Usbek's Tode (1341) die kapschakischen Horden wegen der Thronfolge sich selbst zerfleischten, rückte die Zeit für Rußlands Befreiung immer näher. Zuvörderst erfocht Dimitrij Iwanowitsch im Jahre 1380 unweit des Don einen glänzenden Sieg über die Tataren, wovon er den Beinamen Donsky erhielt. Indessen erfolgte noch nicht beabsichtigte Unabhängigkeit, da bald darauf dieselben Barbaren Moskau eroberten und in einen Schutthaufen ver-

Digitized by Google

wandelten. Seine Befreiung und Erhebung verdankte R. erst dem Großfürsten Iwan I. Wasiliewitsch, dem Großen (reg. 1462—1505). Mit richtigem Regentenblicke trachtete er zuerst darnach, die Herrschermacht in seiner Person zu concentriren und dadurch Einheit in die Verwaltung und Leitung des Staats zu bringen, um desto kräftiger nach Außen wirken zu können. Mehrere Fürstenthümer, die ihrer Besitzer beraubt waren oder verlustig erklärt werden konnten, vereinigte er mit dem Großfürstenthume Moskau; die übrigen Fürsten nöthigte er zu einer beharrlichen Unterthänigkeit, selbst Nowgorod mußte sich nach hartnäckigem Kampfe in den völligen Verlust seiner bisherigen Selbstständigkeit fügen (1478). Nun erst ergriff er die Offensive gegen den Chan von Kapschak, dem er noch 1476 den Tribut entrichtet hatte, und nach einem beinahe 4jährigen Kriege löste sich dessen Horde für immer auf (1481). Auch die Tataren lernten nach einer schrecklichen Niederlage (1487) seinen Namen fürchten und die Abhängigkeit von R. anerkennen. Ihm gebührt mit Recht der von ihm selbst erwählte Titel: Selbstherrscher von ganz Rußland. Sein Nachfolger Wasilij IV. Iwanowitsch (reg. von 1505—1534) erweiterte Rußlands Macht durch fortwährende Unterdrükkung der Großen des Reichs, durch einen glücklichen Zug nach Kasan, das für jetzt von R. abhängig wurde, und durch die Eroberung von Pleskow und Smolensk, welches er den Polen abnahm. Diese nämlich hatten häufige Einfälle in das russische Gebiet gewagt und zum günstigern Fortgange ihrer Eroberungen die krimischen Tataren aufgehetzt, welche in wilder Verheerungsweise Folge leisteten, aber wie jene einen tapfern Widerstand fanden. Um diese Zeit sendete der deutsche Kaiser Maximilian, dem mit dem Papste Clemens VII. an einem kräftigen Bunde der christlichen Fürsten gegen die Türken sehr viel gelegen sein mußte, den Baron von Herberstein nach R., dessen Gesandtschaftsreise zwar nicht den beabsichtigten Erfolg hatte, jene Feindseligkeiten mit dem Großfürsten und den Polen beizulegen, aber doch genauere Kenntniß des russischen Reichs nach Deutschland verpflanzte. Iwan II. Wasiliewitsch der Grausame (reg. von 1534—1584) traf wesentliche Verbesserungen im Militairwesen, indem er durch die Bildung der Strjelzi oder Strelitzen (Schützen) den Grund zu einem stehenden Heere legte; auch beförderte er die Industrie durch Herbeiziehung deutscher Künstler und Handwerker, bewilligte den Engländern, die 1553 bis Archangel gekommen waren, daselbst eine Factorei, belebte den Handel mit Persien und legte die erste Druckerei in Moskau an (1564). Auch wurden die Grenzen des Reichs nach mehreren Seiten hin erweitert. Kasan machte er zur russischen Provinz (1553) und sicherte hier seine Herrschaft durch Einführung des Christenthums; Astrachan fiel 1554 in seine Gewalt; in der Kabordei am Kaukasus drang er siegreich vor und an der Stadt Narva gewann er einen günstigen Handelsort. Dagegen focht er mit weniger Glück im Westen des Reichs, wo sich Polen, Schweden, Dänen und Russen um den Besitz von Liefland (von 1557—1582) stritten. Seit 1558 war Iwan in dieses Land wiederholt eingefallen und in den Besitz mehrerer Ortschaften gekommen, auch hatte er den dänischen Prinzen Magnus zum Könige desselben ernannt (1569) und sich wenigstens die Oberhoheit vorbehalten, fand aber an den liefländischen Rittern und noch mehr an den Litthauern und Polen unter des tapfern Stephan Bathory Anführung einen so nachdrücklichen Widerstand, daß er beim Abschlusse des Waffenstillstands zu Zapolia (1585) auf die Besitznahme Liefflands völlig Verzicht leisten mußte. Diesen Frieden vermittelte der Jesuit Possevier, der vom Papste Gregor XIII. abgesendet im Geiste der römischen Curie zugleich hierarchische Zwecke verfolgte. Denn Iwan hatte dem genannten Papste und dem Kaiser Rudolf II., um sich ihrer Unterstützung gegen Polen zu versichern, zu seinem Übertritte zum Katholicismus Hoffnung gemacht, die aber nach dem Verluste Liflands an Bathory und Ingermannlands an Schweden um so we-

niger in Erfüllung ging. Wichtiger war dagegen die Entdeckung und Eroberung von Sibirien. Jermak, Hetmann der Kosaken (s. d. Art.), die wegen ihrer steten Raubzüge von den Russen bekriegt und in die Flucht geschlagen waren, drang durch die wilden Einöden des Nordens bis zum Chan Kutschum vor und besiegte ihn in einem Haupttreffen, das er ihm mit seinem bis auf 1600 Mann geschmolzenen Heeren lieferte (1578). Von hier aus forderte er Iwan auf mit ihm im Bunde sich zum Herrn des Landes zu machen, worauf nach und nach die Russen sich dasselbe bis nach Kamtschatka unterwarfen. Iwan's Sohn, Feodor I. (reg. von 1584—1598), führte das Steuerruder mit schwacher Hand und kaum vermochte er den verheerenden Raubzügen der Polen und den planmäßigern Eroberungen der Schweden nur auf kurze Zeit Einhalt zu thun. Mit ihm erlosch das Haus Rurik, dessen Regentenhäuser schon seit vier Jahrhunderten den Titel Czar führten, den die Russen früher den byzantinischen Kaisern und den mogolischen Chanen beilegten. Zuerst soll Wladimir II., Großfürst von Kiew, zu Anfange des XII. Jahrh. als solcher gekrönt und vom griechischen Kaiser Alexius Komnenus anerkannt worden sein; nach Andern ist dieß etwas später unter Wsewolod II. im Jahre 1138 geschehen. — Nach Feodor's Tode zerrüttete wegen der zweifelhaften Thronfolge eine unmenschliche und unheilvolle Anarchie, welche die ränkevolle Politik Polens und Schwedens noch gräßlich vermehrte, alle bürgerlichen Verhältnisse und versenkte das Reich in eine tiefe Ohnmacht. Die Gunst mächtiger russischer Fürsten erhob nach Feodor's Tode dessen Schwager Boris Gudunow auf den Thron. Dieser Czar wird von mehreren Geschichtschreibern beschuldigt, Feodor's Bruder, Dimitrij, gemeuchelmordet zu haben, wenigstens gab er durch ruchlosen Charakter und ein verbrecherisches Leben hierzu hinreichenden Verdacht. Bald hatte er sich bei den Großen so verhaßt gemacht, daß ein falscher Dimitrij, der Mönch Grigorei Otrepiew, bei dessen Auftreten Boris an seiner Erhaltung verzweifelnd sich selbst vergiftete (1605), ein Jahr lang die Czarenwürde behauptete. Nach seiner Ermordung wählte man Wasilij Schuiskoi zum Großfürsten, der aber auch bald erlag; denn noch vier falsche Dimitrij suchten sich im Verlaufe der Zeit geltend zu machen. Bei der allgemeinen Verwirrung suchten noch die Könige von Schweden und Polen, von denen jeder seine Prinzen begünstigte, durch List und Gewalt zu gewinnen. Endlich vereinigten sich die russischen Parteihäupter gegen diese selbstsüchtigen Vermittler, die bei der allgemeinen Gährung das Reich schrecklich verwüsten halfen, jagten ihre aufgedungenen Truppen aus dem Lande (1612) und ernannten einen mütterlich von Rurik abstammenden Fürsten, Michael Feodorowitsch Romanow, zum Czar (1613). Seit der Erhebung des Hauses Romanow zur Regentenfamilie ward aber dem russischen Reiche das seltene Glück, über zwei Jahrhunderte lang eine fast ununterbrochene Reihe kluger und kraftvoller Beherrscher zu besitzen. Zwar kostete der Friede mit Schweden zu Stolbowa (1617) Kexholm, Ingermannland und Karelien, so daß die Russen von der Ostsee ganz ausgeschlossen wurden, und Polen erhielt im Friedensschlusse zu Diwilina (1618) Smolensk, Severien und Tschernichow. Aber unter der Leitung seines trefflichen Vaters, des Patriarchen Philaret, hob Michael durch einsichtsvolle und friedliche Verwaltung das tiefgesunkene Reich, dem er durch Beförderung der Industrie und des Handels die verlorenen Güter wiederzuersetzen strebte. Mit Polen erneuerte er den Krieg, kämpfte aber unglücklich und mußte im Frieden zu Wiasma (1634) die diwiliner Beschlüsse aufs Neue annehmen. Mit größerm Glücke verfolgte seine Pläne sein kluger und kräftiger Sohn Alexei (reg. von 1645—1676). Unter seinem Scepter mußten sich zuvörderst die Kosaken in der Ukraine beugen (1654), welche den Polen oftmals nachdrückliche Hülfe geleistet hatten; sodann zwang er den König Johann Casimir zum Waffenstillstande von Niemez (1656), in welchem alles von den Polen Geraubte, als Kiew, Smolensk und Tschernichow, an R. ab-

Digitized by Google

getreten ward; hierauf nahm er thätigen Antheil an dem Kriege der Polen gegen Schweden, in welchen außer dem deutschen Kaiser auch Preußen, Holland, Dänemark und England verwickelt waren, sah sich jedoch genöthigt zu Kardis im Jahre 1661 den Friedenschluß von Stolbowa wieder zu ratificiren. Im Innern des Reichs sorgte auch er für die Verbesserung des Industrieweſens, für Belebung des Gewerbfleißes und Handels, für Erbauung mehrerer Fabriken in Seiden- und Leinwaaren, für das Postweſen, das ihm seine Entstehung verdankte, für den Schiffsbau und für Entdeckungsfahrten im Eismeere bis an Asiens Nordküste. Sein Sohn, Feodor III. (reg. von 1676—1682), trat nicht nur hierin in seine Fußstapfen, sondern hob die Reichsverfassung noch dadurch, daß er die Adelsaristokratie stürzte, indem er auf einer Reichsversammlung die Rosrádbücher, welche die Privilegien des hohen Adels enthielten, öffentlich verbrannte. So ruhmwürdig jedoch diese Fürsten die Zügel der Regierung geführt hatten, so war von ihnen doch nur einem Größern vorgearbeitet worden. Peter I., der Große (s. d. Art.), schuf das unermeßliche Reich zu einem europäischen Staate. Bis 1689 hatte er mit seinem Halbbruder Iwan (starb 1696) die Vormundtschaft der herrschsüchtigen Schwester Sophie geduldet; dann aber bewies der 17jährige Jüngling, wie sehr er gesonnen und mächtig sei, ihr und ihren Helfershelfern als alleiniger Gebieter entgegenzutreten. Um nun die errungene Alleinherrschaft zu behaupten, vernichtete er zuerst die rohe Soldatengewalt der Strelitzen, was ihm mit der grausamsten Strenge erst nach einem Decennium gelang, und errichtete an ihrer Stelle neue Regimenter nach der weit vorgeschrittenen Taktik der Weststaaten Europas. Sodann erhielt R. durch ihn eine Seemacht, von der man bisher noch keine Ahnung gehabt hatte. Auf seinen Reisen, in Amsterdam namentlich und London, lernte er selbst den Bau von Kriegs- und Kauffahrteischiffen, so wie er auch zugleich die Blüthe der Kunst und Wissenschaft betrachtete, zu der er nach seiner Rückkehr in der Heimath reichlichen Samen ausstreute. Auch die Gerechtigkeitspflege erhielt durch ihn eine völlige Umgestaltung und so weit sein wachsames Auge die rohe und bestechliche Beamtenschaar durchschauen konnte, ward von der weisen Gerechtigkeit die willkührliche Gewalt verdrängt. Außerdem machte er sich zum Oberhaupte der herrschenden Kirche in seinen Landen, indem er an die Stelle des Patriarchats die heilige Synode in Moskau errichtete (1721), wodurch das hierarchische Erheben der Kirche über den Staat gänzlich vernichtet wurde (s. Griechische Kirche). Ein Gesetz dagegen vom 5. Febr. 1722, nach dem der jedesmalige Herrscher das Recht hatte, sich den Würdigsten in seiner Familie zum Nachfolger zu wählen, mußte eine willkührliche und darum unheilvolle Thronfolge herbeiführen. Endlich erweiterte er in den Kriegen mit den Türken, Polen und Schwedens Könige, Karl XII. (s. d. Art.), die Grenzen seiner Herrschaft von dem schwarzen Meere bis zur Ostsee; Liefland, Esthland, Ingermanland, Wiborgslehn und ein Theil von Karelien wurden auf immer im Frieden von Nystädt (1721) R. abgetreten; die neue Hauptstadt Petersburg (s. d. Art.) erhob sich als Triumphdenkmal des siegreichen Herrschers und ihm verdankte der russische Seehandel vom baltischen Meere aus seine erfolgreiche Entstehung. So empfing von Peter I., der zuerst den Kaisertitel führte, das Reich seine Gemahlin Katharina I. (regierte von 1725—1727), welche dem ersten Staatsminister, dem Fürsten Menschikoff, die Regierung allein überließ. Unter ihm entstand die schon von Peter I. beabsichtigte Akademie der Wissenschaften, durch welche jedoch die Volksbildung selbst wenig gefördert wurde. Derselbe Fürst suchte, nachdem Peter II. (regierte von 1727—1730) den Thron bestiegen hatte, vergebens seine Allgewalt zu behaupten; noch im Jahre 1727 mußte er der Familie Dolgorucki weichen. Diese inneren Befehdungen fesselten allen politischen Einfluß nach Außen und würden noch lange die Macht des Monarchen geschwächt haben, wäre die neue Regentin, Anna Iwanowna,

Tochter Iwan's, des ältern Bruders Peter's des Großen, und verwittwete Herzogin von Kurland (regierte von 1730—1740), nicht vom ruſſiſchen Adel ſelbſt gegen die Oligarchen unterſtützt worden. Denn kaum hatte ſie die Regierung angetreten (den 15. Febr. 1730) mit der Bewilligung, dem Staatsrathe die oberſte Gewalt zu überlaſſen, als ſie ſchon am 25. Febr. von den Fürſten Trubetzkoy, Boraitinskoy und Tſcherkaskoy im Namen des Volks aufgefordert wurde, ihrem geheimen Wunſche gemäß als Selbſtherrſcherin die rechtmäßige Verfaſſung wieder herzuſtellen. Nach Verbannung der Dolgorucki und Galitzin trat ein neuer dirigirender Senat von 21 Mitgliedern zuſammen, über dem noch ein geheimer Cabinetsrath ſtand; der Kanzler Oſtermann, der Feldmarſchall Münnich und der Reichsgraf und Oberkammerherr Biron, ſeit 1737 Herzog von Kurland (ſ. d. Artt.), übten auf Anna den meiſten Einfluß und machten ihn auch nach Außen geltend. Die Verträge mit Perſien und China erweiterten den Handel und die mit Dänemark und Öſtreich verflochten R. enger in die politiſchen Verhältniſſe des Weſtens. Durch ruſſiſche Waffengewalt erhielt Auguſt III. das Königreich Polen und wurde ſonach in eine verbindliche Abhängigkeit von der Czarewna verſetzt; ruſſiſche Truppen verſtärkten das deutſche Heer am Rheine gegen die Franzoſen, die mit der Wiedereinſetzung des Stanislaus Leszczynski drohten; und Münnich bahnte im Türkenkriege von 1736—1739 den Ruſſen den Weg bis über den Pruth, jedoch ohne reellen Erfolg, weil Öſtreich in einem ſchmachvollen Frieden plötzlich vom Kriegsſchauplatze abtrat. Nach Anna's Tode (den 28. Oct. 1740) zerſplitterten neue Parteikämpfe die Kräfte des Reichs. Sie hatte zum Nachfolger den zweijährigen Enkel ihrer Schweſter Katharina, Iwan II., und während deſſen Minderjährigkeit nicht ſowohl ſeine Mutter Anna, Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig, als vielmehr den Herzog Biron zum Regenten beſtimmt. Jedoch Neid und Ehrgeiz ſtürzten den Letzteren ſehr bald (den 8. Nov.); Anna erklärte ſich zur rechtmäßigen Regentin und Münnich ward die Seele des ruſſiſchen Cabinets, indeß ebenfalls nur auf kurze Zeit, da der öſtreichiſch geſinnte Graf Oſtermann ſeiner Vorliebe für Preußen und mit Anna und ihrem Gemahle ſeiner Herrſchſucht längſt überdrüſſig war. Mittlerweile war die Verſchwörung der Tochter Peter's I., Eliſabeth Petrowna (ſ. d. Art.), ihres Arztes l'Eſtocq und des franzöſiſchen Geſandten, de la Chetardie, zur Reife gediehen. In der Nacht vom 24. zum 25. Nov. (6. Dec.) 1741 ward die großfürſtliche Familie gefangen genommen, Iwan kam in ein Gefängniß zu Schlüſſelburg (ermordet 1764), Anna und Ulrich wanderten mit Münnich, Oſtermann, Löwenwolde, Golowkin u. A. nach Sibirien, wohin aber auch l'Eſtocq wegen ſeiner Zuneigung zum preußiſchen Hofe und anmaßender Herrſchbegierde 2 Jahre darauf verwieſen ward. Denn die oft grauſam harte Verbannung in dieſes Land ſetzte Eliſabeth an die Stelle der abgeſchafften Todesſtrafe, überließ aber außerdem die Regierung ihren Günſtlingen und gab ſich ſelbſt einem bigotten und wollüſtigen Leben hin. Beſtuſchew, mit der Monarchin Preußens unverſöhnlicher Feind, trat an die Spitze der Regierung. Noch dauerte der ſeit dem Aug. 1741 begonnene Krieg mit den Schweden, die bereits bei Willmanſtrand den 3. Sept. eine völlige Niederlage erlitten, aber deſſenungeachtet den Kampf erneuert hatten, fort. Im Auguſt des folgenden Jahres ergab ſich das ſchwediſche Heer bei Helſingfors den ſiegreichen Ruſſen und nur dem politiſchen Einfluſſe, den man Eliſabeth auf die Beſtimmung der ſchwediſchen Thronfolge geſtattete, hatte man es zu verdanken, daß in dem Frieden zu Abo (den 17. Aug. 1743, ſ. Schweden) ſich R. mit der Abtretung von der Provinz Kymmenegard und den Städten Friedrichshamm, Willmanſtrand und Nyslot begnügte. Die öſtreichiſche Geſinnung des ruſſiſchen Cabinets bewies aber den mächtigſten Einfluß bei Vermittelung des aachner Friedens (1748) und während des ſiebenjährigen Kriegs (ſ. Friedrich II. und M. Thereſia), der gewiß noch einen

traurigen Ausgang für Preußens König gehabt hätte, wäre dieſer von ſeiner Todfeindin Eliſabeth nicht zur rechten Zeit durch ihren Tod (den 5. Jan. 1762) befreit worden. Für die Cultivirung der ruſſiſchen Nation geſchah unter ihrer Regierung wenig; in Moskau ward eine Univerſität und ein Seecadettencorps und eine Akademie der ſchönen Künſte durch Schuwalow in Petersburg gegründet. Hierauf beſtieg Peter III. (Karl Peter Ulrich, der Sohn Anna's, der ältern Tochter Peter's I.) auf kurze Zeit den Thron. Von entſchiedener Bedeutung war der ſchnelle Friede, den er als großer Verehrer Friedrich's II. mit Preußen abſchloß; in unheilvoller Verblendung aber verachtete er nicht nur die griechiſche Geiſtlichkeit, ſondern auch, vornehmlich in der äußern Umgeſtaltung der Armee, die Nationalität des ruſſiſchen Volks. Dabei beſaß er noch einen ſchwachen und unentſchloſſenen Geiſt, der ſolche kühne Neuerungen gegen die Warnungen ſeines ſtaatsklugen Freundes in Berlin nicht durchzuführen verſtand, ſo daß es ſeiner von ihm perſönlich gekränkten Gemahlin, einer geborenen Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt-Dornburg, nur zu ſchnell gelang, ihn vom Throne zu ſtoßen (den 9.—10. Juli) und ihn auf dem Landhauſe Robſchak den 17. Juli 1762 von Orlow gewaltſam erwürgen zu laſſen. — Mit dieſer Herrſcherin, Katharina II. Alexiewna (regierte von 1762—1796, ſ. d. Art.), beginnt eine neue Epoche in der Geſchichte Rußlands, das von nun an zu einer bedeutſamern Macht ſich geſtaltete. Eine rieſenhafte Ausdehnung erhielt das Reich nach den beiden Türkenkriegen (1768—1774 und 1787—1792) und der dreimaligen Theilung Polens (1772 und 1773, 1793, 1795), während dem die Revolution des doniſchen Koſaken, Pugatſcheff, der ſich für Peter III. ausgab, von 1773—1775 glücklich gedämpft, ein Kampf mit Schweden (1788—1790) mit der Behauptung der bisherigen Grenzen geführt ward und ein nachheriger Krieg mit Perſien (geendet 1797) neue Handelsquellen eröffnete. Das Gebiet der Kaiſerin reichte nun um 10000 □M. erweitert und in vollſtändiger Abrundung von Kamtſchatka und dem Eismeere bis zum ſchwarzen Meere und in Weſten begrenzten es der Dnieſtr, der Bug und der Niemen. Auf dieſem ungeheuern Flächenraume, der von ihr zweckmäßiger in engere Gouvernements und Kreiſe abgetheilt (1776) und mit einer beträchtlichen Anzahl von Städten und Dörfern bereichert ward, traten auch manche treffliche Schöpfungen für die intellectuelle und moraliſche Bildung der Nation ins Leben, deren ſegensreiches Gedeihen jedoch theils die geringe Empfänglichkeit ihrer Zeitgenoſſen hemmte, theils der Einfluß ihrer Günſtlinge, beſonders des unbändig leidenſchaftlichen Potemkin (ſ. d. Art.), der den ſtaatsklugen Panin verdrängte, völlig vereitelte. Katharina förderte aber weſentlich die allgemeine Wohlfahrt durch eine neue Geſetzgebung, zu der ihr die aus allen Provinzen und Stämmen zuſammenberufene Reichsverſammlung in Moskau (1767) reichlichen Stoff lieferte. In jeder Statthalterſchaft verordnete ſie ein Gewiſſensgericht und eine Behörde der allgemeinen Fürſorge, wodurch den durch bisherige Beamtenwillkühr Gedrückten mannigfache Erleichterung, ſo wie den Schulen und Wohlthätigkeitsanſtalten aufmerkſamere Obſicht widerfuhr. Wiewohl ſie die Vorrechte des Adels beſtätigte, ſchirmte ſie doch auch die Leibeigenen und regelte die Verhältniſſe des Bürgerſtandes durch eine neue Städteordnung, wodurch er zu einem freiern Mittelſtande zwiſchen den Adeligen und Bauern erhoben wurde. Die Anzahl der Freien vermehrte ſie auch durch das große Findelhaus in Moskau, aus welchem Alle die perſönliche Freiheit mitnahmen, und noch mehr durch die zuvorkommende Aufnahme der vielen Anſiedler, die aus der Ferne Kunſtfleiß und Gewerbthätigkeit mitbrachten und überall willkommene Unterſtützung und religiöſe Duldung fanden, die ſogar den allenthalben vertriebenen Jeſuiten widerfuhr. Die vorhandenen Bildungsanſtalten wurden merklich erweitert und vervollkommnet, größere Fürſorge erfuhr aber der zeither ganz vernachläſſigt gebliebene Volksunterricht und die Bearbeitung der

Digitized by Google

russischen Sprache. Auch die Kaufmannschaft erhielt Befreiung von den noch übrigen Regierungsmonopolen, ein Seerecht und eine Schifffahrtsordnung (1781), ansehnliche Werfte für Kauffahrteischiffe und neue Handelswege auf dem schwarzen, kaspischen, nördlichen und baltischen Meere. Endlich bekam auch der Bergbau durch neue Entdeckungen und besonders durch Anstellung geschickter und ehrlicher Arbeiter einen lebendigern Aufschwung, so daß neben anderm Gewinn die jährliche Einnahme des Staats von 30—60 Mill. Rubel wuchs und stieg. Fortdauernd hatte aber die Kaiserin die enge Verbindung mit Östreich festgehalten, in den letzten Regierungsjahren die französische Revolution entschieden verurtheilt und mit jenem Staate und England eine Tripleallianz geschlossen, jedoch außer den donnernden Manifesten gegen die republikanischen Factionsmänner keine Theilnahme an den Kriegsoperationen bewiesen. Nach ihrem Tode aber (den 17. Nov. 1796) fühlte sich ihr Sohn und Nachfolger Paul I. (regierte von 1796—1801), als erwählter Großmeister und Ptotector des Johanniterordens zum offenen Kriege gegen die Franzosen, die Malta erobert hatten, und zur Allianz mit der Türkei und Neapel gezwungen. Eine türkisch-russische Flotte bemächtigte sich der ionischen Inseln (1799) und russische Truppen hielten sie bis 1807 lang besetzt, bewahrend den russischen Einfluß auf die Ereignisse im Mittelmeere. Auch an den Kämpfen der Engländer in Holland (s. Herzog von York) und der Östreicher in der Schweitz und Italien (s. Suwarow) nahm Paul den thätigsten Antheil, trennte sich aber von jenen, da sie das wiedereroberte Malta nicht an ihn als Großmeister abtreten wollten und von diesen, weil die Eifersucht und der Ehrgeiz der östreichischen Generale seine Truppen im Stiche gelassen hatte, ja er söhnte sich sogar mit dem Consul Buonaparte aus, als er von ihm den Degen des Johanniter-Großmeisters Villiers de l'Isle-Adam, den dieser von Leo X. zur Vertheidigung der Insel Rhodus empfangen, zum Geschenke bekommen und gegen 7000 russische Gefangene ohne Lösegeld zurückerhalten hatte. Zuletzt stiftete er noch den nordischen Bund (1800), der Rußland, Preußen, Schweden und Dänemark umschloß, um gegen das verhaßte England eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Allein bei der innern Verwaltung des Reichs und in seinen nächsten Umgebungen hatte der Kaiser dutch seine grillenhafte und leidenschaftliche Despotie, bei der man zuletzt Anzeichen von Geisteszerrüttung bemerken wollte, eine böse Stimmung gegen sich erregt; mehrere Große und Staatsbeamte überfielen ihn im Michaelspalaste in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 und machten mit Schwert und Strang seinem Leben ein Ende (vergl. „Europäische Annalen", 1807, St. 7.). Auf ihn folgte sein ältester Sohn, Alexander I. Pawlowitsch (starb den 1. Dec. 1825) und nach ihm dessen Bruder, Nikolaus I. Pawlowitsch, deren thatenvolles und erfolgreiches Leben und Wirken für das Aufblühen des russischen Staats von epochemachender Bedeutung sind (vergl. beide Artt.). — Das Hauptwerk über die Geschichte Rußlands ist: Nik. Karamsin, „Geschichte des russischen Reichs" (deutsch von Hauenschild und Goldhammer, Riga und Leipzig 1820—1833. 11 Bde. 8.). 15. 2.

Rußniaken oder **Ruthenen**, auch **Roth-** oder **Kleinreußen**, ein slavischer Volksstamm, wohnen in dem östlichen Galizien und dem nordöstlichen Ungarn. Jene führen auch vorzugsweise den Namen Rothreußen, diese werden dagegen Pokutier genannt. Nach den verschiedenen Dialekten ihrer Sprache theilen sie sich in mehrere einzelne Stämme, von denen die Csopaki und Szotaki die gebildetsten sind. Erstere sollen im Äußern sehr viel Ähnlichkeit mit den Slowaken haben und sich nur durch ihre kleinere Statur und ein blondes Haar von jenen unterscheiden. Ihrer patriarchalischen Verfassung gemäß leitet der Vater das ganze Hauswesen und wählt irgend eine für den Sohn passende Beschäftigung. Der größte Theil von ihnen bekennt sich zur römischen Kirche. Letztere sind nur wenig

von den Eſopaki verſchieden und nur durch ihr weißes Haar kennbar. Sie wohnen im zempliner Comitate, führen, wie jene, eine patriarchaliſche Verfaſſung und zeichnen ſich namentlich durch ihre Fertigkeit im Fahren aus. Nur ein geringerer Theil von ihnen bekennt ſich zur proteſtantiſchen Kirche, während der andere gleich den übrigen R. der griechiſchen zugethan iſt. Wie die Eſopaken ſind ſie ein arbeitſames, beſonders Ackerbau treibendes und gutmüthiges Volk. 35.

Ruſt (Johann Nepomuk), berühmter Arzt, ward am 5. Apr. 1775 zu Jauernig in Schleſien geboren. Sein Vater, Regierungsrath und Kammerdirector, ließ ihm Unterricht zu Troppau und auf dem Gymnaſium zu Weißwaſſer ertheilen, worauf er zum öſtreichiſchen Ingenieurcorps trat, daſſelbe aber bald wieder verließ, um in Wien zuerſt die Rechte, dann aber Medicin zu ſtudiren. Hierauf wurde er in Prag 1800 Doctor der Chirurgie, ſetzte in Wien noch einige Zeit ſeine Studien fort und ließ ſich endlich in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt nieder. Bald aber wurde er in Olmütz als Profeſſor der Anatomie und 1803 in Krakau als Profeſſor der Chirurgie angeſtellt; 1809, als Krakau von Öſtreich getrennt wurde, verließ er dieſe Stelle, trotz dem, daß er ſich ſchon einen bedeutenden Ruf erworben hatte, und wendete ſich nach Wien, wo er zunächſt als Primairwundarzt am allgemeinen Krankenhauſe eine Anſtellung erhielt. Nachdem er hier durch ſein praktiſches Handeln, ſo wie durch ſeine Schrift über die Geſchwüre („Helkologie", Wien 1811. 2 Bde.) ſeinen Ruf noch mehr begründet, zugleich aber den Neid ſeiner Collegen geweckt hatte, mußte ihm 1815 ein Ruf als Generalarzt in der preußiſchen Armee und Profeſſor der Chirurgie an der mediciniſch-chirurgiſchen Militairakademie in Berlin ſehr willkommen erſcheinen. Demnach begleitete er ſchon in demſelben Jahre das vierte Armeecorps nach Frankreich und nahm nach hergeſtelltem Frieden ſeine Profeſſur in Berlin ein, in die er als Nachfolger Murſinna's eintrat. Hierauf wurde er 1818 Profeſſor bei der mediciniſchen Facultät der Univerſität, 1819 geheimer Medicinalrath, 1822 Generalſtabsarzt der Armee und 1829 Präſident des Curatorium für die Krankenhausangelegenheiten. — R. hat ſich um das preußiſche Civil- und Militairmedicinalweſen große Verdienſte erworben und er verdankt dieſen ſeine hohe Stellung, die er jetzt in der Staatsverwaltung einnimmt; ſein Werk aber in dieſer Beziehung ſind die weſentlichen Verbeſſerungen in der Charité und dem Friedrich-Wilhelmsinſtitute, die veränderte Stellung der Regimentsärzte und überhaupt die Aufhebung der zwiſchen Militair- und Civilärzten ſtattgefundenen Trennung, das neue Inſtitut der Wundärzte erſter Claſſe, ſo wie die neue Gründung mehrerer für die Bildung von Chirurgen beſtimmter Lehranſtalten u. dgl. m. Bekannt ſind ſeine Anſichten, die er von der Anſteckbarkeit der aſiatiſchen Cholera gefaßt und die er den Anordnungen beim erſten Auftreten derſelben zu Grunde gelegt hat. Als Schriftſteller hat ſich R. außer dem ſchon angeführten Werke durch ſeine „Arthrokakologie" (Wien 1817) und durch ſeine Schrift „Über die ägyptiſche Augenentzündung" (Berl. 1820) ausgezeichnet. 1834 erſchien der erſte Theil ſeiner „Aufſätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneikunde" (Berlin bei Enslin). Er iſt auch Redacteur des vielgeleſenen „Magazins für die geſammte Heilkunde", das ſeit 1816 erſchienen iſt, ſo wie auch das „Handbuch der Chirurgie in alphabetiſcher Ordnung" ſeinen Namen trägt. Daß ein ſolcher Mann als Lehrer und Arzt ſich eines großen, glücklicherweiſe in dieſem Falle wohlverdienten Beifalls erfreut, bedarf kaum der Erwähnung. 39.

Ruth iſt der Titel einer altteſtamentlichen Schrift, von der darin beſprochenen Hauptperſon genannt. Es enthält eine einfache, aber ſehr naiv und anziehend erzählte Geſchichte, welche man recht gut eine Novelle nennen könnte, wenn nicht die im Buche angegebene Tendenz, den Urſprung der Familie David's nachzuweiſen, auf eine wirkliche Begebenheit hindeutete. Unſtreitig gehört dieſe kleine Schrift

auch ihrer moralischen Richtung nach zu den anziehendsten historischen Büchern des alten Testaments, als ein schönes Gemälde eines wahrhaft frommen häuslichen Lebens. — Vergl. Dereser, „Das Büchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugend" (Frankfurt a. M. 1806); Riegler, „Das Buch Ruth" (Würzburg 1812. 8.). 23.

Ruthe ist im Allgemeinen ein Grundmaß größerer Art, das I. als Längenmaß von 10 bis 20 Fuß zu dem Ausmessen der Seiten großer Räume gebraucht wird und in verschiedenen Ländern zu verschiedenen Zwecken verschiedentlich lang ist. 1 R. hält in Aachen = 16 Fuß = 2047,68, in Amsterdam = 13 Fuß = 1631,63, in Ansbach = 12 Fuß = 1593,48, in Antwerpen = 20 Fuß = 2542,8, im Großherzogthume Baden = 10 Fuß = 1329,9, im Königreiche Baiern = 10 Fuß = 1293,8, in Basel = 16 Fuß = 2160, in Bern = 10 Fuß = 1300, in Bologna = 10 Fuß = 1685, in Braunschweig = 16 Fuß = 2022,08, in Bremen = 16 Fuß = 2052,42, in Breslau = 15 Fuß = 1915,35, in Cassel = 14 Fuß = 1785,56, im Königreiche Dänemark = 10 Fuß = 1390,9, in Danzig = 15 Fuß = 1908, in Dresden = 15⅛ Fuß = 1903,448, in Erfurt = 14 Fuß = 1757,98, in Frankfurt a. M. = 12½ Fuß = 1577,125, in Gera = 16 Fuß = 2028,92, in Gotha = 14 Fuß = 7851, in Großbritannien = 16½ Fuß = 2229,315, in Hamburg = 14 Fuß = 1777,58, in Hanover = 16 Fuß = 2071,04, in Hildesheim = 16 Fuß = 1987,2, in Köln am Rhein = 16 Fuß = 2038,4, im Fürstenthume Lippe = 16 Fuß = 2053,44, in Lübeck = 16 Fuß = 2041,88, in Meklenburg-Schwerin = 16 Fuß = 2040,64, in Nürnberg — 16 Fuß = 2156, im Königreiche Preußen = 12 Fuß = 1669,56, in Schweden = 12 Fuß = 1579,2, in Weimar = 16 Fuß = 2000, im Königreiche Würtemberg = 10 Fuß = 1270, in Würzburg = 12 Fuß = 1562,4 par. Linien. Als Längenmaß unterscheidet man: a) die Decimal- oder geometrische R., wenn die gewöhnliche R. in 10 Theile oder geometrische Fuß à 10 Zoll ꝛc. und b) die Duodecimal- oder gewöhnliche R., wenn sie in 12 Fuß à 12 Zoll ꝛc. eingetheilt ist. II. Als Flächenmaß, Quadratruthe genannt, ist es eine Quadratfläche von 1 R. Länge und 1 R. Breite, um darnach die Größe eines Morgen Landes, Jucharts, Ackers ꝛc. zu bestimmen, und III. als Körpermaß, Cubikruthe, Würfelruthe genannt, ein Körper, der eine R. lang, breit und hoch ist oder doch einen diesem gleichen körperlichen Raum umfaßt. Die Schacht- oder Schichtruthe wird zu dem Ausmessen des Inhaltes des ausgegrabenen Erdreichs gebraucht und ist 1 R. lang und breit und 1 Fuß hoch. Die Steinruthe ist 1 R. lang und breit und 3 bis 4 Fuß hoch und wird beim Ausmessen der Bruchsteine gebraucht. 26.

Rutilius Lupus (Publius), ein römischer Rhetor zur Zeit des August bis Nero, ist bekannt durch seinen übersetzten Auszug des griechischen rhetorischen Werkes des jüngern Gorgias: „De figuris sententiarum et elecutionis." Obgleich das Werk durch den spätern Gebrauch vielfach verändert worden ist, so daß es, ursprünglich ein Buch von den Grammatikern selbst in 2 Bücher getheilt worden ist, so ist es doch sehr schätzenswerth wegen der vielen in denselben sich befindenden Fragmenten aus griechischen und römischen Schriftstellern. Die Ed. pr. erschien Venet. 1519. 8.; ed. Beat. Rhenanus in Veterum aliquot de arte rhet. Rhetorica (Basil. 1521. 4.); dann rec. et not. adjecit Dav. Ruhnkenius; acc. Aquilae Romani et Julii Rufiniani de eod. argumento libri (Lugd. Bat. 1768. 8.). Die neueste Ausgabe ist multis access. locupletavit C. H. Frotscher (Lips. 1831. 8.). 20.

Rutilius Numatianus (Claudius), ein Gallier von Geburt, wahrscheinlich aus Poitou, bekleidete in Rom unter der Regierung des Honorius und Theodosius die Würden eines Consuls und Praefectus urbis, zeichnete sich bei Ver-

waltung derſelben ſowohl durch ſeine Beredſamkeit als durch ſeine Humanität und Gerechtigkeit aus, entſagte dann dem Staatsdienſte und kehrte in ſein Vaterland zurück. Dieſe Reiſe beſchrieb er in einem jetzt verſtümmelten Gedichte, das zugleich in der römiſchen Literatur als letzter Verſuch im didaktiſchen Epos gelten muß, betitelt: „Itinerarium sive de reditu.“ Außer lebhaften Erinnerungen an die claſſiſche Vorzeit Roms iſt dieſes Gedicht auch ausgezeichnet durch eine gute Sprache und Geſchmack und iſt ſelbſt nicht ohne poetiſchen Gehalt. Die Ed. pr. erſchien von Baptiſta Pius beſorgt Bonon. 1520. 4.; emend. et ill. J. Castalio (Rom. 1582. 8.); rec. et comm. adj. Casp. Barth. (Francof. 1623. 8.); c. not. var. interpret. ed. Almeloven (Amst. 1687. 12.). Die beſte Ausgabe iſt von Pet. Burmann in „Poet. lat. min.“ (T. II.); ed. Wernsdorf. in „Poet. lat. min.“ (Vol. V. T. II.). Die neueſte Ausgabe iſt c. sel. var. lect. atque integ. not. Graevii, Almelovenii, Cortii suisque ed. J. Sig. Gruber (Norimb. 1804. 8.). 20.

Rutſchberge, ſ. Tivoli.

Ruyſch (ſpr. Reusk) (Friedrich), berühmter holländiſcher Arzt und Anatom, ward im Haag am 23. März 1638 geboren, ſtudirte zu Leyden die Medicin, hauptſächlich aber die Anatomie, wo van Hoorne ſein Lehrer war, und promovirte hierauf zu Franecker. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt zeichnete er ſich zuerſt durch eine Streitſchrift aus, in der er dem Anatomen Bils entgegentrat und in welcher er die, aber nicht von ihm zuerſt aufgefundenen, Klappen in den lymphatiſchen Gefäßen nachweiſt. 1665 erhielt er einen Ruf nach Amſterdam als Profeſſor der Anatomie, in welcher Stelle er ſich ſeiner Neigung zu anatomiſchen Arbeiten ungehindert hingeben konnte, und ſo erhob er die Kunſt des Injicirens zu einem ſo hohen Grade von Vollkommenheit, als es Keinem vor ihm gelungen war; durch ſeine Geſchicklichkeit entſtanden nunmehr die herrlichſten Präparate, die faſt nichts von ihrem Anſehn, Weichheit und Beweglichkeit im lebenden Zuſtande verloren hatten und die ſeinem Cabinette einen ſolchen Ruf verſchafften, daß es von Reiſenden aus ganz Europa beſucht wurde. In ſeinem 79. Jahre verkaufte er es an Kaiſer Peter den Großen und obgleich hochbejahrt legte er ſeine Sammlung von Neuem wieder an, die er auch mit Hülfe ſeiner, in anatomiſchen Arbeiten ſehr geſchickten Tochter bei ſeinem Tode in einem ſehr vollkommnen Zuſtande hinterließ. Er ſtarb am 22. Febr. 1722 im 93. Jahre. — Einen ſo großen Fleiß R. auch auf die Anatomie verwendete und ſo vortreffliche Präparate er geliefert hat, ſo war er doch nicht glücklich in neuen Entdeckungen; im Gegentheile iſt das Irrthümliche in denen, die er gemacht haben wollte, ſchon längſt erwieſen. — Seine Schriften enthalten ſeine „Opera“ (Amst. 1721—1725. 2 Voll. 4.). 39.

Ruyter (ſpr. Reuter) (Michael Adrian), ein berühmter holländiſcher Seeheld, wurde 1607 zu Vlieſſingen geboren. Von ſeinen Eltern wider ſeine Neigung zum Seilerhandwerke beſtimmt entfloh er und folgte ſeinem Hange, indem er auf einem Schiffe Dienſte nahm. Hier zeigte er eine ſolche Thätigkeit und Vorliebe für die Schiffskunſt, daß er bald vom Schiffsjungen zum Matroſen und zum Steuermanne vorrückte und hiernach zum Schiffscapitain in der holländiſchen Marine ernannt wurde. In dieſer Eigenſchaft kämpfte er ſiegreich gegen die Irländer bei Dublin, als ſie daſſelbe den Engländern entreißen wollten. Acht Seereiſen nach Weſtindien und zwei nach Braſilien brachten ihm im Jahre 1641 den Rang eines Contreadmirals und als ſolchem wurde ihm das Commando über die Hülfsmacht übertragen, welche Holland den Portugieſen gegen die Spanier ſandte. In dieſem Kriege erntete er wegen der vielfachen Beweiſe ſeiner Tapferkeit und Umſicht die größten Lobeserhebungen des Königs von Portugal und noch größern Ruhm erwarb er ſich auf ſeinen Zügen gegen die afrikaniſchen Raubſtaaten. Als im Jahre 1653 ein Geſchwader von 70 Schiffen unter dem Befehle des Admirals

Digitized by Google

Tromp gegen die Engländer auslief, befehligte er unter demſelben eine Abtheilung dieſer Flotte und erwarb ſich in 3 Seegefechten neuen Ruhm. Gegen das Ende des Jahres 1655 kriegte er gegen die Corſaren im Mittelmeere, nahm mehrere türkiſche Schiffe und mit dieſen den berüchtigten Renegaten Armant de Dias gefangen, den er aufknüpfen ließ. Die Hülfsmacht, welche holländiſcher Seits im Jahre 1659 den Dänen gegen die Schweden geſchickt wurde, ward ſeinem Befehle anvertraut. In Folge ſeiner Leiſtungen in dieſem Kriege wurde er und ſeine Familie vom Könige von Dänemark geadelt und mit einer Penſion beſchenkt; die Stellen eines Viceadmirals und eines Lieutenantadmiralgenerals waren die Belohnungen ſeiner, dem Vaterlande geleiſteten Dienſte. Die letztere Würde, die höchſte, welche er erringen konnte, war dem Verdienſte um ſo mehr angemeſſen, welches er durch den entſcheidenden Sieg erwarb, den er über die verbundene Flotte der Franzoſen und Engländer davon trug, während die Waffen der Republik zu Lande nicht glücklich waren. R. genoß jedoch nicht lange die Früchte ſeiner Anſtrengungen, er endete ſeine Laufbahn vor der Stadt Agouſte in Sicilien in der Seeſchlacht, die er im Jahre 1662 den Franzoſen lieferte. In derſelben tödtlich verwundet gab er nach einigen Tagen ſeinen Heldengeiſt auf. Sein Leichnam wurde nach Amſterdam gebracht, wo ihm auf Koſten des Staats ein würdiges Denkmal errichtet worden iſt. 61.

Rybinski (Matthias), letzter Obergeneral der polniſchen Revolutionsarmee, geb. am 24. Febr. 1784 in Slawuta in Volhynien, machte ſeine erſten militairiſchen Studien in Miendzyrzec, ſpäter auf der Akademie zu Lemberg, zog ſich aber durch ſeinen unbegrenzten Studieneifer eine Blaſenkrankheit zu, wovon er nur nach einer gefährlichen und ſchmerzhaften Operation befreit wurde. 1806, wo der Polen Hoffnung auf Wiedereroberung ihrer Selbſtſtändigkeit wuchs, trat R. in franzöſiſche Kriegsdienſte und ward beim Stabe des Generals Suchet, deſſen Achtung und Zuneigung er ſchnell gewann, angeſtellt, ließ ſich aber trotz der vielen Verſprechungen nicht bewegen, ihn bei dem bevorſtehenden Feldzuge in Spanien zu begleiten, ſondern blieb vielmehr, in der Hoffnung ſeinem Vaterlande nützen zu können, daſelbſt zurück, wo ihm der Prinz Poniatowski eine Stelle im 6. Infanterieregimente gab. Im Feldzuge 1809 gegen die Öſtreicher zeichnete ſich R. rühmlichſt bei Radzymin (29. Apr.), bei der Wegnahme des Brückenkopfs von Gora Kalwarja (3. Mai) und bei Sandomierz (16. und 26. Mai), aus. Prinz Poniatowski ſchmückte ihn zur Belohnung für ſeine Tapferkeit mit dem Großkreuze des Militairverdienſtordens. 1812 machte er unter den Befehlen des Prinzen Poniatowski den Feldzug nach Rußland mit, wo er als Bataillonschef der mörderiſchen Schlacht bei Smolensk beiwohnte (17. Aug.); hier erwarb er ſich das Kreuz der Ehrenlegion; er bedeckte ſich mit Ruhm vor und bei der Schlacht von Moſaisk (5. und 7. Sept.); dann, als die franzöſiſche Armee ſich zurückzog, bei Wronow (28. Oct.), ſo wie, zum Oberſten ernannt, bei Medwina und in verſchiedenen anderen Treffen. Die franzöſiſchen Soldaten nannten ihn nur den „polniſchen Oudinot.“ Nach dem Feldzuge von 1812 begab ſich R. nach Krakau, bildete hier ein Regiment, an deſſen Spitze er der polniſchen Armee durch Böhmen nach Sachſen folgte und focht mit gewohnter Tapferkeit im Dorfe Ebersdorf in der ſächſiſchen Oberlauſitz (9. Sept. 1813) und bei Langenwolmsdorf (15. Sept.). In der Völkerſchlacht bei Leipzig, als ſchon die Elſterbrücke geſprengt war, ward er mit 500 Polen vom Feinde eingeſchloſſen, zum Kriegsgefangenen gemacht und nach Ungarn gebracht. Als in Folge des wiener Congreſſes das Königreich Polen geſchaffen wurde, theilte ihn der Großfürſt Conſtantin dem 1. Linieninfanterieregimente bei; er ward von der Regierung, welche ſeinen Patriotismus kannte, ſtreng bewacht. R. widmete ſeine Zeit, die ihm außer dem Militairdienſte übrig blieb, nur wiſſenſchaftlichen Arbeiten, war ſtreng verſchloſſen und nahm weder an

Digitized by Google

einer geheimen, noch öffentlichen Gesellschaft Theil. Bei der ersten Nachricht von der polnischen Insurrection (29. November 1830) verließ R. sein Standquartier Mszczonow und begab sich auf der Stelle mit dem 1. Linieninfanterieregimente, welches er befehligte, nach Warschau, um die Reihen der Vertheidiger der Nationalunabhängigkeit zu verstärken. 3 Monate verstrichen in Unthätigkeit; als aber die Tage von Grochow anbrachen, ersetzte das Regiment R. das 4. Linienregiment in jenem berühmten Erlenwäldchen (25. Febr. 1831) und schlug die hartnäckigsten Angriffe mehrerer russischen Bataillone zurück. In dem Treffen bei Bialolenka (29. Febr.), welches der General Kruckowiecki befestigte, drang R. mit solchem Erfolge auf den feindlichen linken Flügel ein, daß dessen Vereinigung mit Graf Diebitsch verhindert wurde. Skrzynecki, jetzt zum Generalissimus ernannt, gab ihm das Commando der Division Kruckowiecki, mit welcher er die Stellung bei Gora-Kalwarja einnahm, um dem Feinde den Übergang über die Weichsel von Karczew an bis an die Mündung der Pilica streitig zu machen. Nach Modlin gegen die russischen Garden gesandt (in der Nacht des 30. März) lieferte er, von dort sogleich wieder zurückberufen, nach einem forcirten Marsche den Russen die Schlacht von Wawre (1. Apr.); 4000 Gefangene mit beinahe 200 Officieren, 7 Kanonen nebst 3 Standarten waren die Trophäen dieses glorreichen Tages. Ausgezeichnete Waffenthaten führte er nach einigen Wochen gegen die russischen Garden in den Gefechten bei Przytycz, Dlugosiodlo, Rudki, Jakacie und Tykocin aus. Auch R. war gegen das Zaubersystem des Generalissimus Skrzynecki's und bemerkte im Kriegsrathe zu Czerwenka, daß man durchaus noch vor der Vereinigung Rüdiger's mit der Hauptarmee gegen die Russen einen entscheidenden Schlag ausführen müsse. Am 9. Sept. ward er von der Nationalregierung an die Stelle des Generals Malachowski zum Generalissimus der Armee ernannt. Er gedachte, obgleich Warschau bereits gefallen war, den Krieg in der Woywodschaft Krakau fortzusezzen, sah sich aber in seinem Wirken durch die Zerwürfnisse und Parteiungen der noch aus 30000 Mann bestehenden polnischen Armee verhindert, und ward endlich genöthigt, da die Russen unbedingte Unterwerfung forderten, mit der Armee auf preußischem Gebiete eine Zuflucht zu suchen, was, nachdem er (4. Oct.) in seinem Hauptquartiere Swiedziebno zwei Tagsbefehle und ein Manifest erlassen hatte, am 5. Oct. geschah. Dem Obergenerale wurde von der preußischen Regierung Elbing als Wohnort bezeichnet. Nachdem er (Febr. 1832) die nöthigen Pässe nach Frankreich erhalten hatte, trat er sogleich seine Reise dahin an. Er nahm nichts mit sich, als einen fleckenlosen Namen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die russische Regierung confiscirte seine Güter. 25.

Ryswijk (Friede zu), s. Friedensschluß.

S.

S, der 18. Buchstabe der abendländischen Alphabete, ist der reine Zischlaut, welcher durch Anlegung der Zunge an die geöffneten Zähne gebildet wird, so daß die Zungenspitze in eine zitternde Bewegung geräth. Er unterscheidet sich von dem zweiten Zischlaute, Sch, dadurch, daß bei diesem die Zungenspitze sich hinter die oberen Zähne legt und der Laut sich mehr auf der mittlern Zunge bildet. Je nach der Stärke des Hauches, welcher dabei stattfindet, zerfallen beide in verschiedene Nuancen, welche man gewöhnlich aber nur in 2 Classen, die harten und weichen Zischlaute, theilt. Da aber der Hauch ein charakteristisches Kennzeichen ist, so läßt es sich erklären, wie das S in den verschiedenen Sprachen und Dialekten mit dem H sich vertauscht; aus der Anlegung der Zunge entsteht ferner der Übergang zum T-Laute, so wie die zitternde Zungenbewegung Verwandtschaft mit dem R begrün-

det, Erscheinungen, welche wohl zu beachten sind, um bei Etymologien sich nicht zu irren. 9.

Saa de Miranda (Francisco de), ein vorzüglicher portugiesischer und spanischer Dichter, 1495 zu Coimbra geboren, widmete sich der Jurisprudenz, gab aber diese ihn keineswegs ansprechende Fachwissenschaft wieder auf, um ganz nach seiner Sinnesart, die ihn zur Poesie hinzog, zu leben. Auf einer Reise durch Italien und Spanien machte er sich mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit bekannt und bildete seine dichterischen Anlagen weiter aus. Nach seiner Heimkehr erhielt er eine Anstellung am Hofe und bald galt er als einer der geistreichsten und gebildetsten Männer der Hauptstadt. Zwistigkeiten mit einem Magnaten des Landes, der in S.'s Gedichten Anspielungen auf seine Person zu finden glaubte, veranlaßten ihn sich von dem Hofe auf sein Landgut Tapada bei Ponte de Lima zurückzuziehen, wo er 1558 starb. In seiner Einsamkeit hatte er sich ausschließend mit den Wissenschaften, mit der Poesie und mit der Musik beschäftigt. Unter seinen Leistungen sind die Idyllen (zum Theil in spanischer, zum Theil in portugiesischer Sprache) die vorzüglichsten; sie sind ächt national und reich an Schönheiten, die jedoch für den Nichtportugiesen der vielen Ausdrücke aus der portugiesischen Volkssprache und der zahlreichen Anspielungen wegen großentheils verloren gehen. Seine Episteln (Cartas) sind die ersten Versuche dieser Art in der portugiesischen Literatur und zeichnen sich durch gefällige Darstellung, durch Wahrheit und Herzlichkeit aus, obschon die darin waltende Philosophie nicht sehr tief geschöpft ist. Mit S. beginnt auch die Geschichte des portugiesischen Theaters und seine beiden Lustspiele: „Die Fremden" („Os estrangeiros") und „Die beiden Vilhalpande" („Os Vilhalpandos") hatten keine Vorgänger. Man findet in ihnen eine natürliche, wenn auch nicht sehr kunstreiche Charakterzeichnung, eine eben so natürliche Sprache und eine angenehme Raschheit des Dialogs; auch fehlt es, obgleich die Composition wenig dramatisches Verdienst hat, der Ausführung keineswegs an dramatischem Leben. In der lyrischen Poesie blieb S. bei den hergebrachten Formen. („Obras", Lisb. 1613. 4. 1734. 2 Voll. 12.) 67.

Saadi (Scheich Moslih-ed-dîn), einer der berühmtesten neupersischen Dichter, ward um 1194 n. Chr. zu Schirâs geboren, studirte in Bagdad, widmete sich dann dem beschaulichen Leben der Sufi, machte 30 Jahre lang nach allen Richtungen hin weite Reisen (unter andern 14mal nach Mekka) und lebte zuletzt in einer Einsiedelei bei Schirâs, wo er um 1292 starb. Obgleich er erst im späten Alter seine Schriften verfaßte, so sind diese doch sehr zahlreich und zeugen von einem reichen Geiste. Am Berühmtesten sind sein „Gulistan" („Rosengarten", herausgegeben von Gentius, Amst. 1651. Fol.; Gladwin, Calcutta 1806. 4.; Dumoulin, Calc. 1807. 4.) und „Bostan" („Baumgarten", noch ungedruckt), welche in gereimter mit persischen und arabischen Versen untermischter Prosa Zustände der menschlichen Verhältnisse abhandeln. Außerdem schrieb er noch eine Anzahl Gedichte und Abhandlungen. Die Sammlung seiner Werke, denen die Perser den Namen „Salzfaß der Dichter" beilegen, erschien zu Calcutta 1721. 2 Bde. Fol. — Die vielfachen früheren Übersetzungen des „Gulistan" geben sämmtlich keinen deutlichen Begriff vom Originale, dessen Schönheit nur aus den Bruchstücken in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" und in Dorn's „Drei Lustgänge aus Saadi's Rosenhain" (Hamb. 1827) einigermaßen erkannt werden kann. 16.

Saadia Gaon Ben Joseph, berühmter jüdischer Rabbi, zu Fajum in Ägypten um 892 geboren, zeichnete sich als Gelehrter bald so aus, daß er 927 bereits als Rector der jüdischen Akademie nach Sora bei Babylon berufen ward, welche Stelle er zwar in Folge eines Zwistes mit einem Collegen 929 wieder verließ, um in der Verborgenheit von den ihm gestellten Verfolgungen sicher zu sein, 936 aber wieder antrat und bis an seinen Tod (942) bekleidete. Er hat eine große Menge

Werke geschrieben; wir erwähnen ihn aber hier nur, wegen seiner arabischen, jedoch mit hebräischer Schrift geschriebenen Übersetzung des alten Testaments nebst Commentar, deren einziges bekanntes Manuscript in der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford sich befindet und wovon der Pentateuch in der londner Polyglotte, der Jesaias von Paulus (Jena 1790—1791. 2 Bde. 8.) erschienen ist. Sie hat aber bei Weitem weniger Werth, als man ihr anfangs beilegte. 23.

Saale, lat. Sala, einer der größeren Nebenflüsse der Elbe, entspringt im Zellerwalde bei Zell am südwestlichen Abhange des großen Waldsteins auf dem Fichtelgebirge im Obermainkreise des Königreichs Baiern, verfolgt einen meist nördlichen und nordöstlichen Lauf, durchströmt nach ihrem Austritte aus Baiern den westlichen Theil der reussischen Länder, berührt die Städte Saalfeld, Rudolstadt, Kahla, Jena, Dornburg und Kamburg und in der preußischen Provinz Sachsen Naumburg, Weißenfels, Merseburg und Halle, geht dann nach Bernburg und mündet oberhalb Barby in die Elbe. Sie ist 48 Meil. lang und wird von Naumburg an schiffbar, wo ihre Breite 200 Fuß, an ihrer Mündung gegen 300 Fuß beträgt. Ihr Thal ist anfangs weit, wird unter Hof ungewöhnlich enge, tritt aber zuletzt abwechselnd auf der einen oder andern Seite zurück. Dem Flußgebiete der S., das einen Flächenraum von 393 □Meil. in sich faßt, gehören die Ilm, die Unstrut mit der Wipper und Helme, die Bode mit der Holzemme, welche ihr links, und die Luppe und weiße Elster mit der Pleiße an, die ihr rechts zuströmen. Zum Unterschiede von andern gleichnamigen Flüssen heißt sie die sächsische S. — Die fränkische S. hat ihre Quellen in einem Teiche auf dem Rhöngebirge, das Salzloch genannt, geht durch den Mainkreis Baierns und fällt bei Gemünden in den Main. Sie ist 15 Meil. lang und wird gegen 100 Fuß breit. Die salzburgische S. entspringt auf der Grenze von Tyrol, bewässert den Pinzgau und vereinigt sich unterhalb Salzburg mit der Salza. 35.

Saalfeld, eine Stadt im Herzogthume Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, ehedem die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Fürstenthums (Pflege), mit 4500 Einwohnern und ansehnlichem Gewerbebetriebe, ist historisch denkwürdig durch ein der Schlacht von Jena vorhergehendes hitziges und folgenreiches Gefecht zwischen den Franzosen und der preussisch-sächsischen Avantgarde am 10. Oct. 1806. Der Fürst von Hohenlohe, Befehlshaber des linken Flügels der preussischen Armee, hatte in der Meinung, daß der Herzog von Braunschweig mit der Armee die Stellung bei Mittelpöllnitz wählen wolle, Anstalten zum gänzlichen Übergange auf das rechte Saalufer getroffen und dem Befehlshaber seiner Avantgarde, dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, die Ordre ertheilt, sich am 9. Oct. bei Rudolstadt und Blankenburg aufzustellen, auf keinen Fall aber ein Gefecht mit dem Feinde anzunehmen. Der Prinz indeß, in der Meinung, nur ein kleines Corps vor sich zu haben, und brennend vor Begier, sich mit den Franzosen zu messen, entschloß sich keine Meldung von dem mittlerweile in Erfahrung gebrachten Vorrücken der feindlichen Armee zu thun und ging am 10. früh gegen S. vor. Seine Streitkräfte betrugen mit Einschluß von 5 Escadrons sächsischer Husaren etwas über 11000 Mann, dabei 3 Batterien, während das gegen ihn vorrückende Corps von Lannes wenigstens 20000 Mann zählte. Der Kampf begann um 9 Uhr; bald aber war die rechte Flanke der Preußen umgangen und somit der Prinz genöthigt, sich die Saale im Rücken aufzustellen. Zwar blieb der Ausgang bei dem äußerst hartnäckigen Widerstande, welchen die Preußen in und um S. entgegenstellten, mehrere Stunden unentschieden, als aber ein Massenangriff des Prinzen auf die Mitte des Feindes mit Verlust von dem größten Theile der Artillerie gescheitert, eine feindliche Cavalleriecharge dagegen vollkommen gelungen war, so lösten sich nach und nach die Bataillone auf und suchten in wilder Flucht ihr Heil. Der Prinz selbst ward in dem Bestreben, derselben zu steuern, mit fortgerissen, gerieth aber unter

feindliche Huſaren und fiel nach tapferer Vertheidigung durch den Maréchal de Logis, Guindet. Der Verluſt der Preußen und Sachſen betrug über 1000 an Todten und gegen 2000 Gefangene nebſt 33 Kanonen und 4 Fahnen. So war das Land zwiſchen Saale und Elſter bereits in franzöſiſchem Beſitze und die preußiſche Armee überflügelt. — In der Nähe von S. bei dem Dorfe Wölsdorf ſteht ſeit 1823 an der Stelle, wo Ludwig fiel, ein von ſeiner Schweſter, der Fürſtin Radziwill, errichtetes Denkmal von Gußeiſen mit der Inſchrift: „Hier fiel kämpfend für ſein Vaterland der Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oct. 1806." 15.

Saalfeld (Jakob Chriſtoph Friedrich), ein talentvoller politiſcher und hiſtoriſcher Schriftſteller, am 20. Aug. 1785 zu Hanover geboren, widmete ſich zu Göttingen den philologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften und ließ ſich 1808 als Privatdocent zu Heidelberg nieder. Da er aber hier nicht Beifall genug zu finden glaubte, kehrte er ſchon im folgenden Jahre nach Göttingen zurück, wo er 1811 zum außerordentlichen und 1823 zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Nach dem Ausbruche der Julirevolution zeigte er ſich in ſeinem Vaterlande politiſch wirkſam und wurde 1832 von Göttingen zum Deputirten in der zweiten Kammer gewählt. Seine freiſinnigen Anſichten ſcheinen ſeine Entlaſſung von ſeiner Profeſſur mit dem Fortgenuſſe ſeines Gehalts veranlaßt zu haben. Er verließ Göttingen und wohnte zuerſt in Hechingen und dann zu Korb in Würtemberg, wo er am 22. Dec. 1834 ſtarb. Von ſeinen zahlreichen Werken, die ſich durch gute Darſtellung auszeichnen, aber von einſeitiger Parteilichkeit nicht frei ſind, nennen wir hier nur folgende: „Grundriß eines Syſtems des Völkerrechts" (Götting. 1809. 8.); „Geſchichte des portugieſiſchen Colonialweſens in Oſtindien" (Ebend. 1810. 8.); „Geſchichte des holländiſchen Colonialweſens in Oſtindien" (Ebend. 1812. 2 Thle. 8.); „Essai sur l'importance commerciale et politique des trois villes libres et hanséatiques de Lubec, Bremen et Hambourg" (Götting. 1810. 8.); „Handbuch des weſtphäliſchen Staatsrechts" (Götting. 1812. 8.); „Über das politiſche Syſtem Frankreichs" (Bremen 1814. 8.); „Staatsrecht von Frankreich" (Götting. 1813—1814. 2 Thle. 8.); „Geſchichte Napoleon Buonaparte's" (Leipz. 1815—1817. N. A. 1818. 2 Thle. 8.); „Allgemeine Geſchichte der neuſten Zeit" (Ebend. 1815—1823. 4 Thle. 8.); „Grundriß zu Vorleſungen über Politik" (Götting. 1821. 8.); „Grundriß zu Vorleſungen über Nationalökonomie und Finanzen" (Ebend. 1821. 8.) und „Handbuch des poſitiven Völkerrechts" (Tübing. 1833. 8.) 66.

Saardam (Zaardam, Zaaredam), wohl eins der größten Dörfer und zugleich Hauptſchiffswerfte der Niederlande, liegt am Y, Amſterdam ſchräg gegenüber und zählt gegen 11000 Einwohner, die zum Theil nicht unbedeutende Handelsgeſchäfte treiben. In der Nähe befinden ſich 700 (nach den Angaben Anderer ſogar 2000) Windmühlen, in denen Schnupftabak, Farben, Pulver, Papier und andere Handelsartikel bereitet werden. Beſonders denkwürdig iſt S. dadurch geworden, daß ſich hier Peter der Große längere Zeit aufhielt, um die Schiffsbaukunſt zu erlernen. Das Haus, in welchem er als Zimmergeſelle arbeitete, iſt bisher erhalten worden und man zeigt noch die Geräthſchaften, deren er ſich bediente. 35.

Saarlouis, während der franzöſiſchen Revolutionszeit Saarlibre genannt, Kreisſtadt im Regierungsbezirk Trier in der preußiſchen Rheinprovinz, am linken Ufer der Saar in einer anmuthigen Ebene, iſt die äußerſte gegen Frankreich zuliegende Grenzfeſtung Preußens und wurde 1680 von Ludwig XIV. zur Deckung Lothringens durch Vauban erbaut. 1815 wurde ſie an Preußen abgetreten. Die eigentliche Feſtung bildet ein regelmäßiges Sechseck und beſteht aus Bollwerken (Baſtionen) und Courtinen, vor denen Grabenſcheeren und Raweline liegen. Die Gräben, welche mittelſt eines Schleußenwerks von der Saar aus unter Waſſer geſetzt und beliebig wieder abgelaſſen werden können, ſind mit einem doppelten be-

Digitized by Google

Hamburg in Baseln, Kt. Bl. Bez. Liestal, Gde. Pratteln (Hamburg). Ehemaliges Landgut, das 1803 an Johann Jakob Merian-Burckhardt kam. Es wurde 1804 in eine Indienne-Druckerei umgebaut, die 1806 in Betrieb genommen wurde. Nach dem Tod von Merian-Burckhardt 1807 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1809 durch Brand zerstört, aber wieder aufgebaut. Sie wurde 1812 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1815 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1815 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1816 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1818 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1818 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1819 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1821 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1821 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1822 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1824 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1824 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1825 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1827 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1827 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1828 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1830 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1830 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1831 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1833 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1833 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1834 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1836 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1836 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1837 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1839 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1839 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1840 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1842 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1842 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1843 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1845 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1845 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1846 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1848 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1848 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1849 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1851 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1851 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1852 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1854 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1854 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1855 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1857 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1857 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1858 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1860 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1860 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1861 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1863 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1863 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1864 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1866 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1866 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1867 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1869 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1869 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1870 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1872 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1872 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1873 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1875 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1875 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1876 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1878 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1878 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1879 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1881 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1881 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1882 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1884 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1884 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1885 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1887 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1887 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1888 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1890 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1890 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1891 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1893 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1893 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1894 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1896 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1896 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1897 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1899 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1899 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1900 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1902 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1902 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1903 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1905 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1905 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1906 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1908 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1908 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1909 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1911 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1911 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1912 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1914 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1914 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1915 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1917 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1917 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1918 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1920 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1920 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1921 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1923 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1923 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1924 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1926 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1926 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1927 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1929 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1929 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1930 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1932 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1932 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1933 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1935 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1935 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1936 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1938 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1938 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1939 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1941 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1941 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1942 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1944 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1944 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1945 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1947 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1947 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1948 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1950 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1950 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1951 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1953 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1953 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1954 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1956 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1956 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1957 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1959 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1959 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1960 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1962 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1962 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1963 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1965 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1965 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1966 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1968 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1968 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1969 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1971 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1971 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1972 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1974 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1974 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1975 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1977 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1977 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1978 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1980 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1980 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1981 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1983 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1983 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1984 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1986 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1986 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1987 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1989 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1989 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1990 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1992 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1992 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1993 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1995 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1995 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1996 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 1998 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 1998 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 1999 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2001 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2001 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2002 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2004 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2004 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2005 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2007 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2007 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2008 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2010 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2010 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2011 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2013 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2013 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2014 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2016 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2016 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2017 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2019 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2019 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2020 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2022 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2022 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2023 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2025 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2025 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2026 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2028 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2028 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2029 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2031 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2031 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2032 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2034 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2034 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2035 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2037 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2037 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2038 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2040 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2040 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2041 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2043 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2043 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2044 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2046 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2046 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2047 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2049 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2049 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2050 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2052 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2052 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2053 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2055 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2055 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2056 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2058 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2058 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2059 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2061 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2061 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2062 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2064 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2064 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2065 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2067 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2067 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2068 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2070 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2070 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2071 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2073 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2073 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2074 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2076 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2076 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2077 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2079 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2079 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2080 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2082 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2082 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2083 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2085 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2085 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2086 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2088 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2088 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2089 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2091 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2091 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2092 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2094 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2094 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2095 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2097 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2097 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2098 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2100 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2100 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2101 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2103 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2103 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2104 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2106 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2106 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2107 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2109 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2109 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2110 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2112 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2112 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2113 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2115 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2115 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2116 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2118 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2118 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2119 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2121 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2121 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2122 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2124 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2124 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2125 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2127 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2127 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2128 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2130 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2130 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2131 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2133 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2133 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2134 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die sie bis 2136 betrieben. Nach dem Tod von Johann Jakob Merian-Burckhardt 2136 wurde das Unternehmen von seinen Söhnen Johann Jakob und Peter Merian-Burckhardt weitergeführt. Die Druckerei wurde 2137 an Johann Jakob Merian-Burckhardt und Johann Rudolf Geigy-Merian verkauft, die s

Aufsicht über die Militairspitäler übertragen. Bei Bildung der medicinischen Schule wurde ihm die Lehrstelle der operativen Chirurgie zu Theil, deren Functionen er sich mit jugendlichem Eifer unterzog. Alle diese Bemühungen blieben auch nicht unbelohnt; er wurde bei Gründung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt und Napoleon machte ihn zu einem seiner berathenden Wundärzte und verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion. Er starb am 19. Juli 1811. — S. war das Orakel und das Muster für seine ihn umgebenden Collegen; gehorsam der Regel, getreu den durch die Erfahrung geheiligten Vorschriften kam es ihm mehr darauf an, Bestehendes zu vervollkommnen, als Neues zu erfinden. Er ist Verfasser einer großen Menge von Aufsätzen, die in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Chirurgie befindlich sind. Als besondere Schriften sind sein „Traité d'anatomie" (Par. 1764. 3 Voll.) und sein Werk: „De la médecine opératoire" (Par. 1796. 3 Voll. 3. Ausg. von Sanson und Bégin 1821—1824. 4 Bde. Deutsch von Borges, Berl. 1797—1799. 3 Thle.) namhaft zu machen. 39.

Sabbath (vom hebr. שַׁבָּת, שַׁבָּתוֹן, Ruhe, Ruhetag) heißt bei den Hebräern der siebente Wochentag, vom Sonnenuntergange am Freitage an bis dahin am Sonnabend gerechnet. An ihm wurde im Tempel ein besonderes Sabbathopfer dargebracht (4 Mos. 28, 9. 10) und werden noch jetzt in den Synagogen religiöse Versammlungen gehalten; auch wurden an diesem Tage die Schaubrode für die künftige Woche aufgelegt. Der S. ward mit großer Strenge gefeiert und auf der Entweihung desselben stand die Todesstrafe. Da im Gesetze zwar alle Arbeit verboten, aber keine näheren Bestimmungen beigefügt waren, so wurden dergleichen von den späteren jüdischen Lehrern getroffen und namentlich im Talmud 39 Hauptarbeiten namhaft gemacht, die am S. verboten sein sollen. Nach diesen späteren Bestimmungen gehörte z. B. zur Entweihung des Sabbaths das Gehen über 1000 Schritte (daher ein Sabbathsweg), das Heilen der Kranken, der Gebrauch der Waffen, das Abpflücken einiger Ähren ꝛc. Als Fasttag jedoch wurde der S. nie, vielmehr zugleich als Freudentag, begangen; doch mußten die Speisen noch am Freitage bereitet werden, indem das Feueranzünden zum Kochen am S. verboten war. — Das Luk. 6, 1 erwähnte σάββατον δευτερόπρωτον (Luther: „Aftersabbath") ist der erste S., welcher auf den zweiten Paschatag, als den Anfangspunkt des Zählens der Wochen zwischen Pascha und Pentekoste, folgte. Das Zählen der 7 Wochen zwischen Ostern und Pfingsten fing nämlich vom andern Paschatage oder von dem Tage an, an welchem die Webe- oder Erstlingsgarbe geweiht ward. (Lübkert in den „Studien und Kritiken" 1835. 3. Hft. S. 664 ff.). — Unter dem sogenannten großen S. ist der in das Osterfest fallende S. zu verstehen. — **Sabbathjahr** endlich hieß das je siebente Jahr, in welchem das Land weder bearbeitet, noch Wein- und Obsternte gehalten, auch keine Schulden eingetrieben werden durften. 63.

Sabbatini (Luigi Antonio), ein italienischer Musiker, besonders Theoretiker, geb. um 1750, war ein Schüler Martini's und wurde später Kapellmeister zu St. Antonio in Padua. Er widmete sich ausschließlich der Kirchenmusik und lieferte in diesem Fache zahlreiche durch Adel und kirchlichen Ernst sich auszeichnende Werke, die meist Manuscript geblieben sind. Berühmter wurde er durch seine theoretischen Werke, die noch jetzt eines hohen Ansehns genießen. Wir nennen nur: „Vera idea delle musicali numeriche segnature" (Vened. 1799); „Elementi teorici e pratici di musica" (Rome 1790) und „Trattato delle fughe musicale" (Vened. 1802). Übrigens nahm er auch wesentlichen Antheil an der von Wall besorgten Ausgabe der berühmten Psalmen von Marcello. Er starb im Jahre 1809. 36.

Sabbatino (Andrea), ein ausgezeichneter italienischer Historienmaler, auch

unter dem Namen Andrea de Salerno bekannt, war 1480 zu Salerno geboren und bildete ſich zu Rom unter Raphael's Leitung. Nächſt Giulio Romano, den er indeß nicht erreichte, gilt er für einen der beſten Schüler ſeines Lehrers, indem er mehr wie jeder andere die Manier deſſelben nachzuahmen verſtand. Man rühmt an ſeinen Gemälden höchſt correcte Zeichnung, treffliche Auswahl in den Attituden, Ausdruck und Anmuth der Phyſiognomien und friſches glänzendes Colorit. Auch ſeine Draperie iſt lobenswerth. Dagegen übertrieb er die Stärke der Schatten und der Muskeln. Seine vorzüglichſten Arbeiten, unter denen ſich beſonders die Madonnen durch ſeltene Schönheit auszeichnen, befinden ſich zu Neapel, Salerno und Gaëta. Er ſtarb im Jahre 1545. — Nicht mit ihm zu verwechſeln iſt Lorenzo Sabbatino, von ſeiner Geburtsſtadt Bologna gewöhnlich Lorenzo de Bologna genannt. Geboren um 1540 ſcheint er Titian zum Lehrer gehabt, ſich aber ſpäter ausſchließlich nach Parmegiano gebildet zu haben. Seine heiligen Familien gelten für einzig in ihrer Art, nicht minder einige ſeiner größeren Altargemälde, deren eines, der heil. Michael in der Kirche St. Jakob zu Bologna, von Auguſt Carracci ſeinen Schülern als ein Meiſterwerk zum Studium anempfohlen wurde. Die letzten Jahre ſeines Lebens brachte S. zu Rom zu. Zu früh für die Kunſt ſtarb er im Jahre 1577. 36.

Sabellianer hießen die Anhänger des Sabellius, eines Presbyters in ſeiner Vaterſtadt Ptolemais in Lybien zwiſchen 250—260. Von dem herrſchenden Lehrbegriffe wich er darin ab, daß er behauptete, Gott habe ſich in der Erſcheinung Chriſti ſelbſt offenbart. Er läugnete demnach eine Mehrheit der göttlichen Hypoſtaſen und wiewohl ſich jene Selbſtoffenbarung Gottes nur als eine zweifache, eine ſinnliche oder geiſtige, denken ließ, ſo accommodirte er ſich doch dem Kirchenglauben in ſofern, daß er eine dreifache Kraftäußerung (πρόσωπα, μόρφαι) oder Ausfluß aus der göttlichen Hypoſtaſe annahm. Die allgemeine Wirkſamkeit, die ſich der Schöpfung des Alls beurkunde, nannte er Vater, die Wirkſamkeit des Sohnes beſchränkte er auf die Thätigkeit Chriſti und den unſichtbaren Fortgang derſelben ſchrieb er dem heiligen Geiſte zu. Er fand zwar mehrere Gegner, namentlich an Dionyſius Alexandrinus, der ihm eine ſtrengere Auffaſſung des ſubordinatianiſchen Monotheismus, als Origines, entgegenſtellte, und an Dyonyſius, Biſchof von Rom; doch waren ſeine Anhänger auch ſehr zahlreich und verloren ſich allmählig erſt im Laufe des folgenden Jahrhunderts. Außer den Schriften des Neuen Teſtaments behauptete auch das Evangelium der Ägypter bei ihnen großes Anſehn. 77.

Sabier oder **Zabier**, ſ. Johannisjünger.

Sabiner, eine der älteſten Völkerſchaften Italiens, welche anfangs das Apenninengebirge bewohnte, in der Folgezeit ſich aber ſo ausbreitete, daß ihre Beſitzungen ſich gegen Abend bis nach Hetrurien hin, nach Mittag bis nach Latium, nach Mitternacht bis nach Umbrien erſtreckten. Mit den Römern kamen ſie dadurch in nähere Verbindung, daß dieſe einſt bei einem Feſte eine große Zahl ihrer Jungfrauen gewaltſam fortführten. Alles Sträuben der S. dagegen war umſonſt; ſie wurden zum Frieden gezwungen, nach welchem beſtimmt wurde, daß ſo viel S., als wollten, nach Rom ziehen ſollten und daß aus ihrer Mitte ein König gewählt werden ſollte, der gemeinſchaftlich mit dem römiſchen regierte (750 v. Chr.). Als der erſte ſabiniſche König wird Titus Tatius genannt. Trotz dieſer engeren Verbindung und Verwandtſchaft mit Rom blieben doch die in ihrem urſprünglichen Vaterlande zurückbleibenden S. auf die Römer ſtets erbittert und Jahrhunderte vergingen im Kampfe mit denſelben. Erſt um das Jahr 245 v. Chr. gelang es den Römern unter dem tapfern Conſul M. Curius Dentatus die S. gänzlich zu beſiegen und ihr Reich dem römiſchen einzuverleiben. Von der Sprache ſo wie von dem Cultus der S. wiſſen wir ſehr wenig. Zwar nennen römiſche Grammatiker viele römiſche Wörter ſabiniſch, allein aus Mangel an zureichenden Quellen ſind wir

nicht im Stande eine eigentlich ſabiniſche Sprache aufzufinden. Der Sage nach ſollen ſie eine faſt unzählige Menge Götter verehrt und ſich dabei ſelbſt nicht der Menſchenopfer, wilder und zügelloſer Bacchanalien enthalten haben. Ihr Stammgott hieß Sabus oder Sabinus, d. i. Weinpflanzer. 20.

Sabinianus, römiſcher Papſt, ſtammte aus Toscana und folgte auf Gregor den Großen (604), unter welchem er päpſtlicher Apokriſiarius (Geſandter) beim griechiſchen Kaiſer Mauritius geweſen war. Er regierte nur kurze Zeit (vom 30. Aug. 604 bis zum 2. Febr. 606) und zeichnete ſich durch ſeine Mildthätigkeit, namentlich bei einer Theuerung, aus, wo er dem Volke die Kornböden öffnete. Sein Nachfolger war Bonifacius III. 63.

Sabinus (Aulus), ein römiſcher Dichter zur Zeit des Ovid, war Verfaſſer vieler elegiſchen Epiſteln und Heroiden, von denen uns nur 9 erhalten worden ſind, deren Ächtheit übrigens vorzüglich in neuerer Zeit bezweifelt, aber von J. Ch. Jahn („De P. Ovidii Nas. et A. Sabini epistolis disp. P. I. Lips. 1826. 8.) bewieſen worden iſt. Gewöhnlich ſind die Epiſteln des S. den Ovid'ſchen Dichtungen beigegeben. 20.

Sabinus (Maſſurius), ein berühmter römiſcher Rechtsgelehrter unter Tiberius, bei dem er in großer Gunſt ſtand, war der Schüler des Capito (ſ. Labeo) und Stimmführer der Schule deſſelben, wovon dieſe auch die ſabinianiſche genannt wurde. Sein Hauptwerk: „De jure civili libb. III.“ galt lange für die Hauptquelle des Civilrechts; doch iſt es in den Pandekten nicht benutzt. Von demſelben, wie von den übrigen Schriften des S. beſitzen wir aber nur noch Fragmente, geſammelt von A. Riccoboni (Veneb. 1568). 16.

Sabunde (Raimund von), ſ. Raimund.

Sacchetti (Franco), ein italieniſcher Novellendichter, 1335 zu Florenz geboren, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, widmete ſich dem Staatsdienſte, ging 1385 als Geſandter der Republik nach Genua und ward bald darauf Podeſta von Bibbiena, wo er die Muße, die ihm ſeine Amtsgeſchäfte ließen, zu poetiſchen Verſuchen benutzte. Seine Gedichte ſind längſt vergeſſen, aber ſeine Novellen gelten jetzt noch nach denen des Boccaccio als die beſten. Sie ſind meiſt aus der Geſchichte Italiens genommen, in einer ſchönen, correcten Sprache geſchrieben, weniger gedehnt als Boccaccio's Novellen, aber doch froſtiger und ſteifer und faſt ohne eine Spur ſatyriſcher Würze. Doch finden ſich darunter einige Anekdoten und Schwänke, die, wenn man nicht auch gerade zugleich Verſtand und Gefühl befriedigen will, angenehm ergötzen. Bürger's Schwank „Der Kaiſer und der Abt“ iſt aus dieſer Novellenſammlung genommen, aber aus einer trockenen Erzählung ein Meiſterſtück geworden. S. ſtarb um das Jahr 1410. „Novelle,“ Fir. (Napoli) 1724. 2 Voll. 8., Lond. (Livorno) 1795. 3 Voll. 8., Mil. 1804. 3 Voll. 8. 67.

Sacchi (Andrea), ein berühmter italieniſcher Maler römiſcher Schule, geb. 1598 zu Rom, war ein Schüler Albani's und bildete ſich ſpäter vorzugsweiſe nach Raphael, deſſen Manier er auch treu blieb, als er die Werke der lombardiſchen Meiſter geſehen hatte. In edlem Wetteifer mit Bernini und Pietro von Cortona, ſeinen Zeitgenoſſen, erwarb er ſich nicht geringern Ruhm als dieſe und übertraf ſie vielleicht hinſichtlich der edlen Einfachheit ſeiner Compoſition und der Großartigkeit und Anmuth der Ausführung. Seine Figuren ſind majeſtätiſch und dabei natürlich, die Zeichnung correct, ohne jedoch im Einzelnen ſorgfältig zu ſein, das Colorit friſch und ſchön, die Draperie geſchmackvoll und glänzend. Die meiſten ſeiner nicht ſehr zahlreichen Gemälde, unter denen ein heiliger Romuald, ein heiliger Joſeph und Andreas, der Tod der heiligen Anna und ein allegoriſches Gemälde, die göttliche Weisheit darſtellend, die berühmteſten ſind, befinden ſich zu Rom, einige anderer, meiſt Altarſtücke, zu Perugia, Camerino und Foligno. — S. ſtarb im Jahre 1661 zu Rom. Sein beſter Schüler iſt Maratti. 36.

Digitized by Google

Sacchi (Juvenal), ein italieniſcher Muſiker, geb. 1726 zu Mailand, geſt. daſelbſt als Barnabit im Jahre 1789, hat ſich durch zahlreiche Werke über mehrere Zweige der muſikaliſchen Theorie, beſonders auch über die alte Muſik, deren Erforſchung und ſelbſt Herſtellung er ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, verdienten Ruhm erworben. Wir nennen nur: „Della divisione del tempo nella musica etc.“ (Milano 1770); „Della natura e perfezione dell' antica musica de' Greci etc.“ (Milano 1778); „Delle quinte successive nel contrappunto etc.“ (Mil. 1780). Außerdem ſchrieb er: „Vita di Farinelli“ (Ven. 1784) und „Vita di Benedetto Marcello“ (Ven. 1789). 36.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), einer der ausgezeichnetſten italieniſchen Componiſten, geb. 1735 zu Neapel, bildete ſich daſelbſt in dem Conſervatorium Santa Maria di Loreto unter des trefflichen Durante Leitung und erwarb ſich insbeſondere frühzeitig eine ſeltene Fertigkeit auf der Violine. Doch widmete er ſich ſpäter in edlem Wetteifer mit ſeinen nicht minder berühmt gewordenen Mitſchülern, Traetta und Piccini, ausſchließlich der Compoſition und erregte bereits durch ſeine erſten Verſuche große Erwartungen. Sein Ruf verbreitete ſich ſeit 1761, wo er mit mehreren Theatern zu Rom in Verbindung getreten war, durch ganz Italien und fing ſelbſt an bis dahin berühmte Namen, wie z. B. Galuppi, zu verdunkeln. An des Letztern Stelle übernahm S. im Jahre 1766 die Kapellmeiſterſtelle zu St. Marcus in Venedig, folgte aber ſpäter einer Einladung der Directoren des italieniſchen Theaters nach London. Hier fanden ſeine Opern, beſonders „Montezuma,“ dann „Perſeus“ und „Cid“ ſo großen Beifall, daß faſt jede andere Muſik dadurch verdrängt wurde. Dennoch gab er im Jahre 1783 einem Rufe nach Paris Gehör, obwohl mehr in der Hoffnung, dort ſeine durch Ausſchweifungen völlig zerrütteten Umſtände, ſo wie ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Indeß hatte er anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da in Paris nur die Namen Gluck und Piccini guten Klang hatten. Zwar errang er ſchon in ſeiner erſten Oper „Colonie“ den Beifall der Kenner, aber kein allgemeines Intereſſe und unter den folgenden hatte ſich nur „Oedipe à Colone“ einer eigentlichen guten Aufnahme zu erfreuen. Verdrüßlich über die mancherlei Unannehmlichkeiten, in welche er durch die Machinationen ſeiner Gegner verwickelt wurde, war er eben im Begriff, einer erneuten Einladung nach England zu folgen, als er am 7. Oct. 1786 in Folge eines Gichtanfalls ſtarb. — Die Werke S.'s, meiſt Opern (48), unter denen außer den genannten noch „Renaud,“ „Chimène“ und „Dardanus“ und „Olympia“ zu erwähnen ſind, zeichnen ſich durch reine Harmonie, originelle und dabei geſangreiche Melodie und vor Allem durch eine äußerſt ſorgfältige und anſprechende Inſtrumentation rühmlich aus. Macht man ihm mit Recht eine gewiſſe Monotonie zum Vorwurfe, ſo muß man dagegen auch eingeſtehen, daß ihm nur Wenige hinſichtlich des Accompagnements der Geſangpartien, beſonders der Arien, gleichgekommen ſind. Übrigens gehört S. auch unter die beſten Geſanglehrer ſeiner Zeit. Wir erinnern nur an zwei ſeiner Schülerinnen, die Pasquali und die Gabrielli. 36.

Sachalien, ſ. Japan und Mandſchurei.

Sache, lat. res; franz. chose; engl. thing, iſt der allgemeine Begriff für Gegenſtand, im juriſtiſchen Sinne, im Gegenſatze zu Perſon, jeder Gegenſtand, welcher an ſich unfrei iſt, ſei er lebendig oder leblos; daher auch die Thiere und die Sklaven hierher gehören. Aber auch Handlungen, Leiſtungen und Rechte gehören zu den Sachen, weßhalb man ſie in körperliche und unkörperliche zu theilen pflegt. — Das Sachenrecht bezeichnet demnach das Recht an den Sachen (denn eine S. ſelbſt kann kein Recht haben) und umfaßt alle die verſchiedenen Verhältniſſe, welche hierbei eintreten können. Vergl. dingliches Recht. 30.

Digitized by Google

Sachs (Hans), der vorzüglichste der deutschen Minnesänger, am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg geboren, besuchte in seiner Jugend die lateinische Schule und widmete sich dann dem Schuhmacherhandwerke. Dabei ließ er sich von L. Nunnebeck, einem Leineweber und Meistersänger, in der Verskunst unterrichten und bildete sein poetisches Talent auf einer sechsjährigen Wanderschaft durch beinahe ganz Deutschland weiter aus. Nach seiner Heimkehr ließ er sich als Meister nieder und erwarb sich bald durch eine Menge Gedichte einen bedeutenden Namen. An der Reformation nahm er kräftigen Antheil und bekannte sich offen zu ihren Ansichten. Das Loblied auf Luther „Die Wittenbergisch Nachtigall" gehört zu seinen besten Arbeiten. Er starb am 25. Jan. 1576. Hans S. läßt sich, was die Fruchtbarkeit seiner Phantasie angeht (er machte überhaupt nach seiner eigenen Angabe 6048 Gedichte), nur mit Lope de Vega vergleichen, dem er jedoch in allen anderen Beziehungen weit nachsteht. Trefflichen Verstand und Witz wollen wir gern dem poetischen Schuhmachermeister zugestehen; mit dem Austheilen des Genies sollten jedoch die Kunstrichter sparsamer sein und namentlich Hans S. seines Genies wegen nicht lobpreisen, wie es wohl schon einige Mal in unserem Jahrhunderte geschehen ist. Seine Muße ist eine biedere, fröhliche deutsche Bürgersfrau, welche sich nie in höhere Regionen, die sie auch nicht einmal kennt, erhebt, sondern was sie in ihrem Kreise umgibt, getreulich und fleißig in Reime bringt und zwar in Reime, mit denen sie es in keiner Hinsicht sehr genau nimmt. Von den fast zahllosen lyrischen Gedichten unseres Meisters sind nur wenige aus den Handschriften (deren sich zu Zwickau und Altdorf befinden) hervorgezogen; am bekanntesten ist sein treffliches Kirchenlied „Warum betrübst du dich, mein Herz?" geworden und in die meisten Gesangbücher übergegangen. Unter seiner Erzählungen sind die lustigen (die sogenannten Schwänke) die besten; Witz, Menschenkenntniß und ächt komische Darstellung macht ihre Lectüre jetzt noch angenehm; die ernsten Geschichten gleichen aber nicht selten gereimten Zeitungsnachrichten. Die dramatischen Versuche sind noch sehr roh und zeugen von wenig Einsicht in diese Gattung der Poesie; am besten gerathen ihm Fastnachtsstücke, wie denn Hans S. überhaupt die bürgerliche Lustigkeit am erfreulichsten gelingt. „Hans Sachsens sehr herrliche schöne und wahrhaffte gedicht" (Nürnb. 1558—1579. 5 Bde. Fol., Kempten 1612—1616. 5 Bde. 4., Augsb. 1712. 5 Bde. 4.). Auszüge besorgten F. J. Bertuch (Weimar 1778. 4.); H. H. Häslein (Nürnb. 1781. 8.); J. G. Büsching (Nürnb. 1816—1824. 3 Bde. 8.); J. A. Göz (Nürnb. 1829—1830. 4 Bde. 12.) und J. A. Nasser „Schwänke" (Kiel 1827. 8.). Büsching's Auswahl hat dadurch, daß die meisten Gedichte modernisirt sind, viel an Werth verloren. Vergl. S. Ranisch „Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens" (Altenburg 1765. 8.) und „Hans Sachs von F. Furchau (Leipz. 1819. 2 Thle. 8.). 67.

Sachsen, franz. Saxe; engl. Saxony, ein zum deutschen Bunde gehöriges Königreich, an Größe der siebente, an Rang und Einwohnerzahl aber der vierte der deutschen Staaten, erstreckt sich in gedehnter fast dreieckiger Gestalt von Böhmen (östlich, südöstlich und südlich), Baiern (südwestlich), den reussischen, weimarischen und altenburgischen Landen (westlich) und Preußen (westlich, nördlich und nordöstlich) begrenzt, vom 29° 32′—32° 44′ Länge und 50° 11′—51° 28 Meilen N. Br. Die Ausdehnung der ganzen Grenze beträgt 163½ Meile, von denen auf den Grenzzug gegen Böhmen 64 M., Preußen 57, die sächsischen Herzogthümer mit Reuß 38¼ und Baiern 4 M. kommen. Die größte Breite übersteigt nicht 16, der größte Längendurchschnitt nicht 29 M., der Gesammtflächenraum beträgt 271,^{676} □M. Einen mehr oder minder ebenen Landstrich an der nördlichen und nordöstlichen preußischen Grenze abgerechnet ist S. durchaus ein Hügelland und gehört an der böhmischen Grenze selbst dem eigentlichen Gebirgslande an. Hier bildet das Erzgebirge (s. d. Art.) eine hohe südlich nach Böhmen steil abfallende

Gebirgswand, während es ſich nördlich wellenförmig und in vielen Verzweigungen allmählig nach der norddeutſchen Ebene gegen die Elbe hin abdacht. Das eigentliche Hoch- oder Obergebirge, welches von Johanngeorgenſtadt über Eibenſtock, Wieſenthal, Jöhſtadt und Seifen bis nach Altenberg ſich hinzieht, überſteigt mit ſeinem Kamme überall die Seehöhe von 2200 Fuß und erreicht ſogar zwiſchen Oberwieſenthal und der böhmiſchen Stadt Gottesgabe eine Höhe von 3350 Fuß. Der höchſte Gipfel iſt der Fichtelberg von 3720 Fuß Höhe. Südweſtlich kettet ſich an das Erzgebirge das Elſter- und Egergebirge, welches bis auf 2400 Fuß emporſteigt, und an den öſtlichen Endpunkt ein Quaderſandſteingebirge, deſſen weſtlicher Theil, das Elbſandſteingebirge, unter dem Namen der ſächſiſchen Schweitz bekannt iſt. Dieſes höchſt romantiſche Gebirgsland breitet ſich in einer Länge von ungefähr 4½ M. Länge und 6 M. Breite am rechten und zum Theil auch am linken Ufer der Elbe aus und gehört, einen kleinen Strich, welcher auf böhmiſcher Seite liegt, abgerechnet, ganz zu S. Hier maleriſch und reizend, dort ſchauerlich und düſter findet man ſelten auf einem ſo kleinen Kreiſe ſo große und verſchiedenartige Schönheiten zuſammengedrängt. Wir erinnern nur an die herrlichen Partien, wie ſie dem von Dresden ausgehenden Wanderer ſich darbieten, als das Thal der Weſenitz, der Liebethaler Grund mit ſeinen Steinbrüchen, der ſchauerliche Ottowalder Grund, die ihrer überaus ſchönen Ausſicht wegen ſo häufig beſuchte Baſtei, der gegenüber ſich der Königſtein und der Lilienſtein erhebt, ferner das romantiſche Hohenſtein mit dem gegenüberliegenden Hockſtein, an deſſen Fuße der Amſelgrund läuft, das reizende Städchen Schandau, der Kuhſtall, der große und kleine Winterberg, das auf böhmiſchem Gebiete gelegene Prebiſchthor u. a. m. Die höchſten Höhen dieſes Sandſteingebirges erreichen in S. im Winterberge eine Höhe von 1720 Fuß, auf böhmiſcher Seite im Kaltenberge 2290 Fuß. Dem nordöſtlichen Theile der ſächſiſchen Schweitz ſchließt ſich mittels des 2400 Fuß hohen Tanne- und des Neſſelbergs der wohliſche Kamm oder das Zittauer Gebirge an, welches ſüdoſtwärts an der Grenze fortläuft und in der Lauſche ſich bis auf 2470 Fuß erhebt. Mit ihm ſtehen mehr oder minder einige niedrigere Höhenzüge in Verbindung, wie der Hochwald, das Pulsnitz-Elſtraiſche Gebirge (1400 F.) und der Cottmar. Längs der Elbe endlich nach ihrem Austritte aus der ſächſiſchen Schweitz ziehen ſich noch weit hinab meiſt an ihrem rechten Ufer einige obwohl nur niedrige Bergketten, unter denen ſich nur die Trieben-, Pors-, Quirl-, Lärchen-, Stein-, Heller-, Lösnitz- und Spaarberge auszeichnen. Vereinzelt ſtehen der Colmberg (960 Fuß) in der Oſchatzer Ebene und unfern Wurzen das kleine Hohburger Gebirge (700 Fuß). — Mit Ausnahme von ungefähr $\frac{1}{30}$ des Landes gehört S. zum Stromgebiete der Elbe, welche von ihrem Eintritte zwiſchen dem Winterberge und Zſchirnſtein an 15—16 M. lang das Königreich durchſtrömt. Ihr fließen in S. unmittelbar eine große Menge von Flüßchen und Bächen zu, wie z. B. die Sebnitz, Biela, Gottleube, Müglitz, Weiſeritz und Dellnitz; andere, und zwar ihre bedeutenderen Nebenflüſſe, vereinigen ſich erſt jenſeits der Grenze mit ihr. Hierher gehören die ſchwarze Elſter, deren Quellen in S. am Sibyllenſteine ſind; die Mulde, nächſt der Elbe der größte Fluß Sachſens, welche aus der öſtlichen oder Freiberger und der weſtlichen oder der Zwickauer Mulde entſteht (erſtere entſpringt in Böhmen, dieſe in S. bei Schöneck), außer der am Fichtelberge entſpringenden und durch die Seher, Preßnitz, Flöhe und andere verſtärkte Zſchopau noch viele andere kleinere Flüſſe aufnimmt, z. B. die Chemnitz, Münzbach u. a. m., und zwiſchen Wurzen und Eilenburg auf preußiſches Gebiet tritt; ferner die weiße Elſter aus mehreren Quellen an der äußerſten Grenze des Erzgebirges entſpringend, welche unterhalb Elſterberg über die ſächſiſche Grenze auf fremdes Gebiet und erſt bei Pegau wieder über dieſelbe eintritt und unter Leipzig die bei Zwickau entſpringende kurz zuvor durch die Parthe verſtärkte Pleiße aufnimmt.

Außer diesen Hauptflüssen Sachsens zählt man noch eine große Anzahl anderer minder wichtiger Gewässer, so daß im Allgemeinen in keinem Theile des Landes Wassermangel anzutreffen ist. Seen von Bedeutung finden sich nicht; die größten sind der Göttewitzer und der Horstsee bei Wermsdorf; nächstdem die Teiche um Moritzburg, die bei Frohburg und mehrere in der Lausitz, wie der $\frac{1}{4}$ St. im Umkreis habende von Seifhennersdorf. Das Klima Sachsens ist gemäßigt und gesund, am mildesten in der Gegend von Leipzig, am rauhesten in dem Obergebirge, zumal bei Johanngeorgenstadt, Wiesenthal und Jöhstadt (sächsisches Sibirien), wo sich der Schnee in Schluchten oft das ganze Jahr hindurch erhält. Die stärksten Veränderungen am Thermometer und Barometer bemerkt man im Elbthale. — Der Productenreichthum ist groß und mannigfaltig. Was zuerst die Erzeugnisse des Pflanzenreichs betrifft, so findet man die gewöhnlichen Getreidesorten und Ölfrüchte, ferner Kartoffeln, Flachs, Tabak, Medicinalkräuter (unter andern auch isländisches Moos), Futterkräuter verschiedener Gattungen, Gartenfrüchte, Obst, Waldbeeren in großer Menge, Wein und viel Holz. Das Thierreich bietet die gewöhnlichen Hausthiere zum Theil in großer Menge und Auswahl, Wildpret, darunter auch noch wilde Schweine, ferner Füchse, Marder, Eichhörnchen, Biber an der Mulde und Elbe, in dem höhern Gebirge selbst bisweilen noch Luchse und Wölfe; Raubvögel verschiedener Art (Adler, Reiher, Falken), Birk- und Auerhühner, Trappen, Schnepfen und anderes Geflügel; Fische, z. B. Lachse und Störe in der Elbe und Mulde, schöne Karpfen in den Teichen, Forellen im Gebirge, außerdem Perlmuscheln in der Elster und hier und da auch Schildkröten, endlich Bienen und in den waldigen Gebirgsgegenden mehrere Gattungen Schlangen, unter ihnen Ottern und Nattern. Am ergiebigsten ist das Mineralreich und zwar an Silber (Gold nur äußerst wenig), Kupfer, Blei, Zinn, Eisen, Kobalt, Wismuth, Galmei, Arsenik, Braunstein, Schwefel und Vitriolkies; außerdem finden sich Alaun, Salpeter, trefflicher Marmor, Serpentinstein, Granit, Basalt, Porphyr, Sandsteine, Kalksteine, Schiefer, Stein- und Braunkohlen, Schmirgel, Mergel, Thon, darunter Porzellan-, Töpfer-, Walker- und Pfeifenthon, Mandel-, Farben- und Siegelerde, Magnesia, Erdpech; endlich gibt es auch Edelsteine und Halbedelsteine, als Amethyst, Topas, Achat, Jaspis, Onyx, Opal, Beryll, Karneol, Hyacinthen und sonst auch Aquamarine. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind nur wenige benutzt, diese aber sämmtlich nicht zu großer Berühmtheit gelangt. Hierher gehören die Bäder zu Hohenstein, Tharandt, Berggießhübel, Schandau, Radeberg, das Wiesenbad bei Annaberg, das Geringswaldische bei Wolkenstein und das Herrmansbad bei Lausigk. Die sächsischen Salinen sind 1815 sämmtlich an Preußen abgetreten worden. — Die Bewohner Sachsens sind mit Ausnahme von 900 Juden und 41000 Wenden, welche hauptsächlich in der Oberlausitz und dem Amte Stolpen wohnen und noch jetzt durch Tracht, Sprache und Sitte sich kenntlich machen, deutscher Abstammung. Die Zahl derselben beläuft sich nach der neuesten Zählung auf 1618000, wonach auf die □Meile gegen 5970 Seelen kommen. Am bevölkertsten sind die Schönburgischen Lande und nächstdem das Erzgebirge. Man zählt 141 Städte, und zwar 4 über und mit 10000 Einw., 26 über und mit 4000 Einw., 92 über und mit 1000 Einw. und 19 unter 1000 Einw., ferner 55 Marktflecken und 3446 Dörfer, unter ihnen 152 über und mit 1000 Einw. (das Dorf Ebersbach hat 5622 Einw.). An Wohngebäuden finden sich zusammen 209122. — Der Sachse trägt im Allgemeinen die Grundzüge des deutschen Charakters und Wesens, zeichnet sich aber insbesondere noch durch eine äußerst rege Betriebsamkeit, zumal im Fache der Industrie, rühmlich aus. Feiner gebildet, wie die Bewohner eines großen Theils des übrigen Deutschlands, steht er allerdings in dem Rufe geringerer Aufrichtigkeit und eines gewissen im Umgange bemerklichen Egoismus; vielleicht aber

gilt dieß kaum nur von einem kleinen Theile der Bewohner Sachsens, die, was die höhere sittliche Ausbildung betrifft, nie irgend eine Vergleichung zu scheuen gehabt haben. Die Sprache ist das Hochdeutsche; doch unterscheidet sich das Idiom des Gebirgsbewohners merklich von der sonst herrschenden meißner Mundart; in den von Wenden bewohnten Gegenden ist die wendische Sprache, ein Zweig der slawischen, Volkssprache. Herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, zu der sich die Mehrzahl der Bewohner bekennt. Die Zahl der Katholiken, die vorzugsweise in der Oberlausitz und in Dresden getroffen werden, beläuft sich auf 30000. Zu ihnen gehört auch seit 1697 die königliche Familie. Außerdem gibt es noch 1600 Reformirte, meist in Dresden und Leipzig und ungefähr 100 Bekenner der griechischen Kirche und gegen 900 Juden (nur in Dresden und Leipzig). In Dresden und Zittau leben auch böhmische Brüder und zu Herrnhut und Kleinwelke so wie überhaupt in der Lausitz zerstreut Mitglieder der Brüdergemeinde. Die Volks- und wissenschaftliche Bildung steht in S. auf einer hohen Stufe der Vollendung und trefflich hat das Land den schon seit Jahrhunderten und eher noch, als die meisten der übrigen Staaten, besessenen Ruhm zu behaupten verstanden, so daß es unbedingt zu den gebildetsten nicht nur Deutschlands, sondern Europas, gezählt werden muß. In allen Zweigen der Wissenschaften, den höheren sowohl, wie in den dem praktischen Leben angehörigen hat von jeher S. Männer hervorgebracht, welche zum Theil die Bahn brachen, zum Theil rühmlich auf derselben fortschritten und in keinem andern Staate war schon so früh, als in S., die sittliche und insbesondere die intellectuelle Bildung ein Eigenthum der großen Masse des Volks geworden. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt in dem Umstande, daß man stets den Erziehungs- und Bildungsanstalten aller Art besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wir nennen hier nur die vorzüglichsten: zuerst die Universität zu Leipzig, ferner die Gelehrtenschulen zu Meißen und Grimma (Fürsten- oder Landesschulen), Dresden, Leipzig, Plauen, Zwickau, Annaberg, Bauzzen und Zittau; für die Ausbildung tüchtiger Volksschullehrer die Seminarien zu Dresden, Freiberg, Bautzen, Plauen und Glaucha; Taubstummeninstitut zu Leipzig und Lehranstalten dazu in Dresden; Sonntagsschulen, Kleinkinderschulen u. a. und die große Menge von Volksschulen, deren Zahl sich auf 274 (deutsche) Stadt- und 1765 Dorfschulen beläuft. Was übrigens das Volksschulwesen insbesondere betrifft, so hat dasselbe in der neuesten Zeit eine längst gewünschte Reorganisation erhalten, deren Zweckmäßigkeit sich bereits herauszustellen beginnt. Nicht minder zahlreiche und treffliche Anstalten bestehen für andere Zweige der Bildung und des Wissens, als für die Kunst die beiden Akademien zu Dresden und Leipzig, Zeichnenschulen zu Meißen, Chemnitz u. a., eine Bauschule zu Dresden, Handelsschulen zu Leipzig und Lößnitzgrund, für das Bergwesen die berühmte Akademie zu Freiberg und außerdem mehrere Bergschulen, für das Forstwesen die treffliche mit einer ökonomischen Anstalt verbundene Akademie zu Tharandt, für die höhere militairische Ausbildung eine Cadettenanstalt und Artillerieschule; außerdem bestehen mehrere technische Lehranstalten, Industrie-, Klöppel-, Ausnäh-, Strohflecht- und Weberschulen und zahlreiche Versorgungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den verschiedenen Privatgesellschaften und Vereinen zu wissenschaftlichen und anderen Zwecken ferner sind nennenswerth: die ökonomische Societät, der statistische Verein, der sächsische Kunstverein, die medicinische und naturforschende Gesellschaft zu Leipzig, die Jablonowskische mit dem Alterthumsvereine verbundene Gesellschaft, die mineralogische und botanische Gesellschaft (Flora zu Dresden) u. a. m. Namhafte Bibliotheken finden sich zu Dresden und Leipzig und Sammlungen aller Art ebenfalls in den beiden genannten Städten, in der letztern übrigens befördern 113 Buchhandlungen den geistigen Verkehr ungemein. Die Musik wird ebenfalls mit Erfolg gepflegt und durch Vereine verschiedener Art

Digitized by Google

befördert. Die Dresdener Kapelle gilt für eine der vorzüglichsten in Deutschland. Endlich nimmt auch S. an den Missionsbestrebungen und Bibelgesellschaften lebhaften Antheil. — Betrachtet man die gesellschaftlichen Hülfsmittel und die nationelle Thätigkeit Sachsens, so gelangt man zu der Überzeugung, daß kein anderer deutscher Staat in dieser Hinsicht einen Vergleich aushält. Unter den verschiedenen Zweigen der Agricultur steht der Getreidebau oben an, der in S. vielleicht am einsichtsvollsten mit betrieben wird. Doch liefert er, wenn nicht gute Jahre auf einander folgen, nur $\frac{2}{3}$ (oder $\frac{1}{3}$) des Bedarfs, da die äußere Formation des Landes einen ausgedehnten Ackerbau verbietet. Von den 2702416 Äckern des Areals sind wenigstens 900000 Waldungen, Wiesen, Straßen u. s. w. und überdieß wirkt auch häufig die Rauheit des Klimas hindernd auf das Gedeihen der Früchte ein. Die fruchtbarsten Gegenden sind die Striche um Leipzig und Pegau und vor Allem die lommatzscher Pflege. Mittelerndten schlägt man zu 6 Mill. Scheffel Körner und 4 Mill. Scheffel Kartoffeln an. Bedeutend ist außerdem Raps-, Rübsen-, Kohl-, Kraut- und Rübenbau, auch Erbsen, Wicken und Klee werden (zumal die ersteren im Gebirge) in großer Quantität gewonnen. Zu bemerken ist übrigens, daß im höhern Gebirge die Koppelwirthschaft, im Nieder- und Hügellande aber die Dreifelderwirthschaft vorherrschend ist. Der Weinbau blüht nur im Elbthale und zwar am rechten Ufer der Elbe von Pillnitz bis Seußlitz und gibt durchschnittlich gegen 150000 Eimer, jedoch weder guten Wein noch viel reinen Gewinn. Der beste wächst auf den Spaar-, hoflößnitzer, kötschenbroder und pillnitzer Bergen. Was ferner den Obstbau betrifft, so ist derselbe im ganzen Lande verbreitet und liefert vorzüglich Äpfel (Borsdorfer), Pflaumen, Birnen und Kirschen; indeß macht die starke Bevölkerung oft noch Zufuhr aus Böhmen und Franken nöthig. — Ein zweiter Haupterwerbszweig der Sachsen ist die Viehzucht. Am unbedeutendsten scheint die Schweinszucht, welche dem Bedürfnisse durchaus nicht genügt; wichtiger bereits ist die Pferdezucht, doch muß immer noch die Hälfte der nöthigen Arbeitspferde aus dem Auslande bezogen werden; die Rindviehzucht ferner ist ziemlich bedeutend, vorzüglich im Voigtlande, dessen Rindviehrace unbedingt dem Bedürfnisse Sachsens am meisten entspricht. 1834 zählte man über 552000 Stück Rindvieh und mehr als 76000 Pferde. Bei Weitem am wichtigsten aber ist die Schafzucht, eine der Hauptquellen des Nationalreichthums. Im Jahre 1765 ließ der Prinz Xaver 300 Stück feine Merinos aus Spanien kommen und durch diesen später noch vergrößerten Stamm ist allmählig alles Schafvieh in S. dermassen veredelt worden, daß zur Zeit die sächsische Wolle jeder andern, ja selbst der spanischen vorgezogen wird. Zu Lohmen, Stolpen und Hohenstein sind königliche Schäfereien, welche die feinste, die sogenannte Electoralwolle, liefern. Nächst diesen ist die gräflich-schönburgische Schäferei zu Rochsburg die bedeutendste in S., überhaupt aber trifft man fast allenthalben, zumal in der Gegend von Bautzen, Lommatzsch, Döbeln, Leipzig und Pegau, veredeltes Vieh an. Interessant ist es, daß in der neuern Zeit mehrere Male, unter andern noch 1833 ein Transport hochveredelter sächsischer Schafe nach Spanien abging, ein Beweis des Vorwärtsschreitens Sachsens. Wir kommen jetzt zur Hauptquelle des nationellen Wohlstandes der Industrie. Kein Land, England ausgenommen, kann sich, wenn man die Volkszahl berücksichtigt, mit S. in dieser Beziehung messen; nicht aber nur die Menge der producirten Waaren ist zu berücksichtigen, sondern auch deren anerkannte Güte und der Umstand, daß S. bei Weitem mehr inländische als ausländische Producte verarbeitet, beweist die Selbstständigkeit seiner Industrie. Die eigentlichen Fabrikgegenden sind das Erzgebirge, die Oberlausitz und zum Theil auch das Voigtland, und zwar findet man hier nicht nur Fabrikstädte, sondern auch Fabrikdörfer, die manche Stadt an Größe, Bevölkerung, Bauart und Lebendigkeit des Verkehrs über-

treffen. Unter den Fabriken, welche inländische Erzeugnisse verarbeiten, sind die wichtigsten in Bergproducten, Linnen, Schafwolle, Holz und Stroh. Was die Verarbeitung der Bergproducte betrifft, so gehören hierher die Schmelzhütten zu Freiberg und Schwarzenberg, das treffliche Amalgamirwerk auf der Halsbrücke bei Freiberg, die Kupfersaigerhütte zu Grünthal, das Messingwerk zu Rodewisch bei Auerbach, das größte Deutschlands, ferner die beiden Tombackhämmer bei Freiberg, die zahlreichen (einige und 20) Eisenhämmer mit eben so viel Hochöfen, in denen man seit einigen Jahren erhitzte Luft anwendet, gegen 40 Frischfeuer, 30 Blechfeuer, 15 Zinnhämmer, 12 Eisenblechhämmer und mehrere Drahthämmer, die wichtigen Blaufarbenwerke zu Schneeberg, Bockau, Pfannenstiel und Schlema (jährlich gegen 340000 Thlr.), die Arsenikgifthütte bei Geyer, die Vitriolwerke zu Burgk, Raschau, Geyer, Johanngeorgenstadt u. a., mehrere Schwefelhütten, Bleiglätte- und Bleiweißfabriken zu Dresden und Freiberg, Bleizuckerfabriken zu Freiberg, Zschopau und Penig; Blechwaaren werden in großer Menge (besonders in Schönheyda) fabricirt, unter andern Blechlöffel von 20 verschiedenen Arten in vielen Orten des Erzgebirgs (jährlich für fast 100000 Thlr.); ferner sind zu bemerken der Folienhammer zu Olbernhau, viele Zinnhütten und Zinnpochmühlen, mehrere leoner Draht- und Tressenfabriken, Knopffabriken zu Plauen, Schwarzenberg und Gießhübel, Eisenkunstgießereien zu Morgenröthe und Rautenkranz, Gewehrfabriken zu Olbernhau, Eisen- und Stahlwaarenfabriken in mehreren Orten des Obererzgebirges, namentlich zu Oberwiesenthal, Stück- und Schrotgießereien, Schriftgießereien, Argentanwaarenfabrik zu Freiberg, Glashütten zu Karlsfeld, Friedrichsgrün, Potschappel u. a., Spiegelfabrik zu Olbernhau, Diaphanwaarenfabrik zu Dresden, Porzellanmanufactur zu Meißen, außerdem Fayence- und Steingutfabriken zu Nossen, Colditz und Hubertusburg, Pulvermühlen, Grünspanfabriken, Serpentinsteinwaaren zu Zöblitz, zahlreiche Gold-, Silber- und Bronzewaarenfabriken, Verarbeitung des Marmors zu Crottendorf, Maxen und im Voigtlande u. dgl. m. — Die größte Wichtigkeit dieser Fabriken ist durch die große Bedeutsamkeit des Ausbringens des Bergbaues bedingt. Derselbe belebt das Gebirge in seiner mittlern Höhe um Freiberg und in seiner größten sowohl im Obergebirge, wie um Altenberg; einige Zweige desselben erreichen die Elbe bei Scharfenberg und das mittlere Voigtland. Sämmtliche Gruben und Hütten (gangbare Zechen gibt es über 580) sind in 7 Bergämter, Altenberg, Annaberg, Freiberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf, Johanngeorgenstadt, Marienberg und Schneeberg vertheilt und beschäftigen überhaupt gegen 60000 Menschen. Silber, Eisen, Kobalt und Steinkohlen sind die Hauptgegenstände des Bergbaues. Von dem ersteren gewinnt man jährlich an 65000 Mark, davon das meiste in den Zechen bei Brand, Freiberg, Halsbrücke, Johanngeorgenstadt, Neustädtel und Bräunsdorf. An Eisen bringt man durch Schmelzen von 17—18000 Fudern Eisensteins 75—85000 Cntr. Roheisen aus (meist im hohen Obergebirge); an Kobalt (besonders bei Neustädtel, Schneeberg) weit über 5000 Cntr., an Stein- und Braunkohlen gegen 2 Mill. Cntr.; ferner an Zinn bei Altenberg, Zinnwald, Geyer 2500 Cntr., an Blei 9—10000 Cntr., an Arsenik, Schwefel- und Vitriolkiesen 36—40000 Cntr. Der Werth dieser und der übrigen Production des Berg- und Hüttenbaues beträgt 1¼ Mill. Thaler Brutto und der reine Gewinnst (der aber durch die Fabrikation auf 1½ Mill. steigt) 900000 Thlr. — Nächst den Fabriken in Bergproducten sind zunächst die zahlreichen und höchst wichtigen Fabriken zu erwähnen, die sich mit der Verarbeitung von in- und ausländischen Pflanzenstoffen beschäftigen. Die Grundbedingung von Sachsens Hauptindustrie, die Weberei und die Spinnerei, liefert außer einer geringen Menge von Seidenzwirn und seidenem Garne (in Annaberg und Chemnitz) flächsenes, wollenes und baumwollenes Garn, und zwar

das meiste in Spinnfabriken oder Spinnmühlen. Die größten Baumwollenspinnereien sind zu Hartha, Mylau, Geyer und Erfenschlag, die aber von der jetzt im Baue begriffenen und auf 8 Etagen mit 50000 Spindeln berechneten bei Scharfenstein noch übertroffen werden. Überhaupt mögen jetzt wohl gegen ½ Million Spindeln in Bewegung sein. Unter den Wollspinnereien, welche zusammen gegen 45000 Spindeln in Bewegung setzen, sind die bedeutendsten zu Pfaffendorf bei Leipzig, Dittersdorf und Hain. Die Leinweberei, welche am meisten in der Lausitz blüht und dort allein gegen 5000 Stühle beschäftigt, liefert alle Arten Leinwand, Zwillich, Pack- und Segeltuch, Schläuche, überaus viel Band (Annaberg, Pulsnitz) und trefflichen Damast (Großschönau). Zwirnspitzen liefert das Obererzgebirge und das Voigtland; doch ist jetzt die früher so schwunghaft betriebene Klöppelei sehr gesunken, dafür aber seit 1827 durch Schönherr zu Plauen und Wieck zu Chemnitz die Bobbinetfabrikation dergestalt in Schwung gekommen, daß gegenwärtig mehrere Tausend Frauenzimmer im Ausnähen und Aussticken des Bobbinets Beschäftigung finden. Die Tuchweberei ferner liefert auf 2500 Stühlen (besonders zu Oschatz, Öderan, Roßwein, Kirchberg, Lößnitz, Crimmitschau, Großenhain) Tücher verschiedener Sorten, obwohl nicht hinlänglich zum Bedarfe (zusammen gegen 60000 Stück), außerdem auch Casimir, Flanelle, Fries, Moltong, ausgezeichnete Merinos, Westenzeuche, Wollbänder, Wollstrümpfe u. a. m. Für rohe und Futterkattune sind Mittweide, Frankenberg, Glauchau u. a. und die zittauer Dörfer die Hauptorte, für gedruckte außer den schon angeführten und einigen anderen Städten (Plauen) vor allen Chemnitz (s. d. Art.), der Hauptsitz der Kattunfabrikation. Musselin und Mull liefern vorzüglich die voigtländischen Städte, Barchent Mitweida und die schönburgischen Städte, Tücher und Nankings das Voigtland und Zittau, Strumpfwaaren endlich gegen 15000 Stühle, besonders in der Gegend von Chemnitz und im Schönburgschen. Bemerkenswerth übrigens sind seit 1828 die besonders in der Lausitz in Gebrauch gekommenen Jacquardstühle, deren Zahl sich jetzt bereits auf 200 beläuft. Am unwichtigsten ist im Allgemeinen die Seidenweberei; doch fertigt man in der neuern Zeit zu Annaberg, Buchholz, Chemnitz, Limbach, Ölsnitz und an anderen Orten vorzügliche Arbeiten; auch hebt sich täglich die Fabrikation von Petinet und Halbseidenzeuchen. Unter den übrigen Industrie- und Erwerbszweigen sind vorzüglich noch folgende erwähnenswerth: die Papierfabrikation in mehr als 50 Papiermühlen, von denen die größere Hälfte dem Voigtlande angehört; Strohflechterei im Erzgebirge und Voigtlande, die höchst bedeutende Holzwaarenfabrikation, welche sich theils mit der Verfertigung von Spielzeug (Heidelbach, Grünhainchen, Einsiedel, Seifen), theils mit verschiedenen anderen Gattungen von Holzwaaren, als feinen Drechslerwaaren, Wagen, Pfeifenköpfen, Tischlerwaaren aller Arten (Tharandt, Rabenau, Olbernhau, Taucha u. a.), musikalischen Instrumenten (Leipzig, Dresden, Voigtland) u. a. m. beschäftigt; bemerkenswerth ferner sind die Pech- und Theersiedereien, Kohlenbrennereien, die Pottaschenbereitung, dann die Zuckerraffinerien zu Dresden, die Tabaksfabriken, Chokoladen-, Cichorien-, Spielkarten- und Pappenfabriken, Hutfabriken, Bierbrauereien (in neuerer Zeit entstand auf dem Gute des Barons Speck, Lützschena, eine baierische Bierbrauerei), Branntweinbrennereien, Liqueurfabriken u. a. m. Endlich finden hier noch einen Platz die bedeutenden Gerbereien in mehreren Städten des Landes, die Wachsbleichen und die in neuerer Zeit ins Große getriebenen Zündholzfabriken. Außerdem werden andere gewöhnliche Gewerbe und Handwerke allenthalben in S. mit eben so viel Einsicht als Erfolg getrieben. Daß der Handel Sachsens bei dieser außerordentlichen Betriebsamkeit von großer Bedeutung sein müsse, versteht sich von selbst. Gehoben wird derselbe überdieß und wesentlich bedingt durch die berühmten seit Jahrhunderten zu Leipzig stattfindenden Messen, deren Umsatz mit Einrechnung

der Geldgeschäfte allein auf 55 Mill. angeschlagen wird. Wichtig sind insbesondere die Transito-, Speditions-, Commissions- und Wechselgeschäfte, der Elbhandel (Dresden und Pirna), der in Zukunft durch Errichtung einer Dampfschifffahrt zwischen Dresden und Hamburg an Wichtigkeit gewinnen wird, ferner der inländische Productenhandel und die Waarenbezüge aus Triest. Den stärksten Fabrikatenhandel treiben außer Leipzig Chemnitz, Plauen, Zittau und Bautzen, und den wichtigsten Materialhandel Dresden, Pirna und andere Elbstädte, außerdem viele der übrigen größeren Städte. Unter den 500 Jahrmärkten sind die wichtigsten zu Dresden, Chemnitz, Freiberg und Annaberg. Bedeutende Getreidemärkte hält Leipzig, Chemnitz, Pirna, Zwickau, Bautzen, Döbeln und Leißnig; Wollmärkte: Leipzig, Dresden und einige andere der bedeutendsten Städte. Was übrigens die Handelsbilanz betrifft, so stellt sich dieselbe zu Gunsten Sachsens durchschnittlich auf 2 Mill. reinen Gewinn heraus und es scheint, als werde sich dieselbe in Folge des Anschlusses an den preußisch-deutschen Zollverein in Zukunft noch günstiger gestalten; auch hofft man zuversichtlich von der jetzt im Baue begriffenen leipzig-dresdner Eisenbahn, zumal wenn sie mit anderen projectirten in Verbindung getreten sein wird, bedeutende Vortheile. Übrigens wird bereits jetzt der innere Vertrieb durch viele und treffliche Straßen (250 M. Chausséen) ungemein gefördert, so wie durch die gut organisirte Postverbindung (man zählt 120 Post- und Poststallexpeditionen) überhaupt der Verkehr erleichtert und gesichert. — Die Regierungsform Sachsens ist monarchisch beschränkt durch die Constitution vom 4. Sept. 1831. An der Spitze des Staats steht der König, jetzt Friedrich August (II.). Nach den Bestimmungen der Verfassung und den bestehenden Hausgesetzen ist die Krone im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt erblich, und geht erst dann auf die weibliche Linie über, wenn kein männlicher Erbe des Gesammthauses S. oder ein durch Erbverbrüderungen zur Successsion berufener Prinz mehr vorhanden ist. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem 18. Jahre ein. Unter den allgemeinen Grundzügen der Verfassung treten folgende als die wichtigsten hervor: Zwar vereinigt der König alle Zweige der Staatsverwaltung in sich, aber die Minister sind dafür den Ständen verantwortlich. In dieser Beziehung und zur Entscheidung einiger anderer Angelegenheiten besteht ein Staatsgerichtshof, dessen Mitglieder zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Ständen gewählt werden. Ferner: alle Domainen und Regalien zusammen bilden das eigentliche Staatsgut, aus welchem der König seine Civilliste (500000 Thlr.) und die übrigen Glieder des königlichen Hauses ihre Appanagen erhalten. Die Religionsübung ist frei und die Staatslasten von allen ohne Ausnahme zu tragen, auch der Zutritt zu Ämtern unbeschränkt. Der Minister des Cultus, welcher stets lutherischer Confession sein muß, übt nebst zwei anderen Ministern seiner Confession anstatt des Königs (nach der Übereinkunft von 1697) die oberste kirchliche Gewalt aus. Die Gerichte sind von der Regierung unabhängig, die persönliche Freiheit ist unantastbar, auch der privilegirte Gerichtsstand für aufgehoben erklärt. Die Stände sind während des Landtags nur an die Landtagsordnung gebunden und können nach den Bestimmungen derselben frei ihre Ansichten äußern. Beide Kammern, von denen die erste ohne die majorennen königlichen Prinzen aus 41, die zweite aus 75 (darunter 25 vom Bauernstande und 5 vom Handels- und Fabrikantenstande) besteht, haben gleiche Rechte und Macht; die erste kann der König nicht auflösen, doch kann derselbe den Landtag im Allgemeinen auf ein halbes Jahr hinaus vertagen; die Sitzungen sind öffentlich. Die Regierung legt den Kammern Gesetzentwürfe vor, welche von denselben discutirt werden; kein Entwurf erhält Gesetzeskraft ohne Zustimmung der Kammern, auch darf ohne deren Einwilligung überhaupt kein Gesetz gegeben, aufgehoben oder nur verändert werden, außer in höchst dringenden Fällen, wo aber die Minister dafür

verantwortlich sind. Bei abweichenden Ansichten der beiden Kammern tritt eine aus beiden gebildete Deputation zur nähern Prüfung der vorliegenden Sache zusammen. Hinsichtlich der auszuschreibenden Steuern haben die Stände das Bewilligungsrecht, übrigens steht ihnen, jedoch unter der obern Leitung des Finanzministers, auch Theilnahme an der Verwaltung der Staatsschuldentilgungscasse zu. Rechnung wird von der Regierung bei jedem Landtage abgelegt, das Budget aber stets für 3 Jahre bestimmt. Was nun insbesondere die Landesverwaltung betrifft, so gibt es nach der in der neuern Zeit geschehenen Reorganisation gegenwärtig folgende Landesbehörden: der aus den Ministern, mehreren Räthen und für besondere Fälle noch aus zwei Generälen, dem päpstlichen Vicare und dem Oberhofprediger unter dem Vorsitze des Prinzen Johann bestehende Staatsrath, ferner das Gesammtstaatsministerium, als eigentliche oberste Verwaltungsbehörde. Dasselbe besteht aus den einzelnen Ministerien des Innern, des Kriegs, der Justiz, der Finanzen und des Cultus und öffentlichen Unterrichts (das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist gegenwärtig mit dem der Justiz vereinigt). Dem Ministerium des Innern untergeordnet sind die Straf- und Versorgungsanstalten (doch werden dieselben seit 1833 selbstständig vom Staatsminister von Lindenau verwaltet), die Brandversicherungscommission, die für Gemeinheitstheilungen und Ablösungen, die königlichen Sammlungen, die Kunstakademien u. m. a.; dem Kriegsministerium die militairischen Bildungsanstalten, das Kriegszahlamt, das Oberkriegsgericht, die Militairmagazine, die Plankammer, Zeughaus u. a.; dem Justizministerium ferner als oberster Behörde für den gesammten Rechtsgang das Oberappellationsgericht, die Kreisappellationsgerichte (als mittlere Instanzen des Rechtsganges) und alle Untergerichte, die königlichen sowohl (das leipziger Criminal- und Polizeiamt, die dresdner Polizeideputation, das leipziger Universitätsgericht, 41 Justizämter, die Bergämter) als die Privatgerichte; dem Ministerium der Finanzen die Staats-, Haupt- und Finanzcentralcassen, die 3 Zahlämter, die Zoll- und Steuerdirection, Münze, Porzellanfabrik und überhaupt die sämmtlichen Verwaltungszweige des Staatseigenthums; dem Ministerium des Cultus das Landesconsistorium, das schönburgische Consistorium zu Glaucha, das apostolische Vicariat und das katholische Consistorium. Unmittelbar unter dem Gesammtministerium stehende Regierungsbehörden, gleichsam Unterregierungen, sind die seit 1835 eingeführten Kreisdirectionen zu Leipzig, Zwickau, Dresden und Bautzen. Diesen Kreisdirectorialbezirken, welche wieder in 15 Amtshauptmannschaften zerfallen, liegt zwar die frühere Eintheilung in Kreise zu Grunde, doch sind zu der leipziger Kreisdirection einige Theile des meißner und erzgebirgischen Kreises, zu der zwickauer das ganze Voigtland, zu der dresdner nebst dem meißner Kreise ein Theil des Erzgebirgs und zu der bautzner der östliche meißner Kreis zum Theil hinzugekommen, so daß die leipziger Kreisdirection 63,139 □M., die zwickauer 63,139 □M., die dresdner 78,783 □M. und die bautzner 45,527 □M. enthält.— Die Landeseinkünfte Sachsens fließen theils aus den Domainen und Regalien, theils aus Steuern und Abgaben. Zu den ersteren gehört die Benutzung der Kammergüter (18), der Amtsökonomien und Rentämter (40), der Staatswaldungen, der Flößen (60—70000 Thlr. jährlich), des Bergbaues, der Jagden, des Postwesens (200000 Thlr.), des Chaussée- und Brückengeldes, des Salzverkaufs und mehrerer anderer darunter zufälliger Einnahmen; zu diesen die Grundsteuer, zu deren Erhebung die alten Kreislande in 3 Steuerkreise und 22 Bezirkssteuereinnahmen (die Oberlausitz bildet den 4. Steuerkreis mit 5 Bezirkseinnahmen) getheilt sind, ferner als indirecte Steuern in Folge des Anschlusses an das deutsche Zollsystem die Malz-, Schlacht-, Branntwein-, Most- und Tabaksteuer, zu deren Erhebung außer den Hauptzollämtern eine Anzahl Hauptsteuerämter bestehen, endlich noch die Stempelsteuer auf Papier, Spielkarten und einige andere Fabrikate.

Ale, Ale-houſes, Ale-ſellers, Ale-tunnes, &c. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.

berg (5550 Einw.); Zschopau (5550 Einw.); Öderan (4160 Einw.); Schellenberg mit dem hochgelegenen Schlosse Augustusburg; sämmtlich von Wichtigkeit durch Bergbau und Industrie. Hierher gehören auch noch die Standesherrschaften Schönburg und die Herrschaft Wildenfels, dem Grafen von Solms-Laubach gehörig. In der letztern (gegen 2 □Meil.) ist Wildenfels der Hauptort. Jene, die Besitzungen des Hauses Schönburg, zerfallen in die eigentlichen Standes- oder Receßherrschaften Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein und in die Lehnsherrschaften Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remse. Das Nähere darüber s. in dem besondern Artikel. 3) Der leipziger Kreis: Leipzig (s. d. Art.); Rochlitz (3830 Einw.), Schloß und wichtige Steinbrüche; Mittweida (5600 Einw.); Leißnig (4800 Einw.) mit höchst bedeutender Industrie; Döbeln (5680 Einw.); Geringswalde; Colditz (2900 Einw.); Waldheim (2700 Einw.); Grimma (4670 Einw.) mit einer Landesschule und lebhafter Industrie; Wurzen (3800 Einw.); Frohburg; Borna (3690 Einw.); Pegau (3360 Einw.); Zwenkau (2420 Einw.). 4) Der voigtländische Kreis: Plauen (9000 Einw.) mit wichtiger Baumwollenspinnerei und Fabrication, Kattundruckerei; Ölsnitz (3820 Einw.); Lengenfeld (3500 Einw.); Elsterberg (2320 Einw.); Reichenbach (5170 Einw.); Treuen (3840 Einw.); Pausa (2190 Einw.); Falkenstein (2850 Einw.); Adorf (2350 Einw.); Mylau (2390 Einw.) und Schöneck, über 2000 Fuß hoch in rauher Gegend gelegen. 5) Die Oberlausitz. Hier zuerst die sogenannten Vierstädte: Bautzen (s. d. Art.); Zittau (8500 Einw.) mit überaus schwunghafter Industrie und bedeutendem Garn- und Leinwandhandel; Löbau (2540 Einw.) und Camenz (3844 Einw.), ebenfalls wichtig durch seine Industrie; ferner sind zu bemerken die ausgedehnten Fabrikdörfer Großschönau (4480 Einw.); Seifhennersdorf (5100 Einw.) und Ebersbach (5622 Einw.), und in dem sogenannten Landkreise: Herrnhut (s. d. Art.); Pulsnitz; Weißenberg und Berthelsdorf; außerdem nach die Stifter Marienthal, Marienstern (mit vielen Dörfern) und das Fräuleinstift Joachimstein. Endlich sind hier noch zu erwähnen ein Theil von der dem Grafen von Einsiedel gehörigen Standesherrschaft Reibersdorf und die dem Grafen von Hohenthal gehörige Standesherrschaft Königsbrück mit der Stadt Königsbrück (1500 Einw.) und 9 Dörfern. — Geschichte Sachsens. Der sächsische Name nebst dem baierschen der einzige, welcher sich aus dem deutschen Alterthume erhalten hat, obwohl er jetzt auf einem Lande ruht, welches nie der Wohnsitz des sächsischen Volkes gewesen ist, erscheint zuerst um die Mitte des II. Jahrh. mit Bestimmtheit in der Geschichte. Nach Ptolomäus, der ihrer zuerst erwähnt, hatten die Sachsen ihre Wohnsitze in dem heutigen Schleswig und Holstein und den nahe gelegenen Inseln, von wo aus sie die Nachbarländer durch Seeräuberei fortwährend beunruhigten. Ob sie ihren Namen von einer ihnen eigenthümlichen kurzen Waffe, Sax, oder von ihrer Seßhaftigkeit (Sassen) führten, ist zweifelhaft, die Ableitung von dem lateinischen saxum (Fels) aber wohl am Wenigsten zulässig. Nach und nach drängten die unruhigen, zu Abenteuern geneigten Sachsen die Nachbarstämme immer weiter zurück, setzten sich an den Küsten fest und nahmen zuletzt alles Land zwischen Elbe und Weser, wohl auch noch über letztere hinaus, in Besitz. Im III. und IV. Jahrh. hatten die Römer oft Gelegenheit die ungestüme Tapferkeit der verwegenen Seeräuber zu erproben und selten nur vermochten sie mit einigem Erfolge den Verheerungszügen derselben an den Küsten Englands, Galliens und Bataviens zu wehren. Immer weiter vorrückend wurde ihnen um die Mitte des IV. Jahrh. selbst Batavien unterthan und nur wenige Jahre später schwammen sie auf ihren leichten Fahrzeugen bereits auf dem Rheine herauf bis in die Gegend von Köln. Daß sie auch damals schon mit den Franken, deren Nachbarn sie geworden waren, gekämpft haben, ist wohl mehr als wahrscheinlich, nur waren dieß noch nicht, wie später,

Hedge and Ditch, 208
Hedging, 208
Hemlock, 208
Hemp, 208
Herbage, 208
Herbs, 208
Hides, 208
Hiring, 208
Hogs, 208
Hop-grounds, 208
Horses, 208
Horse-hire, 208
Hospitality, 208
Hounds, 208
House-keeping, 208
Houses, 208
Hunting, 208
Husbandry, 208
Hutches, 208
Hutching, 208
Hutching-tub, 208
Hutching-trough, 208
Hutching-vessel, 208
Hutching-water, 208
Hutching-wheat, 208
Hutching-wheat-flour, 208
Hutching-wheat-meal, 208
Hutching-wheat-starch, 208
Hutching-wheat-straw, 208
Hutching-wheat-stubble, 208
Hutching-wheat-stubble-flour, 208
Hutching-wheat-stubble-meal, 208
Hutching-wheat-stubble-starch, 208
Hutching-wheat-stubble-straw, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-flour, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-meal, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-starch, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-straw, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-flour, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-meal, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-starch, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-straw, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-flour, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-meal, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-starch, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-straw, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble-flour, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble-meal, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble-starch, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble-straw, 208
Hutching-wheat-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble-stubble, 208

schen gehandhabt worden sein. Nach ihrer Unterwerfung, die ihr Eintreten in das karolingisch-deutsche System entschied, verwischte sich allmählig ihr eigenthümliches nationelles Gepräge und zwar besonders durch die mit Gewalt herbeigeführte Verbreitung des Christenthums, zu dessen fester Begründung die Bisthümer zu Osnabrück (783), Verden (786), Bremen (787), Paderborn, Halberstadt, Hildesheim, Minden, Münster, Hamburg (831) und viele Klöster, Schulen und Domstifte am Wesentlichsten mitwirkten. Außerdem gab schon Karl auch ihrem Rechtswesen eine andere Gestalt, indem er die alten Volksversammlungen aufhob und den von ihm gesetzten Grafen allein das Recht der Berufung des Volks ertheilte. Wahrscheinlich wäre auch S., wenn die Nachfolger Karl's des Großen in dessen Sinne gehandelt hätten, bei Weitem früher zerstückelt worden, vielleicht selbst der Name in jenen Gegenden noch eher, als es geschah, verschwunden. Allein die Zwistigkeiten der Karolinger und später der Umstand, daß Ludwig der Deutsche die Sachsen entschieden begünstigte, verhinderte dieß und bereits 845 erscheint S. unter Ludolf aus Wittekind's Geschlechte als Herzogthum. Durch ansehnliche Hausbesitzungen erhob sich seitdem die Macht dieser Dynastie immer höher und befestigte sich entschieden unter Bruno, Ludolf's Sohne, und Otto dem Erlauchten. Mit des Letztern Sohne, Heinrich I., dem Großen, welcher 918 den deutschen Thron bestieg, ward S. die vorherrschende Macht Deutschlands und blieb es, auch nachdem im Jahre 960 das Billung'sche Haus durch Otto I. zur herzoglichen Würde berufen wurde, bis zum Erlöschen dieser Dynastie (mit dem Herzoge Magnus, 1106). Zwar bestand das Herzogthum S. unter Lothar von Supplingenburg und nach ihm unter Heinrich dem Stolzen von Baiern in seiner frühern Ausdehnung fort, aber schon 1180 ward es dem Sohne Heinrich's des Stolzen, Heinrich dem Löwen, von Kaiser Friedrich I. entrissen und zerstückelt. Nur ein kleiner Theil mit der herzoglichen Würde und dem damit verbundenen Reichserzmarschallamte ging auf den Sohn Albrecht's des Bärs, Bernhard den Askanier, über. Während also jetzt schon der Name S. nur zum kleinsten Theile noch auf den ursprünglichen Wohnsitz der alten Sachsen anwendbar ist, vielmehr schon auf Länder übertragen wurde, die Bernhard's Vater, der Bär, den Slaven an der Mittelelbe entrissen hatte, so waren unterdessen auch bereits in jenen Landstrichen, die das jetzige Königreich S. bilden, die Anfänge zur Bildung eines Staates geschehen, der sich später mit einem Theile des unter Bernhard von Askanien entstandenen neuen Herzogthums S. vergrößerte und consolidirte, wie er früher schon durch die Vereinigung mit Thüringen und mehreren anderen Gebieten größere Ausdehnung und den Keim zu schnellerer Entwickelung seiner innern und äußern Macht erhalten hatte. Dieß ist die meißner Mark, das eigentliche Stammland des jetzigen Königreichs S., unbedeutend in seinen Anfängen, aber allmählig immer mehr anwachsend und bereits seit 1127 politisch wichtig durch die Erblichkeit der markgräflichen Würde im Hause Wettin. Nach der Völkerwanderung erscheinen in den Gegenden an der Mulde und Elbe vom Erzgebirge abwärts bis zur Saale und Werra die Hermunduren seßhaft. Während sie in dem eigentlichen Thüringen zwischen Saale und Werra bereits einen gewissen Grad von Civilisation erreichten und unter dem Namen Düringer ein mächtiges Königreich gründeten, blieben die zwischen Elbe, Mulde und Saale wohnenden Stämme dem frühern Nomadenleben treu und wurden, als das thüringische Königreich im Jahre 531 zerstört war, mit leichter Mühe von den Sorbenwenden, einem mächtigen Slawenstamme, überwältigt. Die, welche Auswanderung nicht vorzogen, blieben Leibeigene der Sieger, welche nun, die Kämpfe der Sachsen und Franken benutzend, sich bis zur Saale ausbreiteten und Jahrhunderte hindurch behaupteten. Die verschiedenen Zweige derselben, namentlich die Daleminzier, Lusitzer, Milziener und Siusler, thaten als fleißige Viehzüchter und Ackerbauer Manches für die Cultur des Bodens, so wie ihnen auch die Städte

Leipzig, Chemnitz, Zeitz, Zwickau, Wurzen, Delitzſch, Rochlitz, Colditz u. a. ihren Urſprung verdanken. Schon kurz nach ihrem Einrücken in die den Hermunduren entriſſenen Landſtriche (jetzt Sorabia genannt) mögen ſie in mehr oder minder heftige Kämpfe mit den Deutſchen gerathen ſein, allein zur Vertheidigung wurden ſie allmählig erſt gezwungen, als ſie bis zur Saale vorgerückt waren und dieſe zu überſchreiten trachteten. Bereits im VII. und mehr noch im VIII. Jahrh., als die Majordomen zu faſt unumſchränkter Gewalt gelangten, rüſteten die Franken mehr als einmal anſehnliche Heere aus, ihrem Vordringen zu wehren, und Karl der Große ſchlug ſie 805 und im folgenden Jahre noch einmal entſcheidend aufs Haupt und zwang ſie zwei feſte Orte bei Halle und Magdeburg zu bauen. Seine Nachfolger ſetzten dieſe Kämpfe fort und ſchränkten die Macht der Sorben durch Ausdehnung der wahrſcheinlich ſchon unter Pipin dem Kurzen entſtandenen thüringiſchen und der ſächſiſchen, nach dem Frieden zu Selz errichteten Marken immer weiter ein. Von dieſen Marken erhielt die ſüdthüringiſche zum Schutze des zwiſchen der Saale und Mulde gelegenen, den Sorben entriſſenen Landes (Oſterland, limes sorabicus, marchia orientalis) erſt 874 ihre völlige Feſtigkeit, während die nordthüringiſche, die wieder in mehrere einzelne Markabtheilungen zerfallende öſtliche Mark (nicht mit dem Oſterlande zu verwechſeln) erſt im folgenden Jahrhunderte feſter begründet wurde. Beiläufig bemerken wir von dieſer weniger hierher gehörigen öſtlichen Mark, daß ſpäter nach mancherlei Zerſplitterungen ein Theil der zu ihr gehörigen Länder unter dem Namen der Mark Landsberg auf die Markgrafen von Meißen aus dem Hauſe Wettin, der Name aber auf die Lauſitz überging. Die völlige Unterwerfung der in dem heutigen Sachſen (die obige ſüdthüringiſche Mark) wohnenden Sorben beginnt mit dem X. Jahrh. Schon 908 hatte Otto der Erlauchte gegen die Dalemincier (im meißniſchen Elbthale und in der Gegend von Lommatzſch) zwar ruhmvoll, aber weil die Ungarn den Sorben zu Hülfe gekommen waren, nicht eben vortheilhaft gekämpft und ſo blieb es daher ſeinem großen Sohne, Heinrich I., vorbehalten, das Begonnene wenn auch nicht zu vollenden, doch zu ſichern und fortzuſetzen. Während des mit den Ungarn abgeſchloſſenen neunjährigen Waffenſtillſtandes von 923 — 924 überwand er die Luſitzer, Milziener und Dalemincier und gründete, wahrſcheinlich im Jahre 928 (oder 932?), die Burg Meißen, wo ein Markgraf (wer der erſte war? iſt unbekannt) zur Sicherung des Erworbenen ſeinen Sitz erhielt. Kämpfe folgten jetzt auf Kämpfe, indem nicht nur die Unterworfenen häufig ſich empörten, ſondern auch die ſtammverwandten Böhmen, eingedenk der ihnen von Heinrich I. zugefügten Verluſte und erſchreckt durch die von Meißen aus drohende Gefahr Alles zur Vernichtung der neuen Mark aufboten. Dennoch gelang es den Deutſchen ſich zu behaupten und bereits um 983 konnte der Markgraf Ridday, der erſte, deſſen namentlich gedacht wird, durch ſeine Truppen das ſächſiſche Kaiſerhaus gegen den Herzog von Baiern unterſtützen; doch verlor er ſpäter die Mark an die Böhmen, ohne die Wiedereroberung zu erleben, die erſt ſeinem Verwandten, Ekkard I., gelang. Nach deſſen gewaltſamem Tode (1002) behauptete ein Graf Gunzelin, vielleicht Ekkard's Bruder, die markgräfliche Würde bis 1010, wo ſie nach blutigem Streite und unter dauernden Einfällen der Polen, Böhmen und anderer ſlawiſcher Völker an Ekkard's Sohn, Hermann, gelangte. Dieſem folgte unter gleich troſtloſen Umſtänden ſein Bruder, Ekkard II. (1032—1046), der Letzte ſeines Stammes, der in harte Kämpfe gegen Bretislaw von Böhmen verwickelt wurde. Weniger wichtig für Meißen ſind die beiden folgenden Markgrafen, Wilhelm (1046—1062) und Otto von Orlamünde (1062—1067, deſto unheilvoller aber die nächſtfolgende Periode, wo ſich der Markgraf Ekbert II. (Ekbert I. von Braunſchweig hatte die Markgrafſchaft nur ein Jahr verwaltet) in die Händel der Sachſen mit Heinrich IV. verwickelte und nach langem ruhmloſen Schwanken und blutigem Hader mit den

Bundesgenossen Heinrich's, Wratislaus von Böhmen, und dessen Schwiegersohne, Wiprecht von Groitzsch, endlich im Jahre 1088 der Rache Heinrich's bloßgestellt sah. Er verlor die markgräfliche Würde und ward im Jahre 1090 ermordet. Ohne weitere Hindernisse nahm jetzt der treue Anhänger Heinrich's IV., Heinrich der Ältere von Eilenburg aus dem Hause Wettin, der Sohn des Markgrafen Dedo von der Lausitz, von Meißen Besitz und seitdem blieb Meißen dem erlauchten noch jetzt blühenden Hause Wettin. Nach Heinrich's Tode um das Jahr 1103 ward sein Oheim Thimo mit der markgräflichen Würde belehnt, starb aber kurze Zeit nachher, seine Ansprüche Dedo und Konrad, seinen Söhnen, hinterlassend. Indeß mußten sie sich anfangs mit dem Titel begnügen, da sich der nachgeborene Sohn Heinrich's des Ältern, Heinrich der Jüngere, bis zu seinem Tode (1123) im Besitze behauptete, und erst nach einem neuen Streite mit Wiprecht von Groitzsch, der sich mit der Mark Meißen hatte belehnen lassen, gelang es Konrad, vom deutschen Könige Lothar die erbliche Belehnung von Meißen zu erhalten, im Jahre 1127. — Dieser Konrad, in der Geschichte unter dem Namen der Große bekannt, wußte sich durch glückliche Umstände und kluge Benutzung seiner Gewalt von anfänglich geringer Macht bald zu großem Ansehn und Länderbesitz emporzuheben; denn nicht nur, daß er bereits die Güter der älteren mit Heinrich's des Jüngern Tode abgegangenen Linie erworben hatte, so fielen ihm 1125 auch die Besitzungen seines Bruders Dedo zu, und früher schon hatte er von seinem Vetter Wilhelm Brehna und Kamburg, dann auf gleichem Wege Torgau ererbt. Dazu kam im Jahre 1135 nach Heinrich's von Groitzsch Tode die pegauer und zwickauer Gegend und die Markgrafschaft Niederlausitz, endlich auch im Jahre 1143 die Grafschaft Rochlitz. Im Übrigen war sein Walten eben nicht ausgezeichnet, im Allgemeinen nur das ritterlich-fromme seiner Zeit. Religiöse Skrupel veranlaßten ihn im Jahre 1156 das Mönchskleid in dem von ihm gegründeten Kloster auf dem Petersberge bei Halle zu nehmen, doch theilte er zuvor unter seine 5 Söhne und zwar so, daß Otto, der älteste, die Markgrafschaft Meißen, Dietrich die Niederlausitz und die eilenburgischen Besitzungen (fielen schon 1185 an die rochlitzer Linie), Dedo Rochlitz (1210 fielen diese Besitzungen an Meißen zurück), Heinrich Wettin (kam 1217 an die Linie Brehna) und Friedrich Brehna (kam 1290 mit Ausnahme von Wettin, welches 1288 an Magdeburg verschenkt wurde, als eröffnetes Reichslehn an den Herzog von Sachsen, Rudolph I.) erhielt. Otto der Reiche, Markgraf von Meißen (bis 1190), unter dessen Regierung das Kloster Zelle gegründet (1162) wurde und das Fündigwerden der freiberger Silberminen so wie die Stiftung der leipziger Messen sehr vortheilhaft auf Bevölkerung, Anbau, Handel und Gewerbe im Meißnischen einwirkte, legte durch die Abänderung einer Theilung zwischen seinen Söhnen Albrecht, dem er anfangs Meißen ertheilt, und Dietrich, welcher die neu erworbene Herrschaft Weißenfels erhalten hatte, in das umgekehrte Verhältniß den Grund zu verderblicher Zwietracht. Er selbst war längere Zeit Gefangener Albrecht's und mußte in dem Vergleiche von 1189 die frühere Theilung bestätigen. Nichtsdestoweniger geriethen nach seinem Tode im Jahre 1190 Albrecht, genannt der Stolze, und Dietrich in ernste Zerwürfniß, die nur durch gewaltsame Vermittelung von des Letztern Bundesgenossen, dem Landgrafen Hermann von Thüringen, beigelegt wurde. Gefährlicher als dieser Bruderzwist waren für Albrecht die Absichten des Kaisers Heinrich VI. auf die freiberger Bergwerke, und eben rüstete er sich gegen das herannahende kaiserliche Heer, als er im Jahre 1195 an Gift starb. Meißen blieb jetzt 2 Jahre in fremdem Besitze, denn erst nach Heinrich's VI. Tode (1197) wagte es Dietrich, der Bedrängte genannt, das ihm nach dem Rechte der Erbfolge zugefallene Markgrafenthum mit den Waffen zurückzuerobern. Doch blieb seine Regierung eine Kette von Streitigkeiten mit einer starken Opposition unruhiger Vasallen und mit der Stadt Leipzig, die er erst 1218 völlig demü-

Ein Gebet. Ps. 6. Herr straff mich nicht in deinem Zorn. Thomas Kirchmair.

wieder zu erobern, bei demſelben blieb. Alles Übrige aber, was Brandenburg früher während des thüringiſchen Zwiſtes erworben hatte, fiel 1319 und 1323 wieder an Meißen zurück. Nach Friedrich's des Gebiſſenen Tode im Jahre 1324 führte der Graf Heinrich von Schwarzburg und ſpäter Heinrich XII. Reuß von Plauen, in Verbindung mit der verwittweten Mark- und Landgräfin, die Vormundſchaft über den einzigen Erben des wettin'ſchen Hauſes, Friedrich den Ernſthaften, den letzten alleinigen Beſitzer der wettin'ſchen Lande. Derſelbe ward 1329 mündig und erwarb bald durch kräftiges Auftreten gegen die unruhigen thüringiſchen Vaſallen, zumal die Herren von Treffurt, anſehnlichen Gebietszuwachs, auch vereinigte er Orlamünde, Langenſalza und 1347 durch Rückkauf die Mark Landsberg wieder mit Meißen. Bei ſeinem Ableben 349 waren ſeine beiden jüngeren Söhne, Balthaſar und Wilhelm, noch unmündig, weßhalb der Ältere, Friedrich der Strenge, die Regierung in Beider Namen bis 1356 allein führte. In dieſem Jahre aber ward in einem zu Gotha abgeſchloſſenen Vertrage keine Theilung, ſondern gemeinſchaftliche Regierung verabredet. Friedrich erwarb übrigens mehrere reußiſche Beſitzungen zurück, unter anderen Ronneburg, Schmölln, Werdau und Voigtsberg, kaufte die Stadt Zörbig, brachte auch Sangerhauſen wieder in ſeinen Beſitz und ſchloß 1373 eine Erbverbrüderung mit Heſſen. Außerdem erhielt er bei ſeiner Vermählung mit der Gräfin Katharina von Henneberg die Pflege Coburg, und ſein Bruder Balthaſar brachte durch die Vermählung mit einer Burggräfin von Nürnberg die Ämter Hildburghauſen, Heldburg, Ummerſtadt und Eisfeld an das meißniſche Haus. Nach dreißigjähriger gemeinſchaftlicher Verwaltung endlich vereinigten ſich die 3 Brüder in der Örterung vom 5. Juli 1379 zu einer Theilung durch das Loos, in welcher auf Friedrich das Oſterland, Thüringen an Balthaſar und Meißen an Wilhelm (den Einäugigen) fiel, ſo jedoch, daß die höchſte Gerichtsbarkeit, das Steuer- und Kriegsweſen und die Bergwerke gemeinſchaftlich blieben. Ein Jahr nach Friedrich's des Strengen Tode aber (1381) geſchah eine Erbtheilung zwiſchen den 3 Linien (13. Nov. 1382), nach welcher jede Linie die in der Örterung erhaltenen Beſitzungen erhielt; nur mit dem Oſterlande wurden noch einige voigtländiſche und thüringiſche Diſtricte verbunden. Während in Thüringen nach Balthaſar's Tode im Jahre 1406 deſſen Sohn, Friedrich der Friedfertige (Einfältige), allein regierte, führten Friedrich's des Strengen Söhne, **Friedrich der Streitbare** (ſ. d. Art.), Wilhelm II. und Georg (ſtarb ſchon 1401), im Oſterlande die Verwaltung gemeinſchaftlich, ererbten auch nach dem im Jahre 1407 erfolgten Tode ihres Oheims, Wilhelm's I., des Einäugigen, einen Theil Meißens (der andere an der böhmiſchen Grenze und ein Theil des Voigtlandes fiel an Friedrich von Thüringen). Seit dem Jahre 1414 fanden ſie indeß für gut, der zu Leipzig errichteten ſogenannten Mutſchirung gemäß in der Regierung alle 4 Jahre zu wechſeln, und zwar ſo, daß Friedrich den an das Oſterland gefallenen meißner Landestheil mit Leipzig, Wilhelm aber das Oſter- und Pleißnerland nebſt den übrigen Beſitzungen erhielt. Durch die Theilnahme der beiden Brüder an dem verheerenden Huſſitenkriege (ſeit 1420) übrigens ward das Land Meißen eine Beute des unſäglichſten Elendes; doch entſprang daraus in ſofern ein unberechenbarer Vortheil, als der Kaiſer Sigismund aus Erkenntlichkeit und um die wettin'ſchen Fürſten in ſeinem Intereſſe zu erhalten, Friedrich dem Streitbaren im Jahre 1420 die Anwartſchaft auf das **Herzogthum Sachſen-Wittenberg und die ſächſiſche Churwürde** ertheilte. Als nun im Jahre 1422 mit dem Churfürſten Albrecht III. das Haus Askanien in der ſächſiſchen Chur erloſch, ſo wurde Friedrich dem Streitbaren durch eine kaiſerliche Urkunde vom 6. Jan. 1423 die ſächſiſche Chur trotz des Einſpruches des Churfürſten Friedrich I. von Brandenburg und des Herzogs Erich von Sachſen-Lauenburg förmlich übertragen und ihm 1425 zu Ofen die Belehnung feierlich ertheilt. — Dieß veranlaßt uns, einen kurzen Blick auf das Her-

zogthum Sachſen zurückzuwerfen. Wir haben oben bereits bemerkt, daß im Jahre 1180 Bernhard von Askanien die Würde eines Herzogs von Sachſen erhalten hatte, eine Würde, die faſt nur im Titel beſtand, denn der größte Theil des eigentlichen Sachſen kam theils an andere Beſitzer, wie Engern und Weſtphalen an den Erzbiſchof von Köln, und eine Menge kleiner Gebietstheile an die Biſchöfe von Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Mainz ꝛc., theils machten ſich viele Vaſallen und Städte (auch Lübeck) reichsunmittelbar, theils endlich erwarben einige, wie Pommern und Mecklenburg, die fürſtliche Würde. Doch machte Bernhard die herzogliche Würde in der Ausübung der Oberlehnsbarkeit und oberſten Gerichtsbarkeit geltend und ſuchte ſich zugleich im Lande der Polaben (Wenden an der Elbe) und anderen von ſeinem Vater erworbenen ſlawiſchen Beſitzungen feſtzuſetzen. So ward alſo, wie ſchon bemerkt, der ſächſiſche Name nicht auf eigentliche anhaltiſche Stammländer, ſondern auf die noch wenig umfangreichen ſlawiſchen Gebiete übertragen. Auf Bernhard, welcher bereits Wittenberg weiter angebaut zu haben ſcheint, folgte 1211 ſein Sohn Albrecht I. (der andere Sohn, Heinrich der Fette, ward der Stammvater des noch blühenden anhalt'ſchen Geſammthauſes), nach deſſen Tode im Jahre 1260 durch Johann und Albrecht II. die lauenburgiſche und wittenbergiſche Linie geſtiftet wurde. Albrecht erwarb zu den wittenbergiſchen Ländern außer der gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder erkauften Burggrafſchaft Magdeburg die Grafſchaft Brehna und die Pfalz Sachſen und ſein Sohn und Nachfolger, Rudolph I., ſeit 1298, vergrößerte ſein Gebiet aufs Neue durch die Herrſchaften Belzig und Dommitzſch. Unter des Letztern Regierung begann übrigens zwiſchen der lauenburgiſchen und wittenbergiſchen Linie der Streit über die Churwürde, welcher erſt 1356 durch die goldene Bulle Karl's IV. für Wittenberg entſchieden wurde. Rudolph II. (ſeit 1356) erhielt übrigens dieſe Entſcheidung nochmals mit vielen anderen beſondern Vorrechten beſtätigt, ſo daß Lauenburg ſeitdem mit ſeinen Anſprüchen nicht wieder hervortrat. Auf Rudolph II. folgte 1370 deſſen Bruder, Wenzel, welcher bis 1385 mit ſeinem Neffen Albrecht die Regierung gemeinſchaftlich, von da an aber bis 1388 allein führte, und dieſem ſein älteſter Sohn, Rudolph III., bis 1419. Mit deſſen Bruder, Albrecht III. (ſeine Söhne, Wenzel und Sigismund, waren 1406 zu Lochau [Annaburg] von einem Thurme erſchlagen worden), erloſch das Haus Wittenberg in der ſächſiſchen Chur, die nun, wie wir oben geſehen haben, mit den dazu gehörigen Ländern Friedrich der Streitbare von Meißen erhielt. Über das Walten des Letztern vergleiche den beſondern Artikel; nur iſt noch zu erwähnen, daß er im Jahre 1445 nach Wilhelm's II. (ſ. oben) Tode das Oſterland ererbte, auch nach dem Ableben des Grafen von Hartenſtein zu Meißen die burggräflichen Länder in Beſitz nahm. Nach ſeinem Tode im Jahre 1428 übernahm ſein älteſter Sohn, der Churfürſt Friedrich II., der Sanftmüthige, die Regierung des Churkreiſes allein, während er die Verwaltung des Oſterlandes und Meißens mit ſeinen Brüdern Sigismund, Heinrich und Wilhelm anfangs gemeinſchaftlich führte, bis nach Heinrich's Tode im Jahre 1435 eine Mutſchirung feſtgeſetzt wurde. Auch dieſe jedoch litt, als Sigismund 1436 in den geiſtlichen Stand trat, eine Veränderung und ſpäter beabſichtigten die beiden Brüder Friedrich und Wilhelm eine Theilung, die jedoch erſt 1445, 5 Jahre nach dem Ableben ihres kinderloſen Vetters, Friedrich's des Friedfertigen von Thüringen (ſ. oben), zu Stande kam. Friedrich hatte Meißen als Haupttheil gewählt, bald aber glaubte ſich der unruhige, durch den ränkeſüchtigen Apel von Vitzthum überdieß mißgeleitete Wilhelm mit ſeinem Antheile Thüringen beeinträchtigt, und ſo kam es im Jahre 1446 zu dem berüchtigten Bruderkriege, dem erſt die angedrohte Reichsacht im Jahre 1451 ein Ende machte. Eine Folge dieſes unſeligen Zwiſtes war der Prinzenraub (ſ. d. Art.). Zu bemerken iſt übrigens, daß durch den Vertrag zu Eger im Jahre 1459 die Lehnsverhältniſſe zwiſchen Böhmen und S. dahin geregelt wurden, daß

Digitized by Google

die ſächſiſchen Fürſten die Landskrone bei Görlitz, Dux, Brix und Rieſenburg an Böhmen abtraten und die böhmiſche Lehnshoheit (jedoch ohne Dienſte und Landeshoheit) über mehrere meißniſche Städte und Diſtricte, ſo wie auch die Vaſallengebiete Glaucha, Waldenburg, Stein, Plauen, Baruth u. a. m. anerkannten. Der Tod Friedrich's des Sanftmüthigen im Jahre 1464 berief ſeinen älteſten Sohn, Ernſt, zur alleinigen Regierung im Churkreiſe; in den meißniſchen Ländern aber theilte er dieſelbe mit ſeinem Bruder Albert. Bis 1480 lebten ſie in ziemlicher Eintracht, jetzt aber entſtanden Mißverſtändniſſe und ſchon hatte Albert die gemeinſchaftliche Reſidenz Dresden verlaſſen, als der unbeerbte Tod des thüringiſchen Albert (1482) im Jahre 1485 (26. Aug.) die Veranlaſſung zu einer Theilung der Länder gab. Die beiden Haupttheile waren wieder Meißen und Thüringen, mit denen dann die übrigen Gebiete vereinigt werden ſollten. Ernſt machte die Looſe, Albert wählte, und zwar zu großem Mißvergnügen ſeines Bruders, Meißen; die Beſtätigung des Theilungsvertrags aber durch Kaiſer Friedrich III. machte fernere Abänderungen unmöglich. So war die ſcharfe Abſonderung des wettin'ſchen Hauſes in zwei Linien, die erneſtiniſche und albertiniſche, entſchieden, ſeit welcher die ſächſiſchen Länder nie wieder zur Vereinigung in einer Hand gekommen ſind. Verfolgen wir jetzt zuerſt die erneſtiniſche Linie bis zur Wechſelung des Beſitzes der beiden Linien durch die wittenberger Capitulation im Jahre 1547. Ernſt hinterließ bei ſeinem Tode im Jahre 1486 zwei Söhne, Friedrich III., genannt der Weiſe, und Johann den Beſtändigen. Unter dieſen beiden Fürſten (man ſ. die beſ. Artt.) erhielt S. durch die von der neu gegründeten Univerſität ausgehende Reformation (ſ. d. Art.) univerſalhiſtoriſche Wichtigkeit und eine gänzliche, obwohl erſt allmählig ſich entwickelnde Umgeſtaltung ſeiner inneren Verhältniſſe, insbeſondere des geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Lebens. War auch die Kirchenverbeſſerung überhaupt eine Forderung der Zeit geworden, ſo erwarben ſich doch unbedingt die beiden genannten Fürſten ein weſentliches Verdienſt durch den mächtigen Schutz, den ſie der Sache ſelbſt wie ihren Verfechtern angedeihen ließen; insbeſondere wurde die völlige Reorganiſation, welche Johann der Beſtändige (ſeit 1525) dem Kirchen- und Schulweſen angedeihen ließ, für S. ſehr heilſam. Die Folgen übrigens, welche aus dem Abſchluſſe des ſchmalkaldener Defenſivbündniſſes (1531) entſprangen, erlebte Johann nicht, denn bereits im folgenden Jahre erfolgte ſein Tod; aber deſto härter ſollte ſie ſein Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich der Großmüthige (ſ. d. Art.), empfinden. Andern Orts iſt bereits das Nöthige darüber erwähnt und wird es zum Theil noch in dem Art. Schmalkaldiſcher Bund. Die Schlacht auf der lochauer Haide (24. April 1547) entſchied eine völlige Umgeſtaltung des Beſitzſtandes im Hauſe Wettin. Die erneſtiniſche Linie verlor die Chur und ſämmtliche Länder nebſt anderweitigen Anſprüchen und erhielt nur aus kaiſerlicher Gnade die Ämter Gerſtungen und Breitenbach, den erneſtiniſchen Antheil an Berka, Eiſenach, Wartburg, Treffurt, Salzungen und die Ämter, Schlöſſer und Städte Gotha, Weimar, Tenneberg, Kreuzburg, Kahla, Roda, Jena, Orlamünde, Walthershauſen, Buttſtädt, Dornburg, Buttelſtädt, Saalfeld, Kamburg, Weida, Ziegenrück u. a. m. als neues Fürſtenthum zu Lehn. Die fernere Geſchichte der erneſtiniſchen Linie verfolgen wir hier, da ſie bereits in den die herzoglich ſächſiſchen erneſtiniſchen Länder betreffenden Artikeln zum Theil abgehandelt iſt, zum Theil auch noch abgehandelt wird, nicht weiter, ſondern gehen nun zu der albertiniſchen, der noch jetzt im Königreiche Sachſen herrſchenden Linie, über. Bei der Theilung im Jahre 1485 hatte, wie oben erwähnt, Albert Meißen für ſich behalten, ein Fürſt, deſſen kriegeriſcher Sinn ſich in der ihm vom Kaiſer verliehenen Würde eines Erbſtatthalters von Friesland zu ſehr gefiel, als daß er auf die Verwaltung ſeines Landes vorzügliche Aufmerkſamkeit hätte richten mögen; doch iſt nicht unbemerkt zu laſſen,

daß unter seiner Regierung die Landesregierung zu Dresden entstand, auch das doppelte Hofgericht zu Dresden und Eckardtsberge zu einem Oberhofgerichte vereinigt und nach Altenburg und Leipzig, zuletzt (1547) für immer nach Leipzig verlegt wurde. Zugleich legte er auch durch die Verordnung in seinem letzten Willen, daß von den Erben seiner Söhne der Erstgeborene zur Succession gelangen solle, den Grund zu dem nachmals gültigen Rechte der Erstgeburt. Nach seinem Tode (1500) übernahm sein jüngerer Sohn, Heinrich der Fromme, anfangs die Statthalterschaft Friesland, trat sie jedoch schon 1505 seinem ältern Bruder, dem Herzoge Georg dem Bärtigen, ab und begnügte sich mit den für diesen Fall ihm ausgesetzten Ämtern Freiberg und Wolkenstein und einem Jahrgehalte von 12500 Thlr. Herzog Georg, welcher 1515 seine Rechte auf Friesland ebenfalls wieder an den Erzherzog Karl von Östreich abtrat, waltete im Allgemeinen löblich und erwarb die Burggrafschaft Leißnig mit Penig, zeigte sich aber als hartnäckigen Gegner der Reformation, die er, je mehr sich das Volk ihr zuwandte, nur desto eifriger zu unterdrücken strebte, vielleicht aber nicht aus eigentlicher Abneigung gegen die Sache selbst, als mehr in der Befürchtung neuer dem Bauernkrige ähnlicher Revolten. Aus Verdruß, daß er seinen Bruder Heinrich der neuen Lehre nicht abwendig machen konnte, ging er sogar damit um, die Succession dem römischen Könige Ferdinand zuzuwenden, starb aber glücklicher Weise vor der Ausführung dieses Planes im Jahre 1539. Sein Bruder Heinrich, jetzt Erbe des gesammten Landes, führte alsbald die Kirchenverbesserung ein und bedachte insbesondere von den eingezogenen geistlichen Gütern die Kirchen und Schulen reichlich; doch legte er bereits im Jahre 1541 die Regierung nieder und starb bald darauf. Moritz (s. d. Art.), sein großer Sohn, übernahm dem väterlichen Willen zuwider, aber der albertinischen Verordnung gemäß, die Zügel des Staats allein, gab jedoch seinem Bruder August die Ämter und Städte Laucha, Freiburg, Sangerhausen, Sachsenburg, Kindelbrück und Weißensee, zu denen später noch Weißenfels, Eisenberg und Schwarzenberg kam, zur Hofhaltung und zwar mit völligen Hoheitsrechten. An politischer Scharfsicht vielleicht allen seinen Zeitgenossen überlegen hätte übrigens Moritz nach Erlangung der Churwürde im Jahre 1547 nebst den Ländern der Ernestinischen Linie nur eines längern Lebens bedurft, um seine Pläne für die Vergrößerung Sachsens zu realisiren. So aber starb er, nachdem er die Suprematie des Kaisers in Deutschland vernichtet und den Protestanten völlige Religionsfreiheit erkämpft hatte, den Heldentod in der Schlacht von Sievershausen, den 9. Juli 1553. Das, was er mit dem Schwerdte vorzüglich gewirkt hatte, setzte sein Bruder August, genannt der Vater August, als Gesetzgeber und Bildner seines Volkes, rühmlich fort; doch vergrößerte er auch nach Außen den Staat durch mehrere wichtige Erwerbungen. Man vergleiche darüber den besondern Art. Sein Sohn Christian I. seit 1586 regierte nur 5 Jahre und zwar gänzlich unter der Leitung des berühmten Kanzlers Crell (s. d. Art.), nach dessen gewaltsamem Tode noch unter Christian II. (seit 1591 jedoch bis 1601 unter der Vormundschaft Friedrich Wilhelm's von Sachsen-Weimar) die durch die kryptocalvinistischen Wirren herbeigeführten Streitigkeiten fordauerten. In die Regierung Christian's II. fällt auch der Anfang des Jülich'schen Erbfolgestreites, der bekanntlich S. nur Titel und Wappen brachte, in anderer Beziehung aber dadurch einigermaßen von Wichtigkeit wurde, daß sich S. während der obschwebenden Verhandlungen dem kaiserlichen Hause freundlich näherte, ein Umstand, welcher auf das nachherige Benehmen des churfürstlichen Hauses in dem dreißigjährigen Kriege wesentlich einwirkte. Denn Johann Georg I. (s. d. Art.), Christian's II. Sohn, seit 1611, ließ während desselben die mehr als einmal ihm dargebotene Geldgenheit, die Macht Sachsens zu vergrößern und sein Ansehn zu befestigen, nicht nur entschlüpfen, sondern trug auch durch sein schwankendes Benehmen und eine fortdauernde Unent-

schlossenheit in entschiedener und kräftiger Parteinahme wesentlich dazu bei, daß S. seit dieser Zeit auf Kosten seiner thätigern Nachbarn immer mehr an Gewicht verlor. Einigen Ersatz, obwohl an Land nur, gewährte die erbliche Erwerbung der Lausitzen (s. d. Art.) im Jahre 1635. Dafür aber brachte er die albertinischen Länder, trotz dem, daß er nach dem Rechte der Erstgeburt seinem ältesten Sohne Johann Georg II. das Churfürstenthum überließ, dadurch von Neuem in die Gefahr einer Zersplitterung, daß er seinen nachgeborenen Söhnen August, Christian und Moritz drei besondere Landestheile aussetzte, deren Hauptstädte Weißenfels, Merseburg und Zeitz wurden. Zum Glück aber starb Weißenfels 1746, Merseburg 1738 und Zeitz schon 1718 wieder aus. Mehr als Johann Georg I. zeichnete sich sein Sohn Johann Georg II. (s. d. Art.) seit 1656 und sein Enkel Johann Georg III. (s. d. Art.) seit 1680 durch kriegerischen Sinn sowohl als durch Verwaltungstalent aus, minder der schwache Georg IV. (s. d. Art.) von 1691—1694. Letzterem folgte sein körperlich wie geistig gleich ausgezeichneter Bruder August I. Friedrich, der Starke (s. d. Art.), dessen Wahl auf den polnischen Königsthron aber (1697) so wie seine außerordentliche Prachtliebe die Kräfte des Staats dergestalt aussaugten, daß er sich nur später erst einigermaßen wieder zu erheben vermochte, zumal da die obwaltenden Zeitumstände eine feste Begründung der Macht des sächsischen Hauses in Polen verhinderten, was allein vielleicht, wenn man anders die Interessen der Herrscher von denen des Volkes nicht trennen will, einigen Ersatz hätte gewähren mögen. Ein Nachtheil entsprang außerdem noch aus der polnischen Königswürde dadurch, daß August den Protestantismus mit dem Katholicismus vertauschen mußte, obwohl sich später im Allgemeinen die gehegten Befürchtungen als ungegründet erwiesen. Nachwirkend waren diese Verhältnisse auch noch unter August II. Friedrich (s. d. Art.), Churfürst von S. und König von Polen, seit 1733, der überdieß noch in die schlesischen Kriege verwickelt wurde und trotz seiner eifrigen Sorgfalt dem unsäglichen Elende nicht zu steuern vermochte, welches besonders während des siebenjährigen Krieges das Land zu ertragen hatte. Wohl wäre ihm indeß seinem allmächtigen, dem Volke nicht väterlich gesinnten Minister Brühl (s. d. Art.) gegenüber mehr Selbstständigkeit zu wünschen gewesen, wo dann vielleicht auch das politische System, welches S. damals angenommen hatte, eine wesentliche Abänderung würde erfahren haben. Bei seinem Tode im Jahre 1763 hatte S. nach einer approximativen Schätzung durch die Kriege gegen 90000 Einw. und 70 Mill. an Contributionen und anderen Lasten verloren. Außerdem waren ungerechnet der Kammerschulden gegen 30 Mill. Steuerschulden gemacht worden. Diese Verluste auszugleichen traf der treffliche Friedrich Christian durch Regulirung des Schulden- und Creditwesens genügende Anstalten, doch starb er noch im December desselben Jahres und die weitere Fortsetzung des mit weiser Umsicht Begonnenen blieb seinem Nachfolger August III. Friedrich (s. d. Art.) dem Gerechten überlassen, an dessen Statt bis 1768 sein ältester Oheim, Xaver, die Administration führte. Letzterer machte sich in dieser Frist unendlich verdient und erwarb namentlich durch die Gründung mehrerer trefflicher Anstalten und Institute, wie der Bergakademie zu Freiburg (1765), der Kammercreditcasse (1765), des Sanitätscollegium (1765), der Artillerieschule (1766) u. a. m. seinem Namen ein bleibendes Andenken. In seinem Sinne wirkte fort der unvergeßliche Friedrich August der Gerechte, über dessen 59jährige Regierung das Einzelne in dem Artikel August (Friedrich) nachzulesen ist. Nachdem derselbe mit seinem Anschluß an den Rheinbund im Jahre 1806 zugleich in die Reihe der Könige eingetreten war, folgte er als Freund und treuer Bundesgenosse den Fahnen des Kaisers Napoleon, hatte aber den Schmerz, seine Anhänglichkeit mit dem von dem Congreß zu Wien im Jahre 1815 ausgesprochenen Verlust der großen Hälfte seines Landes (385 □ Meilen mit 875000 Einw.) büßen zu müssen. Seine Regentenpflichten jetzt mit

erneuter Sorgfalt dem ihm verbliebenen als Königreich in die Zahl der deutſchen Bundesſtaaten aufgenommenen Landestheile widmend, nahm er bei ſeinem Tode am 5. Mai 1827 mit ſich die ungetheilte Liebe des Volks und die Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen. Ihm folgte in der Regierung ſein Bruder Anton (ſ. d. Art.), deſſen Milde und außerordentliche Herzensgüte aus der edeln Bereitwilligkeit erkannt wurde, mit welcher er den in den Unruhen von 1830 laut ſich äußernden Wünſchen ſeines Volks nachgebend eine Umgeſtaltung der inneren Verhältniſſe und Abhülfe aller gerechten Beſchwerden verſprach. Um ſich die drückenden Regierungsgeſchäfte zu erleichtern, nahm er hierauf ſeinen Neffen Friedrich Auguſt zum Mitregenten an und gab ein Jahr ſpäter am 4. Nov. 1831 ſeinem Lande eine Verfaſſung, die bereits ſo herrliche Früchte getragen und das Band zwiſchen Fürſten und Volk für immer zu ſchöner Eintracht befeſtigt hat. Der „gütige" Anton ſtarb aufrichtig betrauert, weil er aufrichtig geliebt war, am 6. Juni 1836. Ihm folgte ſein Neffe, der bisherige Mitregent Friedrich Auguſt (ſ. d. Art.). — Vrgl. Pölitz „Geſchichte, Statiſtik und Erdbeſchreibung des Königreichs Sachſen" (Leipz. 1809—1810. 3 Bde.); deſſen „Abriß der Geſchichte des Königreichs Sachſens" (Leipz. 1817), beſonders wegen der reichen Quellenangabe ſehr zu empfehlen; deſſen „Geſchichte des Königreichs Sachſen" (Leipz. 1817, und ein anderes Werk unter demſelben Titel in 2 Bdn., Dresd. 1826); Heinrich's „Handbuch der ſächſiſchen Geſchichte" (1810—1812. 2. Aufl. 2 Bde., fortgeſetzt von Pölitz); Engelhardt's „Geſchichte der chur- und herzoglich-ſächſiſchen Lande" (Dresd. 1802—1805. 2 Bde.); „Weiße's „Churſächſiſche Geſchichte" (Leipz. 1802. 7 Bde.); Wachter's „Thüringiſche und oberſächſiſche Geſchichte ꝛc." (Leipz. 1826. 2 Bde.); die höchſt empfehlungswerthe „Geſchichte des Churſtaates und Königreichs Sachſen" von Böttiger (Hamb. 1830. 2 Bde.); außerdem Engelhardt's Schriften und für die Geographie und Statiſtik Sachſens insbeſondere die jährlichen Mittheilungen des ſächſiſchen ſtatiſtiſchen Vereins, Schumann's und Schiffner's „Geographiſches Lexikon von Sachſen" (Zwickau 1814—1833. 18 Bde.) und des Letztern „Geographie von Sachſen" (Grimma 1836). 15.

Sachſenbuße (emenda Saxonica) heißt nach dem alten ſächſiſchen Rechte die Leiſtung eines Richters oder Gegners an einen von ihnen unſchuldig ſeiner Freiheit Beraubten, als Erſatz für das erlittene Unrecht. Die Taxe dafür beträgt 2 alte Schock (40 Gr. ſächſ.); doch kann der verurſachte Schaden oder Verluſt noch beſonders angerechnet werden. Der unſchuldig Erfundene hat aber kein Recht darauf, wenn ſeine Gefangenſetzung in Folge einer Unterſuchung ſtattfand. 30.

Sachſenjahr iſt 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage oder ein gemeines Jahr mit dem Zuſatze einer ſächſiſchen Friſt. Dieſe Zeit nennt man dann im Ganzen Jahr und Tag und ſie iſt wichtig bei der Verjährung (ſ. d. Art.). 10.

Sachſenſpiegel nennt man diejenige Sammlung von richterlichen Entſcheidungen über vorzügliche Rechtsfälle, welche um das Jahr 1215 von dem anhältiſchen Edelmanne Epko von Repkau (auch Eyke von Repgow genannt) auf Veranlaſſung des Grafen Hoyer von Falkenſtein, deſſen Gerichtsſchöppe er war, theils aus urſprünglich deutſchen, beſonders ſächſiſchen, weſtphäliſchen, frieſiſchen, heſſiſchen, niederſächſiſchen, pommerſchen, brandenburgſchen, ſchleſiſchen, böhmiſchen und mähriſchen Rechtsvorſchriften, Gewohnheiten und Urtheilsſprüchen der Schöppen, theils aus einzelnen Geſetzen des römiſchen und kanoniſchen Rechtes veranſtaltet wurde. Obgleich dieſe Sammlung urſprünglich blos Privatunternehmung war, ſo erhielt ſie doch nach und nach nicht nur in den oben genannten Ländern Gültigkeit, ſondern ihre Beſtimmungen fanden ſelbſt in Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Liefland und Dänemark bis zum XV. Jahrh. häufig Anwendung, bis ſie endlich durch die immer allgemeiner werdende Annahme des römiſchen Rechtes nach und nach faſt ganz wieder aus dem öffentlichen Leben der genannten Völker verdrängt wurde.

Aber dennoch ist der S. nicht nur jetzt noch für die Kenntniß der öffentlichen, criminellen und privatrechtlichen Verhältnisse von Deutschlands Vorzeit von der größten Wichtigkeit, sondern er war es besonders auch im Mittelalter dadurch, daß er der Verdrängung vaterländischer Gesetze und Gerichtsgebräuche möglichst vorbeugte und der willkührlichen Entscheidung der Schöppen, welche nach ausländischen, oft nur halbverstandenen Gesetzen ein Urtheil fällen wollten, Einhalt that. Die in der Urschrift des Sachsenspiegels herrschende Mundart ist die rein altdeutsche, welche erst im XV. oder XVI. Jahrh. in den neuern obersächsischen Dialekt übergetragen wurde, während man in Polen eine lateinische Übersetzung desselben veranstaltete. Das Werk selbst zerfällt in zwei Haupttheile, in das Land- und Lehnrecht, von denen ersteres das bürgerliche und peinliche Recht in 3 Büchern umfaßt, letzteres aber als das 4. Buch hinzukommt. Später fügte man noch einen Richtsteig des Land- und Lehnrechtes bei, worin man von dem vor Gericht üblichen Verfahren unterrichtet wird. Obgleich der S. einer planvollen Anordnung seiner Gegenstände ermangelt, so finden sich darin doch viele Beweise von philosophischem Scharfsinn und genauer Kenntniß der Geschichte, während sein eigentlicher Werth vorzüglich in der rechtlichen Auffassung der Materien besteht. Da viele Vorschriften desselben den Bestimmungen des kanonischen Rechtes zum Nachtheile der Geistlichkeit widersprechen, so suchte dieselbe die Gültigkeit des Sachsenspiegels aus Kräften zu hintertreiben und Papst Gregor XI. verdammte im Jahre 1374 sogar in einer Bulle, welche jedoch ohne Wirkung blieb, die gefährlichen Irrthümer des Buches. Zu Anfange des XIV. Jahrh. sammelte jedoch ein Edelmann aus der Mark, Johann von Buch, der Verfasser des Richtsteiges, auf Veranlassung des Herzogs Otto von Braunschweig die bis zu jener Zeit über den S. in deutscher Sprache erschienenen Glossen und machte sie öffentlich bekannt; hierauf erschien die erste gediegene Ausgabe desselben zu Basel (1474. Fol.). Unter den zahlreichen späteren Ausgaben des Werkes verdienen bemerkt zu werden die von Gärtner (Leipz. 1732. Fol.) und von Homeyer, eine kritische Bearbeitung nach einer berliner Handschrift, (Berlin 1827. 2. Aufl. 1835). 81.

Sachtleven, s. Zaftleven.

Sachwalter, s. Anwalt.

Sack (Johann August), königlich preußischer wirklicher Geheimerath und Oberpräsident der Provinz Pommern, geb. zu Cleve am 7. Oct. 1764, besuchte das joachimsthaler Gymnasium zu Berlin, studirte von 1782—1785 zu Halle und Göttingen die Rechte, trat in den Staatsdienst, war 1788 Bergrichter zu Wetter an der Ruhr und ward dadurch dem nachmaligen Minister von Stein bekannt, unter dessen Leitung er auch in anderen Theilen der Staatsverwaltung, namentlich in Fabrikangelegenheiten, arbeitete. Auf Stein's Veranlassung ward S. 1792 zum Justitiarius bei der Kriegs- und Domainenkammer zu Cleve befördert und seit 1793 zugleich als Commissarius bei der königlichen Bank und bei dem cleve-märkischen Landtage angestellt. Als Mitglied der im Jahre 1794 zu Wesel gebildeten außerordentlichen Regierungscommission und bald darauf der Immediatcommission erhielt er dann das Oberbergdirectoriat und mehrere andere ehrenvolle Aufträge. 1797 schloß er mit Hoche die für die auf dem linken Rheinufer liegenden preußischen Provinzen sehr wichtige Convention ab, ward 1798 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen und arbeitete an Verbesserungen in der Verwaltung, stand seit 1806 in der von den Feinden besetzten Residenz an der Spitze der Verwaltung, leitete diese mit Gewandtheit und Redlichkeit und wirkte in gleichem Geiste (1809) als geheimer Staatsrath und Oberpräsident der Churmark, Neumark und Pommern; außerdem arbeitete er mit dem Minister von Stein die Städteordnung, mit Scharnhorst und Gneisenau die Landwehrordnung aus und bereitete überhaupt Vieles zu einem künftigen, kräftigen Auftreten Preußens vor. Dadurch ward es

1813 möglich in einigen Tagen die wichtigsten Gesetze zu vollenden, welche ganz neue Grundsätze aufstellten. Nach dem Ausbruche des Kriegs (1813) ward er Civilgouverneur des Landes zwischen der Elbe und Oder und 1814 Generalgouverneur vom Niederrhein. Von da ging er 1816 als wirklicher Geheimerath und Oberpräsident der Provinz Pommern nach Stettin, wo er bis zu seinem Tode, am 28. Juni 1831, mit größtem Segen wirkte. Seiner Theilnahme und Mitwirkung verdankt der Staat und namentlich die Provinz Pommern sehr viel; zu den neu errichteten Anstalten, wobei er thätig war, gehören der wichtige Hafenbau und die Badeanstalt zu Swinemünde, der Wollmarkt zu Stettin, die Chausséebauten der Provinz, die musterhaft eingerichtete Straf- und Besserungsanstalt zu Naugardt, das Gymnasium und Schullehrerseminar zu Köslin, die Stiftung einer Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde, das Bürgerrettungsinstitut und die Sparcasse zu Stettin. Verbessert oder neu organisirt wurden die bereits vorhandenen Gymnasien, Schullehrerseminarien zu Stettin und die Universität zu Greifswald, auch machte er sich um das Volksschulwesen im Allgemeinen verdient, und wie er überhaupt sich für die Kirche sehr interessirte, so ist auch die allgemeine Einführung der Agende für die evangelische Kirche in der Provinz Pommern meist als sein Werk anzusehen. Ihm zu Ehren errichtete 1833 die Kaufmannschaft zu Stettin ein Denkmal. 25.

Sack (August Friedrich Wilhelm), verdienter Theolog und Kanzelredner, wurde am 4. Febr. 1703 zu Harzgerode im Bernburgischen geboren. In Bernburg und Zerbst zur Universität vorbereitet studirte er seit 1722 in Frankfurt an der Oder Theologie, ward dann Hofmeister mehrerer jungen Edelleute, zuletzt des Erbprinzen von Hessen-Homburg und 1731 dritter und 1736 erster reformirter Prediger zu Magdeburg. Zwei Jahre darauf ernannte ihn der König Friedrich Wilhelm I. zum Consistorialrath und Inspector der reformirten Kirchen im Herzogthume Magdeburg und nach Noltenius' Tode zu seinem Hofprediger in Berlin. Er starb daselbst als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath am 23. April 1786, mit dem Rufe eines eben so vorzüglichen Predigers, als gründlichen und aufgeklärten Theologen, welcher unter den brandenburgschen Gottesgelehrten nebst Reinbeck der Erste war, der über Religion und Christenthum mit philosophischem Geiste dachte und schrieb, den christlichen Glauben gegen dessen Verächter beredt vertheidigte und das System der evangelischen Kirche von dogmatischem Unsinne zu reinigen suchte. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Predigten" (Berlin 1764. 6 Thle.) und „Vertheidigter Glaube der Christen" (Verm. Aufl. Berlin 1773. 1.—8. St.); außerdem mehrere einzeln gedruckte Predigten. 63.

Sack (Friedrich Samuel Gottfried), des Vorigen Sohn, berühmt als der vorzüglichste Vermittler und Beförderer der Union zwischen den Reformirten und Lutheranern zu Einer evangelischen Kirche in Preußen, war geboren zu Magdeburg im Jahre 1738, studirte seit 1755 Theologie zu Frankfurt an der Oder und ward 1769 Prediger in Magdeburg, 1777 aber als fünfter Hof- und Domprediger in Berlin von seinem Vater eingeführt, 1786 zum Oberconsistorialrath und Lehrer der Familie des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, 1805 zum Oberschulrath und 1814, nach Herausgabe seiner Schrift: „Über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien in der preußischen Monarchie" (Berl. 1812. 2. Aufl. 1818), welche die Grundlagen der später eingeleiteten Union enthält, zum Präses der zu diesem Zwecke niedergesetzten Commission ernannt, endlich 1816 zum Bischof erhoben. Bald darauf, am 2. October 1817, starb er. S. war, wie sein Vater, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Theolog und nicht nur mit der alten Literatur, sondern auch der neuern französischen und englischen innigst vertraut. Keiner theologischen Partei zugethan war er entschiedener Bibeltheolog. Als Kanzelredner zeichnete er sich durch Popularität und Anmuth der Darstellung

aus. Namentlich wär er stark in Casualreden. Von seinen Schriften sind außer der bereits genannten bemerkenswerth: „Lebensbeschreibung A. F. W. Sack's, nebst einigen seiner hinterlassenen Briefe und Schriften" (Berlin 1789. 2 Bde.); „Predigten" (Berlin 1781. 2. Aufl. 1788); „Über die Verbesserung des Landschulwesens in Brandenburg" (Berlin 1799); „H. Blair's Predigten", aus dem Engl. (mit Schleiermacher. Leipz. 1781—1802. 5 Thle.); „Amtsreden bei verschiedenen wichtigen Veranlassungen" (Berlin 1804); außerdem eine große Anzahl einzeln gedruckter Predigten und Reden. 63.

Sackpfeife, Dudelsack, lat. tibia utricularis; franz. musette, cornemuse; engl. bag-pipe; ital. cornamusa, heißt ein schon den alten Völkern bekanntes, jetzt indeß nur noch in der Schweitz, Schottland, Polen und in einigen Gegenden Deutschlands und Frankreichs gebräuchliches Blasinstrument. Es besteht aus einem ledernen Schlauche, in welchen der Bläser durch eine an der oberen Seite befestigte Röhre Wind einbringt, den er nun zugleich durch einen Druck mit dem Arme in die am entgegengesetzten Ende schallmeiähnliche Röhre treibt. Neben letzterer, welche wie die Schallmei tractirt wird, befinden sich noch mehrere fortwährend eintönig klingende Pfeifen, Stimmer (Bourdons) genannt, deren größte in einem tiefen Tone schnurrt und bei dem Spielen gewöhnlich über die linke Schulter herabhängt. Früher hatte man 4 Hauptgattungen der S., deren größte Bock, die kleinste Dudey hieß. Mitten inne standen das Hummelchen und die Schäferpfeife. Zu bemerken ist übrigens, daß die früher unter dem Namen Musette bekannten entweder für die S. wirklich oder als Nachahmung der Musik derselben componirten Tonstücke jetzt verschollen sind. 29.

Sacrament (sacramentum), bei den alten Römern s. v. a. res sacrata, etwas vom gemeinen Gebrauche Abgesondertes und den Göttern Geweihtes; besonders a) die bei Processen beim Pontifex Maximus als Caution niedergelegte Geldsumme; b) der Eid, vorzüglich Soldateneid — ist ein Ausdruck, welcher im kirchlichen Sprachgebrauche, hier aus der Vulgata entlehnt und dem griechischen μυστήριον entsprechend, in der ältesten christlichen Zeit eine sehr schwankende Bedeutung hatte. Bald nämlich bezeichnete man damit eine Religionslehre, welche vor Christo unbekannt war oder überhaupt das Fassungsvermögen des Menschen übersteigt, bald ein Geheimniß, bald eine allegorische Rede, bald heilige Gebräuche und symbolische Religionshandlungen. Tertullian war es hauptsächlich, der dieses Wort, namentlich auf Taufe und Abendmahl, als Ceremonien von geheimer Bedeutung und Kraft, übertrug. Augustin, welcher S. die sichtbare Gestalt einer unsichtbaren Gnadenwohlthat nennt, nahm schon 4 Sacramente an: Abendmahl, Taufe, Priesterweihe und Ehe; Pseudodionysius Areopagita dagegen zählt 6: Taufe, Abendmahl, Confirmation, Priesterweihe, Mönchsgelübde, Bestattungsgebräuche. 7 Sacramente zählte zuerst der Bischof Otto von Bamberg (1124) und nach ihm Petrus Lombardus, durch dessen Ansehn diese Zahl in der lateinischen Kirche allgemein angenommen wurde; nämlich: Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße, Priesterweihe, Ehe und letzte Ölung. Der Begriff des Sacraments wurde aber hauptsächlich von Thomas von Aquino dahin bestimmt: es sei eine äußerliche heilige Handlung, verbunden mit feierlichen Worten, durch welche der Mensch geheiligt werde und die durch Christi Verdienst erworbene Gnade Gottes so wie die Hoffnung der ewigen Seligkeit erhalte. Die Reformatoren aber, von der Sache selbst ausgehend, bestimmten den Begriff rein dogmatisch, als solche feierliche von Christo selbst angeordnete Ceremonien, durch welche der Zweck des Christenthums (Vergebung der Sünden) an den Gläubigen befördert werde, und erklärten sich zugleich gegen die von der katholischen Kirche festgesetzte Zahl der Sacramente, indem sie nur zwei, Taufe und Abendmahl, annahmen. Dagegen bestätigte das trienter Concilium die Lehre von den 7 Sacramenten mit der schon

von Thomas von Aquino gemachten Beſtimmung, daß die Sacramente in und durch den bloßen Gebrauch, ex opere operato (scil. a Christo), wirken, d. h. ſie gewähren eine vom Heilande uns verdiente göttliche Kraft, die durch keine menſchliche Stimmung, durch keine geiſtige Verfaſſung und Anſtrengung ermittelt werden kann, ſondern von Gott um Chriſti Willen ſchlechthin in den Sacramenten gegeben wird. Die Griechen conformirten ſich hierin allmählig mit den Lateinern. Die Reformirten betrachteten die Sacramente als bloße Symbole (signa significantia, non exhibitiva) der göttlichen Gnadenmittheilung, durch welche aber der religiöſe Glaube wahrhaft geſtärkt werde, und unterſcheiden ſich ſo von den Lutheriſchen dadurch, daß ſolche Erhöhung des religiöſen Lebens bei dieſen übernatürlich, bei jenen natürlich geſchieht. Die Socinianer, Arminianer und Mennoniten erklären ſie für Ceremonien, durch welche ſich die Chriſten von andern Religionsverwandten unterſcheiden. — Wie man aber auch über die Bedeutung und Kraft der beiden Sacramente urtheilen möge, immer verdienen ſie als von Chriſtus eingeſetzte Typen des chriſtlichen Cultus wegen ihrer Einfachheit und hohen Bedeutſamkeit heilig gehalten zu werden. Beide weiſen auf den Anfang und das Ende der ſegensreichen Wirkſamkeit Jeſu und ſo auf ſein ganzes Leben bedeutungsvoll hin, ſtellen alſo, was der chriſtliche Cultus überhaupt ſoll, die Geſchichte der chriſtlichen Offenbarung gleichſam den Sinnen dar, ſo daß der Chriſt die Thatſachen derſelben gleichſam anſchaut und in die Zeit Jeſu und der Apoſtel verſetzt wird. Sollen ſie aber eine ſittliche Wirkung hervorbringen, ſo müſſen ſie, als Zeichen des Unſichtbaren, wie andere Bilder durch die Denkkraft des Glaubens vergeiſtigt werden. 63.

Sacramentsſtreit heißt der berüchtigte Zwiſt zwiſchen den Lutheranern und Reformirten über die Art und Weiſe der Gegenwart Chriſti im Abendmahle, indem Luther eine *reale*, ſubſtantielle Gegenwart des Körpers Chriſti annahm, Zwingli aber eine nur *ideale* für den gläubigen Sinn des Genießenden lehrte. Schon 1524 erklärte ſich Karlſtadt (ſ. d. Art.) gegen Luther's Anſicht und im folgenden Jahre auch Zwingli und Ökolampadius (ſ. d. Artt.) in mehreren Schriften. Gegen den Letztern erhoben ſich 14 ſchwäbiſche Prediger in einem durch Joh. Brenz zu Schwäbiſch-Hall und Erhard Schnepf in Wimpfen verfaßten „Syngramma", welches für eine Vertheidigung der ſubſtantiellen Gegenwart gelten wollte. Mehrere in Deutſchland traten für dieſe und wider die ſogenannten Sacramentirer auf. Die Vereinigungsverſuche der ſtraßburger Theologen, Bucer und Capito, ja ſelbſt der evangeliſchen Fürſten, beſonders Philipp's von Heſſen, welcher zu dieſem Zwecke das Colloquium zu Marburg veranſtaltete, ſcheiterten meiſt an Luther's hartnäckiger Conſequenz, welche wohl in dem Ausgehen der allegoriſirenden Deutung von den ſeinem Werke durch ihren Ungeſtüm Unheil drohenden Fanatikern und in der Beſorgniß, dem Abendmahle das Anſehn eines Sacraments entzogen zu ſehen, ihren Grund hatte. Durch Luther's gedruckte Predigt „vom Sacrament" ward der Streit auch vor das Volk gebracht und ſeit Anfang des Jahres 1527 griffen ſich Zwingli und Luther in 4 leidenſchaftlichen Streitſchriften nun auch perſönlich an. Bucer's raſtloſes Beſtreben, die ſchweitzeriſche Anſicht Luthern und den Schweitzern in ihrer Einkleidung in völlig lutheriſche Formeln annehmlich zu machen, erhielt zwar bei einer Unterredung Bucer's und Melanchthon's zu Caſſel (1535) des Letztern und ſelbſt Luther's Billigung; aber auf einer Zuſammenkunft in Wittenberg (1536) mußten ſich doch die Süddeutſchen entſchließen, die von Melanchthon verfaßte, aber ganz lutheriſche Concordia Vitebergensis zu unterzeichnen. Ihr ſtellten Myconius, Grynäus und Bullinger (1536) die erſte helvetiſche, Zwingli's Anſicht wiederholende Confeſſion entgegen. Von da an ruhete der Streit eine Zeit lang und als ihn Luther kurz vor ſeinem Tode von Neuem anregen wollte, fanden es doch die übrigen Theologen rathſamer, ſich nicht in denſelben zu miſchen. Melanchthon aber milderte, um eine Vereinigung zu bewirken, den betreffenden

Digitized by Google

Artikel in der augsburgischen Confession und zog sich dadurch den Verdacht des Kryptocalvinismus (s. d. Art.) zu. Die Concordienformel endlich sanctionirte von Neuem die strenge lutherische Abendmahlslehre und verhinderte so lange Zeit die Union beider Kirchen, die erst in der neuesten Zeit zum Theil ins Leben getreten ist. 63.

Sacrilegium, s. Kirchenraub und residui crimen.

Sacristei ist die Abtheilung jeder Kirche, worin die zum Gottesdienste bestimmten Gegenstände aufbewahrt werden und die Geistlichen sich aufhalten, so lange sie nicht fungiren. — **Sacristan** heißt in den katholischen Kirchen der Kirchendiener, welchem die Aufbewahrung und Besorgung der gottesdienstlichen Gegenstände obliegt, was in den protestantischen Kirchen der **Kirchner** ist. 23.

Sacy (spr. Sassi) (Baron Antoine Isaak **Silvestre** de), der berühmteste aller lebenden Orientalisten, ward den 21. Sept. 1758 zu Paris geboren und nach vollendeten Studien 1781 zuerst als Rath beim Münzhofe angestellt, trat 1785 als **Associé libre** in die Akademie der Inschriften, ward 1791 einer der Generalcommissaire für das Münzwesen und 1792 ordentliches Mitglied der Akademie der Inschriften, lebte dann während der Schreckenszeit zurückgezogen und ward 1796 zum Mitgliede des Instituts, so wie zum Professor der arabischen Sprache an der Specialschule der orientalischen Sprachen ernannt, weigerte sich aber den Eid gegen das Königthum zu schwören und konnte daher nur die letztere Stelle antreten, weil man seiner dafür bedurfte und ihm deßhalb den Eid erließ, bis unter Buonaparte's Consulat (1800) der Wegfall desselben ihm auch den Eintritt in die erstere gestattete. In diesen Stellen, zu welchen er später noch die des Professors der persischen Sprache am **Collége de France** und des Conservators der orientalischen Manuscripte der königlichen Bibliothek fügte, widmete er sich fast ausschließlich den Wissenschaften, welche seinen Ruf begründeten; denn wenn er auch 1808 vom Seinedepartement zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers ernannt und von Napoleon zum Baron erhoben ward, so blieb seine politische Wirksamkeit doch unbedeutend und erst 1814 trat er in der Kammer entschiedener auf, als er für Napoleon's Absetzung stimmte. Nach der zweiten Restauration ward er Censor, Rector der Universität und Mitglied der Commission für den öffentlichen Unterricht und nach der Julirevolution von Louis Philipp zum Pair ernannt. — Was S. für das Studium der orientalischen Sprachen geleistet hat, sichert ihm einen unsterblichen Ruhm. Wie keiner vor ihm ist er in den Geist derselben eingedrungen und seine gründliche Kenntniß und lichtvolle Darstellung machen ihn mit Recht zum Meister aller lebenden Orientalisten, deren höchster Ruhm es ist, S.'s Schüler gewesen zu sein. Oben an steht seine „**Grammaire arabe**" (Paris 1810. 2 Bde. 8. 2. Aufl. 1831), ein noch unerreichtes Muster semitischer Sprachforschung. Außerdem erwähnen wir seiner Ausgaben des „Hariri" (Paris 1822. gr. 4.), der „**Kalila we Dimna**" (Paris 1826), des „**Pendnameh**" von Ferîd-eddîn-Attâr (Paris 1819), seine „**Chrestomathie arabe**" (Paris 1806. 3 Bde. 2. Aufl. 1826); „**Principes de la grammaire générale**" (Paris 1799, neueste Aufl. 1815. Deutsch von Vater 1801). Außer mehreren anderen trefflichen Werken, die wir hier übergehen, finden sich von ihm die schätzbarsten Abhandlungen im „**Journal des Savans**", „**Journal asiatique**", den „Fundgruben des Orients", dem „**Magazin encyclopédique**" ꝛc. Zuletzt gedenken wir noch, daß er auch des Hebräischen und der meisten occidentalischen Sprachen, vorzüglich der deutschen, mächtig ist. 16.

Sadducäer, eine jüdische Secte zur Zeit Jesu, deren Name nur nach späteren Berichten von einem Rabbi Zadok, Schüler des Antiochus Sochäus (in der 1. Hälfte des III. Jahrh. v. Chr.), sicherer davon abgeleitet wird, daß sie alles Heil nur von strengem Rechthandeln (hebr. צֶדֶק) abhängig machten. Dem Na-

men nach die Gerechten, waren sie in der That die Reichen und Aristokraten, die sich in religiöser Hinsicht als grübelnde Heterodoxen charakterisirten. Sie verwarfen alle ungeschriebene Satzungen und Traditionen (παραδόσεις) der Pharisäer und erkannten nur den Pentateuch als eigentliche Religionsquelle und als verbindendes Nationalgesetz an, ohne jedoch die übrigen Bücher des alten Testaments, nachdem einmal ihre Aufnahme in den Kanon öffentlich sanctionirt worden war, geradezu zu verwerfen. Gebrauch aber konnten sie von diesen nachmosaischen Schriften nicht machen, deren durchgängiger theokratischer Charakter ihrer Grundansicht widersprach. Diese bestand nämlich in dem Zweifel an der Theokratie und der bestimmten Abläugnung göttlicher Bestimmung des Schicksals, welches vielmehr ausschließlich vom freien Handeln der Menschen abhänge, die ohne eudämonistische Aussicht auf Erfolg oder Belohnung nur nach dem, was recht ist, zu streben haben. Ohne den Wahn einer besondern Auszeichnung der Nation vor anderen durch ein näheres Verhältniß zur Gottheit zu theilen, waren sie nur für Herstellung der ursprünglichen mosaischen Verfassung und verwarfen somit alle theokratische und messianische Auffassung. Solchen Grundsätzen gemäß nahmen sie auch keine Auferstehung im Sinne der Pharisäer, keine Fortdauer des Geistes mit Bewußtsein, keine Vergeltung, überhaupt keine höhere Ordnung von Geistern oder Engeln an. Übrigens erscheinen sie mit den Pharisäern in Opposition, vereinten sich aber in gewissen Fällen mit ihnen, wie in der Unterdrückung der Lehre Jesu. Auch waren sie, wie jene, Beisitzer im Synedrium und verwalteten zuweilen auch das Hohepriesterthum. 63.

Sade (Donatien Alfonse François, Marquis de), einer der nichtswürdigsten Menschen, die je gelebt haben, dessen Name schon, wie sich ein geistreicher französischer Schriftsteller ausdrückt, die Hand, die ihn niederschreibt, erzittern macht, ein Ungeheuer, dessen Leben ein wahrer Pfuhl von Blut und Lastern ist, wurde am 2. Juni 1740 zu Paris geboren. Seine Familie, welche die schöne Laura, die Geliebte des Petrarca, unter ihre Ahnen zählte, war von jeher eine der geachtetsten in Frankreich gewesen und zählte mehrere durch literarischen und kriegerischen Ruhm bekannt gewordene Mitglieder; auch der Vater des Marquis, der Graf François Paul von S., zeichnete sich durch Charakter und Kenntnisse aus. Seine ersten Jugendjahre verlebte der Marquis in der Provence und zu Epeuil in Auvergne, wo er unter Leitung seines Onkels, des Abbé von S., eine treffliche Erziehung erhielt; später kam er nach Paris zurück und besuchte das Collegium Ludwig's XIV. nicht ohne hier schon seine Umgebungen durch jene fürchterlichen Anlagen zum Laster zu erschrecken, die er später zu so gräßlicher Vollkommenheit ausbildete. Nach seinem Austritte aus dem Collegium im Jahre 1752, welcher ein Festtag für seine Mitschüler war, trat er in das Regiment Chevaux Legers, ward dann Lieutenant beim Regimente des Königs und zuletzt Capitain bei einem Cavallerieregimente. Als solcher wohnte er noch einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges bei und nahm nach dem Frieden seine Entlassung, worauf er sich im Jahre 1766 mit dem liebenswürdigen Fräulein von Montreuil vermählte. Von jetzt an wurde sein Name allmählig bekannter. Als Wüstling bereits verachtet und gefürchtet begann er die Befriedigung seiner unbändigen Triebe systematisch bis zur Unnatur zu treiben und zuletzt in dem mit raffinirter Grausamkeit und durch die seltsamsten empörendsten Mittel herbeigeführten Tode seiner Opfer zu suchen. Das Gewöhnliche verschmähend haschte seine erhitzte stets mit den unnatürlichsten Bildern angefüllte Phantasie täglich nach neuen unerhörten Lüsten, die sich in tausend kleinen Mordversuchen der Welt kund gaben. Mit wahrhaft eisernem Fleiße studirte er das Laster in allen seinen Principien, indem er vom Leichten zum Schweren, vom Bekannten zum Unbekannten überging, bis er sich endlich eine Theorie bildete, vor deren fürchterlicher Vollendung selbst der Verbrecher zurückschaudern

muß. Zum Unglücke schützten ihn sein Name und seine mannigfachen Verbindungen lange vor der verdienten Strafe; denn als z. B. im Jahre 1768 die Entrüstung über einen seiner Morde zu laut und allgemein geworden war, als daß man hätte schweigen können, begnügte man sich damit, ihn 6 Wochen nach Lyon in das Gefängniß Pierre-Encise zu bringen; auf gleiche Weise entging er auch 1772, wo ihn das Parliament zu Aix wegen einer gräulichen zu Marseille gehaltenen Orgie bereits verurtheilt hatte, der verdienten Todesstrafe und litt (nebst seinem Kammerdiener, dem Genossen seiner Schandthaten) nur einen sechsmonatlichen Arrest zu Chamberi. Endlich ward er im Jahre wegen seiner wiederholten Missethaten 1777 zu Vincennes festgesetzt und von hier aus später in die Bastille gebracht. Hatte er hier keine Gelegenheit praktisch dem Laster zu dienen, so benutzte er dagegen die ihm unglücklicher Weise gegebene Erlaubniß zu schreiben dazu, einen Versuch zu machen, wie weit sich in Büchern die Ruchlosigkeit treiben lasse. So verlebte er seine Zeit bis zum Jahre 1790, welches ihm die Freiheit zurückgab. Die Gräuel der Revolution blieben ihm fremd; denn politische Morde waren ihm ein belächelnswerthes Kinderspiel und er zog es vor, auf seiner eigenen Bahn, auf der ihm Keiner, selbst der verworfensten Pikenmänner, folgen konnte, vorwärts zu schreiten. In dieser Zeit erschienen seine beiden berüchtigten Werke „Justine“ und „Juliette“ nebst mehreren anderen, die wir aber, wie seine übrigen literarischen Producte, anzuführen nicht für nöthig erachten. Seine Frechheit übrigens ging so weit, daß er später den Mitgliedern des Directorium Exemplare der beiden oben genannten Werke überreichte und in der That wurden sie mit Dank angenommen, was ihn veranlaßte, auch dem Consul Napoleon diese gräuelvollen Producte überreichen zu lassen; allein dieser schaudernd ob solcher Verworfenheit ließ den Verfasser als unheilbaren und gefährlichen Tollhäusler ins Narrenhaus von Charenton einsperren. Hier, so wie im Bicêtre, wohin er später gebracht wurde, richtete er sich bestens ein, da er wohl wußte, daß er seine Freiheit nie wieder erhalten würde. In gutem Vernehmen mit den Verbrechern und Tollen beschäftigte er sich häufig damit, mit den Verrückten selbstverfertigte Komödien aufzuführen, wobei ihn sein Gönner, der Abbé Goulmier, der Aufseher des Gefängnisses, eifrig unterstützte. Übrigens ward er von den Bewohnern des Gefängnisses wie ein Orakel verehrt und mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit behandelt. So erreichte er, ohne ein einziges Mal krank gelegen zu haben, ein hohes Alter und starb sanft und ruhig am 2. Dec. 1814. Merkwürdiger Weise bezeichnete ein Phrenolog auf seinem Schädel, ohne ihn zu kennen, als besonders hervorspringend die Organe der mütterlichen Zärtlichkeit und Kinderliebe. — Vergl. J. Janin's, „Der Marquis von Sade“ (deutsch, Leipz. 1835); auch zu finden in den „Literarischen Blättern der Börsenhalle“ (Nr. 980—982). 22.

Sächsische Frist, s. Frist.

Sächsische Münzen, Maße und Gewichte. A. Sachsen, Königreich. 1. Münzen. Im ganzen Königreiche rechnet man durchaus nach Reichsthalern zu 24 Groschen à 12 Pfennige. Der Zahlwerth ist der Conventions-20 Guldenfuß, 13⅓ Thaler oder 10 Speciesthaler auf die köln. Mark fein Silber gerechnet. Das Verhältniß sämmtlicher Rechnungsmünzen ist folgendes: 1 neues Schock = 1⅕ Speciesthaler = 2½ Reichsthaler = 2⅔ meißner Gulden = 3 alte Schock = 3¾ Gulden = 60 Groschen = 720 Pfennige. Nach alten und neuen Schocken werden noch häufig Strafgelder und nach meißner Gulden Kaufgelder von Landgrundstücken in manchen Gegenden gerechnet. Die wirklich geprägten Münzen sind folgende: a) Goldmünzen. Augustd'or (einfache und doppelte) à 5 Thlr. in Gold, 35,189 Stück auf die köln. Mark von 21 Karat 8 Grän fein; Ducaten à 2 Thlr. 20 Gr. in Gold, 67,106 Stück auf die köln. Mark von 23 Karat 8 Grän fein. b) Silbermünzen. Speciesthaler oder ⅔tel oder 2 Gulden-

stücke à 1 Thlr. 8 Gr., 8,35 auf die köln. Mark von 13 Loth 4⅓ Grän fein; Gulden oder ¾tel à 16 Gr.; halbe Gulden oder ½tel à 8 Gr. nach Verhältniß; Viergroschenstücke oder ⅛tel, 40,5 Stücke auf die köln. Mark von 7 Loth 15⅔ Grän fein; Zweigroschenstücke oder $\frac{1}{12}$tel, 70 Stücke auf die köln. Mark von 7 Loth fein; Groschen oder $\frac{1}{24}$tel, 117,77 Stücke auf die köln. Mark von 5 Loth 16 Grän fein; Achter oder $\frac{1}{36}$ Thlr. Scheidemünze; 180 Stücke auf die köln. Mark von 4 Loth fein; Sechser oder $\frac{1}{48}$ Thlr., 240 Stücke auf die köln. Mark von 4 Loth fein; ¾tel Stücke nach dem leipziger 18 Gulden- oder 12 Thalerfuße, 17 Stücke auf eine köln. Mark von 15 Loth 2 Grän fein. Früher wurden auch Silberdreier oder Stücke von 3 Pfennigen ausgeprägt, welche auch noch im Umlaufe sind. c) Kupfermünzen. Stücke zu 4, 3 und 1 Pfennig. Das sächsische Papiergeld besteht in den sogenannten Cassenbillets zu 1 und 2 Thalern, und zwar seit 1818 zu 1 Thlr. 1000000 Stück und zu 2 Thlr. 750000 Stück. II. Längenmaß. 1 Fuß = 10 Decimalzoll = 12 Duodecimalzoll = 125,568 par. Linien; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Bau- und Straßenruthe = 8 Ellen; 1 geometrische Ruthe beim Vermessen von Wiesen, Feldern und Waldungen = $7\frac{1}{12}$ Ellen; 1 Kette = 10 Ruthen; 1 Bergwerksklachter = 7 Fuß; 1 Meile = 2000 Ruthen = 27904 par. Fuß; es gehen demnach 12¼ Meile auf einen Äquatorgrad. III. Flächenmaß. 1 Morgen = 150 □Ruthen; 1 Acker = 2 Morgen; 1 Hufe Landes besteht nach Verschiedenheit der Gegenden aus 12, 15, 18 24 bis 30 Ackern; 1 □Elle = 4 □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubikelle = 8 Cubikfuß; 1 Cubikfuß = 1728 Duodecimal = 1000 Decimal = 1145¼ par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Last Weizen = 6 Wispel = 12 Malter; 1 Last Hafer = 2 Wispel = 4 Malter; 1 Wispel = 2 Malter = 24 Scheffel; 1 Scheffel = 4 Viertel = 16 Metzen = 64 Mäßchen. Das allgemeine Maß für ganz Sachsen ist jetzt der dresdener Scheffel = 7900 dresdener Decimalcubikzoll = 5238 par. Cubikzoll, jedoch ist derselbe in den meisten sächsischen Städten verschieden. 1 dresdener Scheffel = $\frac{1}{3}\frac{3}{2}$ adorfer = $\frac{8}{15}$ annaberger = $\frac{2}{3}\frac{5}{8}\frac{6}{1}$ budissiner = $\frac{3}{4}\frac{2}{9}$ camenzer = $\frac{4}{5}$ chemnitzer = $\frac{1}{2}$ eybenstocker = $\frac{3}{4}\frac{3}{3}$ freiberger = ½ johanngeorgenstädter = ¾ leipziger = $\frac{1}{2}\frac{2}{4}\frac{8}{5}$ marienberger = $\frac{1}{1}\frac{1}{6}\frac{7}{7}$ ölsnitzer = ⅔ plauenscher = ½ schwarzenberger = $\frac{8}{15}$ zwickauer Scheffel. VI. Flüssigkeitsmaß. 1 Fuder = 2½ Faß = 4 Orhoft = 12 Eimer; 1 Faß = 5 Eimer; 1 Eimer = 48 Visir- = 72 dresdener Kannen; 1 Orhoft = 6 Anker; 1 Anker = 36 Kannen = 32 Quart = 64 Nößel; 1 Kuffe Bier = 2 Faß = 4 Tonnen = 16 Viertel = 105 dresdener Kannen. VII. Gewicht. 1 Centner Handelsgewicht = 110 Pfd., Fleischergewicht = 102 Pfd., an manchen Orten, besonders in Dresden = 90 Pfd., Berggewicht = 114 Pfd., Stahlgewicht 118 Pfd.; 1 Schiffspfund = 3 Centner. Bei diesen verschiedenen Gewichten sind die Centner gleich und nur die Pfunde verschieden. 1 Pfd. = 32 Loth = 128 Quentchen — 9715 holl. Aß. 1 Mark Münz- Gold- und Silbergewicht = ½ dresdener Pfd. = 8 Unzen = 16 Loth = 64 Quentchen = 256 Pfennige = 512 Heller; 1 Mark Gold = 24 Karat à 12 Grän; 1 Mark Silber = 16 Loth à 18 Grän. 26.

Sächsische Schweitz, s. Sachsen.

Säculum ist eigentlich ein Zeitraum von 100 Jahren, dann auch eine lange Zeitdauer überhaupt. In kirchlichem Sprachgebrauche ward es aber schon frühzeitig gleichbedeutend mit dem griechischen αἰών (Zeitlauf), welches im neuen Testamente häufig für die vergängliche Welt, das Sinnliche, im Gegensatze zum Gottesreiche gebraucht wird, und ward so der Gegensatz zur Kirche, also die Welt, das Irdische. Daher entstand der Begriff der Säcularisation für die Verwandlung der kirchlichen Güter in weltliche Besitzungen. 30.

Sägefisch, s. Haifisch.

Sämund, s. Edda.

Sänfte, lat. lectica; franz. porte-chaise; engl. chair, sedan, Tragsessel zum bequemern Reisen und leichtern Fortschaffen kranker und schwächlicher Personen, sind eine Erfindung des Alterthums. Ihre Entstehung verweiset man in den Orient und sie wurden hier von 2 Menschen oder von Lastthieren getragen. Bei den Römern bot man Alles auf, was zur Bequemlichkeit derselben gereichen konnte und man hatte besondere Sklaven (lecticarii), die die oft mit großer Pracht und bedeutendem Aufwande angefertigten Sänften tragen mußten. Wer nicht im Stande war, sich eine S. zu kaufen, konnte sie von Plebejern, die damit ihren Wucher trieben, zur Miethe erhalten. Auch waren Sänften üblich, auf denen man die Todten beerdigte. Im Mittelalter gingen die Sänften zu anderen Völkern über und vornehme Frauen bedienten sich vorzüglich derselben auf ihren Reisen. Unter Ludwig XIV. wurden die ersten eigentlichen Portechaisen erbaut, wie sie noch in größeren Städten, in Wien, Dresden, Leipzig ꝛc., im Gebrauche sind. 35.

Sättigung (saturatio) ist in der Chemie derjenige Zustand einer Verbindung, wobei der eine Bestandtheil in einer solchen Menge vorhanden ist, daß die Verbindung nicht vermögend ist davon noch mehr aufzunehmen. Wirft man z. B. in eine Quantität Wasser so viel Salz, daß ein Theil des letzteren unaufgelöst bleibt, so hat man eine gesättigte Salzauflösung. 5.

Säuferwahnsinn, s. Delirium.

Säugethiere, lat. mammalia; franz. animaux à mamelles; engl. mammalious animals, die erste Classe des Thierreichs, haben rothes warmes Blut, ein Herz mit zwei Kammern, bringen lebendige Junge, welche sie eine Zeit lang an ihren Brüsten durch Milch ernähren oder säugen, zur Welt, athmen vermittelst der Lunge und unterscheiden sich durch diese charakteristischen Merkmale, wie durch den vollkommnern Bau ihrer Sinneswerkzeuge, ihrer Knochen, Nerven, Muskeln ꝛc. von den übrigen Classen. Ihr Körper ruht auf 4 Füßen, diejenigen ausgenommen, welche im Wasser leben. Bei diesen werden die Werkzeuge der Bewegung durch die Flossen ersetzt. Die Vorderfüße sind gemeiniglich kürzer als die Hinterfüße, namentlich bei den springenden Thieren (Hasen), bei den Giraffen aber um die Hälfte größer. Den untersten Theil der Füße bilden bei einigen Finger oder Zehen, die entweder gespalten sind oder durch eine Haut (Schwimmhaut) (Biber, Fischotter) zusammenhängen und mit breiten Nägeln oder spitzigen Krallen besetzt sind. Ist der innere Finger von den übrigen weiter entfernt, so entstehen Hände. Andere S. haben zwei starke hornartige Klauen, die, sind sie ungespalten, Huf heißen. An den hintern Theil des Körpers schließt sich bei den Säugethieren der Schwanz an, nur wenige abgerechnet, welche gar keinen haben. Er ist bald länger, bald kürzer und heißt, wenn die Haare, welche sich an ihm befinden, sehr lang sind, Schweif; bei anderen geht der an und für sich längere Schwanz in ein Büschel längerer Haare aus. Zur Bedeckung dient allen, mit Ausnahme derer, welche im Wasser leben, das Haar und die Haut ist damit nach der Verschiedenheit der Ordnung, der sie angehören, der Gegend, in welcher sie leben, der Jahreszeit und ihres Alters mehr oder weniger besetzt. Sind die Haare stärker und somit auch steifer, so heißen sie Borsten, sind sie aber weicher und krausen sich mehr, Wolle und selbst bei den Stachel-, Schuppen- und Gürtelthieren bemerkt man sie zwischen den festen Theilen und nicht selten ist auch der Unterleib derselben mit Haaren bewachsen. Alle S. sind zwar mit 5fachen äußeren Sinneswerkzeugen begabt, doch sind diese nicht bei allen in gleichem Grade ausgebildet. Wie bei den Menschen, wo sie in ihrer höchsten gleichmäßigen Vollkommenheit anzutreffen sind, haben die Werkzeuge des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks ihren Platz am Kopfe und das Gefühl erstreckt sich über den ganzen Körper. Die Augen liegen durchgängig am obern Theile des Kopfes und werden durch bewegliche Augenlider geschützt. Der äußerste Rand derselben ist mit Haaren oder Wimpern besetzt, doch

der untere nur bei den Menſchen, Affen und Elephanten; bei den übrigen hat nur da obere Wimpern. Die Pupillen ſind bei den Thieren, welche am Tage thätig ſind kreisrund, bei denen aber, welche des Nachts geſchäftig ſind, erweitert ſich die Öffnung des Sterns, um mehr Lichtſtrahlen auffaſſen zu können. Die Ohren ſind entweder zugerundet, oder geſpalten, oder ſpitzig, hängen herab oder ſind mehr ſteif und mehr oder weniger beweglich. Auszuſchließen ſind hiervon die S., welche im Waſſer leben. Die Naſe iſt ſpitzig oder ſtumpf oder geſpalten, ſteht bei allen über dem Munde, ragt gewöhnlich über denſelben hervor und verlängert ſich beim Elephanten zum Rüſſel. Die Naſenlöcher ſind entweder rund oder länglich oder mondförmig und jedes Mal doppelt. Die Ameiſenfreſſer und Schuppenthiere haben allein keine Zähne und einigen andern ſind ſie nur ſpärlich zugetheilt. Der Elephant hat überdieß hervorſtehende Zähne und das Wallroß ſogenannte Hauzähne, die denen der Schweine ſehr ähnlich ſind. Faſt alle S. leben paarweiſe bei einander und das Männchen lebt bei dem Weibchen ſo lange, bis ſich die Jungen ihr Futter ſelbſt ſuchen können; blos der Seehund lebt mit mehreren Weibchen zuſammen. Die lebendigen Jungen, die ſie gebären, ſäugen ſie an Brüſten oder Eutern, an welchen ſich Zitzen befinden. Gewöhnlich hat das Weibchen deren noch einmal ſo viel, als es Junge zur Welt bringt und ſie liegen an der Bruſt, am Bauche oder auch mehr nach dem Hintern zur. Zur Nahrung dient den Säugethieren das Fleiſch anderer Thiere oder Pflanzen oder beides zugleich. Linné theilt die Säugethiere in folgende Ordnungen: 1) primates (worunter er den Menſchen und alle dieſem ähnliche Geſchöpfe begreift), 2) bruta (Ameiſenbär, Wallroß, Faulthier, alle Schuppen- und Gürtelthiere), 3) ferae (Raubthiere), 4) glires (Nagethiere), 5) pecora (wiederkauende), 6) belluae (Pferd, Schwein), 7) cetae (Waſſerſäugethiere); Cuvier dagegen in: 1) bimana (Menſch); 2) quadrumana (Affen ꝛc.); 3) ferae (Raubthiere); 4) marsupialia (Beutelthiere); 5) rosores (Nagethiere); 6) edentata (zahnloſe); 7) pachydermata (Dickhäutler); 8) ruminantia (Wiederkäuer); 9) cetacea (Wallfiſche ꝛc.). 35.

Säule, franz. colonne; engl. pillar, column, nennt man in der bürgerlichen Baukunſt jedes gerade lothrecht ſtehende in einer Wand oder einem hölzernen Gebäude befindliche Stück Bauholz, welches zum Tragen und Unterſtützen dient, in der ſchönen Baukunſt jeden runden freiſtehenden Körper, von Holz oder Stein, welcher nicht allein zum Tragen, ſondern auch und hauptſächlich zur Verzierung der äußeren Seite der Gebäude dient. Jede S. iſt aus mehreren Theilen und Gliedern zuſammengeſetzt, deren Verhältniſſe zu einander bei verſchiedenen Völkern verſchieden ſind und wo aus mehreren Ordnungen Säulenordnungen entſtanden ſind. Der hauptſächlichſte Unterſchied läßt ſich aus der Dicke der S. zu deren Höhe, aus der Beſchaffenheit der Geſimſe und aus der Proportion der Glieder in den Geſimſen am leichteſten beurtheilen. Die Theile, woraus jede Ordnung beſteht, laſſen ſich in zwei Claſſen theilen. Zur erſten Claſſe gehören alle die, welche mit der uranfänglichen Bauart übereinſtimmend ſind und ein unentbehrliches Stück vorſtellen. Dahin gehören die Haupttheile der S. und die des Geſimſes. Zur zweiten rechnet man diejenigen, welche zum Nutzen und zur Zierde von jenen dienen, die alſo nicht gerade nothwendig, aber doch ſchicklich und in der Natur des Bauens begründet ſind; ſie werden Glieder genannt. Jede S. beſteht aus drei Haupttheilen, dem Säulenfuße (der Baſe), dem Schaft und dem Capitäl. Der Säulenfuß iſt der unterſte auf dem Boden ruhende Theil, welcher die Säulen trägt. Die Glieder deſſelben, welche nicht mehr als drei oder vier Hauptabtheilungen haben dürfen, müſſen an Höhe und Auslauf nach und nach abnehmen, je mehr ſie ſich dem Schafte nähern. Der Schaft, welcher meiſt glatt, zuweilen aber auch mit Cannelirungen oder Streifen verſehen iſt, bildet den mittelſten Theil der S. Auf dieſem ſteht das Capitäl oder der Kopf der

Digitized by

S., deſſen Form gerade das Gegentheil vom Säulenfuße ſein muß, d. h. es muß mit der Höhe an Breite zunehmen, damit das daraufliegende Gebälke deſto beſſer ruhe. Die Säulen bekommen aber oben jederzeit einen kleinern Durchmeſſer als unten über der Baſe, d. h. ſie verjüngen ſich. Das Hauptgeſims oder das Gebälke beſteht gleichfalls aus drei Theilen, aus dem Unterbalken oder dem Architrab, aus dem Frieß und dem Kranze oder Carnieß (corniche). Letzteres, welches die Bedeckung oder das Dach vorſtellen ſoll, muß Ausladung über die ganze Ordnung haben, weil es den Regen abhalten ſoll. Die Hauptglieder deſſelben ſind die Balkenköpfe, der Kranzleiſten und die Kinnleiſte. Bei jeder Ordnung darf der Carnieß nicht über die Hälfte und nicht unter ein Drittheil der ganzen Höhe des ganzen Geſimſes betragen. Der Frieß, als der mittlere Theil des Gebälkes, wird oft mit allerlei Basreliefs und Sculpturarbeiten verziert. Die Glieder dienen dazu, der ganzen Ordnung mehr Abwechſelung und ein gefälligeres Anſehen zu geben. Man unterſcheidet acht Arten: den Viertelſtab, den Carnieß, den verkehrten Carnieß (Kehlleiſte), die Hohlkehle, den Wulſt (Stab), den kleinen Stab, die Einziehung und den Riemen. Alle Glieder in jeder Ordnung bieten dem Bildhauer ein Feld zu ſeiner Kunſt dar. Die Verzierungen, welche ſich mit Anſtand daran anbringen laſſen, ſind urſprünglich von Blättern, Blumen, Früchten und ſich dazu ſchickenden Thieren entſtanden, welche nach den verſchiedenen Arten der Glieder, nach dem Charakter der Ordnungen, nach den Umſtänden des Orts und der Gebäude zu wählen ſind. Jede Säulenart erhält ein beſonderes Fußgeſtelle, Poſtament oder Säulenſtuhl (piedestal). Bei den Griechen dagegen hatten die Säulen in den älteſten Zeiten niemals Poſtamente, ſondern ſie ſtanden ohne irgend eine Erhöhung gleich auf den Stufen ihrer Tempel auf. Alsdann ſetzte man ſie auf niedere Würfel oder Sockel, aus denen in der Folge der Zeit die Säulenſtühle entſtanden ſind. Allein ſie ſind größtentheils ganz entbehrlich und in vielen Fällen unnütz. Jedes Poſtament beſteht aus drei Haupttheilen: aus dem Fußgeſimſe, dem Würfel und dem Kranze. Erſteres bildet den Grundſtein, den man unter den Würfel legt und letzteres iſt der auf den Würfel zu legende Deckel. Beide aber müſſen Ausladung über dem Würfel haben. Der Würfel hat faſt allezeit einerlei Form, ſo daß er entweder ein richtiger Würfel (cubus) oder ein länglicher Würfel (parallelepipedum) iſt. Er ſteht ſtets perpendiculair unter der Plinthe des Säulenfußes, erhält deſſen Breite und muß bei der niedrigſten Höhe des Säulenſtuhls eben ſo hoch als breit ſein. Die Verbindung einer beliebigen Anzahl in beſtimmten Entfernungen neben einander geſetzter Säulen unter einem einzigen und fortlaufenden Gebälke nennt man eine Säulenſtellung (colonnade). Werden die Säulen ſo nahe an einander geſtellt, daß die Säulenfüße und Capitäle entweder dicht oder doch beinahe an einander ſtoßen, ſo heißt dieß Kuppelung der Säulen; werden mehrere Säulen über einander geſtellt, ſo heißt dieß Übereinanderſtellung. Der Raum zwiſchen zwei Säulen wird die Säulenweite genannt. Das gewöhnliche Maß aller Ordnungen iſt der Model (Modul) oder der halbe Durchmeſſer des Schafts unten beim Anfange deſſelben. Er wird gemeiniglich in 30 gleiche Theile eingetheilt, welche Partes oder auch Minuten genannt werden, welche Eintheilung die einfachſte, genauſte und leichteſte iſt. Der Urſprung der Säulen und ihrer verſchiedenen Glieder fällt in die entfernteſten Zeiten, wo die Menſchen wider die Sonne und die rauhe Witterung Schutz zu ſuchen genöthigt waren und ſich ihre erſten Wohnungen aus geraden Baumſtämmen zu erbauen anfingen, auf welche ſie das Dach legten, das zuerſt platt, hernach hängend war. Weil aber dieſe unmittelbar in die Erde geſtellten Pfähle von Waſſer und Wetter unten und oben leicht beſchädigt wurden, ſo verſah man ſie mit Platten, welches zum Säulenfuß und Capitäl Veranlaſſung gab. Auf gleiche Weiſe ſind die Blätter, die Schnecken, die Fruchtſchnüre und andere Ver-

zierungen entstanden, bis sich nach und nach die verschiedenen Ordnungen bildeten, deren die älteren Architekten gewöhnlich fünf annahmen, als: die tuscische oder hetturische, dorische, ionische, korinthische und römische Ordnung. — Die erstere, welche sich von den Hetruskern herschreibt, kann man eigentlich als keine besondere Ordnung ansehen, weil sie die einfache dorische ist. Das besondere Kennzeichen derselben ist ein verhältnißmäßig dicker Schaft gegen ihre Höhe und wenige und starke Glieder. Nach Vitruv und Vignola hat die S. 14 Model zur Höhe, wovon eins auf den Fuß und eins auf das Capitál kommt. — Die dorische Ordnung ist die älteste von allen; der Charakter derselben ist Festigkeit, Großartigkeit und majestätische Schönheit. Zu viel Glieder und Verzierungen sind bei ihr unstatthaft. Sie ist von jeher vielen Veränderungen unterworfen gewesen und ihr Zustand läßt sich bei den Griechen in drei Perioden theilen. Anfangs erhielt die S. nebst dem Capitál ungefähr 5, oft auch nur 4 Durchmesser Höhe; später bekam sie 6, dann 7 und bei dem größten Theile der neueren Baumeister 8, wovon 7 auf den Schaft, $\frac{1}{2}$ auf das Capitál und $\frac{1}{2}$ auf den Säulenfuß kommen. Das Gebälke erhält ein Viertel der S., d. i. 4 Model, welches in 8 Theile vertheilt wird und wovon 2 auf den Architrab, 3 auf den Frieß und 3 auf den Kranz kommen. Das dorische Capitál ist das einfachste unter allen und hat zur Verzierung etwa eine Blume auf dem Halse, unter der Ecke der Platte oder des Abacus. Dagegen zeigt diese Ordnung ihren unterscheidenden Charakter und ihre große Schönheit im Gebälke. Im Frieße befinden sich die Triglyphen, welche die Köpfe der in der Quere auf den Architrab ruhenden Balken vorstellen. Diese Triglyphen sind cannelirt oder gleichsam von dem ablaufenden Wasser gestreift, weßhalb die Sparren, welche durch die Sparrenköpfe dargestellt werden, ebenfalls ausgehöhlt werden müssen, um anzudeuten, daß das von den Kranzleisten ablaufende Wasser längs den Sparrenköpfen und den Triglyphen herablief und sich unten daran in Tropfen bildete. Dergleichen Tropfen pflegt man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste anzubringen. Der Raum zwischen zwei Triglyphen heißt die Zwischentiefe (Metope). Es ist Regel, daß die Metopen ein völliges Quadrat seien und die Triglyphen senkrecht mitten auf den Säulen stehen, welches aber wegen der aus- und einspringenden Winkel und kleinen Risalite mit großen Unbequemlichkeiten verbunden ist. Die Metope pflegt man oft noch mit Bildhauerarbeit zu verzieren, welches stets nach der Absicht und Beschaffenheit des Gebäudes eingerichtet werden muß. Der Kranz dieser Ordnung ist stark vorspringend und hat zur Unterstützung Dielenköpfe, oder er ist glatt ohne dieselben, oder auch nach Scamozzi mit Kälberzähnen (Zahnschnitten) versehen. — Die ionische Ordnung wurde von den Griechen zuerst in Jonien bei einem Dianentempel gebraucht. Anfangs hatte die S. nur eine Höhe von 8 Durchmessern; später verlängerte man sie auf $8\frac{1}{2}$ und Vignola auf 9 Durchmesser, wobei es bis jetzt geblieben ist. Der Säulenfuß des Vitruv ist wegen des starken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft; schicklicher zu dieser mittlern Ordnung paßt der attische, den man seiner Schönheit wegen an allen Ordnungen angebracht hat, weil er zusammengesetzter als der dorische und einfacher als der korinthische ist. Das Capitál der Alten besteht aus zwei parallelen Kissen oder Rollen, die in der Mitte mit einem breiten Bande enger zusammengebunden und vorn mit Schnecken oder Voluten verziert sind. Da aber hierbei die Eckſäulen einer Colonnade von der Seite ganz anders aussehen als von der Vorderseite, so machten die Alten die Rollen der Eckſäulen nicht parallel, sondern zogen sie am innern Winkel zusammen und setzten am äußern Winkel eine schräg laufende Schnecke. Scamozzi war der Erste unter den Neueren, welcher die Rollen wegließ und vier gleiche, nach der Diagonallinie geordnete Seiten machte, welche insgesammt leere, aber mit einem Blättchen verzierte Schnecken hatten. Der Architrab besteht aus 3 Streifen oder Platten. Der Frieß ist glatt oder mit Bildhauerarbeit verziert und der Kranz

mit Kälberzähnen oder Zahnſchnitten verſehen. Palladio und Scamozzi haben ſtatt dieſer Sparrenköpfe angenommen. Die Zwiſchentiefen zwiſchen letzteren müſſen viereckig und die Seiten es ebenfalls ſein. — Die korinthiſche Ordnung iſt diejenige, bei welcher man Feinheit, Zierlichkeit und Pracht mit der edelſten Grazie zu vereinen geſucht hat, weßhalb ſie auch die prächtigſte und geſchmückteſte unter allen Ordnungen iſt. Die Höhe der S. iſt nach Vignola auf 10 Durchmeſſer beſtimmt, obgleich ihr Einige faſt 10½ Durchmeſſer, Andere kaum 9 geben. Der gewöhnliche Säulenfuß dieſer Ordnung iſt wegen der häufigen Wiederholung des Stäbchens zwiſchen zwei Hohlkehlen und Einziehungen zu ſchwach und nicht wohl anzuwenden, weil er durch einen geringen Stoß zerbrochen werden kann. Beſſer thut man, ſich des attiſchen Säulenfußes zu bedienen, den man mit einem Stäbchen über jeden Stab bereichern kann, wie Palladio und Scamozzi gethan haben. Die größte Schönheit dieſer Ordnung zeigt ſich in ihrem Capitäl, welches gleichſam ein rundes, mit einer nach einem Kreiſe ausgeſchweiften Platte zugedecktes Gefäß vorſtellt, das unten auf vier Seiten mit zwei Reihen Blättern umgeben iſt, welche ſich oben in einem mäßigen Vorſprunge umlegen. Hinter dieſen Blättern kommen Stiele heraus, die ſich allmählig krümmend und auf natürliche Weiſe hebend an den vier Ecken der Tafel und auf den vier Seiten in der Mitte kleine Schnecken formiren, um der Tafel eine artige und ungezwungene Stütze zu leihen. Die Höhe des Gebälkes beträgt insgemein ein Drittel der Säulenhöhe. Palladio und Scamozzi nehmen nur ein Viertel an. Der Architrab iſt in 3 Streifen oder Platten getheilt, die durch kleine gekrümmte Glieder von einander abgeſondert werden. Der Frieß, welcher mit dem Architrab vermittelſt einer Hohlkehle verbunden werden kann, bietet dem Bildhauer das größte Feld zu Verzierungen dar. Der Kranz bekommt unter der Kranzleiſte zierlich geſchweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnſchnitte. Die Verzierungen der Sparrenköpfe müſſen mit dem ganzen Kranze übereinſtimmen, weßhalb man große Blätter am Knie der Kranzleiſten und kleine am Kranze nimmt. — Die römiſche Ordnung iſt eine zuſammengeſetzte aus der ioniſchen und korinthiſchen. Das Capitäl hat 2 Reihen Blätter und 8 Schnecken oder Voluten, welche erſtere von der korinthiſchen, letztere aber nebſt den darüber befindlichen runden Gliedern von der ioniſchen Ordnung entlehnt ſind. Die Angabe einer franzöſiſchen Ordnung von de l'Orme, einer ſpaniſchen von Borromini, einer deutſchen von Sturm kann man alle noch keine Erfindung einer neuen Ordnung nennen, da ſie höchſtens nur in Abänderung des Capitäls und einiger neuen Glieder am Säulenfuße und Gebälke beſtehen. Die Attika, der man den Namen einer Ordnung, wiewohl uneigentlich, gegeben hat, beſteht blos in einer niedrigen Ordnung, die durch kleine Pilaſter oder Halbpfeiler in gewiſſe Abtheilungen getheilt wird, darin man Basreliefs, oder Inſchriften, oder Geländerdocken anbringt. Man bedient ſich ihrer vornehmlich oben auf dem Gebäude, um das Dach zu verſtecken und es wie mit einer Krone einzufaſſen. Sie erhält gewöhnlich ein Viertheil bis die Hälfte der Ordnung, über welcher ſie ſteht. — Sollen mehrere Ordnungen bei einem Gebäude über einander geſtellt werden, ſo macht die ſtarke allemal den Anfang, worauf die mittleren und zarten folgen. Einerlei Ordnung darf nicht über einander geſtellt werden, denn dieß würde zu viel Einförmigkeit verurſachen. Auch darf die mittlere Ordnung nicht vergeſſen werden, denn die korinthiſche auf der doriſchen wäre ein zu großer Sprung und würde durchaus unpaſſend ſein. Beim Übereinanderſetzen einer S. über die andere iſt vorzüglich dahin zu ſehen, daß ſämmtliche Achſen eine genaue Perpendicularlinie mit einander bekommen. Nach Vitruv muß die S. des zweiten Stockwerks um ein Viertheil niedriger als die vom erſten und die vom dritten wieder um ein Viertheil niedriger als die vom zweiten werden, ſo daß die S. des dritten Stockwerks 9 Zehntheile von der im erſten Stockwerke hält. Scamozzi iſt der Meinung, den untern Theil des Schafts der obern S., den obern Theil des

Digitized by Google

Oberlandesgerichtsrat, der Vorsitzender des Gerichts ist, und aus vier Beisitzern, von denen zwei Richter sein müssen. Die Beisitzer werden auf sechs Jahre gewählt. Das O. entscheidet in Berufungssachen gegen Urteile der Landgerichte und Amtsgerichte, in Beschwerdesachen gegen Entscheidungen der Landgerichte, Amtsgerichte und Vormundschaftsgerichte, in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Ehrensachen, in Disziplinarsachen gegen Notare und Rechtsanwälte, in Sachen der Ehrengerichtsbarkeit gegen Rechtsanwälte, in Sachen der Patentanwaltsordnung, in Sachen der Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige, in Sachen der Gebührenordnung für Rechtsanwälte, in Sachen der Gebührenordnung für Notare, in Sachen der Gebührenordnung für Patentanwälte, in Sachen der Gebührenordnung für Steuerberater, in Sachen der Gebührenordnung für Wirtschaftsprüfer, in Sachen der Gebührenordnung für vereidigte Buchprüfer, in Sachen der Gebührenordnung für Architekten und Ingenieure, in Sachen der Gebührenordnung für Ärzte, in Sachen der Gebührenordnung für Zahnärzte, in Sachen der Gebührenordnung für Tierärzte, in Sachen der Gebührenordnung für Apotheker, in Sachen der Gebührenordnung für Hebammen, in Sachen der Gebührenordnung für Heilpraktiker, in Sachen der Gebührenordnung für Krankengymnasten, in Sachen der Gebührenordnung für Masseure, in Sachen der Gebührenordnung für Logopäden, in Sachen der Gebührenordnung für Ergotherapeuten, in Sachen der Gebührenordnung für Podologen, in Sachen der Gebührenordnung für Diätassistenten, in Sachen der Gebührenordnung für Orthoptisten, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Laboratoriumsassistenten, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Radiologieassistenten, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Funktionsdiagnostik, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Operationstechnik, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Physiotherapie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Podologie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Radiologie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Sprachtherapie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Ergotherapie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Logopädie, in Sachen der Gebührenordnung für Medizinisch-technische Assistenten für Orthoptik

durch ihre blaßveilchenblauen Blüthen mit dunkelpurpurrothen Nerven. Die Blüthen werden, wenn sie sich gehörig geöffnet haben, abgebrochen und nachher die Narben, welche allein den S. geben, herausgenommen. Der beste S. besteht aus langen, geschmeidigen, elastischen Fäden von schöner pomeranzenrother Farbe, durchdringendem, anfangs angenehmem, aber bald beschwerlich fallendem Geruche, von brennendem, gewürzhaftem und bitterm Geschmacke. Er enthält einen eigenthümlichen Färbestoff, Polychroin oder Polychroit genannt, außerdem einen pomeranzenrothen Färbestoff, ein riechendes flüchtiges, so wie ein fixes Öl, Gummi, Eiweißstoff und einige Salze. Er wird sowohl als Gewürz wie als Arznei und Farbematerial (besonders in Seidenfärbereien) angewandt. Als Arznei erregt er den Appetit und befördert die Thätigkeit des Magens; in zu hoher Gabe aber kann er Congestionen nach dem Kopfe, eine Art von Trunkenheit, Blutungen, Wahnsinn, ja sogar einen tödtlichen Schlagfluß veranlassen. 14.

Saft, lat. succus; franz. suc; engl. juice, bezeichnet etwas Flüssiges, was von verschiedenartiger, bald wässeriger, bald schleimiger oder öliger, bald von mehr oder weniger fester Consistenz ꝛc. sein kann. Namentlich aber werden viele der in dem menschlichen Körper enthaltenen Flüssigkeiten Säfte genannt, wohin z. B. im Besondern der Bauchspeicheldrüsen-, Magen-, Darm-, Nahrungssaft ꝛc. und im Allgemeinen Alles, was flüssig ist, selbst das Blut nicht ausgenommen, gehören. Welche Rolle die Lehre von den Säften in früheren Zeiten in der Medicin gespielt hat, darüber sehe man Humoralpathologie. — In der Pharmakologie gebraucht man das Wort S. zur Bezeichnung der verschiedenen in dem Parenchym der Pflanzen enthaltenen Flüssigkeiten, die man in den Apotheken durch Zerquetschen und Auspressen der grünen Kräuter und Wurzeln gewinnt und zur Bereitung sehr wirksamer Extracte benutzt. Auch werden die durch das genannte Verfahren gewonnenen grünen Kräuter- und Wurzelsäfte, besonders der sogenannten antiscorbutischen und bitteren Pflanzen, zu Frühlingscuren angewandt. 14.

Saftfarben, s. Farben.

Saftleven, s. Zaftleven.

Sagan, s. Schlesien.

Sage, lat. fabula, fama; franz. tradition; engl. saying, talk, ist im Allgemeinen eine mündlich fortgepflanzte Erzählung, ein im Volksmunde lebender Bericht über irgend eine Begebenheit, deren volle historische Glaubwürdigkeit noch zu bezweifeln ist, weil eben die mündliche Übertragung so leicht von der einfachen Wahrheit abgehen läßt. Im engern Sinne dagegen verstehen wir darunter etwas dem griechischen Mythus (s. Mythologie) Verwandtes, eine Überlieferung aus älterer Zeit, welche im dichterischen Gewande sich an irgend etwas Äußeres anknüpft und somit die Mitte zwischen Wahrheit und Dichtung hält. Unwillkührlich nämlich wird die Phantasie des Natursohnes durch großartige Ereignisse und Gegenstände angeregt und es verknüpfen sich dichterische Ideen mit der einfachen Wahrheit; er erkennt in ihnen stets ein inwohnendes Übersinnliches und mahlt sich dasselbe weiter aus; ja die Beziehungen selbst, in welchen er sich zu jenen Thatsachen denkt, geben ihnen einen eigenthümlichen Reiz und lassen ihre Erinnerung mit Wohlgefallen bewahren. So erhalten sich eine Menge Erzählungen in dem Munde des Volks, zumal wenn es romantische oder durch geschichtliche Ereignisse merkwürdige Gegenden bewohnt, und es prägt dieselben nach seiner Individualität aus, so daß in denselben eine reiche Fundgrube für die Kenntniß der Ansichten eines Volkes zu einem gewissen Zeitpunkte sich finden. Dem Stoffe nach sind die Sagen entweder Göttersagen oder Heldensagen oder einfache Menschensagen und stehen entweder als besondere Erscheinungen da oder es verknüpfen sich mehrere zu einem größern Gemälde, wodurch ein Sagenkreis entsteht. Vorzüglich reich an Sagen ist Deutschland und Skandinavien und sie bilden besonders für letzteres einen

bedeutenden Zweig der Literatur, da hier fast alle Geschichte der ältern Zeit in das Sagengewand gekleidet ist. Der Charakter jeder Sagenerzählung ist naive Einfachheit, kindliche Anschauung großer Ereignisse, welche vorzüglich durch die kräftige Sprache des XIII. und XIV. Jahrh., aus welchem fast alle uns bekannten Sagen stammen, gehoben wird. Die neuere Zeit hat ihre Bedeutung vollständig erkannt und ihre Schätze an das Licht gezogen. Für die nordische Sage haben sich außer einer Menge einzelner Ausgaben besonders Verdienste erworben die magnäanische Stiftung und die Gesellschaft der nordischen Alterthumskunde, welche dieselben geordnet erscheinen lassen; für die deutsche Sage haben die Gebrüder Grimm („Deutsche Sagen", Berlin 1816—1818), W. Grimm („Die deutsche Heldensage", Göttingen 1829) Vorzügliches geleistet. Bemerkenswerth ist auch die von L. Bechstein begonnene dichterische Bearbeitung der thüringischen Sagen. Vergl. auch van der Hagen, „Altnordische Sagen und Lieder" (Berlin 1812). 23.

Sagittarius (Kaspar), ein deutscher Geschichtschreiber, wurde zu Lüneburg am 23. Sept. 1643 geboren und besuchte das Gymnasium zu Lübeck, wo er auf Veranlassung seiner Lehrer die von ihm über die Hochzeitgebräuche der Römer gesammelten Notizen ausarbeitete und durch den Druck bekannt machte, studirte darauf in Helmstädt Geschichte und Politik, außerdem aber auch eifrig Theologie, unternahm dann eine Reise nach Kopenhagen und besuchte darauf noch die Universitäten zu Wittenberg, Leipzig, Jena und Altdorf, übernahm 1668 das Rectorat der Schule zu Saalfeld, allein da dieses Amt seine Körperkräfte zu sehr anstrengte, gab er es auf und wandte sich wieder nach Jena, um hier mehrere bereits angefangene Werke zu vollenden. Den übrigen Theil seiner Zeit widmete er besonders dem Studium der kirchlichen Alterthümer und der Geschichte, erhielt im Jahre 1674 die Professur derselben nebst dem Titel eines herzoglich sächsischen Historiographen, beschäftigte sich bis zu seinem im Jahre 1694 erfolgten Tode besonders mit geschichtlichen Untersuchungen und vermachte der Universität zu Jena seine reiche Bibliothek, seine Medaillensammlung und andere Kunstgegenstände. Unter seinen höchst zahlreichen Schriften in verschiedenen Fächern der Wissenschaften behaupten seine geschichtlichen Werke über einzelne Städte und Länder Deutschlands den meisten Werth, während seine theologischen und archäologischen Schriften fast vergessen sind. Außer einer Menge Streit- und Gelegenheitsschriften, akademischen Abhandlungen und Biographien schrieb er folgende bedeutendere Werke: „Antiquitates regni Thuringici" (1685); Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici" (1685); „Antiquitates ducatus Thuringici" (1688. 4.); „Historia antiqua Norimbergae" (Chemnitz. 1679. 4.); Antiquitates Archiepiscopatus Magdeburgensis" (Jen. 1684. 4.); „Historia vitae Georgii Spalatini" (Jen. 1684. 4.); Memorabilia historiae Luneburgicae" (Halle 1714. 4.); „Historia Gothana" (Jen. 1700. 4.); „Introductio in historiam ecclesiasticam sive notitia scriptorum veterum atque recentium etc." (Jen. 1694. 4.). Als Geschichtschreiber zeichnet sich S. besonders durch die größte Genauigkeit in Angabe der Thatsachen aus, welche selbst Kleinigkeiten nicht unbeachtet läßt und seinem unermüdeten Forschungsgeiste verdanken die von ihm bearbeiteten Gegenstände eine Aufklärung, welche ihnen bis dahin noch nicht zu Theil geworden war. 81.

Sago, lat. und engl. sago; franz. sagou, ist das bekannte Nahrungsmittel, das in Form kleiner runder, schmutzigweißer, röthlicher und bräunlicher Körner von den Molukken, Philippinen und andern ostindischen Inseln, wo es aus dem Marke verschiedener Palmenarten gewonnen wird, zu uns kommt. Man bereitet es vorzüglich aus dem sagus farinacea Rumph., indem man den Stamm des Baumes in ganz kleine Stücke spaltet, davon den zarten und zelligen Theil trennt, diesen zerquetscht und einige Zeit lang mit Wasser verrührt, darauf die

noch trübe Flüssigkeit durch ein Haarsieb in ein Gefäß laufen läßt, worin die Sagosubstanz zuletzt einen flüssigen Teig bildet, den man durch mit kleinen Löchern versehene Platten gehen und die dadurch entstehenden unregelmäßigen Körner schnell auf erwärmten metallischen Platten trocken werden läßt. Ein einziger Palmbaum soll 40—50 Pfund S. geben. Sein Gebrauch in der Hauswirthschaft und als nährendes Mittel ist bekannt. 14.

Saguntum, eine im Alterthume hochberühmte Stadt in Hispania tarraconensis (das jetzige Murviedro [muri veteres]) auf einem Berge ungefähr tausend Schritte vom Meere liegend, war als Pflanzstadt der Zakynthier und Rutuler von jeher eine treue Bundesgenossin Roms. Zur Strafe dafür traf sie Hannibal's Schwert, der sie im Jahre 219 v. Chr. angriff und nach einem furchtbaren Widerstande eroberte und zerstörte. Die Einnahme Sagunt's war übrigens das Signal zum zweiten punischen Kriege. Erst nach 8 Jahren kamen die Römer wieder in den Besitz dieser Stadt, worauf römische Colonisten sie in ihrem alten Glanze wiederherstellten. 20.

Sahara (arab. Wüste), das größte Wüstenland der Erde, erstreckt sich von 2—50° L. und 15—30° N. Br. und in einem Flächenraume von wenigstens 110000 □Meilen. Im Süden von Sudan und dem unteren Senegal, im Norden von den beiden Hochländern der Berberei begrenzt, im Osten gleich auf dem linken Nilufer beginnend und im Westen kaum am Meere endend lagert sich diese ungeheure Wüste als afrikanisches Tiefland fast durch die ganze Breite des Erdtheils. Durch die geringe Cultur der Nachbarländer und durch die herrschenden Winde begünstigt gewinnt die Wüste selbst immer größere Ausdehnung, so daß ihr Flugsand im Osten schon die ägyptischen Denkmäler des Alterthums zudeckt, im Süden stellenweis bis an den Niger und Senegal dringt, im Norden Biledulgerid und die Südprovinzen Marokkos immer mehr verwüstet und die vom Atlas kommenden Flüsse verzehrt und ablenkt, im Westen aber weit in das Meer hinein eine an 100 englische Meilen breite Sandbank gebildet und die Landungsstellen an der Küste vernichtet hat. Der ganze Flächenraum theilt sich seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile, in eine Ost- und Westhälfte, S. im engern Sinne und Sahel (die S. belamâ, d. i. S. ohne Wasser), deren Grenze etwa unter 30° L. ist. In der S., deren an Ägypten grenzende Ostseite, die libysche Wüste genannt, nur unvollkommen durch den libyschen Höhenzug von dem fruchtbaren Nilthale getrennt wird, besteht der Boden meist aus festen Kalk- und Sandsteinplatten, welche vom Winde bald mit grobkörnigem Sande überschüttet, bald von demselben entblößt werden. Zahlreiche Felsenreihen unterbrechen hier die furchtbare Einförmigkeit des Bodens, in deren Thaleinsenkungen fruchtbare Oasen wie Inseln liegen. Sie bringen nach dem Grade ihrer Bewässerung Getreide, Datteln, Palmen und Südfrüchte hervor, ernähren auf ihren Grasfluren zahlreiche Heerden, vorzüglich von Kameelen; an ihren Grenzen finden sich Raubthiere, Gazellen, Springhasen, Strauße und Heuschreckenschwärme. Außer den Oasen sind Quellen und Brunnen in der Wüste sehr selten und nur an solchen günstigen Stellen findet sich eine dürftige Vegetation, bestehend aus schwachem Gebüsch, einer wohlriechenden dem Thymian ähnlichen Pflanze, dem Alhagistrauche (Kameelfutter) und dürftigem Farrenkraut. Hauptproduct der Wüste ist das Steinsalz, welches an vielen Stellen so reichlich krystallisirt und blendend weiß den Boden bedeckt, daß man weite Schnee- oder Eisfelder zu sehen glaubt. Dieses Salz gibt den wichtigsten Handelsartikel nach Sudan ab und das weltberühmte Tombuktu dankt dem Salze der Wüste sein Entstehen und seine Blüthe. In den Hügel- und Klippenreihen ist der Basalt sehr häufig und verkohlte und versteinerte Baumstämme, so wie Meergeschöpfe in den Kalkbildungen deuten auch hier auf frühere Naturumwälzungen, denen die Wüste wahrscheinlich erst ihre Entstehung

zu danken gehabt hat; auch ſind in vielen Gegenden, beſonders nach dem Senegal zu, zahlreiche Gummibäume zerſtreut auf den Anhöhen. Weniger als die Oſthälfte iſt die Weſthälfte oder Sahel bekannt. Mit Ausnahme von wenigen Oaſen iſt ſie eine durchaus wagerechte, waſſer- und vegetationsleere Ebene, ein wirkliches Sandmeer, in welchem der Wind den Flugſand bald zu beweglichen Hügeln aufthürmt, bald in feinen Staubwolken und Sandhoſen aufwirbelt, durch welche Quellen und Brunnen verſchüttet und ſelbſt Flüſſe gezwungen werden, ihren Lauf zu ändern oder ganz aufgehalten. Brunnen laſſen ſich nur mit großer Schwierigkeit anlegen; denn oft findet man über 100 Fuß tief in dem lockern Sande noch kein Waſſer. Die Luft der Wüſte iſt am Tage unerträglich heiß, die Nächte verhältnißmäßig kühl; kein Wölkchen ſchützt gegen den glühenden Sonnenſtrahl, nur vom Auguſt bis November fallen gewöhnlich Regenſchauer; aber der Regen bleibt in vielen Gegenden auch wohl mehrere Jahre ganz aus und dann verſiegen die Quellen und gräßlicher Waſſermangel treibt ſelbſt in vielen Oaſen Menſchen und Heerden in Verzweiflung; im December weht ein empfindlich kalter Nordwind. Der Samum iſt nicht unbekannt. Bewohnt iſt dennoch dieſe Wüſte und die Einwohner zerfallen in ſeßhafte Stämme, welche die Oaſen bewohnen, und in die Wanderſtämme der eigentlichen Wüſte oder Beduinen, unter denen man vier Hauptſtämme unterſcheidet, nämlich Araber, Tibbos, Tuariks und Mauren (ſ. d. Artt.). Alle dieſe Völkerſchaften leben frei und unabhängig unter ihren Scheichs; nur wenige zahlen den Paſcha's von Tripolis und Ägypten Tribut. Von den 32 Oaſen oder bewohnbaren Gegenden ſind die wichtigſten: A. in der S. 1) Dar-Fur (ſ. d. Art.); 2) der Oaſenzug auf dem Karawanenwege von Darfur nach Kahira: a) Salzquelle Bir el Malha, am Ende der Klippenzüge Tega und Wanna, die ſich im Oſten von Darfur bis unter 18° 8′ N. Br. erſtreckt; b) Leghen, 20° 10′ 30″ N. Br., wo nur ſalziges Waſſer iſt; c) Selime, 22° 15′ N. Br., mit gutem Waſſer und friſchem Grün; d) Scheb, 23° 35′ N. Br., reichliches Waſſer, Alaun im Thonſchiefer; e) die große Oaſe von Theben, jetzt Wah el Kebir oder Thal von Karghe, von Süden nach Norden 24 Stunden lang, 3—5 Stunden breit, mit ſehr heißem Klima (bis 37° R. im Schatten), vielen kalten und warmen Quellen und reich an Reis, Datteln ꝛc. Karghe und Mughes ſind die Hauptorte dieſer Oaſe; f) Oaſe Dakel mit 12 Dörfern, reich an Datteln und anderen Südfrüchten; g) Oaſe Farafre; h) Oaſe Hair, klein aber fruchtbar; i) Oaſe Wah el Barich, ein 5—6 Meilen langes und 3 Meilen breites Thal, an einigen Stellen reich an Palmen, Aprikoſen, Reis auf den Orten Zabu, wo eine Quelle iſt, welche weiße Wolle in 36 Stunden ſchwarz färbt, und El-Kaſſar. 3) Oaſen auf dem Wege von Kairo nach Feſſan a) Siwah (das alte Ammonium), 44° 54′ Länge 29° 12′ N. Br. mit 6000 Einw., welche Dattelhandel treiben. Die Oaſe mit der Hauptſtadt gleiches Namens, ſteht unter 4—5 vom Volke beſchränkten Scheichs, welche aber ſeit 1819 an den Vicekönig von Ägypten 10000 ſpaniſche Dollars und 6000 Ctr. Datteln jährlichen Tribut zahlen müſſen. 1½ engliſche Meile entfernt die Oaſe des Jupiter Ammon, deſſen Tempeltrümmer, Umebeda genannt, verbaut worden ſind, mit der ſchon von Herodot angeführten Quelle, die früh und Abends warm, um Mitternacht ſehr heiß und um Mittag kalt fließt. Die Oaſe überdieß hat Wieſen, Gärten und eine üppige Vegetation; b) Die Oaſe Audſchilah oder Augila, 10 Tagereiſen weſtlich von Siwah, mitten in einer unermeßlichen Wüſte rothen Sandes, 1¼ Meile lang und 1 Stunde breit, nur reich an Datteln, ſonſt dürr und ohne zureichende Weide und Ackerbau. Sie ſteht unter dem Paſchah von Tripolis, welcher von dem Bei jährlich 10000 Piaſter erhält. Die Oaſe zählt zwei Flecken, Augila und Galle (Jallu), und die Dörfer Mojabra (Muhabreh) und Meledilla. Öſtlich und weſtlich von hier ſind noch mehrere kleine dattelreiche und bewohnte Oaſen, als die Oaſe Leſchkereh und die Oaſe

Maradeh. 4) Oasenreihe von Fessan nach Bornu. Von Tegerri, der südlichsten Stadt Fessans, führt der Weg südwärts durch viele Wüsten mit seltenen Brunnen, und über viele Klippenreihen, mit denen der Boden südwärts ansteigt, so daß man von einem Plateau zum andern endlich auf Scheitelflächen von fast 2000′ absoluter Höhe gelangt. Die Felsarten sind alle vulcanisch und Basaltkegel von 600′ Höhe nicht selten. Nach vier Tagereisen erreicht man die Oase Jsiah mit der bedeutenden Tibbostadt Nigura, und wieder mehrere Tagereisen weiter das Plateau von Bilma, dürre Wüsten mit salzreichen Seen, aus denen die Tuariks wohl 20000 Säcke feines krystallisirtes Salz jährlich gewinnen und nach Sudan führen. Hier liegen von Norden nach Süden auf dem Karawanenwege die vier Städte Anay, Kisbe, Dirke und Bilma, letzteres die Hauptstadt der Tibbos und Residenz ihres Sultans. Von Bilma führt der Weg weiter nach Agades und von hier bis Lari, der nächsten Stadt am Tschadsee, hat man dann noch 14 Tagereisen. B) In der Westhälfte der Wüste, S. oder Sahel im engern Sinne, 1) die Küste, welche vom Senegal mit seinen Gummiwäldern und dem verlassenen französischen Fort Portendik bis zum Cap Blanc aus hohen und beweglichen Sanddünnen besteht, die sich als Sandbank noch weit in die See hineinziehen, so daß nur ein schmaler Eingang in die seichte Bai von Arguin bleibt. Hier hausen die maurischen Stämme Trarschas, Brachnas und Auled-el Hadschi, grausame Strandräuber und wegen des Gummihandels seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Franzosen und Engländern in Verbindung. Nach Beendigung der Gummiernte ziehen sie sich vom Senegal in das Innere der Wüste auf ihre Oasen zurück, deren Lage sie sehr geheim halten. 6 Tagereisen östlich vom Cap Blanc liegt die Oase Elboden, nördlicher die Oase Gualata und mehr gegen Osten die Örter Tschit, Schingarin und Arowan, von wo man Salz holt, das vorzüglich in Tschit von ausgezeichneter Beschaffenheit sein soll. Auf dem Küstenstriche an der Südgrenze Marokkos um das Cap Nun und den Fluß Akassa wohnen in einem bergigen, aber fruchtbaren Landstriche die Monselim, ein freier, landbauender Volksstamm. Sie bestehen aus Arabern, Mauren und Juden, meistens Flüchtlingen aus Marokko, treiben Ackerbau, Handel, sind Karawanenführer und Räuber und haben unter jährlich gewählten Häuptlingen eine republikanische Verfassung, Moscheen und Schulen. 2) Die Oase Grat, unter 27° 49′ N. Br. und 22° 10′ Länge, im Südwesten von Fessan mit der bedeutenden Stadt gleiches Namens, ummauert, Residenz eines durch einen Senat sehr eingeschränkten Sultans, sehr berühmte Frühlingsmärkte, wo sich selbst aus Ägypten Karawanen einfinden. Die nahe Oase El Berkat mit der Stadt gleiches Namens ist ihrer köstlichen Trauben wegen berühmt. Vier Tagereisen östlich liegt die Oase Ganat mit Datteln. 3) Die Oase Tuat oder Tawat, eine Anhäufung kleiner Oasen zwischen 26° und 28° N. Br., auf dem Karawanenwege von Tripolis nach Tombuktu, von Handel und Viehzucht treibenden Tuariks bewohnt. Die bedeutendsten Ortschaften darin sind, und zwar von Norden nach Süden, Ain el Saleh, d. h. Quelle der Heiligen, denn der Ort wird ganz von Marabuts bewohnt, Agabli, früher Buda, 26° 44′ N. Br., 23° 12′ Länge; Awlef, 18 Tagereisen von Tombuktu entfernt; im Südosten die Oase Hair oder Ahir. 4) Die Oase Agades, ein ausgedehntes Land, welches an Kaschen und Bornu im Sudan grenzt, fruchtbar an Getreide und Heerden ist und von den Kolluwis, einem mächtigen Tuarikstamme, bewohnt wird, dessen Stärke man auf 30000 Seelen angibt. Sie sind eifrige Muhammedaner, betreiben besonders den Salzhandel von Bilma und stehen unter einem unabhängigen und angesehenen Sultan, der sich das Oberhaupt der Tuariks nennt. Die Hauptstadt Agades ist groß, mit einem starken Erdwalle umgeben und hat selbst zwei Stockwerk hohe Häuser und Moscheen mit ansehnlichen Minarets. Außer diesen Oasen in der S. werden noch viele Örter genannt, die aber wohl meistentheils nichts weiter

als Quellen und Brunnen oder Ruheplätze der Karawanen, nicht eigentliche Städte sind. — Vergl. Follie's „Reise in der Wüste Sahara ꝛc.", aus dem Französischen mit Anmerkungen von J. R. Forster (Berlin 1795. 8.); die Werke von Hornemann, Ehrenberg, Baillié, Jackson, Minutoli und W. Hoffmann. 71.

Sajaner oder Sojeten, ein nomadischer Volksstamm auf dem sajanischen Grenzgebirge zwischen Sibirien und der Mogolei, sind wahrscheinlich türkischen Ursprungs, leben von Jagd und Viehzucht und sollen zur Zeit der Noth selbst das Leben ihrer Angehörigen nicht schonen. Der Ackerbau macht nur wenig Fortschritte unter ihnen. Zum größern Theile stehen sie unter der Herrschaft Chinas und sind Schamanen; bei den Wenigen aber, welche dem russischen Reiche unterwürfig sind, sind die Bekehrungsversuche nicht ohne Erfolg geblieben und mehrere Familien sind schon zum Christenthume übergetreten. — Sajanisches oder Jeniseigebirge heißt der nordöstliche Arm des kleinen Altaigebirges in Asien und erstreckt sich auf der russisch-chinesischen Grenze von dem rechten Ufer des Janisei nach Nordosten bis an den Baikalsee, wo sich im Norden das Baikal-, im Südosten das mogolische Grenzgebirge anschließt. Vom kuznetskischen Gebirge wird es blos durch den Jenisei geschieden. Es besteht aus Schiefer- und Kalkgebirgen und enthält viel Steinkohlen, Gyps und Alabaster; doch mag der Bergbau auf Kupfer, Eisen und anderen Metallen hier nicht so ergiebig sein, als auf den anderen Zweiggebirgen des Altai. 35.

Saidschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer im Königreiche Böhmen mit berühmten Bitterbrunnen. Ersteres, ein Eigenthum des Fürsten Lobkowitz, gehört zum leitmeritzer Kreise und liegt in einer fruchtbaren Ebene. Die Brunnen, 16 (19) an der Zahl, befinden sich in einiger Entfernung von dem Dorfe und nur von 3 wird das Wasser zum Trinken benutzt; das der übrigen ist trübe und dient zur Bereitung von Bittersalz. Das Trinkwasser hat einen nicht gerade zu auffallenden bittern Geschmack, der durch Zusatz von Zucker ziemlich vermindert werden kann, ist ganz geruchlos und seine Temperatur verändert sich mit dem Wechsel der Atmosphäre, doch so, daß sie immer einige Grade tiefer steht. Es wird zwar an Ort und Stelle getrunken, doch ungewöhnlich stärker wird es versendet. Zu den Übeln, gegen die es treffliche Dienste leistet, rechnet man Verstopfungen, Blutanhäufungen, namentlich bei Frauen, Hämorrhoiden, Leberkrankheiten, Stein, Gicht, Ausschläge ꝛc. Letztgenanntes Dorf gehört zum saatzer Kreise und wird von 1200 Einw. bewohnt. Die hiesigen Bitterwasser waren schon früher, ehe die saidschützer aufgefunden wurden, bekannt und besitzen im Ganzen dieselben Eigenschaften, finden aber in neuerer Zeit mit diesen keinen gleichen Absatz. 35.

Saigern heißt das hüttenmännische Verfahren, durch Schmelzen das im Kupfer enthaltene Silber auszuziehen. Dazu wird das Kupfer zuerst gefrischt, d. h. mit Blei eingeschmolzen und in Scheiben gerissen, dann in einen sehr erhitzten Schmelzofen (Saigerheerd) gebracht, in dem das Blei wieder von dem Kupfer sich trennt, aber wegen seiner größern Verwandtschaft zum Silber, als zum Kupfer, ersteres mit loslöst. Der Ort, wo dieß geschieht, heißt Saigerhütte. 76.

Sailer (Johann Michael), einer der verdientesten neueren katholischen Theologen, geb. den 17. Nov. 1751 zu Aresing bei Schrobenhausen in Oberbaiern, begann in München seine Studien, trat 1770 zu Landsberg in den Jesuitenorden und ging nach dessen Aufhebung (1773) zur Vollendung seiner philosophischen und theologischen Studien nach Ingolstadt, ward hier 1777 öffentlicher Repetitor der Philosophie und Theologie und 1780 zweiter akademischer Professor der dogmatischen Theologie, verlor aber schon 1781 diese Stelle und lebte nun ohne Amt seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, bis er 1784 zum Professor der Moralphilosophie und Pastoraltheologie an der Universität Dillingen ernannt wurde. Aber auch hier erhielt er 1794 unerwartet seine Entlassung und erst 1799 wurde

er wieder als ordentlicher Professor der Theologie in Ingolstadt angestellt. Im Jahre 1821 ward er Domcapitular in Regensburg, 1822 Bischof von Germanicopolis und Coadjutor, bald auch Generalvicar des Bisthums Regensburg, später baierischer geistlicher Rath und 1825 Dompropst an der Kathedrale zu Regensburg, endlich 1829 Bischof daselbst. Er starb am 20. Mai 1832 als ein um Beförderung ächter Religiosität und Verbreitung theologischer Aufklärung höchst verdienter Mann. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir als die vorzüglichsten: „Glückseligkeitslehre aus Vernunftgründen" (München 1787—1791. 2 Thle.); „Vorlesungen aus der Pastoraltheologie" (Ebend. 1788, 1789. 4. Aufl. 1820. 3 Bde.); „Das Heiligthum der Menschheit, in Reden" (Ebend. 1807. 2. Aufl. 1810. 2 Bde. 4. Aufl. 1820); „Über die Erziehung" (Ebend. 1807. 4. Aufl. 1822. 2 Thle.); „Neue Beiträge zur Bildung der Geistlichen" (Ebend. 1809. 2. Aufl. 1819. 2 Bde.); „Handbuch der christlichen Moral" (Ebend. 1817. 3 Bde.); „Homilien" (Landshut 1819. 2 Bde.); „Der Mensch" (3. Aufl. Grätz 1819); „Vollständiges Gebetbuch für katholische Christen" (12. Auflage. Sulzbach 1831); „Sämmtliche Werke", herausgegeben von Joseph Widmer (Sulzb. 1830 ff.). 63.

Saint-Aulaire (spr. Sängt Olähr) (Louis Beaupoil, Graf von), Pair von Frankreich und französischer Gesandter in Wien, wurde im Jahre 1779 geboren, trat als kaiserlicher Kammerherr bei Napoleon 1811 in Dienste, ward 1812 Präfect des Maasdepartements und 1814 des Obergaronnedepartements, welche Stelle er bei Napoleon's Rückkehr nach Frankreich niederlegte, ohne jedoch nach der zweiten Restauration wieder eine Anstellung zu erhalten. Doch ward er bald darauf in die Deputirtenkammer gewählt, wo er als eifriger Vertheidiger der Verfassung auftrat, sich an die Doctrinaires anschloß und stets mit Beredsamkeit, Mäßigung und Festigkeit seine Meinung aussprach. Mit besonderer Wärme vertheidigte er die Sache der unglücklichen in den mittägigen Provinzen Frankreichs verfolgten Protestanten und legte alle gegen sie verübten Schandthaten der Öffentlichkeit freimüthig vor. Nach Auflösung der Kammer lebte er zwei Jahre hindurch entfernt von allen Staatsgeschäften, wurde hierauf 1818 zum Abgeordneten von dem Departement des Gard in die Kammer gewählt, trat als solcher auf die Seite des Ministerium, da der Präsident desselben, der Herzog Decazes (s. d. Art.), unterdeß sein Schwiegersohn geworden war, nahm sich aufs Neue der zu Nismes verfolgten Protestanten an und sprach kräftig, wiewohl vergeblich, gegen ein von den Ministern vorgeschlagenes Gesetz zur Beschränkung der bürgerlichen Rechte. Nach Auflösung der Kammer (1823) unternahm er mit seinem Schwiegersohne eine Reise nach Deutschland und beschäftigte sich nach seiner Rückkehr größtentheils mit literarischen Arbeiten. Er lieferte besonders mehrere Übersetzungen aus dem Deutschen für das „Théâtre étranger" und arbeitete seine „Histoire de la Fronde" (3 Bde. Deutsch, Leipzig 1827 und Stuttgart 1827. 3 Bde.) nach den Quellen aus, ein Werk, welches mit vielem Beifalle aufgenommen wurde. Im Jahre 1831 ernannte ihn Ludwig Philipp zum außerordentlichen französischen Gesandten in Rom, wo es ihm gelang, die Unzufriedenheit des Papstes wegen des in Ancona erfolgten Einrückens französischer Truppen zu beschwichtigen, indeß ihn die Oppositionsblätter seines Vaterlandes einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die von Rußland und Östreich aufgestellten Grundsätze beschuldigten. Im Jahre 1833 erhob ihn der König zum Pair und ernannte ihn zum Gesandten am östreichischen Hofe. 81.

Saint Cyr, s. Gouvion Saint Cyr.

Saint-George (spr. Säng Schorsch) (Ritter von), wegen seiner großen Gewandtheit bei allen Leibesübungen berühmt und deßhalb hochgefeiert von allen französischen Memoiren- und Romanenschriftstellern seiner Zeit, war der natür-

Bird Notes. By Bird-Gazer. Illustrated by Thomas Crane. London: Swan Sonnenschein & Co. Limited. 1896.

Bird-Gazer has written a very pleasant book, and Thomas Crane has illustrated it with a number of charming pictures. Bird-Gazer is a lover of birds, and he has a keen eye for their habits and ways. He has also a good deal of knowledge of the literature of birds, and he quotes from many writers, ancient and modern, in a way that shows that he has read widely and thoughtfully. He is not a scientific ornithologist, and he does not profess to be one. He writes as a man who loves birds and wishes to tell others about them. He has a style that is easy and flowing, and he has a way of making his readers feel that they are sitting with him in the garden or the field, watching the birds together. He has a good deal to say about the habits of birds, and he says it in a way that is interesting and instructive. He has also a good deal to say about the songs of birds, and he has a way of describing them that makes one feel that one can almost hear them. He has a chapter on the nesting of birds, and another on their migrations, and another on their food, and another on their enemies. He has a chapter on the birds of the garden, and another on the birds of the field, and another on the birds of the wood, and another on the birds of the water. He has a chapter on the birds of prey, and another on the birds of song, and another on the birds of the night. He has a chapter on the birds of the winter, and another on the birds of the spring, and another on the birds of the summer, and another on the birds of the autumn. He has a chapter on the birds of the town, and another on the birds of the country, and another on the birds of the sea-shore. He has a chapter on the birds of the moor, and another on the birds of the mountain, and another on the birds of the valley. He has a chapter on the birds of the forest, and another on the birds of the heath, and another on the birds of the marsh. He has a chapter on the birds of the river, and another on the birds of the lake, and another on the birds of the pond. He has a chapter on the birds of the cliff, and another on the birds of the rock, and another on the birds of the shingle. He has a chapter on the birds of the hedge, and another on the birds of the orchard, and another on the birds of the meadow. He has a chapter on the birds of the corn-field, and another on the birds of the turnip-field, and another on the birds of the pasture. He has a chapter on the birds of the farm-yard, and another on the birds of the stable, and another on the birds of the barn. He has a chapter on the birds of the house, and another on the birds of the roof, and another on the birds of the chimney. He has a chapter on the birds of the window, and another on the birds of the door, and another on the birds of the porch. He has a chapter on the birds of the garden-wall, and another on the birds of the garden-seat, and another on the birds of the garden-path. He has a chapter on the birds of the garden-hedge, and another on the birds of the garden-tree, and another on the birds of the garden-flower. He has a chapter on the birds of the garden-bed, and another on the birds of the garden-border, and another on the birds of the garden-lawn. He has a chapter on the birds of the garden-pond, and another on the birds of the garden-fountain, and another on the birds of the garden-sundial. He has a chapter on the birds of the garden-arbour, and another on the birds of the garden-summer-house, and another on the birds of the garden-gate. He has a chapter on the birds of the garden-wicket, and another on the birds of the garden-path, and another on the birds of the garden-walk. He has a chapter on the birds of the garden-terrace, and another on the birds of the garden-steps, and another on the birds of the garden-balustrade. He has a chapter on the birds of the garden-vase, and another on the birds of the garden-statue, and another on the birds of the garden-urn. He has a chapter on the birds of the garden-fountain, and another on the birds of the garden-basin, and another on the birds of the garden-jet. He has a chapter on the birds of the garden-sundial, and another on the birds of the garden-clock, and another on the birds of the garden-time. He has a chapter on the birds of the garden-arbour, and another on the birds of the garden-seat, and another on the birds of the garden-rest. He has a chapter on the birds of the garden-summer-house, and another on the birds of the garden-pavilion, and another on the birds of the garden-tent. He has a chapter on the birds of the garden-gate, and another on the birds of the garden-wicket, and another on the birds of the garden-door. He has a chapter on the birds of the garden-path, and another on the birds of the garden-walk, and another on the birds of the garden-road

und kurz vor seinem am 9. Febr. 1803 im 85. Jahre seines Alters erfolgten Tode in das Nationalinstitut für die Classe der französischen Sprache und Literatur aufgenommen. Als Dichter hat er sich besonders durch die Herausgabe seiner „Saisons" (Paris 1769. Deutsch von Chr. Fel. Weiße, Leipzig 1791), eines beschreibenden Gedichtes in der Weise von Thomson's Jahreszeiten, bekannt gemacht, das aber bei manchen gelungenen Einzelnheiten ermüdend und einförmig ist. Außerdem hat er auch verschiedene kleinere Dichtungen, wie die „Pièces fugitives", die „Contes" und die „Tableaux orientales" (Paris 1772) geliefert. Als philosophischer Schriftsteller schrieb er einen „Catéchisme universel ou les principes des moeurs chez tous les nations" (Paris 1798. 3 Bde.), welcher ungeachtet seiner atheistischen Grundsätze in den Zeiten der französischen Republik der Jugend als Lehrbuch der Moral empfohlen wurde. Die beste Ausgabe seiner „Poésies" erschien zu Paris 1795 (2 Bde.) und seiner „Oeuvres philosophiques" ebendaselbst 1800 (5 Bde.). Unter seinen prosaischen Schriften zeichnen sich die „Mémoires de la vie de Myl. Bolingbrocke" durch Gewandtheit der Schreibart und Lebendigkeit der Darstellung am meisten aus. S.-Lambert stand mit der aus Rousseau's „Confessions" bekannt gewordenen Madame d'Houdetot in der genausten Verbindung, ohne daß dadurch das eheliche Verhältniß derselben zu ihrem Gatten im Geringsten gestört worden wäre. 81.

Saint Martin (Louis Claude, Marquis de), berühmter französischer Theosoph, genannt „le philosophe inconnu", ward den 18. Jan. 1743 zu Amboise geboren, widmete sich nach einer frömmelnden Erziehung dem Militairstande, studirte aber nebenbei vorzüglich Sprachen und religiöse Schriften und ward durch Bekanntschaft mit Mystikern und den Schriften Jak. Böhme's endlich ganz für die Theosophie eingenommen. Er verließ nun den Dienst und durchreiste Deutschland, England, die Schweitz und Italien, wo er überall Anhänger fand (Martinisten). Hierauf zog er sich nach Lyon und von da nach Paris zurück, wo er auch während der Revolution sehr eingezogen lebte, und zog endlich zu seinem Freunde Lenoir-Laroche nach Aurai bei Chatillon, wo er am 14. Oct. 1803 starb. — Geist und Gelehrsamkeit sind dem frommen Philosophen nicht abzusprechen, aber er hüllt sich absichtlich in ein starkes Dunkel und deßhalb ist der eigentliche Kern seiner Lehre, welche auch weniger als die J. Böhme's den Zeitgenossen zusagte, schwer zu finden. Im Allgemeinen nahm er einerseits den Menschen als den Typus der Schöpfung, anderntheils als den Gedanken, die Copie Gottes an und suchte durch die Betrachtung des Menschen das Ziel der Theosophie zu erreichen. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Des erreurs et de la vérité" (Lyon 1775. 8. Deutsch von M. Claudius, Hamb. 1782. 8.); „Tableau naturel des rapports, qui existent entre dieu, l'homme et l'univers" (Edinb. 1782. 2 Bde.); „De l'esprit des choses" (1800. 2 Bde. 8. Deutsch von Schubert, Leipzig 1811. 2 Thle. 8.); „L'homme de désir" (neueste Aufl. Metz 1802. 2 Bde. Deutsch von Ad. Wagner, Leipzig 1813. 2 Bde. 8.). — Vergl. Tzschirner's „Archiv" (Bd. 1. St. 1—2); „Der Freimüthige" (1834. St. 24 ff.). 16.

Saint-Pierre (Charles Irénée Chatel, Abbé de), französischer politischer Schriftsteller, geboren 1658 zu St. Pierre in der Normandie, widmete sich dem geistlichen Stande, ward 1695 Mitglied der französischen Akademie und 1702 Beichtvater der Königin und starb den 29. April 1743. — Er war ein „braver Mann", wie der Cardinal Dubois ihn nannte, im eigentlichen Sinne des Wortes und seine sämmtlichen Bestrebungen gingen dahin, für das Wohl der Menschheit zu wirken. In dieser Beziehung schrieb er sein „Projet pour rendre la paix perpetuelle entre les potentats de l'Europe" (Rotterd. 1729. 8.), welches er an viele Fürsten und Gelehrte sandte; „Mémoires pour diminuer le nombre des procès" (Paris 1725. 12.) und seine polemischen Schriften: „Traité sur

Kupfertafeln. Leipzig, 1824. Fr. Fleischer. Subscr.-Pr. 2 Thlr. 12 Gr. Ladenpr. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat sich durch seine Arbeiten über die Geschichte der Kreuzzüge einen Namen gemacht, und wird auch diesem Werke, das sich über die Geschichte der Kreuzzüge verbreitet, Ehre machen. Es ist ein Werk, das sich über die Geschichte der Kreuzzüge verbreitet

mann ernannt. Kurze Zeit nachher begab er sich aufs Neue zur Armee nach Deutschland, allein eine Krankheit, von der er befallen wurde, nöthigte ihn seinen Abschied zu suchen, worauf er sich nach Montpellier wandte. Nach seiner Genesung ging er mit dem französischen Corps, welches unter dem Prinzen von Beauvau stand, mit nach Spanien ab und leistete dort dem Feldherrn, besonders durch seine Kenntniß der spanischen Sprache, wichtige Dienste. Nach Abschluß des Friedens zwischen Spanien und Portugal ging er dann als französischer Gesandter nach Lissabon (1763), brachte durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit einen lebhaftern Handelsverkehr Portugals mit Frankreich zu Stande, nahm aber 1767 seinen Abschied und kehrte über England nach Paris zurück. Durch die besondere Gunst des Ministers Choiseul erhielt er nun den Gesandtschaftsposten in Constantinopel, wo er sich bei dem ausgebrochenen Kriege zwischen der Pforte und Rußland sehr thätig zeigte und, da die damalige Schwäche des türkischen Reichs dessen gänzliche Auflösung nicht als unwahrscheinlich erscheinen ließ, dem französischen Hofe rieth, sich aus den Trümmern desselben Ägypten anzueignen. Wahrscheinlich ist nach dem hierüber von ihm eingereichten Plane der Feldzug Napoleon's im Jahre 1798 unternommen worden. Nachdem S.-Priest im Jahre 1776 seinen Posten aufgegeben, aber vergebens auf eine andere Beförderung gewartet hatte, sah er sich genöthigt im Jahre 1778 nach Constantinopel zurückzukehren, wo es ihm gelang, das zwischen der Pforte und Rußland herrschende Mißtrauen durch den Vertrag von Ainali-Kawak am 21. März 1779 beizulegen, wofür ihn die Kaiserin Katharina II. mit dem St. Andreasorden und einem Geschenke von 30000 Rubel belohnte. Da aber bald darauf die Abtretung der Krim an Rußland, die er auf Befehl des französischen Ministers Vergennes befördert hatte, zu mancherlei Verläumdungen Anlaß gab und Vergennes selbst S.-Priest ironisch den Gesandten Rußlands genannt hatte, so nahm er im Nov. 1784 seinen Abschied und ward im Sept. 1787 zum Gesandten im Haag ernannt, aber schon im December des folgenden Jahres zurückberufen und in den Staatsrath aufgenommen, wo er vergeblich gegen Necker auf die Prüfung der Vollmachten vor Eröffnung der Nationalversammlung drang. Allein bei Auflösung des Necker'schen Ministerium am 12. Juli 1789 trat er ebenfalls aus dem Cabinet, wurde aber schon nach der Einnahme der Bastille zum Minister der inneren Angelegenheiten ernannt und übernahm zugleich einstweilen das Portefeuille des Kriegsministers. Seine erste Sorge war nun Versailles mit Nahrungsmitteln zu versehen und das Regiment Flandern auf die Nachricht, daß die pariser Nationalgarde dahin maschiren wolle, zum Schutze der königlichen Familie in diese Stadt zu beordern; seine übrigen Rathschläge wurden aber nicht ausgeführt und nachdem er in der Nationalversammlung, besonders gegen Mirabeau und seine Partei, noch viele Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, nahm er im Dec. 1790 seine Entlassung und entfloh, des Hochverraths angeklagt, nach Stockholm, von wo er im Auftrage des Königs Gustav III. nach Petersburg reiste, um Katharina II. zu einem Bündnisse zu bereden, mittelst welchem die königliche Würde in Frankreich wiederhergestellt werden sollte. Er kehrte unverrichteter Sache über Polen, Deutschland und Dänemark im Jahre 1791 nach Stockholm zurück, mußte sich aber von dort bald darauf durch den überwiegenden Einfluß des Gesandten der französischen Republik entfernen. Nachdem er sich vergeblich theils schriftlich, theils persönlich an den Höfen von Spanien, England, Schweden, Rußland und Östreich dringend für Ludwig XVIII. verwandt hatte, begab er sich im Jahre 1797 nach Blankenburg und dann nach Mietau, wo sich damals der König aufhielt, unternahm in dessen Interesse mehrere Reisen nach Petersburg und Stockholm, ließ im Jahre 1808 Napoleon vergeblich um die Erlaubniß ersuchen, nach Frankreich zurückzukehren, und hielt sich dann längere Zeit in der Schweitz und in Wien auf. Im Jahre 1815 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde daselbst

zum Pair ernannt und ſtarb am 26. Febr. 1821 auf ſeinem Stammgute Saint-Prieſt in der Nähe von Lyon. Er hinterließ handſchriftlich Memoiren, welche ſeine ganze militairiſche und diplomatiſche Laufbahn umfaſſen. 81.

Saint Quentin (ſpr. Sáng Kantáng), eine Stadt mit 16000 Einw. und äußerſt lebhafter Induſtrie im franzöſiſchen Departement der Aisne, an der Somme gelegen, iſt durch den nach ihr benannten großen Canal (ſ. d. Art. Canal) und außerdem durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig, welchen hier am 10. Aug. 1557 die Spanier unter dem Herzog Philibert von Savoyen über das franzöſiſche Heer unter dem Connetable von Frankreich erfochten. Nach dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten zwiſchen Frankreich und Spanien (ſ. darüber den Art. Frankreich) im Jahre 1557 verſuchte Montmorency die ſchwache Beſatzung der Stadt St. Quentin, welche von dem Herzoge von Savoyen bereits hart bedrängt wurde, zu verſtärken, nahm aber ſo ſchlechte Maßregeln, daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Auf dem Rückmarſche, den er im Angeſichte des Feindes ohne alle Vorſichtsmaßregeln antrat, ward er hierauf plötzlich angegriffen und ſeine Armee in Kurzem völlig zerſtreut. 3000 Todte bedeckten die Wahlſtatt und unter den Gefangenen war Montmorency ſelbſt nebſt vielen anderen franzöſiſchen Großen. Dieſer Sieg, welcher den Spaniern nicht über 100 Mann gekoſtet hatte, führte den Fall St. Quentins herbei und trug, obgleich er nicht hinlänglich benutzt wurde, weſentlich mit zum Abſchluß des Friedens von Chateau-Cambreſis bei. 15.

Saint Réal (ſpr. Sángreal) (César Richard de), franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, wurde zu Chambéry in Savoyen, wo ſein Vater Staatsrath war, im Jahre 1639 geboren, kam ſchon in früher Jugend nach Paris, reiſte 1675 nach Chambery, lernte hier die Herzogin Mazarin kennen, begleitete ſie nach England, wo er ſich kurze Zeit aufhielt und dann nach Paris zurückkehrte. Hier lebte er als Privatgelehrter unter dem Titel eines Abbé, ohne eine Pfründe zu beſitzen, begab ſich im Jahre 1692 nach Chambery und ſtarb daſelbſt im September deſſelben Jahres. Als Schriftſteller gilt St. R. für einen der beſten Erzähler im Fache der Romantik, da ſich ſeine Schriften durch Gefälligkeit und Anmuth der Schreibart vor allen anderen dieſer Claſſe auszeichnen. Die beſten Ausgaben ſeiner Werke ſind: „Oeuvres de Saint Réal“ (Haag 1726. 4 Voll. 12.; 1745. 3 Voll. 4. von Perau, und 1757. 4 Voll.). Unter ſeinen einzelnen Schriften verdienen beſondere Erwähnung: „Sept discours sur l'usage de l'histoire“ (Par. 1671); „Don Carlos, nouvelle historique“ (Par. 1672. Deutſch von S. L. Schmidt, 2. Aufl. Mainz 1831), welche Schiller bei ſeiner Bearbeitung des „Don Carlos“ zu Grunde legte; „Césarion ou Entretiens sur divers sujets particulièrement de l'histoire rom.“ (Par. 1734); Discours sur la valeur“ (Cologn. 1688); und „Histoire de la conjuration des Espagnols contre la république de Venise en 1618“ (Par. 1674), welche beſonders in Bezug auf Anordnung der Materien bildend auf die Kunſtform geſchichtlicher Darſtellungen gewirkt hat. Eine zweckmäßig getroffene Auswahl aus St. R.'s Schriften beſorgte Deſſarts in den „Oeuvres choisies de Saint Réal“ (Par. 1804. 2 Voll. 12.). 81.

Saint-Simon iſt der Name einer altadeligen franzöſiſchen Familie, welche ihr Geſchlecht bis auf Karl den Großen zurückleitet. Unter ihnen haben ſich folgende Männer beſonders berühmt gemacht. **Louis de Rouvrot**, Herzog von St.-S., wurde am 16. Jan. 1675 geboren. Nachdem er in dem väterlichen Hauſe eine ſorgfältige Erziehung genoſſen hatte, trat er ſchon in früher Jugend in die Armee, machte ſeinen erſten Feldzug im Jahre 1692 unter dem Marſchall von Luxemburg und nahm an den Schlachten von Fleurus und Neerwinden Theil, worauf ihm der König die Führung einer Cavalleriecompagnie anvertraute. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1693 folgte er ihm in der Herzogs- und Pairswürde. Obgleich er bald darauf bis zu dem Poſten eines Feldmarſchalls ſtieg,

Digitized by Google

in Sicilien an sich bei absoluter Herrschaft, da sich Sicilien auch in früheren Zeiten einer ziemlichen Selbständigkeit erfreute, war es für jüngere Prinzen des Hauses Bourbon, die nicht zur Thronfolge berufen waren, eine Versorgung, wenn sie dorthin gesandt wurden, um sich dort eine Stellung zu schaffen. Ferdinand, dem Sohne des Königs Karl, wurde gleich, wie er das Alter dazu erreicht hatte, das Kommando über die Truppen übertragen, und er hatte sich in dieser Stellung so bewährt, daß er bei seiner Rückkehr zum Generalissimus ernannt wurde. Er war es, der die Ehre hatte, mit seinem Vater zusammen den gefährlichen Feind Neapels, den Bey von Tunis, zu bekämpfen, und er war es, der, als Karl III. nach Spanien ging, um den Thron seines Bruders zu besteigen, in Neapel zurückblieb und dort seine Stellung als Generalissimus behauptete. Er war es, der, als Karl III. starb, sich mit seinem Vater, Ferdinand IV., nach Neapel begab, um dort die Regierung zu übernehmen. Er war es, der 1798 und 1799 die Franzosen aus Neapel und Sicilien vertrieben hatte, und er war es, der 1806 und 1807 mit seiner Familie nach Sicilien flüchten mußte, als Napoleon neue Truppen nach Neapel schickte, um Joseph Bonaparte zum Könige daselbst zu machen.

Ferdinands Regierung ist ausgezeichnet durch die Kriege, die er gegen Napoleon führte, und durch die Verfassung, die er 1812 gab. Er hatte sich mit England verbunden, und dieses hatte ihm Truppen zu Hilfe geschickt, die unter dem Befehle des Generals Stuart standen, der in der Schlacht bei Maida (1806) Napoleons Truppen eine Niederlage beibrachte, die sie nicht vergessen konnten. Ferdinand hatte sich nach Sicilien begeben, und Napoleon machte Joseph Bonaparte zum König von Neapel. Dieser hatte 1808 die Insel Capri in Besitz genommen, die von den Engländern vergeblich belagert wurde. Er hob in den Abruzzen und den übrigen Provinzen des Festlandes die Lehnsverfassung auf, und er war es, der 1809 die Engländer aus Capri vertrieb. Er hatte sich mit Napoleon entzweit, und dieser hatte ihn 1808 zum König von Spanien gemacht, was Joseph Bonaparte nicht annehmen wollte. Napoleon hatte ihn darauf zum Könige von Neapel gemacht, und Joseph mußte Spanien verlassen. Er hatte sich mit Napoleon entzweit, weil dieser ihn zwingen wollte, Holland, das ihn 1806 zum König erhoben hatte, wieder zu verlassen. Napoleon hatte ihn dazu gezwungen, weil Joseph sich weigerte, die Kontinentalsperre gegen England zu beobachten. Joseph hatte sich nicht gefügt, und Napoleon hatte ihn 1810 zum Könige von Spanien gemacht, was Joseph nicht annehmen wollte. Napoleon hatte ihn darauf zum Könige von Neapel gemacht, und Joseph mußte Spanien verlassen. Joseph

mußte und, um seine traurige Lage zu endigen, einen Versuch machte, sich zu erschießen, wobei er jedoch nicht tödtlich verwundet und bald wieder hergestellt wurde. Er starb am 19. Mai 1825, umgeben von einigen seiner Schüler, denen er die Fortsetzung seines Werkes mit den prophetischen Worten empfahl: „Die Frucht ist reif; ihr werdet sie pflücken!" Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Introduction dans les travaux scientifiques du XIXième siècle" (Paris 1807. 4. 2 Voll.); „Prospectus d'une nouvelle encyclopédie" (Paris 1810); „L'industrie, ou discussions politiques, morales et philosophiques dans l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles et indépendans" (Paris 1817. 2 Voll.), worin er den Gedanken an eine allgemeine industrielle Verbindung der Menschheit aufstellte; „Réorganisation de la société européenne" (Paris 1814); „L'organisateur" (Paris 1819 fg.), ein Journal; „Du système industriel" (Paris 1821); „Catéchisme des industriels" (Paris 1823); „Opinions littéraires, philosophiques et industrielles" (Paris 1824) und „Le nouveau christianisme" (Paris 1825). Ungeachtet der mancherlei verfehlten, irrigen und selbst gefährlichen Behauptungen, welche er in seinen Schriften aufstellt, ist ihnen ein hoher universeller Charakter und eine weltgeschichtliche Bedeutsamkeit keineswegs abzusprechen. Die erste Gestalt, in welcher er seine Idee in den erwähnten Schriften auftreten ließ, war zunächst nur eine Auflösung der Philosophie und Wissenschaft in eine Theorie des industriellen Lebens; bald zog er aber auch die Religion dazu, sei es in Folge seiner durch die Noth entstandenen Geistesstörung oder weil er darin die sicherste Grundlage zur Aufbauung seines Systems fand (s. d. folg. Art.). 81.

Saint-Simonisten, eine auf die unendliche Perfectibilität des Menschengeschlechts, besonders in Rücksicht auf Industrie, Civilisation und gesellschaftliche Verfassung, berechnete Secte, in religiöser Beziehung von geringer Bedeutung, ward von dem Grafen Claude Henri de Saint-Simon (s. d. vor. Art.) gestiftet, trat aber erst nach seinem Tode öffentlich hervor. Die Secte zählte damals nur wenige Glieder und nur ein eigentlicher Jünger hatte an des Stifters Sterbebette gestanden, nämlich Olinde Rodrigues, ein jüdischer Banquier aus Portugal, welcher daher von den neuen Gläubigen „unser Aller Vater" genannt ward; diese vereinigten aber nun Ausbreitung und Ausbildung der Lehre des Meisters, welche die moralische Macht des Geldes begründen sollte, anfangs nur in Privatzusammenkünften und in der Zeitschrift „Le Producteur", seit Anfange des Jahres 1830 im „Organisateur", seit dem März 1830 auch in öffentlichen Versammlungen in Paris, wo sie unter großem Zudrange Reden hielten, bald auch in anderen Städten Frankreichs, dann Belgiens und seit dem September 1830 endlich im „Globe" und durch besondere Schriften, wie „Doctrine de St. Simon"; Lechevalier „Religion St.-Simonienne; Enseignement central" (Par. 1831. Deutsch von A. Wendt in Illgen's „Zeitschrift für historische Theologie" I. Bd. 2. St. S. 253 ff.); „Religion St.-Simonienne, association universelle, ou organisation définitive de l'humanité pour l'amélioration progressive" (Par. 1831) u. a. Täglich gaben jetzt die S.-Simonisten öffentlichen Unterricht; am Sonntage waren demselben sogar 4 Tageszeiten gewidmet, von welchen eine namentlich den besonders berücksichtigten ouvriers (Handwerkern) bestimmt war. 18 Mitglieder theilten sich in diese Arbeit unter Leitung von Carnot (dem Sohne des berühmten Republikaners) und Dugied und die Vorlesungen wurden im Athenäum, der rue Taranne n. 11, rue Taitbout und rue Monsigny n. 6 gehalten. So geschah es, daß im Herbste 1831 außer mehreren hundert eigentlichen Mitgliedern des dirigirenden Collegium zu Paris mehrere hundert ouvriers gewonnen, in den bedeutenderen Städten Frankreichs Missionen errichtet und Missionarien (wie J. Lechevalier und Rigaud) auch nach Bel-

gien und Deutſchland, namentlich nach Leipzig und Berlin abgeſendet waren. Dieſe ſchnelle Verbreitung des Saint-Simonismus wird aus der (zum Verſtändniſſe der weitern innern Schickſale deſſelben nothwendigen) Darſtellung ſeiner Grundſätze deutlich werden. Der Zweck des Saint-Simonismus iſt nämlich, eine neue allgemeine Weltverfaſſung zu gründen, deren Ziel die gleichmäßige moraliſche, intellectuelle und phyſiſche Verbeſſerung aller Menſchen, die Abſchaffung aller Vorrechte der Geburt und die endliche Emancipation der zahlreichſten (ärmern) Menſchenclaſſe iſt, wodurch eine allgemeine geſellſchaftliche Vereinigung hergeſtellt wird, in welcher nicht die Geburt, ſondern die Fähigkeit die Natur der Arbeit und den Genuß der Früchte derſelben beſtimmt und unter Einfluß dieſes Geſetzes der moraliſche Zuſtand der Menſchheit als Friede und Liebe, der intellectuelle als Einſicht und Wahrheit, der phyſiſche als Reichthum und Geſundheit ſich zeigt. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Weltverbeſſerung wird hiſtoriſch aus der Betrachtung des Zuſtandes der Menſchheit in den vier Zeitaltern ſeiner wechſelnden Vergangenheit deducirt. Die Geſchichte des ſtets im Fortſchreiten begriffenen Menſchengeſchlechts zählt nämlich vier Epochen: 2 organiſche und religiöſe (aufbauende und vereinigende) und 2 kritiſche und irreligiöſe (zerſtörende und trennende); 1) ein organiſches vom Anfange der Dinge bis zum Beginne der griechiſchen Philoſophie mit Sokrates; 2) ein kritiſches, von da bis auf das Chriſtenthum; 3) ein organiſches im Mittelalter bis zur Reformation; 4) ein kritiſches bis auf Saint-Simon. Während die beiden kritiſchen (repräſentirt a) durch die Philoſophen Roms und Griechenlands; b) durch Luther, Descartes, Voltaire und die Häupter der franzöſiſchen Revolution) die Zeiten der Verderbniß waren, nur Auflöſung ohne Wiedervereinigung, bloße Gegenſätze ſich unter einander aufreibender Kräfte ohne Verwendung zu Einem Zwecke, ſtatt Gemeinſinnes nur Selbſtſucht, erſcheinen die beiden organiſchen (repräſentirt a) durch Orpheus, Numa und Moſes; b) durch Jeſus, die Apoſtel, die Kirchenväter, Gregor VII.) bei aller Unvollkommenheit doch immer als die relativ beſſeren Zeitalter, indem ſich in ihnen wenigſtens das Streben nach organiſcher Zuſammenordnung zur Einheit des Zwecks unter dem göttlichen Geſetze, oder Aufſtellung der Religion als Princip, zeigte. Indeß konnte auch das Chriſtenthum keine Vervollkommnung des Erdenlebens, keine vollſtändige Verbeſſerung der Menſchheit bewirken, indem es einſeitig nur für den Geiſt ſorgte, nur eine Verbrüderung der Menſchen im Himmel und in der Kirche, nicht auch auf dieſer Erde und im Staate, erſtrebte und ſelbſt für das geiſtige, ſittliche Intereſſe nur wenig realiſirte. Was aber davon ins Leben trat, geſchah durch den Katholicismus, indem er ſich dem Principe der Einheit anſchloß, die Principien der Ordnung, der Unbeweglichkeit, der abſoluten Auctorität, der Untrüglichkeit der Gewalt entwickelte, welche auf Liebe und Glauben gegründet nicht wenig zur Erziehung der Menſchheit dienten. Allein der Katholicismus hat ſich nie verwirklichen und die allgemeine, die katholiſche Religion werden können. Er hatte eine geiſtliche Macht neben der weltlichen gegründet, die Welt in zwei Reiche getheilt. Aber unfähig, den Kampf mit der weltlichen Macht zu beſtehen, wurde die Hierarchie in der Berührung mit jener ſelbſt von der Verderbniß ergriffen und ſo ihre Auflöſung durch die Reformation und franzöſiſche Revolution herbeigeführt. So hat ſich in der neueſten Zeit alles Übel der kritiſchen Zeiten concentrirt: die Selbſtſucht und Losgeriſſenheit von Gott ſind die Grundurſachen, daß das Princip ordnender Leitung in Abſolutismus, das Princip der Freiheit in Liberalismus ausgeartet iſt. — Da offenbarte ſich Gott dem Saint-Simon mitten unter Blitz und Donner der franzöſiſchen Revolution und inſpirirte ihn mitten unter den friedlichen Beſchäftigungen der Wiſſenſchaft und Induſtrie: **ein fünftes Zeitalter, das der endlichen Vollkommenheit** bricht an; Saint-Simon iſt göttlich geſandt, der Welt es zu bringen. Die neue Ordnung der Dinge ſoll eine

Sanctorum Martyrum Philippensium. Ex eodem codice Graeco.

Die Martis, 3. Februarii,

gänzung der Erziehung durch Belohnungen und Strafen. — Obwohl aber der Saint-Simonismus seinem Wesen nach mit der Religion nichts gemein hatte, so ward ihm doch die Weihe derselben gegeben und er als eine neue Religion dargestellt, bestimmt, an die Stelle des Christenthums zu treten, welches nichts mehr für das materielle Glück der Menschheit zu thun vermöge. Religion sollte das allbelebende Princip sein; auch die Politik Religion, die ganze Wissenschaft zum Dogma, die Industrie zum Cultus werden. Die Religion der S.-Simonisten war aber eine Weltvergötterung; denn „Gott ist das unendliche, allgemeine Wesen, Alles was ist; Alles ist in ihm, Alles ist durch ihn, Alles ist er." Er ist das Alleben und daher nicht blos geistig, sondern auch materiell. Der Mensch ist die endliche Offenbarung Gottes, die begrenzte Erscheinung des Allebens und bestimmt, ohne Aufhören in Gott zu wachsen, d. h. fortzuschreiten in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Man darf sich nicht wundern, daß diese Ideen, namentlich in Frankreich, leichten Eingang fanden, wenn man einerseits die geistige Leere bedenkt, welche die philosophischen, politischen und kirchlichen Revolutionen nach und nach erzeugt hatten und andererseits das mannigfache Elend, welches keine der abwechselnd herrschend gewordenen Parteien zu heben Geschick oder Neigung gezeigt, während die S.-Simonisten nicht blos lebhaftes Mitgefühl, sondern auch Absichten und Ansichten zu Tage gelegt, welche theils durch Großartigkeit überraschen, theils durch einen Anschein von Tiefe und logischer Strenge fesseln mochten. Das Sezzen des Verdienstes an die Stelle des Zufalls der Geburt, die Vergesellschaftung aller Völker durch gegenseitigen Vortheil, das Aufhören der bedrückten Stellung der großen Mehrzahl der arbeitenden Classe, die fernere Unmöglichkeit so großen Mißverhältnisses zwischen Armen und Reichen, Production und Consumtion, des Grundsatzes der Concurrenz, daß Jeder den Andern und so sich selbst überbiete, überhaupt die Aufhebung der Macht des Zufalls und der Eigensucht, wie aller der Übel in beider Gefolge, des Despotismus und der Anarchie, indem alle Einzelne nun blos als Glieder eines nach gleichem göttlichen Gesetze geordneten und zu gleichem Ziele hinstrebenden Ganzen arbeiten, — alle diese anscheinende Vortheile, welche der neue Weltbund zu gewähren schien, mochten selbst edle Geister, wie Lerminier, täuschen und verlocken. Allein dieser saint-simonistische Fabrikstaat, in welchem durch einen unumschränkten Priesterorden Despotismus und Sklaverei gesetzt, Wissenschaft und Künste wie eine Fabrikarbeit aufgegeben, freie Entwickelung der eigenen Kraft unmöglich gemacht, der Mensch zur Arbeitsmaschine herabgewürdigt, aller Selbstständigkeit beraubt und von Kindheit bis zum Grabe durch Priester bevormundet, jedes Privateigenthum und Erbrecht vernichtet wurden ꝛc., mußte bei seiner Unausführbarkeit und Widernatürlichkeit in sich selbst zerfallen und konnte nur in den Stürmen einer Revolution durch die Hoffnungen und Berechtigungen, die er den Armen bot, einiges Ansehn gewinnen. Dazu kamen noch innere Parteiungen, welche seine Auflösung herbeiführten. Als nämlich die saint-simonistische Moral und namentlich die individuellen Verhältnisse zwischen Mann und Weib und zwischen Oberen und Untergeordneten bestimmt („formulirt") werden sollten und dabei das eine Oberhaupt der Gesellschaft (welche in die 3 Grade der Oberen, der Glieder und der Schüler getheilt wurde), Enfantin, ein schöner, ehrgeiziger, aber beschränkter Mann, seine Fürsorge vorzüglich auf die Frauen wandte und als ihr Messias durch Beweglichmachung der Ehe das „freie (d. i. mit dem Manne in allen gesellschaftlichen Lebensverhältnissen gleichgestellte) Weib" proclamiren, auch noch Muhammed's Rechte genießen und die Ungerechtigkeit der christlichen Moral gegen das Weib und deren unbequeme Strenge hinsichtlich des Umgangs der Geschlechter aufheben wollte; als ferner derselbe Enfantin ein „lebendiges Gesetz" nothwendig zum Bestehn des Unternehmens fand und die Repräsentation desselben oder des absoluten Wil-

Bedford, Sir Nicholas Carlisle, Sir Henry Wotton, Sir Thomas Roe, Sir Dudley Digges, Sir Thomas Smith, Sir Edwin Sandys, Sir Robert Cotton, Sir Robert Bruce, Sir Francis Bacon, Sir Thomas Bodley, Sir Henry Spelman, Sir Henry Savile, Sir Thomas Gresham, Sir Hugh Myddelton, Sir Walter Raleigh, Sir Francis Drake, Sir Martin Frobisher, Sir John Hawkins, Sir Richard Grenville, Sir Humphrey Gilbert

zösisches Schiff von fast gleicher Stärke nahm, so wie er sich schon früher in der Schlacht auf der Höhe von Quessant (1778) mit außerordentlicher Tapferkeit geschlagen hatte. Nach Ausbruch des französischen Revolutionskriegs erhielt er als Contreadmiral das Commando eines für die westindischen Gewässer bestimmten Geschwaders und nahm St. Lucie und Martinique (1794), stationirte später (1796) im mittelländischen Meere und kreuzte dann, als er dort der Übermacht hatte weichen müssen, in den portugiesischen Gewässern, um die Vereinigung der spanischen Flotte mit der französischen zu verhindern. Wirklich lief die erstere, 27 Linienschiffe, 10 Fregatten und 70 Frachtschiffe stark, unter dem Admiral Cordova von Carthagena aus, aber Jervis, obwohl er nur 15 Linienschiffe und 4 Fregatten zu seiner Disposition hatte, trat ihr bei dem Cap Saint Vincent (der Südwestspitze von Algarbien) in den Weg, schlug sie entscheidend und eroberte 4 Linienschiffe. Für diese Heldenthat ward er zum Grafen und Lord von St. Vincent und Baron von Meaford ernannt und bekam von der Stadt London einen Ehrendegen, so wie ein Jahrgeld von 3000 Pfd. Sterl.; auch erhielt er die oberste Leitung aller Seeunternehmungen im Mittelmeere und in den spanischen und portugiesischen Gewässern. Von 1801—1805 war er erster Lord der Admiralität und 1806 commandirte er die Flotte im Canal. Später sprach er als Mitglied des Oberhauses im Sinne der Opposition häufig gegen die Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich, tadelte auch lebhaft mehrere Unternehmungen, wie z. B. den Feldzug von 1808 in Spanien. Uebrigens machte er sich im Allgemeinen wenig bemerklich und entsagte endlich im Jahre 1816 aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften. Er starb im Jahre 1823 auf einer seiner Besitzungen zu Rochetts. 22.

Sais, s. Ägypten.

Saiten, lat. chordae; franz. cordes; engl. strings; ital. corde, heißen die aus Thierdärmen zubereiteten Fäden, desgleichen die mehr oder minder starken Metalldrähte, welche auf Instrumente gespannt, in Schwingungen versetzt und so zum Tönen gebracht werden. Die Darmsaiten fertigt man aus den Därmen der Schafe oder Lämmer, indem man die Därme aufschneidet, vom Fette reinigt, beizt, mehr oder weniger nach der erforderlichen Stärke zusammendreht und dann trocknet, schwefelt, abschleift und ölt. In den Handel kommen sie in Ringel gewunden, deren 30 zusammengebunden einen Stock ausmachen. Die besten (romanische S.) werden in Italien gefertigt. Die Drahtsaiten werden theils aus Messing, theils aus Eisen gezogen und dann auf Röllchen gewunden. Ihre Güte hängt davon ab, daß sie weder zu viel noch zu wenig Härte haben, indem sie in dem erstern Falle leicht springen, in dem zweiten aber keinen hellen Ton geben. Nach der verschiedenen Stärke und der Tonhöhe übrigens führen die S. verschiedene Benennungen, z. B. Discantsaiten, Baßsaiten, Quinten, Quarten ꝛc. — Über die Schwingungen der S., deren Kenntniß bei dem Baue der Instrumente unerläßlich ist, vergl. den Artikel Schwingungen. — **Saiteninstrumente** s. unter Instrumente. 29.

Sakkas (Ammonius), s. Ammonius Sakkas.

Sakuntala, s. Kalidasa.

Salaheddin (Jussuff Ebn Ajub), Sultan von Syrien und Ägypten, geb. 1137 n. Chr., war der Sohn des Kurden Schirkueh, der von dem Atabeken Nureddin nach Ägypten geschickt, um den entstandenen Bürgerkrieg zu unterdrücken, sich dort zum Wesir emporgeschwungen hatte und diese Würde auf seinen Sohn, S., vererbte (1168). Dieser aber erklärte sich nach dem Tode des letzten fatimitischen Chalifen Aded zu seinem Nachfolger, bemächtigte sich seiner Schätze und suchte sich die Zuneigung der Ägypter durch milde und gerechte Handhabung der Gesetze zuzueignen, übernahm dann nach dem Tode Nureddin's (1174) die Beschützung von dessen unmündigem Sohne, Al-Malek, suchte aber dessen Besitzungen für sich selbst

Ecclesiam, in qua Sanctus Petrus Apostolus sepultus est, ubi Sanctus Petrus Apostolus sepultus est, ubi Sanctus Petrus Apostolus sepultus est, ubi

Franzosen an 20 Stück Geschütz, 4000 Todte und Verwundete und 8000 Gefangene eingebüßt. Die nächste Folge dieses entscheidenden Siegs war der Fall Madrids. 15.

Salamander, lat. salamandra; franz. salamandre; engl. salamander, ist der Name einer Eidechsengattung. Man zählt 5 Arten derselben, von denen die eigentlichen S., auch Molche oder Feuermolche genannt, die bekanntesten sind. Diese werden ungefähr eine Spanne lang und haben einen stärkern Leib als die gewöhnlichen Eidechsen; ihr Schwanz dagegen ist, so wie ihr Hals, weit kürzer und am Ende abgestumpft. Die Haut ist auf dem Rücken schwarz, auch bräunlich und gelb gefleckt, am Unterleibe sieht sie aber durchaus weißgelb. Gewöhnlich halten sie sich an dunkeln, feuchten Orten, in Steinhaufen ꝛc. auf und kommen besonders dann, wenn es stark geregnet hat, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Übrigens sind sie ganz unschädlich. Wird ein S. ins Feuer geworfen, so tritt aus seinem Körper eine milchartige Feuchtigkeit hervor, die ihn einige Zeit gegen die Flamme schützt. Dieser Umstand hat die Meinung veranlaßt, als könne er, ohne zu verbrennen, im Feuer leben. Bei den Alten war er daher Sinnbild des Feuers und die Genien desselben führen in der Dämonologie denselben Namen. Vergl. A. F. Funk, „Tract. de salamandrae terrestris vita, evolutione, formatione" (Berlin 1826. Fol. mit Kpfrn.). 35.

Salamis, s. Griechenland.

Salangane, s. Schwalbe.

Salap oder **Salep** heißt die Wurzel des auch in Deutschland vorzüglich auf feuchten Gebirgswiesen wachsenden Knabenkrautes (orchis), welche als ein kräftiges und nährendes Mittel in den Apotheken officinell ist. Ihr Grundbestandtheil ist reines Stärkemehl. 30.

Salat (Jakob), einer der aufgeklärtesten Katholiken und scharfsinniger philosophischer Schriftsteller, welcher sich um die Verbreitung religiöser Aufklärung unter seinen Glaubensgenossen entschiedene Verdienste erworben hat, wurde am 24. Aug. 1766 zu Abbtsgmünd im Ellwangischen geboren. Frühzeitig mit Lessing, Garve, Zollikofer, so wie mit helldenkenden Katholiken (Feder, Werkmeister, Mutschelle, Dereser u. A.) bekannt geworden lebte er als Pfarrvicar in Horn namentlich mit dem durch seine „Nationalchronik der Deutschen" rühmlichst bekannten lutherischen Pfarrer Pahl in der vertrautesten Freundschaft. Als aber auf der Pfarrei Zusamzell (zwischen Augsburg und Dillingen), welche S. 1793 bezog, sich ein Kreis Studirender um ihn sammelte, die begierig des jungen Pfarrers Umgang und wissenschaftliche Unterhaltung suchten und denen er Schriften aufgeklärter Katholiken und Protestanten (jedoch nur vorzüglich philosophische und praktische) verschrieb, da erhoben sich die jesuitischen Zionswächter gegen das Haupt des schönen Bundes. Im Jahre 1798 erschien eine Commission von Augsburg, welche eine sechstägige Visitation begann. Die in Augsburg folgende Untersuchung, während welcher ein Vicar an S.'s Stelle geschickt wurde, lief jedoch glücklich für ihn ab. Traurig aber über solchen Geistesdespotismus ging S. gern als Pfarrer nach Haberskirchen in Baiern (1801) und bald darauf als Professor der Moral und Pastoraltheologie des Lyceum nach München, ward 1803 Pfarrer zu Arnbach und 1807 königlich geistlicher Rath und ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Landshut. — In seinen philosophischen Ansichten nähert sich S. sehr der Gefühlsphilosophie Jacobi's, indem er in seinen didaktisch-polemischen Schriften die Philosophie auf eine innere Offenbarung des Göttlichen (Vernunftoffenbarung) gründet. S.'s Hauptschriften sind: „Über den Geist der Philosophie" (München 1803); „Die reinmenschliche Ansicht von der Ehe; mit Erläuterungen über das Höchste der Menschheit" (1807); „Die Philosophie mit Obscuranten und Sophisten im Kampfe" (1803); „Vernunft und Verstand" (Tübingen 1808.

2 Thle.); „Von den Ursachen eines neuen Kaltsinnes gegen die Philosophie" (Landsh. 1810); „Die Moralphilosophie" (Landsh. 1810. 3. Aufl. 1821); „Die Religionsphilosophie" (Ebend. 1811. 2. Aufl. München 1821); „Erläuterung einiger Hauptpunkte der Philosophie" (Landsh. 1812); „Über das Verhältniß der Geschichte zur Philosophie und den Rechtswissenschaften" (Sulzb. 1817); „Grundlinien der Religionsphilosophie" (Sulzb. 1819); „Sokrates oder über den neuesten Gegensatz zwischen Christenthum und Philosophie" (Ebendas. 1820); „Grundzüge der allgemeinen Philosophie aus dem Standpunkte der höheren Bildung für die Menschheit" (Münch. 1820); „Darstellung der allgemeinen Philosophie" (Ebend. 1826); „Lehrbuch der höhern Seelenkunde oder die Psychologie" (Münch. 1820. 2. Aufl. 1826); „Versuche über Supernaturalismus und Mysticismus" (Sulzb. 1823); „Handbuch der Moralwissenschaft" (Münch. 1824); „Wahlverwandtschaft zwischen den sogenannten Supernaturalisten und Naturphilosophen" (Landsh. 1829); „Aufschluß über den Ultrakatholicismus" (Münch. 1833). Sein Leben erzählt er in den „Denkwürdigkeiten betreffend den Gang der Wissenschaften und Aufklärung im südlichen Deutschland" (1823). 63.

Salbei, lat. salvia; franz. sauge; engl. sage, ist eine zu Linné's 2. Classe (diandria monogynia) gehörige Pflanzengattung mit rachenförmiger Krone und zwei auf einem kurzen Stiele querliegenden Staubfäden, von welcher vorzüglich der gemeine S. (salvia officinalis) mit lanzettförmigen; feingekerbten Blättern, der im südlichen Europa an steinigem Meeresufer wild wächst, ein ätherisches Öl von bitterm, campherartigem Geschmacke enthält, das zu mancherlei ärztlichem Gebrauche dient, als Thee vorzüglich gegen den Schweiß wirkt. Die anderen Arten, wie den Wiesen- und Muskatellersalbei, benutzt man häufig zur Fälschung der Weine und Biere. 30.

Salbung, lat. unctio; franz. onction; engl. unction. Das Salben des Körpers mit wohlriechendem Öle war und ist noch eine im Oriente sehr verbreitete Sitte, welche ihren Grund in dem heißen, eine starke Ausdünstung animalischer Körper verursachenden Klima jener Himmelsstriche hat. Schon Homer erwähnt diese Sitte und Solon erlaubte das Salben den Bürgern, verbot es aber den Sklaven. Vorzüglich pflegte man sich bei Gastmählern, und wenn man Vornehme besuchte oder sie in seiner Behausung empfing, zu salben. Es wurden aber namentlich das Bart- und Haupthaar, das Gesicht und die Füße gesalbt und der Luxus, den man mit kostbaren Salben trieb, war so groß, daß z. B. die Gemahlinnen der persischen Monarchen oft die Einkünfte großer und reicher Städte blos zum Ankaufe ihres Salbenbedürfnisses erhielten. — Eine eigenthümliche religiöse Bedeutung hatte im Alterthume, besonders auch bei den Hebräern, die Salbung der Könige und Priester, welche dadurch zu ihrem Amte eingeweiht wurden, und man glaubte, daß ihnen durch diese sinnbildliche Handlung der unauslöschliche Charakter ihrer Amtswürde und besondere göttliche Geistesgaben mitgetheilt würden. Daher werden im alten Testamente Priester und Könige vorzugsweise „Gesalbte des Herrn" genannt, wie denn auch dort der den Juden verheißene Volksbeglücker mit dem Namen eines Gesalbten (Messias) belegt wird. — Wie im alten Testamente Salbung Zeichen der priesterlichen Weihe war, so wurde bei den Christen den Getauften mit einem besonders dazu eingesegneten Öle zur Weihe für das geistliche Priesterthum die S. ertheilt und bei Cyprian wird sie schon als wesentlicher Theil der Taufe erwähnt. Noch jetzt findet in der katholischen Kirche die S. bei der Taufe, der Firmung, Priesterweihe und der letzten Ölung statt. — Im figürlichen Sinne legt man religiösen Vorträgen und Gebeten S. bei und zwar dann, wenn sie über die Herzen der Zuhörer eine religiöse Weihe verbreiten, d. h. christliche Überzeugung und Gesinnung wecken, stärken und fördern. Die S. in diesem Sinne ist die Frucht der Begeisterung, oder Herzlichkeit und Wärme des Vortrags. 63.

Saldanha Oliveira e Daun (João Carlos, Graf von), portugiesischer General, ein Enkel des berühmten Marquis von Pombal, wurde um das Jahr 1780 zu Arinhaga geboren, erhielt seine erste Bildung auf der Adelsschule zu Lissabon, studirte dann zu Coimbra besonders die Rechte und die Naturwissenschaften, trat hierauf als Mitglied in den Verwaltungsrath für die Colonien ein und ward später von dem Prinzen-Regenten zum Adjutanten und zugleich zum Capitain ernannt. S. blieb aber bei dem Einrücken der Franzosen in seinem Vaterlande zurück und erhielt von Junot den Auftrag, dem Kaiser Napoleon ein Schreiben nach Bayonne zu überbringen; allein wegen des gerade damals in Spanien ausgebrochenen Aufstandes wurde er schon fast auf der Grenze an der weitern Fortsetzung seiner Reise gehindert, worauf er nach Cintra zurückkehrte und daselbst den Rückzug der französischen Armee erwartete. Da er unter den damaligen Gewalthabern von Portugal mächtige Feinde hatte, so hintertrieben diese die Erfüllung seines Wunsches in das Heer einzutreten, bewirkten zwei Jahre darauf seine Verhaftung und den Befehl, daß ihn ein englisches Schiff nach Großbritannien bringen mußte. Von da schiffte er sich nach einiger Zeit nach Brasilien ein, nahm dort Kriegsdienste und zeichnete sich sowohl im Felde, als auch bei andern diplomatischen Sendungen so vortheilhaft aus, daß er zum Gouverneur von Porto ernannt wurde. In dieser Stellung drang er in die Regentin Isabella, daß sie die von Don Pedro am 19. April 1826 gegebene Constitution bekannt machen und beschwören lassen solle, während er selbst im Juli dieses Jahres nach dem Willen Don Pedro's die Geschäfte des Kriegsministerium übernahm. Als solcher sprengte er mit einem Truppencorps die miguelistischen Aufrührer in Tras os Montes aus einander, ließ darauf in Lissabon die zu Gunsten Don Miguel's verschworene Polizeicavallerie umzingeln, entwaffnen und nach den azorischen Inseln einschiffen, stellte sich selbst an die Spitze einer Heeresabtheilung, durch welche er die Wiederherstellung der Ordnung in Algarvien bewirkte, und vermochte kurz darauf den Staatsrath dahin, daß derselbe die Dienste des Marschall Beresford ausschlug. Einen neuen Kampf hatte S. bald nachher im Staatsrathe mit der mächtig gewordenen Partei der verwittweten Königin zu bestehen, welche schon großen Einfluß auf die schwache Regentin gewonnen hatte. Durch die Zuschriften der Armee und den Beifall der Generale ermuthigt wagte er daher den Minister der auswärtigen Angelegenheiten nebst zwei anderen Ministern im Staatsrathe unter dem Vorsitze der Regentin anzuklagen, daß sie die zu Wiederherstellung der Ruhe des Landes ergriffenen Maßregeln wirkungslos zu machen suchten, und bewirkte dadurch den Austritt mehrerer Minister. Allein der Eintritt des Marquis von Santarem vermehrte nur die Macht der Absolutisten und S. erhielt, als er die Absetzung des Polizeiintendanten Bustos verlangte, seine eigene Entlassung, welche von Santarem selbst unterzeichnet war (d. 24. Juni 1827), und wurde trotz des geäußerten heftigen Unwillens des Volkes und der Armee darüber und trotz seiner Bitten, nach Brasilien sich begeben zu dürfen, nach Oreiras verwiesen, ja der neue Kriegsminister, Graf da Ponte, beschuldigte ihn und die Generale seiner Partei sogar in einer Staatsschrift der Verrätherei, weil er die Gründung einer Republik beabsichtigt und darin sich und den Seinen die ersten Stellen zugedacht habe. Zwar hatte S. die Genugthuung, daß sein Verfahren von Don Pedro vollkommen gebilligt und der Regentin dringend empfohlen wurde, aufrichtige Freunde der Verfassung in das Ministerium zu rufen; aber die Ernennung Don Miguel's zum Regenten und dessen Verfahren vereitelte alle gehegten Hoffnungen und S. begab sich nach England, von wo ihn jedoch die in Porto gebildete constitutionelle Junta nebst Villaflor, den General Stubbs und andere Anhänger der Constitution zurückrief (1828). Er übernahm nebst Palmella sogleich den Oberbefehl über das muthlose Heer, welches von Don Miguel's überlegener Macht bis in die Nähe von Porto verfolgt wurde, suchte vor Allem die

Ordnung und Kriegszucht wieder einzuführen und eine feste Stellung gegen den Feind zu behaupten. Als sich dasselbe aber so feig zeigte, daß es nicht einmal eine Schlacht, welche zur Deckung Portos von dem Kriegsrathe beschlossen worden war, wagen wollte, sondern über den Duero floh, so legte S. den Oberbefehl nieder, begab sich auf das Dampfschiff Belfast und zog sich wieder nach England zurück, wo sich in den Häfen von Plymouth und Fallmouth bald gegen 2000 flüchtige Portugiesen sammelten. Von denen stellten sich 650 Mann unter S.'s Fahnen, welcher sie im Januar 1829 nach Terceira überschiffen wollte. Da aber England in Bezug auf die portugiesischen Angelegenheiten die strengste Neutralität zu behaupten beschlossen hatte, so verhinderten 2 englische Fregatten S. an dem Einlaufen in den Hafen von Terceira so wie an jeder andern Landung auf portugiesischem Gebiete und S. sah sich daher genöthigt in den Hafen von Brest einzulaufen, wo seine Soldaten von der französischen Regierung gastfrei aufgenommen und bis zum October des Jahres 1829 regelmäßig besoldet wurden. S. sammelte unterdeß die in Frankreich zerstreut lebenden Portugiesen bei sich, übergab dieselben an Don Pedro, welcher im Februar 1832 in Frankreich gelandet war, erhielt aber durch den Einfluß seiner Gegner auf Don Pedro keine Anstellung bei dem Heere. Erst nachdem der französische General Solignac dasselbe verlassen hatte, wurde S. zum Oberbefehlshaber in Porto und zum Chef des Generalstabes ernannt. Mit 24000 Mann schlug er nun am 25. Juli 1833 den Angriff des General Bourmont auf Porto zurück und brachte schon am 25. Aug. den Miguelisten eine neue Niederlage an der Mündung des Duero bei. Nachdem diese zu Folge derselben die Belagerung von Porto aufgehoben hatten, segelte S. mit einem Theile seiner Truppen nach Lissabon, um die dortige Besatzung zu verstärken, und zeichnete sich bei Vertheidigung der Stadt gegen die Truppen Don Miguel's vielfach aus. Als Oberbefehlshaber des Heeres operirte er dann gegen das miguelistische Heer in Algarvien und errang den Sieg in der Schlacht bei Asseicaira (d. 16. Mai 1834), die Don Miguel zur Capitulation zwang. Er ward nun zum Marschalle ernannt, trat in den Cortessitzungen (seit dem 15. Aug. 1834) in Opposition gegen das Ministerium Palmella, ward am 27. Mai 1835 Kriegsminister und Conseilspräsident, welches Amt er unter allerlei Hofcabalen bis zum 18. Nov. 1835 verwaltete, worauf er, seit dem 18. Sept. 1835 zum Pair ernannt, wieder in der den 2. Jan. 1836 eröffneten Cortessitzung die Opposition leitete. 81.

Saldern (Friedrich Christoph von), preußischer Generallieutenant der Reiterei, ein vorzüglicher Taktiker, wurde am 2. Jan. 1719 in der Priegnitz geboren, trat im Jahre 1735 als Fähndrich in die Armee und wurde von Friedrich II. wegen seiner großen Körpergestalt als Oberlieutenant in die Leibgarde aufgenommen. Im schlesischen Kriege nahm er im Jahre 1741 an der Belagerung von Brieg und an der Schlacht bei Chotusitz am 17. Mai 1742 so wie später an der Schlacht bei Hohenfriedberg am 5. Juni 1745 und bei Soor am 30. Sept. desselben Jahres Antheil, in denen sämmtlich er sich durch Tapferkeit und Entschlossenheit auf das Rühmlichste auszeichnete, so daß er bald bis zum Hauptmanne befördert wurde. In dem kurz darauf ausgebrochenen siebenjährigen Kriege fand er fast in allen Schlachten Gelegenheit seine kriegerischen Talente aufs Neue zu bewähren. Besonders war dieß in der Schlacht bei Leuthen der Fall, nach welcher ihm der König den Verdienstorden verlieh. Bald darauf stieg er wegen seiner bei der Belagerung von Breslau bewiesenen Thätigkeit zum Obristlieutenant (1758) und bekam nach Aufhebung der Belagerung von Ollmütz den Befehl, den Rückzug des Königs aus Mähren und Böhmen zu decken. Da S. durch seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit die unglücklichen Folgen des Überfalles von Hochkirchen am 13. Oct. 1758 zum Theil abgewendet oder doch sehr gemildert und sich auch bei dem kühnen Marsche von Sachsen nach Schlesien, durch welchen der König den Entsatz der Festung

Neisse bezweckte, rühmlichst ausgezeichnet hatte, so ernannte ihn dieser im Jahre 1759 zum Generalmajor, ohne daß er vorher den Posten eines Obristen verwaltet hatte. Die letzten Beweise seines kriegerischen Muthes und seiner taktischen Fertigkeit legte er in den Schlachten bei Liegnitz (den 15. Aug. 1760) und besonders bei Torgau (den 3. Nov.) ab, in welcher letztern er unter dem Oberbefehle Ziethen's commandirte, worauf er am 14. März 1785 im 66. Jahre als Gouverneur der Festung Magdeburg in dieser Stadt starb. Nicht weniger große Verdienste wie im Felde erwarb sich S. durch seine Schriften um die Kriegswissenschaften, besonders um die Taktik, über die er mehrere Werke hinterließ, welche jedoch ohne seinen Namen erschienen; wir meinen seine „Taktik der Infanterie" (Dresden 1784) und seine „Taktischen Grundsätze" (Dresden 1786). Auf einem Berge bei Wettin wurde ihm später ein Denkmal auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen errichtet, welches sein Bild und seinen Namen für die Nachwelt aufbewahrt. 81.

Salernitanische Schule, schola salernitana s. civitas Hippocratica, war eine medicinische Lehranstalt, die im XI. Jahrh. n. Chr. in der größten Blüthe stand und während des Verfalls aller Wissenschaften das gelehrte Studium der Arzneikunde einigermaßen wenigstens aufrecht erhielt und mehrere griechische und römische ärztliche Schriften der Nachwelt überlieferte. Sie verdankt wahrscheinlich ihre erste Entstehung den Benedictinermönchen des nahe liegenden berühmten Klosters von Monte Cassino, die sich schon früh durch ungewöhnliche Gelehrsamkeit auszeichneten. Diese ließen sich um die Arzneikunde auszuüben in Salerno nieder, welche Stadt ihre Bemühungen durch ihre treffliche Lage, ihre kräftigen Arzneipflanzen und ihr vortreffliches Wasser vorzüglich unterstützte. So verbreitete sich der Ruf dieser Anstalt und es strömten ihr Kranke und Schüler in Menge zu. Mehr und mehr gaben später die salernitarischen Ärzte ihre bisherige mönchische und miraculöse Curmethode auf und suchten sich solidere Kenntnisse zu erwerben, zu welchem Zwecke sie den Galen, den Cälius Aurelian und selbst den Hippokrates studirten. Am Meisten blühte die salernitanische Schule zur Zeit der Kreuzzüge, indem die Stadt wegen ihrer glücklichen Lage viele Kreuzfahrer anlockte, die sich da von ihren überstandenen Beschwerden zu erholen suchten. So hielt sich Robert, Prinz von England, bei seiner Rückkehr von Palästina eine Zeit lang in Salerno auf, um sich da von einer übelbehandelten Armwunde heilen zu lassen. — Im XIII. Jahrh. gewann diese Schule durch die Verordnungen Kaiser Friedrich's II. ein Ansehn, wie es wenige medicinische Lehranstalten des Alterthums gehabt haben, indem ihr die Prüfungen der Ärzte, die sich im Königreiche Neapel niederlassen wollten und die sie deßwegen zu Meistern der Kunst (magistri) ernannte, so wie die Aufsicht über die Apotheken übertragen wurde. Indessen eilte auch diese Anstalt ihrem endlichen Untergange zu; durch die Schulen von Bologna und Paris wurde sie im XIV. Jahrh. so verdunkelt, daß sie nie wieder ihren alten Glanz erreichen konnte. — Als die vorzüglichsten Lehrer dieser Schule nennen wir: Desiderius, Abt von Monte Cassino, Constantin aus Carthago, den Viele als den Stifter derselben ansehen, Johann von Mailand, der mit anderen salernitanischen Ärzten das „Regimen sanitatis Salerni," eine Sammlung diätetischer Verhaltungsregeln in leonischen Versen verfaßte, die bis auf uns gekommen ist (die beste Ausgabe ist die von Ackermann 1792 besorgte); — Gariopontus, Kophor, Nicolaus Präpositus, Ägidius von Corbeil u. A. 39.

Sales (Franz von), berühmt als Stifter eines weiblichen Ordens und als Ketzerbekehrer, ward im Jahre 1567 geboren. Nachdem er zu Paris seine der Rechtswissenschaft gewidmeten Studien vollendet hatte, wurde er zu Padua Doctor der Rechte, lehnte aber die ansehnlichsten Staatsämter, die man ihm anbot, ab und widmete sich ausschließend dem geistlichen Stande, ward zu Annecy Coadjutor und 1602 Bischof von Genf. Im Jahre 1610 stiftete er den Orden der

Saleſianerinnen (ſ. d. Art.) und ſtarb 1622 zu Lyon. Durch die Innigkeit ſeiner Myſtik hat er viele Gläubige erbaut und viele Ketzer bekehrt. 72000 Reformirte ſoll er in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückgeführt haben. Alexander VII. ſprach ihn 1665 heilig. Sein Gedächtnißtag iſt der 29. Januar. 63.

Saleſianerinnen werden die Nonnen des Ordens von der Heimſuchung der Jungfrau Maria von ihrem Gründer dem heiligen Franz von Sales (ſ. d. Art.), genannt, welcher dieſelben im Jahre 1610 zu Annecy in Savoyen ſtiftete. Seiner urſprünglichen Beſtimmung nach eine Zuflucht für Wittwen und kränkliche Frauen, widmeten ſich in der Folge die Glieder dieſes Ordens beſonders geiſtlichen Übungen und auch der Krankenpflege und verbreiteten ſich in kurzer Zeit ſo ſchnell, daß man im XVIII. Jahrh. 160 Klöſter mit 6600 Nonnen zählte. In einigen Städten Italiens, namentlich in Venedig, auch in Wien, Trieſt u. a., findet man noch jetzt Klöſter der S., die ſich außer der Krankenpflege auch der Erziehung junger Mädchen widmen. 63.

Salfi (Francesco), ein italieniſcher Literator und Dichter, wurde am 1. Jan. 1759 zu Coſenza in Calabrien geboren, hielt ſich ſeit dem Jahre 1784 in Neapel auf, entfloh wegen Theilnahme an politiſchen Verbindungen nach Genua, ging von hier nach Mailand, wo er anfangs eine Zeitſchrift herausgab und hierauf zum Secretair bei der Commiſſion des Unterrichtes in der cisalpiniſchen Republik ernannt wurde, kehrte mit den Franzoſen nach Neapel zurück, fand hier als Generalſecretair der parthenopäiſchen Republik eine Anſtellung und verließ die Stadt mit den Republikanern. Im Jahre 1800 wurde er zum Aufſeher des großen Theaters in Mailand und hierauf zum Profeſſor der Geſchichte und Philoſophie erwählt, übernahm 1807 die Profeſſur der Diplomatie und 1811 die des Staatsrechtes, begab ſich nach Umſturz des Königreichs von Italien nach Paris, wo er ſich ſeit dem Jahre 1814 ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigte und zu Paſſy bei Paris am 5. Sept. 1832 an der Cholera ſtarb. Unter ſeinen Schriften verdienen folgende beſonderer Erwähnung: „Essai des phénomènes anthropologiques relatifs aux tremblemens de terre arrivés dans les Calabres“ (Neap. 1793), ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch; „Discours de l'histoire des Grecs“ (Par. 1817); „Essai historique et critique sur la comédie ital.“ (Paris 1829). Auch beſorgte er die Fortſetzung von Ginguené's „Geſchichte der italien. Literatur“ (Par. 1817. 1834. 2 Bde.). Als Dichter machte er ſich beſonders durch die Trauerſpiele „Conradin;“ „Sceptre de Teemesse“ und „Médée,“ ſo wie durch die Oper „Saül“ und ein epiſches Gedicht „Iramo,“ in drei Geſängen rühmlich bekannt. 81.

Saliceti (ſpr. Salitſchéti) (Chriſtoforo), geboren im Jahre 1757 zu Baſtia auf Corſica, erhielt in dem Barnabitencollegio ſeiner Vaterſtadt eine ſorgfältige Erziehung, widmete ſich ſpäter zu Piſa der Jurisprudenz und wurde nach Vollendung ſeiner Studien Advocat bei dem oberſten Gerichte von Corſica. 1789 trat er als Abgeordneter des dritten Standes in die Nationalverſammlung, wo er mit Eifer das Intereſſe ſeines Vaterlandes vertrat und unter Anderem bewirkte, daß daſſelbe förmlich mit Frankreich vereinigt und als beſonderes Departement anerkannt wurde. Als Mitglied des Convents ſtimmte er für den unbedingten Tod des Königs. 1793 ward er als Commiſſair nache Corſica geſchickt, um dort dem Einfluſſe der engliſchen Partei entgegenzuarbeiten, und ſpäter war er in gleicher Eigenſchaft bei der Armee des Südens und Italiens anweſend. Nachdem er bei dem Sturze der Jacobiner nur mit Mühe dem Tode entgangen war, begleitete er Napoleon nach Italien und zwar anfangs, um denſelben, dem erhaltenen Auftrage gemäß, zu beaufſichtigen; allein bald ward er ſein eifrigſter Anhänger und daher nach dem 18. Brumaire zu mehreren wichtigen Sendungen gebraucht, unter anderen nach Lucca und Genua. Zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt be-

gleitete er endlich im Jahre 1806 den König Joseph Buonaparte nach Neapel und übernahm das Polizeiministerium. In diesem ihm am meisten zusagenden Wirkungskreise entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit und trug unbedingt wesentlich mit zur Befestigung der Macht des neuen Königs bei, machte sich aber auch durch wiederholte Acte von Willkühr, unter denen ihm wohl die Verurtheilung des General Rodio zum größten Vorwurfe gereicht, ungemein verhaßt, um so mehr, als man wußte, daß er den zur Milde geneigten König vollkommen beherrschte. Nicht zufrieden mit einem Ministerium ließ er sich auch das Kriegsministerium übertragen, so daß er jetzt Neapel fast unumschränkt beherrschte. Doch sah er sich, als Murat König geworden war, plötzlich in Ungnade und nur die Gunst Napoleon's bewirkte es, daß er wenigstens das Polizeiministerium behielt. Im Jahre 1809 war er Mitglied der Consulta, welche Rom in Besitz nahm, kehrte aber bei der Nachricht von dem Einfalle der Engländer in Calabrien eilig nach Neapel zurück und leistete hier durch seine Energie dem Könige treffliche Dienste. Doch verlor er kurz nachher sein Ministerium, starb aber plötzlich im December desselben Jahres. — Er war einer der vielen Emporkömmlinge, wie sie die Revolution in Masse zeigt, aber von äußerst kräftigem Charakter und kenntnißreich. Sein Ehrgeiz führte ihn zwar oft auf Abwege, doch war sein Charakter im Allgemeinen lobenswerth. 22.

Salier waren ein römisches Priestercollegium dem Mars geweiht, das seinen Namen wahrscheinlich von salire, tanzen, hergenommen hat, da sie mit den vom Himmel gefallenen ihnen von Numa übergebenen heiligen Schilden (ancilia) einen Waffentanz unter Aneinanderschlagen der Schilde und heiligen Gesängen, in denen die ersten Helden Italiens gefeiert wurden, aufführten. Ihre Tracht bei dieser feierlichen Handlung bestand aus einer gestickten vielfarbigen Tunica, mit einem ehernen Gürtel, aus einer spitzigen Mütze, einem Schwerte, einer Lanze, die sie in der rechten, und dem heiligen Schilde, welches sie in der linken Hand trugen. Das Fest begann am 1. März und dauerte mehrere Tage, während deren die Priester an den Orten, wo sie übernachteten, auf Staatskosten glänzend bewirthet wurden. Ursprünglich bestand die Zahl der Priester aus 12 und, da sie vom Palatinus auszogen und dort überhaupt ihren Aufenthalt hatten, so nannte man sie Palatini Salii. Später fügte Tullius Hostilius noch 12 neue hinzu, welche vom mons quirinalis Quirinales, Collini oder Agonales Salii benannt wurden. Ihren Waffentanz führte der Praesul an und die heiligen Gesänge ließ der vates ertönen. Sie standen unter einem magister collegii Saliorum. Es war übrigens ein patricisches Amt und wer dazu gelangen wollte, von dem durften keines der Eltern gestorben sein. 82.

Salier, s. Franken.

Salieri (Antonio), einer der ausgezeichnetsten Componisten der neueren Zeit, geboren im Jahre 1750 zu Legnano, erhielt seine erste Ausbildung zu Venedig unter Pescetti's Leitung und zu Neapel und ging dann nach Wien, wo er Gaßmann's Unterricht genoß und an dessen Stelle im Jahre 1773 Kapellmeister und Theaterdirector wurde. Wien blieb seitdem bis zu seinem Tode sein fester Aufenthaltsort, doch unternahm er zu wiederholten Malen Reisen, wie z. B. in den Jahren 1778 und 1783. Im Jahre 1784 brachte er zu Paris seine Oper, die „Danaiden," ein Werk, welches man anfangs seinem Gönner und Freunde Gluck zuschrieb, zur Aufführung, und zwar mit so großem Beifalle, daß ihm die Composition der „Horatier und Curiatier" aufgetragen wurde; höher noch stieg für ihn der Enthusiasmus in Paris, als er im Jahre 1787 die Oper „Tarare" (Axur) auf die Bühne brachte, allerdings ein Werk, welches den Ruf, dessen es genießt, in jeder Hinsicht verdient. Die Zahl der Opern, die er seitdem zur Aufführung brachte, beläuft sich auf 40, unter denen außer den genannten vorzüglich noch „La grotta di Trofonio;" „La cifra;" „Semiramide;" „Armida" und

„Palmira“ bemerkt zu werden verdienen. Bekannt und mit Recht beliebt ſind außerdem ſeine Arien und Geſänge verſchiedener Art, nicht minder mehrere ſeiner Inſtrumentalcompoſitionen und einige ſeiner Kirchenſachen, wie unter andern eine Paſſion, gelten für Muſter ihrer Art. Seit 1824 lebte S. in Ruheſtand verſetzt in ſtiller Zurückgezogenheit bis an ſeinen Tod, welcher am 7. Mai 1825 erfolgte. 36.

Saline heißt jede Anſtalt, wo Salz bereitet wird (ſ. Halurgie).

Salis (Karl Ulyſſes von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, wurde am 25. Aug. 1728 zu Marſchlins in Graubündten geboren, ſtudirte ſchon in ſeinem 15. Jahre zu Baſel die Rechte, unternahm hierauf mehrere Reiſen und wurde bereits in ſeinem 18. Jahre als Syndicator angeſtellt. Nachdem er alsdann verſchiedene Ämter verwaltet hatte, wurde er 1757 zum Podeſta von Tiran im Veltlin ernannt, vertauſchte aber 1768, um dem Haſſe ſeiner Gegner auszuweichen, die er ſich durch ſeine Vaterlandsliebe zugezogen hatte, dieſe Stelle mit der eines franzöſiſchen Geſchäftsträgers in Graubündten, verwaltete dieſen Poſten eine lange Reihe von Jahren hindurch und wußte ſich während dieſer Zeit durch die Überlegenheit ſeines Geiſtes entſcheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten von Graubündten zu verſchaffen. Im Jahre 1771 übernahm er eine Erziehungsanſtalt, welche bisher zu Haldenſtein beſtanden hatte, verpflanzte dieſelbe nach Marſchlins und übergab dem Doctor Bahrdt die oberſte Leitung derſelben, verlor aber einen großen Theil ſeines Vermögens, als ſie ſchon 1777 ſich wieder auflöſte. Um den Anfeindungen ſeiner Gegner, ſo wie den Parteiungen, durch welche 1790 Graubündten zerrüttet wurde, zu entgehen und ſein eigenes Leben, welches in Gefahr kam, zu ſichern, verließ er die Schweitz und wurde deßhalb am 30. Juni 1794 für immer aus ſeinem Vaterlande verbannt, geächtet und der Reſt ſeines Vermögens eingezogen. Er hatte ſich unterdeß nach Erduldung vieler Drangſale mit ſeinem 97jährigen Vater nach Tyrol und von da nach Wien begeben, wo er am 6. Oct. 1800 ſtarb. Mit der Thätigkeit und Gewandtheit eines Staatsmannes verband S. als Menſch einen kraftvollen, biedern Charakter und machte ſich auch als Schriftſteller durch folgende Werke vortheilhaft bekannt: „Beiträge zur Geſchichte beider Sicilien“ (Zürich 1790. 2 Bde.); „Fragmente zur Staatsgeſchichte des Thales Veltlin und der Grafſchaften Cleſen und Worms, aus Urkunden“ (Zürich 1792. 4 Bde.); „Reiſen in verſchiedene Provinzen des Königreichs Neapel“ (Zürich 1793); „Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Leſebuch für Leidende“ (Zürich 1799—1808. 3 Bde., neue Auflage 1804); „Hinterlaſſene Schriften“ (Winterthur 1803). Über ſein Leben vergleiche den 3. Band der „Bildergallerie“ und das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe dem H. von S. von ſeinen Töchtern errichtet“ (Zürich 1803). 81.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), einer der beſten lyriſchen Dichter Deutſchlands, wurde am 26. Dec. 1762 zu Seewis in Graubündten geboren und von Privatlehrern im Hauſe ſeines Vaters unterrichtet, worauf er einige Zeit bei Pfeffel in Colmar lebte. Im Jahre 1785 nahm er franzöſiſche Kriegsdienſte, wurde zum Hauptmann der Schweitzergarde von Verſailles ernannt, diente hierauf unter dem General Montesquiou in Savoyen und lebte alsdann in Paris, wo er ſich blos mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigte. Nachdem er auf einer Reiſe durch Deutſchland, die er im Jahre 1789 unternommen hatte, Göthe, Schiller, Herder und Wieland in Weimar kennen gelernt hatte, kehrte er im Jahre 1793 in die Schweitz zurück und hielt ſich als Privatgelehrter in Chur auf. Da er aber den Anſchluß Graubündtens an die Schweitz (1798) vorzüglich zu befördern geſucht hatte, ſo ſah er ſich durch die gegen ihn geäußerte feindſelige Stimmung ſeiner Mitbürger genöthigt, mit ſeiner Familie Malans, wo er damals lebte, zu verlaſſen, worauf er ſich nach Zürich begab und daſelbſt zum Generalinſpector der ſchweitzeriſchen Truppen, ſo wie zum Generaladjutanten in dem Generalſtabe Maſ-

ſena's ernannt wurde. Nachdem er zugleich bis zum Jahre 1803 Mitglied des helvetiſchen Caſſationsgerichtes geweſen war, kehrte er nach Graubündten zurück, wo er ſich bis 1817 aufhielt und mehrere Staatsämter begleitete. Als Oberſt der Eidgenoſſenſchaft nahm er jedoch bald darauf ſeine Entlaſſung und lebte in ſtiller Zurückgezogenheit zu Malans, wo er am 29. Jan. 1834 ſtarb. Als Dichter zeichnet ſich S. beſonders im Liede und in der Elegie durch Tiefe, Innigkeit und Wärme des Gefühls, durch Zartheit der Empfindung, ſo wie durch Anmuth und Natürlichkeit der Darſtellung aus, während ſanfte Melancholie und milde Schwärmerei aus den meiſten ſeiner Dichtungen athmet. Obgleich ſeine Muße unter dem verderblichen Einfluſſe einer laſterhaften Reſidenz, den leeren Förmlichkeiten des Hoflebens und den Stürmen des Krieges erſtarkte, ſo ſcheint dieſelbe bei S. doch immer dazu gedient zu haben, die Bilder eines einfach-ländlichen, gemüth- und unſchuldvollen Naturlebens, wie er es in den Jahren der Kindheit aus ſeinen unmittelbaren Umgebungen eingeſogen haben mochte, nur in um ſo klarerem und reinerem Lichte hervorzuheben. Die Herausgabe ſeiner „Gedichte" beſorgte zuerſt ſein Jugendfreund Matthiſſon (Zürich 1793, neueſte Aufl. Zürich 1823. 8.). 81.

Salisbury (Johannes von), auch Johannes parvus Salisberiensis genannt, ein Schüler des Abailard und des Wilhelm von Conches, zuletzt Biſchof von Chartres, wo er 1180 ſtarb, zeichnet ſich unter den Gelehrten und Philoſophen damaliger Zeit vortheilhaft aus durch gründliche Kenntniß der alten Sprachen, der Mathematik und Phyſik und durch tiefere Einſicht in das Weſen der Dialektik, deren Mißbräuche er recht wohl erkannte und mit großer Freimüthigkeit und geiſtvoller Darſtellung aufdeckte und rügte. Seine Werke, der „Polycraticus s. de nugis curialium et vestigiis philosophorum, libb. VIII"; „Metalogicus, libb. IV" (beide zuſammen gedruckt Lugd. Bat. 1639. Amst. 1664) und 301 Briefe (mit Gerbert's Briefen verbunden herausgegeben Paris 1611. 4.) ſind eben ſo intereſſante Beiträge zur Charakteriſtik der Scholaſtik jener Zeit und der Hauptanführer ihrer verſchiedenen Schulen, als wichtig wegen der häufigen Citate aus Büchern der Alten, die wir nicht mehr beſitzen und von denen ſich nur bei ihm Bruchſtücke erhalten haben. 80.

Salisbury (Margaretha, Gräfin von), eine durch ihren Hochſinn und durch ihr unglückliches Schickſal ausgezeichnete Frau, war die Tochter Georg's, Herzogs von Clarence, eines Bruders der Könige Eduard IV. und Richard III. und wurde im Jahre 1472 geboren. Ihre Eltern vermählten ſie noch im jugendlichen Alter an einen Verwandten König Heinrich's VII., Richard Pool, Ritter vom Orden des Hoſenbandes, dem ſie drei Söhne gebar, von denen der älteſte unter dem Namen des Cardinal Polus, der zweite unter dem des Baron von Montacute und der dritte, Namens Georg, als Ritter Pool bekannt worden iſt. Wegen ihrer feinen Bildung vertraute ihr der König Heinrich VIII. die Erziehung ſeiner Tochter, der Prinzeſſin Maria, an; als aber nach dem Übergange Heinrich's VIII. zum Proteſtantismus die Gräfin, welche dem Katholicismus treu blieb, fortfuhr mit ihrem Sohne, dem Cardinal Polus, Briefe zu wechſeln, ſo wurde ihr und ihrem zweiten Sohne, dem Lord Montacute, dieß als ſchweres Verbrechen ausgelegt, zu deſſen Angeber ſich der dritte Sohn der Gräfin, der Ritter Pool, ſelbſt erniedrigt hatte. Nachdem Lord Montacute im Jahre 1539 verhaftet und angeblich wegen gefährlicher Anſchläge, ſo wie wegen beleidigender Reden gegen den König enthauptet worden war, nahm man im folgenden Jahre auch ſeine Mutter in Gewahrſam, welcher außer dem Briefwechſel mit ihrem Sohne, ein auf ihren Kleidern geſticktes Zeichen, deſſen ſich die Aufrührer in Lincoln und Yorkſhire auf ihren Fahnen bedient hatten, ferner die Annahme von päpſtlichen Bullen, das Verbot des Leſens neuteſtamentlicher Schriften, welches ſie ihren Pachtern unterſagt hatte, und das Mitwiſſen um die von ihren Söhnen gegen den König

geschmiedeten Pläne als die vorzüglichsten Gründe ihrer Verhaftung angegeben wurden. Ungeachtet ihres hohen Alters wurde sie, ohne daß man ihre Vergehungen erwiesen oder ihr einen Vertheidiger gestattet hatte, zum Tode verurtheilt, mußte aber selbst nach gefälltem, richterlichen Urtheile noch zwei Jahre im Gefängnisse schmachten. Als sich aber im nördlichen Theile des Landes Unruhen regten, für deren Urheber der König den Cardinal Polus hielt, so beschleunigte er die Hinrichtung von dessen schon siebenzigjähriger Mutter, welche bei ihrem Tode die männlichste Standhaftigkeit bewies; denn sie weigerte sich nicht nur, ihren Kopf auf das Blutgerüste zu legen, um durch dieses Zeichen der Unterwürfigkeit sich nicht als schuldig zu bekennen, sondern rief auch noch dem Henker, welchem sie befohlen hatte, an ihr stehend sein Amt zu verrichten, in den letzten Augenblicken zu, sie könne wohl gemordet, aber nicht gerichtet werden. Der Henker verfolgte nun die Unglückliche, die mit aufgelösten, grauen Haaren auf dem Blutgerüste umherlief, mit dem Beile, unter dessen Streichen sie endlich, nachdem sie schon mehrere Wunden empfangen hatte, entseelt niederstürzte. Auf so unglückliche Weise starb die Gräfin, der letzte Sprößling des alten Stammes Plantagenet, welcher 300 Jahre lang über England geherrscht und dem Lande eine Reihe ausgezeichneter Könige gegeben hatte. 81.

Salisches Gesetz heißt das Gesetzbuch der salischen Franken (s. d. Art.), welches schon vor Chlodwig's Zeiten gesammelt, aber später mehrfach geändert und bereichert worden ist. Es hat vorzügliche Wichtigkeit wegen eines Artikels (de allodiis), nach welchem alle Allode nur auf die Söhne, nie auf die Töchter übergehen durften und den man, in Frankreich vorzüglich, auf die Thronfolge selbst anwendete. Zuerst ward dieß förmlich ausgesprochen, als Eduard III. von England (s. d. Art.) Ansprüche auf die französische Krone machte, und erhielt seitdem volle Gültigkeit. Als die Bourbonen auf den spanischen Thron kamen (s. Philipp V.), wurde das salische Gesetz auch in Spanien eingeführt, aber am 29. März 1830 von Ferdinand VII. (s. d. Art.) zu Gunsten seiner Tochter wieder aufgehoben, was zuerst eine Protestation der bourbonischen Höfe und bis in die neueste Zeit den durch Don Carlos erregten Bürgerkrieg veranlaßte, indem dieser das salische Gesetz als fortgültig gehalten wissen will und darauf seine Rechte auf den spanischen Thron gründet. 37.

Sallustius (vollst. Cajus Sallustius Crispus), einer der besten römischen Historiographen, geb. 85 v. Chr. zu Amiternum im Sabinerlande, ward im Verlaufe der Zeiten im Jahre 58 v. Chr. Quästor, im Jahre 51 Tribunus Plebis, im Jahre 45 durch die Begünstigung Cäsar's Prätor, ging dann als Proprätor nach Numidien und lebte endlich die letzten Jahre seines Lebens als Privatmann zu Rom. Der Grundzug in S.'s Charakter war unbegrenztes Streben nach Ruhm und leidenschaftliche Liebe zur Unsterblichkeit des Namens, und diese trieben ihn früh zur Theilnahme an den Geschäften des Staats. Allerdings trifft ihn aber hier der Vorwurf, daß er sich in übersprudelnder Jugendkraft unbesonnen in den Strudel verwickelter Staatsverhältnisse hineinstürzte und dabei auch durch und durch als junger Wüstling erschien, aber in seinem vorgeschrittenen Alter erkannte er, daß der Weg, den er eingeschlagen hatte, ein falscher war; er entsagte daher seinem frühern Leben und seinen Verirrungen und wendete seinen Fleiß auf das Studium der vaterländischen Geschichte, indem er sich den Thucydides zum Muster nahm, den er übrigens in vielen Beziehungen nicht nur erreichte, sondern selbst übertraf. Leider sind uns aber von seinen vielen Schriften nur zwei Stücke vollkommen erhalten: „Die Verschwörung des Catilina" und „Der jugurthinische Krieg," jedes von beiden ein Muster der pragmatischen Geschichtschreibung. Die Charakterschilderungen sind musterhaft, die Schreibart kurz, gedrängt, elegant, jedoch nicht ohne Archaismen und Grăcismen. Außerdem

besitzen wir noch Fragmente von einem größeren Werke: „Historia rerum in republica romana gestarum," in 5 oder 6 Büchern, welche zuerst Manutius sammelte und de Brosses in französischer Sprache, jedoch so, daß er die Lücken nach eigenem Gutdünken ausfüllte, in 3 Bdn. 4. (Dijon 1777) herausgab. Eine Übersetzung davon gab Schlüter (Osnabrück 1799—1800. 3 Bde.). Eine neue Ausgabe mit neuen Fragmenten erschien zu Lüneburg 1828 und endlich 1830 zu Meißen von J. G. Kreysig, wobei sich auch die von Angel. Mai aufgefundenen Fragmente befinden. Unächt sind zwei Reden „De republica administranda." Die Hauptausgaben der beiden oben angeführten Schriften sind von Vindelinus de Spira (1470. 4. 1471. Fol. s. l.); Pomponius Laetius (Rom. 1490. 4.); Aldus (Venet. 1509. 8.); Pet. Victorius (Florent. 1576. 8.); Havercamp (Amst. 1742. 4. 2 Bde.); Gl. Korte (Leipzig 1724. 4.); C. H. Frotscher (Leipz. 1828. 8.). Sammlungen der ganzen Werke des S. sind: „Ed. princ." (Venet. 1470); von Gruter (Frankf. 1607); Waste (Cambridge 1710. 4. u. s. w.). Erwähnung verdienen außerdem noch einzelne Commentare (ohne Text) über des S. Schriften von Laur. Valla (Rom 1400. 4.); Glareanus (Basel 1538); Rupertus (Nürnb. 1671) u. s. w. Gute Übersetzungen sind von Fröhlich (Wien 1804); Schlüter (Münster 1806. 2 Bde.); Strombeck (Götting. 1817) u. s. w. Vergl. Moller „Dissertatio de C. Sallustio" (Altdorf. 1684. 4.); O. M. Müller „C. Sallustius Cr. oder Historisch-kritische Darstellung der Nachrichten von seinem Leben u. s. w." (Züllichau 1817. 8.) und W. Löbell „Zur Beurtheilung des Sallustius" (Breslau 1818. 8.). 20.

Salm-Dyk (Constanze Marie, Fürstin von), eine als Schriftstellerin berühmt gewordene Frau, stammt aus dem adeligen Geschlechte der de Thuis in der Picardie ab und wurde am 7. Nov. 1767 zu Nantes geboren. Nachdem sie eine sehr sorgfältige Bildung genossen und das Talent zur Dichtkunst schon in früher Jugend ausgebildet hatte, schrieb sie in Paris, wohin sie sich im Jahre 1789 mit ihrem Gatten, dem Chirurgus Pipelet, gewendet hatte, die lyrische Tragödie „Sappho," welche auf der Bühne mit eben so großem Beifalle aufgenommen wurde, wie im Publicum ihre ausgezeichneten „Epitres des femmes." Im Jahre 1803 vermählte sie sich mit dem Grafen (später Fürsten) Joseph von Salm-Dyk und war seitdem fortwährend als Schriftstellerin thätig. Ihre übrigen Schriften, welche sich sämmtlich durch hohe Vollkommenheit der Darstellung auszeichnen, sind folgende: „Eloges" und „Discours académiques" (Eloge de Lalande); „Vingt-quatre heures d'une femme sensible" (Paris neue Aufl. 1825, deutsch, Krefeld 1825); „Poésies" (Paris 1817), von denen sie mehrere selbst in Musik gesetzt hat; „Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires" (Par. 1833). 81.

Salm-Kyrburg (Friedrich IV. Ernst Otto Philipp, Fürst von), wurde am 14. Dec. 1789 in Paris geboren und nach Hinrichtung seines Vaters am 23. Juli 1794 während der Schreckensherrschaft in Frankreich von seiner Tante, einer Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, erzogen. Nachdem seine sämmtlichen in Frankreich noch befindlichen Besitzungen eingezogen und sein am Rhein gelegenes kleines Fürstenthum der französischen Republik einverleibt worden, erhielt er im Luneviller Frieden (1801) durch Vermittelung seiner Tante eine souveraine Herrschaft im zeitherigen Bisthume Münster. Nachdem er in die Militairschule zu Fontainebleau im Jahre 1806 aufgenommen worden war und daselbst einige Zeit zugebracht hatte, verließ er sie heimlich bei der Nachricht von Napoleon's Siegen und veranlaßte seinen Erzieher mit ihm im Geheimen nach Polen zu reisen, wo sich das Hauptquartier der großen französischen Armee damals befand. Hier trat er als Unterlieutenant in das zehnte Husarenregiment ein, wurde kurz darauf zum Or-

catenſtand, ohne ſich je in einem Gerichtsſaale zu zeigen, da gelehrte Streitigkeiten und kritiſche Arbeiten ſeine ganze Zeit und Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Um dieſelbe Zeit gab er zu Paris ſeine „Historiae Augustanae Scriptores IV“ heraus, welche als Fortſetzung des Sueton zu betrachten ſind, da er in dem Werke die ganze Geſchichte der römiſchen Kaiſer behandelt. In der Ausgabe von Tertullian's Schrift „De Pallio“ (Paris 1622 und Leyden 1656) verbreitete er ſich in den tiefſten Forſchungen über die Trachten der Römer und arbeitete darauf die gelehrten Unterſuchungen über Plinius und Solinus aus, welche er unter dem Titel: „Plinianae exercitationes in Solinum“ (Paris 1629. 2 Bde. Fol.) bekannt machte. Nachdem er die Berufung an die Univerſitäten zu Padua und Bologna ausgeſchlagen hatte, nahm er die 1631 durch Scaliger's Tod erledigte Ehrenprofeſſur zu Leyden an; denn obgleich ihn die Cardinäle Richelieu und Mazarin, von denen der Erſtere ihn zu ſeinem Geſchichtſchreiber wünſchte, durch Ertheilung des Staatsrathstitels, durch Verleihung des St. Michaelsordens und durch das Anerbieten von reichlichen Penſionen nach Frankreich zu ziehen ſuchten, ſo lehnte er dennoch dieſen Ruf ab und behielt ſeine damalige Stellung bei, wozu ihn wohl zum Theil die Erbitterung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit bewog, die er ſich durch ſeine Schrift: „De primatu Papae“ zugezogen hatte. Auf Veranlaſſung des verbannten Königs von England, Karl's II., ſchrieb er eine Vertheidigungsſchrift für deſſen Vater unter dem Titel: „Defensio regia pro Carolo I“, welche von Seiten des engliſchen Parliaments durch Milton in der Schrift: „Defensio pro populo Anglicano“ eine bittere Erwiederung fand. Da ihm aber ſein Eifer in Vertheidigung des Königthums auch das Mißfallen ſeiner republikaniſchen Gönner in Holland zugezogen hatte, ſo folgte er im Jahre 1650 um ſo lieber einer Einladung der Königin Chriſtine von Schweden; allein durch den ſchädlichen Einfluß des dortigen Klima auf ſeine Geſundheit veranlaßt bat er bald um ſeine Entlaſſung, welche ihm gewährt wurde. Er kehrte nun durch Dänemark, in deſſen Hauptſtadt ihn der König ſehr ehrenvoll aufnahm, nach Holland zurück und ſtarb nach einigen Jahren während eines Gebrauches der Bäder von Spaa am 3. Sept. 1653. Außer den ſchon erwähnten Schriften hinterließ er noch eine Menge anderer Werke, welche alle die umfaſſende Gelehrſamkeit beweiſen, die S. in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens ſich erworben hatte. Seine Kenntniſſe verbreiteten ſich über alle Theile der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philoſophie, über griechiſche und römiſche Alterthümer; er verſtand Hebräiſch, Chaldäiſch, Arabiſch, Perſiſch, Koptiſch und ſtellte ſelbſt Unterſuchungen über das Indiſche und Chineſiſche an. Ungeachtet er ſeine Werke in unglaublich kurzer Zeit vollendete, ſo nahm er doch ſpäter niemals eine Verbeſſerung in denſelben vor. Durch ſeine vielen Streitſchriften zog er ſich zahlreiche Feinde zu und in Hinſicht des guten Geſchmacks verdient er nicht als Muſter empfohlen zu werden, allein die größten Gelehrten ſeiner Zeit erkannten die Tiefe und den Umfang ſeiner Gelehrſamkeit huldigend an. 81.

Salmiak, ſalzſaures Ammoniak, lat. sal volatile; franz. sel ammoniac commun; engl. sal ammoniac, ein natürliches Product von Vulcanen und Erdbränden, iſt vom Kryſtallſyſteme des Würfels, meiſt ſalzartiger äußerer Beſchaffenheit, von ſpecifiſchem Gewichte 1,4—1,5, und weiß, grau und gelb von Farbe. Es iſt leicht auflöslich im Waſſer und beſitzt einen eigenthümlichen, urinöſen Geſchmack. Der künſtlich bereitete S. kommt aus Ägypten, wo er durch Verbrennung des Kameelmiſtes aus der Aſche deſſelben gewonnen wird; auch wird er in chemiſchen Fabriken zuſammengeſetzt. Man bedient ſich ſeiner in der Technik und als Arznei. 76.

Salmōneus, ein Sohn des Äolus und der Enarete, ein durch ſeinen Übermuth bekannt gewordener Fürſt von Elis, lebte anfangs in Theſſalien und führte darauf eine Colonie nach Elis, wo er ſich ſeitdem niederließ. Um von ſeinen

Digitized by Google

Unterthanen für einen Gott gehalten zu werden, befahl er denſelben ihm wie dem Zeus zu opfern, dem er auch durch Nachahmung des Donners und Blitzes gleichzukommen ſtrebte. Zu dieſem Zwecke ließ er über einen Theil ſeiner Hauptſtadt eine Brücke aus Erz bauen, von welcher er im Darüberfahren brennende Fackeln herabſchleuderte, während ausgeſandte Diener diejenigen tödten mußten, in deren Nähe die Fackeln niedergefallen waren, um dem Volke den Glauben beizubringen, ſie wären wirklich vom Blitze getroffen worden. Zur Strafe für dieſe Vermeſſenheit ſoll er ſelbſt einſt vom Zeus durch den Blitz getödtet worden ſein. Außerdem ſchreibt man ihm die Gründung der am Ufer des Alpheus gelegenen Stadt Salmonia oder Salmone zu, welche ebenfalls während eines Gewitters durch Erdbeben unterging. Eine Tragödie des Sophokles, deren Gegenſtand S. war, iſt verloren gegangen. 81.

Salomo, einer der berühmteſten iſraelitiſchen Könige, der Sohn David's von der Bathſeba, ward vom Propheten Nathan erzogen und auf Anſtiften ſeiner Mutter mit Übergehung ſeines ältern Bruders Adonja, der deßhalb ſich empörte, ſchon bei David's Lebzeiten zum Könige geſalbt. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung (1025 v. Chr.) ließ er den Adonja und den Feldherrn Joab ermorden, heirathete eine ägyptiſche Prinzeſſin, knüpfte freundſchaftliche Verbindungen mit dem Könige Hiram von Tyrus an und ſuchte durch beſſere Organiſation des Staates, Belebung des Handels, Erhebung von Kunſt, Induſtrie und Wiſſenſchaft ſein Reich im Innern zu heben, wie durch eine impoſante Kriegsmacht ſich bei dem Auslande im Anſehen zu erhalten. Er erbaute den ſchon von David projectirten prächtigen Jehovatempel auf Moriah; gründete oder befeſtigte die Städte Hazor, Megiddo, Geſer, Bethhoron, Baalath, Palmyra ꝛc.; nahm tyriſche Seeleute in Dienſt, welche er von den Hafen Elath und Eziongeber am rothen Meere aus in ferne Länder ſandte; trieb ſelbſt einen vortheilhaften Pferdehandel mit Ägypten und Syrien; gab eine Menge weiſer Geſetze, zeichnete ſich ſelbſt durch praktiſche Weisheit und als Dichter, vorzüglich in Gnomen aus und erwarb ſich dadurch einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt die Königin des fernen Saba (ſ. Arabien) durch den Ruf ſeiner Weisheit zu ihm geführt ward. Aber er führte auch einen wahrhaft orientaliſchen Hofſtaat ein, hielt einen zahlreichen Harem von ausländiſchen Weibern, denen er freie Religionsübung geſtattete und wodurch er den Götzendienſt, dem er zuletzt ſelbſt huldigte, wieder einführte, verbreitete dadurch Weichlichkeit und Luxus unter dem Volke und mußte die Unzufriedenheit deſſelben durch die drückenden Abgaben erregen. Dieſe Unzufriedenheit brach auch nach ſeinem Tode aus (975 v. Chr.) und veranlaßte die Theilung des Reichs (ſ. Hebräer). — Die vierzigjährige Regierung S.'s galt der ſpätern Zeit ſtets als das goldne Zeitalter der hebräiſchen Geſchichte und er ſelbſt für das Muſter höchſter Weisheit, ja das Morgenland hat ihn in ſeinen Sagen ſelbſt zu dem erhabenſten aller Könige gemacht. Er iſt in der Sagengeſchichte der Perſer der größte Weltherrſcher aller Zeiten, dem Menſchen, Thiere und Geiſter gehorchten; alle großen Denkmäler der alten Baukunſt Vorderaſiens werden ihm zugeſchrieben, die er mit Hülfe der Dſchinnen (ſ. d. Art.) aufgerichtet haben ſoll; ſie laſſen ihn auf den Flügeln des Oſtwinds ſein weites Reich, das ganz Aſien umfaßte, jeden Tag durchreiſen, beſchreiben ſeinen Hof als ein irdiſches Paradies und flechten die ſchönſten Mythen des Morgenlands in ſeine Geſchichte. Seine ungeheure Macht und Weisheit hatte er aber durch ſeinen Siegelring, dem der Name Gottes und die Formeln der Macht und Herrſchaft eingegraben waren, und dieſer ſpielt daher in den Märchen des Morgenlandes ſtets eine beſondere Rolle. — Vergl. „Roſenöl" (Stuttgart 1813. 1. Bd. S. 147 ff.). — Über die S. zugeſchriebenen Schriften, Sprüchwörter, Prediger und hohes Lied ſ. d. beſonderen Artt. 23.

Salomogebirge, ſ. Afghaniſtan und Perſien.

Digitized by Google

Salpeter, Salnitre, lat. nitrum; franz. potasse nitratée; engl. nitre, ein Salz von eigenthümlich kühlendem und salzig bitterem Geschmacke, von weißen und grauen Farben, gewöhnlich in Form säulenförmiger oder spießiger Krystalle des orthotypen Krystallsystemes von eigenthümlichem Gewichte 1,9—2,0, besteht aus 46⅔ Theilen Natron und 53⅓ Theilen Salpetersäure. Es wird in der Natur im Boden vieler Kalksteinhöhlen, hervorgegangen aus Fäulniß thierischer Körper, gefunden, aus demselben ausgelaugt und aus der Lauge in Krystallform gebracht. Dergleichen Höhlen kennt man in Sicilien, Apulien, Tyrol, Ungarn, in Brasilien, in den vereinigten Staaten, in Indien. Auch künstlich durch erregte Fäulniß thierischer Körper und Excremente wird dieses Salz erzeugt und in Handel gebracht. Seine Eigenschaften zu verpuffen in der Glühhitze und mit Kohle und Schwefel plötzlich und gewaltsam sich ausdehnende Gasarten hervorzubringen, weßhalb er mit demselben vereint ein wirksames Sprengmittel, das Pulver, abgibt, und sein Verbrauch in Medicin und Speisen sind bekannt. 76.

Salpetersäure, lat. acidum nitricum; franz. acide nitrique; engl. nitric acid, wird aus Salpeter mit Schwefelsäure übergossen destillirt. Sie ist tropfbar flüssig, schwach unangenehm riechend, sehr sauer und ätzend, röthet blaue Pflanzenfarben und zerstört fast alle organische Stoffe. Die Haut wird von S. gelb gefärbt. Sie bestehet aus Stickstoff und Sauerstoff, wird nach ihrer Stärke oder Schwäche rauchende S. und Scheidewasser genannt und erhält als letzteres in den Künsten und Gewerben mancherlei Anwendung. 5.

Salt (Henry), berühmter Reisender, Generalconsul von Ägypten, wurde im Jahre 1771 zu Litchfield geboren und begleitete nach vollendeten Studien den Lord Valentia (Grafen von Mountmorris), dessen Zuneigung er durch große Fertigkeit im Zeichnen erworben hatte, auf seinen Reisen durch Ostindien, Ägypten und Abyssinien, entdeckte in Axum, der Hauptstadt dieses Landes, eine berühmte Inschrift und lieferte eine sorgfältige Beschreibung aller in derselben befindlichen Denkmäler. Obgleich er vergebens im Jahre 1809 im Namen der Regierung eine Handelsverbindung Englands mit Abyssinien anzuknüpfen versucht hatte, so war doch die Reise für Kunst und Wissenschaft von großem Vortheile, besonders da viele früheren Nachrichten über jenes Land durch seine Untersuchungen bestätigt wurden. Als englischer Generalconsul von Ägypten, wozu er im Jahre 1817 ernannt wurde, beaufsichtigte er besonders die Ausgrabungen von Denkmälern, Gräbern und Tempeln des alten Theben und stand bei dem Vicekönige, Muhammed Ali, in großem Ansehen, starb aber unerwartet im Jahre 1827 auf einem Dorfe in der Nähe von Kahira. Als Schriftsteller machte er sich durch folgende Werke bekannt: „XXIV. large views taken in St Helena, the Cape, Abyssinia, Egypt etc.“ (Lond. 1809. Fol.); „Account of a voyage to Abyssinia and travels in the interior of that country“ (Lond. 1814. 4.); auch versah er die Reisebeschreibung des Lord Valentia mit höchst schätzbaren Anmerkungen. — Vergl. J. J. Hall's „Life of Henry S. including his correspondence“ (Lond. 1834. 2 Voll.). 81.

Salutiren (militairisch), s. Gruß.

Salvandy (Narcisse Achille von), ein politischer und Romanschriftsteller Frankreichs, wurde am 11. Juni 1795 zu Condom, im Departement des Gers, geboren, besuchte das Lyceum Napoleon, nahm als Freiwilliger an den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 Theil, wurde bei Brienne verwundet und von Napoleon, der ihm am 6. April 1814 das Kreuz der Ehrenlegion ertheilte, zum Adjutantmajor ernannt, worauf er unter Ludwig XVIII. bei den königlichen Haustruppen diente, alsdann während der hundert Tage ohne Anstellung blieb und später als Adjutantmajor und Capitain wieder in die Armee eintrat. Im Jahre 1820 sah er sich genöthigt, die Stelle eines Maitre des requêtes im Staatsrathe, welche

er 1819 übernommen hatte, wegen Herausgabe der Flugschrift „Sur les dangers de la situation présente“ (Paris 1820) wieder aufzugeben, unternahm nun eine Reise nach Spanien, wies später alle Anträge der Regierung auf eine Anstellung zurück, beschäftigte sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten und wurde in den letzten Jahren als Mitglied der französischen Akademie aufgenommen. Im Jahre 1830 trat er in die Kammer ein, zeigte sich als eifriger Doctrinair, blieb ohne Amt und entfernte sich von den Grundsätzen der Regierung. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der Flugschrift „Sur la nécessité de se rallier au roi“ hervor, worauf er die eben so freisinnige als gelungene Broschüre „La coalition et la France“ (Par. 1816) folgen ließ, wegen der er auf die Anklage der fremden Gesandten nur mit Mühe einer gerichtlichen Bestrafung entging; ferner schrieb er „Vues politiques“ (Par. 1819); „Don Alonzo ou l'Espagne“ (Par. 1824. 4. Deutsch, Breslau 1825. 5 Bde.); „Islaor ou le barde chretien“ (Par. 1824. Deutsch von Erlach, Heidelb. 1825); „Histoire de Pologne avant et sous le roi Jean Sobiesky“ (Par. 1830. 3 Voll. 2. Ed. Deutsch, Stuttgart 1827. 2 Bde.); „Seize mois ou la révolution et les révolutionaires“ (Paris 1831. 2. Auflage unter dem Titel: „Vingt mois etc.“, Par. 1832); dessen Fortsetzung unter dem Titel: „Paris, Nantes et la session“ (Paris 1832) erschien. Der Roman: „Natalie“ (Paris 1833) soll von seiner Frau geschrieben sein. Über die wichtigsten Streitfragen der Zeit sprach er sich mit Begeisterung, politischem Scharfblicke und festen, constitutionellen Grundsätzen in den Flugschriften: „Le ministère et la France“; „Le nouveau règne et l'ancien ministère“; „Du parti à prendre envers l'Espagne“ u. a. aus. 81.

Salvator Rosa, s. Rosa.

Salverte (Anne Joseph Eusèbe Baconnière), Mitglied der Deputirtenkammer und der Akademie der Inschriften, wurde am 18. Juli 1771 in Paris geboren, war anfangs als Advocat am Chatelêt und nach Aufhebung desselben bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und bei dem Kataster angestellt. Nachdem er im Jahre 1795 als Empörer gegen den Convent zum Tode verurtheilt, im folgenden Jahre aber freigesprochen worden war, wies er jede Anstellung von Seiten einer Regierung zurück und lebte blos für die Wissenschaften, so wie für die Vertheidigung der Volksfreiheit und der Rechte seiner Freunde, deren er mehrere unentgeldlich vor Gericht vertheidigte. Als Abgeordneter des Departements der Seine trug er im Jahre 1819 auf die Anklage des Ministerium Villèle an, schloß sich darauf an die Gesellschaft Aide-toi, Dieu t'aidera an und gehörte auch nach der Revolution vom Jahre 1830 zur Partei der Opposition, indem er die Grundsätze und Folgerungen derselben zu verwirklichen strebte. Als Schriftsteller hat er sich durch folgende Werke bekannt gemacht: „Entretiens de Junius Brutus et de Cajus Mucius“ (Par. 1793); „Idées constitutionnelles présentées à la Convention“ (Par. 1794); „De la balance du gouvernement et de la législature“ (Paris 1798); „Des rapports de la médecine avec la politique“ (Paris 1806); „Tableau littéraire de la France du 18ième siecle“ (Par. 1809); „Des pétitions“ (Par. 1819); „Un député doit-il accepter des places“ (Par. 1820); „Essai historique et philosophique sur des noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation“ (Par. 1824. 2 Voll.); „Essai sur la magie, les prodiges et les miracles“ (Brux. 1817); „Des sciences occultes“ (Par. 1829—1830. 2 Voll.). Schon in seinen Jünglingsjahren gab er Gedichte, Erzählungen und später ein Trauerspiel: „Théodosie“ (Par. 1813) heraus. 81.

Salvi (Giambattista), ein trefflicher italienischer Maler, auch unter dem Namen Sassoferrato bekannt, war im Jahre 1605 zu Sassoferrato geboren

und erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, Tarquinio S., einem sehr geschickten Maler. Später scheint er sich vorzugsweise nach Domenichino gebildet zu haben, doch studirte er auch mit großem Fleiße andere Meister, ohne aber je in blinde Nachahmung zu verfallen. Vorzügliche Beachtung verdienen seine „Madonnen", denen er einen höchst eigenthümlichen Ausdruck zu geben wußte. Man findet sie häufig in Gallerien, unter andern eine sehr schöne in der wiener Gallerie. S.'s Colorit ist sehr angenehm, die Ausführung sorgfältig und vor Allem ausgezeichnet sein Helldunkel. — Er starb im Jahre 1685 zu Rom. — Ein anderer Künstler dieses Namens, Nicolo S., geb. 1699 zu Rom, gest. 1751, hat sich als Architekt einigen Ruhm erworben. 36.

Salviati (Francisco), auch bekannt unter dem Namen Cecco Rossi de' S., geb. 1510 zu Florenz, gehört unter die vorzüglichsten Maler der florentinischen Schule. Del Sarto und Baccio Bandinelli waren seine Lehrer und durch das Studium der römischen Meister vollendete er seine Ausbildung. Er malte meist geistliche Gegenstände, bisweilen jedoch auch weltliche Geschichten und mythologische Gegenstände. Seine Composition ist großartig und reich, die Zeichnung sorgfältig, obwohl die Umrisse etwas scharf, und die Ausführung äußerst angenehm und zart. Das Nackende ist reizend und das schöne weiche Fleisch durchscheint die eben so schöne Draperie. Auch das Colorit verdient Lob, obwohl es einen Vergleich mit den großen venetianischen Coloristen nicht aushält. Die besten Werke dieses Künstlers befinden sich zu Florenz, Rom und Venedig, an letzterm Orte unter andern die berühmte Darstellung der Geschichte der Psyche, in Florenz das nicht minder treffliche Werk, „der Triumph des Camillus" und eine gelungene „Abnahme vom Kreuze." — S. starb zu Florenz im Jahre 1563. 36.

Salvus conductus, s. Sicheres Geleit.

Salz und Salzwerk, s. Halurgie.

Salza (Hermann von), Hochmeister des deutschen Ritterordens, geb. um 1180 auf dem Stammschlosse Salza in Thüringen, lebte in seiner Jugend als Edelknabe am Hofe des Landgrafen Konrad von Thüringen. Eifer für Religion und kühne Thatenlust führten ihn in das gelobte Land; er trat in den Orden der deutschen Ritter, der ihn, ein Vorbild der Tapferkeit, zu seinem Marschalle und, als um 1210 der Meister Hermann Barth gestorben war, einstimmig zum Ordensmeister erwählte. S. brachte den Orden zu hoher Blüthe. Er war es, der durch seine persönlichen Eigenschaften, beim Papste und Kaiser hoch angesehen, der Brüderschaft viele Begünstigungen erwarb, durch welche sie bald zu großer und ausgedehnter Macht gelangte. Im Kreuzzuge 1217 befestigte er die Pilgrimsburg und an der Spitze seiner deutschen Ritter, an welche die Schaaren des Kreuzheeres sich anschlossen, nahm er 1219 Damiette mit stürmender Hand; aber der unbesonnene Zug 1221, zu welchem die Herrschsucht des päpstlichen Legaten Pelagius die fränkischen Heerführer verleitete, zerstörte mit einem Male die Frucht dieses theuer errungenen Sieges und alle früheren Anstrengungen der Christen im Morgenlande. Man schloß einen Waffenstillstand auf 8 Jahre. Von beiden Seiten wurden Geißeln gestellt; unter den christlichen war auch S.; er wurde aber bald wieder frei gegeben. Sogleich reiste der Hochmeister nach Italien, um von dem Kaiser und Papste die Anordnung eines neuen Kreuzzuges zu erlangen, die ihm auch zugesichert, aber von Jahr zu Jahr verschoben ward. Unterdessen war S. in Italien und Deutschland beschäftigt, des Ordens innere Kraft zu erhöhen, auch schickte er zu Folge einer nordischen Gesandtschaft im Frühjahre 1228 eine Ordensschaar unter den tapfern Hermann Balk gegen die heidnischen Preußen, um sie zum Christenthume zu bewegen. — Im Spätsommer 1228 war endlich auch das Kreuzheer gerüstet; mit diesem und dem Kaiser Friedrich II. landete S. am 8. Sept. zu Akka. Der Kampf nahm bald für die Christen eine günstige Wendung. Da-

durch und durch geschickte Unterhandlungen mit dem Sultane brachte es S. dahin, daß ein Waffenstillstand auf 10 Jahre geschlossen und den Christen fast das ganze eigentliche Königreich von Jerusalem zurückgegeben wurde. Am 17. März 1229 hielt er mit dem Kaiser den langersehnten Einzug in Jerusalem. Mit dem Kaiser nach Italien zurückgekehrt gelang es ihm, denselben mit dem Papste zu versöhnen, wofür er in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Inzwischen hatten die tapferen Ordensritter im Norden die Eroberung des Kulmerlandes vollbracht und zur Erleichterung des Werks vereinigte S. 1234 den Dobriner- und den liefländischen Ritterorden mit dem deutschen. Als endlich der Markgraf Heinrich von Meißen mit einem Kreuzheere an der Weichsel erschien, fiel 1237 Pomesanien, Pogesanien und auch Esthland in des Ordens Hände. So war Preußen erobert; der deutsche Orden wurde zu einer Landeshoheit erhoben. Civilisation der unterworfenen Völker und Cultur ihrer Länder war des Deutschmeisters Hauptaugenmerk. Kräftig führte er das Ruder des deutschen Ordens in 2 Welttheilen. Er starb zu Salerno, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, am 20. Mai 1239; sein Leichnam wurde zu Barletto in Apulien in der Ordenskapelle beigesetzt. — S. Bayer's „Lebensbeschreibung des Herrn von Salza" im continuirten gelehrten Preußen (Bd. 1). 25.

Salzbrunn(en), ein Dorf in der preußischen Provinz Schlesien und deren Regierungsbezirke Breslau, mit 1900 Einw., besitzt ein berühmtes mineralisches Bad. Die Hauptquelle oder der Oberbrunnen soll zwar schon im XIV. Jahrh. entdeckt und gebraucht worden sein, doch gelangte die Anstalt zu keiner Bedeutung. Erst nachdem man in neuerer Zeit auf die Vorzüge der dasigen Quellen aufmerksam gemacht hatte, wurde S. gehörig gewürdigt, die früher geringe Anzahl der Badegäste vermehrte sich im Jahre 1822 angeblich bis zu 1312 und die ehemaligen ärmlichen Bauerwohnungen, in denen die Fremden ihr Obdach fanden, wurden durch geschmackvollere Gebäude ersetzt. Außer dem oben genannten Brunnen werden noch 7 Quellen, namentlich der Mühl-, Heil-, Sauer- und Heinrichsbrunnen, die beiden ersten vorzugsweise zum Trinken, benutzt und die Anzahl der Flaschen, die davon in neuerer Zeit versendet werden, beläuft sich jährlich über 100000. Auch befindet sich dabei eine nicht unbedeutende Molkencuranstalt, die alle Jahre den Bedarf von 9000 Quart Molken liefert. S. wird besonders bei Brust- und Lungenübeln, bei Hypochondrie, Hysterie, Abzehrung, Hämorrhoiden, Skropheln, Mangel an Verdauung, Rheumatismus, Blutanhäufung und vielen anderen Krankheiten besucht und die nahen freundlichen Umgebungen, so wie die entferntere Wilhelmshöhe, Konradsthal, das herrliche Fürstenstein, die am häufigsten besuchten Örter, verschönern vielfach den Aufenthalt daselbst. — S. Zemplin, „Die Brunnen- und Molkenanstalt zu Salzbrunn für die Brunnengäste" (2. Aufl. Bresl. 1833) und „Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder" v. C. v. Gräfe und Kalisch (Berlin 1836). 35.

Salzburg (30° 41′ 10″ L. und 47° 43′ 10″ N.B.), Kreisstadt und sonst die Hauptstadt des vormaligen reichsunmittelbaren Erzbisthums Salzburg, auch jetzt der Sitz eines Erzbischofs mit Domcapitel und eines Landrechts, liegt in einer sehr romantischen Gegend, im Norden von einer Ebene und auf den übrigen drei Seiten theils von steilen Bergen, theils aber auch von Mauern und Wällen umgeben, an beiden Ufern der Salzach, über die eine 370 Fuß lange, 40 Fuß hohe hölzerne Brücke führt, welche einen herrlichen Anblick der Stadt gewährt, und hat 957 hohe, in engen Gassen stehende und im italienischen Style gebaute Häuser mit 13000 Einwohnern, 3 Vorstädte (Müllen, Nonnthal und Stein), 8 Thore, mehrere Plätze, 26 Kirchen, worunter 1 Kathedrale und 6 Pfarrkirchen, 1 Benedictinerstift St. Peter, 1 Benedictinernonnenstift am Nonnenberge, 1 Theater, 3 Civilhospitäler, 1 Militairhospital, 1 Irren- und Waisenhaus, 2 Kranken-

häuser, 3 Armenhäuser und überhaupt 36 milde Stiftungen und Besserungsanstalten. Unter den öffentlichen Plätzen sind die ausgezeichnetsten: der Residenzplatz mit einem aus weißem Marmor prächtig erbauten Springbrunnen geziert und der mit Arkaden eingefaßte Domplatz mit einer colossalen Bildsäule aus Blei auf marmornen Piedestal. Unter den 26 Kirchen sind die bemerkenswerthesten: die prächtige, im Style der Peterskirche in Rom erbaute, 150 Fuß breite, 360 Fuß lange und unter der Kuppel 220 Fuß hohe Domkirche, mit 2 Thüren, einer Façade aus Marmor, 5 Orgeln, ausgezeichneten Gemälden und mit der vor der Thüre stehenden, von Hagenauer trefflich gearbeiteten Mariensäule; die 1485 erbaute Margarethenkirche, mit einem sehr interessanten alten Friedhofe; die ehemalige Universitäts-, jetzt Lyceumkirche, im griechisch-römischen Style erbaut; die Kirche zu St. Peter, welche Haydn's Denkmal enthält; die Dreifaltigkeitskirche mit trefflichen Gemälden; die 1818 abgebrannte, aber wiederhergestellte Sebastianskirche, mit einem der schönsten Friedhöfe Deutschlands, welchen 4 Corridore mit Arcaden umgeben und welcher 260 Schritte lang ist; die Kirche der Benedictinerinnen auf dem Nonnenberge, 1480 erbaut, mit trefflichen Glasmalereien. Von anderen Gebäuden zeichnen sich aus: die Winterresidenz oder das kaiserliche Schloß auf dem Hofplatze; der Neubau, in welchem das Kreisamt und andere Behörden ihren Sitz haben; das 1818 abgebrannte, jetzt wiederhergestellte kaiserliche Schloß Mirabella, mit einem großen, dem Publicum geöffneten Lustgarten, auf der rechten Salzachseite gelegen; das Lyceumgebäude; der ehemals erzbischöfliche Marstall für 130 Pferde nächst der Reitschule, jetzt eine Cavalleriecaserne, die mit der Winterreitschule 650 Fuß lang ist und in deren östlichem Flügel die Sommerreitschule ist. Neben der letztern sind in den Felsen des Mönchsberges 3 Corridore mit 96 Arcaden über einander in Gestalt eines Amphitheaters ausgehauen. Zu den Merkwürdigkeiten Salzburgs gehören: das neue Thor, ein 420 Fuß langer, 22 Fuß breiter und 40 Fuß hoher Weg, durch einen Theil des Mönchsbergs gehauen, von dem Erzbischofe Sigismund von Schrattenbach 1774 vollendet und mit dessen 16 Fuß hoher, von Hagenauer gearbeiteten Marmorbildsäule geziert; der Bürgelstein mit seinen Gartenanlagen, am Fuße des Capuzinerberges, worauf die Kirche und das Kloster der Capuziner liegen und der von seinem höchsten Punkte eine reizende Aussicht darbietet. Einige Festungswerke umgeben S. und auf dem Schloßberge, dem höchsten Punkte des Mönchsberges, erhebt sich 400 Fuß über der Stadt die Festung Hohensalzburg mit einem Zeuchhause und einer herrlichen Aussicht. Der südliche Theil des Mönchsberges, welcher den Salzburgern zu ihrem beliebtesten und schönsten Spaziergange dient, ist gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten und bildet so ein unermeßliches Bollwerk der Festung. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt S.: 1 Lyceum mit theologischen und philosophischen Studien, 1 Director und 11 Professoren, wobei eine Bibliothek mit 36000 Bänden; 1 zoologisches Museum und 1 botanischen Garten; 1 medicinisch-chirurgische Lehranstalt für Landärzte mit 1 Director und 6 Professoren; 1 Gymnasium; 1 Normalhauptschule; 1 erzbischöfliches Alumnat; 1 Schullehrerseminar; 1 Ursulinerkloster mit einer Mädchenerziehungsanstalt; das rupertinische Collegium; das marianische Collegium; 1 Bibliothek in dem Benedictinerstifte St. Peter mit 40000 Bänden, 1000 Incunabeln und einer Menge Münz-, Gemälde- und Kupferstichsammlungen und 1 Lesecabinet. Auch die Industrie ist nicht unbedeutend, denn es hat verschiedene Gewerbe und Fabriken, als: 1 Drahtzieherei, 2 Eisenhämmer, 1 Feilenhauerei, 1 Leder-, 1 Baumwollen-, Zeuch-, 1 Zitz- und Kattun-, 1 Sockenmanufactur, 1 Spielkarten-, 1 Majoli- und 1 Spiegelfabrik, 4 Tabaks-, 4 Stärke- und Puderfabriken, Brauerei, die indeß für die Stadt nicht hinreicht (35466 Eimer), 1 Steinbruch, 1 Loh- und Sägemühle, 4 Buchhandlungen, 3 Buchdruckereien. Wichtiger noch als die Industrie ist der Handel, besonders der Speditions- und Com-

gelb und blau, die Fahnenstange mit einer Lanzenspitze versehen. Die Standarte ist ebenso, nur ist sie kleiner und hat keine Lanzenspitze. Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, die Infanterie Gewehre mit Bajonett. Die Artillerie führt Kanonen, Haubitzen und Mörser. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche. Die Pferde der Kavallerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche.

Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, die Infanterie Gewehre mit Bajonett. Die Artillerie führt Kanonen, Haubitzen und Mörser. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche. Die Pferde der Kavallerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche.

Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, die Infanterie Gewehre mit Bajonett. Die Artillerie führt Kanonen, Haubitzen und Mörser. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche. Die Pferde der Kavallerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche.

Die Kavallerie führt Säbel und Karabiner, die Infanterie Gewehre mit Bajonett. Die Artillerie führt Kanonen, Haubitzen und Mörser. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche. Die Pferde der Kavallerie sind meist Ungarn, Siebenbürger und Polen. Die Pferde der Artillerie sind stärker als die der Kavallerie. Die Pferde der Offiziere sind meist Engländer. Die Pferde der Infanterie sind meist Deutsche.

Langensalza (seit 1756) kehrte er 1758 wieder nach Erfurt, wo sein Vater damals als Prediger lebte, zurück und wurde nun durch Privatunterricht und Benutzung von Vorlesungen einiger Professoren daselbst zur Akademie vorbereitet. Von 1761 studirte er zu Jena, gab seit 1764 in Erfurt Unterricht und erhielt nach mehreren fehlgeschlagenen Hoffnungen 1768 die geringe Pfarrstelle zu Rohrborn bei Erfurt. Doch auch die kurze stille Zurückgezogenheit des friedlichen beschränkten Landlebens war für den 24jährigen Jüngling ersprießlich. Auf einem nahen Hügel hatte er schon hier die ersten Grundzüge zu dem geistigen Gebäude einer künftigen Erziehungsanstalt entworfen und sein häusliches Glück gegründet, als er 1772 Diakonus an der Andreaskirche in Erfurt ward. Bald darauf Pastor derselben Gemeinde predigte er mit großem Beifalle und suchte durch Locke, Rousseau und Basedow geweckt und durch aufmerksame Beobachtung seiner eigenen Kinder belehrt eine bessere Erziehung und einen zweckmäßigern Unterricht in der Schule einzuführen. Dieß veranlaßte seine erste Schrift: „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde" (Leipz. 1778—1787. 8 Bde.). Bald folgte sein „Krebsbüchlein, eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht" (Erfurt 1781. 5. Aufl. 1819) und die Schrift: „Über die wirksamsten Mittel Kindern die Religion beizubringen" (Leipz. 1809. 3. Ausg.). Durch bessere Grundsätze und geläuterte Ansichten im Gebiete der Theologie und Philosophie, durch besondere Klarheit und ungekünstelte Herzlichkeit im mündlichen und schriftlichen Vortrage erwarb er sich zwar viele Freunde, aber auch neidische, blinde Eiferer unter den Geistlichen. Daher war dem friedliebenden Manne, trotz seiner Rechtfertigung, der ehrenvolle Ruf an das vor Kurzem gegründete Philanthropin in Dessau als Religionslehrer und Liturg willkommen. Mit hoher Begeisterung trat er 1781 in seinen neuen Lebensberuf. Hier schrieb er seinen trefflichen Roman: „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" (Leipz. 1783—1786. 6 Bde.). Aber Uneinigkeit in der Direction, Mißfallen an der Anstalt selbst und manche andere unangenehme Verhältnisse ließen ihn seinen Lebensplan, eine Erziehungsanstalt nach eigenen Ideen zu gründen, immer schärfer ins Auge zu fassen. Daher schlug er 1784 seinen Wohnsitz auf einem von ihm gekauften Landgute zu Schnepfenthal im Gothaischen auf. Die Anstalt, die er hier stiftete, bestand anfangs nur aus seinen eigenen Kindern und einigen Pflegesöhnen; aber rege Thätigkeit, praktischer Blick, weise Ökonomie und Cultur des Bodens, inniges Gottvertrauen und wohlwollende Mitwirkung bemittelter und einflußreicher Freunde, unter denen sein erhabener Fürst, Ernst II. von Gotha, vor Allen ihn unterstützte, ließen sein Werk in Kurzem herrlich nach Innen und Außen gedeihen. Mehrere Institutgebäude erhoben sich bald nach einander, eine Buchdruckerei, eine Reitbahn, ein Naturaliencabinet wurden angelegt und gaben dem Ganzen eine höhere Vollendung. Seine Familie vermehrte sich nach und nach und er bildete zwei von seinen Söhnen und mehrere seiner Töchter zu Erziehern heran, verband die Letztern mit würdigen Lehrern (Lenz, Märker, Weißenborn und drei Brüder Ausfeld) und näherte so seine Anstalt immer mehr der Idee einer erweiterten patriarchalischen Familienerziehung, in welcher er selbst das belebende Princip ward. Auch die übrigen Mitarbeiter, welche er für dieselbe gewann, unter denen besonders, außer den bereits genannten, die Namen André, Bechstein, Guts-Muths, Glatz, Blasche, Girtanner u. A. zu bemerken sind, trugen durch einmüthige und geschickte Ausführung seiner Pläne und treue Nacheiferung seines Beispiels zum Flore der Anstalt wesentlich bei. Da sich S. außerdem noch durch pädagogische Schriften und auf Reisen mit dem fröhlichen Chor seiner Zöglinge (in rother Uniform) dem Publicum rühmlichst bekannt machte, so dürfen wir uns nicht wundern, daß bald aus allen Ländern Deutschlands im Süden und Norden, aus der Schweitz, Portugal und England Zöglinge, selbst mehrere Prinzen und Grafen, ihm anvertraut wurden. Vor Allem aber die guten Grundideen, auf welche S. seine Anstalt basirt

Digitized by Google

hatte, eine naturgemäße, vielseitige und harmonische Ausbildung seiner in körperlicher, geistiger und sittlicher Rücksicht, ohne selbst die Confessions hervorzuheben, erweckten überall die schönsten Hoffnungen sorgsamer Elte die einfache, herzliche Ansprache, der sittliche Ernst, der religiöse Sinn S.' seine treue Sorge und Pflege der Kinder, vorzugsweise bei Krankheiten b verbürgten und erfüllten ihre Erwartungen. So hatte S. die Freude sein im Jahre 1803 in ihrer höchsten Blüthe zu sehen, als die glücklichste Da und Fortbildung philanthropischer Ideen. Doch das vorherrschende philanth praktisch-ökonomische Element in derselben, so wie das Erwachen allgemein nahme am Schulwesen und neue Erscheinungen in demselben, besonde Schweitz, endlich auch die nachtheiligen Einwirkungen der politischen Ereign Zeit ließen ihn am späten Abend seines Lebens, namentlich seit 1807, das lige Sinken seiner Anstalt wahrnehmen. Seine Schnee-, Kirsch-, Karto Ordensfeste fanden keinen Anklang mehr, der Realismus des Philanthropism sich ausgelebt, man vermißte in ihm Tiefe und Vollständigkeit der Bildun ſenungeachtet legte S. noch kurz vor seinem Tode (den 31. Oct. 1811) räthselung einer geheimnißvollen Schrift über einem seiner Erziehungsge sentlich das Zeugniß ab, daß er erreicht habe, was er gewollt. Und sein theilte nicht das Schicksal so vieler Privatunternehmungen, es wurde n seinen eigenen Zöglingen verschrieen und durch innere Uneinigkeit zerrissen; denken lebt fort auch in dem rühmlichen Bestehen seiner Stiftung unter sein kommen. Von seinen zahlreichen Schriften verdienen noch ausgezeichnet den: „Gottesverehrungen im Betsaale des dessauer Philanthropins" Braunschweig 1781—1783. 5. u. 6. Thl. Leipz. 1784—1788); „M Elementarbuch" (1789 u. Leipz. 1819—1820. 2 Thle.); „Der Him Erden" (Schnepf. 1797. 2. Ausg. 1819); „Ameisenbüchlein" (Schnepf. „Der Bote aus Thüringen" (Schnepf. 1788—1816); „Über die Erlö Menschen durch Jesum" (Leipz. 1790. 2 Bde.); „Bibliothek für Jüngl Mädchen" (Braunschw. 1787); „Heinrich Glaskopf" (Schnepf. 1820); rich Gottschalk in seiner Familie" (Ebend. 1804); „Konr. Kiefer" (Eben 2. Ausg.); „Konr. Kiefer's ABC und Lesebüchlein" (Ebend. 1806. 2 2 Thle.); „Konr. Kiefer's Bilderbüchlein" (Ebend. 1804. 2 Thle.); „C Lebensgeschichte" (Leipz. 1791—1793. 3 Thle.); „Seb. Kluge, ein Vo (Leipz. 1790); „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher 1786—1788. 2 Bde.); „Reisen der Salzmann'schen Zöglinge" (Leipz. 1793. 6 Thle.); „Über die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal" (Schnepf. „Unterricht in der christlichen Religion" (Ebend. 1808); „Erster Unterri Sittenlehre für Kinder von 8—10 Jahren" (Ebend. 1808); „Jos. S mantel" (Ebend. 1821. 2. Ausg.); „Über die heimlichen Sünden der J (Leipz. 1820. 4. Ausg.); „Taschenbuch zur Beförderung der Vaterla (Schnepf. 1802).

Salzsäure, Hydrochlorsäure, lat. acidum muriaticum; fran hydro-chlorique; engl. hydrochloric acid, besteht aus Chlor, W und Wasser und wird bereitet, wenn man Kochsalz mit Schwefelsäure dest das sich erzeugende salzsaure Gas in Wasser auffängt. S. ist sehr sauer, i Zustande wasserhell, im nicht reinen Zustande gelblich; wenn sie concen raucht sie an der Luft. Sie löst viele Metalle auf, gibt mit ihnen leich Salze und dient in der Technik bei vielen Arbeiten.

Samaniden, eine muhammedanische Dynastie, stammten von Ass Sohne eines gewissen Samân ab, der bei dem Chalifen Al Mamun in hoh stand und dessen 4 Söhne Statthalterschaften in Maweralnahr, Chorasan u erhielten (819 n. Chr.). Unter ihnen hob sich Nasr in Samarkand durch de

der Taheriden und die Wegnahme Bochara's, sein Bruder Ismail vernichtete die Soffariden (900), erhielt vom Chalifen den Titel Padischah und unterwarf nach und nach ganz Turan und die nördlichen Provinzen Persiens, welche seine Nachkommen behaupteten, bis die Gasnewiden sie stürzten. Merkwürdiger Weise erkannten sie stets die Oberhoheit des Chalifen an. 37.

Samaritaner hießen die Bewohner von Mittelpalästina nach der Zerstörung des Reichs Israel von ihrer Hauptstadt Samaria, welches vom Könige Omri erbaut und zur Residenz erhoben, nach der Zerstörung durch Salmanassar wieder aufgebaut, nach mehrmaliger Verwüstung von Herodes dem Großen verschönert, mit dem Namen Sebaste (Augusta) belegt ward und jetzt noch ein unbedeutendes Dorf ist. Sie waren aus den zurückgebliebenen Israeliten und Colonisten aus dem assyrischen Reiche gemischt und wurden deßwegen von den zurückkehrenden Juden nicht mehr als Religionsgenossen anerkannt. Daraus entspann sich ein heftiger gegenseitiger Haß, der sich zuerst in Hinderung des Tempelbaues von Seiten der S. äußerte, später, nachdem der Priester Manasse mit einem Exemplar der 5 Bücher Mosis zu den Samaritanern übergegangen war, zur völligen Trennung führte, indem die S. auf dem Berge Garizim einen Tempel bauten und einen eigenen Gottesdienst einführten. Dieser ward zwar durch Johannes Hyrkanus (127 vor Chr.) zerstört, aber dadurch der Haß aufs Neue so gesteigert, wie er sich in dem neuen Testamente geschildert findet. Bei der Empörung der Juden, welche die Zerstörung Jerusalems herbeiführte, verhielten sie sich ruhig und blieben daher in ihrem Besitze; aber in dem Laufe der Zeiten sind sie durch die Ereignisse sehr zusammengeschmolzen und bestehen jetzt etwa noch aus 30 Familien, die zu Naplus (Sichem) und Jaffa wohnen, ihren eigenthümlichen Cultus haben und streng an dem mosaischen Gesetze halten. Doch bestehen ihre kanonischen Bücher nur aus dem Pentateuche (in einer Abschrift des jüdischen Pentateuchs mit einigen anderen Lesarten bestehend, nebst einer samaritanischen Übersetzung, — vergl. darüber die Schriften von Gesenius und Winer —) und einem apokryphischen Buche Josua; außerdem haben sie noch einige religiöse Schriften und Lieder (vergl. Gesenius, „Carmina samaritana", Halle 1823. 4.). Ihr Religionssystem ist aber noch nicht ganz vollständig bekannt (vergl. Gesenius, „De Samar. theologia", Halle 1822). Die Sprache der S., welche mit einer der althebräischen sehr ähnlichen Schrift geschrieben wird, steht zwischen der chaldäischen und hebräischen in der Mitte. 23.

Samarkand, eine der berühmtesten Städte Asiens, liegt im jetzigen Chanat Bochara (82° 20′ L., 39° 37′ N.B.) am Serefschan in einer reizenden Gegend, ist jetzt nur noch eine mit Lehm ummauerte Stadt mit 50000 Einwohnern, aber vielen schönen Gebäuden, Moscheen, großen Basars, vieler Betriebsamkeit und ausgebreitetem Handel (ein Hauptplatz für Sklavinnen). Früher hieß sie Maracanda und schon Alexander der Große fand sie sehr blühend, doch unter Timur, der sie zu seiner Residenz erhob, hatte sie ihren höchsten Glanz; sie war der Sitz der höchsten morgenländischen Wissenschaft und Kunst, hatte eine der blühendsten muhammedanischen Universitäten, die von Schülern aus allen Ländern des Islams besucht ward und ward von den Dichtern als das irdische Paradies gepriesen. Auch war hier die große von Ulug Beg erbaute Sternwarte. 37.

Same, lat. semen; franz. semence; engl. seed, nennt man den Theil der Gewächse, der zum fernern Fortkommen derselben bestimmt ist und bisweilen aus einem Stücke, meist aber aus zwei Hälften besteht, die sich beim Keimen in Blättchen (Samenlappen oder Samenblättchen), zwischen denen an einer Seite der Keim liegt, verwandeln. Außen ist der S. mit doppelten Häuten bedeckt, von denen die äußere dicke und feste die Samenhaut, die innere durchsichtige und zarte das Samenhäutchen heißt. Die Gestalt des Samens ist sehr verschieden; denn man findet ihn bald kugelrund, rundlich, eirund, länglich, bald wieder

Digitized by Google

teller-, nierenförmig ꝛc. Der zwischen den Samenblättchen befindliche Keim besteht aus 2 Körpern, einem spitzigen, der beim Keimen sogleich in die Erde geht, zur Wurzel wird und das Schnäbelchen heißt, und einem blätterähnlichen, welcher das Blattfederchen genannt wird und den Stengel nebst den Blätten hervorbringt. Die Gegend, wo der Keim im Samen liegt, läßt sich schon von Außen erkennen, indem sich dort ein tiefer Eindruck (Nabel) befindet. So lange der S. noch nicht zur völligen Reife gediehen ist, ist er durch einen kleinen Faden (Nabelschnur) befestigt. Nach der Zahl der Samenläppchen haben einige der neueren Botaniker, z. B. Jussieu, Decandolle, Lamarck, die Pflanzen eintheilen wollen, und die, welche keine Samenblättchen haben, Akotyledonen, die 1, 2 oder mehrere derselben hervorbringen, Monokotyledonen, Dikotyledonen, Polykotyledonen ꝛc. genannt, was aber keinen rechten Eingang finden will. — Auch der Stoff, welcher dem Thierreiche zur Fortpflanzung dient, wird S. und zwar männlicher S. (sperma) genannt, welcher eine in den Hoden abgesonderte Flüssigkeit darstellt, die sich bei der Ausspritzung mit der flüssigen und milchigen Feuchtigkeit der Vorsteherdrüse vermischt und nach Vauquelin aus 900 Theilen Wasser, 60 thierischen Schleimes, 10 Natrum, 30 phosphorsauren Kalkes und einigen Spuren salzsauren und vielleicht auch salpetersauren Kalkes besteht. Das Zusammenkommen und Vermischen des männlichen Samens mit dem weiblichen Zeugungsstoffe bedingt die Befruchtung (s. d. Art.). 14.

Samhara heißt der glühende Küstenrand Ostafrikas, welcher sich im Osten von Habesch am arabischen Meerbusen bis zur Meerenge Bab el Mandeb hinzieht. Er wird meist von Danakil (s. d. Art.) bewohnt und durchzogen und nur an der Küste sind einige Städte, worunter Massua, Handelsplatz und Hafen mit 2000 Einw., und Zulla mit dem alten Adule. Von hier aus gehen die Karawanen vom Meere nach Habesch. 37.

Samniter (Samnites, Saunites, Σαυνῖτες), eine der ältesten und berühmtesten Völkerschaften des alten Italien, die mit den Sabinern verwandt war und die Landschaft Samnium bewohnte, ein Gebirgsland, das zwischen Picenum, Etrurien, Latium, Campanien, Lucanien und Apulien im Norden am Flusse Aternus, im Süden am Frento (Fortorn) lag und jetzt zum Kirchenstaate und zu Neapel gehört. Schon in den frühesten Zeiten verbreiteten die S. sich über den größten Theil dieses großen Landstriches und waren den naheliegenden Völkerschaften gefährliche Grenznachbarn, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, ihre Besitzungen zu erweitern. In demselben Verhältnisse standen sie auch schon frühzeitig zu den Römern, und 70 Jahre lang mußten dieselben mit nur wenig Unterbrechungen kämpfen, ehe ihre Adler auch über diesen Theil Italiens ihre Flügel ruhig ausbreiten konnten. Die erste Veranlassung zu einem Kriege der S. mit Rom waren die Campaner, die in ihrem Lande von den Samnitern angegriffen und hart bedrängt in Rom um Hülfe baten und den Römern ihr ganzes Land zum Schutze übergaben. Da Rom aber mit den Samnitern im Bündnisse stand, suchte der römische Senat die Sache erst im Guten beizulegen und blos durch Worte die S. von den Feindseligkeiten abzuhalten. Allein statt Gehorsam ward ihnen eine trotzige Antwort und Rom sah sich genöthigt die Sache mit den Waffen zu entscheiden. 342 v. Chr. zogen zwei römische Heere unter dem Consul Valerius Corvus und Publ. Decius Allus den Samnitern entgegen. In zwei blutigen Schlachten geschlagen mußten die S. um Frieden bitten. Allein schon in den nächsten Jahren brach der Krieg mit den Römern von Neuem los. Die Römer hatten sich Latium unterworfen, dadurch aber auch die S., die ebenfalls diese Länder zu besitzen wünschten, zur Eifersucht gereizt. Die nächste Folge davon war das Bündniß der S. mit den Lucanern und Apuliern (336 v. Chr.) und in dem nun erfolgenden Kriege der hartnäckigste Widerstand. Dessenungeachtet fochten aber doch

die Römer anfangs mit vielem Glücke, wenn es ihnen auch nicht möglich wurde, den Samnitern ein entscheidendes Treffen zu liefern. Durch ihr bisheriges Glück stolz gemacht drangen sie endlich 321 v. Chr. unvorsichtigerweise in Samnium ein, wurden aber bei der Stadt Caudium (ad furcas Caudinas) so in Engpässe eingeschlossen, daß sie sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sahen, sich den Samnitern zu ergeben. Die S. ließen sich 700 römische Ritter als Geißeln geben, wogegen das ganze Heer unter dem Joche weggehen mußte. Der römische Senat war über solche Schmach erbittert, erklärte, weil der hier bei Caudium abgeschlossene Vertrag ohne sein Vorwissen nach eigenem Gutdünken des Posthumius abgeschlossen worden sei, denselben für null und nichtig, lieferte den Posthumius den Samnitern aus und beschloß die Fortsetzung des Krieges. Der römische Feldherr Papirius Cursor erhielt das Obercommando und erst diesem gelang es die vorher erlittene Schmach zu rächen. Nachdem er die römischen Geißeln befreit hatte, schlug er die Samniter in einer mörderischen Schlacht und schickte sie ebenfalls unter das Joch. 7000 Mann und unter ihnen selbst der samnitische Feldherr Pontius geriethen dabei in römische Gefangenschaft. Allein auch jetzt ergaben sich die S. nicht der römischen Herrschaft. In ihre Gebirge und Waldungen geflohen setzten sie mit nur um so größerer Hartnäckigkeit den Krieg fort, verbanden sich mit mehrern anderen Völkern Unteritaliens, denen ebenfalls die römische Herrschaft lästig war, und kämpften mit abwechselndem Glücke bis 288 v. Chr., wo sie, nachdem sie in mehreren Schlachten Niederlagen erhalten hatten und nach Besiegung des gleichzeitig kämpfenden Pyrrhus, Königs von Epirus, von den Römern Frieden erbitten mußten. Aber dennoch lebte noch der alte Geist und der alte Muth in dem Volke, obschon ihre Kraft so gebrochen war, daß sie sich lange Zeit unter dem römischen Scepter ruhig verhalten mußten. Erst zu den Zeiten der Bürgerkriege, als die italienischen Bundesgenossen sich gegen Roms Gewaltherrschaft empörten, versuchten die S. noch einmal sich ihre alte Freiheit zu erkämpfen. Aber jetzt erlagen sie wieder den römischen Waffen und wurden durch Sulla's mörderisches Schwert vernichtet. 4000 S. wurden, nachdem sie in einer blutigen Schlacht geschlagen worden waren, 9 Tage darauf auf Befehl des Sulla auf dem Marsfelde niedergehauen, um das Volk der S. für immer unschädlich zu machen. Sulla's Absicht wurde vollkommen erreicht; die Wenigen, die diesem furchtbaren Blutbade entgangen waren, lebten fortan in Dörfern zerstreut und wagten nie wieder sich gegen ihre Herren zu rächen. Außer der ihnen angeborenen Tapferkeit rühmen die alten Schriftsteller von den Samnitern noch einstimmig eine seltene Liebe zur Kunst und Betriebsamkeit, wovon jedoch der Grund in ihrer geographischen Lage zu finden ist, da sie schon in frühester Zeit mit den ihnen nachbarlich wohnenden Griechen Unteritaliens in nähere Berührung kamen. Ihre Sprache war die oscische. Berühmt waren endlich noch zu ihrer Zeit ihre Waffen und darunter vorzüglich ihr langer Wurfspieß, der später selbst auch unter den Römern gebräuchlich wurde. Vergl. die gediegene Schrift von Zinkeisen: „Samnitica“ (Lips. 1831) und die ausgezeichneten Bemerkungen über die S. von Niebuhr („Röm. Gesch.“ I. p. 55—64) und Wachsmuth („Röm. Gesch.“ I. p. 67—73). 20.

Samogitien (Schamaiten), eine ehemalige Landschaft in Litthauen, an der Ostsee gelegen, wurde von Kurland, dem eigentlichen Litthauen und Preußen begrenzt. Die Einwohner trieben vorzüglich Seehandel und obgleich schon 1413 von Witold, dem Herzoge von Litthauen, ein Bisthum zu Wornie oder Miedniki, der frühern Hauptstadt, errichtet worden war, so traten sie doch erst im XVI. Jahrh. völlig zum Christenthume über. Bis in die neueste Zeit sind sie den Sitten ihrer Väter treu geblieben. Unter Sigismund August kam S. an Polen und gehört gegenwärtig zur russischen Statthalterschaft Wilna. Die wichtigeren Städte sind Kjedang mit 3000 Einw. und Polangen mit einem Hafen und 4000 E. 35.

Digitized by Google

Samojeden, ein Urvolk Asiens, bewohnten, so weit die geschichtliche K niß reicht, die Gebirgsgegenden am obern Jenisei. Durch andere asiatische V bedrängt zogen sich die einzelnen Stämme weiter nach Norden hinauf und ze ten sich in Sibirien an den Küsten des Eismeeres bis zur Lena und selbst na ropa herüber, wo sie in der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. von den Russe und nach unterjocht wurden. Sie sind, nur Wenige ausgenommen, kleine tur, haben ein schwarzes Auge und dergleichen Kopfhaar und eine gelbe Ge farbe, und ungeachtet der sonstigen Verschiedenheit hinsichtlich ihrer Sitte Gebräuche ist das Laster des häufigen Genusses hitziger Getränke und des T allgemein herrschend. Sonst sind sie gutmüthige, ehrliche Menschen, in ein hen Grade phlegmatisch und ohne alle Bildung und beschäftigen sich nach d schaffenheit der Gegend, wo sie ihre Zelte oder Hütten errichtet haben, mit zucht, die europäischen namentlich mit Rennthierzucht, Fischerei und Ack Ihre Sprache klingt rauh und unangenehm und da sie dafür der Schriftzeiche behren, so bedienen sie sich gewisser Zeichen, die sie in Holz eingraben. Die licheren sibirischen Stämme sind Anbeter eines unsichtbaren Wesens, das sie N oder Jelemubarte (Geber des Lebens) nennen; doch nicht ohne alle Einmi eines dualistischen Elements, indem sie auch Untergötter oder Tadebrey k die sie sich in dem Streben nach dem Guten und Bösen getheilt denken. Ihr ster heißen Tadibei und bilden eine eigene Kaste. Die europäischen S und einige asiatische Stämme bekennen sich zur griechischen Kirche. Von d zelnen Stämmen führen wir mit Namen auf: die Koibalen, an beiden Ufe Jenisei; sie sollen sich durch ihren starken Körperbau von den übrigen S. unte den; die Kamaschen (Kamaschinzen), in der Gegend von Kansk; die Taug mojeden und Karassen an den Ufern der Lena, und die Mokassen am tasischen busen. Die S. am untern Ob, größtentheils Christen, heißen Nenetsch schen) und Khasowo (Männer).

Samonicus (Quintus Serenus), gelehrter Römer im III. Jahrh. n wird gewöhnlich für den Verfasser eines didaktischen Gedichts: „De medi gehalten, obwohl es Manche auch seinem gleichnamigen Sohne zuschreiben. gleich es mehr ein aus den Schriften des Dioskorides und Plinius zusammen genes literarisches Curiosum und nicht allein ohne Ordnung behandelt, s selbst von den abergläubischsten Sachen voll und auch in einer sehr verdo Sprache geschrieben ist, so hat es doch eine große Menge Ausgaben erlebt. nennen nur die von Ackermann (Leipz. 1786. 8.), welche die vorzüglichsten V kungen der früheren Herausgeber mit enthält.

Samos, früher **Parthenia**, **Anthemusa**, eine der berühmtesten I des Alterthums, liegt nahe an der Küste Joniens im ikarischen Meere und sonst zu den Sporaden gerechnet. Sie war der Juno geweiht und in der gleic gen Hauptstadt stand ein berühmter Tempel dieser Göttin. Wegen ihrer F barkeit war sie allgemein bekannt, doch fehlte ihr der Wein, und die Ge welche aus dem Thone, den man daselbst grub, verfertigt wurden, waren geschätzt. Sie war das Vaterland des Pythagoras und einiger anderer großer ner. Die Einwohner waren Jonier und bildeten einen freien Staat, in Mitte Kunst und Wissenschaften herrlich gediehen. Durch Polykrates (s. d. der sich zum Selbstherrscher aufwarf, verloren sie zwar theilweise ihre früher fassung, doch legte er auch den Grund zu der bedeutenden Seemacht, durch die langwierigen Kriege mit den Athenienſern, Lacedämoniern und Persern b konnten. Sie sank aber wieder, nachdem sie Lysander den Athenern unter gemacht hatte und gelangte auch fernerhin nicht zu ihrem einstigen Ansehe Timotheus, des Conon's Sohn, ihre Freiheit wieder errungen hatte. Unt pasian wurde S. ein Bestandtheil des römischen Reiches, genoß aber fortw

manche Freiheiten. Später traf sie das Schicksal, das über das oströmische Reich einbrach, und sie stand im Mittelalter bald unter der Herrschaft der Araber, bald der Genueser und Anderer, bis sie von den Türken erobert wurde. Jetzt heißt sie Sudam Adassi, ist 8½ □M. groß und gehört zum Ejalet Dschesair. Sie hat hohe Gebirge und bringt Getreide, Öl, herrlichen Wein, Feigen, Baumwolle, Marmor ꝛc. hervor. Die Hauptstadt ist Kora, in deren Nähe man die Trümmer der einstigen Metropolis zeigt. Die zweite Stadt ist Vathi mit einem guten Hafen. Sie zählt 32000 Einw., welche größtentheils Griechen sind. Während des griechischen Freiheitskampfes leisteten sie den Türken den heftigsten Widerstand, und obgleich S. 1830 an die Türken abgetreten wurde, so unterwarfen sich die Einwohner doch erst 1835, nachdem ihnen eine allgemeine Amnestie bewilligt worden war. Die Insel bildet jetzt ein eigenes griechisches Fürstenthum unter der Oberhoheit der Pforte. Der jetzige Fürst ist Vogorides. 35.

Samothrăce (Samothracia), (früher Leucania, Melite, Dardania), eine kleine Insel im ägäischen Meere, unfern der Küste Thraciens und der Mündung des Hebrus (h. Marizza) gegenüber, war im Alterthume als Sitz von Mysterien bekannt. Über das Wesen und die eigentliche Tendenz derselben läßt sich nichts Zuverlässiges angeben; doch aus dem, was davon bekannt worden ist, zu schließen, bestanden sie in einem Gemische ägyptischer und phönicischer Gebräuche, die die spätere Zeit durch Aufnahme griechischer mehrfach anders gestaltete, und sie wurden vielleicht den eleusinischen ähnlich der Ceres und Proserpina, oder, wie Andere wollen, dem Zeus und Dionysos zu Ehren begangen. Die Kabiren und später die Dioskuren sollen ihre Vorsteher gewesen sein. Wer zu den Eingeweihten gehörte, war der Sage nach vor den Gefahren zur See gesichert. In der Hauptstadt befand sich der Tempel, wo sie abgehalten wurden, und sie standen auch nach Christi Geburt noch in hohem Ansehn. Die Einwohner von S. sollen Samier (daher der Name) gewesen sein und erfreuten sich auch, seitdem Rom seine Herrschaft über das Meer ausgedehnt hatte, einer selbstständigern Verfassung. Jetzt heißt die Insel Samothraki, Samandrachi (türk. Semedrek), ist 1½ □M. groß und zählt 1500 Einw., die vom Öl- und Weinbau und von dem Handel mit anderen Südfrüchten leben; auch wird die Ziegen- und Bienenzucht sehr lebhaft von ihnen betrieben. 35.

Samuel, der letzte der sogenannten Richter der Hebräer, spät geborener Sohn eines Leviten, geb. zu Ramah um 1155 v. Chr., zeigte schon als Tempelknabe und später als Priester bei dem Hohenpriester Eli so viel Kraft und Tüchtigkeit, daß er nach dem Tode des Letztern Hoherpriester und Richter über Israel ward. Wahrhaft väterlich sorgte er als solcher für Israel, rottete den Götzendienst aus, entwickelte den Sinn für Wissenschaft und Gelehrsamkeit durch die Gründung der Prophetenschulen, drang auf Frömmigkeit, suchte das Volk immer mehr an die Geschäfte des Friedens zu gewöhnen und suchte an den öffentlichen Volksversammlungen und Gerichtstagen, die er hielt, die Bande der Eintracht und Liebe unter demselben immer fester zu knüpfen. Aber als er alt ward, schien das Glück des Landes allmählig abzunehmen; denn seine Söhne, denen er die Verwaltung des Landes übertragen hatte, mißbrauchten ihre Gewalt zu Tyrannei und Ausschweifungen. Das Volk verlangte daher von ihm einen König; er gab nach, als er sah, daß alle seine Vorstellungen dagegen vergebens waren, und wählte den Saul (s. d. Art.). Absichtlich scheint er diesen Mißgriff gethan zu haben, sei es, um dem Volke die Lust nach dem Königthume bald wieder zu nehmen, oder, weil er glaubte, Saul nach seinen Wünschen lenken zu können. Aber mit Betrübniß sah er, daß er sich in jeder Weise geirrt hatte, und wählte daher den David zum Gegenkönige und Nachfolger Saul's, trat aber dann vom öffentlichen Schauplatze zurück und starb zu Ramah um 1057 v. Chr. 98 Jahre alt. — Die beiden nach

Digitized by Google

den besonders durch Gottfried Schwab bekannten Sitz des Bannwarts in der Nähe der Gemarkung Hohenstaufen und Gschwend, und zwar auf dem Gebiete des letzteren.

Gschwend, Pfarrdorf, Amts-Oberamt, 2 Stunden nördlich. Name, welches in Urkunden des 13. Jahrhunderts vorkommt und wohl von Gschwender, Gschwander, Geschwender, Geschwander, Geschwander, Geschwander

Sein Sohn Garcias III. folgte ihm in der Regierung. — S. II. folgte seinem Vater, Garcias III., 969 in der Regierung. Nachdem er seinem jüngern Bruder Navarra überlassen und gegen die Mauren so wie gegen den unruhigen Grafen von Galicien glückliche Kriege geführt hatte, starb er 993, worauf sein Sohn, Garcias IV., die Herrschaft übernahm. — S. III., der Große, folgte seinem Vater, Garcias IV., im Jahre 1000 in der Regierung. Den Beinamen des „Großen" erwarb er sich dadurch, daß er die Mauren aus dem größten Theile von Spanien vertrieb. Da er außer Aragonien und Navarra auch Castilien, welches er mit seiner Gemahlin bekommen hatte, Gascogne, Biscaya, Galicien, Portugal und einen Theil von Leon besaß, so nahm er den Titel eines Königs von Spanien an und starb am 15. Oct. 1035. Nach seinem Tode wurde das Reich unter zwei seiner Söhne getheilt. Als König von Castilien führte er den Namen „S. I." 81.

Sanchez, Könige von Portugal. — S. I., war der Sohn Alphons' I. und wurde am 11. Nov. 1153 geboren. Nachdem er schon in früher Jugend an den Feldzügen seines Vaters gegen die Mauren Theil genommen hatte, übernahm er 1178 selbst den Oberbefehl über die Armee, fiel mit derselben in Andalusien ein, verfolgte die Mauren bis vor Sevilla und schlug dieselben bei Baja, so wie im folgenden Jahre bei Abrantes, vertheidigte 1184 die Stadt Santarem mit großer Tapferkeit gegen den König von Marokko, verwundete denselben in der Schlacht mit eigener Hand und verfolgte ihn so nachdrücklich, daß er sich in den Tajo stürzen mußte, worin er sein Leben endigte. Nachdem er im Jahre 1185 den Thron bestiegen hatte, war es seine vorzüglichste Sorge, die verfallenen Städte wiederherzustellen und neue zu erbauen, weßhalb er den Beinamen le Poblador (der Bevölkerer) erhielt. Im Jahre 1188 fiel er in Algarvien ein, eroberte mit Hülfe einer niederländischen Flotte, welche nach dem heiligen Lande zu steuern im Begriffe war, nach zweimonatlicher Belagerung die feste Stadt Silves und nannte sich nach Unterwerfung des übrigen Landes „König von Portugal und Algarvien." Doch nahm ihm 1191 der König von Marokko wieder viele Städte weg und zwang ihn nach mehreren Verlusten endlich zu einem fünfjährigen Waffenstillstande. Eben so unglücklich focht er in den Jahren 1196 und 1197 gegen den König von Leon, verlor viele in Galizien gelegene Städte und starb, nachdem er im Jahre 1200 den Mauren die Stadt Elvas wieder entrissen hatte, im März 1211. Sein Nachfolger war sein Sohn, Alphons II. — Sanchez II., der älteste Sohn Alphons' II., wurde am 8. Sept. 1207 geboren, bestieg 1223 den Thron und bekriegte von 1225—1238 die Mauren, denen er im Jahre 1226 Elvas wieder entrissen hatte, fast ohne Unterbrechung. Da er die Freiheiten der Geistlichkeit zu beschränken suchte, so ward auf Betrieb des Papstes Innocenz IV. sein Bruder Alphons zum Könige ausgerufen, worauf sich S. 1246 nach Castilien zurückzog, um mit Hülfe des Königs Ferdinand III. sein Recht auf den portugiesischen Thron geltend zu machen. Allein sein Vorhaben, mit einer Armee in Portugal einzufallen, wurde durch die Furcht vor dem Banne, mit welchem die Erzbischöfe von Braga und Coimbra seine Völker bedroht hatten, gänzlich vereitelt, worauf er sich nach Toledo zurückzog und daselbst zu Anfange des Jahres 1248, ohne Nachkommen zu hinterlassen, starb. 81.

Sanchez (Anton Ribeiro), berühmter portugiesischer Arzt, ward zu Penna-Macor am 7. März 1699 geboren, studirte die Medicin zu Coimbra, promovirte zu Salamanca und ließ sich zu Bonaventi als praktischer Arzt nieder. Um aber seine unvollkommenen Kenntnisse zu erweitern, ging er nach London, Paris und Leyden, wo er noch drei Jahre unter Boerhaave studirte und von diesem der Kaiserin Anna empfohlen nach Rußland ging, wo er Protomedicus in Moskau und nach 2 Jahren in St. Petersburg als Mitglied des Medicinalcollegium und als Arzt der

Digitized by Google

kaiserlichen Truppen angestellt wurde, in welcher Stelle er Reisen durch ganz Rußland zu machen hatte. Bald darauf wurde er Arzt des Cadettencorps und endlich Leibarzt der Kaiserin, die ihm bis zu ihrem Tode ihr unumschränktes Zutrauen schenkte. Allein unter Elisabeth fiel er in Ungnade und mußte sich glücklich schätzen, das Reich verlassen zu dürfen. 1747 ließ er sich in Paris nieder, wo er in gedrückten Umständen lebte, weil ihm seiner großen Verdienste ungeachtet 16 Jahre lang seine Pension entzogen wurde. Endlich bewilligte sie ihm die große Katharina von Neuem, doch genoß er sie nicht lange, da am 24. Oct. 1783 sein Tod erfolgte. — Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Untersuchungen über die venerische Krankheit" einen Ruf erworben. Er behauptet in ihnen, daß dieselbe 1493 in Italien und Frankreich entstanden und nicht aus Amerika gekommen sei. So richtig diese Meinung ist, so anstößig ist seine Lehre von der larvirten venerischen Krankheit, der zufolge das in den Körper eingedrungene venerische Gift nie wieder zerstört werden kann, sondern sich sogar von Generation zu Generation weiter fortpflanzt und als die Ursache der Schwäche der jetzigen Generation anzusehen ist. In einer andern Schrift hat S. viel zum Bekanntwerden der russischen Dampfbäder beigetragen. 39.

Sanchuniathon (Sanchoniathon) heißt eigentlich so viel als Freund der Wahrheit und war vielleicht ein allgemeiner Name für Geschichtschreiber überhaupt oder für diejenigen Priester, welche dieses Geschäft besorgten. Gewöhnlicher aber nennt man einen phönicischen Geschichtschreiber aus Berytos so, welcher um das Jahr 1250 v. Chr. eine Geschichte von Ägypten und Phönicien in 8 (9) Büchern schrieb, deren Stoff er aus geschichtlichen Überlieferungen und den Büchern des Thaut sammelte. Die jetzt von diesem Werke nur noch vorhandene griechische Übersetzung stammt von dem Grammatiker Herennius Philo aus Byblos her. Porphyrius benutzte sie zum kosmogenetischen Beweise gegen das Christenthum, Eusebius dagegen (praep. evang. 1, 10) weiß sie zum Vortheil desselben anzuwenden. Viele Gelehrte, wie Ursinus, Dodwell, van Dale, Meiners, Hißmann, zweifelten überhaupt an ihrer Ächtheit, da den vor Philo lebenden Schriftstellern nicht einmal der Name des S. bekannt ist und selbst nach dem Zeitalter desselben nur von Wenigen erwähnt wird; Andere dagegen, wie Grotius, Goguet und Mignot, halten sie wegen ihrer Übereinstimmung mit den Nachrichten der Bibel für ächt. Eben so ungewiß ist man über die Zeit ihrer Entstehung, da sie von den Einen in das Zeitalter der Semiramis, von Anderen in die Zeiten des trojanischen Krieges und von den Dritten in die Zeit Alexander's des Großen gesetzt werden. Aus dem Eusebius wurde das Fragment in das Englische von R. Cumberland (Lond. 1720) und hieraus von J. P. Cassel in das Deutsche übersetzt (Magdeb. 1755). Erklärungen desselben lieferte Court de Gebelin, „Allegories orientales où le fragment de S. (Par. 1775. 4.); Weishaupt „S." (Regensb. 1789. 2 Thle.); Dodwel, „Appendix concerning S. s. phoenician history" (Lond. 1691); Ursinus, „De Zoroastre, Hermete et S. exercitationes" (Norimb. 1661); „S." v. J. C. Orelli (Leipz. 1826). — Eine Ausgabe der neuerlich gefundenen Übersetzung des Philo von Byblos (s. d. Art.) besorgte Wagenfeld (Hanov. 1836); doch hat sich der bevorwortende Director Grotefend gegen die Ächtheit ausgesprochen, Gesenius aber dieselbe anerkannt. 81.

Sanct Gallen, s. Gallen (St.).

Sanct Helena, s. Helena (St.).

Sanct Jakob an der Birs ist ein Dorf in der Nähe von Basel und berühmt durch die Schlacht am 16. Aug. 1444, in welcher 1600 Schweitzer gegen das 30000 Mann starke französische Heer unter dem Dauphin Ludwig (XI.) heldenmüthig kämpften und bis auf 12 Mann blieben, den Feinden aber 8000 tödteten. Seit dem 26. Aug. 1824 bezeichnet ein Denkmal von Gußeisen die Stelle der Schlacht. 37.

Sanction ist überhaupt Bestätigung. — Pragmatische S. als Reichsgesetze s. unter Pragmatisch. 30.

Sanctius (Franz) eigentlich Sanchez des Brosses, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des XVI. Jahrh., ward geboren zu las Brozas in Spanien 1523, erhielt daselbst eine treffliche Jugenderziehung, studirte dann zu Salamanca u. a. O. mit dem größten Fleiße das classische Alterthum und starb endlich 1600 zu Salamanca als Professor der Rhetorik und Grammatik. Seine Schriften haben ihm selbst bis in unsere Zeiten einen unsterblichen Ruhm erworben; unter denselben zeichnen sich aber seine „Paradoxa" (Antwerp. 1582) und vor Allem sein grammatisches Hauptwerk: „Minerva, sive de causis linguae latinae et graecae" (Salamanca 1587) aus. Sehr gelehrte Bearbeitungen dieses Werkes sind von Scioppius und Perizonius. Die letzte Ausgabe erschien Amsterd. 1733. 20.

Sanctorius oder Sanctoria, berühmter Arzt, ward zu Capo d'Istria 1561 geboren, studirte Medicin zu Padua, wurde daselbst 1611 Professor der theoretischen Heilkunde, legte diese Stelle aber nach 13 Jahren nieder und lebte hierauf zu Venedig, wo er 1636 starb. — S. hat sich in der Medicin einen Namen wegen seiner Untersuchungen über die Ausdünstung der Haut erworben. Er hat dieselben 30 Jahre lang angestellt und einen großen Theil dieser Zeit auf einer Wage zugebracht, um die durch die Ausdünstung bewirkte Zu- oder Abnahme des Körpers berechnen zu können. Seine, trotz dieses Fleißes, immer noch einseitigen Beobachtungen hat er in seiner Schrift: „Aphorismi de medicina statica" (Venet. 1614 und in vielen folgenden Auflagen), niedergelegt. Zufolge dieser Untersuchungen nahm er die unterdrückte Ausdünstung als hauptsächliche Krankheitsursache an und wurde in sofern ein Miturheber der schweißtreibenden Methode. — Außer dem oben angeführten Werke hat er noch mehrere andere verfaßt, die indessen von geringerer Wichtigkeit sind. 39.

Sand, lat. arena; franz. sable; engl. sand, begreift überhaupt Körnermassen einzelner Substanzen, z. B. Hyacinthsand, Körner von Hyacinth; Granatsand von Granat ꝛc. In der Geologie und im gemeinen Leben heißt der Quarzsand kurzhin S. Er besteht aus kleinen und groben Quarzkörnern, Bruchstücken und Geschieben, welche theils lagenweise in einzelnen Gebirgsformationen der tertiären Gebirge, theils im Alluvium der Meere und anderer Gewässer gefunden werden. Man unterscheidet weißen, gelben, feinen und groben S. Flugsand ist häufig zum größten Theile aus Quarz bestehend; er enthält jedoch auch andere erdige Substanzen. Wandernder S., vom herrschenden Winde nach einer Richtung getrieben, ist an einigen Orten der Erde, namentlich an Küsten, der fortdauernde Zerstörer menschlichen Fleißes. Er vergräbt ganze Ortschaften in kurzer Zeit, verläßt diese Plätze jedoch auch wieder. 76.

Sand (Karl Ludwig), Student der Theologie und Mörder Kotzebue's, geb. den 5. Oct. 1795 zu Wunsiedel, wurde durch seine gebildete Mutter und durch Privatlehrer für das Lyceum seiner Vaterstadt vorbereitet, ging aber mit seinem geliebten Lehrer, dem Rector Saalfrank, nach Hof und 1812 nach Regensburg. Schon in dem 18jährigen Jünglinge erwachte hier die Sehnsucht, gegen den Nationalfeind Deutschlands zu streiten, als der Sieg bei Leipzig dieselbe verdrängte. Zu Michaeli 1814 bezog er die Universität Tübingen, trat aber im April 1815, nachdem er kurz zuvor in die Teutonia aufgenommen worden, als Freiwilliger in baierische Kriegsdienste gegen den zurückgekehrten Napoleon. Die Schlacht bei Waterloo hatte jedoch schon entschieden und er kehrte den 2. Dec. 1815, ohne thätigen Antheil am Kampfe genommen zu haben, zu seinen Eltern zurück. Nach kurzem Aufenthalte daselbst wandte er sich nach Erlangen, wo er bis Michaeli 1817 aufs Neue den theologischen Studien sich widmete. Außer zwei Versuchen im Predigen scheint er jedoch hier weniger Zeit auf seine wissenschaftliche theologische

Durchbildung verwandt zu haben und gerieth durch verwandte Geistesgenossen in den Strudel jenes verkehrten Treibens, das akademische und bürgerliche Leben zu reformiren. Daher seine eifrige Mitwirkung zur Stiftung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft, sein Freiheitsschwindel und die frömmelnde Schwärmei, Versuche von pietistischen Frömmlern, ihn für sich zu gewinnen, der momentane Entschluß, Missionär zu werden, und die düstere Melancholie, welche sich seines sonst so edlen Gemüthes seit dem plötzlichen Tode seines Freundes Dittmar bemächtigte. Ja er würde durchaus in dumpfes Hinbrüten versunken sein, hätte nicht die stete Spannung mit den landsmannschaftlichen Gegnern und die 300jährige Feier der Reformation seinen Ideen einen neuen Aufschwung gegeben. Warmer Theilnehmer an allen Ereignissen der festlichen Tage des 17. und 18. Oct. auf der Wartburg begnügte er sich damit, eine kleine Schrift (Nürnb. 1819) zu übergeben, welche die Grundzüge zur Bildung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft enthalten sollte, legte aber auch dadurch die Verworrenheit und Seichtigkeit seiner religiösen und politischen Ideen an den Tag, die er nicht einmal in freier Rede aus dem Stegreif, wie Andere, vor der Versammlung aussprechen konnte. Dessenungeachtet sind die Rückwirkungen dieses öffentlichen Acts in seinem spätern Leben nicht zu verkennen; er erfüllte sein empfängliches tiefes Gemüth mit um so erhöhterem Hasse gegen alle vermeintliche Unterdrücker der akademischen und politischen Freiheit, je mehr er seine Bestimmung für die Wissenschaft mit dem übelverstandenen politischen Treiben verwechselte. Dieß mag auch die Ursache gewesen sein, weßhalb er nun kurz darauf nach Jena ging, weniger die hochberühmten Männer: Luden, Fries, Oken u. A., obwohl er deren Vorträge fleißig hörte. Er war dort wieder Mitglied der Burschenschaft und eines besondern literarischen Vereins, dessen Zwecke wohl auch nur politisch waren. Nach einer kurzen Reise desselben Jahres zu der Hochzeit seines Bruders und im Herbste 1818 nach Berlin, wo er namentlich die Professoren Jahn und De Wette kennen lernte, kehrte er über die Schlachtfelder bei Leipzig nach Jena zurück, mit Kugeln aus jenen Gegenden beladen. Den 9. März 1819 endlich tratt er plötzlich den verhängnißvollen Weg nach Manheim an und ermordete den 23. März 1819 Kotzebue mit den Worten: „Hier du Verräther des Vaterlandes!" An der Flucht verhindert suchte er vergebens unter dem Ausrufe: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" sich selbst zu entleiben; er ward durch eine gefährliche Operation am Leben erhalten und am 20. Mai 1820 zu Manheim mit dem Schwerte hingerichtet. — Diese That, durch welche S. selbst seine eingebildeten Feinde, als deren Repräsentant er den beißenden, im Ganzen aber in der öffentlichen Meinung schon zu tief gesunkenen Spötter Kotzebue ansah, zu entmuthigen und seine Freunde zur thätigen Nachfolge auf der blutigen Märtyrerbahn zu ermuntern wähnte, erregte zwar das lebhafteste Mitleid mit dem bethörten, unglücklichen Jünglinge, verursachte aber auch die schärfste Untersuchung und Unterdrükkung der sogenannten demagogischen Umtriebe. Vergl. „Actenauszüge aus dem Untersuchungsprocesse über K. L. Sand ꝛc." (Altenb. und Leipz. 1821); „Noch acht Beiträge zur Geschichte A. v. Kotzebue's und K. L. Sand's" (Mühlhausen 1821); „K. L. Sand, dargestellt durch seine Tagebücher ꝛc." (Altenb. 1821); „Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege vom Criminalrichter Hitzig (Berlin 1829—1830. 10. und 12. Heft). 73.

Sandalen (lat. sandalia), eine Art lederner oder hölzerner, namentlich Korksohlen, die vermittelst zweier Riemen unter die Füße gebunden und oberhalb derselben befestigt wurden und den Völkern des Alterthums, besonders den Griechen und Römern, so wie den Morgenländern zur Fußbedeckung dienten. In den spätern Zeiten wurden sie ein Gegenstand des Luxus und das weibliche Geschlecht hatte eigene Sklaven, die die mit Gold und Edelsteinen besetzten S. nachtragen und das An- und Abbinden derselben besorgen mußten. Bei den Morgenländern war

es Sitte', sie im Vorsaale und, wenn man einen heiligen Ort betreten wollte, auszuziehen und dieß geschieht noch heute bei den Türken, wenn sie ihre Moscheen besuchen. — In der katholischen Kirche heißen die Socken, welche die höheren Geistlichen bei gewissen Feierlichkeiten zu tragen pflegen, gleichfalls S. Sie bestehen größtentheils aus wollenen oder seidenen Stoffen und sind mit Gold und Perlen mehrfach verziert. 35.

Sandeman (Robert), Presbyter der Glassiten, einer von Johann Glaß gestifteten und zu den schottischen Dissenters gehörenden Gemeinde, welche auch Sandemanianer genannt werden, drang nach den Grundsätzen des Stifters hinsichtlich des Glaubens auf das Festhalten am Buchstaben der heiligen Schrift, hinsichtlich des Lebens auf Nachahmung der Einfalt der urchristlichen Kirche. Die Secte nähert sich daher in mehreren Stücken den Herrnhutern. Sie haben für das Kirchenregiment Bischöfe, Presbyter (Älteste) und Lehrer, verwerfen sinnliche Vergnügungen und Glücksspiele, bedienen sich in Fällen einer zweifelhaften Wahl der Entscheidung durch das Loos und unterhalten durch Beiträge der Mitglieder ꝛc. eine der ganzen Gesellschaft angehörende Gemeindecasse. Auch sind bei ihnen die Liebesmäler, der Bruderkuß und das Fußwaschen eingeführt. Abweichend von den Herrnhutern enthalten sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes. An ihren Andachtsübungen rühmt man Feierlichkeit und Anmuth. S. starb 1771 in Amerika. Doch fand seine Secte mehr in Schottland Eingang. 63.

Sanderze sind metallführende Erze von sandiger Beschaffenheit. Blei-, Kupfer- und Golderze finden sich mit anderen Gesteinen als S. 76.

San Domingo, s. Haiti.

Sandrard (Joachim von), ein ausgezeichneter deutscher Maler, geb. 1606 zu Frankfurt a. M., hatte anfangs de Bry zum Lehrer und ging später (1621) nach Prag, wo er unter Sadeler, den er dann nach Utrecht und von hier nach England begleitete, die Kupferstecherkunst erlernte. Hatten seine Werke bereits am Hofe Karl's I. großen Beifall gefunden, so war dieß mehr noch der Fall in Italien, wo er seit 1627 mehrere Jahre in unausgesetzten Studien und Arbeiten zubrachte. Später lebte er abwechselnd zu Amsterdam, auf seinem Gute Stockau bei Ingolstadt, Augsburg und seit 1672 zu Nürnberg, wo er auch im Jahre 1688 starb. Unter seinen Gemälden, die meist in Titian's und Veronese's Geschmacke gearbeitet und weniger in der Zeichnung, als in Colorit und Composition ausgezeichnet sind, möchten wohl der Tod des Seneca, ein heiliger Hieronymus, eine heilige Magdalena, viele Portraits deutscher Fürsten, eine Abnahme vom Kreuze (in Wien) und ein jüngstes Gericht den ersten Rang behaupten. Doch ist der Ruhm S.'s weniger durch seine Gemälde, als durch seine kunstschriftstellerischen Arbeiten begründet worden, und zwar insbesondere durch das treffliche Werk „Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst" (Nürnb. 1675—1679. 2 Bde., verbessert von Volkmann, Nürnb. 1769—1775. 8 Bde. Fol.). Außerdem schätzt man noch mit Recht: „Admiranda sculptura veteris etc." (Nürnberg 1680); ferner „Romae antiquae et novae theatrum etc." (Nürnb. 1684) und „Romanorum fontinalia etc." (Nürnb. 1685). 36.

Sandschak ist türkisch die Fahne, auch der Roßschweif, und daher, das Zeichen auf die Sache übergetragen, das Gouvernement eines Pascha von einem Roßschweife. — Sandschaki Scherîf ist die Fahne des Propheten, welche in Constantinopel aufbewahrt und nur im äußersten Nothfalle mit ins Feld genommen wird, um des Sieges gewiß zu werden. Zuletzt ward sie, aber ohne Erfolg, im russischen Kriege (1829) gebraucht. 30.

Sandstein, lat. cos; franz. pierre de sable; engl. sandstone, bezeichnet ein aus Quarzkörnern zusammengesetztes Gestein. Man kennt fein-, grob-

und großkörnigen S. nach der Größe der einzelnen Körner; eisenschüssigen, wenn er durch Eisenoxydhydrat gelb oder braun gefärbt und zusammengebacken ist; thonigen, wenn mit den Quarzkörnern viel thonige Theile eingemengt sind; kieseligen, wenn die Quarzkörner durch Kieselmasse vereinigt sind; mergeligen oder kalkigen, sobald er Mergel- oder Kalktheile mit sich führt. Nach dem Grade des Zusammenhaltes nennt man den S. locker, fest oder sehr fest; nach der Structur schieferig und massig, geschichtet und ungeschichtet; nach der Absonderung säulenförmig, massig oder plattenförmig. Der S. ist eine Gebirgsart mehrerer Gebirgsformationen. Kieselige, feste Sandsteine bilden das Grauwackengebirge; weniger feste und ziemlich lockere sind im rothen Sandsteingebirge ein Hauptbestandtheil; buntgefärbte, geschichtete, schieferige und wenig schieferige Sandsteine bilden den Boden des bunten Sandsteines; ähnliche, doch thonigere sind im Kupfersandsteine häufig; eisenhaltige oder Eisenstein in Schichten führende Sandsteine enthält der Eisensandstein; quarzige, thonige, mergelige führt der Quadersandstein; eigenthümlich grün punktirte Sandsteine machen den Grünsand aus; die festesten und sandähnlichsten Sandsteine finden sich in dem Braunkohlensandsteine; fast größtentheils kalkige Beschaffenheit besitzen die Sandsteine der tertiären Bildungen. — Der S. gibt ein leicht in regelmäßige Stücke zu verarbeitendes Baumaterial, welches im Wasser nicht zerstört wird, auch mit Cementkalk vortrefflich dem Eindringen des Wassers widersteht und tragbare Wölbsteine abgibt. Biegsamer S. oder elastischer Quarz ist ein feinkörniger, quarzreicher Glimmerschiefer, bei dem die einzelnen Quarzkörner durch die Glimmerblättchen zusammenhängen und der daher elastisch biegsam ist. Er ist in großen Massen in Brasilien häufig. — Beim Bernsteindrehen heißen Sandsteine kleine, undurchsichtige, trübe und durchlöcherte Stücke von Bernstein. Derselbe Ausdruck wird beim Meerschaumdrehen gebraucht, um Ähnliches zu bezeichnen. 76.

Sandwichinseln (spr. Sándittschinseln), eine von Cook im Jahre 1778 entdeckte und nach dem damaligen ersten Lord der Admiralität, Sandwich, benannte Inselgruppe im Australocean innerhalb des nördlichen Wendekreises zwischen dem 18° 50′ und 22° 20′ N. Br., und 154° 53′ und 160° 15′ W.L. von Gr. (217—223°) gelegen, besteht aus 10 Inseln, von denen 8 bewohnt, 2 aber als kahle nackte Felsen nur zuweilen von Fischern besucht werden. Sie scheinen sämmtlich vulcanischen Ursprungs zu sein, auch findet man bisweilen Lagen der dem stillen Meere eigenthümlichen Coralle. Überall steigen hohe, zum Theil steil, zum Theil sanft in das Meer abfallende Bergrücken empor, die ohne Zweifel die höchsten Gipfel aller Australländer enthalten. Unter ihnen gibt es noch thätige Vulcane, deren bekannteste und bedeutendste der Mauna Roa, Mauna Kaah und der Kirauea auf der Insel Owaihi sind. Der erstere erhebt sich bis auf wenigstens 14000 Fuß. Die reizenden üppig vegetirenden Thäler sind mit wenigen Ausnahmen überall trefflich bewässert; doch gibt es keinen eigentlich bedeutenden Fluß, sondern meist nur reißende Bergwässer, die bisweilen auch ziemlichen Schaden anrichten. Das Klima ist im Allgemeinen nicht ungesund, vielmehr mild und angenehm, für Europäer aber wegen der bedeutenden Hitze (im August 88° F.) ziemlich entkräftend. Außer den 40 Regentagen fällt an den westlichen Küsten sämmtlicher Inseln nur selten Regen, in den östlichen dagegen und in den Berggegenden fast täglich. Was die Producte der S. betrifft, so sind dieselben jetzt nach ihrer Vermehrung durch europäische wegen ihrer Güte und Mannigfaltigkeit ziemlich wichtig. Das Pflanzenreich bietet ursprünglich Brodfrüchte (Uru), Kokosnüsse (Niu), Plantanen (Maia), Tarowurzel (arum esculentum), Bataten (convolvulus batat.), Yamswurzel (Uhi); eingeführt hat man Orangen, Citronen, Ananas, Wein, Limonen, Gurken, Melonen, Gemüse aller Art, Zuckerrohr u. a. m. Das Thierreich war, was die vierfüßigen Thiere betrifft, ursprünglich

nur auf eine Art kleiner Schweine, Hunde, Eidechſen und eine Art Ratten beſchränkt, jetzt aber hat man viel Rindvieh, Ziegen, Pferde und Schafe, obwohl letztere nicht eben gedeihen wollen; an Vögeln fand man Waſſervögel, Eulen, eine Art Droſſel, Spechte und eine Gattung kleiner ſchöngefiederter Papageien; eingeführt wurden ſeitdem noch mehrere Arten Hausgeflügel. Mineralien endlich gibt es außer überflüſſigem Salze an den Küſten keine. Die Bewohner der S., deren Zahl ſich nicht, wie man ſie bei der Entdeckung der Inſeln anſchlug, auf 400000, ſondern nur auf 130—150000 beläuft, gehören zur malaiiſchen Race und zwar zu den ſchönſten aller Auſtralvölker. Von etwas mehr als mittler Größe, ſtark muskulös und gefällig gebaut, ähneln ſie in ihren Zügen den Europäern, haben ſchwarzes oder braunes, häufig krauſes Haar und eine olivenartige, häufig ins Braunrothe fallende Farbe, ſind äußerſt gewandt, beſonders im Schwimmen, in welchem es ihnen vielleicht kein anderes Volk gleich thut und zeigen außer einer ſeltenen Kunſtfertigkeit und Geſchicklichkeit in der Verfertigung von allerhand Geräthſchaften einen redlichen und gutartigen Charakter. Sie haben daher, ſeit die Europäer und Amerikaner bei ihnen einheimiſch geworden ſind und durch Miſſionen den alten Götzendienſt des Peli verdrängt haben, ſehr viel an Bildung gewonnen, um ſo mehr, als ihr König Tameamea I. (bis 1819) die Cultur ungemein beförderte. Bereits 1793 hatte derſelbe, damals als Oberherr aller Inſeln, bei der Anweſenheit des engliſchen Capitains Vancouver die britiſche Oberherrſchaft anerkannt und ſein Sohn, Rihoriho (Tameamea II.), that insbeſondere viel für die Ausbreitung des Chriſtenthums, indem er amerikaniſchen Miſſionairen Beſitzungen anwies und den einheimiſchen Götzendienſt völlig abſchaffte. Nach deſſen Tode, der im Jahre 1824 während ſeiner Anweſenheit zu London erfolgte, blieben die Verhältniſſe im Allgemeinen dieſelben, da die Königin Kaahumaru, welche für den unmündigen Tameamea III. (Kauikerule) die Vormundſchaft führte, der neuen Cultur ebenfalls günſtig geſtimmt war. Indeſſen ſcheint ſeit 1832, ihrem Todesjahre, der junge König die Miſſionen etwas beſchränkt zu haben, und zwar, wie aus den wenigen Berichten, die wir beſitzen, hervorgeht, mit Recht, indem die Amerikaner nur zu häufig die Schranken der Mäßigung überſchritten. Übrigens iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß die S. in Zukunft als Handelsſtation große Wichtigkeit erhalten werden, da ſie auf dem Handelswege von Amerika nach China und Indien liegen und überdieß von der Natur ſo herrlich begünſtigt ſind. Schon jetzt nehmen die Sandwichinſulaner ſelbſt an dem Verkehre weſentlichen Antheil. — Die 8 bewohnten Inſeln, welche zuſammen einen Flächenraum von etwas über 300 □M. enthalten, ſind folgende: Hawaii oder Owaihi, die größte aller Eilande (200 □M.) mit 85000 Einw., Maui (30 □M.), Oahu oder Woahu (26 □M.), Sitz des Königs und der vorzüglichſten fremden Niederlaſſungen; Tauai (26 □M.), Morakai (8½ □M.), Ranai (5 □M.), Niihau (4 □M.) und Tahurawa (3 □M.). Die beiden unbewohnten Inſeln führen den Namen Morokini und Taura, auch rechnet man oft noch zu den S. die beiden getrennt von ihnen nordweſtlich gelegenen Eilande Necker und Bird-Island. 15.

Sandwichsland, ſ. Südpolarländer.

Sanguiniſch, ſ. Temperament.

Sanhedrin, aus dem griechiſchen *συνέδριον*, Rathsverſammlung, hieß nach dem Exile die oberſte Behörde der Juden, welche unter dem Vorſitze des Hohenprieſters aus 70 Mitgliedern beſtand und ſich täglich verſammelte. Es übte die höchſte Rechtspflege nach dem moſaiſchen Rechte aus, doch ward ihm unter der Herrſchaft der Römer die Criminalgerichtsbarkeit entzogen. Nach der Zerſtörung Jeruſalems blieb es faſt nur eine Art Akademie und ging endlich ganz ein. Die Untergerichte in den Städten hießen kleine Sanhedrine. — Auch die Verſamm-

Digitized by Google

lung der jüdischen Notabeln und Rabbinen unter Napoleon (den 30. Mai 1806) zum Behufe der Feststellung der Rechte der jüdischen Nation, ward S. genannt, blieb aber nur eine politische Farce. 30.

San Marino, s. Marino.

Sannazaro (Jacobo), einer der vorzüglichsten lateinischen und italienischen Dichter, wurde den 28. Juli 1458 in Neapel geboren und vollendete seine Bildung auf der Akademie des Pontano (s. d. Art.). Die Liebe zu einer schönen Neapolitanerin entfaltete sein poetisches Talent. Um diese hoffnungslose Leidenschaft zu besiegen, unternahm er eine Reise nach Frankreich; allein die Sehnsucht führte ihn bald in die Heimath zurück, wo aber die Geliebte unterdessen gestorben war. Durch seine Dichtungen hatte er jedoch das Wohlwollen des Königs Ferdinand von Neapel und seiner Söhne gewonnen, begleitete diese nun auf ihren Feldzügen und Reisen und erhielt von ihnen ein Landgut am Fuße des Pausilippo zum Geschenke. Er folgte auch dem Könige Friedrich von Neapel 1501 in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erst nach dem Tode desselben (1504) in sein Vaterland zurück und starb 1530 zu Neapel. — Unter seinen poetischen Werken in italienischer Sprache zeichnet sich, neben einer Sammlung von trefflichen Canzonen und Sonetten, die Idylle „Arcadia", abwechselnd in Versen und Prosa geschrieben, durch Anmuth der Gedanken und Wohlklang der Sprache vortheilhaft aus. Diese sind gesammelt unter dem Titel: „Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate" (Padua 1731. 4.). Größern Ruhm genoß S. als lateinischer Dichter, den er auch wegen der Reinheit der Sprache, der Leichtigkeit und Gewandtheit des Versbaues, der Zartheit und des hohen dichterischen Gehalts der Gedanken im hohen Grade verdient. Wir besitzen von ihm außer seinem berühmten Gedichte „De partu virginis" (neueste Ausgabe lateinisch und deutsch von Becher, Leipz. 1826), dessen mythologische Maschinerie ihm aber vielen Tadel zuzog, vorzüglich Eklogen (darunter seine trefflichen „Halieutica" oder „Fischerlieder"), Elegien und Epigramme. Unter letzteren ist vorzüglich das auf Venedig berühmt geworden, für dessen 6 Zeilen er von der Signoria zu Venedig 600 Ducaten erhielt. Es ist folgendes:

Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice et illa tui moenia Martis, ait.
Si pelago Tibrim praefers, urbem adspice utramque;
Illam homines dices, hanc posuisse deos. 81.

Sansculottes (spr. Sangcülott) (d. i. ohne Hosen) hießen während der französischen Revolution die sogenannten Patrioten, die Ultras der Demagogen, welche etwas darin suchten, im Äußern so vernachlässigt wie möglich zu erscheinen. Nach einer Stelle in Montgaillard's „Geschichte Frankreichs" (III, 88.) rührt dieser Ausdruck vom Abbé Maury her, welcher, als die Frau von Pienne und die Frau von Coigny eine seiner Freiheitsreden in der Nationalversammlung bitter und laut tadelten, dem Präsidenten zurief: „Monsieur le président, faites taire ces deux sans-culottes" (d. i. Mein Herr, bringen Sie diese Beiden ohne Hosen zur Ruhe). 1.

Sanskrit (von san = συν, mit, krita, part. von kri, vollendet, vollkommen, also: die durch und durch Vollkommene), oder Sanskritasprache, ist die alte classische, ursprüngliche Sprache Indiens, ein heiliges, die europäischen und asiatischen Sprachen embryonisch in sich verschließendes Idiom, das, obgleich schon seit Jahrhunderten ausgestorben, durch die Masse und Gediegenheit der in ihm aufbewahrten Literatur die Wißbegierde europäischer Gelehrsamkeit seit einem halben Jahrhundert reizt. Diese Sprache, deren Verbal- und Pronominalwurzeln nach den neuesten Resultaten der analytischen Sprachforschung sich

stoße in der Hauptsache übereinstimmt, wobei dieser, seine Grundsätzlichkeit und den Standpunkt seiner eigenartigen Bildweise, gewahrt bleiben müssen. Wenn ein Gesetz in einem Teile des Reichsgebietes gilt, in einem anderen nicht, so ist es ein Landesgesetz, das Reichsgesetz ist. Ein Gesetz, das Reichsgesetz ist, kann nur durch ein Reichsgesetz abgeändert werden. Ein Landesgesetz kann durch ein Reichsgesetz aufgehoben werden. Ein Gesetz, das Landesgesetz ist, kann durch ein Landesgesetz abgeändert werden. Ein Gesetz kann eine Landesgesetz und zugleich Reichsgesetz sein, wenn es nur in einem Teile des Reichsgebietes gilt, aber in diesem Teile durch ein Reichsgesetz abgeändert worden ist. Ein Gesetz kann ein

jetzige Hindi, mit Dewa-nagarischrift; 3) das Gaura- oder das bengalische Idiom, mit eigener Schrift, aber stark mit anderen Elementen versetzt; 4) Maïthylaidiom, im Kreise Tirhoot; 5) Urigaidiom, wie das Bengali, mit starken Zusätzen; 6) die malabarische oder tamulische Sprache, auf der südlichen Spitze Dekans; 7) das Mahrattaidiom, am Nordstreif des indischen Plateaus; 8) das Cernataidiom, in der Mitte von Dekan; 9) das Talingaidiom, am Krischnafluſſe heimisch; 10) Guzuraidiom, auf der Halbinsel im Westen. In allen diesen Prakritsprachen, sagt der Sprachforscher Kennedy, liegen außer dem S. nur noch zwei andere zum Grunde. — Die Literatur und die Sprache Indiens hat sich für uns erst in der Neuzeit erschlossen. Die römische Propaganda, obgleich sie seit 300 Jahren darnach strebt, die Hindus katholisch zu machen, hat es zu keiner Sanskritwissenschaft bringen können. Die flüchtigen Arbeiten eines Paulinus (1790), oder des deutschen Jesuiten Hornleden (starb 1732), sind ohne Nutzen vorübergegangen. Den ersten Antrieb zur indischen Sprachkunde gaben merkantilische Bedingungen Englands. Die besten zu uns herübergekommenen Arbeiten sind: 1) Colebrooke's „A grammar of the Sanscrit" (Calcutta 1805); 2) Carey's weitläufige „Sanskritgrammatik" (Serampore 1806); 3) Wilkin's „Grammatik" (London 1808); 4) Forster's „Grammatische Studien", die leider noch unvollendet sind (Calcutta 1810). Diesen englischen Arbeiten schließen sich die indisch-nationalen Arbeiten an, die von englischen Gelehrten herausgegeben wurden: 1) „The Grammatical Sutras or aphor. of Panini withe selections from various commentators, Nagari Character" (Calcutta 1829); 2) „The Siddhanta-Cumudi, a Grammar conformable to the System of Panini" (Calc. 1812); 3) „The Mugdha-Budha" (Serampore 1807). Diese indisch-nationalen Werke über Grammatik zeichnen sich nicht nur durch ihren philosophischen, schematischen Sinn, sondern auch durch ihre technische Mnemonik und ihre algebraische Kürze aus. In einem ganz andern Sinne ist die 1820 erschienene Sanskritgrammatik des Engländers Yates, der dieselbe nach dem Muster der lateinischen modeln wollte. Was die Wörterbücher betrifft, so ist am Wichtigsten die Herausgabe des indischen „Amara-Kosha" von Colebrooke, mit Übersetzung und kritischen Noten (Serampore 1808); denn die bloßen Textabdrücke der indischen Wörterbücher, wie die zu Calcutta 1807 in der Dewanagarischrift erschienenen „Amora-Kosha", „Medini-Kosha", „Trikonda-Sesha" und „Haravali", haben für den Europäer keinen Werth, da sie metrisch abgefaßte Realwörterbücher sind, wo Nomina und Adjectiva zusammenstehen. Als Anhang zu der Grammatik gab Carey 1806 zu Serampore sein „Wurzelwörterbuch" heraus. Diese Arbeit aber in Verbindung mit den Arbeiten von Forster und Wilkins vereinigte in sich der gelehrte Wilson, der 1819 zu Calcutta sein „Alphabetisches Wörterbuch der Sanskritsprache" herausgab. Nächst den Engländern kommen die Deutschen an die Reihe. Die „Sanskritgrammatik" von Bopp, in vielfachen Umarbeitungen und Verbesserungen; die „Chrestomathia Sanscrita" von O. Trenk (1820); die Textausgaben von einzelnen Gelehrten und reichhaltige Commentarien, Alles dieses hat in Deutschland dieses Studium gefördert. — Sanskritliteratur. Keine Literatur der Welt ist so interessant, als die sanskritische, keine beschämt, wie diese, so sehr unsere Begriffe von der europäischen Civilisation. Mit unserer bedeutsamen geschichtlichen Zeitrechnung beginnend, reich, selbstständig, mannigfaltig-plastisch, wie die Literatur Griechenlands, asiatisch-prächtig, erhaben-religiös, glühend und ernst, in Urbegriffen das Unendliche offenbarend, wie der Orientalismus, so treten uns die indischen Schriftdenkmale entgegen und doch war das ganze indische Schriftthum uns bis auf die letzte Zeit unbekannt. Den wichtigsten Theil der Sanskritliteratur bilden die Wedas, die Quellen indischer Theologie und Philosophie, und ähnlich

Digitized by Google

der Name des Gelehrten, der Literatur- und der Kulturgeschichte. Die Werke werden kritisch gewürdigt, die Ausgaben in Handschriften und Drucken verzeichnet, die Übersetzungen und Bearbeitungen aufgeführt. Von großem Interesse sind die Nachrichten über die Handschriftensammlungen und deren Bestände. Diese gehören auch zu Bd. 2 u. 3. Besonders wichtig ist Bd. 3, das ein Verzeichnis der Handschriften der Bibliothek des Indian Office in London enthält. Bd. 1 ist 1899, Bd. 2 1900, Bd. 3 1903 erschienen. Bd. 4 soll die Handschriften der Bibliothek der Royal Asiatic Society in London, Bd. 5 die der Bibliothek der East India House, Bd. 6 die der Bibliothek der Universität Cambridge enthalten. Im Werke ist der Index Catalogorum und die Bibliotheca Indica benutzt. Die Bibliotheca Indica ist eine Sammlung von Ausgaben, die in Kalkutta erschienen sind. Sie ist in 350 Nummern in Quart und in 75 Nummern in Oktav veröffentlicht. Die Ausgaben sind in Bengali-Schrift gedruckt. Die Sammlung ist 1849 begonnen und 1900 beendet worden. Sie ist in 3 Serien erschienen. Die 1. Serie enthält 1849—1870 in 100 Nummern, die 2. Serie 1871—1892 in 100 Nummern, die 3. Serie 1893—1900 in 150 Nummern

Sanſovino (Giacomo), eigentlich Tatti, ein berühmter italieniſcher Bildhauer und Architekt, geb. zu Florenz um das Jahr 1479, hatte Contucci zum Lehrer und bildete ſich dann, jedoch ohne ſklaviſche Nachahmung, vorzüglich nach Michel Angelo; auch wirkte der freundſchaftliche Umgang mit Sangallo, Raphael und del Sarto ſehr vortheilhaft auf ihn ein. In Rom erwarb er ſich durch ein nach Raphael's Urtheil höchſt gelungenes Modell des Laokoon die Gunſt des Papſtes, der ihm die Reſtauration mehrerer in ſeinem Muſeum befindlicher ſchadhafter Statuen auftrug und eine von ihm ſelbſt gearbeitete Statue des heil. Jakob für die Kirche Santa Maria del Fiore zu Florenz ſtellte ſeinen Namen denen der berühmteſten gleichzeitigen Bildhauer an die Seite. Als geſchickter Architekt zeigte er ſich zuerſt in dem ihm übertragenen Baue der Kirche des heil. Johannes des Täufers zu Rom, doch ward er in der Vollendung derſelben durch die Eroberung Roms im Jahre 1527 unterbrochen, worauf er ſeinen dauernden Aufenthalt zu Venedig nahm. Zum erſten Architekten von San Marco ernannt ſchmückte er ſeitdem Venedig mit Meiſterwerken ſeiner Hand, baute mehrere Paläſte (unter ihnen den Palaſt Delfino und Cornaro) und viele andere Gebäude, wie die Bibliothek, und lieferte außerdem ausgezeichnete Bildhauerwerke, unter denen die 4 Evangeliſten in der Kapelle San Marco vielleicht das Schönſte ſind, was Venedig in dieſem Zweige der Kunſt aufzuweiſen hat. Hochbejahrt ſtarb S. am 27. Nov. 1570 mit dem Ruhme, als Architekt nur von Wenigen, als Bildhauer aber nur von dem einzigen Michel Angelo übertroffen worden zu ſein. — Sein Sohn, Franceſco S., geb. zu Rom 1521, geſt. 1586 zu Venedig, hat ſich als einer der ausgezeichnetſten Literarhiſtoriker Italiens berühmt gemacht. 36.

Sans-Souci (ſpr. Sangſuſi) (ohne Sorgen), ein königliches preußiſches Luſtſchloß, Friedrich's des Großen Lieblingsaufenthalt und Sterbeort, den er ſich ſelbſt erbaute, außerhalb der Stadt Potsdam, iſt 292 Fuß lang und 49 Fuß tief, beſteht nur in einem Stockwerke und hat in der Mitte eine runde Ausbeugung mit offener Kuppel, durch die das Licht von oben hineindringt. Die Hinterſeite des Schloſſes enthält eine aus 96 korinthiſchen Säulen beſtehende Colonnade. Die ausgezeichnetſten Zimmer in demſelben ſind der runde Marmorſaal mit 16 korinthiſchen marmornen Säulen und das Schlafzimmer des Königs Friedrich II. Auf der einen Seite des Schloſſes befindet ſich die königliche Bildergallerie mit dem Galleriesaal, welche 258 Fuß lang, 36 Fuß breit und 15 Fuß hoch iſt. Auf der andern Seite des Schloſſes ſteht das im Äußern der Bildergallerie ſehr ähnliche Cavalierhaus mit prächtigen Zimmern. Sehenswerth iſt auch der um und bei dem Schloſſe gelegene Faſanengarten und der Park, welcher letztere ſehr weitläufig und zum Theil mit einem in die Havel fließenden Kanale umgehen iſt. Der Weg in dieſem Parke führt durch ein aus 8 korinthiſchen Säulen beſtehendes Portal und vor dem Haupteingange deſſelben ſteht ein großes Baſſin, welches 8 marmorne Gruppen und Statuen einſchließen. Vor dem Baſſin liegt der Hügel, worauf das Schloß gebaut iſt, welcher 60 Fuß Höhe und 6 Terraſſen hat, jede von 10 Fuß Höhe und 500 Fuß Länge, mit ſteinernen Treppen. Dieſe Terraſſen enthalten unter 840 Glasfenſtern einen Weinberg, Fruchtbäume und mit Bruſthecken von Obſtbäumen umzäunt. Während des Sommers ſteht auf den Terraſſen die herrliche Orangerie. Da, wo auf beiden Seiten Bäume ſtehen, findet man marmorne Gruppen und Bruſtbilder der erſten 12 römiſchen Kaiſer. Außerdem trifft man noch in dieſem Garten mancherlei treffliche Statuen, Vaſen und angenehme Partien, z. B. den Antikentempel, den Freundſchaftstempel, die Neptunsgrotte, das japaniſche Haus u. a. m. 71.

Santana (Antonio Lopez de), eigentlich Santa Ana, Präſident des Freiſtaates Mexico, wurde zuerſt öffentlich genannt, als Iturbide die neue Verfaſſung von Mexico bekannt gemacht hatte. S. vertrieb die Royaliſten aus Vera Cruz

ein weite zum Bezirksamt Mielec. Eine Straße führt nach Tarnobrzeg, eine zweite nach Sandomierz, eine dritte nach Zawichost. Die Straße nach Tarnobrzeg ist 7 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder. Die Straße nach Sandomierz ist 12 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder. Die Straße nach Zawichost ist 10 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder. Die Straße nach Tarnobrzeg ist 7 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder. Die Straße nach Sandomierz ist 12 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder. Die Straße nach Zawichost ist 10 km lang, gut gepflastert und führt durch Wald und Felder.

Tarnobrzeg, Stadt, Bezirksamt Mielec, Eisenbahnstation der Linie Rozwadów-Przemyśl, 7 km vom Bezirksamt Mielec, 12 km von Sandomierz, 10 km von Zawichost, 7 km von Tarnobrzeg

mußte er der zehnfach überlegenen Macht der Spanier weichen; als aber der Schotte Mac Gregor der Provinz zu Hülfe gesandt wurde (1816) führte S. den Vortrab und drängte die Spanier unter dem Vicekönige Samano zurück. Zum Obersten ernannt vertheidigte er mit geringen Streitkräften den wichtigen Posten Ocaña und diente sodann unter dem Generale Serviez. Als die Spanier unter Morillo Neugranada überschwemmten, zog sich S. nach Venezuela zurück, rüstete sich, Bolivar zu unterstützen und vereinigte sich mit demselben, trotz der Hindernisse, die ihm Samano entgegensetzte. Jetzt begann seine politische Laufbahn; er ward von Bolivar zum Vicepräsidenten von Cundinamarca ernannt und trug viel zu dem neuversammelten Congresse (18. Juli 1821) zu Cucuta bei, der ihn zum Vicepräsidenten gewählt hatte. Seitdem und während Bolivar den Krieg in Quito und Peru führte, leitete S. die vollziehende Gewalt mit Glück, verfocht aber standhaft die republikanische Verfassung, deren Erhaltung er beschworen hatte. Daher wurde er der Gegenstand der bittersten Schmähungen der Monarchischgesinnten und der Mittelpunkt der republikanischen Partei (1821). Wie Bolivar wurde er im Januar wieder erwählt und berief im Namen des Congresses (3. Aug. 1827) einen Nationalconvent zum 2. März 1828 nach Ocaña, welcher die Verfassung des Freistaates prüfen und abändern sollte. Nach mehreren stürmischen Sitzungen trennte sich aber die Minorität (21 gegen 35) von der Versammlung und erklärte in einem Aufrufe an das Volk, daß sie an den, gegen das Interesse der Republik laufenden Beschlüssen keinen Antheil nehmen könne. Als der Magistrat und das Volk zu Bogota Bolivar zum höchsten Oberhaupte der Republik ausriefen (17. Juni 1828), verlangte S. Pässe, um die Republik zu verlassen; allein Bolivar verweigerte ihm dieselben, weil er zuvor seine Stelle als Vicepräsident niederlegen und von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen müsse. S. ergriff die Waffen, aber Bolivar besiegte ihn und ein niedergesetztes Kriegsgericht fällte das Todesurtheil über ihn, welches aber Bolivar in Verbannung verwandelte. S. ging nun nach Europa und bereiste England, Frankreich und einen Theil von Deutschland, verließ nach Bolivar's Tode Europa wieder und kam 1831 nach den vereinigten Staaten, wo er im Mai 1832 von Neugranadá zum Präsidenten gewählt ward. Unter seiner milden und gesetzmäßigen Verwaltung geht der Staat einer bessern Zukunft entgegen. Sein Hauptaugenmerk ist die Volksbildung, wozu patriotische Gesellschaften zu Popayan, Pasto und eine neuerrichtete Universität kräftig mitwirken. Auch sucht man den Handel mit den Nachbarstaaten zu heben. 25.

Santerre (Claude), ein Bierbrauer in der pariser Vorstadt St. Antoine, auf deren Bevölkerung er seit dem Ausbruche der Revolution einen großen Einfluß ausübte, machte sich zuerst in der Emeute vom 14. Juli 1789 bemerklich und nahm seitdem, und zwar als Creatur des Herzogs von Orleans, an allen Pöbelexcessen, häufig als Anführer, wesentlichen Antheil. Als Commandant eines Bataillons der Nationalgarde wurde er 1791 in Anklagestand versetzt, weßhalb er sich mit Danton und Marat einige Zeit lang verborgen hielt, doch erschien er 1792 von Neuem auf dem Schauplatze und leitete den abscheulichen Aufstand vom 20. Juni, wobei er die königliche Familie persönlich mit Schmähungen überhäufte. Nach gleich thätiger Theilnahme an der Revolte vom 10. Aug. ward er zum Commandanten der Nationalgarde ernannt und als solcher brachte er Ludwig XVI. in den Tempel, auch commandirte er am Tage der Hinrichtung desselben (21. Jan. 1793) einen Theil der Truppen. Nach einigen Nachrichten war er es auch, der den Tambours befahl durch das Rühren der Trommeln die letzten an das Volk gerichteten Worte des Königs zu übertäuben. Bei dem Aufstande der Vendée übernahm er eitel genug ein Commando, ward aber für seinen Dünkel in der Schlacht bei Coron (18. Sept. 1793) derb gezüchtigt, worauf er nach Paris zurückkehrte. Immer mehr an Einfluß verlierend ward er bald darauf als Orleanist eingezogen, jedoch am 9. Thermi-

Digitized by Google

dor (27. Juli 1794) wieder befreit, obwohl er seitdem nicht besonders berücksichtigt wurde. Vergebens suchte er auch später unter dem Directorium eine Anstellung zu erhalten und der erste Consul machte ihn dadurch völlig unschädlich, daß er ihm in den Umgebungen des Tempels ein Eigenthum anwies. Hier lebte S. seitdem zurückgezogen bis an seinen Tod im Jahre 1808. 22.

Saphir (M. G.), ein durch scharfen Witz und beißende Satyre bekannt gewordener Schriftsteller, wurde im Jahre 1794 zu Pesth geboren und lebte bis zum Jahre 1825 größtentheils in Wien, welches er alsdann auf Befehl der Regierung verlassen mußte. Er wandte sich nun nach Berlin, wo er eine Zeitschrift unter dem Titel: „Die berliner Schnellpost" redigirte, welche eine sehr günstige Aufnahme fand. Allein da er dieselbe größtentheils zu persönlicher Satyre mißbrauchte, so setzte er sich durch diese Rücksichtslosigkeit bisweilen selbst thätlichen Mißhandlungen aus. Er verließ deßhalb Berlin, lebte einige Zeit in verschiedenen Gegenden Deutschlands und wandte sich hierauf nach München, wo er zwei Journale, „Den deutschen Horizont" und den „Bazar für München und Baiern" herausgab, welche ihn eben solchen Unannehmlichkeiten wie seine frühere Zeitschrift aussetzten, aber auch mit vieler Begierde gelesen wurden. Seine bald darauf erfolgte Verweisung aus München hatte er wohl zum Theil seiner strengen Beurtheilung der Gedichte des Königs von Baiern zuzuschreiben. Er ging nun nach Paris, erhielt aber nach einiger Zeit die Erlaubniß nach München zurückzukehren, wo er die Herausgabe seiner Zeitschriften wieder fortsetzte und auch eine neue unter dem Titel: „Der Corsar" erscheinen ließ. Seit dem Jahre 1835 lebt er in Wien und redigirt mit Bäuerle die dortige „Theaterzeitung." Obgleich S. eine reiche Ader des Witzes, Humors und der Satyre nicht abzusprechen ist, so sinkt er doch auch oft in die niederen Kreise des Wortwitzes und der Persiflage herab, wodurch er zum Theil die beabsichtigte Wirkung, welche sonst seine Schriften auf Geist und Gemüth des Lesers unfehlbar ausüben würden, von selbst wieder aufhebt. Seine zerstreuten Aufsätze sind in den beiden Sammlungen: „Gesammelte Schriften" (Stuttg. 1832. 4 Bde.) und „Neuste Schriften" (München 1832. 3 Bde.) enthalten. 81.

Sapores, s. Schapur.

Saporoger, s. Kosaken.

Sappeurs heißen eigentlich diejenigen Soldaten, welche die Sappen (s. Laufgräben) aufzuwerfen haben; im Allgemeinen begreift man aber sämmtliche Pionniers (s. Ingenieurs) darunter. 30.

Sapphir, s. Korund.

Sappho, die berühmteste griechische Dichterin, die zehnte Muse genannt, ward um 612 vor Chr. zu Mitylene auf Lesbos geboren, soll die Liebe des Alcäus (s. d. Art.) verschmäht und sich auf der Insel Andros verheirathet haben, aber bald Wittwe geworden sein, darauf wieder in Lesbos der Poesie in einem nicht ganz rühmlichen Lebenswandel gelebt, dann wegen politischer Verhältnisse ihr Vaterland verlassen und sich in einen gewissen Phaon verliebt und von ihm betrogen sich von dem leukadischen Felsen in Akarnanien ins Meer gestürzt haben. Diese Erzählung wird aber in der neusten Zeit vielfach bestritten, zumal da die Alten noch einer andern S. aus Eresus auf Lesbos gedenken, deren Lebensumstände mit denen der berühmten S. so vermischt zu sein scheinen, daß man selbst nicht einmal weiß, welche von Beiden die Dichterin ist. Auch der tragische Tod der S. wird geläugnet und dagegen behauptet, daß sie in Sicilien gestorben sei. — Von ihren lyrischen Gedichten, von denen die Alten mit großer Begeisterung reden, sind leider nur einige Fragmente erhalten, welche aber durch die Innigkeit des darin herrschenden Gefühls, den hohen lyrischen Schwung, die Zartheit des Ausdrucks und die vollendete äußere Form einen hohen poetischen Werth haben. Sie sind meist mit den Fragmenten des Alcäus und anderer alten Lyriker zusammen herausgegeben worden; die neuste

Digitized by Google

Bearbeitung ist von Naue (Berlin 1827. 4.). — Vergl. Welcker, „Sappho von einem herrschenden Vorurtheile befreit" (Göttingen 1816). 16.

Sarabande heißt ein spanischer Tanz von langsamer Bewegung und ernsthaftem Charakter, welcher sonst häufig auch mit Castagnetten getanzt wurde. Die Melodie ist in ungerader Tactart (meist $\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{2}$) gesetzt und besteht aus 2 achttactigen Theilen. 29.

Saracenen, der im Mittelalter gebräuchliche Name für die Muhammedaner, stammt höchst wahrscheinlich von dem arabischen Worte Scharki, Morgenländer, als welche die Araber den Einwohnern Palästinas stets galten, und die Ableitung bei Ammianus von einer Stadt Saraka oder Arraka im glücklichen Arabien ist wohl nur ein Irrthum. 37.

Saragossa (spanisch Zaragoza), ursprünglich eine vom Kaiser Augustus gegründete römische Colonie (Caesarea Augusta), die Hauptstadt Aragoniens, liegt in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Ebro, in den sich hier der Gallego und die Guerva ergießen und über den eine schöne, 600 Fuß lange steinerne Brücke nach der Vorstadt führt. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, hat fast durchgängig enge und schlecht gepflasterte Straßen, aber viele schöne Gebäude. Vor dem Jahre 1808 besaß sie 20 Kirchen, 40 Klöster, 4700 Häuser und 55000 Einwohner. Merkwürdig ist die neue Metropolitankirche, ein majestätisches Gebäude mit 5 Kuppeln und einem sehr verehrten Marienbilde, das auf einer feinen Jaspissäule steht; ferner eine, wegen ihrer Katacomben berühmte Kirche der heiligen Enkratia. In der Stadt befinden sich: 1 Universität, 2 öffentliche Bibliotheken, 1 Akademie der Künste und andere wissenschaftliche Institute, Manufacturen und ansehnlicher Handel. Als Festung ist S. ein sehr wichtiger strategischer Punkt, da dasselbe im Mittelpunkte der Ebrolinie auf der Vereinigung mehrerer Hauptstraßen und an einem Hauptübergange über den Strom liegt. Die Befestigung besteht in einer Ringmauer mit Schießscharten und Zinnen, an welcher die beiden befestigten Klöster, südlich das Augustinerkloster und westlich das Kloster Santa Ingracia, liegen. Von dem letztern zieht sich um die ganze Nordseite der Stadt bis an den Ebro ein hoher Wall mit Gräben und Flanken. An der Westseite liegt an der Guerva ein Brückenkopf und 2000 Schritte westlicher der befestigte Hügel Monte Torrero. Nahe an der Mündung der Guerva liegt das stark befestigte Kloster San Joseph und an der Nordseite der Stadt das feste Schloß der Inquisition. Auch die Vorstadt, am linken Ufer des Ebro, ist durch vorgelegte Redouten und Fleschen befestigt. Vor der Stadt liegt das alte aragonische Königsschloß Aljuferia und an demselben führt der 12 Meilen lange, 10 Fuß tiefe und 75 Fuß breite aragonische Canal vorbei in den Ebro. In der Kriegsgeschichte ist S. berühmt geworden im spanischen Erbfolgekriege, wo sich dieselbe 1706 dem Erzherzoge Karl unterwarf, 1707 aber von dem französisch-spanischen Heere Philipp's V. erobert wurde. Den 20. Aug. 1710 erfocht der Erzherzog Karl vor den Thoren der Stadt einen glänzenden Sieg über Philipp's Heer; aber noch größern Ruhm erlangte dieselbe in den Jahren 1808 und 1809 während zweier Belagerungen durch ihre heldenmüthige Vertheidigung unter dem Generale Palafox (s. d. Art.). 61.

Sarazin (spr. Saraſáng) (Jacques), einer der ausgezeichnetsten französischen Bildhauer des XVII. Jahrh., geb. 1590 zu Noyon, lernte die Anfangsgründe seiner Kunst zu Paris in dem Atelier Guillain des Ältern und begab sich später nach Italien, wo er besonders zu Rom mit beharrlichem Fleiße die Meisterwerke der antiken Sculptur studirte. Sein erstes Werk von Bedeutung, die colossalen Statuen des Atlas und des Polyphem in dem Garten der seinem Gönner, dem Cardinale Aldobrandini, gehörigen Villa Frascati, erregte große Hoffnungen und erwarb ihm zahlreiche Aufträge, von denen er mehrere in Gemeinschaft mit seinem Freunde Domenichino ausführte. Nach langjährigem Aufenthalte in Rom begab er sich end-

Digitized by Google

lich im Jahre 1628 nach Paris zurück und machte sich in Kurzem durch einige gelungene Werke, vorzüglich durch vier in Stuk gearbeitete Engel für die Kirche St. Nicolas des Champs so rühmlich bekannt, daß ihn der Cardinal Richelieu dem Hofe empfahl, für den er seitdem fortdauernd beschäftigt war. Übrigens war er unter den ersten 12 Mitgliedern der vorzüglich mit nach seinem Plane gegründeten Akademie der Malerei, so wie er auch im Jahre 1655 der erste Rector derselben wurde. S. starb im Jahre 1660 zu Paris als der letzte gute Bildhauer der ältern französischen Schule, obgleich er auch als der Urheber der später übertriebenen Nachahmerei des Vouet'schen Styls zu betrachten ist. Unter seine berühmtesten, in der Revolution aber zum Theil vernichteten Werke gehören folgende: eine Gruppe von 8 Karyatiden im Louvre, das Mausoleum des Cardinals Bérulle, eine Gruppe von Kindern, welche mit Ziegen spielen (in Marli), die 4 Cardinaltugenden, eine Allegorie in der Kirche St. Louis, der Triumph des Todes und das Grabmal des Prinzen Heinrich von Bourbon-Condé. 36.

Sarbiewsky (Maciej Kazimierz), lat. Sarbievius, der sarmatische Horaz genannt, einer der berühmtesten lateinischen Dichter der neuern Zeit, besonders im Fache der Lyrik und des Epigramms, wurde 1595 zu Sarbiewo, dem Landgute seines Vaters, geboren, trat 1612 dem Jesuitenorden bei und wurde zum Lehrer an der Universität Wilna ernannt, worauf ihn der Orden 1623 nach Rom sandte, um sich dort weiter auszubilden. Allein der Neid und die Verläumdung seiner Feinde, die er sich durch die große Gunst, in welcher er bei Papst Urban VIII. stand, zugezogen hatte, veranlaßten ihn in sein Vaterland zurückzukehren, wo er seine frühere Stelle als Lehrer in Wilna wieder antrat, darauf zum Hofprediger ernannt und von dem Könige Wenzeslaus IV. wegen seiner feinen Sitten zum steten Umgange gewählt wurde. Er starb den 2. April 1640 zu Warschau. Die besten Ausgaben seiner Gedichte sind unter dem Titel: „Lyricorum libri III" (Köln 1625. Antwerpen 1632) und hierauf als: „Opera posthuma" (Warschau 1769 und 1834) erschienen. In letzterer Ausgabe befinden sich auch die Bruchstücke seines epischen Gedichtes: „Lechias", worin er die Gründung des polnischen Reichs durch Lech schildert. Eine Ausgabe seiner Werke mit deutscher Übersetzung besorgte Rathsmann (Breslau 1800) und eine Lebensbeschreibung von ihm Langbein (Dresden 1753). 81.

Sardanapal, auch **Tonoskonkoleros** genannt (der Asarhaddon der Bibel?), der letzte König des altassyrischen Reichs, durch seine ausschweifende Lebensweise, Üppigkeit und Weichlichkeit schon im Alterthume zum Sprüchworte geworden, ist blos durch sein tragisches Ende bekannt. Da er nämlich, ohne sich um die Regierung zu bekümmern, nur in seinem Harem, und zwar in Weiberkleidern, ein schwelgerisches Leben führte, so empörten sich die Satthalter Arbaces von Medien und Belesis von Babylonien und belagerten ihn in seiner Residenz Ninive. Lange hielten sich die Belagerten tapfer, als aber eine Überschwemmung des Tigris die Stadtmauer niederriß, drangen die Feinde in die Stadt und S. verbrannte sich und alle seine Weiber in seinem Palaste, um nicht in ihre Hände zu fallen. Die beiden Empörer stifteten das medische und babylonische Reich. 20.

Sardes (lat. Sardes, ium), auch Sardis, früher Gygepolis, die Hauptstadt des lydischen Reichs, lag am Flusse Paktölus, am Fuße des Berges Tmolus, auf dem das berühmte Castell stand. Nach dem Falle des Königs Krösus kam sie unter persische Herrschaft und behauptete auch während dieser Zeit ihr Ansehen, wurde aber bei dem Aufstande der Jonier gegen die Perser zerstört. Wieder aufgebaut eroberte sie Alexander ohne Widerstand und ließ einen berühmten Tempel des Zeus errichten; doch verlor sie an Bedeutung, seitdem die Handelsverbindungen, die ihren Wohlstand begründeten, aufgehört hatten. Unter Tiberius wurde sie durch ein Erdbeben zerstört und erhob sich, obgleich sie wieder erbaut wurde, seitdem

nicht zu ihrem frühern Glanze. Ein ärmliches Dorf, Namens Sart, mit einigen Überresten, soll auf dem Platze stehen, wo S. sich erhob. 35.

Sardica (Kirchenversammlung zu), s. Kirchenversammlung.

Sardinien, fr. Sardaigne; engl. Sardinia; ital. Sardegna, ein Königreich in Italien, besteht aus der Insel Sardinien und einer aus Savoyen, Piemont, Nizza, Montferrat, Genua und einem Theile des ehemaligen Herzogthums Mailand zusammengesetzten Ländermasse im westlichen Oberitalien, im Ganzen ein Flächenraum von 1330 □Meilen. I. Insel S. Diese liegt südlich von Corsica, von welcher sie durch die Straße S. Bonifacio getrennt ist, vom 39—41½° N.B. und umfaßt mit den kleineren, rings um sie gelegenen Inseln, z. B. St. Carlo, Antioco, Asinara, S. Pietro u. a., einen Flächenraum von mehr als 430 □Meilen. Die Küsten sind ziemlich zerrissen und an mehreren Stellen bildet das Meer ansehnliche Busen, wie z. B. den Golf von Cagliari im Süden, die Busen von Oristano und Alghero im Westen und im Norden den geräumigen Golf di Sassari; nicht minder zahlreich sind die Caps, von denen wir nur Monte Santo, Palmas, Teulada, Carbonara, Comino und Ferrato anführen. Fast die ganze Insel ist ein Gebirgsland, gebildet von zahlreichen, besonders im Norden vielfach ausästenden, Gebirgsketten, deren ansehnlichste im Osten von Norden nach Süden streicht. Die höchsten Gipfel aber befinden sich im Westen, im Limbarragebirge, wo der Gennargentu auf 5600 Fuß und der Gigantinu auf 3800 Fuß emporsteigt. Das ebenste Land findet sich im Westen des südlichen Theiles der Insel, auch befinden sich längs den Küsten ebene, jetzt aber ganz versumpfte, daher höchst ungesunde Strecken. Im Übrigen ist das Klima trotz seiner oft drückenden Hitze gesund, da die Seewinde in Ermangelung des oft 3—4 Monate ausbleibenden Regens angenehme Kühle gewähren. Wassermangel tritt dagegen, zumal im südlichen Theile der Insel, oft ein, indem selbst die Flüsse, die freilich, den Tirso, Flumendoso und Orestano ausgenommen, nur höchst unbedeutend sind, gewöhnlich austrocknen, die Quellen überdieß ihrer sälzigen Bestandtheile wegen nicht benutzt werden können. Die Producte Sardiniens sind höchst bedeutend und würden es noch mehr sein, wenn man den, das dürre Plateau Padru Mannu ausgenommen, höchst fruchtbaren Boden besser anbaute. Das Pflanzenreich liefert Getreide (sonst war S. die Kornkammer Roms), besonders Weizen, wenig Reis, dagegen viel Gerste und Spelz, schönen Wein, Öl, Tabak, Safran, viel Orseille, Südfrüchte aller Art, Cactus, Johannisbrod, Gemüsearten und in den ausgedehnten Waldungen außer den gewöhnlichen Holzarten Zwerg- und Dattelpalmen, wilde Ölbäume, Nuß- und Kastanienbäume u. a. m. Das Thierreich hat: viel, aber schlechte Schafe (wilde Schafe, Muflons), schöne Pferde und andere Hausthiere, Geflügel, besonders Wasser- und Sumpfvögel, auch Schildkröten, Skorpione, Taranteln und Zugheuschrecken. An Mineralien finden sich außer Eisen und einer außerordentlichen Menge Blei auch Silber, Kupfer, Steinkohlen, Marmor und Salz in Menge, aber Alles, das letztere etwa ausgenommen, bei Weitem nicht gehörig benutzt. Die Bewohner Sardiniens, die Sarden, an der Zahl ungefähr 530000, ein Gemisch verschiedener Völker, unter denen jedoch Italiener vorherrschend sind, stehen noch auf einer ziemlich niedern Stufe der Cultur, würden aber unter zweckmäßiger Leitung bei ihrer natürlich guten Anlage und angeborener Thätigkeit keinem andern Volke etwas nachgeben. Sie haben vor den übrigen Italienern in Tracht und Sitte viel Eigenthümliches und erscheinen vorzüglich im Gebirge noch als rohe Naturmenschen; auch ist unter ihnen, wie in Corsica, die Blutrache bis jetzt in vollem Schwunge. Die Sprache, ein Dialekt der italienischen, nähert sich dem sicilischen, neapolitanischen und römischen. Als vorzüglichste Nahrungszweige der Sarden sind der Ackerbau (obgleich er bei dem herrschenden Lehnswesen vielen Beschränkungen unterworfen ist), die Viehzucht und der Fisch-, besonders Sardellen- und Thunfischfang anzusehen; auch gibt die

Seesalzbereitung und das Sammeln von Steckmuscheln und Corallen mehreren Tausenden von Menschen hinlängliche Beschäftigung. Gering dagegen ist die Industrie und der Handel, letzterer, was den Seehandel betrifft, gänzlich in den Händen der Ausländer. Im Innern wird der Verkehr bei dem gänzlichen Mangel an Straßen fast unmöglich. An der Spitze der Regierung steht ein Vicekönig, diesem zur Seite ein hoher Rath (Audienza), beide aber sind beschränkt durch Stände (Cortes), welche aus Abgeordneten des Adels, der Städte und Geistlichkeit bestehen und seit alten Zeiten große Vorrechte besitzen. Die Einkünfte sind gering und reichen kaum zur Bestreitung der Ausgaben hin, deren größter Theil auf die Truppen (15000 Mann) verwendet wird. Übrigens hat die Insel auch Nationalmilizen, die aber bis jetzt nicht passend organisirt sind. Zum Behufe der Verwaltung zerfällt die Insel in 2 Landschaften, Cabo di Sotto und Cabo di Sopra, und 10 Provinzen. Die bemerkenswerthesten Ortschaften sind: Cagliari, die Hauptstadt in Cabo di Sotto und der ganzen Insel, an der Südküste gelegen, mit 28000 Einwohnern, einer 1764 gestifteten Universität, Erzbisthum, Hafen- und Quarantaineanstalt; ferner: Oristano am Tirso, Hafenstadt mit 5600 Einwohnern; Iglesias, 4500 Einw.; Sassari, Hauptstadt in Cabo di Sopra mit 20000 Einwohnern, einem Erzbisthume und einer 1765 gestifteten Universität; Bosa, Hafenstadt mit 5700 Einwohnern und die Hafenstadt und Festung Alghero mit 7500 Einwohnern. — II. Der zur sardinischen Monarchie gehörige Theil Oberitaliens. Diese ein zusammenhängendes Ganze bildende Ländermasse hat im Norden die Schweitz, östlich die Lombardei, Toscana und Parma, südlich den Meerbusen von Genua und westlich Frankreich zur Grenze. Mit Ausnahme der mittleren Gegenden von Piemont und dem östlichen mailändischen Theile ist das ganze Land gebirgig, und zwar am Meisten in Savoyen und dem nordwestlichen Theile von Piemont, wo sich die höchsten Höhen der Alpen (s. d. Art.) erheben; auch gehören zum Theil die Apenninen (s. d. Art.) hierher. Das Grenzgebirge im Norden sind die penninischen Alpen mit dem St. Bernhard und Mont Rosa (s. d. Artt.), nordöstlich ziehen die lepontinischen und gegen Süden in bogenförmiger Richtung mitten durch Savoyen die grajischen Alpen mit dem Montblanc (s. d. Art.), während als Grenze gegen Frankreich die cottischen und von diesen aus in südöstlicher Richtung die Meeralpen laufen, an die sich an der Südostgrenze des Staates die Apenninen anschließen. Die gebirgige Beschaffenheit des Bodens ist Ursache des großen Wasserreichthums, welchen man in diesem Theile der sardinischen Monarchie antrifft. Mit Ausnahme der Isère, welche durch die Arve verstärkt der Rhone zufließt, und einiger Küstenflüsse gehören alle Gewässer zum Flußgebiete des Po (s. d. Art.). Die Rhone bildet nur auf eine kurze Strecke die Grenze gegen Frankreich und der Var und Tinea sind unbedeutende Küstenflüsse. Von Seen gehört der Genfersee und der Lago maggiore zum Theil hierher, auch finden sich noch mehrere kleinere im Lande zerstreut. Im Gebirge trifft man zahlreiche Mineralquellen (Bonneval, Aix, St. Didier, Vincenzio u. a.), sonst auch einige Canäle. Das Klima ist höchst verschieden, doch nur in wenigen Gegenden ungesund. Im Gebirge wird es sehr kalt, während an der Meeresküste südliche Luft weht; am mildesten ist das Innere. Was den Productenreichthum betrifft, so ist derselbe durch seine Mannigfaltigkeit in jeder Hinsicht bedeutend zu nennen. In den ebenen und Hügelgegenden Piemonts und Mailands erzeugt der höchst fruchtbare Boden Getreide aller Sorten, Obst und Gemüse in Überfluß, Wein, Kastanien, Flachs, Hanf, Tabak, viele Medicinalkräuter u. a. m.; in den Gebirgsgegenden Savoyens findet man Waldbäume der verschiedensten Arten, jedoch nur wenig Getreide, desto mehr aber, wie zum Theil auch in Piemont, Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Salz, Marmor, Kohlen, Edelsteine und Nutzerden ꝛc.; im Genuesischen besonders treffliche Südfrüchte. Außerdem hat man alle Arten Hausthiere, in

Digitized by Google

Savoyen vorzüglich treffliches Rindvieh, ferner Pferde, obwohl in geringerer Anzahl, viele Esel, in den Gebirgen Wölfe, Bären, Gemsen, Steinböcke (nur selten noch), Luchse, Murmelthiere, Hirsche u. a. m., sonst zahmes und wildes Geflügel, Schildkröten, Überfluß an Fischen (wichtig ist der Sardellen- und Thunfischfang), endlich auch Seidenwürmer, deren Cultur mit großem Erfolge betrieben wird. Die Bewohner dieses Theils von S., zusammen ungefähr 4½ Mill., sind mit Ausnahme von einigen Tausend Deutschen in dem Lesa-, Anzasca-, Sesia- und Formazzathale Italiener katholischer Confession (es gibt außerdem über 20000 Waldenser und ungefähr 30000 Juden), die im Allgemeinen in Sprache, Sitten und Gewohnheiten nur wenig von den übrigen Bewohnern Italiens verschieden sind. Nur in Savoyen ist die französische Sprache vorherrschend; auch haben überhaupt die Savoyarden ein eigenthümliches Gepräge, indem sie in Gestalt und Sitte sich mehr den Deutschen nähern und dabei heiterer, häuslicher und offener als die übrigen Italiener, überdieß auch Alle zum Auswandern geneigt sind. Besonders ist Paris der Tummelplatz ihrer Thätigkeit, von wo sie indeß meist als reiche Leute in ihr Vaterland zurückkehren. — Die wissenschaftliche und Volksbildung ist, zumal die letztere, zur Zeit noch sehr unbedeutend und es scheint, als wolle die Regierung geflissentlich jegliche Fortschritte hindern. Sonst aber ist die gesellschaftliche Thätigkeit im Ganzen bedeutend genug und der Zustand des Landes daher mit Ausnahme des armen Savoyens ziemlich erfreulich. Der Ackerbau blüht vorzüglich in Piemont, hier auch wie in Savoyen die Viehzucht. Der Öl-, Wein- und Obstbau ist ebenfalls wichtig, weniger der Bergbau, welcher noch nicht mit hinlänglicher Einsicht betrieben wird. Die Industrie, welche besonders Seiden-, Tuch- und Eisenfabriken beschäftigt, blüht am meisten in Piemont und mehr noch in Genua (s. d. Art.). Nizza gewinnt Ansehnliches durch seine Südfrüchte. Der Handel, und zwar zuerst der Seehandel, hat seinen Hauptsitz in Genua und ist zwar nicht so bedeutend, wie ehedem, doch aber immer noch lebhaft genug und würde es noch mehr sein, wenn nicht die Prohibitivmaßregeln jeden höhern Aufschwung verhinderten. Der innere Verkehr ist nicht minder lebhaft, so auch der Verkehr mit den Nachbarländern, mit welchen S. durch mehrere über die Gebirge führende kostspielige Straßen (über den Simplon, den großen und kleinen St. Bernhard, den Mont Cenis und andere Saum- und Gebirgswege) in Verbindung steht. — Die Verfassung des gesammten sardinischen Staates ist unumschränkt monarchisch; nur in Genua und auf der Insel Sardinien bestehen Stände mit geringen Befugnissen. An der Spitze des Staats steht jetzt der König Karl Albert. Oberste Regierungs- und Verwaltungsbehörden sind der königliche Rath zu Turin, die Ministerien und die obersten Gerichtshöfe in den Provinzen. Für die Polizei besteht ein besonderer Gerichtshof zu Turin. Die Staatseinkünfte schlägt man auf 12 Mill. Thaler an und die Schulden betragen 8 Mill. Thaler. Die Kriegsmacht beträgt jetzt ohne die ungefähr 40000 Mann starken Milizen gegen 60000 Mann; die Flotte besteht aus einigen Linienschiffen, 7 Fregatten, 3 Corvetten, mehreren Briggs, Kanonenböten und einigen Dampfschiffen. An Orden hat S. den Annunziatenorden, den Orden des heil. Moritz und Lazarus, den militairischen Verdienstorden und den savoyischen Civilverdienstorden. Seit 1819 ist das Festland in 8 Bezirke getheilt, deren Hauptstädte Turin, Alessandria, Novara, Vercelli, Aosta, Chambery, Genua und Nizza sind. Wir behalten hier indeß die alten Namen der Provinzen bei. 1) Herzogthum Savoyen (176 □M.). Hauptstadt Chambery (12000 Einw.); Annecy (5600 Einw.); Lans de Bourg, 14500 Fuß hoch gelegen (Straße über den Mont Cenis); Montmelian (2200 Einw.); Moutiers; St. Jean de Maurienne; Chamouny (s. d. Art.); District Les Bauges. 2) Fürstenthum Piemont (350 □M.). Hauptstadt der ganzen Monarchie Turin (s. d. Art.); Vercelli (17000 Einw.), mit herrlichem

Kreuzer, Zehn (1000 Stück), Kreuzer (4000 Stück), mit weißem Feld, Gulden, Zehn (1000 Stück), Gulden, Zehn (1

mas III., der Stifter der (nur kurze Zeit blühenden) Linie Piemont, hatte glückliche Kriege mit dem Grafen von Montferrat geführt, auch Pignerol und Perouse an sein Haus gebracht; kräftiger aber noch trat sein Sohn Philipp auf, welcher durch seine gefürchtete Streitbarkeit ansehnliche Gebiete von Neapel und Mailand erwarb. Auch ward er in den Reichsfürstenstand erhoben. Gleich umsichtig walteten seine Nachfolger, Jakob und Amadeus, mit welchem Letztern im Jahre 1402 die Linie Piemont erlosch. Die Besitzungen derselben fielen an Savoyen. Hier war, wie wir oben sahen, Thomas' II. Sohn, Amadeus IV., genannt der Große, im Jahre 1285 seinem Oheime Philipp in der Regierung gefolgt, ein eben so streitbarer als milder und gerechter Fürst, der sich übrigens auch dadurch ein großes Verdienst erwarb, daß er im Jahre 1307 in einem Hausgesetze das Recht der Erstgeburt festsetzte. Während der Regierung seiner Nachfolger, Eduard und Aymon, dagegen entstanden verderbliche Zwiste mit Frankreich, die zwar 1337 vorläufig beigelegt, aber dennoch in der Folge häufig erneuert wurden, wie denn überhaupt schon in dieser Periode Frankreich seinen Einfluß auf Savoyen auf jede erdenkliche Weise geltend zu machen suchte. Dazu kamen unter Amadeus V. (bis 1388) und dessen Sohne, Amadeus VI. (bis 1391), anhaltende Streitigkeiten mit Mailand, während auch die Ruhe im Innern durch mächtige Vasallen, zumal die Markgrafen von Saluzzo, häufig gestört wurde. Indeß erhielt sich durch das löbliche Walten dieser beiden Fürsten Savoyen ungekränkt auf seiner politischen Höhe und ward noch durch die freiwillige Unterwerfung mehrerer Gebiete, wie z. B. der Grafschaft Nizza (früher Reichslehen, dann zur Provence gehörig und einige Zeit in Neapels Besitz), Villafrancas, Conis u. a. m. ansehnlich vergrößert. Nicht minder glücklich war die Regierung Amadeus' VII., als Herzog (seit 1416) I., eines eben so klugen als tapferen Fürsten, welcher unter Anderm in einem Kriege mit Mailand bedeutende Erwerbungen machte. Derselbe legte 1434 die Regierung, jedoch mit Vorbehalt der eigentlichen Hoheitsrechte, in die Hände seines Sohnes Ludwig (bis 1465), lebte als Einsiedler und ward 1437 unter dem Namen Felix V. sogar Papst, zog sich jedoch 1449 wieder in die Einsamkeit zurück. Bereits 1439 war Ludwig unumschränkter Gebieter Sardiniens geworden, ohne jedoch seinem Vater zu gleichen. Ununterbrochene, meist unvorsichtig begonnene und unglückliche Kriege mit Frankreich und Mailand, welche selbst mehr als einmal die Existenz des Staates in Gefahr brachten, dann auch wiederholte Empörungen der durch herzogliche Günstlinge beleidigten Vasallen hielten die früher schnell vorgerückte innere und äußere Kraftentwickelung für lange Zeit gänzlich auf, zumal da unter dem schwachen Amadeus II. (bis 1472), dem seine Gemahlin bereits 1468 als Regentin an die Seite gesetzt wurde, im herzoglichen Hause selbst arge Zwistigkeiten ausbrachen, in die sich, wie gewöhnlich, Burgund, Mailand und Frankreich nicht zum großen Frommen des Landes einmischten. Der Streit wurde endlich dahin beigelegt, daß unter Zuziehung der beiden Brüder des Herzogs, der Grafen von Raumont und Genevois, die Herzogin die Regentschaft behielt, worauf sie auch noch nach dem Tode Amadeus' im Jahre 1472 die Vormundschaft über ihren Sohn Philibert I., obwohl erst nach einem neuen Kriege, fortführte. Ihr Tod im Jahre 1478 erregte neue Unruhen und Ludwig XI. von Frankreich bemächtigte sich zum großen Nachtheile Sardiniens der Regentschaft, behielt sie auch nach Philibert's Tode (1479) bis 1483 über Karl I., des Vorigen Bruder. Letzterer, kräftig und gewandt, ging aber zum großen Verluste des Landes bereits 1489 mit Tode ab und wieder trat, da sein Nachfolger, Karl II., unmündig war, weibliche Regentschaft ein. Während derselben und unter den folgenden Regierungen (Philipp's bis 1497 und Philibert's bis 1504) wurde S. mehr als je französischem Einflusse unterthan; da überdieß auch durch die häufigen Regentschaften und Witthümer der Besitz des regierenden Herzogs sehr geschmälert, dem-

nach seine Hausmacht verringert war, so konnte es nicht befremden, daß Karl III. (1504—1553) trotz seiner sonst löblichen Eigenschaften den Verfall des Staates nicht mehr aufhalten konnte. Der verderbliche Zwist zwischen Frankreich und dem Kaiser äußerte auch auf ihn seine rückwirkende Kraft. Vergebens suchte er anfangs durch Anschließen an Frankreich Rettung; denn während dieses hinterlistig genug die angebotene Unterstützung annahm, später aber unter allerlei nichtigen Vorwänden savoyische Gebietstheile in Besitz nahm, ergriffen auch die Schweitzer die Gelegenheit sich zu bereichern. Schon 1533 und 1536 gingen Genf, Wallis, Raumont, das Waadtland u. a. m. verloren und im Jahre 1538 entblödete sich Franz I. nicht, in eine Theilung Savoyens mit dem Kaiser zu willigen. So hatte Karl III. Alles verloren und erst 1559 erhielt sein Sohn, Emanuel Philibert, den an Spanien abgetretenen Theil und 1560 endlich auch das Übrige, mit Ausnahme von Savigliano und Pignerol (welches erst 1574 wieder an S. fiel), von Frankreich zurück. Die Trennung Genfs aber und des Waadtlandes blieb entschieden. Die Wunden, welche solch' unheilvolle Verwirrung dem Lande geschlagen hatte, konnten nur langsam geheilt werden; doch sorgte der durch die Kriegsthaten seiner Jugend berühmte Emanuel Philibert wenigstens für Ruhe nach Außen und förderte dadurch in der That das Wiederemporblühen des zerrütteten Staates; auch erwarb er durch Kauf mehrere ansehnliche Besitzungen. Nicht in gleichem Sinne waltete sein Sohn, Karl Emanuel der Große, von 1580—1630, dessen unruhiger Sinn in fortwährenden und zwar unglücklichen Kriegen mit der Schweitz und besonders mit Frankreich das kaum erst Gewonnene zum Theil wieder verscherzte; einigen Gewinn indeß brachte die Erwerbung eines Theils von Montferrat (dieses Markgrafthum hatte bis 1305 als kaiserliches Lehen unter eigenen Beherrschern gestanden, war dann an eine Seitenlinie der Byzantiner und 1536 trotz der Ansprüche Savoyens an Mantua übergegangen. Erst 1708 konnte aber Savoyen seine völligen Ansprüche realisiren). Übrigens sank von jetzt an S. immer mehr in Abhängigkeit von Frankreich, welches sich schlau genug von Victor Amadeus I. (von 1630—1637) das Besatzungsrecht von Pignerol als Pfand künftiger Freundschaft ausbedung. Nach Franz Hyacinth's, eines sechsjährigen Kindes, Tode (1638), gelangte Karl Emanuel II. unter Vormundschaft seiner Mutter, deren Leitung ein Zankapfel zwischen Frankreich und dem Kaiser wurde, zur Regierung, war aber im Allgemeinen in dem Bestreben, sich dem Einflusse Frankreichs zu entziehen, nicht glücklicher als seine Vorgänger und konnte nicht verhindern, daß Frankreich und der Kaiser Piemont zum Schauplatze ihrer Streitigkeiten machten. Erfolgreicher behauptete sein Nachfolger, Victor Amadeus II., von 1675—1730 das Ansehn des Hauses Savoyen; denn ward er auch durch sein Hinneigen zur kaiserlichen Allianz in blutige und anfangs nicht glückliche Kriege mit Frankreich verwickelt, so gelang es ihm doch durch seine Beharrlichkeit im Frieden zu Utrecht (1713) für seine Staaten eine unabhängigere Stellung zu erhalten, indem ihm theils von Frankreich und Östreich (ein Theil des mailändischen Gebietes) Abtretungen gemacht, theils auch und hauptsächlich Sicilien mit dem Königstitel überlassen wurde. Zwar ward er 1720 durch die Contrahenten des utrechter Friedens zur Rückgabe Siciliens an Spanien genöthigt, erhielt aber durch den Tauschvertrag vom 24. Aug. Sardinien zum Ersatze und nahm nun den Titel „König von Sardinien" an. — Wir werfen hier beiläufig einen Blick auf die Geschichte Sardiniens zurück. Ob die frühesten Bewohner der im Alterthume unter dem Namen Ichnusa (Sandaliotis, Sardo) bekannten Insel Sardinien afrikanischen Ursprunges gewesen, oder ob griechische Colonien (vor oder nach Trojas Fall?) die ersten Ansiedler waren, ist unbekannt, möchte auch im Grunde gleichgültig sein. Mit dem Emporblühen Carthagos finden wir S. diesem unterthan und später den Römern, denen es im V. Jahrh. die Vandalen entrissen. Später stand es einige

Jahrhunderte unter den byzantiniſchen Kaiſern und ward dann zu Anfange des VIII. Jahrh. auf einige Zeit den Saracenen unterthan. Doch errangen die Sarden ihre Freiheit wieder und unterwarfen ſich dem abendländiſchen Kaiſerthume, ſchmachteten aber ſeit 850 abermals unter dem Drucke der Ungläubigen, bis ſich im XI. Jahrh. nach langen blutigen Kämpfen die Piſaner im Beſitze der Inſel behaupteten. Innere Streitigkeiten veranlaßten jedoch ſpäter die Genueſer zu wiederholten Angriffen und ſo blieb die Inſel Jahrhunderte hindurch von Parteien zerriſſen ein Schauplatz der Verwüſtung und die Beute ehrgeiziger Dynaſten, die ſich abwechſelnd aus den Piſanern und Genueſern den Beſitz ſtreitig machten. Erſt 1326 ward Piſa gezwungen, die oft verlorene und oft aufs Neue wieder eroberte Inſel dem Hauſe Aragonien abzutreten. Unter dieſem erholte ſie ſich allmählig von ihrem früheren Mißgeſchick und gelangte bei ziemlich milder Regierung und begabt mit anſehnlichen Privilegien im XIV. und XV. Jahrh. zu ziemlichem Wohlſtande. Später indeß benutzten die ſpaniſchen Großen über Gebühr die ihnen dargebotene Gelegenheit ſich zu bereichern, ſo daß nach und nach faſt aller Grundbeſitz in die Hände einzelner Herren fiel, die große Maſſe des Volkes aber im Wohlſtande ſehr zurückkam. Dieß blieb im Allgemeinen die Lage Sardiniens bis zum Jahre 1713, wo Öſtreich in den Beſitz deſſelben gelangte; doch kam es ſchon 1717 an Spanien zurück und wurde, wie oben bemerkt, im Jahre 1720 an Savoyen abgetreten. Das auf ſolche Art neu gebildete Königreich Sardinien erhob ſich unter dem trefflichen Karl Emanuel, welcher nach der freiwilligen, aber ſpäter wohl vergeblich widerrufenen Abdankung ſeines Vaters, Victor Amadeus, im Jahre 1730 die Regierung übernommen hatte, zu großem Wohlſtande und ſelbſt politiſchem Gewichte, da der auch als Feldherr ausgezeichnete König in dem Kriege Frankreichs gegen Öſtreich (1733—1738), dann in dem öſtreichiſchen Erbfolgekriege (zuletzt als Öſtreichs Verbündeter) durch mehrere ſiegreiche Feldzüge an den mailändiſchen Provinzen Tortona, Novara und mehreren anderen Gebieten anſehnlichen Gebietszuwachs erhielt. Außerdem ſorgte dieſer ausgezeichnete Fürſt mit ſeltener Einſicht für das innere Gedeihen ſeines Landes, hob Handel und Induſtrie, ordnete durch ein neues Geſetzbuch (corpus Carolinum) die Rechtspflege und förderte, in S. ein großes Verdienſt, die wiſſenſchaftliche und Volksbildung. Leider verdunkelte ſich mit ſeinem Tode im Jahre 1773 der eben erſt erglänzte Stern Sardiniens; denn wenn auch ſein Nachfolger, Victor Amadeus II., nicht ohne gute Eigenſchaften war, ſo fehlte ihm doch unglücklicher Weiſe die nöthige Kraft, um den Staat vor den Stürmen, welche die franzöſiſche Revolution drohte, wahren zu können, um ſo weniger, als er die lange Friedenszeit, die ihm ſeit ſeiner Thronbeſteigung zu Theil geworden war, nicht nur nicht zum Fortbau des von ſeinem großen Vorfahren Begonnenen, ſondern nicht einmal zur Erhaltung deſſelben angewendet hatte. Bereits 1792 fiel ein franzöſiſches Heer in Sardinien ein und bemächtigte ſich ohne Widerſtand Savoyens und Nizzas, welche bald darauf als Departements des Montblanc und der Seealpen franzöſiſche Provinzen wurden. Von Neuem im Jahre 1794 erſchienen republikaniſche Schaaren, nicht ohne im Lande, welches durch drückende Auflagen in gefährliche Aufregung gebracht war, Anklang zu finden, und wenn ſie auch im Laufe des Sommers 1795 gegen die mit Öſtreich verbündeten ſardiniſchen Truppen nur wenige Fortſchritte machten, ſo gelang es ihnen doch verſtärkt durch neue Maſſen unter Kellermann und Scherer ſich feſtzuſetzen und im folgenden Jahre unter Napoleon's Befehl mehrere entſcheidende Siege zu erringen. Der Friede vom 18. Mai koſtete dem König Savoyen, Tenta und Boglio. Bald darauf ſtarb Victor Amadeus und Karl Emanuel IV. beſtieg den Thron mit dem feſten Vorſatze, ſeinem Lande durch Nachgiebigkeit gegen den mächtigen Nachbar den Frieden zu erhalten. Aber ſchon 1798 ſah er ſich des auf dem Feſtlande noch übrigen Gebiets beraubt und auf die Inſel S. beſchränkt, wohin er zu An-

fange des Jahres 1799 abreiſte. Zwar ward in demſelben Jahre noch Piemont durch ein ruſſiſch-öſtreichiſches Heer zurückerobert, aber ſchon im folgenden Jahre nach dem Übergange Napoleon's über den St. Bernhard wieder verloren. Karl Emanuel trat 1802 in den geiſtlichen Stand und überließ ſeinem Sohne Victor Emanuel die Regierung der Inſel S.; Piemont wurde in demſelben Jahre und für immer mit Frankreich vereinigt. Erſt nach dem Sturze Napoleon's im Jahre 1814 traten die ſardiniſchen Beſitzungen des Feſtlandes wieder unter das Scepter ihres angeſtammten Fürſtenhauſes zurück und wurden überdieß noch im Jahre 1815 durch Monaco und das genueſiſche Gebiet vermehrt. Victor Emanuel indeß verſtand nicht die Anforderungen der Zeit; geleitet durch eitle unerfahrene Günſtlinge beging er eine Menge Mißgriffe, die allgemeine Unzufriedenheit erregten und zuletzt bewirkten, daß ſich insgeheim, und zwar vorzüglich in der Armee, revolutionaire Vereine bildeten, mit dem Zwecke, in Verbindung mit den durch ganz Italien verbreiteten Carbonari's, den öſtreichiſchen Einfluß zu vernichten und die ſpaniſche Conſtitution in S. oder dem zu errichtenden Königreiche Italien zu proclamiren. Der Aufſtand (die ſogenannte piemonteſiſche Revolution) brach in der That am 9. und 10. März 1821 an mehreren Orten des Königreichs aus und gewann bald ſo weite und drohende Verbreitung, daß der König eilig nach Nizza abreiſte und zu Gunſten ſeines Bruders, Karl Felix, die Krone niederlegte. Bei der Abweſenheit deſſelben aber ſtellte ſich Karl Emanuel Albert von Savoyen-Carignan (ſ. d. Art. Karl Emanuel) an die Spitze der Bewegung und proclamirte am 14. März die ſpaniſche Conſtitution. Allein Karl Felix proteſtirte von Modena aus gegen Alles, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war, und ſammelte unter dem treu gebliebenen Grafen de la Torre Truppen, bewog auch den Prinzen von Carignan, ſich zu ihm zu begeben und Alles, was er zu Gunſten der Revolution gethan hatte, zu widerrufen. Gleichzeitig rückte ein öſtreich. Corps unter Bubna gegen Sardinien heran, überſchritt die Grenze und ſchlug in Verbindung mit den königlichen Truppen am 8. April bei Novara die Inſurgenten unter dem Oberſten Regis in die Flucht. Die revolutionaire Junta löſte ſich alsbald auf und ſchon am 10. April ward Turin wieder beſetzt. Zur Aufrechthaltung der Ruhe hielt hierauf das öſtreichiſche Heer S. bis zum Sept. 1823 beſetzt; die Schuldigen wurden, in ſoweit man ſie erlangte, nachdrücklich beſtraft und der alte Zuſtand der Dinge mit wenigen Ausnahmen wieder hergeſtellt. Ungeſtört regierte nun Karl Felix bis zu ſeinem Tode im Jahre 1831. Mit ihm erloſch das regierende Haus Savoyen und Karl Albert von Savoyen-Carignan (ſ. d. Art. Karl Emanuel) beſtieg den Thron in Gemäßheit der von dem wiener Congreſſe beſtätigten Hausverträge. Er hat bis jetzt im Allgemeinen das Syſtem ſeines Vorgängers beibehalten und ſich hinſichtlich ſeiner Politik ſtets an Öſtreich angeſchloſſen. Der unſinnige Zug Romarino's (ſ. d. Art.) im Jahre 1834 ging ſpurlos vorüber, auch ſind die im Jahre 1835 mit Portugal entſtandenen Irrungen durch fremde Vermittelung beigelegt worden. Das Gerücht übrigens von einer in der neueſten Zeit auf der Inſel S. ausgebrochenen Revolution hat ſich nicht beſtätigt. — Vergl. Manno's „Storia di Sardegna“ (Turin 1833. 3. Aufl. 3 Bde.); Frezet's „Histoire de la maison de Savoye“ (Turin 1826. 3 Bde.); „Cibrario's „Notizie sopra la storia dei principi di Savoja“ (Turin 1825); D'Heran's „Du duché de Savoie etc.“ (Paris 1833). 15.

Sardiniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Hier rechnete man bis 1825 nach Lire zu 20 Soldi à 12 Denari di Sardegna; gegenwärtig aber nach Lire nuove zu 100 Centeſimi di Piemonte, welche mit den franzöſiſchen Franken und den Lire italiane gleichen Werth haben. Das Verhältniß der ſämmtlichen alten ſardiniſchen Rechnungsmünzen iſt folgendes: 1 Scudo = 2½ Lire = 10 Reali = 50 Soldi = 300 Cagliareſi = 600 Denari. Von die-

ſen alten Rechnungsliren gehen 27,61 Stück auf eine köln. Mark fein Silber und 100 ſolche Liren = 48,29 Thlr. Conv. Von den neuen Rechnungsliren gehen 51,9345 Stück auf eine köln. Mark fein Silber und 100 ſolche Liren = 25,63 Thlr. Conv. Die älteren Nationalmünzen, welche ſeit 1768 ausgeprägt wurden, ſind: in Golde Carolini von 25 Lire = 333,7 holl. Aß ſchwer = 21 Karat 3,77 Grän fein = 26 Lire 5 Soldi di Sardegna = 49 Lire 42 Centeſimi di Piemonte = 12 Thlr. 8 Gr. $\frac{1}{10}$ Pf. Conv., 14,573 Stück auf eine köln. Mark rauh. Halbe Carolini nach Verhältniß. Doppiette oder Scudi d'oro von 5 Lire = 66,4 holl. Aß ſchwer = 21 Karat 3,55 Grän fein = 5 Lire 5 Soldi di Sardegna = 9 Lire 90 Centeſimi di Piemonte = 2 Thlr. 10 Gr. 11½ Pf. Conv. = 73,237 Stück auf eine köln. Mark rauh. In Silber: Scudi zu 2½ Lire (halbe Scudi zu 1 Lire 5 Soldi und Viertel Scudi zu 12½ Soldi nach Verhältniß) = 488,8 holl. Aß ſchwer = 14 Loth 5,97 Grän fein = 2 Lire 10 Soldi di Sardegna = 4 Lire 70 Centeſimi di Piemonte = 1 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. Conv. = 9,951 Stück auf eine köln. Mark rauh. In geringem Silber: ganze und halbe Reali à 5 und 2½ Soldi oder 40 und 20 Centeſimi und Soldi à 12 Denari oder 8 Centeſimi. In Kupfer: halbe Soldi, Cagliareſi und Denari. Die neuen Münzen ſind: die Doppia zu 20 Lire nuove; doppelte und vierfache nach Verhältniß; dieſe neuen Goldmünzen beſtehen aus $\frac{9}{10}$ reinem Gold und $\frac{1}{10}$ Zuſatz und haben Schwere und Werth wie die franzöſiſchen 20 Frankenſtücke. Scudi nuovi zu 5 Lire nuove, Stücke zu 2½ Lire nuove und 1 Lirestücke; ferner halbe und viertel Lire zu 50 und 25 Centeſimi nuovi. Dieſe Silbermünzen ſind nach dem Muſter der franzöſiſchen Franken ausgeprägt und haben auch den nämlichen Gehalt und Werth. Als neue Scheidemünzen ſind Stücke von 5,3 und 1 Centeſimo ausgeprägt. Das Papiergeld beſteht in Noten von 20, 10 und 5 Scudi. II. Längenmaß. 1 Palmo = 116¼ pariſer Linien, 1 Land Canna = 8 Palmi, 1 Canna von Saſſari = 10 Palmi, 1 Trabucco von Saſſari = 12 Palmi, 1 Trabucco von Piemont = 11¾ Palmi. III. Flächenmaß. 1 Imbuto = 60 Palmi = 2359¼ pariſer Quadratfuß, 1 Corbula von Saſſari = 4 Imbuti = 120 Palmi, 1 Starello von Saſſari = 2 Corbuli = 8 Imbuti = 170 Palmi, 1 Starello oder Moggio von Cagliari = 240 Palmi, 1 Raſiera = 450 Palmi. IV. Getreidemaß. In Cagliari hält 1 Starello oder Moggio = 2 Quarte oder Corbule = 4 Quarti = 8 Imbuti = 2479 pariſer Cubikzoll, 1 Reſtiera = 3½ Starelli. In Saſſari 1 Starello = 2 Corbule = 8 Imbuti, 1 Reſtiera = 7 Starelli, denn die Getreidemaße in Cagliari enthalten das Doppelte von denen in Saſſari; 1 Salma Salz = 1400 ſardiniſche Pfd. V. Flüſſigkeitsmaß. a) Weinmaß: 1 Quartana oder Quartiera = 5 Pinte = 10 Mezzette, 1 Botte = 500 Pinte = 25340 pariſer Cubikzoll. Die Cagliareſe iſt ein kleines Detailmaß und nach den Preiſen von verſchiedener Größe. b) Ölmaß: 1 Quartana = 10 ſardiniſche Pfd.; 1 Barile = 2 Giari = 3½ Algheri = 8 Quartane = 96 Quartucci = 192 Meſure = 1694 pariſer Cubikzoll. VI. Gewicht. 1 Libbra oder Lira = 12 Once = 48 Quarti = 8 Ottave = 16 Sediceni oder Decimiſeſti oder Argenti = 8441 holl. Aß; 1 Rubbo = 26 Libbre; 1 Cantarello = 4 Rubbi = 104 Libbre; 1 Calpo = 10 Cantarelli. In Saſſari hat der kleine Cantaro 4 und der große 6 Rubbi. Das Gold- und Silbergewicht iſt der Turiner Marco = 8 Once = 5116 holl. Aß. 26.

Sardoniſches Lachen, ſ. Lachen.

Sarepta, eine kleine, von den Herrnhutern 1765 angelegte Stadt, im Gouvernement Saratow in dem aſiatiſchen Rußland, an der Mündung der Sarpa in die Wolga, iſt mit Wall und Graben umgeben, hat einen ſchönen, von maſſiven Gebäuden und mit einem Springbrunnen gezierten Platz, regelmäßige, mit Pappeln bepflanzte Straßen, ein Bethaus, ein Bruder- und ein Schweſternhaus,

Digitized by Google

ein ansehnliches Wittwenhaus, ein Kaufhaus, ein Gasthaus, eine Lichtzieherei, eine Branntweinbrennerei und 800 Häuser mit 3000 Einw., die unter einer eigenen Synode stehen und eine deutsche und eine russische Unterrichtsanstalt unterhalten. Ihre Industrie besteht in Leinen-, Seiden-, Baumwolle- und Halbseideweberei, Handschuh- und Mützenmanufacturen, Schnupftabaksfabriken, Liqueurbrennereien und Lichterziehereien; ihre Waaren, die hier in einem großen Magazine aufgestapelt werden und wovon Niederlagen sowohl in Moskau als zu St. Petersburg vorhanden sind, gehen durch ganz Rußland und finden auf dem Platze selbst an den Kalmücken und donischen Kosaken starke Käufer. Übrigens ist der Handel nicht beträchtlich und die Fischerei in der Wolga wird von der Brüdergemeinde verpachtet; sie hat außerdem einen Antheil an der Sarpainsel und ein Gebiet von 5827 Desjätinen, welches aber bei der salzigen Beschaffenheit des Bodens blos zur Viehzucht und noch nicht zum Ackerbau angewendet wird. Doch haben alle Colonisten kleine Gärten an der Sarpa, die Tabak, Obst und Wein geben, welcher letzterer hier gekeltert wird. Die Stadt verlor 1812 durch einen Brand ¼ ihrer Häuser, ist aber längst wieder hergestellt. In der Nähe quellen einige Gesundbrunnen hervor. 71.

Sarkasmus, s. Spott.

Sarkophag (d. h. fleischfressend) hieß eine kalkartige, leicht zerreibbare Steinart, die bei der Stadt Assos (daher lapis assius) in Äolien (nach Pausanias am Ida in Troas) und in Italien gegraben wurde und nach Plinius (hist. 2, 96. 36, 17) die Eigenschaft hatte, die Leichname, welche in ein Behältniß aus dergleichen Stein gelegt wurden, in einem Zeitraume von 6 Wochen zu verzehren. Die Römer benutzten ihn häufig zu Grabmälern, die man in Gestalt von Wannen errichtete; doch der Name S. blieb auch, als man andere Steinarten dazu nahm, und daher bedeutet S. jetzt überhaupt Grabmahl, selbst Sarg. 35.

Sarmaten, auch **Sauromaten** genannt, hießen zur Zeit des Ptolomäus alle diejenigen Völker, welche das Land zwischen der Weichsel und der Wolga bewohnten. Der Begriff war überhaupt unbestimmt und die Grenzen wechselten öfters. Sie führten in der frühesten Zeit ein wildes nomadisches Leben und wanderten in fahrbaren Häusern mit Weib und Kind umher. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, große Schwerter und Spieße. Die Pfeilspitzen, die sie in den frühsten Zeiten aus Fischgräten machten, vergifteten sie und Schilde führten sie nicht. Später, als sie mit anderen Völkern bekannt wurden, verloren sie viel von ihren wilden Sitten, aber auch viel von ihrer angestammten Tapferkeit. Ihre Hauptstärke war die Reiterei, deren Einrichtung den Gegnern dadurch ganz besonders gefährlich wurde, daß sie neben ihren Pferden noch eins oder zwei hatten, wodurch sie den Feind auf der Flucht außerordentlich schnell verfolgten. Ihre Geschichte ist sehr fabelhaft und nur spät gelangt man zu einiger Gewißheit über sie. Erst mit den Kriegen gegen die Römer (70 n. Chr.) traten sie in Etwas aus ihrer Dunkelheit hervor. Zur Zeit des Kaisers Carus griffen sie Illyrien an, wurden aber mit so großem Verluste zurückgetrieben, daß sie sich es sehr lange nicht wieder einfallen ließen, die Römer zu beunruhigen, ja als sie später (332) mit den Gothen in einen mißlichen Kampf geriethen, wandten sie sich an die Römer um Unterstützung, welche ihnen auch gewährt wurde. Nach Besiegung der Gothen enthielten die Römer den S. ihren Beuteantheil vor und als diese darüber gereizt ins römische Gebiet einfielen, benutzten die überwundenen Gothen diesen Umstand, griffen die S. an und rieben sie fast gänzlich auf. In dieser Noth bewaffneten die S. ihre Sklaven und schlugen gemeinschaftlich mit diesen die Angriffe der Gothen zurück. Als nun aber die Sklaven selbst Theil an dem Landbesitze haben wollten, wofür sie gekämpft hatten, entstand ein neuer Krieg, in welchem die S. unterlagen und größtentheils zu den Römern auswanderten, welche ihnen Sitze in Pannonien, Thracien, Macedonien und Italien anwiesen. Gegen die empörten Sar-

matischen Sklaven aber ergriff der Kaiser Constantius die Waffen und führte gegen sie den blutigen, gefahrvollen sarmatischen Krieg (358), welcher mit der gänzlichen Vernichtung dieser Sklaven (Limiganten) sich endete, worauf die S. später wieder vom Kaiser ihr Land zurückerhielten, der ihnen auch einen König in Zizays gab (s. Polen). 82.

Sarpi (Paolo, eigentlich Pietro; im Orden Fra Paolo genannt), einer der ausgezeichnetsten italienischen Geschichtschreiber, wurde am 15. Aug. 1552 in Venedig geboren, zeichnete sich schon in früher Jugend durch ungewöhnliche Talente und Kenntnisse aus, trat in seinem 14. Jahre in den Orden der Serviten, wurde in das Collegium zu Padua aufgenommen, zum Doctor der Theologie, in seinem 26. Jahre zum Provincial der Serviten und alsdann zum Generalprocurator des Ordens ernannt. In dieser Eigenschaft begab er sich nach Rom und erwarb sich daselbst durch seinen edlen Charakter die allgemeine Hochachtung. Allein da ihn die Inquisition, welche seinen großen Einfluß mit neidischen Augen betrachtete, fälschlich wegen geheimer Verbindung mit Ketzern und Juden anklagte und alle Aussicht auf weitere Beförderung ihm dadurch entzogen wurde, kehrte er nach Venedig zurück, wurde von der Republik in ihrem Streite mit Papst Paul V. zum Theologen und Consulenten erwählt, vertheidigte die Sache derselben mit eben so großer Klugheit und Gewandtheit als angestrengter Thätigkeit, gerieth aber hierdurch in die größte Lebensgefahr, indem ihn am 5. Oct. 1607 mehrere Banditen anfielen und ihm drei Dolchstiche beibrachten. Kaum war er genesen, als ihn die Mönche in seinem Schlafzimmer von Neuem zu überfallen und zu ermorden suchten; ihr Vorhaben wurde jedoch vereitelt, worauf sich S. durch die Bitten seines Gönners, des Cardinals Bellarmin, bewegen ließ, ganz abgeschlossen von allem Umgange in seinem Kloster zu leben, um dadurch den stets erneuten Angriffen auf sein Leben vorzubeugen. Er starb hier im Jahre 1620. S. war einer der aufgeklärtesten Katholiken seiner Zeit, der sich den Anmaßungen der Päpste mit Kühnheit, Kraft, Besonnenheit und Liebe zur Wahrheit widersetzte, sich als Mensch durch den edelsten Charakter und als Gelehrter durch einen seltenen Umfang seiner Kenntnisse auszeichnete, welche sich über fast alle Zweige des wenschlichen Wissens erstreckten, da er in der Theologie, Philosophie, Mathematik und Medicin gleich tiefe Gelehrsamkeit besaß. Als Schriftsteller hat er seinen Ruhm vorzüglich dauernd begründet durch seine „Istoria del Concilio Tridentino“ (Lond. 1619. Fol. Deutsch von Rambach, Halle 1761—1765. 6 Bde.). Außerdem besitzen wir besonders schätzbare Briefe von ihm. Vollständige Ausgaben seiner Werke erschienen zu Venedig (1677. 12. 6 Bde.), Verona, Helmstädt (1761. 4. 8 Bde.) und Neapel (1790. 24 Bde.). Eine Lebensbeschreibung von S. gab Guiselini (Lausanne 1760) heraus, wovon ein Auszug zu Paris 1811 erschien. 81.

Sarter, auch Charter oder Zerter genannt, franz. gabarit; engl. drought of a chip, heißt in der Schiffbaukunst das Modell eines Schiffes, die Bauart desselben, der schriftliche Entwurf dazu und das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander. Jedes Schiff hat seinen eigenen, so wie jede Nation ihre besondern S. Der S. bei einem Kriegsschiffe von der Linie ist anders als der von einer Fregatte oder einem Lustschiffe. Den Kriegsschiffen gab man sieben Breiten zur Länge, den Lustschiffen nur vier. Jeder erfahrene Seemann muß ein Schiff, wenn er es auf der Seite liegen sieht, an seinem S. erkennen, wenn es auch beliebige Flaggen hat. 26.

Sarti (Giuseppe), ein italienischer Componist, geb. 1730 zu Faenza, scheint sich frühzeitig mit Eifer und Erfolg der Musik gewidmet zu haben, denn bereits 1756 bekam er einen Ruf nach Kopenhagen als Kapellmeister. Doch erhielten dort seine Opern wenig Beifall und er kehrte daher bald nach Italien zurück, wurde Kapellmeister am Conservatorium della Pietà zu Venedig und schrieb seine Oper

„Giulio Sabino", ein zwar ſeichtes, aber wegen ſeiner lieblichen Melodien mit dem entſchiedenſten Beifalle aufgenommenes Werk. Sein Ruhm verbreitete ſich hierauf durch ganz Italien und verſchaffte ihm 1782 einen Ruf als Orcheſterdirector an die Kathedrale nach Mailand. Doch folgte er bereits 1785 einer ſchmeichelhaften Einladung nach Petersburg. In den ruſſiſchen Geſchmack eingehend ließ er ſpäter nach der Einnahme von Otſchakow ein Te Deum mit obligatem Kanonendonner abſingen, was eben ſo gefiel wie ſeine 1786 zur Aufführung gebrachte „Armida", die ihm von Katharina II. reiche Geſchenke und die Ernennung zum Director des Conſervatorium zu Jekaterinoslaw mit höchſt anſehnlichem Gehalte verſchaffte. Unausgeſetzte Arbeiten hatten indeß zuletzt ſeine Geſundheit zerſtört und er trat deßhalb eine Reiſe nach Italien an, während der ihn aber der Tod zu Berlin ereilte, am 28. Juli 1802. — Seine Compoſitionen ſind mit Ausnahme einiger gelungener Kirchenſtücke jetzt ſo ziemlich vergeſſen. 36.

Sarto (Andrea del), ſ. Vannucchi.

Saſſaniden, ſ. Perſien.

Saſſen heißen nach der alten Gerichtsſprache überhaupt alle die Einwohner, welche Grundeigenthum beſitzen. Je nach dieſem Beſitze unterſcheidet man Landſaſſen, große Landeigenthümer, und Hinterſaſſen und Kothſaſſen oder Koſſäten (ſ. d. Artt.), nach der Gerichtsbarkeit, unter welcher ſie ſtehen, Schriftſaſſen, welche nur von den oberſten Landesgerichten belangt werden können, und Amtsſaſſen, welche in die Untergerichte gehören. 30.

Saſſoferrato, ſ. Salvi.

Satan, ſ. Teufel.

Satelliten, ſ. Trabanten.

Saterland, auch Sader- oder Sadlerland, heißt eine in mehrfacher Beziehung merkwürdige, ungefähr 4 □M. umfaſſende Gegend des Großherzogthums Oldenburg. Dieſelbe macht den nordweſtlichen Theil des Amtes Frieſoithe im Kreiſe Kloppenburg aus und bildet ein durch Moräſte, Brüche, Moore und die Flüßchen Ohe und Marka von den benachbarten Gegenden bis auf einige ſchmale Zugänge faſt völlig getrenntes Sumpfland, in welchem hier und da einige Dörfer aus der Haide auftauchen. Die in drei Kirchſpiele vertheilten Bewohner dieſes Ländchens hält man für Abkömmlinge der alten Frieſen und, wie aus ihrer eigenthümlichen Sprache, ſonſtigen Sitten, Gebräuchen und Lebensart hervorgeht, mit Recht. Sie ſind frei von Perſonaldienſten, haben freie Jagd und Fiſcherei in ihren Marken und ſtehen unter 12 ſelbſt gewählten Vorſtehern oder Bürgermeiſtern. 15.

Satrapen hießen die Statthalter der perſiſchen Provinzen und da dieſe meiſt als ſchwelgeriſche Tyrannen erſchienen, iſt der Ausdruck ſprüchwörtlich für diejenigen geworden, welche die übertragene Gewalt mißbrauchen. 30.

Sattelhöfe (bona immunia) ſind ſolche Landgüter, welche, ohne Rittergüter zu ſein, faſt die Vorrechte derſelben beſitzen. Meiſt ſind ſie ſteuerfrei und man leitet den Namen theils von Saſſen (Landſaſſen, niederdeutſch Satten), theils davon her, daß der Beſitzer bei der Belehnung ein geſatteltes Pferd habe geben müſſen. 30.

Saturn (Saturnus) war eine altitaliſche Gottheit, deren Mythus ſich mit dem des griechiſchen Kronos vermiſchte. Uranus und Gäa hatten die 6 Titaniden erzeugt, unter denen Saturnus der jüngſte war. Doch dieſe erblickten nicht das Licht des Tages; ſie wurden vom Vater, der ihre zerſtörende Macht ſcheute, in den Tartarus eingekerkert, d. h. die Bildungen ſchwankten noch zwiſchen Unterdrückung und Empörung; die Naturkräfte und Naturkörper waren noch in regelloſer Bewegung. Die über das Schickſal ihrer Kinder zürnende Mutter Gäa gab aber dem Saturnus die erſte Sichel und mit dieſer entmannte er ſeinen Erzeuger.

Digitized by Google

d. h. benahm ihm ſeine Kraft; die zerſtörende Zeit, deren Bild S. iſt, gewann die Oberhand. S. vermählte ſich darauf mit ſeiner Schweſter Rhea und mit ihm hebt eine zweite Ära der Götterherrſchaft an. Doch S. verſchlingt ſeine eigenen Kinder (die rohe Zeitbildung zerſtört ihre eigenen Gebilde wieder); denn es war ihm von ſeiner Mutter geweiſſagt worden, einer ſeiner Söhne werde ihn der Herrſchaft berauben. Von den 6 Kindern des S., Veſta, Ceres, Juno, Pluto, Neptun und Jupiter wurde aber der letzte (ſ. Jupiter) durch eine Liſt ſeiner Mutter, Rhea, gerettet und ſtürzte ſeinen Vater vom Throne (die regelmäßigen Bildungen befeſtigen ſich). Hier trennen ſich aber die Mythen; nach der einen wurde S. nebſt den Titanen in den Tartarus verſtoßen; nach der andern herrſchte er im Elyſium über die Seligen; nach der dritten aber floh er nach Italien, wo er ſich in Latium (latere, verbergen) bei dem Könige Janus verbarg. Mit ihm vereinigt herrſchte er über Italien und die Dichter verſetzten unter ſeine Regierung das goldene Zeitalter. Recht und Gerechtigkeit blühte ohne Richter, ohne Geſetz und Strafe unter den Menſchen; ohne Waffen führte man ein ſicheres Leben; freiwillig gab die Erde alle Schätze ihren Bewohnern; die Flüſſe floſſen von Nektar und Milch; von den Bäumen tröpfelte der Honig; es war ewiger Frühling. S. die herrlichen Dichtungen Ovid's im 1. Buche der „Metamorphoſen" (V. 89—112) und Heſiod's in den „Werken und Tagen" (V. 95—110). Die Attribute des S. ſind gewöhnlich die Sichel, die kreisförmige Schlange und der Herrſcherſtab. Außerdem wird er oft als Greis abgebildet, in der Rechten eine Senſe, in der Linken ein Kind haltend, das er eben verſchlingen will. Man opferte ihm Früchte aller Art und vorzüglich Schweine; das ihm zu Ehren gefeierte Feſt hieß Saturnalia (ſ. d. Art.). Auf dem Forum zu Rom ſtand ſein Tempel, in welchem das Archiv der wichtigſten Staatsurkunden war. Er wird auch als Erbauer der Stadt Saturnia auf dem capitoliniſchen, ehemals ſaturniſchen, Berge gemacht. Mit der Nymphe Philyra erzeugte er unter der Geſtalt eines Pferdes, um nicht von der Rhea entdeckt zu werden, den Centauren Chiron. **11.**

Saturn iſt nach Jupiter der größte der 11 Hauptplaneten unſeres Sonnenſyſtems und von der Sonne aus der 10. Planet, 928mal größer als die Erde und 192 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, der ſeine mehr als 1206 Millionen Meilen lange Bahn um die Sonne in 10759 Tagen oder in $29\frac{3}{4}\frac{1}{5}$ Jahren durchläuft. Daher erſcheint ihm die Sonne im Durchmeſſer 10mal und an Oberfläche 90mal kleiner als uns und ſeine Beleuchtung von der Sonne iſt 90mal ſchwächer als die der Erde. Die Dichte der Saturnsmaſſe beträgt nur den 10. Theil der der Erdmaſſe, d. h. die ſpecifiſche Schwere iſt dort nur 2mal größer als die unſeres Korkholzes; aber die Körper fallen auf den S. in einer Secunde durch $15\frac{3}{25}$ Fuß, faſt wie auf unſerer Erde. Mittelſt der Flecken des Saturns hat man gefunden, daß er ſich in 10 Stunden 16 Minuten um eine Achſe drehet, die mit der Ebene ſeiner Bahn einen Winkel von 60 Graden bildet, ſo daß ſeine Schiefe der Ekliptik 30° beträgt. Seine Tage ſind alſo beinahe ſo lang wie die des Jupiter, aber ſein Jahr dauert $29\frac{1}{2}$ unſerer Jahre. Dieſe ſchnelle Rotation hat auch eine große Abplattung an ſeinen beiden Polen zur Folge, die nahe den 11. Theil des Durchmeſſers (17258 Meilen) beträgt, alſo faſt 1560 Meilen. — S. iſt, wie Jupiter, von einer ſehr dichten Atmoſphäre eingehüllt. An ihm bemerkt man nämlich ſtreifenartig gefaltete Wolkenbildungen, deren Züge den Planeten wie Gürtel umgeben, und da öfters ſelbſt ſein Umriß merkwürdigen und augenfälligen Veränderungen unterworfen ſcheint, ſo darf man auch bei S. vorausſetzen, daß ſeine Oberfläche noch größtentheils von einem flüſſigen Elemente umſtrömt ſei. — Das Merkwürdigſte nun, das S. unſeren Blicken darbietet und was man am Himmel nirgends weiter antrifft, iſt ſein ihn frei umſchwebender großer Ring, den Galilei zuerſt entdeckte. Eine genauere Betrachtung hat gelehrt, daß dieſes Ring-

Digitized by Google

gewölbe eigentlich doppelt sei, d. h. daß es aus zwei solchen Zonen bestehe, davon die äußere eben so frei und in unverrückbarer Stellung um die etwas breitere innere schwebt, als die innere um die Kugel des Planeten. Das Verhältniß der Größen und des wechselseitigen Abstandes ist folgendes. Der Halbmesser des an seinen Polen sehr stark abgeplatteten Planeten beträgt 8681 Meilen. Dann findet sich, wenn man in der Ebene des Äquators fortgeht, in einem Abstande von 5700 Meilen von der Oberfläche des Planeten zuerst das innere Ringgewölbe. Dieses ist 3935 Meilen breit, zugleich aber so dünn, daß seine ganze Dicke nur etwa 113 Meilen ausmacht und eben diese schmale Seite oder Schneide des Ringgürtels ist dem Planeten zugewendet, die breite Fläche liegt in der Ebene des Äquators selbst, ist mithin nach den Polen gerichtet. Von dem äußern Saume des innern Gewölbes hinaufwärts folgt abermals ein Zwischenraum von 568 Meilen, dann kommt der äußere Gürtel, der 1379 Meilen breit ist, zugleich aber auch nicht dicker als der innere. Er steht fast genau in derselben Lage, als der innere; beide Ebenen sind nach Schröter's Beobachtungen nur wenige Grade gegen einander geneigt. Über die Oberfläche des Ringes ragen, sowohl an der obern als an der untern Seite, ganz mächtige Unebenheiten oder Berge hervor. Gewöhnlich ist an derselben Stelle, wo sich oben eine solche Erhöhung zeigt, auch nach unten hin eine zu bemerken, so daß diese Unebenheiten wie kleine Planeten oder Mondkugeln in die übrige Ringmasse eingeschlossen sind. Bei einigen beträgt der Durchmesser von oben nach unten über 700 Meilen; die Berge ragen deßhalb zum Theil gegen 300 Meilen hoch über die Oberfläche hervor. Der Ring des S. zeigt sich in viel hellerm Lichte, als sein eigentlicher Planetenkörper, woraus man schließt, daß jener von einer viel dichtern Masse sei, als dieser. Da der Ring in der Ebene des Äquators um den S. herschwebt und diese Ebene gegen die der Saturnsbahn um 31 Grad geneigt ist, so geschieht es, daß wir von der Erde aus an zwei Stellen der Saturnsbahn, in welchen der Planet jetzt den einen, dann den andern Pol uns zuwendet, das Ringgewölbe in seiner Breite erblicken und sein freies Herumschweben um den S. bemerken können. An zwei anderen Stellen der Bahn jedoch sehen wir nur die schmale Seite oder die Schneide des Ringes, welche verhältnißmäßig so klein ist, daß sie nur noch durch sehr gute Fernröhre bemerkt werden kann, während für geringere der Ring ganz verschwunden ist. Die beiden Stellen, wo der Ring am Deutlichsten und Schönsten gesehen wird, fallen in die Sternbilder des Stiers und des Skorpions. Wenn dagegen S. im Sternbilde des Löwen und gegen die Grenze des Wassermanns hin gesehen wird, dann ist der Ring schwer oder gar nicht zu bemerken. Das Ringgewölbe des S. ist den Saturnusbewohnern kein Freude bringender Begleiter; denn er ist nur in den mittleren Äquatorialgegenden zu sehen, erscheint aber auch da nicht bei Nacht, sondern nur am Tage oder kurz nach Sonnenunter- und vor Sonnenaufgang, und zwar auch dieses meist nur im Sommer, nicht im Winter. Denn bei Nacht ist auch er von seiner Planetenkugel beschattet und im Winter, statt sie zu beleuchten, wirft er vielmehr auf jene Hälfte des S., welche nun von der Sonne abgewendet ist, einen Schatten, der eine Fläche von etlichen Millionen Quadratmeilen, zum Theil fast 15 Erdenjahre lang bedeckt und hier ein ungleich furchtbareres Dunkel, so wie eine ungleich strengere Kälte bewirken muß, als die nur wenig Monate andauernde Winterpolarnacht unserer Erde. Das Ringgewölbe soll, nach Schröter's Beobachtungen, unverrückt und unbeweglich feststehen, so daß es nur im Verlaufe des langen Saturnusjahres einmal in Beziehung auf die Sonne sich im Kreise dreht. Nach der Angabe anderer Astronomen, welche jedoch den S. nicht so lange und mit so mühsamer Genauigkeit beobachtet hatten als Schröter, soll es dagegen in etwa 10 Stunden 32 Minuten einmal rotiren. — S. hat außer dem Ringe noch 7 Monde, von denen der sechste, als der größte, noch den Mars übertrifft und 1655 von Huyghens, der fünfte und

siebente erst 1672, der dritte und vierte 1684 von Dom. Cassini, der erste und zweite endlich 1789 von Herschel entdeckt wurden; alle 7 können, da sie nur klein und lichtschwach sind, blos durch ausgezeichnet gute Fernröhre wahrgenommen werden. Sie sind im Mittel 26580, 34060, 42220, 54090, 75540, 175130 und 510440 deutsche Meilen vom Mittelpunkte der Saturnskugel entfernt, und drehen sich um diese in $22\frac{1}{2}$ Stunden, $1\frac{3}{8}$, $1\frac{7}{8}$, $2\frac{3}{10}$, $4\frac{1}{5}$, $15\frac{11}{30}$ und $79\frac{2}{15}$ Tagen. Ihre absolute Größe läßt sich durch Messungen nicht scharf bestimmen; nach Schröter sind die Durchmesser des dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten Mondes 142, 142, 360, 1046 und 618 Meilen groß. — Die Astronomen bezeichnen den S. durch ♄. 13.

Saturnalien, ein altitalisches Fest zum Andenken an das goldene Zeitalter unter der Herrschaft des Saturnus, wurde im Jahre Roms 238 eingeführt und anfangs an einem einzigen Tage (den 17. Dec.) gefeiert. Später fügte Cäsar, oder nach Anderen Augustus, noch 2 Tage hinzu und Caligula dehnte es sogar auf 5 Tage aus, so daß es vom 17.—21., nach Anderen bis zum 23. Dec. dauerte. Zur Erinnerung an die anfängliche Gleichheit und Verbrüderung der Menschen herrschte an diesem Tage eine zügellose Freiheit durch alle Stände. Es fing damit an, daß man die Bildsäule des Saturnus von den wollenen Binden, welche um die Füße des Gottes geschlungen waren, befreite und in seinen Tempeln Wachskerzen anzündete. Alle Privat- und öffentlichen Geschäfte wurden unterlassen, keine Todesstrafe verhängt und alle Trauer aufgehoben; überhaupt überließ man sich unbeschränkter Fröhlichkeit und Heiterkeit. Die Sklaven spielten die Herren, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, purpurbesetzten Rock und die weiße Toga und wurden bei Tische von ihren Herren bedient, welche, wenn sie Fehler begingen, sich mehreren lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Der Zuruf der sich Begegnenden war: „Io Saturnalia! bona Saturnalia!“ In den letzten Tagen des Festes schickte man sich Geschenke zu, vorzüglich kleine Götterbilder, Sigilla, woher auch diese Tage Sigillaria hießen — eine Sitte, von der sich ohne Zweifel unsere jetzigen Weihnachtsgeschenke herschreiben. 11.

Saturninus, s. Gnosis.

Satyr (σάτυρος, dor. τίτυρος) bezeichnet in der nachhomerischen Mythologie eine Classe ländlicher Gottheiten, deren Eltern Mercur und die Nymphe Iphthime, nach Anderen Bacchus und die Najade Nicäa waren. Sie liebten die Wollust und Musik und erschienen im Gefolge des Bacchus als dessen Gespielen; Silen (s. d. Art.) war ihr Anführer, jedoch durch sein Alter von ihnen verschieden. Sie stehen zwischen der Thierwelt und der Menschenbildung mitten inne und werden mit Schwanz und spitzigen Ohren dargestellt, von den Späteren auch durch Ziegenfüße und Hörner den Panen gleichgemacht. Ihre thierische Bildung zeigt sich auch durch hervorstehende Augenknochen, zottiges Haar, vorzüglich am Barte, und hängende Wammen unter den Ohren. Zuweilen aber werden sie der Menschenwelt näher gestellt, indem sie sich blos durch ihre plumpe Gestalt und ihre nur sinnliche Begierden und wollüstigen Genuß ausdrückenden Mienen von den Menschen unterschieden. Die Idee der Satyre entlehnte man vermuthlich von den rohen und wilden Menschen, die in den Wäldern lebten und mit Fellen bekleidet waren. In das Gefolge des Bacchus wurden sie aufgenommen, weil sie die Gottheiten des Weinbaues waren und weil durch den Wein der Geschlechtstrieb erhöht wurde. In dem satyrischen Drama, welches später von der Tragödie gesondert wurde, spielen sie die Hauptrollen. 11.

Satyre nennt man diejenige Art des Lehrgedichtes, welche in ernstem oder launigem Spotte die Thorheiten, Mißbräuche, Schwächen, Vorurtheile oder Laster ganzer Stände, Corporationen, Städte, Staaten und Zeitalter darstellt. Obgleich sie aber zur Verstärkung des Eindrucks und zu größerer Versinnlichung ihrer

Gegenſtandes ſtets eine einzelne Perſon wählt, welche ſie gleichſam als den Repräſentanten der Thorheiten ſeines Standes oder Zeitalters hinſtellt, ſo darf dieſe Perſon doch keineswegs der Wirklichkeit ſelbſt entnommen ſein, ſondern ſie muß bis auf den Namen nur als ein Geſchöpf der Einbildungskraft des Dichters angehören, an dem er die fehlerhaften Eigenſchaften gewiſſer Menſchenclaſſen zu einer harmoniſchen Einheit mit innerer poetiſcher Wahrheit verbindet. Um dieſen Zweck erreichen zu können, muß der Dichter einen hohen Grad von Scharfblick in Beobachtung der Fehler und Schwächen des menſchlichen Herzens überhaupt und der Individuen im Beſondern beſitzen, er muß ſich mit den Sitten der Zeit und Menſchen, die er ſchildert, genau vertraut gemacht haben, ein feines und lebhaftes Gefühl zeigen, um ſeine Schilderungen nicht in unwürdige Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft zu verlegen und das Laſter in ſeiner ganzen Verwerflichkeit oder die Thorheit in ihrer vollen Lächerlichkeit darzuſtellen, wobei ihn eine eigenthümliche angeborene Laune und ein treffender Witz unterſtützen müſſen. Die Gegenſtände der ernſten S. ſind alle groben Vergehungen gegen die Sittlichkeit, welche das Wohl der Menſchheit im Ganzen oder einzelner Menſchen untergraben, die der ſcherzenden hingegen ſind alle Verſtöße gegen den Wohlſtand und die feine Sitte, welche mehr Lachen als Abſcheu erregen. Die Form, in welcher die S. vorgetragen werden kann, erlaubt große Willkühr, da man ſie in Briefe, Erzählungen, Geſpräche, Schauſpiele, Lieder, Fabeln und Heldengedichte einkleiden darf; jedoch bedient man ſich dazu am Gewöhnlichſten der didaktiſchen Form. Die Alten gebrauchten als Versmaß der S. den Hexameter oder Jambus, Neuere dagegen entweder den eilffüßigen (Alexandriner) oder den fünffüßigen Jambus und zwar bald gereimt, bald reimlos. Das Wort S. ſelbſt iſt von lanx satura abzuleiten, einer Schüſſel oder einem Korbe mit allerlei Früchten, im bildlichen Sinne ein Gemiſch von Reden über allerlei Gegenſtände und die erſten Satyren mögen wohl ſolche poetiſche Potpourris geweſen ſein; es läßt ſich aber nicht beweiſen, daß der Begriff eines höhniſch lächelnden Satyrs in ſpäterer Zeit die beſondere Bedeutung der Dichtungsart nicht beſtimmt haben ſolle, zumal da die Worte ganz gleichklingend ſind. Den Griechen war zwar die S. im ſpätern Sinne des Wortes unbekannt, doch gehören in gewiſſer Beziehung Ariſtophanes, Archilochus, Hipponax und Simonides hierher. Erſt unter den Römern fand ſie ihren Urſprung und Pflege durch Pacuvius, Ennius, Nävius, Lucilius, ihre höchſte Ausbildung durch Horaz (in den Sermonen), Juvenal und Perſius. Unter den ſatyriſchen Dichtern der neueren Völkern zeichneten ſich bei den Italienern: Arioſto, Alamanni, Salvator Roſa, Menzini, Dotti, Gozzi und Alfieri aus; bei den Spaniern: Cervantes, Quevedo und Saavedra; bei den Franzoſen: Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern: Pope, Swift, Young, Churchill, Johnſon und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen: Kraſicky; bei den Deutſchen: der Verfaſſer des Reineke Fuchs, Seb. Brand, Murner, Ulrich von Hutten, Fiſchart, Rollenhagen, Lauremberg, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stollberg, Käſtner, Pfeffel, Lichtenberg, Falk, Wieland und Tieck. — Nicht zu verwechſeln mit der S. iſt das Drama satyricum (Satyrſpiel) der Griechen, welches in einer ſeltenen Miſchung des tragiſchen Elementes mit dem komiſchen beſtand. Es wurde als Nach- oder Zwiſchenſpiel gebraucht, hatte einen niedrig-komiſchen Charakter und würde von Pratinas erfunden. Wir beſitzen in den Cyklopen des Euripides nur noch ein Beiſpiel davon. 81.

Satz, lat. propositio, enunciatio; franz. thèse, proposition; engl. thesis, bezeichnet in der Grammatik das ſprachlich ausgedrückte **Urtheil** (ſ. d. Art.). Seine nothwendigen Beſtandtheile ſind das **Subject**, der Gegenſtand, von welchem das Urtheil ausgeſprochen wird, und das **Prädicat**, dasjenige, was davon geſagt wird (Substantivum und Verbum), wozu dann noch eine Menge nöthiger Beſtimmungen treten können. Die Sätze ſind im Allgemeinen entweder

einfache oder zusammengesetzte, letztere, wenn durch eingeschobene oder abhängig gemachte andere Sätze der ursprünglich einfache S. sich erweitert; im Besondern coordinirte und subordinirte Sätze, Haupt- und Nebensätze, Zwischensätze, abhängige Sätze, Vorder- und Nachsätze, und nach dem Inhalte relative, correlative, Bedingungs-, Erklärungs-, disjunctive ꝛc. Sätze. — In der Musik ist S. theils gleichbedeutend mit Composition und man spricht dann von einer Kunst des Satzes, Lehre vom Satze, theils versteht man darunter ein in sich abgeschlossenes größeres oder kleineres Tonstück ohne Berücksichtigung seines etwaigen Zusammenhanges mit einem andern. Auch nennt man so die einzelnen Theile eines Concerts, einer Symphonie ꝛc. und spricht endlich von einem 2, 3, 4 oder mehrstimmigen Satze, wenn man die Art harmonischer Ausarbeitung eines Musikstücks näher bestimmen will (vergl. d. Artt. Composition und Harmonie). 9. 29.

Satzbohrer heißen in der Bergwerkssprache drei zusammengehörige Erdbohrer, die zu den zweimännigen gehören und zum völligen Ausbohren eines Loches nöthig sind. Den ersten nennt man den Anfangs-, den zweiten den Mittel- und den dritten den Abbohrer. 26.

Sau, Save, lat. Savus, ein Nebenfluß der Donau, hat ihre Quellen im laibacher Kreise des Königreichs Illyrien, in der Nähe von Weissenfels, nordwestvom Berge Terglou, 2485 Fuß über dem Meeresspiegel. In südwestlicher Richtung, die sie unter vielfachen Krümmungen bis zu ihrer Mündung beibehält, und ziemlich parallel mit der Drau durchströmt sie den genannten Kreis und bildet nach ihrem Austritte aus demselben die Grenze zwischen Steyermark, Kroatien und Illyrien. Oberhalb Agram geht sie nach Kroatien über, macht aber später die Grenzscheide zwischen Bosnien und Servien eines Theils und der kroatischen und slavonischen Militairgrenze andern Theils und vereinigt sich zwischen Semlin und Belgrad mit der Donau. Sie ist 100 (nach Anderen 140) Meilen lang, erreicht eine Breite von 150 Fuß (nach anderen Angaben bei der Mündung 200) und wird unterhalb Laibach für kleinere Fahrzeuge schiffbar. Ihre Ufer sind bald bergig und steil und mit Wald besetzt, bald abfallend und flach und dann nicht selten von Sümpfen und Moräſten umgeben. Ihr Areal umfaßt 900 □ Meilen. 35.

Sauerbrunnen oder **Säuerlinge** heißen diejenigen Mineralwasser, deren Hauptbestandtheil kohlensaures Gas ist. Sie haben einen lieblichen, stechenden Geschmack und mousſiren, wenn man ihnen Zucker oder Wein beimischt. Wird ihr Wasser frei an die Luft gesetzt, so versliegt allmählig das kohlensaure Gas und es verliert seine Kraft. Die bekanntesten S. Deutschlands sind in Selters, Fachingen, Salzbrunn, Eger und Bilin. 35.

Sauerkleesalz, s. Bitterkleesalz.

Sauerländisches Gebirge, eine Fortsetzung des Westerwaldes, dehnt sich in einer Länge von 23 Meilen und einer Breite von 2—4 Meilen zwischen Mönne, Eder, Ruhr und Sieg in dem preußischen Regierungsbezirke Arensberg und dem südöstlichen Theile der Provinz Cleve-Berg aus und zerfällt in das Rothhaar- oder Rothlagergebirge und das eigentliche Sauerland (Süderland?). Jenes, der östliche Theil, ist der höchste und waldigste Strich, hat einen zusammenhängenden Hauptrücken und heißt in seinen beiden Hauptzweigen Arensberger Wald und Lennepgebirge (Astenberg, 2625 Fuß; der hohe Berg in seinem Felsengipfel, dem Bornstein, 2242 Fuß hoch), auf welchem letztern das Felsenmeer, eine Gegend voller Felsenblöcke, Klippen und Steintrümmern (im Kreise Iserlohn) merkwürdig ist; dieses, das eigentliche Sauerland, westlich an das Rothhaargebirge stoßend, ist weit zerrissener als das letztere, hat tief eingespülte, enge felsige Thäler und fällt in vielen krumm laufenden Zweigen 1½ Meilen vom Rheine in völlige Ebene ab. Bekanntlich bilden die Thäler des sauerländischen Gebirges einen der industrie-

reichsten Striche Preußens und wir erinnern nur an die Städte Iserlohn, Altena, Lüdenscheid, Hagen und die Emperstraße, Schwelm u. a. m. Durch einen hohen fast waldlosen Rücken steht das sauerländische Gebirge mit der Egge in Verbindung. 15.

Sauerstoff, Lebensluft, dephlogistisirte Luft, lat. oxygenium; franz. oxygène; engl. oxygen, ist eine farb-, geruch- und geschmacklose Luftart, in der Atmosphäre enthalten, dient zum Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen als nothwendigstes Mittel, ist ein Bestandtheil des Wassers und der meisten anderen Körper und unterhält die Flamme. In der Chemie hat der S., weil er sich mit allen einfachen Körpern verbindet und mit ihnen die verschiedenartigsten Veränderungen hervorbringt, wichtigen Einfluß auf die verschiedenen Systeme und Theorien in dieser Wissenschaft gehabt. S. kann aus dem Braunsteinerz, aus Queckſilberoxyd, am reinsten aber aus chlorsaurem Kali bereitet werden, ist ein wenig schwerer als atmosphärische Luft, erhält das Brennen viel lebhafter als dieselbe, ein glühender Spahn bricht darin in Flamme aus, Schwefel brennt darin mit schöner blauer Flamme, Phosphor mit blendendem Sonnenlichte. S. wurde von Priestley und Scheele 1774 fast zu gleicher Zeit entdeckt. 5.

Saugwerk, s. Pumpe.

Saul, erster König in Israel, in einer angesehenen Familie des Stammes Benjamin geboren, ward wegen seiner ansehnlichen Körpergestalt von Samuel zum Könige gesalbt (1095 v. Chr.), als dieser den Bitten des Volkes nicht mehr widerstehen konnte, weil er in ihm vermuthlich ein gehorsames Werkzeug eigener Herrschaft zu finden glaubte. S. war so davon überrascht, daß er sich während der Bestätigung seiner Wahl auf der Volksversammlung zu Mizpa versteckt hatte, trat auch, da ein Theil des Volkes ihn nicht anerkennen wollte, in den Privatstand zurück, bis er bei einem Einfalle der Ammoniter sich an die Spitze des Volkes stellte und den Feind zurückschlug. Nun ward er zu Gilgal öffentlich als König anerkannt, schuf ein bedeutendes Heer und machte sich den Nachbarvölkern furchtbar; da er aber sich nicht nach Samuel's Willen richtete, entzweite sich dieser gänzlich mit ihm und wählte ins Geheim den David (s. d. Art.) zum Könige. S. dagegen verfiel in tiefe Schwermuth und so ward der im Harfenspiele geübte David an seinen Hof gezogen, um ihn zu zerstreuen. Die Heldenthaten jedoch, die David verrichtete und die ihm die Gunst des Volkes erwarben, machten S. argwöhnisch, David mußte sich flüchten und wurde, zumal da sich ein Anhang für ihn gebildet hatte, von S. auf das Heftigste verfolgt, bis dieser endlich in einer unglücklichen Schlacht gegen die Philister sich selbst in sein Schwert stürzte (1055 v. Chr.). 37.

Saunderson (spr. Sahnders'n) (Nicolai), ein blinder Mathematiker, geb. 1682 zu Thurleston in Yorkshire, verlor in seinem ersten Lebensjahre das Gesicht durch die Pocken, lernte aber trotz diesem die lateinische, griechische und französische Sprache sehr gut. Besonders aber brachte er es im Rechnen, in der Geometrie und Algebra so weit, daß er seit 1707 zu Cambridge, wo er studirt hatte, die Mathematik mit Beifall lehrte. Dabei waren sein Gehör und Gefühl außerordentlich scharf und fein. Jede, auch die geringste, Veränderung in der Atmosphäre empfand er und eben so konnte er ächte von unächten Münzen unterscheiden. Die Größe eines Zimmers so wie ein $\frac{1}{5}$ von einem Tone konnte er aus dem Schalle beurtheilen. Er starb zu Borforth den 19. April 1739. Seine „Elementa Algebraica etc." (Cambridge 1740) werden allgemein geschätzt. 26.

Saurau (Franz, Graf), kaiserlich königlicher oberster Kanzler und Minister des Innern, geb. zu Wien am 19. Sept. 1760, wurde von Jesuiten erzogen und später im Theresianum zu Wien gebildet. Er ward als Kreiscommissair zu Traiskirchen (seit 1786) Joseph's II. vortheilhaft bekannt, der ihn rasch zum Stadthauptmann in Prag und Wien beförderte (1788—1790), war als Hofmarschall 1799

Digitized by Google

mit bei der Kaiſerwahl Leopold's II., worauf ihn der Miniſter, Franz Thugut, ſich zum Beiſtande in der inneren Verwaltung erkor und ſchnell zum Regierungspräſidenten in Wien 1794 und zum Finanz- und Polizeiminiſter erhob. Er mußte aber, als Thugut aus dem Miniſterium trat, das Miniſterium verlaſſen, ging als Botſchafter zur Krönung Alexander's nach Moskau und von da nach Petersburg. Seine Feinde in Wien verfolgten ihn aber auch hier; als Vorwand diente die für Öſtreich ungünſtige Wendung des deutſchen Entſchädigungsgeſchäfts; er ward 1803 zurückberufen und erhielt die unbedeutende Stelle als Landmarſchall der öſtreichiſchen Stände. 1805 ward er Hofcommiſſair in Steiermark, organiſirte 1806 mit dem Erzherzoge Johann eifrig die Landwehren in Inneröſtreich und begleitete 1809 die Armee nach Italien und auf ihrem Rückzuge nach Ungarn. Zu Ende deſſelben Jahres ward er wieder Regierungspräſident zu Wien, jedoch mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederöſtreich, und machte ſich 1813 um die Rüſtungen zum Befreiungskriege ungemein verdient; erhielt 1814 und 1815 nach einander die Beſtimmung als Botſchafter in Spanien, als Hofcommiſſair bei Bianchi's Armee in Neapel, welche Murat's Herrſchaft ein Ende machte, ferner in den Legationen, in Parma beim römiſchen Stuhle, darauf als Gouverneur in Mailand, ward 1817 als oberſter Kanzler und Miniſter des Innern nach Wien berufen, ging aber nach 50jährigem Dienſte auf ſeinen Wunſch als Botſchafter nach Florenz und ſtarb dort am 19. Juni 1832. Er war einer der vorzüglichſten Miniſter Öſtreichs in der neuern Zeit, ein Mann von hellem Verſtande, uneigennützig, glühend für Wiſſenſchaft und Kunſt, ein Verächter des Kaſtengeiſtes und der Standesvorurtheile und ein offener Feind des fanatiſchen Pfaffenthums. Er war in den römiſchen Claſſikern zu Hauſe und blieb in der Literatur keines Zeitalters und keines Volkes fremd; umfaßte die ernſten Wiſſenſchaften und alles Induſtrielle und Polytechniſche mit der größten Wärme. Gelehrte und Künſtler waren ſeine liebſte Geſellſchaft. 25.

Saurin (ſpr. Soräng) (Jacques), einer der berühmteſten franzöſiſch-reformirten Kanzelredner, wurde zu Nismes im Jahre 1677 geboren und widmete ſich in Genf, wohin er nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) mit ſeiner Familie ausgewandert war, mit vorzüglichem Erfolge den Wiſſenſchaften, nahm aber, 17 Jahre alt, Kriegsdienſte in dem engliſchen Hülfsheere unter dem Herzoge von Savoyen und machte mehrere Feldzüge gegen Frankreich mit. 1696 nach Genf zurückgekehrt widmete er ſich von Neuem den Studien und namentlich der Theologie, ging 1700 nach Holland und England, wo er in London mit großem Beifalle predigte, und ward darauf, nachdem er längere Zeit in Holland eine Hauskaplanſtelle verwaltet hatte, Prediger der franzöſiſchen Reformirten im Haag. Mit einem impoſanten Äußern und einer ſonoren Stimme begabt riß er durch ſeinen begeiſterten Vortrag hin und ſammelte immer ein glänzendes Auditorium um ſich. Auch war er durch Gelehrſamkeit wie durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Seine letzten Lebenstage aber wurden durch Streitigkeiten getrübt, in welche ihn ſeine Neider verwickelten. Er ſtarb am 30. Dec. 1730. — Die pariſer Homiletiker haben zwar an S.'s style refugié, wie ſie ihn nennen, und noch mehr an ſeinen heftigen Declamationen gegen Ludwig XIV. viel Ärgerniß genommen; auch iſt er in der That von Fehlern nicht frei, wie man namentlich aus ſeiner Predigt „Sur le compte des jours" erſieht, die eine ſonderbare ſtatiſtiſche Berechnung der Sterblichkeit ſeines Auditorium enthält: allein dieſe kleinen Fehler werden weit durch große Tugenden aufgewogen. Folgende ſeiner Reden werden für die beſten gehalten: „Sur les tourmens de l'enfer"; „Sur la sagesse de Salomon"; „Sur le renvoi de la conversion"; „Sur les profondeurs divines". Geſammelt erſchienen ſeine geſammten Predigten unter dem Titel: „Sermons sur divers textes de l'écriture sainte par Jacques Saurin" (à la Haye 1749.

10 Voll. 8.). Sie wurden in mehrere Sprachen überſetzt und haben im Deutſchen an Jakob Heyer („Saurin's Predigten über die Leidensgeſchichte", 4. Aufl. Leipz. 1772) einen trefflichen Bearbeiter gefunden. Auch hat man von S. mehrere andere weniger bekannt gewordene theologiſche Werke, z. B. „Discours sur la bible", welche von Ch. L. Beauſobre und Roques fortgeſetzt und von Rambach ins Deutſche überſetzt worden ſind. 63.

Sauſſure (ſpr. Soſſühr) (Horace Benedict de), ein berühmter Naturforſcher, geb. zu Conches bei Genf 1740. Früh ſchon für die Eindrücke der Natur empfänglich ſtudirte er in ſeiner Vaterſtadt die Naturwiſſenſchaften und erhielt daſelbſt ſchon in ſeinem 22. Jahre die Profeſſur der Philoſophie, welche Stelle er bis 1786 mit vielem Ruhme begleitete. In den letzten Jahren ſeines Lebens nahm er vielen Antheil an der neuen Geſetzgebung ſeines Vaterlandes, ward Mitglied des Rathes der Zweihundert und 1795 Profeſſor der Naturgeſchichte zu Paris, kehrte jedoch ſpäter wieder nach Genf zurück und ſtarb daſelbſt den 22. Jan. 1799. Die Naturkunde in allen ihren Theilen, beſonders aber Phyſik, Botanik, Mineralogie und Geologie verdanken ihm viel Neues. Er machte viele naturhiſtoriſche Reiſen durch Frankreich, die Schweitz, Italien, England und Holland, beſuchte die vulcaniſchen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne, unterſuchte die Eiſenminen auf Elba, beſtieg mit Sir Hamilton den Veſuv und maß die Höhe des Ätna. Auch unterſuchte er die Eisfelder von Chamouni und bereiſte 1779 ſchon zum vierzehnten Male die Alpen, welche er von acht Seiten beſtiegen hatte. Im Jahre 1787 war er auf der Spitze des Montblanc, deſſen Höhe er nach barometriſchen Beobachtungen maß. Er entdeckte mehrere Gattungen Mooſe und bewies die Wiedererzeugungskraft der Infuſionsthierchen. Seiner großen Geſchicklichkeit verdanken wir die Erfindung neuer Inſtrumente zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, z. B. eines Elektrometers, eines Hygrometers, Diophanometers, Heliothermometers, Cyanometers, Atmometers und eines Anemometers. Er war der Stifter der Geſellſchaft der Künſte, welcher Genf in den letzten 30 Jahren den Flor ſeiner Fabriken verdankt, und blieb Präſident derſelben bis an ſeinen Tod. Die Vereinigung Genfs mit der franzöſiſchen Republik erhob ihn zum Deputirten der Nationalverſammlung, doch verlor er dabei den größten Theil ſeines Vermögens. Als Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft in Genf lieferte er viele Journalaufſätze; auch war er Mitglied vieler auswärtigen gelehrten Geſellſchaften. Ausgezeichnete Schriften von ihm ſind ſeine „Essais sur l'hygrométrie" (Genèv. 1783. Deutſch von Titius, Leipz. 1784); „Voyages dans les Alpes" (Genèv. 1779—1796. 4 Voll. 4. Deutſch von Wyttenbach, Leipz. 1781—1788). 26.

Sauvages de la Croix (ſpr. Sowahſch d'la Croa) (François Boiſſier de), berühmter Arzt, wurde zu Alais am 12. Mai 1706 geboren, ſtudirte die Medicin zu Montpellier und wurde 1726 Doctor. Bei ſeinem Aufenthalte zu Paris (1730) faßte er die erſte Idee zu ſeinem berühmten Werke („Nosologia methodica"), einer Claſſification der Krankheiten nach ihren hervorſtechendſten Symptomen, von dem bereits im Jahre 1731 ein erſter Entwurf erſchien, der ſchon ſolchen Beifall fand, daß S. nach einigen Jahren (1734) eine Profeſſur zu Montpellier zu Theil wurde. Hierdurch ermuntert arbeitete S. ſein Werk weiter aus und ließ es unter dem Titel: „Pathologia methodica" erſcheinen, bis es endlich 1763 ſehr vermehrt unter obigem Titel in 5 Theilen herauskam und ſich des größten Beifalls der Ärzte eine lange Zeit hindurch erfreute. Außer der Claſſification der Krankheiten beſchäftigte ihn eben ſo ſehr die Claſſification der Pflanzen. Er gab eine „Methodus foliorum" heraus, in welcher er die Pflanzen nach den Blättern ordnete, und wurde 1752 deßwegen auch zum Profeſſor der Botanik ernannt. Außer dieſen Schriften hat er noch eine Menge Diſſertationen verfaßt. So ſtand

S. im Rufe eines der berühmteſten gelehrten Ärzte ſeiner Zeit und vermehrte um Vieles den Glanz der berühmten Univerſität, an der er angeſtellt war. Er ſtarb am 19. Febr. 1767. — Seine kleineren Werke erſchienen unter dem Titel: „Chefs d'oeuvres de Sauvages de la Croix" (Leyd. 1771. 2 Voll. 12.). 39.

Sauveur (ſpr. Sovöhr) (Joſeph), ein berühmter Mathematiker, geb. zu la Flèche 1653, hatte ein bewundernswürdiges Talent zur Mathematik und Mechanik, ward 1686 Profeſſor der Mathematik am königlichen Collegium in Paris, 1696 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und ſtarb den 9. Juli 1716. Die Memoiren der Akademie beſitzen viele gehaltreiche Abhandlungen von ihm. Unter Anderm bearbeitete er ein neues Lehrgebäude der Muſik und führte zuerſt das Wort „Akuſtik" ein zur Bezeichnung der Theorie der Töne und ihrer Eigenſchaften. Auch ſind ſeine Unterſuchungen in der phyſikaliſchen und mathematiſchen Klanglehre von nicht unbedeutender Wichtigkeit. Er zeichnete die Charten von den Seeküſten Frankreichs, welche den erſten Band des franzöſiſchen Seeatlas (Neptune français) ausmachen. 26.

Savannen, ſ. Nordamerikaniſcher Freiſtaat.

Savary (Anne Jean Marie René), Herzog von Rovigo, geb. 1774 zu Maro, einem Dorfe in der Champagne, trat 1789 in das Regiment Royal-Normandie und ſtand 1792 unter den Befehlen des Generals Cuſtine, deſſen Niederlage und Tod S. die Gefahr brachte, als Royaliſt ergriffen zu werden. Vorſichtig verließ er daher ſein Regiment, begab ſich zu Deſaix bei der Avantgarde, wurde Ordonnanzofficier im Hauptquartiere und zog durch ſeine erſte Waffenthat bei Belheim und Hagenau die Aufmerkſamkeit des Generals Pichegru auf ſich. Bald darauf ward er kurze Zeit abwechſelnd Adjutant des Generals Ferino, war mit Deſaix bei der Blokade von Mainz und ſpäter beim Generalſtabe Pichegru's. Als Capitain ging S. mit Moreau 1796 über den Rhein, wurde Bataillonschef und begleitete nach dem Waffenſtillſtande, welcher auf die Präliminarien von Leoben 1797 folgte, als Adjutant den General Deſaix nach Paris. In derſelben Charge ging S. 1798 mit Deſaix nach Ägypten und wohnte nach ſeiner Rückkehr der Schlacht bei Marengo (den 14. Juni 1800) bei. Nun folgte er Napoleon nach Mailand, wurde von ihm zu ſeinem Generaladjutanten ernannt und führte die wichtigſten Sendungen mit ſeltener Gewandtheit und Schlauheit glücklich aus. Bei der Entdeckung der Verſchwörung der royaliſtiſchen Georges Cadoudal und Pichegru im Jahre 1804 erſcheint er überall thätig mit geheimen Aufträgen Napoleon's, beſonders bei der Gefangennehmung und Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Den 1. Febr. 1805 von Napoleon zum Diviſionsgeneral befördert folgte er demſelben gegen Öſtreich und zeigte ſich auch hier als ein kluger Vermittler im ruſſiſch-öſtreichiſchen Hauptquartiere. Darauf wohnte er der Schlacht bei Jena bei, verfolgte mit einem Cavalleriecorps die fliehenden Preußen, drang in Hanover ein und eroberte Hameln (20. Nov. 1806) und Nienburg (25. Nov.). Im Jahre 1807 Commandant des Lannes'ſchen Corps ſiegte er gegen die Ruſſen bei Oſtrolenka. Wegen ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit mit einer Gardebrigade bei Friedland (14. Juni) ward er Herzog von Rovigo und bald auch Gouverneur von Oſtpreußen und dann Geſandter in Petersburg. Im ſpaniſchen Kriege befehligte er 1808 und es gelang ihm, Karl IV. und Ferdinand VII. gegen alle Warnungen ihrer Freunde nach Bayonne zu locken und Napoleon's Gewaltſtreichen zu überliefern. Nach der Zuſammenkunft Napoleon's mit Alexander in Erfurt, bei welcher er zugegen war, eilte er wieder zu ſeinem Commando in Madrid. Im öſtreichiſch-franzöſiſchen Kriege 1809 war er wieder bei Napoleon, zeichnete ſich in mehreren Schlachten und durch kühne Unternehmungen aus und erhielt den 3. Juni 1810 nach der Entlaſſung Fouché's das Polizeiminiſterium, in welchem er ſich die Gunſt und das Vertrauen Napoleon's in einem ſolchen Grade erwarb,

daß er trotz der ausgebrochenen Verschwörung des republikanischen Ex-Generals Mallet (den 12. Oct. 1812) seine Stelle bis zur Entthronung Napoleon's behielt. Nach dessen Rückkehr von Elba ward er Pair von Frankreich und Generalinspector der Gensd'armerie. Seinem Gebieter nach Helena zu folgen wurde ihm nicht erlaubt. Nach kurzer Gefangenschaft in Malta floh er 1816 nach Smyrna, ward aber von hier zurückgekehrt 1817 in Grätz gefangen gehalten. Im Jahre 1818 wieder in Smyrna ging er 1819 nach England, von da bald darauf nach Frankreich, wo er, obwohl den 27. Dec. 1819 von dem gegen ihn seit 1816 ausgesprochenen Todesurtheil freigesprochen, ohne Anstellung lebte. Erst die Revolution von 1830 erneuerte seine öffentliche Thätigkeit und im Dec. 1831 sandte ihn Ludwig Philipp als Militaircommandant nach Algier. Der von ihm geforderten Verantwortung überhob ihn kurz nach seiner Zurückberufung von Algier der Tod am 3. Juni 1833. — Seine „Mémoires du duc de Rovigo pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon" (Paris 1828. 8 Bde., deutsch, Leipz. 1828) sollten ihn und Napoleon rechtfertigen, entsprachen aber diesem schon in der Vorrede ausgesprochenen Zwecke wenig und sind als Geschichte seiner Zeit nur mit Vorsicht zu benutzen. Ein von ihm früher erschienenes Fragment aus demselben gegen die Behauptungen des Grafen Las-Cases „Sur la catastrophe de Monseigneur le Duc d'Enghien" (Paris 1823) rief nur Gegenschriften vom General Hulin, Dupin und die Vertheidigung des Ministers Talleyrand hervor, und der Verdacht der vorschnellen Hinrichtung des Prinzen, welcher auf S. lastete, wurde nur zu sehr bestätigt. Auch die Schrift „Mémoire du duc de Rovigo sur la mort de Pichegru, du capitain Wright, de Mr. Bathurst, et sur quelques autres circonstances de sa vie" (Paris 1823) konnte die Makel nicht ganz entfernen, welche den Charackter S.'s in Folge der blinden Ergebenheit, die er Napoleon als dessen geheimster Agent bewies, entstellen. 73.

Savery (Roeland), einer der ausgezeichnetsten niederländischen Landschaftsmaler, geb. zu Courtrai 1576, ein Schüler seines Vaters Jakob S., kam zeitig in die Dienste des Kaisers Rudolph und bereiste auf dessen Befehl Tyrol, wo er zwei Jahre lang die trefflichsten Studien machte. In allen seinen späteren Arbeiten bemerkt man daher eine höchst vollendete Auffassung des Romantischen und Wilden, insbesondere eine seltene Treue in der Darstellung von Wasserfällen und Nadelwaldungen. Die Staffagen, welche meist in (oft heiligen) Personen oder Thieren verschiedener Gattungen, bisweilen auch in Architectur bestehen, sind nicht minder lobenswerth, doch gebührt den von Breughel auf einigen Gemälden ausgeführten vor den eigenen S.'s der Vorzug. Sein Colorit ist, obwohl schwach, doch sehr hell, nur die Ferne bisweilen etwas zu blau, die Zeichnung geistreich und äußerst genau und die Ausführung vollendet. Zehn seiner schönsten Stücke besitzt die wiener Gallerie. — In den letzten Jahren seines Lebens hielt sich S. in seiner Vaterstadt auf, wo er sich mit der Ausbildung seines, obwohl nicht berühmt gewordenen, Neffen Johann S. beschäftigte. Er starb im Jahre 1639. 36.

Savigny (spr. Sawinji) (Friedrich Karl von), einer der verdientesten und ausgezeichnetsten Rechtslehrer, geb. 1779 zu Frankfurt a. M., studirte in Marburg, ward 1800 daselbst Doctor und bereitete sich unter sehr vortheilhaften, vom Glück ihm gewährten äußeren Umständen zum akademischen Lehrer vor. Zu diesem Zwecke bereiste er ganz Deutschland, Frankreich und das obere Italien und kehrte mit reicher Ausbeute nach Marburg zurück, wo er bald Professor der Rechte wurde. Hier schrieb er bereits 1803 sein vortreffliches Werk „Das Recht des Besitzes" (Gießen 1827. 5. Aufl.). 1808 kam er in gleicher Eigenschaft nach Landshut und 1810 nach Berlin, ward 1816 Geheimer Justizrath, 1817 Staatsrath und später auch Mitglied des für die rheinischen Provinzen errichteten Revisionshofes, während seine Vorlesungen, vorzüglich über die Institutionen, verbunden mit der

römischen Rechtsgeschichte und über Pandecten durch Sicherheit, Gründlichkeit und Reinheit des Ausdrucks, so wie durch materiellen Reichthum eine große Zahl von Zuhörern noch anziehen. S. gehört jetzt zu den Führern der sogenannten historischen Schule, obwohl er nicht als Stifter derselben genannt werden kann; inzwischen hat er für sich und die Seinigen diesen Namen anerkannt, sich aber zugleich dadurch in Vortheil zu setzen gesucht, daß er ihr eine angeblich ungeschichtliche Schule gegenüberstellte. Diese Ansichten über die Grundlagen des Rechts, nach welchen dieselben weder in der Willkühr des Menschen als positiver Gesetzgebung, noch in der Gesetzgebung, noch in der Vernunft gefunden werden sollen, hat S. später in der Schrift „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (Berlin 1814), entwickelt, worin er zu zeigen sucht, daß neue Gesetzbücher eigentlich weder nöthig noch möglich seien und daß die vorhandenen, wie das östreichische, französische und preußische, zur allgemeinen Einführung nicht geeignet wären, ja nicht einmal die deutsche Sprache dazu reif sei. Außer diesen, von Vielen widerlegten Ansichten enthält das Werk viele schätzbare, ächt-historische Untersuchungen. Einen Theil derselben hat er seinem größern Werke „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" (Heidelb. 1815—1831. 6 Bde. 2. Aufl. 1834. 1—3. Bd.), einverleibt; einen anderen in seinen Vorlesungen, in der Akademie der Wissenschaften und in Abhandlungen in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft," welche er mit Eichhorn und Göschen zu Berlin seit 1815 erscheinen läßt, niedergelegt. S. besitzt eine seltene Gelehrsamkeit, eine außerordentliche Combinationsgabe und scharfsinnige Kritik, verbunden mit einer ungewöhnlichen Eleganz der Darstellung. Dieß Alles müssen auch Diejenigen anerkennen, welche sich nicht geradezu zur geschichtlichen Schule bekennen. 25.

Savonarola (Hieronymus), der gewaltige florentinische Bußprediger und Reformator, wurde am 21. Sept. 1452 zu Ferrara geboren. Schon als Jüngling ernst und zurückgezogen ließ er sich ohne den Willen seines Vaters am 25. April 1475 im Dominikanerkloster zu Bologna als Novize aufnehmen und that sich hier durch seinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrsamkeit und Klugheit hervor. 1482 ward er Prediger am Kloster San-Marco zu Florenz, ohne zu gefallen, verließ daher die Stelle und ertheilte 6 Jahre lang in verschiedenen Klöstern Unterricht, woraus sein „Compendium logicae" und „Compendium totius philosophiae tam naturalis quam moralis" (Venet. 1542) entstand, welches vereint als „Hieron. Savonarolae universae philosophiae epitome" (zu Wittenberg 1596) gedruckt wurde. Erst seit 1489 gewann er allgemeinen Beifall in Florenz, nachdem er durch Graf Pico de Mirandola wieder in das San-Marcokloster versetzt worden war, zu dessen Prior er bald darauf erwählt ward. Jetzt faßte bald weder der Hörsal, wenn er docirte, noch die Kloster- und Domkirche die Menge gerührter Zuhörer. Mit ungemeinem Erfolge eiferte er gegen die Mißbräuche im öffentlichen und Privatleben der Städte Toscanas; erschreckte oft die Hartnäckigen durch die Offenbarung ihrer geheimsten Sünden und die Vergehen des gemeinen Mannes wie der Fürsten und des Papstes mit gleicher Freimüthigkeit strafend und forderte und verkündete er eine Läuterung der Kirche durch schwere Drangsale. Denn die drei Hauptpunkte, um welche sich seine Besserungsrügen drehten, waren (laut seines eigenen „Compendium revelationum," Venet. 1537): eine Erneuerung der Kirche muß werden; große Strafgerichte wird Gott vorher über ganz Italien herbeiführen müssen; Beides wird bald, wenn gleich Zeit und Stunde sich nicht bestimmen läßt, eintreten. Das Volk von Florenz betrachtete ihn als einen Propheten, die Kraft seiner Rede machte auf dasselbe den größten Eindruck und er ward bei der Wiederherstellung der Republik (1494) die Seele der politisch- und sittlich-reformatorischen Partei, ohne jedoch in das Persönliche der Staatsverwaltung sich einzumischen. Jetzt begann er an eine Reform-

tion der Kirche im Großen zu denken und schrieb deßhalb an Karl VIII., daß er ein freies Concil an einem sichern Orte feierlich nach Gottes, des Herrn, Befehle in Verbindung mit dem Kaiser und den Königen veranstalten sollte, zugleich den Papst Alexander VI. heftig in diesem Briefe angreifend, welcher schnell nach Rom verrathen worden sein muß; denn schon zu Anfange des Jahres 1495 verlangte Alexander VI. durch ein Breve, daß S. vom Einflusse auf Florenz entfernt zu Lucca seine Fastenpredigten halten solle. Die Signoria bewirkte aber, daß der Papst nachgab. Ein freundliches Breve vom 21. Juli 1495 wollte nun den S. nach Rom bescheiden, weil er Zukünftiges verkündige und es göttlicher Offenbarung öffentlich beimesse, worüber der Papst nach seinem Hirtenamte mit ihm in väterlicher Liebe zu reden wünsche. Allein S. entschuldigte sich durch Kränklichkeit und drohende Nachstellungen. Ein drittes Breve vom 16. Oct. 1496 befahl ihm, alles Predigen zu unterlassen, und als dieß nicht geschah, wurde er noch im Oct. 1496, wenn er nicht der Citation nach Rom folge und indeß alles Predigens sich enthalte, mit der Excommunication bedroht; endlich forderte zu Anfange des Jahres 1497 ein päpstliches Schreiben S.'s Auslieferung. Noch aber war die Signoria der Mehrzahl nach für den unglaublich einflußreichen Predigermönch und erst im Mai 1497 wurde jene meist mit Feinden S.'s besetzt. Jetzt (12. Mai) ward die angedrohte Excommunication als gegen einen Ungehorsamen und der Ketzerei Verdächtigen declarirt. Die Wirkung derselben unterbrach nur die Wahl einer für S. wieder günstigen Signoria zwischen dem Juli 1497 und Januar 1498. Mit dem März 1498 trat die neugewählte ein, in welcher 6 gegen ihn heftige leicht über drei laue siegten. S. zog sich nun in sein Kloster zurück, da auch die Signoria ihm alles Predigen untersagte. Noch wagte man sich aber nicht an ihn, da man das Volk fürchtete, welchem S. als ein Glaubensheld, ein Wundermann erschien. Plötzlich erbot sich aber ein Franciskaner, mit S. selbst ins Feuer zu gehen, um durch die übernatürliche Probe gegen ihn zu erweisen, daß seine Reformationsforderungen nicht wahr und die Excommunication gültig sei. S. erklärte zwar, daß, was er durch verständige Gründe genug bewiesen habe, keines Wunderbeweises bedürfe. Dennoch erboten sich zwei seiner Klosterbrüder zu dieser Feuerprobe. Die Obrigkeit ordnete das Schauspiel am 7. April an, wie ein Gottesurtheil. Die Gegner entflammten das Volk. S. selbst war zum Schutze der Seinigen zugegen. Den Dominikanern stritt man ab, daß sie, wie sie verlangten, mit dem Crucifix oder mit einer Hostie in die Flammen gehen dürften. Unter diesen Controversen wurde es Abend. Der Pöbel, welcher ein Spectakel erwartet hatte, lief mißvergnügt davon und die Signoria hielt es nun für die rechte Zeit, das durch S. reformirte Kloster der strengen Predigermönche ein paar Tage nach einander von den Feinden der Staats- und Sittenreform stürmen und endlich S. mit den zwei Ordensbrüdern verhaften zu lassen. Man eilte sie mit Erlaubniß des Papstes zu foltern und nach Verhören zu verurtheilen, die man nicht einmal zu den Acten genommen gefunden hat. Am 23. März 1498 ließ die Signoria das Urtheil, daß alle drei gehängt, verbrannt und als Asche in den Fluß versenkt werden sollten, vollziehen. Bis auf den letzten Augenblick blieb S. mit kräftiger Besonnenheit, ging ohne die mindeste Klage dem Tode entgegen und hob in der Glut noch segnend die Hand empor. Die Urtheile über diesen außerdentlichen Mann waren schon zu seiner Zeit sehr verschieden. Von seinen Freunden als ein Heiliger gepriesen und zum Himmel erhoben, ward er von seinen Feinden als ein Betrüger verschrien und in die tiefste Hölle verdammt, bis in der neusten Zeit erst seine Geschichte ins gehörige Licht gesetzt und er selbst gerecht gewürdigt wurde, in zwei trefflichen Monographien von A. G. Rudelbach „Hieron. Savonarola und seine Zeit" (Hamburg 1835. 8.) und F. K. Meier „Girolamo Savonarola aus großentheils handschriftlichen Quellen dargestellt" (Berlin 1836).

Savoyen, s. Sardinien.

Saxo Grammaticus, auch Longus genannt, einer der größten nordeuropäischen Philologen des XII. Jahrh., stammte von der Insel Seeland, erhielt einen trefflichen Jugendunterricht, beschäftigte sich schon in seiner frühesten Zeit am Liebsten mit dem Studium der alten Classiker, namentlich aber der alten Geschichtschreiber und ward dadurch selbst, wenigstens hinsichtlich der Darstellung, einer der besten Historiographen seiner Zeit. Von seinen übrigen Lebensverhältnissen ist nur wenig bekannt; Erwähnung jedoch verdient, daß S. im Verlaufe der Zeit bei Absalon, dem Erzbischofe von Lund, Secretair wurde und durch diesen Mann hauptsächlich noch mehr Anregung erhielt, sein schon früh liebgewonnenes Studium der Geschichte fortzusetzen. Auf desselben Veranlassung schrieb er auch gleichzeitig mit Svend Aageson (um 1186) eine ausführliche „Geschichte Dänemarks" in lateinischer Sprache. Zwar ist das Ganze ohne Rücksicht auf Urkunden und glaubwürdige Quellen, ohne alle chronologische Ordnung und historische Kritik abgefaßt und voll von Mährchen und Volkssagen, aber gerade deßwegen hat es um so größern Werth, da fast durchgängig auf die Quellen dieser Sagen Rücksicht genommen ist und eine Menge alter nordischer, sonst unbekannter Poesien, wenigstens im Auszuge angeführt werden. Treu und charakteristisch aber ist der Theil des Werks, in welchem der Verfasser seine eigene Zeit beschreibt; die Sprache ist rein und nach dem Urtheile des gelehrten Erasmus Roterodamus fast classisch, der Styl lebhaft, blühend, bilderreich und fließend. Auf Veranlassung desselben Absalon reiste S. später auch nach Paris, ward nach seiner Rückkehr Probst zu Roeskilde und starb endlich daselbst 1204. Die vorzüglichsten Ausgaben des genannten Werks sind: „Historia Danorum regum heroumque" (Par. 1514. Fol., wieder abgedruckt Bas. 1534. Fol. und Francof. 1576); „Saxonis Grammatici historiae danicae Libri XVI" (Soroe 1644. Fol.) und von Klotz (Leipz. 1771. 4.). — Vergl. Reimer, „De vita et scriptis Saxonis Gr." (Helmst. 1762). 20.

Say (spr. Sä) (Jean Baptiste), ein ausgezeichneter Schriftsteller Frankreichs im Fache der Staatswirthschaft, wurde im Jahre 1767 zu Lyon geboren und war anfangs zum Handelsstande bestimmt, beschäftigte sich aber seit seiner Ankunft zu Paris beim Beginne der französischen Revolution ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Er wurde Theilnehmer an der von Mirabeau herausgegebenen Zeitschrift: „Courrier de Provence" und 1792 zum Secretair des Finanzministers Clavière ernannt. Nachdem er bis zum Sturze Robespierre's unter fremdem Namen in der größten Verborgenheit gelebt hatte, wurde er im Jahre 1794 Begründer der „Décade philosophique, politique et littéraire", sagte sich aber von der Herausgabe derselben los, als er sie noch einige Zeit unter dem Titel: „Revue encyclopédique" besorgt hatte. Seitdem ihn Napoleon aus dem Tribunate, in welches er im Jahre 1799 aufgenommen worden war, gestoßen hatte, schlug er jeden Antrag zu einem Staatsdienste aus, trat aber 1814 nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. in die Akademie der Wissenschaften ein, wurde darauf als Professor an der Gewerbschule angestellt und verwaltete diese Stelle bis zu seinem Tode (14. Nov. 1832). Als Schriftsteller machte er sich durch folgende Werke rühmlichst bekannt: „Traité d'économie politique" (Par. 1803. 6. vermehrte Aufl. 1827. 2 Bde. Deutsch von Morstadt mit Anmerk., Heidelb. 1830); „Cours complet d'économie politique pratique" (Par. 1829. 6 Voll. N. E. 1834); „Catéchisme d'économie politique" (Par. 1816. Deutsch, Karlsruhe 1816. 3. Aufl. 1826); „Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société (Par. 1817. Deutsch, Altenb. 1821), eine seiner gediegensten Schriften; „De l'Angleterre et des Anglais" (Par. 1815); „Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France" (Par. 1818). Die Her-

ausgabe seiner nachgelassenen Werke besorgte Combe unter dem Titel: „Mélanges et correspondance d'économie politique“ (Par. 1833). 81.

Sbirren sind in südlichen Ländern, vorzüglich Italien, eine der Bürgermiliz ähnliche uniformirte Justiz- und Polizeiwache in den Städten, deren Anführer Barigello heißt. 17.

Scävola (Mucius), s. Mucius Scävola.

Scagliola ist in Italien der currente Name für Marien- oder Frauenglas, eine Art spathiger Gyps (s. d. Art.). 5.

Scala, s. Tonleiter.

Scala (della), lat. Scaligeri, ein berühmtes italienisches Geschlecht, welches vom Jahre 1260—1387 zu Verona herrschte. Man leitet den Ursprung desselben von einem baierischen Ritter ab, welcher sich im XII. Jahrh. in Italien niederließ; allein es finden sich schon zu Anfange jenes Jahrh. nicht nur in Verona Männer aus der Familie S., welche obrigkeitliche Ämter bekleideten, sondern ihr Name wird auch unter den Bewohnern von Lodi und Piacenza genannt. Der eigentliche Begründer der Größe des Hauses war Mastino I. della S., welcher 1260 zum Podestà, 1262 zum Capitano del popolo in Verona ernannt wurde und den Beinamen Cangrande oder Can Signorio führte. Nach seiner Ermordung (1279) nahm sein Bruder seine Stelle ein, worauf Kaiser Heinrich VII. die Familie mit Verona und vielen benachbarten Städten belehnte. Durch Eroberung von Vicenza, Padua und Treviso erweiterte sie später ihre Macht und suchte den Glanz ihres Hofes durch den Schutz, den sie Künsten und Wissenschaften angedeihen ließen, zu erhöhen. So fand im Jahre 1304 der aus seiner Vaterstadt Florenz vertriebene Dichter Dante zu Verona gastfreie Aufnahme bei dem tapfern Cane della S., dessen Sohn, Mastino II., im Jahre 1329 sein Gebiet erweiterte, aber Treviso nebst seinem Districte nach einem harten Kampfe an Venedig abtreten mußte. Durch das mächtige Haus der Visconti zu Mailand verlor endlich zu Ausgange des XIV. Jahrh. die Familie della S. ihre Herrschaft selbst über Verona, indem der letzte Regent desselben, Antonio della S., welcher vom Jahre 1381—1387 regiert hatte, aus der Stadt verdrängt wurde. Die Söhne des Antonio forderten zwar die Wiedereinsetzung in ihre Rechte, allein sie wurden geächtet und starben in der Verbannung. Noch jetzt zeichnet sich unter den von dem Hause della S. errichteten Baudenkmälern das Mausoleum Cangrande's I. und des Can Signorio aus. — Vergl. Cicognara's „Storia della scultura“ (Taf. 24. 1. Bd.). 81.

Scaliger ist der Name von zwei berühmten Gelehrten des XVI. Jahrh., Vater und Sohn, welche selbst ihren Ursprung von der berühmten Herrscherfamilie della Scala (lat. Scaligeri) zu Verona herleiteten, was aber Maffei und Tiraboschi als leere Prahlerei nachgewiesen haben. Nach diesen war nämlich der Ältere, Julius Cäsar S., der Sohn des Malers Benedetto Bordoni zu Padua, der den Beinamen della Scala führte, ward um 1484 geboren, erhielt in der Taufe den Namen Giulio, studirte zu Padua, bereiste dann Oberitalien und ließ sich in Verona nieder, wo er neben seinen philologischen Studien die medicinische Praxis mit solchem Beifalle trieb, daß der Bischof von Agen ihn zu seinem Leibarzte wählte. Hier verliebte er sich in ein junges Mädchen aus vornehmer Familie und ergriff, um sie heirathen zu können, das Mittel sich selbst zu adeln, indem er sich unter dem Namen Julius Cäsar della Scala de Bordonis in Frankreich naturalisiren ließ (1528). Um aber diesen kleinen Betrug zu bestätigen, sah er sich bald genöthigt, das Mährchen zu erfinden, daß er der Sohn des berühmten Kriegshelden Benedetto della Scala und 1484 auf dem Schlosse Riva am Gardasee geboren, nach erhaltenem ersten Unterrichte Page des Kaisers Maximilian I. geworden sei, mehreren Feldzügen in Italien beigewohnt und nach seiner wunderbaren

Rettung in der Schlacht bei Ravenna, wo sein Vater und seine Brüder geblieben seien, von dem Herzoge von Ferrara, seinem Verwandten, einen Jahrgehalt bekommen habe, darauf in der Hoffnung, einst Papst zu werden und dann sein väterliches Erbe den Venetianern wieder zu entreißen, Franciskanermönch geworden sei, aber des mönchischen Lebens überdrüssig das Kloster wieder verlassen, als Commandant einer Cavalleriecompagnie in französischen Diensten den Feldzug in Piemont mitgemacht, dabei aber beständig Sprachen, Philosophie und Medicin studirt habe und endlich der Einladung des Bischofs von Agen gefolgt sei. Er fand damit um so mehr Glauben, als sich seine Eitelkeit sehr wohl darin gefiel, zu dem Ruhme seines Namens auch noch den Glanz einer hohen Abkunft zu fügen. Denn obgleich er erst in seinem 47. Jahre als Schriftsteller auftrat, indem er Erasmus von Rotterdam, wegen seiner Verspottung der Ciceronianer, in der „Oratio pro Cicerone“ (Par. 1531) auf das Heftigste angriff, so haben ihm doch seine Schriften einen unsterblichen Namen gesichert, besonders in seinem trefflichen Werke „De causis linguae latinae libri XIII“ (Par. 1540. 4. u. öft.), ausgezeichnet durch Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Eleganz des Styls, und seinen „Poetices libb. VII“ (Lyon 1561. Fol.), voll tiefer Gelehrsamkeit, doch häufig von nicht sehr geläutertem Geschmacke. Am wenigsten Werth haben seine „Poëmata“ (Genf 1574). Er starb den 21. Oct. 1558 zu Agen. — Sein Sohn, Joseph Justus S., einer der berühmtesten französischen Philologen, ward den 4. Aug. 1540 zu Agen geboren, erhielt seine erste Bildung zu Bordeaux, dann von seinem Vater, ging nach dem Tode desselben nach Paris, wo er sich mehrere Jahre ausschließlich mit dem Lesen der Alten beschäftigte, ohne Lehrer die bekannten morgenländischen und abendländischen Sprachen erlernte und sich in allen Zweigen der Wissenschaften ausbildete, trat 1562 zur reformirten Kirche über, durchreiste dann Frankreich und Deutschland, ließ sich nach der Bartholomäusnacht in Genf nieder, machte dann noch verschiedene Reisen durch Italien, England und Schottland und nahm endlich 1593 den Ruf nach Leyden an Justus Lipsius' Stelle an, die er mit dem größten Ruhme, aber auch unter den heftigsten Anfeindungen seiner Gegner bis zu seinem Tode (den 21. Jan. 1609) behauptete. Obwohl von Natur sanft, übertraf er doch an Eitelkeit und beißender Invective gegen seine Gegner fast noch seinen Vater; doch mochten an diesen Fehlern wohl seine Anhänger, die ihn fast vergötterten, große Schuld haben; er selbst malte das Mährchen von seiner Abstammung bis ins Abgeschmackte aus. An Gelehrsamkeit stand ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich und er gehört unbedingt zu den größten Philologen aller Zeiten; doch fehlte es ihm an Scharfsinn und seine Kritik in den Ausgaben der Classiker ist daher häufig verfehlt. Das größte Verdienst hat er sich aber um die Chronologie erworben in seinem „Opus de emendatione temporum“ (Paris 1583. 8. u. öft.), worin er diese zuerst als Wissenschaft begründete und die julianische Periode als Grundtypus aufstellte (s. Periode). Auch die Münzkunde verdankt ihm eine große Bereicherung durch sein Werk „De re numaria“ (Leyden 1616. 8.). Seine kleineren Schriften sind gesammelt in den „Opuscula varia“ (Par. 1610. 4. von Casaubonus) und „Scaligerana prima et secunda“ (beste Ausgabe Amsterdam 1740.). 16.

Scalpiren heißt die behaarte Kopfhaut abschneiden. Dieses geschieht von den nordamerikanischen Wilden mit ihren gefangenen Feinden, indem sie mittelst der Haare, die sie um die Hand wickeln, die Haut vom Schädel losreißen, was sie mit großer Schnelligkeit verrichten. Die Haut wird sorgfältig getrocknet, verwahrt und dient als Siegeszeichen. 39.

Scandiren (steigen), heißt im fortgesetzten Bilde die Verse nach dem Tacte ihrer Füße hersagen. 9.

Scapulier (scapulare) heißt ein Theil einer von Benedict von Nursia ein-

geführten Mönchsbekleidung, bestehend aus einem Schulterkleide ohne Ärmel, welches man damals als die bequemste Bedeckung bei der Arbeit wählte, später aber in zwei Streifen verwandelt, welche von der Schulter herab Brust und Rükken bedeckten, in einen unnützen Zierrath ausarten ließ. Während es bei den Laienbrüdern nur bis auf die Knie reicht, geht es bei den anderen Religiosen bis auf die Füße herab. 63.

Scarabäen sind die Abbildungen des geheiligten Käfers bei den Ägyptern auf Gemmen, Mumien, Münzen, Obelisken ꝛc. Dergleichen S. trugen die Magier um den Leib, um dadurch Fieberkranke zu heilen; auch betrachtete man ihn auf Smaragden geschnitten als Schutzmittel gegen Hagel und andere Unfälle. 26.

Scarămutz, ital. scaramuccia, nennt man diejenige Person auf dem italienischen Theater, welche die Rolle des stark Komischen im Lustspiele vorträgt. Sie ersetzt seit dem Ende des XVII. Jahrh. den alten spanischen Capitain und erscheint in schwarzer spanischer Tracht, wie sie am Hofe von Neapel und von obrigkeitlichen Personen getragen wurde, erregt durch die übertriebensten Prahlereien Lachen und wird zuletzt vom Harlekin durchgeprügelt. Der eigentliche S. war ein geborener Neapolitaner, Namens Tiberius Fiorelli, welcher durch seine Witze und Späße, so wie durch seine Kunstfertigkeit im mimischen Ausdrucke zu großem Rufe gelangte. 81.

Scarificiren heißt in der Chirurgie kleine Einschnitte in die Haut machen, um verdorbene Feuchtigkeiten unter derselben daraus zu entfernen. 30.

Scarlatti (Alessandro), ein berühmter italienischer Musiker, geb. 1650 zu Neapel, erhielt den ersten Unterricht in der Musik in einem der Conservatorien seiner Vaterstadt und ging dann nach Rom, wo er unter Carissimi seine Ausbildung vollendete. Bereits seine ersten Opern machten Aufsehen und veranlaßten unter Anderm den Churfürsten von Baiern, den jungen talentvollen Künstler zu sich nach München zu berufen. Hier nicht minder, wie später in Wien, erwarb S. ungemeinen Beifall und trug wesentlich mit dazu bei, daß die italienische Oper in Deutschland mehr Eingang fand. Nach seiner Rückkehr nach Rom fuhr er fort die Theater mit neuen Opern zu versehen, ohne dabei das Studium der Kirchenmusik zu vernachlässigen, die ihm ebenfalls Vieles verdankt, wenn auch nicht, wie Jomelli behauptet, das Vollendetste, was man in dieser Hinsicht besitzt. In Neapel, wohin S. in der letzten Periode seines Lebens in Folge eines Rufs zurückgegangen war, beschäftigte er sich vorzugsweise mit Bildung von Schülern, unter denen Sterne erster Größe glänzen, wie Durante, Hasse und Pergolese. Er starb am 24. Oct. 1725. — Das Hauptverdienst S.'s besteht darin, daß er in der Oper zuerst der Melodie der ihr gebührenden Platz anwies und die bis dahin an der Tagesordnung gewesenen Fugen, Kanons u. a. m. zu verbannen strebte und opferte er auch bisweilen die Musik der Poesie, so wog er dieß auf der andern Seite durch Kraft und Fülle der Harmonie auf. — Sein Sohn, Domenico S., geb. 1683, gest. 1757 zu Madrid, gehörte unter die besten Clavier- und Harfenspieler seiner Zeit, schrieb auch Sonaten, die lange Zeit an der Tagesordnung waren. — Dessen Sohn, Giuseppi S., geb. 1718 zu Neapel, gest. zu Wien 1776, hat sich als Operncomponist einigen Ruhm erworben. 36.

Scarpa (Antonio), einer der ersten Anatomen und Chirurgen der neueren Zeit, ward am 13. Juni 1747 zu Motta bei Treviso geboren, wo seine Eltern Kaufleute waren. Schon früh sprach sich seine Neigung zur Medicin aus, zu deren Erlernung er später die Universität Padua besuchte. Hier beschäftigte ihn die Anatomie so ausschließlich und er machte in ihr solche Fortschritte, daß der große Morgagni sehr bald seine Aufmerksamkeit ihm schenkte, ihn näher an sich zog, ihn zu seinem innigsten Vertrauten machte und ihn immer mehr zu dem, was er später wurde, ausbildete. Von Padua ging er nach Bologna, kehrte aber bald nach

Padua zurück, wo er Doctor ward, und nahm kurz darauf die Professur der Anatomie in Modena an, wo er acht Jahre blieb. Hierauf ging er zwei Jahre nach Paris und London und bekam, nach Hause zurückgekehrt, einen Ruf als Professor der Anatomie nach Pavia, trat aber kurz nach seiner Niederlassung hierselbst nochmals im Jahre 1784 eine Reise nach Wien und den berühmtesten deutschen Universitäten an. In Pavia traf er an der Universität mehrere neue, nützliche Einrichtungen, schuf ein chirurgisches Klinikum und widmete sich so ganz seiner Wissenschaft, daß er späterhin bei der Bildung der italischen Republik jede Theilnahme an öffentlichen Geschäften außer seiner Professur verweigerte. Dessenungeachtet stand sein Name auch bei den Siegern in solcher Achtung, daß Pavia auf seine Verwendung fast von jeder wissenschaftlichen Erpressung verschont blieb; er war einer der ersten, der in das italienische Institut gewählt wurde, Napoleon verlieh ihm die Orden der Ehrenlegion und der eisernen Krone und ernannte ihn zu seinem ersten Wundarzte mit 4000 Franken Gehalt. Als er wegen Augenschwäche seinen Dienst niederlegen wollte, vermochten Napoleon's schmeichelhafte Ermunterungen denselben von Neuem zu übernehmen. So lebte er noch 7 Jahre seinem Berufe, bis er endlich wegen vermehrter Augenschwäche in den Ruhestand zurücktrat. Die Herstellung des alten Herrscherhauses bestätigte ihm den Genuß seiner Ruhe; er wurde zum Director der medicinischen Facultät ernannt und erhielt den Leopoldsorden. Funfzehn Akademien und gelehrte Gesellschaften zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Die 5 letzten Lebensjahre des verdienten Greises vergingen aber unter schmerzhaften Körperleiden. Er starb zu Pavia am 31. Oct. 1832. — Berühmt sind seine „Abhandlungen über den Bau und die Krankheiten der Knochen," seine „Anatomischen Untersuchungen der Gehör- und Geruchsorgane," sein Werk „Über Pulsadergeschwülste," seine „Abhandlung über die Brüche," „Über die Augenkrankheiten ꝛc." 39.

Scarron (Paul), ein burlesker Dichter der Franzosen, wurde zu Grenoble, wo sein Vater Parliamentsrath war, im Jahre 1610 geboren und von demselben genöthigt in den geistlichen Stand zu treten. Da dieser aber seinem Charakter und seinen Neigungen gänzlich widersprach, so band er sich auch nicht an die Verpflichtungen desselben und führte ein sehr ausschweifendes Leben. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Italien begab er sich nach Paris, wurde 1638 zum Kanonikus in Mans ernannt, daselbst während eines Carnevals, bei welchem er sich als Wilder verkleidet hatte, von dem Pöbel in einen Sumpf getrieben und zog sich durch die starke Erkältung eine heftige Nervenkrankheit zu, welche ihn nie wieder verließ. Allein trotz der schmerzlichsten Leiden verlor er seine angeborene Heiterkeit und seinen Humor nicht; er ließ sich zu Paris nieder, erhielt von der Königin und dem Cardinale Mazarin eine Pension und lebte außerdem von schriftstellerischen Arbeiten. Die Gunst des Cardinals verscherzte er aber durch seinen „Typhon", ein komisches Gedicht, wieder und besang nunmehr die Siege des Prinzen Condé. Allein ungeachtet der mannigfachen Unterstützungen, welche er bekam, brachte ihn seine unordentliche Lebensweise oft in die größte Dürftigkeit, welche ihn aber dennoch nicht abhielt, das gleichfalls arme Fräulein Francisca d'Aubigné, die später als Marquise von Maintenon so berühmt gewordene Maitresse Ludwig's XIV., zu heirathen. Wenn dieser Schritt auch weniger günstig auf seine häuslichen Umstände einwirkte, so war dieß um so mehr in Bezug auf die Verbesserung seines sittlichen Charakters der Fall, indem er seitdem besonders mehr Schicklichkeit in der Unterhaltung beobachtete. Vorzüglich um seine häusliche Lage zu verbessern, übersetzte er Vieles aus dem Spanischen und erwarb sich durch seine Lustspiele auch die Gunst der Königin Christine von Schweden, welche ihm erlaubte, sich ihren Roland zu nennen, wie er sich schon früher die Gnade von der Königin von Frankreich erbeten hatte, sich ihren Kranken von Amtswegen schreiben zu

dürfen. Er starb am 14. Oct. 1660 und machte noch, während die Seinen weinend um sein Sterbebett versammelt waren, die witzigsten Bemerkungen auf den Tod. Außer dem schon erwähnten Gedichte „Typhon" hinterließ S. folgende Dichtungen: „Legende de Bourbon" (Paris 1742); „Enéide travestie" (Par. 1649); „Mazarinade" (Par. 1651), eine äußerst witzige und muthwillige Satyre auf den Cardinal, wodurch S. vorzüglich der Lieblingsdichter der Pariser wurde; „Roman comique" (deutsch, Reval 1782. 3 Bde.), welcher viel zur Bildung der französischen Sprache beitrug. Seine nach spanischen Mustern gearbeiteten Lustspiele „Jodelet ou le Maitre valet;" „L'heritier ridicule;" „Le Marquis ridicule;" „Le Gardier de soi-même;" „Dom Japhet d'Arménie etc.," fanden zwar bei dem Volke großen Beifall, konnten aber in der Literatur ihr Ansehn nicht behaupten. Eine Sammlung seiner Werke besorgte Bruzen de la Martinière (Par. 1739. 12. 10 Bde.), nachdem die burlesken Schriften schon früher unter dem Titel „Les oeuvres burlesques de S., dédiées à sa chienne" (Rouen 1668. 12.) herausgekommen waren. Außer den größeren Dichtungen hat S. auch Lieder, Oden, Episteln, Stanzen ꝛc. geschrieben. Besonders sein komischer Roman zeichnet sich durch Selbstständigkeit der Charaktere, komische Laune, Anmuth und Heiterkeit der Erzählung aus. Eine ausführliche, höchst interessante Lebensbeschreibung des Dichters findet sich in den „Oeuvres d. M. S." (Amst. 1752. 6 Bde.). 81.

Scene, ein aus dem griechischen σκηνὴ, Zelt, Verdeck, Theater, Bühne entlehnter Ausdruck dient in unserm Theaterwesen sowohl zur Bezeichnung der einzelnen Auftritte, und der Handlungen während derselben, als auch oft der Bühne selbst, so wie der Gegend oder des Orts, wo die Handlung geschieht. In S. sezzen heißt ein Stück zur Aufführung bringen und Scenerie ist gleichbedeutend mit Decoration; doch versteht man auch unter diesem Ausdrucke die Verbindung der einzelnen Scenen unter sich zu einem zusammenhängenden Ganzen. 1.

Scepter, ein zierlich gearbeiteter Stab, wurde als Insignie der Macht und Würde namentlich von den Königen im Alterthume, wenn sie öffentlich Recht sprachen, getragen. Doch machten auch andere hochgestellte Männer Gebrauch davon und besonders dann, wenn sie die Stelle des Königs vertraten, wie Herolde ꝛc. Unter den Römern kam das S. nur in Anwendung, wenn der Imperator als Sieger seinen feierlichen Einzug in Rom hielt. Sonst pflegten die Könige auch bei ihrem S. zu schwören oder dasselbe statt des Schwures in die Höhe zu halten; durch das Neigen desselben legten sie ihre königliche Huld an den Tag, und küßte man das S., so gab man dadurch einen Beweis der Unterwürfigkeit gegen den Inhaber desselben. Allmählig behielten sich aber die Könige und Fürsten das Recht vor, das S. zu tragen, und so kam es, daß dasselbe im Mittelalter das Symbol für deren Souverainetät wurde. Sie ließen es nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, bei Krönungen und Huldigungen, vor sich hertragen, eine Sitte, die sich noch seit jener Zeit an deutschen Universitäten findet, wo ein Gleiches den Rectoren zustehet. — S. (der brandenburgische), ist ein von Kirch formirtes Sternbild, zwischen dem Eridanstrome, westwärts beim Rigel im Orion und dem Hasen, erkennbar an drei Sternen vierter und einem fünfter Größe, die in gerader Linie unter einander stehen. 35. 13.

Schabekunst, s. Kupferstechkunst.

Schabernack, ein in dem Munde des Volks gebräuchlicher Ausdruck, bezeichnet überhaupt eine Handlungsweise, wodurch man Jemand zu necken oder auch zu ärgern sucht. Die Abstammung des Wortes ist unbekannt, obwohl der zweite Theil desselben mit Necken zusammenzuhängen scheint; denn daß es, wie Freiherr von Hammer in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" behauptet, von dem festen persischen Schlosse Chawernak herkomme, von welchem

nach dessen Vollendung der Baumeister Senemar auf Befehl des Königs herabgestürzt wurde, und wovon das Wort Chawernak später den Begriff des schnöden Undanks erhielt, läßt sich schwerlich beweisen. 9.

Schablone ist in der Technologie s. v. a. Modell, bei den Stubenmälern vorzüglich das Stück Pappe, in welches die Figuren ausgeschnitten sind, welche, indem man mit dem Pinsel über die an die Wand gelegte S. hinfährt, sich regelmäßig daran darstellen. 30.

Schachmaschine, s. Kempelen und Automat.

Schachspiel, franz. jeu des échecs; engl. play at chess, das unter allen Völkern bekannte geistreiche Spiel stammt höchst wahrscheinlich aus Indien und kam über Persien nach dem Abendlande, daher auch sein Name (vom persischen Schah, König, weil der König darin die Hauptrolle spielt, während der eigentliche indische Name Schatur anga, pers. Schatrendsch (Kriegsspiel) ist. Es wird auf dem bekannten in Felder getheilten Brete gespielt; doch gibt es verschiedene Arten desselben. Bei der einfachsten und gewöhnlichsten Art gebraucht man ein quadratisches in 64 Felder getheiltes Bret und 2mal 16 Figuren durch verschiedene Farben unterschieden, nämlich König, Königin, 2 Läufer, 2 Springer, 2 Thürme oder Rochen und 8 Bauern. Diese werden je auf den beiden hintersten Felderreihen so aufgestellt, daß der König und die Königin die beiden mittelsten Felder der letzten Reihe einnehmen, jedoch so, daß die weiße Königin stets auf das weiße, die farbige auf das farbige Feld kommt; nach beiden Seiten hin folgen dann je 1 Läufer, 1 Springer, 1 Thurm und die ganze vordere Reihe nehmen die Bauern ein. Aus dieser Ordnung ziehen nun die Figuren gegen einander, jede Art nach eigenthümlicher Bewegung; nach der Schnelligkeit: König und Bauern immer nur einen Schritt, der Springer 2, die übrigen beliebig ungehindert bis zum Ende der Reihe; nach der Richtung: die Bauern immer nur gerade aus, die Rochen in geraden Linien den Seiten des Brets parallel nach allen 4 Richtungen, die Läufer nur in schräger Richtung auf den Feldern ihrer Farbe rückwärts und vorwärts, König und Königin nach allen Seiten hin und der Springer so, daß er auf der zweiten Reihe von seinem Standpunkte aus das neben der geraden Linie rechts oder links liegende Feld von entgegengesetzter Farbe wählt, so daß von jedem Standpunkte aus immer 8 Sprünge für ihn möglich sind. Gerathen nun zwei sich feindliche Figuren auf ihrem Gange an einander, so kann die eine die andere schlagen, d. h. sich an ihre Stelle setzen, worauf die geschlagene herausgenommen wird; doch pflegt dieß nur zu geschehen, wenn es Noth thut oder irgend ein Zweck damit erreicht wird. Ein vorsichtiger Spieler thut aber nie einen Zug, ohne daß er gedeckt ist, d. h. ohne daß er durch einen andern Schlag dem Feinde gleichen Schaden zufügen könnte. Der Zweck des ganzen Spieles ist nämlich, den König so in die Enge zu treiben, daß er keinen Zug mehr hat (matt wird) und alles Übrige ist nur Mittel zum Zwecke. Daher muß jeder Spieler zugleich darauf Acht haben, den König vor allem Angriffe sicher zu stellen. Zur Erleichterung der Übersicht hat man daher eingeführt, daß die dem Könige drohende Gefahr angezeigt wird, indem man Schach bietet. Dieser wird dann durch eine vorgestellte Figur oder durch Wegrücken zu retten gesucht. Im Nothfalle kann er auch rochiren, d. h. wenn alle Figuren zwischen ihm und dem Rochen, beide selbst aber noch nicht von ihrer Stelle weggerückt sind, diesen auf seine Stelle setzen lassen, sich selbst aber entweder auf dessen Stelle oder gleich neben ihn setzen; doch muß dieß geschehen, ehe Schach geboten wird. Häufig wird auch der Königin die ihr drohende Gefahr durch gardez (hüte dich) angezeigt; mit ihr, als der wichtigsten Figur beim Spielen, geht meist die Hoffnung des Gewinnens verloren. Zu bemerken ist noch, daß, wenn ein Bauer ohne Anstoß in die hinterste Felderreihe des Feindes gelangt, man sich dafür einen früher geschlagenen Officier oder auch selbst die Königin wieder ausbit-

ten kann. Eine zweite bekannte Art des Schachspiels ist das Courierspiel mit 96 Feldern und 24 Figuren, in dem noch 2 Couriere, 2 Räthe und 4 Bauern kommen, welches vorzüglich in dem Dorfe Ströbeck bei Halberstadt seit mehr als 300 Jahren fast von allen Bauern gespielt wird; eine dritte Art, das S. zu Vieren, wobei an jeder Seite des Schachbretes noch 16 Felder angebracht sind, das übrigens gewöhnlich gespielt wird, nur daß das Spiel viel verwickelter ist, weil immer 2 Spieler mit ihren Figuren gemeinschaftlich agiren. — Vergl. Philidor's „Anweisung zum Schachspiel" (Gotha 1779. Neue Aufl. 1797) und Koch's „Codex der Schachspielkunst" (2. Aufl. Magdeb. 1813—1815). 30.

Schacht, s. Bergwerk.

Schad (Johann Baptista), ein durch seine philosophischen Schriften und merkwürdigen Schicksale bekannt gewordener Mann, wurde im Jahre 1758 zu Mursbach bei Bamberg geboren, wo seine Eltern Ackerbau und Schenkwirthschaft trieben, den Sohn früh zum geistlichen Stande bestimmten und ihn schon im 9. Jahre als Chorknaben in das Benedictinerkloster Banz bei Coburg brachten. Nachdem er hierauf das Gymnasium und die Universität zu Bamberg besucht hatte, kehrte er 1778 nach Banz zurück und legte 1779 das Klostergelübde ab. Obgleich durch eine verfehlte Erziehung sein Aberglaube und sein Ketzerhaß so sehr in ihm, schon als Knaben, genährt worden war, daß Ketzer, Lutheraner und Teufel Ein Begriff bei ihm wurden und noch in den ersten Jahren seines Mönchslebens sein Eifer in Erfüllung der ihm aufgelegten Verpflichtungen so weit ging, daß er sich durch Selbstpeinigung und Entbehrungen aller Art eine lebensgefährliche Krankheit zuzog, so erwachte doch die Zeit des Selbstdenkens bei ihm und er sah mit Schrecken, wie weit er sich vom Ziele wahrer Frömmigkeit und ächter Lebensphilosophie entfernt hatte. Nun wurde ihm durch das Studium der Bibel und anderer aufgeklärter Schriften, so wie durch den Haß und die Anfeindungen der Mönche sein Zustand im Kloster so unerträglich, daß er, trotz der augenscheinlichsten Lebensgefahr, heimlich zu entfliehen beschloß und diesen Vorsatz in der Nacht des 12. Nov. 1798 ausführte. Er begab sich nach Ebersdorf und von hier, wo ihm die Mönche ebenfalls nachstellten, nach Gotha und Jena, wurde am letztern Orte zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt und erhielt 1804 einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Charkow mit dem Titel eines kaiserlichen russischen Hofraths. 1807 übernahm er daselbst die Professur der deutschen Sprache, wurde 1810 zum Collegienrathe und 1813 zum Professor der lateinischen Sprache ernannt. Nachdem er hierauf 1813 seine Ämter niedergelegt hatte, verließ er Rußland, lebte anfangs als Privatgelehrter in Berlin, wandte sich von hier nach Jena und starb daselbst am 14. Jan. 1834. Er hinterließ mehrere Schriften. In seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung: „Lebens- und Klostergeschichte ꝛc." (Erfurt 1805. 2 Bde.; unter verändertem Titel, Altenb. 1828. 3 Bde.), welche zu den besten und interessantesten Selbstbiographien gehört, zeigt er sich als einen geistreichen, aufgeklärten und rechtlichen Mann. Als Philosoph hing er anfangs dem Systeme Fichte's und später Schelling's an. Seine dahin einschlagenden Schriften sind: „Gemeinschaftliche Darstellung des Fichte'schen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie" (Erfurt 1800—1801. 3 Bde.); „Geist der Philosophie unserer Zeit" (Jena 1800); „Grundriß der wissenschaftlichen Lehre" (Ebend. 1801); „Neuer Grundriß der transcendentalen Logik und Metaphysik" (Ebend. 1801); „Absolute Harmonie des Fichte'schen Systems mit der Religion ꝛc." (Erf. 1802); „System der Natur- und Transcendentalphilosophie" (Landsh. 1803—1804. 2 Bde.); „Instit. philos. universae" (Chark. 1812); „Instit. jur. natur." (Ibid. 1814) und mehrere Dissertationen, Reden und Abhandlungen. 81.

Schaden, lat. damnum, detrimentum; franz. dommage; engl. loss, da-

mage, ist im Allgemeinen jede Verletzung am Körper oder Vermögen, im besondern Sinne aber blos die letztere. Der S. kann entstehen eben sowohl, wenn uns der wirkliche Verlust von dem, was wir bereits besitzen, zugefügt wird (positiver Schade), als auch, wenn wir blos behindert werden, den Nutzen zu beziehen, welcher uns gebührt hätte (lucrum cessans). Unmittelbar ist derselbe vorhanden, wenn er von einer bestimmten Person zugefügt worden ist, mittelbar, wenn die Handlung der Person nur in Verbindung anderer Umstände nachtheilige Folgen hervorgebracht hat. Vorsatz, Fahrlässigkeit und Zufall können den gleichnamigen S. veranlassen. Endlich unterscheidet man die Verletzungen, welche hin und wieder bei Contractsverhältnissen eintreten, von solchen, die außerhalb derselben, aus böser Absicht, Muthwillen oder Fahrlässigkeit zugefügt werden. Letztere sind unbedingt zu ersetzen, mittelbare oder zufällige Beschädigungen aber gar nicht. Was den durch Thiere angerichteten S. anlangt, so hat in Sachsen der Eigenthümer des Thiers denselben zu ersetzen, kann sich aber davon befreien, wenn er es nach der That nicht wieder annimmt. 3.

Schadow (Johann Gottfried), königlicher preußischer Hofbildhauer und Director der königlichen Akademie der Künste zu Berlin, geb. zu Berlin im Jahre 1764, zeigte schon in früher Jugend entschiedene Vorliebe für die Kunst, konnte jedoch bei der Armuth seines Vaters, eines Schneiders, erst später seiner Neigung folgen, obwohl seine anfängliche Ausbildung, die er von einem alten Bildhauer in Berlin erhielt, seinem schönen Talente bei Weitem nicht entsprach. 21 Jahre alt ging er mit seiner Geliebten nach Wien, verheirathete sich dort mit ihr und ging nun von seinem Schwiegervater unterstützt nach Rom, wo er 2 Jahre lang unausgesetzt und mit so großem Erfolge studirte, daß er bereits 1788 bei dem Concorso di Palestra den ersten Preis erhielt. Nach seiner in demselben Jahre erfolgten Rückkehr nach Berlin erhielt er das erledigte Directorat der Akademie. Seitdem erwarb er sich durch eine große Anzahl vortrefflicher Werke in und außer Deutschland wohlverdienten Ruf und mit Recht wird er für einen der ersten Bildhauer seiner Zeit gehalten. Hier nennen wir nur als die bekanntesten seiner Arbeiten: „das Denkmal des jungen Grafen von der Mark" (in der Dorotheenkirche zu Berlin), „die Statue Friedrich's II." (in Stettin), „Ziethen's" (auf dem Wilhelmsplatze in Berlin), „des alten Dessauer" (im berliner Lustgarten) und „Blücher's" (in Rostock), „das Denkmal Tauentzien's" (zu Breslau) und „Luther's Standbild" (zu Wittenberg). Außerdem gibt es von seiner Meisterhand eine große Anzahl trefflicher Büsten. Als einen der denkendsten Kunstschriftsteller seiner Zeit endlich hat sich S. durch folgende Werke bekannt gemacht: „Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei ꝛc." (Wittenb. 1825); „Polyklet, oder von den Maßen des Menschen nach dem Geschlechte und Alter ꝛc." (Berl. 1834) und „Nationalphysiognomien ꝛc." (Berl. 1835). — Sein ältester Sohn, Rudolph S., geb. 1787, ein Schüler Canova's und Thorwaldsen's, erregte bereits durch seine ersten Arbeiten die gespanntesten Erwartungen, die er in der That durch seine beiden letzten Arbeiten, „die Spinnerin" und „die Sandalenbinderin", vollkommen befriedigte. Leider starb er schon 1822 zu Rom. — Dessen jüngerer Bruder, Wilhelm Friedrich S., geb. 1789 zu Berlin, gehört unter die vorzüglichsten Maler unserer Zeit und ist gegenwärtig (seit 1826) Director der Kunstakademie zu Düsseldorf, die unter seiner Leitung zu einem der ausgezeichnetsten Kunstinstitute geworden ist und bereits Schüler, wie Hildebrandt, Hübner, Lessing, Sohn, Mücke, Schirmer, Schröter u. A. hervorgebracht hat. S. selbst bildete sich zu Rom und gehörte zu dem trefflichen Künstlervereine, welcher damals Cornelius, Veit und Overbeck an der Spitze eine so eigenthümliche, aber herrliche Kunstrichtung ins Leben gerufen hatte. Unter seinen zahlreichen, durch Einfachheit der Erfindung, Zartheit der Ausführung und treffliches Colorit und Helldunkel sich aus-

zeichnenden Arbeiten sind vorzugsweise zu erwähnen: „die Anbetung der Hirten“ (in der Garnisonkirche zu Potsdam), „Christus und die Apostel“, „Christus zwischen Johannes und einem Pharisäer“, „die colossalen Evangelisten Matthäus und Lukas“ (in der neuen Werder'schen Kirche zu Berlin), mehrere Allegorien und unter den neuesten: „Christus und die Jünger auf dem Wege nach Emmaus.“ 36.

Schädel, lat. cranium; franz. crâne; engl. skull, nennt man im Allgemeinen die knöcherne Grundlage des Kopfs (s. d. Art.), im Besondern aber auch blos die Hirnschale mit den 8 fest in einander gefügten Knochen: dem Stirnbeine (os frontis), dem Siebbeine (os ethmoideum), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Keilbeine (os sphenoideum), den beiden Schläfebeinen (ossa temporum) und dem Hinterhauptsbeine (os occipitis). Die Form des Schädels ist unregelmäßig kugelig, vorn, hinten und oben gewölbt, an den Seiten zusammengedrückt, unten plan und uneben und bildet eine runde Höhle (cavitas cranii). Daran schließt sich das Gesicht, dessen Knochen in ihrer Verbindung die Form einer Pyramide darstellen und in die Knochen des Ober- und Unterkiefers getheilt werden. Es sind 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), 2 Muschelbeine (ossa spongiosa s. turbinata), 1 Pflugscharbein (vomer) und der Unterkiefer (os maxillare inferius), der beim Erwachsenen nur aus einem Knochen, beim Kinde aber aus 2 Stücken besteht. Außerdem befinden sich in jedem normalen Kieferknochen noch 16 Zähne. Auch wird noch von den Anatomen das aus 5 Stücken bestehende Zungenbein (os hyoideum), welches dem S. anhängt, hierher gerechnet, so daß der S. aus 61 einzelnen Knochen besteht. Die 8 Knochen des Schädels sind sowohl unter sich, als mit den Gesichtsknochen durch Nähte verbunden; in diesen Nähten findet sich eine knorpelige Masse, welche nach Außen dicker, nach Innen dünner ist und die Räume zwischen den gezähnten Rändern ausfüllt. Beim neugeborenen Kinde sind die Schädelknochen längere oder kürzere Zeit nicht durch Nähte, sondern durch Häute verbunden, indem an manchen Stellen durch die, besonders unvollendeten, Winkel der Knochen große Zwischenräume gebildet werden, welche durch die Beinhaut und dazwischenliegende Knorpelschicht ausgefüllt sind und Fontanellen benannt werden. Man findet solche zwischen den beiden Hälften des Stirnbeins und den vorderen oberen Winkeln der Scheitelbeine. Durch diese Verbindungsart können die Knochen bei der Geburt über einander geschoben und die Durchmesser des Kopfes verkleinert werden; dagegen die Nähte dem Schädelgewölbe eine größere Festigkeit geben und etwaigen Brüchen oder Spaltungen Grenzen setzen. Die verschiedenen Bildungseigenthümlichkeiten des Schädels, namentlich aber die besondere Art von Stellung des Oberkiefers zu den eigentlichen Schädelknochen, begründet nicht blos die Unterschiede des menschlichen Antlitzes von dem Gesichte der Thiere, sondern noch überdieß die Hauptmerkmale der verschiedenen Menschenracen (vergl. Mensch). 21.

Schädellehre, Kraniologie, Kranioskopie, heißt die von Gall (s. d. Art.) systematisch aufgestellte Lehre, wodurch man in den Stand gesetzt werde, durch äußere Untersuchung des Schädels den Grad der Entwickelung des Gehirns und seiner verschiedenen Theile und folglich die verschiedenen intellectuellen Beschaffenheiten der Thiere und der Menschen bis auf einen gewissen Punkt zu würdigen. Der Umfang des Schädels bietet nämlich nicht nur eine Menge verschiedener Wölbungen und Vertiefungen dar, sondern diese sind auch bei den einzelnen Individuen wieder sehr verschieden. Diese Unebenheiten sind nun nach Gall durch eben so viel Hervorragungen des Gehirns entstanden, indem er behauptet, daß das große Gehirn eine Zusammensetzung von so viel nervösen Systemen sei, als es primitive und ursprüngliche Vermögen im Moralischen gebe und jedes einen besondern mo-

ralischen Act hervorbringe. Eine unendliche Menge von Untersuchungen der Schädel lebender Menschen, wobei er sich besonders an solche Personen hielt, bei denen ein Vermögen besonders vorherrschte, so wie ferner solcher Thiere, die ein besonderes Vermögen besitzen, im Gegensatze zu denen, die es nicht haben, brachte nun Gall dahin, 27 durch äußerliche Erhabenheiten auf dem Schädel sich charakterisirende Organe anzunehmen, wovon der Mensch 19 mit den Thieren gemein habe, die übrigen 8 aber ihm ausschließlich angehörten. Die ersten sind die Organe 1) der Fortpflanzung, die zwei flachrunden Hügel an den von den Nackenmuskeln umgebenden Stellen des Hinterhauptsbeines, auf welchem das kleine Gehirn ruht; 2) das der mütterlichen Liebe, die elliptische Wölbung an dem gewölbtesten Theile des Hinterhauptsbeines; 3) der Freundschaft, eine nach Unten bis zur Naht, welche die Scheitelbeine mit dem Hinterhauptsbeine vereinigt, liegende halbkugelförmige Wölbung; 4) der Selbstvertheidigung, eine weiter nach Unten an dem Winkel, wo sich das Scheitelbein mit dem Schlaf- und Hinterhauptbeine verbindet, vorhandene rundliche Wölbung; 5) des Mordsinnes, welches etwas höher, vor dem Organe der Freundschaft, als eine rundliche Wölbung liegt; 6) der List, vor dem vorigen gelegen, welches an der Stelle, wo sich das Scheitelbein mit dem Schlafbeine verbindet, als ein wagerechter, länglicher Wulst erscheint; 7) des Diebssinnes, welches als ein länglicher Wulst gleichsam die Fortsetzung des vorigen Organs nach Vorwärts an der Verbindung des Stirnbeines mit dem Scheitel- und Keilbeine bildet; 8) des Hochmuths, das sich über dem Organe der Freundschaft nach der Wölbung des Hinterkopfes hinauf und in ihrer Mitte befindet und in physischer Hinsicht auch der Sitz des Höhesinnes, der z. B. die Gemse, den Steinbock zum Steigen treibt, sein soll; 9) der Eitelkeit und Ruhmsucht, eine halbkugelige Erhabenheit zu jeder Seite des Höhesinnes an dem Scheitelbeine; 10) der Vorsichtigkeit, eine halbkugelförmige Erhöhung weiter nach Außen, an dem gewölbtesten Theile des Scheitelbeines; 11) der Erziehungsfähigkeit, eine über der Nasenwurzel liegende Erhabenheit; 12) des Ortsinnes, das die Augenbrauenbogen darstellen, wenn sie sehr hervorstehend und erhaben sind; 13) des Personensinnes, eine kleine flache Wölbung hinter dem obern Rande der Augenhöhle; 14) des Sprachsinnes, hinter dem obern Rande der Augenhöhle zunächst neben der Grube für die Thränendrüse als eine kleine Wölbung sich darstellend; 15) des Wortsinnes, eine hinter den beiden vorigen in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle liegende rundliche Erhabenheit; 16) des Farbensinnes, eine kleine rundliche Erhöhung in der Mitte des obern Randes der Augenhöhle; 17) des Tonsinnes, eine am äußern obern Augenhöhlenrande befindliche, bald dreieckige, bald elliptische Erhabenheit; 18) des Zahlensinnes, eine kleine Erhöhung über dem äußern Augenwinkel; 19) des Sinnes für Mechanik, über den Augen nach Außen, neben dem Zahlensinne. — Die ausschließlich dem Menschen zukommenden sind: 1) das Organ des vergleichenden Scharfsinnes, ein zwischen den Stirnhügeln als ein länglicher, von vorn nach hinten liegender Wulst; 2) des metaphysischen Geistes, eine rundliche Erhöhung von größerm Umfange an dem erhabensten Theile des Schädels, wo sich die beiden Scheitelbeine mit dem Stirnbeine vereinigen; 3) des Witzes, welches die Stirnhügel vorstellen, wenn sie sehr erhaben hervortreten; 4) des praktischen Talents oder des Darstellungsvermögens, ein über den Stirnhügeln hervortretender halbkreisförmiger Wulst; 5) der Gutmüthigkeit, ein an der Wölbung des Stirnbeins befindlicher länglicher, oben breiter, unten schmälerer Hügel; 6) des Tiefsinnes, zwischen den Organen des Witzes und des vergleichenden Scharfsinnes, eine oben breitere, unten schmälere, längliche, wulstige Erhabenheit; 7) des Kunstsinnes, ein kleiner, rundlicher Hügel unter dem Diebsorgane an dem Stirnbeine; endlich 8) das Organ der Beharrlichkeit und Festigkeit, hinter dem Organe des metaphysischen Geistes, ein wagerechter, von der die beiden Scheitelbeine verbindenden Naht

Digitized by Google

durchschnittener elliptischer Wulst. Endlich ist noch zu bemerken, daß Spurzheim, Gall's Mitarbeiter, noch die Organe des Aufenthalts, der Ordnung, der Zeit, der Gerechtigkeit, der Hoffnung, des poetischen Talents (welches Gall ebenfalls angenommen hat), der Übernatürlichkeit, so wie die Organe für den Sinn der Individualität, der Ausdehnung, der Gestaltung, der Consistenz und der Schwere angenommen hat. Indeß hat dieses Gall-Spurzheim'sche System, von dem sich zwar nicht läugnen läßt, daß ihm etwas Wahres zum Grunde liegt, doch viel Gegner gefunden; vorzüglich aber tadeln sie und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Gall Fähigkeiten ausschließlich dem Gehirne auf Unkosten des übrigen Körpers zugeschrieben habe, an welchen der Organismus des ganzen Körpers, wie z. B. an dem Fortpflanzungstriebe, Antheil hat; dann, daß er diesem und jenem Vermögen, wie z. B. dem Scharfsinne, dem Witze, dem Beobachtungsgeiste ꝛc., jedem ein anderes Organ im Gehirne anweist, die doch aus denselben inneren Sinnen, nämlich aus der Perception, der Imagination, aus der Reminiscenz und aus der Beurtheilung zusammengesetzte Handlungen sind und daher nur als anders modificirte Weise zu denken betrachtet werden müssen und nicht die Wirkung einzelner Organe, sondern vielmehr des ganzen Organismus des Gehirns und der Wechselwirkung mehrerer Organe desselben sein können. 7.

Schäfer (Gottfried Heinrich), ein gelehrter Philolog der neuern Zeit, geb. den 27. Sept. 1764 zu Leipzig, erhielt seinen Jugendunterricht seit 1773 auf der dasigen Nicolaischule, bezog 1781 in seiner Vaterstadt die Universität, um Medicin zu studiren, vertauschte dieselbe aber bald mit Mathematik, Philosophie und Philologie. Vom Ertrage theils literarischer Arbeiten, theils Correcturen lebte er bis 1792, wo er die Magisterwürde erhielt und mit dem rühmlichst bekannten, noch jetzt lebenden Professor Kühn in Leipzig eine Buchhandlung etablirte. Mit dem ausdauerndsten Fleiße setzte er aber auch jetzt seine philologischen Studien fort, habilitirte sich 1806 als Privatdocent und erhielt 1808 eine außerordentliche Professur. Allein schon in dieser Zeit ward der Grund zu seinem nachherigen, höchst unangenehmen Verhältnisse, in dem er zu Gottfr. Hermann stand, gelegt. Sowohl dessen allerdings etwas harte Opposition bei S.'s Disputation pro venia legendi, als auch dessen in der Vorrede zur Ausgabe des Viger ausgesprochenes, nicht eben ehrenvolles Urtheil über S. und seine literarischen Arbeiten machten ihn gegen Hermann gehässig und veranlaßten ihn fast in allen seinen nun erfolgenden Schriften gegen Hermann wiederholt zu Felde zu ziehen. Dessenungeachtet schwieg aber Hermann noch lange und S. brachte unterdessen noch manche Schrift unter das Publicum, verkaufte 1818 seine ausgezeichnete Bibliothek an den König von Sachsen für die Universitätsbibliothek zu Leipzig, wurde an derselben neben Beck angestellt und lebte so bis gegen 1829 in ununterbrochener schriftstellerischer, jedoch auch oft gegen Hermann gerichteter Thätigkeit. Im Jahre 1830 endlich riß Hermann's Geduld, der nun in seiner Schrift: „Incredibilia", 1. Abtheil. Leipz. 1830. 4. (eine 2. Abtheil. ist nicht erschienen), S.'n für die früheren Häkeleien aufs Härteste züchtigte. S. schwieg und lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit. Was aber den Werth und Gehalt seiner Schriften anlangt, so ist in denselben zwar nicht Schärfe des Geistes, tiefe Forschung und philosophische Selbstständigkeit zu finden, aber dennoch muß jeder gerecht Urtheilende in ihm einen der besten Sammler und Compilatoren bewundern, der sich nicht scheute seinen Fleiß selbst auf die trockensten Gegenstände mit der größten Ausdauer zu verwenden, wenn er auch bisweilen mit einer Ängstlichkeit zu Werke ging, die zu seiner ausgebreiteten Kenntniß einen sonderbaren Contrast bildet. Unter seinen Schriften nennen wir nur den „Thesaurus criticus novus" (Lips. 1802. 4. Ed. 1817), da seine trefflichen Ausgaben der Classiker (unter ihnen viele in den tauchnitzischen Stereotypenausgaben) und anderer älterer philologischer Werke allgemein bekannt sind. 20.

Schäfergedicht, s. Idylle und Pastorale.

Schaf, lat. ovis; franz. brebis; engl. sheep, unstreitig das nützlichste Hausthier, stammt wahrscheinlich von dem Muflon (Muffolos, lat. ovis ammon) ab und ist gegenwärtig fast über den ganzen Erdboden verbreitet. In Bezug auf Geschlecht und Alter gibt man den Schafen verschiedene Benennungen: den männlichen Widder, Stähre (Stöhre) oder Böcke, den weiblichen, wenn sie gelammt haben, Mutterschafe. Die jungen Schafe werden Lämmer genannt und zur nähern Bezeichnung des Geschlechts Stähr- oder Bock- und Schaf- oder Kälberlämmer. Sind erstere verschnitten oder gehammelt worden, so gibt man ihnen den Namen Hammellämmer und nach einem Jahre heißen sie Hammel. Stehen die Lämmer im zweiten Jahre, so nennt man sie auch Jährlinge, und haben sie das zweite Jahr überschritten, Zeitschafe. Die Schafe werden in mehrere Hauptarten eingetheilt: 1) die Haideschafe oder Haideschnucken, in Brandenburg und Lüneburg heimisch, eine kleine Race, mit auffallend kurzem Schwanze; 2) das Marsch- oder Niederungsschaf, zu denen die friesischen und niederländischen als Unterarten gerechnet werden; sie sind groß und breit und letztere ungehörnt; 3) das Landschaf, wozu das deutsche mit mehreren Unterarten, von denen sich das sächsische schon früher durch seine feinere Wolle auszeichnete, das spanische, ziemlich hochbeinig und mit minder feiner Wolle, das schottische, dänische, isländische, ungarische, englische ꝛc. gehören. Das isländische S. hat 4—8 Hörner und bei dem ungarischen sind diese gewunden. Einige von diesen werden schon zu den veredelten gerechnet und unter diesen, die man als vierte Art aufführt, sind keine so berühmt geworden als die spanischen Merinos (span. ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle). Sie sind mehr kleinen als großen Körperbaues, haben einen großen Kopf und kurze Beine und stammen aus Afrika, wo von aus sie in der Mitte des XIV. Jahrh. nach Spanien versetzt wurden. Man unterscheidet unter den Merinos die sogenannten wandernden (transhumantes) und die stehenden (estantes) Heerden. Erstere weidet man nämlich während der wärmern Jahreszeit in den Thälern der Mittelpyrenäen und treibt sie, sobald es anfängt kalt zu werden, in die südlicheren Provinzen Estremadura, Cordova und Mancha, wo ihnen auf dem Wege das Recht der freien Hutung, Mesta genannt, zusteht, das zwar nur einzelnen vereinigten Besitzern eigen ist, aber an andere abgetreten werden kann. Die stehenden Heerden dagegen sind solche, welche immerwährend an einem und demselben Orte bleiben. Von ersteren wird die berühmte feine Wolle gewonnen, man theilt sie aber, wahrscheinlich nach ihrer frühern Zucht, in Leoneser und Segovianer, welche die bessere Wolle geben, und endlich in Sorianer, welche die schlechteste Wolle liefern. Beide zerfallen wieder in einzelne Classen. Zu den besseren sind namentlich die Heerden von Infantado zu rechnen. Eine Abart der spanischen Merinos sind die sächsischen. Sie entstanden durch Vermischung der spanischen Merinos mit sächsischen Schafen und die ersten spanischen Merinos (92 Widder und 128 Mutterschafe), welche dazu verwendet wurden, kamen als Geschenke des Königs von Spanien, Karl III., an den Churfürsten von Sachsen (1765) nach Deutschland. Doch da man damals die Veredlung mit inländischen vernachlässigt hatte, später aber den Nutzen, der daraus für das Land erwachsen könne, einsah, so kaufte 1777 die Regierung 276 Stücke. Die neue Originalheerde wurde mit mehr Sorgfalt gepflegt und aus der Vermischung mit Landschafen, wie dem frühern Transport, ging die weit berühmte sächsische Stammschäferei hervor, in der vielleicht die reinste spanische Heerde im Auslande geblieben ist und die Anzahl der Schafe, welche seitdem zur Gründung neuer Schäfereien nach Rußland, Polen, Ungarn, England, Frankreich und selbst nach Australien verkauft wurden, soll 19—20000 Stück betragen. Dem Beispiele Sachsens folgten auch andere Länder. Östreich bezog schon im Jahre 1775 und später wiederholt, so wie Preußen 1783 spanische Orginalheerden und daraus

entwickelte sich nun das rege Leben, das in Bezug auf Schafzucht in allen deutschen Ländern herrscht und die Quelle des Wohlstandes für Viele geworden ist. Sachsen behauptete zwar bis ins zweite Jahrzehent dieses Jahrhunderts den Vorrang vor allen, doch hat ihm Preußen denselben später streitig gemacht. — Gegenwärtig unterscheidet man in Deutschland 2 Arten der Merinos. Die eine ist von kleinem, aber starkem Körperbaue; Kopf und Hals sind mehr breit und dabei kurz und der ganze Körper mit Wolle besetzt; auch sind sie durch den Kother oder Wamme und Falten, welche sie auf dem Rücken und dem Hintertheile haben, kennbar. Das Vließ ist dicht und reich an Wolle, doch ist diese nicht die feinste. Diese Art der Schafe nennt man Infantados, weil sie mit den Infantadosheerden in Spanien die meiste Ähnlichkeit haben sollen. Am Zahlreichsten sind sie in den Schafzüchtereien der östreichischen Staaten anzutreffen. Die besseren Unterarten davon wollen Einige Imperiales nennen, zum Unterschiede von der zweiten Race, der man den Namen der Electorales beigelegt hat, da sie zunächst aus den sächsischen Schäfereien hervorgingen. Sie sind höher und dünnleibiger, haben einen längern schmalen Kopf und gleiche Brust, die Füße sind schwach und nur bis an das Knie mit Wolle bewachsen. Die Wolle ist feiner als bei jenen, aber das Vließ nicht so dicht und enge. Bei einigen sollen die Wollbündelchen oder Flocken, Stapel genannt, größer sein als bei andern. Die ersteren davon führt man auch unter den Namen der Escuriales auf, weil sie zu dem Stamme der Escurialheerden gehören sollen. — Auch in England sind durch die Einführung der Merinos und deren Vermischung mit einheimischen verschiedene Abarten entstanden, wie die dishley'sche, die treswater, hertfordshire ꝛc.; doch hat man sich hier vorzugsweise die Veredlung des Landschafs angelegen sein lassen, weil deren längere Wolle sich immer mehr für ihre Kammwollenwaren eignete, als die kürzere, die sie zur Tuchfabrication aus Spanien ꝛc. beziehen. Durch die Begattung der spanischen Merinos mit Landschafen entstehen die Mestizen oder Metisschafe, deren Wolle für eine Mittelart gilt. — Die Schafe erreichen ein Alter von 12—14 Jahren und man erkennt dasselbe (doch nur untrüglich vom 2.—6. Jahre) an den kleinen spitzigen Vorderzähnen, deren es 8 in der untern Kinnlade hat und die von den Schäfern Hundezähne genannt werden. Von diesen verliert es jährlich 2 und statt deren erhält es 2 breite Schaufelzähne. Ein Zeichen des höhern Alters ist es, wenn die Vorderzähne ausfallen und die Kräfte des Schafes allmählig abnehmen. Die Farbe der Schafe ist zwar fast durchgängig die weiße oder blaßgelbe, doch gibt es auch braune, schwarze und fleckige oder scheckige, die auch Spiegelschafe heißen. Um sich bei der Schafzucht des Nutzens zu versichern, den man daraus ziehen kann, muß man vor allen Dingen bei der Wahl der Schafe vorsichtig sein, welche man zur Zucht bestimmt hat. Am Liebsten wählt man solche Widder dazu, die sich durch einen starken, länglichen Körperbau, einen kurzen, dicken Kopf mit stumpfer Nase, breite, abgerundete Stirne und lebhafte, helle Augen mit hervorstechenden rothen Adern auszeichnen, einen wollreichen, langen Schwanz haben und am Kopfe und an den Beinen dicht mit Wolle bewachsen sind. Auch gibt man eine feuchte Nase als ein Merkmal der Gesundheit an. Zu einem brauchbaren Mutterschafe wird dasselbe verlangt, doch berücksichtigt man hier vorzugsweise eine breite Brust, einen langen, starken Hals und dergleichen Zitzen. Außerdem sind Futter und Pflege das Wichtigste, was bei der Schafzucht die Aufmerksamkeit verdient. Man muß daher vorsichtig bei der Wahl der Weide sein und sie nicht auf einmal an anderes Futter gewöhnen wollen. Nachtheilig ist ihnen besonders die Hutung auf sumpfigen Wiesen in den ersten Monaten des Frühlings und das Weiden, bevor der Thau vom Grase gewichen ist. Auch muß man es zu vermeiden suchen, sie dabei allzugroßer Sonnenhitze auszusetzen. So lange sie geweidet werden, darf man ihnen nicht alles Futter im Stalle, namentlich etwas Klee, entziehen; auch ist ihnen während dieser

Zeit, besonders aber bei trockner Witterung und selbst im Winter, etwas Salz (für 5 Schafe in 8 Tagen eine Hand voll) mit Kleien vermischt sehr dienlich. Es erregt die Freßlust und verhütet mögliche Verstopfungen. Bei der Stallung hat man darauf zu sehen, daß sie etwas hoch gelegt werde, damit sich die Feuchtigkeit leichter verliere oder diese durch einen Abhang leichter abgeführt werde. Gestattet es der Raum, so müssen, um wenigstens die trächtigen Schafe absondern zu können, Horden angebracht werden. Bei einer größern Anzahl von Schafen ist es rathsam, für Widder, Hammel, Lämmer, so lange sie namentlich saugen, und kranke Schafe besondere Ställe zu haben. Für das Winterfutter eignen sich am Meisten gutes Heu und Kleefutter nebst einigem Erbsen-, Bohnen-, Gersten- und Haferstroh. Bisweilen kann auch einiges gedörrtes Laub dazu gebraucht werden und den Hammeln, welche gemästet werden, wirft man auch Körner vor. Übermäßiges Saufen ist ihnen nachtheilig. In das reine Wasser, das man ihnen sparsam gibt, mengt man gewöhnlich etwas Ölkuchenmehl. Die Zeit der Begattung oder des Unterlassens der Schafe, zu der man sie durchgängig nicht vor dem zweiten Jahre läßt, sind die Monate Juli und August; da sie aber nur 21 Wochen tragen und mithin zur Zeit des Winters werfen würden, so trennt man bisweilen auch die Schafe und Stähre in jenen Monaten und läßt sie erst in den beiden folgenden zu einander. Auf 40—50 Schafe rechnet man gewöhnlich einen Stähr und nennt es den wilden Sprung, wenn sie sich frei bespringen dürfen; das Springen aus der Hand aber, wenn die Mutterschafe vorgeführt werden. So lange sie tragen, hat man besonders für gutes Futter zu sorgen, und haben sie Junge geworfen, so hordet man sie zusammen ein und gewöhnt die Lämmer nach 12—14 Tagen, innerhalb welcher sie saugen, allmählig ans harte Futter. In dieser Zeit geht das Zeichnen der Schafe vor sich. Um durch das Pech und den Theer, dessen man sich früher dazu bediente, keine Wolle zu verderben, gebraucht man eigene Zusammensetzungen von Talg, Theer und Kohlenstaub, was sich mit Hülfe der Seife leicht abwaschen läßt. Man hammelt die männlichen Lämmer und kürzt den weiblichen den Schwanz ab. Sind die Lämmer 3 Monate alt, so werden sie von den Müttern entwöhnt und mit auf die Weide getrieben. Hat man es vorzüglich auf Veredlung der Schafe abgesehen, so kommt sehr viel auf den Bock an, und bei der Veredlung der Landschafe mit inländischen muß man zum Unterlassen die besten Stücke auswählen. Besitzen die Lämmer hinsichtlich des Körperbaues sehr viel Ähnlichkeit mit der bessern Art, von welcher sie abstammen, und hat ihre Wolle dieselben Eigenschaften, so nennt man sie veredelte, und ist der Unterschied hierin fast unbemerkbar, hochveredelte. Gehen diese Eigenschaften wieder auf die von solchen Heerden erzeugten Lämmer über, so spricht man von der Constanz derselben, und die Eigenschaften nennt man constante. Die Schafe werden entweder ein- oder zweimal geschoren und man unterscheidet daher ein- und zweischürige Schafe. Bei den einschürigen findet die Schur im Juni (auch schon im Mai) statt, bei den zweischürigen dagegen das erste Mal zu Ende Aprils und Anfangs Mai und das zweite Mal zu Ende Septembers. Die Wolle von der ersten Schur heißt Winterwolle, die der zweiten Sommerwolle. In Spanien und Frankreich wird zwar die Wolle nach der Schur gewaschen, doch ist es in Deutschland und anderwärts üblich und auch rathsamer, die Schafe vor der Schur zu waschen. Des Tages vorher werden sie eingenäßt, damit der Unrath erweiche, und dann durch einen Teich oder fließendes Wasser, in welchem einige Männer zum Waschen stehen, getrieben. Ist das S. gehörig trocken geworden, so erfolgt die Schur und man erleichtert sich die Arbeit, wenn man demselben die Füße zusammenbindet. Am Kopfe läßt man ihnen gewöhnlich die Wolle, um dadurch die Insecten, welche sich hier gern einnisten, abzuhalten und der Drehkrankheit vorzubeugen. Die Lämmer werden im ersten, von Andern auch erst im zweiten Jahre geschoren. Bei der Schur selbst sondert

Digitized by Google

man die Arten der Wolle. Nach der Schur zeigen die Schafe große Freßlust und darum gibt man ihnen gewöhnlich Futter oder treibt sie auf die Weide. Um das Wachsthum der Wolle zu befördern, wäscht man sie einige Tage darauf mit Hopfen- und Salzwasser. Der Ertrag der Wolle von einem S. läßt sich zwar nicht zuverlässig angeben, denn bei den Stähren beträgt er zwischen 5—7 Pfund und bei den englischen sogar 9, bei den Schafmüttern nur 4—6; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß der Gewinn der Wolle von einschürigen Schafen größer und diese überdieß länger war, als von zweischürigen. Außer der Wolle ist auch das Übrige, was vom S. kommt, zu gebrauchen. Die Milch der Schafe ist eine der nahrhaftesten und es werden häufig Käse, seltener Butter daraus bereitet. Doch bleibt das Melken, das man bis in den Monat September fortsetzen kann, für das Zuchtschaf nachtheilig. Das Fell wird entweder mit der Wolle oder ohne diese zugerichtet und verarbeitet und besonders werden im erstern Falle die Lämmerfelle wegen ihrer Feinheit sehr theuer bezahlt. Den Talg gebraucht der Seifensieder und aus einigen Därmen werden die bekannten Darmsaiten gemacht. Aus den Knochen der Füße wird Leim gekocht und das Fett, das dabei auskocht, vertritt oft die Stelle des Fischthrans; der Schafmist ist eins der besten Düngungsmittel. Zu den Krankheiten, denen die Schafe ausgesetzt sind, gehören der Durchlauf, die Fäule, die Drehkrankheit, die Pocken, die Egeln, das Gliedwasser u. a. m. Vergl. Rud. André „Anleitung zur Veredlung des Schafviehes" (2. Aufl. mit Zusätzen von Elsner, mit 4 Kpfrn. Prag 1826); Koppe „Anleitung zur Zucht und Wartung der Merinos" (Berl. 1827); Löhner „Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde" (Prag 1835); Elsner, „Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht" (2. Aufl. Stuttg. 1835); dessen „Handbuch der veredelten Schafzucht" (Stuttg. 1832) und Pabst, „Beiträge zur höhern Schafzucht". 35.

Schaff ist in Südbaiern ein Getreidemaß von verschiedener Größe und Eintheilung, dessen Inhalt zwischen 12—90000 par. Cubikzoll schwankt. 30.

Schafhausen, franz. Schallouse; engl. Schalfhausen, nächst Zug und Genf der kleinste und zugleich der nördlichste Canton der Schweitz, liegt von Baden, Zürich und Thurgau umgeben am rechten Ufer des Rheins und zerfällt in 2 durch badensches Gebiet von einander getrennte Hälften, deren östliche die kleinste ist. Der Flächenraum beider beträgt 8 □M. Fast durchaus hügelig, indem zahlreiche (im Randenberge jedoch nicht höher als 1200 Fuß sich emporhebende) Ausläufer des Schwarzwaldes hereintreten, ist doch das Ländchen in seinen weiten anmuthigen Thälern sehr fruchtbar und hat deßhalb blühenden Acker-, Wein- und Obstbau, auch hinlängliches Holz. Der Haupt- und zugleich Grenzfluß ist der Rhein, nächst ihm ist die Wutach am Bedeutendsten, welche indeß auch nur die westliche Grenze bildet. Außer den bereits angeführten Nahrungszweigen der mit Ausnahme von 600 Katholiken der reformirten Confession angehörigen Bewohner, deren Zahl sich jetzt auf 32300 beläuft, hat man noch ansehnliche Industrie (Gerberei, Kirschwasser, Eisenwaaren) und nicht unwichtigen Speditions- und Transitohandel. Die Verfassung ist gemischt aus Aristokratie und Demokratie, erstere jedoch auch nach der Revision von 1831 vorherrschend. Ein aus 74 Personen bestehender großer Rath hat als oberste Staatsbehörde die gesetzgebende Gewalt; die ausübende und zugleich oberste Justizbehörde ist ein kleiner aus 24 Mitgliedern bestehender Rath. In beiden führen 2 Bürgermeister wechselnd den Vorsitz. Zum Bunde zahlt S. 9237 schweitzer Franken und stellt ein Contingent von 466 Mann. Eintheilung in 5 Bezirke. — Die Hauptstadt des Cantons ist Schafhausen am Rheine, zwischen anmuthigen Hügeln gelegen, altmodisch gebaut, aber bedeutend verschönert durch angenehme Anlagen in der Umgegend. Merkwürdig sind das alte Castell Unnoth (Munnot) und die hölzerne Rheinbrücke, welche anstatt der berühmten von Oudinot im Jahre 1799 abgebrannten erbaut wurde. Die

Bewohner, 7000 an der Zahl, treiben einträgliche Gewerbe und Schifffahrt. Übrigens hat S. ein Gymnasium, mehrere Bibliotheken, ein collegium humanitatis, eine Bibelgesellschaft und mehrere andere wissenschaftliche und Wohlthätigkeitsanstalten. Über den eine Stunde von der Stadt befindlichen berühmten Rheinfall vergl. d. Art. Rhein. Außerdem sind noch anzuführen: Stein am Rheine, mit 1200 Einw. und lebhaftem Verkehre, und der Flecken Unterhallau mit 2500 Einw. und starkem Weinbau. — S. erlangte im XIII. Jahrh. Stadtgerechtigkeit und stand eine Zeit lang unter der Gerichtsbarkeit des in ihren Mauern befindlichen Benedictinerklosters, ward aber später reichsfrei, bis sie im Jahre 1330 dem Hause Östreich vom Kaiser Ludwig dem Baier pfandweise überlassen wurde. 1415 erhielt sie ihre Reichsfreiheit zurück und behauptete sie auch gegen alle die Versuche der östreichischen Herzoge durch Bündniß mit den 8 alten Schweitzercantonen. Endlich im August des Jahres 1501 trat sie gänzlich in den eidgenössischen Bund. Seit dieser Zeit theilte sie im Allgemeinen die Schicksale der Schweitz und gehört jetzt der gemäßigten Partei an. 15.

Schafgarbe, lat. millefolium; franz. millefeuille; engl. millfoil, yarrow, nennt man die bekannte europäische Pflanze (Achillea millefolium L.), welche an unbebauten Orten, an den Rändern der Wege wächst und zu Cassini's synanthereae und Linné's syngenesia polygamia superflua gehört. Der Stamm derselben wird 1—1½ Fuß hoch und geht an seiner Spitze in eine Doldentraube aus. Das Kraut besteht aus langen behaarten, doppeltgefiederten, in viele linienförmige Fiedern getheilten Blättern. Es hat einen angenehmen Geruch und einen bittern, gewürzhaften, etwas adstringirenden Geschmack. Die Spitzen bilden endständige, aus dichtstehenden, weißen oder purpurrothen Blüthen zusammengesetzte Sträuße und haben einen etwas unangenehmen, schwach gewürzhaften Geruch, einen bittern, etwas scharfen, balsamischen Geschmack. Die Landleute benutzen dieselbe als Wundmittel, indem sie zerrupfte S. auf frische Wunden legen, dadurch aber die Heilung verzögern sollen. Schon Plinius erzählt, daß Achilles den Telephus, der von seinem eigenen Schwerte verwundet worden war, mit S. geheilt und daher auch diese Pflanze den Namen Achillea bekommen habe. Innerlich ist sie früher bei Hysterie, Blähungs- und Hämorrhoidalkolik angewandt worden, gegenwärtig aber, vielleicht mit Unrecht, ganz außer Gebrauch gekommen. 21.

Schaft nennt man in der Baukunst den mittleren Theil einer Säule, welcher auf seinem Fuße steht und oben mit dem Knaufe oder Kapitäl bedeckt ist (s. Säule); in der Botanik (scapus) einen Stamm, welcher blos Blumen und keine Blätter trägt, z. B. die verschiedenen Cactusarten; am Schießgewehre die hölzerne Einfassung des Feu . ohrs, an der sich unten der Kolben befindet; in der Weberei der Sprung im Geschirre, welcher mit lauter Stripchen durchzogen ist und beim Weben durch das Treten des Schemels auf- und niedergeht. 26.

Schaggas, s. Dschaggas.

Schah (nicht Schach) ist der vornehmste fürstliche Titel in Persien und entspricht unserm Kaiser. 9.

Schalken (Gottfried), ein ausgezeichneter Maler niederländischer Schule, geb. 1643 zu Dortrecht, bildete sich unter Hoogstraten und Gerhard Douw, neigte sich aber später zu dem Style Rembrandt's hin und suchte insbesondere das Helldunkel dieses großen Meisters zu erreichen, daher seine Vorliebe für Nachtstücke und überhaupt Scenen, wo die verschiedenartigen Wirkungen des Lichts und Schattens überraschend hervortreten. Seine Leistungen in dieser Hinsicht sind in der That vortrefflich und werden daher jetzt noch überaus geschätzt und theuer bezahlt. Vorzüglich malte er gern nächtliche, von einem Lichte beleuchtete Scenen mit dunkeln Hintergründen und Personen mit einer Lanze oder Kerze in der Hand. Gleich aus-

Digitized by Google

gezeichnet war S. als Portraitmaler im Kleinen, weniger im Großen, da hier seine äußerst genaue und feine Ausführung häufig zu minutiös erscheint. Sein Colorit ist gut, weniger aber Zeichnung und Composition. — S. hielt sich längere Zeit in England auf und ließ sich später im Haag nieder, wo er im Jahre 1706 starb. 36.

Schall, lat. sonus; franz. son; engl. sound, bezeichnet im Allgemeinen alles Hörbare, dessen Unterarten Ton, Geräusch, Getöse, Knall, Klang ꝛc. heißen. Ein S. entsteht dadurch, daß irgend ein bewegter Körper gegen einen andern stößt und dadurch einen Impuls erzeugt, welcher bis zu den Gehörwerkzeugen fortgepflanzt wird (s. Akustik). Sollen aber die Schwingungen eines schallenden Körpers von unserm Ohre empfunden werden, so müssen sie durch irgend ein dazwischenliegendes Mittel zu demselben fortgepflanzt werden. Hierzu kann ein jeder elastischer Körper dienen, das gewöhnlichste Mittel aber ist die Luft, die alle Körper auf der Erde umgibt. Ihr theilen sich die Schwingungen des schallenden Körpers mit und verbreiten sich in ihr wie Strahlen nach allen Seiten hin. Die fortgepflanzten Schwingungen heißen Schallstrahlen. Nach D. Benzenberg's Beobachtungen ist die Geschwindigkeit des Schalles in einer Secunde bei 0° Réaumur = 1026; 1° = 1028; 2° = 1031; 3° = 1033; 4° = 1036; 5° = 1038; 6° = 1040; 7° = 1043; 8° = 1045; 9° = 1047; 10° = 1050; 11° = 1052; 12° = 1054; 13° = 1057; 14° = 1059; 15° = 1062; 16° = 1064; 17° = 1066; 18° = 1069; 19° = 1071; 20° = 1073; 21° = 1075; 22° = 1078; 23° 1= 080; 24° = 1082; 25° = 1084 und 26° = 1086 pariser Fuß. Der S. pflanzt sich in der Luft mit gleichförmiger Geschwindigkeit fort; hat man nun ein Mittel die Entstehung von Weitem zu bemerken, so kann man aus der Zwischenzeit zwischen dem Augenblicke der Entstehung eines Schalles und dem Augenblicke, wo er gehört wird, leicht die Entfernung beider Orte von einander bestimmen, und man kann hiernach auch Vermessungen durch den S. verrichten. Aristoteles schon hielt den Ursprung und die Fortpflanzung des Schalles für eine Folge gewisser Schwingungen, die man später mit dem Ausdrucke Bebungen bezeichnete. Bei den spätern genaueren Untersuchungen glaubte man das eigentliche Wesen in ein Erzittern der kleinsten Theile setzen zu müssen und wurde auf diese Weise von Perrault, Carré de la Hire und Muschenbroek erklärt. Newton war aber der Erste, welcher hierüber die richtigen Ansichten begründete. Nachher haben sich Sauveur, Johann, Jakob und Daniel Bernoulli, Riccati und insbesondere Euler um diesen Zweig der mathematischen Physik Verdienste erworben. Zuerst wurde von Chladni das Ganze zu einem vollständigen Systeme geordnet, welches in neuerer Zeit von Prisson, Savart, Thom. Young, den Gebrüdern Weber und dem jüngern Herrschel bedeutend erweitert wurde. Vergl. Thom. Young, „Abhandlung der Schalllehre (sound)" in der „Encyclopaedia metropolitana cet. Mixed Sciences, T. II." (Lond. 1830); Chladni's „Akustik" (Leipz. 1830) und Ernst Heinrich und Wilhelm Weber's „Wellenlehre auf Experimente gegründet" (Leipz. 1825). 40.

Schall (Karl), deutscher Dramatiker, geb. den 24. Febr. 1780 zu Breslau, sollte sich dem Kaufmannsstande widmen, dem sein Vater angehörte, verließ aber denselben bald und widmete sich der schönen Literatur und den Reisen. Nachdem er sich in Breslau wieder fest niedergelassen hatte, gründete er die „Neue breslauer Zeitung", war eine Zeit lang Mitdirector des breslauer Theaters und erhielt den Hofrathstitel. Zuletzt lebte er einige Jahre in Berlin eifrig der literarischen Thätigkeit, starb aber schon den 18. Aug. 1833. — Seine Lustspiele (gesammelt Breslau 1817. 2. Aufl. 1823) wurden mit großem Beifalle aufgenommen und einige, wie „Trau, schau, wem?", „Die unterbrochene Whistpartie", „Theaterwuth" u. a. erscheinen noch immer auf dem Repertoire mancher deutschen Bühnen.

Sie zeugen sämmtlich von großer Bühnenkenntniß, sind aber nur zu oft auf bloßen Theatereffect berechnet. 16.

Schalmei, Schäferpfeife, lat. fistula, cicuta; franz. chalumeau; engl. shalm; ital. cennamella, heißt ein jetzt veraltetes der Oboe ähnliches Blasinstrument von Holz mit 6 Tonlöchern, einer oder zwei Klappen und einem Tonumfange von $\overline{f} - \overline{\overline{a}}$ (auch $\overline{f} - \overline{\overline{c}}$). Ihr Ton ist schrill und unangenehm, da er nicht wie bei der Oboe durch Ansatz und Druck der Lippen an das mit einer Kapsel versehene lange schmale Rohr modificirt werden kann. Das gleichnamige Orgelregister, ein Schnarrwerk, trifft man nur noch in alten Werken. — Vergl. d. Art. Chalumeau. 29.

Schalthiere, s. Conchylien.

Schaltjahr, Schaltmonat, Schalttag, s. Jahr und Kalender.

Schamaiten, s. Samogitien.

Schamanen. Nach der Lehre des Buddha ist es die Pflicht eines jeden lebenden Wesens sich zur Heiligkeit und Reinheit des Buddha selbst durch strenge Befolgung aller der durch die Buddhalehre gebotenen Handlungen zu erheben. Dieß aber kann nicht anders geschehen, als durch eine wiederholte Läuterung des Menschengeistes, welche durch die Seelenwanderung vollbracht wird. Denn wenn zuerst der Mensch geboren wird, so steht es ihm frei, wohin er sich wenden will, ob zu seinem Glücke oder Unglücke. Die Folgen dieser Wahl empfindet die Seele bei einer Wanderung in einen anderen Körper, deren sie mehrere vollbringen muß, um sich zu immer höherer Reinheit emporzuschwingen, bis sie endlich fähig ist, als ein Heiliger zu erscheinen. Ein solcher wird nun Schamana oder auch Samana genannt, d. h. sanftmüthig. Er braucht, wenn er zu dieser geistigen Höhe innerer Vollendung gelangt ist, nicht die Sünden vorhergegangener Wanderungen abzubüßen, in dem Tempel nicht mehr anzubeten und den Göttern mit Ceremonien zu dienen, welche doch alle dem höchsten Gotte unterworfen sind. Er ist frei von jeder Regung der Leidenschaft, er kann sich nie verunreinigen, er ist eins mit der Gottheit selbst, und geht bei seinem Tode ohne Mittelstufen wieder zu ihr zurück, deren Ausfluß seine Seele war. Um aber zu diesem erhabenen Standpunkte zu gelangen, muß der Mensch streben seine ganze Sinnlichkeit zu unterdrücken, durch Bußübungen aller Art sich gänzlich von allen nur denkbaren Einflüssen seiner selbst, so wie der Außenwelt befreien, um auf diese Weise durch Vernichtung seines Ichs endlich dahin zu gelangen, der Heiligkeit würdig zu sein. Natürlich gab diese Lehre zu mannigfaltigen Mißbräuchen und groben Mißverständnissen vielfache Gelegenheit und so ward, was ursprünglich einen tiefen Sinn und erhabenen Zweck hatte, das Spielwerk unverschämter Gaukler und Bettler oder thorheitsvoller Narren, wie sie sich in den S. oder Zauberpriestern in der Tatarei, bei den Mogolen, Chinesen ꝛc. häufig genug finden. 82.

Schamo, s. Kobi.

Schandau, ein Städtchen im meißner Kreise des Königreichs Sachsen, 4 Meilen von Dresden entfernt, liegt in einer der reizendsten Gegenden der sächsischen Schweitz, am Einflusse der Kirnitsch in die Elbe und ist durch die Elbschifffahrtsacte zur dritten Stadt, von den Quellen der Elbe an gerechnet, mit dem Rechte der Schifffahrtszolleinnahme erhoben worden. Der Erwerbszweig der Einwohner, 1100 an der Zahl, besteht hauptsächlich im Handel mit Holz, das sie aus Böhmen beziehen, und dem Vertriebe der Sandsteine und Fischerei. Auch besitzt S. ein mineralisches Bad, das schon im vergangenen Jahrhunderte bekannt wurde, aber erst in neuerer Zeit sich eines zahlreichern Besuchs zu erfreuen hat. Die 9 Quellen, die dazu gehören, befinden sich in einiger Entfernung vor der Stadt. Die neue, welche erst im vorletzten Jahrzehent ausgegraben wurde, ist die stärkste davon. Sie

Digitized by Google

hat 10° R. und ist besonders mit Schwefelgas geschwängert. Das Wasser dieser wie der übrigen Quellen ist hell und klar, hat einen zusammenziehenden Geschmack und wird zum Baden und Trinken benutzt. Seine wohltätigen Wirkungen hat es namentlich bei Unterleibskrankheiten, Hämorrhoidalbeschwerden, Nervenschwäche, Gicht und Krämpfen bestätigt. Das Badehaus nebst den Wohnungen für Gäste rührt erst aus neuerer Zeit her und ist sehr geschmackvoll eingerichtet und bei der angenehmen Lage fast in der Mitte der mit Naturschönheiten so reichlich bedachten Gegend hat es den Fremden gewiß nie an Gelegenheit zu interessanten Lustpartien und Spaziergängen gefehlt. 35.

Schandpfahl, s. Pranger.

Schangalla oder Schankala (d. h. die Schwarzen in den Tiefen) ist der gemeinschaftliche Name mehrerer Negerstämme in der Waldregion an der südlichen Grenze von Habesch zwischen dem Bahr el Asrek und dem Mareb. Die einzelnen Stämme wohnen unabhängig neben einander und werden unter verschiedenen Benennungen aufgeführt. Die Dobenah sind die mächtigsten darunter und leben, wie alle in jenen undurchdringlichen Wäldern, unter Zelten, wo sie ihr Hauptgeschäft, die Jagd, treiben. Der Elephant und Strauß neben der Eidechse dienen hauptsächlich zu ihrer Nahrung; die am Takazze wohnenden S. nähren sich jedoch auch von der Fischerei und im Nothfalle gewährt ihnen auch das Krokodil und das Flußpferd den Unterhalt. Ackerbau ist ihnen unbekannt und mit dem Eintritte der Regenzeit ziehen sie sich in die Gebirge zurück und verzehren dort ihren gesammelten Wintervorrath. Zum größern Theile sind sie Heiden, doch bekennt sich auch ein Theil zum Islam (diese heißen Fungi [s. d. Art.]), zum Juden- und Christenthume. Mit den Habessiniern leben sie in fortwährender Feindschaft und jährlich werden zwischen beiden Völkern Kriege mit der größten Erbitterung geführt. 35.

Schanze, s. Fortification.

Schanzkörbe, franz. und engl. gabions, nennt man die von Strauchwerk geflochtenen Cylinder, welche bei Belagerungen ꝛc. zur Bekleidung der Erdarbeiten, als der Batterien, Sappen ꝛc., gebraucht werden. Diejenigen, welche beim Batteriebaue angewendet werden, haben bei einem Durchmesser von 2 Fuß eine Höhe von 4 Fuß, wogegen die zum Sappenbaue bestimmten Körbe bei demselben Durchmesser nur 2½ bis 3 Fuß hoch gemacht werden. 61.

Schapur (Sapores), Könige von Persien. — S. I. (seit 241 n. Chr.) wurde durch seine Grausamkeit berüchtigt. Er verwüstete Mesopotamien, Syrien, Cilicien und andere Provinzen des römischen Reiches, unterwarf sich Armenien und würde alle morgenländischen Besitzungen der Römer erobert haben, wenn ihm nicht Odenatus, der nachmalige König von Palmyra, kräftigen Widerstand geleistet hätte. Der Kaiser Gordian III. schränkte ihn wieder auf die Grenzen seines Reiches ein, allein Philippus Arabs schloß sogleich nach seiner Thronbesteigung mit ihm Frieden, welchen S. aber bald brach und 252 Antiochia eroberte. Sieben Jahre nachher schlug er den Kaiser Valerianus bei Edessa (260 n. Chr.) und nahm ihn durch die Verrätherei des Macrinus gefangen. Er behandelte denselben so grausam, daß er sich seiner stets als Fußschemel bediente, so oft er sein Pferd bestieg, worauf er ihn schinden und mit Salz bestreuen ließ. Der tapfere Odenatus und seine heldenmüthige Gemahlin, Zenobia, nahmen dem S. unterdeß Nisibis und Carrhä nebst anderen Plätzen wieder ab, schlugen ihn in mehreren Schlachten und machten selbst einen großen Theil seiner Generale zu Gefangenen. S. starb 271 n. Chr. Ihm folgte sein Sohn Hormisdas II. — S. II., der Sohn Hormisdas' II., bestieg, noch als Kind, im Jahre 309 n. Chr. den Thron seines Vaters. Da die Araber während seiner Minderjährigkeit in sein Reich eingefallen waren, die Hauptstadt geplündert und seine nächsten Verwandten gefangen fortgeführt hatten, so rächte er sich in den Jahren seines Jünglingsalters auf das

Grausamste an denselben, indem er alle gefangenen Fürsten und vornehmen Araber tödten, den gemeinen Soldaten aber die Achseln zerbrechen ließ. Hierauf eroberte er mehrere Provinzen von Mesopotamien und schlug 348 die Römer unter Constantius bei Singara, wo aber sein Sohn gefangen und von den Römern grausam zu Tode gemartert wurde. Da ihn das Gerücht von einem Einfalle der Massageten in sein Land zurückrief, sah er sich endlich genöthigt, einen Waffenstillstand mit Constantius zu schließen, allein der Friede selbst scheiterte an den übermüthigen Forderungen des S., der sich Armenien und Mesopotamien ausbedung. Im Jahre 359 erneuerte er daher seine Einfälle in Mesopotamien, die 73tägige Belagerung von Amida brachte ihn jedoch um den besten Theil seiner Truppen, so daß er, ohne weitere Eroberungen unternehmen zu können, nach Persien zurückkehren mußte. Nachdem er im folgenden Frühlinge den Feldzug in der Absicht erneuert hatte, sich den ganzen Orient zu unterwerfen, brach sich seine Kraft abermals nach Eroberung von Singara und Bezabde. Auch seine Unternehmungen gegen Arabien fielen unglücklich aus und der Kaiser Julianus verwarf die Friedensanträge, die ihm S. nach seiner Thronbesteigung vorschlagen ließ. Da aber der Kaiser (363) zu unvorsichtig in das Innere von Persien vordrang, wurde er zurückgeschlagen und mußte in dem darauf geschlossenen Frieden die Provinzen, welche dem persischen Reiche entrissen worden waren, wieder herausgeben. S. war so verwegen, unter dem Namen eines Gesandten sich sogar nach Rom zu begeben, wurde aber daselbst erkannt, in das Gefängniß gesetzt und entkam der Todesgefahr nur mit Hülfe einer Buhlerin des Kaisers. Im Jahre 370 fiel er abermals in Armenien ein und schlug den Kaiser Valens. Er starb hierauf im Jahre 380 nach Chr. Geb. Da einst Juden und Heiden die Christen als Feinde der weltlichen Herrschaft bei S. verklagten, so ließ er eine höchst grausame Verfolgung gegen dieselben ergehen. Ihm folgte in der Regierung Artaxerxes II. — S. III., der Sohn des Vorigen und Nachfolger seines Vetters, Artaxerxes II., regierte vom Jahre 383—388 n. Chr. Seine fünfjährige Herrschaft zeichnete sich weder durch solche Grausamkeiten, noch solches Kriegsglück wie diejenige seiner Vorfahren aus. Sein Nachfolger war Varanes. 81.

Scharbock, s. Skorbut.

Scharen ist ein bergmännischer Ausdruck, um das räumliche Verhältniß zweier Gänge zu bezeichnen, welche mit einander in Berührung kommen, sich im Streichen und Fallen an einander legen und neben einander sich forterstrecken. 76.

Scharfrichter oder **Nachrichter** (welcher dem eigentlichen Richter nachrichtet, Peinl. Ger.-Ordn. Art. 218) ist die zur Vollstreckung von Todesurtheilen angenommene Person. Indeß pflegt ein solcher als **Scharfrichter** nur die Vollziehung solcher Todesstrafen, die mit dem Schwerte oder Beile zu verrichten sind, in Person zu übernehmen; die anderen, z. B. das Hängen, Rädern und dergl., so wie die Anlegung der Tortur, wo dieselbe noch üblich ist, läßt er durch seine Knechte (Scharfrichter- oder Nachrichterknechte) verrichten. Bevor derselbe eine Execution vollführt, soll ihm (Peinl. Ger.-Ordn. Art. 29) ein sicheres Geleite ausgerufen werden; daß ihn weder bei noch nach der Execution Jemand beleidigen oder zur Verantwortung ziehen dürfe. Erst nach wirklicher Verrichtung einer Execution wird er Meister genannt. Denn die Scharfrichter bilden, durch die Verhältnisse veranlaßt, eine zunftähnliche Familienverbindung unter einander, in welche nicht leicht ein Fremder eintritt. Dem S. ist in Deutschland und einigen angrenzenden Ländern die Säuberung des Landes und der Straßen vom gefallenen Vieh in seinem Bezirke zur besonderen Pflicht gemacht und damit die Überlassung des gefallenen Stücks als Berechtigung verbunden. Letztere beruht auf gewissen Grundstücken (Scharfrichtereien, Wasenmeistereien), welche im privatrechtlichen Verkehre sich befinden. Von dem dabei vorkommenden Abdecken (Hautabziehen)

des gefallenen Viehes nennt man die Knechte Abdecker- oder Schinderknechte. im Vergleich mit dem Scharfrichtermeister aber Wasenmeister, ihre Hütte das Feldschlößchen. In früheren Zeiten hielt man es für unehrbar (man sagte unehrlich), mit solchen umzugehen. Es bedurfte daher der besondern Anerkennung ihrer Ehrlichkeit von Seiten des Landesherrn oder Klosters, welches mit der Ertheilung beliehen war, wenn ihre Kinder in Innungen und Zünfte aufgenommen werden sollten. Man nannte diese Freisprechung vom Flecken der Geburt die Legitimation. In der eigentlichen Sprache des Mittelalters aber hieß es geradezu „Ehrlichsprechung". Den S. selbst betraf dieß jedoch nicht, sondern nur seine Knechte, die wegen ihrer gezwungenen Absonderung von der menschlichen Gesellschaft auch Freiknechte hießen. 3.

Scharfschützen ist s. v. a. Schützen (s. d. Art.).

Scharfsinn, s. Verstand.

Scharlach, lat. coccum; franz. écarlate; engl. scarlet, ist die schönste und feurigste unter allen rothen Farben, deren gewöhnliches Pigment Cochenille ist, oft mit etwas gelbem Pigment, z. B. Gelbholz, Quercitronrinde und dgl. versetzt, woraus verschiedene Gattungen von S. entstehen. Der aus den sogenannten Scharlachbeeren oder Kermeskörnern bereitete S. heißt Körnerscharlach (franz. écarlate de kermes); derselbe ist nicht so feurig als der Cochenillescharlach (franz. écarlate de cochenille), allein seine Farbe ist ungemein fest und gut und wird von scharfen Säften nicht schwarz und fleckig. Der Cochenillescharlach hat unter allen die größte Schönheit und den stärksten Glanz, ist dagegen aber auch die theuerste und am Schwersten zur Vollkommenheit zu bringen. S. aus der Hälfte Cochenille und der Hälfte Färberröthe bereitet heißt Halbscharlach oder Halbcarmoisin (franz. demi-écarlate ordinaire). Schon die Alten kannten die Scharlachfarbe. Tychsen hält sie für eine schon vor Moses' Zeiten bekannte Erfindung der Phönicier. Die Verbesserung der Scharlachfarbe durch die Auflösung des Zinns in Königswasser ist eine Erfindung des Holländers Cornelius Drebbel (s. d. Art.). Von einem Schönfärber, Küffelar in Leyden, welcher zuerst von Drebbel's Erfindung Gebrauch machte und sie noch mehr vervollkommnete, erhielt diese Farbe den Namen Küffelarcouleur. 26.

Scharlach, Scharlachfieber, Scharlachfriesel, lat. scarlatina; franz. scarlatine; engl. scarletfever, ist eine hochrothe, den größten Theil der Haut einnehmende Entzündung, die mit heftigem Fieber und Halsweh als charakteristischen Zeichen begleitet und durch Abschälung der Oberhaut, als einer ebenfalls charakteristischen Folge, entschieden wird. Er läßt sich füglich in 3 Perioden theilen. In der ersten Periode, wo sich die Krankheit entwickelt (stadium irritationis), zeigt sich ein mehr oder minder heftiger Fieberanfall mit vielem Froste und darauf folgender großer und trockener Hitze, meist schnellem, zusammengezogenem, härtlichem und unregelmäßigem Pulse, sich stündlich steigerndem Durste, doch gänzlicher Appetitlosigkeit. Dabei leidet besonders auch der Hals, das Schlucken ist erschwert ꝛc. (Mandelbräune), wobei nicht selten auch das Gehirn mit leidet, so daß dann Delirien und Zuckungen bemerkt werden. Diese Periode dauert selten länger als 24 Stunden und es beginnt dann die zweite (stadium exanthematicum), die mit dem ersten Erscheinen der Scharlachröthe beginnt und endet, wenn sich diese verliert. Sie dauert bis zum 6. oder 7. Tage. Es wird von dieser Scharlachröthe der ganze Körper entweder auf einmal oder nach und nach befallen und sie verwandelt sich den 2. oder 3. Tag in die Purpurröthe, die vom 5. Tage an allmählig wieder bläßer wird. Wo sie anfängt hier oder da ins Violette hinüberzuschillern, da deutet dieß stets Gefahr an. Wo es gut geht, vermindern sich mit Abnahme der Röthe auch die Hals- und Kopfzufälle und nur die Geschwulst der Halsdrüsen zeigt sich, besonders bei skrophulösen Kindern, etwas hartnäckiger. Dabei dauert auch

das Fieber fort und mäßigt sich nach dem Ausbruche des Exanthems nur in wenigen und in solchen Fällen, wo die Krankheit sehr gutartig verläuft. Bei mäßiger Bedeckung ist die Hautausdünstung nur sehr gering, bei übertriebener aber sehr stark, aber dann immer zum Nachtheile der Kranken. Das Exanthem besteht in roth punktirten Flecken, die ursprünglich nicht sehr ausgedehnt und isolirt sind, sich aber bald vereinigen, indem sie größer werden und endlich der Haut eine gleichförmige rothe Farbe geben, die momentan unter dem Fingerdrucke verschwindet. Die dritte Periode oder das Stadium der Abschuppung (stadium desquamationis) beginnt meistens einige (jedoch auch 8—14) Tage nach dem Verschwinden des Ausschlages. In diesem Stadium gleichen sich, da nun die Entzündung verschwunden ist, alle gestörte Functionen wieder aus und namentlich schält sich die mit ergriffen gewesene und nun abgestorbene Oberhaut in größeren oder kleineren Stücken ab. Diese Periode zieht sich oft ziemlich in die Länge, indem man sie nicht selten 30—40 Tage hat dauern sehen. — Indeß stellt sich die Krankheit nicht immer in so gutartiger, einfacher Gestalt dar, sondern es können sich dazu gefährliche Zufälle gesellen, wie Entzündungen des Hirns, der Luftröhre, am Öftersten aber des Unterleibes und, selbst bei der größten Vorsicht, sich allmählig eine allgemeine Hautwassersucht oder eine Wasseranhäufung in den Höhlen des Kopfes, der Brust, des Bauches oder auch leicht Versetzungen auf andere Theile, z. B. Gliederschmerzen, Verhärtungen und Vereiterungen der Drüsen, Urinbeschwerden, Augen- und Ohrenentzündungen und Ausflüsse ꝛc., bilden. Der Tod kann durch Heftigkeit und Bösartigkeit des Fiebers, durch plötzliches Zurücktreten des Ausschlags auf edle Theile, durch die erwähnten Nachkrankheiten und sogar durch Brand eines edlen Organs herbeigeführt werden. Der S. wird am Gewöhnlichsten durch die Ansteckung weiter verbreitet, doch entwickelt er sich auch in vielen Individuen von selbst. Häufige und schnelle Abwechselungen in der Temperatur, wobei sich viele Menschen erkälten, scheinen sowohl die Entstehung als auch die Verbreitung dieser Krankheit zu begünstigen, daher sieht man auch die Scharlachepidemien meist im Frühjahre und Herbste entstehen, wo sie sich dann bei unsteter Sommer- und Winterwitterung gern fortsetzen. Wahrscheinlich begründen öftere Unterdrückungen der Hautausdünstung die erste Veranlassung zur Entwickelung des S. und weil die Veränderungen der Temperatur auf den kindlichen Körper stärker und schädlicher einwirken, so entsteht der S. vermuthlich auch nur in der Kinderwelt, trägt sich aber durch die Ansteckung auch auf Erwachsene über, sobald diese nicht schon in den Kinderjahren diese Krankheit, welche ein Individuum im Leben nur einmal befällt (denn Beispiele vom Gegentheile sind höchst selten), gehabt haben. Der S. läßt sich eben so wenig heilen, als die Pocken oder die Masern, sondern verläuft wie diese seine Perioden und vernichtet sich durch sich selbst. Eine passende Diät reicht hier um so mehr aus, je strenger dieselbe befolgt wird. Immer sagt es dem Kranken in der Entzündungsperiode zu, wenn er etwas kühl gehalten wird. Nach Beendigung der Entzündung in der Haut, also vom Anfange der Abschuppungsperiode an, muß aber ein etwas wärmeres Verhalten eintreten und jede Erkältung, besonders Berührung der Luft, von dem Kranken abgehalten werden. Eine wesentliche Sorge ist auch diese, daß solche Kranke nie 24 Stunden lang verstopft bleiben dürfen. Vergl. J. Stieglitz, „Versuch einer Prüfung und Verbesserung der jetzt gewöhnlichen Behandlung des Scharlachfiebers" (Hanov. 1807. 8.) und Strahl, „Über das Scharlachfieber" (Berl. 1833). 28.

Scharmützel, s. Schlacht.

Scharnhorst (Gebhard David von), geb. 1756 zu Hämelsee im Königreiche Hanover, erhielt seinen ersten Unterricht in der Elementarschule seines Geburtsortes, und schon hatte er das Jünglingsalter erreicht, als sein Vater, bürgerlichen Standes, durch den in Folge eines Processes ihm zuerkannten Besitz des Gutes

Bordenau, erſt in den Stand geſetzt wurde, für ſeine fernere Ausbildung etwas zu thun. Durch Leſen der Feldzüge Friedrich's des Großen, die er bei dem Prediger ſeines Geburtsortes fand, und beſonders durch die Erzählungen eines Invalidenunterofficiers von ſeinen Kriegsabenteuern, hatte er eine entſchiedene Neigung für den Militairdienſt gewonnen. Obgleich ihm noch faſt alle wiſſenſchaftliche Kenntniſſe mangelten, ſo nahm ihn doch der Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, welchem der lebhafte und aufgeweckte Geiſt des Knaben gefiel, in die neuerrichtete Kriegsſchule zu Steinhude auf. Mit dem größten Eifer legte ſich S. auf das Studium der Kriegswiſſenſchaften, in denen er raſche Fortſchritte machte. Bei dem Tode des Grafen Wilhelm (1777) war er Conducteur. Bald darauf ſtellte ihn der hanöverſche General Eſtorf als Fähndrich in ſeinem Regimente an und übertrug ihm den Unterricht der Unterofficiere und ſelbſt älterer Officiere. Er erwarb ſich ein Verdienſt durch die Einrichtung der Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch und durch die Entwerfung guter ſtatiſtiſcher Tabellen. Im Jahre 1780 ward er zum Artillerielieutenant befördert, zweiter und bald hernach erſter Lehrer an der damals in Hanover errichteten Kriegsſchule, 1792 Hauptmann und 1793 Commandeur einer reitenden Batterie. Seinen ſchriftſtelleriſchen Ruf hatte er früher ſchon durch ſein „Handbuch der Kriegswiſſenſchaft", ſein „Taſchenbuch für Officiere" und ſein „Militairiſches Journal" begründet; auf dem Felde der Ehre wurde ihm noch größerer durch die Vertheidigung von Menin 1794 und ſein heldenmüthiges Durchſchlagen durch einen ihm an Macht zehnfach überlegenen Feind. Wenn gleich der General Hammerſtein den Oberbefehl in dieſen Unternehmungen führte, ſo war derſelbe doch ſo edel, das ganze Verdienſt, dem Plane und der Ausführung nach, S. zuzuerkennen. Er erhielt für dieſe Heldenthat vom Könige von England einen Ehrenſäbel, ward zum Major im Generalſtabe ernannt und kurz nachher zum Oberſtlieutenant befördert. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunſchweig trat er hiernach mit Beibehaltung ſeines Charakters in preußiſche Dienſte, wo er als dritter Quartiermeiſterlieutenant in den Generalſtab verſetzt wurde und als ſolcher Vorleſungen für Officiere hielt. Im Jahre 1804 wurde er zum Oberſten und 1807 zum Generalmajor befördert. In der Schlacht bei Auerſtädt (1806) empfing er zwei Wunden, leitete aber dennoch als Chef des Generalſtabes den Rückzug der Blücher'ſchen Armee nach Lübeck. Ausgewechſelt ging er nach Preußen zurück, wo er in der Schlacht bei Eylau mitfocht. Nach dem tilſiter Friedensſchluſſe ernannte ihn der König zum Präſidenten der Commiſſion, welche Behufs der neuen Einrichtung der Heerverfaſſung zuſammentrat, und nachher wurde er Chef des Ingenieurcorps. Im Jahre 1813 avancirte er zum Generallieutenant und erwarb ſich großes Verdienſt in der Vorbereitung des Volkes zu dem bevorſtehenden großen Freiheitskampfe. Er entwarf den Plan zur allgemeinen Bewaffnung und leitete nach dieſem dieſelbe ein. Beim Ausbruche des Krieges gegen die Franzoſen (1813) fungirte er als Chef des Generalſtabes im Blücher'ſchen Heere und focht in der Schlacht bei Lützen, wo er durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet wurde. Von dieſer Verwundung noch nicht wiederhergeſtellt eilte er mit Aufträgen ſeines Königs nach Wien und ſtarb einige Wochen nach der Schlacht in Prag. Sein Monarch ließ dem Andenken des großen Mannes am Zeughauſe in Berlin neben der Königswache eine marmorne Statue errichten und in Prag ziert ein anderes Denkmal, auf Koſten des preußiſchen Heeres errichtet, ſeine Ruheſtatt. Stets wird ſein Verdienſt um König und Vaterland in der denkwürdigen Zeit von 1813 in der Bruſt eines jeden Patrioten und in der Kriegsgeſchichte Preußens fortleben. 61.

Scharwache, lat. cohors circuitoria; franz. guet, patrouille; engl. patrol, night-watch, heißt eine Anzahl bewaffneter Soldaten oder Polizeidiener, welche zur Sicherheit der Straßen dieſe des Nachts durchzieht. 30.

Schatten, lat. umbra; franz. ombre; engl. shadow, entsteht, wenn sich ein dunkler Körper zwischen einem leuchtenden und einem erleuchteten befindet, indem ersterer die von dem leuchtenden ausgehenden Lichtstrahlen auffängt. Die Gestalt des Schattens wird daher bestimmt, wenn wir von den Grenzen des leuchtenden Körpers an den Umfang des dunklen gerade Linien ziehen und diese weiter hinaus verlängern. Je größer die Stärke des Lichts ist, desto leichter wahrnehmbar müssen die Grenzen sein und es zeigt sich daher der S. dunkler und wahrnehmbarer. Man nennt die gänzliche Entziehung des Lichts den vollen oder Kernschatten, die theilweise aber Halbschatten, lat. penumbra; franz. penombre; engl. penumbra. Ist nun der leuchtende Körper kleiner als der dunkle, so wächst der Durchmesser des Schattens zunehmend mit der Entfernung der auffangenden Fläche und der gesammte im S. befindliche Raum bildet dann eine abgekürzte Pyramide oder einen abgekürzten Kegel; im umgekehrten Verhältnisse jener beiden Körper bildet der Schattenraum ein Prisma oder einen Kegel, aus dessen Größe sich die Entfernungen und Gestalten der beiden Körper finden lassen. Der S., den ein lothrechter dunkler Körper auf eine wagerechte Fläche wirft, heißt der gerade S. Der S. eines wagerechten dunklen Körpers auf einer lothrechten Fläche aber der umgekehrte S. Wird einer der Körper bewegt, so bewegen sich auch die S. und zwar in gleicher Richtung mit dem dunklen und in entgegengesetzter mit dem leuchtenden Körper. Gefärbte S. haben von jeher große Aufmerksamkeit erregt und verschiedene Erklärungen veranlaßt. Die am Häufigsten vorkommenden gefärbten S. sind die blauen, welche sich bei der Morgen- und Abenddämmerung zeigen und eine hellere oder dunklere Farbe haben, je nachdem die durch ein Kerzenlicht erzeugten S., wenn sie auf eine weiße Fläche fallen, durch mehr oder minder helles Tageslicht erhellt werden. Jedoch giebt es auch Beispiele von rothen, grünen, gelben und anders gefärben S. Nach Priestley war Otto von Guericke (s. d. Art.) der erste, welcher diese Erscheinung beobachtete und sie als einen Beweis ansah, daß Schwarz und Weiß gemischt Blau geben. Neueren Versuchen zu Folge weiß man, daß sich S. von allerhand Farben zeigen, wenn dunkle Körper von mehr als einem Lichte erleuchtet werden und wenn die verschiedenen Lichter ein bestimmtes Verhältniß ihrer Stärke unter einander besitzen. 40.

Schatten und Licht sind in der Zeichenkunst und Malerei die beiden Hauptmittel der Darstellung; es kommt aber dabei Alles auf die richtige Vertheilung und Anwendung der verschiedenen Grade derselben an. Eine Zeichnung ohne S. und Licht ist nur ein blinder oder todter Riß oder ein Entwurf; sind durch Linien S. und Licht im Allgemeinen angegeben, so entsteht ein Schattenriß; erst durch richtige Hervorhebung beider erhält die Darstellung Leben und Gestalt und die Theile des Darzustellenden ihren Unterschied und richtige Lage. Die verschiedenen Grade des Schattens entstehen aber von den verschiedenen Hervorragungen und Vertiefungen der Theile eines Körpers. Denn das Licht verbreitet sich nur über dasjenige, was glatt und eben ist; wo ihm aber die geringste Tiefe entgegensteht, so entsteht aus einem solchen Hinderniß der S., welcher auf der Fläche nach der Form und Figur des erleuchteten Körpers sich bildet. Überhaupt unterscheidet man an einer Zeichnung drei Grade der S. und zwei Grade des Lichts. Der Haupt- oder ganze S. entsteht an den ganz unbeleuchteten Stellen einer Zeichnung. Der Schlagschatten ist der S., welchen der dargestellte Körper auf die dem Lichte entgegengesetzte Seite wirft und allemal der stärkste, verliert aber seine Kraft nach und nach, je weiter er sich von seinem Körper entfernt. Wird er auf einen nahe gelegenen Gegenstand geworfen, so muß er sich nach der Form, Größe und Stellung dieses Körpers, als auch nach dem Orte und der Stelle des schimmernden Lichtes richten. Der Halbschatten entsteht an denjenigen Theilen einer Figur, die des Lichtes nur zum Theil beraubt sind. Er hält das Mittel zwischen dem Hauptschat-

ten und dem Lichte und dient zur bequemen Vereinigung beider. Das Licht, der Tag oder die Helle zerfällt in die lichten Flächen eines Körpers und das höchste Licht, Schlaglicht oder den Blick, d. i. denjenigen Punkt eines Körpers, welcher dem Lichte gerade entgegensteht. Das Gegentheil von dem Blicke ist die Force oder der Druck oder derjenige Punkt, der dem Blicke perpendikulär gegenübersteht. Dasjenige Licht, welches von den meisten hellen Körpern hinüberfällt, heißt der Wiederschein oder Refler. Er entsteht größtentheils in dem ganzen oder Hauptschatten und muß deßhalb heller als dieser sein. Großes Licht erfordert starke S., ein schwächeres dagegen schwächeren S. Große Lichter und breite starke S. werden Massen genannt. In der Abenddämmerung sieht man beinahe nichts als diese Massen, d. h. man nimmt nur die großen Lichter und die starken S. wahr. Der Ort des Lichts muß jederzeit mit Vorsicht gewählt werden und zwar ein solcher, wodurch die Gegenstände am Meisten belebt werden. In einem Gemälde darf aber nicht mehr als ein Licht angenommen werden, d. h. die Beleuchtung (s. Licht) muß nur von einem einzigen Orte geschehen. Das Sonnenlicht stellt man sich jederzeit außerhalb des Gemäldes vor, damit auf diejenigen Gegenstände, welche gleich in der ersten Abtheilung stehen, das stärkste Licht fällt. Das stärkste oder Hauptlicht muß in die Mitte des Gemäldes fallen und von dort aus seinen Schein auf die Hauptfiguren und vorzüglichsten Handlungen ausbreiten, damit die seitwärts abweichenden Gegenstände nach dem Maße ihrer Entfernung immer weniger oder ein schwächeres Licht erhalten. 26.

Schattirung, franz. nuance; engl. shadowing, bezeichnet in der Malerei und Zeichnenkunst die Auflegung des Schattens. Man hat drei Manieren in der Ausschattirung, nämlich das Schraffiren, das Rieseln oder Graviren und das Tuschen. Im Schraffiren zeichnet man die Schatten mit parallelen Strichen von gelindem Ansatze, deren Mitte stärker ausgedrückt wird. Das Rieseln geschieht durch kleine krumme Striche, welche gegen das Licht zu immer weiter und heller aus einander gesetzt werden. Das Tuschen besteht im Überziehen mit einer dunklern Farbe. Wird Tuschen und Schraffiren zugleich angewendet, so heißt es Russen. 26.

Schattenreich, s. Unterwelt.

Schattenriß, s. Schatten und Licht.

Schattenspiel besteht entweder aus bunten Bildern, welche an der weißen Wand eines dunklen Zimmers durch Anwendung der Zauberlaterne (laterna magica, s. d. Art.) sichtbar werden, oder aus schwarzen beweglichen Bildern, welche man mittelst Puppen oder lebendigen Personen, die man zwischen eine Lampe und eine glatte Wand oder auch hinter eine durchsichtige Fläche von Leinwand ꝛc. stellt, hervorbringt. Dieß sind die sogenannten Schattenpantomimen. Ähnlich sind die Abbildungen, die man in der bekannten camera obscura auf einem Stücke weißer Leinwand verkehrt erblickt. Die ombres chinoises endlich, deren Erfindung man den Chinesen zuschreibt, sind Schattenrisse von Puppen auf der hintern Seite bemalter Leinwand. 84.

Schatulle, s. Chatoulle.

Schatz, lat. thesaurus; franz. trésor; engl. treasure, ist a) im Allgemeinen ein werthvoller Gegenstand, gleichviel ob Person oder Sache; b) die Sammlung oder der Vorrath von Sachen von Werth; c) besonders Geld- und Pretiosenvorrath, und d) am gewöhnlichsten das eingezahlte disponible Staatsvermögen. Man unterscheidet dabei den Landes- oder Staatsschatz von dem der Regentenfamilie oder dem königlichen S. Schon in den ältesten Zeiten wußte man nach Verschiedenheit der Regierungen diesen Unterschied zu machen. Doch eignete sich, besonders in den Morgenländern, mehrentheils der Regent, indem er den Staat als zu seiner Verfügung gestellt ansah, die öffentlichen Ein-

künfte an und häufte zu seinen Zwecken, indem er den Staatszweck damit verband, ungeheure Summen auf. Vom osmanischen Reiche hatte man früher die Vorstellung, daß jeder Sultan jährlich 500 Beutel in den S. zu legen verbunden sei, wodurch anjetzt ein nicht zu berechnender S. vorhanden sein müßte. Die Verordnung in Koran ist da; der S. aber nach den neuesten Ausweisungen nicht. Eben so häuften die Vorsteher der alten Republiken, die Priesterkasten, ja selbst einzelne Corporationen ihre besonderen Schätze. Wir finden daher im Alterthume nicht selten bis ins Außerordentliche gehende Staats-, Stadt-, Tempel-, Kloster- und Corporationenschätze. Dieß dauerte so lange fort, bis unter den Völkern die Überzeugung, daß die edlen Metalle blos das Werthmaß der Dinge vorstellten, nicht aber den Reichthum selbst enthielten, allgemeiner wurde. In den Abendländern hat sich das Aufhäufen von Staatsschätzen am frühesten verloren. Man hat zwar die Ausgaben des ersten Feldzugs bereit zu halten gesucht; allein die Leichtigkeit, durch Anleihen Geld anzuschaffen und durch Requisitionen zu ersparen, hat es rathsamer gemacht, das baare Geld lieber den Unterthanen zu lassen und solches den Gewerben nicht zu entziehen, als nutzlos aufzuhäufen. So haben in den neuesten Zeiten die nordamerikanischen Vereinsstaaten sogar in der Kammer der Abgeordneten den Vorschlag gemacht, den zu sehr angehäuften Überschuß in der Staatseinnahme unter die einzelnen Staaten zu öffentlichen Verwendungen zu vertheilen. Was die zufällig aufgefundenen baaren Gelder und Pretiosen anbetrifft, so geben die Gesetze über den Erwerb für den Finder hin und wieder abweichende Vorschriften an (s. Findungsrecht). 31.

Schatzkammer, franz. chambre du trésor; engl. exchequer, ist 1) das Zimmer oder befestigte Gebäude, worin die öffentlichen Gelder aufbewahrt werden; 2) die Expedition des Collegium, welches sich mit Verwaltung der Staatsgelder abgibt und die öffentlichen Zahlungen besorgt (in England das Schatzamt); 3) das Collegium selbst. Daher in England so viel als anderwärts Finanzministerium. Schatzkammerscheine sind die von demselben ausgestellten Anweisungen auf öffentliche Zahlungen. Vergl. Exchequer. 24.

Schaumburg-Lippe, s. Lippe.

Schaumünzen, s. Denkmünzen.

Schauspiel ist ursprünglich die allgemeine Benennung für jedes Erzeugniß der dramatischen Poesie (s. d. Art.), das deutsche Wort für Drama, im besondern Sinne versteht man aber darunter die Mittelgattung zwischen Trauerspiel und Lustspiel (s. d. Artt.), welche, ohne sich gerade zu der ächt tragischen Höhe zu erheben, doch durch Verwickelung schwieriger und trauriger Lebensverhältnisse Besorgniß, Mitleid und Rührung erweckt, aber zuletzt zu einer freudigen Entwickelung führt. So ist dem Dichter ein weiter Spielraum gegeben, zumal da die hohen Anforderungen des Trauerspiels an das S. nicht gemacht werden. Denn obwohl dasselbe als dramatisches Kunstwerk auch allen Regeln der Dramaturgie unterliegen muß, so bietet doch die mögliche Mischung des Tragischen und Komischen, der mehr ruhige Gang der ganzen Handlung und der Contrast der Verwickelung mit der endlichen Auflösung so viel des Stoffes dar, daß der Dichter nur einer geschickten Anordnung desselben bedarf, um das Gemälde zu vollenden. Nirgends ist aber auch eben deßhalb mehr Gelegenheit nach Theatereffecten zu haschen, als hier, ja diese bieten sich oft von selbst dar und führen den Dichter sehr oft auf Abwege. Der Stoff des Schauspiels nähert sich, wie der des Lustspiels, mehr dem gewöhnlichen Leben, ja er kann selbst wirkliches Ereigniß sein, wodurch das historische S. entsteht. Zu ihm gehören dann alle Familiengemälde, die Schäferspiele, Zauberspiele u. dgl. Am Meisten poetisches Talent läßt sich in den sogenannten Rührspielen oder Rettungsstücken entwickeln, weil hier das tragische Element mehr vorherrscht und eine idealere Auffassung der Charaktere zuläßt. 9.

Schauſpieler, lat. histrio; franz. acteur; engl. actor, player, heißt derjenige, dem es obliegt, eine einzelne Rolle in einem dramatiſchen Kunſtwerke auf der Bühne durch Darſtellung zu verwirklichen und anſchaulich zu machen, und ſeine Kunſt die Schauſpielkunſt. Zwar muß, wie zu jedem Dinge in der Welt, der S. für ſeine Kunſt geboren werden, die Natur muß ihn mit dem zu dieſer Kunſt nothwendigen Maße von Phantaſie, Verſtand, Scharfſinn und Auffaſſungsgabe, ſo wie mit einer äußerlich vortheilhaften Bildung, einem guten Organe ꝛc. beſchenkt haben, allein dieß Alles macht noch nicht den Künſtler ſelbſt. Mit allen dieſen Erforderniſſen wird der S. ſtets ein Naturaliſt bleiben, dem ein einzelnes Werk gelingt, während ihm zehn andere Rollen verunglücken, oder ein Manieriſt, deſſen Darſtellung nur in gewiſſen, von ſeinem künſtleriſchen Inſtincte ſo zu ſagen ihm bezeichneten Partien tadellos daſteht, in anderen aber ſtets an ſeine Hauptrollen durch Sprache, Bewegung, Auffaſſungsart u. ſ. f. erinnert. Ein vollendeter Künſtler wird nur derjenige werden, der neben allen oben angeführten Naturgaben einen eiſernen Fleiß mit tiefem Nachdenken, ſcharfer Beobachtung der Menſchen und glücklicher Combinationsgabe verbindet. Dann wird er ſein Gemüth wie ſeinen Körper durch unabläſſige Übung dergeſtalt ſich unterthänig machen und ſeinen künſtleriſchen Zwecken gemäß ausbilden, daß er ſich ſeiner ſelbſt, wie der Virtuoſe ſeines Inſtruments bedienen kann, um damit die wunderbarſten Schöpfungen hervorzubringen. Vor Allem muß daher der S. das Stück und dann ſeine Rolle in demſelben ſtudiren, d. h. er muß die Ideen, welche der Poet durch das Stück ausſprach, verſtehen und empfinden, er muß erkennen, wie die einzelnen Perſonen des Dramas immer wieder dieſe Ideen, wenn gleich nach ihrer ihnen gegebenen Individualität, repräſentiren und muß namentlich das Verhältniß ſeiner Rolle zu den übrigen Partien und zur Idee des Stückes überhaupt, die Bedingungen, durch welche ſie gerade ſo ſein muß, wie ſie iſt und nicht anders, die Entwickelung und Ausbildung ihres Charakters bis zu deſſen höchſter Entfaltung in ſeinen geringſten Beſonderheiten, ſo wie dasjenige, was von dieſem Allem ſeiner Individualität zuſagt oder ihr vollſtändig entgegen iſt, um darnach Einzelnes oder ganze Seiten derſelben hervorheben oder fallen laſſen zu können, auf das Allerſchärfſte und von allen Seiten ins Auge faſſen. Hierauf muß das Äußere, der Charakter, als Erſcheinung von ihm betrachtet werden und hierher gehört die ganze oft ſo ſehr ſchwierige Kunſt der Geſichtsmalerei und der Coſtümirung. Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß ſich ein gewiſſer Theil des menſchlichen Charakters in Zügen, Farbe des Geſichts, im Blicke, in der Kleidungsweiſe darlegt, ſo gehört doch ein ſehr feiner Tact, ein ſehr ſicheres Gefühl dazu, vornehmlich hier nicht die Beſcheidenheit der Natur zu verletzen. Endlich muß er die ihm übertragene Rolle auf das Gewiſſenhafteſte memoriren, damit er nicht geſtört und gehemmt durch ängſtliches Hören auf den Souffleur ſeine ganze Kraft der Darſtellung zuwenden könne. Nachdem ſo jeder Einzelne mit ſich fertig iſt, kommen die Proben, damit eben die Idee des Dichters durch kunſtgerechte Zuſammenwirkung der S., durch Zuſammenſpiel recht lebendig vor die Seele des Zuſchauers treten könne. Hier kommt es nun darauf vorzüglich an, daß der einzelne S. ſich ſeines Verhältniſſes zum Stücke recht klar bewußt ſei, damit er aus einer Rolle nicht etwas mache, was die Wirkung aller übrigen vernichtet und was der Dichter, der Natur der Sache gemäß, nicht beabſichtigen konnte; damit er ferner in allen den Fällen, wo zwar andere Partien mehr hervortreten, als ſeine Rolle, er aber vom Dichter doch angewieſen iſt, durch ſein untergeordnetes Spiel dieſe Hauptperſonen in der Art zu unterſtützen, daß ihre Bedeutung klar, ihre Charakterentwickelung ergreifend und verſtändlich werde, dieß nie verabſäume; damit er endlich in einer Hauptpartie nicht alle Nebenrollen in die zweiten Ranges drücke, ſondern mit ſtetem Bedachte, daß er ſelbſt als Hauptperſon nur eine Farbe in dem

großen Gemälde sei, welches der Dichter aufrollt, und daß zur rechten Erkenntniß seiner selbst den übrigen Mitspielern ihr Recht, ihr Rang, ihre Stellung im Stücke ebenfalls gelassen werden müsse, beständig darauf hinarbeite, seine Nebenspieler gerade recht ins gehörige vortheilhafte Licht zu setzen, so viel dieß an ihm durch seine Rolle liegen und geschehen kann, und daß er nie unbekümmert um die Übrigen für sich allein spiele. Eine Aufführung eines Stückes in dieser Art wird, unterstützt durch Beleuchtung und Decoration (denn auch diese spielen mit), gewiß von ungemeiner Wirkung sein. Eine besondere Beachtung für den S. verdient auch noch, ob die darzustellende Rolle in einer Tragödie oder in einem Lustspiele ist; denn hiernach wird sich nothwendig die ganze Auffassung und alles Übrige richten müssen. Freilich kann dieß Alles nur auf solche Erzeugnisse der dramatischen Muße angewendet werden, welche ein wahrhafter Dichter schrieb, und nicht auf solche, wie sie die Tagesliteratur zu Dutzenden hervorbringt. Bei diesen freilich ist es unumgänglich, daß der S. erst die todtgeborenen Kinder belebt oder aus der Rolle, wie es heißt: „etwas macht", und diese Rollen sind es auch, die eigentlich dem wahrhaften Talente des Schauspielers den Untergang bereiten. Denn einmal haben gerade diese Rollen für jeden ächten Künstler einen natürlichen Reiz, weil sie das Schöpfungsvermögen des Darstellers in voller Unabhängigkeit vom Dichter und gewissermaßen also in seiner höchsten Vollendung veranschaulichen und dann verwirren sie am Allermeisten den Begriff des Schauspielers über das Verhältniß des Darstellers zum Dichter. Gemeiniglich nämlich stellt sich dann die Meinung fest, als werde der Dichter erst durch den S. und dieser müsse erst aus den Worten des Dichters concrete Gestalten schaffen und sei so gewissermaßen über den Dichter erhaben. Der S. ist kein bloßes Organ des Dichters, sondern eine wundersame individuelle Offenbarung seines Geistes, die ganz er, dennoch sich selbstständig kühn und großartig bewegt. Allein wenn nur der S. sich zeigt und nicht überall den Dichter in jedem Worte, jeder Miene offenbart, so zeigt sich ebenfalls seine ganze Kunst als eine leere, nichtige, werthlose, vorüberrauschende. Was die Declamation betrifft, so dürfen eigentlich wahrhaft gespielte Rollen, die so zu sagen Fleisch und Bein haben, gar nicht declamirt werden können. In diesen nämlich erscheinen die Worte als die letzten gleichsam zu Tage liegenden Spitzen der Gedanken, Empfindungen, Leidenschaften und Handlungen. Ist nun der S. ganz von seiner Rolle, ganz von der Poesie des Stücks und seiner Aufgabe erfüllt, dann wird von selbst der Ton der Stimme, das Maß der Rede, der Accent des Ausdrucks kommen, welche in der fraglichen Situation des Stücks die einzig nothwendigen sind. Damit soll aber nicht gesagt werden, als ob sich der S. nicht der Declamation, des Abwägens der ganzen Tonleiter, die seinem Organe zu Gebote steht, befleißigen solle, sondern nur ausgesprochen werden, daß im wahrhaften höchsten Sinne des Wortes declamatorische Rollen und Charaktere keine Charaktere sind. Die Übung aber in der Declamation ist für jeden S. unerläßlich, weil er nur durch sie die Virtuosität des Organs erlangt, deren er benöthigt ist. Nur darf sie nicht als höchste Spitze der Kunst, als etwas an sich schon Vollendetes und Befriedigendes betrachtet werden. Die bürgerlichen Verhältnisse des Schauspielers haben sich in den neueren Zeiten gegen sonst allerdings außerordentlich, und nur zum Vortheile des Künstlers, gehoben. Sonst war ihre Lage in der menschlichen Gesellschaft eine traurige; die levis notae macula, welche das römische Recht ihnen aufgedrückt hatte, machte sie unehrlich, die fanatische Geistlichkeit versagte ihnen ein feierliches Begräbniß und eiferte laut gegen den Besuch des Theaters; eine Sache, die übrigens an manchem Orte noch heut zu Tage geschieht. Allein trotz aller erlangten Vorzüge ist im Allgemeinen der S. noch ein rechtsloser Mann. Denn die oft zu weit ausgedehnte Vorliebe, die Vortheile ihrer jetzigen Stellung genießen meistentheils doch nur diejenigen S., welche das Glück haben, einer stehenden Bühne anzuge-

hören. Der S. bei einer sogenannten wandernden Truppe hat, mit wenigen Ausnahmen, ein ganz anderes Loos. Und doch sollte man sehr wohl bedenken, daß die wahrhaften Pflanzschulen ächter S. (viel bessere als die neuerdings hier und da bei großen Bühnen errichteten) eben diese wandernden Theater sind, weßhalb gerade auf sie der Staat ein weit sorgsameres, förderndes Auge werfen sollte, als es geschieht; denn gerade durch die Verhältnisse, wie sie bestehen, werden vornehmlich der immer größer werdende und schärfer hervortretende Mangel an tüchtigen Schauspielern, der Untergang vieler vortrefflichen Talente und die moralische und ästhetische Erbärmlichkeit der meisten ambulanten Truppen befördert (vergl. Theater). 82.

Schebecke, franz. chébeck; engl. shebeck, ist ein leichtes Schiff auf dem mittelländischen Meere, dreimastig, mit Segeln und Rudern versehen, das sich durch seinen scharfen und schmalen Bau auszeichnet, einen weit vorhängigen Vordermast hat und hinten weit überbaut ist. Es segelt sehr schnell und wird daher oft zur Verfolgung der Seeräuber angewendet. 30.

Schechner-Waagen (Ranette), eine der berühmtesten der jetzt lebenden deutschen Sängerinnen, geb. 1806 zu München, erhielt ihre erste künstlerische Ausbildung von dem Schauspieler Weber und fand, nachdem sie in das Chor der italienischen Oper eingetreten war, bald Gelegenheit sich auszuzeichnen. Ihre überaus schöne Stimme und sonstigen ungewöhnlichen Anlagen fanden zum Glücke in dem Kapellmeister Orlandi und dem Sänger Ronconi treffliche Lehrer und Bildner, um so mehr, als sich selbst der königliche Hof für ein so seltnes Talent lebhaft interessirte. Bald fing sie an ihre Umgebungen zu verdunkeln und in Wien, wohin sie 1825 gegangen war, erwarb sie sich den ungetheiltesten Beifall. Nach ihrer Rückkehr nach München, welches eilte, die treffliche Künstlerin durch festes Engagement für immer zu gewinnen, unternahm sie eine Kunstreise in das nördliche Deutschland und trat unter andern im Jahre 1827 zu Berlin auf. Der Enthusiasmus, welchen sie hier z. B. als Vestalin, Iphigenia, Fidelio und in anderen Rollen erregte, war außerordentlich und für sie um so rühmlicher, als es galt, mit anerkannt großen und allgefeierten Sängerinnen in die Schranken zu treten. Seitdem hat sie den Ruhm, unter den ersten Künstlerinnen zu glänzen, auf wiederholten Kunstreisen würdig bewährt und ist noch jetzt die schönste Zierde des münchener Theaters. 36.

Schede (Paul), genannt **Melissus**, ward 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren, besuchte, nachdem er die Schule zu Zwickau verlassen hatte, die Universitäten Erfurt und Jena und wurde in seinem 22. Jahre zu Wien zum Dichter gekrönt und zugleich auch in den Adelstand erhoben. Er lebte darauf einige Zeit in Leipzig und Wittenberg, kehrte aber später nach Wien zurück, wo man ihn zum Vorsteher einer Cadettenschule ernannte. In der Folge nahm er unter dem kaiserlichen Heere in Ungarn Kriegsdienste, gab jedoch diese bald wieder auf und reiste nach Frankreich und Italien; hier wurde ihm zu Padua die Würde eines Pfalzgrafen, eques auratus und römischen Bürgers ertheilt. Nach seiner Rückkehr aus England berief man ihn als Bibliothekar nach Heidelberg, wo er im Jahre 1602 starb. Weder als deutscher, noch als lateinischer hat S. den Ruf erhalten, den er mit Recht verdient. Seiner deutschen Gedichte sind wenige; sie finden sich im Anhange der von Zincgref besorgten ersten Ausgabe der „Opitzischen Gedichte" (Straßburg 1624. 4.), und hieraus vollständig abgedruckt in A. Gebauer's „Deutscher Dichterschule" (I. S. 43). Wie bekannt, ist S. der Erste, welcher das Sonnet im alexandrinischen Versmaße bei uns einführte. Er ist zwar, wie Freiherr von Spee, der Zeit nach einer der nächsten Vorgänger von Opitz, hat aber sonst mit diesem und seiner Schule in keiner Beziehung etwas Ähnliches, sondern gehört noch ganz der vorhergehenden Periode an. Einige seiner Lieder, wenn man manche Vershär-

ten übersieht, sind höchst anmuthig und zart und noch ganz im Tone der besten damaligen Volkslieder gedichtet. S.'s Bearbeitung der Psalmen in Versen, die nicht verloren ist, erschien unter dem Titel: „Die Psalmen David's in deutsche Gesangreymen nach französischen Melodien und Sylbenart mit sonderlichem Fleiße gebracht von Melisso" (Heidelberg 1572. 8.). Lateinische Gedichte von ihm, unter dem Namen „Schediasmata" kamen mit Fel. Fidler's „Descriptio flum. Germ." zu Halle (1625. 8.); seine „Meletemata poetica" aber zu Frankfurt (1595. 8.) heraus. 83.

Schedone (spr. Skedone) (Bartolomeo), ein ausgezeichneter italienischer Maler, geb. 1570 zu Modena, bildete sich in der Schule der Carracci, verließ aber später den Styl derselben und nahm die Manier Correggio's an, für dessen geistreichsten Nachahmer er unbedingt gehalten werden muß. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören unter andern ein „Coriolan" (auf dem Stadthause zu Modena), eine „Geburt Christi" und der „heiligen Jungfrau", eine „heilige Familie", der „Tod Christi" und seine „Schüler ihren Herrn zu Grabe tragend" (im Museum des Louvre), ferner „Nikodemus" und der „heilige Johannes", „Joseph von Arimathia" (in der berliner Gallerie) und 3 in der wiener Gallerie befindliche Gemälde. Auch als Portraitmaler zeichnete sich S. aus und Viele halten ihn für einen der besten, die Italien hervorgebracht hat. Seine Zeichnung ist richtig, ohne schön zu sein, sein Colorit zart und warm, die Ausführung fleißig, vor Allem aber bewundernswerth die geistreiche und großartige Composition. Besonders reizend sind seine Köpfe. Er starb im Jahre 1615. 36.

Scheele (Karl Wilhelm), einer der Schöpfer der neuern Chemie, wurde den 19. Dec. 1742 zu Stralsund geboren, wo sein Vater Kaufmann war, erlernte beim Apotheker Bruch in Gothenburg das Apothekerwesen und widmete sich dann eigenen Bearbeitungen und Forschungen. 1765 kam er als Apothekergehülfe nach Malmoe, 1767 nach Stockholm und 1773 nach Upsala. Seine Kenntnisse verschafften ihm den Umgang mehrerer Chemiker (Bergmann u. A.) daselbst und gaben ihm Gelegenheit zu chemischen Arbeiten im akademischen Laboratorio und bald darauf ward er Director des medicinischen Collegium in Köping, wo er den 24. Mai 1786 starb. Er entdeckte den Baryt, die Kohlensäure im Kalkspathe, den Sauerstoff, das Chlor, Mangan, Molybdän, Arsenikwasserstoff, Schwefelwasserstoff, die Arsenikſäure, Milchsäure, Gallussäure, Kleesäure, Hydrocyansäure und Äpfelsäure; stellte zuerst die Weinsteinsäure und die Citronsäure rein dar; erfand neue Verfahrungsarten zur Herstellung der Benzoësäure, des Phosphor-, des Essig- und Benzoëäthers; wies das Vorhandensein des oxalsauren Kalkes in einer Menge Vegetabilien nach; analysirte zuerst die atmosphärische Luft; bestätigte Lavoisier's und Cavendish's Entdeckungen über die Zusammensetzung des Wassers und dessen Entstehung durch Verbrennen eines Gemenges von Oxygen und Wasserstoff. Seine Schriften hat Hermbstädt gesammelt (Berlin 1793. 2 Bde.). 76.

Scheeren (Skären von skiära, zerschneiden) heißen im Schwedischen die zahlreichen Uferklippen, die sich längs den Küsten und zwar besonders den Ostküsten, als Ausläufer der Gebirge oft Meilen weit unter dem Meere fortsetzen. Von ihnen hat eine Abtheilung der schwedischen Flotte, welche aus flachen, nicht tief im Wasser gehenden Kanonierböten und Jöllen besteht, den Namen Scheerenflotte erhalten. Dieselbe zählt jetzt 250 Schaluppen, 5 Feuerschiffe, 8 Bombarden und 24 Schooner von 8 Kanonen. 1.

Schefer (Leopold), ein ausgezeichneter deutscher Lyriker und Novellendichter, wurde am 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz geboren, anfangs durch Privatlehrer und dann auf dem Gymnasium zu Bautzen gebildet, von wo er nach Muskau zurückkehrte, sich daselbst vorzüglich mit dem Studium des Homer und Shakespeare beschäftigte und abwechselnd kleine Reisen unternahm. Im Jahre

1813 ernannte ihn der Graf Pückler zum Generalbevollmächtigten seiner Güter und setzte ihn durch eine Pension in den Stand, England, Wien, Italien, Sicilien, Griechenland, Constantinopel und die Küste von Asien zu besuchen, worauf er im Jahre 1820 nach Muskau zurückkehrte und seitdem auf einem in der Nähe von Muskau gelegenen Landhause lebt. Als Dichter trat er zuerst im Jahre 1811 mit einem Bande von ihm selbst componirter Lieder auf, welche er unter dem Namen des Grafen Pückler herausgab. Hierauf erschien, ebenfalls unter fremdem Namen, ein Band „Gedichte" (Berlin 1813), in denen sich ungeachtet ihrer Unvollkommenheit in Bezug auf die Form ein hohes Dichtertalent aussprach. Als dramatischer Dichter machte er sich durch die Trauerspiele: „Mohammed II.", „Euphrosyne", „Madonna Laura" und „Die Bettler" bekannt, ohne jedoch in diesem Fache einen ausgezeichneten Ruf zu erlangen, welcher ihm in desto höherem Grade durch seine „Novellen" zu Theil wurde. Sie erschienen zuerst gesammelt unter dem Titel: „Novellen" (Leipzig 1825—1829. 5 Bde.); „Neue Novellen" (Ebend. 1831—1835. 4 Bde.) und „Lavabecher" (Stuttg. 1833. 2 Bde.) und zeichnen sich durch Reichthum der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Lebendigkeit der Naturschilderungen und innere Wahrheit der Charaktere aus. Auch als lyrischer Dichter entfaltete er in seiner Sammlung: „Kleiner lyrischer Werke" (Frankf. 1828) und vor Allem in seinem „Laienbrevier" (Berl. 1834 und 1835), einer Reihe von Gedichten moralischen und religiösen Inhaltes, eine solche Wärme und Innigkeit des Gefühls, eine so tiefe Kenntniß der verborgensten Seiten des menschlichen Herzens und eine so eigenthümliche und erhabene Weltanschauung, wie wir sie nur bei den geweihtesten Sehern wiederfinden. S. besitzt zugleich große theoretische Kenntnisse in der Musik und ist als Componist in der Oper: „Sakontala" und in vielen Quartetten aufgetreten. 81.

Scheffel, Schäpel, Schepel, Sheepel, ein bekanntes Getreidemaß, hält in Altenburg 7089, in Altona 877, in Amsterdam 1433, im Königreiche Baiern 11209,56, in Braunschweig 15712, in Bremen 3734, in Breslau 3774,6, in Danzig 2452, in Dresden 5238, in Emden 1379,5, in Gera 5352, in Hamburg 5308, in Leipzig 5238, im Fürstenthume Lippe 2232,85, in Lübeck 1794, in Meklenburg-Schwerin 3888,9, im Königreiche Preußen 2770,74, in Weimar 3380, im Königreiche Würtemberg 8934,4 pariser Cubikzoll. — Ein S. Land ist so viel, als von einem S. jedesmal besät werden kann und deßhalb nach diesem verschieden. 26.

Scheffler (Johann), auch unter dem Namen Angelus Silesius bekannt, ein ausgezeichneter deutscher Liederdichter, wurde im Jahre 1624 zu Breslau oder Glatz geboren, studirte Medicin, wurde zum Leibarzte des Herzogs von Würtemberg-Öls ernannt, trat im Jahre 1653 zur katholischen Kirche über, erhielt die priesterliche Weihe, wurde zum Rathe des Bischofs von Breslau erwählt und starb daselbst am 9. Juli 1677 im Kloster. Da er schon in seiner Jugend Neigung zur mystischen Schwärmerei hatte, so fand er später an den Schriften Tauler's, Böhme's, Schwenkfeld's u. A. solches Interesse, daß er selbst ein vollkommener Mystiker wurde. Diese Richtung seines Gemüthes spricht sich vorzüglich in der tändelnden Bildersprache seiner geistlichen Lieder aus. Von seinen Werken verdienen besondere Erwähnung: „Cherubinischer Wandersmann" (Glatz 1674. 12.), ein fast 100 Jahre lang benutztes Erbauungsbuch, welches zahlreiche Ausgaben erlebte; „Geistliche Hirtenlieder" (Bresl. 1657); „Betrübte Psyche" (Ebend. 1664) und „Die köstliche evangelische Perle" (Glatz 1667); „Poetische Sprüche", gesammelt von V. v. E. (Varnhagen von Ense) (Berl. 1820), welche sich vorzüglich durch Einfachheit und Kraft auszeichnen. Auch ist S. der Verfasser des schönen Kirchenliedes: „Mir nach, spricht Christus unser Held ꝛc." — Vergl. über ihn: Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des XVII. Jahrh." (Lpz. 1826. 9. Bd.). 81.

Scheffner (Johann Georg), ein durch seine Bildung und Charakterfestigkeit bekannt gewordener Mann, wurde am 8. Aug. 1736 zu Königsberg geboren, studirte die Rechtswissenschaft, trat 1757 als Secretair in die Dienste des Herzogs Karl von Holstein-Beck, verließ dieselben aber 1760 aus Vaterlandsliebe, um als Fähndrich im preußischen Heere an den Feldzügen in Sachsen, Schlesien und Pommern Theil zu nehmen. Er machte während dieser Zeit die Bekanntschaft Gottsched's und Ramler's, studirte den Shakespeare nach Eschenburg's Übersetzung und benutzte jede freie Stunde zu seiner weitern Ausbildung. Nachdem er 1765 eine Anstellung als Secretair bei der königlichen Kammer erhalten hatte, wurde er 1767 zum Kriegs- und Steuerrathe von Gumbinnen ernannt, machte auf alle Mängel dieses Verwaltungszweigs mit Freimüthigkeit und Offenheit aufmerksam und nahm 1775 seinen Abschied. Ein Gesuch um Pension, auf die er wegen einer bedeutenden Verwundung während des Kriegs gerechten Anspruch hatte, schlug ihm Friedrich II. eigenhändig ab und S. lebte nun in der größten Eingezogenheit auf dem Lande, wirkte aber fortwährend, so viel er konnte, für das allgemeine Beste, machte sich besonders um die Verbesserung der Landschulen verdient, stand mit den ausgezeichnetsten Männern fortwährend in schriftlicher Verbindung und starb am 16. Aug. 1820 im 84. Jahre seines Alters. Unter seinen sehr zahlreichen Schriften, welche jetzt zum Theil nicht mehr im Buchhandel zu haben sind, erwähnen wir: „Mein Leben, wie ich J. G. Scheffner es selbst beschrieb" (Leipz. 1816); „Freundschaftliche Poesien eines Soldaten" (1793. 2. Aufl.); „Spätlinge" (1803); „Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis" (1813). 81.

Scheibel (Johann Gottfried), das amtlose Haupt der neulutherischen Faction in Preußen, wurde am 16. Sept. 1783 zu Breslau geboren, wo sein Vater, Johann Ephraim S. (starb 1809), bekannt als Physiker und Mathematiker, Rector und Professor am Elisabethaneum war. Gründlich, namentlich in linguistischer Hinsicht, für die Universität vorgebildet studirt er seit 1801 in Halle und gab schon damals seinen orthodoxen Sinn in seiner wegen eines Stipendium geschriebenen „Commentatio de l'salmo secundo", worin er die Messianität dieses Gesangs zu vertheidigen suchte, zu erkennen. Anfangs entschlossen, in Göttingen unter Schlözer's Leitung sich für das akademische Lehramt vorzubereiten, ging er doch dem Wunsche seines Vaters gemäß nach Breslau zurück, wo er, später als Prediger angestellt, fortwährend mit historischen Studien sich beschäftigte und seine „Beiträge zur Kenntniß der alten Welt" (2 Bde. 1806—1809) herausgab. Im Jahre 1811 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte an der nach Breslau verlegten frankfurter Universität ernannt. Doch fanden bei der von ihm genommenen theologischen Richtung seine Vorlesungen, für welche er den „Unterricht der Kirchengeschichte" (Breslau 1812. 2. Aufl. 1820) schrieb, weniger Beifall, als seine Predigten, welche sich, besonders seit seiner Anstellung als Diakonus an der Elisabethkirche (1814), immer einer großen Anzahl Zuhörer zu erfreuen hatten. Im Jahre 1818 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, nachdem er einen Ruf nach Dorpat abgelehnt hatte, schlug er auch mehrere andere bald folgende ehrenvolle Anträge aus, wie 1819 die Würde eines Oberbischofs aller Protestanten in Rußland, die Hofpredigerstelle in Dresden, die Consistorialwürde in der Mark. 1822 wurde er Doctor der Theologie nach Vertheidigung seiner „Dissertationes criticae et exegeticae ad vaticinia Haggai cum prologomenis" (Vratisl. 1822. 4.). Als 1817 die Vereinigungsversuche der protestantischen und reformirten Kirche in Preußen begannen, trat er als der heftigste Gegner jeder Union auf und vertheidigte den streng lutherischen Lehrbegriff auf der Synode zu Breslau (1817—1819), wie in der Schrift: „Das Abendmahl des Herrn" (Bresl. 1823). In seinem Eifer ging er selbst auf der Kanzel so weit, daß ihm 1822 das Manuscript einiger Predigten abgefordert wurde. Dieß

vermehrte aber nur noch seinen Anhang, bis er bei fortwährender Weigerung, die neue Kirchenagende anzunehmen, 1830 suspendirt und 1832 seiner sämmtlichen Ämter entbunden wurde. Zwar wurde ihm bald nachher eine Professur und Predigerstelle in Halle angeboten, doch schlug er dieselbe aus, zog sich in das Privatleben nach Dresden zurück und betrat anfangs fleißig sächsische Kanzeln, bis ihm diese endlich (Nov. 1832) wegen seiner heftigen Angriffe auf die gegenwärtige sächsische evangelische Geistlichkeit verschlossen, auch (Aug. 1833) der fernere Aufenthalt in Dresden versagt ward. Darauf begab er sich in die Stille des Landlebens bei Dresden und fördert von dort aus durch Privat- und Druckschriften seine und seiner breslauer Gemeinde Sache. Nur einen Amtsact vollendete er während dieser Zeit. Als Bischof seiner Gemeinde ordinirte er den Professor Guerike in Halle zum ächt lutherischen Prediger einer andern gleichgesinnten Gemeinde im Herzogthume Sachsen, und zwar, da ihm keine Kirche dazu zu Gebote stand, in dem Privathause eines gleichgesinnten Freundes in Leipzig. — Außer den bereits genannten Schriften haben wir von S. noch folgende: „Abriß des Abendmahlsritus bei den verschiedenen Religionsparteien" (Bresl. 1824); „Communionbuch" (Bresl. 1827); „Sieben Predigten zu Breslau, Dresden und Rammenau gehalten" (Dresden 1832); „Geschichte der lutherischen Gemeinde in Breslau von 1830—1832" (Nürnb. 1832); „Actenmäßige Geschichte der neuesten Unternehmung einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche im preußischen Staate" (Leipz. 1833. 2 Bde.). 63.

Scheich (eigentlich Alter, Greis) bezeichnet im Arabischen überhaupt einen Vorsteher, weniger aber in politischer, als in geistiger Hinsicht; daher heißt so der Vorsteher einer Schule oder Secte oder eines Klosters; überhaupt aber ist es ein Ehrentitel für Gelehrte, ähnlich dem hebräischen Rabbi. 9.

Scheidekunst, s. Chemie.

Scheidemünze, s. Münze.

Scheiden ist eine bergmännische Arbeit, welche beabsichtigt die Erze nach ihrer Güte zu sortiren und große Stücke so zu zertheilen, daß dieselben nach ihrem verschiedenen Gehalte mehreren Sorten zugetheilt werden können. Die Scheidung geschieht im Scheidehause und in der Scheidestube auf der Scheidebank, einer Tafel mit Scheidewänden oder Blöcken von Stein oder Eisen, auf denen durch die Scheidejungen die Erze aus einander geschlagen werden. Nicht jedes Erz ist reich genug, um die Scheidungskosten zu decken. Dasjenige, welches so beschaffen ist, heißt Scheidewerk, zum Unterschiede vom Pochwerke (s. d. Art.). 76.

Scheidewasser, s. Salpetersäure.

Scheidung, lat. divortium; franz. und engl. divorce, ist juridisch die Trennung des Ehebündnisses unter Lebenden, und man unterscheidet die gänzliche Auflösung des Ehebündnisses (eigentliche Ehescheidung) und Trennung (Scheidung) vom Tisch und Bette. Letztere blos ist bei den Katholiken zulässig, indem sie das eigentliche Bündniß als Sacrament für unauflösbar erklären. Soll die Trennung vom Tisch und Bette für immer zugelassen werden, so müssen die Gründe einer wirklichen Vereitelung des Ehezweckes vorhanden sein. Die Nichtigkeitserklärung, welche auch bei den Katholiken stattfindet, thut hierbei keinen Eintrag; denn bei dieser wird angenommen, daß noch gar keine rechtmäßige Ehe bestanden habe. Bei den Protestanten wird die S. vom Tisch und Bette blos auf Zeit (mehrentheils 6 Monate) und in solchen Fällen angeordnet, wenn man noch die Hoffnung eines Wiederverständnisses hegt und die S. dereinst nur aus Gründen der Billigkeit und nach der Rechtsähnlichkeit zulassen würde, nicht aber da, wo die S. nach dem Gesetze sofort zu geben ist. Eigentliche Scheidungsgründe sind: a) die der Nichtigkeitserklärung, in allen den Fällen, wenn das Ehebündniß gleich anfangs für nicht zur Vollständigkeit gediehen anzusehen ist. Hier-

her gehören alle die Ursachen, welche die Gültigkeit des Ehevertrages selbst behindern, wie z. B. mangelhafte Einwilligung verbotener Verwandtschaftsgrade und alle die Ursachen, welche die Erreichung des Zwecks der Ehe gleich anfangs nicht zuließen. b) Solche, die den Zweck der Ehe nach der Zeit vereiteln, als Ehebruch, böswilliges Verlassen, stumme Sünden und Lebensnachstellungen. c) Nach der Billigkeit und Rechtsähnlichkeit gefährliche Mißhandlungen, entehrende Strafe, Verweisung des einen Theils, unheilbare geheime Übel. Man nimmt nämlich in cultivirten Staaten an, daß die Auflösung unglücklicher und zweckwidriger Verbindungen um so weniger zu behindern sei, je verwickelter die Lebensverhältnisse mit dem Zeitlaufe werden. Der für unschuldig befundene Theil darf sich anderweit verehelichen, der schuldige aber hat vorher Dispensation zu suchen. Nach dem ältern römischen Rechte wurde zur Ehetrennung (divortium, zum Unterschiede von repudium, als S. der Verlobten) blos das Einverständniß beider Ehegatten erfordert; nach dem neuern römischen Rechte aber reicht eine hinlängliche Ursache hin, um die Trennung, selbst gegen den Willen des Andern, zu erlangen. 10.

Schein, lat. apparentia; franz. apparence; engl. appearance, bedeutet zunächst Alles, was scheint, glänzt, wie etwa ein leuchtender Körper; weiter das, was erscheint, die Erscheinung, weil die Dinge uns dadurch erscheinen, daß sie scheinen, durch das Medium des Lichts. Nun weist aber die Philosophie an den Dingen außer dem Äußern, welches uns erscheint, auch ein Inneres, ein Wesen nach, welches nicht in die Erscheinung tritt, sondern auf einem andern Wege, etwa durch das Denken, erfaßt wird. So scheiden wir nun den bloßen S. vom Wesen. Allein deßhalb ist der S. noch nichts Falsches, dem Wesen der Dinge Fremdes, sondern er offenbart dieß und der Verstand hat dasselbe nur herauszufinden. Trennen wir hingegen beide gänzlich, so daß wir den S. nicht als nothwendige Äußerung des Wesens, sondern als ein völlig Unwesentliches an den Dingen betrachten, so gilt er dann allerdings auch als das Falsche, Nichtige. So ist dem dogmatischen Philosophen, welcher von einem absoluten Grundwesen ausgeht, die Welt der Erfahrung S., weil in ihr nirgends sich jenes Absolute nach seinem vollen Wesen ausgeprägt findet. So wird dann wohl S. überhaupt für Irrthum, Unwahrheit gebraucht und man spricht von einem empirischen (z. B. optischen), einem logischen Scheine, als einer Täuschung entweder durch unzureichenden Sinnengebrauch oder durch Mißbrauch logischer Gesetze. Die Kunst bedient sich sogar des Scheins, d. h. einer Täuschung der Sinne und des Gefühls, wodurch die bloßen Phantasiegebilde für ein wirklich Bestehendes gegeben werden. Dieß ist der ästhetische S. oder die Illusion. — Diese Eigenthümlichkeit unserer Phantasie nun, wonach wir unsere Ideen, Gefühle, Begriffe sogleich zu einem Wirklichen machen, hypostasiren, äußert sich bedeutungsvoller beim transscendentalen Scheine, der nicht eine bloße Schwäche unseres sinnlichen oder Erkenntnißvermögens, sondern eine in dem Wesen unserer Vernunft gegründete Eigenheit ist, deren Täuschungen wir wohl einsehen und (durch die Dialektik, als eine Logik des Scheins) vernichten, die selbst wir aber nie ganz verbannen können. Ein solcher transscendentaler S. ist es, wenn wir unseren aprioristischen Begriffen (z. B. dem Begriffe der Substanz) ein selbstständiges Bestehen geben, sie zu Dingen an sich machen (z. B. zu einer absoluten Substanz, Gott). Vergl. d. Art. Kriticismus. 80.

Scheintod (asphyxia) ist ein Zustand, bei dem die Lungen- oder Respirationsthätigkeit aufgehoben ist, so daß alle Zeichen des Lebens verschwinden und die Wärme des Körpers und der Mangel der gewöhnlichen Leichenstarre die einzigen Kennzeichen des noch vorhandenen Lebens sind. Nächstdem gebraucht man den Ausdruck S. auch von jenem hohen Grade von Ohnmacht, bei dem alle Kennzeichen des Lebens verschwunden sind und das Bild des Todes gegenwärtig ist. Hauptsächlich aber

beobachtet man diesen Zustand bei Ertrunkenen, Erhängten, Erfrorenen, bei den am Kohlendampfe und irrespirablen Gasarten Erstickten, so wie bei Hysterischen, von Starrsucht ꝛc. Befallenen. In allen diesen Fällen muß schleunige Hülfe eintreten, aber die Behandlung sanft und allmählig, zwar kräftig, aber nicht stürmisch geschehen, damit der noch glimmende Lebensfunke nicht gänzlich ausgelöscht werde. Eben so gelind muß auch bei dem Scheintode der Neugeborenen verfahren werden. — (Vergl. A. Portal, „Unterricht über die Behandlungsart der Erstickten, der Ertrunkenen, des Scheintodes bei Neugeborenen, der von einem wüthenden Thiere Gebissenen, der Vergifteten und der Erfrorenen; aus dem Franz. mit Zusätzen von J. G. Humpel" (Wien 1798. 8.); „Der Scheintod oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber ꝛc." Mit einer Vorrede von C. W. Hufeland (Berl. 1808).) 14.

Scheitel, lat. vertex; franz. raie; engl. top, eigentlich der oberste Theil des Kopfes, bezeichnet in der Geometrie überhaupt den Endpunkt eines Durchmessers, an einem Dreiecke die Winkelspitze der Basis gegenüber, an einem Kegel den fixen Punkt, durch welchen die die Kugelfläche beschreibende Gerade geht. — Scheitelpunkt und Scheitelkreis s. Zenith. — Scheitelwinkel s. Winkel. (Vergl. auch Vertical.) 40.

Schelde, lat. Scaldis; franz. Escaut; engl. Scheldt, der Hauptfluß Belgiens, entspringt auf dem Martinsberge, einem Zweige des Argonnerwaldes, unweit Cambray, berührt die Städte Valenciennes und Condé und tritt unterhalb letzterer in Belgien ein. Hier bildet sie bis Gent einen westlichen Bogen, wendet sich dann nach Osten und fließt zuletzt in nordwestlicher Richtung Antwerpen zu. Bei Bath geht sie in zwei Mündungsarmen aus einander, von denen der westliche die Westerschelde oder die Hond, der östliche die Oosterschelde heißt. Beide laufen durch mehrere Arme wieder in einander und umschließen die seeländischen Inseln Zuyd- und Nort-Beweland, Wolfersdyk und Walcheren. Die Oosterschelde steht auch mit dem südlichsten Arme der Maas in Verbindung und sie bilden zusammen die Inseln Tholen, Duiveland und Schouwen. Die S. wird schon bei Cambray schiffbar und ihre Breite, die bei Gent erst 200 Fuß beträgt, steigt bei Antwerpen, bis wohin Ebbe und Fluth reichen, auf 2000 Fuß und wird dadurch für Seeschiffe befahrbar. Die Ufer sind auf ihrer ganzen Strombahn, die ungefähr 54 Meilen lang ist, besonders aber unter Gent sehr flach. Das Areal umfaßt 436 □Meilen. Von den Flüssen, welche die S. aufnimmt, sind die wichtigsten links: die Sense bei Bouchain, die Skarpe unterhalb Condé, die Lys bei Gent; rechts: die Henne (Haine) bei Condé, die Dender bei Dendermonde und die Rupel mit der Senne, Dyle und Nethe bei Rupelmonde. — Die Schifffahrt auf der S. war von jeher ein Zankapfel der angrenzenden Länder. Durch den westphälischen Frieden war sie zwar geschlossen worden, doch drang Östreich seit 1784 auf freie Schifffahrt derselben und da Holland nicht einwilligte und die ankommenden Schiffe mit Gewalt zurückwies, so fand Östreich eine Kriegserklärung hierin und zog deßhalb seine Truppen an der Grenze zusammen. Der Streit wurde aber vor seinem Ausbruche durch Frankreichs Vermittelung beigelegt, indem Holland sich zu einer Vergütung willig finden ließ. — Ein ähnlicher Streit entstand, als sich Belgien von den Niederlanden losriß. Letzteres verlangte nämlich, daß jedes Schiff eine bestimmte Abgabe entrichten sollte. Nach vielfachen Verhandlungen ist noch der Vertrag vom 21. Mai 1833 gültig, welchem zufolge die Schifffahrt bis zu einem Definitivvertrage frei stehen solle. 35.

Scheller (Immanuel Johann Gerhard), der bekannte Grammatiker und Lexikograph, ward zu Ihlow im sächsischen Churkreise den 22. März 1735 geboren, besuchte die Schulen zu Apolda, Eisenberg und Leipzig, studirte dann zu Leipzig Theologie und Philologie, ward 1761 Rector zu Lübben und 1772 zu Brieg und

starb hier den 5. Juli 1803. — Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, unter denen wir nur seine weitverbreiteten und allbekannten lateinischen Lexika in verschiedenen Ausgaben, seine größere und kleinere lateinische Grammatik und seine „Praecepta styli bene latini“ (sämmtlich in mehreren Auflagen) nennen, welche, obwohl die neuere Zeit viel an ihnen auszusetzen hat, doch lange Zeit hindurch ihre große Brauchbarkeit beurkundet haben und noch jetzt vielfach gebraucht werden. 16.

Schelling (Friedrich Wilhelm Joseph von), ward geboren den 27. Jan. 1775 in Leonberg im Würtembergischen, studirte in Tübingen Philosophie, Theologie und besonders auch Naturwissenschaften und ward daselbst Doctor der Philosophie, ging aber sodann nach Leipzig und von da nach Jena; habilitirte sich dort als Privatdocent und wurde 1798 außerordentlicher Professor der Philosophie. Nachdem er im Jahre 1802 auch die medicinische Doctorwürde erlangt hatte, wurde er 1803 als Professor nach Würzburg berufen, 1807 zum Mitgliede der münchner Akademie der Wissenschaften und 1808 zum Generalsecretair der Akademie der bildenden Künste ebendaselbst ernannt. Ohne einen weitern Wirkungskreis für mündliche Lehre, als seine Vorträge in der Akademie, — in welcher er jedoch durch seine feindselige Stellung zu deren Präsidenten, Jacobi, in mißlichen Verhältnissen stand — beschäftigte er sich hier bis 1820 nur mit schriftstellerischen Arbeiten. In diesem Jahre begann er wieder Vorlesungen zu halten und zwar in Erlangen, erhielt den Titel eines geheimen Hofraths und wurde 1827 als Professor der Philosophie an die neuerrichtete münchner Universität versetzt. — Ausgestattet mit vielseitigem empirischen Wissen, mit genialer Phantasie und weitgreifendem Geiste mehr in den Bedürfnissen und Richtungen der Zeit Befriedigung suchend, als in scharfsinniger Kritik diese selbst und deren mögliche Abhülfe prüfend, lieber frei schaffend, als streng sichtend, weniger Denker als Dichter im Philosophiren, stark und gewandt in glänzender, bilderreicher, tiefsinniger Sprache, wenn auch klarer, einfacher, durchsichtiger Darstellung unfähig, durch zuversichtliche Behauptungen, durch prunkende Resultate imponirend, durch die fühlbare Beschränktheit der bisherigen Philosophie und das Zeitbedürfniß eben so vorwärts gedrängt als gestützt, — so hat S. außerordentliche Erfolge gehabt, hat in die Naturwissenschaft und die Geschichtschreibung ein neues Princip der Anschauung eingeführt und durch seine Ideen und den Geist seiner Philosophie lange Zeit fast alle Richtungen des Lebens beherrscht; so ist aber auch sein Reich wieder zerfallen, sein Einfluß erloschen, seine Lehre selbst in unendlich viele Auffassungsweisen, Richtungen, zerfahren und in eine form- und haltlose Breite zerflossen. — Die Schwärmerei und der romantische Ungestüm seiner Zeit, deren Werkzeug und Dollmetsch er war, trieb ihn zu immer phantastischerer, keckerer, freierer Betrachtung; weil er nicht einem tiefern, mit Bestimmtheit erkannten Bewußtseinsgesetze, sondern dem unklaren, genialen Drange des Geistes folgte, so mußte er Standpunkt und Ansicht wechseln, wie dieser selbst wechselte, wie die Zeitstimmung sich änderte, in die er einging, ohne sie schärfer zu ergründen oder zu beherrschen. — S. fand bei seinem sehr frühzeitigen Auftreten als Basis und Lebenselement der ganzen Philosophie den Kriticismus (s. d. Art.) vor und konnte nicht wohl anders, als ebenfalls in demselben mit seinem Denken wurzeln, aber bald sah er den Mangel desselben in Bezug auf sein Ableitungsprincip ein, schloß sich in jugendlicher Begeisterung an Fichte an und seine ersten Schriften („Antiquissimi de prima malorum humanorum origine philosophematis“, Gen. c. 8 explicandi tentamen criticum et philosophicum“, Tubing. 1792; „Über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt“, Tübing. 1794. 8.; „Vom Ich, als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen“, Ebd. 1795. 8.; „Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre“; „Briefe über Dogmaticismus und Kriticismus“, 1796 [in Niethammer's „Philosoph. Journal“. Ebend. „Neue Deduction des Naturrechts“,

1797, und „Über Offenbarung und Volksunterricht", 1798]) zeigen ein entschlossenes, wenn auch oft noch unreifes und sich selbst übereilendes Streben, über die Beschränktheit des Kriticismus hinauszugreifen und die Philosophie auf ein einziges Unbedingtes zurückzuführen. — Allein bald erkannte er, daß die Ichlehre, indem sie ein solches Unbedingtes an die Spitze stellte, das Gleichgewicht der Kant'schen Versöhnungslehre aufhob. Das Nichtich oder die Außenwelt, die Natur, trat hier in ein unterordnetes Verhältniß, als bloße, wenn gleich nothwendige Schranke des Ich, nur durch dessen Selbstreflexion gegeben und anerkannt. Mit gleichem Rechte konnte man das Ich, das Denken, als ein Product des Realen erfassen, in der nur scheinbar todten Natur ein Geistiges, den Ansatz zu einem Bewußten, anerkennen. So steht dem Idealismus gegenüber ein Realismus, der Ichlehre eine Naturphilosophie; wie jene aus der reinen, einfachen Thätigkeit des Ich die Natur, als ein dem Ich scheinbar Fremdes, dennoch mit Nothwendigkeit herleitet, so hat letztere in den Gebilden der Natur die Spuren geistigen Seins aufzusuchen und dadurch die ganze materielle Welt nicht als ein Starres und Todtes, sondern als eine lebendige Fortentwickelung zu höhern ideellern Stufen darzustellen. Diesen genialen Gedanken, der neue, reiche Aussichten eröffnete und über die dürftige Naturansicht der Ichlehre wie selbst über die befangene teleologische Anschauung Kant's weit hinausging, sprach S. aus in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur als künftiger Grundlage eines allgemeinen Natursystems" (Leipz. 1797. 8. 2. Aufl. Landsh. 1803); „Von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismns" (Hamb. 1798. 8. 2. Aufl. 1808. 3. Aufl. 1809); „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (Jena u. Leipz. 1799. 8.) und „Einleitung zu seinem Entwurfe eines Systems der Naturphilosophie oder über den Begriff der speculativen Physik und die innere Organisation eines Systems dieser Wissenschaft" (1799. 8.); „System des transscendentalen Idealismus" (Tüb. 1800. 8.); „Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, ein Gespräch" (Berl. 1802. 8.). — Doch bei dieser Anerkennung eines Dualismus von Elementen im Reiche des Natürlichen wie des Geistigen ging wieder die Einheit des Princips verloren, die wenigstens Fichte in seinem Ich gehabt hatte. Diese wieder zu gewinnen mußte S. einen Punkt finden, der über jenem Gegensatze stände und diesen als Einheit versöhnt in sich trüge. Der Gegensatz von Denken und Sein, Unendlichem und Endlichem, Subject und Object, den unser gewöhnliches Vorstellen macht, war daher vorerst aufzuheben; das wahre Wissen mußte ein solches sein, in welchem Denken und Sein sich als ganz identisch umfassen. Der Satz A = A führt nicht auf ein A, ein Ich, wie Fichte meinte, sondern das Wesentliche darin ist nur die Identität des Subjects und des Objects, und nur, indem wir uns in diesen Indifferenzpunkt versetzen, stehen wir über dem Gegensatze und vermögen ihn speculativ zu versöhnen. Das Erste in allem Philosophiren ist die absolute Identität oder Indifferenz, das Absolute — Gott. Die Erhebung zu diesem Absoluten über das gemeine Denken des Gegensatzes ist die intellectuale Anschauung. Alle Dinge sind nun ihrem Wesen nach nur dieß Absolute; der Gegensatz (von Idealem und Realem, Unendlichem und Endlichem ꝛc.), unter dem uns die Dinge erscheinen, ist für die wahre Betrachtung derselben nicht da; die Vernunft erfaßt nur ihre gänzliche Indifferenz, nichts weiter. Alle Dinge sind Eins, die absolute Identität, Gott. Dieß das Princip der Identitätslehre oder Alleinlehre, welche somit Idealismus und Naturphilosophie in einem gemeinschaftlichen höhern Gesichtspunkte vereinigt und ausgleicht. — Allein ist auch der Gegensatz der Erscheinung dem Wesen jener Indifferenz Gottes fremd, somit nichtig, so ist er doch als die Form der Verwirklichung, der Äußerung derselben, ebenfalls nothwendig. Um sich selbst zu erkennen, muß die Indifferenz einen Gegensatz aus sich erzeugen, sich (als Sub-

jecte) sich selbst (als Object) gegenüberstellen. So entsteht nun ein doppeltes Reich der Dinge, ein ideales und reales; wo sich das Wesen Form zu geben sucht, da ist das Geistige strebend nach vollkommener Selbstgestaltung und Bildung nach Außen; wo die Form strebt das Wesen in sich aufzunehmen, sich zu verwesentlichen, da ist Natur, ringend aus dem Mechanismus der Form nach freierm, lebendigerm Organismus der Kräfte, nach dem Geistigen. Nicht also, daß die Natur blos real wäre, wesenlos, todt, oder der Geist nur ideal, gestaltlos, verfließend, sondern, wo eines der beiden Elemente vortritt in der absoluten Identität, da wird es sogleich durch das Hinzutreten des andern ergänzt zur Totalität oder zur relativen Indifferenz. Allein aus jeder solchen Totalität reißt sich wieder das eine vorherrschende Element los und dieser stetige Proceß der Entwickelung der Dinge nach dem Gesetze der Triplicität oder der Identität, Duplicität und Totalität, — wodurch diese sich zugleich zu immer höheren Graden der Indifferenz, zu immer höheren Potenzen ausbilden, macht das Wesen alles Seins, also auch der das Sein in seinem Werden genetisch darstellenden, philosophischen Construction aus, die demnach nach zwei Seiten hin (als Construction der Natur) als Naturphilosophie oder speculative Physik und (als Construction des Geistes) als Philosophie des Geistes und seiner Fortbildung in der Menschengeschichte auftritt. Dort stellt sie Gott dar, als sich offenbarend im Sein unter den Potenzen der Schwere (der Materie, des Stoffs), des Lichts (der Bewegung, Kraft) und des Lebens (des Organismus), deren Entwickelung das Weltsystem der Erzeugungen, der Naturnothwendigkeit gibt, hier als sich offenbarend im Wissen als Wahrheit (Wissenschaft, Begriff), Güte (Religion, Gefühl) und Schönheit (Kunst, Freiheitsproduct); die Entwickelung dieser ideellen Potenzen gibt die Geschichte der menschlichen Freiheit des ganzen Geschlechts. Die Krone des Natursystems ist der Mensch, wie die der Geschichte der ideelle Staat. — Diese geniale Weltansicht stellte S. zuerst auf in der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für speculative Physik" (Jena u. Leipz. 1800—1802) und in der „Neuen Zeitschrift für Physik" (Tüb. 1803), dort noch mehr logisch, hier schon mehr poetisch. — Natürlich mußte eine solche Ansicht, zumal bei den damaligen geistigen Zuständen, regsten Anklang und eifrigste Verbreitung finden. Eine zahlreiche Schule begeisterter Jünger sammelte sich um den Verkünder einer neuen außerordentlichen Lehre, die allen Bedürfnissen des Gefühls und des Geistes abhalf und zu ihrer Auffassung und Benutzung keiner tiefern Forschung bedurfte, sondern nur einer Erhebung über die gemeine Vorstellung durch Genie oder in dessen Abwesenheit durch Willkühr der Phantasie. — Man wollte nichts mehr von Erkenntniß des Bestehenden wissen, man wollte Alles erst construiren, zunächst die Natur, weiter dann auch die Gestalten und Phasen des Geistes. Die Naturphilosophie überschwemmte Deutschland mit ihren aprioristischen Constructionen der Natur, die sich vielfach widersprachen und großentheils in ein Spiel mit Begriffen und Bildern oder eine leere Mystik ausarteten. Steffens, Görres, Baader, Oken, Troxler, Windischmann, Schubert, Schelvers, Walther, Weber, Nasse, Kieser, Blasche, Ast, Solger, Eschenmayer, Wagner, Hegel, Krause, Schad, Klein (der treuste Darsteller der Schelling'schen Lehre), Thanner, Rixner, Zimmer, Buchner, Bachmann, Nüßlein u. A. schlossen sich an S. an und bildeten theils sein System im Ganzen weiter aus, theils bearbeiteten sie einzelne Disciplinen nach seiner Methode. Fast keine Wissenschaft blieb von dieser unberührt und man verdankt ihr unbestritten einen regern und tiefern Geist der Forschung nach Einheit, Organismus und innerer Wesenharmonie aller Dinge, gegenüber der äußerlichen Betrachtung derselben in der Empirie oder Reflexionsphilosophie. Nur Eins fehlte ihr, das klare und sichere Bewußtsein ihrer eigenen Gesetze, ihres Grundes und eine feste, kritisch begründete Norm ihrer Construction, an deren Stelle sie die geniale Freiheit

und den glücklichen Tact in Erfassung der Erscheinungen setzte. — Aber zunächst blieb auch noch in dieser Lehre ein Hauptpunkt zu erklären, der Übergang nämlich aus dem Absoluten in die Differenz des Endlichen, und dieser Punkt, an den sich auch die Gegner S.'s hefteten (von denen die bedeutendsten Fichte, Jacobi, Bouterwek, Fries, Herbart, Köppen, Weiller, Reinhold, Schulze waren) — trieb ihn von Erklärung zu Erklärung und erzeugte so eine Reihe verschiedenartiger und selbst abweichender Gestaltungen seines Systems. Zunächst hielt er jenes Verhältniß des Absoluten zum Endlichen fest, wonach letzteres die bloße Erscheinung des erstern ist, die Selbstverwirklichung, getragen vom Absoluten, als dem Bande seiner und der endlichen Vielheit, — als der göttlichen Ineinsbildung beider. Diese Unmittelbarkeit behauptet er in den „Vorlesungen über das akademische Studium" (Tüb. 1803. 8. 2. Aufl. 1813); „Philosophie und Religion" (Tüb. 1804); „Über das Verhältniß des Realen und Idealen in der Natur ꝛc." (Hamb. 1806. 8.); „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zur verbesserten Fichte'schen Lehre" (Tüb. 1806. 8.); „Antisextus, über die absolute Erkenntniß" (Heidelb. 1807. 8.); „Über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur" (eine Rede; Landsh. 1808. 4.) und in einzelnen Abhandlungen in dem „Kritischen Journal der Philosophie" (das er mit Hegel herausgab. Tüb. 1802—1803) und den „Jahrbüchern der Medicin" (in Verbindung mit Marcus herausgegeben. Tüb. 1805). Allein er konnte doch nicht umhin anzuerkennen, daß die Erscheinung, wenn auch Offenbarung des Absoluten, dennoch zugleich ein Aufgeben des reinen Wesens desselben, eine Selbstvernichtung Gottes, ein Abfall der Ideen von Gott sei. Aber Gott kann sich nicht wirklich aufgeben und so muß vielmehr diese Entäußerung Gottes, dieser Proceß, den er in Natur und Geschichte durchmachte, ein nothwendiger Durchgang sein von dem noch bewußtlosen Absoluten, dem dunklen Urgrunde Gottes zu dem bewußten persönlichen Gotte. Gott kommt erst durch die Welt zum Bewußtsein. Darum muß das Einzelne nur als Durchgangsmoment Gottes betrachtet werden, darum darf der Mensch sich nicht als ein auf sich bestehendes Wesen abschließen, sondern immer seinem Urgrunde, Gott, zugewendet bleiben, in ihm handeln; dieß ist seine rechte Freiheit. — So sprach sich S. aus in seinem „Denkmal der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen" (Tüb. 1812. 8.), einer in unwürdig gehässigem und heftigem Tone geschriebenen Streitschrift, in seiner Schrift „Über die Freiheit" (enthalten in dem 1809 zu Landshut erschienenen 1. Bde. seiner philosophischen Schriften), „Über die Gottheiten von Samothrace" (Stuttg. u. Tüb. 1815. 4. Eine Rede), womit zu verbinden dessen „Abhandlung über Mythen ꝛc." (in Paulus' Memoir. 1793. 8.) und seinen Briefen an Eschenmayer (in der von ihm herausgegebenen „Allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche", Nürnb. 1813. 8.). — Und doch bleibt hier der Widerspruch, daß Gott erst wahrer, persönlicher Gott wird, durch die Welt, also dieser bedarf zu seiner eigenen Vollständigkeit. Diese ächt pantheistische Ansicht hatte S. besonders den Vorwurf der Entfremdung vom Dogma der Religion zugezogen. Er gab endlich auch sie auf und warf sich in die sogenannte christliche Philosophie, durch die Annahme eines freipersönlichen Gottes, der vor der Welt und ohne sie besteht, als Trinität seines persönlichen Bewußtseins vollendet (indem er sich im Sohne objectivirt, im Geiste sich wieder mit ihm zur Totalität zusammenschließt) und daher nur aus freier Gnade die Endlichkeit schafft. — Dieß ist die letzte Phase, in der S. noch jetzt steht und in der er sich abschließen zu wollen scheint. Doch ist er seit 1815 nicht öffentlich aufgetreten, sondern hat sich in ein geheimnißvolles Dunkel zurückgezogen, nur vertrauten Schülern sein geistiges Fortleben offenbarend und durch sie große Erwartungen von einer neuen Lehre verbreitend, die er als Gipfelpunkt aller Speculation der Welt geben wolle. — Er war zu schnell vorgetreten, um nicht bald zurückzutreten; seine ersten glänzenden Erfolge konnten nicht widerhaltig sein; er sah seine

Lehre zurückgesetzt und verdrängt; er mußte einer Zeit weichen, die über ihn hinausgegangen war. Schon früher waren mehrere seiner Schüler von ihm abgefallen und theils als Gegner aufgetreten, theils in selbstständige, divergirende Richtungen geworfen worden, so Eschenmayer, Wagner, Krause, Oken u. A. — Aber der härteste Schlag traf ihn, als sein vertrauter Jünger und Freund, Hegel, ihn förmlich desavouirte, ihn als einen Zurückgebliebenen betrachtete und das Richtige seines Systems sich als eigenes Verdienst anmaßte, weil erst er ihm eine Methode gegeben habe. Dennoch schwieg er, so lange jener lebte; als aber bei dessen Tode seine Schüler von Berlin aus pomphaft den Ruhm ihres Meisters verkündigten, suchte er denselben durch Verheißungen noch größerer Wunderthaten zu überbieten (Allgem. leipz. Literatur-Zeit. 1832. 54.) und nahm bald darauf Gelegenheit, in einer Vorrede zu Beckers' Übersetzung der Cousin'schen Schrift: „Über französische und deutsche Philosophie" (1834. 8.) sich in Schmähungen gegen Hegel und in vornehmen Prophezeihungen eines ganz neuen Systems zu ergehen, was einen lebhaften, aber kurzen Krieg der beiden Hauptfractionen der neusten Philosophie veranlaßte, an dem auch einige Unparteiische Theil nahmen. Seitdem schweigt er wieder und man harrt noch immer vergebens des verheißenen Evangelium. Nur seine Schüler, Hubert, Beckers, Fischer, Weiße, Fichte (die drei Letzteren zwischen ihm und Hegel stehend), geben häufige Andeutungen des Geistes dieser neuen embryonischen Philosophie, und Stahl hat ein Staatsrecht nach demselben bearbeitet (Heidelb. 1830—1833.) — Die zahlreichen Schriften über S.'s Philosophie s. in Tennemans, „Handbuch der Geschichte der Philosophie" (§. 403. Anm.). 80.

Schelluh, Schoulou, Schellöchen, ist der Name einer der 4 Hauptstämme der Berbern im Hochlande des Atlasgebirges. Sie bewohnen die südliche Hälfte des Gebirgslandes südlich von Marokko und erstrecken sich in verschiedenen Stämmen westlich durch die Ebenen hinab bis zum Meeresstrande. Nahe verwandt mit den Kabilen (Amazirghen) sind sie doch minder kräftig, schlanker gebaut und von dunklerer Farbe, dabei etwas civilisirter als diese, indem sie neben Jagd und Ackerbau auch Industrie treiben und überhaupt in Sitte und Lebensart (ihre Wohnungen, Dörfer und Städte sind ziemlich gut gebaut) weniger roh erscheinen. Nur hinsichtlich der Freiheitsliebe und der Grausamkeit gegen Fremde geben sie ihren nördlichen Nachbarn nichts nach. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Berbernsprache. 15.

Schema (σχῆμα) bedeutet ein Bild oder Zeichen als den Ausdruck eines Geistigen, z. B. eines Verstandesgesetzes oder reinen Begriffes. Als solches ist es intellectual und sinnlich, es bringt den Begriff, das blos Gedachte unmittelbar sinnlich zur Anschauung, bildet also gleichsam den Übergang aus dem Reiche des Denkens in das der Sinnlichkeit. Durch diese innere Nothwendigkeit, mit der es den Gedanken repräsentirt, unterscheidet er sich zugleich vom Symbol, welches ihn frei darstellt, welches daher ebenso dem Gefühle angehört, wie jenes dem Verstande. In die Philosophie hat das S. als ein nothwendiges Verbindungsglied unseres Denkens mit unserer Sinnlichkeit Kant eingeführt, der seine Kategorien versinnlicht wissen wollte durch transscendentale Schemata, d. h. Zeitbestimmungen (oder Bestimmungen des innern Sinnes), die unter den Gesetzen des reinen Verstandes stehen (so z. B. die Kategorie der Quantität durch das Schema der Zahl, die der Quantität durch das des Maßes u. s. f.), und dieses Verfahren den Schematismus des reinen Verstandes nannte. (Vergl. d. Art. Kategorie.) 89.

Schemnitz, eine Stadt in dem honther Comitate des Königreichs Ungarn, über 2000 Fuß hoch in einem engen von hohen Bergrücken gebildeten Thale gelegen, ist wichtig als die älteste Bergstadt Ungarns und noch jetzt durch den in ihrer Nähe betriebenen Bergbau von großer Bedeutung. Man gewinnt vorzugsweise Gold und Silber, von ersterm durchschnittlich im Jahre gegen 1600 Mark, von diesem 50000—80000 Mark. Von den 17000 Einw. der Stadt (mit ihren weitläu-

sigen und entfernt gelegenen Vorstädten) sind 5000 unmittelbar mit dem Bergwesen beschäftigt. Übrigens ist S. der Sitz einer im Jahre 1760 gestifteten Bergakademie und des Oberstkammergrafenamtes für das nördliche Ungarn. 15.

Schenk (Eduard von), königlich baierischer Regierungspräsident des Regenkreises und bekannter Dichter, wurde im Jahre 1788 zu Düsseldorf geboren. Nach Vollendung seiner Universitätsjahre in Landshut wurde er Doctor der Rechte, trat 1817 zur katholischen Kirche über, wurde 1823 erster geheimer Secretair im Staatsministerium, 1825 Ministerialrath und Vorstand des Schul- und Kirchenwesens, 1828 Staatsrath und Minister des Innern, nachdem er unterdeß in den Adelstand erhoben worden war und den Orden der baierischen Krone erhalten hatte. Unter dem Einflusse seines frühern Lehrers, des Bischofs Sailer in Regensburg, suchte er von jetzt an die Grundsätze des Papismus in Baiern möglichst geltend zu machen, stellte die früher bestandenen Verordnungen über die gemischten Ehen ꝛc. in ihrer ganzen Strenge wieder her und veranlaßte dadurch mannigfache Reibungen zwischen der Regierung und den Staatsbürgern, so daß sich erstere endlich 1831 wegen der in der Ständeversammlung eingereichten Beschwerde genöthigt sah, die erlassenen Verordnungen zurückzunehmen. S. hatte sich schon vor Eröffnung der Kammern sowohl dadurch viele Gegner zugezogen, daß er gegen den einmüthigen Beschluß des Staatsrathes ein strenges Censurgesetz ergehen ließ, welches im Lande allgemeines Mißfallen erregte, als auch durch eine Verordnung, nach welcher er die für die Ständeversammlung gewählten und ihm als freisinnig bekannten Männer durch Ertheilung von Pensionen oder unter dem Vorwande ihres Staatsdienstes von der Ständeversammlung auszuschließen wußte. Obgleich sich S. durch diese Anordnungen keine Verletzung der buchstäblichen Vorschrift des Staatsgrundgesetzes zu Schulden kommen ließ, so verging er sich doch desto mehr gegen den Geist und Sinn derselben und führte dadurch auch mannigfache Mißhelligkeiten zwischen der Regierung und den Ständen herbei, welche sich aber hoben, sobald die Censurverordnung zurückgenommen und S., welchen der König nun zum Präsidenten des Regenkreises ernannte, von dem Ruder des Staates entfernt worden war. Als Dichter begründete S. seinen Ruf vorzüglich durch sein Trauerspiel: „Belisar", dem zwar Leichtigkeit des Versbaues, Wohlklang und Gewandtheit der Sprache und einzelne dichterische Schönheiten keineswegs abzusprechen sind; allein um auf den Namen eines wirklichen Kunstwerkes Anspruch machen zu können, fehlt ihm die Eigenthümlichkeit der Anlage und Auffassung des Stoffes und die innere gleichmäßige Harmonie in Entwickelung des Ganzen, welche vergebens durch einzelne nur auf starken Eindruck berechnete Stellen ersetzt wird. Die Sammlung seiner „Sämmtlichen Schauspiele" erschien in 3 Bänden (Stuttg. 1829—1835). Außerdem besorgte er die Herausgabe der „Sämmtlichen Schriften von Mich. Beer" (Leipz. 1835), welchem er eine Biographie und Charakteristik Beer's beifügte. 81.

Schenkendorf (Ferdinand Gottfried **Max** von), ein deutscher Dichter, der Sohn eines Officiers, wurde am 11. Dec. 1784 zu Tilsit geboren, studirte in Königsberg die Cameralwissenschaften, erlernte 1805 die Landwirthschaft praktisch, fand hierauf als Referendar bei der Regierung zu Königsberg eine Anstellung und nahm während der Jahre 1811 und 1812 auch an den Vorlesungen Delbrück's über Ästhetik Antheil. Von Königsberg wandte er sich nach Karlsruhe, folgte aber bald nachher dem Aufrufe des Königs von Preußen zum Kriege gegen Frankreich. Nach dem Frieden wurde er als Regierungsrath in Coblenz angestellt und starb daselbst am 11. Dec. 1817. In der Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1815) und in seinem „Poetischen Nachlasse" (Berl. 1832) spricht sich außer seiner innigen Begeisterung für die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes, als dessen Glanzpunkt er die Zeiten des Mittelalters wegen der in denselben sich aussprechen-

den männlichen Kraft und religiösen Ernstes verehrte, auch sein tief religiöser Sinn aus, welcher durch die Umgebungen seiner Kindheit und Jugend, so wie durch die Schriften romantischer Dichter und mystischer Philosophen genährt, die höchste Aufgabe des Lebens in einer sittlich-religiösen Denkart fand, sich aber von mystischen Anklängen um so weniger frei erhielt, je mehr seine lebhafte Phantasie so wie sein Umgang mit Jung-Stilling und Frau von Krüdener diese Richtung seines Geistes und Gemüthes begünstigte. Wenn auch S.'s Gedichte, als Erzeugnisse der Literatur betrachtet, nicht mehr so hohes Interesse erregen, wie dieß bei ihrer Entstehung in einem kriegerisch bewegten Leben und in einem durch die höchsten Ideen aufgeregten Zeitalter der Fall sein mußte, so wird ihnen die Wärme und Innigkeit des Gefühls, die Wahrheit und Kraft der Empfindung so wie die Begeisterung für Freiheit und Vaterland, welche sich in denselben warm und treu ausspricht, für immer ein bleibendes Andenken in den Herzen der Deutschen sichern. 81.

Schenkung, lat. donatio; franz. und engl. donation, enthält die aus bloßer Freigebigkeit unternommene Überlassung einer Sache an einen Andern und ist sonach allen den Regeln unterworfen, welche den Verträgen überhaupt gemein sind, erfordert also auch die gegenseitige freie Einwilligung, besonders die Annahme (Acceptation). Der Schenker heißt Geber, Schenkgeber, der andere Theil Schenknehmer, die Handlung Schenkung, der Gegenstand Geschenk. Die S. äußert sich in Beziehung auf Rechtsverhältnisse vorzüglich: 1) als gemeine S. aus bloßer uneigennütziger Freigebigkeit oder reinem Wohlwollen; 2) als Erkenntlichkeit oder in der Absicht Dienste zu belohnen (remuneratorische S.) (beide sind eigentliche Schenkungen und fallen nur unter den Lebendigen vor); 3) S. auf den Todesfall, deren Gültigkeit erst durch das Ableben des Gebers bedingt ist. Diese ähnelt den testamentarischen Verfügungen und erfordert zur Gültigkeit der mündlichen Erklärung darüber die Gegenwart von wenigstens 5 Zeugen. Die eigentlichen Schenkungen sind mancherlei Beschränkungen unterworfen, damit nicht schwache Personen zu ihrem und Anderer Nachtheile zur Übertreibung in dem Stücke verleitet werden. Die römischen Gesetze enthalten schon Folgendes darüber. a) Von Staatswegen ist bei einer gemeinen S. der Überschuß von mehr als 500 Ducaten (solidi) am Werthe ungültig, sobald die Verhandlung nicht gerichtlich einregistrirt ist. Ausnahme macht die remuneratorische S.; b) Schenkungen unter Ehegatten, welche bis zu den Zeiten der Kaiser Antonin und Severus (besonders wegen der abhängigen Lage der Frau) ganz ungültig waren, können vom Schenker widerrufen werden; c) wegen ausgezeichneter Undankbarkeit des Schenknehmers oder wegen Verletzung im Pflichttheile ist die S. widerruflich, so wie auch von den Creditoren diejenige widerrufen werden kann, welche der Geber machte, als er schon verschuldet war; d) der Schenknehmer ist aus Dankbarkeit verpflichtet, dem Geber, welcher in der Folge verarmt, so viel zurückzugeben, als zu seinem Lebensunterhalte erforderlich ist. Nach sächsischen Rechten sind die Schenkungen unter Ehegatten noch mehr beschränkt und, im Fall solche Immobilien betreffen, an die Bestätigung des Richters gebunden, unter welchem sie gelegen sind (S.L.-R. Lib. I. art. 52. Weichb. art. 20). 17.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Schérer (Barthélemi Louis Joseph), Obergeneral und Kriegsminister der Republik Frankreich, geb. zu Delle bei Befort 1750 oder 1755, war der Sohn eines Fleischers, nahm östreichische Kriegsdienste, desertirte aber aus Mantua, ging zu seinem beim Herzoge von Richelieu angestellten Bruder, trat dann in das Freicorps Maillebois, welches gegen Holland bestimmt war, war 1792 Adjutant des Generals Desprez, dann der Generale Eckmeier und Beauharnois und befand sich mit bei der denkwürdigen Schlacht bei Valmy (20. Septbr.). Beim Sturze des Generals Beauharnois ward er als Aristokrat von der Armee entfernt; da man

jedoch seine Fähigkeiten kannte, wurde er von Neuem angestellt und zum Brigadegeneral ernannt. Als solcher machte er den Feldzug von 1794 mit, ward bald zum Divisionsgeneral erhoben, kam zur Maas- und Sambrearmee, kämpfte bei Fleurus (26. Juni) und bemächtigte sich der abgeschnittenen Festungen Landrecy, Quesnoi, Condé und Valenciennes (16. Juli — 29. Aug.), wobei er sich durch Menschlichkeit gegen die wilden Aussprüche des Convents auszeichnete. Nach der Maas gesandt sollte er Clairfait von dort verdrängen, nahm Mastricht, worauf die Östreicher sich nach der Ruhr zurückzogen, und bereitete ihnen bei Dueren eine abermalige Niederlage. Nun übernahm er das Commando über die desorganisirte italienische Armee, stellte hier Disciplin und Ordnung wieder her, ward darauf zur Ostpyrenäenarmee gesandt und erfocht den Sieg an der Fluvia über die Spanier, welcher den Frieden von Basel (22. Juli 1795) zur Folge hatte. Hierauf wieder zur italienischen Armee versetzt schlug er den Feind auf den Anhöhen von Loano, wobei er 100 Kanonen erbeutete und 9000 Feinde tödtete oder gefangen nahm, blieb aber in der Mitte der Gletscher stehen. Die französische Regierung befahl aber diesen Sieg zu benutzen und Buonaparte führte dieß aus (seit dem 30. Mai 1796). S., mit der Regierung zerfallen, bat um seine Entlassung, die er auch erhielt. 1797 wurde ihm aber durch Rewbell's Einfluß das Kriegsministerium übertragen. Neue Zwistigkeiten machten indeß, daß man ihn 1798 abermals als Obergeneral nach Italien schickte. S. ward aber bei Pastrengo (26. März), bei Verona (30.), bei Magnano (5. April), am rechten Ufer der Etsch, vom General Gray geschlagen; Suwarow führte ihm neue Streitmassen entgegen; schon war Mantua eingeschlossen und S.'s Streitkraft auf die Hälfte vermindert, da legte er den Feldherrenstab nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb den 1. Sept. 1804 auf seinem Gute Chauni im Aisnedepartement. Er schrieb: „Précis des opérations militaires de l'armée d'Italie depuis le 21. ventose jusqu' au 7. Floréal de l'an VII. (Par. 1799). 25.

Scherf, die kleinste ehemalige norddeutsche Scheidemünze, entsprach ganz dem süddeutschen Heller und war sowohl von Silber als von Kupfer. 30.

Scherif, ein arabisches Wort, entspricht unserm fürstlich und adelig und dient sowohl als Beisatz zu anderen Worten, um ihren hohen Werth auszudrücken, wie Chatti scherif (kaiserliches Mandat), Sandschaki scherif (die hohe Fahne, d. i. die Fahne des Propheten), als auch als Fürstentitel überhaupt. So nennen sich unter Anderen der Beherrscher von Mekka und der Kaiser von Marokko. 9.

Schernberk (Theodorich), soll als Meßpriester im letzten Viertel des XV. Jahrh. gelebt und 1480 das für unser älteres Drama merkwürdige Stück: „Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen und aus ihrem bäpstlichen scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rhom ein Kindlein gezeuget" verfaßt haben. Diese Angaben, gegen deren Wahrhaftigkeit nicht weniger die Sprache, als der Stoff gegründete Zweifel erregen, stützen sich auf die Versicherung des Hieronymus Tilesius aus Hirschberg, der das Stück zuerst (Eisleben 1565. 8., hieraus wieder abgedruckt in Gottsched's nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst, Th. II. S. 81—138) nach dem Originale herausgab. Es kann zwar keinen Anspruch auf dramatische Behandlung machen, zeichnet sich aber durch eigene Schönheiten vortheilhaft vor ähnlichen gleichzeitigen Producten aus. 83.

Scherzo, d. i. Scherz, dient theils zur Bezeichnung solcher Stellen von Musikstücken, welche scherzend, tändelnd vorgetragen werden sollen (wo dann auch und häufiger scherzando oder scherzoso steht), theils und hauptsächlich versteht man darunter einen ganzen heitern, fröhlichen Satz eines größern Tonstücks, wie z. B. in Sonaten oder Symphonien. In letzteren hat das S. die sonst vorzugsweise gebräuchliche Menuet fast verdrängt. 29.

Scheuchzer (Johann Jakob), berühmter Naturforscher, ward zu Zürich am 4. Aug. 1672 geboren, studirte zu Altdorf Medicin und nahm 1694 zu Utrecht die Doctorwürde an. In seine Vaterstadt zurückgekehrt erhielt er die Stelle eines Stadtarztes und wurde Professor der Mathematik; später gab man ihm ein Kanonicat als Entschädigung für die Ablehnung eines Rufes, den er von Peter dem Großen nach Petersburg erhalten. Er hat sich vorzügliche Verdienste um die Naturgeschichte der Schweitz erworben; durch seine jährlichen Reisen in ihre Gebirge lernte er sie genau kennen und sammelte eine Menge Naturkörper, vorzüglich Versteinerungen, die er in seinem „Ὀρεσιφοίτης Helveticus s. itinera alpina novem" (Lugd. Bat. 10 Tom. mit 132 Abbildungen) und in anderen Schriften sorgfältig beschrieben hat. Auf diese Beschreibungen und richtigen Abbildungen beschränkt sich aber sein hauptsächlichstes Verdienst. Seine theoretischen Untersuchungen sind ohne allen Werth. Außer dem obigen Werke erwähnen wir noch als mit vielem Beifalle aufgenommen seine „Biblia ex physicis illustrata, quibus res naturales in scriptura sacra occurrentes exhibentur" (Vindob. 1731—1735. 8 Voll. Fol. mit 650 Tafeln Abbildungen). — S. starb am 25. Juni 1733. 39.

Scheuffelin, Scheuffelein, Scheifelye (Hans), ein trefflicher Maler und Holzschneider altdeutscher Schule, geb. zu Nürnberg im Jahre 1498, bildete sich unter Dürer's Leitung und ließ sich später in Nördlingen nieder, wo er um das Jahr 1550 (nach Andern schon 1540) starb. Seine Arbeiten, unter denen mehrere Altargemälde in Nördlingen, ferner die Schlacht von Bethulia (auf dem Rathhause daselbst), den Anachronismus, daß die Assyrer in deutscher Rüstung erscheinen und mit Kanonen feuern, ausgenommen, ein ausgezeichnetes Werk, und eine Grablegung Johannis (in München die bekanntesten sind), gleichen denen Dürer's so sehr, daß sie mit denselben verwechselt werden können. Unter den Holzschnitten S.'s verdienen die, welche er zum „Theuerdank" fertigte, eine besondere Beachtung. 36.

Schevelingen oder Scheveningen, ein großes Fischerdorf in den Niederlanden, am Strande der Nordsee, 1 Stunde von Haag entfernt, mit 3000 Einw. und herrlichen Gartenanlagen, besitzt ein berühmtes Seebad. Mit dem nahen Haag steht es durch eine vierfache Allee in Verbindung und wird von den Städtern als ein beliebter Belustigungsort sehr zahlreich besucht. Die Einwohner sollen sich durch ihre alterthümlichen Sitten und Gebräuche, wie durch ihre auffällige Tracht vor ihren Nachbarn merklich unterscheiden. 35.

Schiavone (spr. Skiawone) (Andrea Medola [Meldulla] genannt), ein ausgezeichneter italienischer Maler venetianischer Schule, geb. 1522 zu Sebenico in Dalmatien, bildete sich nach Titian und Giorgione, scheint aber auch, wie aus einigen seiner Gemälde hervorgeht, mit großem Fleiße Raphael's Werke studirt zu haben. Mit Ausnahme der etwas incorrecten Zeichnung vereinigt dieser Künstler alle Eigenschaften eines großen Malers in sich; denn Alles, Composition, Colorit, Farbengebung und Ausführung, ist vortrefflich. Mehrere seiner besten Werke finden sich zu Venedig und Rimini, an letzterem Orte eine schöne Geburt Christi und eine Himmelfahrt der Maria. Auch die dresdener und wiener Gallerie besitzen mehrere seiner Meisterwerke. Übrigens existiren außerdem einige treffliche von Kunstkennern sehr gesuchte Kupferstiche S.'s. Dieser ausgezeichnete Maler starb 1582 zu Vicenza. — Mit ihm ist nicht Gregorio S., ebenfalls ein Dalmatier und Zeitgenosse und Mitschüler Mantegna's zu verwechseln, der indeß jenen nie erreicht hat. 36.

Schibōleth, ein hebräisches Wort, das Ähre bedeutet, hat dadurch, daß nach Richter 12, 6 ff. bei einem Kampfe der Einwohner von Ephraim und Gilead letztere dasselbe von Jedem, der über den Jordan wollte, aussprechen ließen, um,

da die Ephraimtier das S. nicht aussprechen konnten, diese zu erkennen, die Bedeutung von Erkennungszeichen, Parteizeichen erhalten. 9.

Schicht bedeutet im Bergwesen eine bestimmte Zeit von 6, 8 und 12 Stunden, während welcher ein Bergmann mit Grubenarbeiten beschäftigt ist. Die Tageszeit ist für jede Art Schichten nach den Stunden in Abtheilungen gebracht. Für sechsstündige Schichten ist die erste am Tage früh um 4 Uhr, die zweite um 10 Uhr, die dritte um 4 Uhr, die vierte Abends um 10 Uhr; für achtstündige Schichten beginnt die erste um 4 Uhr, die zweite um 12 Uhr; zwölfstündige Schichten dauern von früh 4 Uhr bis Abends 4 Uhr am Tage und bei Nacht von da bis 4 Uhr früh. In Sachsen beginnen die acht und zwölfstündigen Schichten meistens erst um 5 Uhr. — In hüttenmännischer Hinsicht ist S. eine Quantität Schmelzgut, das zum Verschmelzen auf einmal in den Schmelzofen aufgesetzt wird; in der Geognosie eine der plattenförmigen Gesteinmassen, in welche eine geschichtete Gesteinablagerung abgetheilt ist; beim Zerschmelzen die kupferne Platte, über welche das gepauschte Zinn zu Platten ausgegossen wird. 76.

Schicht (Johann Gottfried), ein geschätzter deutscher Kirchencomponist und zugleich gründlicher Theoretiker, geb. den 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau, besuchte das Gymnasium zu Zittau und erwarb sich schon hier bedeutende Fertigkeit im Orgel- und Clavierspielen. Nachdem er im Jahre 1776 die Universität Leipzig bezogen hatte, gab er den anfänglichen Plan, Jurisprudenz zu studiren, auf Hiller's Veranlassung auf und widmete sich nun unter dessen Leitung ausschließlich dem Studium der Tonkunst. Die Mußestunden füllte er mit Unterrichtertheilen aus, besonders im Gesange, in welchem er sich selbst eine bedeutende Fertigkeit erworben hatte. 1781 ward er beim Concert im Gewandhause angestellt und vier Jahre später Director desselben, auch Organist an der Neukirche. Im Jahre 1810 endlich erhielt er die Stelle als Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen. Er starb am 16. Febr. 1823. Außer einigen theoretischen Schriften, unter denen die „Grundregeln der Harmonie nach dem Verwechselungssysteme" (Leipz. 1812) selbst in Frankreich Eingang gefunden haben, lieferte dieser gründliche Musiker eine große Anzahl trefflicher Kirchencompositionen, als Messen, Motetten (49), mehrere Oratorien, unter denen „Das Ende des Gerechten" als Meisterstück dieser Gattung anerkannt ist, ein „Te Deum" und ein höchst gründlich gearbeitetes Choralbuch, in welchem über 300 Melodien von ihm selbst herrühren. Was den Styl S.'s betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß er sich mit wenigen Ausnahmen (z. B. in einem der sonst unübertrefflichen Chöre im Oratorium „das Ende des Gerechten") gänzlich von dem neuen Ungeschmacke, welcher Weltliches von Kirchlichem nicht zu trennen weiß, frei gehalten hat. Eigenthümlich übrigens ist ihm das Bestreben zu rühren, weniger durch die Einfachheit und Würde, wie sie einigen alten Italienern eigen ist, zu erheben und zu erschüttern. 36.

Schichtmeister heißen die Vorsteher der Grubengebäude, welche im Namen der Gemerken die Verwaltung führen. 76.

Schick (Gottlieb), ein ausgezeichneter deutscher Maler der neuern Zeit, geb. 1779 zu Stuttgart, war ein Schüler Dannecker's und Hetsch's, ging dann nach Paris und von hier nach Rom, wo er seine Ausbildung vollendete. Aus seinen nicht sehr zahlreichen Werken (denn zu früh für die Kunst ereilte ihn der Tod im April 1812 zu Stuttgart) leuchtet eine bereits früh errungene hohe Künstlerschaft hervor, besonders in der Auffassung des Ideellen und Erhabenen, und zugleich ein seltenes Studium der Antike, die er, wie nur Wenige, kannte und zu schätzen wußte. Wir erwähnen hier nur als die bekanntesten seiner Arbeiten: das Opfer Noah's, ein Christus, die Portraits der Humboldt'schen Familie und sein berühmtestes Werk, Apollo unter den Hirten (im königlichen Schlosse zu Stuttgart). 36.

Schickſal (μοῖρα, εἱμαρμένη, fatum) heißt überhaupt die einander bedingende Reihe der in der Welt auf einander folgenden Begebenheiten und Veränderungen; bezogen auf den Zuſtand empfindender Weſen iſt es das beſtimmte Verhältniß derſelben zu dieſen Veränderungen oder diejenige Verbindung von Ereigniſſen, welche ihren individuellen Zuſtand beſtimmt. In dieſem Sinne iſt das S. gut oder böſe. Wiefern es als nothwendig betrachtet wird, heißt es Verhängniß, in wiefern man es aber als zufällig anſieht, Glück oder Unglück, in wiefern es auf Moralität Bezug hat, Vergeltung. Die Meinungen über S. ſind ſehr verſchieden geweſen und mannigfach umgeſtaltet worden. Im ältern griechiſchen und römiſchen Heidenthume herrſchten vornehmlich zwei Anſichten: Alles in der Welt geſchehe nach der Wirkung eines blinden Zufalls, ohne feſte Regel und vernünftige Abſicht; oder die Reihe der Weltbegebenheiten erfolge nach einer blinden, unabwendbaren Nothwendigkeit (ſ. d. Art. Fatalismus), der nichts widerſtehen könne und der ſelbſt die Götter unterworfen ſeien, die nur vollſtrecken, was einmal im Buche des Schickſals geſchrieben ſtehe. Unter den Juden nahmen die Phariſäer ein göttliches Verhängniß an, das über dem freien Handeln des Menſchen ſtehe, obwohl dieſes nicht ausſchließe, und Muhammed lehrte eine unbedingte Vorherbeſtimmung aller einzelnen Schickſale. Auch Spinoza ſetzte eine ſtrenge Nothwendigkeit aller endlichen Dinge und es iſt nach ihm der Geiſt keineswegs frei und ſelbſtſtändig, ſondern durch eine nothwendige Kette von Urſachen beſtimmt. Alle dieſe Meinungen von einer unbedingten Nothwendigkeit des S. laſſen ſich nicht mit dem chriſtlichen Glauben an Gott und mit der Freiheit des menſchlichen Willens vereinigen. Vor der Vernunft bleibt daher nur ein bedingtes S. zuläſſig, ſo daß Alles, was in der Welt geſchieht, nur bedingt nothwendig iſt; denn dabei läßt ſich wohl denken, daß unſere freie Thätigkeit mit zu den Bedingungen gehöre, von welchen einzelne Begebenheiten abhängen, und daß auch das Ganze der Weltbegebenheiten von einem höchſten Willen abhängig ſei. Namentlich kommt jene freie Thätigkeit des Geiſtes bei dem individuellen Schickſale der Einzelnen in Betracht (denn wie könnten wir ſonſt der Zurechnung fähig ſein?) und die Redensarten: „Jeder Menſch iſt ſeines Schickſals Schmidt," oder: „Jeder Menſch hat ſein eigenes S." haben ihre völlige Richtigkeit, weil jeder Menſch ſeine Art zu ſein und zu handeln hat. In dieſem Sinne nämlich bedeutet S. die natürliche Folge unſerer Handlungen, unſerer Art zu denken und zu wirken. Es iſt das Reſultat unſeres Charakters, unſerer Handlungen und Gedanken, gleichſam unſer Abbild, der Schatten, der unſere geiſtige und moraliſche Exiſtenz begleitet; denn keine Wirkung iſt ohne Urſache und keine Urſache ohne Wirkung. Wie wir gegen Andere handeln, ſo handeln Andere gegen uns und wie wir richten, werden auch wir unſer Urtheil empfangen. Es fordert dieß der natürliche Anklang, der Wiederhall unſerer Gedanken und unſerer Handlungsweiſe. Wie die Tugend nie beſeligender Folgen entbehrt, ſo ereilt, obwohl mit hinkendem, doch ſicherm Tritte, dem Verbrechen die ernſte Strafe. Dem eigenen S. entgehet Niemand. Vergl. Herder's treffliche Abhandlung „Das eigene Schickſal" (in deſſen „Sämmtliche Werke zur Philoſophie und Geſchichte," 8. Thl. [Stuttg. und Tübing. 1828] S. 9—30) und J. G. C. Werdermann „Verſuch einer Geſchichte der Meinungen über Schickſal und menſchliche Freiheit" (Leipz. 1793). 65.

Schiebeler (Daniel), ein deutſcher Dichter, wurde im Jahre 1741 in Hamburg geboren, erhielt ſeine erſte Bildung durch Privatlehrer, beſuchte hierauf das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und 1763 die Univerſität zu Göttingen, wo er die Rechte ſtudirte, ſich außerdem aber auch eifrig mit der ſchönen Literatur des In- und Auslandes beſchäftigte, da er die meiſten neueren Sprachen vollkommen verſtand. Im Jahre 1765 ging er nach Leipzig, wurde hier vorzüglich durch Muſik und Theater angezogen und gab außer mehreren dramatiſchen und muſikaliſchen Ge-

dichten besonders seine „Romanzen" (Leipz. 1767) heraus, welche Hiller mit Melodien begleitete. Von Leipzig wandte er sich 1768 nach Hamburg, wo er ein Kanonicat am Domcapitel erhielt und am 19. Aug. 1771 starb. Eine vollständig Sammlung seiner Werke, welche auch eine ausführliche Lebensbeschreibung von ihm enthält, besorgte Eschenburg unter dem Titel: „D. Schiebeler's auserlesene Gedichte" (Hamb. 1773. 8.). Unter allen Gedichten S.'s haben seine „Romanzen," scherzhaften und mythologischen Inhalts, den ausgebreitetsten Ruf erlangt und sind unstreitig die gelungensten unter seinen poetischen Erzeugnissen, obgleich es ihnen mitunter an dichterischer Kraft und Lebendigkeit des Vortrags fehlt. Außerdem besitzen wir ein Lehrgedicht, Heroiden, Sinngedichte, lyrische Poesien geistlichen und weltlichen Inhalts, Epigramme, Operntexte und Cantaten von ihm. 81.

Schiedsmann, Schiedsrichter, lat. und engl. arbiter; franz. arbitre, ist die zur außergerichtlichen Untersuchung und Entscheidung eines Rechtsstreits von den Parteien erwählte oder in gewissen Fällen ihnen gegebene Person. Es gibt daher wirkliche und nothwendige Schiedsmänner. Bei den alten Deutschen waren die Verträge sehr üblich, wodurch sie sich bei Streitigkeiten im Voraus dem Ausspruche eines verständigen Mannes unterwarfen (Lex. Sal. Tit. 14.). Obgleich der Schiedsrichter keine eigentliche executive Gewalt besitzt, so hat doch sein Ausspruch die Wirkung einer in den mehrsten Fällen liquiden Entscheidung, welche unter Privatleuten dem eigentlichen Richter blos noch zur Vollstreckung vorzutragen ist und auf alle Fälle zur Entfernung processualischer Weiterungen führt. Bei Assecuranzstreitigkeiten, gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, in Handelsangelegenheiten, besonders bei den Orientalen und ausländischen Juden, ingleichen da, wo man des Schreibens nicht so allgemein gewohnt ist, bedient man sich der Schiedsmänner zur vorzüglichsten Erleichterung. In Preußen ist das Institut der Schiedsmänner in neuester Zeit wieder ins Leben gerufen worden und hat laut statistischer Bekanntmachung bereits segensreiche Früchte getragen. Auch in Sachsen beabsichtigt man deren Einführung. 3.

Schiefer, lat. festuca; franz. ardoise; engl. splinter, slate, werden die Gesteine von schiefriger Structur genannt, welche anscheinend aus dünnen und ebenen Platten oder Blättchen parallel zusammengesetzt sind und daher nach einer einzigen Richtung, der Ebene der Blättchen, sich leicht theilen lassen. Man nennt Wetzschiefer, Alaunschiefer, Brandschiefer, Kräuterschiefer, Polirschiefer, Klebschiefer, Quarzschiefer, Schörlschiefer, Sandsteinschiefer u. a. m. als besondere, verschiedenartige Schiefer. 76.

Schielen, s. Strabismus.

Schierling, lat. conium; franz. ciguë; engl. hemlok, ist eine zu Linné's pentandria digynia gehöriges zweijähriges Doldengewächs und eine gefährliche Giftpflanze. Man unterscheidet mehrere Arten desselben, unter denen der gefleckte S. (conium maculatum) die bekannteste ist. Er ist der Petersilie sehr ähnlich, weßwegen er im ersten Jahre sehr leicht damit verwechselt werden kann, unterscheidet sich jedoch von ihr durch die rothgefleckten Stengel und Blattstiele, die dunkelgrünen, die breiteren und kürzeren, auf der obern Seite glänzend dunkelgrünen, auf der untern Seite stark gerippten und blaßgrünen Blätter und einen eckelhaften Geruch. Die Blumen sind weiß. Er wächst in ganz Europa wild. — Als Gift wirkt er sehr heftig und kann selbst den Tod herbeiführen; er wird aber auch als Arznei gegen Verhärtungen, Skropheln, Flechten, Geschwüre u. dgl. mit Vortheil angewendet. — Verschieden davon ist der Wasserschierling (cicuta virosa L.), der in Flüssen wächst und sich durch schmale gesägte Blätter und eine große, dicke, mit vielen Höhlungen versehene Wurzel unterscheidet. Es ist die giftigste Pflanze Europas. — Hierher gehört auch der Glaiß oder die Hunds-

petersilie (aethusa cynapium), welche häufig unter der Peterſilie wächſt und ſich nur durch dunklere und ſpitzigere Blätter, ihren widerlichen Geruch und ſchnelleres Wachsthum davon unterſcheidet. Sie iſt eben ſo giftig wie der S. 30.

Schießgewehr iſt jedes Inſtrument, mit welchem man Geſchoſſe nach irgend einem Ziele werfen kann. Es gehören alſo dazu eben ſo gut die Wurfgeſchütze der Alten, die Armbrüſte und Bogen, als die jetzt faſt ausſchließlich gebrauchten Feuer-, Dampf- und Windgeſchütze. Vorzugsweiſe aber verſteht man darunter die Feuerwaffe (franz. arme à feu; engl. fire-arm) des Militairs, der Jäger, Schützen ꝛc., durch welche vermittelſt Pulvers aus einem eiſernen Rohre kleinere Kugeln, Schrot u. dgl. fortgeſchleudert werden. Dieſe zerfällt in den Lauf, das Schloß, den Schaft, den Ladeſtock, das Bayonnet und die Garnitur. Der Lauf wird vom beſten Eiſen hohl geſchmiedet, gebohrt und außerhalb abgeſchliffen. Die Benennungen: Rohr, Seele, Mündung, innere Fläche, Spielraum ꝛc. werden hier in demſelben Sinne, wie beim Geſchütze (ſ. d. Art.) gebraucht, der Ort, wo die Ladung liegt, heißt die Pulverkammer oder der Pulverſack. Die Seele iſt cylindriſch, wird im Gegenſatze der gezogenen glatt genannt und iſt hinten mit der Schwanzſchraube geſchloſſen. Die vordere Fläche der letztern iſt zum Theil ausgekehlt, um das Pulver nach dem Zündloche zu leiten, welches ſich nach Innen trichterförmig erweitert, damit ein Theil der Ladung von ſelbſt hindurchfallen und als Zündung dienen kann. Der Lauf iſt hinten ſtärker als vorn und 3 Zoll von hinten nach vorn oben kantig, in allen übrigen Theilen ſeiner Länge aber rund geſchliffen. Die Haupttheile des Schloſſes ſind: der Hahn, die Nuß, die Studel, die Stange, die Pfanne, der Deckel und das Schloßblatt; ferner gehören dazu 3 ſtählerne Federn, um die Theile in Bewegung zu ſetzen oder in beſtimmter Lage zu erhalten, und 10 Schrauben, welche ihre Benennung nach demjenigen Theile, den ſie befeſtigen, erhalten. Der Schaft wird von Rothbuchen, ſonſt auch von Ahorn, Nußbaum ꝛc. gemacht. Der hintere Theil deſſelben, die Kolbe, dient zum feſten Anſetzen des Gewehres an die Schulter und zur Vermehrung ſeiner Schwere am hintern Ende. Der hinterſte obere Theil der Kolbe heißt die Naſe, der vordere dünnere, ein wenig gebogene Theil der Hals, und der verſtärkte Theil die Brüſtung, in welchem das Schloß und die Schwanzſchraube eingelaſſen ſind. Der übrige Theil des Schaftes wird in den Mittel- und Vorderſchaft eingetheilt. Er iſt oben ſo weit ausgehöhlt, daß das Rohr mit ſeiner halben Dicke in dieſe Höhlung, die Rohrnuthe, eingelegt werden kann. Der Ladeſtock iſt von gehärtetem Eiſen, 1½ Zoll länger als die Seele, am untern Ende etwas mehr als halb ſo ſtark als das Caliber des Gewehres, im größten Theile ſeiner Länge cylindriſch und nur oben etwas ſtärker; hier befindet ſich das Schraubenloch zur Aufnahme des Kugelziehers. Das Bayonnet ſ. unter d. Art. Zur Garnitur gehören die aus Meſſing gegoſſenen Stücke, nämlich: der Bügel, welcher den Abzug umgibt; das Seitenblech oder die Schlange, deſſen Enden unter den Schloßſchrauben, auf der linken Seite des Schaftes, liegen und verhindern, daß ſie ſich ins Holz ziehen; die 3 Ringe, welche den Lauf in der Rohrnuthe feſthalten. Der Oberring hat oben ein Korn, am Mittelringe iſt hinten eine Öſe für den Riembügel befeſtigt und dieſer ſo wie der Unterring dienen zugleich zum Feſthalten des Ladeſtockes. Endlich gehört noch zur Garnitur die Kappe, welche den hintern Theil des Schaftes umgibt und durch 2 Holzſchrauben feſtgehalten wird. Zu den kleinen Equipagenſtücken rechnet man den Pfanndeckel, Regendeckel, Gewehrriemen, Kugelzieher und Krätzer. Die Infanteriegewehre der verſchiedenen Mächte Europas ſind nach ihren Dimenſionen verſchieden. Das beſtgearbeitete und zweckmäßigſte iſt wohl das franzöſiſche; gut gearbeitet iſt auch das neupreußiſche; ſchwer und plump, mit unzweckmäßigen Dimenſionen iſt das engliſche, am Schlechteſten gearbeitet ſind die ruſſiſchen und öſterreichiſchen. Das preußiſche Gewehr wiegt 10 bis 11½ Pfd., iſt ohne Bayonnet

4½ Fuß, mit demſelben gegen 6 Fuß lang und erhält eine Pulverladung von ¾ Loth feinem Pulver. Das engliſche Gewehr hat den größten, das neupreußiſche den kleinſten Spielraum. Mit Ausnahme der ruſſiſchen und ſchwediſchen paßt die preußiſche Kugel in die baieriſche, däniſche, engliſche, hanöveriſche und niederländiſche Flinte, in der öſtreichiſchen würde ſie nur 0,03 Zoll Spielraum haben. In die preußiſche Flinte paßt jede fremde Patrone, ſelbſt die engliſche hat noch 0,05 Zoll Spielraum. Bei Jagdgewehren fordert man hauptſächlich Leichtigkeit, guten Anſchlag und Schärfe des Schuſſes. Sie werden meiſt mit Schroten geladen und ſind daher für dieſe berechnet; doch ſchießt man auch aus ihnen auf Hochwild mit Kugeln. Am Gewöhnlichſten ſind jetzt die Jagdgewehre mit 2 Läufen. Das ehemalige allgemeine Feuergewehr war die Hakenbüchſe oder der Haken (ſ. d. Art.). Die erſten tragbaren Feuerwaffen wurden mit Lunten angezündet, nachher ſchraubte man an den Hahn einen Feuerſtein von feſtem Kieſe oder Markaſit, der endlich von dem jetzigen glasartigen Feuerſteine verdrängt wurde. Das 1517 zu Nürnberg erfundene Feuerſchloß wurde durch die Nürnberger, Georg Kuhfuß (um 1600) und Kaspar Recknagel (um 1632), zu größerer Vollkommenheit gebracht und durch Guſtav Adolph, König von Schweden, noch mehr verbeſſert. Bei jeder Verbeſſerung der Gewehre, deren Caliber man bald vergrößerte, bald verkleinerte, gab man denſelben neue Namen und ſo entſtanden Büchſe, Hakenbüchſe, Arkebuſe, Muskete, Carabiner, Piſtole und Flinte. Die längeren Arten nannte man auch Röhre und das Grobgeſchütz erſt Karrenbüchſe, dann Kanone. Um dem bisherigen zeitraubenden Spanner des Rades am Feuerſchloſſe zu entgehen, verbeſſerten die Franzoſen nach dem Jahre 1658 das deutſche Flintenſchloß, indem ſie daſſelbe mit der Nuß und der Pfanne verſahen und die Abänderung trafen, daß der Hahn mit dem Daumen aufgezogen werden konnte. Dieſerhalb hat man nachher die urſprünglich deutſche Erfindung den Franzoſen beigelegt und dieſes Feuerſchloß ein franzöſiſches Schloß genannt. Man bedient ſich jetzt allgemein einer Art Hornſteine, des ſogenannten Feuerſteines (ſ. d. Art.), die ehedem im Deutſchen flins oder richtiger Vlyns genannt wurden und noch jetzt in Schweden, Dänemark und England Flinte oder Flint heißen. Hiervon haben nun wahrſcheinlich dieſe Feuergewehre ihren Namen erhalten. Die Musketen ſollen ihren Namen von dem franzöſiſchen mouchet oder dem lateiniſchen muchetus, welches einen Sperber männlichen Geſchlechtes bedeutet, erhalten haben. Der Herzog von Alba gebrauchte ſie zuerſt 1567 in dem Kriege gegen die Niederländer und nach dieſer Zeit wurden ſie auch von einem Herrn v. Strozi unter Karl XI. in Frankreich allgemein eingeführt. Unter Ludwig XIV. wurde in Frankreich das erſte Füſilierregiment errichtet, welches Flinten trug. Die Erfindung des Schloſſes mit dem Feuerſteine fällt in das Jahr 1630, aber man begann erſt 1670 die Luntenmuskete durch Flinten zu erſetzen, 1680 war faſt die ganze franzöſiſche Infanterie mit ſolchen Gewehren bewaffnet. Im Jahre 1678 verſah man die Gewehre mit Bayonnetten, 1703 war die ganze franzöſiſche Infanterie ſo bewaffnet und 1704 waren ſchon ſämmtliche europäiſche Mächte gefolgt. Endlich verbeſſerte noch der Herzog Leopold von Deſſau unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen dieſe Flinten dadurch, daß er ſtatt der bisherigen hölzernen Ladeſtöcke die eiſernen einführte und der hanöverſche General Freitag die koniſchen Zündlöcher in Vorſchlag brachte. Dieſes Gewehr läßt indeß noch Vieles zu wünſchen übrig; denn das Zündpulver wird naß, wenn daſſelbe dem Regen ausgeſetzt iſt, die Pfanne verſchleimt, wenn einige Schüſſe gethan ſind, das Zündloch verſtopft ſich bisweilen und die Steine nutzen ſich ab und zerſpringen. Man rechnet auf 9 Schuß einen verſagenden, bei 13 einen, welcher verbrennt und nach 30 Schüſſen iſt gewöhnlich der Stein abgenutzt; das Schloß iſt ſehr complicirt und vielfachen Beſchädigungen unterworfen, und das Zündloch brennt bald aus. Dieſen und vielen anderen Übelſtänden zu begegnen, erfand

man im Jahre 1810 in England die Vorrichtung, das gewöhnliche Zündpulver durch Knallpulver zu entsetzen, welches durch Percussion (s. d. Art.) angezündet wurde. Man befestigt nämlich dieses Knallpulver auf dem Boden einer kleinen kupfernen Kapsel (Zündhütchen), welche genau auf einen cylindrischen Zapfen paßt, an dessen oberer Fläche das Zündloch herauskommt. Das auf dem Boden dieses Hütchens befindliche Pulver wird durch den Schlag eines hammerartigen Hahnes entzündet und theilt so der Ladung das Feuer mit. Außer der Beseitigung der oben angeführten Mängel eines Steinschlosses ergeben sich durch diese Zündungsart noch die Vortheile, daß das Feuer schneller an die Ladung gebracht wird und so ein rascherer und wirksamerer Schuß entsteht. Die Percussionsgewehre sind gegenwärtig beinahe die einzigen, deren sich die Jäger bedienen. Um noch mehr die Handhabung des Gewehres zu vereinfachen, traten im Jahre 1832 die Franzosen, Robert und Lafoucheux, mit der Erfindung hervor, die Gewehre von hinten zu laden. Hierdurch bezweckten sie die gänzliche Abschaffung des Ladestockes, den Gebrauch der Patronen, ohne sie abzubeißen, also eine größere Geschwindigkeit beim Laden und dadurch, daß das Rohr, mit Ausnahme des Theils, welcher zur Aufnahme der Patronen dient, einen geringern Durchmesser als die Kugel hat, einen sicherern Schuß, namentlich bei gezogenen Läufen, eine geringere Pulverladung für dieselbe Schußweite und folglich einen schwächern Rückstoß; ferner die Verschleimung des Rohres zu vermindern und endlich für die Cavallerie Waffen zu erlangen, die niemals losgehen, welche Stöße auch durch die Bewegung des Pferdes erzeugt werden. Hierzu tritt noch eine andere Erfindung (des Jahres 1830) in dem sogenannten sömmerdaischen Gewehre, bei der das Schloß ganz entbehrt wird, indem die Ladung durch den Stoß eines stählernen Stiftes, der Zündnadel, welcher in der Schwanzschraube angebracht ist und durch den Druck einer Feder vorgeschnellt, entzündet wird. Auch diese Gewehre haben die Vorrichtung, daß sie von hinten geladen werden können, und die Patrone selbst enthält auf einer eingewickelten Scheibe das Zündpulver, welches durch das Vorschnellen der Zündnadel Feuer gibt und solches der Ladung mittheilt. Beide letztgenannten Arten eignen sich aber bei ihrer gegenwärtigen Construction und wegen des zusammengesetzten Mechanismus nicht zur Infanteriewaffe; dagegen findet man sie schon häufig bei Jägern. Es ist jedoch zu erwarten, daß sie immer mehr vervollkommnet werden, so daß sie endlich auch zur Bewaffnung der Heere tüchtig sind. 50.

Schießpulver, franz. poudre à canon; engl. gunpowder, ist ein inniges Gemenge von Salpeter, Schwefel und Kohle, welches durch eine glühende Kohle oder einen Funken entzündet mit Geräusch verpufft und dabei alle seiner Expansivkraft sich entgegenstellende Hindernisse zu überwältigen strebt. Die Güte des Pulvers beruht auf der Reinheit der Materialien, auf dem besten Verhältnisse derselben gegen einander, auf der möglichst innigen Mengung dieser Bestandtheile und ihrer gleichförmigen Körnung. Das beste Verhältniß der Materialien kann wegen der verschiedenen Reinheit derselben und wegen der verschiedenen Art der Zubereitung des Pulvers nur durch Erfahrung ermittelt werden und ist deßhalb nicht nur in verschiedenen Staaten, sondern oft auch in einem und demselben Staate für die verschiedenen Zwecke verschieden. Im Allgemeinen gibt es indeß eine ziemlich sichere Regel. Durch die Zersetzung des Salpeters werden eine bedeutende Menge elastischer Flüssigkeiten entwickelt; diese Zersetzung wird vorzüglich durch die Kohle bewerkstelligt, welche mit dem im Salpeter enthaltenen Sauerstoffe verbunden die Kohlensäure bildet und dadurch die Kraft des Pulvers erzeugt. Hiernach also sind Salpeter und Kohle die Hauptbestandtheile desselben, während der Schwefel die Zersetzung durch seine Entzündbarkeit beschleunigt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß zu einem guten Pulver der Salpeter $\frac{3}{4}$, die Kohle $\frac{1}{8}$ und der Schwefel $\frac{1}{8}$ des ganzen Satzes betragen muß. Die äußeren Kennzeichen eines guten Pulvers

stehen darin, daß die Körner möglichst gleich groß und von gleicher Farbe sind, daß dieselben, wenn man sie über die Hand laufen läßt, nicht sehr abfärben, daß sie keine Feuchtigkeit zeigen und sich nicht leicht zerdrücken lassen, dann aber ohne einzelne lichte oder dunkele Streifen erscheinen und beim Abbrennen einer kleinen Menge auf weißem Papiere ein rasches Zusammenbrennen gewähren und keine farbigen Streifen, Flecke oder Rückstand lassen. Zur genauern Untersuchung dienen der Probemörser (s. d. Art.) und andere Pulverproben. Die verschiedene Art des Verbrauches macht auch verschiedene Pulversorten nothwendig, für größere Quantitäten grobkörniges, auch Ordinairpulver genannt, für kleinere Ladungen das feine oder Feinpulver, für Büchsenladungen Preschpulver, so wie noch andere Pulversorten, als Jagdpulver, Scheiben- und Mohnpulver. Auch gibt es Pulver ohne Schwefel, Pulver, zu dem man statt des Salpeters andere salpetersaure Salze genommen, oder auch Zusätze von Kalk, Quecksilber, Antimonium, Sägespänen ꝛc. gemacht hat. Knallpulver (s. d. Art. Knall). Mehlpulver wird in den Laboratorien durch Zerreiben des Kornpulvers erhalten und zu verschiedenen Feuerwerkssätzen, wie das Knirschpulver, verwendet, welches nur halbgekleintes Kornpulver ist. Staubpulver dagegen ist dasjenige, welches sich bei dem Körnen und Sortiren auf den Fabriken erzeugt und zu den Feuerwerkssätzen nicht angewendet werden kann. Normalpulver nennt man das Pulver, dessen Güte bereits anerkannt ist und nun als Grundlage bei der Untersuchung des zu prüfenden Pulvers dient. Jede glimmende Kohle entzündet das Pulver und zwar um so leichter, je kleiner die Körner desselben sind; dasselbe ist mit Stahlfunken der Fall, am Besten und Schnellsten aber findet die Zündung durch die Flamme solcher brennender Kerzen statt, denen Salpeter beigemischt ist. Das Zusammenbrennen einer gewissen Quantität hängt nächst der Güte von der Größe der Körner, der Größe der Zwischenräume, der Masse, der Gestalt des Raumes, den das Pulver einnimmt, und der Dichtigkeit der umgebenden Luft ab. Nähere Belehrung geben hierüber: Robins' „Neue Grundsätze der Artillerie", übersetzt von Euler; Scharnhorst's „Handbuch"; Morla's „Lehrbuch der Artilleriewissenschaften"; Plümeke's „Handbuch für Artillerieofficiere" u. a. Die Kraft, welche das Pulver äußert, ist abhängig 1) von der Verbrennung, denn je schneller und vollständiger das Pulver zusammenbrennt, desto größer wird dieselbe sein; 2) von der Festigkeit der Einschließung; 3) von dem Verhältnisse des angefüllten Raumes zu dem übrig gebliebenen leeren und 4) von der Menge des Pulvers. Um die absolute Kraft des Pulvers zu messen, sind vielfache Versuche und namentlich durch Robins und den Grafen Rumford angestellt worden. Letzterer fand nämlich bei der Anfüllung von $\frac{1}{4}$ des Raumes die Pulverkraft $= 750$, von $\frac{1}{2} = 3283$, von $\frac{3}{4} = 11000$, des Ganzen $= 30$ bis 50000mal so groß, als den Druck der Atmosphäre. Man nennt das Pulver verkukt, wenn dasselbe durch Feuchtigkeit so gelitten hat, daß die einzelnen Bestandtheile sich getrennt haben, der Salpeter sich in weiten zarten Flocken auf der Oberfläche der Körner angesetzt hat oder diese in Staub zerfallen sind. Zu große Hitze kann im Pulver den Schwefel so weich machen, daß die Körner an einander kleben und dadurch das Pulver dem Verderben ausgesetzt wird. — Die Erfindung des Schießpulvers wird fast allgemein, aber mit Unrecht, dem Franziskanermönch Barthold Schwarz zu Freiburg zugeschrieben, denn es ist erwiesen, daß schon vor seiner Zeit diese furchtbare Mengung, wenn gleich nicht ihre zerstörenden Kräfte, bekannt war. Mehrere Gelehrte behaupten, daß es den Griechen, Andere, daß es den Römern und noch Andere, daß es den Chinesen schon zu der Zeit lange bekannt gewesen sei. Wenn es wahr ist, was der Pater Lecomte sagt, daß die Chinesen das Pulver seit undenklichen Zeiten kannten, so kann man annehmen, daß es von da in das benachbarte Indien und von hier nach Europa gekommen ist. Auf dem Harze soll man es schon im XII. Jahrh.

gekannt und gebraucht haben, das Geſtein im Rammelsberge bei Goslar zu ſprengen. Nach Einigen ſoll Roger Bacon (ſ. d. Art.) der Erfinder geweſen ſein. Darin ſtimmen aber faſt alle Chemiker und Geſchichtſchreiber überein, daß die eigentliche Mengung des Schießpulvers, wie es in der Folge gebraucht wurde, in der erſten Hälfte des XIV. Jahrh. von jenem Barthold Schwarz gemacht worden ſei. Das erſte S., welches man fertigte, wurde nicht gekörnt, ſondern als Mehlpulver verbraucht, weniger aus Unwiſſenheit, als vielmehr weil die erſten aus eiſernen Stäben zuſammengeſetzten Geſchütze der Kraft des gekörnten Pulvers keinen Widerſtand zu leiſten vermochten. Man findet in der ältern Zeit verſchiedene Miſchungen und merkwürdige Zuſammenſetzungen, bunte und vergiftete Pulverſorten, Pulver, was nicht knallte ꝛc. — Die Verfertigung des Pulvers geſchieht jetzt auf Pulvermühlen, deren Einrichtung ſo wie die Verfahrungsweiſe dabei verſchieden ſind. Im Allgemeinen läßt ſich dieſelbe eintheilen in die Bearbeitung auf Walzmühlen, auf Stampfmühlen und in Fäſſern. Die Fertigung ſelbſt zerfällt bei jeder Art in das Kleinen und Mengen der Beſtandtheile, das Körnen des Pulverſatzes, das Abrunden, Trocknen, Sortiren und Ausſtauben der Körner. Die Walzwerke beſtehen aus 4 eiſernen oder marmornen Läufern, die ſich in Form abgekürzter Kegel auf einem hölzernen Lagerkranze bewegen und durch einen in der Mitte ſtehenden verticalen Balken (König) zuſammengehalten werden. Eine ſolche Maſchine nennt man einen Gang; 2 Gänge, die durch eine Bretterwand geſchieden ſind, bilden eine Mühle. Das Gebäude, in welchem ſich die Pulvermühlen befinden, iſt von Fachwerk, alle Wände und das Dach haben eine Menge Klappen von Holz, deren Aufſtoßen bei etwaiger Exploſion des Pulverſatzes das Auffliegen des ganzen Gebäudes verhütet. Ehe der Satz auf den Gang gebracht wird, wird der Salpeter mit hölzernen Hämmern, Schwefel und Kohle, jedes beſonders auf einem Gange mit hölzernen Läufern gröblich gekleint und hiernach die beſtimmte Menge (in Berlin auf die Mühle mit marmornen Läufern 45 Pfd., in Neiſſe, wo eiſerne Läufer ſind, 37½ Pfd.) auf die Mühle gebracht. Während der Bearbeitung wird der Satz anfangs ſparſam, dann ſtärker durch beſondere Vorrichtungen mit Waſſer angefeuchtet, wodurch theils das Verſtauben verhütet und die Gefahr der Entzündung vermindert werden ſoll, theils auch bezweckt wird, die Maſſe zum Körnen geſchickt zu machen. Die Zeit der Bearbeitung richtet ſich nach der Quantität des Satzes, die ſich auf der Mühle befindet — ſie beträgt in Berlin 6 und in Neiſſe 4 Stunden. — Iſt der Satz hinlänglich gekleint, gemiſcht und angefeuchtet, ſo wird derſelbe in das Körnhaus gebracht, wo ſich 4eckige Siebe mit Pergament- oder Kupferboden befinden, in denen die Löcher die Größe der zu bildenden Körner haben. Auf die Pulvermaſſe, welche nun teigartig in die Siebe gethan wird, werden 2 hölzerne Cylinder gelegt, welche während des Hin- und Herbewegens auf den Siebelatten der Körnbank die Maſſe durchdrücken und ſo die Körner erzeugen, welche in das unter dieſem befindliche Haarſieb fallen. Um hiernächſt die rauhen Kanten zu entfernen, werden die noch feuchten Körner in einer hölzernen Tonne, der Rollmaſchine, gerollt und dann getrocknet. Zu dieſem Ende breitet man die Körner auf Rahmen von Draht, die mit Leinwand bezogen ſind und in einem beſondern Gebäude, dem Trockenhauſe, auf Gerüſten an den Wänden ſtehen, aus; während die Stuben durch Waſſerdämpfe erwärmt werden, welche in kupfernen Röhren an den Wänden umhergeleitet ſind. Sind endlich die Körner hinlänglich trocken und abgekühlt, dann werden die zu großen Stücke abgeſondert, indem man das Pulver über ein Drahtſieb, die Pulverfege, laufen läßt und hiernächſt die durchgefallenen Körner auf einer engern Fege von Meſſingdraht ſortirt, wodurch das grob- und feinkörnige Pulver erhalten wird und zuletzt die einzelnen Pulverſorten in einem von feinem Drahtnetze gebildeten Cylinder ausgeſtaubt. Eine andere Art des Körnens ꝛc., wie ſie

unter andern in den Pulvermühlen zu Neisse ausgeführt wird, unterscheidet sich von der vorherbeschriebenen dadurch, daß der stark angefeuchtete Pulversatz in Leinewand geschlagen und zwischen Kupferplatten in hölzernen Rahmen zu Scheiben oder Kuchen gepreßt wird, die bei einer Dicke von $\frac{1}{4}$ Zoll 1 □Fuß halten. Die Körnmühle besteht aus 2 metallenen gereiften Walzen, welche wagerecht liegen und sich gegen einander um ihre Axe drehen. Zwischen diesen Walzen werden die Kuchen zu Körnern gedrückt. Das Rollen geschieht in Säcken von Zwillich, welche durch 2 hölzerne Scheiben mäßig angespannt sind und vermittelst einer Achse auf einem runden Tische, auf dem sich Leisten in der Richtung der Radien befinden, herumgewälzt werden. Zum Trocknen dienen kupferne Mulden, welche über einem hölzernen Kasten, in den Wasserdämpfe geleitet werden, luftdicht befestigt sind. Das Sortiren endlich findet in der Siebmühle statt, wo 3 in einem Kasten über einanderstehende Siebe die Körner so scheiden, daß im obern die zu großen Stücke, im 2. das grobe und im 3. das feine Pulver abgesondert wird. Der Staub fällt aus dem untern Siebe in einen großen Kasten und kommt wieder ins Preßhaus, wie die zu großen Körner in die Körnmühle. Die hauptsächlichste Verschiedenheit, welche zwischen den Walz- und Stampfwerken stattfindet, besteht darin, daß hier der Satz in hölzernen, sphärisch geformten Trögen, Hafen oder Mörser genannt, gekleint und gemengt wird. Die Tröge, welche in einem Balken, dem Grubenstücke, eingeschnitten sind, fassen gewöhnlich 20 Pfd. Satz, welche in 6 Stunden verarbeitet wurden. Statt der Stampfen bedient man sich auch in gleicher Art hölzerner Hämmer, namentlich in der Schweitz. Zur Conservation der Stampfen oder Hämmer und zur Verminderung der Gefahr sind dieselben unten entweder mit Kupfer umgeben oder sie erhalten einen massiv kupfernen Fuß. Während der Arbeit wird der angefeuchtete Satz so lange umgedreht, bis er sich von selbst wendet, auch von Zeit zu Zeit zur Erzielung einer gleichmäßigern Bearbeitung der Satz aus einem Troge in den andern gegeben. Die weitere Bearbeitung ist der vorigen gleich. Die dritte Art der Fertigung des Pulvers in Fässern, welche der französischen Revolution ihren Ursprung zu verdanken hat, besteht im Wesentlichen darin, daß die Bestandtheile zuvor einzeln gekleint, dann 75 Pfd. Satz in ein Faß geschüttet werden, welches um seine eigene Achse gedreht werden kann. In diesem Fasse befinden sich 80 Pfd. kleine 8 Linien im Durchmesser haltende Metallkugeln, welche das vollständige Kleinen und Mengen während der Umdrehung des Fasses bewirken. Bei 36—40 Umdrehungen in 1 Minute ist der Satz in 2 Stunden vollständig gekleint und gemengt und hiernach erfolgt das Körnen ꝛc. wie vorher, oder vermittelst besonderer Vorrichtungen ebenfalls in einem Fasse. Der französische Bürger Champi, wie auch Congréve, haben besondere Verfahrungsarten der Pulverbereitung in Fässern angegeben und bei einer Vorrichtung, welche Letzterer beschreibt, soll es möglich sein in einer Stunde mehr als 600 Pfd. zu fertigen. Vergleicht man die verschiedenen Arten der Pulverfabrikation, so verdient die in Fässern vor den übrigen unbedingten Vorzug, weil nicht nur die Mengung der Bestandtheile vollständiger geschieht als auf den Walz- und Stampfmühlen, sondern auch die Gefahr der Entzündung weniger groß und die Arbeit in kürzerer Zeit und mit geringeren Mitteln beendet ist. In den ersten Zeiten der Erfindung des Pulvers bearbeitete man die Masse in großen Mörsern und mit den Händen, kochte auch wohl die Bestandtheile mit einander und trocknete dann die Masse. Die erste Pulvermühle mit Stampfwerken, welche mit den Händen in Bewegung gesetzt wurde, finden wir im Jahre 1435 in Nürnberg; Walzmühlen kommen im XVII. Jahrh. zuerst in Deutschland vor und der große Bedarf an Pulver, den in Frankreich die Revolution forderte, rief die Bereitungsart in Fässern ins Leben. 61.

Schießscharten oder Scharten, franz. und engl. embrasures, nennt man die in die Brustwehren der Angriffsbatterien bei Belagerungen, auf Festungs-

wällen, so wie im Mauerwerke von Kasematten, Häusern ꝛc. angebrachten Öffnungen, um durch dieselben auf den nahenden Feind ꝛc. zu feuern. Sie haben den Zweck, Geschütz und Mannschaft vor dem feindlichen Feuer besser zu decken. Je nachdem sie für Geschütze oder Kleingewehr sind, heißen sie Geschützscharten oder Kleingewehrscharten und erhalten darnach auch ihre Abmessungen. Die Seitenwände der Scharten nennt man Schartenwände oder Schartenbacken, ihre Grundfläche die Schartensohle und die Mittellinie auch wohl noch Directrice. Die hintere Öffnung bestimmt sich in Bezug auf Weite nach dem Caliber des Geschützes mit Berücksichtigung auf die nothwendige Seitenrichtung. Die vordere macht man dagegen in Erdbrustwehren etwa der halben Dicke der Brustwehr gleich. Die Schartenbacken werden mit Schanzkörben oder Faschinen bekleidet, da die in die Scharte fallende Erde das Zielen und Schießen verhindern und eine große Böschung die Kasten oben zu sehr schwächen würde. Freistehende Mauern, welche mit Scharten durchbrochen sind, nennt man crenelirte Mauern und die Durchbrüche selbst auch wohl Creneaux. 61.

Schiff, lat. navis; franz. navire, vaisseau; engl. ship, vessel, sail, heißt im Allgemeinen jedes auf Flüssen oder im Meere befindliche Fahrzeug; nach der Wortstrenge der Seekunstsprache aber versteht man darunter nur ein Fahrzeug mit drei Masten, deren jeder mit Segelstangen versehen ist. Je nachdem nun ein solches S. für den Krieg oder den Handel bestimmt ist, heißt es ein Kriegsschiff oder ein Kauffahrer, Kauffahrteischiff. Jedes S. hat ein oder mehrere Verdecke, d. h. der innere Schiffsraum oder ein Theil desselben ist oben durch eine Decke geschlossen. Die Anzahl solcher Verdecke bestimmt den Rang des Schiffes; denn auf diese Weise unterscheidet man Drei-, Zwei- und Eindecker. Da aber größtentheils die Anzahl der Verdecke und der damit im Verhältnisse stehende Umfang des Schiffes einen Maßstab für die erforderliche Anzahl Kanonen abgibt, so pflegt man häufig auch nach der Zahl der letzteren den Rang des Schiffes zu bestimmen. Kriegsschiffe des ersten Ranges heißen Linienschiffe, welche wieder in mehrere Classen zerfallen. Zur ersten Classe gehören diejenigen, welche 100 und mehr Kanonen führen; die zweiter Classe haben 90—100 Kanonen nebst einer Mannschaft von 650—700 Mann; die dritter Classe haben 60—80 Kanonen und 600—650 Mann. Schiffe von etwas mehr oder weniger als 44 Kanonen heißen Fregatten. Sie unterscheiden sich von den Linienschiffen nur dadurch, daß sie die Kanonen in einer Lage haben, während sie jene in zwei und drei Lagen über einander haben. Schiffe, welche unter 20 Kanonen führen, heißen Jachten. Die Haupteigenschaften, welche Linienschiffe haben sollen, sind: daß sie gut Segel führen und gut steuern, sich leicht wenden und drehen, daß die unterste Lage der Geschütze in der Mitte wenigstens $4\frac{1}{2}$—5 Fuß über dem Wasserspiegel bleibe und daß sie gut vor dem Winde, eben so mit einem geraumen Winde, vorzüglich aber bei dem Winde segeln und wenig abtreiben oder gut am Winde liegen. Die Kauffahrer unterscheiden sich von den Kriegsschiffen durch ihre runde Form. Jedoch weicht ihre Bauart, Gestalt und Capacität je nach ihrer Bestimmung und dem Transporte der Waaren und Güter sehr von einander ab. Hinsichtlich ihrer Größe zerfallen sie in Fregattons, Hackboote oder Pinken, Barken und in platte Fahrzeuge als: Gallioten, Hucker, Kuffen, Prahmen, Lichter und Schmacken. Ein Kauffahrteischiff muß die möglichst größte Ladung fassen und von wenig Leuten regiert werden können; es muß im Stande sein auf den Strich und gut zu segeln, so wenig als möglich unter dem Winde zu treiben und die Seewindstöße aushalten, ohne heftig zu arbeiten. — In der Baukunst versteht man unter Schiff den mittleren größten Theil einer Kirche von der Halle an bis an das Chor oder den Altar. Dieser Raum muß doppelflächig und noch einmal so lang als breit sein. Das S. einer Kirche ist meist mit Säulen oder Pfeilern, die das Gewölbe tragen, verziert. 33.

Schiffbaukunst ist die Wissenschaft oder Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffes sowohl seiner äußeren Gestalt, als seiner innneren Einrichtung gemäß eine solche Anordnung und Zusammenstellung zu geben, daß das Schiffsgeräthe, die Schiffsmannschaft, die Waaren und Güter, die Lebensmittel, Munition ꝛc. ein angemessenes und bequemes Unterkommen und hinlänglichen Raum finden. Die S. beruht hinsichtlich des Gleichgewichts und der Bewegung eines Schiffes meist auf mechanischen und hydraulischen Gesetzen. Die Schiffe werden meist auf besonderen Werften, Schiffswerften, auch Helling genannt (franz. chantier, carenage; engl. wharf, dock), nach einem vorher entworfenen Sarter oder Risse gebaut. Das aus Klötzen und anderen Hölzern bestehende Gerüst, worauf ein Schiff aufgelegt wird, heißt ein Stapel (franz. amas, monceau; engl. pile, heap). Das erste Stück, welches auf den Stapel aufgelegt wird, ist der Kiel (s. d. Art.). An den beiden äußersten Enden des Kiels wird der Vorder- und der Hintersteven nach stumpfen Winkeln eingezapft und nach der Länge des Schiffes gehende Berkhölzer und quer herüber liegende Dockbalken befestigt. Die Planken und Bohlen werden mit starken eisernen Bolzen angemacht. Sobald das Schiff bis auf die dritte Planke verkleidet ist, wird es vom Stapel ins Wasser gelassen und nun erst vollends ausgebaut. Nunmehr wird der Spiegel oder das Hintertheil gemacht, an dessen Hack- oder Heckbord sich das Bild befindet, von welchem das Schiff den Namen führt und über welchem die große Flagge aufgesteckt wird. Alsdann werden die Gallerien, welche an die Cajüte angehängt sind, so wie die Geschützpforten, aus welchen das Vordertheil der Geschütze hervorragt, verfertigt und der Bug oder das Vordertheil angebracht, an welchen das Gallion oder der Schiffsschnabel kommt. Inwendig kommt der Überlauf und unter denselben die Verdecke oder Böden, welche die verschiedenen Geschosse der Schiffe bilden. Am Hintersteven wird das Steuerruder in starke eiserne Bänder und Haken eingehängt und zuletzt das Schiff noch mit Masten, Tauwerk und Segeln versehen. S. „Traité élémentaire de la construction des vaisseaux" par Vial du Clairbois (Par. 1787. 4.); „The Shipbuilders Repository, or a Treatise on Marine Architecture" (Lond. 1790. 4.) und Duhamel's „Anweisung zur vollständigen praktischen Schiffsbaukunst" (aus dem Französischen vom Schiffscapitain Müller, Berlin 1791). 33.

Schiffbrücke, s. Brücke.

Schifffahrt, lat. navigatio; franz. und engl. navigation, nennt man das Befahren der Meere, Seen, Flüsse und Canäle vermittelst der Schiffe. Sie zerfällt in die Binnenschifffahrt, wenn sie auf Landseen, Canälen und Flüssen, in die Seeschifffahrt, wenn sie auf offenem Meere, und in die Küstenschifffahrt, wenn sie zwischen benachbarten Seestädten betrieben wird. Für die Urheber der S. werden gewöhnlich die Phönicier gehalten. Die ersten Fahrzeuge bestanden aus hohlen Baumstämmen oder aus mit Thierhäuten überzogenem Weidengeflechte. Statt der Anker hatte man Steine. Im ganzen Alterthume war die S. nur Küstenschifffahrt und eben deßhalb sehr beschwerlich, gefährlich und langweilig. Man fuhr anfänglich nur bei Tage; mit einbrechender Dunkelheit ward gelandet, das Schiff entweder ans Land gezogen oder durch ausgeworfene Ankersteine im Wasser festgehalten, um nicht an unbekannte Klippen getrieben zu werden und daselbst zu verunglücken. War ein Schiff durch Stürme aufs hohe Meer getrieben, so suchten sich die Schiffer durch die Sonne oder durch Vögel, welche man fliegen ließ und deren Fluge man folgte, wieder zurecht zu finden. Später richteten sich die Phönicier bei Nacht nach dem Himmelswagen (dem großen Bäre) und endlich nach dem Polarsterne. Erst als die Bewohner der Insel Taſos an der Küste von Macedonien ihren Fahrzeugen Verdecke gegeben hatten, verdienten sie den Namen Schiffe. Zu selbiger Zeit hatte man zwei Arten von Schiffen, breite, an beiden Enden runde

und lange und spitzige. Erstere dienten nur zu Transportschiffen, zu kurzen und nahen Fahrten und längs den Küsten, letztere dagegen zu Kauffahrteischiffen, zu weiten Fahrten oder auch zu Kriegsschiffen. Nach der Zahl der Ruderer, welche anfangs nur in einer Reihe saßen, erhielten sie verschiedene Namen. Später hatte man zwei, dann drei und endlich vier Reihen Ruderbänke. Die Carthager und Römer hatten fünf, Alexander der Große zehn und Ptolomäus Soter zwölf Ruderbänke. Das größte bekannte Schiff der Alten, welches Ptolomäus Philopator (von 221—204 v. Chr.) bauen ließ, war 280 Ellen lang, 38 Ellen breit, 50 Ellen hoch und hatte 40 Ruderbänke. Die S. der Alten war nur auf wenige Straßen beschränkt. Die Phönicier beschifften den arabischen und persischen Meerbusen bis nach Indien. Im mittelländischen Meere hielten sie sich anfangs nordwärts, wagten sich aber endlich auch an die Westküsten Europas. Die Carthager beherrschten schon den ganzen westlichen Theil des Mittelmeeres von Spanien bis Sicilien und den atlantischen Ocean. Durch phönicische und ägyptische Colonisten lernten die übrigen Völker die S. Bei den Griechen erhob sich die S. weniger schnell als bei anderen Völkern. Bei Tage richteten diese sich nach der Sonne, bei Nacht, wo man indeß seltener fuhr, nach dem Monde und einigen Sternen. Sie besuchten mit ihren Handelsschiffen das schwarze Meer, die Küsten Kleinasiens und die europäischen Küsten des Mittelmeeres bis nach Marseille. Sehr bald jedoch unternahmen sie auch Seezüge. Die Römer thaten für die Erweiterung der S. nichts. Nur erst nach der Bezwingung ihrer unruhigen Nachbarn dachten sie daran, dem Meere einigen Nutzen abzugewinnen. Jedoch ist ihre S. nie sehr bedeutend geworden, weil sie den Seedienst immer als etwas Entehrendes ansahen und ihr Talent und ihre Kräfte lieber auf etwas Anderes verwendeten. Erst im Norden von Europa bildete sich der Keim des neuern Seewesens. Die germanischen Völker, insbesondere die Franken, Friesen und Sachsen, machten große Unternehmungen zur See gegen Gallien und Britannien. Ihre Schiffe waren anfangs von Weidenruthen geflochten und durch Segel in Bewegung gesetzt. Zur Nachtzeit richteten sie sich nach den Sternen; sie kreuzten an den Küsten der Nordsee und des Canals und ihr vorzüglichstes Gewerbe war Seeraub. Bedeutender noch war die Schifffahrt der Normänner, welche in zerbrechlichen Fahrzeugen mit unbegreiflicher Kühnheit mitten in die hohe See steuerten, nicht allein Skandinavien befuhren, sondern auch östlich nach Preußen und Esthland steuerten, die Faröerinseln, Island und Grönland entdeckten und ihre Züge sogar bis nach Frankreich, Spanien und ins mittelländische Meer erstreckten. Während des Mittelalters waren die Italiener und besonders die Venetianer die berühmtesten Schifffahrer, wozu der Handelsverkehr mit Ostindien und den Morgenländern, so wie die kriegerische Berührung mit den Saracenen während der Kreuzzüge die Veranlassung gab. Im Norden von Europa geboten die Hanseaten über alle Meere nördlich von der Mündung der Schelde und des Rheines. Während des XV. und XVI. Jahrh. kam die Reihe auch an die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel. Die Eroberungen der Portugiesen in Afrika erweckte in der ganzen Nation einen Trieb nach Eroberung bekannter und Entdeckung unbekannter afrikanischer Länder. Heinrich der Seefahrer errichtete, um seine Entdeckungsreisen mit größerm Erfolge betreiben zu können, in seinem Wohnorte Sagras eine Sternwarte und Seemannsschule, ließ den bereits schon früher erfundenen Compaß (s. d. Art.) für die Seefahrt besonders zweckmäßig einrichten und die Seecharten so genau als möglich aufnehmen. Hierdurch ward die Schifffahrtskunde schon sehr bedeutend befördert; denn nun erst waren die Schiffer vom Lande unabhängig und durch die Seecharten wurden die Gefahren der Seereisen immer mehr beseitigt. Christoph Columbus legte den Grund zur spanischen Seemacht. Schon 1519—1521 machte Magelhan die erste Reise um die Welt. An Spaniens Stelle traten später

die Holländer und Engländer. Durch die geographische Lage Großbritanniens und Irlands, durch ihre vortrefflichen Häfen und ihre reichen Colonien begünstigt sind die Engländer noch jetzt im Besitze der größten und einträglichsten S. Die Blüthe der niederländischen S. und des niederländischen Handels fällt in die Zeit von 1600 bis 1650, wo sie die Eifersucht der Engländer wieder von ihrer Höhe herabstürzte. Frankreich, obgleich von zwei Meeren umfluthet und über das Mittelmeer mit der alten, wie über den Ocean mit der neuen Welt in Verbindung, ist doch erst seit der letzten Hälfte des XVII. Jahrh. im Besitze einer nicht unbedeutenden S. Der Schöpfer der französischen Seemacht ist Colbert (s. d. Art.). Außer dem schwachen Anfange, welchen Heinrich der Seefahrer in Portugal für die Begründung der Seewissenschaften und der wissenschaftlichen S. gethan hat, sind es besonders die Franzosen, welche die Seewissenschaften in bestimmte Regeln gebracht haben. Ludwig XIV. legte die ersten Navigationsschulen zur Bildung von Seeofficieren an. — Die S. der Russen war bis auf Peter den Großen bloß Flußschifffahrt, hauptsächlich auf der Wolga und Dwina. Erst dieser große Fürst dehnte die Grenzen derselben weiter aus und gründete den Handel, welcher sich seitdem zu Rußlands Vortheil sehr gehoben hat. Unter Alexander I. wurde die russische Flotte auf dem mittelländischen Meere sehr bedeutend. — Obschon die Nordamerikaner die jüngste Seemacht besitzen, so haben sie in der kurzen Zeit doch bedeutende Fortschritte gemacht und von ihrer Handelsmarine lassen sich die schönsten Erwartungen hegen. Neben ihrer bedeutenden Seeschifffahrt besitzen sie eine Flußschifffahrt, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat. Auf dem Missisippi allein fahren mehr als 80 Dampfschiffe und eine fast unzählige Menge Ruder- und Segelschiffe. — Vergl. Schlözer's „Versuch einer allgemeinen Geschichte des Handels und der Schifffahrt in den ältesten Zeiten" (Rostock 1760); Benedict's „Versuch einer Geschichte der Schifffahrt und des Handels der Alten" (Leipz. 1806); Heeren's „Ideen ꝛc." (Götting. 1824—1826. 5 Bde. 3. Aufl.). 33.

Schifffahrtskunde, Nautik, lat. ars nautica; franz. art de navigation; engl. art of navigation, nennt man den Inbegriff aller Kenntnisse, welche erfordert werden, ein Schiff vermittelst der Seecharten, der Magnetnadel oder des Compasses, des Bleiwurfs, durch Beobachtung der Winde, der Sonne und Gestirne, Führung der Segel und Ruder in ordentlichen gewöhnlichen Wegen zu führen. Dazu gehören als Vorkenntnisse oder Hülfswissenschaften die Astronomie, Geographie, Mathematik, Physik, Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik und Handelswissenschaften. Als Hauptwissenschaften sind erforderlich die Schiffbaukunst, die Steuermannskunst, die Kenntniß der vorzüglichsten Seerechte und Gebräuche seefahrender Nationen, nebst allen Erfahrungen, welche nöthig sind das Reisen zu Schiffe vor Gefahren zu schützen oder denselben so viel als möglich vorzubeugen. 33.

Schiffmühlen, s. Mühlen.

Schiffspfund, franz. schippond; engl. ship-pound, ist eine in den angrenzenden Ländern der Ost- und Nordsee gebräuchliche Gewichtsbestimmung, nach welcher die Fracht berechnet wird. Gewöhnlich ist 1 S. = 20 Liespfund à 14—16 Pfund und hält in Aachen 300, in Amsterdam 300, in Antwerpen 300, in Berlin 280, in Braunschweig 280, in Bremen 290, in Breslau 396, in Kurland und Semgallen 400, in Dänemark 320, in Danzig 320, in Emden 300, in Hamburg zur See 280, zur Fuhre 320, in Hanover 280, in Lübeck und Stralsund zur See 280 und zur Fuhre 320, in Lüneburg 320, in Narwa 400, in Oldenburg 290, in Pernau, Reval, Riga 400, in Rostock und Meklenburg zur See 280, zur Fuhre 320, in Stockholm und Schweden a) Ausschiffungs- oder stapelstädter Eisengewicht 320, b) Victualgewicht 400 Pfund. 26.

Schiiten, s. Islam.

Schikaneder (Emanuel), ein fruchtbarer deutscher Dichter, besonders im

Fache des Singspiels und der wiener Local- und Zauberoper, wurde im Jahre 1751 zu Regensburg geboren, widmete sich von Jugend auf der theatralischen Laufbahn, erntete in mehreren Rollen, die er in verschiedenen Städten Östreichs gab, großen Beifall und trat auch als Dichter auf. Da er sich hierauf theils durch eine Menge Texte zu Opern und Singspielen, die er nach und nach verfertigte, theils durch seine künstlerischen Leistungen als Schauspieler und Theaterunternehmer in Prag und später in Wien an dem leopoldstädter Theater ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hatte, so sah er sich in den Stand gesetzt, selbst ein neues großes Theater in Wien (das sogenannte Theater an der Wien) zu erbauen und es in Bezug auf Maschinerie, Decoration ꝛc. mit einer Pracht und Vollständigkeit auszustatten, wie man es bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es wurde am 13. Juni 1801 mit der Oper: „Alexander" von Teyber eingeweiht, wobei ein Zug von 40 Pferden auf der Bühne erschien. Allein ungeachtet des richtigen Blickes, welchen S. bei seinen Unternehmungen zeigte, und der günstigen Umstände, welche dieselben unterstützten, sank doch sein Vermögen, besonders wegen seiner verschwenderischen Lebensweise, so bedeutend, daß er die Leitung des von ihm erbauten Theaters niederlegen mußte und selbst in Mangel und Dürftigkeit am 21. Sept. 1812 zu Wien starb. Unter den zahlreichen von ihm verfertigten Operntexten hat keiner einen so ausgebreiteten Ruf erlangt, als der durch Mozart's meisterhafte Musik verherrlichte Text zur „Zauberflöte", wobei der Dichter selbst dem Tonkünstler durch Vortrillern die Melodien zu den nachmals so berühmt gewordenen Gesängen und Volksliedern angegeben haben soll. S.'s gesammte Lustspiele, Possen, Singspiel- und Operntexte, deren Werth sehr ungleichartig, aber keineswegs classisch zu nennen ist, befinden sich in seinen „Theatralischen Werken" (Salzburg 1792. 2 Bde.). 81.

Schild, franz. bouclier, écu; engl. shield, buckler, die bekannte Schutzwaffe der Alten, mit der man sich im Kriege gegen die feindlichen Streiche und Pfeilschüsse zu decken suchte, war von verschiedener Form und Größe. Der clypeus war von Erz, völlig rund und etwas hohl; das scutum größer und etwas länglich und entweder aus dünnen Bretern gemacht oder aus Weiden geflochten und mit Leder überzogen; die pelta klein und nach Einigen wie ein halber Mond, nach Anderen viereckig; die parma rund und etwas größer. Der S. wurde am Arme getragen und war zu diesem Behufe inwendig mit zwei Handgriffen versehen, einem größern, durch welchen der Vorderarm geschoben ward, und einem kleinern, den man in der Hand hielt, um den S. zu regieren. Die Schilde der Reiter waren der Leichtigkeit wegen blos aus Leder gefertigt und kleiner, als die der Spießträger zu Fuße. Die Schilde der Griechen hatten anfangs Mannshöhe; sie hingen vor der Brust und waren mit einem Riemen um den Hals befestigt; später erst trugen sie den S. am linken Arme angesteckt. Die Römer hatten anfangs viereckige Schilde, später aber sollen sie die aspides, eherne runde Schilde, von den Hetruriern angenommen haben. Das scutum wurde erst seit Camillus eingeführt. Aber nur die Schwerbewaffneten (hastati) trugen dieselben, während die leichte Infanterie (velites) und Reiterei die parma brauchten. Die Schilde der Carthager waren blos aus Leder und die der Gallier und alten Schotten aus Baumrinde oder aus einem Geflechte von Weidenruthen gemacht. Beinahe alle Völker bemalten ihre Schilde zum Schmucke oder zur Unterscheidung mit allerhand Bildern und Gemälden, z. B. mit muthigen und starken Thieren, als Löwen, Adlern u. dergl., mit Götterbildern oder anderen Dingen. Im Mittelalter füllten auch zuweilen Blumen, am Häufigsten aber die Wappen der Ritter den Raum des Schildes aus. Hier waren sie entweder dreieckig oder oval oder rund (Rundtartschen, rondaches), aus leichtem Holze, mit Eisen, Messingblech oder starkem Leder überzogen, nicht selten aber auch vergoldet und mit edlen Steinen besetzt. Eine besondere Gattung Schilde von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Breite waren die Pavesen oder Setztart-

schen, deren man sich besonders zur Deckung bei Belagerungen bediente. Als in der Folge die Feuergewehre beim Kriege eingeführt wurden, kamen die Schilde als nutzlose Waffen außer Gebrauch und nur wilde Völker, welche blos mit Bogen bewaffnet sind, bedienen sich ihrer noch. Zu den berühmtesten Schilden in der griechischen Mythologie gehören das S. des Achilles, das S. der Minerva mit dem Gorgonenhaupte und das des Hercules. — Sprachlich unterscheidet man: der S. als Waffe und das S. als Aushängezeichen, welches letztere dann manche technische Bedeutung hat. 33.

Schilderhaus, franz. guérite; engl. sentry-box, nennt man ein kleines, nur für einen Mann zum Stehen eingerichtetes Häuschen, die in Garnisonen ꝛc. an solchen Punkten aufgestellt werden, wo ein Posten oder eine Schildwache steht. Sie dienen dazu, diesen bei ungünstiger Witterung einigen Schutz zu geben. 61.

Schilderung, lat. depictio; franz. und engl. description, bedeutet im Allgemeinen bei den zeichnenden Künsten die naturgetreue Darstellung einzelner Theile eines Gemäldes und angewandt auf die redenden Künste die Anschaulichmachung durch deutliche Beschreibungen; im engern Sinne aber eine lebhaftere und anschaulichere Darstellung solcher Gegenstände, welche sich zu einem lebensvollen Bilde vereinigen lassen und das Gemüth angenehm oder unangenehm berühren, wie z. B. die S. von Gegenden, Charakteren, Leidenschaften, Schlachten, ländlichen oder bürgerlichen Scenen ꝛc. Diese Gegenstände können aus der sinnlichen oder übersinnlichen Natur entlehnt sein, immer aber müssen sie zu einem lebendigen Ganzen mittelst der Phantasie sich verbinden. 84.

Schildknappe, Schildträger, Junker oder auch Wappner, franz. écuyer; engl. esquire, nannte man in den Zeiten des Ritterwesens denjenigen, welcher unter der Aufsicht eines Ritters die Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zum Waffenwerke erlernte. Jeder Ritter hatte damals einen oder mehrere Schildknappen in seiner Lehre und diese hatten gegen ihn gewisse Verpflichtungen; so mußte der Junker dem Ritter die Waffen im Stande halten, sein Roß zäumen, ihn ankleiden, ihm zum Turnier und in die Schlacht folgen und zu Hause ihn bedienen. Junker bei einem tapfern, ehrenfesten Ritter gewesen zu sein, erweckte ein gutes Vorurtheil; Fürstensöhne dienten daher oft einem, an Geburt tief unter ihnen stehenden Ritter. Man mußte frei geboren sein und künftig sich als Ritter standesmäßig ernähren können, wenn man als Junker in Dienst treten wollte. Kaiser Friedrich II. aber gab ein Gesetz, daß nur Söhne von Rittern und solche Jünglinge, die besondere Erlaubniß vom Kaiser erhielten, zu Schildknappen angenommen werden sollten. Auch der Kaiser konnte nur den Ritterschlag ertheilen; doch bedurfte es hierzu noch der Erklärung des Meisters, daß sein Lehrling den Ritterschlag verdiene. 61.

Schildkröte, lat. testudo; franz. tortue; engl. tortoise, ist der allgemeine Name für eine Gattung der vierfüßigen Reptilien. Man theilt sie nach ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte in Land-, Fluß- und Meerschildkröten und als charakterische Kennzeichen derselben werden die zwei knochenartigen Schilde genannt, welche sie umgeben. Das obere oder Rückenschild ist mit dem Rückgrathe und den Rippen verwachsen und in der Mitte gewöhnlich mit 13, am Rande dagegen mit 24 kleineren ähnlichen Schildern besetzt. Das untere Schild hat eine ähnliche Bauart und ist mit Einschnitten versehen, die der leichtere Gebrauch des Kopfes, der Füße und des Schwanzes nöthig macht. Sie haben 4 Beine und einen eidechsenartigen Schwanz; der Kopf hat viel Ähnlichkeit mit einem Schlangenkopfe. Ihre Glieder können sie unter beide Schilder verbergen und diese sind bei einigen größeren Arten so fest, daß das Rad eines schwer beladenen Wagens über sie unbeschadet hinweggehen kann. Sie nähren sich von Fischen, Würmern und Gras und pflanzen sich durch Eier fort, die die See- und Flußschildkröten an den Küsten legen und

durch die Sonne ausbrüten lassen. Das Fleisch der Schildkröten, namentlich der größeren, wird von vielen Völkern gegessen und auch in England gelten die Schildkrötensuppen für eine Delicatesse. Die größte ist die Riesenschildkröte. Sie soll 6 Fuß lang, 3—4 breit und eben so hoch werden und mit dem Schilde 8—900 Pfund wiegen. Übrigens wachsen die Schildkröten sehr langsam und einige Arten werden über 100 Jahre alt. Die Schalen von mehreren werden zu mancherlei Geräthschaften verarbeitet. Das Fleisch der Schildkröten ist sehr nahrhaft und wohlschmeckend und Schildkrötensuppe vorzüglich in England beliebt. 35.

Schilf, s. Rohr.

Schill (Ferdinand von), geb. 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien, trat frühzeitig in das Dragonerregiment Anspach-Baireuth und zeigte in seinen ersten Dienstjahren eine Verschlossenheit, die vielseitig für Charakterlosigkeit gehalten wurde. Bei dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1806 war er bis zum Lieutenant avancirt, wurde in der Schlacht von Auerstädt am Kopfe bedeutend verwundet, schleppte sich jedoch in diesem Zustande noch bis nach Colberg, wo er bis zu seiner Genesung verblieb. Hier entwarf er den Plan ein Freicorps zu errichten, dessen vornehmster Zweck sein sollte, die Festung Colberg zu verproviantiren, die in der Gegend noch vorhandenen königlichen Effecten aufzuheben und Kundschaft vom Feinde einzuziehen. Der Commandannt von Colberg, Obrist von Loucadou, überwies ihm zwei Dragoner, zu denen sich bald noch mehrere andere tapfere Gefährten gesellten. S. entwickelte bald alle tüchtige Eigenschaften eines Parteigängers; seine Entschlossenheit, rasche Ausführung, Kühnheit, selbst Verwegenheit in den Gefahren, seine Schlauheit in Überfällen und vor Allem die leutselige Behandlung seiner Untergebenen, die mit voller Liebe an ihm hingen, machten, daß fast alle seine Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden. Er kehrte von seinen Streifzügen gewöhnlich siegreich mit Beute und Gefangenen zurück. Vielleicht würde er noch größere Unternehmungen gewagt und glücklich ausgeführt haben, wenn ihm Loucadou's Bedachtsamkeit dabei nicht hinderlich gewesen wäre. Dieser nahm Anstand, ihm eine angemessene Anzahl Leute anzuvertrauen, und fand sich später sogar bewogen ihm jeden Streifzug zu untersagen. Jetzt wandte sich Schill an den König Friedrich Wilhelm III. und erhielt von demselben die Erlaubniß ein eigenes Corps zu errichten. Sein Ruf hatte sich schon weit verbreitet und seine Tapferkeit und Kühnheit ihm selbst beim Feinde Achtung erworben; daher gelang es ihm in wenigen Wochen schon etwa 1000 Mann unter seinem Commando zu vereinigen, die mit allem zum Kriege Nothdürftigen, selbst mit einigen Feldstücken versehen waren. Er formirte diese Mannschaft in 4 Schwadronen Husaren, einer reitenden Jägercompagnie und einigen Abtheilungen Infanterie und begann nun in Pommern den kleinen Krieg auf seine eigene Hand zu führen. Sein Plan ging dahin, sich auf der Insel Wollin festzusetzen und die beiden Festungen, Stralsund und Colberg, als Anlehnungspunkte seiner Stellung zu benutzen, um auf diese Weise im Rücken der großen französischen Armee operiren und derselben die Communication, Zufuhren ꝛc. abschneiden oder doch erschweren zu können. Hierbei hoffte er noch, daß in Norddeutschland sich Bewegungen zu Gunsten der Unabhängigkeit Deutschlands zeigen würden. Indeß der Feldzug der Schweden in Pommern, der so wenig seine Pläne begünstigte, und zwei nachtheilige Gefechte, die er bei Stargard und Naugard zu bestehen hatte, zwangen ihn diese Absicht aufzugeben. Er zog sich demnach unter den Schutz der Festung Colberg zurück und verschanzte sich dort in einem Wäldchen, der Maikuhle. 4 Monate hindurch vertheidigte S. diesen Posten, und seinem Muthe und seiner Ausdauer, so wie Gneisenau's tapferer Vertheidigung ist es zuzuschreiben, daß jene Festung nicht fiel. S. war gerade in Schwedisch-Pommern und wollte den kleinen Krieg nach einem ausgedehntern Plane organisiren und mit Blücher in Ver-

bindung treten, als der Friede von Tilsit ihm Ruhe gebot. Der Monarch ehrte die Verdienste des kühnen Mannes, indem er ihn zum Major ernannte und seine Mannschaft zum Leibhusarenregimente erhob, welches in Berlin in Garnison kam. Im Triumphe zog S. mit diesem Regimente in Berlin ein; überall kam ihm der lauteste Beifall des Volkes entgegen. Er war der Mann der Nation geworden; er hatte in der unglücklichen Periode die Ehre der preußischen Waffen gerettet und war siegreich aus dem Kampfe mit den Unbesiegten hervorgetreten. Man baute daher für die Zukunft noch größere, selbst übertriebene Hoffnungen auf ihn und verhehlte ihm diese Hoffnungen nicht, und Enthusiasten drängten sich um ihn, die in ihm den Hebel einer allgemeinen Volksaufregung gegen Napoleon's Macht sahen. Hierzu trat noch seine warme Vaterlandsliebe und der stärkste Haß gegen den französischen Kaiser, und als sich ein geheimer Bund von Vaterlandsfreunden in Preußen bildete, der sich mit mehrern Provinzen Deutschlands in Verbindung setzte, um einen Aufstand gegen Napoleon's politischen Druck zu organisiren, trat auch S. demselben bei. Die Gemeinen der Grafschaft Ravensberg sandten selbst einen geheimen Abgeordneten, der S. aufforderte, den Aufstand, mit dem sie umgingen, zu unterstützen. Es war bekannt, daß in Hessen der Oberst Dörnberg auf dasselbe Ziel hinarbeitete und in Westphalen waren die Gemüther nicht weniger in Gährung und konnten leicht durch eine Anregung von Außen in die Insurrection mit verwickelt werden. Überdieß führte Napoleon im Jahre 1809 den Krieg in Spanien und Östreich hatte sich zu einem muthigen Kampfe entschlossen: es stand schon gerüstet. Diesen Zeitpunkt glaubte nun S. für sein Unternehmen geeignet, und am 23. April 1809 verließ er mit seinem Regimente unter dem Vorwande eines Feldmanövers Berlin. Auf dem Übungsplatze angekommen hielt er an dasselbe eine feurige Rede, entdeckte ihm den Zweck des Zuges und mit Freuden wurde er von Allen aufgenommen. Dieß Unternehmen S.'s verbreitete sich schnell und eine ziemliche Anzahl Officiere und Soldaten vereinigten sich mit ihm. Bei Wittenberg überschritt er mit seinem Corps die Elbe und zog nach Sachsen, wo er sich jedoch in seinen Erwartungen, eine thätige Mitwirkung zu finden, getäuscht fand und die niederschlagende Nachricht erhielt, daß Napoleon in wenigen Tagen die ganze östreichische Heeresmacht niedergeworfen habe und ebenso Dörnberg's Aufstand in Hessen mit leichter Mühe gedämpft worden sei. In dieser mißlichen Lage beschloß er in einem Kriegsrathe mit seinen Officieren sich nach Westphalen und Ostfriesland zurückzuziehen, da er hoffen konnte, bei der Stimmung des Volkes und der Natur des Landes, sich dort zu halten und endlich einen sicheren Rückzug nach England zu gewinnen. Bei dem Dorfe Dodendorf fand er indeß einen Theil der französischen Besatzung aus Magdeburg; es kam zu einem blutigen Gefechte, welches aber nichts entschied. S. mußte seinen Rückzug nach Ostfriesland aufgeben; er wandte sich demnach nach Wanzleben, von dort nach Tangermünde und in die Altmark. Nirgends fand er Hülfe beim Volke und, was seinen Untergang mehr als diese getäuschte Erwartung beschleunigte, war, daß man jetzt einsah, S. sei der Mann nicht, für den man ihn gehalten hatte. In der höchsten Noth verlor er den klaren Blick und die Entschlossenheit und aus allen seinen Handlungen ging hervor, daß er mit sich weder in Betreff seiner Lage, noch über das einig sei, was er nun zu thun habe. Das Gewitter, das über ihm schwebte, zog sich immer näher heran; in Hanover sammelte der General Gratien ein holländisches und in Holstein der General Ewald ein dänisches Corps, um ihn zu vernichten. Durch die Eroberung des Forts Domitz hoffte nun S. einen Haltpunkt zu gewinnen, indeß hierzu war dasselbe, obgleich es genommen wurde, zu schwach, und da der weit überlegene Feind immer näher rückte, so zog er sich nach Wismar und Rostock zurück. Da er aber bald einsah, daß er sich auch hier nicht werde halten können, so wandte er sich nach Stralsund, warf auf diesem Wege, bei Damgarten, einige

meklenburgiſche Truppen und ſetzte ſich ohne große Anſtrengung in den Beſitz der Stadt. Die Feſtungswerke, welche noch nicht ganz zerſtört waren, ſtellte er in möglichſter Schnelligkeit wieder her und rief die ſchwediſch-pommerſche Landwehr zum Beiſtande auf. Dieſe verſtärkte ſeine Macht bis auf 2000 Mann, zu denen noch 500 Mann ſtoßen ſollten, welche bei Warnemünde ſich eingeſchifft hatten. Doch ehe dieſe anlangten, berennte der Feind, zu 6000 Mann angewachſen, bereits am 31. Mai den Platz, ſtürmte das Knieperthor und drang ungeachtet der heldenmüthigſten Vertheidigung in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort und, wo er am Heißeſten war, ſtürzte S. mit ſeinen Getreuen ſich hinein. Er tödtete ſelbſt den General Carteret. S. blutete ſchon aus mehreren Wunden und wollte eben in eine Nebenſtraße ſprengen, als ihn ein Flintenſchuß vom Pferde ſtürzte. Mit ſeinem Leben hörte auch der Kampf auf. Einige hundert Mann ſchlugen ſich glücklich durch und erhielten einen freien Abzug nach Preußen; die 500 Eingeſchifften ſteuerten nach Swinemünde, als ſie den unglücklichen Ausgang erfuhren. Eilf gefangene Officiere ließ Napoleon als Empörer richten und bei Weſel erſchießen, wo ein von den Officieren der preußiſchen Armee im Jahre 1835 errichtetes Denkmal ihre Aſche deckt; die übrigen Gefangenen wurden ins Innere Frankreichs geführt und bis zu Napoleon's Falle als Galeerenſklaven behandelt. — Die Entſtellung des Körpers machte es ſchwer, S.'s Leichnam unter den Todten herauszufinden; er ward in Stralſund beerdigt, ſein Kopf aber vom Rumpfe getrennt und auf höhern Befehl in Spiritus nach Frankreich geſandt. Gegenwärtig befindet er ſich in Leyden. 61.

Schiller (Johann Chriſtoph Friedrich von), als Dichter, Geſchichtſchreiber und Äſthetiker eine der erſten Zierden des deutſchen Volkes, deſſen Ruhm er unter allen gebildeten Völkern verherrlicht hat, wurde am 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem Städtchen in Würtemberg, geboren. Die häufige Abweſenheit des Vaters, Lieutenants in würtembergiſchen Dienſten, vergönnte der Mutter S.'s, einer frommen, anſpruchsloſen und gemüthvollen Frau, entſchiedeneren Einfluß auf das weiche Gemüth des Knaben, deſſen lebhafte Einbildungskraft beſonders durch die prophetiſchen Schriften des alten Teſtaments und am Meiſten durch die Viſionen Heſekiel's angezogen wurde. Nachdem S. den erſten Unterricht von dem Prediger Moſer in Lorch, wo ſich ſeine Eltern drei Jahre (1765—1768) aufhielten, erhalten hatte, wurde er in die öffentliche lateiniſche Schule zu Ludwigsburg aufgenommen, wohin ſich die Familie im Jahre 1768 gewendet, beſuchte dieſelbe bis zum Jahre 1773 und trat dann in die von dem Herzoge von Würtemberg auf dem Luſtſchloſſe Solitude geſtiftete Militairakademie ein. Hier ſah er ſich genöthigt die früh gehegte Neigung zum geiſtlichen Stande aufzugeben und dafür die ihm nicht zuſagende Medicin zu erwählen, da an der Akademie für theologiſche Lehrerſtellen nicht geſorgt war und der Herzog S.'s Aufnahme in dieſelbe wegen der ihm von ſeinen früheren Lehrern ausgeſtellten vortheilhaften Zeugniſſe vorzüglich wünſchte. Je weniger die daſelbſt vorgetragenen Lehrgegenſtände, unter denen er in der lateiniſchen Sprache noch die meiſten Fortſchritte machte, ſeiner Neigung zuſagten, deſto eifriger beſchäftigte ihn das Leſen deutſcher Dichter, vorzüglich Klopſtock's, Leiſewitz's, Leſſing's, Gerſtenberg's und Göthe's, außer denen auch die Werke Shakeſpeare's nach Eſchenburg's Überſetzung tiefen Eindruck auf Phantaſie und Gemüth machten. Die durch das Studium dieſer Dichter in ihm geſtärkte poetiſche Kraft fing nun an ſich auch ſelbſtbildend und ſchaffend zu äußern, nachdem er ſchon früher einzelne Verſuche der Art gewagt hatte. So hatte ſich die religiöſe Richtung ſeines Gemüthes in einem am Tage ſeiner erſten Confirmation (1772) verfertigten Gedichte ausgeſprochen, an das ſich ſpäter, durch das Leſen der Werke Klopſtock's und die geſteigerte Anhänglichkeit an die Bücher der heiligen Schrift veranlaßt, der Verſuch eines epiſchen Gedichts, zu deſſen Helden er Moſes erwählt

hatte, anſchloß, welches aber unvollendet blieb, während ihn das Studium der lateiniſchen Sprache zur Nachbildung eines Abſchnittes aus Virgil's Äneis ermuthigte, den er in Hexametern ausarbeitete und in ſeinem 16. Jahre im „Schwäbiſchen Magazine" bekannt machte. Am Entſchiedenſten jedoch ſprach ſich ſchon damals ſeine Neigung für dramatiſche Dichtkunſt aus, deren begeiſternde Wirkung er in ſeinem neunten Jahre bei dem erſten Beſuche des Theaters zu Ludwigsburg an ſich erfahren hatte. Der Wunſch, ähnliche Erzeugniſſe des dichteriſchen Genies hervorzubringen, erwachte daher beſonders dann in ihm, als er Shakeſpeare's großartige Schöpfungen kennen gelernt und vor Allem die deutſchen Tragödien: „Ugolino", „Götz von Berlichingen" und „Julius von Tarent" liebgewonnen hatte. Eine Nachahmung des letzteren verſuchte er in dem Trauerſpiele: „Cosmus von Medici", welches er aber, mit Ausnahme einiger Stellen, die er ſpäter in „Die Räuber" aufnahm, bald nach der Entſtehung wieder vertilgte. Nachdem auch ein früherer tragiſcher Verſuch, „Der Student von Naſſau" gleiches Schickſal gehabt hatte, vollendete er das im Jahre 1777 begonnene Trauerſpiel: „Die Räuber", in denen ſich ungeachtet ihres regelloſen Baues S.'s dichteriſche Kraft am Selbſtſtändigſten und Erhabenſten ausdrückt, während ihm lyriſche Dichtungen in jener Zeit wegen des Mangels an beſonnener, klarer und ruhiger Anſchauung ſeines Gemüthslebens größtentheils mißlangen und nur in Erinnerungen aus dem in ſich aufgenommenen Stoffe fremder Dichter beſtanden. Indeß ſich ſein dichteriſcher Genius zur Klarheit emporzuringen ſuchte, waren ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen vorzüglich der jenen Zweck unterſtützenden Philoſophie und Geſchichte zugewendet. Außerdem beſchäftigte er ſich zwei Jahre lang eifrig mit dem Studium der Medicin, der er ſich nach Aufgebung der Jurisprudenz ausſchließlich gewidmet hatte. Nach Beendigung ſeines akademiſchen Curſus zu Stuttgart, wohin ſeit 1775 die Karlsſchule verlegt worden war, ſchrieb er im Jahre 1780 eine mediciniſche Abhandlung unter dem Titel: „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen", welche in die „Neue berliner Monatsſchrift (1821)" aufgenommen wurde. Nun trat er, noch in demſelben Jahre zum Regimentsarzte ernannt, aus den hemmenden Feſſeln des auf der Karlsakademie bis zum Despotismus geſteigerten Schulzwanges, der ſein jugendlich heiteres Gemüth getrübt und die feurige Kraft ſeines Willens nur mühſam gezähmt hatte. Fand er für die mannigfache Entbehrung jugendlicher Freuden eines Theils in der heitern Ideenwelt der Dichtkunſt Entſchädigung, welcher ſein nach Freiheit ſtrebender Geiſt um ſo inniger ſich anſchloß, ſo war dieß auch andern Theils durch den Umgang mit gleichgeſinnten Freunden der Fall, unter denen er den ſpäter als Componiſt ſo berühmt gewordenen Zumſteeg vor Allen liebgewann. Im Vereine mit ihnen gab er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „Anthologie" heraus und ließ auch ſeine „Räuber", für die er keinen Verleger fand, auf eigene Koſten drucken, nachdem er die grellſten Stellen derſelben gemildert oder ganz vertilgt hatte. Schon im Jahre 1781 erfolgte neben rühmlicher Anerkennung ſeines darin entwickelten Talents die Aufforderung von dem Buchhändler Schwan in Manheim zu bühnengerechter Umarbeitung ſeines Trauerſpiels und bald nachher auch daſſelbe Geſuch von dem Director des dortigen Theaters, Freiherrn von Dalberg, mit dem S. von nun an in literariſchen Briefwechſel trat (vergl. Fr. S.'s Briefe an den Freiherrn H. von Dalberg in den Jahren 1781—1785. Karlsruhe 1819), worauf ſchon im Jahre 1782 die erſte Aufführung der „Räuber" zu Manheim ſtatt hatte, welche aber dem Dichter, welcher ohne Urlaub zu derſelben nach Manheim gereiſt war, einen vierzehntägigen Arreſt und von Seiten des Herzogs, auf die Beſchwerde eines Graubündtners wegen einer in dem Stücke vorkommenden Beſchimpfung ſeiner Landsleute, das Verbot zuzog, außer mediciniſchen Schriften nie etwas drucken zu laſſen. Um dieſen und manchen anderen ſeinen Genius hemmenden

Anforderungen des Fürsten zu entgehen, entschloß sich S. im Jahre 1782 zur Flucht und begab sich unter fremdem Namen durch Franken nach Bauerbach bei Meiningen, einem Gute der geheimen Räthin von Wollzogen, mit deren Söhnen er zu Stuttgart in freundschaftlicher Verbindung gelebt hatte. Die wohlwollende Aufnahme, die er dort fand, erlaubte ihm in ungestörter Muße nicht nur seinen während des Arrestes begonnenen „Fiesko" und sein Trauerspiel: „Cabale und Liebe" zu vollenden, sondern auch den Entwurf zu „Don Carlos" anzufangen. Außerdem wirkte aber auch der dortige Umgang mit gebildeten und tugendhaften Frauen veredelnd auf sein sittliches Gefühl ein, welches von nun an in größerer Reinheit aus seinen Werken hervorstrahlt. Nachdem er im Herbste des folgenden Jahres nach Manheim zurückgekehrt war, fand er dort durch die Vermittelung Dalberg's eine Anstellung als Theaterdichter, welche ihm so erwünschter sein mußte, da ihn der Rath seiner Freunde von dem Entschlusse abgebracht hatte, als Schauspieler der manheimer Bühne beizutreten, welche damals durch die Anwesenheit Iffland's, Beck's u. A. auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stand. In seiner neuen Stellung suchte S. nun vorzüglich durch Umgestaltung des Theaters zu einer moralisch-ästhetischen Anstalt veredelnd auf sein Volk zu wirken, während er ihm diese Bahn durch den seinen Dichtungen inwohnenden Geist vorzuzeichnen suchte und dieselben seiner eigenen strengen Kritik unterwarf, welche besonders die „Räuber" mißbilligend traf, da er in ihnen, wie er sich selbst darüber äußert, Menschen zu schildern unternommen habe, ehe er denselben in der wirklichen Welt begegnet sei. Die Herausgabe der „Thalia", welche im Jahre 1784 begann, sollte verbessernd auf die Bühne einwirken, während sein Geist sich zugleich in manchen herrlichen lyrischen Gebilden ergoß, wie „Die Kindesmörderin" und die verschiedenen Gedichte „An Laura" (der von ihm geliebten Tochter des Buchhändlers Schwan) bezeugen. In der „Thalia" machte er zuerst einzelne Scenen des „Don Carlos" bekannt und der Abdruck derselben wurde Veranlassung, daß ihm der Herzog von Weimar, der sie am Hofe zu Hessen-Darmstadt von S. selbst vorlesen hörte, den Titel eines Raths ertheilte. Da er sich aber in dem beschränkten Kreise der Theaterwelt bald zu beengt fühlte, beschloß er seinen Aufenthalt zu verändern und sich nach Leipzig zu wenden, wohin ihn besonders sein Freund Huber eingeladen hatte. Hier kam er im März 1785 an, verlebte im Kreise befreundeter Männer den Sommer theils in der Stadt, theils auf dem nahe gelegenen Dorfe Gohlis, wo sein herrliches „Lied an die Freude" entstand, und ging im Herbste nach Dresden, wo ihn der Umgang mit geistreichen Männern, die Schönheit der Natur, der Reichthum der Stadt an Kunstschätzen und eine ausgezeichnete Bibliothek bis zum Jahre 1787 festhielten. Da er hier durch das Sammeln von Materialien zu „Don Carlos" tiefer in das Gebiet der Geschichte eingeführt wurde, so entstand daraus der Entschluß, eine „Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" (Leipzig 1788. 1. Thl. 1. u. 2. Bd.) zu schreiben, welche sich durch historisch-philosophischen Scharfblick, lebendige Darstellung und anmuthige Schreibart auszeichnet, aber eben so wie das umfassende Werk „Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen," wovon nur Ein Band erschien, unvollendet blieb. Auch entstand in dieser Zeit seine mannigfach veränderte „Freigeisterei der Leidenschaft." Ungeachtet dieser anstrengenden Arbeiten, denen S. oft ganze Nächte widmete, lebte sein natürlich heiteres Gemüth durch die Annehmlichkeit der äußeren Verhältnisse in jugendlicher Frische wieder auf, wozu besonders der Aufenthalt auf dem Weinberghause seines Freundes, des Appellationsrathes Körner, in Loschwitz bei Dresden beitrug. Hier vollendete er seinen „Don Carlos," welcher ungeachtet der noch während der Ausarbeitung vielfach veränderten Auffassung des ursprünglichen Planes (vergl. S.'s „Briefe über den Don Carlos") eines der schönsten Werke der dramatischen Kunst ist. Für ein Theaterstück wollte es S. selbst, der es in ei-

nem Briefe an Dalberg ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause nennt, nicht gehalten wissen; auch macht ihm Wieland nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß es blos ideale Geschöpfe der Phantasie enthalte, denen es an psychologischer Wahrheit mangele. Zu den übrigen Arbeiten dieser Periode gehört der Entwurf und die theilweise Ausführung des Schauspiels „Der Menschenfeind" und der gleichfalls unvollendete Roman „Der Geisterseher," wozu ihm die damalige Erscheinung Cagliostro's Veranlassung gab. Als Erzählung zeichnet sich dieser Versuch durch Wahrheit und Sicherheit in der Zeichnung der Charaktere, durch Gewandtheit und Lebendigkeit von Sprache und Darstellung aus. Von Dresden wandte sich S. 1787 nach Weimar, trat hier mit Herder und besonders mit Wieland, dessen noch jugendliche Heiterkeit höchst vortheilhaft auf ihn einwirkte, in nähere Verbindung und begann seine metrischen Übersetzungen aus Euripides. Auch machte er um diese Zeit einen Besuch in Bauerbach und hielt sich den Sommer 1788 theils in Volksstädt, einem Dorfe in der der Nähe von Rudolstadt, theils an diesem Orte selbst auf, wo er seine nachmalige Gattin, ein Fräulein von Lengefeld, mit der er sich im Jahre 1790 vermählte, kennen lernte. Dort sah er auch Göthe zum ersten Male, welcher eben mit der verwittweten Herzogin von Weimar aus Italien zurückgekehrt war; allein theils die Verschiedenheit des Alters, theils des ganzen geistigen Wesens beider Dichter ließ S. damals wenig Erfreuliches von dieser Bekanntschaft hoffen. Göthe führte ihn jedoch nicht nur bei der geistreichen Fürstin selbst ein, sondern vermittelte auch nebst dem Geheimmenrathe von Voigt im Jahre 1789 seine Anstellung als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, wo er sein Amt mit der Rede begann: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" Das eifrige Studium der Geschichte und des Alterthums, dem er sich von jetzt an widmete, spricht sich auch in den Dichtungen dieser Periode aus, in welcher außer den „Göttern Griechenlands" und dem „Künstler" noch der Plan zu einem epischen Gedichte aus dem Leben Friedrich's des Großen entstand. Auf die kantische Philosophie wurde er besonders durch den Umgang mit Reinhold aufmerksam gemacht und dieses Studium veranlaßte mehrere philosophische und ästhetische Abhandlungen, in welchen kantische Ideen den geistreichen und selbstständigen Urtheilen S.'s zu Grunde liegen. Den allgemeinen Beifall, welcher seinen Vorlesungen über Geschichte und auch den später begonnenen über Ästhetik zu Theil wurde, verdankte er vorzüglich seiner Gewandtheit in Behandlung der deutschen Sprache, wodurch es ihm möglich wurde, die abstraktesten Begriffe, die erhabensten Ideen und die verwickeltsten Thatsachen zu klarer Anschauung seiner Zuhörer zu bringen. Im Jahre 1790 begann er nicht nur die Herausgabe der „Historischen Memoiren vom XII. Jahrh. an bis auf die neuesten Zeiten," sondern auch die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges," welche zuerst im „Taschenkalender für Damen" (1790—1793) erschien und mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde. Seine dichterischen Erzeugnisse in den Jahren 1790—1794 bestanden nur in Übersetzungen aus dem Virgil und in Planen zu künftigen Arbeiten. Allein schon lange war sein Name mit Enthusiasmus von den Völkern des In- und Auslandes genannt worden und jetzt beeiferten sich Fürsten und ganze Nationen, ihm Beweise von Anerkennung seines Dichtergenius zu geben. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn 1790 zum Hofrath, die französische Republik übersandte ihm das Bürgerrecht und der deutsche Kaiser erhob ihn im Jahre 1802 in den Adelstand. Unterdeß hatte aber die bei seinen Arbeiten bewiesene Anstrengung, welche durch den Genuß geistiger Reizmittel noch gesteigert worden war, seine Gesundheit so zerrüttet, daß er nie wieder vollkommen genas; doch ließ er sich kaum durch eine gefährliche Brustkrankheit in dem gewohnten Kreise seiner Thätigkeit einschränken, ja schlug sogar das edle Anerbieten des damaligen Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann ihm, zur Wieder-

herſtellung ſeiner Geſundheit einen Jahrgehalt von 1000 Thaler auf drei Jahre zu gewähren, aus. Da ſchon längſt der Wunſch, ſeine Heimath wiederzuſehen, in ihm erwacht war, unternahm er 1793 eine Reiſe nach Schwaben und hielt ſich theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg im Kreiſe von Eltern und Freunden bis zum Mai des folgenden Jahres auf. Von ſeiner literariſchen Thätigkeit während der Reiſe zeugen ſeine „Briefe über äſthetiſche Erziehung," die er von Heilbronn aus an den Herzog von Auguſtenburg richtete, und die eben ſo geiſtreiche als ſcharfſinnige Recenſion von Matthiſon's Gedichten. Hierauf entwarf er, bald nach ſeiner Ankunft in Jena, den Plan zu einer neuen Zeitſchrift, den „Horen," welche die Stelle der ſeit dem Jahre 1793 beendigten „Thalia" einnahm, und die bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zu Mitarbeitern haben ſollte. Der Briefwechſel mit Göthe, welcher im Jahre 1794 begann und bis an S.'s Tod fortgeſetzt wurde, wirkte, wie ſein perſönlicher Umgang mit jenem, bildend und läuternd auf ſeine Anſichten ein (vergl. „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe in den Jahren 1794—1805" [Stuttg. 1828—1829. 6 Bde.]). Seit dem Jahre 1795 gewann wieder die Liebe zur Dichtkunſt über ernſtere Studien die Oberhand und in dieſer Zeit ſchuf er einen großen Theil der ſchönſten lyriſchen Dichtungen (z. B. „Das Ideal und das Leben," „Die Ideale," „Der Spaziergang," „Die Glocke" u. a.), welche theils in den „Horen," theils in ſeinem „Muſenalmanach" erſchienen, deſſen Entſtehung mit dem Jahre 1796 beginnt. Um dieſelbe Zeit gab er mit Göthe die kritiſchen „Xenien" heraus und machte ſeine erſten Balladen bekannt, zu denen ein Wettkampf mit Göthe die Veranlaſſung gegeben hatte. Aber auch im dramatiſchen Fache waren Entwürfe zu neuen Schöpfungen begonnen worden, wie „Die Ritter von Malta," eine Tragödie, welche unvollendet blieb, und „Wallenſtein," den er im Jahre 1799 beendigte. Das Studium der „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges" hatte ſowohl die Wahl dieſes Stoffes, als auch den Plan zu einem epiſchen Gedichte hervorgerufen, zu deſſen Helden Guſtav Adolph von ihm erkohren worden war, allein die Ausarbeitung des „Wallenſtein" drängte bald jede größere Unternehmungen anderer Art in den Hintergrund. Die Größe der Charakterſchilderung, welche er ſich in demſelben zum Hauptzwecke geſtellt hatte, erreichte er vor allen in der Perſönlichkeit des Feldherrn ſelbſt, welcher trotz ſeiner Geiſteskraft und Kühnheit, trotz des Vertrauens auf ſein Heer, ſeine Freunde und die Sterne, der Gewalt des Schickſals anheim fällt, das er durch die Macht ſeines Willens leiten zu können meint. In Bezug auf inneren harmoniſchen Bau ſteht Wallenſtein, mit deſſen Vollendung ſich die zweite Periode von S.'s Dichterleben ſchließt, weit über „Don Carlos." Wenn dieſe Periode des Dichters eines Theils durch Wahrheit und Schärfe der Charakteriſtik bezeichnet wird, ſo iſt dieß andern Theils durch Abrundung und Vollendung der äußern Form der Fall. Da aber die Beſchäftigung mit dramatiſchen Arbeiten in S. wieder den Wunſch erregt hatte, Göthe und dem Theater näher zu ſtehen, ſo vertauſchte er im Jahre 1799 ſeinen Aufenthalt in Jena mit dem zu Weimar, wo ſich ſein Weſen im Umgange mit geiſtreichen Freunden, im Kreiſe einer glücklichen Familie und im Bewußtſein der Hochachtung ſeines Fürſten geiſtig und körperlich kräftigte. Zwei neue Meiſterwerke der dramatiſchen Kunſt traten in ſolchen Umgebungen während der Jahre 1801 und 1802 an das Licht, „Maria Stuart" und die „Jungfrau von Orleans," von denen erſteres ſich durch tiefen tragiſchen Ernſt und gemüthvolle Religiöſität auszeichnet, letzteres aber durch den Zauber der Romantik und die Verklärung des weiblichen Heldenmuthes Sinn und Auge auf das Anziehendſte feſſelt. S. ſelbſt ſchrieb darüber ſpäter einige Briefe, die uns tief in ſein damaliges Gemüthsleben ſchauen laſſen. Beide Werke erhoben ihn auf den Gipfel der tragiſchen Kunſt, da ſich in ihnen Beſonnenheit, Klarheit, bündiger Zuſammenhang aller Theile und deren vereinte Wirkung auf den Geſammtzweck überall offen-

bart. Von jetzt an widmete er ſich nicht nur vorzüglich der Dichtung dramatiſcher Werke, ſondern ſuchte auch die Wirkung derſelben durch Belehrung und Bildung der Schauſpieler am Theater zu Weimar im Verein mit Göthe zu erhöhen. (Vergl. Göthe's Aufſatz im Morgenbl. 1815. April. St. 85.) Eine neue Bahn ſeiner dramatiſchen Schöpfungen betrat S. in ſeinem Drama „Die Braut von Meſſina" (1803), worin er die Einführung des griechiſchen Chors in die neuere Tragödie verſuchte. Je weniger aber dieſes Werk als tragiſches Charaktergemälde gelten konnte, deſto ſicherer machte „Wilhelm Tell," des Dichters letztes großes Vermächtniß an die Unſterblichkeit, darauf Anſpruch. Noch haben wir einige andere Leiſtungen des Dichters in dieſer Periode zu erwähnen. Dahin gehört die Bearbeitung von Shakeſpeare's „Macbeth" und Gozzi's „Turandot" für das Theater, „Die Huldigung der Künſte" (1804), zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar gedichtet; auch Racine's „Phädra" und die franzöſiſchen Luſtſpiele „Der Neffe als Onkel" und „Der Paraſit," denen jedoch die zum Luſtſpiele nöthige Leichtigkeit und Beweglichkeit mangelt. Hiermit endigte S.'s dramatiſche Thätigkeit, welche den eigentlichen Mittelpunkt ſeines geiſtigen Weſens bildete und alle anderen Beſtrebungen im Fache der Geſchichte und Philoſophie in ſich vereinigte. Über ſeine Stellung zu dem deutſchen Theater, dem er durch ſeine Dichtungen erſt die wahre Sphäre ſeiner Wirkſamkeit angewieſen hat, und die richtige Würdigung ſeiner dramatiſchen Leiſtungen überhaupt finden wir in Friedr. Schlegel's „Vorleſungen über die Geſchichte der älteren und neueren Literatur" (Bd. 2.) beherzigenswerthe Worte. Wenn uns Shakeſpeare mehr das Leben in ſeiner unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit vor die Seele führt, ſo hebt uns S. dagegen über die Wirklichkeit empor und läßt uns alle Erſcheinungen derſelben in einem verklärten Lichte ſchauen. Er lieh allen von ihm gezeichneten Charakteren einen größeren oder geringeren Antheil ſeines eigenen geiſtigen Weſens; da ſich aber dieſes entſchieden zum Ernſten und Erhabenen hinneigte, ſo gelangen ihm auch nie Erzeugniſſe im Gebiete der Komik. In Zeichnung weiblicher Charaktere entwarf er ebenfalls das Heroiſche derſelben mit mehr Leichtigkeit, als die Anmuth und Milde ihres Weſens, welches Göthe ſo vortrefflich gelang. Gegen die Darſtellung des gewöhnlichen Lebensverhältniſſes aus den niedrigen Kreiſen der Geſellſchaft ſprach er ſich entſchieden und kräftig in dem Gedichte „Shakeſpeare's Schatten" aus. Unter den kleineren Gedichten zeichnen ſich beſonders die beſchreibenden, didaktiſchen und philoſophiſchen durch Kühnheit und Kraft der Phantaſie aus, wogegen das einfache Lied ſich oft zum Fluge der Dithyrambe erhebt, Romanze und Ballade aber durch redneriſchen Schmuck überladen ſind, wovon wir nur den „Ritter Toggenburg" ausnehmen. In den didaktiſchen Epigrammen hingegen weiß er bedeutungsvolle Tiefe mit treffendem Witze zu vereinigen. In Bezug auf die Form und beſonders den Reim hat er es vernachläſſigt, ſeinen Gedichten denjenigen Grad von Vollkommenheit und Rundung zu geben, den er leicht hätte erreichen können. Die wenigen Proben, welche wir von ihm im Fache des Romans („Der Geiſterſeher") und der Erzählung („Der Sonnenwirth" u. a.) haben, zeigen ihn auch auf dieſem wenig von ihm angebauten Felde als Meiſter. Herrliches würde er noch geleiſtet haben, wenn ihn nicht ein früher Tod mitten aus ſeiner ſchönſten geiſtigen Thätigkeit geriſſen hätte. Nachdem er noch im Jahre 1804 der Aufführung des „Tell" in Berlin beigewohnt und daſelbſt, wie früher bei der erſten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig, die ausgezeichnetſten Beweiſe freiwilliger Huldigung empfangen hatte, erweckte die unerwartete Nachricht von ſeinem am 9. Mai 1805 erfolgten Tode die allgemeinſte und ſchmerzlichſte Theilnahme aller mit deutſcher Literatur befreundeten Völker, wie ſie noch keinem Dichter geſchenkt worden war. Mitten in der Blüthe geiſtiger und körperlicher Manneskraft wurde er der Erde in einem Alter von 46 Jahren entnommen. Aber wir dürfen ihn, wie Göthe eben

so dichterisch schön als wahr im Hinblicke auf den Geschiedenen sagt, glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. So groß aber und fast unerreicht er in Hinsicht seines Geistes dastand, eben so edel und großartig waren die Eigenschaften seines Herzens. Tiefer Haß gegen Falschheit, Unrecht und Unnatur, so wie ein reges Streben in Beförderung alles Wahren und Schönen bildeten die Grundlage seiner sittlichen Natur. Im Umgange kam er Jedem mit Offenheit und Zutraulichkeit entgegen, machte gegen Niemand seine geistige Überlegenheit geltend und wußte Alle durch den Zauber seines Wesens zu fesseln. Seine äußere Erscheinung charakterisirte eine lange Gestalt, ein hageres, blasses Gesicht, aus dessen blauem Auge Geist und Leben strahlte, eine gewölbte, freie Stirn, welche die Gewohnheit des Denkens aussprach und eine nicht zu beschreibende Anmuth, die besonders beim Sprechen aus den Zügen des alsdann leicht gerötheten Gesichtes hervortrat. Das treueste Abbild seines Kopfes hat uns Dannecker in einer colossalen Marmorbüste hinterlassen, zu der ihm S. selbst während seiner zweiten Anwesenheit in Schwaben gesessen hat; große Ähnlichkeit zeigt auch der Kopf des Johannes unter Albr. Dürer's Aposteln, die sich zu München und Nürnberg befinden. S.'s Leichnam wurde bis zum Jahre 1826 in dem Landschaftscassengewölbe zu Weimar auf dem Jakobskirchhofe aufbewahrt, von wo seine Gebeine in die großherzogliche Gruft auf dem neuen Kirchhofe gebracht wurden, während man seit dem 16. Sept. jenes Jahres seinen Schädel in dem Postamente seiner Büste von Dannecker aufbewahrt, welche sich auf der Hofbibliothek zu Weimar befindet. S. hinterließ außer seiner Wittwe zwei Söhne und zwei Töchter. Eine ziemlich vollständige Literatur von den über ihn erschienenen Lebensbeschreibungen findet sich im XV. Hefte der „Zeitgenossen" (Leipz. 1819). Außerdem s. Körner's „Biographie Schiller's" im 1. Thle. seiner Werke (Stuttg. und Tüb. 1818) und H. Döring's „Biographie Schiller's" (Weimar 1822. N. Aufl. 1824). Von dem italienischen Dichter A. Maffei wurde S.'s „Maria Stuarda" (Mail. 1829) ins Italienische übersetzt. Eine Übertragung des „Wallenstein" in das Französische unternahm Benj. Constant und neuerlich Badière, doch läßt sich das Original auch durch die gelungenste Übersetzung nicht erreichen. Von den verschiedenen Ausgaben seiner Schriften bemerken wir nur „Schiller's sämmtliche Werke" (Stuttg. und Tüb. 1818. 12 Bde.); sodann eine wohlfeilere Taschenausgabe derselben, ferner „Sämmtliche Schriften in Einem Bande" und eine Prachtausgabe mit Stahlstichen (1836. 12.). 81.

Schilling, Shilling; Skilling, franz. sou; engl. shilling, der Name einer Rechnungs-, silbernen und kupfernen Scheidemünze, ist 1) in Dänemark = $\frac{1}{16}$ Mark = 12 Pf.; 2) in Bremen und Oldenburg = $\frac{1}{48}$ Thlr.; 3) in Hamburg und Lübeck = $\frac{1}{16}$ Mark; 4) in Osnabrück = $\frac{1}{21}$ Thlr.; 5) in Wien = $\frac{1}{8}$ Fl. = 2 Gr. Conv.; 6) in Würzburg = $\frac{1}{28}$ Fl. = 6 Pf. = $7\frac{1}{7}$ Pf. Conv.; 7) in England = $\frac{1}{240}$ Pfd. Sterling = 12 Pence; 8) in den Niederlanden = $\frac{3}{10}$ Fl. = $\frac{1}{20}$ Pfd. flämisch = 6 Stüver = 3 Gr. $11\frac{1}{9}$ Pf. Conv.; 9) in der Schweitz a) im Canton Appenzell = $\frac{1}{30}$ Fl. = $3\frac{1}{8}$ Pf. Conv.; b) in Basel = $\frac{3}{50}$ Franken = $\frac{1}{25}$ Fl. = $6\frac{2}{3}$ Pf. Conv.; c) in Glarus = $\frac{1}{40}$ Fl. = $4\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; d) in St. Gallen = $\frac{1}{10}$ Fl. = 1 Gr. 4 Pf. Conv.; e) in Schwyz = $\frac{1}{40}$ Fl. = $4\frac{2}{5}$ Pf. Conv.; f) in Zug = $3\frac{1}{7}$ Pf. Conv.; g) in Zürich = $\frac{1}{40}$ Fl. = $4\frac{2}{5}$ Pf. Conv. 26.

Schilling (Friedrich Gustav), einer der fruchtbarsten Romanschriftsteller Deutschlands, wurde am 25. März 1766 zu Dresden geboren, bezog 1779 die

Fürſtenſchule zu Meißen und trat 1781 in das ſächſiſche Artilleriecorps. Nachdem er ſieben Jahre in demſelben gedient und vier Jahre lang die Artillerieſchule beſucht hatte, rückte er zum Officier vor und wohnte als ſolcher während des Feldzugs 1793 der Belagerung von Mainz, der Schlacht bei Moorlautern und faſt allen Gefechten des ſächſiſchen Hülfscorps bei. Im Jahre 1806 nahm er an der Schlacht bei Jena Theil, wurde in derſelben gefangen, marſchirte nach ſeiner Befreiung mit den Sachſen nach Warſchau und Danzig und war unterdeß zum Hauptmann ernannt worden, allein da ihn ein heftiges Nervenübel nöthigte, ſeinen Abſchied zu nehmen, verließ er die Armee, lebte einige Zeit in Freiberg und wandte ſich von hier nach Dresden, wo er ſich noch jetzt befindet. Als Schriftſteller trat S. zuerſt im Jahre 1783 mit ſeinem Drama „Eliſe Kolmar" auf, verließ jedoch die hier betretene Bahn bald wieder und bearbeitete von nun an den Roman mit beſonderer Vorliebe. Unter ſeinen äußerſt zahlreichen Schriften in dieſem Fache verdient noch immer ſein „Guido von Sohnsdorn" (Freib. und Annaberg 1791. 4 Bde.) die meiſte Auszeichnung. Obgleich S. als Dichter eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſo wie der Sprache und Sitten, beſonders höherer Stände, eine reiche Erfindungsgabe, eine lebhafte Phantaſie, leichten, natürlichen Witz und eine hinreißende Mannigfaltigkeit der Darſtellung beſitzt, ſo hat er dennoch dieſen ſeltenen Verein von Naturgaben nicht immer benutzt, um ſeinen Werken den ihm möglichen Grad von Vollendung zu geben, ſondern er hat vielmehr öfters, dem Geſchmacke der Leſewelt fröhnend, ſich eine auffallende Nachläſſigkeit, beſonders in Hinſicht der Sprache, zu Schulden kommen laſſen und ſeinen Gemälden einen, die Schranken der Sittlichkeit zu keck überſpringenden, Charakter eingehaucht. Seine „Sämmtliche Schriften" (Dresden 1810—1827) erſchienen in zwei Sammlungen, von denen die erſte aus 50, die zweite aber aus 44 Bänden beſteht. Eine neue Sammlung derſelben unter dem Titel: „Sämmtliche Schriften von G. Schilling, Ausgabe letzter Hand" (Dresden 1828 ff.) iſt jetzt bis auf 52 Bände vorgerückt. 81.

Schimäre, ſ. Chimäre.

Schimmelmann (Heinrich Karl, Graf von), däniſcher Geheimer Rath, wurde im Jahre 1724 zu Demmin in Pommern geboren und widmete ſich unter der Leitung ſeines Vaters, eines kaum wohlhabend zu nennenden Kaufmannes, der Handlung. Durch Umſicht und Thätigkeit gelang es ihm, ſpäter als preußiſcher Lieferant anſehnlichen Gewinn zu machen, worauf er ſich zu Dresden etablirte und als Pächter der Generalacciſe ſein Vermögen ſo bedeutend vermehrte, daß er im ſiebenjährigen Kriege die Getreidelieferungen für das preußiſche Heer übernehmen konnte. Auch gewann er anſehnlich durch den Verkauf des in Meißen vorräthigen Porzellans, welches er um einen äußerſt niedrigen Preis an ſich gebracht hatte. Nachdem er ſich im Jahre 1760 in Hamburg etablirt hatte, kaufte er Ahrensberg in Holſtein und ward ſo veranlaßt, mit der däniſchen Regierung in finanzielle Beziehungen zu treten. Seine Beſitzungen in Holſtein und Jütland fortwährend (durch Wandsbeck, Lindenborg u. a. m.) vermehrend war er ſeitdem bei den meiſten finanziellen Operationen der Regierung thätig und erhielt bereits 1764 (zwei Jahre früher war er in den Freiherrnſtand erhoben worden) die Würde eines königlichen Schatzmeiſters. Trotz dem, daß mehrere ſeiner Operationen, wie z. B. die Aufhebung der Realiſation der Bankzettel, ziemlich allgemeine Unzufriedenheit erregten, ſo erhielt er ſich doch ſelbſt unter dem Miniſterium Struenſee's in der Gunſt des Hofes und ward 1779 in den Grafenſtand erhoben. Er ſtarb mit Hinterlaſſung eines Vermögens von mehr als 8 Mill. im Jahre 1782. — Sein Sohn, Ernſt Heinrich, Graf von S., geb. 1747 zu Dresden, durch umfaſſende Studien und Reiſen vorzüglich ausgebildet, trat bereits 1773 als Deputirter in das däniſche Commerzcollegium, ward von Bernſtorf begünſtigt im Jahre 1784 Finanz-

miniſter und 1788 Mitglied des Staatsrathes. Mehr den inneren als den äußeren Verhältniſſen, obwohl ihm auch dieſe nicht fremd blieben, ſich widmend, wirkte er vor Allem äußerſt wohlthätig auf das Gedeihen der Induſtrie und des Handels ein, indem er theils viele bis dahin gültig geweſene, aber hemmende Geſetze aufhob und neue nach liberaleren Principien erließ, theils auch dadurch, daß er die Bankverwaltung von der der Finanzen trennte und überhaupt dem Geldweſen eine neue und zweckmäßige Umgeſtaltung verlieh. Zwar vernichtete der Krieg ſeit 1807 Vieles des neu Geſchaffenen, doch wurden nach Abſchluß des Friedens die wohlthätigen Folgen deſſelben nur um ſo ſchneller ſichtbar. Seit 1824 verwaltete S. das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten mit derſelben Umſicht, die er früher als Finanzminiſter ſchon hinlänglich bethätigt hatte. Wegen ſolcher Verdienſte hochgeachtet von ſeinem Könige und ſeinen Mitbürgern, nicht minder geſchätzt wegen ſeines ehrenwerthen Charakters ſtarb er am 9. Febr. 1831. 22.

Schimmelpenninck (Rütger Jan), Rathspenſionair der bataviſchen Republik, geb. zu Deventer 1760, ſtudirte in Leyden die Rechte und ward Doctor derſelben (1784) und dann Advocat zu Amſterdam. Während die franzöſiſche Nordarmee Holland eroberte, wurde S. in die Nationalverſammlung gewählt, war dann bei der Entwerfung der neuen Verfaſſung thätig (1797) und erhielt hierauf den damals ſchwierigen Poſten als Geſandter in Paris, unterhandelte als außerordentlicher Botſchafter der bataviſchen Republik den Frieden zu Amiens mit und ging ſodann als Ambaſſadeur der Republik nach London. Bei dem Wiederausbruche des Krieges 1803 ſuchte er, obwohl vergebens, die Neutralität Hollands zu behaupten, ging dann wieder nach Paris, wo ihn Napolen eben nicht gütig aufnahm, weil er ihn dem Intereſſe Englands ergeben glaubte. S. gewann jedoch bald des Herrſchers ganzes Vertrauen und als nach der Begründung der kaiſerlich-monarchiſchen Macht in Frankreich eine neue und dritte Staatsform der bataviſchen Republik ins Leben trat (5. April 1805), wurde S. auf fünf Jahre zum Rathspenſionair mit faſt unumſchränkter Gewalt erwählt. Er that Alles, was unter den damaligen politiſchen Verhältniſſen für den Staat geſchehen konnte, vereinfachte die einzelnen Zweige der Verwaltung, ſuchte beſonders durch ſtrenge Sparſamkeit den geſunkenen Finanzen des Staats aufzuhelfen, und wer ſich von den verſchiedenen Parteien auszeichnete, ward, ohne Rückſicht auf politiſche Meinungen, an ſeinen Platz geſtellt. S. legte jedoch wegen des wankenden Zuſtandes ſeiner Geſundheit, beſonders wegen ſeiner traurigen Augenkrankheit, ſeine Würde bereits am 4. Juni 1806 nieder, um auf ſeinen Gütern in Overyſſel zu privatiſiren. Als Holland völlig dem franzöſiſchen Reiche einverleibt wurde (9. Juli 1810), ernannte ihn aber Napoleon wieder zum Senator; er gab jedoch nach deſſen Sturze (1814) ſeine Entlaſſung ein. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erſte Kammer derſelben gewählt, lebte übrigens aber bei ſeiner faſt gänzlichen Erblindung fern von allen öffentlichen Geſchäften und ſtarb allgemein betrauert zu Amſterdam am 15. Febr. 1825. 25.

Schinderhannes, ſ. Bückler.

Schink (Johann Friedrich), ein deutſcher Dichter und Dramaturg, wurde am 29. April 1755 zu Magdeburg geboren, beſuchte die dortige Kloſterſchule, ſtudirte ſeit 1773 in Halle Theologie, beſchäftigte ſich aber vorzüglich mit Äſthetik und dichteriſchen Arbeiten, lebte ſeit 1778 als Privatgelehrter in Berlin, wurde 1779 zum Theaterdichter in Hanover ernannt, wandte ſich von hier 1780 nach Wien und fand darauf (1789) in Hamburg als Theaterdichter und Dramaturg bei der Bühne Schröder's eine Anſtellung. Nachdem er dann ſeit 1797 in Ratzeburg und 1812—1816 in Holſtein gelebt hatte, begab er ſich nach Berlin, in der Hoffnung, bei dem Nationaltheater daſelbſt angeſtellt zu werden, welche jedoch vereitelt wurde. Die Frau von der Recke empfahl ihn aber 1819 ihrer Schweſter, der

Herzogin von Kurland in Löbichau, welche ihm einen Jahrgehalt aussetzte. Nach dem Tode der Herzogin ernannte ihn deren Tochter, die Herzogin von Sagan, zu ihrem Bibliothekar, als welcher er am 10. Febr. 1835 zu Sagan starb. S. machte sich schon als Student durch dichterische Versuche, welche in den göttinger und leipziger Musenalmanach aufgenommen wurden, rühmlich bekannt, auch trug er für sein Trauerspiel „Gianetti Montaldi" den von der Hamburger Bühne ausgesetzten Preis davon. Außerdem erwähnen wir „Dramaturgische Fragmente" (Grätz 1781—1784. 4 Bde.); „Theater zu Abdera" (Berlin 1787); „Dramaturgische Monate" (Schwerin 1790. 4 Bde.); „Laune, Spott, Ernst, ein Wochenblatt" (Altona 1793. 4 Bde.); „Johann Faust" (Berl. 1804. 2 Bde.); „Gesänge der Religion" (Berlin 1798, neue Aufl. 1823); „Fügungen, eine didaktisch-dramatische Dichtung" (Berlin 1818); „Romantische Darstellungen" (Altenb. 1822); „Darstellung des Lebens und des Charakters Lessing's" (Berlin 1825), welche auch der neuen Aufl. von dessen Schriften beigedruckt ist; „Friedr. Schiller's Don Carlos, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt oder Schiller's dramatischer Genius, gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverstand des Zeitalters" (Dresd. 1827). Auch ist er Verfasser einer ausführlichen Lebensbeschreibung der Herzogin Dorothea von Kurland (Altenb. 1822). 81.

Schinkel (Karl Friedrich), einer der berühmtesten Architekten unserer Zeit, wurde am 13. März 1781 zu Neuruppin geboren. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, so wie später in Berlin erhielt er seine wissenschaftliche Ausbildung und zu gleicher Zeit Unterricht in den zeichnenden Künsten, denen er sich bald unter Gilly's Leitung ausschließlich zu widmen anfing. Vor Allem der Architektur seine Neigung zuwendend hatte er bereits durch mehrere Bauwerke sich als denkender und geschickter Künstler bewährt, als er sich im Jahre 1803 entschloß, in Italien seine Ausbildung zu vollenden. Hier trieb er neben seinem Hauptstudium auch mit Erfolg Landschaftsmalerei, fand indeß unter den damaligen kriegerischen Verhältnissen wenig Beschäftigung und kehrte daher bald nach Berlin zurück. Mit rühmlichem Eifer auf der betretenen Bahn fortschreitend fand er Gelegenheit, sich dem Hofe durch einige Entwürfe zur Verschönerung des Schlosses bemerklich zu machen, worauf er im Jahre 1810 Assessor der Baudeputation und 1811 Mitglied der Akademie der Künste wurde. Vier Jahre später ward er geheimer Oberbaurath, 1819 Mitglied der technischen Ministerialdeputation und 1820 Professor an der Akademie der Künste. Zahlreiche Bauwerke, die er bis in die neueste Zeit herab in Berlin, Potsdam und mehreren andern Städten aufführte, haben seinen Ruhm auch im Auslande verbreitet und sichern ihm für immer eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Architekten. Wir erwähnen hier nur folgende: das neue Schauspielhaus, die Königswache, das Museum, die Ingenieur- und Artillerieschule und die neue Schloßbrücke zu Berlin, in Potsdam das Casino, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienike. 36.

Schinznach, ein berühmter Badeort der Schweitz, liegt im Bezirke Brugg des Cantons Aargau am Fuße des mit den Trümmern der Habsburg gekrönten Wülpelsberges. Die im Jahre 1658 entdeckte Quelle ward im Jahre 1670 von der Aar verschlungen, jedoch 1690 auf einer Insel derselben wieder gefunden und nach Ableitung des einen Flußarms gefaßt. Sie gehört zu den muriatisch-salinischen Schwefelwassern, hat bei einem widerlich salzigen Geschmacke eine Temperatur von 63° F. und bewährt ihre vorzügliche Heilkraft besonders bei Haut- und Gliederkrankheiten, Podagra, Rheumatismen und Verschleimungen. Man trinkt und badet; auch wird der Badeschlamm mit Erfolg zu Überschlägen benutzt. Die Umgebungen sowohl wie die musterhaften alle Bequemlichkeiten darbietenden Einrichtungen des Bades haben demselben in neuerer Zeit große Frequenz verschafft. 15.

Schipeweyer, s. Chipewyer.

Schirach (Gottlob Benedict von), ein vielseitiger deutscher Schriftsteller, wurde am 13. Juni 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlausitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Lauban und die Universität zu Leipzig, entsagte aber bald dem Studium der Theologie und beschäftigte sich besonders mit den alten Sprachen, der Geschichte und den schönen Wissenschaften, ging 1764 nach Halle und schloß sich dort vorzüglich an Klotz an, in dessen gelehrte Streitigkeiten er dadurch verwikkelt wurde. Hier schrieb er Commentare über Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid und Terenz, machte einen Band „Gedichte" bekannt, schrieb über die Harmonie des Styls, die poetische Sympathie und übersetzte das englische Gedicht „Olivier" und Marmontel's Werk über die Dichtkunst. Da er hierdurch mit den bekanntesten Dichtern Deutschlands in Verbindung getreten war und seinen literarischen Ruf begründet hatte, erhielt er 1769 eine außerordentliche und bald darauf 1770 die ordentliche Professur der Philosophie in Helmstädt und beschäftigte sich von nun an ausschließlich mit Geschichte und Statistik, wurde von der Kaiserin Maria Theresia wegen der von ihm verfaßten „Lebensbeschreibung Kaiser Karl's VI." (Halle 1776) in den Adelstand erhoben und folgte 1780 einem Rufe als dänischer Legationsrath nach Altona, welchen er seiner Schrift: „Über das königlich dänische Indigenatrecht" zu verdanken hatte. Hier unternahm er 1781 die Herausgabe des mit großem Scharfsinne und richtigem politischen Blicke redigirten „Politischen Journals," das er 24 Jahre hindurch bis an seinen am 7. Dec. 1804 erfolgten Tod fortsetzte. Seine bedeutendsten Schriften sind: „Biographien der Deutschen" (Halle 1771—1774. 6 Bde.); „Ephemerides literariae helmstadienses" (Helmstädt 1770—1775. 6 Bde.); „Magazin der deutschen Kritik" (Halle 1772—1776. 4 Bde.) und seine Übersetzung der „Biographien des Plutarch" (Berlin 1776—1780. 8 Bde.). — Wilhelm von S., sein ältester Sohn, am 25. Sept. 1779 in Helmstädt geboren, seit 1807 Obergerichtsrath in Glückstadt, jetzt Conferenzrath in Kiel, setzte nach dem Tode seines Vaters bis 1812 das „Politische Journal" fort, wo er die Herausgabe an Andere abtrat. Außerdem ist er Verfasser der „Kritik des ersten, von Verbrechen handelnden Theils des Entwurfes eines peinlichen Gesetzbuches für Schleswig" (Hamb. 1811); auch gab er „Criminalrechtsfälle" (Altona 1813) heraus und schrieb: „Beiträge zur Anwendung des Rechtes mit vorzüglicher Rücksicht auf die Rechtspflege in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg" (Hamb. 1822). — Karl von S., sein jüngerer Bruder, geb. 1786, jetzt Obergerichtsrath in Glückstadt, machte sich als Schriftsteller durch Herausgabe des „Handbuchs des schleswig-holsteinschen Criminalrechtes und Processes" (Altona 1828—1829. 2 Bde.) und der „Geschichte unserer Zeit, 1829—1830" (Hamb. 1831. 2 Bde.) bekannt. 81.

Schiras, s. Persien.

Schirin, s. Chosru.

Schirmer (David), geb. zu Freiberg in Sachsen, gest. als Bibliothekar in Dresden 1663 (?), wurde zu seiner Zeit vorzüglich als Gelegenheitsdichter geschätzt. Auch ist er der Erste, der eine deutsche Oper („Paris und Helena") schrieb, die im Dec. 1650 in Dresden zur Aufführung kam. Seine Lieder, Elegien und Hirtengedichte in den „Rosengebüschen" (Dresd. 1653, vermehrt 1657. 8.), in den „Rautengebüschen" (Dresd. 1663. 8.), so wie einige seiner geistlichen Gesänge beurkunden dichterisches Talent und empfehlen sich durch Leichtigkeit der Versification, stoßen aber ab durch übertriebene Ziererei und unnütze Spielereien, wozu ihn die Nachahmung der neuern italienischen Dichter verführte. 83.

Schirmpflanzen oder Doldengewächse (umbelliferae) heißt bei Linné eine große Pflanzengattung, deren Hauptkennzeichen darin besteht, daß eine Menge einzelner Blüthen auf einem Stengel sich vereinigen, so daß ihre Stiele zusammen die Form der Stäbe eines Regenschirmes bilden, wozu aber übrigens sonst ganz

ungleichartige Pflanzen gehören. Die hauptsächlichsten sind: Kümmel, Petersilie, Fenchel, Till, Sellerie, Möhren, Schierling u. a. 30.

Schischkoff (Alexander), kaiserlich russischer Admiral, von 1824—1828 Minister des öffentlichen Unterrichts und Generaldirector der geistlichen Angelegenheiten aller in Rußland tolerirten fremden Confessionen, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und ausgezeichneter Schriftsteller, geb. 1754 aus einem alten, edlen Geschlechte, ward zum Seedienste erzogen, bereiste als Seeofficier zu Wasser und zu Lande Schweden, Dänemark, England, Deutschland, Preußen, Italien, die Türkei ꝛc., ward 1812 Staatssecretair, 1816 Präsident der Akademie der russischen Sprache, 1820 Mitglied des Reichsrathes und Admiral und am 27. Mai 1824 Cultminister. In diesem letztern wichtigen Posten bewährte er seine vielseitigen Kenntnisse zum Wohle seines Vaterlandes und Rußland hat ihm Vieles zu verdanken. Vorzüglich bemühte er sich um die allmählige Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, stellte jedoch zugleich den Grundsatz auf, daß die niederen Volksklassen von aller wissenschaftlichen Bildung gänzlich ausgeschlossen bleiben müßten und daß die Religion der einzig haltbare Vereinigungspunkt zwischen Aufklärung und Völkerwohl sein dürfe. So sprach er sich in der Rede (abgedruckt in der „Allg. Zeit." 1825, Nr. 30), welche er als Minister am 23. Sept. 1824 vor der Oberschuldirection hielt, aus. Die von ihm als Staatssecretair in den Jahren 1812—1814 entworfenen Manifeste, Aufrufe, Rescripte und Ukasen, ausgezeichnet durch patriotische Gedanken und stylistische Form, wurden 1816 gesammelt herausgegeben. Schon als Cadet begann er seine schriftstellerische Laufbahn und übersetzte Campe's „Kinderbibliothek" (Neue Aufl. Petersburg 1808. 2 Bde.) und Geßner's „Daphnis"; dann schrieb er Einiges für das Theater. Später gab er heraus: „Die Marinewissenschaften" (Petersb. 1795. 2 Thle.); ein „Marinewörterbuch," englisch, französisch und russisch (Petersb. 1795. 2 Thle.); eine „Sammlung von Seejournalen (Petersb. 1800. 2 Thle.). Der dauernde Streit mit Karamsin, indem er dessen Beginnen, die russische Sprache mit fremden Wendungen und Formen zu bereichern, verdammt wissen wollte, veranlaßte seine Schrift: „Betrachtungen über den alten und neuen Styl in der russischen Sprache" (Petersb. 1802. 3. Aufl. 1818). 1805 gab er „Igor's Zug gegen die Polowzer" heraus; auch übersetzte er Tasso's „Befreites Jerusalem" in Prosa (Petersb. 1818. 2 Bde.). 25.

Schisma (Spaltung), ist überhaupt die Getrenntheit gemeinschaftlich sein sollender Zustände, im kirchlichen Sinne aber besonders einestheils das Vorhandensein mehrerer Päpste zu gleicher Zeit, wie das große S. (von 1378—1417), anderntheils die Zerspaltung religiöser Meinungen. Im letztern Sinne ist es so viel als Ketzerei und Schismatiker sind daher Ketzer. Doch faßt die katholische Kirche den Begriff der Schismatiker milder, indem sie nur die nicht unirten Griechen und die Armenier mit diesem Namen belegt. 23.

Schlabrendorf (Gustav, Graf von), ein durch die hohe Bildung seines Geistes und seinen edlen Charakter höchst merkwürdiger Mann, ward zu Stettin den 22. März 1750 geboren, studirte in Halle und Frankfurt an der Oder, benutzte das ihm durch den Tod seines Vaters zugefallene ansehnliche Vermögen zu seiner vielseitigen Ausbildung durch Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Schottland, ließ sich dann in Paris nieder und erwarb sich hier ungeachtet vieler auffallenden Sonderbarkeiten durch seine hohe Bildung und durch seinen Eifer für Menschenwohl die allgemeine Achtung. In seinem kleinen schlecht meublirten Zimmer, das er nie verschloß und selten verließ, lebte er in gänzlicher Zurückgezogenheit von den Ereignissen der Revolution, wurde aber dessenungeachtet auf Robespierre's Befehl 1793 verhaftet und sollte schon zur Guillotine abgeführt werden, als sich der Scharfrichter durch den Mangel des einen Stiefels, den

S. nicht finden konnte, bewegen ließ, ihn auf den morgenden Tag aufzusparen. Durch diesen Zufall wurde er im Drange der Ereignisse in seinem Kerker vergessen, aus dem er erst am 9. Thermidor 1794 wieder befreit wurde. Napoleon ließ ihn, obgleich er sich selbst gegen die an ihn gesandten Spione über dessen Regierungsweise unverholen ungünstig äußerte und die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich mit bedeutenden Summen unterstützte, unangefochten; doch verweigerte man ihm 1813 seine Rückkehr nach Preußen, da er an der Befreiung seines Vaterlandes thätigen Antheil nehmen wollte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris erhielt er dafür die Besuche der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Feldherren, auch wurde ihm später zur Anerkennung seiner Verdienste um sein Vaterland der Orden des eisernen Kreuzes am weißen Bande zugesendet. Um seine Gesundheit wieder herzustellen, verließ er 1824 auf kurze Zeit Paris, bezog eine Wohnung auf dem Lande, starb aber schon zu Paris am 22. Aug. 1824. In der von ihm sich selbst entworfenen Grabschrift: „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius" spricht sich sein tiefer Sinn für Bürgerwohl und Menschenglück einfach und schmerzlich aus. S. ist der eigentliche Verfasser der Schrift: „Napoleon und das französische Volk unter seinem Consulate" (Köln 1804. 2 Bde.). Auch schrieb er: „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung" (1816). Er beschäftigte sich anhaltend mit Erfindung einer Sprachmaschine, durch welche er alle Laute der Sprache deutlich wiederzugeben hoffte. S. war ein eben so geistreicher, als gemüthvoller Mann, dessen Eigenheiten größtentheils aus dem Zwiespalte entsprangen, den er zwischen seinen Ansichten über Staats- und Menschenleben und der Wirklichkeit wahrnahm. — Vergl. über ihn: Graf Schlabrendorf amtlos als Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm" von Varnhagen von Ense (im 3. Jahrgange von Raumer's „Historischem Taschenbuche"). 81.

Schlacht, Treffen, Gefecht und Scharmützel sind ähnliche, nur verschiedene Grade bezeichnende Ausdrücke. Gewöhnlich sagt man S. (lat. proelium; franz. bataille; engl. battle), wenn mindestens eine Armee auf jeder Seite gestritten hat; Treffen (lat. pugna; franz. cambats; engl. action), wenn nur ein Theil einer Armee, 10000 bis 20000 Mann im Feuer waren; Gefecht (franz. engagement; engl. fight), wenn nur 2000 bis 3000 Mann verwendet worden, und endlich Scharmützel (franz. escarmouche; engl. skirmish), wenn etwa 600 bis 800 Mann handgemein gewesen sind. Die Schlachtordnung (lat. acies; franz. ordre de bataille; engl. battle-array) ist die Stellung, welche eine Armee vor Beginn eines Gefechtes hat, und von großer Wichtigkeit, weil oft in derselben schon die Ursache zum Ausgange des Gefechts liegt. Grundsatz ist dabei, daß dem Feinde nie die ganze Stärke gezeigt wird, wenn nicht der besondere Fall, imponiren zu wollen, eintritt; am Allerwenigsten darf dieß aber in einer Fronte stattfinden, sondern stets müssen mehrere (2 bis 3) hinter einander stehende Linien (Treffen) gebildet werden, damit die Möglichkeit bleibt, die vorderen Linien noch unterstützen zu können. Es ist ferner Grundsatz, nicht alle Truppen zugleich im Gefechte zu verwickeln, sondern einen Theil zurückzuhalten, der entweder bestimmt ist, den Ausschlag zu geben oder im ungünstigen Falle den Rückzug zu decken (s. Reserve). Die Cavallerie erhält ihre Stellung da, wo das Terrain ihrer Wirkung günstig ist und die Artillerie wird auf den geeignetsten Punkten auf den Flügeln und in der Mitte der Treffen vertheilt. Der Anmarsch zum Gefechte muß verdeckt geschehen. So lange nicht die Stellung des Feindes bekannt ist, bringt der Angreifende nur wenig Truppen ins Gefecht und schützt sie durch Reserven. Der Vertheidiger sucht seine Stellung und Stärke so lange als möglich zu verbergen, um den Feind zu nöthigen, viele Kräfte aufzuwenden, sich zu ermüden und seine Pläne aufzudecken. Hat der Angreifende sich mehr genähert, so zieht er die vorgesandten leichten Truppen zurück und beginnt den Angriff entweder auf der

ganzen Fronte des Gegners oder auf einzelnen Punkten, wodurch der Vertheidiger genöthigt wird, mehr Kräfte ins Gefecht zu bringen, sich zu zeigen. Das Gefecht kommt dann zum Stehen; Demonstrationen, Scheinangriffe, Täuschungen, unerwartetes Übergehen des Vertheidigers in die Offensive, Benutzung der Fehler des Feindes, Hinhalten, Nähern, Abbrechen, Herstellen und Aufnehmen des Gefechts, folgen und dann tritt die Entscheidung ein, welche hervorgebracht wird durch die Vereinigung der Kräfte des vordringenden Theils auf denjenigen Punkt der feindlichen Stellung, welcher den meisten Vortheil verspricht. Der Feind unterstützt diesen Punkt durch seine Reserven oder sucht sich durch eine Diversion Luft zu machen. Der Sieger bleibt für den Augenblick Herr des Kampfplatzes, der Besiegte muß weichen und dieß geschieht entweder in einem geordneten Rückzuge oder in aufgelöster Flucht, welchem die Verfolgung folgt. Die verschiedenen Arten des Angriffs s. unter Angriff. Napoleon lieferte fast alle seine Schlachten en échelon (s. d. Art.); nur ließ er gleichzeitig, zu beiden Seiten des Keils, große Truppencorps vorrücken, um die ganze Truppenmasse des Feindes zu beschäftigen. Friedrich der Große wurde durch den schrägen Angriff berühmt, den Epaminondas zuerst bei Leuktra anwandte. Der macedonische Phalanx wirkte meist in der Form eines Keiles. Bei Leipzig stand Napoleon (1813) in einer doppelten Zange. Ob man aber das Centrum oder die Flügel angreift, darüber müssen strategische und taktische Rücksichten entscheiden. Als Napoleon 1806 seinen Feldzug eröffnete, griff er aus strategischen Beweggründen nicht den rechten Flügel der Preußen an, welcher in der Gegend des thüringer Waldes stand, weil er dieselben alsdann auf ihre Operationsbasis, die Elbe, zurückgeworfen haben würde, die er selbst erreichen wollte; sondern er wählte den linken Flügel, wodurch er näher an Berlin zu stehen kam, als die Preußen. Aus demselben Grunde griff Napoleon 1807 stets die linken Flügel der Preußen und Russen an, um sie von den preußischen Provinzen und dadurch von ihren Hülfsquellen abzuschneiden und sie nach dem Niemen hinzuwerfen, von wo sie keine Unterstützung erhalten konnten. Was den Gebrauch der Reserven im Gefechte betrifft, s. d. Art. Krieg und Reserve. Wenn nun das Gefecht so lange hingehalten ist, daß endlich die Verwendung der Reserven des einen Theils früher nöthig wird als des andern, dann ist es zweckmäßig, dasselbe abzubrechen, denn der Feind ist in der Hinsicht überlegen, daß er die letzten frischen Truppen ins Gefecht bringen kann. Der Rückzug selbst kann entweder parallel mit der vorher gehabten Stellung, also senkrecht auf der Rückzugslinie, oder in einer andern Richtung ausgeführt werden. Im ersten Falle geschieht derselbe mit einzelnen Treffen oder en échequière, wobei, wenn das eine Treffen sich durch das andere hindurchzieht, jenes in Colonne gesetzt wird. Die schweren Batterien ziehen sich zuerst zurück, um rückwärts eine neue Position zu nehmen; ob hiernächst reitende oder Fußartillerie folgt, hängt davon ab, ob sich Cavallerie oder Infanterie an der Queue befinden. Eine besondere Sorgfalt muß bei der Einnahme einer neuen Stellung auf die Communicationen verwendet werden. Jede ordre de bataille ist fehlerhaft, wenn nicht für den möglichen Fall eines Rückzuges gesorgt ist. Die Folge davon ist in der Regel das Ausarten in regellose Flucht und völlige Vernichtung des Heeres (der Verlust der S. bei Marengo war darum für die Östreicher so entscheidend, weil sie auf keine sichere Rückzugslinie Rücksicht genommen hatten). Hinterhalte oder Verstecke dem verfolgenden Feinde zu legen ist oft von großem Nutzen und wäre es auch nur, um Zeit zu gewinnen. Der Zweck des Verfolgens ist nicht nur den errungenen Sieg zu behaupten, sondern auch, um den größten Vortheil daraus zu ziehen, damit der Kampf nicht noch einmal erneuert werde. Die neuere Geschichte zeigt, wie durch die Verfolgung ein Sieg am besten zu benutzen ist, statt daß im XVI. Jahrh. die Kriege wenig entschieden, weil man sich auf ein Verfolgen des geschlagenen Feindes nicht einließ.

Ist der Feind noch in Ordnung, so soll man sich beim Verfolgen nie von einer unbesonnenen zu großen Hitze hinreißen lassen. Grenzen soll die Verfolgung eigentlich nie finden, sobald der Feind nicht ganz aufgerieben ist. In ungeregelter Flucht zogen die Trümmer der französischen Armee von Belle-Alliance bis vor die Thore von Paris, weil die Verfolgung durch die Preußen ununterbrochen und ohne Sammeln der Truppen geschah. Zum Verfolgen eignen sich in der Ebene Cavallerie und reitende Artillerie, im durchschnittenen Boden Infanterie und Fußartillerie am Besten. 61.

Schlacken, lat. scoriae; franz. scories, crosses; engl. slaks, dross, heißen diejenigen Abfälle bei dem Schmelzprocesse, von denen die nutzbarern, schwereren Erztheile entfernt worden sind. Je nach der Arbeit, von der sie fallen, heißen sie Rohschlacken, welche meistens sogleich als unhaltig beseitigt oder auf die Halde gebracht werden, Garschlacken vom Gar- und Frischarbeiten, Blei-, Kupfer-, Zinn- und Eisenschlacken von den Arbeiten auf Blei, Kupfer, Zinn und Eisen. Reiche S. und S. von einer zweiten oder dritten Bearbeitung eines Erzes werden meistens sogleich wieder zum Schmelzen in den Ofen aufgegeben. 76.

Schlackenbäder sind heiße Bäder, zu denen das Wasser mittelst glühender oder selbst fließender Schlacken erhitzt worden ist. Man gebraucht Eisenschlacken und Schlacken von kiesigen Erzen, die von Arsenikgehalt frei sind und in Ermangelung beider auch Schmiedeschlacken. Das Wasser erhält durch die Schlackenablöschung in demselben einige metallische und schwefelwasserstoffhaltige Theile. Man rühmt die Bäder in Hautkrankheiten, strophulösen Übeln, rheumatischen und gichtischen Beschwerden. 76.

Schlaf, lat. somnus; franz. sommeil; engl. sleep, ist eine der sonderbarsten und in ihrem Wesen und ihrer Ursache nach nicht erklärten Erscheinungen im Leben des Menschen und der Thiere. Alle thierische Verrichtungen, die Seelenfunctionen, die sensoriellen Vorgänge, die willkührlichen Bewegungen können nicht fortgesetzt thätig sein, nach 16—18 Stunden des Wachens tritt im Gegentheil ein Zustand der Mattigkeit und Schwäche ein, unsere Bewegungen werden schwer, unsere Sinne verlieren ihre Schärfe und die Denkkraft wird getrübt. An diesem Gefühle der Schläfrigkeit erkennen wir die Nothwendigkeit, uns dem S. hinzugeben; wir wählen eine bequeme Lage und suchen das Dunkel und die Stille. Nunmehr verliert sich nach und nach der Gebrauch der Sinne, zuerst hört der Gesichtssinn auf thätig zu sein, indem sich die Augenlieder schließen, der Geruch schläft erst nach dem Geschmacke ein, das Gehör nach dem Geruche, der Tastsinn nach dem Gehöre, die Muskeln der Arme und Füße erschlaffen vor denen, die den Kopf tragen, diese vor denen der Rückenwirbel. Das Selbstbewußtsein ist anfangs noch nicht völlig erloschen; indessen verdunkelt sich dasselbe immer mehr, zuletzt erlischt die Empfindung der Existenz und so ist endlich der S. völlig eingetreten. Dieser Zustand, in welchem alle diejenigen Theile, welche dem Willen unterworfen sind, mehr oder weniger ruhen, so wie auch die Organe der Ernährung in verringerter Thätigkeit sich befinden, so daß der Puls und der Athem, die Absonderungen und die Verdauung langsamer von Statten gehen, dauert längere oder kürzere Zeit; endlich beginnt die Seele wieder thätig zu sein und zwar zuerst von Seiten der Einbildungskraft; es entstehen Traumvorstellungen, die immer lebhafter werden; nunmehr zeigen die Sinnesorgane immer mehr Empfänglichkeit für Eindrücke, und so erwachen wir endlich durch Ruhe gestärkt zur neuen Thätigkeit. — Kinder werden leicht schläfrig und so wie sie nicht genug beschäftigt sind, schlafen sie ein. Dasselbe begegnet auch vielen Leuten im spätern Alter, dann geschwächten Leuten, deren Kraft bald erschöpft ist; ferner fast einem Jeden, wenn die Umgebung zur Ruhe einladet oder die Beschäftigung Langeweile erregt. Menschen, die zu bestimmten Zeit zu schlafen pflegen, werden ebenfalls schläfrig, so wie diese Stunde

kommen können die Personen und Sachen, die Verhältnisse, in welchen sie vorkommen und stehen, mit vielen Umständen, welche nicht, oder wenigstens nicht immer, zum Begriffe gehören, und die man, wenn man sie nicht weglassen will, in einen Satz oder in einen Theil desselben nur mit Mühe bringen kann. — Manche kommt dann zu dem Mittel, sich durch Parenthesen und Incidenzsätze einigermaßen zu helfen, und sie hat auch den Vortheil, dass sie dadurch schneller, kürzer und natürlicher schreibt, als wenn sie alles in Hauptsätze auflösen wollte. Allein, wo Parenthesen, wo Klauseln in einander geschachtelt werden, wo Incidenzsätze sich in Incidenzsätze einmischen, da wird der Periode, der Rede, der Schrift, alle Leichtigkeit, alle Deutlichkeit genommen. Es ist, wie wenn man, um Platz zu ersparen, in einem Zimmer, das mit Meublen schon überfüllt ist, noch einen Stuhl hineinstellen will. Der Stuhl findet zwar Platz, aber alle andern Meublen werden dadurch in ihrer Lage gestört, und können nicht mehr gebraucht werden. Eben so ist es mit Parenthesen und Incidenzsätzen. Sie setzen sich hinein, aber sie stören und hindern die übrigen Theile der Periode, und machen sie unbrauchbar. Man kann sich dieses Fehlers nicht leicht schuldig machen, wenn man sich nur gewöhnt, jeden Satz, der nicht ganz kurz ist, in seine Theile aufzulösen, und diese Theile, wenn sie nicht schon an sich selbst und ihrer Natur nach in einander eingreifen, durch Conjunctionen, Relativwörter, Interjectionen, Participien, Infinitive, Substantive, Pronomina, Adverbien, Präpositionen, mit einander zu verbinden, bis sie durch sie keine Anstöße mehr finden.

Ich will diese Regel durch einen Satz, zusammen, und, wieder, aus, welche, das Relativum und die Präposition illustriren, deren Gebrauch, wie ich schon bemerkt habe, sehr schwierig ist, weil sie, wenn sie nicht richtig sind, bald gewöhnlich die ganze Periode verwirren, und ihre Klarheit und Schönheit vernichten. Wenn man einen Satz, wenn seine Theile aufgelöst sind, bei der Durchsicht und den Zeigen des Correctors, oder bei einer andern Gelegenheit, wieder zusammensetzt, und sich dabei der Conjunctionen, und der übrigen oben angeführten Wörter bedient, so kann man sich, wie ich schon gesagt habe, sehr oft einer Periode bedienen, die nicht verwirrt ist, und doch nicht zu viele Sätze; aber dadurch, dass man sich dieser Wörter bedient, kann man sich auch in Perioden verwirren, die nicht verwirrt sind, indem man sich nämlich, wie Quintilian sehr richtig sagt, durch sie verleiten lässt, mehrere Sätze, als man sollte, in eine Periode zu bringen. Es kann nämlich manchmal geschehen, es kann zu Zeiten nöthig sein, dass man einen Satz, der nicht ganz kurz ist, in seine Theile auflöst, und diese Theile, wenn sie nicht schon an sich selbst und ihrer Natur nach in einander eingreifen, durch Conjunctionen, Relativwörter, Interjectionen, Participien, Infinitive, Substantive, Pronomina, Adverbien, Präpositionen, mit einander zu verbinden, bis sie durch sie keine Anstöße mehr finden.

sein Bewußtsein zurück, allein die Lähmung, die gleich mit Eintritt der Krankheit seine Glieder, Gesichtsmuskeln, Zunge und dergl. mehr befallen hatte, bleibt zurück; seine Geisteskräfte werden immer schwächer, vorzüglich schwindet das Gedächtniß, und so stirbt er oft erst nach mehrern Jahren gewöhnlich an wiederholtem S. (s. d. Art. Lähmung). Bei Personen, die am S. verstorben sind, bemerkt man eine Überfüllung der Blutgefäße des Kopfes; in der der Lähmung entgegengesetzten Hirnhälfte befinden sich Höhlen, die mit schwarzem geronnenen Blute angefüllt sind; dabei ist die diese Höhlen umgebende Hirnsubstanz sehr oft erweicht; in den Hirnkammern finden sich häufig wässerige Ausschwitzungen oder in den Hirnhäuten, in den Blutgefäßen Verwachsungen, Verknöcherungen ꝛc. Als vorbereitende Ursachen des S. sind das höhere Alter (vorzüglich die Zeit zwischen dem 50. bis 80. Jahre), das sanguinische Temperament, ein gewisser Körperbau, der sich in Gesichtsröthe, kurzem Halse, dickem Kopfe, Beleibtheit des Körpers ausspricht, vorhandene Herzkrankheiten anzusehen; als nähere Veranlassungen gibt man Überladungen des Magens, den Rausch, heftige Gemüthsbewegungen, epileptische Anfälle, starke Erhitzung und Erkältung und dergl. mehr an; auch ist nicht zu verkennen, daß der S. zu gewissen Zeiten öfter als zu anderen vorkommt, also einem epidemischen Einflusse unterworfen ist. — Zur Cur des Schlagflusses sind vorzüglich in älteren Zeiten eine Menge höchst verschiedenartiger Mittel vorgeschlagen und angewendet worden; allein statt wirkliche Hülfe zu leisten, dienen sie nur zum Beweis, wie sehr auch die Ärzte dem Aberglauben unterworfen gewesen sind. Jetzt begnügt man sich damit, durch Aderlässe, Blutegel, kalte Umschläge, reizende Klystiere, blasenziehende und rothmachende Mittel an die Schenkel gelegt, und ähnliche den Drang des Blutes nach dem Kopfe und den fortdauernden Erguß desselben im Hirne zu mäßigen und anzuhalten, muß sich aber leider das Geständniß ablegen, daß schwere Fälle der Arzt gar nicht, leichte Fälle dagegen nur mit vieler Mühe und nur bei einem günstigen Stande der organischen Heilkraft zu heben im Stande sei. 39.

Schlaglicht und Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz, Prägschatz, franz. seigneuriage, rendage, brassage; engl. seigniorage, mintage, nennt man den Gehaltsabzug, an Korn oder an Schrot, der Münzen, um damit die Kosten, welche der Staat von der Münzfabrication und von der Münzanstalt überhaupt hat, zu decken. 26.

Schlange, lat. serpens; franz. serpent, couleuvre; engl. serpent, snake, ist der allgemeine Name für eine Ordnung der Amphibien, als deren charakteristische Kennzeichen Linné den Mangel der Füße, der Schwimmflossen und äußeren Hörwerkzeuge, so wie das Athmen durch Lungen aufstellt. Der Körper der Schlangen hat durchgängig eine walzenförmige, hinsichtlich der Länge und des Umfangs verschiedene, nach hinten mehr oder weniger spitzig zulaufende Gestalt. Der hinterste Theil heißt von der Öffnung der Afters an, wo ein bedeutender Absatz sichtbar ist, Schwanz. Der obere Körper ist mit hornartigen, biegsamen, länglichrunden oder ziegelförmig gebildeten Schuppen besetzt, die Schilder und, wenn sie um den ganzen Leib herumgehen, Ringe heißen. Bei einigen werden diese durch eine runzelige Haut ersetzt, die sich am untern Körper hinzieht. Der Kopf schließt sich ohne einen besondern Hals an den Rumpf an und ist meistentheils kleiner als dieser, dabei mehr oder weniger platt, meistens stumpf, oder endigt in einer kolbigen Spitze. Da die Kinnladen ohne knöcherne eingewirbelte Gelenke sind und blos durch knorpelartige Bänder mit dem Hirnschädel zusammenhängen, so können sie ihren Rachen ziemlich weit von einander ziehen und bei der Ausdehnbarkeit ihres Kropfes wird es ihnen nicht schwer, ein Thier, das 3—4mal dicker ist als sie, zu verschlingen. Der Rachen ist mit 2 Reihen Zähne besetzt, deren sie sich nicht sowohl zum Kauen, als zum Festhalten ihres Raubes bedienen. Die sogenannten giftigen Schlangen haben

überdieß auf jeder Seite der obern Kinnlade 2 längere Zähne, welche hohl sind und durch besondere Muskeln ausgestreckt und zurückgezogen werden können. Indem sie damit ein Thier verwunden, entladet sich das dahinter befindliche Bläschen seines Giftes und dieses dringt durch die kleine Öffnung des Zahns in die Wunde ein. Das Gift vieler Schlangen, besonders in den heißen Ländern, ist so stark, daß es augenblicklich den Tod zur Folge haben kann. Die Zunge der S. ist lang, schmal und vorn gespalten und, da sie diese, wenn sie gereizt werden, mit ungewöhnlicher Schnelligkeit bewegen, so war man früher der Meinung, daß sie mit der Zunge stächen und das Gift beibrächten. Ihre Augen sind feurig, ihr Blick ist scharf; die Töne, welche sie von sich geben, bestehen in einem bloßen Gezische. Die festen Theile ihres Körpers machen eine Reihe von Wirbelgebeinen aus, die vom Kopfe bis zum Schwanze reichen und alle beweglich sind. Zu beiden Seiten laufen von diesen die Rippen aus, doch erstrecken sie sich nicht ganz bis an den Schwanz. Obgleich sie ein (äußeres) Werkzeug zum Gehen entbehren, so können sie sich doch vermöge ihrer vielen Muskeln sehr schnell bewegen, ja, man kann sagen, pfeilschnell fortschießen, sich auf ihrem Schwanze gestützt mit dem Vordertheile des Körpers in die Höhe erheben und durch Hülfe ihrer Schuppen sehr leicht auf Bäume hinaufwinden. Die Schlangen leben besonders unter der heißen Zone und sind hier am Gefährlichsten; seltener und weniger schädlich sind sie in der gemäßigten. Gewöhnlich halten sie sich an sumpfigen und verborgenen Orten auf; doch können sie auch, wiewohl nur auf kurze Zeit und wenn sie Luft schlucken können, im Wasser leben. An heißen Tagen kommen sie am Häufigsten aus ihren Schlupfwinkeln hervor und sonnen sich. Fängt es in den gemäßigten Ländern an kalt zu werden, so verkriechen sie sich und verfallen in den Winterschlaf, aus dem sie erst die beginnende Wärme im Frühlinge erweckt. In dieser Zeit häuten sie sich und die Farbe ihrer neuen Bedeckung ist sehr verschieden und oft sehr prächtig. Ihre Nahrung besteht in Kröten, Fröschen, Insecten und Vegetabilien und nur die größeren Schlangen fallen auch über die größern Säugethiere, über Tiger, Ochsen, Pferde ꝛc., her. Um diese schlingen sie sich herum und zwängen sie so lange zusammen, daß sie sterben müssen. Können sie ihre Beute nicht auf einmal verschlingen, so behalten sie den einen Theil davon so lange im Rachen, bis er in Fäulniß übergegangen ist, hierauf ziehen sie den andern Theil nach. Damit sie ihren Raub leichter verschlingen können, so begeifern sie ihn oft; übrigens können sie auch lange hungern. Ihre Fortpflanzung erfolgt durch Eier. Einige lassen sie durch die Wärme der Sonne ausbrüten; bei anderen aber durchbricht die Brut das Ei im Leibe selbst. Der Nutzen der Schlangen ist sehr gering; doch vermindern sie manche schädliche Insecten und einige sind auch in der Arznei brauchbar. Den Völkern, die noch Schlangen essen, wollen wir gern diesen Genuß gönnen und die Indianer nicht beneiden, welche die Häute zu allerlei Überzügen und Kleidern benutzen. Cuvier theilt die Schlangen in Bruchschlangen, wahre und nackte Schlangen; Oken dagegen in 1) Geschlechtslurchen (a. Nieren- und b. Lungenlurchen); 2) Geschleidlurchen; 3) Geschrötlurchen. (S. Lenz, „Schlangenkunde", Gotha 1832.) — Schon im Alterthume waren mehrere Arten der Schlangen bekannt; doch spielten sie damals eine weit wichtigere Rolle, als bei uns. Bei den Hebräern galten sie dem mosaischen Gesetze zufolge für unreine Thiere, eine Ansicht, die wohl zunächst durch deren Schädlichkeit für den Menschen begründet wurde, und man verband mit dem Begriffe einer S. stets das Listige und Böse. Doch war diese Ansicht nicht blos den Hebräern eigen, sie findet sich auch im Dualismus Persiens und in anderen noch bestehenden Religionssystemen des Orients. Bei den Ägyptern dagegen war die S. das Symbol der Einsicht und des daselbst als guten Princips verehrten Kneph. Ihr Cultus war daher in Ägypten allgemein verbreitet und jene Ansichten fanden in sofern selbst im Christenthume Eingang, als ägyptische Gnostiker dadurch zu einer allegorischen Deu-

Digitized by Google

tung der S. im Paradiese geführt wurden (Ophiten). Unter anderen Modificationen fand vielleicht der ägyptische Schlangendienst auch im griechischen Heidenthume Anwendung. Wenigstens wissen wir, daß die S. dem Äskulap als Attribut beigegeben wurde und daß man sie als Symbol der Wachsamkeit ꝛc. aufstellte. In der nordischen Mythologie erscheint die S. als Symbol der Leidenschaften des Menschen. (S. Perchouet, „De l'ophiolatrie, ou culte du serpent", Nantes 1833.) 35.

Schlange des Ophiuchus ist ein großes Sternbild, von dem der Hals und Kopf südwärts unter der nördlichen Krone, westwärts beim Schlangenträger, steht und sich an verschiedenen Sternen dritter und einem zweiter Größe kenntlich macht. Von da schlingt sich die S. durch den Ophiuchus nach Osten, so daß der Schwanz wieder aufwärts bis in die Milchstraße westlich beim Antinous reicht. — Man zählt 62—64 Sterne in der S. 13.

Schlangenbad, ein Dorf im Herzogthume Nassau, zum Amte Langenschwalbach gehörig, mit 250 Einwohnern, liegt in einem anmuthigen Thale des Taunus und besitzt eine seit fast 200 Jahren bekannte und noch stark besuchte Badeanstalt. Die 3 Quellen, welche es neben einigen neu aufgefundenen benutzt, haben eine Wärme von 21° R. und sollen in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser liefern. Dasselbe ist klar und ohne Geruch und wird zum Trinken, mehr aber noch zum Baden gebraucht. Sehr wohlthätig hat es sich an Nervenkranken, namentlich aus dem weiblichen Geschlechte, an solchen, welche mit Krämpfen beladen waren, und bei Hautausschlägen bewiesen. Daher kommt es, daß die Curgäste größtentheils diesem Geschlechte angehören. Auch sind daselbst Vorrichtungen zu Tropf- und Douchebädern getroffen worden. S. ist übrigens einer der geräuschlosesten Badeörter und ein Besuch der nahen Berge, des Rheingaus oder eines benachbarten Städtchens, den man gewöhnlich auf Maulthieren unternimmt, muß Ersatz für den Wechsel des Vergnügens und der Unterhaltung gewähren, den man anderwärts findet. (S. „Über Bäder und Brunnencuren, besonders an den Mineralquellen des Taunus ꝛc. von Dr. Heyfelder", Stuttg. 1834, und „Schlangenbad und seine Heiltugenden von Dr. Fenner von Fenneberg", Darmstadt 1836.) 35.

Schlangengeschütze, s. Feldschlangen.

Schlegel, eine berühmte Gelehrtenfamilie des XVIII. und XIX. Jahrh., stammt von einem churfürstlich sächsischen Appellationsrathe und Stiftssyndicus zu Meißen ab und hat sich vorzüglich durch folgende Glieder ausgezeichnet: 1) **Johann Elias S.**, 1718 zu Meißen geboren, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer, besuchte alsdann die Schulpforte und ging von hier 1739 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Doch schloß er sich hier meist an Gottsched an, in dessen „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" er verschiedene Aufsätze lieferte, ging nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn (1743) als Privatsecretair des sächsischen Gesandten von Spener nach Kopenhagen und war von hier aus Mitarbeiter der „Bremer Beiträge" und Herausgeber einer Wochenschrift: „Der Fremde", worin er seine Ansichten über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache ꝛc. niederlegte, eine Unternehmung, welche in Dänemark und Deutschland allgemeinen Beifall fand; auch schrieb er einige Lustspiele in deutscher Sprache, welche in das Dänische übersetzt und in Kopenhagen aufgeführt wurden. Er ward daher 1748 außerordentlicher Professor an der Ritterakademie zu Soroe. Allein Nahrungssorgen, noch mehr aber angestrengte Thätigkeit zogen ihm ein hitziges Fieber zu, woran er schon 1749 starb. S.'s dramatische Werke bezeichnen jetzt noch das Aufblühen eines bessern Geschmacks in der deutschen Literatur, obgleich die Fehler der Gottsched'schen Schule an ihnen noch sehr hervortreten. Seine „Sämmtliche Werke" gab Joh. Heinrich Schlegel (Kopenh. u. Leipz. 1761—1770. 5 Bde.) heraus. Auch besitzen wir von ihm

eine Überſetzung der Luſtſpiele des Saint-Foix (Leipz. 1750. 1. u. 2. Bd.). — 2) Johann Adolph S., am 18. Sept. 1721 geboren, beſuchte ebenfalls die Schulpforte und die Univerſität Leipzig, ſchloß hier mit Gellert, Rabener, Ebert, Cramer u. A. den Dichterverein und nahm an den „Bremer Beiträgen", an den „Vermiſchten Schriften" und an J. A. Cramer's Wochenſchrift: „Der Jüngling" thätigen Antheil. Sein ſchriftſtelleriſcher Ruf wurde aber am Meiſten durch eine Ueberſetzung von Batteux: „Les beaux arts reduits à un même principe" begründet (1750. 3. Aufl. 1770). Nachdem er 1751 zum Diakonus und Schulcollegen in Pforta ernannt worden war und ſeit 1754 als Prediger und Profeſſor der Philoſophie am Gymnaſium zu Zerbſt gewirkt hatte, wurde er 1759 nach Hanover berufen, wo er als Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent des Fürſtenthums Kalenberg am 16. Sept. 1793 ſtarb. S.'s Verdienſte um die deutſche Literatur („Vermiſchte Gedichte", Hanov. 1787—1789. 2 Bde.), beſonders im Fache der Fabel (Leipz. 1769) und des geiſtigen Liedes („Geiſtliche Geſänge", Leipz. 1766. 3 Sammlungen) verdienen dankbare Anerkennung, obgleich für unſere Zeit ſeine Leiſtungen und Anſichten größtentheils werthlos und veraltet erſcheinen. Von ſeinem Talente als Kanzelredner hat er uns ſchätzbare Beweiſe in mehreren Sammlungen von Predigten hinterlaſſen, unter denen ſich beſonders die in Leipzig (1757. 3 Bde.) herausgekommene auszeichnet. — 3) Johann Heinrich S., 1724 zu Meißen geboren, beſuchte die Schule zu Pforta und ſeit 1741 die Univerſität Leipzig, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete und außerdem mit beſonderm Eifer Geſchichte und ſchöne Literatur ſtudirte, ward durch Vermittelung ſeines Bruders, J. Elias S., Secretair an der däniſchen Kanzlei in Kopenhagen, dann Profeſſor der Geſchichte daſelbſt und ſtarb dort als königlicher Hiſtoriograph und Juſtizrath am 18. Oct. 1780. Außer mehreren Schriften über die däniſche Geſchichte beſitzen wir von ihm eine „Geſchichte der däniſchen Könige aus dem oldenburgiſchen Stamme" (Kopenh. u. Leipz. 1777. 2 Bde.). Auch als Überſetzer engliſcher Dramatiker, beſonders der Schauſpiele Thomſon's, leiſtete er für ſeine Zeit nicht ganz Gewöhnliches. — 4) Joh. Friedrich Wilhelm S., Sohn von Johann Heinrich S., geb. 1765 zu Kopenhagen, geſt. daſelbſt als Conferenzrath, Profeſſor der Rechte und Senior der Univerſität am 22. Juli 1836, hat ſich als Schriftſteller einen bedeutenden Ruf erworben. Außer ſeinen gründlichen Forſchungen über altnordiſche Geſchichte und Geſetze verdient ſeine „Statiſtik der däniſchen Staaten" (Kopenh. 1793—1796), ſein „Staatsrecht des Königreichs Dänemark und der Herzogthümer Schleswig, Holſtein und Lauenburg" (deutſch, Schlesw. 1829) und ſeine kritiſche Ausgabe des alten isländiſchen Geſetz- und Rechtsbuches „Graagaaſen" (Kopenh. 1830) beſondere Erwähnung. — 5) Karl Auguſt Moritz S., der älteſte Sohn von Johann Adolph S., als theologiſcher Schriftſteller bekannt, am 26. Sept. 1756 zu Zerbſt geboren, wurde auf dem Gymnaſium zu Hanover, ſpäter aber auf der Univerſität zu Göttingen gebildet, lebte dann einige Jahre als Hauslehrer in Meklenburg, wurde darauf Pfarrer in Bothfeld, 1790 zweiter Prediger zu Harburg, ging von hier 1796 als Superintendent und Prediger nach Göttingen und wurde 1816 zum Generalſuperintendenten und erſten Prediger nach Harburg berufen, wo er am 29. Jan. 1826 ſtarb. Seine vorzüglichſte Schrift iſt: „Kritiſche und ſyſtematiſche Darſtellung der verbotenen Grade der Verwandtſchaft und Schwägerſchaft ꝛc." (Hanover 1802). — 6) Johann Karl Fürchtegott S., Bruder des Vorigen, ein rühmlich bekannter kirchlicher Schriftſteller, am 2. Jan. 1758 in Zerbſt geboren, beſuchte die Schule zu Hanover, ſtudirte in Göttingen die Rechtswiſſenſchaft und ſtarb am 13. Nov. 1831 als Conſiſtorialrath in Hanover. Als Schriftſteller hat er ſich beſonders verdient gemacht durch ſein „Hanöveriſches Kirchenrecht" (Hanover 1801—1805. 5 Bde.), durch das Werk: „Über den Geiſt der Religioſität aller Zeiten und Völker" (Hanover

1819. 2 Bde.) und durch seine „Kirchengeschichte von Norddeutschland" (Hanover 1828—1832. 3 Bde.). — 7) August Wilhelm von S., Bruder des Vorigen, ein als Dichter, Ästhetiker, Kritiker und Sprachforscher ausgezeichneter Schriftsteller, am 8. Sept. 1767 zu Hanover geboren, wurde anfangs durch Hauslehrer, später aber auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, wo sich schon damals sein Talent für Sprachen und Dichtkunst entwickelte und seine Versuche in letzterer sich durch Leichtigkeit des Versbaues und Reims auszeichneten. In Göttingen vertauschte er bald das Studium der Theologie mit dem der Philologie, schrieb eine lateinische Abhandlung über die homerische Geographie, verfertigte das Register zu Heine's Virgil und war Mitarbeiter an Bürger's „Akademie der schönen Künste", in die er unter andern seine „Ariadne" und einen Aufsatz über Dante lieferte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn trat er als Lehrer in das Haus eines Banquiers zu Amsterdam, wo er sich drei Jahre aufhielt und dann in Jena niederließ. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich hier auf die Theilnahme an Schiller's „Musenalmanach" und an den „Horen", in denen besonders seine Briefe über Poesie, Sprache und Sylbenmaß, so wie seine Übersetzungen aus Dante nebst den dazu gehörigen Commentaren mit großem Beifalle aufgenommen wurden; außerdem lieferte er auch bis 1799 viele Recensionen in die „Allgemeine Literaturzeitung" und begann seit dem J. 1797 seine noch unübertroffene Übersetzung des Shakespeare (Berl. 1797—1810), deren Vollendung und Durchsicht Tieck übernahm. Während er in Jena, zum Professor und Rath ernannt, ästhetische Vorlesungen hielt, besorgte er nebst seinem Bruder, Friedrich S., die Herausgabe einer ästhetisch-kritischen Zeitschrift, des „Athenäum" (Berlin 1796—1800. 3 Bde.), welches zwar zu einem freiern Aufschwunge der deutschen Literatur wesentlich beitrug, aber auch durch harten und übermüthigen Tadel mannigfach verletzte. Außer der Herausgabe seiner „Gedichte" (Tübing. 1800), unter denen die meisterhaften Sonette viele Nachahmer erweckten, und außer dem mit Tieck gemeinschaftlich redigirten „Musenalmanach für das Jahr 1802", dessen mystisch-symbolische Richtung nicht empfehlenswerth war, trat er in dieser Periode polemisch in seiner „Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" (1800) gegen dessen auf ihn bezüglichen „Hyperboreischen Esel" auf und vereinigte sich mit seinem Bruder Friedrich zur Bekanntmachung der geistvollen „Charakteristiken und Kritiken", einer Sammlung größtentheils früher zerstreut erschienener Aufsätze, welche manche neue Idee über schöne Literatur verbreiten halfen. Das geist- und gemüthreiche Leben, welches beide Brüder besonders im Vereine mit Tieck und Novalis führten, wurde nicht nur durch den unerwarteten Tod des Letzteren schmerzlich gestört, sondern auch durch den noch 1802 erfolgten Abgang S.'s von Jena gänzlich aufgelöst. In Berlin, wohin er sich wendete, begann er seine „Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters", deren Abdruck in der „Europa" (3. Bd.) seines Bruders erschien, gab 1803 sein kunstgerechtes, aber des dichterischen Genius ermangelndes, antikes Trauerspiel: „Jon" heraus und trat als Mitarbeiter der „Zeitung für die elegante Welt" bei, welche gegen Kotzebue's und Merkel's „Freimüthigen" gerichtet war und einen mit literarischem Sansculottismus geführten Federkrieg beider Parteien veranlaßte. Mehr als durch solche nutzlose Fehden begründete aber S. seinen Ruf als geistvoller Übersetzer von Neuem durch die Herausgabe seines „Spanischen Theaters" (Berl. 1803—1809. 2 Bde.), welches in Bezug auf treue Nachbildung des Originals und dichterische Behandlung der Muttersprache, trotz der großen Schwierigkeit, welche Sylbenmaß, Reim und Assonanz darboten, auch die Erwartung gründlicher Kenner befriedigte. An diese Unternehmung reihten sich die „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Literatur" (Berl. 1804) an, welche ebenfalls allen an einen solchen Übersetzer gestellten Anforderungen vollkommen entsprachen und ihm schon in dieser Beziehung einen der ersten

Plätze in der deutschen Literatur anwiesen. Eine neue Richtung nahm S.'s Leben durch die Bekanntschaft mit der geistreichen Frau von Staël, in deren Gesellschaft er seit 1805 theils Reisen nach Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. unternahm, theils auf ihrem Landgute Copet lebte. Während dieser Zeit schrieb er „Eine Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine" (1807) in französischer Sprache, welche in Frankreich viele Aufmerksamkeit erregte, lieferte mehrere Recensionen in die „Jenaische Literaturzeitung" und die „Heidelberger Jahrbücher" und hielt im Frühlinge 1808 zu Wien „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" (Heidelb. 1809—1811. 3 Thle. 2. Aufl. 1817), welche im Druck erschienen, sich durch Klarheit und Anmuth der Schreibart auszeichnen und in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Auch unternahm er im Jahre 1811 eine neue Sammlung seiner „Poetischen Werke" (2. Aufl. 1820), unter denen ihm die Dichtungen: „Arion", „Pygmalion", „Der heil. Lukas", die kunstvolle Elegie: „Rom" und die melodischen Sonette durch hohe Vollendung der metrischen Form und glänzende Reinheit der Sprache auch als Sänger die Unsterblichkeit sichern. Außerdem arbeitete er für die von seinem Bruder herausgegebene Zeitschrift: „Das deutsche Museum" (1812) eine ausführliche und gründliche Abhandlung über das Lied der Nibelungen und trat im Jahre 1813 als politischer Schriftsteller in deutscher und französischer Sprache auf, wozu ihn besonders seine Verbindung mit dem damaligen Kronprinzen von Schweden, in dessen Dienste er als Secretair trat, Veranlassung gab. Nachdem er für seine hierdurch erworbenen Verdienste mit mehreren Orden und dem Adelsrange belohnt worden war, kehrte er 1815 zur Frau von Staël zurück und folgte nach dem Tode derselben 1818 einem Rufe als Professor nach Bonn. Außer den Vorlesungen, die er als akademischer Lehrer daselbst über die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften alter und neuer Zeit hielt, beschäftigte er sich fast ausschließlich mit dem Studium der orientalischen Literatur, vorzüglich mit dem Sanskrit, errichtete zu diesem Behufe eine eigene indische Druckerei, gab seit 1820 die „Indische Bibliothek" heraus und machte die sanskritische Schrift: „Ramâyâna" (Bonn 1829) mit lateinischer Übersetzung und kritischen Anmerkungen, so wie als Probe seiner Bearbeitung sanskritischer Texte eine Episode aus dem Epos: „Maha-Bharata", „Bhagavad-Gita" (1828), nebst lateinischer Übersetzung bekannt, unternahm während der Zeit eine Reise nach Frankreich und 1823 nach England zur Untersuchung indischer Handschriften, erhielt bei seiner Rückkehr die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer und war auch als Schriftsteller fortwährend thätig. So lieferte er einen Aufsatz über Necker in die „Zeitgenossen", in die „Bibliotheca italiana" (1816) eine italienische Abhandlung über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griechische Kunstwerke erklärte, eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in die „Bibliothèque universelle" (1817) von Genf, geschichtliche Nachrichten über den florentinischen Maler, Joh. von Fiesole, Bemerkungen über provençalische Sprache und Literatur (1818) und verschiedene Recensionen (z. B. über Niebuhr's „Römische Geschichte") in die „Heidelberger Jahrbücher". Im Jahre 1817 hielt er während eines längeren Aufenthaltes in Berlin Vorlesungen über die schönen Künste, welche (Berlin 1827) im Druck erschienen, wies 1828 in der Schrift: „Berichtigung einiger Mißdeutungen ꝛc." (Berl. 1828) die ihm gemachten Anschuldigungen des Kryptokatholicismus zurück, lieferte einige unbedeutende Dichtungen in den Wendt'schen „Musenalmanach" und gab außer den „Kritischen Schriften" (Berl. 1823) seine „Reflexions sur l'étude des langues asiatiques" (Berl. 1832) heraus. — 8) Karl Wilhelm Friedrich von S., der jüngere Bruder des Vorigen, welcher sich als Ästhetiker, Dichter und Kritiker ausgezeichnet hat, wurde am 10. März 1772 geboren, auf dem Lande erzogen und erhielt, ungeachtet ihn sein Vater zu dem Kaufmannsstande bestimmte, eine vielseitige Bildung. Da er aber seine Un-

fähigkeit zu jenem Berufe bald ſelbſt fühlte, verließ er denſelben in ſeinem 16. Jahre, widmete ſich mit Eifer der Philologie und konnte ſich nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn in Göttingen und Leipzig das Zeugniß geben, jeden noch vorhandenen griechiſchen und römiſchen Schriftſteller geleſen zu haben. Um dieſe Zeit lieferte er einen Aufſatz über die griechiſchen Dichterſchulen in die „Berliner Monatſchrift", ſo wie Charakteriſtiken und Kritiken in das Journal „Deutſchland" (Berlin 1795 und 1796) und in das „Lyceum der ſchönen Künſte" (1797), worauf er zuerſt mit einer größeren, werthvollen Schrift: „Die Griechen und Römer" (1797) hervortrat, welche zwar unvollendet blieb, aber in dem Werke: „Poeſie der Griechen und Römer" gleichſam den zweiten Theil erhalten hat. In allen dieſen Werken behandelte er ſeinen Gegenſtand mit tiefer Gelehrſamkeit, Selbſtſtändigkeit und hiſtoriſcher Kritik, vereinigte ſich darauf mit Schleiermacher zu einer kritiſchen Bearbeitung des Plato, trat aber bald von dieſem Unternehmen zurück und beſorgte mit ſeinem Bruder, Auguſt Wilhelm S., die Herausgabe des „Athenäum", deſſen Werth durch ſeine Aufſätze ſehr gehoben wurde. Die allgemeine Aufmerkſamkeit des Publicum zog jedoch die im Jahre 1799 erſchienene „Lucinde" auf ſich, welche zwar nicht vollendet wurde, aber ſchon damals wegen ihrer die Sittlichkeit bedrohenden Richtung die entſchiedenſten Urtheile gegen ſich hatte. Nachdem ſich S. 1800 nach Jena gewendet und daſelbſt philoſophiſche Vorleſungen begonnen hatte, trat er zuerſt im „Athenäum", welches noch in demſelben Jahre geſchloſſen wurde, auch als Dichter auf. Außer den hierin bekannt gemachten kräftigen „Terzinen an die Deutſchen" war beſonders ſein in elegiſchem Versmaße geſchriebenes Gedicht: „Hercules Muſagetes" (Charakteriſtiken und Kritiken 1801. 2. Bd.) für ſein Streben wichtig, welches ſich auch unter mannigfachen Formen in denjenigen Gedichten ausſprach, die er in Vermehren's „Muſenalmanach" (1801 und 1802) und in dem von Tiek und ſeinem Bruder herausgegebenen bekannt machte. Eine Erfindung eigenthümlicher Art war ſein Trauerſpiel: „Alarkos" (1802), welches einen romantiſchen Stoff in der Weiſe der altgriechiſchen Tragödie behandelt und zwar genial erfunden, aber dramatiſch verunglückt iſt. Nach kurzem Aufenthalte in Dresden (1802), wohin ihn beſonders eine dort lebende Schweſter zog, begab er ſich nach Paris, hielt daſelbſt Vorleſungen über Philoſophie, gab die Monatſchrift „Europa" (2 Bde.) heraus, beſchäftigte ſich außer Kunſtgegenſtänden vorzüglich mit indiſcher Sprache und Literatur, machte ſeine Forſchungen in letzterem Gebiete in der mit Fleiß gearbeiteten Schrift: „Über die Sprache und Weisheit der Indier" (1808) bekannt, lieferte eine nicht ganz ohne Einſeitigkeit verfaßte Kritik der italieniſchen, niederländiſchen und altdeutſchen Schulen" (1802—1804. 4 Sendungen), veröffentlichte eine Sammlung romantiſcher Dichtungen des Mittelalters (1804. 2 Thle.) nach gedruckten und handſchriftlichen Quellen, ſo wie im folgenden Jahre (1805) den „Lother und Maller" nach einer deutſchen Handſchrift und bearbeitete eine „Geſchichte der Jungfrau von Orleans" nach Originalſchriften. Nach Deutſchland zurückgekehrt ſprach ſich ſeine Gemüthsſtimmung über die Ereigniſſe der Zeit theils in dithyrambiſchen, theils elegiſchen Geſängen aus, die zuerſt nebſt ſeinen Anſichten über deutſche Kunſt, beſonders über das Weſen der gothiſchen Baukunſt und nebſt dem in Romanzen mit Anwendung der Aſſonanz geſchriebenen Heldengedichte: „Roland" in dem „Poetiſchen Taſchenbuche" (1806) erſchienen. Einen wichtigen, aber entſchieden nachtheiligen Einfluß hatte ſein Übergang zum Katholicismus, zu dem er ſich nebſt ſeiner Gattin, einer Tochter Mendelsſohn's, in Köln bekannte, worauf er zur Vollendung eines Drama: „Karl V." im Jahre 1808 nach Wien ging und 1809 als kaiſerlicher Hofſecretair im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl durch kraftvolle Proclamation die Begeiſterung des Volkes zu erwecken ſuchte. In Folge der Ereigniſſe wandte er ſich jedoch bald wieder zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und

hielt in Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und die Geschichte der Literatur aller Völker, von denen die ersteren deutliche Spuren seiner religiösen Befangenheit geben, letztere aber ein schätzbares Denkmal deutscher Literatur bleiben werden. Nachdem er hierauf im Vereine mit Herrn von Pilat den „Östreichischen Beobachter" gegründet, sich aber bald darauf hiervon losgesagt hatte, gab er 1812 die Zeitschrift: „Deutsches Museum" heraus, gewann durch verschiedene diplomatische Schriften das Vertrauen des Fürsten Metternich und wurde zum Legationsrathe der östreichischen Gesandtschaft bei dem deutschen Bunde ernannt, kehrte aber schon 1818 nach Wien zurück und erhielt einen bedeutenden Jahrgehalt. Er machte nun eine „Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse" und seine „Sämmtlichen Schriften" bekannt, suchte durch seine im Jahre 1820 begonnene Zeitschrift „Concordia", die bald wieder einging, die verschiedenen Meinungen über Staat und Kirche zu vereinigen und erhielt vom Papste als Beweis der Anerkennung seines Strebens den Christusorden. Außer seinen Beiträgen zum „Attischen Museum" hatte er schon früher mit Tiek die Schriften Novalis', den ersten Theil des Florentin und die deutsche Übersetzung der Corinna und der „Romantischen Dichtungen des Mittelalters" herausgegeben, von denen die vier zuletzt erwähnten Arbeiten von seiner Gattin herrühren sollen; auch besorgte er die „Sammlung seiner Werke" (Wien 1822. 10 Bde.), hielt 1827 in Wien seine später im Druck erschienenen Vorlesungen über die Philosophie des Lebens, so wie im folgenden Jahre über die Philosophie der Geschichte (Wien 1828. 2 Bde.) und starb plötzlich am 11. Jan. 1829 zu Dresden, wo er kurz zuvor seine mystischen Vorlesungen über die Philosophie des Lebens begonnen hatte. Vergl. „Philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806 nebst Fragmenten, vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts, aus dem Nachlasse herausgegeben von Windischmann (Bonn 1835. 1. Bd.). Der Einfluß, welchen die beiden Brüder S. durch ihre Bestrebungen als Dichter, Ästhetiker und Kritiker auf die deutsche Literatur ausübten, war für diese von der entschiedensten Wichtigkeit, wenn auch der Ruf ihrer Leistungen öfters durch das unberufene Heer ihrer Nachbeter, der sogenannten Schlegelianer, geschmälert worden ist. Beide zeichneten sich nicht nur durch den Reichthum und die Tiefe ihrer Kenntnisse, sondern auch durch eine ungewöhnliche Darstellungsgabe aus, in welcher Beziehung besonders die prosaischen Schriften August Wilhelm S.'s wegen ihrer klaren, anmuthigen und glänzenden Schreibart als ein wenig erreichtes Muster dastehen, während an seinen späteren Dichtungen mehr Künstlichkeit in der Form, als dichterische Kraft zu erkennen ist. Höher noch als die poetischen Ereignisse beider Brüder sind ihre Verdienste als Kritiker zu würdigen, da sie alles Vortreffliche rühmend anerkannten, Mittelmäßiges und Schlechtes aber verwarfen, wenn es auch von einem sonst berühmten Namen verfaßt war. Auch stellten sie zuerst feste Grenzen zwischen dem Antiken und Romantischen so wie zwischen den einzelnen Dichtungsarten auf, beurtheilten den Werth der Dichtungen nach der idealen Auffassung und objectiven Darstellung derselben, in der sie Göthe als Muster empfahlen und dadurch ein gründlicheres Studium desselben veranlaßten. Fern von aller halsstarrigen Pedanterie schlossen sie sich immer den neuen Ideen der Zeit an und besonders August Wilhelm S. hat zuerst ein bleibendes Band zwischen der deutschen und ausländischen Literatur geknüpft. Ungeachtet der oft nicht übereinstimmenden Ansichten beider Brüder lebten sie doch stets in der größten Eintracht, welche selbst nicht durch den entscheidenden Schritt Friedrich S.'s in Bezug auf die Religion getrübt wurde. Über ihre einseitige Bevorzugung des Mittelalters, ihren Kampf gegen die französische Dichtkunst ꝛc. hat sich Frau von Staël im 3. Theile ihres Werkes über Deutschland ausführlicher erklärt. Unter ihren zahlreichen Anhängern gibt es zwar viele, welche blos durch Beobachtung der äußern Form auf den Namen von Dichtern Anspruch zu haben glaubten; allein manche derselben, deren Dichterberuf nicht

zu verkennen ist, wurden durch das ermunternde Lob der Brüder S. eine Zierde der deutschen Literatur. 81.

Schleiermacher (Friedrich Ernst Daniel), einer jener großen Geister, wie die Jahrhunderte sie selten hervorbringen, ward zu Breslau am 21. Nov. 1768 geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde zu Niesky, widmete sich dem Studium der Theologie auf dem Seminare der Brüdergemeinde zu Barby, studirte hierauf seit 1787 in Halle, war dann eine Zeit lang Hauslehrer bei dem Grafen Dohna auf Schlobitten in Preußen, ward darauf Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin unter Gedike's Leitung, ging 1794 als Hülfsprediger nach Landsberg an der Warthe, kehrte aber 1796 nach Berlin zurück, wo er bis 1802 Prediger am Charitékrankenhause war und mit Fr. Schlegel in enge Freundschaft trat, woraus die „Briefe über die Lucinde" (zuerst ohne seinen Namen gedruckt, 1835 zu Hamburg von Gutzkow herausgegeben) hervorgingen. In dem genannten Jahre nahm er die Hofpredigerstelle zu Stolpe an, wurde indessen bald als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Halle berufen, wo er für beide Wissenschaften neue Bahnen brach und die edelsten Jünglinge, die sich um ihn sammelten, begeisterte. Die Auflösung der Universität Halle nach dem Unglücke des Jahres 1806 bewog ihn sich nach Berlin zu begeben, wo er zuerst Vorlesungen vor einem gemischten Publicum hielt und den lebhaftesten Antheil an der politischen Katastrophe seines Vaterlandes nehmend fortwährend von der Kanzel für Vaterland und König mit einer Kühnheit sprach, die selbst inmitten der Bajonnette Davoust's keine Schonung kannte. Im Jahre 1809 wurde er als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, 1810 aber zugleich als ordentlicher Professor der Theologie bei der neu errichteten Universität angestellt. Auch war er bis 1814 Theilnehmer an den Arbeiten für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern, seit 1811 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, seit 1814 Secretair der philosophischen Classe und 1817 Präses der in Berlin versammelten Synode. In allen diesen Ämtern hat er mit bewundernswürdiger Kraft und mit dem reichsten Einflusse bis an seinen Tod gewirkt, welcher am 12. Febr. 1834 an einer Lungenentzündung erfolgte. S. war einer der Seltenen, bei welchen sich im Innern das Intelligente und Praktische, Geist und Kraft gleichmäßig und im Einklange mit einander entwickelt und alle Bestrebungen in dem Interesse für Wahrheit, Religion und Tugend sich einigen; er gehörte zu jenen Hochbegabten, die, wohin ihr äußerer und innerer Beruf sie führt, Licht und Leben verbreiten, Neues schaffen, ordnen, regieren. Was ihm aber unter den Heroen der Wissenschaft für alle Zeiten einen hohen Platz sichern wird, das ist einerseits die speculative Tiefe seines Geistes und die organisirende Kraft, mit welcher er die zerstreuten Elemente zu einem Ganzen der Wissenschaft zu gestalten wußte, andererseits die scharfe Durchdringung und innige Verschmelzung der Philologie, der Philosophie und Theologie. Dem Bunde der ersten und und zweiten verdanken wir seine zum Theil in den Denkschriften der berliner Akademie der Wissenschaften niedergelegten Forschungen über Heraklit, Diogenes von Apollonia, Sokrates, vorzüglich die Übersetzung und die Einleitungen, welche zuerst das wahre Verständniß des Plato und der hellenischen Philosophie überhaupt uns eröffnet haben („Platon's Werke". Berl. 1804—1809. 2 Thle. in 5 Bdn. 2. Aufl. 1817—1827. 6. Bd. 1828). Große Gestaltungen der Philosophie, wie er sie seinen Zuhörern in Vorlesungen gegeben hat, ans Licht treten zu lassen, verhinderte ihn die Menge und Vielseitigkeit seiner Berufsgeschäfte. Doch besitzen wir in seinen „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre" (Berl. 1803. 2. Aufl. 1834) ein Werk, welches, verbunden mit seinen akademischen Abhandlungen über Gegenstände der Ethik, für diese Wissenschaft eine neue Epoche begründen wird, ein Werk (wie Jean Paul sagt) voll lichter und heißer Brennpunkte,

voll antiken Geiſtes, Gelehrſamkeit und großer Anſicht, worin kein Glücksrad zufälliger Kenntniſſe von einem Blinden gedreht wird, ſondern worin ſich Feuer- und Schwungrad eines Syſtems bewegt, ſogar in einem Style, der des Geiſtes würdig iſt. Aber ungleich mehr noch als S. der Philoſoph, hat S. der Theolog gewirkt. Seine durch Kühnheit der Gedanken ausgezeichneten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (Berl. 1799. 4. Aufl. 1831) fielen in eine kalte und finſtere Zeit wie ein zündendes Feuer, wodurch viele ſchlafende Geiſter erweckt und erleuchtet, viele todte Herzen belebt und erwärmt wurden. Später gab er in ſeiner Dogmatik („Der chriſtliche Glaube nach den Grundſätzen der evangeliſchen Kirche im Zuſammenhange dargeſtellt", Berl. 1821—1822. 2 Bde. 2. Aufl. 1830—1831) eine wiſſenſchaftliche Darſtellung des evangeliſchen Glaubens, in welcher ſich der ſpeculative Gedanke mit dem religiöſen Gefühle durchdringt, ein geiſtreiches, tiefſinniges Werk, das theils durch die Anerkennung, theils durch den Widerſpruch, den es gefunden, eine heilſame und durchgreifende Bewegung in der theologiſchen Welt hervorgebracht hat. Widerſpruch fand es beſonders deßhalb, weil darin das Weſen der Religion in das Gefühl und zwar das abſoluter Abhängigkeit geſetzt wird. Auch warf man S. nicht mit Unrecht vor, das Chriſtenthum ganz zur Philoſophie gemacht zu haben, anſtatt es, nach ſeiner eigenen Erklärung, von einem philoſophiſchen Syſteme unabhängig zu machen, und in beiden genannten Schriften, obwohl mit Originalität, eine pantheiſtiſche Theologie, mit Beibehaltung der Bibel- und Kirchenſprache, aber auch zugleich einen frommen Unglauben in Anſehung der perſönlichen Unſterblichkeit vorgetragen zu haben. (Vergl. die Recenſion ſeiner Dogmatik in der „Allgemeinen Literaturzeitung", Ergänzungsbl. Jan. 1835. 1—3. und [Ch. F. Böhme's] Recenſion der „Reden" in Röhr's „Kritiſcher Predigerbibliothek", XV. Bd. 2. St. S. 957—1009.) Doch auch manche andere Theile der Theologie hat er mit neuen Unterſuchungen bereichert; ſo namentlich die exegetiſche Theologie durch ſein Sendſchreiben: „Über den ſogenannten 1. Brief des Paulus an den Timotheus" (Berl. 1807), durch den „Kritiſchen Verſuch über die Schriften des Lukas" (Berl. 1817), und die Abhandlung: „Über die Zeugniſſe des Papias von unſern beiden erſten Evangelien" (in den „Theologiſchen Studien und Kritiken", 1832. 4. Hft. S. 725 ff.). Die Dogmengeſchichte verdankt ihm eine wichtige Abhandlung „Über den Gegenſatz der ſabellianiſchen und athanaſianiſchen Vorſtellung von der Trinität" (in S.'s, de Wette's und Lücke's „Theologiſcher Zeitſchrift", 3. Hft.), die Symbolik eine Unterſuchung „Über den eigentlichen Werth und das bindende Anſehn ſymboliſcher Bücher" („Reformationsalmanach 1819. S. 135 ff.), die theologiſche Encyklopädie endlich eine „Kurze Darſtellung des theologiſchen Studium" (Berl. 1811. 2. Aufl. 1830). Nicht minder glänzte S. auf der Kanzel. Das Ziel ſeiner kunſtgewandten Rede war aber nichts Anderes, als eine Umwälzung des ganzen inneren Menſchen. Seine Predigten ſchrieb er nie auf. „Alles," ſagt ein geiſtreicher Darſteller von S.'s Predigtweiſe, „Alles entſtand ihm erſt im Strome der Rede, immer ließ er die Art des Gewinnens, den Proceß ſeines Denkens, ſchauen und man erlebte, wie Alles in ihm entſtanden, von Neuem in ſich ſelber; indem er ſich ſelbſt erſt zu überzeugen ſchien, überzeugte er Andere." Von ſeinen „Predigten" erſchienen nach und nach 7 Sammlungen (Berl. 1801—1833) und nach ſeinem Tode: „Predigten über das Evangelium Marci und den Briefen an die Coloſſer", herausgegeben von Fr. Zabel (Berl. 1835. 2 Thle.). Aber noch glänzender als auf der Kanzel zeigte ſich ſeine große Beredſamkeit auf dem Lehrſtuhle. Von der Anmuth und Fülle eines freien und höchſt anregenden Vortrages belebt feſſelte ſeine genau zuſammenhängende Rede die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bis ans Ende und faßte er die ſchwierigſten und reichhaltigſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft mit großer Klarheit zuſammen, ſie bis ins Einzelnſte mit heller Ordnung und Sicherheit

verfolgend. Wie groß ſein Einfluß als akademiſcher Lehrer war, dieß bezeugt die von ihm ausgegangene Schule, zu welcher die vorzüglichſten und geiſtvollſten Theologen gehören. Fügen wir endlich hinzu, daß S. auch ein Mann von ſeltener ſittlicher und frommer Geſinnung war, der aber auch Allem, was er als unrecht oder ſchmachvoll erkannt hatte, mit Muth entgegentrat, und es war vielleicht unter ſeinen Zeitgenoſſen Niemand, der ſo wie er die evangeliſche Freiheit in ſich perſonificirt hätte, obgleich ſein Eingreifen in die Bewegungen der Zeit bei dem Widerſtande, den er häufig fand, nicht immer von Erfolgen begleitet war, die ihm wünſchenswerth und erfreulich ſein konnten, wie er denn noch im Spätherbſte ſeines Lebens gegen die Domagende einen vergeblichen Kampf führte, den er endlich aus Überdruß kurz abbrach, indem er die Liturgie anzunehmen ſich entſchloß und gleichwohl die Erklärung abgab, daß in der blos äußerlichen Annahme eines kirchlichen Symbols keineswegs ſeine innere Überzeugung an den Tag gelegt ſei. — Außer den bereits genannten ſind von S. noch folgende Schriften bemerkenswerth: „Monologe" (Berl. 1800. 4. Aufl. 1829); „Briefe eines Predigers außerhalb Berlin" (Berl. 1800); „Zwei Gutachten in Sachen des proteſtantiſchen Kirchenweſens" (Berl. 1804); „Die Weihnachtsfeier" (Halle 1806. 2. Aufl. Berl. 1827); „Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten im deutſchen Sinne" (Berl. 1810); „Glückwunſchſchreiben an die Mitglieder der zur Aufſtellung neuer liturgiſcher Formen ernannten Commiſſion" (anonym, Ebd. 1814); „Über Synodalverfaſſung" (Ebd. 1817); „An Herrn Oberhofprediger Dr. Ammon über ſeine Prüfung der Harmſiſchen Sätze" (Berl. 1818). „Sämmtliche Werke" in 2 Abtheilungen: 1) „Zur Theologie" (3. Aufl. Berl. 1835. 4 Bde.); 2) „Predigten" (Berl. 1835. 1.—4. Bd.). — Vergl. über S.: Dr. F. O. Baumgarten-Cruſius, „Über Dr. Fr. Schleiermacher, ſeine Denkart und ſein Verdienſt" (Jena 1834); Fr. Lücke, „Erinnerungen an Fr. Schleiermacher" (in den „Theologiſchen Studien und Kritiken", 1834. 4. Heft. S. 745 ff.); Alex. Schweizer, „Schleiermacher's Wirkſamkeit als Prediger" (Halle 1834); F. G. Kühne, „Schleiermacher als Kanzelredner" (in: „Schriften in bunter Reihe von Th. Mundt", Leipz. 1834. 1. Hft.). 63.

Schleifen in der Muſik iſt ſo viel als binden (vergl. den Art. Bindung); im Kriegsweſen ſ. v. a. raſiren (ſ. d. Art.). — Schleifer hieß ſonſt ein dem Walzer ähnlicher, nur langſamer ſich bewegender Tanz meiſt in ¾ Tact; auch nannte man ſo (franz. coulé) eine Manier, nach welcher kurze oder Vorſchlagsnoten an die Hauptnote angeſchleift werden. 29.

Schleim, lat. mucus, pituita; fr. pituite; engl. slime, mucilage, iſt eine zähe, klebrige, weiße Flüſſigkeit, welche zum größten Theile aus Waſſerſtoff nach Verſchiedenheit mit Theilen von Sauerſtoff, Kohlenſtoff, Stickſtoff, Natron, Osmazom, Kali ꝛc. beſteht und in animaliſchen und vegetabiliſchen zerfällt. Der animaliſche S. dient den inneren Höhlen des Körpers, welche mit äußeren Einwirkungen in Verbindung ſtehen, zur ſchützenden Decke und wird aus den Drüſen der Schleimhaut abgeſondert. Im krankhaften Zuſtande verdünnt er ſich entweder, oder häuft ſich an, oder erhält eine widernatürliche Schärfe, oder zeigt ſich dick und kugelig und erzeugt ſo entweder Verſchleimung (ſ. d. Art.) oder Schleimſucht, welche mit Fieber verbunden zum Schleimfieber wird, oder die krankhafte Abſonderung, welche unter dem Namen des Schleimfluſſes bekannt iſt. Der vegetabiliſche S. iſt ein Hauptbeſtandtheil der Pflanzen, iſt aber in einzelnen vorzüglich ſtark enthalten und dient in der Medicin als ſchleimerſetzendes und einhüllendes Mittel vorzüglich bei inneren Entzündungen angewendet. 30.

Schleiz, ſ. Reuß.

Schlendrian oder Schlendergang, lat. mos receptus, vulgaris; franz. traintrain; engl. ordinary course, von dem gewöhnlichen Hintereinandergehen der

Saumthiere auf Gebirgssteigen hergenommen, wo das nachfolgende, ohne sich umzusehen, in die Fußtapfen des vorhergehenden einzuschreiten gewohnt ist, wendet man bildlich auf die Geschäftsführung eines Solchen an, welcher sich, ohne selbst zu denken, nur in den bereits vorgefundenen Formen zu bewegen pflegt. 10.

Schlenkert (Friedrich Christian), deutscher Schriftsteller, ward 1757 zu Dresden geboren, bildete sich in Pforta und Leipzig, wo er anfangs Theologie, Geschichte und schöne Wissenschaften, später Jurisprudenz studirte, ward 1782 Accessist bei der Generalaccise in Dresden, 1783 Secretair im Finanzcollegium, ward aber, da er seinen Beruf vernachlässigte, 1791 entlassen und lebte nun allein dem literarischen Erwerbe. Später begab er sich nach Tharand, für dessen Verschönerung er vielfach thätig war, ward 1812 Expedient bei der Steuerbehörde in Dippoldiswalde und 1815 Lehrer der deutschen Sprache an der Akademie zu Tharand, wo er 1826 starb. Wir besitzen von ihm mehrere historische Romane, welche zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten, aber mehr durch rednerischen Prunk als Gediegenheit des Inhalts sich auszeichnen. Wir nennen: „Friedrich mit der gebissenen Wange" (Leipz. 1785—1788. 5 Thle.); „Kaiser Heinrich IV." (Dresden 1788—1795. 5 Thle. dialogisirt); „Graf Wiprecht von Groitzsch" (Zürich 1789—1795. 3 Thle.); „Moritz, Churfürst von Sachsen" (Zürich 1799—1800. 4 Thle.); „Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar" (Zürich 1799—1803. 3 Thle.). 16.

Schlesien, (lat. Silesia; franz. Silésie; engl. Silesia). Dieses ehedem ein besonderes (wenn auch nur selten unabhängiges) Herzogthum bildende Land umfaßt zusammen einen Flächenraum von mehr als 800 □M. und ist einer der gesegnetsten Striche Europas und Deutschlands. Zu letzterem gehörte S. indeß nur formell und erst in der neuern Zeit ist es als Provinz Preußens (736 □M.) und Bestandtheil der östreichischen Markgrafschaft Mähren (83 □M.) Deutschland wirklich einverleibt worden. Wir geben hier, da das Nöthige sonst bereits in den Artt. Preußen und Östreich abgehandelt ist, nur eine kurze Übersicht der Geschichte Schlesiens. Vor der Völkerwanderung waren diese Landstriche von deutschen Stämmen, z. B. den Quaden, Lygiern, Ostern u. a. bewohnt und zwar scheint damals schon einige Cultur sich entwickelt zu haben, indem nachgewiesen ist, daß mehrere durch Handel und Verkehr blühende Städte bestanden. Bei dem Weiterziehen der germanischen Stämme nach Westen folgten in die erledigten Wohnsitze die Slaven und nur in den Gebirgen hielten sich noch Deutsche auf, weßhalb auch später der Übergang deutscher Cultur nach Schlesien weniger Hindernisse fand, als anderwo. In dieser Periode erhielt das Land auch bereits den Namen wahrscheinlich von dem Silenserberge, dem jetzigen Zobtenberge. Vor Beginn der langwierigen Kämpfe der Slaven mit den Deutschen scheint S. bald zu Böhmen, bald zu dem großmährischen Reiche gehört zu haben, im IX. Jahrh. aber kam es an Polen und erhielt aus dem Stamme der Piasten eigene Herzöge. Miseco (Mieczislaw) trat bereits 965 zum Christenthume über, welches seitdem entschieden auf höhere Cultur und Gesittung einwirkte, obwohl die ungünstige Lage des Landes zwischen dem mächtigen Polen und Böhmen eine schnelle Entwickelung des Volkslebens wesentlich hinderte. In die Streitigkeiten der polnischen Regentenfamilie fortwährend verwickelt konnten die schlesischen Piasten die lange erstrebte Selbstständigkeit erst durch den Vertrag vom Jahre 1163 erlangen, in welchem die drei Söhne des im Jahre 1159 im Exile verstorbenen Herzogs Wladislaus (II.), Boleslaus, Miecislaus und Konrad von dem polnischen König Boleslaus ganz Schlesien zurückerhielten. So wohlthätig auch im Allgemeinen diese Trennung Schlesiens von Polen war, so nachtheilig wurde auf der andern Seite die bereits im Jahre 1164 zwischen den drei Brüdern vorgenommene Theilung, in welcher Boleslaus Mittelschlesien mit Breslau, Miecislaus Oberschlesien mit Teschen (er nannte sich Herzog von Ratibor) und Konrad Niederschlesien mit Glo-

gau erhielt. Doch wurde diese Theilung bei dem unbeerbten Tode Konrad's im Jahre 1178, obwohl erst nach blutigem Hader, dahin abgeändert, daß ganz S. nur in zwei von einander abhängige Herzogthümer, Oberschlesien und Niederschlesien, getheilt und jenes Miecislaus, dieses dem Boleslaus überwiesen ward. Teschen und Liegnitz wurden die Regierungssitze. Die Geschichte Schlesiens hier speciell weiter zu verfolgen, ist nicht der Ort, da die große Weitläufigkeit und Verwickeltheit derselben doch nur wenig Interesse darbietet. Der Umstand, daß das Recht der Erstgeburt nicht unter die Grundsätze des Staates aufgenommen worden war, brachte dem Lande unersetzliche Nachtheile; denn im Laufe der Jahrhunderte wurde dasselbe durch Theilungen in eine Menge kleiner Fürstenthümer zerspalten und dadurch die innere und äußere Macht gelähmt. So gab es nach und nach in Oberschlesien Fürstenthümer zu Teschen, Ratibor, Troppau, Oppeln, Auschwitz, Jägerndorf, Leobschütz und Falkenberg, in Niederschlesien zu Liegnitz, Breslau, Sagan, Öls, Jauer, Schweidnitz, Neiße, Glogau, Kosel, Steinau und Münsterberg. Den aus dieser Zerstückelung entspringenden Mangel an kräftigem Auftreten nach Außen benutzte bald Böhmen nur zu gut, und bereits 1289 ward es vom Herzoge Kasimir von Oppeln als Oberlehnsherr anerkannt. Weiter noch ging die luxemburgische Dynastie seit 1310 und bereits 1355 ward ganz S. als dem böhmischen Lehnsverbande angehörig formell dem deutschen Reiche einverleibt. Von dem Hause Luxemburg ging S. nur kurze Zeit (1478) an Ungarn über, fiel aber schon 1490 an Böhmen zurück, dessen Vasallenland es nun unter dem Hause Habsburg fortwährend blieb. (Der letzte Piast war im Jahre 1675 gestorben.) Endlich im Jahre 1742 ging der größte Theil von S. (mit Ausnahme von 83 □M.) an Preußen über und ward auch im hubertusburger Frieden bei dieser Krone gelassen. Seitdem blühte es von Neuem empor und bildet jetzt den schönsten Theil der preußischen Monarchie. (Vergl. d. Artt. Preußen und Östreich.) 15.

Schlesische Dichterschulen, s. Deutsche Literatur.

Schlesische Kriege, s. Friedrich II. von Preußen und Erbfolgekriege.

Schleswig, s. Dänemark.

Schleuße, lat. cataraca; franz. écluse; engl. sluice, flood-(water)-gate, ist ein bekanntes Wassergebäude, welches dazu dient die Schifffahrt auf solchen Canälen möglich zu machen, welche zwei schiffbare Ströme oder Meere mit einander verbinden, die ein sehr ungleiches Niveau haben oder durch Erhebung des Bodens getrennt sind. Sie bestehen in ausgemauerten oder mit Holz ausgesetzten Behältern oder Kammern, die so geräumig sind, daß zwei, vier oder mehr Fahrzeuge darin Raum haben und durch zwei Thore, das obere und das untere, verschlossen werden können. Sobald nun ein Schiff den Canal hinauffahren soll, dessen Wasser durch die Schleußenthore verhindert wird, nach der niedrigsten Gegend hin abzufließen, so wird das untere Thor geöffnet, das Schiff hineingelassen und dann wieder verschlossen. Das Schiff liegt nun in dem Schleußenraume um so viel niedriger, als das Wasser vor dem obern Thore angestauet ist. Jetzt dringt durch die geöffnete Schutze des obern Thores so viel Wasser in das Bassin hinein und hebt das Schiff bis zu der Höhe empor, als der Wasserspiegel in dem obern Canale hoch ist. Das obere Thor wird nun geöffnet und das Schiff geht durch dasselbe in den obern Canal hinaus. Soll ein Schiff den Canal hinabfahren, so wartet es vor dem obern Thore so lange, bis das Wasser in dem Bassin mit dem Vorwasser gleiche Höhe hat, worauf es durch dasselbe in die Schleuße eingelassen und vom obern Canale abgeschlossen wird. Hierauf läßt man das Wasser durch die Schutze des untern Thores bis auf das Niveau des untern Canals ablaufen und öffnet das untere Thor und das Schiff kann in dem niedern Canale seinen Weg fortsetzen. Hat ein Canal ein sehr bedeutendes Gefälle, so findet man oft mehrere Schleußen nahe

hinter einander. So hat der 15 deutsche Meilen lange ladogasche Canal in Rußland 32 Schleußen, der canal du midi (Südcanal) in Frankreich, welcher 45 Meilen lang ist, 62 und der canal du centre sogar 81. Oft sind sie mit der größten Mühe und dem größten Kostenaufwand in Felsen gesprengt oder im weichen Boden erbauet. Schleußen, welche zum Aus- und Einlassen des innerhalb der Deiche stehenden Wassers dienen, heißen Siele. Auch hat man Schleußen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Masse zum Treiben der Mühlräder zu benutzen. Der Gebrauch der Schleußen ist ziemlich alt, denn schon 1390 bedienten sich derselben die Lübecker bei Anlegung des Stecknitz-Canals. Nach 200 Jahren wurde diese Erfindung von dem Niederländer Simon Stevin verbessert, welche Einrichtung noch jetzt üblich ist. Mehreres darüber findet man in Silberschlag's „Abhandlung vom Wasserbau an Strömen" (Leipz. 1766); Schemerl's „Abhandlung über die Schiffbarmachung der Ströme" (Wien 1788); Belidor's „Wasserbaukunst" (Sulzb. 1764—1778. 2 Bde.) und in Eytelwein's und D. Gilly's „Praktischer Anweisung zur Wasserbaukunst" (Berl. 1817—1824. 4 Hefte). 26.

Schlez (Joh. Ferd.), ein fruchtbarer Volks- und Jugendschriftsteller, geb. am 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Franken, erhielt von seinem Vater, Prediger daselbst, eine sehr sorgfältige Erziehung, zeichnete sich schon auf dem Gymnasium zu Windsheim vortheilhaft aus und studirte seit 1778 zu Jena Theologie. Nachdem er schon 1780 seinem Vater in seinem Geburtsorte adjungirt worden war, folgte er 1788 demselben in seinem Amte nach, bis er endlich 1800 nach Schlitz in der Provinz Oberhessen berufen ward, wo er noch jetzt als Kirchenrath und Oberprediger in einem hohen Alter segensreich wirkt. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Parabeln" (Gießen 1822. 2. Aufl. 1835); „Kleine romantische Volksschriften ꝛc." (2 Thle. 1802. 2. Aufl. 1829); „Kleines Lesebuch zur Veredlung des Lesetons in Volksschulen" (Gießen. 2. Aufl.); „Der Kinderfreund nach F. E. v. Rochow" (Nürnb. 1789. N. Aufl. Gießen 1830); „Der Denkfreund ꝛc." (Gießen 1811. 10. Aufl. 1834); „Bilderfibel ꝛc." (Gießen 1804. Neue Aufl. Darmst. 1820); „Briefmuster für das gemeine Leben" (N. Aufl. 1835); „Der Schreibschüler" (Leipz. 1822. 5. Aufl.); „Sittenlehre in Beispielen" (Gießen 1815. 3. Aufl.); „Handbuch für Volksschullehrer" (Gießen 1815—1824. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4. 1829—1832); „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard" (Nürnb. 1795. 2 Bde. 3. Aufl. 1813); „Lorenz Richard's Unterhaltungen über Rochow's Kinderfreund" (Nürnb. 1796—1797. 2 Thle.); „Neue Jugendzeitung", in Verbindung mit Steinbeck seit 1806; „Der rheinische Bote" (Darmst. 1823 ff.); „Geschichte des Dörfleins Traubenheim" (Gießen 1836); „Die Dorfschule in Langenhausen und Traubenheim" (Heilbr. 1795. 2 Thle. 3. Aufl. 1813); „Der hessische Hausfreund" (Darmst. 1822); „Der Volksfreund" (4 Thle. 5. Aufl. 1822); „Der deutsche Hausfreund" (Darmst. 1824); „Geist und Sinn des Christenthums oder Schlitzisches Gesangbuch" (Gießen 1801 u. 1802); „Vermischte, größtentheils lyrische Gedichte" (Nürnb. 1793. 2. Aufl.). 84.

Schliche heißen im Erzaufbereitungswesen die feinen Erz- und Bergtheile, als welche aus den Pochmühlen in den Pochgräben die zerpochten Gangmassen sich niederschlagen und ansammeln. 76.

Schlichtegroll (Adolph Heinrich Friedrich), ein rühmlich bekannter Numismatiker, wurde am 8. Dec. 1765 zu Waltershausen bei Gotha geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Gotha und vom Jahre 1783 an auf der Universität zu Jena, wo er sich vorzüglich der Philologie und Theologie und später in Göttingen besonders den Alterthumswissenschaften widmete und eine Schrift „Über den Schild des Hercules" (Gotha 1788) herausgab, ward 1797 Lehrer am Gymnasium und 1801 auch Bibliothekar und Di-

rector des Münzcabinets zu Gotha. Er stand seit dieser Zeit nicht nur mit den berühmtesten Numismatikern des In- und Auslandes fortwährend in Briefwechsel, dessen Frucht zum Theil seine „Annalen der Numismatik" (Gotha 1804—1806. 2 Bde.) und seine „Dactyliotheca Stoschiana" (Nürnb. 1805. 2 Bde.) waren, sondern unternahm auch im Zwecke dieser Wissenschaft eine Reise nach Genf und Paris, besuchte darauf Dresden, brachte das gothaische Münzcabinet vor den Stürmen des Kriegs (1806) nach Altona in Sicherheit und folgte im Jahre 1807 einem Rufe als Director und Generalsecretair der Akademie der Wissenschaften nach München. Im Kreise der vielseitigsten Thätigkeit vereinigte er sich hier mit dem Hofbibliothekar Scherer zu der Zeitschrift: „Teutoburg", welche die Fortbildung und Geschichte der deutschen Sprache zum Zwecke hatte und begann ein „Archiv des deutschen Bundes", sammelte nach dem baldigen Aufhören beider Journale Materialien zu einer Geschichte der Lithographie und gab das Turnierbuch Herzog Wilhelm's IV. von Baiern (Münch. 1818—1821. 4 Hefte) heraus. Er starb zu München am 4. Dec. 1822. Rühmlich bekannt ist außer den erwähnten schriftstellerischen Arbeiten sein „Nekrolog berühmter Deutschen" (Gotha 1791—1806. 28 Bde.). Über sein Leben vergl. Zschokke's „Überlieferungen" (Juli 1823); Schmidt's „Neuer Nekrolog der Deutschen" (Ilmenau 1824. 1. Jahrg.) und Cajetan von Weiller, „Schlichtegroll's Leben und Wirken" (München 1823). 81.

Schlieben (Wilhelm Ernst August von), königlicher sächsischer Kammerrath und Oberlandfeldmesser, geb. den 24. Juli 1780 zu Dresden, erhielt seine erste Bildung durch Privatlehrer, kam dann in das adelige Cadettencorps zu Dresden, diente von 1799—1807 als Officier, wohnte einer Gradmessung und Triangulirung unter dem Barone von Zach in Thüringen bei, vollführte mehrere bedeutende geodätische Aufnahmen und arbeitete zuletzt im Bureau einer Infanteriebrigade als Adjutant. In den Civiletat versetzt erhielt er im Herbste 1807 die Stelle eines Oberlandfeldmessers und wurde später zum Director der Cameralvermessung ernannt. Auch erhielt er die Oberaufsicht über die Civilplankammer, in welcher Stelle er bei der Rückkehr des Königs Friedrich August I. mit dem Charakter eines königlichen Kammerrathes bestätigt ward. Nachdem er 1824 eine wissenschaftliche Reise durch fast ganz Deutschland unternommen hatte, um mit den Vermessungsmethoden anderer Länder bekannt zu werden, wurde ihm die Leitung einer Probevermessung als Grundlage und Vorarbeit eines neuen Grundsteuersystems übertragen. Seit 1831 steht er an der Spitze eines durch ihn gegründeten statistischen Vereins und leitet von Dresden aus die Arbeiten der Provinzialvereine. Von seinen Schriften verdienen bemerkt zu werden: „Versuch einer Encyklopädie für die dem Infanterieofficier nöthigen Wissenschaften" (Leipz. 1809—1811. 2 Bde.); „Der selbstlehrende Feldmesser" (Ebend. 1811); „Situationszeichnenschule für Cameralisten, Ökonomen und Förster" (Ebend. 1817. 2. Aufl. 1819); „Die Elemente der reinen Mathematik, erläutert durch Beispiele aus der Naturlehre, der Statistik und Technologie" (Leipzig und Altenb. 1816—1818. 2 Bde.); „Encyklopädisches Lexikon der Erd-, Land- und Feldmessung nebst der Entwerfung der Charten und Risse" (Leipzig 1821); „Anleitung zur Praktik der niedern Meßkunde" (Dresden 1828); „Lehrgebäude der Geographie" (Leipzig 1828—1830. 3 Bde.). 26.

Schlippenbach (Ulrich Heinrich Gustav, Freiherr von), ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller, wurde am 18. Mai 1774 in Groß-Wormsahten in Kurland geboren, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung im väterlichen Hause, besuchte hierauf die Universitäten zu Königsberg und Leipzig (1795), um die Rechte zu studiren und kehrte von hier in sein Vaterland zurück, wo er 1797 zum Bevollmächtigten des ambothenischen Kirchspiels, 1799 zum Landnotar und 1807

zum Landrathe des piltenschen Kreises ernannt wurde. Nachdem er zu gleicher Zeit die Stelle als Kanzleidirector der Ritterschaftscomité angetreten hatte, nahm er 1809 als Mitglied an der Reichsgesetzcommission Antheil und wurde 1814 zum Redacteur der Arbeiten erwählt, welche die zu Verbesserung des Zustandes der kurländischen Bauern niedergesetzte Commission über diesen Gegenstand begonnen hatte. Für die hierbei bezeigte Thätigkeit belehnte ihn der Kaiser auf 12 Jahre mit dem Krongute Kannenecken und ernannte ihn 1818 nach Aufhebung des piltenschen Landrathscollegium zum Oberhofgerichtsrath in Mitau. Auch trat er in demselben Jahre als Mitglied der neu errichteten Provinzialgesetzcomité bei, wurde 1822 zum Präsident derselben erhoben und erhielt die ausgezeichnetsten Beweise von der Huld des Kaisers. Nachdem er sich um sein Vaterland vielfache Verdienste, besonders auch durch Stiftung der „Kurischen Gesellschaft für Kunst und Literatur" (1816) erworben hatte, starb er am 20. März 1826 zu Mitau. Die Anlage zur Dichtkunst, welche sich in S. früh entwickelt hatte, sprach sich in späteren Jahren auch in dem seltenen Talente eines musikalisch-lyrischen Improvisators aus und seine Erzeugnisse in dieser Hinsicht beurkundeten eine reiche Phantasie, während die geschriebenen Gedichte oft Spuren ihres flüchtigen Entstehens tragen. Doch zeichnen sich mehrere derselben, wie „Die Wolken", „Die Geburt der Liebe" und seine „Epigramme" vortheilhaft aus. Von seinen hinterlassenen Schriften bemerken wir: „Ikonologie des heutigen Zeitalters" (Riga 1807); „Malerische Wanderungen durch Kurland" (Ebend. 1809); „Gedichte" (Mitau 1812); „Beiträge zur Geschichte des Kriegs" (Ebend. 1813. 4 Hefte); „Lebensblüthen" (Hamburg 1816. 2 Bde.) und „Erinnerungen von einer Reise nach St. Petersburg im Jahre 1814" (Ebend. 1818. 2 Bde.). Auch gab er von 1806—1809 die „Curonia" und „Wega" heraus. 81.

Schlittschuh, franz. patin; engl. skate, sind eine besondere den Schlittenkufen ähnliche Art Schuhe, deren man sich bedient, um schnell und leicht über das Eis der gefrorenen Flüsse, Seen und Teiche fortzugleiten. Sie bestehen aus einer schmalen Sohle von hartem Holze, unter welcher ein dickes, vorn nach oben gebogenes und mit zwei Schärfen versehenes Stück Stahl, das sogenannte Schlittschuheisen, der Länge nach befestigt ist, und werden mit ledernen Riemen und Schnallen am Fuße befestigt. Im Norden von Europa, vornehmlich in Holland, werden sie stark gebraucht und man macht allda häufig große Reisen damit. Die Lappländer, Kamtschatalen, Samojeden und die Einwohner von Canada bedienen sich ihrer zum Durchlaufen ihrer Schneegefilde. Schiller, Klopstock, Herder, Göthe, Krummacher und andere Dichter haben das Schlittschuhlaufen besungen. 26.

Schlözer (August Ludwig von), einer der ausgezeichnetsten deutschen Geschichtsforscher, wurde am 5. Juli 1737 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren, nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, bei Verwandten erzogen und besuchte mit reichen Vorkenntnissen, besonders in den orientalischen Sprachen, ausgerüstet 1751 die Universität zu Wittenberg, um daselbst Theologie zu studiren, begab sich darauf als Hauslehrer nach Schweden, lebte hier mehrere Jahre theils in Stockholm, theils in Upsala und gab 1758 seinen „Versuch einer Handelsgeschichte" in schwedischer Sprache heraus. 1759 nach Göttingen zurückgekehrt beschäftigte er sich besonders eifrig mit dem Arabischen und der Medicin, folgte dann dem Rufe des russischen Reichshistoriographen Müller nach Petersburg (1761) als Lehrer seiner Kinder und unterstützte diesen fortan bei seinen literarischen Arbeiten. Zugleich begann er das Studium der russischen Jahrbücher und Chroniken, erregte aber dadurch Müller's Eifersucht in solchem Grade, daß er bald darauf gänzlich mit ihm zerfiel. Er erhielt indeß, 1762 zum Adjunct bei der Akademie und zum Lehrer an der Rasumowsky'schen

Universalität erwarb, ein Praktikum, über das hat sie, wie sie [illegible] in Bremen studierte, nicht [illegible] Sie war [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible] Sie

gel ꝛc. Sie werden überall von den Kleinſchmieden, Zirkelſchmieden und Schloſſern verfertigt und kommen größtentheils aus Steiermark, Nürnberg und dem Bergiſchen in den Handel. Auch nennt man S. die zum Abſchießen der Gewehre angebrachte Maſchinerie (ſ. Schießgewehr) und die Wohnung eines Fürſten oder ſonſtigen begüterten Mannes, vorzüglich auch jede Ritterburg. 26.

Schloſſer (Johann Georg), ein vorzüglicher deutſcher Schriftſteller, wurde 1739 zu Frankfurt a. M. geboren, widmete ſich auf den Univerſitäten zu Gießen und Altdorf dem Studium der Rechtswiſſenſchaft und hielt ſich dann in Geſchäften des Prinzen Friedrich von Würtemberg in Mömpelgard und ſpäter in Karlsruhe auf. Nachdem er ſodann einige Zeit als Amtmann in Emmendingen gelebt hatte, kehrte er 1787 als geheimer Hofrath nach Karlsruhe zurück, wurde 1790 zum wirklichen geheimen Hofrathe und Director des Hofgerichtes ernannt, nahm aber im folgenden Jahre ſeinen Abſchied, weil ein Geſetz, welches er zum Schutze armer Bürger vorgeſchlagen hatte, keine Gültigkeit erhalten konnte, und lebte nun in Anſpach und ſpäter in Eutin als Privatgelehrter, bis er 1798 zum Syndicus von Frankfurt a. M. erwählt wurde, wo er ſchon 1799 ſtarb. S. war als Menſch eben ſo achtbar, wie als Gelehrter. Wahrheit und Recht zu üben und zu verbreiten, hatte er ſich zum Grundſatze für das Leben gemacht. Trotz mancher Sonderbarkeit ließ Jedermann ſeinen gediegenen Kenntniſſen, ſeinem feſten, männlichen Charakter, ſeinem edlen Herzen und ſeiner Freimüthigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Da er den praktiſchen Nutzen der Gelehrſamkeit vorzüglich ſchätzte, ſo war er ein Feind aller ſpeculativen Philoſophie und ſchrieb mit beſonderer Heftigkeit gegen die damals in ſo großem Anſehn ſtehende kantiſche Philoſophie. Von ſeinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur: „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ (Frankf. a. M. 1771; neue vermehrte Aufl. Coburg 1801); „Politiſche Fragmente“ (Leipz. 1777); „Briefe über Geſetzgebung“ (Frankf. 1789); „Kleine Schriften“ (neue Aufl. Baſel 1787—1794. 6 Thle.); „Seuthes oder der Monarch ꝛc.“ Als gründlichen Kenner des claſſiſchen Alterthums zeigte er ſich durch viele Überſetzungen aus Äſchylus, Plato, Ariſtoteles, Thucydides ꝛc. Auch beſitzen wir von ihm eine Übertragung der Abhandlung Longin's: „Vom Erhabenen“ (Baſel 1788). 81.

Schloſſer (Friedrich Chriſtoph), ein ausgezeichneter deutſcher Geſchichtsforſcher, wurde am 17. Nov. 1776 zu Jever geboren und, nachdem er ſeinen Vater in früher Kindheit verloren hatte, bei einer Verwandten auf dem Lande erzogen, beſuchte hierauf das Gymnaſium zu Jever und fand an dem Leſen von Reiſebeſchreibungen, ethnographiſchen und geographiſchen Werken ꝛc. ein ſolches Vergnügen, daß er in ſeinem funfzehnten Jahre wenigſtens 3000 Bücher der Art durchlaufen hatte. Als er aber die Nutzloſigkeit dieſes Verfahrens einſah, legte er ſich mit deſto größerem Eifer auf Mathematik, alte und neue Sprachen, bezog 1793 die Univerſität Göttingen, um dort Theologie zu ſtudiren, wurde dann Candidat im Waldeckiſchen, kehrte 1796 nach Jever zurück, trat als Lehrer in das Haus des Grafen von Bennik in Varel, wo er beſonders Plato und Kant ſtudirte, gab 1798 dieſe Stelle wieder auf und verrichtete einige Zeit die Amtsgeſchäfte eines Landpredigers. Da er keine Ausſicht ſah, ein Pfarramt zu erhalten, beſchloß er nach Rußland zu gehen, mußte aber dieſes Unternehmen aufgeben, weil man ihm die Päſſe verweigerte, wandte ſich nun als Hauslehrer nach Othmarſchen bei Altona, ſtudirte hier neuere Philoſophie und die griechiſchen Claſſiker, vertauſchte 1800 ſeine Stelle mit einer ähnlichen in Frankfurt am Main, beſchäftigte ſich daſelbſt viel mit Chemie und Botanik und arbeitete einen „Leitfaden der Geſchichte“ nach den Quellen aus. Um ein höheres Schulamt zu erhalten, vollendete er (1806) eine Überſetzung von Ariſtoteles' Schrift: „De Plantis“ nebſt Erläuterungen, machte ſie aber trotz der Aufmunterung ſachkundiger Männer nicht be-

kannt, wurde (1808) als Conrector an die Schule zu Jever berufen, legte diese Stelle bald wieder nieder, kehrte 1809 nach Frankfurt zurück, übernahm einige Lehrstunden am Gymnasium und leitete dabei den Unterricht der jüngsten Kinder desselben Mannes, in dessen Familie er 1800 als Lehrer getreten war. Nachdem er unterdeß die Schriften „Abälard und Dulcin" (Gotha 1807) und das „Leben Beza's und Peter Martyr's" (Heidelb. 1809) herausgegeben hatte, begann er eine „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs" (Frankf. a. M. 1812) und lieferte wenige, aber sehr gehaltvolle Recensionen in die „Allgemeine Jenaische Literaturzeitung" (über Neander's „Julian") und in die „Heidelberger Jahrbücher" (Grimm's „Correspondance"). Als ihn im Jahre 1812 Dalberg zum Professor der Geschichte und der der Philosophie bei dem neuerrichteten Lyceum zu Frankfurt ernannt hatte, gab er zum Behufe seiner Vorlesungen die aus den Quellen gearbeitete „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (Frankf. 1819—1824. 3 Bde.) und außerdem die „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" (Ebend. 1826—1834. 3 Bde.) heraus. Nach Aufhebung des Lyceum im Jahre 1814 wurde S. zum Stadtbibliothekar ernannt, aber schon 1817 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte nach Heidelberg, wo er anfangs zugleich die Leitung der Bibliothek erhielt, die er aber nach einigen Jahren wieder aufgab. Seitdem unternahm er 1822 eine wissenschaftliche Reise nach Paris, um die dort vorhandenen Quellen zu seiner „Geschichte des XVIII. Jahrh." (Heidelb. 1823. 2 Thle.), welche später in das Französische übersetzt wurde und mit großem historischen Scharfblicke verfaßt ist, zu vergleichen; auch gab er mit Bercht das „Historische Archiv" (Heidelb.) heraus und schrieb: „Zur Beurtheilung Napoleon's und seiner neuesten Tadler und Lobredner, besonders in Beziehung auf die Zeit von 1810—1813" (Frankf. 1832—1835. 3. Abtheil.). Als Geschichtsforscher zeichnet sich S. durch sorgfaltiges Studium der Quellen, reiche Erfahrungen, Kraft und Selbstständigkeit der Darstellung aus, jedoch sucht er auch die Resultate seiner gründlichen Forschungen oft in strengen, bisweilen selbst in harten und rauhen Urtheilen geltend zu machen. 81.

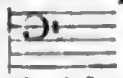
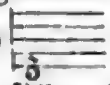
Schlotheim (Ernst Friedrich, Freiherr von), ein ausgezeichneter Geognost und Naturforscher der neuern Zeit, geb. am 2. April 1764 zu Almenhausen, einem seiner Familie gehörigen Rittergute im Schwarzburgischen, erhielt frühzeitig unter der Leitung eines tüchtigen Hauslehrers (des nachmaligen Professors Galletti) eine sorgfältige Erziehung, besuchte dann das Gymnasium zu Gotha und studirte seit 1782 in Göttingen Jurisprudenz. Indeß kehrte er von dort bald in das väterliche Haus zurück und beschäftigte sich hier, wie er schon früher gethan hatte, mit naturwissenschaftlichen, insbesondere in das Gebiet der Mineralogie einschlagenden, Gegenständen. Seiner innern Neigung folgend bezog er endlich die Bergakademie zu Freiberg und hier war es, wo er für immer seiner Wissenschaft gewonnen wurde. Später besuchte er auch den Harz, indem er überall das rein Wissenschaftliche der Mineralogie mit dem Praktischen der Hüttenkunde zu verbinden strebte. So vorbereitet trat er 1793 das ihm schon früher verliehene Amt eines Beisitzers im Kammercollegium zu Gotha an, wo ihm die besondere Aufsicht über die wenigen Hüttenwerke, vorzüglich das Eisenhüttenwerk Louisenthal, übertragen wurde. 1805 ward er dirigirender Rath des Kammercollegium, 1817 Präsident desselben und nach dem Anfalle Gothas an Coburg Oberhofmarschall und wirklicher geheimer Rath mit Sitz und Stimme. Bereits seit 1822 war er auch oberster Inspector des reichhaltigen gothaischen Museum. Er starb am 28. März 1832. Seine Verdienste um die Mineralogie überhaupt bestehen insbesondere darin, daß er sich eifrig bemühte, das Gute der verschiedenen Systeme mit einander zu vereinigen, ohne, wie häufig zum Nachtheile der Wissenschaft geschehen ist, hartnäckig

an einem festzuhängen. Vorzüglich widmete er der Oryktognosie, wie sie von Hauy begründet wurde, und der Petrefactenkunde seine ungetheilte Aufmerksamkeit; letztere besonders verdankt ihm in sofern viel, als er sich bestrebte, aus den Fossilien Wesen, Alter und Entstehungsarten der verschiedenen Formationen, so wie andere interessante Wahrheiten in Bezug auf noch lebende Pflanzengattungen zu bestimmen und herzuleiten. Außer mancherlei Beiträgen zu Hoff's und Voigt's bekannten „Journalen" und Zach's „Monatlicher Correspondenz" (im 1. B. der letztern findet sich eine von ihm verfaßte „Beschreibung des unter seiner Leitung bei Burgtonna ausgegrabenen Elephantengerippes") schrieb er: „Beiträge zur Flora der Vorwelt, oder Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenversteinerungen" (Gotha 1804) und „Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte ꝛc." (Ebend. 1820) mit Nachträgen (Ebend. 1822 und 1823). 22.

Schlotthauer (Joseph), ein ausgezeichneter deutscher Maler, Inspector und Professor der Kunstakademie zu München, wurde am 14. März 1789 zu München geboren und mußte, da sein Vater nicht wohlhabend war, trotz seiner vorherrschenden Neigung zum Zeichnen, das Tischlerhandwerk erlernen. Während seiner Wanderschaft ward seine frühere Neigung zwar fortdauernd genährt, doch auf sehr untergeordnete Leistungen beschränkt und erst nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt konnte er nach erhaltener Erlaubniß, die Akademie zu besuchen, höhere Fortschritte machen. Der Krieg gegen Tyrol im Jahre 1809, dem er als Freiwilliger mit vieler Auszeichnung beiwohnte, unterbrach eine Zeit lang seine Studien und später zog er es vor, dieselben unter dem Beirathe seiner Freunde Barth, Mosler u. A. für sich und ohne eigentlichen Lehrer fortzusetzen. Seine Leistungen indeß, besonders mehrere seiner religiösen Darstellungen, unter andern „das Bild Christi", fanden bald Anerkennung und Cornelius zog ihn nach seiner Ankunft in München im Jahre 1819 in seine nähere Umgebung. Mit diesem großen Meister und unter dessen Leitung führte er seit 1820 eine Reihe der trefflichsten Gemälde in der Glyptothek aus, und zwar vorzugsweise im Vereine mit Zimmermann Frescogemälde, da er schon früher in dieser Gattung der Malerei besondere Geschicklichkeit an den Tag gelegt hatte. Von ihm sind unter andern „der Abend und Ganymed im Götterſaale", so wie in dem herrlichen Bilde, „der Traum des Agamemnon", der Jupiter und der Agamemnon. Man erwartet von ihm ein Werk über die Frescomalerei. 36.

Schluchzen, auch Schlucken genannt, lat. singultus; franz. sanglot, hoquet; engl. sobbing, hickup, ein krampfhaftes, mit einem rauhen Tone begleitetes und mit einer Erschütterung verbundenes Athemholen, besteht in einer unwillkührlichen Zusammenziehung des Zwerchfells, wodurch der Magen abwärts gedrückt und ein schnelles Eindringen der Luft in die Luftröhre verursacht wird. Er hat seine Ursache in einer Reizung des Magens und des Endes der Speiseröhre bei zu schnellem oder zu kaltem Essen, ist oft aber auch Folge einer heftigen Gemüthsbewegung oder auch Sympton von einzelnen Krankheiten. Die ersteren beiden Arten werden durch Genuß reinen Wassers oder Zuckers, durch Anhalten des Athems, durch leichten Schreck, durch Lenkung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände ꝛc. leicht gehoben, bei letzterer muß auf die erzeugende Krankheit gewirkt werden. 30.

Schlüssel, lat. clavis; franz. clef; engl. key; ital. chiave, ist in tropischer Bedeutung überhaupt dasjenige, wodurch man im Stande ist, etwas Geheimes zu erkennen; daher bei der Geheimschrift die Regel der Entzifferung, in der chinesischen Schrift jede der einfachen Figuren, aus welchen die ganze Schrift zusammengesetzt ist; daher auch in der Musik Notenschlüssel, Musikschlüssel diejenigen Zeichen, welche zur schnellen und sichern Übersicht der verschiedenen Tonhöhe der Noten auf dem Liniensysteme den Anfangspunkt jeder einzelnen Ton-

region andeuten. Es sind deren jetzt 3 gewöhnlich, nämlich der F-, G- und C-Schlüssel. Der erstere  zeigt an, daß die Note auf der 4. Linie das kleine f ist und heißt, weil die tiefere Tonregion in seinen Bereich gehört, auch der Baßschlüssel. Der G-Schlüssel schließt die 2. Linie ein und deutet an, daß die Note auf derselben das eingestrichene g ist. Weil er sonst ausschließlich in der Violinmusik angewendet wurde, führt er auch den Namen Violinschlüssel. Der C-Schlüssel endlich  zeigt an, daß auf die Linie, welche er einschließt, das eingestrichene C fällt. Discantschlüssel heißt er, wenn er die erste Linie, Altschlüssel, wenn er die dritte und Tenorschlüssel, wenn er die vierte Linie einschließt. 29.

Schluß, s. Urtheil.

Schmacke, franz. sémaque; engl. smack, ist ein kleines Kauffahrteischiff, unten platt, übrigens aber sehr voll gebaut, welches einen Gabelmast mit einem nach hinten zu laufenden Stocke (Gabelbaum), an dem das Segel befestigt ist, einen kleinen Besanmast hinten auf einem sogenannten Hock und zu beiden Seiten Schwerter, d. h. stark mit Eisen beschlagene Planken in Gestalt einer Schuhsohle, um das zu viele Abtreiben und auf die Seite legen desselben zu verhindern, und ein hohes Verdeck hat. Sie dient in Holland auf den Binnenwässern so wie auf der Elbe und Weser vorzüglich zum Lichten der großen Schiffe und ladet oft 50—60 Last oder 100—120 Tonnen. 26.

Schmalkalden (56° 45′ 36″ Br., 28° 6′ L.), Stadt zur churhessischen Provinz Fulda gehörig, Sitz des Criminalgerichts, Bergamts, Oberforstamts, Justizamts, einer Polizeicommission, einer Commerzdeputation und eines lutherischen und reformirten Inspectorats, liegt an der Mündung der Stille in die Schmalkalde, in einem engen Thale des Thüringer Waldes, ist mit doppelten Mauern und trocknen Graben umgeben und hat 3 Thore, 3 Vorstädte, 1 Schloß (Wilhelmsburg) auf dem Questenberge, 1 altes Schloß (Hessendorf), 2 Kirchen, 1 lutherische Stadtschule mit 5 und 1 reformirte Stadtschule mit 4 Lehrern, 1040 Häuser und 5000 Einw., die mancherlei Fabriken und Manufacturen unterhalten, als: 1 Saline mit 2 Kothen und 12 Gradirhäusern, die jährlich 16000 Ctnr. producirt, 2 große Strumpfwebereien, 1 Bleiweißfabrik, mehrere Meerschaumkopfschneidereien, vorzüglich aber kurze Eisenwaarenfabriken. Man verfertigt Ahlen und alle Arten von Schuhmachergeräthschaften, Zimmermanns- und Tischlerwerkzeuge, Vorlegeschlösser, Feilen, Tisch- und Schneppmesser, Scheeren, messingene und stählerne Lichtscheeren, Nägel, Striegeln und Baumsägen und rechnet, daß jährlich allein 1760000 Messerklingen aller Art verfertigt werden. 1830 fand man hier 24 Schwerdtfeger, 130 Ahlenschmidte, 307 Schlosser, 260 Nagelschmidte, 150 Grobschmidte, 81 Riegelschmidte, 60 Feilenschmidte, 90 Zangenschmidte, 47 Messerschmidte, 8 Stricknadelfabrikanten, 8 Scheerenschmidte, 6 Strohmesserschmidte, 12 Striegelnfabrikanten, 40 Fabrikanten von kleinen Sattel- und Stuhlnägeln (Pinnen), 90 Kettenschmidte und 10 Fabrikanten von eisernen Öfen. Mit diesen Eisenwaaren handelt der Schmalkalder weit und breit; es gibt aber auch in dem Orte mehrere Großhandlungen, die den Verkehr beleben, und viele Krämer und Kleinhändler. Hier werden auch 2 Wochen- und 6 Jahrmärkte gehalten. Vor S. liegt 1 Bohrmühle, die Stillethormeierei, 1 Rohrhammer, 1 Gewehrfabrik, die 80 Arbeiter beschäftigt und 5000 Gewehre liefert, der Hedwigshof, der Röthehof und das heilige Grab. 1 Meile von der Stadt ist der eisenreiche Stahlberg bei dem Dorfe Alzerode, wo das ganze Thal fast einer einzigen Werkstätte gleicht. 71.

Schmalkaldischer Bund und Krieg. Die drohende Gefahr, welcher sich die protestantischen Stände Deutschlands besonders seit dem ohne Resultat aus einander gegangenen Reichstage von Augsburg im Jahre 1530 blosgestellt sahen, ließ die Nothwendigkeit einer engern Vereinigung nicht mehr verkennen und deßhalb kamen bereits im Nov. des Jahres 1530 mehrere protestantische Stände in Schmalkalden zusammen; doch konnte man sich, obwohl einige allgemeine Entschlüsse gefaßt wurden, damals zu einem förmlichen Bündnisse noch nicht vereinigen, vielmehr kam dasselbe erst am 27. Febr. 1531 zu Stande. Wirkliche Theilnehmer waren der Churfürst von Sachsen mit seinem Sohne, Johann Friedrich, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, die Herzöge Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, und die Städte Straßburg, Constanz, Ulm, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Ysni und Biberach; Nürnberg, Weissenburg, Windsheim, Kempten, Heilbronn und der Markgraf Georg von Brandenburg erklärten sich wenigstens dahin, das kaiserliche Kammergericht in Religionssachen nicht anerkennen zu wollen. Bald ward der Bund ansehnlich verstärkt, zumal seit seiner Erneuung im Jahre 1535, wo unter Andern auch der Churfürst von Sachsen und Philipp von Hessen zu Hauptleuten ernannt und die Haltung eines 12000 Mann starken stehenden Heeres beschlossen wurde. Der Ausbruch des Kriegs indeß wurde verzögert, da der Kaiser noch nicht hinlänglich gerüstet, der Bund aber zu unentschlossen war, um die günstige Gelegenheit, welche sich bei der anderweitigen Beschäftigung Karl's V. darbot, zu gewissem Siege zu benutzen. Darüber und über sonstige Ursachen des Nichtausbruchs des Kampfes vergl. den Art. Reformation. Als endlich alle Versuche, den Zwist gütlich beizulegen, scheiterten und zuletzt auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1546 die evangelischen Stände nochmals die Anmuthung, die Angelegenheit dem Ausspruche eines allgemeinen Concils zu überlassen, beharrlich zurückwiesen, überdieß auch nur zum Theil erschienen waren, glaubte der Kaiser, päpstlicher und anderer Unterstützung gewiß und sonstiger Kriege jetzt ledig, nicht mehr zögern zu dürfen, und traf Anstalten zum Angriffe. Der Bund seinerseits eilte ebenfalls dem drohenden Ungewitter zu begegnen. Bald war in Süddeutschland ein ansehnlicher Heerhaufe versammelt, auch der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen beschleunigten die Rüstungen so, daß sie bereits im Monat Juli nach Schwaben vorrücken und das Bundesheer bis auf wenigstens 70000 M. (nach Andern 100000 M.) verstärken konnten. Der Achtserklärung des Kaisers vom 20. Juli folgte bald darauf die Kriegserklärung des Bundes. Schnelles und wohlbedachtes Handeln des letztern hätte den Krieg bald endigen mögen, denn noch hatte der Kaiser nur 8000 Mann versammelt, da die aus den Niederlanden und dem Mailändischen erwarteten Hülfstruppen erst später eintreffen konnten. Allein Uneinigkeit im Bunde, dessen beide Oberhauptleute weder unabhängig genug, noch mit sich selbst nur im Geringsten einverstanden waren, hinderte das Gelingen des mit großen und gerechten Hoffnungen begonnenen Feldzugs. Gleich anfangs war der Hauptmann des von den oberdeutschen Städten ausgerüsteten Heerhaufens, der wackere Sebastian Schärtlein, gegen die von Italien heranrückenden Truppen unter Ottavio Farnese ausgesandt worden und hatte, da ihm eine Verletzung des baierischen Gebiets, auf welches sich der oben erwähnte kaiserliche Heerhaufe zurückgezogen hatte, untersagt war, wenigstens in Tyrol siegreiche Fortschritte gemacht und die Ehrenberger Klause und andere Pässe besetzt; doch wurde er inmitten seiner Siege aus allzugroßer Vorsicht zurückgerufen. So konnte sich der Kaiser ungehindert mit den wenigstens 18000 Mann starken italienischen Truppen vereinigen und im August bei Ingolstadt ein Lager beziehen. Selbst hier aber würde bei der im kaiserlichen Heere herrschenden Verwirrung und der Überlegenheit des Bundes-

heeres ein Angriff noch von sicherem Erfolge gewesen sein; doch konnte man wie immer zu keinem Entschlusse kommen, begnügte sich, das kaiserliche Lager zu beschießen und rückte dann dem unter dem Grafen Büren aus den Niederlanden heranrückenden kaiserlichen gegen 20000 Mann starken Heerhaufen entgegen, ließ ihn aber entwischen, ohne seine Verbindung mit der Hauptarmee hindern zu können. Jetzt sank vielen Bundesgliedern der Muth und schon begann der Bund sich aufzulösen, als plötzlich die Nachricht erscholl, daß Moritz von Sachsen unterdessen in die Lande des Churfürsten eingefallen sei und sie bis auf Weniges erobert habe. Dieß gab den Ausschlag zur völligen Trennung des Bundesheers. Mit Zurücklassung von kaum 10000 Mann in Süddeutschland zog der Churfürst in sein Land zurück und eroberte es in der That bis auf wenige Plätze wieder, nahm sogar den vom Kaiser dem Herzog Moritz zur Hülfe gesandten Markgrafen Albrecht von Brandenburg bei Rochlitz gefangen (den 2. März 1547) und brachte den größten Theil des Landes seines Gegners in seine Gewalt; aber größerer Energie hätte es jetzt bedurft, um den Bund selbst zu retten. Denn bereits war während dieser Zeit ganz Süddeutschland ohne Ausnahme unter mehr oder minder harten Bedingungen unterworfen worden und übermächtig zog der Kaiser gegen Sachsen heran, um den letzten Schlag zu führen, da sich allmählig auch die übrigen Bundesglieder in Norddeutschland von dem Schauplatze zurückzogen. Der Churfürst sah sich jetzt auf seine eignen Hülfsmittel beschränkt; denn auch Philipp von Hessen hatte sich zur Vertheidigung seines eigenen Landes von ihm getrennt. Unfähig dem weit überlegenen Kaiser ferner zu widerstehen, dazu unvorsichtig ward er in der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547 geschlagen und gefangen (s. d. Art. Johann Friedrich). Somit war der Bund von Schmalkalden zertrümmert; sein Zweck aber wurde später dennoch erreicht und zwar von einem Fürsten, welcher aus politischen Rücksichten sein heftigster Gegner gewesen war (s. d. Art. Moritz von Sachsen). I.

Schmalkaldische Artikel, s. Glaubensbekenntniß.

Schmalte, s. Smalte.

Schmaltz (Moritz Ferdinand), einer der ausgezeichnetsten und freimüthigsten Kanzelredner der neuesten Zeit, ward am 18. Juni 1785 zu Stolpen bei Dresden geboren. Vorbereitet auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt bezog er 1798 die Fürstenschule zu Meißen, studirte seit 1804 zu Leipzig und seit 1806 zu Wittenberg, wo er auch nach Beendigung seiner Studien mehrere Jahre als Hauslehrer lebte, bis er im Jahre 1814 als Pastor nach Wehlen bei Pirna berufen ward. Doch schon 1816 folgte er einem Rufe als zweiter Prediger der evangelischen Gemeinde augsburgischer Confession nach Wien, wo er zugleich Mitglied des dortigen protestantischen Consistorium ward. Einen neuen im folgenden Jahre an ihn ergangenen Ruf als Pastor und Ephorus nach Lemberg lehnte er ab, ging aber zu Ende des Jahres 1818 als Pastor an der Kirche zu Neustadt-Dresden ins Vaterland zurück. Der Beifall, den er hier fand, war außerordentlich. Großes Aufsehen erregten namentlich seine Reformationspredigten, von denen die im Jahre 1825 gehaltene („Bestehet in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat und lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen", Dresd. 1825) binnen ganz kurzer Zeit 6 Auflagen erlebte; ferner die beiden gegen das damals in Dresden einreißende Conventikelwesen gerichteten Predigten („Über die in unsern Tagen überhandnehmende Scheinheiligkeit", Dresd. 1829), welche Äußerungen seltenen Freimuths enthielten, und seine „Jubelpredigten am dritten Gedächtnißfeste des augsburgischen Bekenntnisses" (Leipz. 1830). Seine Freunde stifteten ihm zu Ehren im Nov. 1826 eine nach seinem Namen benannte Schulcasse, deren Fonds 1833 9000 Thaler betrug, von dessen Interessen damals der Unterricht für 250 arme Kinder bestritten ward. Im Jahre 1830 ertheilte ihm die theologische Facultät zu Leipzig die Doctorwürde und 1833 erhielt er den ehrenvollen Ruf als

Hauptpaſtor an der Kirche St.-Jacobi und Scholarch nach Hamburg, wo er am 27. Sept. ſeine Antrittspredigt hielt. — S. gehört jedenfalls zu den vorzüglichſten Kanzelrednern unſerer Zeit. Treuk Textbenutzung, natürliche und leichte Uebergänge, logiſche Durchführung des Gegenſtandes, Fülle der Gedanken, klare und gemüthliche Darſtellung auf rein evangeliſchem Grunde, eine correcte und edle Sprache gehören zu den Hauptvorzügen ſeiner Predigten. Außer mehreren einzeln im Druck erſchienenen haben wir folgende größere Sammlungen von ihm: „Predigten über die Sonn- und Feſttagsevangelien" (Dresd. 1820. 1. Jahrgang 2 Bde., 2. Aufl. Leipz. 1835); „Predigten über die Feſt- und Sonntagsevangelien" (Dresd. 1820. 2 Jahrgänge, 2 Bde.); „Epiſtelpredigten für alle Sonn- und Feſttage des Jahres" (Leipz. 1829. 3 Bde. 2. Aufl.); „Predigten über auserleſene Abſchnitte der heiligen Schrift" (Leipz. 1827); „Blicke des Glaubens in das bewegte Leben der Menſchen" (Leipz. 1831. 2 Bde. 2. Aufl. 1834); „Predigten zur Förderung evangel. Glaubens und Lebens" (Hamb. 1834); „Paſſionspredigten"; 1. Bd. u. d. Titel: „Der Weg nach Golgatha, Paſſionspredigten" (Hamb. 1835. 2. Bd.); 3. Bd. u. d. Titel: „Jeſus vor ſeinem Richter" (Hamb. 1836); „Die letzten Worte des ſterbenden Erlöſers" (Hamb. 1834); „Apoſtoliſche Mahnungen und Rathſchläge zum chriſtlichen Leben im Glauben und in der Liebe" (Hamb. 1836. 1. Bd.). Auch ſeine „Erbauungsſtunden für Jünglinge und Jungfrauen" (Leipz. 1823. 5. Aufl. 1835) haben großen Beifall und weite Verbreitung gefunden. 63.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), ein geiſtreicher juriſtiſcher Schriftſteller, ward zu Hanover am 17. Febr. 1760 geboren und daſelbſt für die Univerſität gebildet, ſtudirte zu Göttingen von 1777—1780 Theologie, wendete ſich aber dann als Hauslehrer den Rechten zu, ſtudirte dieſelben ſeit 1783 zu Göttingen, habilitirte ſich daſelbſt (1785), erhielt zu Rinteln eine außerordentliche (1787), dann (1788) eine ordentliche Profeſſur der Rechte, folgte aber bereits 1789 einem Rufe in gleicher Eigenſchaft nach Königsberg, wo er 1798 zugleich Conſiſtorialrath und 1801 Kanzler und Director der Univerſität ward. 1803 ging er mit dem Titel eines geheimen Juſtizraths und als Director der Univerſität nach Halle; als aber dieſe Stadt dem Königreiche Weſtphalen mit einverleibt wurde, nach Memel zum Könige von Preußen, der ihm ſchon damals die Ausſicht auf eine Anſtellung bei der zu Berlin zu begründenden Univerſität eröffnete. S. ging hierauf nach Berlin, wo er anfänglich privatiſirte, 1809 aber in den Oberappellationsſenat kam und 1810 zum Director und Ordinarius der Juriſtenfacultät bei der nun begründeten Univerſität ernannt wurde. Er ſtarb zu Berlin am 20. Mai 1831. Als Schriftſteller hatte er ſich bereits mit ſeinen „Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe" (Hanov. 1783) einen Namen erworben, als er durch die kleine politiſche Schrift: „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'ſchen Chronik" (Berl. 1815) nicht nur in der preußiſchen Monarchie, ſondern auch in ganz Deutſchland, einen Anſtoß erregte, indem es ſchien, als wolle er die Begeiſterung des deutſchen Volks von 1812—1815 herabſetzen, den Opfern, welche daſſelbe und beſonders Preußen gebracht, falſche Motiven unterlegen, den Tugendbund verdächtigen, die Fortdauer geheimer und verbrecheriſcher Vereine darthun und überhaupt allerhand Samen der Zwietracht ausſtreuen. S. fand an Niebuhr, Koppe, Ludwig Wieland, Schleiermacher, Friedr. Förſter, Fr. Rühs, Krug u. m. A. tüchtige und geiſtvolle Widerſacher. Dieſer Streit wurde mit einer ſolchen Heftigkeit geführt, daß der König von Preußen durch eine Cabinetsordre ihn niederzuſchlagen ſich gedrungen fühlte. Unter den zahlreichen Schriften S.'s erwähnen wir nur die vorzüglichſten: „Encyklopädie des gemeinen Rechts" (Königsb. 1790); „Handb. des röm. Privatrechts" (Königsb. 1793); „Das Recht der Natur" (Königsb. 1795—1804. 3 Bde.; neue Aufl. Leipz. 1823), neu bearbeitet u. d. Titel: „Die Wiſſenſchaft des natürlichen Rechts" (herausgeg. von Jarcke, Leipz. 1831); „Ency-

klopädie der Cameralwiſſenſchaften" (Königsb. 1797; 2. Aufl. 1819); „Handbuch des kanoniſchen Rechts" (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834); „Das europäiſche Völkerrecht" (Berl. 1817); „Lehrbuch des deutſchen Privatrechts" (Berl. 1818); „Staatswirthſchaftslehre in Briefen an einen deutſchen Erbprinzen" (Berl. 1818. 2 Bde.); Anſicht der ſtändiſchen Verfaſſung in der preußiſchen Monarchie" (Berl. 1822) und „Handbuch des deutſchen Staatsrechts" (Berl. 1825. 2 Bde.). 25.

Schmauß (Johann Jakob), einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, geb. am 10. März 1690 zu Landau, hatte zu Straßburg und Halle ſtudirt und am letztern Orte Vorleſungen gehalten, als ihn der Markgraf zu Baden-Durlach 1721 zum Hofrath und 1728 zum Kammerath ernannte. 1734 ward er Profeſſor des Natur- und Völkerrechts in Göttingen, 1743 Profeſſor des Staatsrechts in Halle, ging aber 1744 wieder nach Göttingen zurück, wo er 1757 ſtarb. Scharfſinn und Freimuth belebten ſeine Vorleſungen wie ſeine Schriften und er war ein geiſtreicher Kenner und Bearbeiter der Geſchichte und des Staatsrechts. Unter ſeinen Schriften ſind zu bemerken: „Neueſter Staat von Portugal", (Halle 1714. 2 Thle.); „Corpus juris gentium academicum" (Lipsiae 1730. 2 Voll.); „Corpus juris publici sacri Romani Imperii academicum" (Lipsiae 1742. 2 Voll., mit Anmerkungen von Schuhmann. Ebendaſ. 1774); „Einleitung zur Staatswiſſenſchaft" (Leipz. 1742. 2 Thle.); „Neueſtes Syſtem des Rechts der Natur" (Götting. 1753). 25.

Schmeckwitz, ein Dorf in der Oberlauſitz, zwiſchen Bautzen und Camenz gelegen, beſitzt eine zahlreich beſuchte Badeanſtalt. Die hieſige Quelle gehört zu den Schwefelwaſſern und wird auch wegen der Nähe des Kloſters Marienſtern, zu dem es gehört, der Marienborn genannt. Sie hat ſich bisher beſonders bei Unterleibskrankheiten und chroniſchen Dyskraſien ſehr heilkräftig bewieſen. Außer Ficinus (1818) hat ſie neuerdings Röderer in der Schrift: „Die Schwefelquelle zu Marienborn bei Schmeckwitz" (Camenz 1833) beſchrieben. 35.

Schmeller (Johann Andreas), Cuſtos an der Bibliothek zu München, nimmt unter den jetzt lebenden, ſowohl um deutſche Sprachforſchung, als Herausgabe und Erklärung altdeutſcher Sprachdenkmäler verdienter Gelehrten eine der erſten Stellen ein. Er wurde 1785 zu Tirſchenreuth in der Oberpfalz geboren und beſuchte bis zum 18. Jahre das Lyceum zu München; da ihm aber jetzt die zur Fortſetzung ſeiner Studien nöthigen Mittel abgingen, begab er ſich 1804 in die Schweitz, um mit Peſtalozzi, für deſſen neue Lehrmethode er ungemeines Intereſſe gewonnen hatte, in Verbindung zu treten. Ein ungünſtiger Zufall vereitelte ſeine Abſicht; es war ihm daher erwünſcht, als man ihm in Solothurn den Antrag machte, ſich für ein in ſpaniſchem Solde ſtehendes Schweitzerregiment anwerben zu laſſen. Mit dieſem betrat er im September Spanien. In dem Hauptmanne Voitel fand er einen Freund und zugleich einen Verehrer Peſtalozzi's und durch des Erſtern Betrieb wurde die peſtalozziſche Unterrichtsmethode in der Schule des Regiments eingeführt. Voitel's Bemühungen erregten die Aufmerkſamkeit einiger aufgeklärten und einflußreichen Spanier und die Errichtung einer Schule für Söhne ſpaniſcher Officiere nach peſtalozziſchen Grundſätzen kam wirklich zur Ausführung, zu deren Vorſteher Voitel 1806 nach Madrid berufen wurde. S. ſtand ihm hier in wirkſamer Thätigkeit zur Seite und gab in der Einleitung zu dem 1. Bande der von Andujar beſorgten Überſetzung der peſtalozziſchen Elementarbücher („Libros elementales de Enrique Pestalozzi", Madrid 1807) und in dem erſten Berichte der jener Schule vorgeſetzten Commiſſion („Noticia de las providencias tomadas por il gobierno para observar el nuevo método de la enseñanza de Enrique Pestalozzi", Madrid 1807) Nachricht von dem Fortgange und den Leiſtungen der Anſtalt. Als mit dem Ausbruche der ſpaniſchen Revolution die Anſtalt ſich auflöſte, kehrte S. in die Schweitz zurück, errichtete mit Hopf in Baſel eine Privatanſtalt und trat

Digitized by Google

nach deren Eingange 1813 auf den Ruf des Vaterlandes in die Schaar der baierischen Freiwilligen. — Durch frühere im südlichen Deutschland unternommene Reisen war S.'s Aufmerksamkeit auf die Volksdialekte gelenkt worden; jetzt bot sich ihm die beste Gelegenheit dar, im Heere selbst die verschiedenen Mundarten des eigenen Vaterlandes zu beobachten und gründlich zu erforschen. Diese Forschungen gewannen durch das Interesse und die Unterstützungen, die ihnen der Kronprinz von Baiern angedeihen ließ, sowohl an Förderung als Ausdehnung. Die im Jahre 1821 zu München erschienene Schrift: „Die Mundarten Baierns, grammatisch dargestellt" enthält die Resultate von S.'s Forschungen in diesem Gebiete und läßt sich gleichsam als erläuternde Einleitung zu dem darauf folgenden „Baierischen Wörterbuche" (Stuttg. 1827—1833. 3 Bde. 8.) betrachten. Die Wichtigkeit des hierin niedergelegten Stoffs und die ausgezeichnete Behandlung desselben machen dieses Buch für jeden deutschen Sprachforscher zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel. Im Jahre 1827 erhielt S. an der Universität zu München die Professur der ältern deutschen Literatur; dieß war die Veranlassung zu der Schrift: „Über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler" (München 1827). Zum Behufe seiner Vorlesungen besorgte er einen Abdruck eines Stücks aus der althochdeutschen Uebersetzung der tatianischen Evangelienharmonie nach einer Handschrift zu St. Gallen, welches den Matthäus enthält, dem die gothische Übersetzung desselben Evangelium von Ulfilas beigegeben ist („Evangelii secundum Matthaeum versio francica saeculi IX nec non gothica saeculi IV quoad superest.", Stuttg. 1828. 8.). Ein sehr dankenswerthes Unternehmen war es, daß S., als er 1829 Custos an der Bibliothek zu München wurde, die schon so lange erwartete, äußerst wichtige altsächsische Evangelienharmonie unter dem Titel: „Hiliand poema saxonicum saeculi IX" nach der bamberger und cottonianischen Handschrift herausgab. Die erste den Text enthaltende Lieferung erschien Stuttg. 1830. 4.; die folgenden werden Erläuterungen und Glossen enthalten. Hierauf erfolgte die Bekanntmachung eines nur noch als Bruchstück vorhandenen althochdeutschen alliterirenden Gedichts: „Muspilli" (s. d. Art.) (München 1832). Eine gehaltvolle Untersuchung über Ursprung, Sprache und Sitte der vicentinischen Deutschen haben wir nächstens von demselben Gelehrten zu erwarten. 83.

Schmelz und Schmelzmalerei, s. Email.

Schmelzbarkeit, lat. fusio; franz. fusibilité; engl. fusibility, nennt man die Eigenschaft starrer Körper, vermöge welcher sie bei einem erhöhten Hitzegrade eine solche Ausdehnung erhalten, daß ihre Theilchen ihren Zusammenhang verlieren und in hohem Grade gegen einander beweglich und verschiebbar werden, kurz daß die Körper aus dem festen Zustande in den tropfbar flüssigen übergehen. Nur wenige Körper haben bis jetzt durchaus nicht geschmolzen werden können, wozu einige wenige metallische Körper, der Kohlenstoff und einige Erden gehören. Unter den schmelzbaren unterscheidet man wieder leichtflüssige, d. h. solche, welche nur nach und nach und bei weniger Hitzegrade in Fluß gerathen, indem der Körper vorher alle möglichen Grade von Weiche durchläuft, wie dieß beim Wachse, Harze, Glase und mehreren anderen Substanzen der Fall ist, die beim Erstarren nicht krystallisiren, und strengflüssige oder solche, die nur bei sehr erhöhtem Hitzegrade, dann aber plötzlich und auf einmal schmelzen, indem der Körper den Augenblick vor dem Schmelzen noch so starr ist, als im Anfange der Erhitzung und dann auf einmal flüssig wird. Hierher gehören die meisten Metalle und alle beim Starrwerden krystallisirende Körper. Zu den leichtflüssigsten rechnet man diejenigen, welche schon bei gewöhnlicher Temperatur der Atmosphäre flüssig sind und nur erst bei tieferen Temperaturen fest werden, wie das Wasser, Quecksilber, der Alkohol. Der Temperaturgrad, bei welchem ein starrer Körper in den flüssigen Zustand übergeht, heißt sein Schmelzpunkt. Diese Grade sind nach der Beschaffenheit der Körper un-

gemein verſchieden. So liegt der Schmelzpunkt des Eiſes bei 0° und der des Queckſilbers bei —45° C. Unter den eigentlichen Metallen ſchmilzt das Zinn am Leichteſten, ſchwerer das Blei, noch ſchwerer das Kupfer, Silber und Gold; am Allerſchwerſten aber das Platina. Körper, welche für ſich allein bei der größten Hitze unſchmelzbar ſind, werden vermittelſt gewiſſer Zuſchläge, Schmelzungsmittel oder Flüſſe zum Schmelzen gebracht. Schmelzungsmittel für Kieſel, Quarz, Sand u. dergl. ſind hauptſächlich Laugen- oder auch andere Salze, doch auch Metalloxyde. Aber auch ohne ſolche Zuſätze werden ſtrengflüſſige Körper durch Brennglas- oder Brennſpiegelhitze, ſo wie durch Erhitzung in Sauerſtoffgas zum Schmelzen zu bringen ſein. Ja ſelbſt Stoffe, die man für unſchmelzbar hielt, hat man ſeit wenigen Jahren mit Hülfe des Knallgasgebläſes (ſ. Gebläſe) zu ſchmelzen gelernt. Wird die Temperatur eines flüſſig gewordenen Körpers noch weiter erhöht, ſo nehmen ſeine Theilchen endlich Luftgeſtalt an und entweichen gewöhnlich unſichtbar als Dampf (ſ. d. Art.). Dieſes erfolgt jedoch auch bei ſehr vielen feſten Körpern ohne vorherigen Übergang in den flüſſigen Zuſtand, theils ſchon bei der gewöhnlichen, häufiger noch bei erhöheter Temperatur. In dieſer Hinſicht unterſcheidet man die Körper ohne Rückſicht, ob ſie feſt oder flüſſig ſind, in feuerbeſtändige oder fixe und flüchtige. Durch die Schmelzkunſt überhaupt iſt man im Stande, die Metalle aus ihren Erzen zu bringen, aus ihnen allerlei Waaren in Formen zu gießen, Metallſtücke an einander zu löthen, Glas, Steingut und Porzellan zu verfertigen und ihnen jede beliebige oder zu irgend einem Zwecke dienende Geſtalt zu geben. 26.

Schmerz, lat. dolor; franz. douleur; engl. pain, iſt eine unangenehme oder peinliche körperliche Empfindung und entſteht durch beſondere, auf die Enden, Fäden oder Stämme der Nerven gemachte, auf das Hirn übergetragene und von ihm wahrgenommene Eindrücke. Daher empfindet man in Theilen, die keine Nerven haben, wie in den Nägeln und Haaren, keine Schmerzen und andrerſeits verſchwinden dieſelben, wenn die Nerven, in denen ſie ihren Sitz haben, durchſchnitten werden. Übrigens werden die Schmerzen nicht von allen Perſonen gleichmäßig empfunden; Kinder, reizbare, nervöſe Individuen, Hypochondriſten und Hyſteriſche werden von leichten Schmerzen ſehr heftig afficirt; dahingegen Blödſinnige, Raſende, die von einem epileptiſchen Anfalle Ergriffenen, in tiefes Nachdenken Verſunkene, Fanatiker zuweilen ſelbſt von den heftigſten Schmerzen nicht ergriffen werden. Die Urſachen des Schmerzes ſind die abnormen Zuſtände des Organismus, ſeien dieſelben durch übermäßige Thätigkeit oder durch innere Krankheit oder durch äußere Verletzungen herbeigeführt worden. Die Schmerzen ſind eins der Mittel, um dieſe Störungen ins Bewußtſein zu bringen, damit bei Zeiten dagegen Hülfe geſucht werden kann. So würden z. B. in ſtrengen Wintern die Glieder ſehr häufig erfrieren, wenn nicht das ſchmerzhafte Gefühl der Kälte Schutz gegen dieſelbe zu ſuchen zwänge. Die Wirkungen des Schmerzes ſind in den Theilen, in welchen er ſeinen Sitz hat, nicht ſichtbar; er kommt vor mit und ohne Röthe, mit und ohne Geſchwulſt, mit und ohne Hitze der Gewebe; dagegen iſt ſein Einfluß auf den Geſammtzuſtand des Körpers von großer Wichtigkeit. Hier ſind ſeine nächſten Wirkungen Schrecken, Erſtarrung, Betäubung, Ermattung, Geſichtsbläſſe, Übelkeit, Ohnmacht, Krämpfe, ja ſelbſt der plötzliche Tod. Dauert der S. fort, ſo entſteht große Reizbarkeit der Nerven, Abgeſpanntheit, Unfähigkeit zum Denken, Schlafloſigkeit, Wahnſinn, Zehrfieber und endlich der Tod. Der S. iſt höchſt verſchiedenartig, je nach den Geweben, in denen er ſeinen Sitz hat, und je nach den Urſachen, die ihn bedingen; er iſt nicht einer und derſelbe in den Nerven und in den Muskeln, bei der Entzündung und beim Krebſe. Manche Gewebe ſind nur im krankhaften Zuſtande ſchmerzhaft. So kann man die Knochen, Knorpel, das Zellgewebe, die Lunge, das Herz, die Leber, die Halbkugeln des großen und kleinen Gehirns durchſchneiden, zerren, zerreißen, ohne daß ſie Schmerzen verurſachen, und

gleichwohl äußern diese Theile in krankhaften Zuständen die heftigsten Schmerzen. Am Empfindlichsten für jede Art von Eindruck sind die Haut und die Rückenmarksnerven. Diese Verschiedenartigkeit des Schmerzes gibt sich auch aus den verschiedenen Ausdrücken zu erkennen, mit denen man ihn bezeichnet. In dieser Hinsicht hat man einen fressenden, juckenden, brennenden, drückenden, klopfenden, stechenden, spannenden, quetschenden, beißenden, bohrenden, schneidenden S. und viele andere mehr. 39.

Schmettau (Karl Christoph, Graf von), königlich preußischer Generallieutenant und Generalquartiermeister, ward geboren zu Berlin 1696 und theils im Hause seiner Mutter (der Vater war frühzeitig gestorben), theils in Halle erzogen, trat 1709 als Cornet in dänische Dienste, wohnte der Schlacht bei Malplaquet (11. Sept. 1709) bei und machte die Feldzüge Eugen's und Marlboroug's bis zum Frieden von Baden (1713) mit. 1716 in sächsische Dienste getreten focht er 1717 als Volontair unter dem Herzoge von Braunschweig-Bevern gegen die Türken bei Belgrad, trat 1721 in kaiserliche Dienste und machte unter Prinz Ludwig von Würtemberg als dessen Generalquartiermeister den Feldzug gegen die Corsen mit (1732). Zum Oberstlieutenant erhoben nahm er als Quartiermeisterlieutenant im Generalstabe des Prinzen Eugen an dem Feldzuge von 1733—1736 am Rheine Theil, bildete nebst dem Prinzen von Hildburghausen und dem Feldmarschalle Seckendorf eine militairische Deputation beim Kaiser Karl VI. und erhielt ein Regiment, welches in Ofen stand. Als Mitglied jenes Conseils drang er mit dem Prinzen von Hildburghausen durch, daß der Kaiser der Pforte den Krieg erklärte (1737). Während aber die Östreicher unglücklich fochten, lag S. in Nissa und Belgrad krank darnieder. Bei dem schmähligen Rückzuge der Armee 1738 vertheidigte er Vipalanka mit nur einer Hand voll Leute gegen 20000 Türken und zog sich, nachdem er capitulirt hatte, mit 64 der Seinigen auf die Hauptarmee zurück. Er ward nach dem Kriege zum Reichsgrafen erhoben. Als der erste schlesische Krieg ausbrach, ging er, wegen Übergehung seiner bei einem stattgefundenen Avancement in preußische Dienste (1741), wo ihn Friedrich II. unter die Zahl seiner Generaladjutanten aufnahm und ihn zum Generalquartiermeister ernannte. Er erwarb sich die Achtung des Feldmarschalls Schwerin und die Gunst des Königs, dem er in diesem Kriege die wesentlichsten Dienste, besonders in der Schlacht bei Chotusitz (17. Mai 1742), leistete, und ward im Frühjahre 1743 Generalmajor. Er war auch im zweiten schlesischen Kriege thätig (1744), wo ihn Friedrich II. außer seinen gewöhnlichen Functionen als Generalquartiermeister noch im diplomatischen Fache benutzte. Als am 30. Sept. 1745 der unvermuthete Angriff der Östreicher auf das preußische Lager erfolgte, ward S. verwundet, welcher Umstand ihn bis zum Frieden (25. Dec.) von der Armee zurückhielt. Er war jetzt fast ausschließlich um die Person des Königs, wo er sich offen nicht nur über die Vorzüge, sondern auch über die Mängel der preußischen Armee aussprach, weßhalb ihn Friedrich nur um so höher schätzte, ihn 1754 zum Generallieutenant ernannte und ihn eigenhändig das Band des großen schwarzen Adlerordens umhing. Im 7jährigen Kriege trug S. zum Siege der Preußen bei Lowositz (1. Oct. 1756) wesentlich bei, übernahm eine Sendung mit wichtigen Aufträgen nach Hanover, folgte dem Könige in die Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) und traf die Disposition zur Einschließung der Stadt. Intriguen entfernten ihn zwar jetzt von der Person des Königs, er erhielt aber eine Division unter dem Prinzen Heinrich, Bruder des Königs, die er nach der vom Könige verlorenen Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) als Arrieregarde bei der nun erfolgten Aufhebung der Belagerung Prags mit solcher Umsicht und Geistesgegenwart befehligte, daß die ganze Artillerie und sämmtliche Bagagewagen nebst dem Proviantfuhrwesen gerettet wurden. Unerschütterlich behauptete er gegen die Aufforderungen Daun's den Posten von Zittau (Juli) mit 7 Bataillons und 10 Schwa-

dronen. Eine abermalige Intrigue, vom General Winterfeld angesponnen, entfernte S. wieder vom Felddienste. Er begab sich nach Dresden und ward im Frühjahre 1758 Gouverneur dieser Stadt. Durch seine standhafte Vertheidigung der Residenz hielt er vom 17. Aug. bis 4. Sept. 1759 die Armee der Östreicher von 40000 Mann vor derselben auf, zog sich aber vollends durch seine mit dem Generale Vasquez geschlossene Capitulation den Unwillen des Königs zu, der ihn wiederanzustellen sich standhaft weigerte. S. starb zu Brandenburg 1775. Er hatte unter drei Regierungen 23 Feldzügen, 19 Belagerungen, 9 Schlachten und viel mehr anderen Gefechten und Treffen beigewohnt. (Vergl. „Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau", Berl. 1806. 2 Thle.) 25.

Schmetterlinge, lat. lepidopterae; franz. papillons; engl. butterflies, bilden eine sehr zahlreiche Classe der Insécten und haben sowohl wegen der Schönheit der Zeichnungen und Farben, womit die Natur sie ausgestattet hat, als auch wegen ihrer eigenthümlichen Entwickelungsweise stets die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das charakteristische Kennzeichen der ganzen Classe sind 4 mit farbigem Staube bedeckte Flügel, von denen die beiden oberen (Oberflügel) etwas mehr gestreckt, größer und gewöhnlich auch schöner gezeichnet sind, als die Unterflügel, welche beim Sitzen der S. sich unter die ersteren schieben. Man theilt die S. nach der Zeit ihres Fluges ein in Tagfalter (papiliones), Abendfalter oder Dämmerungsfalter (sphinges) und Nachtfalter (phalaenae) und dieser Unterschied ist auch durch ihre besondere Gestalt begründet. Die Tagfalter haben einen schwachen gestreckten Körper, lange fadenförmige Fühlhörner, welche sich oben in eine Keule oder Kolben oder Haken endigen, breite, meist prachtvoll zu beiden Seiten gezeichnete Flügel und schwimmen gleichsam bei Tage durch die Luft; die Dämmerungsfalter dagegen haben meist einen starken Leib, langgestreckte und schmale, aber starke Oberflügel, kleine runde Unterflügel, fadenförmige gekerbte Fühlhörner, die Unterflügel einfacher und meist ganz anders gefärbt, als die Oberflügel und auf der Unterseite meist gar keine Zeichnung und schwirren mit großer Schnelligkeit in der Dämmerung durch die Luft, weßhalb sie auch Schwärmer heißen; die Nachtvögel endlich haben zum großen Theile einen starken, dick behaarten Körper, die Männchen gefiederte, die Weibchen fadenförmige, oben spitz zulaufende Fühlhörner, dicke, meist düster gefärbte, starke Flügel und fliegen nur des Nachts umher. Sämmtliche 3 Classen zerfallen wieder in eine Anzahl Unterabtheilungen, welche jedoch von den verschiedenen Entomologen (Linné, Borkhausen, Hübner, Fabricius, Ochsenheimer, Treitschke u. A.) verschieden bestimmt worden sind. Die früher üblichste Eintheilung war: 1) die Tagfalter in a) Nymphen in 4 Unterarten; b) Ritter, die wieder in trojanische und griechische getheilt wurden; c) Helikonier oder Schmalflügler in 2 Unterarten; d) Danaer oder Rundflügler in 2 Unterarten; e) Plebejer, welche wieder in Bauervögel und Bürgervögel oder Dickköpfe zerfallen; 2) die Dämmerungsfalter in eigentliche Dämmerungsfalter, Glasflügler und Bastardschwärmer (später als eine eigene Gattung, Zigänen, angenommen); 3) die Nachtfalter in Spinner, Eulen, Spanner, Feuerlecker, Blattwickler, Motten und Federmotten. Bei jeder Classificirung wird aber immer etwas zu wünschen übrigbleiben, da die Übergänge in den einzelnen Classen zu verschiedenartig sind. — Merkwürdig ist die Entwickelung der S. Nach der Begattung legt das Weibchen ihre Eier entweder zusammen oder einzeln zerstreut. Daraus entwickeln sich durch die Sonnenwärme die Raupen, walzenförme Körper, welche durchgehends aus 12 an einander gefügten Ringen zu bestehen scheinen und meist an den drei vordersten 3 Paar hornartige Füße, an den vier mittelsten 4 Paar fleischige Bauchfüße und an den hintersten 2 starkfleischige Schwanzfüße haben. Nur die Sackträgerraupen, welche sich hinten in ein Gespinnst hüllen und nur die Vorderfüße gebrauchen, und die Spannraupen, welche keine Bauchfüße, aber dafür meist 2 Paar Schwanzfüße haben, weßhalb sie

Digitized by Google

einen eigenthümlichen Gang haben, machen davon eine Ausnahme. Die Raupen der Dämmerungsfalter und einige andere haben außerdem auf dem letzten Ringe eine hornartige Spitze. Die Lebensdauer der Raupen iſt verſchieden; die meiſten brauchen zu ihrer Ausbildung nur einige Wochen oder Monate, die der bombyx cossus und der bombyx rubi aber ſogar einige Jahre. Bis zu ihrem vollendeten Wachsthum häuten ſie ſich 5—7mal, wonach ſie oft eine andere Farbe erhalten und jedesmal größer werden, und verwandeln ſich endlich bei der letzten Häutung in eine hornartige Puppe (Chryſalide), an der ſchon alle Theile des Schmetterlings ſichtbar werden und die bei den Tagfaltern ſehr eckig, bei den Dämmerungs- und Nachtfaltern mehr walzenförmig erſcheint. Für dieſen Zuſtand hängen ſich die Raupen der Tagfalter entweder mit einem kleinen Geſpinnſte am After auf und bleiben ſo in vertikaler Richtung mit dem Kopfe nach Unten hängen, oder ſpinnen einen Faden um ſich, der ſie in aufrechter Stellung an einer Wand feſthält; die der Dämmerungsfalter und vieler Nachtfalter dagegen machen ſich eine kleine Höhle in der Erde und verpuppen ſich da; die der Spinner endlich umgeben ſich mit einem Gewebe, das ſie an einem ſichern Orte befeſtigen. In der Puppe bildet ſich allmählig der Schmetterling; bei den Tagfaltern in einigen Wochen, bei den übrigen oft erſt im Verlaufe von Monaten bis zum nächſten Jahre, der zuletzt die Hülle zerſtößt und ausgebildet, aber mit ganz kleinen dicken Flügeln an das Licht kommt. Er ſucht darauf eine ſchräge Stellung, an welcher er ſich herabhängen läßt; die Flügel fangen an ſich auszudehnen und haben nach 2 Stunden ihre vollkommene Geſtalt, worauf der Schmetterling einen farbigen Saft fallen läßt und fortfliegt. 30.

Schmid (Konrad Arnold), ein rühmlich bekannter geiſtlicher Liederdichter, wurde 1716 zu Lüneburg geboren, erhielt auf dem dortigen Gymnaſium, dem ſein Vater als Rector vorſtand, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſtudirte darauf in Kiel, Göttingen und Leipzig Theologie, trat nach dem Tode ſeines Vaters an deſſen Stelle und folgte 1760 einem Rufe als Profeſſor der Theologie und römiſchen Literatur an das Carolinum nach Braunſchweig, wo er 1789 als Conſiſtorialrath ſtarb. Seine religiöſen Lieder, welche ſich durch Kraft der Gedanken, Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und den Geiſt wahrer Frömmigkeit auszeichnen, entſtanden aus dem alterthümlichen Gebrauche, daß der jedesmalige Rector in Lüneburg zum Weihnachtsfeſte ein religiöſes Lied dichten mußte, welches von dem Cantor componirt und von den Schülern geſungen wurde. Im „Deutſchen Muſeum" (1784) erſchien zuerſt ſein mit Witz und Humor geſchriebenes Gedicht: „Des heil. Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen." 81.

Schmid (Johann Chriſtoph von), würtembergiſcher Prälat und Generalſuperintendent, war der Sohn eines Schönfärbers und wurde am 24. Juni 1756 in Ebingen im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er vom Jahre 1768 das Gymnaſium zu Ulm beſucht hatte, wünſchte er nach mehreren Jahren die Univerſität Göttingen zu beziehen und verließ heimlich das väterliche Haus, als er die Einwilligung vom Vater nicht erhalten konnte. Da aber ſeine Erwartung, eine Lehrerſtelle bei Ulrich von Salis in Marſchlins zu erhalten, vereitelt wurde, ſah er ſich genöthigt nach Ulm zurückzukehren und bezog darauf zu Oſtern 1776 die Univerſität Erlangen, wo er ſich beſonders der Theologie und den neueren Sprachen widmete. Er lebte hier anfangs im Hauſe J. G. Roſenmüller's, der ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute, habilitirte ſich 1782 als Privatdocent der Theologie und folgte im nächſten Jahre Roſenmüller nach Gießen, von wo er 1784 als Hülfsprediger nach Ulm berufen und 1788 als Lehrer am Gymnaſium angeſtellt wurde. 1792 ward er Diakonus, 1798 Pfarrer an der Hospitalkirche und 1809 als erſter Prediger an den Münſter in Ulm verſetzt. Nachdem dieſe Stadt unter würtembergiſche Hoheit gekommen war, ertheilte ihm König Friedrich das Prälatenkreuz und ernannte ihn zum Generalſuperintendenten von Ulm, worauf er im Jahre 1825 vom

Könige Wilhelm das Kreuz des Kronenordens und dadurch den perſönlichen Adel erhielt. Als Mitglied der zweiten Kammer, in die er ſeines Amtes wegen ſeit Wiederherſtellung der Verfaſſung eintrat, zeichnete er ſich durch Freimüthigkeit und edle Würde des Vortrags aus. Er ſtarb am 10. April 1827. In dem erſt nach ſeinem Tode erſchienenen Werke: „Schwäbiſches Wörterbuch mit etymologiſchen und hiſtoriſchen Bemerkungen" (Stuttg. 1832) beweiſt er eine mit ausgezeichneter Gelehrſamkeit, großem Fleiße und ſeltenem Scharfſinne verbundene Forſchungsgabe. Beſonders der etymologiſche Theil der deutſchen Sprache verdankt ihm viele wichtige Aufklärungen. (Vergl. Wagenſeil's „Prälat von Schmid nach ſeinem Leben, Wirken und Charakter", Ulm 1828.) 81.

Schmid (Karl Chriſtian Ehrhard), ein um Erläuterung, Vertheidigung und Verbreitung des Kant'ſchen Kriticismus ſehr verdienter Gelehrter, geb. zu Heilsberg im Weimariſchen am 24. Oct. 1761, ſtudirte in Jena Philoſophie und Theologie und ward daſelbſt 1783 Privatdocent. Im Jahre 1791 nach Gießen als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie berufen ward er dort wegen der Herausgabe der Schrift: „De tribus impostoribus" zur Verantwortung gezogen und ging deßhalb 1793 als Diakonus und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie wieder nach Jena, ward hier 1798 dritter Profeſſor und 1800 Doctor der Theologie, auch 1804 vom Herzoge von Sachſen-Gotha zum Kirchenrathe ernannt. Im Jahre 1807 ſtiftete er ein Erziehungsinſtitut, welches er bis an ſeinen Tod, den 10. April 1812, leitete. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: „Kritik der reinen Vernunft im Grundriſſe" (Jena 1786. 8. 4. Aufl. Jena 1798); „Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kant'ſchen Schriften" (Jena 1788. 4. Aufl. 1798); „Verſuch einer Moralphiloſophie" (Jena 1790. 4. Aufl. 1802); „Empiriſche Pſychologie" (Jena 1791. 2 Bde. 2. Aufl. 1796); „Grundriß der Moralphiloſophie" (Jena 1793. 2. Aufl. 1800); „Philoſophiſche Dogmatik" (Jena 1796); Grundriß der Logik" (Jena 1797); „Phyſiologie, philoſophiſch bearbeitet" (Jena 1798—1801. 3 Bde.); „Grundriß der Metaphyſik" (Altenb. 1799); „Aufſätze philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts" (Jena 1802); „Adiaphora" (Jen. 1809); „Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wiſſenſchaften" (Gotha 1810). 63.

Schmid (Karl Ernſt), herzoglich ſachſen-altenburgiſcher geheimer Rath, erſter Profeſſor der Rechte, Ordinarius der Juriſtenfacultät und Mitglied des Oberappellationsgerichts zu Jena, geb. 1774 zu Weimar, ſtudirte zu Jena 1793—1796 und war im Begriff ſich der akademiſchen Laufbahn zu widmen, als er 1797 einen Ruf zur Redaction der baireuthiſchen politiſchen Zeitung annahm, die er bis 1804 fortführte, während er den gewöhnlichen Weg zum Staatsdienſte betrat und bis 1803 in Baireuth Referendarius bei der dortigen Regierung war, dann aber zum Criminalrath ernannt und 1804 als Stadtgerichtsrath angeſtellt wurde. Nachdem die Provinz Baireuth an Frankreich abgetreten war, kam er 1807 als Regierungs- und Conſiſtorialrath nach Hildburghauſen, 1809 als ordentlicher Profeſſor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des geheimen Rathscollegium wieder nach Hildburghauſen, wo er 1811 Vicepräſident ſämmtlicher Landescollegien und 1812 geheimer Rath wurde. 1816 wohnte er den Conferenzen zur Errichtung eines gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichts und Abfaſſung der Gerichtsordnung bei und trat dann als erſter Rath in daſſelbe ein; während dem hielt er auch Vorleſungen beſonders über das Staatsrecht. 1826 wurde er an Schnaubert's Stelle Ordinarius der Juriſtenfacultät; 1829 berief ihn der Herzog von Sachſen-Meiningen zur Berathung über die neue Organiſation des Landes und die Entwerfung einer Verfaſſung. Bei der Jubelfeier der augsburgiſchen Confeſſion (1830) erzeigte ihm die theologiſche Facultät zu Jena die Ehre ihn zum Doctor der Theologie zu creiren. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit

zeigte ſich beſonders durch die Theilnahme an der „Jenaer allgemeinen Literaturzeitung", der „Leipziger Literaturzeitung" und am „Hermes", deſſen Redaction er nach dem Tode Brockhaus' übernahm. Außerdem ſchrieb er: „Über Kriegsſchäden" (Hildburgh. 1808); „Kritiſche Einleitung über die geſammten Rechte des franzöſiſchen Reiches" (Ebend. 1809. 2 Atheilungen); „Deutſchlands Wiedergeburt" (1814); „Über das Bürgerrecht der Juden" (1816); „Beiträge zum Criminalrecht (Jena 1818. 1. Bd.); „Über Preßfreiheit und ihre Grenzen" (Ebend. 1818); „Über den Nachdruck" (1823); aber vor Allem iſt zu bemerken ſein „Lehrbuch des Staatsrechts" (Jena 1821). S. hält ſich zu der Minorität der deutſchen Juriſten, welche in der Rechtswiſſenſchaft auf Vereinigung der Geſchichte mit der Philoſophie dringen und die eine ohne die andere für unvollſtändig erklären. 25.

Schmidt (Michael Ignaz), ein berühmter deutſcher Geſchichtſchreiber, wurde am 30. Jan. 1736 zu Arnſtein im Würzburgiſchen geboren, erhielt den erſten Unterricht in ſeiner Vaterſtadt, bezog dann das Gymnaſium zu Würzburg, trat darauf in das biſchöfliche Seminar und wurde nach fünfjährigem Aufenthalte in demſelben zum Licentiaten der Theologie und zum Prieſter geweiht. Nachdem er einige Zeit in Haßfurt die Stelle eines Kaplans verwaltet hatte, wurde er als Lehrer in das Haus des Großhofmeiſters von Rotenhan nach Bamberg berufen, in deſſen Bibliothek er die beſten Schriftſteller des deutſchen Volkes vorfand und von dem er ſpäter eine einträgliche Pfründe in der Nähe von Stuttgart erhielt. Im Jahre 1771 erhielt er eine Anſtellung als Bibliothekar an der Univerſität zu Würzburg und wurde von dem Fürſtbiſchofe zum Mitgliede der zu Verbeſſerung des Erziehungsweſens niedergeſetzten Schulcommiſſion, ſo wie bald darauf zum Beiſitzer der theologiſchen Facultät und zum Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte ernannt. Mit einer einträglichen Präbende erhielt er 1774 zugleich die Würde eines geiſtlichen Rathes nebſt Sitz und Stimme bei der geiſtlichen Behörde. Unter S.'s Leitung errichtete nun der Fürſtbiſchof eines der erſten Seminare für Schullehrer in Deutſchland. Um dieſe Zeit erſchien ſeine „Geſchichte des Selbſtgefühls" (Frankf. und Leipz. 1772), worin er ſeinen philoſophiſchen Scharfblick auf eigenthümliche Weiſe entwickelte. Bald darauf erwählte ihn die Akademie der Wiſſenſchaften in Erfurt zu ihrem Mitgliede. Endlich wurde er als wirklicher kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchives angeſtellt und Kaiſer Joſeph II. ernannte ihn zum Mitgliede des Cenſurcollegium und zum Lehrer der Geſchichte für ſeinen Neffen, den nachmaligen Kaiſer Franz II. Nach einer vierzehnjährigen Wirkſamkeit in ſeinem Berufe und als Schriftſteller ſtarb S. am 1. Nov. 1794 im 58. Jahre ſeines Alters. Als Geſchichtſchreiber hat ſich S. das große Verdienſt erworben, zuerſt eine Geſchichte des deutſchen Volkes geſchrieben zu haben, da vor ihm blos deutſche Kaiſer- und Reichsgeſchichten vorhanden waren. In ſeinen Werken zeigt ſich lichtvolle Anordnung, Geſchmack und Scharfſinn, obwohl die Schreibart nicht durchgängig muſterhaft zu nennen iſt. Seine Geſchichte erſchien unter folgenden Titeln: „M. J. Schmidt's Geſchichte der Deutſchen" (1.—5. Thl. auch unter dem Titel: „Ältere Geſchichte der Deutſchen", Ulm 1785—1787. 1.—5. Bd.) und „M. J. Schmidt's Geſchichte der Deutſchen 6.—11. Thl." (unter dem Titel: „Neuere Geſchichte der Deutſchen", Ulm 1788—1793. 1.—6. Bd. 8.). Nach ſeinem Tode beſorgte Joſ. Milbiller die Fortſetzung derſelben bis zu dem 17. Bande. 81.

Schmidt (Klamer Eberhard Karl), ein deutſcher Dichter, wurde am 29. Dec. 1746 zu Halberſtadt, wo ſein Vater als Kämmerer bei dem Domſtifte angeſtellt war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der dortigen Domſchule und ſpäter auf der Univerſität zu Halle, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete, kehrte alsdann in ſeine Vaterſtadt zurück, wurde dort um das Jahr 1769 als Secretair bei der Kriegs- und Domainenkammer angeſtellt, legte aber um das Jahr 1780 ſeine Stelle nieder, erhielt 1781 eine Domcommiſſariatspräſ-

Digitized by Google

Amt, Amt Hilfe als Hilfsgericht für die Bürgermeisterämter und Gemeinderäte und als Bez.-Amt für Gewerbe-Inspektion. Amt für Landwirtschaft,

desregierung mit dem Titel eines geheimen Regierungsrathes, Mitglied der proviſoriſch angeordneten Regierungscommiſſion, ſowie des 1814 organiſirten Geheimrathscollegium. Bald darauf ging er als braunſchweigiſcher Geſandter zum Congreß nach Wien, an deſſen Verhandlungen er bis 1815 Theil nahm. In der Stellung als Mitglied des Geheimrathscollegium blieb er bis 1826, wo er vom Herzoge Karl ſeine Entlaſſung forderte, welche ihm aber verweigert ward. Da er ſich Verfolgungen mannigfacher Art ausgeſetzt ſah, entfernte er ſich zu Oſtern 1827 aus Braunſchweig und trat als geheimer Rath in hanöverſche Dienſte, ward Chef des Juſtizdepartements, 1832 aber, mit Beibehaltung des Sitzes und Stimmrechts im königlichen Geheimrathscollegium, zum Landdroſt in Hildesheim und zugleich zum Großkreuz des Quelphenordens ernannt. S.-Phiſeldeck hat ſich in ſeinen verſchiedenen Dienſtverhältniſſen den Ruhm eines ausgezeichneten Geſchäftsmannes geſichert; Schärfe des Urtheils, ein durch langjährige Erfahrungen gereifter praktiſcher Blick, bezeichnen ihn vorzugsweiſe als höhern Staatsbeamten. Mit dieſen Eigenſchaften verbindet er Rechtlichkeit, Unparteilichkeit und feſte Willenskraft. Um Braunſchweig hat er ſich in den verſchiedenen Zweigen ſeines Wirkens unbeſtreitbar Verdienſte erworben. Man ſehe die von ihm herausgegebene Schrift: „Über meinen Austritt aus dem herzoglich braunſchweigiſchen Staatsdienſte" (Hanov. 1827). Außerdem ſind über ſeinen Austritt aus dem braunſchweigiſchen Staatsdienſte mehrere andere gegen ihn gehäſſige Schriften erſchienen; es hat aber die zur Unterſuchung ſeiner Geſchäftsführung niedergeſetzte Commiſſion zu keinem ihn gravirenden Reſultate geführt. 25.

Schmidt-Phiſeldeck (Konrad Friedrich von), däniſcher Conferenzrath, Bruder des Vorigen, wurde im Jahre 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach ſeinem Abgange von der Univerſität zu Helmſtädt, wo er Philoſophie und Theologie ſtudirt hatte, trat er als Lehrer in das Haus des Conferenzraths Brun in Kopenhagen und bereiſte mit deſſen Familie Deutſchland, Frankreich und die Schweitz, worauf er nach Kopenhagen wieder zurückkehrte und 1794 das däniſche Indigenat erhielt. Nachdem er einige Zeit theologiſche Vorleſungen gehalten hatte, ging er vorzüglich zu cameraliſtiſchen Studien über und wurde im Jahre 1797 in dem Ökonomie- und Finanzcollegium angeſtellt. Er bekleidete hierauf verſchiedene Ämter und ſtarb im Jahre 1833 als Deputirter des Generalzollkammer- und Commerzcollegium. Als Schriftſteller hat er ſich ſowohl durch Werke in däniſcher als deutſcher Sprache bekannt gemacht. Die vorzüglichſten ſeiner Schriften ſind folgende: „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica" (Kopenh. 1796—1798. 2 Bde.); „Verſuch einer Darſtellung des däniſchen Neutralitätsſyſtems während des letzten Seekriegs" (Kopenh. 1802. 4 Hefte); „Über das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgervereine und deſſen künftige Umgeſtaltung" (Kopenh. 1817). Als philoſophiſch-politiſcher Schriftſteller wurde ſein Ruf beſonders durch das in mehrere Sprachen überſetzte Werk: „Europa und Amerika, oder die künftigen Verhältniſſe der civiliſirten Welt" (Kopenh. 1820. 2. Aufl. 1821) verbreitet. Als weniger gelungene Fortſetzung dieſer Schrift iſt zu betrachten: „Zweite Skizze" (Kopenh. 1822). Außerdem ſind zu bemerken: „Der europäiſche Bund" (Kopenh. 1821); „Proben politiſcher Beredſamkeit" (Kopenh. 1824); „Die Welt als Automat und das Reich Gottes" (Kopenh. 1829) und „Auswahl neugriechiſcher Volkspoeſien, in deutſche Dichtungen umgebildet" (Kopenh. 1827). Ein Band „Gedichte" (Braunſchw. 1794) ging faſt ſpurlos vorüber. 81.

Schmiege, franz. biais, sauterelle; engl. bevel, nennt man im Allgemeinen jeden ſchiefen Winkel, insbeſondere aber, wenn eine Mauer oder die ganze Seite eines Gebäudes nach einer ſchrägen Linie gebaut iſt, die mit den andern Seiten des Gebäudes an der Stelle, wo ſie antrifft, keinen rechten Winkel macht.

— Auch verſteht man unter dem Ausdruck S. jeden nicht rechtwinkligen Durchſchnitt bei einem Stück Bauholz. Ferner nennt man den 1 Elle langen in achtel, viertel, halbe, dreiviertel und ganze Zolle getheilten aus drei Stücken beſtehenden und durch Nieten verbundenen Maßſtab, deſſen ſich die Maurer und Zimmerleute bei ihrer Arbeit bedienen, eine S. 26.

Schminke, lat. fucus; franz. fard; engl. cheek-varnish, das Mittel, den bloßgetragenen Theilen des Körpers, vorzüglich dem Geſichte, ein friſches jugendliches Ausſehen zu geben, beſteht aus färbenden Stoffen, iſt entweder weiß oder roth und wird meiſt aus Metallkalken verfertigt. So ſehr man aber auch dieſe Art ſich jugendlicher darzuſtellen liebt und ſo ſehr ſie auch z. B. dem Schauſpieler, zur Darſtellung der verſchiedenſten Geſichtszüge nöthig iſt, ſo iſt ſie doch in jeder Hinſicht ſehr ſchädlich; denn die Metallkalke müſſen jederzeit nachtheilig auf die Geſundheit wirken und ſelbſt unſchädliche Ingredienzen verſtopfen wenigſtens die Haut und verhindern die Ausdünſtung. Das Schminken war ſchon bei den hebräiſchen Frauen ſehr gewöhnlich; auch die Griechinnen und Römerinnen ſchminkten ſich häufig, am gebräuchlichſten iſt aber die Sitte noch jetzt im Morgenlande und faſt alle bekannten wilden Völker lieben das Bemalen mit Färbeſtoffen an verſchiedenen Theilen des Körpers. — Sonſt pflegte man auch wohl das Geſicht mit kleinen Pflaſterchen von ſchwarzem Taffet zu belegen (Schminkpflaſterchen), theils um die Hübelchen im Geſichte zu bedecken, theils die Farbe der Haut zu erhöhen. 30.

Schmirgel, ſ. Korund.

Schmolke (Benjamin), bekannt als aſcetiſcher Schriftſteller, wurde zu Brauchitſchdorf bei Liegnitz, wo ſein Vater als Geiſtlicher lebte, am 21. Dec. 1672 geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Schule zu Lauban und der Univerſität zu Leipzig, wo er ſich der Theologie widmete. Nachdem er hierauf einige Zeit als Subſtitut ſeines Vaters im elterlichen Hauſe verlebt hatte, wurde er als Diakonus nach Schweidnitz berufen, wo er als Oberprediger und als Kirchen- und Schulinſpector am 12. Febr. 1737 ſtarb. Seine am weiteſten verbreiteten Schriften waren: „Geiſtlicher Pechweihrauch"; „Klage und Reigen"; „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz"; „Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche"; „Geiſtlicher Wanderſtab des Sionitiſchen Pilgrimms" und vor allen ſein vielgeleſenes Gebetbuch „Heilige Flamme der himmliſch geſinnten Seele", welche ſich aber ſämmtlich, ſo wie ſeine geiſtlichen Lieder in einer überladenen, geſchmackloſen, ſpielenden und gezierten Bilderſprache geſchrieben und für unſere Zeit ganz ungenießbar ſind, obwohl ſie ſonſt allgemein verbreitet waren. 81.

Schmutzer iſt der Name einiger geſchätzter Künſtler. Johann Adam, Joſeph und Andreas S., drei Brüder, geboren zu Wien in den Jahren von 1690—1700, waren die Söhne eines Metallarbeiters und Graveurs und widmeten ſich frühzeitig der Kupferſtecherei, in der ſie, zumal Joſeph und Andreas, Ehrenwerthes leiſteten, wenn man in Anſchlag bringt, daß ſie einer höhern Ausbildung gänzlich entbehrt hatten. Unter den Arbeiten, welche Johann Adam lieferte, ſtehen die Portraits der Kaiſerinnen Amalia, Eleonore und Eliſabeth (nach Gemälden in der Wiener Galerie) oben an, unter denen von ſeinen beiden Brüdern gefertigten mehrere Blätter nach den bekannten Rubens'ſchen Darſtellungen aus dem Leben des Decius. Übrigens arbeiteten dieſe letzteren meiſt gemeinſchaftlich. Johann Adam ſtarb 1739, Joſeph 1740 und Andreas 1741. — Berühmter als ſie wurde Jakob S., des Andreas Schmutzer Sohn, geb. im Jahre 1733 zu Wien. Faſt wäre derſelbe durch den Umſtand, daß er nach ſeines Vaters Tode von hartherzigen Verwandten zum Fleiſcherhandwerke gezwungen werden ſollte, der Kunſt entzogen worden; doch ſeine durch nichts zu unterdrückende Neigung erregte die Aufmerkſamkeit des Graveurs Matthias Donner, durch deſſen Unter-

stützung er in den Stand gesetzt wurde, die Wiener Akademie zu besuchen. Mehrere gelungene Arbeiten machten ihn später dem Fürsten Kaunitz bekannt und dieser sandte ihn 1762 auf Befehl der Kaiserin nach Paris, wo er vier Jahre lang unter des berühmten Wille Leitung seine Ausbildung als Kupferstecher vollendete. Nach seiner Rückkehr ward er Director der neuen Akademie der Zeichnen- und Kupferstecherkunst und 1771 erhielt er die Oberaufsicht über alle Normalzeichenschulen. Er starb 1813. Von seinen zahlreichen mit seltner Genauigkeit ausgeführten Werken, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den besten Kupferstechern des XVIII. Jahrh. sichern, werden die, welche er nach Rubens'schen Gemälden ausführte, für die vorzüglichsten gehalten. Doch schätzt man mit Recht auch die nach eigenen Zeichnungen gefertigten, u. a. ein wohl gelungenes jetzt seltenes Portrait des Fürsten Kaunitz. 36.

Schnabel (Ludwig), gräflich stolbergischer Kammersecretair, sonst wenig bekannt, hat sich in der deutschen Literatur einen dauernden Namen erworben durch seinen Roman „Die Insel Felsenburg" (Nordhausen 1731—1743. 4 Thle. 8.). Dieser gehört zwar zu der großen Classe von Romanen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welche zunächst als Nachahmungen der zahlreichen Robinsonaden (s. d. Art.) entstanden und allerhand Abenteuer zu Wasser und zu Lande schilderten (daher Aventüren genannt), erhebt sich aber durch anziehende Darstellung, interessante Zeichnung der Charaktere, kunstreiche Verwebung vieles Zeitgeschichtlichen und manche kräftige Rüge gegen die Thorheiten der Zeit weit über seines Gleichen, ist daher vielmal wieder aufgelegt und fortgesetzt worden und hat zur Veredlung des ästhetischen Geschmacks vielfach beigetragen. Öhlenschläger hat ihm in seinen „Inseln im Südmeere" (Tübingen 1826) und ebenso L. Tieck durch eine neue Bearbeitung seinem Werthe neue Anerkennung zu verschaffen gesucht. 16.

Schnabelthier (ornithorhynchus paradoxus), ein höchst seltsames Geschöpf auf Neuholland, ist seinem Äußern nach sehr wenig von der Fischotter verschieden und hat eine dem platten Entenschnabel sehr ähnliche Schnauze, die mit einer schwammigen Haut besetzt ist, und die Füße sind mit einer Schwimmhaut überzogen, die sie selbst über die Krallen hinaus ausdehnen können. An den Hinterfüßen oberhalb der Ferse hat das Männchen überdieß noch einen hohlen Sporn, mit dem es sich vertheidigt und in die Wunden, welche es gestochen hat, einen giftigen Saft einflößt. Doch soll dieser nicht tödtlich sein. Gleich den Vögeln sollen sie nur einen Darm zur Ausleerung des Körpers haben und 2 Eier legen, die von der Größe eines Hühnereies sind. Die Jungen, welche ausgebrütet werden, säugen sie aber, wie die Säugethiere. 35.

Schnaubert (Andreas Joseph), berühmter Rechtslehrer, geb. 1750 zu Bingen am Rheine von katholischen Eltern, bestimmte sich anfänglich zum theologischen Studium, studirte aber seit 1776 zu Gießen die Rechte, trat öffentlich zur evangelisch-lutherischen Kirche über und ward 1783 Professor der Rechte in Gießen; aber schon 1784 erhielt er eine gleiche Professur in Helmstädt und ward zugleich Beisitzer der Juristenfacultät daselbst. 1786 wurde er als ordentlicher Professor des Lehnrechts mit dem Hofrathstitel nach Jena berufen, rückte 1794 in die Facultät ein, ward 1809 Ordinarius des Schöppenstuhls und der Juristenfacultät mit dem Charakter eines geheimen Justizrathes und erster akademischer Rath des Gesammtoberappellationsgerichts. S. starb 1825. Von seinen vielen Schriften bemerken wir nur: „Neueste juristische Bibliothek" (Gießen 1780, Jena 1789 – 1791); „Beiträge zum deutschen Staats- und Kirchenrechte" (Gießen 1781. 2 Thle.); „Erläuterungen des in Deutschland üblichen Lehnrechts" (Ebend. 1784. 1. Thl., Braunschw. 1786. 2. Thl., Ebend. 1799. 3. Thl.); „Einleitung in das Staatsrecht der gesammten reichsständischen Lande" (Jena 1787); „An-

fangsgründe des Staatsrechts der gesammten Reichslande" (Ebd. 1787); „Kurzer Entwurf des protestantischen Kirchenrechts in Deutschland" (Ebend. 1788); „Über die rechten Mittel, die Protestanten wider den Katholicismus zu sichern" (Ebend. 1788); „Über Kirche und Kirchengewalt" (Ebd. 1789. 2. Aufl. 1795); „Grundsätze des Kirchenrechts der Protestanten in Deutschland" (Ebend. 1792. 2. Aufl. 1795); „Besondere Grundsätze des Kirchenrechts der Katholiken in Deutschland" (Ebend. 1794); „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" (Ebend. 1806). 25.

Schnecken, s. Mollusken.

Schnee, lat. nix; franz. neige; engl. snow, entsteht, wenn bei einer hinreichend niedrigen Temperatur die in der Atmosphäre sich befindenden Wassertheilchen gefrieren, wo sich dann unter günstigen Umständen sehr kleine regelmäßige Krystalle bilden, die sich als feine Eisnadeln unter einem Winkel von 60° und 120° durchkreuzend einander ansetzen und die sehr mannigfaltig gruppirten in ihren Einzeltheilen umgeänderten, meist sechszackig sternförmigen Schneeflocken (flocci nivales) bilden. Die Gestalt und Bildung des Schnees beruht auf der Krystallform des Eises. Die regelmäßigsten Figuren entstehen bei strenger Kälte; aber dann sind die Flocken allemal klein, ja sie fallen bei strenger Kälte auch als einfache Eisnadeln und gegen die Pole hin oft so fein wie Staub herab (Staubschnee). Je wärmer aber die Luft ist, desto mehr schmilzt der S. beim Herabfallen und gibt dann sehr weiche stark nässende Flocken. Schneegewitter geben sehr harten S., der in höheren den Gewitterwolken näher liegenden Punkten nicht selten schneidend hart wird. Der Luftbeimengung verdankt der S. seine starke Lichtreflexion (Schneeblendung), welche nicht selten Entzündungen der Augen in nördlichen Gegenden, die sogenannte Schneeblindheit, erzeugt. Auch phosphorescirt er in diesem Zustande am Stärksten durch Isolation und schützt als ein ganz vorzüglich schlechter Wärmeleiter, je höher er lagert, um so mehr gegen die Entwärmung des Bodens und also auch gegen das Erfrieren der Pflanzen. Nach Maßgabe der verschiedenen Luftbeimengung bestimmt sich auch die verschiedene Lockerheit des Schnees; man mißt dieselbe, indem man versucht, wie viel Wasser ein bestimmtes Volumen S. gibt. Die Menge des fallenden Schnees ist in den verschiedenen Theilen der Erde höchst verschieden. Den bedeutendsten Einfluß darauf hat die Breite der Orte. In den nach den Polen zu gelegenen Gegenden schneit es fast unaufhörlich selbst im Sommer, wogegen in den gemäßigten Gegenden weit weniger S. fällt. Am Äquator findet er sich nur auf den höchsten Bergen. Die eigentliche Region des Schnees beginnt erst im mittlern Italien, in Asien und vorzüglich in Amerika aber erstreckt sie sich viel weiter nach Süden. Überhaupt kann man annehmen, daß der Anfang derjenigen Region, wo es in der Ebene schneit, in die isothermische Linie von 15° C. fällt, die etwa durch Florenz geht. In dieser gehört der S. unter die Seltenheiten. Von hier an nimmt dieselbe mit den Graden der Breite zu bis etwa zur Isotherme von 5°, die nahe bei Drontheim fällt, da aber nimmt sie wieder ab, weil in hochnördlichen Gegenden die Luft zu kalt und zu arm an Wasserdampf ist. Frisch gefallener S. ist jederzeit am Lockersten, allmählig aber wird er durch seinen eigenen Druck fester und senkt sich, wozu noch der Einfluß der Sonnenstrahlen kommt, die einen Theil desselben auf der Oberfläche erweichen, welcher durch die nachfolgende Kälte wieder gefriert, so daß im Verlaufe der Zeit eine stets zunehmendere und fester werdendere Decke, eine Schneecruste, entsteht, die zuweilen so hart wird, daß man darüber hingehen kann, ohne in den darunter befindlichen lockern S. einzusinken. Außerdem verdunstet derselbe fortwährend, je länger er liegt und je trockener während dieser Zeit die Luft bei Nord- und Ostwinden ist. Auf hohen Bergen, in Thälern und in waldigen Gegenden erhält er sich daher sehr lange und speist das ganze Jahr hindurch die perennirenden

Quellen (ſ. d. Art.) und die hieraus entſtehenden Flüſſe. Das Waſſer des Schnees iſt im Allgemeinen rein und blos ausnahmsweiſe mit heterogenen Subſtanzen vermiſcht. Eine die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher ſchon längſt rege machende Erſcheinung iſt der rothe oder Blutſchnee, welcher ſich an manchen Stellen findet. Den Unterſuchungen zufolge iſt der auf den Alpen gefundene rothe S. vegetabiliſcher Natur. Ramond fand dieſen röthlich gefärbten S. im Frühjahre auf den Spitzen der Pyrenäen und erhielt nach dem Aufthauen deſſelben eine gnügende Menge färbenden Pulvers, das getrocknet und auf Kohlen geworfen bei geringer Hitze nach Opium und den Wurzeln der Cichoriengewächſe roch, bei ſtärkerer Hitze ſich aufblähete und ſich wie ein vegetabiliſcher Stoff verhielt. Nebenbei fand er kleine dunkelrothe Blättchen, die er für Glimmer hielt. Wrangel rechnete die gefundene rothe Subſtanz zu den Lichenen und hat ſie lepraria kermesina genannt. Scoresby dagegen iſt der Meinung, daß ſie von einer Thierart herrühren, die ſich häufig in den nördlichen Polarmeeren findet und dem Eiſe, wie dem darauf liegenden S. eine rothe, gelblichrothe oder gelbe Farbe gibt. 40.

Schneekoppe, auch Rieſenkoppe, der höchſte Gipfel des Rieſengebirges (ſ. d. Art.), liegt nach Gerſtner unter 50° 45′ 30″ N. Br. und 33° 33′ 15″ L. und erhebt ſich der gewöhnlichen Annahme zufolge bis auf 4955 Fuß, während Andere ihre Höhe zu 4983, 5000 und 5056 Fuß angeben. Als ein hoher, ſteiler, meiſt in Wolken eingehüllter Fels ſteigt ſie faſt 500 Fuß hoch von dem Rücken des 4476 Fuß hohen Seifenberges empor und bildet einen abgeſtumpften 60 — 80 Fuß im Umfange habenden Gipfel, auf welchem eine 20 Ellen hohe und 13 Ellen im Durchmeſſer haltende dem heiligen Laurentius geweihte, jetzt aber als Hospiz dienende Kapelle ſeit 1681 allen Stürmen getrotzt hat. Die Ausſicht, deren man hier genießt, iſt überaus groß und mannigfaltig; der Durchmeſſer des Geſichtskreiſes beträgt mehr als 40 M. und ganz Niederſchleſien, ein Theil von Oberſchleſien, der weſtliche Theil der Oberlauſitz und bedeutende Theile Böhmens liegen vor dem Auge panoramenartig ausgebreitet. Vor Allem bemerkenswerth iſt der gegen Süden gelegene Rieſengrund (in ſeiner Fortſetzung Aupengrund genannt), ein gegen 2000 Fuß tief und ſchroff hinablaufender Abgrund, durchſtrömt von der Aupe und umgeben von ſteilen Granitwänden, Klippen und Schluchten. — Übrigens findet man auf der S. die ſogenannten Veilchenſteine, Gneus- oder Glimmerſchiefertrümmer, deren Oberfläche mit einem wie Veilchen duftenden Mooſe (byssus jolithus) überzogen iſt. — Die S. gehört theils nach Schleſien (zur Herrſchaft Kynaſt), theils zu Böhmen (zur Herrſchaft Marſchendorf). Die Kapelle ſteht auf ſchleſiſchem Gebiete. 15.

Schneelinie oder Schneegrenze nennt man eine gedachte elliptiſch gekrümmte Linie in der Atmoſphäre, oberhalb welcher der Schnee niemals wegſchmilzt, die bei den Polen die Erdoberfläche berührt und ſich dann immer höher erhebt, bis ſie unter dem Äquator eine Höhe von etwa 5200 Metres erreicht. In ſofern nämlich bekannt iſt, daß die Temperatur in der Atmoſphäre nach oben zu immer mehr abnimmt, läßt ſich die Höhe der ewigen Schneegrenze berechnen; häufig findet man jedoch, daß dieſelbe in der Wirklichkeit nicht genau mit dieſem Calcul zuſammentrifft, indem vielfache Nebenumſtände und örtliche Verhältniſſe darauf einwirken können. Insbeſondere bedingen ſehr große Bergmaſſen die Höhe der Schneegrenze und rücken dieſelbe weiter hinauf, und hieraus erklärt es ſich, warum dieſelbe auf den Himalayagebirgen und dem Kaukaſus höher liegt, als unter gleichen Parallelen. Selbſt die Lage der Höhen und ihre Richtung nach den Weltgegenden hat auf die Schneegrenze einen Einfluß und von Wilden behauptet ſogar, ſie ſei in verſchiedenen Jahren verſchieden. Die Schneegrenze liegt nicht in derjenigen Höhe, deren mittlere Temperatur = 0 iſt, ſondern meiſtens höher, weil die warmen Sommertage ſo ſtark auf das Schmelzen des Schnees wirken und zwar

um ſo viel mehr, je weiter man nach den Polen kommt. In den heißen Zonen, wo ſich die Temperatur das ganze Jahr hindurch mehr gleich bleibt, wechſelt auch die Schneegrenze deßhalb weniger, auch ſind hier keine ſolche Eismaſſen auf den Gebirgen gelagert, als im Norden, welche die Beſtimmung erſchweren, indem viele Gletſcher weit unter die Schneegrenze herabreichen. Aus dieſem Grunde darf auch die Grenze dieſer nicht mit jener verwechſelt werden. Iſolirte Berge werden auch weniger durch aufwärts gehende Luftſtröme und Zurückwerfung der Sonnenſtrahlen von den tiefer liegenden Gegenden erwärmt als ausgedehnte Gebirgsmaſſen. Den beſten Beobachtungen zufolge iſt ſie auf den Anden in Quito unter 1° 30′ S. Br. von 14760 par. Fuß, auf den Himalaya von 31° N. Br. 13662 par. Fuß, dem Kaukaſus unter 42—43° N. Br. 9900 par. Fuß, den Pyrenäen unter 42° 31′—43° N. Br. 8400 par. Fuß, den ſchweitzer Alpen unter 45° 45′—46° 30′ N. Br. 8220 par. Fuß, den Karpathen unter 49° 10′ N. Br. 7980 par. Fuß, auf Island unter 65° N. Br. 3092 par. Fuß, den norwegiſchen Alpen unter 70° N. Br. 3300 par. Fuß. Wo die immer mehr ſich ſenkende Schneegrenze die Erdoberfläche trifft, iſt ebenfalls ſchwer zu beſtimmen. Im Norden ſcheint dieß auf der Südweſtküſte von Spitzbergen unter dem 80°, auf der Oſtküſte von Grönland aber vielleicht ſchon unter dem 65° der Fall zu ſein. In der ſüdlichen Hemiſphäre ſcheint nach wahrſcheinlicher Vermuthung die Schneegrenze noch vor dem 65° die Meeresfläche zu erreichen. Durch die Grenze des ewigen Schnees wird zugleich der Schauplatz des organiſchen Lebens geſchloſſen. 40.

Schneider (Johann Gottlob), ein, vorzüglich als tiefer Kenner der altgriechiſchen Sprache berühmter Philolog unſerer Zeit, ward geboren 1752 zu Kolm bei Wurzen, daher er ſich ſtets S. Saxo ſchrieb, erhielt ſeine Schulbildung in Pforta, ſtudirte dann 1768—1771 zu Leipzig, ging hierauf nach Göttingen und endlich 1774 mit Brunck nach Straßburg. Namentlich waren es die Naturwiſſenſchaften und vorzüglich Botanik und Zoologie, worauf er neben ſeinem Studium der alten Claſſiker allen Fleiß verwendete und deren Berückſichtigung ſeinen Ausgaben der Claſſiker einen ſo hohen Werth verleiht. So lebte er in ununterbrochener Thätigkeit, bis er 1776 einen Ruf als Profeſſor der griechiſchen Literatur an die Univerſität zu Frankfurt an der Oder annahm. Mit der Verlegung der Univerſität nach Breslau kam er in dieſe Stadt, wo er 1816 nach Bredow's Tode noch Oberbibliothekar wurde. Für die Wiſſenſchaft noch viel zu früh, ſtarb er hier den 12. Jan. 1822. Seine Schriften ſind ſehr zahlreich, aber deſſenungeachtet finden ſich in allen ſelbſtſtändiges Forſchen, eine bewunderungswürdige Gelehrſamkeit, ein ſcharfes Urtheil und ein reger Geiſt. Sein Hauptwerk aber und zugleich das, wodurch er ſich einen unſterblichen Namen gemacht hat, iſt ſein „Griechiſches Lexikon" (Leipz. 1797. 2 Bde. 2. Ausg. 1820. 4. und ein Supplementband 1821, neu edirt von Paſſow). 20.

Schneider (Eulogius), als Dichter und fanatiſcher Republikaner bekannt, wurde am 30. Oct. 1756 zu Wipfeld in Würtemberg geboren, entwickelte glückliche Anlagen für die Dichtkunſt, trat in den Prieſterſtand und wurde zum Profeſſor in Bonn ernannt. Allein der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution machte ſo tiefen Eindruck auf ihn, daß er ſeine Stelle aufgab und ſich nach Straßburg wandte, wo er einer der wüthenſten Terroriſten und 1791 zum Vicar des dortigen conſtitutionellen Biſchofs, 1792 zum Maire in Hagenau und dann zum Civilcommiſſair der Armee ernannt wurde. Er durchzog, von einem Revolutionsheere begleitet, mit der Guillotine die ganze Umgegend und opferte ohne Unterſuchung Menſchen jedes Alters, Standes und Geſchlechtes ſeinem politiſchen Fanatismus auf; doch traf ihn endlich ſelbſt ein gleiches Loos, indem die Commiſſaire des Conventes, St. Juſt und Lebas, die ſich durch ſeinen Übermuth beleidigt fühlten, ihn am 20. Dec. 1793 verhaften und nach Paris bringen ließen, wo er

am 1. Juni 1794 durch die Guillotine hingerichtet wurde. Nähe seinen Schicksals theilte Floret. 1795. 3. Juni. 1813) verfasste Erwägungen: „Ob reine Gewalt für seine Mängel Ersatz gewähren könne“. 1795.

Schneider (Ernst), ein durch seine literarischen Arbeiten bekannter Arzt, geboren 1757 in Sorau, starb daselbst 1824. Er war der Sohn eines Bürgermeisters, studirte in Leipzig und Wittenberg, wo er 1780 die medicinische Doctorwürde erhielt, und wurde 1781 Stadtphysicus in seiner Vaterstadt, wo er bis an sein Lebensende blieb. Er war sehr in Anspruch genommen, da er fast die ganze Praxis in der Umgegend hatte, und hinterliess eine grosse Anzahl von Manuscripten, die sich auf Medicin, Naturgeschichte und Geschichte bezogen. Er trat 1791 in den Freimaurerorden, wurde 1793 Meister vom Stuhl der Loge zu den drei Lilien in Sorau, und 1795 Provinzialgrossmeister der Provinzialloge von Niederlausitz. Nachdem er 1796 Deputirter des Provinzialconvents zu Berlin gewesen war, wurde er 1797 Mitglied der Grossen Landesloge zu Berlin, und 1798 Deputirter des Convents zu Wilhelmsbad, welcher damals berufen wurde, um die Constitution des Freimaurerordens zu verbessern. Er war auch Mitglied der Loge zu den drei Lilien in Sorau, und 1799

Schauspielertruppe und 1813 Organist an der Thomaskirche zu Leipzig; doch übernahm er im Jahre 1817 die Musikdirectorstelle an dem neuen Stadttheater, bis er endlich im Jahre 1821 dem ehrenvollen Rufe als Kapellmeister nach Dessau folgte. Die Compositionen dieses gründlich gebildeten und in allen Zweigen der Tonkunst wohlerfahrenen Musikers sind sehr zahlreich, obwohl nicht von gleichem Werthe. Offenbar ist die kirchliche Musik diejenige Gattung, in welcher er sich am Leichtesten und mit dem meisten Erfolge bewegt; nicht minder vielleicht auch die reine Instrumentalmusik, weniger aber seine Claviercompositionen und einige andere Gattungen. Was seine kirchlichen Compositionen betrifft, so erinnern wir nur an die trefflichen Oratorien: „Das Weltgericht"; „Die Sündfluth"; „Das verlorene Paradies"; „Christus der Meister"; „Absalon" u. m. a., in welchen überall ein rein kirchlicher, dem Weltlichen fremder, erhabener Sinn hervorleuchtet. Sonst sind noch bemerkenswerth mehrere seiner Ouverturen und Gesänge, auch einige Messen und Cantaten. Übrigens hat sich S. außerdem durch mehrere theoretische Werke bedeutendes Verdienst erworben; auch gründete er vor einiger Zeit eine Schule für angehende Componisten, aus welcher bereits mehrere tüchtige Musiker hervorgegangen sind. — Johann S., des Vorigen Bruder, geb. 1789 zu Altgersdorf bei Zittau, ist jetzt Hoforganist in Dresden und gehört bekanntlich zu den vorzüglichsten Orgelspielern unserer Zeit. 36.

Schneller (Julius Franz Borgias), ein durch seine geistreiche Auffassung und populäre Darstellung ausgezeichneter Geschichtschreiber, wurde im Jahre 1777 zu Straßburg geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung als Jurist auf der Universität zu Freiburg und erlangte besonders in der Mathematik ausgezeichnete Kenntnisse. Als Moreau über den Rhein zu gehen drohte, bewirkte er das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein, schloß sich an die gegen die Franzosen ziehenden Studirenden an und nahm 1796 an dem Gefechte bei Wagenstatt Theil, nach dessen Verluste er sich aus dem Breisgau nach Wien zurückzog und sich daselbst außer den alten und neuen Sprachen mit theatralischen Arbeiten beschäftigte, unter denen das Trauerspiel „Vitellia" und das Lustspiel „Die Gefangenschaft" am Günstigsten aufgenommen wurde. Da er 1802 als Begleiter eines jungen Adeligen das großartige Leben in Paris, London, Venedig und Belgrad kennen lernte und die Entwickelung der Zeitereignisse zum Theil aus eigener Anschauung beobachtete, so beschloß er, sich nach seiner Rückkehr dem Studium der Geschichte ausschließlich zu widmen. Zum Lehrer derselben in Linz und bald darauf (1806) zu Grätz in Steiermark ernannt machte er seine „Weltgeschichte" (Grätz 1810 — 1812. 4 Bde.) und die Schriften „Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn, Östreich und Steiermark" (Ebend. 1817) und „Östreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn, Böhmen und unter sich" (Ebend. 1818) und „Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Östreich und Steiermark" (Ebend. 1819) bekannt, während zu derselben Zeit viele Aufsätze von ihm in Zeitschriften erschienen, unter denen die gekrönte Preisschrift „Geist der Jahrhunderte im Kaiserthume Östreich" in André's „Hesperus" sich besonders auszeichnet. Da er aber als Lehrer und Schriftsteller seine Ansichten stets mit Freimüthigkeit vortrug und in politischer Hinsicht die Staatsformen von Nordamerika und Großbritannien zum Muster aufstellte, denen er durch Mitwirkung großer Fürsten auch den östreichischen Staat näher gebracht wünschte, so klagte man ihn nach dem Sturze Napoleon's der Neuerungssucht an, machte ihn als Aufklärer und Anhänger des Buonapartismus verdächtig und untersagte die Wiederauflage seiner „Weltgeschichte" und den Druck des fünften und letzten Theils derselben. Hierdurch fand er sich bewogen, seine jetzige Stelle aufzugeben und sich 1823 als Lehrer der Philosophie an die Universität in Freiburg zu wenden, wo er am 15. Mai 1833 starb. Außer einer, schon während seiner Studienzeit von ihm bekannt ge-

machten Flugſchrift: „Über Preußens Demarcationslinie" (1795) erwähnen wir noch von ihm: „Weiblichkeit, ein Sonettenkranz, zum Weihnachtsgeſchenke" (Wien 1822. 2. Aufl.), ein didaktiſches Gedicht; „Über den Einfluß der Weltgeſchichte auf die Philoſophie" (Freiburg 1824); „Sündenbabel und Krähwinkel", eine Satyre, die unter dem Namen Jul. Velor erſchien; „Über den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte" (Ebend. 1825); „Geſchichte Böhmens" (Dresd. 1827. 2 Bdchen.); „Geſchichte der Menſchheit" (Ebend. 1828); „Der Menſch und die Geſchichte" (Ebend. 1828) und „Öſtreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ſeit der Reformation bis zu den Revolutionen unſerer Tage" (Stuttg. 1828—1829. 2 Bde.). Seine „Hinterlaſſenen Werke" (Lpz. und Stuttg. 1834—1835. 4 Bde.), welche ſeine Biographie, ſeinen Briefwechſel mit Prokeſch, Ideen über Literatur und Kunſt, Dichtungen, Biographien, Charakteriſtiken, Anſichten über Philoſophie, Geſchichte, Politik, Zeitereigniſſe, Glauben und Kirchenthum enthalten, wurden von E. Münch herausgegeben. 81.

Schnellpreſſe, ſ. Druckmaſchine.

Schnepfe, lat. scolopax; franz. bécasse; engl. snipe, iſt eine Gattung der Sumpfvögel, von der mehrere Arten auch in Deutſchland bekannt ſind. Sie erreichen ungefähr die Größe eines Rebhuhns, ſind durchgängig ſehr ſchüchtern und halten ſich gewöhnlich an ſumpfigen und moraſtigen Orten auf. Der Schnabel der S. iſt ſtumpf, oben ſo lang, als der Kopf und hat eine walzenförmige Geſtalt; ihr Geſicht iſt befiedert, die Beine ſind hoch und die Füße mit 4 Zehen beſetzt, von welchen die hinterſte aus mehreren Gelenken beſteht. Inſecten, Würmer und einige Pflanzenarten machen ihre Nahrung aus und mit dem Anfange des Herbſtes ziehen ſie heerdenweiſe in ſüdlichere Länder. Nicht blos ihr Fleiſch, ſondern noch mehr ihre Eingeweide nebſt dem Kothe gelten für eine der größten Delicateſſen. Auf ihren Wanderungszügen werden ſie in Schlingen, Netzen und Fallen gefangen; doch ſchießt man ſie auch auf dem Anſtande. Die bekannteſten Arten ſind die Wald- oder Holzſchnepfen. Sie haben einen langen, geraden, nach der Wurzel hin rothen Schnabel und ſind auf dem Rücken mit roſtfarbigen, ſchwarz und grau geſtreiften Federn beſetzt; am Unterleibe fallen dieſe mehr ins Aſchgraue. 35.

Schnepfenthal, durch die 1784 daſelbſt gegründete und noch beſtehende Erziehungsanſtalt berühmt (ſ. Salzmann), liegt ½ Stunde von dem Städtchen Waltershauſen und 1 Meile von Gotha entfernt auf einer anmuthigen Höhe und gewährt auf der Vorderſeite die ſchönſte Ausſicht in die Umgegend von Gotha, Arnſtadt und Eiſenach. Die 4 Gebäude, welche mit einer dahinter liegenden Reitbahn zum Inſtitute gehören, bilden einen Winkel, ſind vorn mit Obſtbäumen, meiſt zum Andenken der Zöglinge und übrigen Bewohner, gepflanzt und mit einer Pappelallee an der Seite begrenzt. In einem derſelben, welches der Director bewohnt, befinden ſich der Speiſe- und Betſaal, die Schlafſäle und das Naturaliencabinet, in den anderen die Buchhandlung, die Wohnungen der übrigen Lehrer, Zöglinge und zum Inſtitute gehörenden Perſonen. Die Buchdruckerei daſelbſt iſt ſchon ſeit geraumer Zeit nach Gotha verlegt. In der Nähe eines Laubwäldchens iſt die Turnanſtalt und die Ruheſtätte Salzmann's und der Seinigen, ſo wie auch weiterhin nach Reinhardsbrunn mehrere Teiche mit friſchem Quellwaſſer zum Baden und Schwimmen dienen. — Vergl. „Über die Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal" (Schnepfenthal 1808. 8.); „Kurze Nachricht über die gegenwärtige Einrichtung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal" (Schnepfenthal 1835). 84.

Schnepper, Schnäpper, Schipperling nennt man eine kleine Armbruſt, deren Sehne beim Abdrücken einen Klang wie das Losſpringen einer Feder gibt. Denſelben Namen führen zwei chirurgiſche Inſtrumente, von denen das eine zum Aderlaſſen, das andere zum Schröpfen dient. 61.

Schnitzekunst, Holzschnitzekunst, ist diejenige der bildenden und zwar der plastischen Künste, welche sich mit dem Schnitzen von Figuren, Bildnissen, Laubwerk und anderer der Kunst angehöriger Gegenstände beschäftigt. Die S. ist nebst der Thonbildnerei offenbar als der erste Anfang der Plastik überhaupt und insbesondere der Bildhauerei zu betrachten, erscheint jedoch später als bildende Kunst auch selbstständig, obwohl sie nur selten von eigentlichem und höherm Kunstwerthe geworden ist. (Vergl. den Art. Bildhauerei.) 1.

Schnorr von Karolsfeld (Veit Hans), Director an der Zeichnenakademie zu Leipzig, geb. 1764 in Schneeberg, zeigte schon frühzeitig Neigung und Talent zu künstlerischen Beschäftigungen, widmete sich jedoch durch Verhältnisse dazu bestimmt anfangs der juristischen Laufbahn, bezog im Jahre 1781 die Universität Leipzig und vollendete trotz seiner innern Abneigung gegen die Jurisprudenz den akademischen Cursus. Indeß gab er bald darauf die nur ungern begonnene Laufbahn auf und wandte sich nach Königsberg, wo er in dem Umgange Hippel's und mehrerer anderer Freunde einige Jahre glücklich verlebte. Von hier aus nahm er eine Lehrerstelle an der Handelsschule zu Magdeburg an, gab dieselbe indeß nach kurzer Frist wieder auf und ging nach Leipzig, wo er sich ausschließlich der Kunst zu widmen anfing. Konnte er auch bei seinem vielfach und eigenthümlich bewegten Leben das hohe Ziel, welches er sich wohl gesetzt haben mochte, nicht erreichen, so erwarb er sich doch durch fleißiges Studium und den Umgang mit Männern, wie Öser, Seume, Müller u. A. m., außer einer anerkennenswerthen Geschicklichkeit im Zeichnen und Malen (wie mehrere seiner Arbeiten, unter andern Staffeleigemälde, Portraits, geschichtliche und andere Darstellungen für Almanache und Taschenbücher, Miniaturen ꝛc. beweisen) eine umfassende Kenntniß der Theorie der Kunst sowohl, wie der Geschichte derselben, besonders der Malerei. Im Jahre 1816 fand S. eine seinem Streben angemessene Anstellung als Director der Zeichnenakademie zu Leipzig, in welcher Stellung er jetzt noch thätig ist. — Von seinen Söhnen starb der jüngste, Eduard, welcher große Hoffnungen erregte, bereits 1819 zu Wien. Der älteste, Ludwig S., geb. den 11. Oct. 1789, bildete sich auf der wiener Akademie und hat sich durch mehrere treffliche Arbeiten, vor Allem durch seinen „Faust" nach Göthe rühmlich ausgezeichnet. Am Berühmtesten jedoch wurde der dritte seiner Söhne, Julius S. von Karolsfeld, geb. zu Leipzig am 26. März 1794. Nachdem derselbe von seinem Vater die erste Ausbildung erhalten hatte, kam er im Jahre 1811 auf die Akademie in Wien, wo er 3 Jahre lang treffliche Studien machte, nicht ohne damals schon sich zu jenem eigenthümlichen Streben hinzuneigen, welches in Wien noch unterdrückt, in Rom aber bereits die herrlichsten Früchte zu tragen angefangen hatte. Trefflich vorbereitet traf er 1814 in Rom ein und schloß sich alsbald der in herrlichem Streben wetteifernden Künstlergenossenschaft innig an. Sein in dem edlen Style der alten Meister gearbeitetes erstes Gemälde von Bedeutung: „Die Hochzeit zu Kana" machte ihn in Kurzem rühmlich bekannt und verschaffte ihm den ehrenvollen Auftrag, einen Saal der Villa Massimi mit Darstellungen aus dem Ariosto zu schmücken, eine Arbeit, die ihn mehrere Jahre beschäftigte, jedoch immer noch Zeit zu anderen Malerarbeiten, wie z. B. „Jakob und Rahel", eine heilige Familie, „Ruth", Scenen aus dem Leben Jesu u. m. a., übrigließ. Während dieser Beschäftigungen und inmitten seines rastlosen Vorwärtsstrebens lernte ihn der damalige Kronprinz von Baiern kennen und dergestalt schätzen, daß er im Jahre 1825 einen Ruf nach München und eine Professur an der Akademie der bildenden Künste erhielt, welche er zu Ende des Jahres 1827 antrat. Seit dieser Zeit hat er seine hohe Künstlerschaft durch mehrere große Darstellungen aus dem Nibelungenliede in den unteren Sälen der neuen Residenz zu bewähren Gelegenheit gefunden und sich für immer einen Rang unter den größten Malern der neuern Zeit gesichert. 36.

Digitized by Google

Schnupfen, ſ. Katarrh.

Schnupftabak, ſ. Tabak.

Schnürbruſt, franz. corps de jupe; engl. stave, bodice, iſt ein Kleidungsſtück der Frauen, welches unter den Kleidern getragen wird und den Rücken, die Bruſt und den Oberleib bedeckt. In früheren Zeiten waren die Schnürbrüſte oft von ſehr koſtbarem Stoffe verfertigt, während jetzt an deren Stelle meiſt nur Schnürleibchen getragen werden. Jene waren mittelſt eingenähter Schnuren oder eingelegten Fiſchbeins rund herum ausgeſteift, wogegen dieſe nur an den auf dem Rücken zuſammenſtoßenden Enden mit einem Fiſchbeinſtabe und vorn mit einem Blankſcheite verſehen ſind. Die Beſtimmung des Schnürleibchens iſt, dem Körper eine ihm angemeſſene Haltung, eine ſchöne Geſtalt und einen ſchlanken Wuchs zu verſchaffen. Leider gewöhnt ſich der Körper mit den zunehmenden Jahren immer mehr an ein ſolches Werkzeug, das Einſchnüren mittelſt des Schnürleibchens wird ihm immer unentbehrlicher und wenn nun vollends der Körper recht enge durch daſſelbe zuſammengepreßt wird, immer verderblicher und ſchädlicher. Statt daß es, wie Manche wähnen, dazu dienen ſoll, die Muskelkraft zu ſtärken, wird es ſie immer mehr ſchwächen. Die Rückenmuskeln werden unfähig die Laſt zu tragen, wozu ſie die Natur beſtimmt hat, ſobald ihnen der ſonſtige Stützpunkt fehlt, und daher kommt es, daß ſolche Perſonen, welche die ſitzende Lebensart lieben, ſich gemeiniglich bald mehr auf die eine oder die andere Seite gewöhnen und dadurch ſchief werden. Durch das zu enge Schnüren wird zuerſt die freie Bewegung der Rippen unterbrochen, hernach das freie Aus- und Einathmen der Lungen beeinträchtigt und wegen des beſchränkten Blutumlaufs auch die Ernährung durch die genoſſenen Speiſen geſtört. Allmählig entſtehen daraus Beklemmungen, Neigung zu Entzündungen, Herzklopfen, Engbrüſtigkeit, Ohnmachten und andere Uebel. Der Druck an den unteren Theilen der Bruſt, welcher meiſt durch das Blankſcheit entſteht, dehnt ſich ſogar bis auf die Eingeweide aus, wodurch Druck im Magen, in der Leber, Krämpfe des Magens und Unterleibes und andere bösartige Unterleibsübel entſtehen. Sehr ausführlich hat Sömmerring über dieſen Artikel in ſeiner Schrift: „Über die Wirkungen der Schnürbrüſte" (Berlin 1795, mit Kupfern) gehandelt. 26.

Schock iſt eine Anzahl von 60 Stück. — Da man früher in Sachſen, Böhmen und Schleſien auch nach S. Groſchen rechnete, ſo iſt dieſe Rechnung im Gerichtsweſen auch in der neuſten Zeit noch gebräuchlich; da aber im Laufe der Zeit die Münzen immer leichter und geringhaltiger geworden ſind, ſo pflegte man nach 1444, ſeit wann die neuen Groſchen nur ¼ der alten im Werthe erhielten, 60 neue Groſchen, als neues S., 20 alten, als altem Schocke, entgegenzuſetzen und ſo hat ſich nach und nach der Sprachgebrauch blos auf die Zahl beſchränkt, ohne auf den Werth der Dinge weiter Rückſicht zu nehmen. — Die Rechnung nach Schocken im ſächſiſchen Steuerweſen beruht auf der alten Abſchätzung des Werths der Grundſtücke nach Schockgroſchen. 30.

Schöffe, ſ. Schöppe.

Schöffer oder Schoiffer (Peter), einer der Erfinder der Buchdruckerkunſt, war zu Gernsheim im Darmſtädtiſchen geboren, lebte einige Zeit als Schreiber in Paris, begab ſich hierauf um 1450 nach Mainz, ſchloß ſich hier an Guttenberg und Fuſt an und rückte vom Diener des Letzten bis zu ſeinem Compagnon und Schwiegerſohne auf. Er machte ſich hier um die Vervollkommnung der Buchdruckerkunſt, beſonders durch Erfindung der ſogenannten Patrizen (Stempel) verdient, während man bisher nur gegoſſene Buchſtaben angewendet hatte. Das erſte Buch, welches in der neuerfundenen Weiſe gedruckt wurde, war die Schrift: „Durandi Rationale divinorum officiorum (Mainz 1459. Fol.), dem zunächſt die „Constitutiones Clementis" (Mainz 1460 u. 1462) und eine lateiniſche Bibel folgten. Kurz

nach dem Erscheinen der letztern wurden die Arbeiter durch die Einnahme der Stadt am 27. Oct. 1462 zerstreut und erst nach zwei Jahren eröffneten Fust und S. ihre Arbeitsstätte wieder. Es erschienen nun noch die beiden einzigen Werke, welche ihren Namen gemeinsam führen, nämlich: „Liber sextus decretalium" (Mainz 1465) und „Cicero de officiis" (Mainz 1465 u. 1466). S. führte nach dem Tode seines Schwiegervaters die Buchdruckerei allein fort, gab den „Codex Psalmorum" (Mainz 1490) heraus, dessen vierte Auflage 1502 erschien, welches man gewöhnlich als das Todesjahr S.'s annimmt. — Sein Sohn, Johann S., übernahm hierauf das Geschäft. Seine Vaterstadt hat ihm im Jahre 1836 ein Denkmal gesetzt. 81.

Schöll (Maximilian Samson Friedrich), ein durch seine Schicksale und Leistungen in der alten Literatur und Diplomatie berühmt gewordener Mann, wurde am 8. Sept. 1766 im Nassau-Saarbrückischen geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Buchsweiler und auf der Universität zu Straßburg, wo er seit seinem funfzehnten Jahre sich der Rechtswissenschaft widmete. Hierauf trat er als Hauslehrer in eine liefländische Familie, bereiste mit derselben Italien und das südliche Frankreich, kehrte alsdann nach Petersburg zurück, schlug hier die vortheilhaftesten Anerbietungen aus und begab sich 1790 nach Straßburg, wo er sich den revolutionairen Bewegungen eifrig anschloß und die Vertheidigung Koch's, dem er viele Wohlthaten verdankte, mit großer Auszeichnung führte. Allein die Gefahren des Schreckenssystems bewogen ihn Straßburg zu verlassen und sich anfangs in die Nähe von Kolmar, dann nach dem Wasgau, Mühlhausen und endlich in die Schweitz zu begeben. Nachdem er sich einige Zeit in Basel mit den Handelswissenschaften beschäftigt hatte, wandte er sich 1794 nach Weimar und von hier nach Berlin, wo er als Geschäftsführer eine Buchhandlung und Druckerei übernahm, aber dadurch 1812 in die Gefahr eines Banquerouts gerieth. Im Jahre 1814 erhielt er als Hofrath eine Anstellung im Cabinet des Königs von Preußen und war bis zu Napoleon's Rückkehr bei der preußischen Gesandtschaft in Paris thätig; dann verließ er aber Frankreich, ging nach Wien, verweilte daselbst während des Congresses in Amtsgeschäften und kehrte nach dem Congresse zu Aachen als preußischer Legationsrath nach Paris zurück. Hierauf wurde er im J. 1819 als geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath des Staatskanzlers Hardenberg nach Berlin berufen und begleitete denselben zu den Congressen in Teplitz, Troppau und Laibach und 1822 nach Italien. Nachdem er später auch als Mitglied dem preußischen Censurcollegium beigetreten war, zog er sich nach einigen Jahren fast ganz von den Staatsgeschäften zurück und beschäftigte sich großentheils nur mit gelehrten Arbeiten, unternahm deßhalb im Jahre 1830 eine Reise nach Paris und starb dort am 6. Aug. 1833. Von seinen Werken verdienen besonderer Erwähnung: „Histoire abrégée de la littérature grecque" (Par. 1813. 2 Voll. 2. Ed. 1824. Deutsch von Schwarze und Pinder, Berl. 1828—1835. 3 Bde.); „Histoire de la littérature romaine" (Par. 1815. 4 Voll.); „Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les évènements, qui se sont passés depuis quelques années" (Par. 1814—1815. 9 Voll.); „Congrès de Vienne" (Par. 1815); „Histoire abrégée des traités de paix etc." (Par. 1817. 15 Voll.), eine Fortsetzung von Koch's Werk; „Archives politiques ou diplomatiques" (Par. 1818. 3 Voll.) und besonders sein „Cours d'histoire des états européens depuis la chûte de l'empire romain d'Occident jusqu'en 1789" (Berl. 1830–1838. 1.–36. Vol.). (Vgl. „Zeitgenossen, neue Reihe", No. 2.) 81.

Schön, lat. pulcher; franz. beau; engl. beautiful, soll, nach der gewöhnlichen Etymologie, das sein, was einen Schein von sich gibt. Man kann diese Etymologie wohl gelten lassen, nur ist zu fragen, welche Art Schein das Schöne erzeuge und worin überhaupt dieser Schein bestehe. Denn Vieles ist Schein ohne schön

ja Ich, und um und im Wenge des Bewußtseins die verschiedenen, welche durch ihre gemeinschaftlichen Beziehungen auf Subjekt verbunden, bestehen, und einen Zusammenhang ausmachen, als der Gegenstand des Bewußtseins. Die letzte Berbindung aber und der Mittelpunkt aller derselben ist gedachte Einheitsform und Einheitsgrund, welche man eine Identität von Gegenstand und Bewußtsein nennt. Die Verbindung aber durch Subjekt ist die Einheit, welche gewußt, die Art ihrer Verbindung, welche gewußt wird, und die Einheit, welche gewußt wird, ist das Bewußtsein. Diese Einheit, welche gewußt wird, ist ein anderer Gegenstand des Bewußtseins, dessen Verbindung mit dem ersten Gegenstande, welche gewußt wird, ist ein neuer Gegenstand des Bewußtseins, und so fort. Es ist also nur eine Einheit, welche gewußt wird, und diese ist das Bewußtsein. Diese Einheit, welche gewußt wird, ist ein Gegenstand, und dieser Gegenstand

nur die gewaltige Naturkraft, ohne der Form zu achten, in der sie sich äußert. Indem aber die Natur, in dem ewigen Kampfe zweier Principien, die Kraft ganz in der Form abzubilden, die Form ganz zu einer Äußerung des Gefühls der Kraft zu machen sucht, gelingt ihr dieß stufenweise immer mehr. Wenn anfangs die Form noch fast inhaltslos ist (z. B. bloße gefärbte Flächen oder Conturen), so wird sie später ausdrucksvoller, Gepräge innern Lebens (so schon in der Blume, mehr in den höheren organischen Formen) und dadurch vollkommener, schöner; wenn zuerst die Kraft überwältigend ist (der Orkan), so äußert sie sich in immer adäquateren Formen (z. B. die menschliche Rede, der Ausdruck der Gefühle) und gewinnt dadurch an innerer, dynamischer Schönheit. Jene geht vom blos Reizenden über zum Lieblichen und zum Anmuthigen, in dem sich die Leichtigkeit zeigt, mit der die Form auch die lebendigste innere Kraft in ihre Fessel zwingt; diese vom Ungeheuern, Furchtbaren, Colossalen fort zur Würde, der Leichtigkeit für die unendliche Kraft eine anpassende Form zu finden. Darum gibt es auch verschiedene Grade des Schönen. Gewöhnlich aber erkennt man nur die Schönheit der höheren Stufen als solche an, — spricht auch von einem Ideale oder Urtypus der Schönheit, in welchem die vollendetste Form die lebendigste Kraft aufs Innigste umschlösse und das erhabenste Gefühl die ausgeprägteste Form sich schüfe. Natürlich bleibt ein solches Ideal bloße Norm und unerreicht. — Gleich wie nun die Phantasie des Menschen das Naturschöne aufzufassen und ein ästhetisches Urtheil anzuerkennen vermag, eben so kann sie auch selbst schöne Erscheinungen hervorbringen, zwar nicht ganz der Natur ebenbürtig, productiv, wohl aber reproductiv; so ist sie Princip der Kunst (s. d. Art.) und ihr Erzeugniß das Kunstschöne. Aber auch die Kunst muß ganz so werden, wie die Natur, natürlich sein, muß die Natur nachahmen (wie Aristoteles sagt); was dort die freie Gesetzlichkeit der Natur war, das ist hier die des Genie's, dessen Prüfstein seine Natürlichkeit ist; die Kunst hat ihr Ideal, wie die Natur, d. h. sie strebt von Stufe zu Stufe immer mehr Kraft und Form, Inneres und Äußeres in Harmonie zu bringen. Über die Literatur des Schönen s. Krug's „Philosophisches Wörterbuch" und Ersch, „Literatur der schönen Künste." 81.

Schön (Martin), ein berühmter altdeutscher Künstler, geb. um 1420 zu Kulmbach im Baireuthischen, erlernte, man weiß nicht von wem, die Goldschmiedekunst und Malerei und erwarb sich bald einen weitverbreiteten Ruf. Als Maler gehört er seiner geistreichen Composition, seines brillanten Colorits und fleißiger Ausführung wegen zu den besten altdeutscher Schule; außerdem aber ist er auch der erste bekannte Kupferstecher Deutschlands, wenn auch nicht, wie man annimmt, der Erfinder der Kupferstecherei, indem sich unter seinen Arbeiten eine Copie von dem Blatte eines ältern Künstlers vorfindet. Übrigens ist das, was er in der Kupferstecherei geleistet hat, wie z. B. die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, eine Abnahme vom Kreuze, ein heil. Ciborius und der heil. Antonius in der Gewalt der Dämonen, so wie das jetzt äußerst seltene aus 150 Blättern bestehende Kupferwerk, von einer seltenen, vielleicht nur von Dürer erreichten Vollendung. S. starb im Jahre 1486 (1484) zu Kolmar. 36.

Schönaich (Christoph Otto von), ein deutscher Dichter, wurde im Jahre 1725 auf der freien Standesherrschaft Amtitz in der Niederlausitz geboren, trat in sächsische Kriegsdienste, stieg bis zum Hauptmanne, nahm als solcher seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück, wo er sich fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigte und am 15. Nov. 1807 starb. Als Dichter erhielt er trotz seiner meistentheils geist- und geschmacklosen Reimereien von Gottsched und selbst von Voltaire die schmeichelhaftesten Lobpreisungen und Ersterer, der ihn dem Homer und Virgil gleichstellte, krönte ihn im Jahre 1751 in Leipzig feierlich zum Dichter. Er war in fast allen Dichtungsarten thätig und gab schon als

Lieutenant sein Epos: „Herrmann oder das befreite Deutschland" (Leipz. 1751. 4. Aufl. 1805) heraus, wozu er später noch das Heldengedicht: „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen" (Berl. 1757) fügte. Außer mehreren Trauerspielen in französischem Geschmacke hinterließ er Oden, Satyren, Episteln und Epigramme und in seinem handschriftlichen Nachlasse fanden sich nebst mehreren Dichtungen ähnlicher Art, besonders Satyren und Epigramme auf die französische Revolution, so wie Übersetzungen aus Ossian und 4 Selbstbiographien. Als Gottschedianer trat er auch spottend gegen die sogenannten Neologen in der Dichtkunst auf und suchte die Wortschöpfer und seraphischen Dichter in der ohne seinen Namen erschienenen Schrift: „Die ganze Ästhetik in einer Nuß" (1753) und in dem „Mischmasch" so wie in dem „Sieg des Mischmasches" lächerlich zu machen. 81.

Schönborn (Gottfried Friedrich Ernst, Freiherr von), ein deutscher Dichter, wurde im Jahre 1737 zu Stolberg (nach Andern 1741 zu Schönefeld in der Herrschaft Pinneberg) geboren, studirte die Rechtswissenschaft, wurde alsdann zum Secretair des Grafen von Bernstorff in Kopenhagen ernannt, reiste von hier 1774 mit der dänischen Gesandtschaft nach Tunis und Algier und ging dann 1777 als dänischer Legationsrath nach London. Nachdem er später seine Stelle niedergelegt hatte, widmete er sich fast ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen und lebte abwechselnd auf den Gütern seiner Freunde, des Grafen Christian von Stolberg und des Grafen von Reventlau, worauf er als dänischer Staatsrath und Ritter des Danebrogordens im Jahre 1817 zu Enkendorf starb. Als Dichter zeichnete sich S. durch Lebendigkeit der Phantasie und Kühnheit der Gedanken rühmlich aus, worin er besonders Pindar und Klopstock nacheiferte. Eine Sammlung seiner Gedichte ist nicht erschienen, mehrere derselben finden sich jedoch in Matthisson's „Anthologie" (6 Thl. S. 229) vereinigt. Das Studium des Plato, Aristoteles und Anderer, womit er in seinen Freistunden sich beschäftigte, beweist auch sein tieferes Eindringen in den Geist des classischen Alterthums. Vergl. „Schönborn und seine Zeitgenossen" (Gotha 1836. 8.) 81.

Schönbrunn, das größte Lustschloß des Kaisers von Östreich, liegt ½ Stunde von Wien und wurde von der Kaiserin Maria Theresia, welche dieses Schloß zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählte, erbaut. Eine Brücke über das Wienflüßchen führt in den Vorhof des Schlosses, welchen prächtige Eisengitter umgeben, und am Eingange stehen 2 Obelisken. Das ganze im neueren Style erbaute prachtvolle Gebäude enthält mit dem Erdgeschosse 4 Stockwerk und mit den Nebengebäuden 1000 Zimmer. Eine durchsichtige, auf Säulen ruhende Halle des mittlern Hauptgebäudes führt in den im französischem Style angelegten und 500 östreichische Joch großen Garten, welcher überdieß noch einen Umfang von 2 Stunden hat. Außer vielen verschiedenen Anlagen, Alleen und Statuen (z. B. dem Obelisk, unter dem sich die Silbergrotte schlängelt, den römischen Ruinen, der Gloriette, einem Gebäude auf einer Anhöhe, aus einer herrlichen Anlage von dorischen Säulen bestehend und eine prächtige Aussicht darbietend; dem kleinen Tempel, in welchem das treffliche Wasser quillt, wovon der Ort seinen Namen hat ꝛc.) sind vorzüglich der reiche botanische Garten mit seinen 14 Treibhäusern, Obstgarten und Orangerie und die Menagerie, welche jetzt bei Weitem nicht mehr so bedeutend ist, wie früher, am Sehenswerthesten. Eine Zierde dieses Gartens ist noch das Palmenhaus und eigenthümlich das Haus der Schmarotzergewächse, wo man sich ganz in einen Winkel der Urwälder Brasiliens versetzt glaubt. 71.

Schönburg. Die Besitzungen des Hauses Schönburg in Sachsen sind theils Standesherrschaften (Receßherrschaften), theils Lehnsherrschaften. Zu den ersteren gehören die Herrschaften Glaucha, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein nebst gewissen Vasallengütern; zu diesen Penig, Wechselburg, Rochs-

burg und Remſe (Remiſſau) mit einigen anderen Gütern und Beſitzungen. Der Flächenraum der Receßherrſchaften beträgt 6¼ □M. mit 67800 Einw., ſo daß demnach auf die □M. 10000 Seelen kommen, eine Dichtigkeit der Bevölkerung, wie ſie in Europa ſonſt nicht angetroffen wird. Die vorzüglichſten Ortſchaften ſind: in der Herrſchaft (Vorder- und Hinterherrſchaft) Glaucha: Glaucha an der Mulde, Reſidenz der Linie Hinterglaucha (ſ. unten), Sitz der Geſammtkanzlei und des Conſiſtorium, mit 6300 Einw. und höchſt bedeutender Induſtrie; Merane mit 4200 Einw. und ſtarker Weberei; Hohenſtein (vorderherrſchaftlich) mit 4300 Einw., ebenfalls wichtig durch Gewerbthätigkeit; Ernſtthal (hinterherrſchaftlich) mit 2000 Einw.; die großen Dörfer Tilgen und Niederlungwitz. In der Herrſchaft Waldenburg: Waldenburg mit 2200 Einw., Reſidenz des Fürſten Otto Victor, mit den als Vorſtädte geltenden Dörfern Altſtadt und Altwaldenburg, außerdem das bedeutende Dorf Langenchursdorf. In der Herrſchaft Lichtenſtein: Lichtenſtein mit 3000 Einw. und bedeutender Induſtrie; Callenberg mit 1860 Einw. Dörfer: Oberlungwitz und Langenlungwitz, jenes mit 3400 Einw., dieſes mit mehr als 4000 Einw. und höchſt wichtiger Weberei; Gersdorf mit 1700 Einw. In den Herrſchaften Hartenſtein und Stein: Hartenſtein mit 1700 Einw., Bergſchloß, in welchem das Geſammtarchiv des Hauſes aufbewahrt wird; Mülſen S. Nicolai mit 1900 und S. Jakob mit 2600 Einw., bilden einen Ort, wichtig durch Woll- und Baumwollfabriken; Lößnitz mit 4100 Einw., ſehr gewerbfleißig; Stein, alte zu Hartenſtein gehörige Burg. Vaſallenorte ſind: Calenberg, Thurm, Obermoſel, Bielau und Niederhaßlau. — Der Flächenraum der Lehnsherrſchaften beträgt 4¼ □M. mit gegen 29000 Einw. Bemerkenswerthe Ortſchaften: Penig an der Mulde, mit 3700 Einw., 2 Schlöſſern und lebhaftem Gewerbebetrieb; Burgſtädt mit 2700 Einw., Spinn- und Druckfabriken; Lunzenau mit 1950 Einw.; Wechſelburg mit 1130 Einw. und ſchönem Schloſſe; Taura, Dorf mit 1200 Einw.; Hartmannsdorf mit 1420 Einw.; Mühlau mit 1380 Einw.; Rochsburg mit 550 Einw., Reſidenzſchloß und berühmter Schäferei; Wiederau, Dorf mit gegen 1000 Einw., deßgleichen Clausnitz und Königshain; Remſe 600 Einw. — Das Haus der Herren oder Dynaſten von S. iſt eines der älteſten Deutſchlands und zwar ſcheint es ſchon früh von dem Reichslehen Geringswalde aus an der Mulde und in Böhmen anſehnliche Beſitzungen erworben zu haben. Nachdem es ſpäter in verſchiedenen Linien geblüht hatte, ward Graf Ernſt der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien. Nach deſſen Tode nämlich im Jahre 1534 regierten anfangs ſeine Söhne gemeinſchaftlich, theilten aber im Jahre 1556 und ſtifteten, Georg die glauchaiſche, Hugo die waldenburgiſche und Wolf die penigſche Linie. Die glauchaiſche ſtarb bereits 1610 wieder aus, und ſo blieben nur die beiden Hauptlinien, die waldenburgiſche oder obere (ſeit 1790 fürſtliche) und die glauchaiſche, wie jetzt die penigſche genannt wurde, oder die untere (gräfliche). Die einzelnen Speciallinien übergehen wir hier und bemerken nur, daß Fürſt Otto Victor die Herrſchaften Waldenburg und Lichtenſtein mit dem Rittergute Calenberg, Fürſt Alfred aber Hartenſtein und Stein beſitzt. Aus der untern oder gräflichen Linie gehört dem Grafen Ludwig die hintere Herrſchaft Glaucha (Rochsburg) und dem Grafen Alban Vorderglaucha (Penig und Wechſelburg). Remſe iſt im Beſitze des Fürſten Otto Victor. — Eigenthümlich und noch in der neueſten Zeit von dem anderer Standesherrſchaften verſchieden iſt das Verhältniß der ſchönburgſchen Lande zu Sachſen. Konnte ſich auch im Mittelalter und ſpäter das Haus S. nicht zur Landeshoheit erheben, ſo gelangte es doch nach und nach zu wichtigen Privilegien und Vorrechten, die es ſich meiſt durch enges Anſchließen an den böhmiſchen Lehnsverband zu erhalten wußte. Fortwährende Streitigkeiten indeß und die daraus häufig entſpringenden Unannehmlichkeiten machten endlich ein Abkommen mit Sachſen nöthig und ſo wurde am 4. Mai 1740 für

die Standesherrſchaften (von denen hier die Rede iſt) ein ſogenannter „Receß“ (daher der Ausdruck Receßherrſchaften) geſchloſſen, in welchem neben der Anerkennung der Oberbotmäßigkeit Sachſens auch die frühere Reichs- und Kreisſtandſchaft Schönburgs mit mehreren wichtigen Hoheitsrechten beſtätigt ward. Obgleich nun dieſer Vertrag weder von Böhmen, als Oberlehnsherrn über S., noch von Kaiſer und Reich Genehmigung erhielt und ſpäter der Zwiſt ſo ernſtlich wurde, daß ſelbſt öſtreichiſche Truppen die ſchönburgſchen Lande beſetzten (1776), ſo blieb doch nach dem teſchner Frieden, in welchem Böhmen die oberlehnsherrlichen Rechte an Pfalzbaiern und dieſes wieder an Sachſen überließ, der Receß die Grundlage der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Schönburgs zu Sachſen und ſelbſt nach der Auflöſung des deutſchen Reiches im Jahre 1806 wurden die Verhältniſſe nicht verändert, ſondern S. erhielt ſeine receßmäßigen Rechte nur in die wiener Bundesacte aufgenommen und auf Anſuchen im Jahre 1821 vom Bundestage beſtätigt. Indeß entſtanden wegen des fortdauernden Proteſtes des Hauſes S. gegen das von Sachſen in Anſpruch genommene Recrutirungsrecht neue Differenzen, deren Erledigung, zumal nachdem Sachſen eine neue Verfaſſung erhalten hatte und dem preußiſch-deutſchen Zollvereine beigetreten war, unumgänglich nöthig wurde. Dieß geſchah durch den „erläuterten Receß“ vom 9. Oct. 1835. Nach demſelben hört die Zwiſcheninſtanz zu Glaucha auf; die Obrigkeiten und Gerichtsſtellen werden unmittelbar den Kreisdirectionen untergeordnet, wogegen S. das Präſentationsrecht einer Rathsſtelle (für die es jährlich 1000 Thlr. zahlt) bei dem Mittelappellationsgerichte und der Kreisdirection hat. Für alle Angelegenheiten, welche auf die dem Hauſe S. verbliebene Erhebung von Steuern und Abgaben und einige andere Befugniſſe ſich beziehen, beſteht zu Glaucha eine dem königlichen Miniſterium untergeordnete Geſammtkanzlei, die zugleich für die von den Receßherrſchaften abhängenden Afterlehne des Hauſes S. Lehns- und Hypothekenbehörde iſt. Das früher zu Glaucha beſtandene Conſiſtorium dauert fort und iſt dem Miniſterium des Cultus unmittelbar untergeordnet, auch ſoll für Eheſachen ein beſonderes Ehegericht eingeſetzt werden. Übrigens werden künftig, ſobald ein allgemeines neues Grundſteuerſyſtem ins Leben getreten iſt, ſämmtliche allgemeine Landesabgaben Sachſens auch in S. erhoben, doch erhält letzteres (außer der Niederſchlagung der von Sachſen erhobenen Anſprüche wegen der Bundespräſtationen) zur Entſchädigung 100,000 Thlr. in 3 procentigen Staatspapieren nach dem Nominalwerthe, überdieß auch wegen der Schlachtſteuer jährlich 8532 Thlr. und wegen der Gewerb- und Perſonalſteuer vorläufig im erſten Jahre 4500 Thlr., im zweiten 9000 Thlr. und im dritten 13000 Thlr. Für die Grundſteuer wird ebenfalls eine Entſchädigung gewährt. Was die Ehrenrechte des Hauſes S. betrifft, ſo gilt daſſelbe wie bis jetzt für ebenbürtig und führt in ſeinen fürſtlichen Gliedern den Titel Durchlaucht, in den gräflichen den Titel Erlaucht. Auch iſt ihm wie früher die Haltung von 100 Mann Haustruppen geſtattet. Übrigens übt Sachſen mit Ausnahme einiger mildernden Stipulationen das Recht des Rekrutenbezugs in vollem Umfange. 15.

Schönebeck, eine Stadt mit 6500 Einw. im Regierungsbezirke Magdeburg der preußiſchen Provinz Sachſen an der Elbe gelegen hat das größte Salzwerk Preußens und überhaupt eines der bedeutendſten Deutſchlands. Die Salzquellen ſelbſt nebſt den Gradirhäuſern, welche ½ Stunde lang ſind, befinden ſich bei dem nahe gelegenen Dorfe Alten-Salze, von wo aus die gradirte Sole durch unterirdiſche Röhrenfahrten nach dem Siedewerke zu S. geleitet wird. Im Durchſchnitte werden jährlich gegen 15,000 Laſt (600,000 Centner) Salz bereitet; außerdem aber beſteht noch eine wichtige chemiſche Fabrik, welche außer Salmiak, Glauberſalz und Soda (gegen 15,000 Centner) noch viele andere chemiſche Producte liefert. Durch die 3 zur Stadtgemeinde gehörigen Coloniſtenſtraßen, die

Friedrichs-, Wilhelms- und Königsstraße ſteht S. mit den Städten Alten-Salze und Frohſe in Verbindung. 15.

Schöne Künſte, ſ. Kunſt.

Schöne Wiſſenſchaften (belles lettres) gibt es eigentlich in ſofern nicht, weil blos die Kunſt, nicht aber die Wiſſenſchaft etwas Schönes hervorbringen kann, allein man bezeichnete mit dieſem Ausdrucke früher die Beredſamkeit und Dichtkunſt deßhalb, weil die Worte Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon von den Griechen und Römern (ἐπιστήμη und τέχνη; scientia und ars) oft in demſelben Sinne gebraucht wurden und man häufig daher eines für das Andere ſetzte (ſ. Kunſt). Später fand man den Unterſchied zwiſchen ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten darin, daß, wie man behauptete, ſich beide verſchiedener Zeichen zu Darſtellung deſſelben Gegenſtandes bedienen müßten. Nach dieſer Anſicht ſtellen die ſchönen Wiſſenſchaften ihren Gegenſtand durch willkührliche Zeichen dar, worunter man die menſchliche Sprache verſtand, die ſchönen Künſte aber durch natürliche, nämlich Töne oder unſichtbare Formen. Einem andern Sprachgebrauche zufolge unterſchied man, ebenfalls mit Unrecht, ſchöne Wiſſenſchaften von dem eigentlich ſtrengern Gebiete derſelben im engern Sinne des Wortes. Dieſen Unterſchied hat man jedoch unter uns nach genauerer Prüfung des Gegenſtandes als gänzlich unhaltbar aufgegeben und er hat nur noch einige Wichtigkeit in hiſtoriſcher Hinſicht. Andere zählen die Dichtkunſt zu den ſchönen Künſten mit Ausſchuß der Beredſamkeit, weil dieſe der eigentlichen Bedeutung nach nicht unter dem Begriffe des Schönen gedacht werden kann. 81.

Schönlein (Johann Lucas), ward am 2. April 1790 in Bamberg geboren, ſtudirte Medicin zu Würzburg und Paris und trat hierauf als akademiſcher Lehrer zu Würzburg auf, wo er ſpäter als Profeſſor der Therapie und Klinik und Oberarzt des Juliusſpitals angeſtellt wurde. Als 1832 in Baiern viele politiſche Bewegungen ſtattfanden und dieſe ſich auch auf die Stadt und Univerſität Würzburg verbreitet hatten, wurden mehrere Profeſſoren entlaſſen oder in andere Stellen verſetzt und ſo verließ auch S. ſeine Stellung und wanderte in die Schweitz aus, wo er an der neuerrichteten Univerſität zu Zürich ebenfalls als Profeſſor der Therapie und Director des mediciniſchen Klinikum Anſtellung fand. — S. iſt einer der berühmteſten jetzt lebenden kliniſchen Lehrer, er zeichnet ſich durch ſein originelles Krankheitsſyſtem aus, ſo wie durch ſein Streben, die Eigenthümlichkeiten der Krankheiten in ihrer Ähnlichkeit mit belebten Weſen und in ihrem geographiſchen Vorkommen nachzuweiſen, in welchen Anſichten er den Lehrmeinungen Autenrieth's viel zu verdanken hat. Seine Ideen haben bereits in Deutſchland volle Anerkennung gefunden und es iſt nur zu bedauern, daß die jetzigen politiſchen Verhältniſſe der Schweitz jungen deutſchen Ärzten, ſeine Vorleſungen zu beſuchen, unmöglich machen, obgleich dieſe faſt das einzige Mittel ſind, um ſeine Anſichten kennen zu lernen; denn ſonderbarer Weiſe ſcheint S. eine unüberwindliche Abneigung, als Schriftſteller aufzutreten, zu beſitzen, ſo daß er ſein ſchon vor mehreren Jahren gegebenes Verſprechen, eine Ausgabe ſeiner ſpeciellen Therapie beſorgen zu wollen, nachdem dieſelbe von einem ſeiner Schüler, aber höchſt fehlerhaft (1832 in 4 Bänden in der 2. Aufl.) erſchienen war, noch nicht erfüllt hat. 39.

Schöpf (Joſeph), ein bekannter Hiſtorienmaler, geb. 1745 zu Telfs im tyroler Oberinnthale, bildete ſich vorzugsweiſe zu Wien und hielt ſich dann ſeit 1776 8 Jahre lang in Italien auf. Nach ſeiner Rückkehr ward er Hofmaler des Churfürſten von Baiern und Mitglied der münchner Akademie. Er malte theils in Öl, theils Fresco und ſtarb im Jahre 1820 zu Innsbruck, nachdem er kurz zuvor noch in der Servitenkirche daſelbſt ein ſchönes Deckengemälde, den Eintritt des heiligen Joſeph in den Himmel darſtellend, vollendet hatte. Die meiſten ſeiner geſchätzten Gemälde finden ſich in den Kirchen Tyrols zerſtreuet. — Mit ihm nicht zu ver-

Digitized by Google

wechseln ist Johann Adam Schöpf, ein früherer aber nicht sehr bekannt gewordener Historienmaler. 36.

Schöpflin (Johann Daniel), ein als Geschichts- und Alterthumsforscher ausgezeichneter Gelehrter, wurde am 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Basel und Straßburg, wo er 1720 als Professor der Geschichte und Beredsamkeit eine Anstellung fand. Nachdem er seit 1726 eine Reise nach Frankreich, Italien und England unternommen hatte, wurde er zum Kanonicus so wie zum französischen Rath und Historiographen ernannt. Als solcher stellte er besonders gelehrte Untersuchungen über die Geschichte des Elsasses an und schrieb nach Vollendung einer wissenschaftlichen Reise durch die Niederlande, Deutschland und die Schweitz das Werk: „Alsatia illustrata" (Kolmar 1751—1761. 2 Bde. Fol.) Als er den ersten Band dieser Schrift dem König von Frankreich überreichte, bewirkte er durch seine Vorstellungen eine Bestätigung der Privilegien, welche bisher die protestantische Universität zu Straßburg genossen hatte. Nach seinem am 7. Aug. 1771 zu Straßburg erfolgten Tode gab Koch den Nachtrag zu jenem Werke unter dem Titel: „Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum scriptores" heraus, und setzte auch die „Historia Zaringo-Badensis" (Karlsr. 1763—1766. 4. 2.—7. Bd.) fort. Von S.'s übrigen Werken verdienen Erwähnung die „Vindiciae Celticae" (Straßb. 1754. 4.) und seine „Vindiciae typographicae" (Straßb. 1760. 4.). Seine Bibliothek und sein Museum, welches Oberlin („Museum Schoepflinianum") beschrieb, hinterließ er der Stadt Straßburg. 81.

Schöpfung, s. Welt.

Schöppen, Schöffen, lat. scabini; franz. échevins; engl. eschevins, aldermen, waren bei den alten Deutschen freie Leute, welche von den Richtern als Beisitzer gewählt (gedinget) wurden. Bei der alten Reichsverfassung machten im sogenannten Reiche (Franken und Schwaben) die schöffenbaren reichsfreien Leute den untersten Stand der Reichsunmittelbaren aus. Der S. mußte von freier Geburt, Keinem durch Frohnen oder Zinsen eigen und nüchtern sein (L. Longob. II. 52. 24.); auch durfte man keinen von einem andern Stamme dazu wählen (Capitular. L. 6. 269). Gewöhnlich hatte man 7, 11 oder 12 solcher Gerichtsbeisitzer (Capitular. III. 40. S. L. R. II. 2.), wovon man in der Folge, bei den Briten, die Zahl der Geschworenen auf 12 festsetzte. Die S. sollten vereidet sein und die alten Rechtsgewohnheiten inne haben. Ueber ihre Pflichten, daß sie ohne Ansehen der Person, nicht für Geld, blos nach den Gesetzen richten, sich der Wittwen und Waisen annehmen und besonders selbst redlich und tugendhaft leben sollten, sind in den alten Gesetzen (L. Bajuvar. den Capitular. und L. Longob.) die genauesten Vorschriften enthalten. Der Richter als Anordnender fragte die Beisitzer um ihre Meinungen. Hieraus und besonders nach der Rechtsähnlichkeit des S. L. R. II. 12., wornach Schöffenamt vom Vater auf den Sohn gelangen konnte, bildeten sich nach und nach unter den Namen von Dingestühlen oder Schöffenstühlen gewisse Collegien rechtskundiger Männer, welche sich damit abgaben, auf die an sie gerichteten Fragen und Bitten rechtliche Aussprüche zu ertheilen, welche anfangs unverbindlich waren, nachmals aber, als der Staat die Schöppen in seinen Dienst nahm, als förmliche Entscheidungen galten. Bisweilen wurden die Schöppenstühle in Universitätsstädte verlegt und bekamen gewisse Districte ein, welche gezwungen waren ihre Entscheidungen bei ihnen zu nehmen. Mit den neuerlichen Veränderungen im Gerichtswesen ist indeß auch diese Einrichtung abgekommen. Die jetzt noch vorhandenen Dorfgerichtsschöppen werden blos zur Beglaubigung gewisser Verhandlungen zugezogen und führen nur den Namen, indem sie mit den Schöffen des Alterthums nichts gemein haben. 17.

Schörl, ſ. Turmalin.

Schoiffer (Peter), ſ. Schöffer.

Scholarch, griech. σχολῆς ἄρχων; lat. scholarcha, Beherrſcher, Leiter der Schule, heißt der geiſtliche oder weltliche Aufſeher (Ephorus) über höhere oder niedere Schulen. Die Würde entſprang im X. und XI. Jahrh. unter dem gleichbedeutenden Namen Scholaſter, welcher anfangs als oberſter Schulmeiſter über dem Rector der Schule ſtand und die leitende Aufſicht und Cenſur über ſich hatte. 84.

Scholaſtik, lat. scholastica, sc. scientia oder doctrina, Schulweisheit, nennt man vorzugsweiſe die Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, überhaupt den ganzen geiſtigen Zuſtand des ſogenannten Mittelalters, welcher einem ziemlich feſt geſchloſſenen Kreis geiſtiger Erſcheinungen bildet, zwar ohne große Reichhaltigkeit und Beweglichkeit, dennoch mit einer gewiſſen innern Verſchiedenheit und Fortbildung und einzelnen äußeren Anregungen. Die Entſtehung der S. haben wir zunächſt, wie ſchon der Name andeutet, in den Schulen zu ſuchen, jenen Anſtalten nämlich zur Bewahrung und Fortpflanzung der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, wie ſie in Zeiten der geiſtigen Verwilderung und Verfinſterung nöthig geworden waren. So hat ſchon das Griechenthum ſeine S. oder Schulweisheit in dieſem Sinne bei ſeinem allmähligen Verfalle, da ſich die Reſte der Wiſſenſchaft in ſolche gelehrte Corporationen retteten, wo ſie zwar nicht mit productiver Genialität behandelt, aber doch mit Sorgfalt und einem gewiſſen Scharfſinne zu ſyſtematiſcher und formaler Gelehrſamkeit verarbeitet wurden (ſ. Alexandriner), und man möchte wohl die eigentlich ſogenannte chriſtliche S. dem Geiſte noch größtentheils auch aus jener Schulweisheit der letzten griechiſchen Zeiten herzuleiten haben, wenn auch ihre äußere Erſcheinung in einem ganz andern Boden wurzelte. — Nachdem nämlich während der wüſten Zeiten der Völkerwanderung faſt nur in der Beſchäftigung mit den Religionswahrheiten ſich eine Spur wiſſenſchaftlichen Lebens erhalten hatte, indem man anfing das Bedürfniß zu fühlen, dieſe in einer gewiſſen gelehrten Methode vorzutragen (wie denn Auguſtinus ſchon von einer ſcholaſtiſchen Behandlung der Glaubenslehre ſpricht), wurde daſſelbe wieder erweckt durch die großartigen Bemühungen Karl's des Großen und Alfred's von England. — Freilich war der Kreis der Kenntniſſe, die damals gelehrt wurden, ſehr klein und auf die ſieben freien Künſte (ſ. Kunſt) beſchränkt, die nach den dürftigen Compendien eines Capella, Caſſiodorus und Beda behandelt wurden. Die Lehrer und Aufſeher der neugegründeten Schulen waren theils Biſchöfe, theils Kloſtergeiſtliche und die ganze wiſſenſchaftliche Bildung ſtand unter der Oberaufſicht der Kirche und ihrer Concilien oder Päpſte, daher auch Stoff, Umfang und Methode ihres Wirkens nicht freithätig in ihr ſich entwickelten und fortbildeten, ſondern ihr durch eine äußerliche Auctorität vorgeſchrieben und von derſelben ſtreng controlirt wurden. — War auf dieſe Weiſe jene Schulbildung ein bloßes Anlernen, eine rein formelle, faſt mechaniſche Zurichtung des Geiſtes ohne allen natürlichen Lebensinhalt, ſo mußte der Gegenſtand, der nach jener dem Geiſte gegebenen Richtung und Regel behandelt werden ſollte, als ein ganz Fremdes, gegen jene Form ganz Gleichgültiges erſcheinen, das der Geiſt nicht aus innerem organiſchen Triebe ſich aneignete und durchdrang, ſondern an dem er mit einer nüchternen Abſichtlichkeit und unter einem äußern Zwange ſich verſuchte. Der einzige Gegenſtand des geiſtigen Lebens und Wirkens war nun damals die Religion, theils wegen der gänzlichen Leere dieſer Zeit an jeglichem Erfahrungswiſſen, an jeder ſelbſtſtändigen Rührigkeit im Natur- oder Staatsleben, theils ihres eignen Charakters halber. Als eine geoffenbarte Religion ſtand ſie über allen Äußerungen des natürlichen Lebens, als eine rein ſpiritualiſtiſche mußte ſie dieſe ſelbſt insgeſammt auf ſich beziehen und ihnen nur inſoweit Werth und Geltung zugeſtehen, als ſie ſelbſt Äußerungen des religiöſen

Lebens und Glaubens waren. Dieſe Alleingültigkeit des religiöſen Princips, mit Vernichtung jeder Selbſtſtändigkeit des Natürlichen, Materiellen wurde nun auch ſtreng und ſelbſt mit äußerer Gewalt von der Kirche, der Repräſentantin der göttlichen Auctorität, geſchützt und gewahrt. — Sonach war die S. ein Mechanismus des Denkens in angelernten Formen angewendet auf einen geoffenbarten Glaubensinhalt unter der ſteten Controle der kirchlichen Auctorität. Wo wir nun zuerſt eine äußere, feſte, mechaniſch aufzunehmende Form und eine conſolidirte äußere, zwingende Autorität finden, da wird die S. anheben und wird fortdauern bis jener Zwang der Form und dieſer der äußern Gewalt aufhört, — dort durch einen lebendigeren, aus der friſchen Erfahrung gewonnenen Inhalt, hier durch größere, politiſche und kirchliche, Freiheit und Selbſtſtändigkeit des geiſtigen und Volkslebens. In ſofern alſo mag man mit Recht, wie man gewöhnlich thut, die Periode der S. in die Grenzen des IX. und des XV. Jahrh. einſchließen; allein um die S. nicht blos nach ihrer äußern Stellung und Geltung, ſondern nach ihrer innern Bedeutung als eine Epoche der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu begreifen (und eine ſolche muß ſie ſein, trotz ihrer ſcheinbaren Geiſtloſigkeit und Oede), müſſen wir auch ihre Grenzen weiter ſtecken und beſonders nach rückwärts bis zu den erſten Keimen der chriſtlichen Philoſophie ſelbſt ausdehnen, weil ſich hier alles das vorbereitet, was die S. ausſpricht. — Die chriſtliche Religion, wurzelnd in der orientaliſchen Anſchauungsweiſe, ſollte ihren Weſen nach nicht Object des Erkennens, des analytiſch erklärenden Verſtandes ſein, ſondern reine Sache des unmittelbaren Glaubens der im Gefühle des Unendlichen, ohne Dazwiſchenkunft der endlichen Formen des Denkens, — ganz Eins würde mit ſeinen Gegenſtande, Gott. Allein bei dieſem einfachen Glauben konnte es nicht lange bleiben, theils des nimmer ruhenden Triebes nach Erklärung halber, theils wegen der Stellung dieſes Glaubens zu der geltenden, wenn auch alternden Philoſophie, die bald als Gegnerin ihn zur Vertheidigung und damit zur Erklärung ſeiner Lehren zwang, bald als Freundin ſich an ihn drängte und ſeine Einfachheit ſtörte. So entſtand die Philoſophie oder Theologie der Kirchenväter, ſo ein wiſſenſchaftlich geſchloſſenes Dogma und eine verſtändige Darlegung der Religion. — Allein eben weil der Glaube die Grundlage dieſer ſogenannten Philoſophie war, in welchem jeder Begriff nur durch ſeine Realität, die in ihm ſich darſtellt, unmittelbare Geltung hat, und da die daraus abgeleiteten Begriffe unmittelbar aus deſſen Realität fließen und daher ſelbſt unbedingte Realität haben, ſo ward ſie, indem man vom Einfachen ausging, um daraus die Zuſammenſetzung, die Verhältniſſe und Beziehungen dieſes Einfachen zu gewinnen, von da aus alle jene Relationen Kraft der innern Macht und Realität jenes Weſens bildete und durch entſtandene Begriffe oder Stufen der Verendlichung, Offenbarung, des einfachen Unendlichen herab bis zu den Einzeldingen ſtieg und der Realismus der Begriffe als das innerſte Weſen der chriſtlichen, von einem Offenbarungsglauben ausgehenden Philoſophie, folglich auch dieſer ihrer erſten Geſtaltung, der S., ſich darſtellte, einestheils rein realiſtiſch, während anderntheils die ſelbſtſtändige Forſchung nicht dem Glauben allein nachgehen und Begriffe nach deſſen Ausſpruche bilden und gebrauchen, ſondern auf eigne Hand von der Erfahrung aufſteigen wollte, um entweder jene Begriffe und jenen Glaubensinhalt als nothwendige Wahrheiten und letzte Gründe zu finden oder, wenn die Erklärung der Erfahrung nicht darauf führte, zu verwerfen. Das Princip der letztern war daher: die Begriffe ſind nicht an ſich weſentlich, ſelbſtſtändig, ſondern ſie ſind nur gebildet, abſtrahirt aus dem Einzelnen, ſind blos Denkformen, Namen, ohne einen andern Inhalt, als das Einzelne der Erfahrung, deſſen Einheit ſie ſind, ohne ein andres Kriterium ihrer Gültigkeit als eben jene ihre methodiſche Ableitung aus der Wahrnehmung — alſo das verſtändige Denken. So bildete dieſe Anſicht, bekannt unter dem Namen des

Nominalismus, eine ſtrenge Oppoſition gegen den Realismus der Scholaſtik, mit dem er zwar die Dürftigkeit ſeiner Dialektik und überhaupt die Unmündigkeit des Philoſophirens gemein hatte (als eine Folge der allgemeinen Unwiſſenſchaftlichkeit jener Zeit), dem er aber gegenüber ſtand als Verfechter der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des philoſophirenden Geiſtes gegen die Tyrannei des Glaubens, als eine fortlaufende Skepſis gegen den willkührlichen Dogmatismus. Aus dieſem Geſichtspunkte allein kann man die Stellung des Nominalismus zum Realismus recht würdigen und einſehen, warum ihr Streit ſo heftig, einflußreich und bedeutſam war, als ein Streit nicht um zufällige Anſichten, ſondern um weſentliche Principien, warum die Kirche ſo lebhaftes Intereſſe daran nahm und zwar ſtets als Beſchützerin des Realismus und Feindin des Nominalismus, wie endlich der Sieg des Nominalismus zugleich ein Sieg der Geiſtesfreiheit und das Ende der S. war, und die mächtigſte Waffe, mit der er erfochten ward, die ächte claſſiſche Gelehrſamkeit und das Aufblühen der Erfahrungswiſſenſchaften, weil erſt dadurch die naturgemäße analytiſche, von den Griechen mit ſo viel Geiſt und Erfolg angebaute Methode des Denkens wieder in ihr Recht eingeſetzt wurde. Nun hatte zwar auch die S. ihre, der griechiſchen nachgebildete Dialektik, deren Quelle erſt die Platoniſchen, ſpäter die Ariſtoteliſchen Begriffe waren, allein eben weil dieſe Dialektik nur im Dienſte der Kirche handelte (unterſchied man doch ſogar eine rechtgläubige und eine ketzeriſche Dialektik), weil jene Begriffe nur die Bedeutung hatten, die ihnen das Dogma anwies, mußte natürlich der ächte ſelbſtdenkende griechiſche Geiſt völlig daraus vertrieben werden, um ſie als mechaniſches Werkzeug beliebig brauchen zu können. Dem entſprach nun auch die Geſtalt, unter der man die griechiſche Philoſophie kennen lernte, die Commentare nämlich der letzten griechiſchen Zeit über Ariſtoteles und Plato und die neuplatoniſchen Begriffe, ſpäter, als die peripatetiſche Philoſophie die Platoniſche verdrängte, der durch Koran und Neuplatonismus befangene Ariſtotelismus der Araber und die nicht viel beſſere griechiſche Auslegung der Ariſtoteliſchen Schriften (beides etwa XIII. Jahrh.), von denen überdieß die phyſiſchen und metaphyſiſchen Bücher anfangs verboten waren und auch ſpäter mehr der Commentirſucht, als der Begründung freierer Forſchung dienten. Einen bemerkenswerthen Unterſchied in der ſcholaſtiſchen Behandlung der Religion machte nun aber dennoch hier das Mittel derſelben, je nachdem dieß der Platonismus oder der Ariſtotelismus war. Jener nämlich, mehr der Phantaſie als dem Verſtande angehörig, vermittelte auf eine anſprechende, dem Gefühle gemäße Weiſe, was die Religion unmittelbar ausſprach (das Weſen Gottes, ſein Verhältniß zur Welt ꝛc.), in einer Art von neuplatoniſchem Pantheismus. So entſtanden, nach Auguſtin's Vorgange, die Syſteme des Erigena (IX. Jahrh.), des Almarich und David von Dinanto (XIII. Jahrh.), denen ſich Andere in mehr myſtiſcher als wiſſenſchaftlicher Darſtellung anſchloſſen, z. B. Bonaventura (XIII. Jahrh.), Honorius von Augſt (XII. Jahrh.) ꝛc. In dieſen kam der dialektiſche Gegenſatz der Verſtandesphiloſophie noch nicht zum rechten Bewußtſein. Als man ſich aber der abſtractiven peripatetiſchen Denkform zu bedienen anfing, theils um die Religionslehren ſyſtematiſch zu ordnen, theils um ſie zu begründen und verſtändlich zu machen, traten die einzelnen Dogmen ſtärker hervor und ihr innerer Zuſammenhang mußte künſtlich durch neue abſtracte Begriffe vermittelt, ihr Einklang zum ganzen Syſteme bewieſen und durch Auctoritäten beglaubigt werden. In dieſer Abſicht entſtanden eine Menge von Verſuchen, den Glaubensinhalt durch Vernunftgründe zu beweiſen und darzuſtellen und ſo eine Religionsphiloſophie oder ein Syſtem der rationellen Theologie zu gründen; bedeutende Namen ſind hier Anſelmus von Canterbury, Hildebert von Tours, Abälard, Robert Pulleyn, Robert von Melun, Peter der Lombarde, Peter von Poitiers, Alanus von Ryſſel, Hugo

und Richard von St. Victor u. A., (ſämmtlich XII. oder Anfangs des XIII. Jahrh.), von denen wir theils ausführlichere, theils kürzere Syſteme der Theologie beſitzen, bald mehr rationaliſtiſch, bald mehr myſtiſch, mit Anwendung der Dialektik auf die Beweiſe für Gottes Daſein (berühmt iſt der ontologiſche des Anſelmus), Eigenſchaften und Verhältniß zur Welt, beſonders aber auch auf die Dreieinigkeit (nennenswerth ſind hier die Streitigkeiten des Berengar und des Lanfranc, XI. Jahrh.), einen wohl urſprünglich neuplatoniſch-philoniſchen Begriff, der aber das Schiboleth der Kirche und des Realismus wurde. Vergeblich widerſetzten ſich die Supernaturaliſten der Dialektik (z. B. Bernhard von Clairvaux und Walther von St. Victor), vergeblich wurden deren Mißbräuche von beſſern Geiſtern gerügt (ſo von dem ſcharfſinnigen Johann von Salisbury). Aber mit dem Gebrauche dieſer rationaliſtiſchen Dialektik (oder die ſich wenigſtens dafür gab) trat auch die Oppoſition gegen deren Realismus, der Nominalismus, ein, als eine dialectica in voce (wie man ſagte), da jene eine dialectica in re war; daher die Nominaliſten auch Vocaliſten genannt werden. Als Vorläufer des Nominalismus können nach der obigen Deduction ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung alle die gelten, welche gegen die unbedingte Auctorität des Glaubens die Selbſtſtändigkeit der Vernunft behauptet hatten, alſo die ketzeriſchen Sekten der früheren Jahrhunderte; eine der nächſten Veranlaſſungen zu deſſen öffentlichem Auftreten war vielleicht eben jener Streit Berengar's mit Lanfranc, worin Erſterer mit ziemlich ſkeptiſcher Freiheit verfuhr; der, welcher ihn zuerſt beſtimmt ausſprach, war Roscellinus (XI. Jahrh.) — (denn von ſeinem angeblichen Lehrer, Johannes Sophiſta, haben wir nur ſehr unſichere Nachrichten), der jedoch auch mehr das Princip aufſtellte und mit kecker Dialektik auf Religionslehren anwendete, als es begründete und ausführte. Die Allgemeinbegriffe ſind nichts Wirkliches, Reales, ſondern nur Abſtractionen, die mehreres Einzelne unter ſich befaſſen, aber nicht ſelbſt etwas Einzelnes, Ding ſind, — bloße flatus vocis. — Aber ſelbſt dieſe nur hingeworfene kühne Idee mußte erſchütternd fortwirken und eine Reihe dialektiſcher Unterſuchungen veranlaſſen über das eigentliche Weſen und Verhältniß jener Univerſalien, welche bald das Hauptgeſchäft der S. ausmachten, ſo daß dieſe, früher faſt nur eine ſcholaſtiſche Theologie, jetzt eine ſcholaſtiſche Philoſophie wurde, beſonders als das von den Arabern aufgenommene regere Studium des Ariſtoteles einen reicheren dialektiſchen Wortkram an die Hand gab und zugleich in ihm eine Auctorität aufſtellte, die als philoſophiſche neben der rein kirchlichen und doch mit dieſer im Einklange zur Entſcheidung wiſſenſchaftlichen Scrupel dienen konnte. Daher fängt Tiedemann die S. erſt mit dem Urheber dieſer Richtung, dem Alexander von Hales, an und Rixner theilt dieſelbe in die Perioden der ſcholaſtiſchen Theologie und der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Das Feld der Unterſuchungen wurde, wenigſtens dem Namen nach, größer, die Pſychologie und Kosmologie, ferner die Moral (deren Hauptproblem die Theorie von der Freiheit war) wurden fleißiger behandelt und die ontologiſchen und logiſchen Forſchungen vervielfältigten ſich. Aber der Mittelpunkt aller dieſer blieben doch die dialektiſchen Spitzfindigkeiten, die Fragen nach dem Weſen und den Accidenzen oder der Individualität der Dinge (wofür man neue, barbariſche Ausdrücke wie quidditas und haecceitas — ſelbſt ein ganz unverſtändliches Wort maneries, wahrſcheinlich das Beharrende an den Dingen, erfand), nach deren Form und Materie (wieder unterſchieden in maneries ex qua, den bloßen Stoff, und maneries in qua, die ſubſtantielle Baſis der Accidenzen) ꝛc., die ſich ins Unendliche vervielfachten und verwirrten. Um ſich in dieſem Chaos von Erklärungen und Unterſcheidungen, welche die Sache nur dunkler und verwickelter machen, einigermaßen zu orientiren, hat man wieder die doppelte Baſis der ganzen ſcholaſtiſchen Dialektik, den Platonismus und Ari-

ſtotelismus, ins Auge zu faſſen. Nach Plato ſind die Univerſalien, die Geſchlechter der Dinge, im göttlichen Verſtande als deren Urbilder und durch dieſen unmittelbar auch im menſchlichen, ſie ſind vor den Dingen ſelbſt, ante rem; nach Ariſtoteles findet ſie der Verſtand in den Dingen, als deren allgemeinſte Formen, die an ſich das Gewiſſeſte ſind, wie es das Einzelne für uns iſt. Die Platoniſche Anſicht herrſchte im erſten Zeitraume vor und man fragte nur, wie dieſe Weſenheiten der Dinge in den einzelnen Dingen enthalten ſeien, ob als volle Weſenheit (Wilhelm von Champeaux), oder mit einer gewiſſen individuellen Beſtimmtheit (Abälard). — Aber eben hierin lag ſchon die Ariſtoteliſche Anſicht ausgeſprochen, daß dieſe Begriffe, dieß Allgemeine in den einzelnen Dingen ſelbſt ſei, universum in re. Aber wie war dieß Verhältniß zu denken, ohne einestheils das ſelbſtſtändige Beſtehen, andrerſeits die Wirklichkeit des Allgemeinen aufzuheben? Man half ſich mit einem doppelten Sein deſſelben, einem materiellen, wonach es im Einzelnen, und einem wirkenden, wonach es im Verſtande ſein ſollte (Vincent von Beauvais); mit einer Betrachtung deſſelben an ſich, als der abſoluten Essentia, und nach ſeiner Mittheilbarkeit, als des Allgemeinen (Albert der Große) als welches es wirklich erkannt wird vom Verſtande durch Abſtraction vom Materiellen, indem es in dieſem nur als das mögliche Allgemeine exiſtirt (Derſelbe und Thomas und Aquino), dagegen Duns Scotus daſſelbe blos als ein indifferentes Anſich erfaßte, welches vom Verſtande dann als eine objective Einheit gedacht, dadurch ein wirklich Allgemeines werde (er und ſeine Anhänger Formaliſten). Hiernach bilden ſich nun verſchiedene Secten der Albertiſten, Thomiſten, Scotiſten, in denen Viele auch einen eignen Ruf haben, z. B. Aegidius von Colonna, Herväus Natalis, Franz Meyronis u. A., woneben noch Petrus Hiſpanus, Richard von Middleton, Wilhelm von Auvergne u. A. zu nennen ſind. — Darin aber ſtimmten alle jene Dialektiker überein, daß die Allgemeinbegriffe, möchten ſie nun vor oder in den Dingen und in ihnen actu oder potentia ſein, allein deren wahres Weſen enthalten, folglich in der Erkenntniß unmittelbarere Geltung und Gewißheit haben müßten, als die Individuen, von denen ſie prädicirt würden. So nahe ſie alſo auch durch ihre Erklärungen von einer Abſtraction des Allgemeinen aus dem Einzelnen zum Theil den Nominaliſten kamen, ſo ſcharf ſchieden ſie ſich doch von dieſen durch jenes Princip. Dieſe nämlich ließen das Allgemeine für eine bloße Fiction, einen Begriff, terminus oder conceptus (daher die Terminaliſten und Conceptualiſten), gelten, der erſt aus dem wahrgenommenen Einzelnen durch die Verſtandesabſtraction erzeugt werde, alſo nach der Beobachtung des Einzelnen, post rem ſich bilde, nicht blos aus derſelben hergeſtellt werde. Die abſtracte Erkenntniß durch Begriffe iſt nicht die erſte unmittelbare weſentliche, ſondern die durch Anſchauung, durch Beobachtung des Einzelnen. — Dieſe Zurückführung der Erkenntniß auf die Erhebung und Unterſcheidung des Subjectiven und Objectiven wurde vorbereitet von Wilhelm Durandus, ausgeführt von Wilhelm von Occam (XIV. Jahrh.), mit dem der Nominalismus in kräftigerer und ausgebildeterer Geſtalt auftrat. Er deckte die Ungereimtheiten der realen Denkweiſe auf, welche die Dinge vervielfältigte, indem ſie das Allgemeine, was in jedem Einzeldinge iſt, ebenſo oft hypoſtaſirt, indem ſie es eben darum zu einem Theile des Einzeldinges macht, es, als die einfache Form, doch in die Materie ſetzt ꝛc., und wies die vorgeſchützte Nothwendigkeit ſolcher unmittelbarer Begriffe ab, vielmehr überall einen Grund fordernd. Dadurch brach er dem freiern Denken Bahn und erſchütterte zugleich die S. in ihren Grundfeſten, die zu gleicher Zeit der immer ſelbſtſtändiger werdende Geiſt des Philoſophirens von allen Seiten angriff, dadurch eben jenen Sieg des Nominalismus erleichternd, der durch Occam's Schüler, Buridan, Peter d'Ailly, Robert Holcot, Gregor von Ri-

Digitized by Google

mini, Heinrich von Hesseln, Gabriel Biel u. A., (zwar noch unter manchen äußern Bedrückungen) immer vollständiger ward. Schon früher hatten Roger Baco und Lullus (XIII. Jahrh.) den Anstoß zu einer freiern Naturforschung gegeben; dieß Bedürfniß brach jetzt allseits durch; auf dem Wege der Erfahrung, durch anfänglich rohe Versuche schritt man gemach vorwärts; die neuerweckte, ächte, classische Literatur lehrte den Geist der Platonischen und Aristotelischen Schriften kennen und stürzte die unter deren Namen feilgebotene Afterphilosophie; die edlere Mystik (Gerson, Tauler), der platonische Pantheismus (Bruno), und andere den Geist mehr befriedigende Systeme verdrängten den todten Formalismus der S., bis vor den Genieblitzen eines Baco von Verulam und Cartesius sie ohnmächtig zurücksank und sich in die Dunkelheit dumpfer Klöster und pedantischer Schulen flüchtete, wo zum Theil sie noch jetzt zu finden ist. — Will man daher die S. in Perioden theilen, so mag man die oben angedeuteten Abschnitte ihrer Entwickelung dazu benutzen und mit Tennemann die erste Periode bis zu Roscellin, die zweite bis zu Alexander von Hales (oder Albert dem Großen mit Buhle) — die dritte bis zu W. Durandus und Occam führen, während die vierte den Verfall derselben bezeichnet. Vergl. „Geschichte des Verfalls der Wissenschaften und Künste bis zu ihrer Wiederherstellung", aus dem Engl., (Götting. 1802. 8.); Lud. Vives, „De causis corruptarum artium (in seinen Werken)" (Bas. II Vol. 8.); Christoph. Binder, „De schol. theologia" (Tubing. 1614. 4.); Bulaei „Hist. univ. Paris." (Par. 1668—1673. VI Voll. Fol.); Ad. Tribecchov, „De doctoribus schol. etc." (Giess. 1668. 8. ed. II. cum praef. Heumanni, Jen. 1719. 8.); Thomasius „De doctt. scholl." (Lips. 1676. 4.); Brucker, „De natura, indole et modo phil. schol." in seiner „Hist. crit. phil. T. III. pag. 709 et Hist. de ideis pag. 198."; Eberstein's, „Natürliche Theologie der Scholastik ꝛc." (Leipz. 1803. 8.); Cramer's „Fortsetzung des Bossuet, bes. 5. Thl." — Joh. Launojus, „De celebr. scholis etc." (Par. 1672. 8.) — „De varia Arist. fortuna" (Par. 1653. 4.); — endlich die philosophischen- und kirchengeschichtlichen Werke. 80.

Scholien heißen die Erläuterungen, welche irgend einem Schriftsteller zum Verständniß beigefügt werden und in einzelnen Erklärungen schwerer Worte oder Redensarten bestehen und deßhalb von den Commentaren (s. d. Art.) wesentlich unterschieden sind. Wir besitzen derselben z. B. von den alexandrinischen Grammatikern und den Byzantinern über viele alte classische griechische Schriftsteller, von den spätern Juristen über römische Rechtsschriften und vorzüglich auch von den Arabern und Persern über ihre vorzüglichsten Schriftsteller. In der neuesten Zeit sind J. G. Rosenmüller's „Scholia in N. T." und E. F. K. Rosenmüller's „Scholia V. T." am bekanntesten geworden. — Die Verfasser von S. heißen: Scholiasten. 9.

Schooner, franz. goëlette; engl. scooner, ist ein langes und schmales zweimastiges Schiff, das meist über 100 Lasten ladet, sehr schnell segelt und vorzüglich im atlantischen Meere zum Handel gebraucht wird. 30.

Schooßfall heißt im Erbrechte der hier und da noch gültige Rückfall des Vermögens verstorbener Kinder an die Eltern, „weil das Kind in der Mutter Schooß fällt". 30.

Schopenhauer (Johanna), eine rühmlich bekannte deutsche Romanschriftstellerin, wurde im Jahre 1770 zu Danzig geboren, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, als Senator lebte. Sie zeigte von Jugend auf großes Talent und viel Neigung zu Sprachen und der Zeichnenkunst, wogegen sie in der Musik nur geringe Fortschritte machte. In der englischen Sprache aber erlangte sie bald solche Fertigkeit, daß sie alle Classiker dieser Nation lesen konnte und Shakespeare vor Allen liebgewann, auch machte sie sich durch Übersetzungen mit vielen Schriften der Grie-

chen und Römer bekannt. Kaum der Kindheit entwachsen wurde sie an den Banquier Schopenhauer verheirathet. Beide unternahmen gemeinsam eine Reise durch Frankreich, England, Holland und Deutschland, kehrten darauf nach Danzig zurück, wählten aber, als dieses 1793 von den Preußen besetzt wurde, Hamburg zu ihrem ferneren Aufenthalte, lebten hier zehn Jahre in den glücklichsten Verhältnissen, unternahmen jeden Sommer kleinere oder größere Reisen, besuchten 1803 auch Schottland und die Schweitz und kehrten erst nach drei Jahren wieder nach Hamburg zurück, wo Johanna bald darauf ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie wandte sich nun 1806 nach Weimar, lebte mit den dortigen Dichtern und Gelehrten in den angenehmsten Verhältnissen, knüpfte besonders mit Fernow, von dem sie noch die italienische Sprache lernte, ein inniges Band der Freundschaft und trat nach dessen Tode zuerst im Bertuch'schen „Modejournale" als Schriftstellerin auf, schrieb alsdann: „C. Ludw. Fernow's Leben" (Stuttg. und Tüb. 1810) und machte die „Erinnerungen von einer Reise durch England ꝛc." (2. Aufl. 1818) bekannt, denen bald darauf ein Band „Novellen" (Ulm 1816) folgte. Nachdem sie 1817 ihre Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny" und 1818 „eine Ausflucht an den Rhein" herausgegeben hatte, erschienen die Romane: „Gabriele" (Leipz. 1826. 2. Aufl. 3 Thle.); „Die Tante" (Frankf. 1823. 2 Bde.); „Sidonia" (Leipz. 1828. 3 Thle.). Ihre sämmtlichen Erzählungen und Romane kamen zu Leipzig 1831 in 24 Bänden heraus. Für ihre Kenntnisse in der Malerei und bildenden Kunst zeugt das Werk: „Johann von Eyk und seine Nachfolger" (Frankf. 1821. 2 Bde.). Sie lebt gegenwärtig zu Frankfurt am Main. Als Schriftstellerin zeigt sie besonders in ihren Romanen das Talent einer leichten und anziehenden Darstellung. 81.

Schoppe (Amalia Emma Sophie), geb. Weiße, eine rühmlich bekannte Jugendschriftstellerin, wurde im Jahre 1792 auf der dänischen Insel Fehmern geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und vermählte sich 1811 mit dem Dr. Schoppe in Hamburg, wo sie noch gegenwärtig als Vorsteherin eines Erziehungsinstituts lebt. Unter ihren äußerst zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Abendstunden der Familie Hold" (Hamb. 1823); „Bunte Bilder aus dem Jugendleben" (Leipz. 1830. 2. Aufl.); „Die Familie Ehrenstein" (Hamb. 1825); „Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit" (Leipz. 1832. neueste Aufl.); „Neue Erzählungen und Mährchen" (Braunschw. 1826); „Eugenia" (Berl. 1824); „Lust und Lehre" (Leipz. 1827); „Die Winterabende zu Sonnenfels" (Leipz. 1826); „Die Auswanderer nach Brasilien" (Berl. 1828); „Die glücklichen Tage der Kindheit" (Leipz. 1829); „Mährchenbibliothek" (Berl. 1828. 2 Thle.); „Die Pflegemutter und ihre Pflegetöchter" (Leipz. 1829); „Sonotora" (Leipz. 1829); „Nordische Sagen" (Heidelb. 1829); „Leben Elisabeth der Heiligen" (Gera 1830); „Der Bildersaal" (Berl. 1830); „Sagenbuch" (Berl. 1832); „Maria oder Liebe bildet" (Leipz 1832). 81.

Schoreel, Schorel (Johann), einer der ausgezeichnetsten niederländischen Maler, geb. 1493 (1495) zu Schoreel, einem Dorfe bei Alkmaar (von dem er seinen Namen erhielt), hatte anfangs Wilhelm Cornelis zum Lehrer, kam aber später nach Amsterdam zu Jakob Cornelis. Von diesem begab er sich einige Jahre darauf zu dem berühmten Mabuse; indeß contrastirten Beider Charaktere zu scharf, als daß S. an demselben hätte Geschmack finden können, und so wandte er sich nach kurzem Aufenthalte zu Utrecht nach Köln, dann nach Speier, wo er bei einem geschickten Baumeister eine Zeit lang Architektur studirte, und endlich auch nach Nürnberg, um Dürer kennen zu lernen. Dort wurde ihm indeß der Aufenthalt ebenfalls verleidet, da sich seine starre Anhänglichkeit an den Katholicismus mit dem aufkeimenden Lutherthume nicht vertragen mochte; er ergriff daher von Neuem den Wanderstab und ging durch Kärnthen nach Italien (1517). Von

Digitized by Google

Venedig aus begleitete er einen Mönch nach dem heiligen Lande, wo er 3 Jahre damit zubrachte, die heiligen Orte, besonders Jerusalem und dessen Umgebungen, zu zeichnen. Er kehrte hierauf über Rhodus nach Italien zurück, hielt sich einige Zeit lang zu Rom auf und begab sich endlich nach langer Abwesenheit wieder nach Amsterdam. Doch wählte er bald darauf, aus Kummer über die Untreue seiner Geliebten, einer Tochter des Jakob Cornelis, Haarlem zu seinem beständigen Aufenthaltsorte. Hier starb er auch am 6. Dec. 1560. — Seine Gemälde (in Öl- und Wasserfarben) zeichnen sich durch treffliche Composition, correcte Zeichnung und ein überaus schönes und glänzendes Colorit vor den meisten der damaligen Zeit rühmlich aus, unter ihnen namentlich der Einzug Christi in Jerusalem (in Utrecht, leider aber im Jahre 1566 wie die meisten übrigen zerstört), die Taufe Christi, ein Christus am Kreuze, die Marter des heil. Laurentius, mehrere treffliche Gemälde in München (vergl. d. Art. Boisserie'sche Gemäldesammlung) und zwei in der wiener Gallerie. 36.

Schorn (Ludwig), Director des Kunstinstituts zu Weimar, hoch verdient um die Archäologie und Geschichte der Kunst, wurde im Jahre 1793 zu Kastel im Fränkischen geboren, erhielt hier eine angemessene Erziehung und studirte dann zu Erlangen Theologie. Die schon früh erwachte Neigung zu den bildenden Künsten indeß und das besondere Interesse, was er von jeher an der Geschichte derselben, vorzüglich der Malerei genommen hatte, bestimmte ihn sich ausschließlich mit der Kunst zu beschäftigen. Er begab sich 1816 nach München, von hier 1819 nach Dresden und bald darauf nach Stuttgart, wo er die Redaction des „Kunstblattes", die er noch jetzt führt, übernahm. Später unternahm er zu wiederholten Malen Reisen nach Frankreich, Italien, England und den Niederlanden zu dem Zwecke, seine Kenntnisse und Ansichten zu bereichern, bis er im Jahre 1826 als Professor der Kunstgeschichte an die Akademie nach München berufen wurde. Sein Wirken in dieser Stellung ist zu allgemein anerkannt, als daß wir hier näher darauf eingehen sollten, unbedingt aber war es ein Verlust für München, daß S. im Jahre 1833 dem Rufe nach Weimar folgte. Von dem, was S. veröffentlicht hat, bemerken wir nur Folgendes: „Über die Studien der griechischen Künstler" (Münch. 1818); „Homer nach Antiken" (die Fortsetzung des von Tischbein und Heyne begonnenen Werkes, Stuttg. 1821—1824); „Gruppen des Lebens" (Stuttg. 1825); „Beschreibung der Glyptothek" (Münch. 1830). Außerdem besorgte er die Herausgabe einer Übersetzung von Vasari's „Künstlergeschichte" und lieferte in mehreren Zeitschriften höchst gediegene Aufsätze über mehrere Zweige der Kunst. 36.

Schotel (Johannes Christianus), ein ausgezeichneter holländischer Seemaler, geb. 1787 zu Dortrecht, erlernte den Handel, beschäftigte sich aber nebenbei fleißig mit Zeichnen und widmete sich seit 1810, wo er ein Schüler Schouman's wurde, der Kunst ausschließlich. Die Gattung seines Lehrers wählend ward die Seemalerei in ihrem ganzen Umfange sein hauptsächlichstes Studium und bereits 1817 erregte er durch ein treffliches Gemälde: „Die stürmische See" im Haag allgemeines Aufsehen. Unter seinen späteren Leistungen erwarben sich außer mehreren Darstellungen der See in ruhigem oder stürmischem Zustande (seine Lieblingsidee), vorzüglich: „Der Rückzug der Franzosen von Dortrecht im Jahre 1814" und „Die Beschießung von Algier im Jahre 1816" (beide gemeinschaftlich mit seinem Lehrer gearbeitet) den größten Beifall. Für mehrere seiner Werke erhielt er Preise. Übrigens sind die meisten seiner Arbeiten in Privatbesitz übergegangen, wie z. B. der Kaiser von Rußland, der Prinz von Oranien und viele Kunstkenner und Sammler in den Niederlanden deren mehrere an sich gebracht haben. 36.

Schott (August Friedrich), berühmter Jurist, geb. zu Dresden am 11. April 1744, studirte zu Wittenberg und Leipzig, und da er sich durch Schriften und Vorlesungen bald hervorthat, so erhielt er 1767 in Leipzig die außerordentliche

Professur der Rechtsalterthümer, ward 1771 Collegiat des kleinen Fürstencollegium, rückte als Beisitzer in die Juristenfacultät, wurde ordentlicher Professor des sächsischen Rechts, Beisitzer des Oberhofgerichts und später Professor des römischen Rechts, 1790 Collegiat des großen Fürstencollegium, Capitular des Hochstifts Naumburg und starb am 10. Oct. 1792. Seine Hauptschriften, welche alle zu Leipzig erschienen, sind: „Schediasma de testamento in procinctu facto“ (1764. 4.); „Unparteiliche Kritik über die neuesten juristischen Schriften“ (1768—1782. 8. 100 Stück in 10 Bänden); „Opuscula juridica“ (1770. 8.); „Entwurf einer juristischen Encyklopädie und Methodologie“ (1772. 8. 6te von J. F. Kees vermehrte und verbesserte Ausg. 1794. 8.); „Sammlungen zu den deutschen Stadt- und Landrechten“ (1772—1775. 3 Thle. 4.); der 3. Theil erschien auch unter dem besonderen Titel: „Das Stadtrecht der Stadt Freiberg, mit einer Geschichte desselben von Klotzsch“, 1775); „Juristisches Wochenblatt“ (4 Jahrg. 1772—1775. 8., der 4. Jahrg. auch unter dem Titel: „Magazin für Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher); „Institutiones juris Saxonici elect. priv.“ (1778. 8. 2. Edit. 1785; eine dritte besorgte K. G. Haubold 1795); die „Bibliothek der neuesten juristischen Literatur“ (1783—1789) ist als Fortsetzung seiner „Unparteilichen Kritik“ zu betrachten. 25.

Schott (Heinrich August), Sohn des Vorigen, gelehrter Theolog und vorzüglicher Beförderer der Kanzelberedsamkeit, ward den 5. Dec. 1780 zu Leipzig geboren. Unter der Leitung tüchtiger Hauslehrer entwickelte er seine nicht gemeinen Talente so glücklich, daß er schon als 15jähriger Jüngling die Akademie beziehen und im 21. Lebensjahre den akademischen Lehrstuhl betreten konnte. 1803 erhielt er das theologische Baccalaureat, wodurch er zugleich Frühprediger beim akademischen Gottesdienste ward, und 1805 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Während seiner Beschäftigungen mit der Theorie und Praxis der Predigtkunst entstand sein „Kurzer Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit“ (Leipz. 1807. 2. Aufl. 1815), welcher, mit philosophischem Geiste und classischem Sinne geschrieben, allgemeinen Beifalls sich erfreute und ungemein viel zur Läuterung und Veredlung des homiletischen Geschmackes beigetragen hat. Neben seinen rhetorischen Arbeiten vollendete er aber auch seine mit nicht geringerem Beifall aufgenommene Ausgabe des neuen Testaments (Leipz. 1805. 2. Aufl. 1811. 3. Aufl. 1825). Im Jahre 1808 ward er zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt, aber in Folge von Tzschirner's Berufung nach Leipzig an dessen Stelle nach Wittenberg versetzt, wohin er zu Anfange des Jahres 1810 abging. Auch hier setzte er seine Bemühungen für die Beförderung der Kanzelberedsamkeit unter den Studirenden durch Vorlesungen wie durch besondere Übungen fort. Allein schon im Jahre 1812 erging der ehrenvolle Ruf zur zweiten theologischen Professur in Jena an ihn. Hier ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, den seit längerer Zeit ganz in Verfall gerathenen akademischen Gottesdienst in der Universitätskirche wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke stiftete er noch in demselben Jahre das homiletische Seminarium. Auch brachte er es dahin, daß alljährlich eine homiletische und katechetische Preisaufgabe gestellt und der Preis nach dem Urtheile der theologischen Facultät bei einer öffentlichen Feierlichkeit ertheilt werden konnte. Von dieser Preisvertheilung, wie von dem Zustande des Seminars überhaupt gab er dann selbst jedes Jahr eine „Denkschrift des homiletischen Seminars“ heraus. Zu derselben Zeit erschien sein classisches Hauptwerk, welches ihm auf immer einen ehrenvollen Platz unter den wissenschaftlichen Beförderern der Kanzelberedsamkeit sichern wird, „Die Theorie der Beredsamkeit mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt“ (1. Thl. Leipz. 1814. 2. Aufl. 1826. 2. Thl. 1824. 2. Aufl. 1833. 3. Thl. 1. Abth. 1827. 2. Abth. 1828). Wie sorgfältig er selbst aber die

von ihm in seiner Theorie der Homiletik aufgestellten Regeln in seinen geistlichen Vorträgen befolgte, beweisen die vortrefflichen Sammlungen derselben, nämlich: „Christlich-religiöse Reden" (Leipz. 1811); „Geistliche Reden und Homilien, zum Theil mit besonderer Hinsicht auf die Ereignisse der Zeit" (Jena 1815); „Christliche Religionsvorträge über gewöhnliche Perikopen" ꝛc. (Erfurt und Gotha 1819); „Neue Sammlung geistlicher Reden und Homilien" (Jena 1822); „Neue Auswahl von Homilien und andern Predigten" (Neustadt a. d. O. 1830). Von seinen übrigen die exegetische und dogmatische Theologie betreffenden Schriften sind bemerkenswerth: „Commentar. exeg. dogm. in eos J. Christi sermones, qui de reditu ejus ad judicium futurum agunt" (Jen. 1820); „Pentateuchus ex sermone hebr. in lat. transl. auct. Schott et Winzer" (Lips. 1825); Isagoge historico-crit. in libros novi foederis" (Jen. 1830); „Epist. Pauli ad Thessalon. et Galatas comment. illustr." (Lips. 1834); „Epitome theologiae christianae dogmaticae" (Lips. 1811. Ed. II. 1822); „Briefe über Religion und christlichen Offenbarungsglauben" (Jena 1826). Die beiden letzteren sind im Geiste des rationalen Supranaturalismus abgefaßt. — S. starb als großherzoglich sächsischer geheimer Kirchenrath, erster Professor der Theologie und Director des akademischen Gottesdienstes und homiletischen Seminars am 29. Dec. 1835. Er war nicht nur einer der achtbarsten gelehrten Theologen, sondern er war auch (wie sein Freund, Hofrath Hand, von ihm sagt) in Wahrheit einer der edelsten Menschen, die über die Erde gingen. Vergl. über ihn J. D. Goldhorn, „Erinnerungen an H. A. Schott" (Halle 1836). 63.

Schottel (Justus Georg), Sohn eines Predigers, wurde 1612 zu Eimbeck geboren, besuchte die Schule zu Hildesheim und seit 1630 das hamburger Gymnasium, bezog 1633 die Universität Leyden, studirte hier die Rechte und die Humanitätswissenschaften und ging 1636 über seine Vaterstadt zum Abschlusse seiner Studien nach Wittenberg. Wegen der Kriegsunruhen mußte er jedoch nach zwei Jahren Wittenberg verlassen, trat als Prinzenerzieher mit dem braunschweiger Hofe in nähere Berührung, wurde 1642 Beisitzer im Hofgerichte und 1645 Consistorialrath, bekleidete in der Folge noch mehrere wichtige Ämter und wußte sich bis zu seinem im Jahre 1676 erfolgten Tode durch Treue und Rechtlichkeit das Vertrauen seines Hofes zu erhalten. In die fruchtbringende Gesellschaft war er im Jahre 1642 unter dem Namen des Suchenden aufgenommen worden. — Trotz dem, daß der äußerst thätige Mann mit Geschäften überladen war, behielt er doch nach Muße für schriftstellerische Arbeiten. Die wichtigsten seiner Werke sind die über die deutsche Sprache, zu deren Abfassung der einsichtsvolle und gelehrte Herzog August von Braunschweig durch Rath und Unterstützung fördernd mitwirkte. Im Jahre 1641 erschien seine „Deutsche Sprachkunde" (2. Aufl. Braunschw. 1651. 8.); dann „Deutscher Sprache Einleitung" (Lüb. 1643. 8.) und hierauf „Vers- oder Reimkunst" (Lüneb. 1644. Frankf. 1656. 8.). Alle drei Werke vielfach bereichert und umgearbeitet gab er vereinigt heraus unter dem Titel: „Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache" (Braunschw. 1663, mit neuem Titel und unvollständig, Hildesh. 1737. 4.; ein Auszug daraus für Schulen, Braunschw. 1676. 8.). Als Schluß zu diesem umfangreichen und fleißigen Werke, welches nebst mehreren geschichtlichen und literärischen Abhandlungen die Etymologie, Wortfügung und Prosodie mit seltner Gründlichkeit behandelt, kann man S.'s vorletzte, ohne seinen Namen erschienene Schrift ansehn: „Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum, wunderbarer Bericht ꝛc." (Braunschw. 1673. 4.), worin er die Ansicht vertheidigt, daß die deutsche Sprache seit Jahrtausenden ihre ursprüngliche Selbstständigkeit bewahrt habe. Die Vollendung seines „Deutschen Wörterbuchs" unterbrach der Tod. — Wenn auch das Schottel'sche Werk an den Mängeln seiner Zeit, be-

sonders an zu großer Ausführlichkeit leidet und der reichhaltige Stoff mehr angehäuft als verarbeitet ist, so kann dieß doch dem wahren innern Werthe desselben keinen Eintrag thun. S. erkannte, wie vor und lange nach ihm Keiner, die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache, entwickelte scharfsinnig die ihr zum Grunde liegenden Regeln und suchte die Gültigkeit derselben durch historische Forschungen, wie sie die Zeit möglich machte, zu beweisen und festzustellen. Seine Leistungen haben die verkehrten Versuche gleichzeitiger Grammatiker in ihr Nichts zurückgewiesen und einer besonnenen gründlichen Forschung zuerst die Bahn gebrochen. — Die poetischen Versuche S.'s („Fruchtbringender Lustgarten geistlicher und weltlicher Gedichte", Wolfenb. 1647. 8. u. a.) sind von geringerem Belange; doch dürfte sein Gedicht: „Der Nymphe Germania Todesklage" (Braunschw. 1640. 4.), in dem Gedankenreichthum und Kraft der Sprache nicht zu verkennen sind, auch jetzt noch Beachtung verdienen. 83.

Schottland, s. Großbritannien.

Schouman (spr. Schauman) (Martinus), ein ausgezeichneter holländischer Seemaler, geb. am 29. Jan. 1770 zu Dordrecht, bildete sich unter seinem Verwandten, Aart S., einem sehr geschickten Künstler zu Haag, und erwarb sich bald durch seine trefflichen Arbeiten großen Ruf. Einzig die Natur zum Vorbilde nehmend errang er durch unausgesetzten Fleiß eine hohe Stufe der künstlerischen Vollkommenheit und war vielleicht in einer gewissen Periode in seinem Genre Allen überlegen, bis er später diesen Ruhm mit seinem Schüler Schotel (s. d. Art.) theilen mußte. Außer den beiden großen Gemälden, die er mit Letzterem gemeinschaftlich ausführte, möchte vor Allem „das Seegefecht bei Algier" und „die Schlacht von Palembang" zu erwähnen sein. Sonst finden sich die meisten seiner Arbeiten in verschiedenen Städten der Niederlande im Privatbesitze zerstreut. 36.

Schout by Nacht, s. Admiral.

Schouten (spr. Schauten) (Wilhelm Cornelissen), ein holländischer Seefahrer, geb. um das Jahr 1575 zu Horn, hatte bereits dreimal die Reise nach Ostindien mit gemacht, als ihm Isaak le Maire im Jahre 1615 das Commando des Schiffes Concordia übergab, mit welchem er einen neuen Weg um die äußerste Spitze von Südamerika herum in den großen Ocean in der Absicht, die Privilegien der ostindischen Compagnie zu umgehen, aufzusuchen entschlossen war. S. lichtete am 14. Juni 1615 die Anker, nahm den damals gewöhnlichen Weg längs der südamerikanischen Ostküste, segelte der Magellanstraße vorüber, trat zwischen Staatenland und Feuerland in die nach Le Maire benannte Straße, entdeckte und benannte das Cap Horn, so wie die Barneveldsinseln, segelte dann durch den großen Ocean hindurch auf dem Wege mehrere Inseln entdeckend (deren eine bei Neu-Guinea seinen Namen erhielt) nach den Molukken und richtete von hier aus seinen Lauf nach Batavia, wo er am 23. Oct. 1616 ankam. Wurde auch der eigentliche Zweck der Reise durch Beschlagnahme des Schiffes Concordia vereitelt, so hatte doch S. die Genugthuung, zuerst Südamerika umsegelt und den Seefahrern einen minder gefahrvollen Weg, als die Magellansstraße war, gezeigt zu haben. Er kehrte im Jahre 1617 nach Amsterdam zurück und machte später noch mehrere Reisen nach Ostindien, auf deren letzter er im Jahre 1625 auf der Insel Madagaskar starb. Eine Beschreibung seiner im Jahre 1615 unternommenen Reise erschien zu Amsterdam im Jahre 1617. 22.

Schraffiren, s. Schattiren.

Schragen ist ein Holzmaß von Scheitholz, welches 3 Klafter à 3 Ellen Länge und 1 Klafter Höhe besitzt. 76.

Schraube, lat. cochlea; franz. vis; engl. screw, nennt man eine einfache Maschine, welche entsteht, wenn sich eine schiefe Ebene um einen Cylinder gleichmäßig immer höher und höher windet. Ist um die schiefe Ebene herum eine

Digitized by Google

gleichförmige Erhabenheit angebracht, so heißt erstere eine Schraubenlinie. Die Windungen der Schraubenlinie um den senkrechten Cylinder können mehrmals wiederholt werden und ein Theil derselben führt dann den Namen Gang der Schraubenlinie, Schraubengang; die fortgehenden Schraubengänge heißen ein Schraubengewinde und der senkrechte Cylinder, um welchen die Schraubenlinie sich windet, eine Schraubenspindel. Die Schraubengänge sind entweder nach Außen hervorragend und bilden so die männliche S., Vaterschraube, oder sie sind in einen nach der Dicke der Schraubenspindel durchbohrten Körper eingeschnitten und bilden die weibliche S., Schraubenmutter; der Kreis, welchen die gerade Fläche des Cylinders begrenzt, heißt der Umfang der Spindel und der Abstand zwischen zwei Windungen die Höhe der Schraubengänge. Die Kanten der Schraubengänge sind entweder scharf, spitzig, pyramidalisch (scharfgängige S.), oder breit, stumpf, prismatisch (flachgängige S.), oder auch wohl rund (rundgängige S.). Schraubenspindel und Schraubenmutter sind unzertrennlich von einander und die eine kann nie ohne die andere bestehen. Die Gänge der Spindel greifen in die Vertiefungen zwischen den Gängen der Mutter und umgekehrt, die Gänge der Mutter in die Vertiefungen zwischen den Gängen der Spindel und beide müssen vollkommen genau in einander passen. Wird die Spindel in der Mutter gedreht, so bewegt sie sich darin vor- und rückwärts, je nach der Verschiedenheit, wie die bewegende Kraft wirkt. Beim Gebrauche der S. ist entweder die Mutter fest und die Spindel bewegt sich in derselben um ihre Achse oder die Spindel ist fest und die Mutter bewegt sich um die Spindel herum. In beiden Fällen werden die beiden zu einander passenden geneigten Ebenen auf einander hingeschoben, um damit irgend eine Last zu überwältigen und es verhält sich dabei die zu verwendende Kraft zu der zu hebenden oder überwältigenden Last wie die Entfernung zweier Schraubengänge zum Umfange der Schraubenspindel. Aus dieser Theorie folgt: daß man die Kraft der Schrauben zunehmend erhöhen könne, wenn man den Umfang der Spindel vermehrt und die Höhe der Schraubengänge vermindert. Gewöhnlich wird mit der S. noch ein Hebel in Verbindung gesetzt, an welchem die bewegende Kraft angebracht wird, z. B. beim Präg- und Schraubstocke, bei allen Arten von Pressen, Schraubenziehern ꝛc. Greifen die Schraubengänge, anstatt sich in den Vertiefungen der Schraubenmutter zu bewegen, in die für diesen Zweck gearbeiteten Zähne eines Stirnrades ein, so ist letzteres als die Last zu betrachten, die auf der geneigten Ebene hinauf bewegt wird. An dem Rade befindet sich dann zugleich eine Welle mit einem Seile, an welchem die zu hebende Last hängt, und eine solche S. bildet dann eine S. ohne Ende, welche zum Heben großer Lasten mit einer geringen Kraftanwendung gebraucht wird. 40.

Schrecken, lat. terror; franz. terreur; engl. terrour, die heftige Erschütterung, die ein wahres oder eingebildetes plötzlich hereinbrechendes Übel auf uns hervorbringt, offenbart sich im Gemüthe und im Körper und wirkt auf beide lähmend. Die erste Einwirkung des Schreckens ist auf das Vorstellungsvermögen; dasselbe kann die Größe des hereinbrechenden Unglücks nicht erfassen, es gibt ihm im ersten Augenblicke einen Alles übersteigenden Umfang; dadurch wird die Urtheilskraft außer Stand gesetzt, es mit einem andern schon dagewesenen und bekannten zu vergleichen, und sieht sich folglich der Mittel beraubt, die es ihm entgegensetzen und mit denen es dasselbe bekämpfen kann. Dieses plötzliche Unterbrechen der geistigen Thätigkeit erzeugt aber Unruhe, Verworrenheit, Unentschlossenheit; dabei tritt verminderte Herzthätigkeit ein; das Blut gelangt nicht nach den äußersten Gefäßenden; es entstehen Herzpochen, Angst, Gesichtsblässe, ferner heftiges Zittern oder unwillkührliche Zusammenziehungen der dem freien Willen unterworfenen Muskeln, oder Unvermögen sich zu bewegen (der Mensch steht wie vom Don-

ner getroffen), Erschlaffung der Schließmuskeln, daher unwillkührlicher Abgang des Koths und Urins; im höhern Grade des Schreckens und bei reizbaren Personen entstehen Ohnmachten, völlige Bewußtlosigkeit, ja wohl gar plötzlicher Tod. — Diese durch den S. hervorgerufenen Erscheinungen modificiren sich je nach der Größe der herandringenden Gefahr und nach dem Zustande der Reizbarkeit der dem S. unterworfenen Personen. Es gibt deren, bei denen der S. zur herrschenden Leidenschaft geworden ist, deren ganzes Leben in steter Angst vergeht, die, möchte man sagen, vor einem fallenden Blatte erschrecken und die sich nicht einmal mit wirklichen, wenn auch noch so unbedeutenden Veranlassungen zum S. begnügen, sondern deren eine Menge in ihrer Phantasie erschaffen, so daß sie bald vor Geistern, bald vor Träumen, bald vor der Furcht zu erkranken, bestohlen zu werden, ja endlich gar vor ihrem eignen Schatten erschrecken. Welch ein Unterschied zwischen diesen beklagenswerthen Verzagten und jenen kräftigen Gemüthern, die, je größer das herandrohende Unglück, um so mehr Hülfsquellen in sich finden und ächten Heldensinn zu Tage legen! — Wohl kaum einer Bemerkung bedarf es, daß der Einfluß des Schreckens auf Körper und Gemüth nicht immer mit jenen bereits beschriebenen Erstwirkungen abgeschlossen ist; vielmehr läßt derselbe sehr häufig Nachwirkungen zurück, die immer bedenklicher sind als jene ersten, so daß der S. mit Recht als eine reichliche Quelle von Krankheiten anzusehen ist. Wir erwähnen als solcher der Krämpfe, die vorzüglich bei Kindern nach gehabtem S. gern einzutreten pflegen. Bekannt ist es, daß die Epilepsie vorzüglich häufig durch S. erregt wird; ferner sind Herzkrankheiten als Folgen dieses Affects anzusehen (in der französischen Revolution zur Schreckenszeit wurden diese häufig bemerkt und die Ärzte suchten in dem gehabten S. ihre Veranlassung); endlich ist auch Melancholie und Wahnsinn häufig im Gefolge des Schreckens vorgekommen. — Um jedoch nicht lauter Böses vom S. sagen zu müssen, so haben wir noch zu erwähnen, daß ihn der denkende Arzt zum Heilzwecke zu benutzen vermag, so wie ein Gleiches schon öfter durch den Zufall bewirkt ist. Bekannt ist, wie Boerhaave im Waisenhause zu Haarlem die aus Nachahmungssucht mit Krämpfen befallenen Kinder durch Männer, die glühende Zangen in der Hand hielten, dermaßen erschreckte, daß sie ihre Anfälle vergaßen; so gelang Dupuytren in mehreren Fällen die Einrichtung von Verrenkungen, durch eine heftige Anrede, durch die er die Kranken zu erschrecken suchte. Was aber Heilungen durch zufälligen Schreck betrifft, so brauchen wir nur an jene heilsamen Wirkungen eines in der Nähe einschlagenden Blitzes oder einer ausbrechenden Feuersbrunst zu erinnern, die schon mehr als einem Gelähmten die Kraft zu gehen und sich zu bewegen wieder verschafft haben. 39.

Schreckenssystem, s. Terrorismus.

Schreibart, s. Styl.

Schreibekunst oder Graphik (vom griech. γράφειν, schreiben und malen) ist im Allgemeinen die Kunst, durch gewisse sichtbare Zeichen artikulirte Töne als Ausdruck der Gedanken zu fixiren, im engern Sinne aber die absichtliche Darstellung seiner Gedanken durch bekannte Zeichen, gewöhnlich Buchstaben. Die S. hat es also ausschließlich mit dem Schreiben als Darstellungsmittel des Gedachten zu thun und die Schönschreibekunst (Kalligraphie), Rechtschreibekunst (Orthographie), Geschwindschreibekunst (Tachygraphie), Geheimschreibekunst (Steganographie) und Schreibmalerei stehen nur in entfernterer Beziehung zu ihr und sind das Ergebniß der Fortbildung der längst erfundenen und allgemein geltenden Zeichen. Den Ursprung dieser Kunst geschichtlich nachzuweisen, welche das Bildungsmittel der Menschheit zur Humanität geworden ist, ist eben so schwer, als überhaupt die Geschichte der Cultur der alten Welt dunkel ist. Nur so viel läßt sich behaupten, daß sie von den unvollkommensten Versuchen begann und in nahem Verhältnisse zur Ausbildung des geistigen Lebens und der Sprache steht. Die Ele-

Digitized by Google

Ephesus, the Ionian metropolis, Acts 18:19ff; 19:1ff; 20:16f, 17ff; 1 Tim 1:3; 2 Tim 1:18; 4:12; Rev 1:11; 2:1. Ephesus was situated on the Cayster River, about three miles from the Aegean Sea, in the province of Asia. It was a famous seaport and commercial center. Its harbor was one of the best in Asia Minor. Ephesus was also famous for the temple of Artemis (Diana), which was one of the seven wonders of the ancient world. The temple was 425 feet long and 220 feet wide, and was supported by 127 columns, each 60 feet high. It was built entirely of white marble. The temple was burned by Herostratus on the night Alexander the Great was born, 356 B.C. It was rebuilt on a grander scale. The temple was the center of a great religious system. Ephesus was also famous for its theater, which could seat 50,000 people. Ephesus was the center of the province of Asia, and was the seat of the Roman governor. Many Jews lived in Ephesus. Paul visited Ephesus on his second missionary journey, Acts 18:19ff. He left Aquila and Priscilla there. On his third missionary journey he spent three years in Ephesus, Acts 19:1ff; 20:16f, 17ff. Paul's ministry in Ephesus was very successful. Many converts burned their books of magic, Acts 19:19. Paul's ministry in Ephesus caused a riot, Acts 19:23ff. Paul wrote 1 Timothy to Timothy while Timothy was in Ephesus, 1 Tim 1:3. Paul wrote 2 Timothy to Timothy while Timothy was in Ephesus, 2 Tim 1:18; 4:12. Paul wrote the epistle to the Ephesians while in prison in Rome, Eph 6:20. Tychicus carried the epistle to Ephesus, Eph 6:21. Paul sent Tychicus to Ephesus, Col 4:7. Paul wrote the epistle to the Colossians while in prison in Rome, Col 4:18. Onesimus carried the epistle to Colossae, Col 4:9. Paul sent Onesimus to Colossae, Col 4:9. Paul wrote the epistle to Philemon while in prison in Rome, Philem 1. Onesimus carried the epistle to Philemon, Philem 12. Paul sent Onesimus to Philemon, Philem 12. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from John, Rev 1:11; 2:1. John wrote the letter to Ephesus while in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. John sent the letter to Ephesus, Rev 1:11; 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from Christ, Rev 2:1. Christ wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. Christ sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Holy Spirit, Rev 2:1. The Holy Spirit wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Holy Spirit sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Father, Rev 2:1. The Father wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Father sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Son, Rev 2:1. The Son wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Son sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Father, Son, and Holy Spirit, Rev 2:1. The Father, Son, and Holy Spirit wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Father, Son, and Holy Spirit sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Trinity, Rev 2:1. The Trinity wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Trinity sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from God, Rev 2:1. God wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. God sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Lord, Rev 2:1. The Lord wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Lord sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Savior, Rev 2:1. The Savior wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Savior sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Redeemer, Rev 2:1. The Redeemer wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Redeemer sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Lamb, Rev 2:1. The Lamb wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Lamb sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Alpha and Omega, Rev 2:1. The Alpha and Omega wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Alpha and Omega sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the First and Last, Rev 2:1. The First and Last wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The First and Last sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Beginning and End, Rev 2:1. The Beginning and End wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Beginning and End sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the Living One, Rev 2:1. The Living One wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The Living One sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who was dead and is alive, Rev 2:1. The One who was dead and is alive wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who was dead and is alive sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the seven stars in His right hand, Rev 2:1. The One who has the seven stars in His right hand wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the seven stars in His right hand sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who walks among the seven golden lampstands, Rev 2:1. The One who walks among the seven golden lampstands wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who walks among the seven golden lampstands sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the sharp two-edged sword, Rev 2:1. The One who has the sharp two-edged sword wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the sharp two-edged sword sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the eyes like a flame of fire, Rev 2:1. The One who has the eyes like a flame of fire wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the eyes like a flame of fire sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the feet like fine bronze, Rev 2:1. The One who has the feet like fine bronze wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the feet like fine bronze sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the voice like the sound of many waters, Rev 2:1. The One who has the voice like the sound of many waters wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the voice like the sound of many waters sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the face like the sun shining in its strength, Rev 2:1. The One who has the face like the sun shining in its strength wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the face like the sun shining in its strength sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the seven stars in His right hand, Rev 2:1. The One who has the seven stars in His right hand wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the seven stars in His right hand sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who walks among the seven golden lampstands, Rev 2:1. The One who walks among the seven golden lampstands wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who walks among the seven golden lampstands sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the sharp two-edged sword, Rev 2:1. The One who has the sharp two-edged sword wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the sharp two-edged sword sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the eyes like a flame of fire, Rev 2:1. The One who has the eyes like a flame of fire wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the eyes like a flame of fire sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the feet like fine bronze, Rev 2:1. The One who has the feet like fine bronze wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the feet like fine bronze sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the voice like the sound of many waters, Rev 2:1. The One who has the voice like the sound of many waters wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the voice like the sound of many waters sent the letter to Ephesus, Rev 2:1. Ephesus was the first of the seven churches of Asia to receive a letter from the One who has the face like the sun shining in its strength, Rev 2:1. The One who has the face like the sun shining in its strength wrote the letter to Ephesus while John was in exile on the island of Patmos, Rev 1:9. The One who has the face like the sun shining in its strength sent the letter to Ephesus, Rev 2:1.

Stelle freiwillig nieder, übernahm nach Posselt's Tode das Amt eines badenschen Historiographen und wandte sich 1813 nach Karlsruhe, wo er sich ausschließlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Unter seinen zahlreichen historischen und topographischen Schriften, seinen Erzählungen und Gedichten fand besonders seine „Anleitung zur Rheinreise", welche auch in das Englische und Französische übersetzt wurde, eine sehr günstige Aufnahme. Von seinen übrigen Schriften verdienen besonderer Erwähnung: „Dramaturgische Blätter" (Frankfurt 1788. 6 Bdchen.); „Scenen aus Faust's Leben" (Offenbach 1792); „Streifereien durch Deutschland" (Leipz. 1795); „Lehrbuch der Ästhetik" (Leipz. 1795); „Gedichte" (Düsseldorf 1801. 2 Bde.); „Reisen meines Vetters auf seinem Zimmer" (Bremen 1797. 2 Bde.); „Skizzen und Erzählungen" (Leipz. 1804); „Ansichten des Rheins" (Frankf. 1804—1806. 3 Hefte); „Baden in der Markgrafschaft mit seinen Bädern und Umgebungen" (Karlsruhe 1805); „Baden im Großherzogthume mit seinen Bädern und Umgebungen" (Heidelb. 1812); „Heidelberg und seine Umgebungen" (Heidelb. 1812); „Gedichte und Erzählungen" (Heidelb. 1812); „Miscellen aus dem Gebiete der Geschichte" (Heidelb. 1812); „Poetische Werke" (Tüb. 1817. 3 Bde.); „Badische Geschichte" (Karlsr. 1817); „Taschenbuch für Reisende auf dem Rheine" (Heidelb. 1821). Auch gab er das „Heidelberger Taschenbuch" (Heidelb. 1808—1812. 4. Jahrg.) und „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen" (Heidelb. 1816 ff.) heraus, welches noch erscheint. 81.

Schrepfer (Johann Georg), ein durch seine vielfachen Betrügereien berüchtigter Mann, wurde im Jahre 1730 zu Nürnberg geboren, stand später einige Zeit als Husar in preußischen Diensten und errichtete 1768 in Leipzig ein Caffeehaus. Hier gab er vor, dem Freimaurerorden anzugehören, obgleich dieß nicht der Fall war, veranlaßte in der Loge allerlei Störungen und Streitigkeiten, verfertigte auf den Vorsteher derselben Pasquille, wurde deßhalb verklagt und mußte endlich wegen vieler anderer Leichtfertigkeiten Leipzig als Banqueroutirer schimpflich verlassen, nachdem er vergeblich versucht hatte sich durch die Behauptung Ansehen zu verschaffen, daß man beten, fasten und Buße thun müsse, um mit Gott in eine innigere Verbindung treten zu können. Er trieb sich hierauf längere Zeit an mehreren Orten Sachsens umher und suchte als Geisterbeschwörer sein Glück zu machen, wobei es ihm auch durch allerhand die Sinne betäubende Mittel gelang sich einen starken Anhang und ein fast unbedingtes Vertrauen zu erwerben, während er gegen alle ihm von Seiten der Regierung drohende Gefahren durch einen höchst einflußreichen Gönner geschützt wurde. Da er höchst wahrscheinlich nur die Pläne einer im Geheimen wirkenden Partei ausführen half, so wurde es ihm auch möglich unter dem Schutze derselben nach Leipzig zurückkehren zu dürfen, wo er seine Geisterbeschwörungen von Neuem begann und eine sogenannte schottische Loge errichtete, welche sich hauptsächlich mit Beten, Fasten, Messelesen, Abendmahlsaustheilungen ꝛc. beschäftigte. S. selbst gab sich für einen Obersten von Steinbach aus, welcher von einem französischen Prinzen abstamme und früher in Frankreich gedient habe, wovon er auch Viele überzeugte. Da er aber unterdeß in großen Geldmangel gerathen war und auch eine gerichtliche Untersuchung fürchtete, so lud er eines Morgens (den 8. Oct. 1774) vier seiner Freunde zu einem Spaziergange in das Rosenthal ein, indem er ihnen etwas Außerordentliches sehen zu lassen versprach. Nachdem sich alle noch vor Sonnenaufgang dahin begeben hatten, ging S. einige Schritte auf die Seite und tödtete sich durch einen Pistolenschuß. In einem von ihm hinterlassenen Briefe drohte er seinen Verfolgern Rache und versprach seinen Gläubigern Bezahlung, die sie binnen kurzer Zeit von einem Unbekannten eingehändigt erhalten würden. Durch die bis zu seinem Tode gezeigte Fassung erhielt er in den Augen seiner Verehrer, deren Anhänglichkeit an ihn damals in Sachsen bis zum Enthusiasmus gesteigert wurde, eine fast überirdische Bedeutsamkeit. 81.

Digitized by Google

Schreyvogel (Joſeph), ein deutſcher Luſtſpieldichter, wurde 1768 in Wien geboren, vollendete hier ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, trat in Alxinger's „Öſtreichiſcher Monatſchrift" (Wien 1794. 6. Stück) zuerſt als Schriftſteller auf, ging 1794 nach Jena und machte während ſeines zweijährigen Aufenthaltes daſelbſt in Schiller's „Neuer Thalia" das kleine Schauſpiel: „Die Wittwe" bekannt, lieferte in Wieland's „Deutſchen Mercur" einen Theil des Romans: „Der deutſche Lovelace" und ſandte häufige Beiträge in die jenaiſche Literaturzeitung ein. Nachdem er hierauf nach Wien zurückgekehrt war und einige Zeit daſelbſt als Privatgelehrter gelebt hatte, trat er nach Kotzebue's Abgange die Stelle eines Hoftheaterſecretairs an. Da er aber zu gleicher Zeit an der Unternehmung des Kunſt- und Induſtriecomptoirs in Wien Antheil hatte, ſah er ſich genöthigt jene Stelle 1804 niederzulegen, worauf er ſich vorzüglich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, 1807 unter dem Namen Thomas Weſt das „Sonntagsblatt", eine Wochenſchrift (Wien 1807) nach dem Muſter des „Engliſchen Zuſchauers", herausgab, welche er jedoch 1808 an Andere überließ und nach Aufgabe ſeines Kunſtcomptoirs im Jahre 1814 ſeine Stelle als Hoftheaterſecretair und Dramaturg bei den vereinigten Hoftheatern wieder antrat. Er machte nun unter dem Namen C. A. Weſt die Originalluſtſpiele: „Die Gleichgültigen", in 3 Aufzügen, und die Überſetzung des ſpaniſchen Luſtſpiels: „Donna Diana" (Wien 1824. 2. Aufl.) und des Trauerſpiels: „Don Gutierre" bekannt, von denen erſteres noch jetzt mit großem Beifalle auf der Bühne vorgetragen wird. Auch beſorgte er in den Jahren 1819—1824 die Herausgabe des Taſchenbuches: „Aglaja." 81.

Schrift, lat. scriptura; franz. écriture; engl. writing, iſt die Darſtellung der Sprachlaute durch conventionell eingeführte Zeichen, um die Gedanken zu fixiren und die ſchnell verhallenden Laute für das Auge feſtzuhalten. Sobald der menſchliche Geiſt nur in Etwas aus ſeiner kindlichen Unbewußtheit erwachte und ſich immer mehr Verkettungen der Lebensverhältniſſe zeigten, mußte ihm die Nothwendigkeit einleuchten, einzelne Thatſachen oder Gedanken der Vergeſſenheit durch Feſthaltung derſelben zu entziehen und er verſuchte daher das Geiſtige als etwas Körperliches darzuſtellen. So entſtanden zuerſt einfache Denkmale, deren Bedeutung die Überlieferung feſthielt; dann ſuchte man durch rohe Umriſſe der durch die Begriffe dargeſtellten Gegenſtände oder, bei abſtracten Begriffen, der ihnen entſprechenden ſinnlichen Dinge die Deutlichkeit eines ſpätern Verſtändniſſes zu erhöhen, woraus die ägyptiſchen und mexikaniſchen Hieroglyphen und die chineſiſche Schrift entſtanden; zuletzt endlich löſte man die einzelnen Wortlaute in ihre einfachen Beſtandtheile auf und erfand die Buchſtabenſchrift. Wenn nun aber die erſteren Arten ganz das noch ungeregelte Beſtreben der Naturmenſchen bezeugen, ſich des Geiſtes zu bemächtigen, ſo zeigt die letztere einen ſchon weit fortgeſchrittenen und zum Denken gewöhnten Geiſt; denn gewiß bedurfte es erſt einer ſorgfältigen Beobachtung und einer ſcharfen Abſtraction, um das verſchwimmende Beſondere aus dem Allgemeinen herauszufinden. Das Hauptmittel dazu ſcheint aber die Natur der Sprache ſelbſt an die Hand gegeben zu haben; denn wenn wir bemerken, daß die Buchſtabenſchrift zuerſt in den grammatiſch am Meiſten entwickelten Sprachen ſich zeigt, während die einſylbigen und noch wenig ausgebildeten Sprachen entweder nur Bilderſchrift oder gar keine bis in ſpätere Zeiten gekannt haben, ſo läßt ſich wohl nicht mit Unrecht vermuthen, daß eben die durch den ſchaffenden Geiſt, wenn auch ſich ſelbſt noch wenig bewußt, erzeugte Plaſtik der Sprache in ihrem regelmäßigen Vocalwechſel und analog ſtets wiederkehrenden Bildungslauten zuerſt die Aufmerkſamkeit des denkenden Menſchen auf die Unterſcheidung des Feſtſtehenden und Wandelbaren in ſeinen Sprachlauten lenkte und durch die daraus erlangte Kenntniß der Gliederung derſelben auf die Feſtſtellung dieſer einzelnen Grundlaute durch beſondere Zeichen geführt wurde. Hierzu wählte er aber ebenfalls rohe Umriſſe ſinnlicher

Gegenstände, meist aus seiner nächsten Umgebung, und zwar solche, deren Namen sich mit dem darzustellenden Laute anfingen. So ist wenigstens die phönicische S. entstanden, welche den meisten übrigen Mutter oder Vorbild ist. Später suchte man natürlich die rohen Züge immer mehr abzuschleifen und die Buchstaben, zu denen oft noch neue hinzutraten, gingen einzeln in die verschiedensten Figuren über, so daß nicht nur bei ihrem eigenthümlichen Volke, sondern auch durch Übertragung bei anderen Völkern ihre Urgestalt allmählig unkenntlich ward. Eine Nachweisung darüber hat die Paläographie und die Schriftenkunde überhaupt zu geben. Wir erwähnen nur noch der eigenthümlichen Art zu schreiben, die man in Peru und Guyana vorfand, nämlich durch Farben und Knoten, welche ihre besondere Bedeutung hatten, aber immer nur eine Art Gedankenschrift blieben, und der japanischen Sylbenschrift, welche, aus der chinesischen gebildet, 52 verschiedene Zeichen für die 52 Lautverbindungen zu Sylben, die allein in der Sprache vorkommen, enthält. 9.

Schriftarten, Lettern, Typen, Punzen, lat. typi, characteres; franz. caractères; engl. types, heißen in der Buchdruckerei die aus einer Metallmischung gegossenen Buchstaben, welche wir mittelst deren zweckmäßigen Zusammenordnung und Befestigung in einem Rahmen (s. Buchdruckerkunst) zur schnellen Vervielfältigung einer Druckschrift uns bedienen. Ihrer Form nach unterscheidet man in den Officinen die Schriften nach den Sprachen, wobei man die lateinische durch Antiqua benennt; ihrer Lage nach in gewöhnliche und Cursivschrift; ihrer Größe nach von der kleinsten anfangend in Diamant, Perl, Nonpareil, Colonel, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon, Real und Imperial und außerdem bei der deutschen Schrift noch die Fractur. Hier macht man auch noch den Unterschied zwischen der gewöhnlichen und der mehr gerundeten, der gothischen ähnlichen schwabacher Schrift. Zu den Schriften gehören auch nebst den Zahlen und Interpunctionszeichen die nöthigen Spatien, Quadrate, Gevierte, Halbquadrate und Schließquadratchen, durch welche theils Worte, theils Zeilen von einander getrennt gehalten oder die an solchen Stellen eingesetzt werden, welche weiß bleiben sollen, weßhalb sie kürzer als ihre Letternsorte selbst sind. 26.

Schriftgießerei, franz. fonderie de caractères; engl. foundery of printing lettres, nennt man eine Werkstätte, in welcher die zum Bücherdrucke erforderlichen Lettern und Typen verfertigt werden, und versteht unter Schriftgießerkunst die Kunst, diese Lettern zu gießen und zu verfertigen. Das Verfahren dabei ist folgendes: der zu gießende Buchstabe wird in seiner Form und Größe nach zuerst erhaben auf einen stählernen Stempel, Patrize (Schriftbunze, lat. archelypus; franz. poinçon; engl. puncheon), geschnitten, worauf man diesem dann einen solchen Grad von Härte gibt, daß man ihn unbeschadet des hervorspringenden Buchstabens in Kupfer einschlagen kann. Die dadurch erhaltene Vertiefung oder Form wird die Matrize genannt, in welche die Buchstaben hernach mittelst der Gießlade gegossen werden. Letztere, in welcher die Matrizen an einander gereiht sind, besteht aus zwei so zusammengefügten Theilen, daß beide zwei von den vier verschiedenen Seiten des Buchstaben bilden. Beide Theile lassen sich mittelst Schrauben schnell an einander schließen. Jetzt wird die geschmolzene Masse, die aus einem Gemenge von Blei, Eisen, Spießglas, Messing und Kupfer besteht, mit großer Geschwindigkeit in die Gießlade gegossen; der Schriftgießer ertheilt ihr darauf einen Schwung nach oben zu, damit das Metall alle Zwischenräume der Matrize erfüllt, und zieht mit einem Häkchen die gegossenen Buchstaben heraus, welche Arbeit derselbe so lange fortsetzt, bis er Lettern einer Art genug hat. Das überflüssige Metall wird nun von den gegossenen Lettern abgebrochen, diese alsdann auf Sandsteinen

abgeschliffen, auf dem Winkelhaken zusammengesetzt und ihre Seiten mit feineren und größeren Hobeln dem Beſtoßzeug, gleichgearbeitet, im Schiffe in Columnen eingesetzt und aufgebunden. — Die Kunst, bewegliche Lettern zu gießen, wurde mit der Buchdruckerkunst (s. d. Art.) zugleich von Peter Schöffer (s. d. Art.) gegen das Jahr 1452 erfunden. Arnold Pannarz und Konrad Sweynheim brachten 1467 in Rom die erste Antiqua zu Stande. Die Cursivschrift erfand 1490 Aldus Manutius und Simon Colines führte sie zuerst in den Druckereien in Frankreich ein. Im Jahre 1538 brachte Johann Neudorfer aus Nürnberg die rechten Schriftmaße der zierlichen deutschen Schrift hervor. Der berühmte Schriftschneider Garamond zu Paris hat mehrere besondere Schriftarten, z. B. Canon de Garamond, Antiqua de Garamond, Parangonantiqua de Garamond ꝛc., erfunden, ebenso Grandion. Der Erfinder der schwabacher Schrift ist der Schriftgießer Schwabach. 26.

Schriftsäßig sind solche Insaßen oder Begüterte, welche wegen ihrer Besitzungen des zweiten Ranges nicht unmittelbar vom Fürsten selbst beliehen worden sind, sondern bei dessen Kanzlei zur Lehn gehen. Schon im deutschen Reiche wurden nur die Belehnungen mit den höchsten Reichslehnen von den Kaisern in Person, die des zweiten Ranges aber beim Reichshofrathe vorgenommen. Man pflegt daher zu dem Ausdrucke „schriftsäßig," von solchen Besitzungen gebraucht, den Beisatz „kanzleischriftsäßig" hinzuzufügen. In den neuesten Zeiten, wo auch die früheren unmittelbaren Belehnungen an die Kanzleien verwiesen zu werden pflegen, setzt man die Kanzleischriftsäßigkeit der Amtssäßigkeit, für Besitzungen, die bei den fürstlichen Ämtern zur Lehn gehen, entgegen. Den Inhaber eines Gutes der erstern Art nennt man Schriftsaßen, den der letztern Art Amtsaßen. Endlich nennt man auch den schriftsäßig, welcher blos für seine Person ausnahmsweise den Rang eines Schriftsaßen erlangt hat und unmittelbar unter dem höhern Gerichte steht. 10.

Schröckh (Johann Matthias), ein berühmter deutscher Geschichtschreiber, wurde am 26. Juli 1733 zu Wien von protestantischen Eltern geboren, besuchte das Gymnasium zu Preßburg (1749), die Schule zu Kloster Bergen (1750) und die Universität Göttingen (1752), worauf er sich 1754 als akademischer Docent nach Leipzig wandte und hier als Mitarbeiter an den „Actis eruditorum" und den leipziger gelehrten Zeitungen auftrat. 1762 ward er außerordentlicher Professor, folgte aber 1767 einem Rufe als Professor der Poesie nach Wittenberg, wurde daselbst 1775 zum Professor der Geschichte ernannt, widmete sich seitdem ausschließlich diesem Fache und starb daselbst am 2. Aug. 1808. Als Geschichtsforscher vereinigte er mit unermüdetem Fleiße, strenger Wahrheitsliebe und klarer Darstellung ein richtiges und feines Gefühl, so daß seine Schriften eine sehr allgemeine Verbreitung unter den Gebildeten aller Stände fanden. Von seinen Werken verdienen besonderer Erwähnung: „Weltgeschichte für Kinder" (Leipz. 1779—1784. 6 Bde. mit 100 Kpfrn.); „Historia religionis et ecclesiae christianae" (7. Aufl. von Marheinecke, Berl. 1828); „Allgemeine Biographie" (Berl. 1767—1791. 8 Bde.) und die „Lebensbeschreibungen berühmter Männer" (Leipz. 1789—1791. 2 Bde.); auch bearbeitete er zu Guthrie's und Gray's „Allgemeiner Weltgeschichte" die italienische, französische, niederländische und englische Geschichte (1770—1776). Den größten Ruf erwarb er sich jedoch durch seine „Christliche Kirchengeschichte" (Leipz. 1768—1803. 35 Bde. 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825. 1—14. Bd.) und deren Fortsetzung unter dem Titel: „Kirchengeschichte seit der Reformation" (Leipz. 1804—1812. 10 Bde., vom 9. Bde. an fortgesetzt durch Tzschirner). In diesem Werke hat S. das großartigste, interessanteste und belehrendste Bild der kirchlichen Begebenheiten aufgestellt, wie es bis dahin noch kein Schriftsteller gethan hatte. Seine kleinen Biographien wurden von

Nitzſch und Pölitz fortgeſetzt und eine ausführliche Lebensbeſchreibung S.'s von Tzſchirner findet ſich im 10. Thle. der „Kirchengeſchichte ſeit der Reformation." 81.

Schröder (Friedrich Ludwig), einer der ausgezeichnetſten tragiſchen Schauſpieler Deutſchlands, der ſich auch als Dichter rühmlich bekannt gemacht hat, wurde im Jahre 1744 zu Schwerin geboren. Nachdem er ſchon als dreijähriges Kind das Theater in Petersburg betreten und durch den anſprechenden Vortrag von einigen Worten die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Eliſabeth erregt hatte, durchzog er mit ſeinem Stiefvater Kurland und Preußen und trat in Danzig und Königsberg mit Beifall in Knaben- und Mädchenrollen auf. Nach längerm Aufenthalte in Schleſien wandte ſich ſein Vater wieder nach Königsberg, ließ den Sohn am dortigen Friedrichscollegium unterrichten, begab ſich aber bald darauf vor den Kriegsſtürmen nach Sachſen, während der junge S. hülflos in Königsberg zurückblieb und daſelbſt nach Entlaſſung von der Schule ſich genöthigt ſah, ſein Leben durch Unterſtützung eines armen Schuhflickers, dem er in ſeiner Arbeit beiſtand, kümmerlich zu friſten. Nach einem vergeblichen Verſuche 1759 bei einem Verwandten in Lübeck, der Kaufmann war, als Laufburſche unterzukommen, begab er ſich zu ſeinen Eltern in die Schweitz, betrat dort wieder die Bühne, bildete ſich hier als Schauſpieler und Tänzer aus und machte ſeinen erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuch durch Ueberſetzung eines franzöſiſchen Luſtſpiels. Hierauf trat er 1764 wieder in Hamburg auf und ging daſelbſt vom komiſchen Fache bald zum tragiſchen über, in dem er nach kurzer Zeit die Meiſterſchaft errang. Nachdem er 1771 die Direction der dortigen Bühne übernommen hatte, machte er ſich auch als dramatiſcher Schriftſteller in dem Luſtſpiele: „Der Argliſtige" bekannt, welches, wie mehrere andere Arbeiten ähnlicher Art, mit großem Beifalle aufgenommen wurde, und wirkte durch ſeinen Einfluß nicht nur weſentlich auf die Verbeſſerung der hamburger Bühne, ſondern auch des deutſchen Theaters überhaupt, indem er auf Einheit und kräftiges Zuſammenwirken aller Theile zu Erreichung des Geſammtzwecks hinarbeitete, auf ſtrenge Sittlichkeit und Ordnung unter der Geſellſchaft hielt und durch ſein eigenes Beiſpiel den Schauſpielern Achtung zu verſchaffen wußte. Als hierdurch ſein Ruf auch im Auslande begründet war, unternahm er 1780 eine Kunſtreiſe durch Deutſchland, ging nach Paris und von hier nach Wien, wohin er berufen worden war, vertauſchte aber die dortige Anſtellung an dem Hoftheater bald wieder mit dem Aufenthalte in Hamburg, ſtand dem dortigen Theater bis zum Jahre 1798 vor, legte dann die Leitung deſſelben nieder und zog ſich auf ſein Landgut in der Nähe der Stadt zurück, beſchäftigte ſich hier mit dramatiſchen Arbeiten, übernahm 1811 die Direction des Theaters von Neuem und ſtarb am 3. Sept. 1816. Als tragiſcher Schauſpieler zeichnete er ſich beſonders in den Rollen des Lear, als Philipp in Don Carlos, Otto von Wittelsbach ꝛc. aus, aber er war nicht weniger groß in den komiſchen Rollen als Falſtaff in Heinrich VI., als Shylock im Kaufmann von Venedig und als Harpagon in Molière's Geizigen; auch wurde ſein meiſterhaftes Spiel durch die trefflichſte Mimik unterſtützt. Unter ſeinen dramatiſchen Werken gefielen beſonders „Das Teſtament", „Der Murrkopf" und „Der Fähndrich", außer denen er noch viele Luſt- und Schauſpiele theils ſelbſt verfertigte, theils fremde Dichtungen umarbeitete. Über ſein Leben vergl. Meyer's „Biographie Schröder's" (Hamb. 1819); „Zeitgenoſſen" (IX.) und in dem Taſchenbuche „Minerva" (1818); Tieck's „Phantaſus" (3. Bd. 2. Abth.) 81.

Schröder (Sophia), eine berühmte deutſche Schauſpielerin, die Tochter des Schauſpielers Bürger, wurde im Jahre 1781 zu Paderborn geboren. Bereits 1793 trat ſie bei der Tylli'ſchen Geſellſchaft zu Petersburg als Lina in der Oper: „Das rothe Käppchen" mit Beifall auf und nicht mindere Anerkennung fand ſie zu Reval, wo ſie ſich ſchon 1795 mit dem Schauſpieler Stollmers verheirathete. In Wien, wo ſie bald darauf ein Engagement erhielt, trat ſie nur in

Digitized by Google

naiven Rollen auf und ſpäter in Breslau in der Oper. Doch erſt als ſie im Jahre 1801 einen Ruf nach Hamburg erhalten hatte, entwickelte ſich ihr Talent für tragiſche Rollen, die ſie ſeitdem ausſchließlich darſtellte. Ihr Ruf begründete ſich um ſo ſchneller und feſter, als es damals keine Künſtlerin gab, welche ihr den Preis mit Erfolg hätte ſtreitig machen können. In ſchönem Streben und hochgefeiert lebte ſie nach ihrer Verheirathung mit dem Schauſpieler Schröder (1804) in Hamburg bis zum Jahre 1813, wo ſie ihr Engagement aufgab, eine Kunſtreiſe unternahm und dann einige Zeit lang in Prag blieb. Von hier folgte ſie einem Rufe nach Wien und verheirathete ſich mit dem Schauſpieler Kunſt, trennte ſich jedoch wieder von ihm und verließ Wien im Jahre 1829, worauf ſie ſpäter in München engagirt wurde. Seit Anfang des Jahres 1836, wo ſie mit Penſion ihre Entlaſſung nahm, lebt ſie wieder (ohne Engagement) in Wien. 36.

Schröder-Devrient (Wilhelmine), berühmte Schauſpielerin und Sängerin, Tochter der Vorigen, wurde am 6. Oct. 1805 zu Hamburg geboren. Schon im 5. Jahre erſchien ſie auf dem Theater dieſer Stadt als tanzende Amorine und im 10. wurde ſie als wirkliches Mitglied bei dem Kinderballet in Wien angenommen. In ihrem 15. Jahre trat ſie zum erſten Male als tragiſche Schauſpielerin auf dem Burgtheater zu Wien auf, wo ſich ſchon ihr großes Talent für das Trauerſpiel entfaltete. Am 20. Jan. 1821 erſchien ſie zuerſt als Sängerin ganz unerwartet in der Rolle der Pamina in Mozart's „Zauberflöte". Schon damals erregten die Reinheit und Fülle ihres Organes, die Anmuth ihrer Geſtalt und Geſichtsbildung die größten Hoffnungen. Ihr Ruf als Künſtlerin war beſonders ſeit dieſer Zeit bleibend gegründet. Sie unternahm nun größere Kunſtreiſen und fand in Berlin im Jahre 1823 ſchon vielfachen Beifall, obgleich ihr Talent noch nicht die höchſte Stufe der Ausbildung erreicht hatte. Während ihres Aufenthaltes daſelbſt verheirathete ſie ſich mit dem rühmlich bekannten Schauſpieler, Karl Devrient. Beide wurden gemeinſchaftlich bei dem Theater zu Dresden angeſtellt, wo ſie ſich auch noch jetzt befindet; doch iſt ihre Ehe ſpäter getrennt worden. Unter dem Namen S.-D., den ſie nach ihrer Verheirathung annahm, trat ſie 1828 zum zweiten Male in Berlin auf, wo ſie beſonders in der „Euryanthe" durch meiſterhafte Darſtellung und Ausdruck in Mienen und Bewegungen allgemeine Begeiſterung erregte. Da ihr Ruf ſich nun auch im Auslande verbreitet hatte, reiſte ſie 1830 nach Paris, entzückte in den Rollen des Fidelio, der Donna Anna ꝛc. und kehrte nach Berlin zurück. Im Frühjahre 1831 unternahm ſie eine neue Reiſe nach Paris, ſang daſelbſt ein Jahr bei der italieniſchen Oper und wurde von hier nach London berufen, wo ſie eben ſo ungetheilte Bewunderung fand, wie früher in Paris und Berlin. Seit jener Zeit haben ſich ihre Reiſen in die Hauptſtädte Frankreichs, Englands und Deutſchlands öfters wiederholt und ſie wurde in denſelben ſtets mit eben ſo großem Entzücken empfangen, als mit ſchmerzlicher Theilnahme entlaſſen. Obgleich die S. an Lieblichkeit, Biegſamkeit und Metall ihrer Stimme von anderen Sängerinnen übertroffen worden iſt, ſo zeichnet ſie ſich doch durch Stärke und Umfang ſo wie durch eine hinreißende Intenſität des Ausdrucks aus und ſie weiß dieſe Eigenſchaften meiſterhaft zu benutzen. Unübertroffen, ſelbſt unerreicht iſt ſie im plaſtiſchen Spiele und im mimiſchen Ausdrucke, worin ſowohl der Unterricht ihrer Mutter, als ihr eigener Künſtlergenius ihr Talent zu bewundernswürdiger Höhe ausgebildet hat. In vielfacher Hinſicht iſt ſie jetzt eine der größten Zierden deutſcher Schauſpiel- und Sängerkunſt zu nennen. 81.

Schröpfen, lat. scarificatio; franz. scarification; engl. cupping, iſt eine eigene Art von Blutentleerung mittelſt kleiner Hautwunden, aus denen ein reichlicher Bluterguß durch Hülfe des luftleeren Raumes bewirkt wird. Dieſe Entleerung kann auf allen den Stellen der Haut bewirkt werden, die eine gerade Oberfläche zur Anbringung eines Schröpfkopfes darbieten. Die Haut ſelbſt wird durch

kleine Einschnitte mit einer Lanzette oder mit dem Schröpfschnepper (einem kleinen cubischen Gehäuse, das auf seiner untern Fläche mit 16 Öffnungen versehen ist, aus welchen auf einen Druck an einer Feder 16 kleine Lanzetten hervorspringen, deren Verletzungen in der Haut einen geringern Schmerz erregen, als wenn jeder Schnitt einzeln gemacht wird) verwundet und hierauf werden diese Stellen mit dem Schröpfkopfe (einer kleinen gläsernen Glocke) bedeckt, nachdem aus demselben die atmosphärische Luft durch eine Lichtflamme größtentheils ausgetrieben ist. Durch diese Luftverdünnung schwillt die vom Schröpfkopfe bedeckte Haut beträchtlich an, es entsteht ein Andrang der Säfte, die Haut röthet sich und aus den Wunden ergießt sich das Blut reichlich. Dieser kleinen Operation, die schon dem Hippokrates bekannt war und die sonst viel häufiger in Anwendung kam als jetzt (obgleich man sie in der neuesten Zeit wieder mehr benutzt als vor einigen Jahrzehnten), kann man sich in allen jenen Fällen, wo Blutegel erforderlich sind, bedienen, also bei Entzündungen aller Art, bei Schlagfluß, bei unterdrückten Blutungen, vorzüglich bei Vollblütigkeit der Hautgefäße, daher bei mehreren Hautkrankheiten ꝛc. — Außer dieser Anwendung des Schröpfkopfes auf blutende Hautstellen (blutige Schröpfköpfe) setzt man denselben auch auf die unverletzte Haut (trockene Schröpfköpfe), wodurch man blos Geschwulst und Röthe derselben bewirkt. Man bewirkt dadurch Ableitung und Zertheilung stockender Säfte; doch macht man im Ganzen genommen hiervon keinen häufigen Gebrauch, außer auf den Brustwarzen säugender Frauen, um dadurch einen reichlichern Zufluß der Milch zu bewerkstelligen. Auch hat man in neuester Zeit die Anwendung trockener Schröpfköpfe empfohlen, um die Auffaugung thierischer Gifte zu verhindern. So soll man sie auf die von tollen Hunden beigebrachten Bißstellen setzen; indessen gewährt dieses Verfahren zu wenig Sicherheit, als daß man die übrigen Maßregeln dieserhalb vernachlässigen dürfte. 39.

Schröter (Johann Hieronymus), geb. zu Erfurt den 30. Aug. 1745, ist neben Herschel und Olbers unstreitig der berühmteste Dilettant in der Astronomie. In der Jugend war es ihm nicht möglich gewesen, Mathematik und Astronomie zu studiren. Der Rechte beflissen hatte er nur die physische Astronomie als einen Theil der Physik äußerst gern gehört, auch in der reinen Mathematik Kästner's Unterricht genossen. Bald darauf zogen ihn die gehäuften juristischen Geschäfte ganz davon ab. Als er schon einige Jahre Referent des Kammercollegium in Hanover war, erwachte erst seine Neigung zur Astronomie wieder und er fing 1778 an sie mit ungewöhnlichem Eifer ohne allen fremden Unterricht zu studiren. Obgleich der Anfang klein und ohne Instrumente schwer war, besiegte dennoch sein Genie und seine Ausdauer jede Schwierigkeit und bereits 1779 beobachtete er mit einem dreifüßigen achromatischen Fernrohre die Venus sehr gut. Von nun eröffnete sich seine Laufbahn als praktischer Astronom, zumal von der Zeit an, als er in seinem nachherigen Wohnorte Lilienthal bei Bremen eine Sternwarte ganz aus eigenen Mitteln ohne alle Unterstützung angelegt hatte. Und welchem Astronomen, Kenner oder Liebhaber der Sternkunde wären die vortrefflichen optischen Werkzeuge dieser Sternwarte (die im Maiheste 1800. III. Bd. von Zach's „Mon. Corresp." ausführlich beschrieben ist) aus dem noch vortrefflichern Gebrauche ihres Besitzers, der damit die Grenzen der Astronomie so beträchtlich erweitert hat, noch unbekannt? Wer kennt S.'s Instrumente und Beobachtungen nicht aus dessen „Selenotopographischen und aphroditographischen Fragmenten", aus seinen „Beiträgen zu den neuesten astronomischen Entdeckungen", so wie aus den verschiedenen Jahrgängen des „Berliner astronomischen Jahrbuches"? — S. ward bei seinen Arbeiten kräftig unterstützt in der Anfertigung der Metallspiegel für die Teleskope durch seinen Aufwärter Gefken, einen ehemaligen Gärtner, und im Beobachten durch den nachmaligen Professor der Astronomie in Göttingen, Har-

Digitized by Google

ding. Besonders waren es die Sonne, Mercur, Venus, Saturn und die Kometen, denen er alle Ausdauer, Fleiß und Feinheit physikalischer Beobachtungen bis 1812 fast ununterbrochen gewidmet hat. Seine Reflectoren, besonders der 13- und 27füßige, übertrafen an Güte und Wirkung alle damaligen achromatischen Fernröhre und rivalisirten mit denen Herschel's. — Leider hatte S. das Unglück, seine Sternwarte durch die rohe Verwüstung der Franzosen unter Davoust (Anfang 1813) gänzlich einzubüßen; nur die wichtigsten Instrumente wurden auf eine fast wunderbare Art gerettet. Aus Gram hierüber und vom Alter gebeugt leistete er fortan nichts Besonderes mehr für die Sternkunde, die ihm so lange danken und ihn achtungsvoll nennen wird, so lange Sterne am Firmamente funkeln. Er starb am 29. Aug. 1816. 13.

Schröter (Johann Friedrich Karl Constantin), einer der ausgezeichnetsten Genremaler der neuesten Zeit, geb. den 21. März 1795 zu Schkeuditz, entwickelte schon zeitig eine ungewöhnliche Anlage zum Zeichnen und erhielt die erste höhere künstlerische Ausbildung bei Schnorr in Leipzig, arbeitete dann eine Zeit lang in dem Atelier des Professors Pochmann und kehrte 1819 wieder nach Leipzig zurück, wo er sich durch seine Portraits sowohl, wie durch die Genrestücke: „Mutter und Tochter spinnend und klöppelnd" und die „Muthwilligen" verdienten Beifall erwarb. 1826 ging er mit einem Seitenstücke des letztern „Vis à vis" nach Berlin und blieb hier bis zu seinem Tode, den 18. Oct. 1835. Wir erinnern nur noch an einige der bekanntesten Werke dieses trefflichen Künstlers, welche vorzüglich detaillirte Ausführung der Köpfe und glänzendes Colorit charakterisiren, als: der Musiklehrer, der Beobachter, der Appetit, der Sermon, der Großmutter Geburtstag, der Topfflechter, die Küche, die Versteigerung des Nachlasses eines Malers (wurde 1832 für 75 Friedrichsd'or verkauft), eine auf der Wanderung ruhende Judenfamilie, die goldene Hochzeit, der Stammgast, eine Dorfschule und ein Greis und ein junges Mädchen am Tische. 36.

Schrot, franz. grénail, grénaille; engl. hail-shot, begreift die kleinen runden Körner von Blei, welche auf der Jagd zum Schießen gebraucht werden. Man fertigt S. dadurch, daß man zerschmolzenes Blei durch Bleche, welche nach der Verschiedenheit des erzielten Kornes verschieden groß durchlöchert sind, hindurch gießt und die tropfenweise hindurchfallenden Bleitheile in einem 150—200 Ellen tiefer darunter befindlichen großen Gefäße mit Wasser auffangen läßt. Diese Arbeit geschieht entweder in einem Thurme oder, wie zu Freiberg in Sachsen, in einem senkrechten Schachte. Die erhaltenen Bleikörner sind nicht sämmtlich rund. Um die runden von den länglichen und den Zwittern zu trennen, läßt man dieselben theils über geneigte Breter ablaufen, auf denen die unförmlichen zurückbleiben, theils liest man das auffallend Unbrauchbare mit den Händen aus. Die sich rund zeigenden Körner werden durch Siebe mit verschieden großen Öffnungen gesiebt und in eben so viele Sorten nach der Größe eingetheilt, als Siebe vorhanden sind, durch die man dieselben hindurchfallen läßt. In Freiberg kennt man 13 Sorten; von 00, 0, 1 bis 11, von denen am Orte der Centner 5¼ Thlr. kostet. Der englische Patentschrot besitzt 10 Nummern. In einer Unze Gewicht enthält davon die Sorte: BB. 60; B. 67; Nr. 1. 86; Nr. 2. 109; Nr. 3. 160; Nr. 4. 200; Nr. 5. 256; Nr. 6. 444; Nr. 7. 530; Nr. 8. 600 Körner. Der englische ordinaire S. hat bei Nr. 1. 95; bei Nr. 2. 100; bei Nr. 3. 140; bei Nr. 4. 190; bei Nr. 5. 235; bei Nr. 6. 260; bei Nr. 7. 330 Körner. Für gewöhnlich ist eine Eintheilung des Schrotes in Hasenschrot, Mittelschrot und Vogeldunst gebräuchlich. Außer den englischen Schroten sind auch pariser Schrote gelobt; man nennt auch häufig schwedischen, goslarischen, neuwieder, frankfurter a. M., freiberger und kärnthner S. — Schrot und Korn, s. Korn. 76.

Schub, ein beim Polizeiwesen vorkommender Ausdruck, findet statt, wenn

Jemand, welcher an einem gewiſſen Orte oder in einem Lande nicht mehr geduldet werden ſoll, von da ausgewieſen und, wenn er keine Mittel hat, auf öffentliche Koſten von Ort zu Ort (oder von einer Gemeinde zu der andern) bis in ſeine Heimath zurückgebracht oder geſchoben wird. Gemeiniglich ſind unter den Staaten gewiſſe Verträge wegen nothwendiger Wiederaufnahme der verarmten Ihrigen feſtgeſetzt. Nach richtigeren Grundſätzen ſollen eigentlich nur Landſtreicher und gefährliches Geſindel, welche ſich zur polizeilichen Aufſicht geeignet haben, auf den S. gebracht werden. 10.

Schubart (Chriſtian Friedrich Daniel), ein deutſcher Dichter, wurde am 20. März 1739 zu Oberſontheim in der ſchwäbiſchen Grafſchaft Limburg geboren und zeigte bereits in früher Jugend große Anlagen für die Muſik und Dichtkunſt, ſo daß er ſchon auf dem Lyceum zu Nördlingen (ſeit 1753) ſelbſt verfertigte Volkslieder componirte. Nachdem er 1756 ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Nürnberg fortgeſetzt und auf der Univerſität zu Jena, wo er ſich ſeit 1758 der Theologie widmete, vollendet hatte, wirkte er einige Zeit als Hauslehrer, wandte ſich darauf faſt ausſchließlich zur Muſik, bekam als Schullehrer und Organiſt in Gaislingen eine Anſtellung und wurde 1768 zum Muſikdirector in Ludwigsburg ernannt, wo er außerdem äſthetiſche Vorleſungen hielt, ſich aber auch den größten Ausſchweifungen überließ, durch welche er ſchon auf der Univerſität ſeinen Körper zerrüttet hatte. Dieſe Lebensweiſe brachte ihn einige Zeit ins Gefängniß; bald nach ſeiner Befreiung wurde er aber wegen einer auf einen Höfling verfertigten Satyre und wegen einer Parodie auf die Litanei ſeines Amtes entſetzt und des Landes verwieſen. Er begab ſich nun mit einem einzigen Thaler nach Heilbronn, ertheilte hier Muſikunterricht und wandte ſich dann nach Heidelberg und Manheim, verſcherzte aber dort die Gunſt des Churfürſten, den er durch ſeine muſikaliſchen Talente für ſich gewonnen hatte, durch eine unvorſichtige Äußerung wieder, worauf ſich der Graf Schmettau ſeiner annahm. Als er hierauf nach kurzem Anfenthalte in München Befehl bekommen hatte, die Stadt zu verlaſſen, begab er ſich nach Augsburg, ertheilte hier muſikaliſchen und wiſſenſchaftlichen Unterricht und unternahm die Herausgabe ſeiner „Deutſchen Chronik", einer Zeitſchrift, welche bald allgemeinen Beifall fand. Da er ſich aber auch hier theils durch ſeine Sittenloſigkeit, theils durch ſeine ſatyriſchen Angriffe auf die katholiſche Geiſtlichkeit viel Feinde zuzog, ſo wurde er plötzlich verhaftet und bald nachher aus der Stadt verwieſen. Er wandte ſich nun nach Ulm, ſetzte hier ſeine „Chronik" fort, wurde aber in Blaubeuern im Würtembergiſchen, wohin man ihn zu locken gewußt hatte, am 22. Jan. 1777 von Neuem verhaftet, weil er in ſeiner Zeitſchrift den Tod der Kaiſerin Maria Thereſia fälſchlich berichtet hatte, und auf die Feſtung Hohenasperg gebracht. Hier beſchäftigte er ſich während ſeiner Gefangenſchaft beſonders mit dem Leſen geiſtlicher, myſtiſcher und theoſophiſcher Bücher, wodurch er ſich ſelbſt zur Myſtik um ſo leichter hinneigte, da ſein entnervter Körper bei einer noch lebhaften Phantaſie ihn einer düſteren Schwermuth entgegenführte. Nachdem ſeit 1778 ſeine Gefangenſchaft erleichtert worden war, erhielt er auf Fürbitte der Karſchin 1787 ſeine Befreiung und wurde zum Direcor der herzoglich würtembergiſchen Hofmuſik und des Theaters in Stuttgart ernannt. Seine Gefangenſchaft, in welcher er 10 Jahre ohne Verhör zugebracht und während derſelben ſeine Gedichte (1785) herausgegeben hatte, ſtellte man ihn jetzt als disciplinariſche Maßregel dar. In Stuttgart ſetzte er ſeine Zeitſchrift unter dem Titel: „Vaterlandschronik" fort und gab ſeine Lebensbeſchreibung (Stuttg. 1791—1792. 2 Bde.) heraus, vor deren Beendigung er aber den 10. Oct. 1791 ſtarb. Obgleich S. nicht zu den erſten claſſiſchen Dichtern und Schriftſtellern Deutſchlands zu rechnen iſt, ſo zeichnen ſich doch viele ſeiner Gedichte und unter ihnen vorzüglich „Die Fürſtengruft", Hymnus auf Friedrich den Großen, „Der ewige Jude" und

das schöne Volkslied: „Auf, auf! ihr Brüder, und seid stark ꝛc.“ durch Kraft, Kühnheit und Volksthümlichkeit aus. Seine „Chronik“, welche Gegenstände aus der Politik, Literatur, Kunst ꝛc. in volksthümlicher Weise besprach und vom Jahre 1774—1778 fortgesetzt wurde, fand durch ihre freimüthige, klare, gemüthliche und humoristische Darstellung einen sehr ausgebreiteten Kreis von Lesern. Seine sämmtlichen „Gedichte“ erschienen zu Frankfurt 1787. 2 Bde.; neueste Aufl. 1825. 3 Bde. — Sein Sohn, Ludwig S., welcher zu Gaislingen 1766 geboren wurde und als preußischer Legationsrath zu Nürnberg im Jahre 1812 starb, machte sich als Übersetzer von Thomson's „Jahreszeiten“ (Berl. 1789. 3. Aufl. 1805), durch Bearbeitung von Shakespeare's „Othello“ (Leipz. 1802) und durch die Herausgabe von Ossian's „Gedichten“ (Wien 1808. 2 Bde.) nach Macpherson bekannt. Auch vollendete er die Lebensbeschreibung seines Vaters und gab dessen „Ideen zur Ästhetik der Tonkunst“ (Wien 1806), so wie dessen „Vermischte Schriften“ (Zürich 1812. 2 Bde.) heraus. 81.

Schubart (Johann Christian), Edler von dem Kleefeld, ein durch seine Verdienste um Verbesserung der Landwirthschaft ausgezeichneter Mann, wurde am 24. Febr. 1734 in einer Bürgerfamilie zu Zeitz geboren, trat in die Dienste des dortigen Amtmanns und ging von da als Haushofmeister des churfächsischen Gesandten nach Wien ab, wo er der Verbindung der Freimaurer beitrat und in derselben ein neues System (das der stricten Observanz) einführte. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges wurde er von Großbritannien zum Kriegscommissair und von Hessen-Darmstadt zum Hofrathe ernannt, kehrte im Jahre 1768 in sein Vaterland zurück, beschäftigte sich viel mit Ökonomie und kaufte die Güter Würchwitz, Pobles und Kreischa bei Zeitz, durch deren sorgfältige Bearbeitung er wesentlich zur Vervollkommnung der Landwirthschaft, besonders des Kleebaues, beitrug. Als er hierauf im Jahre 1782 für die Beantwortung der von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgegebenen Frage über den Anbau der Futterkräuter, den Preis erhalten hatte, wurde er als „Edler von dem Kleefelde“ in den Adelstand erhoben und zum herzoglich coburgischen geheimen Rathe ernannt. Die Grundzüge seines neuen Systemes der Landwirthschaft bestanden darin, daß er auf Abschaffung der Brache und somit auch auf diejenige der Hut- und Triftgerechtigkeiten drang, um dadurch den Anbau der Futterkräuter vervielfältigen zu können. Auf diese Weise würde es dann möglich werden, den Viehstand zu vermehren, die Stallfütterung allgemein einzuführen und vermittelst der hierdurch gewonnenen Düngung werde der Getreidebau verdoppelt und auch die Erzeugung anderer nützlichen Gewächse befördert werden können. Außerdem trug er auch zu Vervielfältigung des Anbaues von Tabak, Krabb und Runkelrüben wesentlich bei. Er starb am 24. April 1787 und hinterließ folgende Schriften: „Ökonomischer Briefwechsel“ (Leipz. 1786—1787. 4 Hfte); „Zuruf an alle Ökonomen, die Futtermangel haben“ (Bresl. 1785); „Landwirthschaftslehre“ (Leipz. 1797); „Ökonomisch-cameralische Schriften“ (Leipz. 1786). 81.

Schubert (Friedrich Theodor), bekannter Astronom, ward den 30. Oct. 1758 zu Helmstädt geboren, besuchte später das Gymnasium zu Greifswald, studirte dann zu Göttingen Theolgie, ward darauf Hauslehrer in Schweden und später bei dem Major von Kronhelm in Bartelshagen bei Stralsund und durch die Vorliebe des letztern für Astronomie zum Studium dieser Wissenschaft geführt, worin er bald solche Fortschritte machte, daß er nach kurzer Anstellung zu Reval schon 1785 den Ruf als Geograph an die Akademie der Wissenschaften in Petersburg erhielt, in welche er 1786 als Adjunct und 1789 als ordentliches Mitglied der mathematischen Classe eintrat. Nachdem er dann 1799 auch Bibliothekar und Inspector des Medaillencabinets geworden war, ward er 1804 erster Astronom der Akademie, begleitete dann 1805 die russische vergebliche Gesandtschaft nach China,

ward 1813 Mitglied des Admiralitätsdepartements, 1816 wirklicher Staatsrath und starb den 22. Oct. 1825. Er war einer der größten Astronomen und Mathematiker Rußlands und hat theils durch seine ausgebreitete Correspondenz mit den ersten Mathematikern Europas, theils durch seine Werke, unter denen sein „Traité d'astronomie-théorique" (Petersb. 1798. 3 Bde.) den ersten Platz einnimmt, sehr viel zum weitern Fortschreiten der Wissenschaft beigetragen. 16.

Schubert (Gotthilf Heinrich), ein ausgezeichneter deutscher Naturforscher, wurde am 26. April 1780 in Hohenstein im Schönburgischen, wo sein Vater Geistlicher war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf den Gymnasien zu Greiz und Weimar und alsdann auf den Universitäten zu Leipzig und Jena, vertauschte unterdessen das Studium der Theologie mit dem der Medicin, wandte sich hierauf als praktischer Arzt nach Altenburg und trat dort zugleich als Schriftsteller in Beiträgen, welche er zu Pierer's „Medicinischen Annalen" lieferte, so wie in der „Bibliotheca castellana, portuques y provençal" und in dem Romane „Die Kirche und die Götter" (Penig 1804. 2 Bde.) auf. Nachdem er sich von Altenburg nach Freiberg gewendet hatte, um hier unter Werner's Leitung die Bergwissenschaften gründlich zu studiren, ging er im Jahre 1807 nach Dresden, hielt daselbst Vorlesungen über naturphilosophische Gegenstände, aus denen seine Schrift: „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Dresd. 1808. 3. Aufl. 1827) entstand, und begann die Ausarbeitung des jetzt noch unvollendeten Werkes: „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (Leipz. 1806—1820. 2 Bde.). Im Jahre 1809 wurde er als Director des Realinstituts nach Nürnberg berufen, ging von hier 1816 als Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust, folgte aber, als das dortige Klima seiner Gesundheit nachtheilig wurde, nach drei Jahren einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen und wurde von da nach München versetzt, wo er noch gegenwärtig wirkt. Bei den Forschungen S.'s im Gebiete der Naturwissenschaften blieb die pietistisch-mystische Richtung des protestantischen Baiern nicht ohne Wirkung auf sein tiefes Gemüth, ein Charakter, nach welchem auch seine Schriften in streng wissenschaftliche und ascetische zerfallen. Zu ersteren sind zu zählen „Die Urwelt und die Fixsterne" (Dresd. 1822), so wie seine Lehrbücher über Naturgeschichte, Mineralogie ꝛc.; „Die Symbolik des Traumes" (Leipz. 1822. 2. Aufl.) und „Die Geschichte der Seele" (Stuttg. 1830. 2 Bde. 2. Aufl. 1833). Zu den mehr ascetischen Schriften gehören: „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde" (Leipz. u. Erl. 1817—1833. 3 Bde.); seine „Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedrich Oberlin" (Münch. 1832. 4. Aufl.); die Beschreibung von Claudii de Martelli „Errettung in und aus der türkischen Gefangenschaft" (Erl. 1825) und „Die Mittheilungen aus dem Reiche" in der „Evangelischen Kirchenzeitung". Außerdem schrieb er ein „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg, Tyrol und die Lombardei" (Erl. 1823) und die „Reise durch das südliche Frankreich und Italien" (Erl. 1827—1831. 2 Bde.). Als Naturforscher vereinigt S. die tiefsten und reichsten Kenntnisse in den Gebieten der Chemie, Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie, der Mineralogie, der mathematischen Astronomie und in andern verwandten Zweigen dieser Wissenschaft und es gelang ihm durch die gründlichsten Forschungen viele noch unerkannte Seiten des Lebens und Wirkens der Natur darzustellen. 81.

Schubert (Franz), ein talentvoller Componist, geboren 1794 zu Wien und leider zu früh, bereits 1830, daselbst verstorben, widmete sich schon als Knabe der Tonkunst, die er mit einer wahren Leidenschaftlichkeit liebte und machte später als Sänger an der Hofkapelle einiges Aufsehen. Auf sich selbst beschränkt und ohne alle Leitung, die er indeß nicht gesucht zu haben scheint, blieb ihm zum großen Nachtheile für seine großen einer höhern Ausbildung würdigen Anlagen der theo-

Digitized by Google

retiſche Theil der Tonkunſt, wenn auch nicht fremd, doch in ſeinen Tiefen unerſchloſſen und dieß iſt der Grund, weßhalb ſeine Compoſitionen ſo ſeltſam, oft formlos erſcheinen. Aber die Tiefe eines in ſich ſelbſt zurückgezogenen, zart fühlenden und melancholiſchen Gemüths iſt in ihnen nicht zu verkennen; ſeine Lieder und Balladen vor Allem, deren weit über 100 bekannt und, wie z. B. die „Forelle", der „Erlkönig", die „Roſe", der „Abſchied Hektor's", „Gretchen am Spinnrade" und viele andere mit Recht beliebt geworden ſind, geben hinlängliches Zeugniß von dem wahrhaften Berufe S.'s zum Tonkünſtler. Auch hat man von ihm mehrere Quartetten, Symphonien und Claviercompoſitionen, die von Muſikkennern, wenn auch nicht ihrer Form, doch ihres ächten Gehalts wegen ſehr hoch geſchätzt werden. 36.

Schublehn oder Schufflehn, dem Laßgute ähnlich, iſt ein Gut (mehrentheils in wenig Ackern beſtehend ohne Gebäude), welches auf Wiederruf ausgethan iſt, ſo daß der Grundherr ſolches beliebig wieder einziehen kann (ſ. Fallgüter). 10.

Schuckmann (Friedrich, Freiherr von), königlich preußiſcher Staatsminiſter, geb. auf dem Stammgute ſeiner Familie zu Mölln im Mecklenburgiſch-Schwerinſchen am 26. Dec. 1755, bezog die Ritterakademie zu Brandenburg, ging 1775 nach Halle, um daſelbſt die Rechte und Cameralwiſſenſchaften zu ſtudiren, und trat nach vollendeten Studien in den preußiſchen Staatsdienſt, wurde 1784 Aſſeſſor des Kammergerichts in Berlin, dann Kammergerichtsaſſiſtenzrath (1785), hierauf (1786) Rath bei der breslauer Oberamtsregierung und dem damit verbundenen Oberconſiſtorium und Pupillencollegium, ſo wie außerdem Mitglied der Kammerjuſtizdeputation zur Abfaſſung der Erkenntniſſe dritter Inſtanz (24. Sept. 1787). Ueberdieß wurde er am 4. Mai 1790 zum Oberbergrichter bei dem ſchleſiſchen Oberbergamte ernannt und dadurch mit dem Miniſter von Heinitz und deſſen Nachfolger, dem damaligen Oberberghauptmanne Graf von Rheden, in Verbindung geſetzt. Zur Erwerbung allſeitiger Geſchäftskenntniß war S. auch im Jahre 1790 zum königlichen Münzrichter in Breslau durch den Miniſter von Heinitz ernannt worden. Am 3. März 1795 wurde er Präſident der Kammer in Baireuth und am 15. April 1796 auch Kammerpräſident in Ansbach. Groß war die Aufgabe, wurde aber von ihm rühmlichſt gelöſt. Zum geheimen Oberfinanz-, Kriegs- und Domainenrath ernannt (1. Sept. 1798) wohnte er auf Einladung des Miniſters von Voß in Berlin den Sitzungen des Generaldirectorium in pleno bei (Dec. 1802). Als Bernadotte 1805 tractatenwidrig die fränkiſchen Provinzen durchbrach, da wirkte S. mit äußerſter Anſtrengung und Aufbietung aller Kräfte dahin, daß keine Unordnungen und Zerrüttungen entſtanden, und benahm ſich würdevoll gegen die Franzoſen. Er hatte die Finanzminiſterſtellen in Würtemberg und Baden ausgeſchlagen (6. April und 13. Sept. 1806), war auch bereits durch eine Cabinetsordre zum Kammerpräſidenten in Pommern beſtimmt (1. Oct.), als er in Folge der geheimen und ihm ganz unbekannten militairiſchen Expedition des Generaladjutanten, Grafen von Götzen, gegen das franzöſiſche Generalgouvernement in Baireuth, durch Gensd'armen gefangen genommen (10. Mai 1807) und nach Mainz transportirt wurde. Aber bald überzeugte ſich der Marſchall Kellermann eines Beſſeren und S. erhielt die Erlaubniß, auf Ehrenwort ſich in Heidelberg aufzuhalten. Hier arbeitete er einen Entwurf zur Reorganiſation des preußiſchen Staates aus, welcher ſeit 1807 in ſeinen Grundlinien auch ins organiſche Leben trat. Unter dem 6. Mai 1808 erfolgte endlich Kellermann's Befreiungsbefehl, worauf S. mit ſeiner Familie nach Schleſien eilte und ſich zu Hartlieb bei Breslau als Gutsbeſitzer niederließ. In dieſer Eigenſchaft wurde er 1810 von den Ständen zur Berathung über die neuen preußiſchen Reformgeſetze in Berlin zum Deputirten ge-

wählt und fand so Veranlassung, sich wieder dem preußischen Staatsdienste zuzuwenden. Am 20. Nov. 1810 erfolgte seine Wiederanstellung; er ward geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilungen für den Handel und die Gewerbe, so wie für den Cultus und den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern. Unter seiner Leitung wurde unter anderen Instituten nicht nur die neue Universität zu Berlin vollständig, sondern auch die zu Breslau unter Vereinigung mit der frankfurter neuorganisirt und dotirt; im Gewerbewesen bewirkte er von 1810 bis 1812 mehrere Verordnungen wegen Aufhebung von Handelsbeschränkungen, hauptsächlich aber das organische Gesetz über die polizeilichen Verhältnisse der Gewerbe; er bot 1817 der Einführung der evangelischen Union und der verbesserten Liturgie die Hand. In diesem Jahre wurde ihm aber bei einer Veränderung der Ministerialdepartements das geistliche und Unterrichtsdepartement abgenommen und dagegen das Berg- und Hüttenwesendepartement überwiesen. Nie hat ein preußischer Minister bei so vielen Angelegenheiten mehr zu thun gehabt und administrativ geleistet als er; es erfolgten auch wiederholte Anerkenntnisse des Königs und S. hatte bereits am 17. Jan. 1816 den großen rothen Adlerorden mit Eichenlaub erhalten, als er bei seinem Dienstjubiläum (am 11. Jan. 1829) die Insignien des großen schwarzen Adlerordens erhielt. Dieß war aber auch der Wendepunkt seines bessern Geschicks; denn 1830 lähmte eine Art von Schlagfluß den Gebrauch seiner Füße; dazu gesellte sich für den Rest seines Lebens (seit Ende 1833) durch einen Zufall, wie es schien, eine tiefe und eingreifende Mißstimmung seines Gemüths. Für so viele Dienstesopfer erhob ihn sein König in den Freiherrnstand; er erhielt nach und nach Erleichterung im Dienst und wurde endlich am 18. April 1834 von den Geschäften ganz entbunden. Er starb am 17. Sept. 1834 zu Berlin. — In der Gesetzgebung und Verwaltung unausgesetzt wirksam hat S. sich als einen der ersten Staatsmänner Preußens bewährt und allein schon die schwierige Ausführung der wichtigen und erfolgreichen Gesetze, welche sich auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen und Gemeinheitstheilungen beziehen, sichert ihm das dankbare und ehrenreiche Andenken der Nachwelt. Übrigens seinem Charakter nach offen und freimüthig, ernst, aber billig und nachsichtig gegen seine Untergebenen, gerecht gegen Jedermann, von eisernem Fleiß und eben so unermüdlich als pünktlich im Dienste, in jedem Augenblicke Herr seiner seltenen Einsichten, Erfahrungen und unerschöpflichen Hülfsmittel, sowohl in der Discussion als in der Verwaltung, erfreute er sich der allgemeinsten Achtung. Er schrieb: „Praktische Ideen über Finanzverbesserung" (1808); Bemerkungen gegen v. Raumer's Schrift: „Über Einkommensteuer" (1810). 25.

Schuderoff (Jonathan), vorzüglicher Kanzelredner und geschätzter Schriftsteller im Gebiete der praktischen Theologie und Pädagogik, ward geboren zu Altenburg am 24. Oct. 1766. Seit 1790 Prediger zu Drackendorf bei Jena machte er sich schon damals durch mehrere treffliche Schriften über Erziehung und Kanzelberedsamkeit vortheilhaft bekannt, ward 1798 Diakonus und 1805 Archidiakonus in seiner Vaterstadt, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg, 1824 zugleich Consistorialrath, endlich 1836 auf wiederholtes Ansuchen in den Ruhestand versetzt und ihm das Prädicat eines herzoglich sächsischen geheimen Consistorialraths beigelegt. S. nimmt unter den praktischen Theologen der neuesten Zeit einen ehrenvollen Platz ein. Beförderung ächter christlicher Religiosität, Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes, Verbesserung des protestantischen Schul- und Kirchenwesens sind die Hauptgegenstände, auf welche seine Thätigkeit gerichtet ist. Namentlich hat er mit Freimüthigkeit in einer Zeit, wo das kirchliche Leben erschlafft war, die Rechte seiner Kirche vertreten und siegreich für die Gedanken des Collegialsystems gekämpft, obwohl sein Eifer gegen die Juristen in der Kirche hierarchisch hieß. Als Kanzelredner durch Klarheit und logische An-

Digitized by Google

ordnung ausgezeichnet, steht er den besten unserer Zeit würdig zur Seite. Von seinen Schriften erwähnen wir, außer mehreren Predigtsammlungen, folgende als die vorzüglichsten: „Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie" (Leipz. 1792); „Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge" (Braunschw. 1796); „Versuch einer Kritik der Homiletik" (Ebd. 1797); „Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen" (Altenb. 1812. 2. Aufl. 1816); „Über Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestantische Kirche" (Ebend. 1809); „Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit" (Leipzig 1814); „Briefe über das protestantische Kirchenwesen" (Ebend. 1815); „Grundzüge zur evangelisch-christlichen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrechte" (Ebend. 1817); „Über den innerlich nothwendigen Zusammenhang der Staats- und Kirchenverfassung" (Ronneb. 1818); „Über die Consistorialverfassung" (Lpz. 1831); „Nebenstunden" (Ronneb. 1823—1825. 2 Bde.). Auch hat S. seit 1802 das „Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrerstandes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens" herausgegeben, welches von 1808—1826 als „Neues Journal ꝛc." und von 1826—1832 unter dem Titel: „Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulwesen" von ihm fortgesetzt wurde und mehrere gediegene Aufsätze des Herausgebers enthält. Aber auch zugleich noch an anderen theologischen, ascetischen und kritischen Zeitschriften nahm er thätigen Antheil und gab mit Röhr und Schleiermacher seit 1823 ein „Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten" (Magdeb. 1823 ff.) heraus. 63.

Schudscha ul Mulk (Schah), der letzte selbstständige Beherrscher von ganz Afghanistan aus dem Stamme der Durahner, hatte den Thron von Kabul zu Anfange dieses Jahrhunderts bestiegen, unterlag aber im Jahre 1809 seinem ehrgeizigen, obwohl schwachen Bruder Mahmud. Als Flüchtling durchzog er hierauf mehrere Provinzen seines Reichs, war eine Zeit lang gefangener Atta Mohammed's, des Sohns seines ehemaligen Veziers, und warf sich dann Randschit Sing in die Arme, der ihn aber als Gefangenen behandelte und zur Auslieferung eines Familienkleinods, des größten Rubins der Erde, zwang. Nachdem er endlich entkommen war, pflanzte er in dem Gebirge Kischtwar seine Fahne auf, vermochte aber nichts auszurichten, da sich unterdessen die Sikhs (unter Randschit Sing) die inneren Unruhen in Afghanistan, wo sich die Familie der Barukzis um den Thron stritt, zu Nutze gemacht und im Jahre 1823 die Provinzen Multan, Liah, Dera, Gasi Khan, Kaschmir und das ganze Land an den Ufern des Indus und dessen östlichen Zuflüssen unterworfen hatten. Außerdem waren auch die Sindier unabhängig geworden und Balkh unter die Herrschaft von Bochara gekommen und nur Herat bei der Familie Mahmud's geblieben. Nach neueren Nachrichten hat Schah S. von Neuem seine Fahne erhoben, um wenigstens das den Barukzis, den Erbfeinden seines Hauses, verbliebene Land von Peschawer zurückzuerobern. Ob er seinen Zweck erreichen werde, möchte, so lange Randschit Sing lebt, zweifelhaft sein; leicht könnte dieß aber während der bei dem Tode desselben zu erwartenden Verwirrung geschehen, wenn er anders das Land Kaschmir, die Goldquelle jener Gegenden, in seine Botmäßigkeit zurückzubringen versteht. 22.

Schütterquäker, s. Shakers.

Schütz (Christian Gottfried), bekannter Philolog, geb. zu Oederstädt im Mansfeldischen den 19. Mai 1747, begann seine Studien auf der lateinischen Schule des Waisenhauses zu Halle, widmete sich daselbst der Theologie, Philosophie und Philologie und ging 1768 als Lehrer der Mathematik an die Ritterakademie nach Brandenburg, kehrte aber schon 1769 als Inspector des theologischen Seminars nach Halle zurück und wurde 1776 ordentlicher Professor der Philosophie. Zwei Jahre darauf trat hier durch ihn das philologische Seminar ins Leben

und er ſchrieb damals das „Neue Elementarwerk für die niederen Claſſen lateiniſcher Schulen und Gymnaſien" in 13 Bänden. Indeß da die Regierung zu wenig für das Inſtitut thun konnte und S. ſelbſt ſeiner pecuniären Lage wegen eine Veränderung wünſchte, ſo nahm er gern 1779 einen Ruf als Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nach Jena an, wo ſein Aufenthalt durch die Realiſirung der von Stroth geweckten und von Schütz mit Liebe genährten Idee der „Allgemeinen Literaturzeitung" von großer Wichtigkeit ward. Aber ungeachtet aller Anerkennung von Seiten ſeines Fürſten, der ihn 1789 zum Hofrathe ernannte, ungeachtet des ſchönen Verhältniſſes zu ſeinen Collegen und ſeiner erwünſchten Lage konnte er in Jena dennoch keine bleibende Stätte finden. Er ging daher 1804 wieder nach Halle zurück und bekam daſelbſt die Profeſſur der Literaturgeſchichte und Beredſamkeit nebſt einer namhaften Summe, um die „Allgemeine Literaturzeitung", die S. (wiewohl nicht ohne Widerſpruch der weimariſchen Regierung) mit ſich nach Halle nahm, fortzuſetzen. Er lebte hier ſein altes trauliches und freudevolles, aber dabei den literäriſchen Geſchäften gewidmetes Leben; wurde 1807 Director des philologiſchen Seminars, feierte den 21. März 1818 ſein 50jähriges Doctorjubiläum und ſtarb den 7. Mai 1832 mit dem Ruhme eines biedern, theilnehmenden, gefälligen, beſcheidenen, wohlwollenden, billig denkenden, ächte Humanität liebenden, freiſinnigen, geſchmackvollen und geiſtreichen Mannes, eines rüſtigen, thätigen, ſcharfſinnigen, wenn auch nicht immer gründlichen Forſchungen huldigenden Philologen. Den Schatz ſeines Geiſtes hat er in einer Menge größerer Schriften, zahlreicher Programme und Gelegenheitsſchriften niedergelegt, welche letztere meiſt philologiſchen, doch auch theologiſchen und philoſophiſchen Inhalts er unter dem Titel: „Opuscula philol. et philos." geſammelt (1830) herausgegeben hat. Außer ſeinen trefflichen Ausgaben der Claſſiker, von denen wir nur den „Cicero" (Leipz. 1814—1821. 20 Bde., von welchen die 4 letzten das „Lexicon Ciceronianum" enthalten) nennen, ſind unter ſeinen Schriften noch zu erwähnen: Hoogeween's „Doctrina particularum graecarum" (Deſſau 1782) und daſſelbe im Auszuge für Schüler (Lpz. 1788. N. Aufl. 1806); „Grundſätze der Logik und Kunſt zu denken" (Lemgo 1773); „Einleitung in die ſpeculative Philoſophie" (Ebend. 1775); „Lehrbuch zur Bildung des Verſtandes und des Geſchmacks" (Halle 1776—1778. 2 Bde.). Hauptſächlich gebührt ihm das Verdienſt, in der „Allgemeinen Literaturzeitung" zuerſt auf Kant's „Kritik der reinen Vernunft" aufmerkſam gemacht und dieſes wichtige Buch dadurch in den Kreis des philoſophiſchen Publicum eingeführt zu haben. Eine vollſtändige Angabe aller Werke S.'s findet ſich im 10. Jahrgange des „Nekrologs der Deutſchen" (S. 359 f.). „Darſtellung ſeines Lebens ꝛc." ſchrieb ſein Sohn Fr. Karl Julius S. (Halle 1834 f. 3 Bde.). 6.

Schütze, das 9. Sternbild des Thierkreiſes, das aus 65 Sternen beſteht, wird als ein Centaur mit Bogen und Pfeil abgebildet. Nahe weſtwärts beim Bogen des Schützen iſt der erſte Punkt das Zeichen des Steinbocks, in welchen die Sonne zu jetzigen Zeiten am kürzeſten Tage eintritt. 13.

Schütze (Johann Stephan), bekannter Schriftſteller der neueſten Zeit, ward den 1. Nov. 1771 zu Olvenſtädt bei Magdeburg geboren und zeigte ſchon als Knabe viel geiſtige Anlagen, ſo daß ſein Vater, ein wohlhabender Bauer, ihn 1784 auf die Domſchule nach Magdeburg that. Doch mußte er bald darauf wider Willen und Neigung zu einem Kaufmanne, ſeinem Oheime, in die Lehre treten, wendete aber ſeine Mußeſtunden zu dichteriſchen Erzeugniſſen an, bis er endlich ſeinen Oheim bewog, ihn ſtudiren zu laſſen. Er ging daher 1789 nach Kloſter Bergen und widmete ſich ſeit 1794 in Erlangen und ſeit 1795 in Halle der Theologie, folgte aber ſchon hier, noch mehr aber nach vollendetem akademiſchen Curſus und als Führer einiger jungen Leute zu Sommerſchenburg und Bergen ſeiner Neigung zur

Poeſie und begab ſich, nachdem ſein Oheim ſich zur Ausſetzung eines Jahrgehalts für ihn entſchloſſen hatte, zuerſt nach Dresden (1804), dann nach Weimar, wo er ſich niederließ, machte ſich hier die Herzogin Amalie und Göthe durch einige dramatiſche Kleinigkeiten geneigt und lieferte Beiträge zu Becker's „Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen." Seit 1811 gibt er das „Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft" heraus und ſpäter gründete er mit Peucer das „Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode." Die meiſten ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe ſind geſammelt in: „Heitere Stunden" (Dresden 1822—1824. 3 Bde.); „Muntere Unterhaltungen" (Leipz. 1829); „Gedichte" (Ebend. 1810 und Berlin 1830. 2 Sammlungen), in denen allen ſich ein heiterer Sinn in naiver Darſtellung ausſpricht. Von anderen Schriften ſind bemerkenswerth: „Verſuch einer Theorie des Reims" (Magdeb. 1802) und „Verſuch einer Theorie des Komiſchen" (Leipz. 1818). 16.

Schützen und **Jäger** (tirailleurs). Der Name dieſer Truppengattung ſagt beſſer, als die weitläufigſte Definition es vermag, was ſie iſt und was ſie ſein ſoll. Ihren Urſprung muß man in den leichten Truppen der römiſchen Heere und bei den Armbruſtſchützen des Mittelalters ſuchen. Als das Feuergewehr allgemeiner eingeführt wurde, ließ ein mehr oder minder wirkſamer Gebrauch deſſelben bei einzelnen Individuen ſehr bald die Benennung „ein guter Schütze" entſtehen und dieß führete denn natürlich mit der Zeit auf eine geeignete Verwendung derſelben für den Krieg. Die eigenthümliche Waffe der S. und Jäger iſt die Büchſe. Erſt im 30jährigen Kriege finden ſich aber die erſten Nachrichten von dem Beſtehen beſonderer Truppen, die mit ihr bewaffnet waren und zwar 1631, wo der Landgraf Wilhelm von Heſſen 3 Jägercompagnien errichtete. Dieſen folgten zunächſt 3 Jägerregimenter, welche der Churfürſt Maximilian von Baiern 1645 errichtete und dann finden ſich zunächſt Spuren in dem brandenburgiſchen Heere unter dem großen Churfürſten. Außer der preußiſchen Armee hat nur die engliſche und öſtreichiſche Jägercorps von einiger Bedeutung. Frankreich hat in ſeiner ſonſt wohlorganiſirten und bedeutenden Armee keine Truppen, welche dem Charakter der Jäger und S. entſprechen, obgleich die franzöſiſchen Soldaten ſich vermöge ihrer Lebhaftigkeit, Gelenkigkeit und Neigung für die zerſtreuete Fechtart beſonders dazu eignen würden. In Rußland beſtehen zwar 40 Jägerregimenter, aber auch ſie unterſcheiden ſich nur durch die Farbe der Kragen auf ihrer Montirung von der Linieninfanterie. Indeß iſt ſeit dem letzten Kriege ein Corps finniſcher Scharfſchützen unter dem Namen finnländiſches Leibgardeſcharfſchützenbataillon nach preußiſchem Muſter errichtet worden. Die vornehmſte Verwendung der Jäger im Kriege iſt zu Patrouillen, zu Entſendungen, Vorpoſten und Deckung der Fußbatterien, und ihre Fechtart beſteht faſt ſtets in aufgelöſter Ordnung. 61.

Schuh, ſ. Fuß.

Schukowßky (Waſſily Andrejewitſch), ein ausgezeichneter ruſſiſcher Dichter, mit dem eine neue Epoche in der Geſchichte der ruſſiſchen Dichtkunſt beginnt, wurde in der adligen Penſion der Univerſität zu Moskau erzogen, trat alsdann in Civildienſte, nahm 1812 an dem ruſſiſchen Feldzuge im Landſturme von Moskau Antheil, wurde 1824 zum Vorleſer bei der Großfürſtin Alexandra Feodorowna, der jetzigen Kaiſerin, ernannt und leitet gegenwärtig die Bildung des Großfürſten Alexander, des Sohnes und Thronfolgers Nikolaus' I. Als Dichter machte er ſich zuerſt durch ſeine „Liudmilla", eine gelungene Überſetzung von Bürger's „Lenore" bekannt und bildete ſich ſeitdem beſonders nach Goldſmith, Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Göthe und Schiller, deſſen „Jungfrau von Orleans" er im Versmaße des Originals glücklich übertragen hat. Auch unternahm er eine Überſetzung von Virgil's „Äneis" in Hexametern; allein ſpäter verlor er ſich etwas zu weit in das Gebiet der Romantik. Seine Dichtungen, welche Erhabenheit der Gedanken, Wärme und Tiefe des Gefühls, ſo wie ein kühner und kräftiger Ausdruck charakte-

rfolgen und andern haben mit Schlechter Schulen, Ungewogen, Schlechter Schulen Lehrer, erfahrenen gelernet unter dem Titel, Particular Wercke von der Schule" (Dresden 1628. 4 Bde. 8. Aufl. Leipzig 1751). Er war der zweite Verfasser in deutscher Schulwissenschaft. „Die Practica" ist ein Lehrbuch für Lehrer, das sich auf die Methode, die Lehrgegenstände, die Bücher, welche zu benutzen sind, auf Disciplin und Schulzucht, auf Schulgesetze und Schulordnungen, auf Schulbesuch, Examen und Visitation, gründlich und

Schule, ist, anbringe, was nützlich, dasselbe ist, was nöthig, und was nöthig ist, das wird uns Zeit, Mühe, Fleiß und Arbeit kosten, wenn wir es recht machen wollen. Wir müssen uns also nicht verdrießen lassen, wenn wir gleich in der Anrichtung eines rechten Schulwesens, in Bestellung guter Ordnungen, in Anrichtung guter Lectionen, in Verfassung guter Bücher, in Anstellung guter Lehrer, in Abschaffung böser Gewohnheiten, in Einführung guter Sitten, in Abwendung böser Exempel, in Verbesserung der Disciplin, in Erhaltung der Schulzucht, in Abstellung der Unordnungen, in Verbesserung der Schulgesetze, in Abschaffung der Mißbräuche, in Verbesserung der Schulbesuchungen, in Anstellung guter Examen, in Verbesserung der Visitationen

bei und trat als General von 1698—1702 in den Dienſten des Herzogs von Savoyen gegen die unglücklichen Waldenſer und mit dem franzöſiſchen und ſpaniſchen Heere vereint gegen Öſtreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege auf. Seit 1702 von Friedrich Auguſt I., dem Starken, gewonnen kämpfte er als Generallieutenant im nordiſchen Kriege gegen Karl XII. für die Erhaltung des erworbenen Königreichs Polen. Nachdem die Sachſen den 1. Mai 1703 eine empfindliche Niederlage erlitten hatten, leiſtete er den Schweden (den 12. Oct. 1704) bei Punitz tapfern Widerſtand, trat aber noch in derſelben Nacht den von den beſten Feldherren jener Zeit gerühmten Rückzug nach Sachſen an, konnte aber, auch zum General der ganzen Infanterie ernannt, nach dem unglücklichen Treffen bei Frauſtadt (3. Febr. 1706) mit dem undisciplinirten Heere die Eroberung Sachſens und den ſchimpflichen und harten Frieden von Altranſtädt nicht verhindern. Mit einem ſächſiſchen Subſidiencorps am Rheine zeichnete er ſich von 1707—1711 neben Marlborough und Eugen überall, namentlich in der Schlacht bei Malplaquet (1709), aus. 1711 aber, als Auguſt den Oberbefehl über die ſächſiſchen Truppen dem Grafen Flemming anvertraut hatte, forderte und erhielt er ſeine Entlaſſung, reiſte zur Krönung Karl's VI. nach Frankfurt — von dem er zum Reichsgrafen erhoben ward — dann nach Wien, in die Niederlande, nach Frankreich und endlich im Intereſſe des Hauſes Hanover nach England. Aus dieſen diplomatiſchen Verbindungen, in denen er auch während ſeines Aufenthalts auf ſeinen Gütern blieb, ging er im Jahre 1715 nach Venedig, welches ihn zum Feldmarſchall anfangs auf jährliche Capitulation ernannt hatte. Später aber erwarb er ſich durch die heldenmüthige Vertheidigung der Feſtung Corfu gegen die Türken und im Jahre 1716 durch die ſtarke Befeſtigung derſelben und anderer Orte in Dalmatien und Albanien, durch ſeine energiſchen Maßregeln zur Entwickelung der militairiſchen Macht, ſo wie durch ſeine raſtloſen Bemühungen zur Sicherung der Neutralität Venedigs in dem Kriege, welcher 1733 zwiſchen Frankreich, Sardinien und Öſtreich ausbrach, den Dank und das ſeltene Vertrauen der Republik ſo, daß der Senat den 74jährigen Greis auf Lebenszeit in ſeiner Würde beſtätigte. Die hohe Anerkennung ſeiner Verdienſte durch viele Ehren und Geſchenke bewog auch S. im Jahre 1734 den Oberbefehl über die kaiſerliche Armee und ſpäter den Antrag, als Feldmarſchall in preußiſche Dienſte zu treten, auszuſchlagen. Er ſtarb zu Verona im 86. Jahre ſeines Lebens den 14. März 1747 und ſein Andenken wurde noch nach ſeinem Tode durch ein Denkmal auf der Inſel Corfu, ſein Grabmal im Arſenal zu Venedig und viele Ehrenmünzen von der dankbaren Republik verewigt. (Vergl. „Leben und Denkwürdigkeiten Joh. Matthias von der Schulenburg", Leipz. 1834. 2 Bde.) 73.

Schulpforte, ſ. Fürſtenſchulen.

Schultens (Albert), berühmter Orientaliſt, ward 1686 zu Gröningen geboren, ſtudirte hier, in Leyden und in Utrecht Theologie und morgenländiſche Sprachen, ward 1711 Prediger zu Waſſenaer bei Leyden, 1713 Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Franecker und 1729 zu Leyden, wo er den 26. Jan. 1750 ſtarb. — Er ward der Begründer einer neuen orientaliſch-philologiſchen Schule, indem er unterſtützt durch die Schätze der leydner Bibliothek im Stande war, das bisher iſolirte Studium des Hebräiſchen in ein vergleichendes mit den andern ſemitiſchen Sprachen zu verwandeln und dadurch der neuern Richtung dieſer Philologie Bahn zu brechen. Wie unſterbliche Verdienſte er ſich aber auch dadurch erworben hat, indem er vorzüglich in ſeinen „Institutiones ad fundamenta linguae hebraicae" (Leyd. 1737. 4.) die erſte ächt wiſſenſchaftliche hebräiſche Grammatik lieferte, ſo blieb ſein und ſeiner Schule Streben doch deßhalb einſeitig, weil er Alles allein aus dem Arabiſchen herleiten wollte, ohne die anderen Dialekte gehörig zu berückſichtigen und dadurch häufig zu gezwungenen und ſelbſt geſchmackloſen Erklärungen geführt wurde. Von ſeinen Werken nennen wir noch ſeine ſchätzbaren „Origines

hebraeae" (1720—1737. 2 Voll. 2. Ed. 1761); außerdem die Commentare über Hiob (1737. 4.) und die „Proverbia" (1748. 4.), in denen ein reicher Schatz von Gelehrsamkeit sich gesammelt findet. 16.

Schultheiß oder Schulze, eigentlich Schuldheiß, lat. sculdarius, scultetus; franz. maire; engl. bailiff, mayor, ist eigentlich derjenige Beamte, welcher die Glieder einer Gemeinde zur Leistung ihrer Schuldigkeit antreiben soll, dann s. v. a. Gemeindevorsteher überhaupt. Man unterscheidet nach der Stellung den Stadtschultheiß von dem Dorfschultheiß und von letzterm wieder den Amtsschulzen, der für die landesherrlichen, und den Lehnschulzen, der für die gutsherrlichen Gerechtsame eingesetzt ist. 30.

Schultheß (Johannes), einer der rüstigsten Kämpfer für Licht und Wahrheit auf dem Gebiete der Religion, ward 1763 in Zürich geboren, studirte daselbst Theologie und Philologie und ward ebendaselbst zuerst Professor am Gymnasium, dann Chorherr am Münster und Lehrer an der theologischen Lehranstalt und nach Verwandlung derselben in eine Universität Professor der Theologie an derselben, wo er gegenwärtig noch kräftig wirkt. — S. gehört zu den Hauptstimmführern des theologischen Rationalismus, schlägt aber in sofern eine eigenthümliche Bahn ein, als er stets nur rein exegetisch verfährt und sich mit den durch historisch-grammatische Erklärung gewonnenen Resultaten begnügt, ohne sich auf eine innere Kritik derselben einzulassen, indem er das Gefundene unbedingt als christliche Wahrheit anerkannt wissen will, eine Ansicht, welche zwar in mancher Hinsicht als einseitig und befangen erscheint, aber auch die innige Verbindung seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seines großen Scharfsinns mit Mäßigung und wahrer Frömmigkeit beurkundet. Unter seinen zahlreichen Schriften nennen wir: „Der schweitzerische Schulfreund" (Zürich 1812—1813. 2 Thle.); „Exegetisch-theologische Forschungen" (Zürich 1815—1824. 3 Bde.); „Die evangelische Lehre vom heil. Abendmahle" (Leipz. 1824); „Revision des kirchlichen Lehrbegriffs" (Zürich 1823—1826) und die bis 1829 von ihm redigirten „Theologischen Annalen." 16.

Schulwesen. Schule (vom griech. σχολή, Muße von Berufsgeschäften, Erholung), lat. schola; franz. école; engl. school, ist im Allgemeinen jede Anstalt, in welcher irgend Etwas gelehrt wird, mag es die Anfangsgründe des menschlichen Wissens und Leistens oder die höchste Stufe menschlicher Kunst und Wissenschaft betreffen; dann aber auch die in einer einzelnen solchen Anstalt oder mehreren mit ihr gleichmäßig wirkenden stattfindende Behandlung des Lehrgegenstandes, so daß man in diesem Sinne von den verschiedenen Philosophen-, Maler-, Bildhauer-rc. Schulen redet. Hier ist nur von der ersten allgemeinern Art die Rede, als jeder Anstalt zur Entwickelung und Bildung menschlicher Anlagen und Kräfte von der ersten Bildungsfähigkeit der Jugend an bis zur umfassendsten Darstellung der gründlichsten Kenntnisse, von der Kleinkinderschule an bis zum akademischen Studium. Freilich wird daher der Gegenstand und der Zweck der einzelnen sich verschieden darstellen und verschiedene Arten bedingen; die Haupttendenz aller Schulen ist aber die Emporbildung der Menschen zu einer höhern Cultur, ihr Wesen muß folglich auf die Erziehung des Menschengeschlechts gerichtet sein und diese entweder mit dem Unterrichte verbinden oder letztern durch sie zu erreichen suchen. Ersteres ist Sache der Volksschulen, letzteres der Gelehrtenschulen. — Volksschule ist im Allgemeinen jede Anstalt, in welcher dem Volke die gesammte physische, intellectuelle, ästhetische, religös-moralische Bildung, welche jedem Erwachsenen in einem civilisirten Staate nothwendig ist, ertheilt werden soll; im engern Sinne dagegen diejenige Anstalt, welche der Gesammtmasse des Volks vom 6. bis zum 15. oder 17. Jahre die allgemeinen Kenntnisse und Geschicklichkeiten verschaffen soll, auf deren Grund andere höhere Schulen oder das Leben selbst weiter fortbaut. Sie umfaßt in den Städten die sogenannten Bürger-, Armen-, Frei- und Rathsschulen, auf

den Dörfern die Landschulen und zerfällt in die Elementarschule, die Mittelschule (niedere Realschule) und die Oberschule (höhere Realschule) oder (nach Harnisch) in Grundschulen (Elementar-, Primärschulen), Förderungsschulen (Mittel-, Secundärschulen) und Vollendungsschulen (Maturitätsschulen). Auf der Organisation so gestalteter Volksschulen beruht die religiös-sittliche Kraft eines ganzen Volks; sie sind der Nerv, das innerste Wesen desselben und die geringere oder größere Durchbildung zu solchem Ziele hat den wesentlichsten Einfluß auf Nationalbildung und ächten Volksgeist; doch können sie immer nur das Allgemeine berücksichtigen und es müssen außerhalb derselben für die gewöhnlichen Lebenszwecke noch besondere Institute eintreten, wie die Landwirthschafts-, Gewerb-, Handels-, Schifffahrts-, Militairschulen, Forst-, Bau- und Bergakademien ꝛc., welche die besonderen Gegenstände weiter ausführen. Während diese aber mehr eine volksthümliche Bildung gewähren und die materiellen Interessen, die eigene Tüchtigkeit zu irgend einem nützlichen Geschäfte berücksichtigen, bedarf der künftige Gelehrtenstand noch anderer Anstalten, welche nur das wissenschaftliche Interesse berücksichtigen und als Lyceen und Gymnasien für die Universität oder Akademie bilden. Mitten inne stehen die sogenannten lateinischen Schulen, welche die ersten Grundlagen zu dieser wissenschaftlichen Bildung legen und dem Gewerbsstande die ersten Begriffe derselben beibringen sollen. Zur Erreichung des Zweckes jeder Schule dient aber vor Allem ein fester Lehrplan, welcher sowohl die Wahl als den Umfang und die zweckmäßigste Folge der Lehrgegenstände bestimmt, aber nicht, wie in einigen allgemeinen Schulorganisationen und darauf gegründeten Normalschulen früher wirklich geschehen ist, alle Schulen nach einem einzigen Principe zu gestalten sucht, sondern nur leitende Ideen feststellt und die besondere Anwendung dem Talente und der Methode des einzelnen Lehrers überläßt. Daran schließt sich unmittelbar eine weise Vertheilung der besonderen Lectionen unter die Lehrer, welche man gewöhnlich nach einer zweifachen Norm in Fach- oder Classenlehrer theilt; eben so die Vertheilung der Schüler nach feststehenden Schulclassen oder nach getrennten Lectionsclassen. Über nichts sind aber die Ansichten getheilter, als über diese Unterscheidung, während sich in beider Weise die Einseitigkeit nicht verkennen läßt; denn wenn das Ordnen der Schüler nach Fähigkeiten in einzelnen Fächern die Einheit der Schule zerreißt, nach bestehenden Classen der Entwickelung der Einzelnen hinderlich entgegentritt; so stört die Vertheilung der Lehrer nach ihren besonderen Fächern das gehörige Zusammenwirken der einzelnen Disciplinen und hindert die Einrichtung der Classenlehrer, bei der Unmöglichkeit, daß der Einzelne in allen Lehrfächern hinlänglich bewandert sei, das Fortschreiten der Schüler. Es kommt dabei aber natürlich auf die Gattung der Schule selbst an, so daß für niedere Schulen mehr ein festes Classensystem, für höhere ein Fachsystem sich eignen möchte. Eine besondere Stelle verdient aber noch die Verbindung des Erziehungszwecks mit dem Unterrichte, oder mit anderen Worten die Schuldisciplin. Da nämlich religiöse, moralische Bildung der letzte Zweck jeder Schule sein muß, die Schule aber selbst ein Gemeinwesen bildet, worin Böses und Gutes leichter zum Vorschein kommen kann; so hat sie feststehende Gesetze, Ordnungen und Mittel zur Ausführung nöthig, um regelmäßigen Fleiß, Gewissenhaftigkeit und harmonische Thätigkeit in allen ihren Gliedern zu erwecken und zu erhalten. Die Schuldisciplin wird mehr durch sittliche Motive auf die jugendlichen Gemüther einwirken, durch Zeugnisse, Censuren, Degradationen ꝛc.; wo aber diese nicht mehr ausreichen, wird auch die Disciplin als Schulpolizei und Schulzucht ihre Strenge handhaben, um nicht durch Schlaffheit und unverantwortlichen Leichtsinn Schul- und Arbeitsscheu zu befördern und den Geist der ganzen Schule zu verderben. Dasselbe bewirken auch öftere Wiederholungen, Revisionen, Schulexamina und sorgfältige Schultabellen, wodurch die sogenannten Schulvisitationen unendlich erleichtert und begünstigt werden.

(Vergl. J. A. L. Hoffmann's „Praktisches Handbuch der deutschen Volksschulverfassung und des Schulrechts ꝛc.", Dresden 1832.) Soll nun überhaupt im Leben etwas gedeihen, so muß es nicht allein von Innen heraus genährt und gepflegt, sondern auch von Außen begünstigt und gefördert werden. Dieß gilt im vorzüglichen Maße von allen Schulanstalten. Ihre Erhaltung und fröhliches Aufblühen bedarf mit einem Worte einer Schulverfassung, wodurch ein wohlgeordnetes S. entsteht. Dazu ist es aber nicht genug, daß bei den einzelnen Schulen Directoren oder Rectoren unmittelbar eingreifen; es ist noch eine höhere Beaufsichtigung zur Begründung und Erhaltung der öffentlichen Schulen nothwendig. Am Meisten bedarf diese die Volksschule. Für die Landschulen gelten als obere Behörde der Landprediger und die geistlichen Inspectoren und Superintendenten; in den Stadtschulen die geistlichen Ephoren und der Magistrat, in höherer und höchster Instanz die Consistorien, Kirchen- und Schulräthe oder auch Schuldeputationen bei den Regierungen und das Ministerium für die Unterrichtsangelegenheiten oder des Cultus. Der Streit über die Emancipation der Schulen von Kirche und Staat ist dagegen höchst unnütz und verkehrt. Die Volksschulen sind in der christlichen Kirche und durch sie erwachsen und gehörten ihr auch unter den christlichen Völkern zu; — durch sie zieht sich das christlich-religiöse Element, so daß wir sie mit der Wurzel ausreißen würden, wollten wir sie von der Kirche trennen. Überdieß wird ja auch von Jedem, der ins Pfarramt tritt, jetzt eine genaue Kenntniß des Schulwesens verlangt und die Geistlichen betrachten das Schulamt, in welchem sie fleißig mitwirken, als Vorbereitung zu ihrem künftigen geistlichen Berufe. Erst wenn der geistliche Stand, wie es bei uns nicht zu erwarten steht, ganz in Verfall gerathen sollte, würde jene Trennung rathsam und nothwendig, dann aber würde auch das Ende alles Schulwesens gekommen sein. Kurz die Schule findet ihre beste Quelle und Pflegerin in der Kirche und ihren Vertretern, aber auch wiederum wurzelt die Kirche in einer christlich erzogenen Jugend, welche sie einst in ihre höhere Gemeinschaft aufnehmen soll. Eben so wenig darf sich die Schule als eine besondere Corporation im Staate darstellen wollen, denn sie hat ihre untergeordnete, temporäre Bestimmung erreicht, wenn sie das Vertrauen der Eltern und des Staates rechtfertigt und demselben brauchbare und tugendhafte Bürger zuführt und so das Bestehen des Staates selbst sichert und fördert. Durch weises, harmonisches Zusammenwirken des Staates und der Kirche erhalten also die Schulen eine feste Stellung, gelangen zu einer wohlthätigen Einheit, und bei aller Freiheit zu innerer organischer Fortbildung stehen sie in der nothwendigen Abhängigkeit und erstreben ohne Erschlaffung und Unterbrechung das eine hohe Ziel aller Veranstaltungen, die Erziehung des Menschengeschlechts, durch ein einziges Princip. Nur so geht allmählig das Volksleben aus der Idee der im Volke entwickelten Menschheit hervor und gewinnt seine wahre geistige Einheit von Innen heraus. (Vergl. Chr. D. Voß, „Versuch über die Erziehung für den Staat ꝛc.", 1799. 2 Thle.; Stephani's „System der öffentlichen Erziehung", 1805; Tr. Krug, „Der Staat und die Schule", Leipz. 1810; J. M. Solger, „Über das mögliche Leisten der Volksschule, die erforderliche Bildung ihrer Lehrer und das Verhältniß beider zu der Kirche und zum geistlichen Stande", 1823; Hüffell, „Der Staat, die Kirche und die Volksschule", 1823; F. G. Chr. Schwarz, „Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche", 1823. 2. Aufl. 1825; M. Ludwig, „Über das Losreißen der Schule von der Kirche", 1831.) — Das S. ist eigentlich erst ein Product der späteren Zeiten. Denn die Völker des Alterthums bildeten sich nur durch das Leben und ihre Schulanstalten in späteren Zeiten waren meist nur Privatanstalten Einzelner zu rein wissenschaftlichen Zwecken. Die Perser scheinen (nach Xenophon) den ersten Begriff von Volksschulen gehabt zu haben, während bei andern Völkern die Kinder meist im Hause durch Sklaven oder gar nicht unterrichtet wurden. Die Römer

kamen in ſpäterer Zeit der öffentlichen Erziehung immer näher, wie wir aus Quinctilian wiſſen, und unter Veſpaſian und Antoninus wurden in mehreren größeren Städten ſogenannte (öffentliche) Kaiſerſchulen errichtet. Erſt durch das Chriſtenthum aber ward auch ein neuer Geiſt in Bezug auf das S. rege. Die erſten Früchte des chriſtlichen Geiſtes waren in mehreren Metropolen die Katechetenſchulen (ſ. d. Art.). Auch die Kaiſerſchulen blühten immer mehr auf, beſonders in Gallien, Spanien und Italien; gegen das Ende der erſten Hälfte des V. Jahrh. aber verſchwanden ſie allmählig mit dem Sturze des Römerreichs zur Zeit der Völkerwanderung und bildeten den Übergang zu den Redner- und Rechtsſchulen, aus welchen ſpäterhin die Univerſitäten entſprangen. Glücklicherweiſe rettete ſich das chriſtliche Element aus dem fremdartigen Gemiſche, welches zu Alexandria, dem Mittelpunkte aller Religionen, durch eine eigene Philoſophie beigegeben war, zu Anfange des V. Jahrh. und als eine dürftige Fortſetzung jener erſchienen die Epiſkopal-, auch Kathedralſchulen genannt, welche mit der Errichtung der Bisthümer entſtanden. Sie waren wieder nur Lehranſtalten für den Klerus; aber bald erhoben ſich auch die Parochialſchulen, welche zuerſt 529 auf einem Concile kirchlich verordnet und ſpäter auch Trivialſchulen (nur das Trivium umfaſſend) genannt wurden, und die Kloſterſchulen (die erſte zu Tours in Frankreich) mit den Fortſchritten der Klöſter und Mönchsorden, unter denen die Benedictiner, ſpäter Auguſtiner, Franciscaner und Dominicaner die berühmteſten geworden ſind. Sie verbreiteten im Mittelalter lange ein reges geiſtiges Leben durch tüchtige Männer, welche ſich dem Mönchsſtande gewidmet hatten, und förderten auch zuerſt die Bildung des Volks. Die Kloſterſchulen zu Salzburg, St. Emmeran, Fulda, Hersfeld, Corvey, Ohrdruf, Fritzlar, St. Blaſien, Hirſchau, Tours, Rheims, Paris, Clermont, Canterbury, York, Weſtmünſter, Armagh, Cloghar u. a. blühten in einem höhern Grade, als ſie mit den Kathedralſchulen einen rühmlichen Wetteifer begannen. Doch hierarchiſcher Geiſt und ſcholaſtiſches Unweſen in denſelben ließen immer mehr eine Reform wünſchen. Die große Idee der Menſchenerziehung und Völkerbeglückung erwachte endlich in Karl dem Großen, welcher gleichzeitig mit Alfred von England das Volksſchulweſen verbeſſerte, Dorf- und Landſchulen gründete und als Oberaufſeher die Schulen ſehr oft ſelbſt beſuchte. Außerdem hatte er an ſeinem Hofe eine Akademie für Gelehrte und eine Hofſchule für den höhern Adel durch Alcuin geſtiftet, welche mit ſeinem unſteten Hofe umherwanderten. Auch die Frauen waren von dieſen Anſtalten nicht ausgeſchloſſen. Doch Zwietracht und Kraftloſigkeit unter ſeinen Söhnen und Nachfolgern ließen das angefangene Werk des reformirten Schulweſens bald wieder zerfallen in der neuen Verwirrung unter den Völkern. Auch das Emporblühen der Städte und des Ritterthums unter Heinrich dem Finkler im X. Jahrh. war von kurzer Dauer und die Herrlichkeit der aufſtrebenden Nation unter den Hohenſtaufen war nur ein neues Aufleben, dem ein baldiger Verfall folgte. Daher der untergeordnete Werth der Stifts- oder Domſchulen, welche nach Karl dem Großen vom IX. — XI. Jahrh. in St. Gallen, Metz, Osnabrück, Paderborn, Prüm, Trier, Mainz, Lorch, Reichenau, Lüttich, Utrecht, Hildesheim, Bremen ꝛc. blühten, und der biſchöflichen Seminarien an mehreren der genannten Orten u. a. Mehr noch wurde wiſſenſchaftliches Streben und Unterricht des Volks begünſtigt durch die Araber in Spanien, zu Cordova, Sevilla, Grenada und in Frankreich zu Lunel, aus welchen die Facultätsſchulen zu Salerno, Montpellier und Sevilla und die Rechtsſchulen zu Bologna und Lyon hervorgingen und welche endlich das Entſtehen der Univerſitäten im XII. und XIII. Jahrh. unter Kaiſer Friedrich I. veranlaßten. Im Ganzen aber wurden ſeit Karl dem Großen die Volksſchulen vernachläſſigt und das Mittelalter bezeichnet zugleich die tiefſte Unwiſſenheit des Volks, welches der Klerus in düſterm Wahne erhielt, je mehr die Kirche ſelbſt verfiel. Doch die Morgenröthe

der beſſern Zeit brach für die Volksſchulen an und verdrängte allmählig den ärgerlichen Zunftgeiſt der wandernden Schulmeiſter und Geſellen (fahrende Schüler, auch Bachanten genannt), welcher in den Stadt-, Raths- und Schreibeſchulen der ſpätern Zeit, die im XVI. Jahrh. auch lateiniſche Schulen hießen, entſtanden war. Auf eine beſſere Volksbildung und claſſiſches Studium wirkten vorzüglich wohlthätig ein: Geert Grote (Gerhardus Magnus) zu Deventer (geſt. 1384); Florens (Floris) Radwyn (geſt. 1400); Thomas Hammerken, auch Thomas a Kempis genannt (geſt. 1471); die Sechsmänner aus der Schule zu Deventer: Rudolph Agricola (geſt. 1485), Alex. Hegius, Rudolph v. Lange (geb. 1471), Herrmann v. d. Buſche (geſt. 1534), Antonius Liber, Moritz von Spiegelberg; Ludwig Dringenberg; Deſiderius Erasmus; Konrad Celtes; Joh. Kämmerer v. Dalberg; Bilibald Pirkhaimer; Joh. Reuchlin; Beatus Rhenanus; Joh. Sapidus; Jak. Wimpfeling; Simmler zu Pforzheim, Lehrer Melanchthon's; Petrus Moſellanus; der Engländer John Colet (geſt. 1519) und der Spanier Luis Vives (geſt. 1540). Von Luther endlich wurde die Verbeſſerung der Schulen, als das beſte Mittel, die Geiſtestyrannei abzuſchütteln, kräftig ins Werk geſetzt. Davon zeugen die Schulviſitation in Sachſen 1529, der kleine und große Katechismus und viele Gymnaſien und Lyceen, deren Einrichtung und Reorganiſation nun beginnt. Auch tüchtige Schulmänner traten außer den Reformatoren und nach ihrem Tode wieder auf: Joh. Sturm (geſt. 1589); Valentin Friedland, auch Trotzendorf benannt (geſt. 1556); Mich. Neander (geſt. 1595); Laurent. Rhodomann (geſt. 1606); Sebald Heyden (geſt. 1561); Joachim Camerarius (geſt. 1574); Helius Eobanus Heſſus (geſt. 1541); M. Antonius Muretus (geſt. 1585); Erasmus Schmidt; Taubmann; Petrus Ramus; Konrad Geßner; die beiden Scaliger; Dan. Heinſius; Claud. Salmaſius; Juſt. Lipſius; Iſ. Caſaubonus; Hugo Grotius u. A. Wenn auch die meiſten dieſer hochberühmten Männer zunächſt die claſſiſche Literatur in Deutſchland, Frankreich, den Niederlanden und anderen Ländern des Occidents zum Hauptgegenſtande ihres rühmlichen Strebens machten und dabei weniger bemüht waren die beſte Methode des Unterrichts aufzuſtellen, ſo brachen ſie doch der Reformation die Bahn und förderten dieſelbe am Meiſten, denn von ihnen ging ein beſſerer Geiſt in alle höheren und niederen Schulen über. Ja ſelbſt der Katholicismus, welcher durch ſtrenges Feſthalten an der ſtarren Form veralteter Dogmen die ſchärfſte Oppoſition bildete, war genöthigt, den beſſeren Schulen der Proteſtanten etwas Ähnliches in ſeinen Jeſuitenſchulen (Claudius Aquaviva, Stifter derſelben, ſtarb 1615) entgegenzuſtellen. Dieſe erhielten eine klöſterliche Lebensweiſe und waren theils Seminarien, Vorbereitungsorte für Ordensadſpiranten, theils Convictorien, Koſt- und Erziehungshäuſer, welche zur Aufnahme für alle Knaben ohne Unterſchied beſtimmt waren. Die beſten Köpfe, die gute Methode und die humane Behandlung der Schüler machten dieſe Anſtalten zu gefährlichen Nebenbuhlern der proteſtantiſchen, von denen ſie ſelbſt viele Zöglinge erhielten. Das polemiſche Gezänk in der proteſtantiſchen Kirche und Erſtarren derſelben in leerem Dogmatismus und ſchroffem Orthodoxismus, die Überreſte des Zunftgeiſtes in ihren Schulen und der dafür eingeriſſene rohe Pennalismus, überhaupt der ſonderbare Geiſt in den Schulen, welcher ſich in den Schulfeſten, lächerlichen Aufzügen und Mummereien dieſer Zeit abbildet und beſonders der Mangel an brauchbaren Lehrern in den Schulen, welche gewöhnlich den unwiſſendſten und unſittlichſten Subjecten anvertraut wurden, erleichterten aber noch mehr den Sieg der hierarchiſchen Partei, deren Organ die Jeſuitenſchulen waren. Gedenken wir noch des verheerenden 30jährigen Krieges, welcher die meiſten Schulen zerſtörte und ihrer dürftigen Mittel beraubte, ſo wird uns der auffallende Stillſtand der Schulen im XVII. Jahrh., deren fröhliche Saat im XVI. Jahrh. ſchon herrliche Früchte verſprach, nicht nur erklärlich, ſondern erſcheint uns ſogar nothwendig.

Digitized by Google

Glockenguß, der, soll das Metall, aus dem die Glocken gegossen werden, sein. Es besteht aus 78 Teilen Kupfer und 22 Teilen Zinn. Der Glockenguß ist eine Kunst für sich, die nur wenige Gießereien ausüben. Die Glocken werden in Lehmformen gegossen, die in einer Grube stehen. Die Form besteht aus dem Kern, der die innere Gestalt der Glocke hat, und dem Mantel, der die äußere Gestalt der Glocke hat. Zwischen Kern und Mantel ist ein Hohlraum, der die Dicke der Glocke hat. Der Kern wird auf einem Gerüst aufgebaut, das Gerüst mit Lehm umkleidet und dann mit Stroh umwickelt. Darauf kommt der Mantel, der aus mehreren Teilen besteht. Die Teile werden nacheinander aufgebaut und getrocknet. Dann wird der Kern herausgenommen, und der Mantel wird wieder aufgesetzt. Nun wird das Metall in einem Schmelzofen geschmolzen und durch Rinnen in den Hohlraum zwischen Kern und Mantel gegossen. Nach dem Erkalten wird die Form zerschlagen, und die Glocke wird herausgenommen. Sie wird dann gereinigt und poliert. Zuletzt wird sie mit dem Klöppel angeschlagen, und ihr Ton wird geprüft. Wenn sie nicht rein klingt, muß sie nochmals gegossen werden. Die Glocken werden in Türmen aufgehängt. Sie hängen an Balken, die Joche heißen. Die Joche ruhen auf Stühlen. Die Glocken werden mit Seilen oder Ketten geläutet. Sie können auch durch Elektrizität geläutet werden.

Glockenton, der, ist der Ton, den eine Glocke beim Anschlagen gibt. Jede Glocke hat einen Hauptton, der ihr Schlagton heißt. Außerdem hat sie noch mehrere Nebentöne. Diese Nebentöne sind Oktave, Quinte, Terz und Prime. Sie sind nicht immer alle vorhanden. Wenn sie vorhanden sind, klingt die Glocke rein. Wenn sie nicht vorhanden sind, klingt die Glocke unrein. Die Nebentöne sind nicht immer gleich stark. Wenn sie gleich stark sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich stark sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich lang. Wenn sie gleich lang sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich lang sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich hoch. Wenn sie gleich hoch sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich hoch sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich tief. Wenn sie gleich tief sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich tief sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich laut. Wenn sie gleich laut sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich laut sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich schnell. Wenn sie gleich schnell sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich schnell sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich langsam. Wenn sie gleich langsam sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich langsam sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich groß. Wenn sie gleich groß sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich groß sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich klein. Wenn sie gleich klein sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich klein sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich dick. Wenn sie gleich dick sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich dick sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich dünn. Wenn sie gleich dünn sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich dünn sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich schwer. Wenn sie gleich schwer sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich schwer sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich leicht. Wenn sie gleich leicht sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich leicht sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich hart. Wenn sie gleich hart sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich hart sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich weich. Wenn sie gleich weich sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich weich sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich rund. Wenn sie gleich rund sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich rund sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich eckig. Wenn sie gleich eckig sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich eckig sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich spitz. Wenn sie gleich spitz sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich spitz sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich stumpf. Wenn sie gleich stumpf sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich stumpf sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich scharf. Wenn sie gleich scharf sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich scharf sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich glatt. Wenn sie gleich glatt sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich glatt sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich rauh. Wenn sie gleich rauh sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich rauh sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich weich. Wenn sie gleich weich sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich weich sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich hart. Wenn sie gleich hart sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich hart sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich rund. Wenn sie gleich rund sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich rund sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich eckig. Wenn sie gleich eckig sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich eckig sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich spitz. Wenn sie gleich spitz sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich spitz sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich stumpf. Wenn sie gleich stumpf sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich stumpf sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich scharf. Wenn sie gleich scharf sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich scharf sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich glatt. Wenn sie gleich glatt sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich glatt sind, klingt die Glocke schlecht. Die Nebentöne sind nicht immer gleich rauh. Wenn sie gleich rauh sind, klingt die Glocke gut. Wenn sie ungleich rauh sind, klingt die Glocke schlecht.

Im Jahre 1819 hatte Preußen 20080 Volksschulen mit 21695 Lehrern und schon 1831 22612 Volksschulen und 27749 Lehrer. — Auch in Baiern wurde schon seit 1806 das Volksschulwesen zum Hauptaugenmerk der Staatsbehörde gemacht. So wurde dem Volksschulwesen ein wichtiger Zuschuß von fast ½ Mill. Fl. und jeder der drei Universitäten eine nicht geringe Erhöhung ihres Etats gegeben, und auch die Seminarien äußerlich begünstigt; obgleich die verschiedenen Elemente des Volkslebens, divergirende Ansichten, schwankende Principien bei mehreren Gelegenheiten eingewirkt haben. Ob namentlich durch die Wiederaufnahme der Klöster und deren Wirksamkeit für Jugenderziehung (zuletzt die weibliche Industrie-, Bewahr- und Erziehungsanstalt im Frauenkloster zu Oberschönefeld) ersprießlich sein wird, bleibt dahingestellt; für jetzt läßt wenigstens die rastlose Thätigkeit eines Stephani, Graser, Pöhlmann u. A. viel Gutes hoffen. (Vergl. Fr. Thiersch, „Geschichte des baierischen Schulplans von 1829 und seine Revision von 1830", Stuttg. 1830). — Baden und Würtemberg sind lange durch gute Anstalten ausgezeichnet. Besonders hat es sich hier bewiesen, wie viel die Geistlichkeit, wenn sie fleißig in den Schulen mitarbeitet, zur Blüthe des Volksschulwesens beitragen kann. Die „Freimüthigen Jahrbücher der allgemeinen deutschen Volksschulen" geben eine genauere Darstellung des Geistes und Wesens der Volksschulen in Würtemberg, welche vorzüglich durch Zeller, Denzel und Weckherlin würdige Vertreter gefunden haben. In Baden wirkt besonders von Heidelberg aus der Veteran aller deutschen Pädagogen, der Kirchenrath Dr. Schwarz, als hochgefeierter Lehrer und Schriftsteller auf das gesammte Deutschland segensreich ein, wie noch in der neuesten Zeit durch eine geistvolle Rede: „Über Nationalbildung" (Leipz. 1834). — Das Königreich Sachsen, schon zur Zeit der Reformation der Herd der heiligen Flamme der Wissenschaft, nahm von früher Zeit an eine hohe Stelle ein durch seine Fürstenschulen, so wie durch zeitgemäße Schulordnungen und Verbesserungen im Volksschulwesen. Vorzügliches versprach die Gründung von Seminarien und Bürgerschulen, in welchen vor Allen Dinter und J. F. A. Krug hochbegeistert wirkten. Dessenungeachtet schien die Volksschule nicht im Fortschritt begriffen zu sein, als man bei den neuesten Bewegungen der Zeit auch eine bessere Stellung der Volksschullehrer erstrebte. Als Folge davon ist es anzusehen, daß das Volksschulwesen von Neuem organisirt wurde und nach dem neuen Schulgesetze vom 6. Juni 1835 Commissionen zur Prüfung der Schullehrercandidaten niedergesetzt wurden und Schulräthe das Wohl der Volksschulen fördern. Auch sind überhaupt seit 1828 eine Menge Anstalten für alle Zweige des Unterrichts verbessert worden oder erst entstanden, welche diesem Volke seinen alten Ruhm sichern werden. (Vgl. Schulze, „Das Volksschulwesen in den königlich sächsischen Landen, von seiner mangelhaftesten und hülfsbedürftigsten Seite dargestellt", Leipz. 1833.) — Auch in Gotha, durch Löffler, Bretschneider, in Weimar durch den geheimen Rath Schweitzer, Herder, Röhr, Schwabe (st. 1834) und Gräfe, so wie in Altenburg durch Demme und den kurzen Aufenthalt Großmann's ist viel Gutes im Schulwesen durch allmählige Verbesserungen gestiftet worden, wiewohl auch hier noch Manches fester begründet werden muß. — In den übrigen kleinen deutschen Fürstenthümern ist ein reges Streben für Verbesserung der Volksschulen ebenfalls nicht zu verkennen. Coburg hat eine vorzügliche Gelehrtenschule; Schwarzburg-Rudolstadt zeichnet sich durch eine neue treffliche Schuleinrichtung aus, welche ihm durch Zeh gegeben ward; Nassau und Hessen-Darmstadt, letzteres vorzüglich durch Zimmermann (st. 1832), erndte. schon herrliche Früchte von den längst eingeführten guten Schulinstitutionen; eben so hat Churhessen rühmliches Bestreben gezeigt für den Flor der Schulen, den es mehr durch kräftige Organisation von Seiten des Staats, als der Kirche zu beleben gesucht hat, nur mangelt es immer an den umsichtigsten Schulmännern in den Regierungscommissionen. — Braunschweig und Hano-

Digitized by Google

ver konnten trotz der Verbeſſerung der Gymnaſien und Einrichtung von Schullehrerſeminarien ſeit dem XVIII. Jahrh. nur langſam fortſchreiten; doch der Oberſchulrath Kohlrauſch in letzterem Staate organiſirte in der neueſten Zeit die Gelehrten- und die Volksſchulen beſſer und erregt allgemeine Hoffnungen. — In Öſtreich war, wie in allen katholiſchen Ländern, der Unterricht der Geiſtlichkeit und den Klöſtern (Piariſten, Urſulinerinnen, Benedictinern) überlaſſen, als unter Maria Thereſia und Joſeph II. Normal- oder Muſterſchulen errichtet wurden und man dem großen Mangel an brauchbaren Lehrern, welcher nach Aufhebung des Jeſuitenordens (1773) eintrat, in biſchöflichen Seminarien und auf Univerſitäten entgegenzuwirken ſuchte; und wenn das Volksſchulweſen auch jetzt nicht im raſchen Fortſchreiten begriffen iſt, ſo wird doch auch nicht von Fehlgriffen und Rückſchritten in demſelben berichtet. Die nur etwas zu militairiſchen Normalſchulen (beſonders von dem Abte Ignatius von Felbiger, und in Böhmen durch den Dechanten Ferd. Kindermann, mit dem Ehrennamen von Schulſtein, auf die Volks- und Induſtrieſchulen angewandt) wurden auch in den übrigen katholiſchen Staaten Deutſchlands, namentlich in Galizien, Ungarn, Toscana (durch Leopold), in den Städten Würzburg, Bamberg, Salzburg, Mainz (durch den Churfürſten Emmerich Joſeph) und Münſter (durch Freiherrn von Fürſtenberg) eingeführt. — Auch das Ausland erkennt der deutſchen Kraft im Schulweſen den Primat zu. Wie in Frankreich einſt Cuvier und Noël nach einer Reviſionsreiſe die holländiſchen Schulen als Muſter aufſtellten, ſo iſt 1831 durch daſſelbe Deutſchland und beſonders Preußen als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel im Unterrichtsweſen anerkannt worden. Die Decrete unter Napoleon, die Verbeſſerung der Schulen betreffend, die polytechniſche Schule zu Paris, einige Militair-, Gewerbe- und Töchterſchulen, die Errichtung der kaiſerlichen Univerſität als Centralbehörde des Schulweſens, ſo wie die Secondär- (Bürger-) und Primär- (Dorf-) Schulen gingen um ſo mehr ſpurlos vorüber, als ſie nur in militairiſchem Charakter kriegeriſchen und ſtaatsökonomiſchen Zwecken dienen ſollten, nur die Mathematik und die Naturwiſſenſchaften begünſtigten und der Religionsunterricht durch den engherzigen Katechismus des Kaiſerreichs (von 1806) beſchränkt ward. Unter den Bourbons wurde die Normalſchule (école normale) für höhere Schulen durch den Miniſter Corbière 1822 aufgehoben und Normalſchulen (écoles normales partielles) vorgeſchlagen. Bei dieſen fruchtloſen Vorſchlägen blieb es von 1822—1826, als Frayſſinous die Vorbereitungsſchule (école préparatoire) gründete, und Vatismenil die école normale wieder ins Leben rufen wollte. Noch ſchlechter war nun das Volksſchulweſen beſtellt; es lag ganz darnieder. Im Jahre 1829 waren 5 Millionen Kinder ohne Unterricht, in Nordfrankreich hatten 4500 Gemeinden gar keine Schulen und in Südfrankreich 10000. Doch auch da, wo noch Schulen waren, wurde eine große Sittenverderbniß die Quelle unzähliger Verbrechen; denn der Einfluß der Jeſuiten und der Frères ignorantains vereitelte unter Karl X. die Bemühungen hellſehender Männer und des Miniſterium Martignac. Erſt unter Ludwig Philipp, der es erkannte, daß des Landes wahres Wohl nur auf ächter Volksbildung beruhe, betrat der gelehrte proteſtantiſche Unterrichtsminiſter Guizot den beſſeren Weg und ſuchte durch den eben ſo gelehrten als freiſinnigen Staatsrath und Pair von Frankreich, Couſin, ein beſſeres Volksſchulweſen auf franzöſiſchen Boden zu verpflanzen Im Jahre 1832 wurden wenigſtens ſchon 494108 Fr. zur äußern Ausſtattung von Schulen verwendet und die Normalſchulen waren von 13 bis zu 47 angewachſen, und im Ganzen 4055 Schulen und 231365 Zöglinge mehr als im Jahre 1829. (Vergl. W. Kruſe, „Vergleichende Betrachtungen über das franzöſiſche Schulweſen", 1832; Kröger, „Bericht des Herrn Couſin", 1832; Derſelbe, „Über das neue franzöſiſche Geſetz, das Unterrichtsweſen betreffend", Altona 1834; „Recueil de lois et reglemens concernant l'instruction publique",

Par. 8 Voll.) — Holland, das schon lange durch eine Menge berühmter Philologen und gelehrte Schulen classisches Studium verbreitete, sorgte nicht minder unter einer weisen Regierung für allgemeine Volksbildung; im Jahre 1829 kamen ungefähr auf eine Volksmenge von 6 Millionen 653000 Schüler. Das Meiste geschah wohl durch die seit 1784 (durch F. Nieu-ven-Huysen) vereinigte Gesellschaft zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, und später durch Männer, wie Vander-Ende, Palm, Prinzen ꝛc. Allein die Bewahr- oder Spielschulen, welche hier schon vor 1770 und später namentlich zu Haag, Utrecht und Brüssel (1828) erwähnt werden, verdanken besonders seit 1827 ihre allgemeinere Wirksamkeit dem weisen und preiswürdigen Könige Wilhelm, der sein Volk schon zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß die gewichtige Stimme eines deutschen Pädagogen die deutschen Volksschulen von diesen fast überflügelt nennt. Herrliche Früchte hat solches Streben bei dem sittlich erstarkten Volke schon getragen. Wesentlichen Nutzen stiftete auch seit 1825 die gesetzliche Übergabe aller Schulen an den Staat als letzte Instanz und ein treffliches Schullehrerseminar zu Haarlem. — Auch das neue Königreich Belgien hat ähnliche Einrichtungen wie Holland, hat aber seit der Trennung von demselben nichts Neues hinzugesetzt, außer daß es alles Heil von dem Klerus erwartet. — In der Schweitz, der selbst Deutschland eine tiefere Auffassung und Begründung der Erziehungsidee verdankt, sind die Männer Pestalozzi (st. 1827), von Wessenberg, Niederer, H. Zschokke, Krüsi u. A. bedeutungsvolle Namen für die Geschichte der Volksschulenverbesserung, und wenn die kirchlichen und politischen Irrungen und Differenzen derselben nicht hinderlich wären, so würden die trefflichen Schullehrerseminarien, Schullehrerschulen, Bewahranstalten, die berühmten Institute eines Fellenberg (zu Hofwyl und im Canton Glarus) u. A. Außerordentliches geleistet haben. — Italien, Spanien und Portugal sind noch immer das unglückliche Trifolium, wo die Geistestyrannei der Jesuiten und des Klerus die Sonne der Menschenveredlung und Völkerbeglückung nicht leuchten läßt. Die kurze Blüthe Toscanas unter Leopold vernichtete die französische Revolution und kein Staat Italiens ist wieder in seine Fußtapfen getreten. Was auch für Spanien unter Karl III. Rühmliches für Gelehrten- und Volksschulen durch mehrere Gesellschaften, Klöster und Privatinstitute geschah und zu welchen Hoffnungen uns auch die Zunahme der Elementarschulen seit 1800, worin im Jahre 1831 368000 Knaben und 119000 Mädchen unterrichtet wurden, berechtigte, die neuesten Gährungen haben Alles vereitelt und der glücklichen Zeit für das Volksschulwesen muß erst die Gebut eines neuen Volkes vorhergehen. Auch in Portugal liegt das Schulwesen ganz, wenn auch im Jahre 1823 noch 870 Schulen erwähnt werden. — In England herrscht unsägliches Elend, weil es an christlicher Volkserziehung mangelt. Die Societätsschulen, die Educationscommittee, die british and foreign school-society, die national school-society und Privatgesellschaften (institutions) konnten dem großen Sittenverderben (selbst Kinder von 11 und 12 Jahren wurden zum Tode verurtheilt) nicht steuern. Aus der großen Schule des Lebens sind zwar große Charaktere hervorgegangen, aber das arme Volk, an Leib und Seele verwahrlost, drückt das Joch reicher Fabrikherren nieder. In der Hauptstadt selbst sollen 150000 Kinder wild aufwachsen und manche Dörfer mit 2000 Einwohnern noch keine Schule haben. Darum freut sich der Menschenfreund, daß endlich von Staatswegen (seit 1833) für gute Volksschulen gesorgt werden soll, welche die dort zahlreichen Behelfschulen (von Bell und Lancaster) entbehrlich machen werden, die seit den fruchtlosen Bestrebungen eines Bacon und Comenius die einzige Hülfe gewesen sind. Möchten endlich die Streitigkeiten der Dissenters, der bischöflichen Kirche und der Katholiken nicht wieder störend einwirken und die rühmlichen Bestrebungen des Lordkanzlers Brougham, Jos. Wilson's, Marquis von Lansdown's, Baring's, Bowring's, Wilberforce's, Owen's u. A. für Klein-

kinderschulen (infant-schools) und von Rob. Raikes und dem Prediger Stock u. A. für Sonntagsschulen eben so eifrige Förderer des Volksschulwesens finden, zu deren Einrichtung und Verbesserung Lord Brougham einen Plan dem Unterhause übergab. — Auch in Schottland und Irland steht es mit dem Schulwesen nicht besser. Wenn auch in den 3500 Schulen Schottlands 176000 Kinder und in Irland (1820) in 8000 Schulen 400000 Kinder unterrichtet werden und außerdem eine Menge Sonntagsschulen und Unterrichtsanstalten einzelner Fabriken (die von Owen zu New-Lanark) thätig, den Katholiken öffentliche Schulen gestattet sind, eine Schulengesellschaft (durch Thaddäus Conellan) seit 1823 in Irland besteht und der Unterricht in der Landessprache freigegeben ist, so ist doch die Immoralität in diesen Ländern auf das Höchste gestiegen. — Schweden hat seit des Kanzlers Oxenstierna rühmlichem Eifer für Volksschulen (z. B. durch Ratich und Comenius) erst seit 1820 durch eine neue Schulordnung lebhaftes Interesse dafür erweckt. Schifffahrtsschulen, Gymnasien und besonders seit 1829 an 1000 Behelfschulen sind ein Beweis, daß auch noch große Mängel die Vorzüge seiner Schulanstalten verdunkeln und tüchtige Schulmänner (namentlich der Bischof Tegnér) lassen für dieses kräftige Volk viel Gutes hoffen. — Auch in dem jetzt mit Schweden verbundenen Norwegen hat die Regierung vorzüglich seit 1827 sich der Volkserziehung väterlich angenommen. Seminarien bilden tüchtige Lehrer, die Herren größerer Fabriken haben für den Unterricht der Kinder ihrer Arbeiter zu sorgen und die Geistlichkeit führt strenge Aufsicht über die 55 städtischen Volksschulen, 183 feste und 1610 Wandelschulen, so viel man im Jahre 1833 zählte. — In Dänemark, dessen weise Regierung auch das S. in Island und seinen ost- und westindischen Colonien trefflich fördert, stiftet ein wohlgeordnetes S. (besonders seit 1814) schon lange den reichsten Segen. Militairschulen, Seminarien (z. B. zu Kopenhagen, Kiel) und seit 1822—1829 an 2500 Behelfschulen (hier verbesserte Lancasterschulen), mit denen Gymnastik verbunden ist, verdienen eine rühmliche Auszeichnung. (Vergl. Zerrenner, „Über das Wesen und den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung", Magdeb. 1832). — Was in Rußland Wladimir der Große ausschließlich für Geistliche und Aristokratensöhne gethan hatte, erweiterte Iwan Wasiljewitsch und reorganisirte Peter der Große (vorzüglich für das Militair); aber erst Alexander I. erwarb sich das hohe Verdienst, in das S. mehr Ordnung und Einheit zu bringen durch die Errichtung von Kreis- (Gymnasien), Bezirks- (Bürger-) und Parochial- (Land-) Schulen. Auch die Lancasterschulen fanden dort eine günstige Aufnahme. Doch das Meiste geschieht jetzt unter dem hochherzigen Nikolaus I., welcher mit großen Summen tüchtige Männer herbeizieht und frühere und neuerrichtete Anstalten glänzend ausstattet, um durch fortschreitende Civilisation diesem Volke eine wohlverstandene Freiheit und einen glücklichen Mittelstand, den es bis jetzt ganz entbehrte, zu geben. Dieß bezweckt auch das pädagogische Centralinstitut (seit 1829) zur Bildung der Lehrer. (Vergl. „Dorpater Jahrbücher" vom Jahre 1833 ff.). — Daß auch in Polen eine vollständig organisirte Schulverfassung vermißt wird, kann man aus dem politischen Treiben und der Zerrissenheit dieses Volkes nicht anders erwarten. Etwas Besseres darf man bald hoffen. — Auch das neugeborene griechische Volk sieht unter dem milden und weisen Könige Otto I. dem baldigen Erwachen eines besseren Volksgeistes durch ein allgemeines wohlgeordnetes S. entgegen. Nach den edlen Bemühungen des Lord Guilford und Minister Schkinner zählte man im Jahre 1828 schon 92 Schulen mit 2300 Schülern, unter denen selbst Männer von 30 Jahren waren, und 1831 waren sie schon zu 125 Schulen mit 10000 Schülern angewachsen und nehmen immer mehr zu. Außerdem sind noch viele Privatlehranstalten thätig. Die Elementarschulen sind meist nach der Methode des gegenseitigen Unterrichts eingerichtet und noch sehr mangelhaft. Vorzüglich fehlt es hier noch an guten Lehrern, welchem Mangel die

Normalschule neben der Centralschule zu Ägina begegnen soll. Doch die Vorfälle bei der letzteren verrathen auch überhaupt eine Einseitigkeit des öffentlichen Unterrichts. — Asien und Afrika stehen fast auf einer und derselben Stufe. In der Türkei sorgt der Despotismus und Islamismus nur für den Unterricht von Interpreten des Koran und Staatsdienern; in Ägypten außer einigen Volksschulen, den christlich-koptischen, und einer seit 1820 errichteten gelehrten Schule zu Bulak hofft man Verbesserung durch mehrere Zöglinge, welche in Paris gebildet werden; eben so wird auch in einigen Schulen in Abyssinien das Volk nur zur äußeren Haltung bei einigen Gebeten, die sie auswendig lernen, abgerichtet. Japan und China hatten vielleicht viel früher, als in allen übrigen Theilen der Erde, auf Staatskosten unterhaltene Schulen, aber sie trugen zur freien geistigen Bildung der Nation nichts bei und waren nur für die Vornehmeren besser eingerichtet und berechnet. Es gibt niedere Schulen, Volksschulen und Adels- oder Gelehrtenschulen in China und seit einigen Jahrhunderten ist der Einfluß der Europäer auf ihr erstarrtes geistiges Leben größer geworden. Nur Ostindien zeichnet sich vor allen diesen Staaten aus durch den großen Eifer der Missionaire und einige Seminarien der Hindus und mehrere weibliche Unterrichtsanstalten. Auch die Dänen haben dort die Behelfschulen eingeführt. — In Amerika hat sich das Missionswerk mit großem Segen für die Schulen verbreitet, um so mehr da sich das Volksleben dort freier entwickelt. Eben so wie sich der Staat in die Angelegenheiten der verschiedenen Glaubensparteien nicht mischt, wiewohl er die Kirche kräftig schützt und begünstigt, so ist doch die fördernde Sorgfalt desselben für die Erziehungsanstalten ein Glanzpunkt in den Instituten der amerikanischen Staaten. Diese werden gesetzlich durch gemeinschaftliche Beiträge, die Einzelnen mögen Familienväter sein oder nicht, unterhalten und man bringt in manchen Staaten noch größere Opfer, als das Gesetz fordert, und in den föderirten werden von der Regierung beträchtliche Ländereien zum Schulfonds geschlagen. Es herrscht überhaupt ein allgemeines und lebhaftes Interesse für Volkserziehung, so daß es nicht zu den Seltenheiten gehört, wenn sich Männer aus der niedrigsten Armuth und Dunkelheit zu den höchsten Ehrenstellen erheben. Auch die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird nicht versäumt, wiewohl man die niederen Stände weniger berücksichtigt und die höheren in besonderen Instituten den Anstrich einer fast zu gelehrten Bildung erhalten. Außerdem sind noch für die höheren Studien Akademien und Collegien eröffnet, welche freilich den Volksschulen quantitativ und qualitativ bei Weitem nachstehen. Doch findet unter den einzelnen Staaten ein großer Unterschied im Schulwesen statt, namentlich hat Nordamerika, wo Corwell und Dwight in Schriften kräftig auftraten, einen großen Vorsprung vor Südamerika. — Aus der reichhaltigen pädagogischen Literatur mögen hier noch zum Schlusse die vorzüglichsten Schriften, das Volksschulwesen betreffend, stehen: H. A. Niemeyer, „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" (8. Aufl. 1827); F. G. Chr. Schwarz, „Erziehungslehre" (Leipz. 3 Bde. 4 Abtheil. 2. Aufl. 1829); Derselbe, „Die Schulen, die verschiedenen Arten derselben, ihre inneren und äußeren Verhältnisse und ihre Bestimmung im Entwickelungsgange der Menschheit" (Leipz. 1832); Fr. Cramer, „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume" (Elberfeld 1832. 1. B.); Wilh. Harnisch, „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen, den Vorstehern, Aufsehern, Lehrern bei den Volksschulen gewidmet" (Berl. 1829. 2. Aufl.); A. Hartung, „Lehrbuch für die Volksschulen" (1831); Derselbe, „Das deutsche Volkserziehungsbuch oder theoretisch-praktisches Handbuch ꝛc." (Quedlinb. 1831); B. G. Denzel, „Die Volksschule" (Eßlingen 1817); Derselbe, „Einleitung in die Elementarschulkunde und Schulpraxis für Lehrer in deutschen Elementarschulen" (Stuttg. 1817—1828. 3 Thle. 3. Aufl.); C. Chr. G. Zerrenner, „Grundsätze der Schulerziehung, Schulkunde und der Unterrichtswissenschaft" (Magdeb.

Digitized by Google

1827); Graſer, „Die Elementarſchule" (2 Th. 1827); Hänhart, „Lehrbuch der Volksſchulkunde (1827); Overberg, „Sämmtliche Schriften für Schulen" (1829); J. Chr. W. Kühnau, „Über die Erforderniſſe einer Schule, wenn ſie eine wahre Elementarſchule ſein ſoll" (1811); Fr. A. Hoffmann, „Weſen und Wirken der Elementarſchule" (Hamb. 1828); M. A. Ries, „Das Elementarſchulweſen und die Volksbildung als Angelegenheit aller Stände (1832); Stephani, „Nachweiſung, wie unſere bisherige unvernünftige und zum Theil barbariſche Schulzucht ꝛc." (1827); J. H. Campe, „Allgemeine Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens ꝛc." (Deſſau 1785—1791); Natorp, „Kleine Schulbibliothek" (N. A. 1820); Gräfe, „Jahrbüchlein der deutſchen pädagog. Literatur" (1826); „Freimüthige Jahrbücher für die deutſchen Volksſchulen"; Ch. G. Zerrenner, „Deutſcher Schulfreund" (Erf. u. Berl. v. 1791—1818. 56 Bde.). 84.

Schulz (Johann Abram Peter), ein verdienſtvoller deutſcher Componiſt und Theoretiker, geboren 1747 zu Lüneburg, ging wieder den Willen ſeiner Eltern nach Berlin zu Kirnberger, unter deſſen Leitung er treffliche muſikaliſche Studien machte, bereiſte dann ſeit 1768 Frankreich und Italien und hielt ſich nach ſeiner Rückkehr ſeit 1773 wieder zu Berlin auf theils mit Componiren, theils mit Bearbeitung von Artikeln für Sulzer's „Theorie" beſchäftigt. Im Jahre 1780 ward er vom Prinzen Heinrich als Kapellmeiſter nach Rheinsberg berufen und 1787 folgte er einem Rufe als Kapellmeiſter nach Kopenhagen. Von hier aus zog er ſich nach mehrjähriger Amtsführung nach Schwedt zurück und ſtarb hier im Jahre 1800. Außer einigen höchſt gelungenen Opern (z. B. „Aline") und mehreren anderen Geſangsſachen, Chören ꝛc. ſind beſonders ſeine Arien und Lieder mit verdientem Beifalle aufgenommen worden und manche derſelben wie „Am Rhein, am Rhein ꝛc." in den Mund des Volks übergegangen. Zu bemerken ſind vorzüglich noch ſeine „Geſänge am Clavier"; „Uz's lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts"; „Religiöſe Oden und Lieder" und „Lieder im Volkston". 36.

Schulz (Joachim Chriſtoph Friedrich), ein rühmlich bekannter deutſcher Romanſchriftſteller, wurde 1762 zu Magdeburg geboren, erhielt durch ſeinen Vater eine ſehr claſſiſche Erziehung, beſuchte nach zurückgelegten Schuljahren die Univerſität Halle, wo er ſich beſonders durch den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, in der er ausgezeichnete Fertigkeit beſaß, ſeinen Unterhalt erwarb, verließ aber ſchon nach anderthalb Jahren die Univerſität und begab ſich 1780 nach Dresden, um hier Schauſpieler zu werden. Als ihm aber dieß nicht gelang, beſchäftigte er ſich mit literariſchen Arbeiten und gab ſeinen „Karl Treumann und Wilhelmine Roſenfeld" (Leipz. 1785), den „Ferdinand von Löwenhain" (Leipz. 1781. 2 Bde.), den „Fritz oder die Geſchichte eines Belletriſten" (Altenb. 1783. 2 Bde.) und einige andere Schriften heraus. Hierauf lebte er als Privatgelehrter abwechſelnd in Wien, Berlin und Weimar und ſchrieb, nachdem er einige Jahre in Paris zugebracht hatte, die „Geſchichte der großen Revolution in Frankreich" (Berl. 1790), ein treues und unparteiiſches Gemälde jener Zeit und „Paris und die Pariſer" (Berl. 1790. 1. Bd.); auch fanden die beiden Kinderromane „Moritz" (Weimar 1792. 3. Aufl.) und „Leopoldine" (Leipz. 1791) eine ſehr günſtige Aufnahme. Nachdem er 1791 vom Herzoge von Weimar den Titel eines Raths erhalten hatte, folgte er noch in demſelben Jahre einem Rufe als Profeſſor der Geſchichte an das Gymnaſium zu Mitau und wohnte 1791 als Abgeordneter des Bürgerſtandes von Kurland dem Reichstage zu Warſchau bei, wo er ſehr kräftig als Vertreter jenes Standes auftrat, ſich aber dadurch den Adel zum Feinde machte. Nachdem er ſeine Beobachtungen während des Aufenthalts in Polen unter dem Titel: „Reiſe eines Liefländers durch Polen" (Berl. 1797) bekannt gemacht hatte, unternahm er 1793 eine Reiſe nach Italien, kehrte im folgenden Jahre nach Deutſchland zurück, hielt ſich hierauf bald in Wien und Berlin, bald in Jena und

Weimar auf, ging 1795 wieder nach Mietau und ſtarb daſelbſt im October 1798 in Geiſteszerrüttung. Als Romanſchriftſteller zeichnet ſich S. durch angenehme und leichte Darſtellung, treue Charakterzeichnung und lebhafte Phantaſie aus. Vergl. „Kleine proſaiſche Schriften" (Berl. 1788. 5 Bde.) und die „Kleinen Romane" (Leipz. 1788). 81.

Schulz (David), einer der ausgezeichnetſten gelehrten Theologen unſerer Zeit, wurde am 29. Nov. 1779 zu Pürben, einem Dorfe bei Freiſtadt in Niederſchleſien, von unbemittelten Eltern geboren, welcher Umſtand bewirkte, daß er erſt in ſeinem 22. Lebensjahre, wo er zuerſt das Griechiſche zu erlernen begann, ſeinen Lieblingswunſch, zu ſtudiren, ausführen konnte. Durch den angeſtrengteſten Fleiß brachte er es dahin, daß er, nachdem er zwei Jahre lang das Eliſabethsgymnaſium zu Breslau beſucht hatte, zu Oſtern 1803 die Univerſität Halle beziehen konnte. Nach dreijährigem Studium habilitirte er ſich 1806 als Docent in der philoſophiſchen Facultät und nach Aufhebung der Univerſität 1807 in Leipzig, kehrte aber ſchon 1808 nach Wiederherſtellung der Univerſität nach Halle zurück, ward 1809 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Theologie, nahm aber noch in demſelben Jahre einen Ruf nach Frankfurt an der Oder an Steinbart's Stelle an und ward zugleich mit der frankfurter Univerſität im Herbſte 1811 nach Breslau verſetzt und 1819 Mitglied des königlichen Conſiſtorium für Schleſien. — Der Gang ſeiner Bildung brachte es mit ſich, daß S. namentlich der exegetiſchen Theologie ſeine Thätigkeit zuwandte, und hierin hat er Ausgezeichnetes geleiſtet. Von ſeinen Schriften nennen wir: „De codice IV Evangg. biblioth. Rhediger. etc." (Vratisl. 1814); „Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Überſetzung und Anmerkungen" (Bresl. 1818); „Über die Parabel vom Verwalter" (Ebend. 1821); „De codice Cantabrigiensi" (Vratisl. 1827); „Die chriſtliche Lehre vom heiligen Abendmahle, nach dem Grundtexte des N. T." (Leipz. 1824. 2. Aufl. 1831); „Die chriſtliche Lehre vom Glauben. Mit einer Beilage über die ſogenannte Erbſünde; eine bibliſche Entwickelung" (Leipz. 1834). In den neueren theologiſchen Streitigkeiten trat S. zu wiederholten Malen als ſcharfſinniger und freimüthiger Vertheidiger einer vernunftgemäßen Auffaſſung des Chriſtenthums und der Denk- und Lehrfreiheit auf. So gegen Scheibel („Unfug an heiliger Stätte oder Entlarvung Scheibel's" 1823), gegen Steffens („Urkundliche Darlegung meiner Streitſache mit Herrn H. Steffens," Bresl. 1823); bei Gelegenheit des Streites über die neue preußiſche Agende („Vollgültige Stimmen gegen die evangeliſchen Theologen und Juriſten, welche weltliche Fürſten wider Willen zu Päpſten machen oder es ſelbſt werden wollen," Leipz. 1826); auf Veranlaſſung der von der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" geforderten Beſchränkung der Lehrfreiheit („Über theologiſche Lehrfreiheit auf den evangeliſchen Univerſitäten und deren Beſchränkung durch ſymboliſche Bücher" von Dr. Dan. von Cölln und Dr. Dav. Schulz. 2. A. Bresl. 1830); endlich gegen Schleiermacher („Zwei Antwortſchreiben an Herrn Dr. Schleiermacher," Leipz. 1831). Für die Vereinigung beider proteſtantiſchen Kirchen erklärte er ſich in: „De vera et optabili ecclesiarum reconciliatione" (Vratisl. 1830). Außerdem hat S. mehrere ausgezeichnete Recenſionen und Abhandlungen in verſchiedene theologiſche Zeitſchriften geliefert. 63.

Schulz (Friedrich Eduard). Dieſer in der Blüthe ſeines Lebens und im Dienſte der Wiſſenſchaft gefallene hoffnungsvolle Gelehrte wurde den 12. Juli 1799 zu Darmſtadt geboren. Vorbereitet auf dem Gymnaſium zu Gießen bezog er 1815 die dortige Univerſität, um Theologie zu ſtudiren. Zu ſeiner weitern Ausbildung aber ging er 1818 nach Göttingen, kehrte jedoch im Herbſt 1819 nach Gießen zurück, ward hier 1820 Doctor der Philoſophie und 1822 außerordentlicher Profeſſor derſelben. Auch gab er in dieſem Jahre ſeine Schrift: „Selbſtſtän-

digkeit und Abhängigkeit der Philoſophie und Theologie in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe betrachtet" (Gieß. 1822) heraus. Allein die Sehnſucht, die Welt des Orients, namentlich die verſchiedenen Religionsſecten deſſelben, aus eigener Anſchauung kennen zu lernen und die orientaliſchen Quellen zu durchforſchen, trieb ihn noch 1822 nach Paris, wo er ſich mit ſolchem Eifer auf die orientaliſchen Sprachen warf, daß er bald die dortigen Handſchriften leicht benutzen konnte und von der aſiatiſchen Geſellſchaft zum Mitgliede ernannt ward. Mehrere von ihm im „Journal asiatique" niedergelegte Abhandlungen erregten die Aufmerkſamkeit der berühmteſten Gelehrten, wie Alex. von Humboldt's und Sylv. de Sacy's, ſo daß die franzöſiſche Regierung nicht anſtand, ihn, den Ausländer, zu einer Reiſe in den Orient wahrhaft königlich zu unterſtützen. Der Zweck derſelben war aber namentlich, wiſſenſchaftliche Nachforſchungen in Perſien zu veranſtalteten und die Alterthümer des Landes zu unterſuchen. Und in der That ſchien Niemand zu ſolchem Unternehmen befähigter als S. Ein Mann von großer perſönlicher Stärke, ungemeinem Muthe und dem liebenswürdigſten Charakter war er zugleich ausgerüſtet mit einer feinen Beobachtungsgabe und den vielſeitigſten Kenntniſſen, nicht nur in ſprachlicher, ſondern auch in naturwiſſenſchaftlicher, ſelbſt anatomiſcher Hinſicht. So fuhr S. im Auguſt 1826 von Toulon nach Conſtantinopel und kam, nachdem er hier, durch den perſiſch-ruſſiſchen Krieg genöthigt, den Winter zugebracht hatte, im Jun. 1827 in Erzerum an. Sein Vorhaben aber, von hier nach Tauris zu gehen, wurde abermals durch den Krieg verhindert und ſo mußte er wieder zu Lande nach Conſtantinopel zurückkehren. Im Mai 1828 von da wieder abgeſegelt erreichte er endlich im Anfange des Jahres 1829 Tauris, wo er 8 Monate blieb, um ſich von einer Krankheit zu erholen. Im December deſſelben Jahres verließ er Perſien, um ſich nach Albagh, einem wenig bekannten Gebirgsdiſtricte von Kurdiſtan, zu begeben, deſſen herrſchende Bevölkerung aus muhammedaniſchen Kurden von der Secte der Sunni beſteht, unter denen ſich aber bedeutende Colonien neſtorianiſcher Chriſten niedergelaſſen haben, welche von einem Biſchofe (Malek genannt) aus ihrer Mitte in geiſtlicher und weltlicher Beziehung regiert werden. Mit dieſer intereſſanten Colonie begann S. ſeine Unterſuchungen. Aber obgleich mit einem Geleitsbriefe vom Kronprinzen Abbas Mirza verſehen und von dem kurdiſchen Fürſten anſcheinlich mit vieler Freundlichkeit und Gaſtfreundſchaft empfangen, ward er doch von deſſen ihm begleitender Eskorte an einen abgelegenen Ort, unter dem Vorwande, ihm intereſſante Reſte von Alterthümern zu zeigen, gelockt und nebſt ſeinen Begleitern ermordet. Der Chan jedoch läugnete die That, erklärte, daß S. von Räubern ermordet worden ſei, und ſchickte die Effecten des Unglücklichen zurück. Auf Verlangen des Grafen Guilleminot ſchickte die engliſche Geſandtſchaft S.'s Effecten und Papiere an die franzöſiſche Geſandtſchaft in Conſtantinopel, von wo ſie im Jahre 1834 mit dem vollſtändigen Tagebuche des Reiſenden in Paris ankamen. Sie beſtehen beſonders in 43 Inſchriften in Keilſchrift, die er in Wan und in der Umgegend abgeſchrieben hatte, einer Abhandlung darüber, einem Kataloge der hiſtoriſchen Werke, welche 32 öffentliche Bibliotheken in Conſtantinopel enthalten. Einige Briefe und ein Theil einer Überſetzung aus Ibn Chaldun's Geſchichte der Berbern ſind im Journale der aſiatiſchen Geſellſchaft in Paris erſchienen. 63.

Schulze (Johann Heinrich), einer der gelehrteſten Ärzte Deutſchlands, ward am 12. Mai 1687 zu Calbitz im Magdeburg'ſchen geboren. Schon früh beſchäftigte er ſich mit der griechiſchen und arabiſchen Sprache, von denen er eine tiefe Kenntniß erlangte. Hierauf begab er ſich nach Halle, um Medicin zu ſtudiren, wobei er ſich durch ſeinen Fleiß die Gunſt des berühmten Hoffmann dermaßen erwarb, daß er ihn zu ſich in ſeine Wohnung nahm. 1717 wurde S. Doctor der Medicin und erhielt nach 3 Jahren die Profeſſur der Anatomie in Altorf, mit der

er ſpäter die Profeſſur der griechiſchen und ein Jahr darauf die der arabiſchen Sprache verband. 1732 ging er nach Halle zurück als Profeſſor der Medicin, der Beredſamkeit und der alten Sprachen. Die vielen Arbeiten, die ihm dieſe Lehrſtellen verurſachten, zerſtörten indeſſen ſeine Geſundheit ſo, daß er ſchon am 10. Oct. 1744 ſtarb. Sein früher Tod verhinderte ihn an der Herausgabe mehrerer Werke; indeſſen bezeugen ſeine hinterlaſſenen Schriften hinreichend ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, die er außer der Medicin in der Numismatik, den orientaliſchen Sprachen und den Antiquitäten beſaß. Seine bewährteſte, leider unvollendet gebliebene Schrift iſt: „Historia medicinae a rerum initio ad annum Romae 535 deducta“ (Lips. 1728 et Hal. 1741). Außer derſelben hat er viele, darunter ſehr geſchätzte, Diſſertationen hinterlaſſen. 39.

Schulze (Gottlob Ernſt), neuerer ſkeptiſcher Philoſoph, geb. zu Heldrungen in Thüringen den 23. Aug. 1761, ward in Wittenberg Doctor der Philoſophie, Magister legens und Adjunct der philoſophiſchen Facultät, zugleich auch Diakonus an der Schloßkirche daſelbſt, 1788 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Helmſtädt, 1796 braunſchweigiſcher Hofrath, endlich 1810 nach Göttingen verſetzt. In ſeinen erſten Schriften zeigte er noch nicht eigentlich ſelbſtſtändigen Geiſt, ſondern ſchloß ſich dem geſchichtlich Gegebenen an. Als aber Kant's Lehre anfing Epoche zu machen und beſonders Reinhold als Verfechter derſelben auftrat, da bildete S. plötzlich eine heftige Oppoſition gegen dieſelbe, indem er in ſeinem „Aeneſidemus“ (der zuerſt anonym erſchien, 1792. 8.) der Vorſtellungstheorie Reinhold's einen Skepticismus oder Antidogmatismus entgegenſtellte, den er auch in mehreren folgenden Schriften behauptete. Auch er wollte eine auf Selbſterkenntniß gegründete Bewußtſeinslehre aufſtellen und das eingebildete Wiſſen der Vernunft durch Nachweiſung ihrer natürlichen Grenzen vernichten. Innerhalb dieſer vermag nach ihm die Vernunft nur die Beſtandtheile und Geſetze ihrer Erkenntniß zu erforſchen; über ſie hinaus liegt die Frage nach dem Urſprunge derſelben. Auch dieſe Anſicht beſchränkte er weiter dahin, daß wir zwar die Übereinſtimmung unſerer Erkenntniß mit dem Objecte, alſo ihre Realität, nicht nachzuweiſen vermögen, aber doch das ſubjectiv Allgemeingültige von dem nur individuell Gültigen zu unterſcheiden vermögen. Später verſuchte er eine Unterſuchung des Urſprungs, der Wahrheit, Bildſamkeit und Eingeſchränktheit der menſchlichen Erkenntniſſe, und näherte ſich dabei immer mehr Jacobi durch die Annahme einer vom Verſtande unabhängigen Vernunft, als der Quelle aller höhern Erkenntniß. Er nimmt vier Haupttheile der Philoſophie zur Aufklärung von eben ſo viel Gefühlen an, nämlich für das religiöſe Gefühl die theoretiſche Philoſophie oder Metaphyſik, für das moraliſche die praktiſche Philoſophie (unter ſich als beſondere Theile die Ethik, Politik und Völkermoral befaſſend, kein Naturrecht); für das intellectuelle die Logik (im Sinne der Alten), für das Schönheitsgefühl die Äſthetik. Die formale Logik und die empiriſche Pſychologie gelten ihm für Vorbereitungswiſſenſchaften. Hierher gehört ſeine „Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften“ (Götting. 1814. 8. 3. Aufl. 1824). — Außerdem ſind erſchienen: „Grundſätze der allgemeinen Logik“ (Helmſt. 1802. 8. 4. Aufl. 1822); „Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und des peinlichen Rechts“ (Götting. 1813. 8.); „Pſychiſche Anthropologie“ (Ebend. 1816. 8. 3. Aufl. 1826); „Philoſophiſche Tugendlehre“ (Ebend. 1817. 8.); eine ironiſche Streitſchrift gegen Schelling: „Aphorismen über das Abſolute“ (in Bouterwek's „Neuem Magazin der Philoſophie“, Bd. 1. Hft. 2. Nr. 4. 1803); „Über die menſchliche Erkenntniß“ (Götting. 1832. 8.). 80.

Schulze (Friedrich Auguſt), als Romanſchriftſteller unter dem Namen Friedrich Laun bekannt, ein gewandter und fruchtbarer Erzähler, wurde 1770 in Dresden geboren, ſah ſich aber aus Armuth genöthigt, die begonnene wiſſen-

Digitized by Google

ſchaftliche Bildung aufzugeben und eine Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegium anzunehmen. Da er jedoch unterdeß ſeine Studien nicht vernachläſſigt hatte, legte er 1797 ſeine Stelle nieder, beſuchte die Univerſität zu Leipzig, kehrte hierauf 1800 nach Dresden zurück und widmete ſich als Schriftſteller der Erzählung, ward darauf 1807 expedirender Secretair bei der Commerzdeputation in Dresden und erhielt 1820 den Titel eines Commiſſionsrathes. Außer einer großen Menge in Zeitſchriften und Taſchenbüchern erſchienener Romane und Erzählungen vereinigte er ſich mit A. Apel zur Herausgabe des „Geſpenſter- und Wunderbuchs" (Leipz. 1810—1817. 6 Bde.) und machte auch eine Sammlung „Gedichte" (Leipz. 1824. N. Aufl. 1828) bekannt. Seine Darſtellung iſt leicht und fließend, zuweilen aber etwas geſucht. 81.

Schulze (Ernſt Conrad Friedrich), einer der ausgezeichnetſten deutſchen Dichter, wurde am 22. März 1789 zu Celle, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, geboren, zeigte als Knabe mehr Anlage als Neigung zu ernſten Beſchäftigungen und beſuchte 1806 die Univerſität Göttingen, wo er bald das Studium der Theologie mit dem der Philologie vertauſchte, darauf als Privatdocent Vorleſungen über alte Sprachen und ſchöne Literatur hielt und ein erzählendes Gedicht „Pſyche" (Leipz. 1819) bekannt machte. Die bisher ſtets heitere Muſe des Dichters wurde jetzt durch den frühen Tod ſeiner Geliebten ganz dem Ernſten zugewandt und er beſchloß die von ihm mit Enthuſiasmus Verehrte in einem Gedichte zu beſingen, welches ihren Namen tragen und dadurch denſelben bei der Nachwelt verewigen ſollte. So entſtand binnen drei Jahren ſeine „Cäcilie" (Leipz., neueſte Aufl. 1822. 2 Bde.), ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen, welches beſonders in dichteriſcher Schönheit der Schilderungen und des leichten, harmoniſchen Versbaues noch unübertroffen in der deutſchen Literatur daſteht. Unterdeß gab er auch eine Sammlung kleiner Gedichte heraus, nahm 1814 als Jäger im Grubenhagen'ſchen Bataillon an dem Kriege gegen Frankreich Antheil und kehrte alsdann nach Göttingen zurück. Während er ſich ſeit dem Sommer 1816 mit den Vorbereitungen zu einer Reiſe nach Italien beſchäftigte, unternahm er im Herbſte eine Fußreiſe durch die Rhein- und Maingegenden, von der er unwohler zurückkam, als er ſie begonnen hatte. Allein ungeachtet ſeiner großen Erſchöpfung ſchrieb er noch „Die bezauberte Roſe" (5. Aufl. Leipz. 1832), ein romantiſches Gedicht in 3 Geſängen, für welches ihm der in der „Urania" ausgeſetzte Preis zuerkannt wurde. Die Nachricht davon erhielt er kurz vor ſeinem Tode, welcher in Celle, wo er ſich ſeit dem Frühjahre 1817 aufhielt, am 26. Juni dieſes Jahres erfolgte. In ſeinen Werken hat S. das Höchſte geleiſtet, deſſen die deutſche Sprache in Bezug auf Wohlklang und Leichtigkeit des Versbaues, Zartheit der Empfindung, Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung fähig iſt. Eine Geſammtausgabe ſeiner „Poetiſchen Werke" nebſt der ausführlichen Biographie S.'s erſchien zu Leipzig (1822. 2. Aufl. 4 Bde.). 81.

Schumacher (Heinrich Chriſtian), bekannter Aſtronom, geb. zu Bramſtadt in Holſtein am 3. Sept. 1780, widmete ſich zu Kiel und Kopenhagen der Mathematik, ward 1810 außerordentlicher Profeſſor der Aſtronomie in Kopenhagen, 1813 Director der Sternwarte zu Manheim, 1815 aber als ordentlicher Profeſſor der Aſtronomie und Director der Sternwarte nach Kopenhagen zurückberufen und erhielt bald darauf den Titel eines wirklichen Staatsraths, worauf er 1816 die Vermeſſung des hamburger Gebiets, 1817 die genaue Ermittelung der geographiſchen Lage des däniſchen Staats nach Längen- und Breitengraden und 1821 die Direction der Aufnahme von Holſtein und Lauenburg übertragen erhielt. Jetzt ließ er ſich in Altona nieder, wo der König ihm eine Sternwarte erbauen ließ, deren Entfernung von der zu Greenwich S. 1824 beſtimmte. Seit dieſer Zeit hat er ſich auch als gründlichen Gelehrten und ſcharfſinnigen Beobachter bewährt durch ſeine „Aſtronomiſchen Hülfstafeln" (1820—1829. 10 Bde.); „Berech-

nungen der Distanzen der vier Planeten Venus, Mars, Jupiter und Saturn vom Monde, nebst Ephemeriden derselben" (seit 1822 jährlich), wodurch er die Längenbestimmung zur See zu einer bedeutenden Vollkommenheit erhoben hat, und die „Astronomischen Nachrichten" (seit 1813), welche der allgemeine Sprachsaal der Astronomie in der neuesten Zeit geworden und als deren Anhang 3 Bände „Astronomische Abhandlungen" erschienen sind. Er genießt im höchsten Grade das Vertrauen seines Königs neben der Hochachtung der gelehrten Welt; auch ist er Mitglied vieler gelehrten Akademien. 16.

Schuppius (Johann Balthasar), berühmter Gelehrter, erhielt seine erste Vorbildung auf dem Pädagogium in Gießen, wo er 1610 geboren worden war, und machte hier so außerordentliche Fortschritte, daß er schon mit seinem 15. Jahre auf die Universität Marburg gehen konnte, um sich den theologischen und philosophischen Studien zu widmen. Von hier machte er in seinem 18. Jahre eine Reise durch das nördliche Deutschland, Liefland, Litthauen und Polen, kam über Kopenhagen nach Greifswalde und begab sich von da nach Rostock, wo er nach erlangter Magisterwürde Vorlesungen zu halten begann. Seine Wirksamkeit wurde jedoch bald durch die schwedische Belagerung der Stadt unterbrochen, welches ihn bestimmte, sich nach Marburg zurückzuwenden und daselbst als Privatdocent aufzutreten. Da ihn auch von hier nach einem kurzen Aufenthalte die 1632 ausgebrochene Pest vertrieb, bereiste er als Begleiter eines jungen hessischen Edelmanns Holland und trat mit mehreren dortigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Gerh. Joh. Voß, Cl. Salmasius u. A., in freundschaftliche Verbindung. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1635 an der Universität Marburg den Lehrstuhl der Geschichte, wurde Doctor der Theologie und verwaltete das Predigeramt an der Elisabethkirche. 1646 folgte er dem Rufe des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach als Hofprediger, Consistorialrath und Inspector der Kirchen und Schulen. In dessen Auftrage wohnte er dem Friedensabschlusse in Münster bei und hielt hier am 15. Oct. 1648 die Friedenspredigt. In Folge seines ausgebreiteten Rufs wurden ihm von Augsburg und Hamburg aus ehrenvolle Anträge gemacht; letzteren zog er vor und trat 1649 sein Amt als Prediger an der St. Jakobskirche zu Hamburg an. Hier wirkte er in segensreicher Thätigkeit bis zu seinem Tode 1661, den leider die verdrießlichen Streitigkeiten mit seinen Amtsbrüdern, denen der freimüthige über die Vorurtheile seiner Zeit erhabene Mann wenig zusagte, beschleunigt hatten. — S.'s lateinische, meistens aus Reden bestehende Schriften erschienen vereinigt unter dem Titel: „Volumen orationum" (Marb. 1642. 4.), unter denen sich manches Gelungene findet. Die historischen Schriften S.'s genügen den Anforderungen unserer Zeit nur in geringem Maße. Von großem Interesse dagegen in mehrfacher Beziehung sind seine kleineren deutschen Schriften, die nach seinem Tode gesammelt herauskamen: J. B. Schuppii, „Lehrreiche Schriften ꝛc." (Hanau 1663. 8.; die 5. und letzte Aufl. Frankf. 1719. 8.). — Aufklärung und Belehrung seiner Zeit sind das Ziel, worauf der Verfasser in diesen Schriften hinarbeitet; dieß mit Erfolg zu thun, war Niemand geeigneter, als der durch Reisen gebildete, an Erfahrungen jeder Art reiche und mit den verschiedensten Lagen des Lebens vertraute S. Achten müssen wir die Freimüthigkeit, mit der er die Thorheiten des öffentlichen, die Verderbtheit des häuslichen Lebens zu rügen wagt; verehren den wahrhaft frommen Eifer, mit dem er Unglauben und Aberglauben zu bekämpfen und den Lehren eines geläuterten Christenthums Eingang zu verschaffen sucht. S.'s Sprache ist gedrängt, der Ton der Erzählung leicht und belebt durch treffenden, doch ungesuchten Witz. — Vergl. über sein Leben und seine Schriften Wachler's „Abhandlung in Ebert's Überlieferungen" (Bd. I. S. 140—168). 83.

Schurf, franz. croûte; engl. scratch, wird derjenige Aufwurf des Erd-

Digitized by Google

reichs genannt, welcher bis zum feſten Geſteine niedergebracht wird und die Abſicht hat, Lagerſtätten nutzbarer Mineralien zu entblößen. 76.

Schuß, franz. coup; engl. shoot, heißt das Forttreiben des Geſchoſſes mittelſt der Kraft des Pulvers, wenn ſich daſſelbe in einer wenig gekrümmten Bahn, und Wurf, wenn das Geſchoß ſich in einem höhern Bogen bewegt. Die Eintheilung und Benennung der Schüſſe und die Schußweite ſiehe unter dem Artikel „Kanonen.“ 61.

Schuſter (Joſeph), ein bekannter Componiſt, geb. 1748 zu Dresden, bildete ſich meiſt unter Naumann, mit dem er 1765 nach Italien ging und in verſchiedenen Städten mit Beifall auftrat. Auch nachdem er 1772 die Stelle eines churfürſtlichen Kirchen- und Kammercompoſiteurs erhalten hatte, machte er zu verſchiedenen Malen Reiſen nach Italien, unter andern nach Neapel, wo er eine Zeit lang als Kapellmeiſter angeſtellt war. 1787 ward er Kapellmeiſter zu Dresden. Er ſtarb 1812. Unter ſeinen durch Anmuth und Gründlichkeit ſich auszeichnenden Compoſitionen ſtehen die noch jetzt geſchätzten Kirchenſachen oben an; doch erhielten früher auch verſchiedene ſeiner Opern verdienten Beifall. 36.

Schuttery (ſpr. Schutterei) iſt der allgemeine Name für die Bürgerbewaffnung (Nationalgarde) in den Niederlanden und ſoll ihren Namen von ſchutten (ſchießen) erhalten haben, als im XIII. Jahrh., durch die Geſtattung des Rechts Waffen zu führen auch für die Bürger, ſich in den einzelnen Städten Schützengeſellſchaften bildeten, welche anfangs, wie in vielen deutſchen Städten noch, als beſondere Corporationen beſtanden, aber ſpäter wegen der beſtändigen Kriege der Republik in eine allgemeine Volksbewaffnung im Gegenſatze zum ſtehenden Heere übergingen, welche zur Zeit der Noth aufgeboten treffliche Dienſte leiſtete und auch in der neueſten Zeit im Kampfe gegen Belgien ihren alten Ruhm bewährt hat. 30.

Schutzgeiſt, ſ. Genius.

Schutzverwandte ſind ſolche Einwohner in den Städten, welche nicht das Bürgerrecht haben. Sie ſind von den Abgaben der Bürger frei und haben als Beitrag zu den allgemeinen Abgaben ein gewiſſes Schutzgeld zu entrichten, deſſen Beſtimmung von der Localität abhängt. Mehrentheils werden die Miethleute, welche nicht ein ſolches Gewerbe, wozu das Bürgerrecht erforderlich iſt, betreiben, zu den Schutzverwandten gerechnet. An manchen Orten ertheilt man auch Fremden, bis auf Widerruf, das Recht der Schutzverwandtſchaft. 17.

Schuwalow (Paul Andrejewitſch, Graf), kaiſerlich ruſſiſcher Generallieutenant, wurde im Jahre 1775 geboren. Seine militairiſche Laufbahn begann er unter Suwaroff und er zeichnete ſich bei der Erſtürmung Pragas aus. Unter Suwaroff machte er den italieniſchen Feldzug mit und wurde beim Übergange über den St. Gotthard am Knie verwundet. Im Jahre 1809 fiel er in Schweden ein, unternahm den kühnen Marſch über das Eis nach Schleſta, eroberte es, machte 8000 Schweden zu Gefangenen und erbeutete 120 Geſchütze. Der Kaiſer erhob ihn dieſerhalb zum Generallieutenant. In dem Feldzuge von 1812 commandirte er anfangs das 4. ruſſiſche Armeecorps, wurde aber ſpäter durch Krankheit gezwungen daſſelbe abzugeben. Im Jahre 1813 begleitete er den Kaiſer als Generaladjutant, ſchloß am 26. Juli deſſelben Jahres den Waffenſtillſtand von Neumark und unterhandelte ebenfalls im Februar 1814 zu Luſigny wegen eines Waffenſtillſtandes, der aber nicht angenommen wurde. Später begleitete er als Bevollmächtigter des Kaiſers Alexander die franzöſiſche Kaiſerin Marie Louiſe zu ihrem Vater und den Kaiſer Napoleon nach Frejus. Er ſtarb im Jahre 1823 in Petersburg plötzlich. 61.

Schuwalows iſt der Name eines frühern ruſſiſchen Geſchützes, welches nach ſeinem Erfinder, dem ruſſiſchen Oberſten Schuwalow, benannt worden iſt und im Laufe des 7jährigen Krieges Epoche machte. Die vornehmſten Geſchoſſe deſſelben

führten denſelben Namen und waren ihrer Natur nach Granaten. Außerdem wandte man noch Kartätſchen bei denſelben an. Die Abweichung von der Conſtruction der übrigen Geſchützarten beſtand hauptſächlich darin, daß die Seele des Rohres nicht cylindriſch gebohrt, ſondern der Querdurchſchnitt oval geformt war. Die Geſchoſſe waren natürlich analog conſtruirt und man beabſichtigte hauptſächlich dadurch eine ſichere Flugbahn zu erhalten, ſo wie den Streuungskegel der Kartätſchen mehr auf die Breite als auf die Höhe auszudehnen. Die Beſchaffenheit dieſer Geſchütze wurde ſo geheim gehalten, daß die Mündung derſelben beſtändig mit einem Schloſſe verwahrt wurde und die bedienenden Artilleriſten einen beſondern Eid leiſten mußten, dieſes Geheimniß zu bewahren. In der Schlacht von Zorndorf fiel endlich ein ſolcher Schuwalow in preußiſche Hände, das Geheimniß ward enthüllt, aber nicht des Nachahmens werth befunden. 61.

Schwab (Guſtav), ein ausgezeichneter deutſcher Dichter, wurde am 19. Juni 1792 zu Stuttgart, wo ſein Vater, der bekannte Gegner der kantiſchen Philoſophie, Johann Chriſtoph S., als Hof- und Oberſtudienrath lebte, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und auf der Univerſität Tübingen, wo er vom Jahre 1809 — 1814 Philoſophie und Theologie ſtudirte, machte ſich als Dichter durch verſchiedene lyriſche Verſuche, welche in Kerner's „Poetiſchem Almanach für 1812" und in Uhland's „Deutſchem Dichterwald für 1813" erſchienen, vortheilhaft bekannt, unternahm dann eine Reiſe nach Norddeutſchland, hielt ſich längere Zeit in Berlin auf, wurde nach ſeiner Rückkehr 1815 als Repetent am theologiſchen Seminare zu Tübingen angeſtellt und nach zwei Jahren als Profeſſor der alten Literatur an das Gymnaſium nach Stuttgart berufen, wo er noch gegenwärtig lebt. S. hat ſich beſonders als Romanzendichter einen hohen Ruf erworben und ſeine Dichtungen in dieſem Fache zeichnen ſich durch Einfachheit, Kraft und Gediegenheit der Darſtellung vortheilhaft aus. Von ſeinen Gedichten erſchienen bis jetzt: „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtoph's" (Stuttg. 1819); „Legende von den heiligen drei Königen" (Stuttg. 1822), zwölf Romanzen; „Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alb" (Stuttg. 1823), ein ſchwäbiſcher Sagen- und Legendenkreis in Romanzen. Als gewandter lateiniſcher Dichter zeigte er ſich in der Überſetzung von Uhland's „Landtags- und Verfaſſungsliedern", welche er unter dem Titel: **L. Uhlandi, „De constituenda republica carmina. Latinitate et metris Horatianis vestita Venusinae Musae amatoribus offert G. Schwab etc."** (Stuttg. 1823) bekannt machte. Außerdem überſetzte er Lamartine's „Meditations poétiques" (Stuttg. 1826), ſo wie Barthelemy's „Napoleon in Ägypten" (Stuttg. 1829), machte die Schriften: „Der Bodenſee, ein Handbuch für Reiſende und Freunde der Natur, Geſchichte und Poeſie" (Ebend. 1827), ſo wie „Die Dichter des alten Griechenlands und Roms" (Ebend. 1835. 1. Bd.) und „Das Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen für Jung und Alt wiedererzählt" (Ebend. 1836 ff. bis jetzt 2 Bde.) bekannt und gab die „Werke Hauff's" (Ebend. 1830. 36 Bde.) und Wilh. Müller's „Vermiſchte Schriften" (Leipz. 1830. 5 Bde.) mit den Lebensbeſchreibungen ihrer Verfaſſer heraus, lieferte Dichtungen zu Dalp's „Ritterburgen der Schweitz" und übernahm 1828 einen Theil der Redaction des „Morgenblattes." — Sein älterer Bruder, Karl Heinrich von S., geb. zu Stuttgart den 20. März 1781, iſt jetzt königlicher würtembergiſcher wirklicher Geheimerath und Vorſtand des Juſtizminiſterium (ſeit 1831). 81.

Schwabacher Artikel, ſ. Glaubensbekenntniß.

Schwaben, lat. Suevia; franz. Souabe; engl. Suabia oder Swabia, in früherer Zeit eines der großen Herzogthümer Deutſchlands, ſpäter und bis zum Jahre 1806 ein Kreis des deutſchen Reichs, grenzte in letzterer Geſtalt an Baiern, Tyrol, die Schweitz, Elſaß, die Unterpfalz und Franken und umfaßte einen Flä-

Digitized by Google

chenraum von mehr als 600 □Meilen. Man theilte es (jedoch ohne politische Beziehung) in das östreichische und das kaiserliche S. ein, indem man die innerhalb des Kreises liegenden östreichischen Besitzungen von denen der übrigen reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen, Herren und Städte unterschied; auch sprach man von einem Ober- und Niederschwaben und verstand unter jenem die am rechten, unter diesem die am linken Ufer der Donau gelegenen Gebiete. Die Haupttheile Schwabens in der letzten Zeit des deutschen Reichs waren Pfalzbaiern, Würtemberg, Baden, Öttingen, Fürstenberg, Lichtenstein, Hohenzollern, Thurn und Taxis, Fugger, Pappenheim, Montfort u. a., außerdem mehrere Bisthümer, Abteien und Reichsstädte, von welchen letzteren aber im Jahre 1806 nur Augsburg noch reichsunmittelbar war. Bei der Auflösung des deutschen Reichs wurden die meisten Besitzungen mediatisirt und jetzt sind nur von dem ehemaligen schwäbischen Kreise Baden, Würtemberg, Baiern, Lichtenstein und Hohenzollern souverain. Wimpfen ist hessisch und Hohenems östreichisch. 15.

Schwabenspiegel (jus provinciale alemannicum; speculum suevicum) heißt eine dem Sachsenspiegel ähnliche und nachgebildete Gesetzsammlung des Mittelalters, welche das alte schwäbische Land- und Lehnrecht enthält und vorzüglich in Franken, Schwaben, Baiern, Östreich und Lothringen zum Theil noch bis in das XVII. Jahrh. herab gültig war. Wer der Verfasser desselben sei, ist unermittelt geblieben (Einige geben, obwohl ohne hinlängliche Beweise, den Grafen Berthold von Grimmenstein an), eben so das Jahr seiner Abfassung; doch nimmt man aus guten Gründen an, daß dasselbe zwischen 1270 und 1285 falle. Offenbar hat der S. bei Weitem nicht den innern Werth des Sachsenspiegels, dem er mit Ausnahme mancher justinianeischen Verordnungen und häufiger, aber selten passend angebrachter Bibelstellen die meisten seiner Bestimmungen entlehnt hat. Die besten Ausgaben sind die von J. A. von Berger (Leipz. 1726) und Senkenberg in dessen „Corp. jur. feud. Germ." (Gießen 1740). — Vergl. Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" (3. Ausg. Th. 2. S. 231 ff.). 1.

Schwabenstreich nennt man im gemeinen Leben häufig eine lächerliche oder von Einfalt und Dummheit zeugende Handlung; warum? möchte nicht wohl nachzuweisen sein, wenn man nicht annimmt, daß dieser Ausdruck seit dem unüberlegten und unglücklichen, vorzugsweise mit schwäbischen Truppen geführten Kriege des Kaisers Albrecht I. gegen Friedrich den Gebissenen, oder vielleicht auch seit den nicht minder erfolglosen Kämpfen Maximilian's I. gegen die Schweitzer im Munde des Volks spottweise gebräuchlich geworden sei. Ob übrigens dieser Ausdruck mit einer andern häufig gehörten, aber höchst ungerechten Redensart in Bezug auf die Schwaben gemeinsamen Ursprung habe, mag der Geringfügigkeit des Gegenstandes wegen ununtersucht bleiben. 1.

Schwaden, franz. moufette; engl. steam, werden schädliche, der Gesundheit und dem Leben gefährliche Gasarten genannt, die sich frei in der Natur entwickeln (Miasma). Man trifft dieselben in verschlossenen Orten von besonderer Dichtigkeit, vorzüglich in Schachten, wo sie sich wegen des in ihnen enthaltenen Stickstoffes leicht am Lichte entzünden. 76.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger.

Schwäbischer Bund hieß die Vereinigung der schwäbischen Stände zur Aufrechthaltung des Landfriedens (s. d. Art.), welche 1488 zu Eßlingen geschlossen wurde. Er entstand durch die Vereinigung der im Anfange des XV. Jahrh. geschlossenen 1431 vom Kaiser bestätigten St. Georgenschildgesellschaft (von den Wappen genannt), bestehend aus den Prälaten und Herren des schwäbischen Kreises, mit den schwäbischen Städten auf 8 Jahre und erhielt vom Kaiser Friedrich III. Sanction; durch den Beitritt des Churfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzöge von Würtemberg, der Markgrafen von Brandenburg und

des Bundes der Löwenritter ward der Bund sehr mächtig, theilte sich in 4 Be mit je einem Hauptmanne und Bundesrathe, hatte 2 Oberhauptleute und einen gemeinen Bundesrath, welcher die Austrägalobrigkeit bildete, und stellte ein waffnete Macht von 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei auf. ward darauf in kurzen Zwischenräumen immer wieder erneuert und zeigte sich tig gegen die Landfriedensstörer durch Zerstörung vieler Burgen, löste sich aber schmalkaldischen Bunde gegenüber auf, da die religiösen Meinungen ihn selb zwei Theile zerspalteten. 3

Schwäche, lat. imbecillitas; franz. faiblesse; engl. weackness, ist haupt jedes Unvermögen, eine Folge der Ermattung. Sauvages hat da eine Krankheitsgattung unter dem schon von Galen gebrauchten Namen Asth für die körperliche S. gebildet und diese wieder in so viel Arten unterschieden, a schwächende Ursachen gibt. Jedoch stehen sie vorzüglich mit den Organen der kührlichen Bewegung, folglich mit dem ganzen Muskelsysteme in Beziehung. chronischen Krankheiten kommt die Asthenie häufiger vor, als bei acuten; sie sogar angeboren und dann an die Beschaffenheit der Körperconstitution gebun sein. Die merkwürdigste Rolle spielt aber die Asthenie im Brown'schen steme, das bekanntlich blos auf Erhöhung und Verminderung der allgemeiner benskraft gegründet ist. Brouſſais hingegen erblickt in der Asthenie meis nur eine Folge der Überreizung eines wichtigen Organs. Manche beschränken blos darauf, mit diesem Namen einen Schwächezustand der Gefäße zu zeichnen.

Schwägerschaft, lat. affinitas; franz. affinité; engl. affinity, wird Blutsverwandtschaft entgegengesetzt und besteht in der Verbindung des Einen Ehegatten mit den Blutsverwandten des Andern. Die Blutsverwandten der F sind daher Schwäger des Mannes und umgekehrt die Blutsverwandten des M nes Schwäger der Frau. Die S. gehört blos zu den freundschaftlichen Verb dungen des geselligen Umganges unter den Familien, gibt aber keine verwan schaftlichen Rechte, daher auch kein Erbrecht. Sogar unter sich stehen die Sch ger in keiner Verbindung, sind also auch nicht verwandt unter sich. 31

Schwämmchen (aphthae) sind ein Ausschlag, der sich auf den Speise gen, selbst im Magen bis in den After, erzeugt und aus kleinen weißen Bläs oder schwammigen Geschwürchen besteht, welche mit einer schwammigen Kr überzogen sind. Sie kommen am Häufigsten bei kleinen Kindern vor und sind eine Folge der Unreinigkeit, finden sich aber auch bei Erwachsenen als Begle chronischer Krankheiten und als Folge der Entmischung der Säfte bei gro Schwäche. Die Behandlung besteht in der Entfernung der erzeugenden Ursac und im äußern Gebrauche von adstringirenden Mitteln, besonders von Borax.

Schwämme, lat. spongia; franz. épouges; engl. sponges, werden z zugsweise die vollkommneren Pilze (s. d. Art.) genannt, indem diese für die T seite, jene aber für die Nachtseite der Schwammwelt erklärt werden. Als Ur bilde der S. werden die Gattungen sclerolium, erysibe und thanatophytum trachtet. Bei der Fortbildung entstehen folgende 4 Reiche: 1) die Luft- u Erdschwämme, wohin z. B. tremella, tuber etc. gehören; 2) die Keul und Hutschwämme, wohin clavaria, agaricus zu rechnen sind; 3) Schlau schwämme, die in Stämpel- und Kelchschwämme zerfallen, und phallus, c thrus zu den ersteren, dagegen peziza, ascobolus zu den letzteren gehören; e lich 4) die Kernschwämme, welche Link's scleromycetes entsprechen, w rend die 3 vorhergehenden Reiche größtentheils aus Link's sarcomycetes stehen. 21

Schwärmer, franz. larrons, serpenteaux; engl. rockets, bestehen Hülsen, welche auf ähnliche Art wie die Röhren der Raketen bereitet werden

deren äußerer Durchmesser dem einer ½löthigen eisernen Kugel gleich ist. Sie werden mit einem Satze vollgeschlagen, welcher aus 1 Theile Mehlpulver, 2 Theilen Salpeter und 1 Theile Schwefel besteht, und werden in der Lustfeuerwerkerei zur Versetzung der Raketen und anderen Lustfeuern verwandt. Häufig werden sie im Kriege von der Cavallerie zum Anzünden leicht feuerfangender Gegenstände verbraucht, unter solchen Verhältnissen, wo der Feind das Ergreifen anderer Maßregeln verhindern könnte. Dann wird oben auf den S. eine Carabinerkugel aufgeklebt, die Kehle aufgebohrt und das Gewölbe angefeuert und eine Patrone mit ¼ Loth Pulver gefüllt und an den Kopf festgebunden. Man schießt sie aus Carabinern und Pistolen und nennt sie Brandschwärmer. 61.

Schwärmerei, lat. vesania; franz. und engl. extravagance, ist überhaupt der Zustand des Gemüths, in welchem man Bilder der Einbildung, Träume der Phantasie, für objectiv-reale Erkenntniß und Anschauung hält und daraus Maximen des Handelns ableitet. Sie ist immer eine Krankheit und vielleicht die ansteckendste, der unsere Menschennatur ausgesetzt bleibt, eben weil der Mensch ein geselliges, theilnehmendes, sympathisirendes Geschöpf ist. Der Name Schwärmer, S., sagt Lessing, kommt von Schwarm, schwärmen; so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers. Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedient: das gibt die Classen der S. Es gibt daher eine moralische, politische, philanthropische S. u. a. Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben und eigene göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben (sie mögen Betrüger oder Betrogene sein), die zahlreichste und gefährlichste Classe der S. ausmachen, hat man diese Schwärmer vorzugsweise Schwärmer genannt. Die S. entspringt aus einem irregeleiteten, blinden, der Würde der menschlichen Natur entgegengesetzten Glauben. Statt mit dem Verstande so weit zu gehen, als es dem Menschen gegeben ist, verschmäht und verhöhnt die S. den Verstand; statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und sich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die S. die Vernunft und spricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab; statt in der Welt der wahrnehmbaren Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die S. keinen großen Werth auf die thätige Tugend, sondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geistige Verzuckungen; statt überzeugt zu sein, daß kein Mensch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der übersinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die S., solcher Gaben theilhaftig zu sein oder werden zu können und rühmt sich mit stolzer Demuth eines innigeren ausschließlichen Verkehrs mit Gott; statt das Gesetz Gottes als den Polarstern des menschlichen Lebens zu betrachten und es immer im Auge zu haben, um sich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältnisse und in dem Getümmel der Leidenschaften zu orientiren, setzt die S. ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Gesetz, ordnet die bestimmtesten, heiligsten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Berufe unter und behandelt dieselben wie bloße Mittel, die sie dem sich selbst erschaffenen Zwecke aufopfern kann und muß. Auf einem Gebiete sich bewegend, für das in der Welt des Erklärlichen kein Maß zu finden ist, ist daher die religiöse S. auch nur schwer oder gar nicht zu heilen, während die übrigen Arten oft durch das Leben selbst, durch die der Idee nicht entsprechende Wirklichkeit, getheilt werden. — Vergl. Fr. von Ancillon im 2. Theile seiner Schrift: „Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen" und J. H. von Wessenberg, „Über Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit" (Heilbr. 1835); Derselbe, „Zur Geschichte der Schwärmerei, oder Schwärmerei sonst und jetzt" (Darmstadt 1836). 63.

Schwalbach, auch Langenschwalbach genannt, ein Städtchen im Herzogthume Nassau, mit 1800 Einw., liegt in einem tiefen, von Bergen eingeschlossenen Thale des Taunus am Münzenbach. Denkwürdig ist es wegen seiner weit und breit berühmten Heilquellen, die schon im XVI. Jahrh. bekannt waren. Die beiden Hauptbrunnen sind der Wein- und Stahlbrunnen; doch wird der erstere in neuerer Zeit vorzugsweise benutzt. Sein Wasser ist krystallhell und hat einen lieblichen Geschmack; sein Genuß zieht aber einen schnell vorübergehenden Rausch nach sich. Das Wasser des Stahlbrunnen hat im Ganzen denselben Geschmack, doch ist seine Säure etwas stechender und der Nachgeschmack mehr eisenhaft. Die übrigen Brunnen, wie der Brodel-, Katzen-, Ehe-, Lindenbrunnen ꝛc. enthalten im Allgemeinen dieselben Bestandtheile, werden jedoch nur wenig benutzt. Ziemlich groß ist die Reihe der Übel, in denen man an jenen Quellen Hülfe sucht. Vorzüglich rühmt man seine heilsamen Wirkungen bei Blutanhäufungen und deren Folgen, Hypochondrie, Hämorrhoiden, bei Brustübeln, Auszehrung ꝛc. Sind die Versendungen des schwalbacher Wassers auch nicht mehr so stark wie früher, so hat sich doch die Anzahl der Curgäste nicht vermindert; denn noch jährlich sind 1500—1600 Fremde anwesend und die Regierung hat es in neuerer Zeit an nichts fehlen lassen, was den Aufenthalt in dem durch seine reizende Lage und seine herrlichen Umgebungen angenehmen Orte noch verschönern könnte. Besucht werden von hier aus die Orte Aareck, Burg Schwalbach, Hohenstein, Greifenstein, Kiedrich und der Rheingau. (S. Fenner von Fenneberg, „Schwalbach und seine Heilquellen", Darmst. 1834. 3. Ausg., und Derselbe, „Zur Geschichte Schwalbachs, oder Schwalbach sonst und jetzt", Ebend. 1836.) 35.

Schwalbe, lat. hirundo; franz. hirondelle; engl. swallow, ist eine zahlreiche Vogelgattung, von welcher mehrere Arten auch in Deutschland heimisch sind. Sie haben einen kleinen pfriemenartigen, an der Spitze eingekrümmten Schnabel, den sie, weil die Verbindung der Kinnladen mehr nach hinten stattfindet, sehr weit öffnen können, und zeichnen sich durch ihre großen Flügel, einen breiten getheilten Schwanz und kurze Beine aus. Pfeilschnell durchschneiden sie die Luft und selten sieht man sie ruhen. Sie gehören zu den Zugelvögeln; denn alle verlassen die kälteren Gegenden und mit dem Ende des Sommers sieht man sie zu ganzen Heerden versammelt. Andere dagegen behaupten, daß sie sich in hohlen Bäumen, im Schilfe und Schlamme verborgen hielten und hier den Winter zubrächten. Hierzu mag aber besonders die Bemerkung veranlaßt haben, daß sie sich sehr gern in der Nähe des Wassers aufhalten. Sie nähren sich von Insecten, legen 6 und mehrere Eier und werden in einigen Gegenden Deutschlands für heilig gehalten, so daß man es für ein Verbrechen ansieht, sie in ihren Nestern, die sie an den Gesimsen und unter den Dächern der Häuser und in Ställen aus Lehm und Koth anbauen, zu stören oder zu tödten. In den südlicheren Gegenden pflegt man sie jedoch auch zu essen. Von den einzelnen in Deutschland bekannten Arten erwähnen wir die Hausschwalbe (Mehl- oder Fensterschwalbe) mit schwarzblauem Rücken und weißem Bauche, die Rauch- oder Feuerschwalbe mit schwarzen Schwanzfedern, die schwarze, nur an der Kehle weiße Mauer- oder Thurmschwalbe und die Uferschwalbe, die größte von allen; sie ist grau und an der Kehle weiß. Unter den ausländischen ist die eßbare S. oder Salangane die bekannteste. Sie lebt in Ostindien und erreicht die Größe eines Zaunkönigs. Am Oberleibe sieht sie braun, am Unterleibe weißlich und der gabelförmige Schwanz ist am Ende weiß gezeichnet. Von dieser Art kommen die berühmten indianischen Vogelnester, auch Tunkin- oder Salangananester genannt, her, die sie auf hohen Felsen bauen und welche zu den größten Leckereien in jenen Ländern gehören, auch bei uns sehr theuer bezahlt werden. Neueren Untersuchungen zufolge bestehen sie aus Holothurien und Moos (Seetang) und gleichen einer gelblichweißen Gallerte. Andere halten die Bestandtheile derselben für Fisch-

Digitized by Google

rogen. Sie ſollen ſehr leicht erweichen und anfangs einen ſalzigen Geſchmack haben. 35.

Schwan, lat. cygnus, olor; franz. cygne; engl. swan, eine Familie aus der Gattung der Gänſe, nach Linné zu der Gattung, die er unter dem Namen anas aufführt, gehörig. Folgende Arten ſind die bekannteſten: der ſtumme S. iſt faſt in ganz Europa heimiſch, verläßt aber im Herbſte die kälteren Länder und zeichnet ſich durch ſein ſchneeweißes Gefieder aus. Er wird häufig gehegt und gezähmt und dient dann zur Zierde der Teiche und anderer Gewäſſer. Da, wo er wild lebt, werden große Jagden auf ihn angeſtellt. Man ſagt, daß er ein Alter von 100 Jahren und darüber erreiche. Der Singſchwan iſt kleiner als jener und hat einen an der Spitze ſchwarzen, am Ende gelben Schnabel. Er lebt im äußerſten Norden, zieht jedoch den Winter in wärmere Gegenden. Da ſeine Luftröhre ſich gegen das Ende rückwärts biegt und erweitert, ſo gibt er beſonders im Fluge laute Töne von ſich und weil er dieſe vorzugsweiſe vor ſeinem Tode ſehr lieblich zu Geſang anſtimmen ſoll, ſo iſt daraus die Sage von einem Schwanengeſange und die Bedeutung dieſes Ausdruck hervorgegangen. Im Alterthume war er dem Apollo heilig, der ihm auch die Gabe der Weiſſagung vor ſeinem Tode ſchenkte. Der ſchwarze S. hat dagegen ein ſchwarzes Gefieder mit weißlichen Schwungfedern, einen hochrothen Schnabel und iſt auf Neuholland und den Freundſchaftsinſeln wild anzutreffen. — S. iſt ein nach Flamſteed aus 81 Sternen beſtehendes Sternbild in der Milchſtraße, zwiſchen dem Cepheus und dem Fuchſe mit der Gans, oſtwärts bei der Leier. Der S. bildet ein längliches Kreuz, der oberſte Stern am Schwanze heißt Deneb, der unterſte am Schnabel Albireo. 35. 13.

Schwanenfluß, einer von den Hauptflüſſen auf der Weſtküſte von Neuholland in Edelsland, iſt 15 Meil. lang und bildet den See Melville Water. Den Namen hat er von den ſchwarzen Schwänen erhalten, welche ſich an ſeinen Ufern aufhalten. Seit 1828 beſteht auch hier eine engliſche Colonie, über deren Zuſtand man keine zuverläſſigen Nachrichten erhalten hat. 1830 ſoll ſie ſchon 1290 Köpfe gezählt haben, von denen 500 die neugegründete Stadt Perth bewohnten. 35.

Schwanenorden, ſ. Riſt.

Schwangerſchaft, lat. graviditas; franz. grossesse; engl. pregnancy, iſt der Zeitraum zwiſchen dem Augenblicke der Empfängniß und der Geburt, während deſſen das neu entſtandene Geſchöpf noch kein ſelbſtſtändiges, ſondern nur ein von der Mutter abhängiges Leben zu führen vermag und ſeiner Ausbildung vom erſten Keime bis zur lebensfähigen Exiſtenz entgegengeht. Die Dauer dieſes Zeitraums beträgt in der Regel beim menſchlichen Weibe 10 Mondenmonate oder 280 Tage, doch kann ein lebensfähiges Kind ſchon mehrere Wochen früher zur Welt kommen, oder eine kurze Zeit länger, als die angegebene, im mütterlichen Schooße verweilen. Der Aufenthalt eines neuentſtehenden Weſens im Fruchthälter der Mutter, die Ernährung deſſelben durch die mütterlichen Säfte und endlich ſein ſchnelles und unverhältnißmäßig ſehr bedeutendes Wachsthum rufen im weiblichen Organismus eine Menge Veränderungen hervor, deren wichtigere wir hier angeben wollen. Die erſten Zeichen der S. ſind in der Regel ungewiß und verſtatten mancherlei Deutung; das Aufhören der weiblichen Reinigung iſt noch das ſicherſte von allen, obgleich bei Weitem nicht zuläſſig. Außer demſelben treten mancherlei Verdauungsbeſchwerden ein, als Ekel und öfteres Erbrechen; die Geſichtszüge einer Schwangern werden bleich und eingefallen, die Augen matt; ſie äußert große Reizbarkeit und gibt mancherlei ſonderbare Verlangen zu erkennen. Bald nimmt nun durch die Ausdehnung, die der im Becken befindliche Fruchthälter durch das Wachsthum des Embryo erleidet, der Umfang des Unterleibs zu, wodurch zugleich in Stellung und Gang des Weibes eine ſichtbare Veränderung vorgeht. Gleichzeitig hiermit vergrößern ſich die Brüſte und fangen ſpäterhin an ſich mit einer milch-

ähnlichen Feuchtigkeit zu füllen. Von der Mitte der S. an sind die Bewegungen des Fötus unter den Bauchdecken zu fühlen. Später, bei größerm Wachsthume des Kindes und dadurch bewirkter größerer Ausdehnung des Fruchthälters und der Bauchwände, stellen sich mancherlei durch diese mechanischen Hindernisse herbeigeführte krankhafte Erscheinungen ein; es entstehen Schmerzen in der Oberbauch- und Kreuzgegend, Stuhlverhaltungen, Harnblasenbeschwerden; durch den Druck auf die Blutgefäße zeigen sich an den Füßen Blutaderknoten und wässerige Ansammlungen; ferner wird die Beweglichkeit des Körpers, das Sitzen und Liegen erschwert; der Schlaf ist gestört, das Gemüth wird unruhig und wegen des herannahenden Ausgangs besorgt. So zahlreich und, wie man glauben sollte, leicht erkennbar diese und andere Zeichen der S. erscheinen, so fehlt doch nichts desto weniger noch viel, um dieselbe jedesmal und vorzüglich in ihren früheren Perioden, so wie die Zeit ihrer Dauer richtig zu bestimmen. Es ist hierzu eine sorgfältige Untersuchung, große Übung in diesem Geschäfte und lange Erfahrung nöthig; trotz dem aber ist immer noch Irrthum möglich, der durch falsche Stellung der Gebärmutter, ungewöhnliche Lage des Kindes und vorzüglich durch krankhafte Umstände herbeigeführt wird, die eine S. nur simuliren (falsche S.). — Von großer Wichtigkeit ist es, Regeln über die Lebensordnung einer Schwangern festzustellen und darauf zu achten, daß dieselben genau befolgt werden; denn nicht allein daß der an Krankheit angrenzende Schwangerschaftszustand hierbei wohl zu beachten ist, so muß man auch bedenken, daß die Schwangere der Niederkunft und dem Kindbette, einer reichlichen Quelle der schwersten Krankheiten entgegengeht, und daß sie einen neuen Erdenbürger in ihrem Schoße trägt, dessen künftigem Gedeihen ein gutes Verhalten eben so förderlich, als Vernachlässigung desselben Grund zu dauernder Kränklichkeit und Schwäche sein wird. Wer sich genauer hierüber belehren will, dem empfehlen wir zum Nachlesen: J. Ch. G. Jörg, „Diätetische Belehrungen für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen" (Leipz. 1826); J. C. F. Ralfs' „Mutterpflichten oder Anweisung für Mütter zur Entwickelung der Frucht und des Kindes" (Köln 1833); J. C. C. d'Alnoncourt, „Der praktische Rathgeber in Wochen-, Kinder- und Krankenstuben für Frauen und Mütter im alphabetischer Ordnung" (Leipz. 1833), so wie die zahlreichen, über physische Erziehung der Kinder handelnden Schriften. — — Außer dieser hier beschriebenen gewöhnlichen oder Gebärmutterschwangerschaft gibt es auch, aber zum Glück nur selten vorkommende, ungewöhnliche, äußere oder Extrauterinschwangerschaften. Bei denselben gelangt das Ei nicht in den Fruchthälter, sondern bleibt im Eierstocke oder in der Muttertrompete oder heftet sich an irgend einer Stelle in der Bauchhöhle an. Hier bildet sich der Embryo weiter aus, gelangt aber selten aus Mangel an Nahrung oder wegen Unnachgibigkeit der ihn umgebenden Theile bis zum Ende der S., sondern stirbt frühzeitig ab oder zerreißt seine Hüllen und tritt unter heftigen inneren Blutungen in die Unterleibshöhle. Im erstern Falle wird er durch Eiterung aus dem mütterlichen Körper herausgestoßen oder bleibt zeitlebens als eine vertrocknete oder incrustirte steinartige fremde Masse (Steinkind) im Körper der Mutter zurück; im andern Falle verursacht er gewöhnlich einen schnellen Tod der Mutter, der, da diese S. nicht zu erkennen ist, durch frühzeitige Operation nicht verhütet werden kann. — — Mit diesem Artikel vergleiche man der vollständigen Übersicht des Gegenstandes wegen die Artt. Abortus, Becken, Embryo, Empfängniß, Entbindung, Fötus, Geburt, Hebamme, Monstrum. 39.

Schwank, s. Posse.

Schwanthaler (Ludwig Michael), einer der ausgezeichnetsten der noch lebenden Bildhauer, geb. am 26. Aug. 1802 zu München, besuchte die dasige Akademie und ging später, obwohl nur auf kurze Zeit, nach Italien, von wo er im Jahre 1827 auf besondere Veranlassung des ihn hochschätzenden Königs Ludwig

nach München zurückkehrte. Seitdem hat er für letztere sowohl, als für Private eine Menge der ausgezeichnetsten Werke geliefert, die sich besonders durch geistreiche graciöse Auffassung und eine hohe Vollendung in der Ausführung rühmlich auszeichnen. Wir nennen hier nur folgende: 3 Reliefs im Heroensaale der Glyptothek, die Darstellungen aus dem Leben des Bacchus im Palais des Prinzen Maximilian zu München; in der neuen Residenz unter mehreren anderen Arbeiten Hesiod's Theogonie und Darstellungen aus dessen Werken und Tagen, ferner die beiden allegorischen Figuren für das Giebelfeld der Glypthothek, die Reliefs in der neuen Reiterschule des Fürsten Taxis zu Regensburg, die Darstellungen am vordern Walhallagiebel und die Modelle zu Standbildern der Regenten aus dem Hause Wittelsbach, von denen er vor nicht langer Zeit 14 dem Rathhause zu München schenkungsweise überlassen hat. 36.

Schwarz (Berthold), Erfinder des Schießpulvers (s. d. Art.), lebte in der Mitte des XIII. Jahrh. als Franciscanermönch zu Freiburg im Breisgau. Da er in der Chemie große, für seine Zeit ungewöhnliche Kenntnisse besaß, gerieth er in den Ruf der Zauberei und wurde deßhalb in das Gefängniß gesetzt. Hier beschäftigte er sich fortwährend eifrig mit chemischen Untersuchungen und gerieth einst durch Zufall auf die Bereitung des Schießpulvers. Der eigentliche Name S.'s soll Constantin Arklitzen gewesen sein. 81.

Schwarz (Sibylla), eine treffliche Dichterin des XVII. Jahrh., ward 1621 zu Greifswalde geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung und verfertigte schon seit ihrem 13. Jahre lyrische Gedichte, die nach ihrem frühen Tode (den 13. Juli 1638) in ihrem Nachlasse gefunden und von S. Gerlach (Danzig 1650. 2 Thle. 4.) herausgegeben wurden. Sie erregten durch ihren hohen dichterischen Werth großes Aufsehen, wurden aber fast ganz wieder vergessen, bis Fr. Horn im „Frauentaschenbuch für 1818" sie wieder in verdiente Erinnerung brachte. 16.

Schwarz (Friedrich Heinrich Christian, berühmter pädagogischer Schriftsteller, wurde den 30. Mai 1766 zu Gießen geboren. Der religiöse Sinn der Eltern und die fromme Unterweisung derselben neben dem Unterrichte auf der Schule zu Alsfeld, wohin sein Vater im Jahre 1773 als geistlicher Inspector berufen ward, und zu Nidda, hatten auf den lernbegierigen Knaben einen um so größern und wohlthätigern Einfluß, da die Schulen jener Zeit noch wenig Ausgezeichnetes leisteten. Mehr noch förderte im Jahre 1782 der einjährige Besuch des Gymnasiums zu Hersfeld den talentvollen Jüngling, so daß er schon 1783 auf der Universität Gießen die höheren Studien begann. Nach Vollendung des akademischen Cursus opferte er seinen Wunsch, dem akademischen Lehrerberufe zu leben, der kindlichen Pflicht auf, seinem Vater in Alsfeld amtlich beizustehen. 1788 ward er Hülfsprediger seines Vaters, 1789 Pfarrer in Dorbach in Churhessen, 1795 zu Echzell in der Wetterau und 1798 zu Münster bei Gießen. Neben seinem Berufe als Landprediger wirkte er noch durch schriftstellerische Versuche auf dem Gebiete der Theologie und Pädagogik, so wie durch die Gründung einer kleinen Erziehungsanstalt. Schon als 14jähriger Knabe hatte er angefangen zu unterrichten und dieser Neigung immer mehr auf der Schule und Universität folgend blieb es auch sein eifrigstes Geschäft während der 16jährigen Amtsthätigkeit auf dem Lande, und als ihn im Jahre 1804 Karl Friedrich von Baden nach Heidelberg als Professor der Theologie berief, ward endlich der sehnlichste Wunsch seines Herzens erfüllt. Was er hier Gutes gewirkt hat, davon zeugen die Menge trefflicher Lehrer, welche aus seinem pädagogischen Seminare (gestiftet 1806 und anfangs mit dem philologischen unter seinem Freunde F. Creuzer vereint, später getrennt) hervorgegangen sind; ebenso die Erweiterung seines Erziehungsinstitutes. Im Jahre 1807 von der theologischen Facultät zu Heidelberg zum Doctor der Theologie ernannt trug er später 1821 auch zur Beförderung der kirchlichen Union in Baden

weſentlich bei. Wenn er auch im Jahre 1822 ſein Inſtitut gänzlich aufgab, ſo hörte er doch nicht auf, als Vorſteher des pädagogiſchen Seminarium und als Schriftſteller rühmlich fortzuwirken. Seine zahlreichen Schriften ſind meiſt praktiſch-philoſophiſchen oder pädagogiſchen Inhalts. Ausgezeichneteres jedoch leiſtete er in letzterer Hinſicht; denn obgleich er auch hier ſeine myſtiſch-ſupranaturaliſtiſche Denkart nicht verläugnet, ſo wirkt ſie doch weniger ſtörend ein, da ſeine Theorie auf Praxis gegründet allgemeinen Beifall verdient und findet. Unter dieſen Schriften nennen wir als die vorzüglichſten: „Erziehungslehre" (Leipz. 1804—1813. 4 Bde. 2. Ausg. 1829—1830. 3 Bde.); „Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre" (Heidelb. 1817. 3 Thle.); „Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung" (Jena 1792. 2te völlig umgeard. Ausg. unter dem Titel: „Grundſätze der Töchtererziehung für die Gebildeten", Jena 1836); „Peſtalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksſchulen" (Bremen 1802); „Die Schulen" (Leipz. 1832); „Darſtellungen aus dem Gebiete der Pädagogik" (Leipz. 1833. 2. Bd. 1834); „Unſere Nationalbildung, eine Rede an die deutſchen Erziehungsfreunde" (Leipz. 1834). 84.

Schwarzburg, zwei zum deutſchen Bunde gehörige Fürſtenthümer, nach den ſie beherrſchenden beiden Linien Schwarzburg-Rudolſtadt und Schwarzburg-Sondershauſen genannt, zerfallen in zwei von einander getrennte Gebietstheile, in die obere Herrſchaft, den ſüdlichern, und die Unterherrſchaft, den nördlichern. Die obere Herrſchaft am nördlichen Fuße des thüringer Waldes zwiſchen Weimar, Coburg, Meiningen, Altenburg, preußiſchem Gebiete und Reuß gelegen, iſt meiſt gebirgig, von der Saale, Ilm, Schwarza, Loquiz und Gera bewäſſert und mit Ausnahme weniger Striche zum Ackerbaue nicht geeignet. Dagegen gibt es viel Holz, Kartoffeln, ſchöne Wieſen, Flachs, Gartengewächſe, und an Mineralien Eiſen, Kupfer, Vitriol, Kobalt, Alaun, Marmor, Schiefer u. a., ſonſt auch etwas Silber und Gold. Die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Die untere Herrſchaft an der Helme, Helbe und Wipper, von preußiſchem Gebiete, dem weimariſchen Amte Oldisleben und dem gothaiſchen Amte Volkenroda umgeben, iſt bei Weitem fruchtbarer und nur zum Theil von der Hainleite und dem Kyffhäuſer durchzogen; daher ſtarker Getreide- und Ölkräuterbau; im Kyffhäuſer wichtiger Mühlſteinbruch. Beide Gebietstheile zuſammen betragen einen Flächenraum von 35½ □M., von denen 19 zu S.-Rudolſtadt, 16½ zu S.-Sondershauſen gehören. Die Bewohner, jetzt gegen 116000, lutheriſcher Confeſſion, treiben außer Ackerbau, Viehzucht und Bergbau auch einige Gewerbe; doch ſind dieſelben, die Wollweberei, Pech- und Kienrußbereitung und Eiſengußwaarenfabrikation ausgenommen, nur von geringer Bedeutung. Die Regierungsform iſt in beiden Fürſtenthümern monarchiſch, aber nur in S.-Rudolſtadt durch Landſtände beſchränkt, während eine in S.-Sondershauſen 1830 gegebene Verfaſſung nicht angenommen wurde. Für beide Fürſtenthümer iſt das Oberappellationsſyſtem zu Zerbſt oberſte Juſtizbehörde. Die Einkünfte betragen in S.-Rudolſtadt gegen 200000 Thlr.; in S.-Sondershauſen 150000 Thlr.; die Schulden dort 150000 Thlr.; hier gegen 135000 Thlr. Das Contingent beider (zum 9. Armeecorps gehörig) beläuft ſich auf 990 Mann, von denen S.-Rudolſtadt 539, S.-Sondershauſen 451 Mann ſtellt. Bei dem Bundestage haben beide Fürſten mit Oldenburg und den anhaltiſchen Ländern die 15te Stimme, in pleno aber jeder eine beſondere. Wappen und Titel iſt beiden gemeinſchaftlich. — Bemerkenswerthe Ortſchaften: 1) in S.-Rudolſtadt. Oberherrſchaft (16 □M. mit 48000 Einw.): Rudolſtadt (ſ. d. Art.); Schwarzburg, Stammſchloß auf einem Felſen an der Schwarza in dem höchſt romantiſchen, mehrere Stunden langen Schwarzathale gelegen, mit ſchöner Rüſtkammer und Kaiſerſaal; Paulinzella, herrliche Kloſterruinen; Stadt-Ilm an der Ilm, mit 2300 Einw.; Königsſee,

mit 1600 Einw. (hier und in den Dörfern der Umgegend ſtarker Handel mit Arzneiwaaren); Dorf Böhlen (1100 Einw.); Oberweißbach, 2100 Fuß hoch gelegen, mit 1600 Einw.; Blankenburg, Städtchen, daneben die Ruine Greifenſtein; Leutenberg 800 Einw. — In der Unterherrſchaft (3 □M. mit über 14000 E.): Frankenhauſen (ſ. d. Art.) und Schlotheim mit 1500 Einw. 2) S.-Sondershauſen. Oberherrſchaft (8 □M. mit 24000 Einw.): Arnſtadt an der Gera, mit 5500 Einw., Sitz einer Regierung und eines Conſiſtorium, ziemlich lebhaft durch Gewerbe und Handel, Ruinen der alten Käfernburg; Plaue mit 650 Einw. in einem reizenden Thale; Gehren mit 1800 Einw. und Eiſenhammer; Breitenbach (2600 Einw.) mit wichtiger Holzwaarenfabrikation; Langewieſen (1400 E.) mit Pech- und Kienrußhütten. Unterherrſchaft (8¼ □M. mit 30000 Einw.): Sondershauſen (ſ. d. Art.); Greußen an der Helbe (2400 Einw.); Ebeleben (1000 Einw.); Klingen und Großenehrig. — Überſicht der Geſchichte des Hauſes S. Der angenommenen und auch wahrſcheinlichſten Meinung nach ſtammt das ſonſt gräfliche, jetzt fürſtliche Haus S. von den Grafen von Käfernburg ab, welche ſchon früh in jenen Gegenden Beſitzungen hatten. Einer derſelben, Sizzo, beſaß im XII. Jahrh. die Grafſchaften S. und Käfernburg, deren erſtere ſein Sohn Heinrich, die andere Günther erhielt. Unter Heinrich's I. (der ſeinen Sitz auf Schwarzburg nahm und ſich nach dieſer Burg nannte) Nachkommen, die fortwährend anſehnliche Erwerbungen machten, entſtanden die beiden Hauptlinien Schwarzburg und Blankenburg, aus deren erſterer die Nebenlinien Wachſenburg (bis 1450) und Leutenberg (bis 1564) hervorgingen. In der zweiten Hauptlinie Blankenburg zeichnete ſich vorzüglich der ſelbſt zum deutſchen Kaiſer gewählte Günther XXI. (ſ. d. Art.) durch glänzende Tapferkeit aus; überhaupt ſtanden die Grafen dieſer Linie im ganzen deutſchen Reiche wegen ihrer hohen Ritterlichkeit in großem Anſehn. Zu bemerken iſt übrigens, daß das Gebiet dieſer Linie beſonders im Jahre 1356 durch die Erwerbung von Sondershauſen, Kyffhauſen und Rothenburg, ſo wie ſpäter durch Kelbra, Heringen und Käfernburg bedeutend vermehrt wurde. Günther XL. vereinigte, als er im Jahre 1538 zur Regierung gelangte, alle Länder ſeines Hauſes mit alleiniger Ausnahme des Antheils der noch bis zum Jahre 1564 blühenden Linie Leutenberg, doch wurde nach ſeinem Tode von ſeinen vier Söhnen, Günther XLI. (wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit der Streitbare genannt), Wilhelm, Johann Günther und Albert wieder getheilt. Die erſtern beiden indeß ſtarben kinderlos (Günther XLI. 1583 und Wilhelm 1597), worauf nun die bereits 1584 vorgenommene neue Theilung einige Abänderungen erlitt. So ward Johann Günther I. der Stifter der ſondershäuſiſchen und Albert VII. der Stifter der rudolſtädtiſchen Linie. Die ſondershäuſiſche Linie war 1681 wieder in die ſondershäuſiſche und arnſtädtiſche zerfallen, doch ſtarb letztere 1717 wieder aus. Ein zwiſchen beiden Hauptlinien geſchloſſener Erbvertrag von 1713 übrigens hatte das Recht der Erſtgeburt und gegenſeitige Erbfolge feſtgeſetzt. Bereits 1697 war die Linie Sondershauſen in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, und daſſelbe geſchah 1720 mit der Linie S.-Rudolſtadt; doch konnten beide nach langen Unterhandlungen mit Churſachſen und Weimar, welche die Lehnsoberherrlichkeit in Anſpruch nahmen, erſt im Jahre 1754 in das Reichsfürſtencollegium eingeführt werden. Der jetzige Fürſt von S.-Rudolſtadt, Friedrich Günther, trat 1801 dem Rhein- und 1815 dem deutſchen Bunde bei und regelte ſpäter die Lehnsverhältniſſe zu Preußen und Gotha durch verſchiedene Abtretungen und Tauſche. Eben dieß that in S.-Sondershauſen der Fürſt Günther Friedrich Karl I., welcher übrigens im Jahre 1835 die Regierung in die Hände ſeines trefflichen Sohnes, Günther Friedrich Karl's II., niederlegte und ſich nach Ebeleben zurückzog. Vergl. Junghans, „Geſchichte der ſchwarzburger Regenten" (Leipz. 1821).

15.

Schwarze Kunst, s. Kupferstecherkunst.

Schwarzenberg (Fürst Karl Philipp von), kaiserlich östreichischer Generalfeldmarschall, geb. zu Wien den 15. April 1771, trat bereits 1787 als Lieutenant in ein Infanterieregiment ein, focht in Slavonien unter Lacy und zog 1790 als Major gegen die Franzosen an den Rhein, that sich bei Jemappe hervor und ward 1793 Oberstlieutenant. 1794 zum Obersten eines Cuirassierregiments ernannt, führte er mit demselben einen der ruhmvollsten Cavallerieangriffe bei le Cateau aus und erhielt dafür das Theresienkreuz, machte den Feldzug am Rheine 1795 und 1796 unter Erzherzog Karl mit, focht mit Tapferkeit und Geistesgegenwart bei Amberg und Würzburg und ward Generalmajor und nahm dann an den Kriegsereignissen (1799) am Rheine, in der Schweitz und am Mittelrheine den ehrenvollsten Antheil, besonders bei Heidelberg gegen Ney. 1800 zum Feldmarschalllieutenant erhoben befehligte er bei Hohenlinden eine Division, ging 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander Glück zu wünschen, erhielt 1804 den Befehl über ein bei Linz zusammengezogenes Heer und ward 1805 Vicepräsident des Hofkriegsraths. Beim Ausbruche eines neuen Kriegs gegen Frankreich (1805) befehligte er ein eigenes Corps und siegte mit ihm bei Jungingen, commandirte bei Ulm den rechten östreichischen Flügel, eilte bald darauf nach Wien zurück, widerrieth die Schlacht von Austerlitz und sagte den Erfolg voraus. Ende 1808 ging er abermals nach Petersburg, nahm, unverrichteter Sache zurückgekehrt, an der Schlacht bei Wagram Theil, focht hartnäckig gegen die Franzosen bei Znaim und ward deßhalb zum General der Cavallerie ernannt. Nach dem wiener Frieden vertrat er mit vieler Gewandtheit und Würde die Interessen des wiener Hofes bei Napoleon, der ihn persönlich hochschätzte, sah sich auch zu seinem Erstaunen zum Befehlshaber des aus 30000 Mann bestehenden Hülfscorps in dem französisch-russischen Kriege ernannt, mit dem er im Juni 1812 die gallizischen Grenzen überschritt und am Bugflusse mit den Russen unter Sacken, Tschitschakow und Tormasow kämpfte und ward von Napoleon zum Feldmarschall ernannt. Als S. den Rückzug der Franzosen ahnete, war seine Thätigkeit nur negativ und er kehrte im Febr. 1813 nach Wien zurück, trat, wiewohl vergeblich, in Paris als Vermittler zwischen Frankreich und Rußland auf und erhielt nun den Oberbefehl über die in Böhmen aufgestellte Observationsarmee. Nach Ablauf des Waffenstillstandes und als Östreich auf die Seite der Alliirten getreten war, übernahm er den Oberbefehl über die gesammten gegen Frankreich operirenden Armeen der Verbündeten, verlor aber gleich anfangs die Schlacht bei Dresden. Das Vertrauen zu seinen Operationen steigerte sich aber wieder durch die glücklichen Ereignisse bei Kulm (30. Aug. 1813). Hierauf schlug er Napoleon bei Leipzig und führte nach dem Willen und der Vorschrift der Monarchen den Zug nach Frankreich, wiewohl unter vielen Schwierigkeiten bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee, aus. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt der Fürst, nachdem er mit Wellington und den übrigen verbündeten höheren Generalen den Plan zum Feldzuge entworfen hatte, den Oberbefehl über die verbündeten Armeen am Oberrheine und hatte sein Hauptquartier in Heidelberg, als die Schlacht von Waterloo den Feldzug entschied. Er ging nun (22. Jun.) ungesäumt über den Rhein und gegen Paris vor. Nach seiner Rückkehr von daher schenkte ihm der Kaiser große Güter in Ungarn, auch ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Nachdem ihm ein Schlagfluß die rechte Seite gelähmte hatte, starb er am 15. October 1820 zu Leipzig. Sein Leichnam wurde am 19., an dem Tage, wo er vor 7 Jahren eben daselbst den entscheidendsten Sieg neuerer Zeit erfochten hatte, feierlich nach Böhmen abgeführt. 25.

Schwarzer Fluß wird in der Probir- und Scheidekunst ein Schmelzung

beförderner Zuschlag zum Schmelzen, bestehend aus 2 Theilen Weinstein, 1 Theil Salpeter und Kohle, genannt. 76.

Schwarzer Tod, eine vorzüglich im XIV. Jahrh. herrschende epidemische Krankheit, ist dieselbe, welche man früher mit dem Namen Feuer des heiligen Antonius (s. d. Art.) belegte. 30.

Schwarzes Meer (sonst Pontus Euxinus), zwischen Rußland, der asiatischen und europäischen Türkei, ist eigentlich noch ein großer Busen des mittelländischen Meeres, mit einem Wasserspiegel von 8700 □Meil., 300′ höher als das mittelländische und kaspische, ganz ohne Inseln, mit schrecklichen Stürmen, daher gefahrvoll. Es hat treffliche Rheden, aber wenig Häfen (vergl. A. Reumont „Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere" Stuttg. 1836). Auf einer Strecke von 90 Meilen empfängt es durch 5 große Ströme die Gewässer des 5ten Theils von Europa; denn es fließen in dasselbe die Donau, der Dniester, Bog, Dnieper und Don. In Süden nimmt es keinen wichtigen Strom auf, daher seine heftige Strömung von Norden nach Süden. Die merkwürdigsten Busen des schwarzen Meeres sind: das seichte asowsche Meer und die Meerbusen von Perecop und von Odessa, welche alle drei zur Südküste Rußlands gehören. 71.

Schwarzholz, s. Holz.

Schwarzwald, lat. Martiana Silva; franz. Forêt noire; engl. Black Forest, ein Hauptglied des großen mitteldeutschen Gebirgszugs, beginnt in der Rheinkrümmung bei Basel an der Grenze des südlichen Badens, (bei den 4 Waldstädten Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden und Seckingen) und zieht sich dann vom rechten Ufer des Rheins diesem und den Vogesen parallel in einer Länge von 18 Meilen und einer Breite von 4—8 Meilen bis Pforzheim hin, von wo aus er in einer niedrigen Hügelkette bis gegen den Neckar bei Heidelberg hinläuft und hier mit dem Odenwalde in Verbindung tritt. Die mittlere Höhe dieses Gebirgs, von welchem $\frac{2}{3}$ zu Baden, $\frac{1}{3}$ zu Würtemberg gehören, beträgt nicht über 3500 Fuß und die höchsten im Baden'schen liegenden Gipfel, der Feldberg und der Belchen, erheben sich nur auf 4600 und 4320 Fuß. Nächst dieser ist der Katzenkopf (3690 Fuß) im Würtembergischen am bedeutendsten. Die Westseite des S.'s fällt schroff und steil ab, die Ostseite dagegen allmählig, überhaupt aber ist der Längenausdehnung nach der Charakter des Gebirgs sehr verschieden, indem der südliche Theil oder obere S. sehr rauh, unzugänglich, unfruchtbar und von tiefen engen Thälern, Senkungen und Quervertiefungen durchschnitten erscheint, während der nördliche Theil oder untere S. im Allgemeinen viel niedriger, wellenförmiger und deßhalb in seinen weiten Thälern bei Weitem fruchtbarer und angebauter ist. Das Gestein des Gebirges ist Urgebirge (Granit, Gneus), hier und da mit Sandsteinschichten bedeckt und der größte Theil (gegen 300,000 Morgen) mit Schwarzholz (daher der Name) bewachsen, vorzüglich mit Fichten und Weißtannen. Außer der Donau und dem Neckar entspringen dem S. noch zahlreiche andere Gewässer, z. B. die Murg, Kinzig, Enz, Elz, Acher, Wolfach, Nagold, Wutach, Treisam, Pfinz u. a. m.; auch gibt es mehrere Seen, unter denen der Mummelsee (s. d. Art.) der bemerkenswertheste ist, und berühmte Heilquellen (s. d. Art. Renchthal). Unter den zahlreichen höchst romantischen Thälern nennen wir nur das Kinzig-, Rench-, Murg-, Wiesen- und Gutacherthal, welche zum Theil an die Alpenthäler der Schweitz erinnern, und außerdem den Kniebispaß und das Höllenthal, letzteres hinlänglich bekannt durch Moreau's Rückzug im Oct. 1796. Die Bewohner des S., ungefähr 320,000, nähren sich von Viehzucht, Holzwirthschaft, Bergbau (auf Eisen, Kobalt, Kupfer, Blei und etwas weniges Silber), Industrie und Ackerbau. Letzterer ist nur unbedeutend und nicht zureichend, doch wird der Mangel durch die übrigen Erwerbzweige bei der den Gebirgsbewohnern

eigenthümlichen Genügsamkeit und Thätigkeit hinlänglich ersetzt. Einer der vorzüglichsten Industriezweige ist die Verfertigung von Holzwaaren und Uhren (letztere werden weit verführt, selbst nach Amerika); außerdem auch die Strohflechterei und die Kirschwasser- und Eisenwaarenfabrikation. — Noch bemerken wir, daß mit dem Namen Schwarzwald bisweilen auch der nördliche, an das Schwarzburgische stoßende Theil des thüringer Waldes verstanden wird. 15.

Schweden und Norwegen, lat. Suecia; Norvegia; franz. Suède; Norvège; engl. Sweden; Norway; schwed. Swerige; Norge, bilden, obwohl unabhängig von einander, doch unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt die schwedische Monarchie. Nördlich vom Eismeer, östlich von Rußland und der Ostsee, südlich ebenfalls von letzterer und westlich vom Kattegat, Sund und von der Nordsee begrenzt strecken sich beide auch geographisch mit einander verbundene Reiche als eine große Halbinsel, deren östlichen Haupttheil Schweden, den westlichen Norwegen begreift, von Norden nach Süden herab und zwar zwischen 20° 22′ — 49° L. und 55° 32′ — 71° 11′ N.B. Die südlichsten Puncte Schwedens und Norwegens sind 55° 22′ und 58°, die nördlichsten 69° 35′ und 71° 11′ (Nordcap). Der Gesammtflächenraum beider Reiche beträgt 13,900 □Meilen, von denen auf Schweden 7910, auf Norwegen 5990 kommen. Betrachtet man die äußere Gestaltung der skandinavischen Halbinsel, so bemerkt man eine bedeutende Zerrissenheit der Küsten, doch bei Weitem weniger an der Ost- und Südküste, als an der West- und Nordküste, wo der Einfluß der stürmischen Nordsee sichtbarer hervortritt. Hier findet man vorzüglich vom 50° an eine unendliche Menge von Busen, Buchten (Fiorde), die zwischen steil abfallenden Felsenbergen oft tief in das Land hineindringen und zwar viele und gute Häfen und Landungsplätze bilden, aber auch wegen der häufigen Strömungen zwischen den quer vor der Küste sich hinziehenden Klippenreihen und den unzähligen Inseln nur mit großer Gefahr zu beschiffen sind. Am zerrissensten ist die Nordwest- und Nordküste Norwegens, wo sich auch die meisten und größten Inseln befinden. Die bedeutendsten Busen überhaupt sind an den norwegischen Küsten, der Christianiafiord im Kattegat, der Bukke-, (Stavanger)-, der Sogne-, Moldefiord, der Drontheims Leed, der Folden-, Ranen-, Soltens-, Mistenfiord, der große von dem Festlande und den Lofodden gebildete Westfiord mit dem Tys- und Ofodenfiord, der Malangerfiord, Lyngenfiord, Quaenangerfiord, Altenfiord, Qualfiord, der große Parsangerfiord, Laxafiord, Tanofiord, Kongsfiord und an der östlichen Nordküste der Warangerfiord. An der schwedischen Küste gibt es den karlskronaer, norköpinger, stockholmer und Dalbusen etwa ausgenommen, keine bedeutenden Buchten und nur die beiden großen Inseln Oland und Gothland. Was die innere Gestaltung der skandinavischen Halbinsel betrifft, so wird dieselbe durch ein eigenthümliches, dem übrigen Europa ganz fremdes Gebirgssystem, das skandinavische, hervorgebracht und bedingt. Die Hauptkette dieses Gebirgs beginnt an der Südseite Norwegens mit dem Vorgebirge Lindesnaes, nimmt meist in nördlicher Hauptrichtung laufend als eine 4000 Fuß hohe Hochebene den ganzen südlichen Theil Norwegens ein, zieht sich dann der Westküste immer näher tretend und auf die Inseln übergehend hinauf nach Finnmarken und endet auf dem Vorgebirge des festen Landes Nordkyn. Bis zum 62½° führt die Hochebene den Namen Langfield (fjeld d. h. Felsengebirge) oder thulisches Gebirge und erhebt sich im Skagefölbning auf 6738 Fuß; vom 62° — 63° dehnt sich das Dovrefjeld aus, dessen höchste Punkte der Skagtöls-Tind (überhaupt der höchste Gipfel des ganzen Systems 7878 Fuß), der Sneehättan (6620 Fuß) und der Syltfjall (6084 Fuß) sind. Mit dem Dovrefjeld, als dem nördlichen Theile der Hochebene, verbindet sich hierauf das Kjölengebirge (Sevegebirge), welches im Stifte Drontheim die Grenze gegen Schweden bildet, in seiner Fortsetzung aber sich immer mehr westlich wendet und dann auf den Inseln (Lofod-

Digitized by Google

don) die vom Hauptſyſteme abhängige Seekette bildet, deren höchſter Punct auf der Inſel Aſtenoe bis 4000 Fuß emporſteigt. Auf dem Feſtlande iſt der höchſte Gipfel der Kjölen der Sulitelma in Schweden (5706 Fuß). Über 68° hinaus folgt das Gebirge der nordöſtlichen Hauptbiegung der Küſte, wo es ſich nach und nach immer mehr verflacht, obwohl nur erſt an den äußerſten Endpunkten des Feſtlandes und der Inſeln. Aus der angegebenen Lage und Richtung des ſkandinaviſchen Gebirges erhellt, daß der Haupttheil deſſelben Norwegen angehört. Erſt unter 61° treten einige Zweige und zwar (wie überhaupt überall) in ſüdöſtlicher Richtung, nach Schweden herüber, die Hochebene ſelbſt aber erſt zwiſchen 62° und 63°. Dieſe öſtliche Abdachung ſenkt ſich allmählig gegen den bothniſchen Meerbuſen in große Ebenen und bildet zum Theil zwiſchen Seitenzweigen große Querthäler (Herjedalen, Guldbrandsdalen, Öſterdalen u. a.), zum Theil flache Hochebenen, wie die Tellemarken und Lappmarken. Der Charakter des Norwegen angehörigen Hauptgebirgsſtocks iſt dem der Alpen ähnlich, nur noch wildromantiſcher als dieſer. Man findet dieſelben Gebirgsſattel, dieſelben ſteil emporſtarrenden Felſengipfel, Eisfelder, Gletſcher, Lavinen, Waſſerfälle u. a., aber, zumal zwiſchen 61° und 62° auf dem Sögnefjeld und Hurrungerne, in großartigerer, ſchrecklicher Geſtalt, unzugänglicher und gefahrvoller für den Reiſenden, zum Theil noch undurchforſcht; überall die ſteilſten Schluchten und Felſenabgründe durchrauſcht von tobenden Bergwäſſern, deren einige Waſſerſtürze bilden, die, wie z. B. der Felgumfoß (Fall) 700 Fuß, der Sevlefoß 1000 Fuß, der Keelfoß ſelbſt 2000 Fuß Fall haben, mithin die Katarakten der Alpen weit übertreffen. Längs der Weſtküſte übrigens erheben ſich am Rande der meilenlangen Buchten meiſt ſenkrechte, häufig von 1000—5000 Fuß emporſtarrende Felſen, die bisweilen ſo nahe zuſammentreten, daß kaum das Tageslicht durch ſie in die Tiefe hinabgelangen kann. Anders iſt es an der ſchwediſchen Küſte, wo die verſchiedenen Höhenzüge bereits in einiger Entfernung vom Meere in völliges Flachland verfließen. Doch ſetzt ſich der Felſenboden in Scheeren (ſ. d. Art.) unter dem Meere noch fort. Im Norden Schwedens findet man auch nicht einmal dieſe ſich verflachenden Bergketten, ſondern ein ungefähr 1600 Fuß erhabenes völlig ebenes Flachland. Der Waſſerreichthum der beiden Königreiche iſt, wie ſich dieß bei der Alpennatur des Gebirgs von ſelbſt verſteht, höchſt bedeutend. Die meiſten großen und langen Flüſſe hat Schweden wegen der allmähligen Abdachung des Gebirges, während Norwegen verhältnißmäßig nur kleine und von kurzem Laufe aufzuweiſen hat, da hier die Fjorden die Stellen der Thäler vertreten. In Schweden ſind die bedeutendſten unter der außerordentlichen Menge von Flüſſen (Elf) folgende: Gotaelf, (der Ausfluß des Wenerſees), Weſt- und Oſtdalelf, Klara, Motala (der Ausfluß des Wetterſee's), Ljusne, Amerelf, Angermanelf, Umeå, Piteå, Luleå, Raneå, Kalix, Tarende, Torneå u. a. m., welche ſämmtlich die Sammelbecken oder Ausflüſſe der Seen ſind. Letzterer gibt es in Schweden eine außerordentliche Menge, unter ihnen höchſt bedeutende, als: der Wenerſee, der Hielmar, Wetter, Mälar, Storſee, Kellenſee, Stor Uman, Stor Afvan, Horn Afvan, Seggat, Luleåſee, Kalixſee, Torneåſee, im Süden der Bolmer-, Åsnerſee u. a. Dieſer große Reichthum an Seen und Flüſſen hat Veranlaſſung zur Anlegung von Canälen gegeben, die in Schweden um ſo nöthiger ſind, als die Flüſſe wegen ihrer mit Felſen und Klippen bedeckten Betten faſt nirgends ſchiffbar ſind. Hierher gehören vorzüglich der Trollhättacanal, angelegt zur Schiffbarmachung des Gotaelf, ein Meiſterſtück der Waſſerbaukunſt, welcher aus dem Wenerſee durch die Kette des Kinne-Kulle in den Wetterſee und von hier aus durch 5 kleinere Seen bis Söderköping geht, wo er in die Oſtſee mündet, ſo daß durch ihn alſo (ungefähr 50 Meilen) die Oſtſee mit dem Kattegat in Verbindung gebracht iſt; ferner der Arbogacanal, welcher den Arbogafluß aus dem hielmarſer in den Mälarſee führt; der

Strömsholmcanal, welcher den Mälar durch einen Fluß und mehrere Seen und Schleußen mit dem See Barken im Bezirke Stora Kopparberg verbindet, endlich der Söder-Teljecanal, welcher den Mälar auf dem kürzesten Wege mit der Ostsee verbindet. Andere Canäle, wie der Almare-, Stak- und Waddocanal, sind von geringerer Bedeutung, doch ist man fortwährend beschäftigt, das Canalsystem zu vervielfältigen, besonders zur Schiffbarmachung der zur Benutzung der Waldung wesentlich zu gebrauchenden Flüsse des nördlichen Schwedens. — Nicht minder zahlreich sind die Gewässer Norwegens, doch sind dieselben meist kurze und reißende Bergflüsse und nur die, welche der südöstlichen und südlichen Abdachung folgen, verdienen Bemerkung, wie der Glommen, Drammen, Louven, Nid, Torris und einige andere. Alle aber, die der westlichen Abdachung folgen, sind von kurzem und schnellem Laufe, wie z. B. der Namsen, Vessen, Ranen, Bejeren, Salten, Berdo, Alten ꝛc. Am bedeutendsten ist noch der Tana im Osten, welcher auf eine ziemlich lange Strecke die Grenze gegen Rußland ausmacht. Übrigens bilden auch hier die Flüsse meist Abzugscanäle von zahlreichen Seen, deren größere Anzahl Gebirgsseen sind. Als die bedeutendsten verdienen angeführt zu werden der Mjösensee, der Fämundsee, der Rysvand, der Fyen, Bygdin und Dinsternsee. Moräste gibt es hier wenige, desto mehr aber in Schweden, besonders in den nördlichen Gegenden. Das Klima der beiden Königreiche ist bei der großen Ausdehnung der Halbinsel sehr verschieden und im Norden natürlich rauher und kälter als im Süden. Doch ist es bemerkenswerth, obwohl aus der geographischen Beschaffenheit leicht erklärlich, daß das Klima in Schweden unter gleichen Breitengraden milder ist als in Norwegen. Während in Norwegen unter 67° die Schneelinie 3600° Fuß hoch liegt, ist sie in Schweden unter gleichem Grade 4400 Fuß, und während sie hier unter 61° 5800 Fuß ist, liegt sie in Norwegen unter demselben Grade nur 5150 Fuß, ja unter 70° fällt sie hier bis auf 3300 Fuß und unter 71° bis auf 2016. In Schweden ist im Süden die Luft völlig der in Norddeutschland gleich und hier gedeihen Getraide und Obst aller Art, unter 62° aber hören die härteren Obstsorten, auch die Eiche und andere Laubbäume auf, während unter 64° noch verschiedene Hülsenfrüchte, Kohl und Flachs, gedeihen. Weiter hin findet man weder Roggen noch Hafer mehr und unter 69° gedeihen höchstens noch Rüben und Kartoffeln, aber die Fichten- und Birkenwälder hören auf. In Norwegen ist mit Ausnahme der südlichen Küste das Klima, wie schon bemerkt, überall kälter und rauher, besonders auf den nördlichen Gebirgen, wo die Kälte nicht selten auf 36° R. steigt. Bis 63° findet man, vorzüglich an der Küste, noch Laubholz, mehrere Obstsorten bis 64°, Hülsenfrüchte, Hafer, Nüsse bis 65° und bis 67° Nadelholz, Hanf und Roggen, der in wenigen Wochen reif wird, darüber hinaus aber trifft man nur Birken und unter 69° und weiter blos Strauchwerk und Beeren. Gewitter und Stürme sind hier (wo wie in Schweden während des Sommers 2 Monate Tag ist) fürchterlicher als anderswo. Trotz dieser Strenge des Klima ist dasselbe doch gesund und nur in Schweden wirken einige Morastgegenden mehr oder minder nachtheilig auf das Wohlbefinden ein. Der Productenreichthum Schwedens und Norwegens ist, vorzüglich was das Pflanzen- und Thierreich betrifft, im Allgemeinen nicht bedeutend. Roggen findet man in Schweden in mehreren Provinzen so viel, daß zumal jetzt, wo dem Ackerbau besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, Zufuhr von Außen immer entbehrlicher wird; nur im Norden ist der Mangel daran fühlbar; in Norwegen treibt man nur im Süden Roggenbau, obwohl bei Weitem nicht zureichend, so daß man hier mehr noch wie in Schweden seine Zuflucht zu Gersten- und Hafermehl, im Norden oft zu Baumrinde, Moos ꝛc. nehmen muß. Beiden Königreichen eigenthümlich, obwohl Norwegen in geringerer Quantität ist die Kartoffel, jetzt sehr verbreitet, Hanf, Flachs, Tabak, Hülsenfrüchte und Holz in ungeheurer Menge.

Wein findet ſich hier und da im Süden. Die Viehzucht iſt in Schweden und dem ſüdlichen Norwegen ziemlich bedeutend, wird auch mit hinlänglicher Einſicht betrieben. Dem Norden, beſonders dem norwegiſchen, iſt das Rennthier und das Elenthier eigenthümlich, außerdem gibt es eine große Menge Wild aller Gattungen, Wölfe, Bären, Luchſe, Vielfraße, Pelzwild verſchiedener Arten, wildes Geflügel in Maſſen, an den norwegiſchen Küſten die Eidergans, (hier auch die Wandermaus, Lemming) und in den Flüſſen und den Meeren Fiſche (Herings- und Strömlingsfiſcherei). Der Hauptreichthum der ſkandinaviſchen Halbinſel ſind die Mineralien. Gold und Silber findet ſich zwar in geringerer Menge, deſto mehr aber Eiſen und Kupfer, beides, zumal das erſtere, in einer Güte, wie ſie in keinem andern Lande angetroffen wird. Außerdem gibt es Blei, Schwefel, Alaun, Salpeter, Vitriol und etwas Steinkohle, Porphyr, auch geringere Sorten Marmor, Kalk- und Schleifſteine, in Norwegen auch etwas Kobalt. Kochſalz dagegen fehlt und Seeſalz kann wegen des Klima nur an einigen Orten gewonnen werden. An Mineralquellen iſt ebenfalls Mangel. Die Bewohner der ſkandinaviſchen Halbinſel, zuſammen über 4 Mill. (von denen auf Schweden gegen 3 Mill., auf Norwegen 1,150,000 kommen), ſind der Hauptmaſſe nach Schweden und Norweger (Normannen), beide germaniſcher Abſtammung; außerdem wohnen in den nördlichen Gegenden (Finnmarken) einige Tauſend Finnen und Lappen (ſ. d. Artt.). Die Schweden, in dem Konigreiche Schweden die Hauptmaſſe der Bevölkerung, ſind ſtammverwandt mit den Dänen und Norwegern und zeichnen ſich durch ſchlanken oft hohen Wuchs, kraftvollen, dauerhaften Körper, weiße Hautfarbe und ſchöne blaue Augen vortheilhaft aus. Ihr Charakter iſt durchaus ehrenwerth; ſie ſind ernſt, dabei gutmüthig, offen, redlich, uneigennützig, gaſtfreundſchaftlich, religiös, thätig, tapfer und vaterlandsliebend und bewahren, mit Ausnahme der an den Küſten gelegenen Städte, die patriarchaliſche Einfachheit ihrer Vorfahren. Daſſelbe und zum Theil noch in höherm Grade gilt von den Norwegern, nur daß man dieſen nicht ganz mit Unrecht bis zu einem gewiſſen Grade Stolz, Eitelkeit und Ehrgeiz vorwirft. Mehr noch als der Schwede hängt der Norweger an der Sitte der Väter, oft zu ſeinem Nachtheile und Verdruſſe der Regierung, deren Schritte, ſo wohlthätig ſie auch ſein mögen, ſtets mit der größten Eiferſucht bewacht werden. Die Volksbildung iſt in beiden Reichen befriedigend, ebenſo die gelehrte Bildung, in welcher bekanntlich Schweden die Vergleichung mit dem Auslande nie zu ſcheuen gehabt hat. Herrſchende Religion iſt in beiden Reichen die lutheriſche Confeſſion. Über die Sprache vergl. den Art. Skandinaviſche Sprache und Literatur. Was die geſellſchaftlichen Hülfsquellen und Erwerbszweige der Bewohner betrifft, ſo ſind dieſelben außer Ackerbau (in Schweden vorzüglich in den Provinzen Südermanland, Upland, Schonen) und Viehzucht Bergbau, Handel und Induſtrie. Letztere iſt zumal in Norwegen noch im Werden, in Schweden etwas bedeutender und fortwährend im Wachſen begriffen. Man zählt jetzt über 1800 Fabriken mit mehr als 12000 Arbeitern, deren Fabrikate auf 10 Mill. Thaler Banco im Werthe betragen. Vor Allem findet man viele Eiſen- und Stahl-, wie überhaupt ſolche Fabriken, die ſich mit der Verarbeitung der einheimiſchen Mineralien beſchäftigen, obwohl hierin noch viel zu thun übrig bleibt; außerdem gibt es gegen 150 Tuch-, Woll- und Stofffabriken, gegen 50 Baumwollen- und Linnenfabriken, Band- und Strumpffabriken, Leder-, Papier-, Tabak-, Saffian-, Zucker-, Uhr-, Wachstuch- und Lackfabriken, Seifenſiedereien, Färbereien, Kattundruckereien, Spiegelfabriken, Galanteriewaaren-, Tapeten-, Puder- und Stärkefabriken, Glashütten, Eſſigbrauereien u. a. m. In Norwegen insbeſondere hat man zahlreiche Kupfer- und Eiſenwerke, Säge- und Pulvermühlen, Leineweberei und einige andere Gewerbe, darunter höchſt wichtige Fiſcherei, in beiden Königreichen aber

gleich wichtige Holzwirthschaft und die dahin gehörigen Gewerbe und Beschäftigungen. Von großer Wichtigkeit ist der Bergbau, welcher Schweden für die geringe Fruchtbarkeit seines Bodens entschädigt. Man zählt 586 Bergwerke in den beiden Reichen (davon die meisten in den schwedischen Provinzen Wermeland, Nerike, Dalekarlien und Westmanland), welche zusammen gegen 35000 Arbeiter beschäftigen und jährlich gegen 10 Mill. Rthlr. Banco Ertrag liefern. Das Eisen allein, welches vorzüglich in Ermeland, Upland (hier die wichtigste Eisengrube Danemora), Südermanland und Ostgothland gefunden wird, hat 8300000 Rthlr. Banco an Werth, nächst ihm gibt das Kupfer (Falun in der Provinz Dalarne ist das wichtigste Werk) gegen 800000 Rthlr. Banco Ertrag, Zinn 135000 Rthlr. Banco, Kobalt 155000 Rthlr. Banco und Alaun 182000 Rthlr. Banco, Silber dagegen nur 60000 Rthlr. Banco. Der Handel ist sehr lebhaft, obwohl die Bilanz im Allgemeinen für Schweden nicht günstig ist; mehr gewinnt Norwegen durch den Handel (viel Schmuggelhandel) mit England. Zur Ausfuhr kommen vorzüglich Metalle (Eisen, Kupfer) und Holz, wofür das Ausland hauptsächlich Wein, Tuch, Leinwand, Getraide, Kunst- und Luxusgegenstände einführt. Die Einfuhr übersteigt bis jetzt die Ausfuhr jährlich um fast 4 Mill. Thaler. Der Verkehr im Innern ist vorzüglich in Schweden, wo er durch treffliche Straßen und Canäle sehr erleichtert wird, lebhaft und einträglich, weniger in Norwegen, mit theilweiser Ausnahme des Südens. — Die Verfassung Schwedens und Norwegens ist monarchisch, beschränkt durch Reichsstände, keineswegs aber in beiden Reichen gleich. Während in Schweden die Reichsstände (Ritterschaft, Geistlichkeit, Bürger und Bauern) allerdings wichtige Rechte und Befugnisse haben, ist der König noch mehr in Norwegen durch den Storthing beschränkt und zwar so, daß er nicht einmal ein unbedingtes veto hat. In Schweden besitzt der zahlreiche Adel noch große Vorrechte und sein Einfluß auf die Verhandlungen des Reichstags ist um so überwiegender, als er bis auf 1200 Mitglieder zu diesem senden kann, während die Geistlichkeit höchstens 80, die Bürger bis 100 und der Bauernstand nur wenig über 100 Abgeordnete zu stellen haben. Ein großer Übelstand ist hier die abgesonderte Berathung der 4 verschiedenen Stände und der Umstand, daß der Reichstag sich gesetzlich nur alle 5 Jahre versammelt, nicht gerechnet eine Menge von Formalitäten, welche den Geschäftsgang außerordentlich erschweren. Einfacher, aber auch bei Weitem freier, vielleicht die freieste, ist die Verfassung Norwegens. Hier übt das gesammte Volk die gesetzgebende Gewalt durch den Storthing (d. i. wörtlich: große Versammlung) und zwar unter völlig gleichen, nur durch einige wenig drückende Bedingungen hinsichtlich des Grundbesitzes beschränkten Rechten. Der Storthing zerfällt in 2 Kammern, das Lagthing und das Adelsthing. Jenes nach geschehenen Wahlen aus und von dem gesammten Storthing selbst gewählt bildet als erste Kammer den eigentlich gesetzgebenden, dieses, die Versammlung der Grundeigenthümer, denen die Initiative zusteht, den berathenden Körper; doch sind beide nicht wesentlich von einander getrennt. Der Adel und überhaupt alle erblichen Rechte sind seit 1814 abgeschafft. Die Hauptprärogative der norwegischen Reichsversammlung besteht darin, daß jede Proposition nach dreimaliger Annahme auch ohne den Willen des Königs gesetzliche Kraft erhält. Übrigens müssen alle Verhandlungen des königlichen Staatsraths registrirt und alle Ordonnanzen vom norwegischen Staatsminister, welcher dem Storthing verantwortlich ist, contrasignirt werden. Die Mitglieder des Lagthing vereint mit dem höchsten Gerichtshofe (Hojesteret) bilden den Reichsgerichtshof (Rigsret). Der König darf mit seinem Staatsrathe, dem in Schweden die Leitung der eigentlichen Regierungsgeschäfte obliegt, über norwegische Angelegenheiten nur in Gegenwart des norwegischen Staatsministers und der norwegischen Reichsräthe verhandeln und nur das einzige Vorrecht hat er, den

Digitized by Google

Storthing, wenn er über 3 Monate beisammen bleibt, auflösen zu können. Was die Justizverfassung, insbesondere in Schweden, betrifft, so ist dieselbe im Allgemeinen wohl geordnet und vielleicht nur wegen der Menge der einzelnen Gerichte etwas zu complicirt. Als Instanzen bestehen Härards- und Lagmansgerichte, das Hofgericht und das aus 6 adeligen und 6 nichtadeligen Justizräthen bestehende oberste königliche Gericht. Die Lage des Landbesitzers oder Bauern in Schweden ist, ohne ausgezeichnet zu sein, doch nicht drückend. Leibeigenschaft kennt man hier nicht; doch unterscheidet man 3 Arten von Gütern oder Hemmans: Skattehemmans, völlig freie Güter; Kronohemmans, ursprünglich der Krone gehörige Güter, welche von Erbpächtern besessen werden, und Frälsehemmans, adelige Güter, deren Bewirthschafter den Besitzern mancherlei Dienste zu leisten, dafür aber Befreiung von gewissen Abgaben haben. Die meisten Lasten ruhen auf dem Skatte- und Kronohemmans. Die Finanzen Schwedens sind in gutem Zustande. Ihr Verwaltungssystem beruht auf der im Jahre 1557 gegründeten Bank, welche unabhängig von der Regierung, aber beaufsichtigt von einer durch den Reichstag ernannten Commission das Hauptdepot sämmtlicher Einkünfte des Staats ausmacht. Letztere bestehen hauptsächlich aus der Grundsteuer (Grundskatt), dem Zehnten von Minen, Schmelzhütten, Äckern ꝛc. und der Kopfsteuer und betragen nebst einer besondern Einkommensteuer (Bevillning) im Jahre durchschnittlich 9½ Mill. Rthlr. Banco. Außer diesen in die Staatscasse fließenden Summen hat das Land noch ungefähr 7½ Mill. für andere Zwecke, wie Besoldung der Geistlichen, der Milizen, an Frohnen ꝛc. aufzubringen. Die Ausgaben betragen durchschnittlich 8 Mill. Rthlr. Banco im Jahre, und zwar erhält davon der König als Civilliste 719,273 Rthlr. Banco, die Civilverwaltung über 2 Mill. und die Landarmee und Marine fast 4½ Millionen. Die Schulden übersteigen jetzt nicht 400,000 Rthlr. Banco, doch schuldet außerdem der Staat dem Könige und der regierenden Dynastie eine permanente Rente von 200,000 Rthlr. Banco. Übrigens beläuft sich die Masse der circulirenden Bankscheine auf 33½ Mill. Rthlr. Banco, deren Metallwerth 12½ Mill. beträgt; sonst aber besitzt die Bank noch mehr als 6 Mill. in Gold und Silber. In Norwegen hat die gesammte Einnahme im Jahre 1835 831,944 Speciesthlr. 93 Schill. Silber und 2,116,252 Speciesthlr. 27½ Schill. Zettel betragen; die Ausgabe 406,324 Speciesthlr. 87 Schill. Silber und 2,124,531 Speciesthlr. 20½ Schill. Zettel. Der Cassenbehalt nach der Rechnung vom vorübergehenden Jahre, 387,218 Speciesthlr. 77⅝ Schill. Silber und 246,091 Speciesthlr. 119⅞ Schill. Zettel, wurde von 1835 auf das gegenwärtige Jahr übertragen mit 812,838 Speciesthlr. 83⅝ Schill. Silber und 237,913 Speciesthlr. 7$_{2}^{5}/_{4}$ Schill. Zettel. Die Zolleinnahme hat gebracht 1,071,760 Speciesthlr. 67 Schill. Silber und 537,652 Speciesthlr. 108½ Schill. Zettel, demnach mehr als in den 3 vorhergegangenen Jahren. Das Schuldenwesen wird gut verwaltet und es steht zu erwarten, daß im Jahre 1846 alle Schuld getilgt sein wird. Als Civilliste erhält der König 120,000 Speciesthlr. — Schwedens Kriegsmacht steht jetzt auf einem Achtung gebietenden Fuße. Die Landmacht, aus der Armee indelta (d. i. solche Regimenter, welche von gewissen Ländereien und Domänen erhalten werden), der Vaerfvade (stehende recrutirte Truppen) und der Bevearing (Landwehr) zusammengesetzt, beläuft sich auf 171,000 Mann und ist trefflich organisirt und geübt; nicht minder imposant ist die Seemacht, welche gegenwärtig aus 11 Linienschiffen, 8 Fregatten, 4 Corvetten und 6 Briggs zusammen mit 1260 Kanonen besteht; wozu aber noch die sogenannte Flotille oder Scheerenflotte (s. d. Art.) mit 287 größeren und kleineren Fahrzeugen gerechnet werden muß. Die Bemannung der sämmtlichen Fahrzeuge übersteigt 24,000. In Norwegen belaufen sich die Landtruppen auf etwa 12,000, doch ist nie mehr als ⅙ im Dienste. Die Seemacht besteht aus 130—140 Fahr-

zeugen, mit Ausnahme einiger Briggs und Schooner, meist Kanonirböte und Föhlen. Das hierzu gehörige Schiffsvolk besteht aus 5700 Mann. — Orden hat S. 4, nämlich den Seraphinenorden, den militairischen Schwertorden, den Nordsternorden und den Wasaorden; außerdem besteht noch ein Orden für ausgezeichnete Glieder des Freimaurerordens. — Topographie. I. Schweden ist zum Behuf der Verwaltung in Läne (25), Voigteien (115) und Härader oder Districte getheilt, doch behalten wir hier die alte historische Eintheilung in 3 Haupt- und 24 Unterabtheilungen bei. Bemerkenswerthe Ortschaften sind: 1) im Svealand oder dem eigentlichen Schweden und zwar in der Provinz Upland: Stockholm (s. d. Art.), die Haupt- und Residenzstadt; Upsala mit 4800 Einw. und berühmter Universität, Sitz des Erzbischofs; Danemora, Bergstadt (s. oben); Elfkarleby mit großem Jahrmarkte; Enköping (1300 Einw.); Södertelge (1000 Einw.); Warholm auf einer Insel im Mälar mit 1100 Einw. und der zum Schutze der Hauptstadt dienenden Citadelle Frederiksborg; in Westmanland: Westerás am Mälar (3500 Einw.), Sitz eines Bischofs; Sala (2200 Einw.) mit Silberbergwerk; Arboga (1600 Einw.); in Dalarne, einem durch die Eigenthümlichkeiten seiner freiheitsliebenden Bewohner, der Dalekarlier, bekannten Berglande: Noor, Falun (4500 Einw.) mit dem wichtigsten Kupferbergwerke Schwedens; Elfedalen, Hedemora, Avestadt; in Nerike: Örebro (3600 Einw.), Nora, Askersund; in Südermanland: Nyköping (2700 Einw.), Hafenstadt mit lebhaftem Handel; Eskilstuna (2000 Einw.) und Strängnäs mit bedeutenden Fabriken. 2) Götaland. In Ostgötaland: Linköping (3100 Einw.), Bischofssitz; Norköping am Motala (10,600 Einw.), eine der wichtigsten Hafen-, Handels- und Fabrikstädte des Reichs; Wadstena (1400 Einw.); Söderköping; in Smáland: Jönköping (3600 Einw.), Handels- und Fabrikstadt, in der Nähe Gold- und Eisengruben; Calmar der Insel Öland gegenüber (5100 Einw.), wichtige Festung, Hafen- und Handelsstadt, Bischofssitz; Westerwik (3200 Einw.), bedeutende Seestadt, Kobaltwerk; Werió, Bischofssitz. Hieher gehört auch die fruchtbare und gut angebaute Insel Gotland (52 □Meil.) mit der Stadt Wisby (4100 Einw.), einem bedeutenden Handelsplatze, und die Insel Öland (1½ Meile breit, 16 Meil. lang) mit ungefähr 30000 Einw., und den Städten Borgholm und Borga; in Skane oder Schonen, der südlichsten und fruchtbarsten Provinz: Ystadt (3600 Einw.), Hafen- und Fabrikstadt; Christianstadt, mit dem 2 Meilen entfernten Hafen Ahus (3000 Einw.); Malmö (7100 Einw.), Handel und Fabriken; Helsingborg (2400 Einw.), Hafen, Seebad; Lund (3700 Einw.), Universitäts- und Handelsstadt, Bischofssitz; Landskrona (3000 Einw.), Hafen- und Handelsstadt am Sunde, wichtige Festung; in Halland: Warberg und Halmstadt; in Wester-Götaland: Götaborg, (Gotenburg) mit 25200 Einw. am Kattegat, nächst Stockholm die bedeutendste Stadt Schwedens, schön und regelmäßig gebaut, mit 2 Häfen und 3 Citadellen, Sitz eines Bischofs und höchst wichtig durch Handel und Gewerbe; Skara; Boras; Mariestadt; Alingsas; in dem rauhen Gebirgslande Bohusland: die Hafenstadt Marstrand (1300 Einw.); Udewalla und Strömstadt ebenfalls Hafen- und lebhafte Handelsstädte; in Wermeland: Karlstadt, Bischofssitz mit (2400 Einw.); Philippstadt; Christineham; in Dalsland: Wenersborg (2000 Einw.) und Amal. 3) Norrland (Nordland). In Gestrikland: die schöne Hafen-, Handels- und Fabrikstadt Gefle (6900 Einw.), Bischofssitz; in Helsingland: Hudikswall und Söderham; in Medelpad: die Hafenstadt Sundswall (1600 Einw.); in dem öden Gebirgslande Herjedalen: Ljusnedal; in Angermanland: die Hafenstadt Hernosand (1900 Einw.), Bischofssitz; in Jämtland: Österfund und in Wester-Botten, einer durch finnische Colonisten gut angebauten Provinz: die Hafen- und Handelsstädte Pitea, Lulea und Umea. Endlich gehören noch hierher

Digitized by Google

Lappmarken oder Lappland, bewohnt von Lappen (ſ. d. Art.) und einigen tauſend ſchwediſchen, deutſchen und finniſchen Coloniſten. Es zerfällt in mehrere Provinzen, hat aber keine Städte, ſondern nur einige ſchlechte Dörfer. II. Norwegen zerfällt in die 4 Stifte Chriſtiania, Chriſtianſand, Bergen und Drontheim (Trondhjem). Bemerkenswerth ſind in Chriſtiania: die Stadt Chriſtiania (ſ. d. Art.), Hauptſtadt Norwegens; Friedrichſtadt, Hafenſtadt und Feſtung (2100 Einw.); Moss (2000 Einw.), Friedrichshall (4900 Einw.); Kongsberg (ſ. d. Art.); Tönsberg; Skeen; Modum mit einem ſehr bedeutenden Blaufarbenwerke; Drammen (8000 Einw.), wichtiger Handel; Hafenſtadt Laurwig (2000 Einw.); in Chriſtianſand: die Stadt gleiches Namens (7500 Einw.), mit Hafen, in der Nähe Eiſenwerke; Hafenſtadt Stavanger (3900 Einw.); in Bergen: Bergen am Waagfiord (21500 Einw.), mit großem Hafen, wichtigem Handel und Gewerbebetriebe; in Drontheim: Drontheim (9500 Einw.), Bisthum, bedeutende Ausfuhr; Roeraas hoch im Gebirge (3000 Einw.); Chriſtianſund (1900 Einw.), Hafen- und Handelsſtadt, wichtige Fiſcherei. Auf den hierher gehörigen rauhen und ſtürmiſchen nur wenig bebauten Loffodeninſeln, deren Einwohnerzahl auf 8000 anzuſchlagen iſt, liegen nur wenige unbedeutende Flecken, ſonſt nur zerſtreute Fiſcherwohnungen. Die Hauptinſeln ſind: Oſt- und Weſtwaagoe, Moskonäsoe, Moskoe, Flagſtadoe, Andoe, Langoe, Hindoe u. a. In dem nördlichſten Theile Norwegens endlich, Finnmarken (dem norwegiſchem Lappland), einem rauhen, öden, völlig unangebauten von Finnen und Lappen (ſ. d. Artt.) bewohnten Lande, finden ſich nur wenige Orte. Die wichtigſten ſind: Altengaard (69° 65′); Hammerfeſt, an einem Buſen der Inſel Qualoe, eine Hafenſtadt, wichtig durch ihren Verkehr mit den Ruſſen und Engländern, Wallfiſchfang und Stockfiſchfang, ſo wie als Station für ruſſiſche Getreideſchiffe; ferner Kielvig, kleiner Hafenort auf der am nördlichſten gelegenen Inſel Mageroe, und das Dorf Kautokeino auf der von 4000 Fuß hohen Gebirgen durchzogenen Inſel Seyland. — Geſchichte des ſchwediſchen Staats, I. Schwedens. Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſein, daß S. von Alters her von 2 verſchiedenen Völkern bewohnt war, deren eines dem germaniſchen, das andere dem finniſchen Stamme angehörte. Schon Tacitus erwähnt die Finnen (Lappen, Quänen, Permier) und nennt zu gleicher Zeit die Sueven, als im ſüdlichen Theile Schwedens ſeßhaft. Übrigens möchte die Ableitung des Namens S. immer ſehr ſchwer nachzuweiſen ſein; am Wahrſcheinlichſten iſt die Annahme, daß er, als Gegenſatz von Norwegen, Süden bedeute, oder was noch annehmbarer erſcheint, von der Art und Weiſe der Urbarmachung des Bodens (indem man das Holz auf dem Boden verbrannte und in die Aſche Korn ſäete, wofür man noch jetzt den Ausdruck Swedjeland, d. i. Brennland, kennt) herzuleiten ſei. Die Einwanderung der Gothen ſetzt man gewöhnlich um 50 v. Chr. und zwar wird Odin (ſ. d. Art.) von der Sage als ihr Heerführer bezeichnet; ob aber ein wirklicher Stammunterſchied zwiſchen Gothen und Schweden beſtanden habe, iſt zweifelhaft, möchte aber anzunehmen ſein, da man weiß, daß ſpäter beide Völker noch lange in heftigem Zwieſpalte lebten. Die Geſchichte der ſkandinaviſchen Halbinſel in den erſten Jahrhunderten n. Chr. bleibt dunkel und erſcheint ſelbſt ſpäter, als das Chriſtenthum eingeführt war, zum großen Theile noch mit der Sage vermiſcht. Als Grundzug des Volkslebens findet man ſchon in den früheſten Zeiten die königliche Gewalt, hervorgerufen ohne Zweifel durch die bei der Hauptbeſchäftigung, der Seeräuberei, bald für nothwendig erkannte engere Verbindung der einzelnen Stämme. Jeder der letzteren hatte ſeinen König (Fylkiskong), doch wurde, obwohl ſtets nur perſönlich, ein Oberkönig (Thiodkong) anerkannt, welchem insbeſondere die Sorge um den Götterdienſt oblag. Die ſogenannten See- und Waldkönige waren meiſt Fürſtenſöhne, die Gefolge um ſich verſammelten und Heereszüge unternahmen, ohne

aber in der Heimath selbst eigentlich königliche Gewalt ausüben zu dürfen. In den alten Geschlechtsregistern wird außer Odin's Geschlechte noch ein Königshaus der Formother erwähnt und die Sage erzählt, daß Odin von dem aus diesem Geschlechte stammenden Könige Gylfe freundliche Aufnahme gefunden habe, worauf sich seine Nachkommen nach und nach der Oberherrschaft bemächtigten und bis in das IX. Jahrh. unter dem Namen Ynglingar herrschten. Der letzte Ynglingar, Ingiald Illrade, berichtet die Sage weiter, hatte sich durch Unterdrückung der Fylkiskönige und sonstige Unthaten verhaßt gemacht und unterlag dem dänischen und norwegischen Könige Widfame, dessen Sohn, Harald Hildetan, S. bis 735 beherrschte. Später bemächtigte sich der hochgefeierte Dänenheld, Regner Lodbrog, des Reichs, welches nun mehrere Jahrhunderte bei dessen Familie blieb. Als Regenten werden unter andern Biörn Järnsida, Erich, Resil, Edmund, Oluf, Ring (oft mehrere eines Namens) genannt, deren Thaten indeß, mit Ausnahme Erich's des Sieghaften, fast durchaus der Sage angehören. Des Letztgenannten (starb 793) Sohn, Oluf, erscheint als der erste christliche König in S., obwohl neben dem neuen Cultus der alte noch geraume Zeit fortdauerte. Übrigens machte sich Oluf die meisten Unterkönige, zumal die von Gothland, zinspflichtig und nannte sich nicht, wie seine Vorfahren, König von Upsala, sondern zuerst König von S. Unter seinem tapfern Sohne, Anund (1024—1051), ward mit Erfolg gegen den kriegerischen Kanut den Großen von Dänemark gekämpft, doch erlosch schon mit dessen Bruder, Edmund, der Mannsstamm des Regner Lodbrog. Die Krone fiel hierauf an Anund's Schwiegersohn, Stenkil; indeß konnte er sich nur mit Mühe gegen seine Unterthanen halten und sein Sohn Ingo mußte die Herrschaft erst Hako dem Rothen von Westgothland abkämpfen (1112), fiel aber bald darauf durch Meuchelmord. Mit Ingo II. erlosch um das Jahr 1130 auch das Geschlecht Stenkil's, worauf zwischen Gothen und Schweden ein blutiger Zwist um die Thronfolge ausbrach. Nach langem erbitterten Kampfe, in welchen sich auch die Dänen mengten, wurde zwar ein Eingeborener, Swerker, der Sohn eines gothländischen Jarls, als König allgemein anerkannt, doch fiel er bereits im Jahre 1150 durch Meuchelmord und Karl, sein Sohn, ward nun von den Gothen gewählt, während die Schweden Erich (IX.), genannt der Heilige, aus dem Geschlechte Bonde, zum Könige ausriefen. Dieß legte den Keim zu neuer Zwietracht. Zwar blieb zwischen beiden Herrschern einige Jahre Friede, als aber Erich 1160 von dem Dänen Magnus gemeuchelmordet wurde und Karl, der Gothenkönig, nun auch Schwedens sich bemächtigte, erregte Kanut, Erich's Sohn, blutige Unruhen, welche im Jahre 1167 vorläufig mit Karl's Ermordung endeten. Nach Kanut's Tode im Jahre 1196 gelangte Swerker II., Karl's Sohn, obwohl nicht ohne hartnäckigen Kampf gegen Erich, Kanut's Sohn, auf den Thron, den er aber 1210 an Erich abtreten mußte. Mit Johann, Swerker's II. Sohn, erlosch übrigens im Jahre 1222 das Swerker'sche Geschlecht und Erich der Lispler, der letzte aus Erich's des Heiligen Stamme, ward einige Jahre später durch den Folkunger Kanut Johannson vertrieben, kam jedoch zurück und herrschte noch ungestört bis zum Jahre 1250. Nach seinem Tode ward Waldemar, Birger's Sohn, aus dem Geschlechte der Folkunger, zum Könige erwählt, doch führte in der That sein Vater die Regierung, der sich um den Flor Stockholms, so wie um die Gesetzgebung des Landes sehr verdient machte, in sofern aber eine große Unklugheit beging, daß er seinen übrigen Söhnen, Magnus, Erich und Benvit, besondere Landestheile überließ, ein Umstand, welchen Magnus bald benutzte, um nach des Vaters Tode im Jahre 1266 die Krone an sich zu bringen. Waldemar starb in Gefangenschaft (1302). In den Zeiten solcher Verwirrung mußte sich natürlich der Zustand des Landes eher verschlimmern, als verbessern und nur der überwiegende Einfluß der Geistlichkeit, sonst wohl nicht wohlthätig, konnte unter

ſolchen Umſtänden einen Rückfall in völlige Barbarei verhindern; auch erwarb ſich König Magnus mancherlei Verdienſte um die innere Ruhe und den Wohlſtand des Volks; aber bei ſeinem Tode (1290) war ſein erſtgeborener Sohn Birger noch unmündig und nur dem kräftigen Vormunde, Thorkel Knutsſon, verdankte S. die einſtweilige Fortdauer der Ruhe, bis im Jahre 1306, wo der kräftige Verweſer der Cabale ſeiner Feinde unterlag und Erich und Waldemar, die beiden anderen Söhne des Königs Magnus, unſeligen Bruderzwiſt erhoben. Nach mehrjähriger Verwirrung erhielt ſich zwar Birger durch däniſche Einmiſchung als Oberkönig (1310), aber der Meuchelmord der Brüder im Jahre 1317 erregte neuen Parteikampf, der endlich den Anſtifter deſſelben zur Flucht nach Dänemark nöthigte, wo er 1321 ſtarb. Den Thron beſtieg jetzt Erich's Sohn, Magnus (Smek), doch führte für ihn der weiſe und tapfere Ketilmund 12 Jahre lang die Vormundſchaft, ſehr zum Frommen des Landes, deſſen Gebiet er durch die Provinz Schonen vergrößerte. Magnus ſelbſt, der 1319 auch König von Norwegen geworden war, regierte anfangs nicht minder löblich, ließ ſich aber aus Eitelkeit zu einem ſchlecht vorbereiteten und darum unglücklichen Feldzuge gegen die Ruſſen verleiten und erregte dadurch ſo heftige Unzufriedenheit, daß er durch den Adel genöthigt wurde, ſeinem Sohne Erich die Hälfte des Reichs abzutreten. Letzterer ſtarb indeß 1358 und Magnus verlobte nun ſeinen zweiten Sohn Hakon, welcher ſeit 1350 König von Norwegen war, mit Margaretha (ſ. d. Art.), der Tochter des däniſchen Königs Waldemar, mußte aber gegen Letztern, dem er Schonen, Blekingen und Halland abgetreten hatte, auf Veranlaſſung des erbitterten Adels zu Felde ziehen (1361), um ihn an der Beſitznahme Schonens zu hindern. Nach mancherlei Zwiſtigkeiten, ſelbſt mit ſeinem Sohne Hakon, der ſich unterdeſſen mit der Margaretha vermählt hatte, gerieth er in einen neuen ungleich gefährlichern Kampf mit Albrecht von Meklenburg, den ein großer Theil des Adels, ſelbſt mit Übergehung Hakon's, zum Könige gewählt hatte. Obgleich unterſtützt von Norwegen und Dänemark verlor er dennoch im Jahre 1365 in der Schlacht bei Enköping mit ſeiner Freiheit jede Ausſicht auf Wiedergewinn der Krone und Albrecht behauptete ſich nach noch ſechsjährigem Kampfe gegen Dänemark in Schwedens Beſitz. Bei größerer Vorſicht hätte er auch ſeinem Hauſe die Krone ſichern mögen, allein unkluge Begünſtigung der Deutſchen, ſo wie drückende Auflagen entfremdeten ihm Adel und Volk und ſo fand er bereits bei einem Verſuche, nach dem Tode Waldemar's im Jahre 1375 Schonen zurückzuerobern, nicht nur wenig Beiſtand, ſondern er konnte auch nicht einmal verhindern, daß ſich Margaretha von Dänemark, die nach Hakon's Tode 1380 auch als Königin von Norwegen anerkannt wurde, in S. eine täglich anwachſende Partei gewann. In ſeinem Übermuthe indeß erklärte er 1389 den Krieg, ward aber bei Falköping geſchlagen und gefangen und 7 Jahre lang auf dem Schloſſe Lindholm eingeſperrt. Unterdeſſen dauerte der Kampf, welchen für Albrecht außer ſeiner nur ſchwachen Partei die Hanſeſtädte nebſt den holſteinſchen und meklenburgſchen Fürſten fortführten, noch fort, ohne aber zu erwünſchtem Reſultate zu führen; denn Albrecht mußte zuletzt Stockholm, den letzten Anhaltepunkt ſeiner Partei, um nur wieder frei zu werden, übergeben. Müde der nutzloſen Anſtrengungen begab er ſich hierauf mit Aufgeben ſeiner Anſprüche nach Meklenburg zurück (1397). In demſelben Jahre gelang es der Königin Margaretha, ihren langgenährten Lieblingsplan, die drei nordiſchen Reiche, S., Norwegen und Dänemark zu vereinigen, durchzuſetzen, indem die verſammelten Stände zu Calmar (ſ. d. Art.), den Enkel der Schweſter Margarethen's, Heinrich von Pommern (Erich [XIII. oder in Dänemark IX.] genannt) als König der drei Reiche anerkannten. In der That aber regierte Margaretha bis zu ihrem Tode im Jahre 1412. — Der Zuſtand des Reichs hatte ſich in den letzten Jahrhunderten nur langſam verbeſſert, was bei den fortwährenden blutigen Kämpfen nicht

Wilhelm nahmen Theil. Indeß war doch in der Reichsverfassung manches Erwünschte gebessert und namentlich waren dem Reichsrath die Rechte der Stände, aufgelöst durch Gustav Wasa, wiederhergestellt worden und hatte derselbe auch wieder das Recht der Initiative in Gesetzvorschlägen. Die Reichsräthe Oxenstjerna und Gyllenhjelm waren die Leiter der Regierung, und Ersterer, der Kanzler, hatte sich durch seine Verdienste um die Verfassung, durch seine Geschicklichkeit in Geschäften und durch seine Treue und Anhänglichkeit an das Königshaus, wie auch durch seine Gelehrsamkeit, einen großen Namen erworben. Er war 1583 zu Fanöe in Gothland geboren. Sein Vater war meist in den Diensten Karl's von Südermannland und Gothland, Gustav Adolph's Vormund, und starb als solcher 1597. Sein Sohn war in Upsala ausgebildet, hatte dann Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien gemacht und war 1606 in Wittenberg Magister geworden. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland war er 1608 Assessor des Hofgerichts geworden, hatte sich aber durch seine Heirath mit Karl's Tochter Anna Sofia, Wittwe des Grafen Magnus von Deland, die Ungnade des Herzogs zugezogen, und war 1609 seiner Aemter entsetzt worden. Er hatte sich nun auf seine Güter begeben, wo er sich mit Geschichtsforschungen beschäftigte, in welchen er auch Gustav Adolph unterrichtete. Nach dessen Thronbesteigung wurde er 1612 Reichsrath, 1613 Reichskanzler, 1614 Graf und 1616 Reichsrathspräsident. Nach einer Verfügung Gustav Adolph's vor seinem Tode sollte Oxenstjerna, wenn Gustav Adolph's Tochter Christine noch minderjährig wäre, Vormund der Königin und Reichsverweser werden. Dieß geschah auch, und Oxenstjerna verwaltete das Reich während der ganzen Zeit, bis Christine 1644 für volljährig erklärt wurde, in den Jahren 1632 und 1633 auch während der Abwesenheit der Königin, die sich damals in Deutschland befand. Er starb 1654 zu Stockholm. Sein Sohn Johann Oxenstjerna, geboren 1611, war 1634 Reichsrath

1483 der calmarische Receß zu Stande, in welchem Johann gegen Übernahme von mancherlei Verpflichtungen als König von S. anerkannt wurde. Sten Sture wußte anfangs zwar seine fast unumschränkte Gewalt zu behaupten und ließ es, von den Hanseaten unterstützt, zum offenen Kriege kommen, unterlag aber den Machinationen einer Partei des Adels, die im Jahre 1497 seine Entsetzung durchsetzte und den König Johann trotz des Widerspruchs des gesammten Geistlichkeit ins Land rief. Indeß war nur wenig damit gewonnen, indem bereits im Jahre 1500 in Folge eines unglücklichen Kriegszugs des Königs gegen die Ditmarschen von Neuem der Parteigeist ausbrach, in Folge dessen der alte Sten Sture abermals an das Ruder gelangte. Auch nach dessen Tode im Jahre 1503 hatten die Anstrengungen des Königs wenig Erfolg und Suante Sture behauptete sich bis zu seinem Ableben 1512 in der ihm übertragenen Reichsvorsteherschaft, die dann an Sten Sture's Sohn überging. So standen die Angelegenheiten, als im Jahre 1513 Christian's I. Sohn, Christian (Christiern) II. den dänischen Thron bestieg. Getäuscht in seiner Erwartung, durch Unterhandlungen seine Rechte auf S. gültig zu machen, schickte derselbe endlich im Jahre 1518 ein Heer nach S., fest entschlossen, um jeden Preis seinen Zweck zu erreichen. Machte er sich aber schon dadurch verhaßt, daß er während der Unterhandlungen 6 edle Schweden, unter ihnen Gustav Wasa, treuloser Weise wegführte, so geschah dieß noch mehr durch Erwirkung eines päpstlichen Bannfluchs über S., und schwerlich hätte bei engerm Zusammenhalten der Partei Sten Sture's sein Plan gelingen mögen. Allein unglücklicher Weise starb Sten Sture an den Folgen einer in einem Treffen erhaltenen Wunde (1520) und die den Dänen günstig gesinnte, von dem Erzbischofe Gustav Trolle geleitete Partei benutzte die augenblickliche Verwirrung und überredete den Reichstag, dem König Christian zu huldigen. Jetzt glaubte Letzterer die hundertjährige, von den Schweden seinem Hause angethane Unbill rächen und zu künftiger Empörung durch blutige Strenge die Lust benehmen zu müssen. So geschah das stockholmer Blutbad (8. Nov. 1520), in welchem die Anhänger Sten Sture's, zusammen 94 Personen, ihr Leben durch den Henker verloren; auch in den Provinzen ward mit der unmenschlichsten Grausamkeit gegen die Unterdrückten gewüthet und Christian selbst befleckte auf der Rückkehr nach Dänemark seine Hände mit dem Blute meist unschuldiger Schlachtopfer. Aber gerade das, was die Tyrannei befestigen sollte, machte S. frei; denn schon war in Gustav Wasa der Retter erstanden. (Man sehe hierüber den besondern Artikel.) Bereits am 6. Juni 1523 erhielt dieser großsinnige Vaterlandsfreund von dem zu Strängnäs versammelten Reichstage die königliche Würde und die calmarische Union war somit factisch aufgelöst, obwohl die Unabhängigkeit Schwedens erst 1534 von Christian's Nachfolger, Friedrich I., anerkannt wurde. Gustav I. Wasa ward nicht allein der Retter seines Vaterlandes vom Joche des Auslandes, auch die Zukunft desselben sicherte er durch eine Menge der heilsamsten Maßregeln, unter denen die Einführung der Reformation, die Aufhebung des Wahlrechts der Stände, die Zuziehung der Bürger und Bauern zu den Regierungsgeschäften und die erneuerte Belebung des Handels unstreitig die verdienstlichsten waren. Strenge Unterdrückung wiederholter, meist von der Geistlichkeit angefachter Aufstände und Züchtigung der übermüthigen Lübecker sicherten für seine letzten Regierungsjahre die so nöthige, lang entbehrte Ruhe. Zum großen Nachtheile des Reichs aber setzte sein minder begabter, dabei wilder und ausschweifender Sohn und Nachfolger, Erich XIV. (seit 1560), das weise begonnene Werk nicht fort, auch trug die früher geschehene unkluge Ertheilung von Provinzen an Erich's Brüder, Johann, Magnus und Karl, wesentlich mit zur nachfolgenden Verwikkelung der Angelegenheiten bei. Die Erwerbung des freiwillig sich unterwerfenden Esthlands so wie Reval's bewirkte gleich anfangs Irrungen mit Polen und mit

Dänemark offenen, Jahre lang anhaltenden Krieg; während desselben aber entstand langjähriger und verwüstender Hader zwischen den Brüdern, hervorgerufen vorzüglich durch das häufig an Wahnsinn grenzende Wüthen Erich's (s. d. Art.), dann wohl auch durch den nimmer zu befriedigenden Ehrgeiz seines Bruders Johann von Finnland. Nach mancherlei Wechselfällen unterlag Erich im Jahre 1569 und Johann (III.) bestieg mit fast einstimmiger Wahl der Reichsstände den für erledigt erklärten Thron. Nach Abschluß eines Friedens mit Dänemark (1570), in welchem S. alle Rechte an Norwegen, Schonen, Halland, Herjedalen und Blakingen aufgab, begann jetzt um Esthland der Krieg mit Rußland, dessen Ende aber im Jahre 1595 der König Johann nicht erlebte. Letzterer, überhaupt ohne große Eigenschaften und besonders im höchsten Grade wankelmüthig, erregte durch seinen Uebertritt zum Katholicismus und sein offenbares Bestreben, auch das Volk demselben wiederzugewinnen (was man dem Einflusse seiner Gemahlin, Katharina von Polen, zuschreibt), allgemeine Unzufriedenheit, welche der ehrgeizige Bruder des Königs, Karl von Südermanland, nur dazu benutzte seinen Einfluß auf die Religionsangelegenheiten auch für die Zukunft sicher zu stellen. Es gelang ihm dieß nach dem Tode Johann's im Jahre 1592 um so mehr, als Sigismund, der Sohn des Verstorbenen, seit 1587 König von Polen (und allerdings von den Reichsständen unter gewissen Bedingungen auch als König von S. anerkannt), nur wenig geliebt wurde. Er konnte es daher als Reichsstatthalter wagen, ziemlich eigenmächtig Frieden mit Rußland zu schließen und überhaupt als König zu verfahren, wozu ihm in der That nichts als der Titel noch fehlte. Seine Partei fortwährend verstärkend ließ er es 1598 zum Kriege mit Sigismund kommen, schlug ihn und setzte es durch klug geleitete Unterhandlungen durch, daß im Juli 1599 der Reichstag dem Könige den Gehorsam aufkündigte und statt seiner vorläufig Wladislaus, dessen Sohn, aber unter Karl's Vormundschaft als König anerkannte, worauf nun mit Strenge gegen Sigismund's Partei verfahren wurde. Ein Einfall des Letztern in Liefland gab endlich die langersehnte Veranlassung, ihn nebst seiner Nachkommenschaft vom Throne auszuschließen, im März 1604. Karl IX. hatte so seinen Zweck durch eine Reihe von Gewaltthätigkeiten erreicht, aber er vermochte nicht, weder die innere noch äußere Ruhe herzustellen, indem er bis an seinen Tod im Jahre 1611 erst mit Rußland, dann mit Dänemark blutige Kämpfe zu bestehen hatte; doch war er nicht ohne Herrschertugenden und beförderte unter andern den Ackerbau und Handel, auch schränkte er den übermüthigen Adel so sehr ein, daß er in der That völlig unumschränkter Herrscher war. Ihm folgte sein erster Sohn Gustav Adolph, welcher durch siegreiche Kriege gegen Dänemark und Polen, dann durch sein Auftreten in dem dreißigjährigen Kampfe in Deutschland S. auf eine Bahn warf, auf welcher es später für einige Zeit wenigstens zur Suprematie im Norden und zu europäischem Gewichte gelangte, obwohl er selbst inmitten seiner großen Entwürfe den Heldentod fand. (Vergl. hierüber den Art. Gustav Adolph und dreißigjähriger Krieg.) Seine Tochter und Nachfolgerin, Christine (s. d. Art.), anfangs unter Vormundschaft, dann selbstständig und mit Gewandtheit regierend, aber nicht zu vergleichen einer Elisabeth oder Katharina, ging siegreich aus dem großen in Deutschland geführten Kampfe hervor, hatte früher auch von Dänemark nach glücklich durch Torstensohn beendigten Kriege Freiheit des Sundzolles und außerdem Herjedalen, Jämteland und die Inseln Ösel und Gothland erworben; aber sie wirthschaftete übel mit den Kron- und Reichsgütern und würde vielleicht selbst noch das Reich von seiner mit so großen Aufopferungen erreichten Höhe herabgezogen haben, wenn sie nicht offenbar zum Glück für S. im Jahre 1654 barocker Weise dem Throne entsagt hätte. Ihr Nachfolger, Karl Gustav (s. d. Art.), der Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken und der Schwester Gustav Adolph's, ein Fürst von unbezähmtem Ehrgeize, aber ein Mann in vollem

Sinne des Wortes, sah sich bald in vielfache Händel verwickelt, demüthigte aber Dänemark, Polen und Brandenburg und würde vielleicht S. zu einer ungeahneten Höhe gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod noch während des neu mit Dänemark ausgebrochenen Kriegs ereilt hätte im Febr. 1660. Unglücklicher Weise war sein Sohn und Nachfolger, Karl XI. (s. d. Art.), minderjährig und so beeilte man sich noch in demselben Jahre mit allen Mächten, gegen welche Karl Gustav gekriegt hatte, den Frieden zu Oliva abzuschließen (s. d. Art. Friedensschlüsse). Doch ward im Allgemeinen nichts verloren; das Ansehen Schwedens blieb nicht minder geachtet als früher, und Karl XI., sonst ein wackerer Fürst, hätte nur weniger der Leitung von Günstlingen sich überlassen mögen, um Fehler zu vermeiden, wie er sie z. B. zu großem Nachtheile für das politische Gewicht des Staats durch sein Hinneigen zu Ludwig XIV. beging. Erlitt schon der Kriegerruhm Schwedens durch die Niederlage bei Fehrbellin, dann durch das Unglück gegen Dänemark, zumal zur See, einen bedeutenden Stoß, so war auch die Schuldenlast um mehr als 50 Millionen gestiegen und es mochte großer Gewinn scheinen, daß in dem allgemeinen Friedensschlusse Ludwig XIV., dießmal redlicher wie sonst, seinem Bundesgenossen mit wenig Ausnahmen alles Verlorene wieder verschaffte. Übrigens heilte Karl XI., nachdem er bereits im Jahre 1680 die königliche Gewalt auf Kosten des Adels zur Unumschränktheit erhoben hatte, mit lobenswerther Umsicht die Wunden des erschöpften Staates und hinterließ denselben bei seinem Tode im Jahre 1697 seinem Nachfolger Karl XII., im Innern von Neuem erstarkt und geachtet vom Auslande und reich genug an Mitteln, seine alte Stellung ehrenvoll zu behaupten. Aber schon nahte der Zeitpunkt unaufhaltsamen Verfalls, herbeigeführt zum Theil von den ländergierigen Nachbarn, zumal den Russen, zum Theil aber und hauptsächlich von dem jungen Könige, dessen Ungestüm und falsche Ansicht von wahrer Größe bei sonst trefflichen Eigenschaften die wahre Lage des Landes unberücksichtigt ließ und einen Kampf gegen die Unmöglichkeit begann, welcher S. von seiner Höhe herabstürzte. Man vergleiche darüber die Artikel Karl XII. und nordischer Krieg. Karl's Tod im J. 1718 hatte außer dem Umstande, daß so plötzlich das Land seinen Führer in dem Augenblicke verlor, wo noch Alles, zumal wenn Görz (s. d. Art.) seinen Plan zur Ausführung brachte, einen wenigstens erträglichen Ausgang hätte nehmen können, auch noch den großen Nachtheil, daß Ulrike Eleonore, Karl's Schwester, um nur zum Throne zu gelangen, einen großen Theil der königlichen Rechte aufopferte und im Jahre 1719 die neue, von den Ständen entworfene Verfassung anerkannte, welche ein halb Jahrhundert hindurch S. zum Opfer traurigen Parteigeistes machte. Während dieß geschah und während man die Krönung Friedrich's von Hessen, des Gemahls Ulriken's, mit außerordentlicher Pracht beging, dachte man nicht daran, den siegreichen Feinden ernstlich entgegenzutreten und zog es vor im Frieden zu Nystadt (1721) außer dem Verluste von Bremen und Verden, Stettin und einem Theile Vorpommerns auch noch Liefland, Esthland, Ingermannland und einen Theil von Karelien an Rußland abzutreten. So war nach Außen allerdings die Ruhe wiedergewonnen, aber im Innern hinderten die Parteien der Mützen und Hüte mit den Grafen Horn und Gyllenborg an der Spitze alle vom Könige zum Besten des Landes versuchte Maßregeln. (Zu bemerken ist, daß die Mützen, die ihren Namen einer Äußerung des Königs verdankten, anfangs die Hofpartei ausmachten; bald aber trat das umgekehrte Verhältniß ein.) Wie groß die Schwäche Schwedens in jenem Zeitpunkte war, geht aus dem schmachvollen Ende des von den Hüten endlich durchgesetzten Kriegs gegen Rußland im Jahre 1741 hervor, obschon die gegenseitige Erbitterung der Parteien wohl die meiste Schuld trug. Das Elend zu steigern griff man bei Gelegenheit der wegen des Alters des erbelosen Königs nothwendig gewordenen Wahl eines Nachfolgers gegenseitig zu den Waffen (1741), erkannte aber doch nach nutzlosem Streite den von der

russischen Partei in Vorschlag gebrachten Adolph Friedrich, Bischof von Holstein, als solchen an (im Frieden zu Abo 1743). Der König Friedrich, zu beschränkt, um seine Wünsche für das Wohl des Landes realisiren zu können, starb, seiner Privattugenden wegen vom Volke geachtet, im März 1751. Adolph Friedrich gerieth bald mit den Ständen in Mißhelligkeiten, aber sei es, daß er in der That friedliebend war, oder daß der Zeitpunkt einer Umwälzung noch nicht gekommen war, er blieb mehr noch, als sein Vorgänger, abhängig von den Parteien und konnte sogar die Theilnehmer an einem im Jahre 1756 gemachten Versuche, die königliche Gewalt zu erweitern, nicht vom Schaffote retten. Später trat er, veranlaßt durch seinen Sohn, zwar kräftiger gegen die erneuten Anmaßungen des Reichsraths auf, aber mit geringem Erfolge, und ihm wenigstens ist daher die schmachvolle Theilnahme am siebenjährigen Kriege nicht zuzurechnen. Bei seinem Tode im Jahre 1771 schien die Gewalt des Adels (man zählte damals 86 gräfliche, 237 freiherrliche und 1954 ritterliche Geschlechter) für immer fest begründet und man konnte daher von dem Thronfolger Gustav III. als Bedingung seiner Anerkennung die Unterschreibung einer Acte verlangen, in welcher er alle die, welche gegen die Staatsform von 1720 feindselige Schritte unternehmen würden, als Feinde und Verräther des Vaterlandes bezeichnete. Aber man hatte sich in der Person geirrt; überzeugt, daß der Fall Schwedens nur durch die Wiederherstellung der königlichen Macht verhindert werden könne, hatte der junge, durch seltene Eigenschaften ausgezeichnete König schon längst den Plan einer Umwälzung gefaßt. Wie er dieß zu Stande brachte und was er überhaupt für den Staat gethan hat, s. in dem Art. Gustav III. Bei seiner Ermordung im März 1792 durch Ankarström hatte S. bereits einen großen Theil seiner frühern innern und äußern Stärke zurückerhalten und durch seinen ruhmvollen Kampf gegen Rußland (1788—1790) eine Stellung eingenommen, die bei dem nahe bevorstehenden Revolutionskriege nicht unberücksichtigt bleiben konnte. Aber die Individualität des Thronfolgers, Gustav IV. (anfangs unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Karl von Südermanland), in Verbindung mit anderen ungünstig einwirkenden Umständen, verhinderte anfangs eine entscheidende Einmischung in die Angelegenheiten Europas und als sie später geschah, führte die höchst einseitige Politik des Königs, so wie sein seltener Starrsinn nur eine Reihe von Unglücksfällen herbei (vergl. darüber d. Art. Gustav IV.). Endlich büßte er sein von der allgemeinen Stimmung verdammtes Festhalten an der Allianz Englands mit dem Verluste der Krone (März 1809) und wurde genöthigt S. zu verlassen. Sein Nachfolger wurde der Herzog von Südermanland, Karl (XIII.), welcher die neu revidirte Verfassung, nach welcher S. eine Erbmonarchie bleiben und der König allein, jedoch mit Zuziehung des Staatsrathes, regieren sollte, beschwor. Im Juni desselben Jahres wurde auch wegen des kinderlosen Alters Karl's der Prinz Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Kronprinzen erklärt. Die neue Regierung schloß alsbald Frieden mit Rußland und Dänemark, trat dem Continentalsysteme bei und richtete nun ihr Augenmerk auf die Wiederherstellung der gänzlich zerrütteten inneren Verhältnisse; doch ward die Ruhe noch einmal bei dem schnellen Hinsterben des allgemein geliebten Kronprinzen (25. März 1810) auf sehr bedauerliche Weise gestört, indem der der Vergiftung beschuldigte, aber unschuldige Graf Fersen als ein Opfer der Volkswuth fiel. Auf dem bald darauf zur Wahl eines neuen Kronprinzen zusammenberufenen Reichstage zu Örebro fiel die Wahl auf Bernadotte, Fürsten von Ponte Corvo, welcher sofort zur lutherischen Confession übertrat und im October 1810 in S. erschien. Ihm verdankte S. bei dem bald darauf folgenden Entscheidungskampfe zwischen den Großmächten Europas, in welchem der Kronprinz auf Seiten der Feinde Napoleon's ruhmgekrönt ein schwedisches Heer anführte, unstreitig die bedeutende Entschädigung, welche der Staat für frühere große Verluste

durch den Frieden zu Kiel (14. Jan. 1814) an Norwegen gewann. Überhaupt gab sein Wirken gleich anfangs dem schwedischen Volke die sichere Bürgschaft einer glücklichen Zukunft und das, was er seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1818 bis jetzt für den Staat gethan hat, sichert ihm eine Stelle unter den größten Regenten Schwedens. (Vergl. darüber den Art. Bernadotte.) — Wir werfen jetzt II. einen kurzen Blick auf die Geschichte Norwegens zurück. Wie S., so zerfiel auch das von den Normannen, einem germanischen, offenbar mit den Bewohnern Schwedens verwandten Stamme, bewohnte Norwegen in der ältesten Zeit in mehrere kleine Königreiche ohne innern Zusammenhang und bedeutende Macht. Seeräuberei war auch hier die Hauptbeschäftigung. Historisch Bestimmtes aber ist in den ersten sieben Jahrhunderten nach Christo nicht zu finden; Alles ist Sage, wie sie die Heimskringla uns aufbewahrt hat. In der Mitte des VIII. Jahrh. vereinigte zuerst Halfdan der Schwarze eine Anzahl der verschiedenen Königreiche und sein Sohn Harald Harfager (s. d. Art.) brachte sie nach langem Kampfe sämmtlich unter sein Scepter. Unter dessen Nachkommen führte Olaf I. und Olaf II. gegen Ende des X. und zu Anfange des XI. Jahrh. das Christenthum ein, in Folge dessen sich die frühere Roheit und Barbarei allmählig verlor. So stand Norwegen mit Ausnahme einer kurzen Zeit, während welcher Kanut der Große von Dänemark (s. d. Art.) als Eroberer eingedrungen war, unter einheimischen Herrschern bis zum Jahre 1319, wo mit Hakon VII. die männliche Linie des Königsstammes erlosch; die Krone fiel hierauf an Magnus Smek, König von Schweden, der sie im Jahre 1350 an seinen Sohn Hakon VIII. abtrat. Von diesem gelangte sie an dessen Gemahlin, Margaretha, der Erbtochter des dänischen Hauses und Stifterin der calmarischen Union, nach deren Auflösung im Jahre 1523 Norwegen bei Dänemark verblieb. Da letzteres seine Allianz mit Frankreich aller schon 1812 geschehenen Aufforderungen ungeachtet nicht aufhob, so ward Norwegen in den zwischen S. und Rußland gepflogenen Unterhandlungen als der Preis des Beitritts des erstern zur Allianz gegen Frankreich bezeichnet und demgemäß zwang der Kronprinz von S. nach der Schlacht bei Leipzig Dänemark in dem Frieden zu Kiel zur Abtretung des Landes. Zwar wurden unter Anführung des dänischen Statthalters, des Prinzen Christian, später noch einige Versuche gemacht, die Unabhängigkeit zu behaupten, aber ein schwedisches Heer, welches im Juli 1814 in Norwegen eindrang, war siegreich und der Storthing sprach hierauf am 20. Oct. 1814 die Vereinigung mit S. aus. Die von dem Könige angenommene Verfassung aber verbürgte Norwegen für die Zukunft Unabhängigkeit und eine Freiheit, deren sich, auf dem europäischen Continente wenigstens, sonst keine andere Nation zu erfreuen hat. Dessenungeachtet hat zu wiederholten Malen die, wie es scheint, noch nicht erloschene Abneigung des Norwegers gegen Alles, was schwedisch ist, Irrungen herbeigeführt und erst in diesem Jahre noch glaubte der Storthing der Regierung durch Vorladung des norwegischen Staatsministers Baron Löwenskiold, aus dem Grunde, weil er gegen die vom Könige verfassungsmäßig verordnete Entlassung des Storthings nicht protestirt hatte, beweisen zu müssen, daß er (angebliche) Eingriffe in die Rechte der Nation nimmer dulden werde. Doch scheinen die Irrungen durch die weise Nachgibigkeit des Königs beigelegt werden zu können, um so mehr, als dem lange geäußerten Wunsche der Norweger, einen Statthalter aus ihrer Mitte zu besitzen, durch die Wahl des Grafen Johann von Wedel-Jarlsberg entsprochen worden ist. Ein zusammenberufener außerordentlicher Storthing wird dem Vernehmen nach sich vorzüglich damit beschäftigen, die gegenseitigen Rechte und Befugnisse des Königs und der Nation für die Zukunft fester, als es bisher der Fall gewesen ist, zu bestimmen. — Vergl. Rühs' „Schweden nach Büsching's Erdbeschreibung neu bearbeitet" (Hamburg 1807); Palmblad's „Geographie Schwedens" (Upsala 1829); Arndt's, Bedemar's und Schubert's „Reisen"; ferner Geijer's „Geschichte Schwedens"

(deutsch, Hamb. 1832—1835, von Leffler); Ekendahl's „Geschichte des schwedischen Volks und Reichs" (Weimar 1827—1828); „Journal of a Residence in Norway etc." von S. Laing (London 1836); dann auch: „Topographisk-statistisk Beskrivelse over Kongeriget Norge" af Jens Kraft (Christian. 1820); und zur Geschichte Norwegens die bis 1387 gehende „Historia rerum norvagicarum" (Kopenhagen 1711 ꝛc.) und Lundh's „Diplomatarium norvagicum." 15.

Schwedische und norwegische Münzen, Maße und Gewichte. A. Schweden. I. Münzen. Früher rechnete man nach Thalern (Dalern) zu 4 Mark à 8 Öre Silber- oder Kupfermünze (1 Daler Silber = 3 Daler Kupfer), seit 1777 aber rechnet man allgemein nach Reichsthalern (Riksdaler) Species zu 48 Schilling (Skillingar) à 12 Rundstücke (Rundstyken). Das Verhältniß der sämmtlichen Species- und der sonst üblich gewesenen Silber- und Kupferrechnungsmünzen ist folgendes: 1 Riksdaler Species = 6 Daler Silber = 18 Daler Kupfer = 24 Mark Silber = 48 Schilling Species = 72 Mark Kupfer = 192 Öre Silber, Witten, Stüver = 576 Öre Kupferrundstyken = 4608 Penningar. Wirklich geprägte Münzen seit 1777 a) in Golde: Ducaten zu 94 Schillingen, 71,47 holl. Aß schwer, 23 Karat 6 Grän fein, 69,49 Stück auf 1 kölnische Mark fein = 2 Thlr. 22 Gr. in Gold. Halbe Ducaten im Verhältnisse. b) In Silber: Speciesthalerstücke zu 48 Schillingen, 605,46 holl. Aß schwer, 13 Loth 15 Grän fein = 1 Thlr. 10 Gr. 5,8 Pf. Conv. Doppelt-Plott- oder $\frac{2}{3}$ Speciesthalerstücke von 32 Schillingen; Einfach-Plott- oder $\frac{1}{3}$ Speciesthalerstücke von 16 Schillingen nach Verhältniß. $\frac{1}{6}$ Speciesthalerstücke von 8 Schillingen, 126,08 holl. Aß schwer, 10 Loth 16 Grän fein = 5 Gr. 7,8 Pf. Conv. $\frac{1}{12}$ Speciesthalerstücke von 4 Schillingen, 84,96 holl. Aß schwer, 8 Loth fein = 3 Gr. 1 Pf. Conv. $\frac{1}{24}$ Speliesthalerstücke von 2 Schillingen, 57,24 holl. Aß schwer, 6 Loth fein = 1 Gr. 5 Pf. Conv. c) In Kupfer: 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{12}$ Schillinge oder Stücke von 12, 6, 3 und 1 Rundstyken. Das Silbergeld ist in ganz Schweden durch das Papiergeld verdrängt, welches letztere in 1) Bankzetteln (Banco-Sedlar) von 8, 10, 12, 14 und 16 Schillingen, 2 und 3 Reichsthalern; 2) Banco-Transportzetteln (Transport-Sedlar) von 10 Reichsthalern und darüber von jeder beliebigen Summe und 3) Reichsschuldzetteln (Riksgulds-Sedlar) von 16 Schillingen, 1, 2, 10, 50 und 100 Thalern besteht. 1 Reichsthaler Species Münze = 140—144 Schillingen in Bankzetteln, 2 Thaler Bankzettel = 3 Thaler Reichsschuldzettel. II. Längenmaß. 1 Fuß (Fot) = 10 Zoll (Tum) = 120 Linien (Linier) = 131,6 par. Linien. 1 Faden oder Klafter = 6 Fuß. 1 Elle (Aln) = 2 Fuß. 1 Meile = 36000 Fuß. III. Flächenmaß. 1 Quadratfuß = 144 Quadratzoll; 1 Quadratelle = 4 Quadratfuß; 1 Quadratfaden = 36 Quadratfuß. 1 Tonne Landes (Tunnland) 56000 Quadratfuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubikfuß = 1728 Cubikzoll = 1000 Cubikdecimalzoll. V. Getreidemaß. 1 Tonne (Tunna) = 2 Spann = 4 Halfspann = 8 Viertel (Fjerdingar) = 32 Koppar = 56 Kannen (Kannor) = 7384 par. Cubikzoll. 1 Kanne = 2 Stop = 8 Quartier (Qvarter) = 32 Ort (Jungfrur) = 131,86 par. Cubikzoll. VI. Flüssigkeitsmaß. 1 Tonne = 48 Kannen. 1 Orhoft (Orhufvad) = 1½ Ohm (Am) = 3 Eimer (Ambare) = 6 Anker (Ankare) = 90 Kannen. VII. Gewicht. 1 Pfund a) Victualien- oder Schaalgewicht = 8848; b) Eisen-, Stapelstädter- oder Ausschiffungsgewicht = $7078\frac{2}{5}$; c) Bergwerksgewicht = $7821\frac{7}{123}$; d) Landstädtergewicht = $7450\frac{2}{125}$; e) Roheisen = 10168 und f) Rohkupfer = 7853 holl. Aß. 1 Schiffspfund (Skeppund) = 20 Liespfund (Lispund) = 400 Pfund (Skalpund). 1 Pfund = 32 Loth (Lod) = 128 Quentin (Qvintin) à 69¼ holl. Aß. 1 Pfund Apothekergewicht = 7416 holl. Aß. 1 Mark Gold-, Silber- und Münzgewicht = 16 Loth = 64

Quentin = 4384 holl. Aß. — B. Norwegen. I. Münzen. Hier rechnet man nach Speciesthalern zu 5 Ort (Mark) à 24 Schillinge. Wirklich geprägte Münzen in Silber sind Speciesthaler 14 Loth fein, 525$\frac{3}{4}$ Aß fein Silber, 9$\frac{1}{4}$ Stück auf 1 Mark fein = 1 Thlr. 10$\frac{1}{2}$ Gr. Conv. Halbe im Verhältnisse. $\frac{1}{2}$ Speciesthaler oder 24 Schillingstücke 11 Loth fein, 46$\frac{1}{4}$ auf eine Mark fein; $\frac{1}{15}$ Speciesthaler oder 8 Schillingstücke 8 Loth fein, 138$\frac{3}{4}$ auf eine Mark fein; $\frac{1}{30}$ Speciesthaler oder 4 Schillingstücke 4 Loth fein, 306 auf eine Mark fein; $\frac{1}{60}$ Speciesthaler oder 2 Schillingstücke 4 Loth fein, 616 auf eine Mark fein; in Kupfer 2 und 1 Schillingstücke. Das Papiergeld besteht in Zetteln der Reichsbank zu Drontheim von 100, 50, 10, 5, 1 und $\frac{1}{2}$ Speciesthalern. Im Jahre 1834 waren 114 Thlr. in Bancozetteln = 100 Silberspeciesthaler. II. Maße und Gewichte sind die dänischen (s. d. Art.). Übrigens ist 1 Schiffslast = 16$\frac{1}{4}$ Schiffspfund = 5200 Pfund. 26.

Schwedische Sprache und Literatur, s. Skandivavische Sprache und Literatur.

Schwefel, lat. sulphur; franz. soufre; engl. sulphur, ist eine in der Natur gediegen und in Verbindungen mit anderen Körpern aufzufindende Materie in der Krystallform des orthotypen Systemes. Man findet ihn derb, eingesprengt, kuglig, nierenförmig, faſrig, stalaktitisch, porös, zerfressen, dicht, schalig, erdig, als Staub. Die Structur seiner Masse ist undeutlich blättrig, der Bruch muschlig. Seine Farben wechseln vom lichten schwefelgelb, zum citronen-, wachs- und strohgelb, gelblichbraun, gelblichgrau und graulichbraun. Sein specifisches Gewicht ist 1,8—2,0; seine Härte 1,5—2,5. Durch Reiben wird er negativ elektrisch und entwickelt dabei einen eigenthümlich schwefligen, beim Verbrennen einen sauer schwefligen Geruch. Er sublimirt bei 170° F.; schmilzt bei 224°, entzündet sich bei 560° in freier Luft und verbrennt schnell mit bläulichter Farbe. Der S. ist ein unzerlegbarer, natürlicher Stoff, welcher mit mehreren anderen Körpern, mit Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Phosphor, Boron, Jodine, Chlorine, den Metalloïden, den Metallen und mit Wasser sich verbindet. Das häufigste Vorkommen des gediegenen Schwefels ist in den älteren und neueren Flötzgypsformationen auf Lagern, Trümmern und Nestern, auch in Ur- und Übergangsgebirgen im Glimmerschiefer, Ur- und Übergangskalkstein, seltener im Granit und Quarzfels, auf Quarzlagern, Erzgängen oder blos eingesprengt, ferner im Flötzkalksteine, Sandsteine, in Braunkohlenlagern, im Alluvialboden und in Trachyte, endlich auch als Sublimat an den Kratern der Vulcane als Laven und Absatz heißer Quellen. Vererzt ist er häufig in den Classen der Glanze, Kiese, Blenden des Mineralsystems von Mohs; mit Sauerstoff verbunden ist er in der schweflichten Säure und in der Schwefelsäure enthalten, die beide in der Nähe von Vulcanen in der Natur getroffen werden. Beide entstehen durch Verbrennen des Schwefels. Im Schwefelwasserstoffe entwickelt er sich beim Faulen thierischer Körper und der Excremente. In den Wurzeln einiger Vegetabilien ist Schwefel häufig, z. B. in denen des Löffelkrautes u. a. m. Aus schwefelhaltigen Erzen, namentlich aus Kiesen, wird der S. durch Sublimationsprocesse gewonnen. Es geschieht dieß entweder in offenen Rösthaufen bei mäßiger Hitze und Unterhaltung des Feuers durch das Brennen der Kiese selbst oder in Schwefelbrennöfen oder Schwefeltreiböfen, in denen mehrere thönerne Röhren horizontal angebracht werden können. Diese Röhren können mit eisernen Vorlagen an einer Seite versehen werden und besitzen an der andern eine zu verschließende Oeffnung, durch welche in dieselbe der in Glühhitze zum Austreiben des Schwefelgehaltes zu setzende Kies eingebracht werden kann. Der abgetriebene S. sammelt und condensirt sich in den Vorlagen. Die Schwefelgewinnung ist eine hüttenmännische Nebenarbeit bei der Zugutemachung von Kupferkies, Zinkblende oder Zinnober. Der erhal-

von Schenkelöhr: Beißzange, Kneifzange, Kneifzwicke, Schenkelbeißer, eine Zange, die einen Schenkel, um ihn zu biegen, oder um ein anderes Stück daran zu befestigen, ergreift, entweder Beißzange, Kneifzange, Kneifzwicke, Schenkelbeißer, oder Schenkelöhrzange, Schenkelöhrzwicke, Schenkelöhrbeißer, Schenkelöhrkneifzange, Schenkelöhrkneifzwicke, Schenkelöhrbeißzange, Schenkelöhrbeißzwicke, Schenkelöhrkneifbeißzange, Schenkelöhrkneifbeißzwicke, Schenkelöhrbeißkneifzange, Schenkelöhrbeißkneifzwicke, Schenkelöhrzwickbeißzange, Schenkelöhrzwickbeißzwicke, Schenkelöhrbeißzwickzange, Schenkelöhrbeißzwickzwicke, Schenkelöhrzwickkneifzange, Schenkelöhrzwickkneifzwicke, Schenkelöhrkneifzwickzange, Schenkelöhrkneifzwickzwicke, Schenkelöhrzwickbeißkneifzange, Schenkelöhrzwickbeißkneifzwicke, Schenkelöhrbeißzwickkneifzange, Schenkelöhrbeißzwickkneifzwicke, Schenkelöhrkneifbeißzwickzange, Schenkelöhrkneifbeißzwickzwicke, Schenkelöhrzwickkneifbeißzange, Schenkelöhrzwickkneifbeißzwicke, Schenkelöhrbeißkneifzwickzange, Schenkelöhrbeißkneifzwickzwicke, Schenkelöhrkneifzwickbeißzange, Schenkelöhrkneifzwickbeißzwicke, Schenkelöhrzwickbeißzwickzange, Schenkelöhrzwickbeißzwickzwicke, Schenkelöhrbeißzwickzwickzange, Schenkelöhrbeißzwickzwickzwicke, Schenkelöhrkneifzwickzwickzange, Schenkelöhrkneifzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickkneifzwickzange, Schenkelöhrzwickkneifzwickzwicke, Schenkelöhrzwickzwickkneifzange, Schenkelöhrzwickzwickkneifzwicke, Schenkelöhrkneifbeißzwickzwickzange, Schenkelöhrkneifbeißzwickzwickzwicke, Schenkelöhrbeißkneifzwickzwickzange, Schenkelöhrbeißkneifzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickkneifbeißzwickzwickzange, Schenkelöhrzwickkneifbeißzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickbeißkneifzwickzwickzange, Schenkelöhrzwickbeißkneifzwickzwickzwicke, Schenkelöhrbeißzwickkneifzwickzwickzange, Schenkelöhrbeißzwickkneifzwickzwickzwicke, Schenkelöhrkneifzwickbeißzwickzwickzange, Schenkelöhrkneifzwickbeißzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickbeißzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrzwickbeißzwickzwickzwickzwicke, Schenkelöhrbeißzwickzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrbeißzwickzwickzwickzwickzwicke, Schenkelöhrkneifzwickzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrkneifzwickzwickzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickkneifzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrzwickkneifzwickzwickzwickzwicke, Schenkelöhrzwickzwickkneifzwickzange, Schenkelöhrzwickzwickkneifzwickzwicke, Schenkelöhrkneifbeißzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrkneifbeißzwickzwickzwickzwicke, Schenkelöhrbeißkneifzwickzwickzwickzange, Schenkelöhrbeißkneifzwick

nur bei gestörter Ausdünstung angewendet werden, da sie den Körper natürlich sehr schwächen und bei nahenden hitzigen Krankheiten sogar höchst schädlich sind. 30.

Schweitz, lat. Helvetia; franz. Suisse; engl. Switzerland, schweitzerische Eidgenossenschaft, Helvetien, das europäische Alpenhochland, erstreckt sich von 43° 48′ — 47° 48′ N. Br. und von 23° 30′ — 28° 12′ L. und grenzt im Norden und Osten an Deutschland, westlich an Frankreich und südlich an Italien. Das ganze 874 □ M. umfassende Land ist durchaus Gebirgsland, gebildet von den Alpen und dem Jura (s. d. Artt.) und nur in dem nördlichen Theile finden sich minder gebirgige Striche, doch nirgends eigentliche Ebene oder Flachland. Die Alpen mit ihrem ewigem Schnee und Eis sind die unerschöpflichen Quellen zahlreicher Flüsse, Gewässer und Seen, unter denen der Rhein, die Linth, Reuß, Aar, Rhone, Tessin, Limmat, Thur, Inn, Töß, Glatt, ferner der genfer See, Bodensee, Wallenstädter-, Zuger-, Züricher-, Luzerner-, Thuner-, Brienzer-, Neufchateler-, Bieler- und Murtensee die bemerkenswerthesten sind. Bei der eigenthümlichen geognostischen Beschaffenheit der S. ist die Verschiedenheit des Klima sehr natürlich und es darf nicht befremden, daß man in dem Raume von nur wenigen Stunden oft die Eiseskälte des hohen Norden mit Äquatorshitze abwechseln sieht. Doch ist das Klima im Allgemeinen gesund und nur in wenigen Thälern (zumal in Wallis und Graubündten) findet man Spuren des Cretinismus. Der Productenreichthum der S. ist nicht von großer Bedeutung, indeß doch hinlänglich, um dem Lande eine gewisse Wohlhabenheit zu verbürgen. Unter den Erzeugnissen des Pflanzenreichs sind Getreide, Obst, Wein, Hanf, Flachs, Tabak, Futterkräuter, Arzneipflanzen in großer Menge und (im Canton Tessin) einige Sorten Südfrüchte vorzugsweise zu bemerken; das Thierreich bietet die gewöhnlichen Hausthiere, unter ihnen treffliches Rindvieh und Ziegen, wenig Wild, darunter den der S. eigenthümlichen Berghasen, Murmelthiere, Gemsen (der Steinbock ist nur noch selten), Wölfe, Bären, Luchse, Geier (Lämmergeier), Adler, Bienen und in den Flüssen und Seen viele und schmackhafte Fischsorten. Am Unbedeutendsten sind die Mineralien; doch findet man Eisen, Kupfer, Blei, Zink und etwas weniges Silber, außerdem aber viele nutzbare Steinarten, unter ihnen Marmor, Alabaster und Gyps, auch Salz, obwohl unzureichend, Steinkohlen, Torf und mehrere zum Theil sehr berühmte Mineralquellen. Der S. eigenthümlich ist übrigens der Topf- oder sogenannte Lawetz- (Gilt-) stein. Die Bewohner der S., die Schweitzer, gegen 2 Millionen, sind verschiedener Abstammung, doch gehört der größte Theil derselben, 1400000, dem germanischen Stamme an; unter den übrigen sind ungefähr 450000 (Waadt, Genf, Neuenburg, einem Theile Freiburgs und Wallis) als Abkömmlinge der alten Burgundionen mit den Franzosen verwandt, und 150000 (in der südöstlichen S.) italienischen Ursprungs. Von diesen 2 Mill. Schweitzern sind 800000 Katholiken (besonders in Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug und Freiburg), die übrigen Reformirte. Sprache, Religion, Verfassung und selbst Naturgrenzen begründen eine nicht zu verkennende Verschiedenheit des Nationalcharakters, welcher nur durch große geschichtliche Erinnerungen, lange Verbindung und die daraus entsprungene Nationalidee ihre sonstige Schroffheit verloren hat. Im Allgemeinen ist der Schweitzer, zumal der deutsche, muthvoll und kräftig, verständig, einfach und gutmüthig, außerordentlich vaterlandsliebend und, wenn er einmal zum Handeln gebracht ist, standhaft, sonst aber auch hartnäckig, stolz und eifersüchtig auf seinen wirklichen oder vermeinten Werth. Der Bewohner des Alpengebirges unterscheidet sich außerdem von dem Bewohner der Thäler durch einen gewissen Hang zur Behaglichkeit, während jener arbeitsam und thätig nur eben so hartnäckig wie dieser ist. Auch steht er auf einer bei Weitem höhern Stufe der Bildung, zumal der Städter, der aber auf der andern Seite die Treuherzigkeit und Einfachheit des

Kostbarkeiten und Putz-Sachen". Die Frauenzimmer-Zeitungen für reiche Modedamen sind englisch und französisch; meist bestehen sie aus 8 oder 16 großen Folioseiten, haben monatlich 2 Nummern, und kosten jährlich 2 Pfund Sterling. Die Titel sind verschieden, meist heißen sie Journal, Magazin, Repository, Museum, Cabinet, Gallery, Miroir, Bibliothèque, Cabinet des Modes, Journal des Dames et des Modes, Galerie des Modes et Costumes français, Journal des Luxus und der Moden, Modenwelt, Modenspiegel, Modenjournal, Modenzeitung, Modenmuseum, Modenkabinet, Modenbibliothek, Modenbibliothek für Damen, Modenkabinet für Damen, Modenmagazin, Modenrepository, Modenmuseum

gelüstete, ein Verlangen, welches in der kampfbegierigen helvetischen Jugend gro-
ßen Anklang fand. Aber die Kriegskunst der Römer unter Cäsar siegte über die
rohe Tapferkeit der Helvetier in entscheidender Schlacht bei Bibracte (Autun) und
der Rest nahm die Knechtschaft mit sich in das Land zurück. Was Cäsar begonnen
hatte, vollendeten die Feldherren des Augustus und selbst die Rhätier, die letzten,
die sich frei erhielten, mußten dem Sieger huldigen. Also blieb Helvetien als gal-
lische Provinz den Römern einige Jahrhunderte unterthan. Römische Sitte,
Kunst und Wissenschaft fing an sich zu verbreiten, Städte wurden gestiftet (Au-
gusta Rauracorum, d. i. Augst bei Basel, Vindonissa, d. i. Windisch, Aventi-
cum, Ebrodunum, d. i. Yverdun u. a. m.), Straßen gebaut und Handel und
Ackerbau einheimisch in dem sonst wilden Gebirgslande. Einige bald unterdrückte
Aufstände, wie z. B. 68 n. Chr., ausgenommen, herrschte auch tiefe Ruhe und
geduldig trugen die Besiegten das zu Zeiten milde Joch der Weltherrscher. So
dauerten die Verhältnisse Helvetiens bis zum Beginne der großen, Roms Macht
zertrümmernden Völkerbewegungen, welchen nothwendig die S. nicht fremd blei-
ben konnte. Schon im II. und III. Jahrh. n. Chr. empfand das Land häufig die
verwüstenden Einfälle der deutschen Horden, zumal der Alemannen, und je schwä-
cher und erfolgloser endlich der Widerstand der Römer im IV. Jahrh. wurde, um
so weniger konnte auch Helvetien dem Andrange der Barbaren wehren. Die cel-
tischen und römischen Bewohner wurden in dieser Periode größtentheils aufgerieben,
das Land verödete, die Städte sanken in Trümmer und Helvetien war eine Wüste.
Da theilten sich im Laufe des V. Jahrh. die Burgundionen, Alemannen und Go-
then in das Land, welches nun besonders von den ersteren neue, obwohl nur dürf-
tige Gesittung und Cultur erhielt. Damals schon begann in dem den Burgundern
gehörigen Theile hier und da das Christenthum festen Fuß zu fassen. Das Reich der
drei genannten Völkerschaften indeß erfreute sich keiner langen Dauer; gewaltiger,
kühner und schlauer als sie waren die Franken in der Nachbarschaft seßhaft gewor-
den; bald unterlagen ihnen die Alemannen, dann die Burgunder (534) und 552
auch die Gothen, als deren Herrschaft in Italien durch Narses und Belisar ver-
nichtet worden war. Das Schwert der Franken machte bald fränkische Sitte, Ge-
setz und Verfassung einheimisch; zu gleicher Zeit ward das Christenthum fest be-
gründet und aller Orten entstanden Klöster und hier und da Bischofssitze. Übrigens
theilten die neuen Herren das Land in 2 Theile, von denen der, wo die Alemannen
angesessen waren und deutsch gesprochen wurde (vom Bodensee und Rheine bis zur
Aar und St. Gotthard) Rhätien und Thurigau hieß, während das übrige den Bur-
gundern abgenommene Gebiet (Genf, Wallis, Neuenburg, Bern, Freiburg,
Solothurn ꝛc.) Kleinburgund genannt wurde. Gewöhnlich gehörten die helvetischen
Länder zum Königreiche Austrasien; doch geschah bei den nimmer endenden inneren
Fehden im Allgemeinen in dem ganzen Zeitraume von 552—900 nur wenig Er-
freuliches für das Land, welches als wohl erworbene Beute meist an fränkische
Große vertheilt worden war. Unter den Karolingern zumal wechselte der Besitz
unaufhörlich und während der unseligen Regierung Karl's des Dicken stieg die
Verwirrung aufs Höchste zu großem Frommen der zahllosen kleinen Herren und der
Geistlichen. So kam es, daß die deutsche S. unter die Gewalt des Herzogs von
Alemannien (Schwaben), demnach an das deutsche Reich fiel, während die südliche
S. einen Theil Burgunds ausmachte; da indeß auch letzteres, wenn selbst weniger
abhängig, dem deutschen Reichsverbande angehörte, so war im Grunde die ganze
jetzige S. bereits unter Heinrich dem Großen (Finkler) mit Deutschland eng ver-
bunden. Frankreich hatte damals schon allen Einfluß im Wesentlichen verloren.
Wichtig wurden in dieser Periode unter Anderm die Einfälle der Ungarn, indem
diese, wie in Deutschland, so auch in der S., Veranlassung gaben zur Befestigung
der Städte, wie St. Gallen, Basel, Zürich, dann Luzern, Solothurn, Schaff-

hausen u. a. m. Im burgundischen Helvetien waren Lausanne und Genf schon längst mächtig und angesehen. Unter den sächsischen Kaisern blieb das Land im Grunde nur Lehnsgut großer und kleiner Reichsvasallen, der Bischöfe und Äbte; mächtig vor Allen waren die Grafen von Kyburg, Habsburg, Lenzburg, Rapperswyl, Toggenburg, ferner die vom Üchtland, Montfort, Sax, Greyerz, Rhäzüns, Werdenberg, Welschneuenburg, dann die Grafen von Savoyen, endlich auch die Grafen, später Herzöge von Zähringen, welche als deutsche Reichsvögte, zumal unter den fränkischen Kaisern, Konrad, und dem III. und IV. Heinrich, die größte Gewalt erlangten. Mittlerweile aber wurden die Städte, besonders seit den Kreuzzügen, durch welche viele Adelsgeschlechter zu Grunde gingen, zu großer Macht und Ansehn erhoben; Basel und Zürich blühten durch Handel und Gewerbe empor, Solothurn und Schaffhausen befreiten sich ganz oder zum Theil von der frühern geistlichen Gerichtsbarkeit und schon waren Bern und Freiburg reichsfrei geworden. Solche Macht und Blüthe der Städte sollte bald der allmählig sich entwickelnden Freiheit und Unabhängigkeit des Schweitzerlandes großen Vorschub leisten; doch ging dieselbe nicht von ihnen aus, sondern verdankte ihr erstes Entstehen, ihre Grundlage und kräftigste Vertheidigung einem bis dahin wenig bekannt gewordenen Hirtenvölkchen, welches sich hinter den Seen am Fuße des Hochgebirges als Nachkommenschaft eines in grauer Vorzeit aus Schweden eingewanderten Stammes (vielleicht auch Reste der Cimbern) ohne Herrschaft als die unmittelbare Schirmherrschaft des Kaisers erhalten hatte. Dieß waren die Thalgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden, die stets in allen Angelegenheiten zusammenhielten und wie ein einziger Ort galten. Sie kamen mit dem übrigen Helvetien unter den Schutz des deutschen Reiches, aber sie thaten es, wie ihnen eine Urkunde Kaiser Friedrich's II. vom Jahre 1240 bestätigte, freiwillig. Ihre Rechte bei Kaiser und Reich vertrat ein selbstgewählter Schirmvoigt, anfangs gemeiniglich ein Graf von Lenzburg, dann ein Habsburger, aus deren Geschlechte im Jahre 1210 die Waldstädte auch ihren Reichsvoigt erhielten. Das Aussterben des Hauses Zähringen in Helvetien (1218), dessen Erbe nun an die Grafen von Kyburg, Hohenurach und Fürstenberg, so wie an die Markgrafen von Baden und den Herzog von Teck fiel, hatte mannigfache Wirren in der S. erregt, vielen Städten jedoch Gelegenheit gegeben, sich ganz oder zum Theil weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit zu entziehen. Die milde den Städten geneigte Regierung der Hohenstaufen trug sehr viel dazu bei, daß die hier und da errungene Freiheit festen Fuß faßte. In solcher Lage Helvetiens gelangte der im Aargau und Elsaß angesessene Graf Rudolph von Habsburg, der außerdem auch Baden, Kyburg und Lenzburg ererbt hatte und Schirmvoigt von Schwyz, Uri und Unterwalden war, auf den deutschen Königsthron (1273). Durch ihn ward das Band, welches Helvetien an Deutschland fesselte, fester als je geknüpft, zumal da er auch in der südlichen S., welche kurz zuvor von Peter von Savoyen fast unterjocht worden war, das kaiserliche Ansehen wiederherstellte; aber sein Sohn, der finstere tyrannische Albrecht, trachtete nach unumschränkter Herrschaft und zeigte solchen Sinn gleich anfangs durch Anwendung von Waffengewalt. Schon 1291 jedoch waren die Bewohner von Uri, Schwyz und Unterwalden zusammengetreten und hatten ihren alten Bund zu gemeinsamer Vertheidigung gegen jeden Angriff, woher er auch komme, aufs Neue beschworen. Dieß ist die erste feierliche Erneuung des alten Bundes der Eidgenossen. Mittlerweile war zwischen Albrecht und Adolph von Nassau Krieg um die deutsche Königskrone ausgebrochen und auch Helvetien nahm für oder wider Partei; doch erhielten die Städte, als Ersterer im Jahre 1298 gesiegt hatte, ziemlich gute Bedingungen, den Waldstädten aber ward die Bestätigung ihrer Freiheiten abgeschlagen und ihnen zu Vögten der Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg gesetzt. Derselben Nichtachtung aller Rechte und

Tyrannei empörte bald das ganze Land; Gräuelthaten geschahen, wie an Arnold Anderhalden von Melchthal, dem die Augen ausgestochen wurden, weil sein Sohn des Landenberg's Knechte zwei Finger zerbrochen hatte, als derselbe die Ochsen vom Pfluge spannen wollte; ehrbare Jungfrauen und Frauen wurden geschändet, und Männer, wie Stauffacher, Winkelried, Attinghausen u. A., gehöhnt und verspottet. Immer höher stieg die Entrüstung, als der Junker von Wolfenschieß der schönen Frau des Konrad von Baumgarten Unziemliches zugemuthet hatte, obwohl derselbe sein Gelüst mit dem Tode in der Badewanne hatte büßen müssen. Da endlich faßten Walter Fürst von Attinghausen, Werner Stauffacher und der junge Arnold von Melchthal nebst 30 andern entschlossenen Männern in der Nacht des 17. Wintermonats des Jahres 1307 auf einer zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden gelegenen Waldwiese, dem Rütli, den mit feierlichem Eid bestärkten Entschluß, das Vaterland zu retten, und bestimmten zur Ausführung den Neujahrstag des Jahres 1308. Aber noch ehe dieser erschien, geschah die That des Tell (s. d. Art.) und erfüllte das Herz des Volkes mit freudigem Schreck. Die Gewalthaber erzitterten, der Neujahrstag erschien und dem Schwure treu erhoben die Verbündeten die Waffen. Durch List theils, theils durch Gewalt, doch ohne Blutvergießen geriethen die Burgen der Vögte in die Hand des Volkes und Landenberg mußte Urfehde schwörend das freigewordene Land verlassen. Alsbald eilte Rache schnaubend König Albrecht herbei in seine Erblande, verordnete in Zug, Luzern und Glarus Feindseligkeiten gegen die Waldstädte und durchzog rüstend den Thurgau und Aargau. Hier aber ereilte ihn der Tod von der Hand seines Neffen, Johann von Schwaben, zum neuen Schrecken für das Land, welches sich der von der Königin Elisabeth niedergesetzten Landpfleger, der Grafen von Grießenberg und Straßberg, nichts Gutes versah; zur Vorsicht schlossen auch Bern, Basel, Solothurn und Zürich Bündniß und rüsteten sich; Aargau aber hielt an Östreich. Doch wendete sich alle Gewaltthätigkeit des östreichischen Hauses vorläufig auf die Helfershelfer Johann's von Schwaben, obwohl der Unschuldigen Viele als Opfer fielen und das Land meist die Mordlust der Herren büßen mußte. Die Waldstädte hatten vorläufig Ruhe und genossen der Gunst des Königs Heinrich von Luxemburg; als dieser aber im Jahre 1313 gestorben war und die Wahl zwischen Friedrich von Östreich und Ludwig von Baiern streitig wurde, fielen sie Letzterm zu, um eine Bürgschaft zu haben gegen die bösen Absichten Östreichs und, wie es auch geschah, des über sie verhängten Bannes ledig zu werden. Darüber ergrimmte der Herzog Leopold von Östreich und beschloß „diese Bauern mit seinem Fuße zu zertreten". Unterstützt von dem größten Theile des Adels zog er mit Stricken versehen für das Bauernvolk heran gegen Zug, während in Unterwalden und von Luzern aus bei dem See zwei andere Haufen einfallen sollten. Da geschah am 15. Nov. 1315 die denkwürdige Schlacht bei Morgarten (s. d. Art.), wo 1300 Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden den Gewalthaufen des Herzogs in schimpfliche Flucht schlugen. Gleiches Schicksal erfuhren die übrigen herzoglichen Rotten, die Freiheit war errungen und der Bund ward von Neuem beschworen. Der Herzog hielt Friede und auch nach seinem Tode (1326) erneuerte Albrecht, sein Bruder, den Waffenstillstand. Solch muthvoller Kampf für die Freiheit hatte den Waldstädten großes Ansehen gebracht, in Helvetien sowohl, als bei Kaiser und Reich; aber auch andern schweitzerischen Städten wuchs jetzt der Muth und beharrlicher pochten sie fortan auf ihre alten Rechte und wehrten dem Adel und den Fürsten die Eingriffe in dieselben. Zuerst machte Luzern sich frei und trat 1332 der Eidgenossenschaft bei, so daß von der Zeit der vier Waldstädte Bund bestand. Eine Verschwörung der Patricier und des aargauischen Adels im Jahre 1333 ward entdeckt und unschädlich gemacht, bald darauf auch erfolgreich gekämpft gegen den rhätischen Adel. Kurz nachher (1335) erhielt Zürich durch den kühnen Rudolph Brun eine neue die Vorrechte des

alten Rathes vernichtende Verfassung, und Bern zerstäubte unter Rudolph's von Erlach Anführung in der ruhmvollen Schlacht bei Laupen (im Jahre 1339) einen von dem kaiserlichen Voigte in Burgund und den Grafen von Kyburg und Nidau gegründeten Adelsbund. Je kühner aber die Bürger in den Städten emporstrebten, desto größer und gefährlicher wurden auch die Anstrengungen der Herren, solchem Beginnen zu wehren. Ein neuer Bund gegen Zürich, im Jahre 1350 geschlossen, sollte das Alte wiederherstellen, aber in der Mordnacht vom 23. Februar siegte der eiserne Brun und Rapperswyl, Stadt und Burg des feindselig gesinnten Johann von Habsburg, büßten in gräuelvoller Verwüstung. Um sicher zu sein gegen zu erwartende Rache, trat hierauf Zürich 1351 ebenfalls in den Bund der Eidgenossen; ihm folgte 1352 das von Östreich hart gedrückte Glarus und in demselben Jahre noch Zug, als der Bürgerschaft vom Herzog Albrecht verächtlich begegnet worden war. Um dieselbe Zeit war bereits von den Verbündeten bei Tätwyl glücklich gegen den Herzog Albrecht von Östreich gestritten worden; ein neuer Gewalthaufe desselben rückte heran vor Zürich, um durch dessen Fall der übrigen Herr zu werden, aber vergebens; im Frieden zu Luzern mußte Östreich den Status quo anerkennen. Da trat im Jahre 1353 auch Bern zu dem Bunde, so daß nun der ewige Bund der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft geschlossen war (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern). Ergrimmt ob der immer zunehmenden Macht des Volkes brachte der Herzog Albrecht den Kaiser Karl IV. auf seine Seite, der denn auch den Bund für ungültig erklärte. Auch rückte in der That ein großes Heer gegen Zürich vor; allein schon im Herbste des Jahres 1354 zog der Kaiser wieder ab, nicht gewilligt, die Macht des Hauses Östreich zu vergrößern. Letzteres führte den Krieg, obwohl ohne Erfolg, noch bis zum Tode des Herzogs Albrecht im Jahre 1358 fort. Die darauf folgenden Friedensjahre benutzten die Eidgenossen klüglich zum Ordnen ihres inneren Lebens sowohl, wie zur Vergrößerung ihres Gebietes und nur selten ward, wie z. B. in Bern im Jahre 1384 und früher durch den unruhigen Grafen von Kyburg, die innere Ruhe gestört; ihren alten Kriegsmuth aber bewährten die Schweitzer in siegreichen Gefechten gegen die räuberischen Rotten Ingelram's von Coucy, genannt die Gügler, welche im Streite gegen die Herzöge von Östreich verwüstend in der S. eingebrochen waren. Solcher Dienste indeß vergaßen die Herzöge von Östreich bald und ihre Landvögte, zumal Peter von Thorberg, drückten härter wie sonst die Bauern und höhnten die Eidsgenossen. Der übermüthige Adel that sich zusammen und aller Orten fürchtete man den Ausbruch des Krieges. Schon waren durch die Luzerner mehrere Burgen des Thorbergers gebrochen worden, als der Herzog Leopold, seiner Macht sich überhebend, den Adel zu einem Bündnisse vereinigte und gewaltige Rüstungen anordnete. 167 geistliche und weltliche Herren sagten jetzt den Eidgenossen ab und rückten in mehreren Gewalthaufen heran, der Herzog Leopold selbst mit Tausenden seiner eisengepanzerten Ritter durch den Aargau hinauf gegen Sempach. Aber die Begeisterung von 1400 Eidgenossen triumphirte in der schrecklichen Schlacht am 9. Juli 1386 (s. d. Art. Sempach); bald darauf siegte Bern im Kampfe mit Freiburg und nahm Oberssibenthal in seinen Schutz, und viele Burgen und Schlösser, auch die östreichsche Landstadt Wesen im gasterComitate, ergaben sich den eidgenössischen Bannern. Noch nicht ruhte Östreich; die Bürger von Wesen, obwohl sie von Glarus mild behandelt wurden, willigten ein in den angemutheten Verrath, und plötzlich nach geschehener Verabredung rückten in der Nacht vor Matthias 1388 6000 Östreicher gegen die Stadt an und schlachteten 30 Eidgenossen mit ihrem Anführer, Konrad von Au; aber am folgenden Tage erfocht Matthias am Büel bei Näfels mit nur 500 Männern einen entscheidenden Sieg und überall seitdem blieb Östreich im Nachtheil. Jetzt schloß es Frieden auf 7 Jahre (1339) und bald darauf (1393) auf 20 Jahre; die Eid-

genossen aber gaben sich in dem sogenannten sempacher Briefe ein gemeinsames Kriegsgesetz und benutzten die Friedenszeit, ihr Recht und Gemeinwesen durch Käufe und Einlösung zu vergrößern. So erwarb Bern das Thal Frutigen und das Emmenthal, die Züricher viele Herrschaften des verarmten Adels, Luzern desgleichen. Mit Uri trat das Thal Urseren am Gotthardt in ewiges Landrecht zusammen, desgleichen auch das Livinerthal, trotz des Widerstrebens der Herren von Bellinzona; Freiburg im Üchtlande schloß Burgrecht mit Bern und Glarus kaufte sich von Seckingen los; auch Schaffhausen gab sich bereits eine neue der züricher ähnliche Verfassung. Während sich so überall in den Landen der Eidgenossen ein neues schönes Leben entwickelte, seufzten die Appenzeller schwer unter dem Joche des Abtes von St. Gallen und die Stadt St. Gallen selbst mochte kaum noch dessen Übermuth ertragen. Da verbanden sich beide, Stadt und Land, zu gerechter Abwehr des Drucks und vertrieben die Vögte aus den Burgen. Aber jener rief die deutschen Reichsstädte am Bodensee zu Hülfe, deren bei 6000 Mann starkes Heer den Übermuth der Bauern (die Bürger von St. Gallen hatten den schiedsrichterlichen Spruch der Reichsstädte angenommen) zu brechen vermeinte. Doch siegten dieselben verstärkt durch Männer von Schwyz und Glarus in dem Treffen bei Speicher am 15. Mai 1404. Solche Fortschritte zur Freiheit sah der Herzog Friedrich von Östreich nur mit großer Besorgniß und er rüstete sich, den Trotz der von Neuem mit der Stadt St. Gallen verbündeten und in das Landrecht der Schwyzer aufgenommenen Appenzeller zu bestrafen. Aber schon der erste Haufe ward (am 17. Juni 1405) in der Schlacht an dem Stoß vernichtet und er selbst erlitt bald darauf am Hauptlisberge unweit St. Gallen eine empfindliche Niederlage, die ihn nach einem dritten unglücklichen Gefechte auf der Wolfshalde zum Rückzuge nöthigte. Fünf Jahre noch dauerte dieser Kampf, aber die Appenzeller erhielten im Frieden (1411) ihre Freiheit und traten in demselben Jahre in den eidgenössischen Bund, obwohl mit einigen Beschränkungen, die man ihrer Kriegslust auflegen zu müssen glaubte. Im folgenden Jahre schloß hierauf der Herzog Friedrich funfzigjährigen Frieden mit der Eidgenossenschaft, die er jetzt lieber zu Freunden als Feinden haben wollte. Nicht lange aber währte die Eintracht; den Samen der Zwietracht säete die Kirchenversammlung zu Constanz. Herzog Friedrich, als Freund und Vertheidiger des hart angeklagten Papstes Johann, fiel in Bann und Acht, und auch die Eidgenossen wurden veranlaßt, denselben mit Gewalt der Waffen anzufallen. Die noch unter Östreichs Hoheit stehenden Städte, wie Schaffhausen, Diessenhofen und fast der ganze Thurgau, nahmen alsbald die dargebotene Reichsfreiheit an; von den Eidgenossen ergriff zuerst Bern die Waffen, dann auch die übrigen Cantone (Appenzell ausgenommen), da die Gelegenheit zur Bereicherung auch dem anfangs sich sträubenden rechtlichen Sinne zu nahe gelegt wurde. Ohne großen Widerstand eroberte Bern in Kurzem Zofingen, Aarau, Arburg, Brugg, Lenzburg, Hallwyl, Habsburg, Trostburg, Brunegk, Luzern, das Land um die Sur, Meyenberg u. a.; Zürich Mellingen, Baden und die Landschaft Knonau und andere Anderes, so daß von den östreichischen Besitzungen nur Weniges übrigblieb. Von dem Gewonnenen, welches der Kaiser vergeblich für das Reich zurückverlangte, nahm Uri nichts, die Übrigen aber behielten das, was Jeder mit eigenen Waffen erobert hatte, für sich, das gemeinschaftlich Erworbene aber ward unter Landvögten verwaltet, welche die verschiedenen Cantone wechselsweise stellten. Solches Glück brachte jedoch später Zwietracht, weil es Sucht nach Eroberungen erzeugte, und schon stand Bern in dem Zwiste, in welchen Wallis mit seinem Landeshauptmann, dem Freiherrn von Raron, gerathen war (1414), gegen den eigentlichen Willen der übrigen Eidgenossen auf des Letztern Seite, auch wurde nach blutiger Schlacht und zweideutigem Siege über die mailändische Macht bei Arbedo (im Juni 1422) von den Eidgenossen in die Abtretung

Vitis. Vitis. Vitis.

zog jetzt eine große Bande Gesindels brandschatzend die Städte, die erst sich zerstreute, als 1480 über 1500 derselben die Todesstrafe erlitten hatten; die mächtigeren Orte wurden übermüthig gegen die kleineren und es bedurfte aller Beredsamkeit des ehrwürdigen Nikolaus von der Flühe (s. Klaus) den Bürgerkrieg zu verhindern, der bei der Aufnahme Solothurns und Freiburgs in die Eidgenossenschaft zu entstehen drohte (1481); ja in Zürich wurden die Verwirrungen so groß, daß selbst der edle Hans Waldmann, der Sieger bei Granson, Murten und Nancy und zur Zeit kräftiger Lenker des Cantons, durch Intrigue zum Tode geführt ward (d. 6. April 1489). Während dessen hatten zwar die Eidgenossen auch manche blutige Zwiste mit Mailand, Venedig und Savoyen gehabt, aber plötzlich erhob Östreich, wegen Weigerung derselben dem schwäbischen Bunde beizutreten, einen blutigen Krieg (1499), in dem sich jedoch die Tapferkeit der Schweitzer aufs Neue bewährte. Überall wurden die östreichischen Haufen vernichtet, noch in demselben Jahre wurde wieder Friede zu Basel geschlossen und zur Dankbarkeit für treue Beihülfe nahmen die Eidgenossen Basel und Schaffhausen (1501) in den Bund auf, wozu 1513 auch Appenzell trat. So bestand der Schweitzerbund jetzt aus 13 Orten, zu denen noch Wallis, Bündten und St. Gallen und die Städte Rothweil und Mühlhausen als zugewandte Orte traten. Von dieser Zeit an ward die Schweitz von auswärtigen Mächten als unabhängig anerkannt, aber in ihrem Innern herrschte Wildheit und Tyrannei der Hauptstädte über die abhängigen, der Regierungen über das Volk; die kriegsgewohnten Schweitzer traten trotz aller dagegen gegebenen Gesetze zu Tausenden in fremde Kriegsdienste, bald für, bald wider Frankreich, Östreich, Venedig, Mailand u. a. und die Regierungen gewannen dadurch wohl Geld, Uri Tessin und Bündten Kläven und Veltlin, aber die Sitteneinfalt der Schweitzer ging immer mehr verloren und nach der unglücklichen Schlacht bei Marignano (1515) auch der Ruhm ihrer Unbesiegbarkeit und Hader und Zwitracht über die Beute nahmen im Innern überhand, während die durch Ulrich Zwingli (s. d. Art.) angeregte Kirchenverbesserung nun plötzlich noch zwei feindlich gegenüberstehende Parteien schuf. Das aufgegangene Licht leuchtete bald durch sämmtliche Cantone, doch Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Uri widersetzten sich eifrig seinem Scheinen; gegenseitige Reibungen entzündeten den Krieg und so kam es d. 12. Oct. 1531 zu Cappel zur Schlacht zwischen den Katholiken und Reformirten zum Nachtheile der letzteren. Aber kurz darauf ward Friede geschlossen und die Einführung der neuen Lehre oder die Reaction dagegen verursachten fortan nur noch im Innern der Cantone manche Mißhelligkeiten. Nur in Genf ward die Zwitracht ärger; aber mit Hülfe der Berner machte sich dasselbe von der Herrschaft Savoyens los und ward ein Freistaat (1536), ohne noch in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden. Auch das Waadtland ward durch Bern von Savoyen losgerissen und reformirt; dagegen stifteten endlich die katholischen Cantone (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Solothurn und Freiburg) den von Borromeo angerathenen goldnen Bund zur Vertheidigung der katholischen Religion, nachdem schon 1581 Genf sich mit Bern und Zürich verbündet hatte. So ward, wie überall, auch hier die Glaubensverschiedenheit Quelle großen Hasses, der das reformirte Mühlhausen durch Absagung der katholischen Orte aus dem Bunde brachte (1587), Appenzell in zwei unabhängige Cantone schied (1597), die Reformirten aus Wallis vertrieb (1602), ein grauenvolles Blutbad an den Reformirten in Veltlin (1620) veranlaßte und in Bündten einen blutigen Bürgerkrieg entzündete, woran auch die anderen Cantone durch Hülfstruppen Theil nahmen, der im Kampfe Östreichs, Frankreichs und Spaniens mit einander Bündten zum beständigen Kriegsschauplatze und einem Lande des bittersten Jammers machte und erst durch einen allgemeinen Aufstand der Bündner (1639) zu Ende ging und durch Friedensschlüsse

mit Spanien (1639) und Östreich (1641) das Land für immer frei machte. Auch in den übrigen Cantonen herrschte der Hader um Religionssachen fort, während eine fürchterliche Seuche, der schwarze Tod, das Land schrecklich heimsuchte; doch berührte der dreißigjährige Krieg die S. nur wenig und der westphälische Friede verschaffte ihr endlich gänzliche Unabhängigkeitserklärung vom deutschen Reiche und politische Selbstständigkeit. Jetzt hätte die S. sich wieder erholen können; aber kurz darauf brach ein Aufstand der Landleute in Luzern, Bern und Aarau wegen ihren vielfachen Bedrückungen und des herabgesetzten Geldwerthes aus, der mehrere Jahre große Unruhe erregte und endlich 1654 durch Waffengewalt beigelegt ward. Diesem folgte, angeregt durch die Mißhandlung der Protestanten zu Arth ein verwüstender Religionskrieg, der aber nach der Niederlage der protestantischen Partei bei Villmergen (14. Jan. 1656) wieder geendet ward, ohne daß jedoch der Hader aufhörte, der endlich in dem durch die Anmaßungen des Abts von St. Gallen gegen seine toggenburger Unterthanen erregten toggenburger Kriege (1712) wieder blutig ausbrach, die sämmtlichen Eidgenossen (Reformirte gegen Katholiken) gegen einander in das Feld führte, Europas Aufmerksamkeit rege machte und endlich im Frieden zu Aarau (d. 11. Aug. 1712) den Sieg der reformirten Partei bestätigte und Berns und Zürichs Macht vergrößerte. Von nun an blieb zwar im Ganzen Ruhe, da die Reibungen der Religionsparteien geringer wurden; doch regten sich fortwährend in den einzelnen Cantonen vorübergehende Aufstände, herbeigeführt durch den Druck, den die immer aristokratischer werdenden Regierungen auf das Volk ausübten und durch die unzähligen Mißbräuche, welche sich in den Verwaltungen eingeschlichen hatten; denn Freiheit der S. war nur dem Namen nach vorhanden; nur einzelne bevorzugte Familien hatten die Herrschaft und behandelten ihre Mitbürger wie durch Gewalt des Stärkern unterworfene Unterthanen; ja selbst die Gesammtheit der herrschenden Städte betrachtete die übrigen Gemeinden als ihnen unterwürfig. Kein Wunder also, daß der Ausbruch die französischen Revolution in der S. vielen Beifall fand, obwohl man von da aus anfangs ruhig zusah und die Regierungen selbst allen Ausbrüchen der Sympathie zuvorzukommen suchten. Die Eidgenossen bewahrten daher zwar völlige Neutralität; doch der französische Übermuth verachtete die kleinen Staaten. Buonaparte entriß nach der Eroberung Oberitaliens den Bündtnern den Veltlin, Kläven und Bormio (1797), bald darauf ward Basel von den Franzosen besetzt, das Waadtland riß sich unter Frankreichs Schutze von Bern los und constituirte sich zur lemanischen Republik und französische Agenten suchten überall Zwietracht auszusäen. Zwar versuchten jetzt die Regierungen mehrerer Cantone eine Verbesserung der Verfassung, aber Frankreich wollte die S. nicht befreien, sondern sich unterwerfen und legte ihr einen Constitutionsentwurf vor, nach welchem das ganze Land aus 22 Cantonen unter einem zu Luzern residirenden Directorium bestehen sollte. Die S., das am Wenigsten nachgiebige Bern an der Spitze, waffnete sich; aber zwei französische Heere rückten plötzlich in das Land ein, nahmen in Eile Solothurn und Freiburg, rückten am 5. März 1798 in Bern ein und proclamirten unter den Schrecken einer ungezügelten Anarchie zu Aarau (d. 12. April 1798) eine untheilbare helvetische Republik in 18 Cantonen mit der Bundesstadt Aarau, so daß Bern in 4 Cantone (Leman, Oberland, Bern, Aargau) zertheilt ward und die Landschaften Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona ebenfalls zu Cantonen erhoben, dagegen Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden zu einem Cantone (Waldstätten) und Appenzell, St. Gallen und das Rheinthal zu dem Cantone Säntis vereinigt wurden. Zu gleicher Zeit ward Genf gewaltsam besetzt und der französischen Republik einverleibt. Vergebens sammelten die Waldcantone ein Heer von 10000 Mann gegen solche Anmaßung und kämpften ruhmvoll an den Ufern des züricher Sees ge-

gen die Übermacht; sie mußten endlich derselben nachgeben und wurden, nachdem sie sich zum zweiten Male dagegen aufgelehnt hatten, durch furchtbaren Kampf zur Unterwerfung gezwungen, worauf ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und der S. geschlossen ward (24. Aug. 1798) und die schwache Centralregierung ihren Sitz nach Luzern verlegte. Nur Graubündten blieb unter Östreichs Schutze noch unberührt vom Franzosenthume; aber schon im März 1799 eroberte Massena das Land durch plötzlichen Überfall und zwang nach kurzem Weichen durch die Schlacht bei Zürich (d. 25. Sept.) die Östreicher und Russen zur gänzlichen Räumung der S. So ward auch Bündten ein Theil der helvetischen Republik, welche von Parteien zerrissen, vom französischen Übermuthe niedergedrückt seit dem 7. Jan. 1800 von einem provisorischen Vollziehungssenate, seit dem 8. Oct. 1800 von einem Vollziehungsrathe und seit dem October 1801 von einem Senate von 25 Mitgliedern zur Entwerfung einer jedesmal wieder verworfenen Verfassung regiert einen traurigen Anblick darbot, bis endlich die am 19. Jun. 1802 zu Bern, wohin die Regierung seit 1799 geflüchtet war, verkündete Verfassung zu helfen schien. Aber kaum hatten jetzt die französischen Truppen das Land verlassen, als in den Urcantonen ein heftiger Aufstand entstand, bis endlich die Mediationsacte (s. d. Art.) Buonaparte's die Eidgenossenschaft der 19 Cantone wieder herstellte (Febr. 1803), so daß diese künftig einen Bund bilden und ihre Abgeordneten (d. Tagsatzung) sich alljährlich abwechselnd in einem der 6 Vororte (Freiburg, Bern, Basel, Solothurn, Zürich und Luzern) versammeln sollten, wobei der oberste Beamte des jedesmaligen Vorortes als Landamann der Schweitz präsidirte. Diese Acte beruhigte die meisten Gemüther, indem sie viele ehemaligen Übelstände aufhob, und da die Kriegsstürme der folgenden Jahre die S. weniger berührten, so konnte sich diese allmählig wieder erholen und ihre geschlagenen Wunden heilen lassen. Nichts desto weniger aber unterblieben die Reibungen im Innern und die Tagsatzungen hatten manche Gezänke auszugleichen; auch der Fanatismus und die Religionsschwärmerei erhoben ihr Haupt und streuten bösen Samen, und kaum war Napoleon's Macht gestürzt, als die alte Zwietracht schon wieder blutige Händel herbeizuführen schien, die jedoch noch gütlich beigelegt wurden. Der Congreß zu Wien erklärte endlich am 15. Febr. 1815 die S. für einen Bundesstaat in bis jetzt bestandener Weise und fügte noch Genf, Wallis und Neufchatel als 3 neue Cantone hinzu, überließ aber Kläven, Veltlin und Bormio an Östreich; außerdem ward die Eidgenossenschaft für unabhängig und unverletzlich erklärt. So war auch der S. der Friede, aber nicht die innere Ruhe wiedergegeben. Wie von nun an die größeren Nachbarstaaten sich in ihre Politik mischten, so begann auch die Reaction wieder ihr Haupt zu erheben. Die Aristokratie bot überall Alles auf, wieder ans Ruder zu kommen; eine Menge neuer Einrichtungen wurden wieder abgeschafft, alte wieder eingeführt und selbst die Gleichstellung aller Gemeinden wieder aufgehoben; strenge Preßgesetze wurden gegeben; religiöse Streitigkeiten erhitzten die Köpfe; die Anmaßungen der römischen Curie traten immer stärker hervor und die Unzufriedenheit des Volks regte sich in einigen Cantonen sehr merklich und zwang die Regierungen zur Nachgiebigkeit. Dazu kamen noch die Zollsperren des Auslandes, die Streitigkeiten mit anderen Ländern wegen politischer Flüchtlinge, die in der S. Asyl gefunden hatten, die Einführung der Jesuiten in den katholischen Cantonen, die Streitigkeiten über die Errichtung des Doppelbisthums Chur und St. Gallen und des neuen Bisthums Basel und über die Einführung eines allgemeinen Münzfußes. Wenn daher auch in einigen Cantonen, wie in Waadt und Genf, viel Herrliches gedieh, so wurde doch der Unzufriedenheit des Volks und des Zündstoffs zu innern Unruhen immer mehr, so daß es kein Wunder war, daß die französische Juliusrevolution auch in der S. das Signal zu großen Umwälzungen gab. In allen Cantonen

trat jetzt das Verlangen nach einer zeitgemäßen Verfassung hervor; in einigen ward ohne großes Widerstreben von den Regierungen nachgegeben, in anderen, besonders in Basel und Neufchatel, floß erst Blut. Aber die Wirren dauerten bis in die neueste Zeit fort und haben sich immer mehr vergrößert, seitdem durch polnische und deutsche Flüchtlige auch noch die S. zum Heerde eine europäischen Revolution gemacht werden sollte, was energische Maßregeln von Seiten der Nachbarstaaten gegen die S. hervorrief und durch beständige Reibungen der Religionsparteien wie durch die sich schroff gegenüberstehenden politischen Factionen das Land in einen Zustand der Anarchie versetzt hat, dessen Ende erst in einer spätern Zeit zu erwarten steht, da selbst die Tagsatzung bei vielfach getheilten Ansichten und Meinungen keine Kraft entwickeln kann. 15. 37.

Schweitzerische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Die Schweitz hat kein allgemeines Münzsystem, nur zwischen den Cantonen Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Luzern, Solothurn und Waadt ist ein Münzconcordat abgeschlossen worden, deren Hauptbestimmung folgende ist: der von der Tagsatzung bestätigte Münzfuß vom Jahre 1818, nach welchem der schweitzer Franken $125\frac{1}{3}\frac{5}{10}\frac{4}{0}\frac{3}{0}$ franz. Gräns fein Silber enthalten soll, wird von den concordirenden Ständen anerkannt; alle Silbermünzen sollen darnach geschlagen und die fremden Münzsorten eben so gewerthet werden. — Der schweitzer Louisd'or hält 159,14 holl. Aß 21 Kar. $7\frac{1}{8}$ Grän fein = 5 Thlr. 16 Gr. in Gold. Diesen neuen Louisd'or berechnet der Canton Aargau zu 16 schweitzer Franken oder zu $10\frac{2}{3}$ Gulden, Appenzell zu 11 G., Basel zu 16 schw. Fr. oder zu $10\frac{2}{3}$ G., Bern zu 16 schw. Fr., Bündten zu $13\frac{1}{3}$ G., Freiburg zu 16 schw. Fr., Genf zu $14\frac{1}{11}$ Livres Courant, Glarus zu $10\frac{1}{2}$ G., Luzern zu 12 G., Neufchatel zu 16 schw. Fr., St. Gallen zu 12 G., Schaffhausen zu 12 G., Schwytz zu 10 G., Tessin zu $37\frac{1}{2}$ Lires, Thurgau zu 16 schw. Fr. oder zu 12 G., Unterwalden zu 12 G., Ury zu 13 G., Waadt zu 16 schw. Fr., Wallis zu 16 schw. Fr., Zug zu $12\frac{1}{2}$ G., Zürich zu 10 G. II. Maß und Gewicht. Das Bedürfniß der Einführung gleicher Maße und Gewichte ist wohl nirgends größer als in der Schweitz, weil fast jeder Marktort seine eigenen Maße und Gewichte hat. Nach der im Jahre 1828 abgehaltenen Conferenz der Stände Aargau, Basel, Freiburg, Luzern, Solothurn und Waadt wurde folgendes System entworfen: A. Als Grundeinheit von Maß und Gewicht gilt der schweitzerische Fuß von 10 Zoll = 100 Linien = 1000 Striche = 132,989 par. Linien. B. Längenmaße. 1 Stab = 4 Fuß wird in 2, 4, 8 und 16 Theile und in 3, 6 und 12 Theile abgetheilt; 1 Elle = $\frac{1}{2}$ Stab; 1 Klafter = 6 Fuß; 1 Ruthe = 10 Fuß; 1 Wegstunde = 16000 Fuß; 1 Meile = $25795\frac{1}{4}$ par. Fuß, folglich $13\frac{1}{4}$ derselben gehen auf einen Grad des Äquators. C. Flächenmaße. 1 □Fuß = 100 □Zoll; 1 □Klafter = 36 □Fuß; 1 □Ruthe = 100 □Fuß; 1 Juchart = 400 □Ruthen = 40000 □Fuß. D. Cubische Maße. 1 Werk- und Heuklafter = 216 Cubikfuß; 1 Mäßchen Quarterne = $\frac{1}{2}$ Cubikfuß = 500 Cubikzollen; 1 Maß (Pot) = $\frac{1}{20}$ Cubikfuß = 50 Cubikzoll; 1 Saum = 100 Maß. E. Gewichte. 1 Pfund = $\frac{1}{35\frac{1}{4}}$ Cubikfuß des reinsten und dichtesten Wassers = $\frac{1}{2}$ Kilogramm = 32 Loth = 128 Quentchen = 12800 Grän = 10404 278 holl. Aß; 1 Centner = 100 Pfd. 40.

Schwenckfeld (Kaspar von), der Stifter einer aus der protestantischen Kirche hervorgegangenen Secte, war ein schlesischer Edelmann aus Ossigk (geb. 1490) und Hofbeamter Herzog Friedrich's von Liegnitz. Er schloß sich zwar schon seit 1524 als Einer der ersten in Schlesien der sächsischen Reformation an, sprach aber von 1527 an Luthern das rechte Verständniß des Wesens der Religion ab und tadelte mehrere Lehren desselben, wie von der Verderbtheit der sittlichen Natur und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesu Genugthuung, als einen todten Glauben, der eben so sicher mache, als die Papisten ihr Vertrauen auf äu-

serliche gute Werke. Alle Wirksamkeit des äußeren göttlichen Wortes, alles Wissen, alle Ritus, die nur zur ersten Erweckung des sinnlichen Menschen dienen, erhielten nach ihm erst Sinn und Bedeutung, wenn aus ihnen durch das innere Wort, d. i. die unmittelbare Einwirkung des erleuchtenden und heiligenden göttlichen Geistes, ein thätiger Glaube sich hervorbilde. Daher verwarf er die Kindertaufe und nahm anstatt der lutherischen Brodverwandelungslehre eine wahrhafte Nährung der Seele durch das „vergottete, glorificirte Fleisch Christi" an. Die allgemeine Religionsansicht, die S. in zahlreichen Schriften gegen die Reformatoren aufstellte, war die, daß die rechte Wahrheit in einer geistigeren und rein sittlichen Fassung und strengen Ausübung der Lehren Christi bestehe. Aus Schlesien vertrieben wanderte er seit 1528 im südlichen und westlichen Deutschland umher, um Anhänger zu gewinnen, die aber erst nach seinem Tode (1561) durch seine Schriften zahlreicher wurden, zunächst im Elsaß, in Schwaben und Würtemberg, dann auch in Böhmen und Schlesien. Ein Überrest besteht noch seit 1730 zu Philadelphia in Pennsylvanien. 63.

Schweppermann (Seyfried), ein durch seine Tapferkeit berühmter fränkischer Ritter, stammte aus einer Patricierfamilie von Nürnberg und begleitete den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, als dieser dem am 20. Oct. 1314 zum deutschen Kaiser gewählten Herzoge von Baiern, Ludwig IV., gegen den ebenfalls (am 19. Oct. 1314) zum Kaiser ernannten Herzoge Friedrich III. von Östreich, zu Hülfe zog. Sieben Jahre ward unentschieden gekämpft, als aber endlich die Östreicher mit ihren Hülfstruppen einen vernichtenden Schlag gegen die Baiern vorbereiteten und nur eine entscheidende Schlacht zuvor retten konnte, wandte man sich in der äußersten Verlegenheit an den alten kriegserfahrenen S., welcher sogleich die nachtheilige Stellung der Östreicher durchschaute und die Anordnung der Schlacht übernahm. Nachdem er die Feinde zuerst auf dem rechten Flügel angegriffen und kurz darauf auch die Mitte und den linken Flügel ins Treffen geführt hatte, aber dessenungeachtet dem tapfern Widerstande der Östreicher und ihrer Übermacht nach zehnstündigem harten Kampfe fast erlegen war, so entschied er den Sieg nur noch dadurch für die Seinen, daß er den Feinden mit den Truppen des Burggrafen von Nürnberg in den Rücken fiel, wodurch nicht nur Friedrich von Östreich mit seinem Bruder Heinrich in die Hände der Sieger gerieth, sondern auch der Besitz der deutschen Kaiserkrone Ludwig dem Baier auf immer gesichert war. Diese entscheidende Schlacht wurde am 28. Sept. 1322 bei Mühldorf am Inn oder auf der sogenannten ampfinger Haide in der Nähe des Dorfes Ampfing geliefert. Da es am Abend des Schlachttages, selbst auf der kaiserlichen Tafel, so sehr an Nahrungsmitteln gebrach, daß nur eine Schüssel mit wenigen Eiern herumgereicht werden konnte, so rief der Kaiser aus: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen S. zwei!" Diese Worte wurden auf das Grabmal desselben gesetzt, welches sich zu Burg-Cassel in der Oberpfalz zwischen Neumark und Amberg befindet. 81.

Schwere, lat. gravitas; franz. gravité, pesanteur; engl. gravity, nennt man allgemein die Wirkung der Anziehung, welche die Erde gegen alle ihr zugehörige und in geringer Entfernung von derselben befindliche Körper ausübt. Die Erscheinung der S. zeigt sich überall, weil ein jeder Körper stets und unter allen Umständen, sei er ruhend oder in Bewegung, das Bestreben hat, gegen die Erde zu fallen. Hieraus ergibt sich: daß alle Materie gleich schwer sei und daß die S. aller Körper nur dann gleich groß sei, wenn jedes ihrer Elemente durch eine gleiche Kraft afficirt wird. Will man aber wissen, mit welcher Kraft jeder dieser Körper gegen ein widerstehendes Hinderniß vermöge seiner S. drücke, so muß man die Summe der einzelnen, durch die S. afficirten Elemente berücksichtigen, welche dieser direct proportional gefunden wird. Die Summe der hierbei wirksamen,

sind in St. Gallischen Gemeinden und sind der Bezirke (s. d.) Aarau, Brugg, Lenzburg, Rheinfelden, Zofingen, Kulm, Laufenburg (s. d.), Zurzach, Muri und Bremgarten.

Schweizerweiler, s. Schwyz.

Schwemmen (Forstw.), s. Bd. XIV, 217. Derselbe hat theilweise einen Vortheil, theilweise einen Nachtheil für die Holzqualität. Vortheilhaft ist die Reinigung des Holzes von dem Unrathstoffen, einer Substanz, eine Auflösung des Gummiharzes, die Entfernung einiger Insekten, welche sich in der Rinde aufhalten, die Entfernung des Saftes, welcher sich in den Zellen des Splintholzes befindet, und welcher, wenn er nicht entfernt wird, leicht in Fäulniß übergeht, und dann auch andere Theile, welche sie ihrer Feuchtigkeit mittheilt, verderben macht. Nachtheilig ist das Schwemmen, wenn es lange dauert, weil dann das Holz zu viel Feuchtigkeit aufnimmt, wodurch es leicht in Fäulniß übergeht, und weil dann auch die Holzsubstanz selbst leidet, wie man an den Stellen bemerkt, wo das Holz an den Ufern der Flüsse anschlägt. Die mechanische Gewalt, mit welcher das Wasser das Holz gegen die Ufer treibt, macht, daß die Holzfasern sich trennen, und daß das Holz leichter verfault. Dieses ist besonders bei Tannenholz der Fall. Das Schwemmen ist nur dann zu empfehlen, wenn es nicht lange dauert, und wenn das Holz nicht zu viel Feuchtigkeit aufnimmt, so daß es nicht leicht in Fäulniß übergeht. Es ist daher nöthig, daß das Holz, wenn es geschwemmt worden ist, sogleich getrocknet wird

den decorirt. 1733 vertrieb er die hannöverschen Truppen aus Meklenburg und zeigte dabei so viel Vorsicht, Scharfblick und Feldherrntalent, daß ihn sein Monarch nicht nur bei Abhandlung militairischer Angelegenheiten in den geheimen Rath zog, sondern ihn auch zum Generale en chef der Infanterie machte und zum Begleiter auf seinen Reisen wählte. Bei der Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1740) wurde S. von diesem zum Generalfeldmarschalle ernannt und in den Grafenstand erhoben. Beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges übernahm S. das Commando eines Heeres, welches bei Crossen zusammengezogen wurde und, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, in Schlesien einrückte, so daß mit dem Beginne des Jahres 1741 außer Glogau ganz Nordschlesien sich in dem Besitze der Preußen befand. S. führte nach dem Einzuge in Breslau den rechten Flügel des Preußenheeres bis nach Neisse, drängte den östreichischen General Brown bis nach Troppau und Grätz zurück, eroberte den größten Theil von Oberschlesien und drang bis tief in Mähren vor. In der Schlacht bei Molwitz am 10. April commandirte er das Centrum der Schlachtordnung und trug zu dem Gewinne der Schlacht durch einen geschickten Angriff des Feindes in der Flanke vorzüglich bei. Ungeachtet er aus zwei erhaltenen Wunden blutete, verfolgte er dennoch mit der Reiterei den fliehenden Feind. Nach dieser Schlacht ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neisse. Im zweiten schlesischen Kriege 1744 befand er sich bei der Belagerung von Prag, schloß am 16. Sept. mit dem Feinde die Capitulation ab und zog in Prag ein. Die Beschwerden dieses Rückzuges hatten aber S.'s Gesundheit so angegriffen, daß er sich genöthigt fand, das Heer zu verlassen und an den folgenden Ereignissen dieses Krieges nicht Theil zu nehmen. Beim Ausbruche des 7jährigen Krieges (1756) sehen wir ihn aber wieder an der Spitze des 3. preußischen Armeecorps, welches nach der Schlacht bei Lowositz in Böhmen eindrang und den Auftrag, die Vereinigung der beiden östreichischen Heeresabtheilungen unter Piccolomini und Brown zu verhindern, vollkommen ausführte und dann seine Winterquartiere in Schlesien bezog. Den Feldzug des nächsten Jahres eröffnete S. an der Spitze eines zahlreichen Heeres, mit welchem er am 18. April in 5 Colonnen die böhmische Grenze überschritt, die östreichischen Truppen vor sich her trieb, die wichtigen Posten: Benateck, Altbunzlau und Brandeis besetzte und sich dann unweit Brositz mit den Heeresabtheilungen des Königs und des Fürsten Moritz von Anhalt, welche von Sachsen aus auf Prag gerückt waren, am 6. Mai vereinigte. Auf den Höhen bei Prag stand der Herzog von Lothringen mit dem östreichischen Heere in einem stark verschanzten Lager und Friedrich der Große befahl den sofortigen Angriff desselben. Fürchterlich wüthete das feindliche Kartätschenfeuer in den Reihen der vordringenden Preußen, welche ohnehin noch in dem ungünstigen, sumpfigen und gebirgigen Boden mit großen Hindernissen zu kämpfen hatten, und schon begann, nachdem mehrere Angriffe mißlungen waren, die preußische Schlachtordnung zu wanken, als der greise 73jährige Held S. eine Fahne ergriff und unter ermuthigendem Zurufe seine Krieger von Neuem gegen die Verschanzungen führte. Doch kaum war derselbe einige Schritte vorgegangen, als er von 4 Kartätschenkugeln getroffen entseelt zu Boden sank. Friedrich's Thränen und die Trauer der ganzen Armee ehrten den gefallenen Helden. Später ließ der dankbare Monarch sein Bildniß aus Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufrichten. Sein Heldenmuth, die Mannszucht seines Heeres, seine überaus große Menschenliebe, die er selbst in Feindeslanden bewies, haben ihn in den Herzen der Krieger aller Nationen ein unzerstörbares Denkmal errichtet. S. verstand mehrere Sprachen und schrieb ein treffliches Werk über die Kriegskunst. Sein frommer Sinn, der sich bei jeder Gelegenheit kundgab, äußerte sich auch in den von ihm gedichteten religiösen Gesängen. 61.

Schwerpunkt, Mittelpunkt der Schwere, lat. centrum gravitatis;

franz. centre de gravité; engl. centre of gravity, ist derjenige Punkt im Innern eines jeden festen Körpers, wo man die ganze Schwere desselben oder die Schwere aller seiner einzelnen Massentheile vereint denken kann, bei dessen Unterstützung also der ganze Körper unterstützt ist und um welchen herum folglich alle übrigen Theile des Körpers im Gleichgewichte stehen müssen. Die Auffindung des Schwerpunktes ist für die Statik, besonders aber für die Mechanik von großem Nutzen und seit Clairaut, welcher zuerst mit Vortheil die Integralrechnung zu diesem Zwecke benutzte, macht die Bestimmung der Lage des Schwerpunktes einen eigenen Abschnitt in allen vollständigeren Lehrbüchern über die Mechanik aus, unter denen Poisson's „Traite de Mécanique" (Paris 1811. 2 Voll.) und Voix's „Elementarlehrbuch der dynamischen Wissenschaften" (Berlin 1831. Thl. I.) besonders zu nennen sind. Um den S. irgend eines Körpers zu finden, muß man sich denselben in eine beliebige Anzahl Theile getheilt vorstellen, deren Schwerpunkte bekannt sind, und alsdann diese insgesammt in einem einzigen vereinigen. Obgleich Linien und Flächen kein eigentliches Gewicht haben, so kann man aber dennoch jeden einzelnen Punkt derselben durch irgend eine Kraft getrieben betrachten und diesem nach ihren S. bestimmen. So liegt z. B. 1) der S. einer geraden Linie in ihrer Mitte; 2) der S. von zwei Linien, die eine beliebige Neigung gegen einander haben, in der Mitte derjenigen geraden Linie, die ihre beiderseitigen Schwerpunkte mit einander verbindet; 3) der S. von einem Rechteck im Durchschnittspunkte der beiden geraden Linien, die die Schwerpunkte der beiden einander parallelen verbindet; 4) der S. von einem regulairen Polygen im Centrum des in oder um dasselbe beschriebenen Kreises; 5) der S. eines Kreisbogens ist die vierte Proportionale zu dem Halbmesser, der Chorde und dem Bogen; 6) der S. von einem Dreiecke fällt in eine von der Spitze auf die Mitte der Basis gefällte gerade Linie und zwar in einen Punkt, welcher $\frac{1}{3}$ der ganzen Länge von der Grundlinie absteht; 7) der S. eines Kreissegmentes liegt in einem Abstande vom Centrum des Kreises, welcher dem Cubus der Chorte dividirt durch 12mal dem Flächeninhalte des Segmentes gleich ist; 8) bei einem Kreissector ist der Abstand des Schwerpunktes vom Centrum der vierten Proportionale zu $\frac{3}{4}$ des Radius der Chorde und des Kreisbogens gleich; 9) in einer dreikantigen Pyramide befindet sich der S. in einer geraden Linie, welche aus dem Schwerpunkte einer der Seitenflächen nach der gegenüberstehenden Ecke gezogen wird und zwar in $\frac{1}{4}$ des hierdurch gemessenen Abstandes von der Fläche; 10) in jedem vielkantigen pyramidalen Körper und also auch vom Kegel liegt der S. in einer aus dem Schwerpunkte der Basis in die Spitze gezogenen Linie und zwar im vierten Theile ihrer Länge von der Basis. 40.

Schwert, s. Degen.

Schwertfisch, lat. xiphias gladius, ein zu der Familie der Makrelen gerechneter Seefisch, zeichnet sich besonders durch die eigenthümliche Gestalt seines Kopfes aus. Die obere Kinnlade verlängert sich nämlich dergestalt, daß sie einem Schwerte gleicht. Sein Körper ist fast rund und die Flossen haben die Form einer Sichel, der Schwanz dagegen ist dem Halbmonde nicht unähnlich. Mit Inbegriff seines Rüssels, der den vierten Theil seiner Länge beträgt, wird er 20 und einige Fuß lang, und da er übrigens sehr starken Körperbaues ist und sehr schnell schwimmen kann, so kommt es, daß er sich selbst gegen die größten Seethiere vertheidigt; Angriffe auf sie wagt er aber nicht, man sieht ihn vielmehr immer friedlich unter anderen Schwertfischen leben. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen und Seepflanzen. Da er häufig von Ungeziefer geplagt wird, so ist es nicht selten der Fall, daß er hoch aus dem Meere hervorspringt und bei dieser Gelegenheit in Schiffe zurückfällt. Sein Fleisch ist wohlschmeckend. 35.

Schwertmagen, s. Agnaten.

Schwertorden (Svärds-Orden), ein schwedischer Orden, von Gustav I.

Wasa (1522) gestiftet, wurde am 17. April 1748 von Friedrich I. erneuert und seine 3 früheren Classen mit einer vierten, der jetzigen ersten, durch Gustav III. 1772 vermehrt. Er ist für Männer, „welche ihr Schwert zum Dienste des Vaterlands mit Ehre entblößt haben", bestimmt und wenigstens eine Dienstzeit von 20 Jahren im Frieden ist erforderlich, ehe ein Officier zum Ritter geschlagen werden kann. Die Ordensdecoration ist ein goldenes, weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz. In den 4 Winkeln desselben sind goldene Kronen befestigt und über jeder derselben wieder zwei kreuzweis liegende Schwerter. Die Mitte zeigt im azurblauen, erhabenen Felde ein goldenes, aufwärts gerichtetes Schwert und neben diesem 3 schwedische Kronen. Die Kehrseite trägt dasselbe Schwert ohne die Kronen, aber mit einem Lorbeerkranze und den Worten: „Pro patria." Sie hängt an einer goldenen Königskrone und wird von der ersten Classe, zu der alle Ritter des Seraphinenordens an und für sich gezählt werden, an einem breiten gelben Bande mit blauen Rändern (daher der S. auch „das gelbe Band" heißt) nebst einem in Silber gestickten Sterne getragen. Die zweite Classe trägt sie eben so, nur in kleinerer Form und statt des in Silber gestickten Sterns ein aufrecht stehendes Schwert. Bei der dritten und vierten Classe hängt sie um den Hals; bei der vierten mit der Abweichung, daß die Schwerter zwischen den unteren Flügeln des Kreuzes stehen. W.

Schwertritter. Durch Handelsverbindungen der Städte Lübeck und Bremen mit Liefland hatte zwar schon in der Mitte des XII. Jahrh. das Christenthum daselbst Eingang gefunden, doch wurden auch seit 1198 Kreuzzüge dahin unternommen und diese gaben dem Bischofe Albrecht aus Bremen (um 1200) Gelegenheit zu der Stiftung des geistlichen Ritterordens der S. oder Schwertbrüder (fratres militiae Christi gladiferi). Derselbe war in seiner Verfassung und hinsichtlich seiner Bestimmung dem Tempelherrenorden gleich und erhielt seine Bestätigung von Innocenz III. Die Mitglieder trugen als Ordenskleid einen weißen Mantel mit zwei kreuzweise liegenden Schwertern und auf der Brust einen rothen Stern. Albrecht übergab dem Orden zugleich einen Theil des schon eroberten Landes und setzte Winno von Rohrbach als ersten Großmeister ein. Unter ihm und seinem Nachfolger gingen die Unternehmungen des Ordens glücklich von Statten und um 1220 war ganz Liefland, theilweise Esthland nebst Reval und Kurland in dessen Gewalt. Allein nach dem Tode Albrecht's (starb 1229) sank allmählig die Macht der S. und Schenk von Winterfeld, der Ordensmeister, trat deßhalb mit den Deutschrittern in Unterhandlung und schlug eine Vereinigung beider Orden vor. Der Deutschmeister Hermann von Salza trug jedoch lange Bedenken, willigte aber endlich ein, als sich der Papst Gregor IX. für die S. verwendete, und so erfolgte 1239 die Vereinigung. Die Ordensangelegenheiten wurden nun einem Landmeister (magister provincialis) übertragen, der unter dem Deutschmeister stand und seinen Sitz in Riga hatte. Dem verbündeten Heere gelang es nicht blos ganz Esthland und Kurland sich zu unterwerfen, sondern es war auch mächtig genug, die eroberten Länder im Laufe der kommenden Jahrhunderte den Russen und Dänen gegenüber zu behaupten. Eine Veränderung erlitt aber der Orden unter dem Landmeister Walther von Plettenberg (seit 1495). Dieser erhielt sich von dem Deutschmeister in einem gewissen Grade der Unabhängigkeit und erlangte sogar, daß er 1513 seines Lehneides entbunden und für selbstständig erklärt wurde. Mit Glück schlug er die Angriffe Iwan's I. auf Liefland zurück und legte sich den Titel als Fürstenmeister bei, seitdem ihm der Kaiser Karl V. in den Reichsfürstenstand erhoben hatte. Nicht mit demselben Erfolge, wie er, vermochten aber seine Nachfolger die Interessen des Ordens zu fördern. Sie wurden wiederholt von den Russen geschlagen und Gotthard Kettler beschloß endlich Liefland und Esthland unter der Bedingung an Polen abzutreten, wenn er als Erbherzog von Kurland und Semgallen anerkannt würde. Beides erfolgte auf dem wilnaer Vertrage von 1561 und seine Familie war

bis zum zweiten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts im Genuſſe dieſes polniſchen Lehns. 77.

Schwimmen, lat. natare; franz. flotter, nager; engl. swim, wird gemeiniglich bei feſten und ſtarren Körpern gebraucht, welche von der Oberfläche eines flüſſigen getragen werden. Man unterſcheidet das natürliche S. ſolcher Körper, welche ſpecifiſch leichter ſind, vom künſtlichen S., wenn ſpecifiſch ſchwereren Körper durch den Stoß gegen die Flüſſigkeiten am Unterſinken gehindert werden. Jeder feſte Körper, der ſpecifiſch leichter iſt als die Maſſe der Flüſſigkeit, z. B. des Waſſers, das er bei ſeinem Einſinken aus der Stelle treibt, wird von letzterem ſtärker in die Höhe getrieben, als ſein Gewicht ihn niederdrückt, und er kann alſo in dieſem nur ſo weit eintauchen, bis er eine Quantität deſſelben verdrängt hat, die ſeinem eigenen abſoluten Gewichte gleich iſt. Je leichter der Körper iſt, deſto weniger taucht er ein und deſto mehr ragt er hervor; ſo wie in zwei communicirenden Röhren die ſpecifiſch leichtere Flüſſigkeit, z. B. Öl, in dem einen Schenkel immer höher ſtehen muß als die ſpecifiſch ſchwerere, z. B. Waſſer, in dem andern. Ein in einem ſchwerern flüſſigen mit Gewalt untergetauchter leichterer feſter Körper ſteigt mit einer Kraft in die Höhe, die dem Unterſchiede des ſpecifiſchen Gewichtes beider gleich iſt. Aber auch ſpecifiſch ſchwerere Körper kann man auf dem Waſſer ſchwimmen machen, wenn man entweder ihr Volumen bedeutend vergrößert, ohne ihre Maſſe zu vermindern, ſo daß ſie mehr als ihr Gewicht Waſſer verdrängen müſſen, ehe dieſes in ſie eindringen kann, wie z. B. Schiffe aus Kupferblech (ſ. Pontons) und leere, zugeſtopfte Flaſchen (hierauf beruht die Theorie der Schiffe und aller Arten Waſſerfahrzeuge), oder ſie mit ſpecifiſch leichteren Körpern verbindet. Auf letzterem beruht die Anwendung der Schwimmgürtel, lederner mit Luft gefüllter Gürtel, oder der mit Luft angefüllten Blaſen, Schwimmblaſen, oder der mit Kork gefütterten Schwimmkleider. Auch die Böte von Kork, die wegen Leichtigkeit ihres Materials nicht unterſinken können und von den Schiffern für den Fall eines Schiffsbruchs mitgenommen werden und den Namen Rettungsboote führen, ſo wie die ſogenannten Kameele (chameaux), d. h. leere Fäſſer, womit man die geſunkenen Schiffe wieder flott macht, ſind hierher zu rechnen. In der Regel iſt der Menſch, ſo lange er von der eingeathmeten Luft nichts von ſich läßt, etwas leichter als Waſſer, vorzüglich Seewaſſer. Deſſenungeachtet können ſich die meiſten Menſchen nur mit Mühe gegen das Ertrinken ſichern, weil ſie theils nicht genug Geſchicklichkeit beſitzen, ihren Körper im Waſſer gehörig zu erhalten, theils aber auch, wenn ſie einmal unter Waſſer ſind, das Eindringen deſſelben durch Mund und Naſe zu verhüten, oder weil ſie aus Mangel an Geiſtesgegenwart dazu unfähig ſind. Dieſe Geſchicklichkeit gewährt aber die Schwimmkunſt, welche darin beſteht, daß ſich der Menſch durch angemeſſene Bewegungen theils im Waſſer forttudern, theils mit Händen und Füßen einen Stoß gegen das Waſſer ausüben kann, welcher den Körper, wenn er ſinken will, wieder in die Höhe treibt. Zu erſterem Zwecke muß der Stoß ſchief, zu letzterem ſenkrecht hinunter geſchehen. Dieſe iſt zwar von den früheſten Zeiten her ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit geweſen, indem einmal das Bedürfniß Flüſſe zu paſſiren und ein anderes Mal die Sorge für Abwendung möglicher Lebensgefahr dieß erheiſchte; früher jedoch beruhte die Kunſt des Schwimmens auf bloßer Erfahrung und dadurch erlangter Übung, bis man in neueren Zeiten anfing, die dabei zu berückſichtigenden ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetze zu unterſuchen. Eine ſchriftliche Belehrung über dieſen Gegenſtand findet man vollſtändig und zweckmäßig in „L'uomo galleggiante ecc. dal Dottore di legg. Oronzio de' Bernardi ecc.“ (Napoli 1792. 4. mit Kpfrn. Überſetzt von Kries, Weimar 1797. 8. mit Kpfrn.); doch iſt eine praktiſche Anweiſung zweckmäßiger und ſicherer, weßhalb in den meiſten großen Städten, z. B. in Paris, Wien, Berlin, München, Königsberg ꝛc., eigene Schwimmſchulen

errichtet worden sind, in denen das S. kunstmäßig gelehrt wird. Namentlich bestehen in den preußischen und östreichischen Staaten besondere Schwimmanstalten für die Soldaten, in denen das S. gelehrt wird und mit geübten Schwimmern eigene Schwimmmanoeuvres ausgeführt werden. 40.

Schwimmvögel, s. Vögel.

Schwindel, lat. vertigo; franz. vertige; engl. giddiness, ist eine eigenthümliche Empfindung, vermöge der diejenigen, die daran leiden, der Meinung sind, daß die Gegenstände, die sie umgeben, sich um sie herumdrehen oder daß sie selbst in eine drehende Bewegung versetzt worden sind. Sie nimmt ihren Ursprung aus dem Gehirne, zeigt also eine krankhafte Beschaffenheit desselben an, als Congestionen, und ist daher ein Vorläufer von Nasenbluten und vom Schlagflusse; dann schreibt sich aber auch der S. von sensibler Schwäche und Reizbarkeit her und erscheint daher bei Hysterischen und Hypochondrischen; endlich ist er ein Zeichen organischer Fehler des Gehirns, wie von Extravasaten, Geschwüren, Geschwülsten, Erweichungen ꝛc. In wiefern mehrere dieser Hirnleiden, als Congestionen, durch Abdominalfehler bedingt werden, läßt es sich erklären, wie der S. sehr oft durch ein Heilverfahren, das diesen Abdominalfehlern entgegenwirkt, also durch das sogenannte gastrische, geheilt werden kann. 39.

Schwindsucht, Auszehrung, lat. phthisis; franz. phthisie; engl. consumption, ist der Name einer Classe von Krankheiten, bei denen Zerstörung eines edeln, zum Leben nothwendigen Organs mit hektischem Fieber (s. d. Art.) verbunden stattfindet. Nach dem vorwaltend leidenden Organe gibt es hiernach Lungen-, Luftröhren-, Unterleibs-, Leber-, Nieren-, Blasenschwindsucht ꝛc. Hier Einiges zur nähern Kenntniß der wichtigsten derselben. Die Lungenschwindsucht, Lungensucht, auch, weil sie die gewöhnlichste ist, bloß S., Auszehrung, genannt (phthisis pulmonalis), ist die häufigste unter allen Krankheiten unseres Klima. Im Ganzen stirbt ein Sechstheil aller Erwachsenen an ihr; in großen Städten ist dieses Verhältniß noch schlimmer und zwar rafft sie nicht abgelebte Greise hinweg, sondern die Jüngsten und Hoffnungsvollsten; die meisten Opfer fallen ihr zwischen dem 24. bis 34. Jahre, doch sind auch die in höherem Alter nicht vor ihr geschützt. Es gibt mehrere Hauptformen dieser mörderischen Krankheit: 1) die Schleimschwindsucht hat ihren Sitz in der Bronchialmembran der Lungen und kommt bei Personen vor, die an häufigen Lungenkatarrhen leiden. Diese Katarrhe dauern immer längere Zeit; Husten und Auswurf sind immer hartnäckiger und reichlicher; dazu tritt nicht selten Blutauswurf; der Körper magert mehr und mehr ab; nun tritt Fieber mit Morgenschweiß ein; die Menge des dicken, grauen Auswurfs, der indessen auf dem Wasser schwimmt, ist außerordentlich reichlich; dabei kann der Kranke tief einathmen, empfindet keine Schmerzen in der Brust, kann auf allen Seiten liegen und läßt nur zuweilen ein leises Röcheln hören. So magert er immer mehr ab; das Fieber wird immer stärker, der Husten immer häufiger; endlich erfolgt der Tod, bald plötzlich, bald unter Bluthusten. Disponirt sind zu dieser Krankheit Personen, die musikalische Instrumente blasen, vorzüglich aber solche, die in einer staubigen Atmosphäre leben, als Müller, Bäcker, Steinmetzer, Glasschleifer. Obgleich die Gefahr groß genug ist, so ist Heilung doch noch eher möglich als bei den folgenden Arten. 2) Die knotige Lungensucht (phthisis pulmonalis tuberculosa) ist die häufigste unter allen und darum die gefährlichste, weil sie ganz unvermerkt heranschleicht und, wenn sie erkannt wird, nicht mehr zu heilen ist. Sonderbar ist es, daß die Entstehungsweise dieser so häufigen Krankheit erst in neuerer Zeit und namentlich von Lännec erforscht und genauer erkannt ist. Die Lungen des Menschen nämlich sind dem Fehler unterworfen, daß in ihrem Zellgewebe sich kleine Körperchen — Knoten, Tuberkeln — bilden, die sich anfangs wie Sand anfühlen, nachher eine weißgelbe Farbe annehmen und sich sehr langsam vergrößern. Sie entstehen

gewöhnlich in beiden Lungenflügeln, ſind häufig, aber ſtets auf verſchiedenen Stufen ihrer Ausbildung vorhanden, ſo daß man bei Sectionen Knoten findet, die man nur fühlen, noch nicht ſehen kann; andere ſind von der Größe eines Hirſekorns; noch andere weit größer, mit angeſchwollenen Gefäßen umgeben und zwar bald einzeln, bald in Klumpen vorhanden; andere ſind endlich erweicht und bilden größere oder kleinere Anſammlungen eiterartiger Materie. Dieſe Knoten, die gewöhnlich ſchon lange vor Ausbruch der S. entſtehen, erregen anfangs nur unbedeutende Beſchwerden; Perſonen, die mit ihnen behaftet ſind, leiden nur ungewöhnlich häufig an Schnupfen, die lange dauernden trockenen Huſten zurücklaſſen; endlich nach einem Ärger, einer Erhitzung und darauf folgender Erkältung, z. B. nach einem kalten Trunke, nach vielem Tanzen ꝛc., fühlt der Kranke flüchtige Stiche durch die Bruſt, ſein Athem wird kürzer; dieß geht vorüber, kommt aber leicht wieder; dazu tritt Huſten, den endlich ein blutſtreifiger Auswurf begleitet; nun verſchlimmert ſich Alles; es tritt leichtes Fieber ein, das bald vergeht, bald wieder kommt; nur der Huſten dauert fort, ob er gleich auch im Sommer zuweilen ſchweigt, leicht iſt er mit blutigem Auswurfe verbunden, mit Stechen in der Bruſt; dabei magert der Kranke ab, verrichtet aber noch ſeine Geſchäfte und denkt an keine Gefahr. Dieſe Sorgloſigkeit iſt überhaupt dieſer Krankheit in hohem Grade eigen und dauert bis ans Ende der Krankheit; noch kurz vor ſeinem Tode ſpricht der Kranke von ſeiner nahen Geneſung und hält ſeine Krankheit für ein leicht zu beſeitigendes Übel. — Allmählig tritt nun Fieber mit Froſt ein, das nach kurzer Zeit mit Schweiß endigt. Dieſes dauert lange Zeit einfach, ſpäter verdoppelt es ſich und endlich hört es gar nicht mehr auf. Dabei werden Huſten und Auswurf immer ſchlimmer; letzterer iſt klumpig, weiß, fällt im Waſſer zu Boden und hat einen ſüßlicht-ekligen Geſchmack und Geruch. Iſt das Fieber völlig anhaltend geworden, hat die Abmagerung einen hohen Grad erreicht, iſt der Athem kurz, der Schlaf unterbrochen, ſo entſteht Durchfall, in der Mundhöhle Schwämmchen, der Kranke liegt ſich auf, der Auswurf wird grau und ſtinkend, die Füße ſchwellen an und ſo erlöſt endlich der Tod den bis zum Skelet Abgezehrten von ſeinen Qualen. Dieß iſt nur im Allgemeinen das Bild der Krankheit; das Alter des Kranken, ſeine Conſtitution, die größere oder geringere Menge der Tuberkeln, die Complication mit anderen Krankheiten bringen eine große Verſchiedenheit in ihren Verlauf, die ſich ſowohl in den Symptomen, als auch in der Dauer der Krankheit zeigt. Hinreichend bekannt iſt die Unheilbarkeit der Lungenſucht; es iſt dieſes in dem Grade wahr, daß Fälle, die das Gegentheil beweiſen wollen, jedenfalls höchſt ſelten ſind und dabei immer noch dem Zweifel, ob ſich der Arzt nicht in der Diagnoſe geirrt habe, Raum geben. Bei dieſer Unheilbarkeit der Krankheit iſt es das traurigſte Geſchäft für den Arzt, wenn von ihm Hülfe und Rettung bei einem vollſtändig lungenſüchtigen Kranken begehrt wird; er kann die Urſache nicht heben und alſo die Krankheit nicht heilen und muß ſich darauf beſchränken, dieſelbe in ihrem Verlaufe aufzuhalten und die dringendſten Symptome zu mäßigen. — Die 3. Art der Lungenſucht iſt die wahre eiterige. Sie entſteht nach offenbaren Lungenentzündungen und es ſammelt ſich das Eiter in der Höhle des Bruſtfells, wo die Krankheit dann Empyem genannt wird, oder in der Subſtanz der Lunge, wo ſie Vomica heißt, an. Im erſtern Falle kann zuweilen durch eine chirurgiſche Operation, bei der dem Eiter ein Abfluß verſchafft wird, geholfen werden; im zweiten Falle tritt gewöhnlich der Tod ein, ſobald die Vomica von einigem Umfange iſt; iſt ſie dagegen klein, der Kranke nicht mehr in jugendlichem Alter, ſo kann er, jedoch unter beſtändigem Huſten und Auswurfe, ſein Leben auf längere Zeit friſten. — — Die Luftröhrenſchwindſucht (phthisis laryngea und trachealis) beſteht in allmähliger Desorganiſation des Kehlkopfs oder der Luftröhre, die anſchwellen und zuletzt in wahren Knochenfraß der Knorpel dieſer Theile übergehen. Sehr häufig iſt ſie mit wahrer Lungenſucht verbunden. Sie wird durch

Digitized by Google

Alles, was Katarrh erzeugt, veranlaßt; damit fängt sie auch an, nur daß dieser längere Zeit dauert und daß sich mit ihm Heiserkeit verbindet. Diese vergeht nicht wieder, im Gegentheile verschwindet die Stimme ganz; es entsteht trockener Husten, zischendes Athemholen und Schmerz im Kehlkopfe; derselbe wird größer, fühlt sich uneben an und schmerzt bei der Berührung. Nunmehr erfolgt übelriechender Auswurf, stinkender Athem, pfeifendes Athemholen; der Kranke kann nicht trinken, weil das Getränk in die Luftröhre gelangt, und stirbt oft plötzlich und ohne daß man den Tod für so nahe hielt. Die Krankheit ist nur in ihrem Anfange heilbar, später ist nichts mehr zu hoffen. — Unterleibsschwindsucht (phthisis abdominalis) entsteht von Afterorganisationen im Unterleibe, von Magenskirrhen, von Magen- und Darmgeschwüren, von Verhärtung der Mesenterialdrüsen ꝛc. Diese Übel verlaufen sehr langsam, so daß sie oft Jahre zu ihrer Ausbildung bedürfen; sie sind in ihrer Entstehung schwer zu erkennen, stören aber immer die Verdauung, erregen Brechen, Durchfälle oder Verstopfung, Abmagerung, endlich hektisches Fieber und den Tod. Sie kommen seltener vor als die Lungensucht und sind weniger tödtlich als diese, da sie, vorzüglich in ihrer Entstehung, noch Heilung zulassen. — Leberschwindsucht (phthisis hepatica) entsteht durch Eiteransammlungen in der Leber, die keinen Ausgang aus derselben finden können, wie dieses dann geschieht, wenn sich der Eiter durch die Bauchdecken oder den Darmcanal einen Weg nach Außen bahnt, in welchem Falle die Gesundheit wieder hergestellt wird (wogegen ein schneller Tod eintritt, wenn sich der Eiter in die Bauchhöhle ergießt). Solche verschlossene Lebergeschwüre erregen Geschwulst und Schmerz in der Lebergegend, Gelbsucht, Verdauungsbeschwerden ꝛc., endlich Verfall der Kräfte, Fieber und den Tod. — Nieren- und Blasenschwindsucht (phthisis renalis und vesicalis) wird durch die in der Nierengegend stattfindenden Schmerzen, durch den mit Eiter vermischten Urin, große Schwäche und hektisches Fieber erkannt. 39.

Schwingung nennt man die zitternde Hin- und Herbewegung eines Körpers zwischen bestimmten Grenzen und unterscheidet sie in **Oscillation**, wenn ein langer, an einem Ende befestigter Körper mit dem andern sich hin- und herbewegt, wie das Pendel, die Zunge der Wage ꝛc., und in **Vibration**, wenn der ganze Körper in eine zitternde Bewegung geräth, wie die angeschlagenen Saiten, die Lufttheilchen beim Schalle ꝛc. 30.

Schwulst oder **Bombast**, franz. boussissure; engl. bombast, nennt man in der Ästhetik die Übertreibung des Ausdrucks, wenn statt einer einfachen, natürlichen Darstellung gesuchte, hochtrabende, bilderreiche Ausdrücke gewählt werden und über ganz gewöhnliche Dinge mit einem erkünstelten Pathos (s. d. Art.) gesprochen wird. 9.

Schwungmaschine, Centrifugalmaschine, ist ein Instrument, woran man durch Umdrehung einer horizontalen Scheibe die Wirkungen und Eigenschaften der Schwungkräfte und Centralbewegung mittelst der auf der Scheibe in einem Kreise herumgetriebenen Körper durch Versuche anschaulich machen kann. Im Wesentlichen besteht dasselbe darin, daß eine oder zwei Scheiben größtentheils mittelst einer Schnur ohne Ende durch ein an seinem äußern Umfange mit einem Einschnitte versehenes Rad oder eine Scheibe, welche man dreht, in schnelle Bewegung gebracht werden. Durch mehr oder minder schnelles Drehen des Rades kann man eine ungleiche Geschwindigkeit jener Scheibe (der Schwungscheibe) bewirken und es hat jeder auf der Schwungscheibe weiter vom Mittelpunkte entfernte Punkt eine größere Geschwindigkeit. Weiß man nun, wie viele Umläufe die Schwungscheibe macht, während sich das mit der Hand gedrehte Rad einmal herumdreht, so kann man die wahre Geschwindigkeit jedes Punktes auf der Scheibe leicht bestimmen. Ist mit einem aus der Mitte der Scheibe gehenden und um den Mittelpunkt leicht beweglichen sehr glatten Metallstabe eine oder mehrere Kugeln verbunden, so

bewegen sich diese anfangs vermöge ihrer Trägheit nicht mit herum, bis sie allmählig dieselbe Geschwindigkeit der Scheibe bekommen; hält man letztere plötzlich an, so bewegen sich die Kugeln noch eine Zeit lang allein herum. 40.

Schwur, s. Eid.

Schwyz, einer der Urcantone der Schweitz und eine der 4 sogenannten Waldstädte, liegt zwischen Zürich, St. Gallen, Glarus, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug und zählt auf 16 □Meil. 37000 lauter katholische Einwohner. Der Canton ist ein völliges Gebirgsland, ohne daß jedoch ein Berggipfel die Schneelinie erreichte (die höchsten Berge sind der Mieseren, 7000 Fuß hoch, und der Rigi, 5700 Fuß hoch), bildet 4 durch die Flüßchen Weggi, Sihl, Arth und Muotta durchströmte Thäler und wird im Norden von dem züricher, im Westen von dem zuger und vierwaldstädter See bespült, in deren Nähe im Cantone selbst der kleine lauerzer See liegt. Die Verfassung des Cantons ist demokratisch. Die höchste Gewalt übt die Landesgemeinde, die sich alle 2 Jahre zu Ibach unter freiem Himmel versammelt und den großen, aus 60 Mitgliedern bestehenden Rath wählt, dem ein kleiner Rath von 36 Mitgliedern und eine Regierungscommission von 5 Mitgliedern zur Seite steht. Das ganze Gebiet zerfällt in 7 Districte mit eigenen Behörden. Die Einwohner selbst beschäftigen sich zum großen Theile mit Viehzucht, doch treibt man auch einigen Obstbau und Baumwollenspinnerei. Die vorzüglichsten Ortschaften sind: Schwyz, der Hauptflecken, mit 6000 Einw.; Gersau am Vierwaldstädtersee (1300 Einw.), bis 1803 unabhängig; Küßnacht, Dorf, in dessen Nähe Wilhelm Tell den Gesler erschoß; Einsiedeln, berühmte Abtei und Wallfahrtsort; Brunnen, Dorf am Vierwaldstädtersee, sonst Versammlungsort der Waldstädte; Arth am zuger See. — Die specielle Geschichte des Cantons ist ohne bedeutende Data. Seit Errichtung des Bundes (1307) hat er immer fest an der errungenen Freiheit gehalten und seine Einwohner haben in allen inneren und äußeren Fehden stets den Ruhm der höchsten Tapferkeit behauptet, so daß schon früh der Name des Cantons der ganzen Eidgenossenschaft den Namen Schweitz gab. In der neusten Zeit ist S. der Sitz der streng katholischen Partei und der päpstliche Legat hat hier seinen Sitz aufgeschlagen; obwohl es aber im Innern im Ganzen stets ziemlich ruhig gewesen ist, so entstanden doch in der neusten Zeit auch hier einige Unruhen, welche 1833 eine Verbesserung der alten Verfassung herbeiführten. 37.

Scio, s. Chios.

Scioppius (Schoppe) (Kaspar), deutscher Kritiker des XVII. Jahrh., der besonders durch seine Tadelsucht und Bitterkeit berüchtigt ist, ward geboren zu Neumarkt in der Oberpfalz am 27. Mai 1576 vorgeblich aus einer adeligen Familie, nach seiner Feinde Angabe aber war sein Vater ein Todtengräber und seine Mutter die Maitresse eines Edelmanns. Nachdem er durch churfürstliche Unterstützung zu Heidelberg, Altdorf und Ingolstadt studirt hatte, trieb er sich aller Orten umher und beschäftigte sich mit Schriftstellerei meist unter Pseudonymen, als Nicodemus Macer, Aspasius Grocippus, Philorenus Melander ꝛc. Seine Bemühungen um eine Ehrenstelle am römischen Hofe, weßhalb er auch 1598 zur katholischen Lehre übertrat, waren vergebens und er mußte sich mit Titeln begnügen; so wurde er königlich spanischer Rath, Comes Palatinus und zuletzt Graf von Clara Valle. Vor Allen feindlich gesinnt war er den Protestanten und Jesuiten, daher er auch von diesen fortwährend verfolgt wurde und durch allerhand Unannehmlichkeiten (1614 ließ ihn der englische Gesandte zu Madrid wegen der seinem Könige zugefügten Injurien tüchtig durchprügeln) endlich so in Furcht gerieth, daß er seit 1635 bis an seinen Tod seine Stube nicht wieder verließ. Er starb den 19. Nov. 1649 zu Padua. — Als Philosoph gehörte er zu den neueren Stoikern und war als solcher sehr mäßig und enthaltsam im Genusse; er fastete oft

Digitized by Google

nd ſeine Speiſe war nie Fleiſch, ſondern ſtets nur Gartenfrüchte. Seine Schrif-
en, deren er ſchon vor ſeinem 24. Jahre 8 herausgegeben hatte und nachher noch
nzählige herausgab, waren zum Theil kritiſch, wie er denn auch eine „Ars cri-
ica“ ſchrieb. Dahin gehören auch die „Verisimilium libri IV“, in denen er
ehrere Stellen römiſcher Scribenten emendirte und erklärte, und die „Suspecta-
um lectionum libri V“ gleiches Inhaltes; er gab ferner den Symmachus her-
us (wozu er die Anmerkungen dem Giſanius entwendet haben ſoll), den Varro
„De lingua latina“, eine „Grammatica philosophica“ u. a. m. Seine
Schmähſucht bei ſeinem Kritiſiren ging ſo weit, daß er ſogar den Cicero mehrerer
Barbarismen zieh. Hauptſächlich aber waren die Jeſuiten der Gegenſtand ſeiner
Bekämpfung, gegen ſie war gerichtet das „Flagellum Jesuiticum“, die „Ar-
ana societatis Jesu publico bono vulgata“, die berüchtigte „Infamia Fa-
niani“ (gegen Famianus Strada „Geſchichte des belgiſchen Krieges“) u. m. a.
Nicht beſſer machte er es den Proteſtanten, aber eine von ſeinen vielen Schmäh-
chriften wider dieſelben, der „Ecclesiasticus“, gegen König Jakob I. von Eng-
and gerichtet, zog ihm die oben genannte Tracht Prügel in Madrid zu. Briefe
on ihm ſtehen mehrere in Voſſius' Sammlung, auch hat B. G. Struv einige in
en „Acta literaria e ms. edita“ herausgegeben; andere finden ſich in den
„Monumenta pietatis et literaria“ (Francof. 1701. 4.). 6.

Scipionen war der Name einer Reihe römiſcher Feldherren, die, wie ſie von
hren Landsleuten geachtet und bewundert, ebenſo den Barbaren gefürchtet und ver-
erblich waren; denn faſt ein Jahrhundert hindurch ſtanden ſie an der Spitze der
römiſchen Angelegenheiten und wurden dadurch, daß ſie die mächtigſten Feinde Roms
kürzten, die Gründer der Größe ihrer Vaterſtadt. Die Familie der S. war ein blüthen-
eicher Zweig des corneliſchen Geſchlechtes, deſſen Name von einem jungen Manne
herrühren ſollte, der ſeinem blinden Vater auf ſeinen Wegen als Stütze (scipio)
gedient habe. Der älteſte uns bekannte Scipio iſt P. Cornelius S., der unter
Camillus tapfer im vejentiſchen Kriege kämpfte und dann mehrere Ehrenämter be-
leidete. An Ruhm übertrafen ihn bei Weitem ſeine Nachkommen, von denen
vir beſonders zwei Brüderpaare nennen. 1) Cn. Cornelius Scipio Calvus
nd Publius Cornelius Scipio, Söhne des menſchenfreundlichen, milden
nd gerechten Lucius Cornelius Scipio, dem Rom die Eroberung der Inſeln Cor-
ika und Sardinien von den Carthagern verdankte. Der Erſtere leitete im Anfange
es zweiten puniſchen Krieges die römiſchen Waffen in Spanien, wo die Carthager
as Land weithin erobert haten. Er war eigentlich Unterfeldherr ſeines Bruders
Publius, von welchem ihm Spanien übergeben worden war, während ſeine eigene
Anweſenheit in Italien nöthig war. Gegen die carthagiſchen Feldherren Hanno
nd Hasdrubal focht er glücklich und beſiegte den Einen 218 in einem Land-, den
Letztern 217 in einem Seetreffen, in deren Folge er nicht nur die Carthager aus
anz Spanien trieb, ſondern auch die Vereinigung der carthagiſch-ſpaniſchen Ar-
nee mit der italiſchen unter Hannibal verhinderte. Doch die Celtiberer, welche der
nilde Sieger vor Kurzem noch ſchonend aufgenommen und zum Siege über ihre
origen Unterdrücker geführt hatte, fielen wieder von ihm ab und verbanden ſich
on Neuem mit den Carthagern; das römiſche Heer wurde geſchlagen (212) und
Scipio blieb auch ſelbſt. Unterdeſſen war ſein Bruder, Publius, auf das Ge-
ücht, daß Hannibal nach Italien marſchirt ſei, dahin gezogen, um den Feind von
em Einfalle in das Mutterland abzuhalten. Aber Hannibal war eilend über die
Alpen gegangen und hatte ſich der Gallier verſichert, ehe Scipio noch ankam. Da
olgte ein Unglück über das andere; am Ticinus und an der Trebia von Hannibal
eſiegt mußte er dem Feinde den Weg in das untere Italien räumen, doch deſſen-
ungeachtet behielt er den Oberbefehl auch noch für das folgende Jahr, in welchem
r nach Spanien ging und ſich dort mit ſeinem Bruder verband. Er entriß den

Carthagern manches Stück Land wieder und beschützte den Neubau des von Hannibal grausam zerstörten Saguntum. In demselben Kampfe aber, wo Cnejus fiel, ereilte auch ihn das Schicksal; in der Schlacht wurde er von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Publius hatte aber nicht nur durch eigene Thaten für seines Vaterlandes Ruhm gesorgt, sondern er hatte ihm auch in seinen zwei Söhnen Männer gegeben, die sein Streben ausführen sollten; und sie waren, wenn an Güte und Tapferkeit dem Vater auch nicht überlegen, doch vom Glücke in ihren Unternehmungen begünstigter. Dieß sind 2) Publius Cornelius Scipio Africanus Major und Lucius Cornelius Scipio Asiaticus. Jener, obwohl von Natur zu einem gewissen Mysticismus geneigt, der ihn oft in den Tempel des capitolinischen Jupiter zog, wo er mit dem Gotte über seine künftige Bestimmung Rath zu pflegen und sich zu derselben weihen zu wollen schien, war als Jüngling den Fahnen seines Vaters gefolgt und im Felde herangewachsen und hatte dort die Kriegführung mit den Völkern gelernt, in deren Ländern der Schauplatz seiner Thaten und Siege einst sein sollte; denn am Ticinus und bei Canná hatte er gegen die Punier gefochten und dann auch in Spanien gedient. Hier war er Zeuge des Falles seines Vaters. Roms Kummer um einen tüchtigen Feldherrn, den man mit Vertrauen nach dem so wichtigen Spanien schicken könnte, milderte der Blick auf den jungen Scipio, der, wenn auch wegen seiner Jugend (denn er war kaum 24 Jahre alt) nicht einstimmig, aber doch zum Nachfolger seines Vaters gewählt wurde. Im Jahre 211 war er dahin gegangen und nachdem er sich gerüstet hatte und mit 27500 Mann über den Ebro gegangen war, eroberte er 210 Neucarthago, die wichtigste aller spanischen Städte wegen des carthagischen Handels und Waffenplatzes. Diese Eroberung, denkwürdig an sich, da er sie in einem Tage vollendete, war um so wichtiger, da die Römer dadurch zu Herren von ganz Spanien gemacht wurden und durch die unermeßliche Beute an Kriegsgeräthen einen unerschöpflichen Vorrath zur Verfolgung ihres Sieges erhielten. Scipio fuhr nun fort an der Reinigung Spaniens von den Carthagern zu arbeiten, welches ihm auch in einem Zeitraume von 5 Jahren gelang, obgleich er nicht nur gegen die oft treulosen Spanier, sondern sogar gegen Aufrührer in seinem Heere zu kämpfen hatte. Den Aufenthalt in Spanien hatte er aber nicht nur zur Sicherung dieses Landes benutzt, sondern in der bestimmten Erwartung, daß es mit Carthago noch zu ernsten Auftritten kommen würde, hatte er versucht, den Puniern in ihrem Lande Feinde zu erregen, und er hatte theils durch Gesandte, theils durch persönliche Anwesenheit erst den Syphax, einen Fürsten der numidischen Massäsylier, sich gewonnen, daß er ein Bündniß mit ihm einging, dann, als derselbe durch die Schönheit der Sophonisbe, Hasdrubal's Tochter, verleitet Rom ungetreu geworden war und sich mit Carthago verbunden hatte, mit dem Massyliерkönig Masiniſſa. Nach solcher Verwaltung kehrte Scipio nach Rom zurück. Er wurde mit Eifersucht von Seiten des Senats empfangen (denn noch nie waren von einem Jünglinge, wie Scipio, solche glänzende Thaten gethan worden) und es gelang dem Volke nur mit Mühe, seine Wahl zum Consul durchzusetzen. In Italien hatte unterdessen Hannibal das Land und besonders Rom durch seinen Namen und seine Anwesenheit in Furcht erhalten. Scipio ging als Consul 204 nach Sicilien mit der Weisung, von da nach Afrika überzugehen, wenn es ihm nützlich schiene. Nachdem er sich einige Zeit in Sicilien aufgehalten hatte, um besonders die etwas verwilderten Truppen zu disciplиniren und zu üben, ging er nun wirklich in Feindes Land über und war dort theils allein, theils mit Masiniſſa verbunden, so glücklich, daß die Carthager, deren Hauptstadt er sich schon zu nähern anfing, sich genöthigt sahen, den Hannibal aus Italien zu rufen, um Scipio's Siegeslauf aufzuhalten. Der kam und wollte mit Scipio Frieden schließen, allein der Römer war (wie das Glück ausschweifend in Hoffnung und Begehren macht) unersättlich im Bedingen und Hannibal focht mit ihm die

denkwürdige Schlacht bei Zama, wo Scipio mit dem Siege seinem Volke die Weltherrschaft errang. Er schloß noch mit der geängstigten Stadt den Frieden ab (s. Punische Kriege) und kehrte dann heim, dießmal im Triumphe, den alle Cabale ihm jetzt nicht hatte entreißen können, und erhielt (der Erste, der von einem besiegten Volke einen Beinamen bekam) den Beinamen Africanus. Aus dem spanischen und afrikanischen Kriege brachte Scipio dem Staatsschatze eine Summe von 137340 Pfund Silber. Von nun an tritt aber Scipio etwas in den Hintergrund, wenn er gleich nicht als Privatmann verschwindet; denn wir finden ihn einige Male noch in diplomatischen Sendungen in den Orient, wo er sich uns noch in seiner Redlichkeit, Unbestechlichkeit, Menschenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe zeigt; zuletzt als Gesandter an Antiochus den Großen, König von Syrien, mit dem er den Frieden abschloß. Da es aber seinen Neidern schien, daß er dem gestürzten Könige zu billige Bedingungen gestellt habe, so wurde er angeklagt, dieß von jenem bestochen gethan zu haben, und vor Gericht gefordert. Diese Erfahrung so schweren Undanks brach seine große Seele und weil er es seiner für unwürdig hielt sich gegen solche Anklage zu vertheidigen, verließ er Rom und ging nach seinem Linternianum. Seine Sache führte ein Anderer; er betrat Rom nicht wieder, sondern fortan lebte er, ein Feldherr an Ruhm von Keinem übertroffen, ein Mann von sanften Sitten, freundlichem Gemüthe und gebildetem Geiste, groß durch Selbstbeherrschung und durch alle andere menschliche und kriegerische Tugenden, in der Stille jenes Landgutes in den Freunden und dem Troste der Wissenschaften, deren Liebe ihn auch auf seinen Feldzügen nicht verlassen hatte. — Des Publius Bruder, Lucius, war früher mit in Spanien gewesen und hatte unter seinem Bruder gedient, auch ferner war er ihm oder nach ihm in den eroberten Ländern in verschiedenen Diensten gefolgt; seine Lorbeern erndtete er in Asien. Hier hatten die Römer nach Carthagos Fall einen Widersacher an dem syrischen Könige Antiochus erhalten. Als denselben der Consul Acilius Glabrio aus Griechenland, wohin er den Ätolern gegen die Römer zu Hülfe gekommen war, geworfen hatte, wurde im Jahre 190 Lucius Cornelius Scipio als Consul in Begleitung des Publius nach Asien geschickt, um den König in seinem Lande anzugreifen. Antiochus erlitt aber in der Schlacht bei Magnesia eine vollständige Niederlage, trat alles Land bis an das Taurusgebirge ab und mußte 15000 Talente nach Rom zahlen. Wurde durch diesen Sieg Scipio's Rom auch nicht durch neue Besitzungen vergrößert, weil es die errungenen Städte und Ländereien theils frei, theils asiatischen Fürsten anheimgab, so hatte Scipio nichts desto weniger den Grund zur baldigen Eroberung Asiens gelegt und man hätte sein Verdienst nicht so gering schätzen sollen, daß der Senat, als Scipio um den Beinamen Asiaticus bat, diese Ehre seinen Thaten nicht für entsprechend hielt. Im Gegentheile wurde er sogar angeklagt, eigennützig bei dem Friedensschlusse gehandelt und 6000 Talente weniger in den Staatsschatz gebracht zu haben, als vom Antiochus gezahlt worden wären. Als man ihn zur Erstattung dieses Geldes verurtheilt hatte und seine zu dem Ende confiscirten Güter verkauft werden sollten, fand sich, daß sein ganzes Vermögen nicht so groß war, als der Unterschleif hatte gewesen sein sollen. Aus dem Gefängnisse, worin die saßen, welche kurz vorher seinen Triumphwagen gezogen hatten, rettete ihn noch die Intercession eines Volkstribuns, dem mehr daran gelegen haben mag, seinem Vaterlande die Schande, als dem Scipio den Kummer wegen des entehrenden Verfahrens zu ersparen. Einer der Fürsprecher für die S. war ihr Vetter, P. Cornelius Scipio Nasica, ein Mann, der in solchem Ansehen stand, daß er in seinem 24. Jahre für den besten römischen Bürger erklärt wurde und 204 den Auftrag erhielt, die Heiligthümer und Bildsäule der Cybele, deren Dienst damals in Rom eingeführt wurde, mit den römischen Matronen zu empfangen. Derselbe hatte auch seit 195 glücklich gegen die Spanier gefochten und 192 als Consular die Bojer im cisalpinischen Gal-

lien besiegt und einen Theil ihres Landes erobert. Da der Heldenstamm des afrikanischen Scipio mit seinem schwächlichen Sohne, P. Cornelius, auszusterben drohte, so adoptirte dieser einen aus der ämilischen Familie, den Sohn des Paulus Ämilius, des Siegers im macedonischen Kriege, welcher seines Adoptivgroßvaters Werk in Afrika vollendete. Dieß ist der berühmte Publius Cornelius Scipio Ämilianus Africanus Minor Numantianus, dessen Tugend ihn des Namens und des Eintrittes in diese Familie vollkommen würdig machte. Im Jahre 150 war der dritte punische Krieg ausgebrochen, sogleich in Afrika geführt und die Stadt Carthago belagert worden; die römische Gewalt brach an dem Muthe und der Hartnäckigkeit der Belagerten und Carthago konnte nicht genommen werden. Da glaubten die Römer, nur ein Scipio, an welchem Namen das römische Glück gegen die Punier geknüpft zu sein schien, könne den Krieg beendigen. Wie sein Adoptivgroßvater Africanus, so wurde auch er in dem Drange der Umstände vor Erreichung des gesetzmäßigen Alters zum Consul gewählt und nach Afrika geschickt. Scipio schloß die Stadt enger ein, bahnte sich den Weg in den Hafen, schlug das Heer vor der Stadt, nahm die untere Stadt und stürmte dann 6 Tage und 6 Nächte lang gegen die obere Stadt und das Schloß Byrsa; Carthago sank mit vielen Tausenden seiner Bewohner in Asche und Schutt. Mit trauerndem und ahnendem Herzen wandelte der Sieger auf den Trümmern der weltberühmten Stadt; gegen seine Überzeugung und seinen Willen hatte er auf des Volkes und Senats Befehl ausführen müssen, was er gethan hatte; aber wohl mochte er erkennen, daß mit dem Falle dieser Stadt auch das Sinken seines Vaterlandes gegründet werde. Das that sich kund in dem weissagenden Ausrufe aus Homer: „Kommen wird einst der Tag, wo Ilions heilige Burg fällt, Priamus auch und Priamus' Stamm, des Lanzenbeherrschers!" Die Liebe zu den Wissenschaften verließ den Scipio auch in dem Getümmel des Krieges nicht; denn die literarischen Schätze, die in der Stadt sich vorfanden, ließ er meist retten und schenkte sie theils den benachbarten Fürsten, theils schickte er sie unter den Beutestücken nach Rom. Auch einen Freund brachte er sich mit aus Afrika, den von ihm freigelassenen und durch höhere Bildung veredelten Dichter Terentius, an dessen literarischen Beschäftigungen er innigen Antheil nahm. Zum Lohne erhielt er einen Triumph und den Beinamen Africanus (und zwar zum Unterschiede von seinem Großvater) Minor. Dreizehn Jahre nach Carthagos Eroberung schickten ihn die Römer auf den zweiten Schauplatz der Heldenthaten seiner Ahnen, nach Spanien, wo sie einen furchtbaren Kampf gegen die Einwohner führten, die ihre Freiheit zu behaupten, andere wiederzuerlangen versuchten. Besonders reizte den Ingrimm der Trotz der kleinen, aber festen Stadt Numantia, die kein Feldherr hatte bezwingen können. 134 v. Chr. ging Scipio zu der spanischen Armee, konnte aber erst nach mehr als einjähriger Belagerung die Stadt einnehmen, nachdem er vielfache Kämpfe gegen die Spanier bestanden hatte, welche der bedrängten Stadt Hülfe bringen wollten. Dem Sieger von Numantia wurde noch einmal ein Triumph zuerkannt und die Führung des Beinamens Numantianus verstattet. Undank gegen ihn, wie gegen seine großen Vorfahren zu üben, dessen überhob das römische Volk eine Mörderhand; denn wenige Jahre nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er eines Morgens todt im Bette gefunden. Dieser Scipio ist derjenige, dessen einst bei Masinissa geträumten Traum Cicero in dem schönen Fragmente des 6. Buchs „De re publica" (Somnium Scipionis) erzählt; denn wie sein Großvater ein Freund des Masinissa gewesen war, so hatte auch der Enkel mit dem greisen Könige die Freundschaft fortgesetzt und da er 149 als Tribunus nach Afrika ging, bei demselben gastliche Aufnahme gefunden. 6.

Scontriren bedeutet unter Handelsleuten eine zusammengesetzte Abrechnung unter Mehreren. Z. B. A. ist Schuldner vom B.; B. schuldet an

B. und C. endlich ſchuldet an A. Da nun ſonach A. wiederum Gläubiger vom B. iſt, ſo können dieſe drei Perſonen mit einander ſcontriren, indem B. ſeine Forderung an A. vom Gläubiger C. überweiſet, dieſer aber gegen A. compenſirt. Hierdurch ſind Alle befriedigt. Auf dieſe Weiſe können auch verſchiedenartige Forderungen den Gegenſtand dieſer Abrechnungsart abgeben. Denn B. konnte mit C. Wechſel ausgleichen und A. mit dem C. Waarengeſchäfte oder Pfänder. In ofern die Forderungen kaufmänniſch von dem Einen auf den Andern übertragen wer- en, hat man im Scontriren eine Überweiſung (delegatio) finden wollen. In Sachſen gibt das Mandat v. 23. Dec. 1699 daſſelbe für eine Anweiſung in vim lationis in solutum an. Es iſt augenfällig, daß beim Scontriren, gleich vie beim traſſirten Wechſel, im Grunde zwei Geſchäfte (Contracte) und vier Parteien vorkommen, jedoch ſo, daß die vierte Perſon (hier B. wie beim Wechſel der Remittent) zweimal als Partei erſcheint, ſo daß das Ganze durch drei Perſonen vollendet wird. — Scontro, (Rescontro, Riscontro) als Eigenwort enthält unter Kaufleuten eine mehrfache Bedeutung. A. So viel als Gegeneinanderhaltung, Vergleichung, Abrechnung. B. Die Zeit, gemeiniglich gewiſſe Tage der Woche, wo auf der Börſe Abrechnung gehalten wird. Dieſe Scontrotage enthalten gemeiniglich für die Wechſel Reſpecttage und geben ſogar die Veranlaſſung und den Grund dazu ab, indem den Parteien die Gelegenheit, ihre Forderungen durch Abrechnung auszugleichen, als die vortheilhafteſte vorbehalten bleiben ſoll. Für die drei leipziger Meſſen ſind in der Zahlwoche die drei erſten Tage (zu Michaelis und Oſtern, Montag, Dienſtag, Mittwoche) zum Abrechnen beſtimmt. C. Die Verſammlung der Kaufleute, um zu ſcontriren. D. Das über Abrechnungsgeſchäfte zu haltende Buch (Scontro oder Scontrobuch). E. Endlich beim Geldwechsler ein Regiſter über das, was er täglich zu zahlen und zu empfangen hat. 38.

Scorbut, Scharbock, lat. scorbutus; franz. scorbut; engl. scurvy, (von dem holländiſchen Worte schorbuck abgeleitet), iſt eine Krankheit, die in Zerſetzung des Bluts ihren Grund hat. Sie kommt vorzüglich bei langen Seereiſen, bei Hungersnoth, in kalten, feuchten Ländern und im Kriege unter nothleidenden Armeen vor. Bei den Alten finden ſich keine Spuren dieſer Krankheit, die in dem warmen Klima, das die Griechen und Römer bewohnten und bei den kurzen Seereiſen, die ſie nur unternahmen, nicht ausbrechen konnte; dagegen trat ſie mit der fürchterlichſten Zerſtörung zur Zeit der Kreuzzüge in dem Heere Ludwig's des Heiligen vor Damiette auf, das an Allem Mangel litt, an einer ſehr ungeſunden Stelle lagerte und vom Feinde unaufhörlich beunruhigt wurde. Seitdem zeigte ſich der S. häufig unter den Truppen, die in Sümpfen gelegene Feſtungen belagerten, z. B. bei der Belagerung von Breda 1625, oder die in ſchlechten Quartieren cantonirten, wie 1808 unter den Sachſen in Polen. Außerdem befiel er auch ſonſt häufig die auf langen Seereiſen befindlichen Schiffsmannſchaften, ſo z. B. die Schiffe Vasco de Gama's, des Admirals Anſon, Vancouvers' u. v. A. Der S. kommt in verſchiedenen Graden vor. Im leichtern Grade, der auch zuweilen, jedoch ſelten, in Deutſchland bemerkt wird, klagt der Kranke über große Trägheit und Muthloſigkeit, ſchläft viel, fühlt ſich bleiſchwer; ſein Geſicht bekommt ein grünliches Anſehn; auf der Haut, vorzüglich an den Schenkeln, zeigen ſich grünliche, wie durch eine Quetſchung entſtandene Flecke; das Zahnfleiſch ſchwillt an, wird bläulich und blutet leicht; heftige, ſehr ſchwächende Diarrhöen brechen auf geringe Veranlaſſungen aus. So ſteht die Krankheit längere Zeit, bis ſie ſich allmählig wieder zur Beſſerung neigt. Im höhern Grade, wie er auf Schiffen und unter Armeen vorkommt, werden die Muskeln der Schenkel ſo hart und ſteif wie Holz; die ganze Haut iſt außer mit den fugillirten Flecken mit großen dunkelblauen Petechien bedeckt, die, wenn ſie im Geſichte vorkommen, ein ſchau-

derhaftes Ansehn geben. Solche Flecken finden sich auch im Munde, weßwegen öfters dickes, schwarzes Blut aus ihm und der Nase, so wie aus dem Mastdarme hervorfließt; dabei verbreitet der Athem einen fürchterlichen Geruch; Diarrhöe ist sehr häufig. An den Unterschenkeln brechen häufig sehr bösartige, leicht blutende Geschwüre aus; andere Male wird das ganze Glied brandig und muß abgenommen werden. Daß an dieser Krankheit Viele sterben, wenn nicht bald Hülfe geschafft werden kann, bedarf keiner Erinnerung. — Über die äußeren Ursachen, die den S. zum Ausbruche bringen, sind die Meinungen getheilt; es ist aber wahrscheinlich, daß mehrere zusammenwirken, um ihn hervorzurufen. Diejenigen Schädlichkeiten, die man am meisten beschuldigt hat, sind kalte, feuchte, mit übelen Dünsten angefüllte Luft (daher das häufige Vorkommen der S. unter den Armeen, unter Gefangenen, bei Völkern, die in unreinlichen Wohnungen leben); ferner der Genuß verdorbener Nahrungsmittel, fauligen Wassers, eingesalzenen Fleisches; endlich Kummer, Strapatzen u. dergl. — Bei der Cur des S. kommt vorzüglich eine gehörig geordnete Diät in Anschlag, also frische Luft, reine Kleider und Lagerstätte, frische Fleischspeisen, gutes Bier; unter den Schiffahrern stehen das Löffelkraut, der Senf, der Meerrettig in einem vorzüglichen Rufe besonderer Kraft gegen den S. — Von besonderer Wichtigkeit sind die Verhütungsmaßregeln gegen den S. auf langen Seereisen, die bereits mit solchem Glücke angewendet werden, daß derselbe selbst nicht mehr bei Reisen um die Welt und bei den Reisen nach dem Nordpol vorkommt: in dieser Hinsicht verdankt man dem Weltumsegler Cook die Verwendung des Sauerkohls zur Verpflegung der Schiffsleute; außerdem ist jedem Schiffscapitain anzurathen, daß er sich, vorzüglich wenn er dem Norden zusegelt, mit Vorräthen von Senf, Meerrettig, Sellerie, gutem Hopfenbiere, Zucker und Honig, Citronen und Pomeranzen versieht, die von Zeit zu Zeit genossen die Anlage zur scorbutischen Entmischung der Säfte fern halten. 39.

Scott (Walter), ausgezeichneter Schriftsteller der neuesten Zeit, stammte aus einem alten schottischen Geschlechte ab und wurde am 15. Aug. 1771 zu Edinburg, wo sein Vater als Sachwalter wirkte, geboren und verlebte die ersten Jahre seiner Kindheit auf einem Gute seines Großvaters. Nachdem hier zugleich auch seine Phantasie durch das Anhören der alten Sagen aus den Zeiten der Kämpfe zwischen Schotten und Engländern eine kräftige und angenehme Nahrung gefunden hatte, erhielt er vom Jahre 1779 an seine wissenschaftliche Bildung auf einer höhern Lehranstalt in Edinburg, ohne sich hier durch besondere Fähigkeiten auszuzeichnen, und besuchte von 1783 die dortige Universität, wo ihn besonders das Studium der griechischen und römischen Literatur beschäftigte. Da aber seine wissenschaftlichen Bestrebungen in seinem funfzehnten Jahre durch eine gefährliche Krankheit, welche ihm jede geistige Anstrengung unmöglich machte, unterbrochen wurden, so brachte er ein Jahr lang mit einer gänzlich planlosen Lectüre von Romanen, Schauspielen, Heldengedichten, geschichtlichen und geographischen Werken zu, widmete sich aber nach Wiederherstellung seiner Gesundheit dem Studium der Rechtswissenschaft mit solchem Eifer, daß er schon 1792 als Sachwalter in in Edinburg auftreten konnte. Allein die juridische Laufbahn widerstrebte seiner Neigung so sehr, daß er die Gelegenheit, welche die damaligen Rüstungen Frankreichs gegen England ihm darboten, gern ergriff und sich 1797 bei der Bildung eines Reiterregimentes in der Grafschaft Midlothian sehr thätig bewies. Er dichtete während der Zeit nicht nur ein Kriegslied für sein Regiment, sondern übersetzte auch Bürger's Ballade „Leonore" und dessen „wilden Jäger" (1796), denen er 1799 die Übersetzung von Göthe's „Götz von Berlichingen" folgen ließ. Der Beifall, den diese Arbeiten fanden, veranlaßte ihn zu eigenthümlichen dichterischen Versuchen, unter denen die Balladen „Glenfinlas" und „The eve of

St. John", welche in Lewis' „Tales of wonder" (1805) zuerſt erſchienen, den meiſten Werth haben. Während der Gerichtsferien 1797 hielt er ſich auf einem Landgute auf und unternahm von hier aus öftere Wanderungen in die romantiſchen Umgebungen von Liddesdale, wo er nicht nur den Volkscharakter und die Sitten der Bewohner kennen lernte, ſondern auch aus dem Munde derſelben eine große Menge noch unbekannter Balladen vernahm, die er geſammelt nebſt geſchichtlichen Anmerkungen unter dem Titel: „Minstrelsy of the scottish border" (Edinb. 1802. 2 Bde. 2. Ausg. 1803. 3 Bde.) herausgab und 1804 eine neue Ausgabe des alten Minſtrelliedes „Sir Tristram" beſorgte. Da er ſchon 1800 ſein Einkommen durch Übernahme des Sheriffamtes der Grafſchaft Selkirk vermehrt ſah, ſo beſchloß er nach dem Tode ſeines Vaters (am 11. April 1799) ſich ausſchließlich literäriſchen Beſchäftigungen zu widmen. Die Herausgabe des Gedichtes: „The lay of the last minstrel" (Edinb. 1805) erwarb ihm nicht nur die Freundſchaft von Pitt und Fox, ſondern auch die Stelle eines erſten Gerichtſchreibers bei dem ſchottiſchen Obergerichte. 1806 machte er ſeine geſammelten Dichtungen unter dem Titel: „Ballads and lyrical pièces" und das epiſche Gedicht: „Marmion a tale of Flottenfield" (Edinb. 1808) bekannt, worin die gelungene Schilderung des Ritterthums, nebſt dem volksthümlichen Stoffe noch zu weitererer Verbreitung ſeines Namens beitrug. Außerdem machte er ſich aber auch um die verbeſſerte Herausgabe fremder Dichterwerke verdient, wie „Dryden's ſämmtliche Werke" (Lond. 1805. 10 Bde.); Carletan's „Memoirs"; „die Gedichte der Anna Seward" (Lond. 1810. 2 Bde.); „Swift's Werke" (Lond. 1814. 19 Bde.); Ralph Sadler's: „State papers and letters" (Lond. 1809. 4. 2 Bde.); ſo wie des Lord Somers „Collection of tracts" ꝛc., während er noch als Mitarbeiter dem von Southey begonnenen „Annual register" (1810) beitrat. Um dieſelbe Zeit hatte er auch ein neues Gedicht: „The lady of the lake" (1810) vollendet, zu deſſen Schauplatze er die ſchottiſchen Hochlande erwählt hatte, die er deßhalb öfters bereiſte, um ſeinem dichteriſchen Gemälde deſto mehr Treue und Lebendigkeit zu geben. Wirklich erreichte auch S. damit den höchſten Punkt ſeines Ruhmes; denn die ſpäteren erzählenden Gedichte: „The vision of Don Roderich", „Rokeby", ſo wie „The lord of the Isles" fanden bei Weitem nicht ſo allgemeinen Beifall, und die beiden Gedichte: „The bridal of Triermain" und „Harold the dauntless", welche ohne ſeinen Namen erſchienen, machten nur ſehr geringes Aufſehen. Zu gleicher Zeit ſchrieb er noch die Einleitung zu der unter dem Titel: „Border Antiquities" (Lond. 1814. 4. 2 Bde.) erſchienenen Sammlung von Abbildungen der Alterthümer des ſchottiſchen Grenzlandes. Endlich kaufte er 1811 eine kleine Beſitzung an dem Tweed, welcher er nach der Furth, die zu der ehemals prächtigen Abtei Melroſe führte, den Namen Abbotsfort (Abtsfurth) beilegte. Sein Lieblingswunſch ging nun dahin, die Gegend umher zu verſchönern, die Wohnung ſelbſt zu erweitern und mit allen Bequemlichkeiten des Lebens, mit Kunſt- und Büchersammlungen auszuſchmücken, um es als ein ſchönes Familienbeſitzthum ſeinen Söhnen zu hinterlaſſen, weßhalb er ſich durch ſein gewöhnliches Sprüchwort „Time and I against any two" (Zeit und ich gegen Zwei) zu doppelter literäriſcher Thätigkeit anſpornte. Denn der wachſende Ruhm des Lord Byron veranlaßte ihn jetzt ein anderes Feld der Dichtkunſt zu bearbeiten, da er dieſen Dichter auf dem bisher betretenen für einen zu gefährlichen Nebenbuhler hielt. Er verſuchte ſich deßhalb im Fache des Romans und ſein erſtes Werk in dieſer Hinſicht war „Waverley, or 'tis sixty years since" (Edinb. 1814. 3 Bde.), welches er ohne ſeinen Namen herausgab, um erſt die Meinung des Publicum darüber zu erfahren und ſeinen erworbenen Ruhm nicht leichtſinnig auf das Spiel zu ſetzen. Der große Beifall, welcher dem unbekannten Verfaſſer deſſelben, dem man ſeitdem oft den Namen des „großen Unbekannten" bei-

tors", in Moll wurde. Eine noch bei weitem größere Berühmtheit hat „Der Matrose", die autobiogr.[aphischen] (1824) und den Romanen „The spy" (1821), „The pilot" (1823), „The red rover" (1827), „The wept of wish-ton-wish" (1829), „The water witch" (1830), „The bravo" (1831), „The heidenmauer" (1832), „The headsman" (1833), „The monikins" (1835), „Satanstoe" (1845), „The chainbearer" (1845), „The redskins" (1846) und „The crater" (1847) folgte. Nachdem er 1826 seine „Sketch Book" herausgegeben hatte, begab er sich nach Europa, wo er bis 1833 blieb, hatte die meiste Zeit seines Lebens in Paris und Florenz zu. Nach seiner Rückkehr in die Heimath veröffentlichte er „The Leatherstocking", „The last of the Mohicans", „The pathfinder", „The pioneers", „The prairie", „The legend of Montrose" und „The Crayon Papers", welche sämmtlich in Philadelphia erschienen. Seine letzten Romane waren noch „Wyandotte" und „The ways of the hour". Seine Gattin starb 1828 in Cooperstown, wo sie auch begraben wurde. Cooper selbst starb 1851 in Cooperstown. Seine Romane (Leatherstocking tales) sind: „Deerslayer" (1841), „The last of the Mohicans" (1826), „The pathfinder" (1840), „The pioneers" (1823), „The prairie" (1827). Seine übrigen Romane sind: „Precaution" (1820), „The spy" (1821), „The pilot" (1823), „The red rover" (1827), „The wept of wish-ton-wish" (1829), „The water witch" (1830), „The bravo" (1831), „The heidenmauer" (1832), „The headsman" (1833), „The monikins" (1835), „Satanstoe" (1845), „The chainbearer" (1845), „The redskins" (1846), „The crater" (1847), „Jack Tier" (1848), „The sea lions" (1849), „The ways of the hour" (1850). Seine Novellen sind: „Lionel Lincoln" (1825), „The Wept of wish-ton-wish" (1829), „The Water witch" (1830), „The Heidenmauer" (1832), „The Headsman" (1833), „The Monikins" (1835), „The Crayon Papers" (1852). Seine Reisebeschreibungen sind: „Notions of the Americans" (1828), „Sketches of Switzerland" (1836), „Gleanings in Europe" (1837), „Gleanings in England" (1837), „Residence in France" (1837), „Gleanings in Italy" (1838), „Gleanings in Germany" (1838), „Gleanings in Switzerland" (1838), „Gleanings in Europe" (1838), „Gleanings in Europe" (1838), „Gleanings in Europe

eſorgte nun im Jahre 1829 eine neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Romane mit Anmerkungen, gab auch ſeine poetiſchen Werke mit intereſſanten literariſchen Notizen über ſein Leben heraus und machte die „Tales of a grandfather“ (1828—1830), eine „Geſchichte von Schottland“ (1830. 2 Bde.), welche in Lardner's „Cyclopaedia“ erſchien und die „Letters on demonology“ in Murray's „Family library“ bekannt. Allein die geſteigerte geiſtige Anſtrengung hatte den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine Geſundheit, zu deren Wiederherſtellung er 1831 auf einem königlichen Kriegsſchiffe eine Reiſe nach Italien unternahm, Malta und Neapel beſuchte und mit Beginn des Frühlings 1832 nach Rom ging, wo aber ein Unwohlſein ſo ſehr wuchs, daß er möglichſt ſchnell in ſeinem Vaterlande ankommen wünſchte, um wenigſtens auf dem Boden der Heimath zu ſterben und dort beerdigt zu werden. Nach beſchleunigter Rückreiſe auf dem Rheine und durch die Niederlande kam er ſchon ſehr ſchwach in London an, wurde von hier ſchnell nach Abbotsfort gebracht, ſtarb daſelbſt am 21. Sept. 1832 und wurde in den prachtvollen Ruinen der Kirche zu Driburg Abbey am Tweed begraben. — Vergl. Jakob's „Walter Scott, ein biographiſch-literariſcher Verſuch“ (Köln 1827); James Hoog's „The private life and domestic manners of Sir Walter Scott“ Glasg. 1835); Washington Irwing's „Abbotsford and Newstead Abbey“ Lond. 1835). Die neueſten Ausgaben ſeiner Werke ſind: „Waverly-Novels“ (48 Bde. mit Kupfern); „Poetical works“ mit Anſichten (12 Bde.) und „Miscellaneous prose works“ (24 Bde.). Als Dichter zeichnet ſich S. durch hohe Eigenthümlichkeit der Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, glänzende Naturſchilderungen, ergreifende Charaktergemälde und organiſchen Zuſammenhang aller Theile eines Werkes aus, wobei ihm eine gewiſſe Breite der Darſtellung nicht mit Unrecht zum Vorwurfe gemacht wird. 81.

Scotus, ſ. Duns und Erigena.

Scribe (Auguſtin Eugène), der berühmteſte und fruchtbarſte Luſtſpieldichter unſerer Zeit, wurde 1791 zu Paris geboren, verlor frühzeitig ſeine Eltern und widmete ſich, dem Willen ſeines Vormundes gemäß, der Rechtswiſſenſchaft, die er jedoch bald aufgab, um ſich ausſchließlich mit der dramatiſchen Dichtkunſt zu beſchäftigen. Das ihm hierzu von der Natur verliehene Talent hatte er bald zu ſolcher Fertigkeit ausgebildet, daß die verſchiedenſten und unbedeutendſten Gegenſtände, Anekdoten, Tagesbegebenheiten, Erzählungen, Romane ꝛc. ihm Stoffe darboten, die er in kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Gewandtheit zu einem Vaudeville, Luſtſpiele oder einem Operntexte umarbeitete und ſich dadurch ein jährliches Einkommen von 40—50000 Franken ſicherte. Seine Stücke finden größtentheils ſolchen Beifall, daß ſie bald nach ihrem Erſcheinen auf allen Bühnen Europas gegeben werden. Allein S. iſt keineswegs der alleinige Verfaſſer derſelben, welches wegen ihrer Menge auch bei dem größten Talente nicht möglich wäre, ſondern er hat ſich mit einer großen Anzahl Mitarbeiter verbunden, unter denen wir nur Delavigne, Mélesville, Varner, Francis-Cornu, Deleſtre-Poirſon, J. Dupin, Bayard, Xavier und Mazère nennen. Auch benutzt er Kotzebue ſehr häufig und ſucht überhaupt mehr durch leichten Witz, eine anmuthige, gewandte Sprache und ſinnreichen Dialog zu glänzen, als durch einen kunſtvoll angelegten und durchgeführten Plan, ſo wie durch Schärfe und Tiefe der Charakteriſtik zu gefallen. Er betrachtet das Publicum als den einzigen competenten Richter ſeiner dramatiſchen Leiſtungen, deſſen Geſchmack und Neigung er daher auch ohne eigene beſtimmte religiöſe, ſittliche und politiſche Grundſätze huldigt. Dabei verſucht er es heute im leichten Vaudeville, ſchreibt morgen eine moraliſirende Komödie und wirft darauf einen phantaſtiſch-romantiſchen Operntext. Unter ſeinen vielen Stücken nennen wir nur folgende: „Une nuit de la garde nationale“ (1815); „Encore un Pourceaugnac“ (1817); „La somnambule“ (1819); L'ours et le

Barbier (1806), „Michel et Corneille" (1810), „La veuve" (1811), „Le mariage de Corneille" (1813), „Le souper de Corneille" (1813), „Le vieux temps d'autrefois" (1813), „La mort de Corneille" (1813), „Le Cid d'Andalousie" (1835), „Avec, permet et ajoute", „Médecin sa ou malgré d'autrui" (1841), „Le mardi de Corneille", „La jeunesse de Corneille", „Le Menteur" (1826), „Les Horaces" (1830), „Robert le Diable" (1831), „Guerre civile" (1834), „Nicomède" (1835), „Bertrand et Raton" (1836), „Le Cid" (1839), „Le Menteur" (1839), „Le Guerre civile" (1839), „Le Cid" (1839), „Le Cid" (1839), „Le Cid

e Grace geboren und noch berühmter als ihr Bruder. Ihre breiten, mit rhetorischem Schwulste geschriebenen romantisch-historischen Romane wurden so lange mit Begierde gelesen, bis Boileau sie durch beißenden Spott der allgemeinen Verachtung preisgab. Sie schrieb „Clélie“ (Par. N. E. 1701. 10 Voll.), welches unter fremden Namen die Charakterschilderungen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit enthält; „Artamène ou le grand Cyrus“ (Par. 1650. 10 Voll.); „Ibrahim ou l'illustre Bassa“ (Par. 1641. 4 Voll.); „Almahide“ (Paris 1660. 8 Voll.); „Conversations et entretiens“ (10 Voll.). So geschmacklos diese Arbeiten in vieler Hinsicht als Kunstwerke sind, so wichtig sind sie, um die Ansichten, Sitten und Lebensweise jener Zeit, welche sich darin tausendfältig spiegelt, kennen zu lernen. Besonders werden die literärischen Unterhaltungen im Hôtel Rambouillet geschildert und die Ansichten, welche man über Liebe, Ehe ꝛc. hegte, unter fremder Umgebung wieder erzählt. Sie starb am 2. Juni 1701 zu Paris. Auszüge aus ihren Werken finden sich in dem „Esprit de Mademoiselle de Scudéry“ (Par. 1766. 12.). 81.

Scudo, Schildthaler, eine in Italien gebräuchliche Rechnungsmünze (S. di Cambio), Silbermünze (alter und neuer S., S. d'argento) und Goldmünze (S. d'oro). Der Werth eines Silberscudo ist in Ancona = 1 Thlr. 9 Gr. 7⅕ Pf., zu Bologna = 1 Thlr. 10 Gr. 4⅕ Pf., zu Cagliari = 1 Thlr. 4 Gr. 11¼ Pf., zu Florenz = 1 Thlr. 12 Gr. 1½ Pf., zu Genua = 2 Thlr. — Gr. 6⅗ Pf., im Herzogthume Lucca = 1 Thlr. 11 Gr. 2⅖ Pf., in Mailand = 1 Thlr. 8 Gr., auf Malta = 13 Gr. 6⅜ Pf., in Neapel = 1 Thlr. 7 Gr. 1⅓ Pf., in Rom = 1 Thlr. 9 Gr. 7⅕ Pf., zu Turin und Alessandria = 1 Thlr. 19 Gr. 7⅗ Pf., der neue = 1 Thlr. 6 Gr. 9½ Pf., in Venedig = 1 Thlr. 15 Gr. 9 Pf. Conv. 1 S. d'oro zu Cagliari = 2 Thlr. 10¼ Gr., zu Genua = 2 Thlr. 12 Gr. ½ Pf. Conv.; 1 S. di Cambio zu Genua = 23 Gr. 5 Pf. Conv. 26.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scultētus (Schulze) (Johann), geb. zu Ulm am 12. Oct. 1595, studirte die Medicin zu Padua, erwarb sich hierauf in seiner Vaterstadt einen großen Ruf in der Ausübung der Chirurgie und starb 1645. Er hat sich durch ein großes Werk ausgezeichnet, das alle bis zu seiner Zeit bekannten chirurgischen Instrumente, Apparate und Bandagen, so wie seine eigenen sehr complicirten und zum Theil Schrecken erregenden Erfindungen enthält. Der Titel desselben ist: „Armamentarium chirurgicum“ (zuerst Ulm 1653. Fol. und in sehr vielen folgenden Ausgaben). Für den gelehrten Chirurgen und den Geschichtsforscher hat diese Schrift noch jetzt vielen Werth. 39.

Scultētus (Andreas), ein deutscher Dichter aus dem XVII. Jahrh., war der Sohn eines Schuhmachers aus Bunzlau, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Breslau, ohne daß man weiß, was später aus ihm geworden oder ob er noch als Gymnasiast gestorben sei, was sich aus der letzten Jahreszahl (1642), welche seine Schriften tragen, fast mit Gewißheit vermuthen läßt. Sein wichtigstes Werk: „Die österliche Posaune“ (Bresl. 1642. 4.), wurde zuerst nebst einigen anderen Gedichten des S. von Lessing (Braunschw. 1771) wieder bekannt gemacht, der bei Beurtheilung jener Dichtungen, denen eine große Schwülstigkeit nicht abzusprechen ist, wohl mehr das Talent des Dichters überhaupt, als seine wirklichen Leistungen in Anschlag brachte. Jedoch ist an seinen Gedichten eine große Wärme des Gefühls, Kraft und Eigenthümlichkeit der Gedanken nicht zu verkennen. — Vergl. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter“ (9. Bd.). 81.

Scylla (σκύλλα) ist ein Felsen in der Meerenge von Sicilien auf einer in das Meer hervorragenden Landenge, gegenüber dem Strudel Charybdis (s. d. Art.).

Es entstand hier eine heftige Brandung des Meeres an den Felsen, daher es für die unkundigen Seefahrer der Alten eine höchst gefährliche Stelle war. Man dachte sich hier ein weibliches Ungeheuer S., das in einer Höhle desselben wohne. Nach Homer war sie eine Tochter des Typhon und der Kratäis, nach Hesiod des Phorkus und der Hekate und eine Schwester der Charybdis. Homer (Od. 12, 93—100) beschreibt sie als ein Ungeheuer mit 6 Köpfen, in jedem 3 Reihen dichter Zähne, die allen Vorüberfahrenden Tod drohen. Ihre 12 Füße und 6 langen Hälse streckte sie stets aus der Kluft des Felsens hervor; dem Ulysses raubte sie 6 Gefährten zugleich. Andere schildern sie als Seejungfrau, um die Hüften mit Seehunden oder Wölfen gegürtet, die durch ihr immerwährendes Geschrei die Schiffer schreckten. Nach späterer Mythe war sie anfangs ein schönes Mädchen, in welches sich Glaukos verliebte. Da er keine Gegenliebe fand, bat er Circe, durch einen Zaubertrank ihm die S. geneigt zu machen; doch Circe, selbst von Liebe gegen Glaukos entbrannt, warf Gift in das Wasser, in welchem sich S. badete, wodurch sie in ein scheußliches Ungeheuer verwandelt wurde. Aus Schreck über ihre eigene Gestalt stürzte sie sich ins Meer. 11.

Scyrren (Scyrri, Seirri) waren ein altes deutsches Volk, das an dem westlichen Ufer der Weichsel bis zur Ostsee hinauf wohnte. Schon unter dem Kaiser Theodosius sollen sie einen Angriff auf das römische Reich gewagt haben. In Verbindung mit den Ostgothen, Rugiern und anderen Völkern des Nordens fielen sie um 400 in Pannonien ein, wurden aber später, als sie sich gegen erstere empörten, völlig besiegt und seitdem verschwinden sie aus der Geschichte. Ein großer Theil der S. befand sich auch in Attila's Heere, als dieser über den Rhein nach Gallien zog, und Odoacer war einer ihrer Fürsten. 77.

Scythen war bei den alten Griechen der allgemeine Name für alle unbekannten Völker des Nordens jenseits der Donau und des schwarzen Meeres bis weit nach Asien hinein. Man fabelte mancherlei von ihnen, bis man die europäischen später als Sarmaten (s. d. Art.) genauer kennen lernte. Die neuere Zeit erkennt in ihnen überhaupt die slawischen Völkerstämme. 37.

Seapoys, s. Sipahi's.

Sebastian, König von Portugal, der Sohn des Infanten Johann von Portugal und Johanna's, der Tochter Kaiser Karl's V., wurde im Jahre 1554 geboren und gelangte nach dem Tode seines Vaters und Großvaters schon als dreijähriges Kind zum Besitze des Thrones. Während sein Großoheim, der Cardinal Heinrich, für ihn regierte, wurde er von Jesuiten zur Religionsschwärmerei erzogen. Um dem Papste bei seiner Thronbesteigung einen vorzüglichen Beweis seiner Ergebenheit zu zeigen, nahm er den Titel des Allergehorsamsten Königs an und suchte der Kirche durch die Bekriegung und Bekehrung der Mauren einen wichtigen Dienst zu leisten. Deßhalb unternahm er schon in seinem 20. Jahre (1574) einen Zug gegen dieselben nach Afrika, überfiel unerwartet die Bewohner der Nordküste und richtete eine große Verheerung unter ihnen an. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens bewog ihn schon im Frühjahre 1578 zu neuen Versuchen. Er zog daher dem rechtmäßigen Beherrscher von Marokko, Mulei Muhammed, gegen seinen Vetter, Mulei Moluk, der sich des Thrones bemächtigt hatte, mit einem bedeutenden Heere zu Hülfe. Am 4. Aug. kam es auf der Ebene Alkassarquivir zur Schlacht, in welcher die Christen trotz ihrer Tapferkeit eine gänzliche Niederlage erlitten. S. selbst stürzte sich an der Spitze seiner Schaaren mitten unter die Feinde, wurde aber bald ein Opfer seiner Tollkühnheit, ohne daß man jedoch jemals sichere Beweise für die Art seines Todes erhalten hat, da man am andern Tage seinen Leichnam so verstümmelt fand, daß ihn selbst seine vertrautesten Diener nicht mit Sicherheit als solchen anzuerkennen vermochten, welches später mehreren Betrügern Anlaß gab, sich für den todtgeglaubten König auszugeben. Der Cardinal

Heinrich verwaltete nun das Reich bis an ſeinen Tod (1580); da bemächtigte ſich aber Philipp II. von Spanien der Herrſchaft mit Gewalt der Waffen. Der ruhige Beſitz deſſelben wurde ihm jedoch anfangs durch vier Abenteurer ſtreitig gemacht, welche ſich ſämmtlich für den todtgeglaubten S. ausgaben. Der erſte derſelben, welcher im Jahre 1585 erſchien, war der Sohn eines Webers, welcher das Volk durch Bußübungen zu gewinnen wußte, bald aber beſiegt und auf die Galeeren geſetzt wurde. Der zweite war der Sohn eines Steinmetzen oder Steinſchneiders, Namens Matteo Alvarez, ein Prieſter, welcher die Inſel Tereeira zum Schauplatze ſeiner Unternehmungen erwählt hatte, aber bald darauf beſiegt, gefangen und in Liſſabon hingerichtet wurde. Der dritte war ein Paſtetenbäcker, Gabriel Spinoza, welchen der Auguſtinermönch de los Santos als Werkzeug ſeines Haſſes gegen Spanien aufſtellte. Der Betrüger wurde aber ebenfalls gefangen genommen und hingerichtet. Die wichtigſte Rolle ſpielte jedoch der vierte, welcher 20 Jahre nach S.'s Niederlage in Venedig erſchien (1598) und die portugieſiſche Krone in Anſpruch nahm. Der Glaube an die Identität ſeiner Perſon mit der des Königs hatte ſich im Volke allgemein verbreitet, ſelbſt Adelige, welche den König genau gekannt hatten, erklärten ſich für ihn und der ſpaniſchen Regierung gelang es nicht einen ſichern Beweis geltend zu machen, daß er ein Betrüger ſei. Endlich wurde er durch den Einfluß des ſpaniſchen Geſandten in Venedig gefangen genommen, allein er gab bei ſeinem Verhöre vor dem Senate die genaueſten Umſtände über die Schlacht von Alkaſſarquivir, über ſeine Flucht und Gefangenſchaft, über ſeine wunderbare Errettung, ſeine freiwillige Verbannung in Algarbien, ſeine Reiſen durch Abyſſinien, Perſien, Georgien und Sicilien ſo umſtändlich an, daß viele der Gegenwärtigen ſich für überzeugt von der Richtigkeit ſeiner Ausſagen hielten. Er verlangte nun von der Signoria, daß ſie ihn vermöge der zwiſchen Portugal und Venedig beſtehenden Verträge, die nur dem Könige jenes Landes bekannt ſein konnten, unterſtützen ſolle, allein er wurde ſtatt deſſen 3 Jahre gefangen geſetzt und dann unter der Bedingung frei gelaſſen, das Gebiet der Republik nie wieder zu betreten. Auf einer Reiſe durch das Gebiet von Florenz wurde er jedoch verhaftet und den Spaniern ausgeliefert. Man brachte ihn nach Neapel, wo ebenfalls alle diejenigen, welche König S. gekannt hatten, über die Ähnlichkeit mit ihm erſtaunten. Nachdem er hier vielfachen Spott erduldet hatte, führte man ihn nach Spanien und ſetzte ihn daſelbſt zu St. Lucar gefangen, während in Portugal, wo man ſeiner mit Sehnſucht entgegenſah, aufrühreriſche Bewegungen kund wurden. Im Jahre 1600 ſtarb er im Gefängniſſe, ohne daß man weiß, ob eines natürlichen Todes oder heimlich hingerichtet, nachdem er bis an das Ende ſeines Lebens die Wahrheit ſeiner Ausſage behauptet hatte. — Vergl. über S. „Machado, Memorias para a historia de Portugal que comprehendem o governo del Rey D. Sebastiano" (Liſſabon 1736—1751. 4. 4 Bde.). 81.

Sebaſtiani (Horace François de la Porta, Graf), ein nicht unberühmter Diplomat und General aus der napoleoniſchen Zeit, ward geboren zu Porta d'Ampugnano, einem kleinen Marktflecken bei Baſtia auf Corſica, am 11. Nov. 1775, nahm 1792 Kriegsdienſte und Buonaparte ließ keine Gelegenheit zur Erhebung ſeines Landsmannes vorübergehen. S., jung und ſchön, von Natur ſtolz, eitel auf ſeine Perſon, ward von Buonaparte nach der Schlacht von Arcole (Nov. 1796) zum Escadronchef erhoben und von Moreau auf dem Schlachtfelde von Verona (1799) zum Oberſten ernannt. Er erhielt dann das 9. Dragonerregiment. An der Adda bei Caſſano von den Ruſſen gefangen (27. April 1799) und auf Ehrenwort entlaſſen ging er nach Paris zurück und wirkte durch ſeinen thätigen Antheil am 18. Brumaire mehr als durch Waffenthaten zu Gunſten Buonaparte's mit. Im Feldzuge von 1800 ſchloß er mit Marmont den Waffenſtillſtand zu Treviſo (16. Jan. 1801); der luneviller Friede führte ihn dann wieder nach

Frank. Nach dem Frieden von Amiens macht er mit dem Grafen nach Paris Besuch. Im Herbst 1802 als Legationsrath in Regierungsangelegenheiten dort, kam er sodann nach Wien, wo das Verlobungsfest zwischen der Prinzessin Auguste von Preußen und dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel gefeiert wurde. Im Frühjahr 1803 wurde Graf Schlitz-Görtz zum Gesandten am Hofe von Rußland, wo Peter von Oldenburg regierte, und er benutzte mehr als ein Jahr seines Aufenthaltes in Petersburg, um seine Kenntnisse der russischen Sprache zu vervollkommnen. Im Herbst 1804 begleitete er den Kaiser Alexander nach Memel, wo Minister von Hardenberg mit Napoleon eine Zusammenkunft hatte. Im Frühjahr 1805 wurde Graf Schlitz-Görtz zum Gesandten in Kopenhagen ernannt, und ging dahin über Berlin, wo er sich mit der Prinzessin Auguste von Reuß-Ebersdorf verlobte. Im Herbst 1806 kehrte er nach Berlin zurück, und begleitete den König nach Ostpreußen. Im Jahre 1807 wurde er Gesandter in Kopenhagen, und 1808 Gesandter in Wien, wo er bis 1813 verblieb. Nachdem er dann in Berlin Gesandter gewesen und 1814 als Bevollmächtigter Preußens auf dem Wiener Congreß thätig war, wurde er 1815 Gesandter in Stuttgart, wo er bis 1817 verblieb. Mit dem Großherzog von Weimar war Graf Schlitz-Görtz seit seiner Jugend befreundet, und er war ein Lieblingsgast in Belvedere. Im Jahre 1817 wurde er Gesandter in Dresden, wo er bis 1821 verblieb, und dann Gesandter in Berlin, wo er 1822 starb. Graf Schlitz-Görtz war ein Mann von großer Bildung und Kenntnissen, und ein Freund der Wissenschaften und Künste. Er war ein Lieblingsgast in Weimar, und ein Freund Goethe's, der ihm mehrere Briefe schrieb. Auch Wieland stand mit ihm in Briefwechsel. Graf Schlitz-Görtz war ein Freund Schiller's, und er war es, der Schiller's Wallenstein nach Weimar zur Aufführung brachte. Auch Jean Paul stand mit ihm in Briefwechsel. Graf Schlitz-Görtz war ein Freund Schiller's, und er war es, der Schiller's Wallenstein nach Weimar zur Aufführung brachte. Auch Jean Paul stand mit ihm in Briefwechsel. Graf Schlitz-Görtz war ein Freund Schiller's, und er war es, der Schiller's Wallenstein nach Weimar zur Aufführung brachte. Auch Jean Paul stand mit ihm in Briefwechsel.

Schleiden Beerfurt — Schleigin

Schleiden, Johann Jacob, Botaniker, geb. 5. April 1804 zu Hamburg, wo sein Vater Arzt war. Er studirte Jurisprudenz in Heidelberg und Göttingen, und ließ sich 1833 als Advocat in Hamburg nieder. Er hatte aber schon früher Neigung für Naturwissenschaften gezeigt, und diese Neigung wurde in Göttingen durch Wöhler und Hausmann noch mehr angefacht. Er hatte sich einige Kenntniß von Chemie, die allgemeine Physik, die er sich selbst

deſſelben erhob (970 n. Chr.). Bald zeigte ſich als ſolcher ſein kriegeriſcher Geiſt. Er wandte ſeine Waffen nach Indien, um den Islam daſelbſt zu begründen, eroberte Kabul, Pendſchab und Peſchauer und ward zuletzt von dem ſamanidiſchen Sultan zu Bochara zum Beherrſcher von Choraſan ernannt, wofür er bis an ſeinen Tod die wankende Dynaſtie der Samaniden kräftig unterſtützte. Er ſtarb 997 n. Chr. und ſein Sohn und Nachfolger, Mahmud, ſtiftete das mächtige Reich der Gasnewiden. 37.

Secante nennt man jede gerade Linie, welche eine krumme Linie in zwei oder mehreren Punkten trifft. Ferner iſt die trigonometriſche S. die zu einem Kreisbogen gehörige gerade Linie, die aus dem Mittelpunkte des Kreiſes durch den einen Endpunkt des Bogens bis an die an dem andern Endpunkte gezogene Tangente geht. 40.

Seceders iſt der Name einer 1732 durch mehrere mit ihrer Oberbehörde, der Generalverſammlung, unzufriedene presbyterianiſche Prediger, unter ihnen namentlich Erskine, geſtifteten Kirchenpartei in Schottland, welche hinſichtlich ihres Glaubensbekenntniſſes ganz presbyterianiſch iſt, hinſichtlich der Verfaſſung aber von der presbyterianiſchen Kirche darin abweicht, daß ſie die Theilnahme aller Gemeindeglieder bei der Wahl ihrer Prediger verlangt und dieſe letzteren auf ihren Synoden ſich ſelbſt ohne Oberbehörde regieren. Die Glieder dieſer Secte, welche ſich ſeit 1738 ſehr vermehrte, nannten ſich die vereinigten Presbyterianer oder die vereinigten Freunde, während ſie von den Gegnern S. (ſ. v. a. Separatiſten) genannt wurden. Doch dauerte die Einigkeit nicht lange, denn ſchon 1747 entſtand über den vor Mitgliedern der herrſchenden Kirche zu leiſtenden Bürgereid ein Zwieſpalt unter ihnen, indem der eine Theil unter Erskine (ſtarb 1755) ihn leiſtete, der andere minder zahlreiche unter A. Gipp (ſtarb 1788) aber ſolches verweigerte. Jene nannte man **Burghers**, dieſe **Anti-Burghers**, die ſich jedoch ſpäter zu einem Eide der Treue und des Gehorſams in reinbürgerlichen Dingen verſtanden haben. Die Secte, welche ſich durch moraliſchen Rigorismus auszeichnet, hat ſich nach und nach bis auf einige hundert Gemeinden in Schottland und Irland vermehrt. 63.

Seckendorf, ein altes adliches Geſchlecht in Franken und Sachſen, hat eine Anzahl berühmter Männer hervorgebracht, unter welchen wir hier nennen: 1) **Veit Ludwig von S.**, ausgezeichneter Staatsmann und Gelehrter, ward den 20. Dec. 1626 zu Herzogen-Aurach bei Erlangen geboren und kam, nachdem er ſich auf mehreren Schulen und der Univerſität Straßburg gründlich und vielſeitig ausgebildet hatte, an den Hof Ernſt des Frommen zu Gotha, wo er bald einen ihm angemeſſenen Wirkungskreis fand. Als Hofjunker, durch Herzog Ernſt ſelbſt geleitet und gebildet, ſetzte er ſeine Studien mit Glück fort und vervollkommte ſich in den meiſten Wiſſenſchaften außerordentlich. Nach zwei Jahren ward er Kammerjunker, 1651 Hof-, Kirchen- und Kammerrath, 1663 geheimer Rath und Premierminiſter und führte als ſolcher die wichtigſten und geheimſten Geſchäfte des herzoglichen Hauſes. Zugleich war er Hofrichter zu Jena und Oberdirector der Kammer, der Regierung und des Conſiſtorium. Alle dieſe mannigfachen und bedeutenden Geſchäfte aber hinderten ihn nicht auch in der gelehrten Welt mit mehreren Schriften hervorzutreten. 1664 jedoch fand er ſich aus verſchiedenen zuſammenwirkenden Urſachen bewogen, die gothaiſchen Dienſte zu verlaſſen und die ihm angetragenen des Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz anzunehmen. Dieſem Fürſten diente er 17 Jahre hindurch als geheimer Rath, Kanzler und Conſiſtorialpräſident und hatte als ſolcher den ausgedehnteſten und wohlthätigſten Einfluß auf alle Entſchließungen des Herzogs. 1669 ward er zugleich churſächſiſcher geheimer Rath und 1676 altenburgiſcher Landſchaftsdirector, ſo wie auch Director der Oberſteuer daſelbſt. Nach dem Tode des Herzogs Moritz (1681) legte er aber ſogleich alle ſeine

Ämter nieder, da er wußte, wie sehr ihm der Nachfolger des Herzogs, Moritz Wilhelm, in Allem entgegen war. Indessen da dieser noch minorenn war, so ernannten die Vormünder desselben, die Herzöge Johann Georg von Sachsen-Eisenach und Friedrich von Sachsen-Altenburg, S. zu ihrem Mandator und der Herzog Johann Georg erhob ihn zu seinem geheimen Rathe. Als solcher führte er im Namen der beiden Herzöge die Tutel unter vielen Sorgen, Mühen, Verdrießlichkeiten und Undank bis 1684, wo er sich ganz zurückzog, als der junge Fürst veniam aetatis erhielt. Er lebte nun gänzlich den Studien auf seinem 1676 erkauften Rittersitze Meuselwitz bei Altenburg und schrieb in dieser Zeit seinen „Christenstaat" (Leipz. 1686) und die berühmte „Historia Lutheranismi" (Lips. 1688 seq. 3 Voll. Fol.). Aus dieser Ruhe ward er 1691 durch die Ernennung zum Kanzler der churbrandenburgischen Universität Halle gerissen, kam 1692 persönlich nach Halle, um dort zu wohnen, schlichtete auch einen großen Streit zwischen den dortigen Predigern und mehreren Professoren der Theologie, welcher über den Pietismus ausgebrochen war, starb aber schon am 18. Dec. 1692. Er war einer der verehrungswürdigsten Männer seiner Zeit und gleich groß als Staatsmann, wie als Gelehrter. Sein Leben hat Schreber (Leipz. 1733. 4.) sehr unvollkommen beschrieben. — 2) Friedrich Heinrich v. S., Neffe des Vorigen und einer seiner Erben, ward am 16. Juli 1673 zu Königsberg in Franken geboren, verlor seinen Vater sehr frühzeitig und ward von dem trefflichen Veit Ludwig v. Seckendorf erzogen, welcher seine Bildung und Studien auf das Sorgfältigste leitete. Er besuchte die Schule zu Zeitz, ging von dort auf die Universitäten Jena, Halle und Leipzig und beschloß seine Studien zu Leyden. Nach dem Tode seines Oheims aber wandte er sich zu den Waffen, diente eine Zeit lang unter Wilhelm III. in Holland, ging dann zur kaiserlichen Armee und ward dort Lieutenant, nahm aber seinen Abschied wieder, weil er mit einem würtembergischen Regimente in Dienste der Republik Venedig treten wollte. Von diesem Vorsatze aber machte ihn der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach abwendig, welchen er in Venedig traf und der ihm unter der Bedingung, sein Begleiter als Hofcavalier auf der italienischen Reise zu sein, eine Hauptmannsstelle in seinem neuerrichteten Regimente antrug. S. nahm dieß an und marschirte 1698 nach Ungarn, um unter Eugen von Savoyen gegen die Türken zu fechten. Der Zug nach Ungarn war ebenfalls fruchtlos und S. kehrte nach Anspach zurück, wo er bald Major wurde. Allein nun eröffnete sich dem jungen Krieger eine glänzende Aussicht durch den ausbrechenden spanischen Erbfolgekrieg. Er kam als Oberstlieutenant nach Holland und focht nun unter dem Oberbefehle Marlborough's in jenen denkwürdigen Schlachten mit, welche damals den Heerführer mit Ruhm bedeckten. Als die französischen Truppen nach dem glücklichen Treffen am Speierbach Oberdeutschland überschwemmten und Marlborough ihnen zu begegnen herabzog, besorgte S. die Subsistenzmittel für das alliirte Heer und wohnte dann der Erstürmung des Schellenberges und der Schlacht bei Hochstädt bei, wobei er sich so auszeichnete, daß sein Regiment allein 16 Fahnen eroberte und Prinz Eugen zuerst auf ihn aufmerksam ward. Zum Obersten erhoben focht er nun weiter in Holland, war in den Schlachten bei Ramillies und Oudenaarde und machte die Belagerung von Lille oder Ryßel mit. Hierauf trat er als Generalmajor in sächsische Dienste, machte den Feldzug in Polen mit, nachdem er vorher noch in der Schlacht bei Malplaquet gefochten hatte, und half 1715 Stralsund erobern, wobei er sich dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen außerordentlich empfahl. Nach Endigung des nordischen Krieges trat er 1716 als Generalfeldmarschalllieutenant in kaiserliche Dienste, that das Seinige in der berühmten Schlacht bei Belgrad und marschirte nach dem Frieden von Passarowitz nach Italien, um dort gegen die Spanier zu fechten. Wegen seiner in diesem Feldzuge bewiesenen Tapferkeit und Klugheit ward er 1719 zum Reichsgrafen er-

nannt und unterhandelte 1720 mit dem ſpaniſchen General en Chef Marquis de Leede ſo glücklich, daß die Spanier Sicilien räumten. Während des nun eingetretenen Friedens ging S. mit kaiſerlicher Erlaubniß als Gouverneur nach Leipzig, verließ aber dieſe Stellung, um ſich als kaiſerlicher Geſandter zum Könige von Preußen nach Berlin zu begeben. Dieſen wichtigen Poſten füllte er von 1726—1734 mit vielem Glücke aus. Er brachte (12. Oct. 1726) den Tractat von Wuſterhauſen, ſpäter (1728) den geheimen Tractat zwiſchen Preußen und Öſtreich zu Stande, trug viel zur Vermählung der preußiſchen Kronprinzeſſin an den Prinzen von Baireuth und der Heirath des Kronprinzen mit der Prinzeſſin von Bevern bei, nachdem er die Vermittelung der unglücklichen Zwiſtigkeiten zwiſchen Vater und Sohn glücklich geleitet und die Abſicht der engliſch-preußiſchen Hofpartei, eine Doppelheirath zwiſchen England und Preußen zu ſtiften, vernichtet hatte. Auch die Angelegenheiten Polens beſchäftigten ihn und er ſchloß 1731, in demſelben Jahre, wo er Gouverneur von Philippsburg, Reichsgeneral der Cavallerie und Johanniterordensritter wurde, deßhalb den bekannten löwenwaldiſchen Tractat zwiſchen Preußen, Öſtreich und Rußland, wegen Beſetzung des polniſchen Thrones nach Auguſt's II. Abſterben. 1734 ward er von Berlin abgerufen, um an der Moſel zu fechten und bewährte hier ſein militairiſches Talent, indem er die Franzoſen bei den Klauſen ſchlug. Nach dem Tode des großen Eugen, als die Türken von Neuem den Kaiſer anzugreifen drohten, ward S. zum Feldmarſchall ernannt, ihm der Oberbefehl über die kaiſerliche Armee in Ungarn unvertraut und von ihm der Sieg erwartet. Der Anfang des Feldzugs 1737 war auch glücklich; Niſſa ward ſchnell erobert; man drang gegen Widdin vor und der Prinz von Hildburghauſen fiel in Bosnien ein, während die Ruſſen mit Glück unter Münnich fochten. Allein bald änderte ſich für Öſtreich die Lage der Dinge; unvorhergeſehene Unfälle, unglückliche Expeditionen, abſichtlich ſchlecht ausgeführte Befehle des General en Chef, die Feigheit des Commandanten von Niſſa, die ſchlechte Verpflegung und Verproviantirung des Heeres, alles dieß ließ den Feldzug ſehr unglücklich enden und machten ihn zu der Klippe, an welcher S.'s bisheriger Ruhm, ſein Glück, ſein Anſehn ſcheiterten. Er ward zurückberufen, angeklagt, arretirt und von 1738—1740, wo der Kaiſer ſtarb, in einer eben ſo ungerechten als nutzloſen und für den Hof, welcher ihn dazu verdammte, unehrenvollen Gefangenſchaft gehalten, ohne daß ihm auch nur das Mindeſte der auf ſein Haupt gewälzten Beſchuldigungen wäre erwieſen worden, oder man ein Endurtheil über ihn geſprochen hätte. Befreit durch Maria Thereſia trat er in die Dienſte Karl's VII., Churfürſten von Baiern, und diente dieſem unglücklichen Fürſten als Miniſter und Feldherr redlich. Er eroberte ſeinem Herrn (7. und 8. Oct. 1742) ſeine Hauptſtadt München und drängte die Öſtreicher bis nach Böhmen zurück; allein der unglückliche Feldzug 1743, an deſſen üblem Ausgange namentlich die Franzoſen Schuld hatten, vernichtete alle Früchte von S.'s Anſtrengungen und zwang ihn für ſeinen Herrn den drückenden Tractat von Nieder-Schönfeld zu ſchließen. Da es jedoch der Geſchicklichkeit S.'s gelang mit Preußen einen Tractat zu ſchließen, ſo ſtellte ſich dieſer Feldherr zum zweiten Male an die Spitze des kaiſerlichen Heeres und es glückte ihm ſeinen Herrn nochmals (16. Oct. 1744) in ſeine Hauptſtadt zurückzuführen. Bald darauf ſtarb Karl VII. und ließ ſeinem Nachfolger die Angelegenheiten in der traurigſten Verfaſſung. Auf S.'s Rath trat Baiern mit Öſtreich in Unterhandlung und S. ſelbſt ſchloß den Frieden zu Füſſen (22. April 1745), worauf er ſich nach Meuſelwitz zurückzog. Hier lebte er in ungeſtörter Ruhe, welche nur durch eine Reiſe nach Philippsburg (1754), den Tod ſeiner Gemahlin (1757) und die Gefangenſchaft zu Magdeburg (1758) unterbrochen wurde. Friedrich II. nämlich ließ den Feldmarſchall wegen ſeines ihm gefährlichen Briefwechſels nach Magdeburg abführen und gab ihn erſt gegen Auswechſelung mit dem Prinzen Moritz von Deſſau und ein Löſegeld von 10000 Tha-

men haben soll. Vierte Jahr-Woche (22. Nov. 1703) Buch 40 an Schreiben des Herrn Secr. an den Herrn Sec. Hirschfeldt und meist an den Herrn Secretarium Hirschfeldt, Secretarium Schmidt, Secretarium Hirschfeldt, Secretarium Schmidt, Secretarium Hirschfeldt, Secretarium Schmidt,

ich dadurch charakteriſiren, daß ſie das Product ihrer Abſonderung durch einen oder mehrere beſondere Ausführungsgänge ergießen. 14.

Sect, ſ. Wein.

Secte (secta, Partei) nennt man vorzugsweiſe denjenigen Theil einer religiöſen Geſellſchaft, der ſich wegen einer unterſcheidenden Abweichung des Glaubens oder Cultus von ihr losſagt und ein ſelbſtſtändiges Ganzes zu bilden verſucht. Unter allen großen Religionsgeſellſchaften haben ſich von jeher abweichende Parteien oder Secten gebildet. Bei den Juden beſtanden zu Anfange unſerer Zeitrechnung die Samariter, Phariſäer, Sadducäer, Eſſäer, Karäer. Der Islam zählt außer den beiden Hauptſecten der Sunniten und Schiiten noch eine Menge kleinerer, wie die Wechabiten, Jeziden, Ismaeliten, Noſairier ꝛc. Was das Chriſtenthum betrifft, ſo unterſcheidet ſchon der Apoſtel Paulus in der Gemeinde zu Korinth Gläubige an Chriſtum, Apolliſten, Petriner und Paulianer (1 Kor. 1, 10); in den übrigen Briefen bezeichnet er andere häretiſche Parteien, wenn ſchon nicht immer namentlich. Das Daſein derſelben zu der Apoſtel Zeit erhellt auch ſchon aus der weiten Verbreitung und der ausgebildeten Geſtalt, in welcher die Secten zu Anfange des II. Jahrh. auftraten, was einen frühern Anfang vorausſetzt; noch entſcheidender aber aus der Apoſtel und apoſtoliſchen Väter Polemik für Einheit und wider Häreſie überhaupt, ſo wie gegen einzelne Abweichungen insbeſondere, als entweder ſchon vorhandene, oder als drohende. Seitdem haben ſich die Secten bis ins Unzählige vermehrt. Die Griechen zerfallen in Strigolniken, Roskolniken, Martiniſten, Origeniſten, ruſſiſche Quäker und viele kleinere Geſellſchaften, die durch die unirten Griechen den Übergang zur katholiſchen Kirche bilden. Die Secten der abendländiſchen Kirche ſind aus der Kirchengeſchichte hinlänglich bekannt. Unter den Proteſtanten iſt die Zahl der Secten unüberſehbar, beſonders in England, Holland und in der Schweiz. Wir erinnern nur an die Presbyterianer, Puritaner, Congregationaliſten, Nonconformiſten, Independenten, Quäcker, Methodiſten, Sandemanianer, Nonjurors, Seceders u. A. Kein Wunder, wenn man von einer unvermeidlichen Nothwendigkeit der Secten geſprochen hat. Dieſe Nothwendigkeit der Secten iſt aber nur eine bedingte, gleich der jedes Irrthums und jeder Sünde. Fragen wir endlich nach den Urſachen der Entſtehung der Secten, ſo erklärt ſich dieſelbe ſchon aus der Natur der menſchlichen Geiſter, die ſo unendlich verſchieden in ihren Kräften, Einſichten, Erkenntniſſen und Anſichten der Dinge ſind; alle hingegen nach Einheit ſtreben und ſich daher am Liebſten an diejenigen anſchließen, wo ſie dieſe Einerleiheit der Vorſtellungen mit den ihrigen zu finden hoffen. Damit hängt die verſchiedene Auffaſſung der Religionsurkunden, bei den Chriſten der Bibel, zuſammen, indem Jeder in ihr ſucht, was er findet, und in ihr findet, was er ſucht. Auch hat eine abſolut ſtabile oder gemäßigt liberale Regierung in Staat und Kirche zu allen Zeiten einen merklichen Einfluß auf die Bildung neuer Secten gehabt. (Vergl. von Ammon, „Die Religion der Sectirer" [in ſeiner „Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion", 1. Hälfte. S. 27—37]; Grégoire, „Histoire des sectes réligieuses", Par. 1828. 5 Voll.) 63.

Section heißt in der Anatomie die methodiſche Zerlegung eines menſchlichen oder thieriſchen Leichnams, vorzüglich um die inneren Höhlen offen zu legen, damit man die in ihnen enthaltenen Organe betrachten und unterſuchen kann. Geſchieht dieſe Unterſuchung mit großer Sorgfalt und mittelſt beſonderer techniſcher Fertigkeiten und Inſtrumente, hauptſächlich damit die Theile aufbewahrt werden können, ſo nennt man es Präpariren. Hierbei wird beim Menſchen die Kopfhöhle durch einen kreuzweiſen Einſchnitt in die behaarte Kopfhaut und durch Wegnahme des Schädelgewölbes mittelſt der Säge, die Bruſthöhle durch Trennung des Bruſtbeins von den Schlüſſelbeinen und Rippen, und die Bauchhöhle durch einen Kreuzſchnitt in die ſie bedeckende Bauchhaut und Muskeln eröffnet. Außer zum Unterrichte ge-

ſchehen Sectionen aus mehrern Gründen. So beabſichtigt durch ſie der praktiſche Arzt den Sitz einer dunkeln Krankheit, ſo wie die Zerſtörungen, die ſie angerichtet hat, kennen zu lernen, und allerdings iſt bei gehöriger Vorſicht, d. h. indem man ſich hütet, die Wirkung der Krankheit mit ihrer Urſache zu verwechſeln, kein Mittel geeigneter, ſeinen Zweck zu erreichen, als dieſes. Es iſt daher von jeher von den beſſeren Ärzten allgemein empfohlen und angewendet, vorzüglich iſt in neuerer Zeit und hauptſächlich von den Franzoſen das Unterſuchen der Leichname mit ſolcher Methode und mit ſo unabläſſigem Eifer und Sorgfalt vollzogen worden, daß die Medicin derſelben ſchon wichtige Reſultate verdankt und daß ſie noch mehrere zu erwarten hat. Eine fernere Anwendung der S. geſchieht auch von der gerichtlichen Medicin und zwar in der Abſicht, um die Frage über die Tödtlichkeit einer bei einem Verſtorbenen vorgefundenen Verletzung zu entſcheiden oder Aufſchluß über die zweifelhafte Todesart eines Verſtorbenen oder Todtgefundenen zu geben. Es iſt bekannt genug, wie ſehr dieſes Verfahren die an daſſelbe gemachten Anforderungen befriedigt, welches vorzüglich dann der Fall iſt, wenn der gerichtliche Arzt dabei mit vorzüglicher Sorgfalt und unter Berückſichtigung der vielen über dieſen Gegenſtand vorhandenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu Werke geht. Endlich gehören hierher noch die Viviſectionen, bei denen lebende Thiere dem anatomiſchen Meſſer unterworfen werden. Es geſchieht dieſes meiſtens zur Anſtellung von Experimenten, um mittelſt derſelben zweifelhafte Gegenſtände aus der Phyſiologie, Pathologie, Toxikologie ꝛc. aufzuklären. Der Nutzen, den ſie gebracht haben, muß zur Entſchuldigung für die Grauſamkeit, mit der ſie ſtattfinden, dienen und es iſt dabei nur zu wünſchen, daß ſie in den Händen eines erfahrenen, umſichtigen und unterrichteten Experimentators, wie eines Fontana, Hunter, Meckel, Tiedemann, Magendie, J. Müller u. A. bleiben und nicht jungen, angehenden Ärzten, wie dieß leider jetzt in Frankreich immer mehr Mode wird, Stoff zur Beſchäftigung geben. — In neuerer Zeit hat man vorzüglich in England mehrere Fälle bemerkt, in denen Anatomen bei Sectionen von Leichnamen, wenn ſie während derſelben die Hand verwundeten oder ſchon Verletzungen an derſelben hatten, ſich ein dermaßen gefährliches Gift einimpften, daß ſie darnach ſehr gefährliche, nicht ſelten tödtliche Entzündungen des Zellgewebes und der größeren Venenſtämme davon trugen. Die Umſtände, unter denen dieſes vorkommt, kennt man noch nicht genau; doch ſcheinen Leichname an Unterleibsentzündungen Verſtorbener dazu die meiſte Gelegenheit gegeben zu haben. So viel iſt ausgemacht, daß die Fäulniß der Leichen dazu nichts beiträgt; im Gegentheil ſcheint das Gift zerſtört zu werden, wenn ſie eintritt. — Wer die erſte S. eines Leichnams gemacht habe, darüber gibt die mediciniſche Geſchichte keine beſtimmte Auskunft. Aus Hippokrates' Schriften geht hervor, daß er das Innere des menſchlichen Körpers nicht gekannt, ſondern ſolches nur nach Ergebniß der Thierſection beurtheilt habe; bei Ariſtoteles wird die Kenntniß der Anatomie des Menſchen ſchon wahrſcheinlicher; gewiß iſt, daß Eraſiſtratus und vorzüglich Herophilus viele menſchliche Leichname, Letzterer ſogar die Körper lebender Verbrecher geöffnet haben. Mit dem Verfalle der Wiſſenſchaften ſiegten indeſſen die Vorurtheile von der Unverletzlichkeit eines Todten über den Eifer der Anatomen und erſt Mondini de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, war es, der, nachdem man nur an Hunden und Schweinen die Anatomie ſtudirt hatte, im Jahre 1315 wieder zwei weibliche Leichname öffentlich ſecirte, ſeit welcher Zeit auf allen Univerſitäten der Gebrauch eingeführt wurde, jährlich ein- oder ein paarmal öffentliche Sectionen von Leichnamen zu veranſtalten. — Die gerichtlichen Sectionen wurden durch die im Jahre 1532 von Kaiſer Karl V. publicirte peinliche Halsgerichtsordnung geſetzlich eingeführt. 39.

Secunde iſt 1) der ſechszigſte Theil einer Zeitminute und wird ſelbſt wieder in 60 Theile, **Tertien** genannt, eingetheilt; jetzt rechnet man aber faſt allgemein

ach Zehnteln und Hunderteln von Secunden; 2) der ſechszigſte Theil einer Bogenminute, der wieder in Zehnteln, Hunderteln ꝛc. ſeine Unterabtheilungen at. — S. in der Muſik (ſ. d. Art. Intervall). 13.

Secundus (Johannes), ſ. Johannes Secundus.

Sédaine (ſpr. Sedähn) (Michel Jean), ein rühmlich bekannter franzöſiſcher uſtſpiel- und Operndichter, wurde am 4. Juli 1719 zu Paris geboren, trieb in einer Jugend das Maurerhandwerk, um dadurch ſeine verarmte Familie zu ernähren, bildete aber unterdeß das Talent zu theatraliſchen Arbeiten in ſich aus und ſeine Stücke, beſonders im Fache der komiſchen Oper, wurden mit vielem Beifall aufgenommen, obgleich es ihnen an kunſtvoller Auffaſſung und Durchführung des Planes und gefälliger Abrundung von Sprache und Rhythmus öfters mangelt. Er wußte beſonders das Komiſche in den Erſcheinungen des gewöhnlichen Lebens hervorzuheben und verband mit einem liebenswürdigen Charakter als Menſch auch großen Scharfblick in Auffaſſung der eigenthümlichen Seiten des Lebens und eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens. Seine Opern wurden von Gretry, die meiſten von Monſigny componirt. Eine Geſammtausgabe ſeiner dramatiſchen Werke erſchien unter dem Titel: „Oeuvres dramatiques de M. Sédaine“ (Par. 775. 4 Voll.) und ſeine kleineren Gedichte, welche größtentheils aus ſatyriſchen Epiſteln, lyriſchen Gedichten und Chanſons beſtehen, ſind in den „Oeuvres et Poësies de Mons. Sédaine“ (Par. 1760) enthalten. Im Jahre 1768 ward er zum Mitgliede der Akademie aufgenommen und ſtarb 1791 zu Paris. (Vergl. über ihn die Schrift der Fürſtin von Salm: „Eloge historique de Mons. Sélaine“.) 81.

Sedativſalz, Saſſolin (ariſmatiſche Borarſäure, Mohs), lat. al sedativum; franz. acide boracique; engl. sassoline, eine in der Natur vorommende, im Borax vorzüglich, auch in einigen anderen Mineralkörpern enthaltene Säure, welche gereinigt ſalzartiges äußeres Anſehen beſitzt, beſteht aus weißen, glasartig glänzenden, ſchuppigen, glimmerartig theilbaren Blättchen, die ſich etwas fettig anfühlen, von großer Weichheit und 1,4—1,5 ſpecifiſchem Gewichte ſind, beſitzt ſchwachſäuerlichen und nachher bitterlichen Geſchmack, enthält 56 Theile Borarſäure und 44 Theile Waſſer und wird an den heißen Quellen auf den liparifchen Inſeln, bei Siena und einigen anderen Orten Italiens gewonnen. Man gebraucht die Säure in der Medicin. 76.

Sedlitz, ſ. Saidſchütz.

See, lat. lacus; franz. lac; engl. lake, see, iſt eine größere oder kleinere rings vom Lande eingeſchloſſene Waſſermaſſe. Doch hat der Sprachgebrauch viel Schwankendes; denn obwohl man den See und die See unterſcheidet und letztere mit Meer gleichbedeutend braucht, ſo pflegt man doch auch oft einen S. Meer zu nennen, wie z. B. das kaſpiſche Meer. Kleinere durch Kunſt angelegte Seen nennt man Teiche. Überall auf der Erdoberfläche finden ſich Seen, die Mehrzahl aber in nördlichen Diſtricten und namentlich in Nordamerika am Häufigſten, welches ſeinen Grund darin hat, daß in jenen Gegenden die Niederſchläge größer und ununterbrochener ſind, in den wärmeren Ländern aber die Hitze die Verdunſtung weit größer macht. Die meiſten Seen ſind wohl bei Bildung der jetzigen Erdoberfläche ſchon entſtanden; andere haben ſich in Folge ſpäterer Revolutionen geſammelt und noch jetzt bilden ſich neue durch Erdfälle, Vulcane, Erdbeben, Bergſtürzen und dergl. Ganze Länder, wie Böhmen, Siebenbürgen ꝛc., waren ehedem mit Waſſer bedeckt; faſt alle Thalbaſſins waren Waſſerbehälter, bevor vulcaniſche oder neptuniſche Urſachen die Schranken durchbrachen, wo die Waſſer ſich in die Ebenen goſſen, die mitgeſchwemmten Geſchiebe aufhäuften und ſich ſo zuweilen von ſelbſt jeder ein Seebecken bildeten. Die Ufer der Seen ſind ſehr verſchieden; die der größeren ſind, wie die Küſten des Meeres, zum Theil flach, zum Theil felſig und

steil, an manchen Stellen aber auch sumpfig; die der kleineren sind meistens morastig. Eben so verschieden sind auch ihre Höhe über der Meeresfläche, ihre Größe, Gestalt und Tiefe. In den Gebirgen, besonders am Fuße derselben und beim Anfange der Thäler, findet man oft in bedeutender absoluter Höhe viele und große Seen (Gebirgsseen); in geringerer Zahl und von kleinerem Umfange sieht man sie in bergigem Lande auf Höhen und Bergzügen (Bergseen), am Häufigsten in flachen Niederlanden, die ehemals Meeresgrund waren (Landseen). Die meisten Seen haben sichtbare Zu- und Abflüsse und man unterscheidet daher solche, die sich durch Quellen oder Bäche bilden und aus denen das Wasser durch einen größern Bach oder Fluß abgeführt wird; solche, die sowohl ihren Zufluß als auch ihren Abfluß einem oder mehreren fließenden Gewässern verdanken; solche, die einen sichtbaren Zufluß und keinen sichtbaren Abfluß haben; solche, bei denen das Entgegengesetzte stattfindet; solche, die weder sichtbaren Zufluß noch Abfluß haben, und endlich solche, die sich periodisch füllen und eben so wieder versiegen. Die Füllung der letzteren, deren es nur wenige gibt, geschieht wahrscheinlich wie bei den periodischen Quellen (s. d. Art.) durch Druck und hebelartige Verbindungen mit unterirdischen Behältern und durch Ergießung in letztere erklärt sich auch wohl ihre Entleerung. Die Seen haben entweder reines sogenanntes süßes oder mit mineralischen Stoffen mehr oder weniger gesättigtes Wasser. Meistens haben die kleineren und namentlich die Gebirgsseen, besonders wenn sie geschmolzenem Schnee und Eise ihren Ursprung verdanken, ausnehmend klares und süßes Wasser. Unter den mineralischen Substanzen ist es hauptsächlich das Kochsalz, welches sich am Häufigsten in den Seen aufgelöst findet. 40.

Seeassecuranz, s. Assecuranz.

Seebad. Das Baden in der offenen See war schon im Alterthume bekannt und mehrfach im Gebrauche. In Deutschland wurde es erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, nachdem es schon früher seit 1750 in England allgemeinere Verbreitung gefunden hatte, und die erste vollständige Badeanstalt, die ins Lebens trat, war die zu Dobberan im Großherzogthume Meklenburg-Schwerin. Man bedient sich der Seebäder besonders bei Drüsen-, Haut- und chronischen Nervenkrankheiten, so wie bei Gicht und Rheumatismus; nachtheilig werden sie dagegen vollblütigen Personen und solchen, welche lungen- oder leberkrank sind oder an irgend einem Fehler des innern Organismus leiden. Den ersten Eindruck, den übrigens das S. auf den Organismus äußert, ist scheinbar beunruhigend. Es zeigen sich Ausschläge, Anschwellungen, der Digestionsapparat wird beschwert, das Gefäßsystem durch vermehrte Aufregung afficirt. Nach und nach verschwinden diese Zufälle und der Auflösungsproceß in der Tiefe des Organismus schreitet vorwärts. Gegen das 20. — 28. Bad treten wieder heftige Erschütterungen ein, bis zuletzt das Gefühl der Ermattung verschwindet. Die Wirkung der Seebäder wird meist durch den starken Salzgehalt des Seewassers, durch die Stärke des Wellenschlags, durch Ebbe und Fluth und die Reinheit desselben bedingt; jedoch leistet auch die Seeluft, die reiner und mehr von verflüchtigter Salzsäure geschwängert ist, als die Atmosphäre auf dem Lande, so wie die ganze Vegetation der Küstenstriche ihre trefflichen Dienste dabei. Überdieß hat man auch die Lage des Bades zu berücksichtigen und in dieser Hinsicht ist namentlich eine weitere Entfernung von der Mündung eines Flusses zu wünschen, weil durch den Zufluß des Flußwassers der Salzgehalt leicht vermindert wird. Das S. nimmt man am passendsten am Spätmorgen, ohne vorher etwas oder wenigstens nicht viel genossen zu haben. Dabei hat man aber ganz denselben Vorschriften zu folgen, deren Beobachtung bei jedem Bade im fließenden Wasser rathsam ist. Man muß nämlich vorher jede starke Anstrengung des Geistes wie des Körpers vermeiden und im Falle der Körper erhitzt ist, muß man sich nach und nach abkühlen und Brust, Kopf

nd Hals mit Wasser bestreichen. Hat man dagegen kalte Hände und Füße, so uche man ihnen die natürliche Wärme zu geben. Ohne Badehemde und dergleihen gehe man in die Badewanne oder Kutschen, tauche sich schnell unter das Wasser nd wiederhole dieß, so lange man im Bade ist und in fortwährender Bewegung leiben muß. Wird man von einem Schauder befallen, so verlasse man das Wasser, trockne sich sorgfältig von oben nach unten ab und setze den Körper durch eine näßige Bewegung wieder in den natürlichen Grad der Wärme. Nach diesem genieße man das Frühstück. Indeß hat man auch Versuche gemacht, in Wannen nit Seewasser, theils erwärmt, theils im natürlichen Grade der Wärme, zu baen und besonders bei schwächlichen und furchtsamen Personen. Wiewohl nun adurch die eigentlich wirkende Kraft des Seewassers auf den Körper, der Wellenchlag, der Wechsel des Wassers, so wie die Seeluft verloren geht und bei der Erwärmung desselben die flüchtigen Theile sich vermindern, dagegen der Salzgehalt sich ermehrt, so hat man doch die Erfahrung gemacht, daß der Gebrauch derselben n manchen Krankheiten sehr heilsam war. Die Jahreszeit, in der man besonders die Ost- und Nordseebäder zu besuchen pflegt, sind die Monate Juli, August nd September. Bei der Verschiedenheit der Länder hängt die Wahl derselben von der Krankheit ab. Dasselbe gilt von der Dauer des Aufenthalts; doch selten wird man weniger als 30 Bäder nehmen dürfen. Von den Seebädern Deutschlands sind die berühmtesten an der Ostsee: Dobberan, Rügenwalde, Swinemünde, Putbus, Zoppot, Apenrade, Helgoland, Stralsund; an der Nordsee: Curhafen, Ritzebüttel, Norderney, Wangeroog. Im Allgemeinen zieht man diese wegen ihres kräftigen Wellenschlags jenen vor. Von den außerdeutschen erwähnen wir die zu Margate, Harwich, Deal, Portsmuth und Brigthon in England, die zu Triest, Genua, Nizza und Livorno in Italien, die zu Havre, Marseille und Boulogne in Frankreich, das zu Ostende in Belgien und die holländischen zu Scheveningen, Katwijk, Egmond und Zandvoort. (S. Vogel: „Über den Nutzen und Gebrauch der Seebäder" (Stendal 1794); Desselben „Baderegeln" (Stend. 1817); Mühry „Über das Seebaden und das norderneyer Seebad" (Hanover 1836). 35.

Seegesetze. Auf dem Meere gibt es keinen Besitz; es ist solches Gemeingut für Alle. Doch rechnet man dasselbe so weit, als es vom Festlande beschützt werden kann, also auf Kanonenschußweite, für Zubehör und im Besitze des Uferlandes, folglich bis dahin nicht für frei. Das Schiff, welches außerhalb dieser Besitzweite gelangt ist, ist frei und gehört seinem Volke an, dessen Flagge es führt. Es wird so angesehen, als ob es sein Land (weil dieses gleichen Antheil am Meere hat) noch gar nicht verlassen hätte. Die Grundsätze des allgemeinen Rechts unter den Völkern, so wie die besonderen Anordnungen in den Uferstaaten haben sich daher nach diesen doppelten Beziehungen zu richten. Bei Seekriegen wird die Stellung, welche die kriegführenden Parteien gegen Andere annehmen, noch besondere Vorkehrungen nöthig machen, zumal da der Dritte, Indifferente, sich an die Verhältnisse derselben nicht kehren, vielmehr so weit wie möglich mit Freund und Feind im Verkehre zu bleiben suchen wird. Hierdurch entstehen, was die Freiheit der Meere anbetrifft, zunächst die Fragen, 1) ob freies Schiff frei Gut mache und umgekehrt, unfreies Schiff auch das Gut unfrei mache; 2) ob und wie weit die Freiheit des Schiffes auf dem Meere sich verliere, als es in den Bereich der Schußweite vom Uferstaate gelangt; 3) das Recht der Neutralität zur See und 4) die damit aufs Innigste verbundene Frage über das Visitationsrecht auf dem Meere, wegen Contrebande, Matrosenpresse und vermutheter Neutralitätverletzung, z. B. wegen Zufuhr von Kriegsbedürfnissen zum Feinde u. a. Diese Fragen waren es vornehmlich, welche in den letzten Kriegen gegen das Zuweitgreifen der Briten von den neueren Völkern, besonders den Amerikanern, Franzosen und nordischen Seemächten zu Gunsten der Freiheit bejahet und

verschieden werden. Die Schuld in diesen Fällen besteht darin, daß der Thäter sich in Umstände versetzt hat, welche ihn unfähig machen, seine Pflicht zu erfüllen, oder daß er sich zu leichtsinnig benahm. Es darf nie Strafe eintreten, wenn der Thäter sich in Gefahr begeben und auf das Glücklichste sich Jemand gerettet hat, wenn er sich aber in Gefahr begeben, um Jemand zu retten, und es ist ihm dieß nicht gelungen, so kann eine Strafe nach den vorgenannten Umständen zu bestimmen sein. Ist Jemand in Gefahr, sich selbst zu tödten, und Jemand kommt ihm zu Hilfe und in Verfolgung dessen kommt Jemand um, so ist Ersterer nicht zu bestrafen. Die Strafe ist nach den Umständen zu bestimmen. Wenn Jemand in Gefahr ist, sich zu tödten, und Jemand kommt ihm zu Hilfe, und in Verfolgung dessen kommt Jemand um, so ist Ersterer nicht zu bestrafen. Die Strafe ist nach den Umständen zu bestimmen. Wenn Jemand in Gefahr ist, sich zu tödten, und Jemand kommt ihm zu Hilfe, und in Verfolgung dessen kommt Jemand um, so ist Ersterer nicht zu bestrafen. Die Strafe ist nach den Umständen zu bestimmen.

Gesetzbücher, welche sich von Handel und Verkehr, und welchen sie beherrschenden Grundsätzen, hauptsächlich in den Handelsstädten Italiens, Frankreichs und Deutschlands unter den besonderen Verhältnissen und, weniger durch eine Codification, als durch Sammlung der Gewohnheiten und Gebräuche, durch Verordnungen und Statuten der Consulate, Zünfte, Gilden und Innungen, durch Urtheile und Entscheidungen der Handelsgerichte, Zunft- und Innungsgerichte, Consulate und Seegerichte, durch Schiffs-, Seeordnungen und Seerechte, durch Wechselordnungen und Wechselrechte, durch Handelsgesetzbücher, Gesetze und Ordnungen für Messen und Märkte, durch Gesetze und Ordnungen über Versicherungen, Bodmerei, Havarie, Bankerott, Wechsel, Actien- und Commanditgesellschaften, Actien- und Commanditgesellschaften, Actien- und Commanditgesellschaften

Jahre 1808 erneuert, das Monopol des Seesalzhandels aber beschränkt und die Prämie von 10 Procent auf 5 herabgesetzt. Dafür vermehrte man die Actien à 500 Thlr. bis auf 3000 Stück. Durch den Einfall der Franzosen 1806 erlitt die Gesellschaft einen enormen Verlust, indem die ersteren die Waarenvorräthe, besonders 1807 die Salzniederlage zu Königsberg, für Staatseigenthum erklärten und confiscirten. Doch erholte man sich wieder und so besteht die Gesellschaft, deren Privilegium im Jahre 1808 abermals verlängert wurde, gegenwärtig noch. Allein sie findet im Seehandel nicht volle Beschäftigung und gibt sich mehr mit ins Große gehenden Unternehmungen aller Art ab. 24.

Seehund, s. Robben.

Seekrankheit, lat. nausea; franz. mal de mer; engl. sea-sickness, besteht in einem mehrere Tage fortdauernden, periodischen Erbrechen aller Speisen und Getränke, verbunden mit anhaltender Übligkeit. Damit findet unwillkührlicher Abgang des Stuhls und Urins statt; der Kranke ist genöthigt fast beständig zu liegen, indem, wenn er sich aufrichten will, er sogleich von Neuem sich brechen muß; hierbei ist er höchst passiv und willenlos, läßt Alles mit sich machen und liegt bewegungslos da. Dieses Übel befällt die Meisten, die das erste Mal zu Schiffe gehen, und tritt gewöhnlich ein, sobald das Schiff in die offne See gelangt; in der Regel dauert es nur einige Tage, bei Anderen länger, ja fast die ganze Zeit ihrer Seefahrt hindurch; bei Manchen kehrt es bei heftigem Sturme wieder; nur Wenige verschont es ganz; auch befällt es nicht selten Diejenigen von Neuem, die eine zweite und dritte Seereise antreten. Dieser höchst beläſtigende Zufall entsteht aus mehreren, gleichzeitig zusammentreffenden ungewohnten Einflüssen. Der bedeutendste derselben ist die fortdauernde schaukelnde Bewegung des Schiffes; dann der Schwindel, welcher entsteht, wenn man auf dem Verdecke steht und die Augen auf die ungeheure Wasserfläche richtet; endlich der schlechte, Ekel erregende Geruch im Schiffsraume. Die Heilmittel, die man gegen dieses Übel vorgeschlagen hat, können, da die Ursachen nicht zu heben sind, von keiner großen Wirksamkeit sein. Außer der Zeit, die endlich eine Gewöhnung an diese Einflüsse mit sich führt, hilft noch am meisten die Compression des Unterleibs und das beständige Verweilen auf dem Verdecke in freier Luft; ferner die horizontale Lage, zu der die Krankheit schon an und für sich nöthigt; endlich muß man sich zum Essen und Trinken nöthigen, wodurch, obgleich man im nächsten Augenblicke Alles wieder ausbrechen muß, die Anstrengungen des Brechens doch bedeutend vermindert werden. 39.

Seeland, s. Niederlande und Dänemark.

Seele, griech. ψυχή; lat. anima; franz. ame; engl. soul, mind, nennen wir das geistige Princip in den organischen Körpern, welches die Bedingung ihres Lebens und ihrer Thätigkeit in sich enthält, über dessen nähere Beschaffenheit wir aber nur Vermuthungen und Hypothesen aufstellen können. Wir fühlen wohl das Dasein der S., aber wir kennen nicht ihr eigenthümliches Wesen; wir finden wohl in ihr etwas vom Körper Unterschiedenes, aber wir wissen weder, ob sie eine Entwickelung aus ihm oder ein mit ihm verbundenes besonderes Wesen ist; wir erkennen wohl ihre Äußerungen und Wirkungen, aber die Art ihrer Verbindung mit dem Körper ist uns unbekannt; wir bemerken wohl eine hervortretende Äußerung in bestimmten Theilen des Körpers, aber über ihren eigentlichen Sitz wissen wir nichts; wir sehen wohl die Folgen ihrer Abscheidung vom Körper, aber über ihr weiteres Bestehen urtheilt nur der Glaube. Wenn daher auch im Allgemeinen die gewiß richtige Ansicht die verbreitetste ist, daß die S. ein mit dem Organismus des Körpers auf das Innigste verbundenes geistiges Wesen ist, das mit demselben sich verbindet und wieder von ihm scheidet, so ist es doch kein Wunder, daß im Einzelnen die verschiedensten Ansichten und Meinungen darüber hervorgetreten sind. Denn während man stets schon darüber stritt, ob die S. an sich etwas

Materielles oder ein rein geistiges (spirituelles) Wesen sei, mußte noch die Frage über den Ursprung der S. manche Untersuchungen und Verschiedenheiten der Meinungen veranlassen, so daß die Einen an eine Präexistenz (s. d. Art.), Andere an eine Emanation (s. d. Art.), Andere an eine besondere Erschaffung bei der Bildung des Körpers (s. Creatianer), noch Andere an eine Übertragung von den Eltern durch die Zeugung (s. Traducianer) dachten und aus der erstern Ansicht sich der Glaube an eine Seelenwanderung (s. d. Art.) entwickelte. Eben so haben die verschiedenartigen Äußerungen der S. die Fragen veranlaßt, ob in jedem Körper mehrere Seelen vorhanden seien, oder die S. aus verschiedenen Grundkräften bestehe, oder endlich Alles nur als verschiedene Modificationen derselben Seelenthätigkeit sich darstelle. Am wenigsten hat man über die Fortdauer der S. gestritten, obwohl über die Art und Weise derselben die Meinungen ebenfalls stets sehr verschieden gewesen sind (s. Unsterblichkeit). Halten wir uns an die einfachste und begründetste Annahme. Nach derselben ist die S. ein einfaches immaterielles Wesen, welches theils die Lebensthätigkeit des Organismus bedingt, theils in einer Anzahl von Äußerungen sich darstellt, welche als Formen der gesammten Thätigkeit unter dem Namen Seelenkräfte begriffen werden. In ersterer Hinsicht schreiben wir jedem animalischen Wesen eine Seele zu; in letzterer müssen wir vorzugsweise nur den Menschen betrachten, bei dem das seelische Leben am Ausgebildetsten sich darstellt. Leben ist das Grundwesen der S.; dieses stellt sich aber in doppelter Art dar, passiv als Empfangen, Erregtwerden, Behalten; activ als Verarbeiten, Schaffen, Wollen. So schreiben wir der S. in ersterer Beziehung Erkenntniß- und Vorstellungsvermögen, Gefühl, Gedächtniß mit der Erinnerung, in letzterer Verstand und Vernunft (Urtheilskraft, Reflexion, Abstractionskraft ꝛc.), Phantasie, Willen (Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen, Streben, Trieb ꝛc.) zu, jedes wieder in mehrfacher Weise hervortretend und besondere Arten und Grade seelischer Kräfte darstellend, je nachdem die S. sich an einem Objecte festhält oder sich ein eignes Gebilde schafft, dieses Object in seinen verschiedenartigen Seiten auffaßt oder seine Verhältnisse zu andern zu begreifen sucht, daran nach weiterer Erkenntniß strebt oder durch dasselbe zur Thätigkeit sich aufgeregt fühlt. Leider hat man aber in dieser Hinsicht theils zu vielfach die einzelnen Kraftäußerungen der S. in besondere Vermögen zerspalten, theils dieselben auf die verschiedenartigste Weise classificirt, so daß die Einheit der Seelenthätigkeit nothwendig der Erkenntniß entschwinden mußte, während jede Erscheinung seelischer Kraft nur, wie schon erwähnt, als eine Form der einen untheilbaren Seelenthätigkeit betrachtet werden muß und ihre Verschiedenheit nicht in ihr selber, sondern in dem Verhältnisse zu dem Objecte liegt, in welches sie sich jedesmal setzt. 9.

Seelenheilkunde, s. Seelenstörungen.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenstörungen (alienationes mentis) sind Krankheiten, in welchen sowohl die Lebensäußerungen der Seele, als auch die Functionen des organischen Lebens mehr oder weniger verletzt und verstimmt sind. In sofern sich diese Äußerungen des gestörten Seelenlebens durch die verschiedenen Thätigkeiten des Geistes zu erkennen geben, nennt man sie Irrwahn oder Delirium (s. d. A.), welchen fehlerhafte Sinnesempfindungen, die Erschlaffung oder die einseitige Richtung der Aufmerksamkeit, die übermäßig gesteigerte Thätigkeit der Einbildungskraft, die Schwäche des Gedächtnisses, der gestörte Wille und das leidenschaftliche Gemüth erzeugen oder modificiren und der dadurch selbst wieder in verschiedenen Formen auftritt. Alles richtige Denken beruht nämlich auf einer Anstrengung und ist nur dann möglich, wenn diese letztere anhaltend fortgesetzt und so zur Aufmerksamkeit wird. Diese Fähigkeit besitzt aber der Gestörte nicht mehr und darin

liegt der Grund seiner Irrungen. Denn kann seine Aufmerksamkeit nicht hinlänglich auf jeden Gegenstand gerichtet werden, so werden die Eindrücke flüchtig und zahlreich und die Ideen häufig, wie in der Manie (s. d. Art.); ist sie auf einen Punkt concentrirt, so erreicht sie nicht mehr die umgebenden Gegenstände und die Hülfsideen und wir haben den fixen Wahn oder die Monomanie (s. d. Art.); sind die Organe zu geschwächt, um die Aufmerksamkeit gehörig richten zu können, so daß weder eine richtige Empfindung noch ein richtiges Urtheil dasein kann, dann zeigt sich Verwirrtheit (s. d. Art.). Die Aufmerksamkeit ist bei allen Gestörten auf eine dieser drei Arten so wesentlich gehemmt, daß, wenn eine angenehme Empfindung die Aufmerksamkeit des Maniacus fesselt, wenn ein unerwarteter Eindruck die Aufmerksamkeit des im fixen Wahne Befangenen abzieht und eine heftige Bewegung die des Verwirrten erweckt, sogleich der Gestörte zu sich kommt und so lange bei sich bleibt, als er im Stande ist, seine Aufmerksamkeit gehörig zu richten und zu erhalten. Dagegen sind aber die, deren Seelenstörung sich unter der Form des Blödsinns oder Stumpfsinns (s. d. Art.) darstellt, gänzlich dieser Fähigkeit beraubt; denn bei ihnen ist keine richtige Empfindung, kein Urtheil und keine folgerechte Entschließung und Handlung möglich, da die Organe zu diesen Fähigkeiten niemals gehörig gebildet waren. — Die Veranlassungen zu S. sind wie bei den physischen Krankheiten theils körperlich, theils geistig. Indeß muß, wenn die nächsten oder erregenden Ursachen durch ihre langsame oder plötzliche Einwirkung S. erzeugen sollen, die Anlage zu diesen letzteren stets schon vorhanden sein, und zwar um so stärker, wenn jenes plötzlich geschehen soll. Fast bei allen Gestörten waren vor dem Ausbruche der Seelenstörung schon mehrere Jahre, ja vielleicht schon seit der Kindheit bestehende Unordnungen vorhanden. Die Mehrzahl derselben hat Convulsionen, Kopfschmerzen, Koliken, Krämpfe, Verstopfungen ꝛc. gehabt; einige waren dabei, neben großer Thätigkeit ihrer intellectuellen Fähigkeiten, das Spiel heftiger, stürmischer und erregender Leidenschaften; andere schon lange zuvor eben so sonderbar in ihren Ideen und Neigungen, als in ihren Handlungen; diese hatten eine ungeregelte Einbildungskraft und waren zu anhaltenden Studien unfähig; jene trieben dagegen die Hartnäckigkeit bis zum Übermaße und bewegten sich nur in einem sehr engen Kreise von Ideen und Neigungen; die meisten aber waren ohne alle moralische Energie, furchtsam, niedergedrückt, unentschlossen und gleichgültig gegen Alles, so daß es bei diesen Anlagen (prädisponirenden Ursachen) nur einer zufälligen Ursache, nur des zündenden Funkens bedurfte, um die Seelenstörung hervortreten zu lassen. Betrachten wir ohne weitere Eintheilung diese Ursachen im Einzelnen, so ergibt sich, daß 1) ungewohnt klimatische Einflüsse besonders ungünstig auf den Menschen wirken, so z. B. die in die mittägigen Provinzen Spaniens gehenden Auvergnaten mit Melancholie oder Manie zurückkehren; 2) das Alter der verschiedenen Perioden zu Entwickelung von S. Gelegenheit darbietet, z. B. der Blödsinn auf die Kindheit, die Manie auf das Jünglingsalter, die Melancholie und die Verrücktheit auf das männliche, so wie die Verwirrtheit auf das Greisenalter kommen; 3) vom Geschlechte ausgehende eigenthümliche, vorzüglich physische Ursachen einwirken; 4) unter den Temperamenten besonders das cholerische zur Manie prädisponirt, das sanguinische zur Manie, Melancholie und Verrücktheit und das melancholische zur Melancholie geneigt macht, dagegen das phlegmatische sich mit Manie und Verrücktheit verbinden und Verwirrtheit daraus entstehen kann, besonders wenn sich damit Neigung zur Apoplexie verbindet; daß 5) das Gewerbe in dieser Hinsicht ebenfalls Einfluß hat, indem z. B. Arbeiter, die sich den brennenden Strahlen der Sonne, dem Kohlendampfe aussetzen, die, welche unter dem Einflusse der Metalloxyde leben, besonders zu S. geneigt sind; endlich 6) die Lebensweise und deren Unordnungen und Ausschweifungen mit dem Gewerbe, der

Erziehung, den Sitten und selbst der Regierungsform, so wie wieder die Frequenz der S. mit den Lebensweisen in genauem Verhältnisse stehen. Was nun die Seelenheilkunde, psychische Heilkunde, Psychiatrie, nämlich die Behandlung psychischer Krankheiten betrifft, so hat dieselbe allen Wechsel erfahren, dem nur je die ärztlichen Theorien unterworfen gewesen sind. Aderlässe sind verschwendet worden durch die große Zahl derer, die das Steigen des Blutes in das Gehirn als Hauptursache der S. angenommen haben; die Humoralpathologen wollten durch die Kraft der Abführmittel die schwarze Galle, die ihnen für die Quelle aller Krankheiten galt, herausbefördern und der Empirismus hat einmal um das andere diese beiden Mittel und noch überdieß die Anwendung von Sturzbädern, kalten Bädern ꝛc. vorgeschrieben; ja man hat gerathen, die Verrückten zu schlagen, sie mit schweren Ketten zu belasten, sie durch Leiden aller Art zu bändigen zu suchen; bis man in der neuesten Zeit zu der Überzeugung gekommen ist, daß Milde und Sanftmuth mächtiger als Eisenbande wirken. Jedoch wurden noch an den meisten Orten die Geisteskranken mit der äußersten Rohheit behandelt, als der berühmte Pinel in Frankreich („De l'aliénation mentale" Paris 1801) anfing zu Gunsten dieser Unglücklichen seine Stimme zu erheben; vor seiner Beredsamkeit fielen ihre Ketten. Die Verwaltungsbehörden, durch die Schriften dieses großen Mannes aufgeklärt, unterstützten aus allen Kräften seine edelmüthigen Pläne und die großen Anstalten der Hauptstadt (Paris) fühlten zuerst die Wirkungen dieser wohlthätigen Verordnung. In Italien erwarben sich Chiarugi („Della pazzia" Flor. 1795); in England Arnold („On insanity, lunacy or madness" Lond. 1798) und Crichton „On mental derangement" Lond. 1798), in Deutschland Weickard („Philosophischer Arzt" Frankf. 1782. 3 Bde.); Hoffbauer („Untersuchung über die Krankheiten der Seele", Hanov. 1802—1803) und Reil („Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen", Halle 1803) große Verdienste um die Seelenheilkunde und ihnen haben sich in neuerer Zeit in Italien Gualandi, in England Cox („Beobachtung über den Wahnsinn"; aus d. Englischen; Stendal 1800); Haslam („Practical observ. on the insanity etc.", Lond. 1813); Wright, Combe und Halloran („An inquiry into the causses producing the extraordinary addition of the number of insane together etc.", Lond. 1810); in Frankreich Esquirol und Pariset; in Deutschland Horn, Langermann („De methodo cognoscendi curandique animi morbos stabilienda", Jen. 1797); Heinroth („Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens ꝛc. und ihrer Behandlung", Leipz. 1818); Nasse, Jacobi, Amelung, Bird, Friedreich ꝛc. rühmlichst angeschlossen. — Die Mittel, die man zur Behandlung der S. vorgeschlagen hat, sind vielerlei Art. Die einen haben zum Zwecke, das kranke Organ durch die Ausübung seiner Functionen selbst anders zu stimmen, und diese bilden das, was man die moralische Behandlung genannt hat; während die anderen Mittel zum Zwecke haben, durch ihre unmittelbare Wirkung auf die Körpertheile anders zu stimmen, so daß hierdurch die medicinische, physische, pharmaceutische Behandlung begründet wird. Indeß ist die Heilung Geisteskranker nur dann möglich, wenn sie von ihren Familien und ihren Gewohnheiten entfernt werden, was denn nun auch die Irrenanstalten (s. d. Art.) nothwendig machte. Nur wenn der Kranke gegen die Einsamkeit einen Widerwillen empfindet, die Eindrücke leicht auf ihn wirken; wenn ferner ihm noch ein großer Theil seines Bewußtseins geblieben ist, oder er lange leichte Zwischenräume hat und sich derselbe in seinem Hause, mitten im Kreise seiner Verwandten und Freunde gefällt, dann ist die Entfernung desselben aus seinem Hause nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich, weil dadurch die Seelenstörung oder die fixen Ideen der Kranken nur noch mehr vermehrt werden würden. 28.

Seelenverkäufer nennt man überhaupt solche, welche Menschen für Geld in die Gewalt Anderer bringen, vorzüglich also die Sklavenhändler. Insbesondere gab es früher in Holland eine Classe Menschen, welche durch Versprechungen oder Gewalt junge Leute für den Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie in Indien anwarben und dafür von dieser eine gewisse Summe ausbezahlt bekamen. 30.

Seelenwanderung, Metempsychose, ist ein unter allen Völkern weit verbreiteter, tief aufgefaßter, in das Leben einzelner Nationen innig verwebter und viele Schwierigkeiten in der philosophischen Weltbetrachtung zu lösen geeigneter Gedanke. Die älteste Ansicht ist wohl die gewesen (und sie ist auch die einfachste), daß die menschliche Seele nach einem gewissen Zeitraume wiederum in einen menschlichen Körper, der je nach dem tugendhaften oder lastervollen Wandel des Gestorbenen, in besseren oder übleren Verhältnissen geboren ward, übergehe. Allein schon in uralter Zeit bemächtigte sich die Speculation dieses Stoffes und verband alles Entstehen und Vergehen zu der unwandelbaren Nothwendigkeit eines Systems, nach welchem Alles die gemessene Folge eines freiwillig geschehenen Schrittes war. Die Sastra des Brahma (welche offenbar einen großen Einfluß auf die Ausbildung der späteren brahmanischen Lehre gehabt hat) verknüpft die S. mit der Weltschöpfung. Ursprünglich nämlich waren alle Wesen gut, allein Hochmuth und Neid verführten Moisasur und Rhaban böse zu werden und andere Geister zu verleiten, ebenfalls von Brahma abzufallen. Die Gottheit verstieß sie dafür in die tiefste Finsterniß; allein die Bitten der reinen Geister bewogen sie Erbarmen zu haben und 15 Welten der Buße und Reinigung zu schaffen, durch welche in Körper gebannt den abtrünnigen Geistern Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer früheren Glückseligkeit gegeben wurde. Um dieß Ziel zu erreichen, mußte jeder Geist 87 Wanderungen durch die Stein-, Pflanzen- und Thierwelt vorher machen, und hatte er diese vollendet, dann trat er erst in die Qualität des Menschen, welches die letzte Wanderung der Strafe und die erste der Prüfung ist. Wird die Seele hier bewährt gefunden, dann trägt sie Wischnu in die erste Region der Reinigung. 12000 göttliche Jahre werden bestimmt, in vier Weltalter getheilt, die Reinigung der Geister zu vollenden, und wer dann noch nicht gereinigt war, der blieb in der ewigen Finsterniß. Im ersten Weltalter, wo Moisasur und Rhaban keine Macht über die Seelen hatten, waren 100000 Jahre zur Prüfung der Geister bestimmt und viele erlangten die verlorene Seeligkeit wieder. Im zweiten Weltalter, wo Moisasur bereits Macht zu gewinnen begann, waren es 10000, im dritten, wo des Bösen Gewalt stieg, 1000 und im vierten, wo Moisasur volle Macht hat, nur 100 Jahre, welche die Prüfungszeit bildeten; dennoch aber steigen nur noch sehr wenige zur vollkommenen Seligkeit empor. Damit aber nicht alle Geister in die Gewalt Rhaban's und Moisasur's fallen mögen, kommen von Zeit zu Zeit mit Erlaubniß der höchsten Gottheit die reinen Geister auf diese Prüfungswelten herab und theilen den Menschen die wahren Lehren und den heiligen Willen der Gottheit mit. Die 7 Welten der Reinigung erhält Wischnu so lange, bis alle Geister wieder zur Anbetung des ewigen Wesens in ihrer ursprünglichen Reinheit versammelt sind, wo sie dann auch wieder vernichtet werden. — Von einer andern Seite, doch aber offenbar auf die Sastra gestützt, gibt das Gesetzbuch des Menu die Lehre von der Seelenwanderung. Nach ihm nämlich entspringen alle menschlichen Handlungen aus drei Hauptquellen, aus der Neigung zum Guten (Satwa), zur Leidenschaft (Radscha) und zur Finsterniß (Tama). In der ersteren Classe geht die Seele unmittelbar zu Gott, ohne wieder geboren zu werden; in der zweiten steht das höhere edlere Sein in stetem Kampfe mit der Sünde; und in der dritten hat die Sinnlichkeit den Geist vollständig unterjocht. Diese müssen sich nun durch Wanderungen durch die Körperwelt vereinigen, welche in ihrer niedrigsten Stufe mit dem Leben als Mi-

neral und in ihrer höchsten als niedre Gottheiten sich darstellen. — Bei den Buddhisten ward die Lehre von der Seelenwanderung auf den Grundsatz gebaut, daß es Vorbereitung des Geistes sein sollte, körperlos leben zu können; daher die S. bei ihnen ein Aufsteigen vom Niedrigeren zum Höheren ist. — Ähnlich war die ägyptische Ansicht von der S., nach welcher die Seelen von Stufe zu Stufe zum Menschenleben herabgeführt wurden, aber da sie sich, obschon von guten Geistern begleitet, nicht in ihrer ursprünglichen Lauterkeit erhalten konnten, erst durch eine 3000jährige Wanderung auch durch Thierkörper wieder gereinigt werden mußten. Unter den Griechen lehrten Pythagoras, die Orphiker, Sokrates, Platon u. A. mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten eine Seelenwanderung. Auch bei den Juden war diese Lehre heimisch, wenn man gleich ihre Begriffe nicht klar kennt und im alten Testamente nicht darauf hingedeutet wird, und bei den alten Deutschen liegt die Existenz dieser Lehre gleichfalls klar vor. — Die Lehre von der S. ist eine tiefe geistreiche Anschauung des Weltlebens, und wenn sie in ihrer weitesten Ausdehnung und der starren Consequenz des Systems auch traurige und lächerliche Seiten hat, so gibt es doch auch in ihrer einfachsten und deßhalb unstreitig auch tiefsten Auffassung Seiten, die zu den erhabensten Gedanken führen und wundersam die Räthsel des Daseins deuten und lösen. 82.

Seemächte heißen diejenigen an Meeren gelegenen Staaten, welche theils für ihre politischen Interessen, theils zum Schutze ihres Handels eine Kriegsflotte halten. 30.

Seemeile, s. Meile.

Seeräuber, Corsar, Pirat ist im Grunde nichts Anderes als der gemeine Räuber; das Gewagte des Unternehmens, der Umfang desselben, indem es ohne sichere Schlupfwinkel und ohne vielfältige Theilnehmer und Partierer nicht betrieben werden kann, die davon fast unzertrennlichen Grausamkeiten und endlich die Schwierigkeiten den Räuber zu verfolgen, machen aber den Seeraub zu einem der gefährlichsten und gehässigsten Verbrechen, welches unbedingt mit dem Tode bestraft wird. Man hat das Unternehmen mit dem des Capers oder Freibeuters vergleichen wollen. Allein diese leben in einem Rechtszustande; der S. aber nicht. Der Caper, wie der Freibeuter auf dem Lande, ist von einer der kriegführenden Mächte, deren Unterthan er ist, ermächtigt, dem Feinde auf seine eigene Hand Abbruch zu thun, dessen Schiffe anzuhalten und wegzunehmen; er ist jedoch dabei die Gesetze des Völkerrechts und des Kriegs auf das Strengste zu beachten pflichtig. Nicht so verhält sich der S.; dieser lebt völlig im rechtlosen Zustande. Er fällt auf eigene Hand ohne irgend einen auch nur scheinbaren Rechtsgrund das schwächere Fahrzeug an, plündert solches oder nimmt es ganz. Ein solches Verfahren ist von gegenseitigen Grausamkeiten unzertrennlich. Es kommt nun darauf an, ob der S. sichere Schlupfwinkel hat, oder ob er zur fortgesetzten Verstellung seine Zuflucht zu nehmen genöthigt ist. Im letztern Falle oder, wenn das angegriffene Fahrzeug sich wehrt, wird nicht selten die Mannschaft über Bord geworfen und das geplünderte Schiff versenkt. Hat der Corsar unter irgend einer angenommenen Flagge sich genähert, so besteht das Signal der Aufforderung sich zu ergeben mehrentheils im Aufstecken einer schwarzen Flagge zum Zeichen des außerdem nicht zu vermeidenden Kampfes auf Leben oder Tod. Dafür ist es als Fall der gerechten Nothwehr gegen den überwundenen S. erlaubt, die Mannschaft zu tödten, welches häufig auch geschieht. Außerdem, zumal wenn blos auf den Räuber Jagd gemacht wird, weil man ihn kennt, wird die Mannschaft im nächsten Hafen den Gerichten übergeben. Die Seeräuberei kommt gewöhnlich nur in der Nähe der Küsten vor. Am Häufigsten wird sie in den ostindischen Gewässern und im Mittelmeere betrieben. Auf den griechischen Inseln hat sie von dem in der ältern Geschichte bekannten Seeräuberkriege, welchen Pompejus vor unserer

Zeitrechnung beendigte, bis jetzt nicht völlig ausgerottet werden können. Nicht so recht, sondern mit einigem Anstriche von Recht, verhielt sich in den letzteren Jahrhunderten auf den Antillen die unter dem Namen der Flibustier (s. d. Art.) bekannte republikanisch organisirte Gesellschaft. Die Barbaresken oder sogenannten Raubstaaten an der Nordküste von Afrika, Tunis, Tripolis und früher Algier, werden gewöhnlich auch der Seeräuberei beschuldigt; ihr zwar auf unrichtigen Ansichten von vermeintlicher Herrschaft über die Meere beruhendes Treiben bestand jedoch (gleich den Beschuldigungen der Räubereien gegen die Ritter im Mittelalter) mehr in einer erzwungenen Abgabe (Tribut) von den Nationen, welche ihre Meere beschiffen, bei deren Verweigerung dann erst Gewalt durch Plünderung angewendet wird, also doch gewissermaßen in der Anerkennung eines Rechtszustandes, welcher dem eigentlichen S. fremd ist. 24.

Seerecht, das Recht zur See, besteht in der Anwendung der Rechtsgrundsätze, theils auf die Schifffahrt überhaupt, theils besonders auf die Verhältnisse der schiffenden zu kriegführenden Mächten. Beide Arten des Rechtszustandes gründen sich auf den Hauptsatz, daß das Schiff im See seiner Nation (deren Flagge es führt) angehöre und solche repräsentire. Zur erstern Art gehören mehrentheils bürgerlich rechtliche Verhältnisse, oft auch nur Gewohnheiten, welche sich auf einen gewissen Gegenstand beziehen, z. B. bei Seeassecuranzen die allgemeine Übereinkunft, daß das versicherte Fahrzeug verloren gegeben wird und die Assecuranz zu fordern ist, wenn solches 3 Monate über die Bestimmungszeit ausgeblieben war und man während dem keine Nachricht davon erhalten hatte; ferner die Gewohnheit, daß kein Versicherer auf ein Schiff, welches vom Eigenthümer selbst, nicht aber von einem besondern Capitain geführt wird, zu zeichnen sich entschließt, und wenn er in dem Stücke hintergangen worden, nicht verbindlich ist, u. a. Zu den geschriebenen Gesetzen der Art gehört das rhodische Schifffahrtsgesetz (s. Haverei). Was die Beziehungen der Schiffer zu den kriegführenden Mächten anbetrifft, so werden gewöhnlich von den letzteren beim Ausbruche eines Seekrieges die Bedingungen bekannt gemacht, unter welchen und wie weit sie den Handel der Neutralen zulassen würden. Im Übrigen gilt die Regel der gewissenhaftesten Neutralität, welche sich dahin ausdehnt, daß man keine Partei durch irgend eine Zufuhr von Kriegsbedürfnissen unterstützen dürfe. Man hat verschiedene Sammlungen der im Seewesen vorhandenen Gewohnheiten sowohl als geschriebenen Gesetze und Verordnungen. Unter den Neueren waren es die Briten, welche zuerst die verschiedenen Verordnungen wegen der Schifffahrt in einen Seecodex aufzunehmen anfingen. Ihnen folgten die Italiener im XVI. Jahrh. mit einer Sammlung der älteren und neueren Seerechte, welche (1599) zu Venedig unter dem Titel: „Consolato del mare“ herauskam. Die Hansestädte hatten ihr lübisches und wisbysches Seerecht, und die Franzosen den „Code Louis Martin“ und die oleronischn Gesetze. Die nordamerikanischen Vereinsstaaten haben es in der Aufstellung und Ausübung der Grundsätze möglichster Freiheit der Meere und der Schifffahrt am Weitesten getrieben. Eine besondere Maxime bestand im letzten Seekriege zwischen Frankreich und England in einer gewissermaßen zuvorkommenden Repressivmaßregel, indem sie ihren Unterthanen allen Handel mit den kriegführenden Mächten untersagten und daher die Schiffe der letzteren, wenn sie doch in ihren Häfen erschienen, anhielten (mit Embargo belegten), welches jedoch, anstatt vorzubeugen, einen kurzen Krieg mit England veranlaßte. — **Seegerichte** sind Gerichte, vor welche solche Angelegenheiten gehören, die das Seewesen und die Schifffahrt angehen oder, im Binnenlande, die Landseen betreffen. 24.

Seetaufe ist eine Belustigung, welche sich die Matrosen eines den Äquator passirenden Schiffes mit denjenigen Passagieren machen, welche den Äquator noch nie überschritten haben. Es werden dabei eine Menge Ceremonien und Späße ge-

macht, die betreffenden Passagiere auf dem Verdecke zusammengestellt und unter dem Jubel der Matrosen mit Seewasser überschüttet, wofür diese dann auf Kosten der Getauften sich lustig machen. Eine nähere Beschreibung liefert Maltens „Weltkunde" (1835. 2. Hft.). 30.

Seetzen (Ulrich Jaspar), ein berühmter Reisender, wurde zu Sophiengroden in der Herrschaft Jever, wo sein Vater als Landmann lebte, am 30. Jan. 1767 geboren, erhielt eine gute Erziehung und besuchte, nachdem er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in Jever gelegt hatte, die Universität in Göttingen, wo er in den Jahren 1785 Medicin und außerdem eifrig Natur- und Cameralwissenschaften studirte. Schon hier faßte er den Plan, einst Afrika und Asien zu bereisen, und suchte sich alle dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Nach Beendigung seiner Studienjahre bereiste er Deutschland und Holland und las alle Schriften über Afrika und den Orient, um sich auf seinen Reiseplan zweckmäßig vorzubereiten. Durch Blumenbach in Göttingen wurde er deßhalb an den Baron von Zach empfohlen, der ihm nicht nur auf der Sternwarte zu Seeberg in den nöthigen astronomischen Kenntnissen unterrichtete, sondern ihm auch von dem Herzoge Ernst von Gotha und dem Kaiser von Rußland eine Unterstützung an Geld und mathematischen Instrumenten auswirkte. Nachdem er noch zum Kammerassessor von Anhalt-Zerbst ernannt worden war, trat er am 13. Juni 1802 von Jever aus seine Reise in Begleitung des Chirurgen Jacobsen an, begab sich über Wien auf der Donau nach Bucharest und von hier über den Hämus nach Constantinopel, wo er am 12. Dec. ankam und sich 6 Monate aufhielt, reiste alsdann zu Lande nach Smyrna, ließ daselbst seinen erkrankten Gefährten und gelangte mit einer Karawane am 23. Nov. 1803 nach Haleb, wo er über ein Jahr verweilte und die arabische Sprache lernte. Nachdem er im April 1805 Damaskus erreicht hatte, reiste er in morgenländischer Kleidung und unter dem Namen Musa durch Syrien und Palästina, besuchte das alte Trachonitis und Auranitis, gelangte bis an die südlichen Grenzen des steinigten Arabiens und kehrte hierauf nach Damaskus zurück, um die Landschaften am Libanon und Antilibanon zu untersuchen. Er wohnte deßhalb mehrere Wochen in einer Felsengrotte jenes Gebirges, bestieg die Gipfel desselben, durchforschte die Ruinen von Baalbeck und unternahm am 19. Jan. 1806, als arabischer Scheich gekleidet, mit nur einem Gefährten die Reise an die östliche Seite des Hermon, des Jordan und des todten Meeres, besuchte Hasbeia (Cäsarea Philippi) und den See von Tiberias und brachte längere Zeit fast nur in Lumpen gehüllt, barfuß und oft unter freiem Himmel schlafend zu. Er fand hier die Ruinen des ehemals so berühmten Abil, so wie die bis dahin unbekannten Trümmer von Dscherrasch (sonst Gerasa), welche an Pracht mit denen von Baalbeck und Palmyra wetteifern, und die Überreste von Amman (später Philadelphia) auf, gelangte im März nach Karrak, umging das südliche Ende des todten Meeres, erreichte am 7. April Jerusalem, ging von hier nach Jaffa und Acre ab, wo er sich bis zum Ausgange des Jahres aufhielt, kehrte dann nach Jerusalem zurück, reiste von hier im März 1807 nach Hebron, überging alsdann das Ti-Gebirge und erreichte nach einer zwölftägigen Wanderung durch die Wüste den Gipfel des Horeb und Sinai. Nachdem er über Suez nach Kahira gelangt war, verweilte er daselbst über 2 Jahre, sammelte während dieser Zeit 1574 Handschriften, 3636 Alterthümer nebst vielen zoologischen, botanischen und mineralogischen Merkwürdigkeiten, bereiste im Mai 1808 die Provinz el Fajum und sah die Pyramiden von Gizé, die Ibis- und Mumiengrotten bei Sakkara, so wie den großen Landsee Birket el Karun. Jetzt trat er auch, um nach Mekka und Medina reisen zu können, wenigstens äußerlich zum Islam über, untersuchte hierauf den früher vorhandenen Canal zwischen dem Nil und dem rothen Meere, unternahm im Juni eine Reise zur See nach Jenkua und Dschidda, besuchte als Pilger

Mekka, wo er am 8. Oct. ankam, ging von hier nach Medina und nahm eine Ansicht dieser Stadt und ihrer Umgebung, so wie einen Grundriß von dem Tempel und einige Zeichnungen von der Kapelle des heiligen Grabes auf. Bei einer zweiten Anwesenheit in Mekka entwarf er ebenfalls einen Plan von der Moschee des Propheten, von der Stadt, eine Charte von der Umgegend und mehrere Zeichnungen von wichtigen Einzelheiten. Hierauf reiste er im März 1810 zur See nach Jemen und ging zu Lande nach Aden, von wo er auf einem von Europäern noch nicht betretenen Küstenpfade den Weg nach Mocha einschlug. Allein nachdem noch ein vom 17. Nov. 1810 datirter Brief an den Minister von Lindenau in Gotha angekommen war, blieben plötzlich alle weiteren Nachrichten von ihm aus und erst im Jahre 1815 erhielt der Orientalist Hammer durch einen englischen Reisenden von Mocha aus die Kunde, daß S. im October 1811 in der Nähe von Taes plötzlich gestorben sei, wie man vermuthe, von dem Imam von Sana vergiftet, von welchem S. seine durch denselben mit Beschlag belegten Habseligkeiten habe wieder fordern wollen, eine Nachricht, welche durch eine spätere, über Bombay aus nach England gelangte im Ganzen bestätigt wurde. Das Tagebuch seiner orientalischen Reisen befindet sich nebst den dazu gehörigen Charten in den Händen des Professor Kruse in Dorpat und da der Professor Senkorosky in Petersburg die Erklärung aller die Kenntniß des Arabischen erfordernden Gegenstände, der Professor Brandis hingegen die Auseinandersetzung der astronomischen Bestimmungen übernommen hat, so wird die Herausgabe dieses Tagebuches viele wichtige Aufklärungen, besonders über Geschichte, Geographie und Statistik, darbieten, da es sich durch die Sorgfalt, die Menge und Wichtigkeit der Nachrichten selbst vor den Reiseberichten Burkhardt's und Richter's auszeichnet. Außerdem verdankt Gotha noch S. die Begründung der reichen Sammlung orientalischer Handschriften, deren Anzahl auf 2000 Stück gestiegen ist. 81.

Seeuhr, s. Uhr.

Seewasser, s. Meer und Wasser.

Seewissenschaften nennt man den Inbegriff aller Kenntnisse, welche einem tüchtigen Seemanne zu wissen nöthig sind; dazu gehören: die Schiffbaukunst, die Kenntniß der Mittel, das Schiff in Bewegung zu setzen und in Ruhe zu erhalten oder die Regierung des Schiffes, die Anwendung dieser Mittel auch bei mehreren Schiffen oder bei einer ganzen Flotte oder die Seetaktik, die Schiffahrtskunde und die Steuermannskunst. Hiermit verbindet sich die Seefortification oder die Kunst Festungswerke zur Vertheidigung von Häfen und Küsten anzuordnen und die Signalkunst. 40.

Segel, lat. vela; franz. voiles; engl. sails, nennt man die aus starker und sehr dicker Leinwand gemachten Tücher, welche an den Masten der Schiffe aufgehangen und ausgespannt werden und dazu dienen, den Wind aufzufangen und das Schiff vermittelst desselben fortzutreiben. Hinsichtlich der Form unterscheidet man die S. in viereckige, dreieckige und in Emer- oder englische S., deren Gestalt bald eine Raute bald ein geschobenes Viereck ist. Der ersten Gattung bedient man sich vornehmlich auf großen Schiffen, der zweiten auf Galeeren und kleinen Fahrzeugen, der dritten nur bei Schaluppen. Nach der Segelstange oder dem Baume, der quer am Maste hängt und dazu dient die S. zu tragen und auszuspannen, theilt man die S. in: Raasegel, welche vermittelst der Raabeuder und Stockbindsel an einen wagerechten Baum befestigt werden, der mit den Topperents horizontal oder schief, aber durch die Brassen nach der Richtung des Windes gestellt wird; Ruthensegel, auch lateinische S. genannt, welche sich an einer schrägen, sehr geneigten Ruthe befinden; Sprietsegel, welche durch eine sie diagonal ausspannende Stange (das Spriet) im Winde gehalten werden; Gaffelsegel, die an eine starke, mit dem einen ausgeschnittenen Ende am Maste befestigte Stange (Gaffel)

gebunden und unten vermittelst einer Schote angespannt werden, und auch Baumsegel, wenn sie am untern Ende einen zweiten mit der einen Spitze an dem Maste befestigten Baum haben, und Giekſegel heißen, wenn der Baum viel länger als die Gaffel ist; endlich Stagſegel, welche an den Stagen und Leitern eines großen Schiffes befestigt sind, so daß sie an denselben auf- und abgezogen werden können. Letztere erhalten noch besondere Namen, als: das Stengenſtagſegel, das Beſanſtagſegel oder der Aap, das Bramſtengenſtagſegel ꝛc. An einem Dreimaster haben die S. nach dem Unterschiede des Gebrauchs und des Ortes, wo sie stehen, noch folgende Namen: an dem großen oder mittlern Maste befinden sich das große oder Schönfahrſegel, das große Marsſegel, das große Bramſegel und das große Oberbramſegel; am Vorder- oder Fockmaste sind befindlich das Fockſegel, über demselben das Vormarsſegel, das Vorbramſegel und das Voroberbramſegel; an dem Beſan- oder Hintermaste stehen das Beſanſegel, darüber das Kreuzſegel, das Kreuzbramſegel oder das Gretien vom Deich, das Oberkreuzbramſegel; am Bugspriete sind befindlich die große oder Unterblinde, die Schiebblinde am Klüverbaume; zwischen letzterem und dem Vordermaste das Vorſtagſegel, darüber das Vorſtangenſtagſegel, worauf das große, das mittlere und das Sturmklüver folgen. Das große oder das Schönfahrtssegel und das Fockſegel heißen auch untere S., alle übrigen aber obere S. Sonst heißen auch die S. des Fockmasts und des Boegspriets Haupt- oder Vorderſegel und die S. des großen und Beſanmastes Hinterſegel. Die Vordersegel ziehen ein Schiff, die hinteren steuern es. Außerdem hat man auch noch Beiſegel, welche nur im Nothfalle geführt werden; Leeſegel, kleine Raffen oder S. in Form eines Bestecks, welche nach den Raasegeln, an denen sie sich befinden, wieder besondere Namen erhalten, als: das Marsleeſegel, das große Bramleeſegel, das Vormarsleeſegel und das Vorbramleeſegel, und endlich noch Waſſer- oder Triftſegel, welche hinten an dem Schiffe ins Wasser gehangen werden, um demselben bei stillem Wetter durch die Fluth fortzuhelfen. Die oberen S. sind allemal schmäler als die unteren und werden durch die Raabeuder an die Stangen und mit ihren Winkeln unten an die Raa der unteren S. befestigt und so ausgespannt, daß der Wind, wenn er hineinbläst, eine mäßige Höhlung darin macht. — Die Schiffer sagen: „Das Schiff ſegelt gerade vor dem Winde", wenn es dem in der Verlängerung seiner Richtung ziehenden Strome der Luft eine senkrechte Fläche (Segel) rechtwinkelig darbietet. — Unter S. gehen sagt man von einem Schiffe, wenn es durch die Stellung der S., die Kraft des Windes und die Führung der Ruder nach einer bestimmten Richtung fortgetrieben wird. — Die S. beſetzen bedeutet so viel als die S. der Wirkung des Windes aussetzen, wenn man fortsegeln will. — Die S. einnehmen oder mindern heißt dieselben beschlagen oder verkürzen, um den Lauf des Schiffes zu hemmen. — Die S. ſtreichen bedeutet die S. mit den Raaen von dem Maste herablassen, um entweder einem größern Schiffe oder einem in der Schußweite liegenden Castelle eine Art Begrüßung oder Ehrenerzeugung zu erweisen, oder es gilt als ein Zeichen, daß man die Übermacht eines andern Schiffes anerkennt und sich ihm ergeben will. 26.

Seghers ist der Name von zwei berühmten holländischen Malern, Brüdern, von denen der ältere, Gerhard S., geb. 1589 zu Antwerpen und schon sehr jung nach Rom gekommen, die Werke der berühmtesten Meister daselbst studirte und sich am Meisten den Styl Manfredi's zu eigen machte, aber nach seiner Rückkehr nach Antwerpen, da sein Styl nicht gefiel, sich zu einem so glücklichen Nachahmer von Rubens bildete, daß er mit Aufträgen überhäuft ward und eine Menge schöner Altarblätter in verschiedenen Kirchen Belgiens lieferte, unter denen die „Heirath der heiligen Jungfrau" (in der Carmeliterkirche zu Antwerpen) und eine „Kreuzigung" (in der

Digitized by Google

irche der Jeſuiten) vorzüglich berühmt ſind. Er ſtarb als inniger Freund von Rubens nd von van Dyk 1651 zu Antwerpen. — Sein Bruder, Daniel S., Schüler von ammet-Breughel, geb. zu Antwerpen 1590, trat früh in den Jeſuitenorden, elt ſich einige Zeit in Rom auf und widmete ſich hier und nach ſeiner Rückkehr zu ntwerpen vorzüglich der Blumenmalerei, die er zu einer hohen Vollendung brachte. ein Hauptwerk iſt eine Guirlande von den ſchönſten Blumen und Früchten aller ahreszeiten, in deren Mitte Rubens die heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde alte; außerdem ein Blumenbouquet von vielen Inſecten verſchiedener Art umhwärmt. Er ſtarb zu Antwerpen 1660. 16.

Segment, ſ. Abſchnitt.

Seguidilla heißt eine ſpaniſche Versart, welche aus vier Verſen beſteht, in enen meiſtentheils fünf- und ſiebenſylbige aſſonirende Zeilen abwechſeln. Man erbindet damit oft noch einen Anhang von drei Verſen, welcher Eſtribillo genannt ird und in dem ſich der erſte und letzte Vers reimen. 81.

Ségur (ſpr. Segür) (Joſeph Alexander, Vicomte de), geiſtreicher Schriftſteller, geb. 1752 zu Paris, trat früh in Kriegsdienſte, avancirte ſehr ſchnell, ward ald Oberſt und Inhaber eines Dragonerregiments und 1790 Maréchal de camp, on welcher Zeit an er ſich aber zurückzog, um ganz der ſchönen Literatur ſich zu idmen. Sein erſtes Werk, der Roman in Briefen: „Correspondance sérète entre Ninon de l'Enclos etc.“ (1790), obwohl manche Verſtöße gegen ie Zeitverhältniſſe, in welche er geſetzt war, darbietend, gefiel wegen der Leichtigeit der Diction und der feinen Darſtellung des weiblichen Herzens ungemein, und den ſo ſein zweiter Roman: „La femme jalousie“ (1791), obwohl er weniger Werth hat; doch wandte er ſich ſpäter mehr zur dramatiſchen Literatur und ſchrieb ine Anzahl Theaterſtücke für verſchiedene pariſer Bühnen, von denen „Le retour lu mari“ das vorzüglichſte iſt. Seine Gedichte ſind von geringerm Werthe. Er ſtarb den 27. Juli 1805. 16.

Ségur (Louis Philipp, Comte de), Bruder des Vorigen, beliebter Schriftſteller, ward den 10. Dec. 1753 zu Paris geboren, trat nach vollendeten Studien chon 1769 als Unterlieutenant in ein Cavallerieregiment und commandirte bereits 1776 als Oberſt ein Infanterieregiment im amerikaniſchen Kriege unter Rochambeau, fungirte dann ſeit 1783 als franzöſiſcher Geſandter in Petersburg, wo er ich die Gunſt Katharina's II., die er auf ihrer Reiſe in die Krim begleitete, im ohen Grade erwarb, die freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Frankreich wieder anknüpfte und 1787 ſogar einen vortheilhaften Handelstractat wiſchen beiden Staaten abſchloß. Beim Ausbruche der Revolution ward er Deputirter in der Nationalverſammlung, kurz darauf zum Maréchal de camp und Geſandten in Rom ernannt, jedoch, da der Papſt die diplomatiſchen Verhältniſſe mit Frankreich abbrach, als Geſandter nach Berlin geſchickt, wo er zu Gunſten Frankreichs glücklich wirkte, aber nach der Abſetzung Ludwig's XVI. ſein Amt niederlegte. Er kehrte als Privatmann nach Frankreich zurück, verlor aber durch die Revolution ſein ganzes Vermögen, wurde ſelbſt auf einige Zeit gefangen geſetzt (den 10. Aug. 1792) und ſuchte ſich und ſeine Familie durch literariſche Arbeiten zu ernähren, bis er unter dem Conſulate wieder Mitglied des geſetzgebenden Corps und ſpäter von Buonaparte aus Dankbarkeit dafür, daß er ſich für deſſen lebenslängliches Conſulat entſchieden ausgeſprochen hatte, zum Staatsrathe ernannt ward. Darauf ward er 1803 Mitglied des Inſtituts, 1805 zum Grafen erhoben, Oberceremonienmeiſter des Kaiſers, 1813 Senator und im Januar 1814 außerordentlicher Commiſſair bei der 18. Militairdiviſion. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair, da er aber während der hundert Tage ſeine ehemalige Stelle als Oberceremonienmeiſter des Kaiſers wieder übernommen hatte, nach der zweiten Reſtauration wieder aus der Liſte der Pairs geſtrichen und erſt 1818 wieder eingeſetzt. Er ſtarb

den 27. Aug. 1830. — Als Schriftſteller widmete er ſich mit beſonderer Vorliebe der Geſchichte und wenn er auch in dieſer Hinſicht nicht viel über das Mittelmäßige ſich erhob, ſo ſind doch ſeine Schriften („Décade historique ou tableau historique et politique de l'Europe de 1786 — 1796", Paris 1800. 3 Voll.; „Mémoires, souvenirs et anecdotes", Paris 1825 — 1826. 3 Voll.) zur Kenntniß vieler Verhältniſſe ſeiner Zeit ſehr belehrend. Als belletriſtiſcher Schriftſteller fand er mit ſeinem „Théâtre de l'hermitage" (Paris 1798. 2 Voll.), ſogenannt, weil dieſe Stücke urſprünglich für das Privattheater der Kaiſerin Katharina in der Eremitage zu Petersburg geſchrieben waren, „Contes, fables, chansons et vers" (Paris 1801) und „Romances et chansons" (Paris 1819) wegen ſeiner eleganten Sprache und leichten Darſtellung vielen Beifall. Seine „Oeuvres complètes" erſchienen zu Paris 1824 — 1830 in 33 Bänden, wovon die 20 erſten ſeine in mehreren Auflagen erſchienene, aber nur als Compilation zu betrachtende „Histoire universelle" einnehmen. 16.

Ségur (Paul Philipp, Comte de), Sohn des Vorigen, ebenfalls als Schriftſteller bekannt, ward 1780 zu Paris geboren, nahm ſchon früh Kriegsdienſte im republikaniſchen Heere, zeichnete ſich in Holland und der Schweitz vortheilhaft aus, ward 1802 Palaſtadjutant des erſten Conſuls und verwaltete einige diplomatiſche Sendungen nach Dänemark und Spanien, ward 1804 Inſpector der Befeſtigungsarbeiten an der Nordküſte, unterhandelte 1805 mit Mack die Capitulation von Ulm, focht dann 1806 in Italien, Deutſchland und Polen mit, ward in Polen von den Ruſſen gefangen genommen und erſt nach dem tilſiter Frieden wieder freigelaſſen, kämpfte dann an der Spitze eines Huſarenregiments, deſſen Oberſt er ward, in Spanien, begleitete 1812, zum Maréchal de camp ernannt, Napoleon als Maréchal de logis nach Rußland und kämpfte 1813 nach der Schlacht bei Hanau tapfer am Rheine und mit einem zu Tours errichteten Cavallerieregimente in mehreren Schlachten in Frankreich. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Chef des Generalſtabs der aus der alten Garde gebildeten Cavallerie, worauf er während der hundert Tage ſich zurückzog, und 1818 zum Maréchal de camp beim großen Generalſtabe, Ludwig Philipp aber den 19. Nov. 1831 zum Pair. — Wir beſitzen von ihm mehrere hiſtoriſche Werke, unter denen ſeine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" (Paris 1824. 2 Voll.) europäiſchen Ruf erlangt und nicht nur in Frankreich viele Auflagen erlebt hat, ſondern auch öfter in andere Sprachen überſetzt worden iſt; denn Niemand war zur Kenntnißnahme der ganzen Ereigniſſe geeigneter als er bei ſeiner Stellung zum Kaiſer und ſein Werk iſt daher eine der wichtigſten Quellen für die Geſchichte dieſes Feldzugs und auch in Bezug auf hiſtoriſche Kunſt von hohem Werthe, obgleich er oftmals zu ſehr dramatiſirt und manchen Widerſpruch erfahren hat. Seine übrigen Schriften ſind: „Campagne du Général Macdonald dans les Grisons" (Paris 1802); „Histoire de Russie et de Pierre le grand" (Paris 1829. 2 Voll.); „Histoire de Charles VIII, roi de France" (Paris 1835. 2 Voll.). 16.

Sehen, ſ. Auge.

Sehne, lat. chorda; franz. corde; engl. chord, heißt 1) eine gerade Linie von einem Punkte einer krummen Linie zu einem andern (ſ. Abſchnitt und Kreis); 2) ſ. Flechſe. 40.

Sehungsbogen iſt der Halbmeſſer des ſcheinbaren Horizonts eines Beobachters und alſo gleich der Entfernung der vom Standpunkte aus ſo eben noch am Horizonte ſichtbaren Gegenſtände. Der S. wird deſto größer, je höher man ſich über der Oberfläche der kugelförmigen Erde befindet, daher man, wäre man unendlich weit von der Erde entfernt, von derſelben erſt die eine Hälfte der Oberfläche überſehen könnte. 13.

Sehwinkel nennt man den Winkel, welchen zwei von den entgegengeſetzten

Digitized by Google

:nden eines Körpers nach dem Auge gezogene Linien bilden und wonach ſich jederzeit nſer Urtheil über die Größe eines Gegenſtandes richtet. Denn je weiter ein Gegen- :and entfernt iſt, deſto ſpitzer muß der Winkel werden und deſto kleiner der Gegen- :and ſelbſt erſcheinen; je näher aber dieſer kommt, deſto größer wird der Winkel :nd deſto größer erſcheint auch der Gegenſtand. Da das Erkennen der wahren Größe eines Gegenſtandes nun auf dieſe Weiſe beſchränkt iſt, ſo hat man behauptet, aß man dieſe nie zu erkennen im Stande ſei; doch gibt es eine gewiſſe Weite für eden Gegenſtand, in welcher der Schein der Wahrheit ganz nahe kommt. Der S. ſelbſt iſt ſelten größer als 45°. 30.

Sejanus, ſ. Tiberius.

Seide, lat. serica, bombyx; franz. soie; engl. silk, iſt das Geſpinnſt der Raupe des Maulbeerſpinners, eines Nachtſchmetterlings von gelblichweißer Farbe nit drei blaßbraunen Streifen über die Flügel, welcher urſprünglich aus China und Indien ſtammt. Dieſe Raupen ſehen ausgewachſen, nach viermaliger Häutung, blaßbraun aus, mit dunklerm Kopfe, leben ungefähr 7 Wochen, nähren ſich allein von Maulbeerblättern und verpuppen ſich endlich in ein länglich rundes Geſpinnſt (cocon). Hierzu gebrauchen ſie, wie alle Spinnerraupen, einen feinen Saft, der in zwei Bläschen in der Nähe des Kopfes in ihrem Innern enthalten iſt und durch zwei Öffnungen unterhalb des Mundes hervorquillt und bei den Spinnern in einen Faden vereinigt wird, welcher an der Luft verhärtet und von großer Feinheit iſt. Zuerſt legt ſie ein weitläufiges dünnes Geſpinnſt an, um den Cocon zu befeſtigen; dann ſpinnt ſie dieſen in ſeiner eirunden Geſtalt von einem einzigen gegen 1000 Fuß langen Faden und endlich überzieht ſie ihn inwendig mit einem klebrigen Safte. In ungefähr 3 Wochen entwickelt ſich der Schmetterling, der dann ſeine Hülle durchbricht, gleich darauf ſich begattet und (das Männchen ſogleich, das Weibchen, nachdem es ungefähr 500 Eier gelegt hat) ſtirbt. — Schon früh lernte man in China und Indien dieſes Geſpinnſt benutzen; in Europa war zwar die S. bekannt, doch wurden erſt unter Juſtinian die erſten Seidenwürmer nach Griechenland gebracht, von wo ſie ſeit dem XII. Jahrh. ſich weiter über Europa verbreitet haben und in der neuſten Zeit faſt in allen durch das Klima paſſenden Ländern deſſelben eingeführt und gezogen worden ſind, ſo daß der Seidenbau jetzt ſchon einen bedeutenden Zweig der Induſtrie ausmacht. In Europa, wo man die Seidenraupen nicht im Freien ziehen kann, benutzt man dazu beſonders eingerichtete Zimmer und muß bedeutende Sorgfalt auf die Fortpflanzung, das Wachsthum und das Gedeihen der Raupen verwenden; doch bleiben die Bemühungen ſelten unbelohnt. — Das ſchwierigſte und die größte Sorgfalt erfordernde Geſchäft dabei iſt das Abwinden der S. ſelbſt zu einem Faden. Denn wie der Cocon ſelbſt aus Fäden von verſchiedener Güte beſteht, ſo darf man den Schmetterling auch nicht auskriechen laſſen, weil dadurch das Geſpinnſt zerriſſen und unbrauchbar wird. Wenn daher die Raupen ſich erzeugt haben, tödtet man die Puppen durch Hitze, am Beſten durch Dampf oder heißes Waſſer, in welches man die Cocons wirft und durch welches zugleich das Geſpinnſt des Schleims beraubt (degummirt) wird. Hierauf haspelt man zuerſt das äußere Geſpinnſt ab, welches ſchlechtere S. gibt und erhält dann durch den innern Cocon den eigentlichen Seidenfaden, wovon aber meiſt 12 zuſammengehaspelt werden müſſen, um einen Faden von gehöriger Dicke zu erhalten. Zu einem Pfunde Cocons braucht man etwa 200 Stück und 12—14 Pfund Cocons geben ein Pfund reine S., welche aber, da man dreierlei Raupen (ſolche, die gelbliche, weiße und ganz weiße S. ſpinnen) unterſcheidet, an Güte verſchieden iſt. Man nimmt gewöhnlich 4 Grade an, nach welchen die Cocons in Bezug auf ihre Güte ſortirt werden. Die 1. Sorte liefert die beſte S. (Kettſeide, Organſin), die 2. die Einſchlagſeide (Tramſeide), die 3. die S. zu gröberen Stoffen, die 4., aus den dicken ſogenannten Doppelcocons, die Strick- und Nähſeide. Das äußere Ge-

ſpinnſt, das der innern Seite des Cocons, der Abfall bei Bereitung der reinen S. und die zerbiſſenen Cocons geben die Floretſeide. Vergl. Hazzi, „Lehrbuch des Seidenbaues für Deutſchland" (München 1826. 4.); Bolzani, „Wegweiſer zum Seidenbau" (Berlin 1830); v. Türk, „Vollſtändige Anweiſung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues" (Leipz. 1835. 2 Aufl.). — Die S. wird zu einer großen Anzahl verſchiedener Zeuche verarbeitet, deren Namen hier aufzuführen zu weit führen würde, zumal da deren immer neue hinzukommen; ihre Bearbeitungsart iſt übrigens nach denſelben Arten, wie die Baumwollenzeuche (ſ. d. Art.) und ſie zerfallen demnach in glatte, geköperte, gemuſterte und ſammetartige, wozu hier noch die netzförmigen (Flore) und die halbſeidenen kommen. 30.

Seidel. I. Ein böhmiſches Getreidemaß = $\frac{1}{12}$ Maßel = $\frac{1}{48}$ Viertel = 24$\frac{3}{4}$ pariſer Cubikzoll. II. Ein Weinmaß: a) zu Augsburg = $\frac{1}{2}$ Maß = 2 Quartel = 4 Achtel = 36 par. Kubikzoll; b) in Böhmen = $\frac{1}{4}$ Pinte = 24$\frac{3}{4}$ par. Cubikzoll; c) in Wien = 2 Pfiff = 17$\frac{1}{8}$ par. Cubikzoll; d) in Ungarn = 2 Rimpel (Fel-Meßely) = 21 par. Cubikzoll. III. Ein Bergwerksmaß = 4 Kübel. 26.

Seidendruck nennt man das Verfahren, die aus roher Seide gewebten Zeuge nach Art des Kattun- und Leinendrucks mit verſchiedenen Farben zu bedrucken. Einer der bekannteſten Artikel ſind die garancirten Taſchentücher oder Foulards. Der dazu beſtimmte Zeuch wird zuerſt mit Seife (und Soda) degummirt und dann mit den Mordants für Roth, Braun, Schwarz oder Violet (d. h. mit reinen oder vermiſchten Thon- oder Eiſenbeizen) bedruckt, dann getrocknet, gereinigt, ausgefärbt, in heißem Kleienbade nochmals gereinigt, in Krapp gefärbt, durch Kochen in Kleienwaſſer und durch einen Zuſatz von Zinnſalz gereinigt und geſchönt. Andere Artikel verfertigt man durch das ſogenannte Mandiniren, worunter man eine topiſche Färbung durch Scheidewaſſer oder Salpeterſäure verſteht, indem dieſe Säure der Seide eine ſchöne goldgelbe Farbe ertheilt. Alle Stellen, welche nicht gelb werden ſollen, werden mit einer Reſerve bedruckt, worauf der Stoff durch Scheidewaſſer und kaltes Waſſer gezogen wird. Iſt die Reſerve hart geworden, ſo wird er durch ein wenig verdünntes Scheidewaſſer gezogen, in fließendem Waſſer ausgerungen, mit Seife und Soda gekocht und nochmals ausgewaſchen. Dieſes Verfahren läßt ſich zur Darſtellung mannigfaltiger Farben vielfach abändern. Endlich werden auch die Seidenzeuge mit Tafeldruckfarben blos bedruckt und dann durch trockenen Dampf fixirt. 26.

Seidl (Johann Gabriel), ein trefflicher deutſcher Dichter, wurde am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, erregte ſchon früh durch ſeine Gedichte die öffentliche Aufmerkſamkeit, widmete ſich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, bereitete ſich alsdann auf ein öffentliches Lehramt vor und ward 1829 zu Cilli in Unterſteiermark Profeſſor am Gymnaſium. Als Dichter machte er ſich ſeitdem durch Herausgabe ſeiner „Dichtungen" (Wien 1826. 2 Bde.) und durch die „Flinſerle, öſtreichiſchi G'ſtanz'le, Geſang'le und Geſchicht'le" (Wien 1828. 3 Hfte.), welche ſich würdig an Hebel's alemanniſche Gedichte anreihen, bekannt. Außerdem ſchrieb er: „Schiller's Manen" (Wien 1826); „Erzählungen" (Wien 1827); „Des Gabriel Faërnus Fabeln, metriſch verdeutſcht" (Grätz 1831). Unter ſeinen dramatiſchen Dichtungen fand ſeine Bearbeitung eines Volksmärchens, ſeine Nachahmung von Scribe's „Maçou" und ein Dramolet, „Das Veilchen" allgemeinen Beifall. Zuletzt erſchienen von ihm: „Bifolien" (Wien 1836), worin er als Meiſter der Ballade und Romanze auftrat. Wenn in S.'s lyriſchen Dichtungen oft die Reflexion vor der Empfindung vorherrſcht, obgleich ſie ſonſt durch eine ganz eigenthümliche Anſchauungsweiſe höchſt anziehend ſind, ſo verbindet er dagegen als Romanzen- und Balladendichter Kühnheit und nervigkurze Kraft der Darſtellung mit einer ſeltenen Gewandtheit in Gebrauch der Sprache. 81.

Digitized by Google

Seidschütz, s. Saidschütz.

Seife, lat. sapo, smegma; franz. savon; engl. soap, nennt man im Allgemeinen jede Verbindung eines öligen, fetten oder harzigen Körpers mit einem Laugensalze, die im Wasser und Weingeiste auflöslich ist, durch Umrühren und Schütteln schäumt, sich mit fetten Unreinigkeiten verbindet und diese unter Beihülfe von Wasser aus anderen Körpern wegnimmt. Im engern Sinne versteht man unter S. vorzüglich diejenige Composition, welche der Seifensieder (lat. saponarius; franz. savonnier; engl. soap-boiler) aus einem Laugensalze und Fette macht, die zum Waschen, zum Walken der Tücher und Zeuche ꝛc. angewendet und insbesondere Wasserseife (sapo vulgaris) genannt wird. Es gibt harte und weiche S.. Letztere, welche nach ihrer Farbe auch schwarze oder grüne S. und auch, da sie schon bei der gewöhnlichen Temperatur butterartig weich ist, Schmierseife heißt, wird aus Hanf-, Lein- und Rübsenöl bereitet. Erstere ist entweder weiß oder marmorirt (jaspé oder madre) und meist Talgseife; sie kann aber auch eine Ölseife sein, wie die venetianische aus Baumöl und Natron, oder wie die marseiller und lyoner aus Olivenöl und Natron. Das zur harten S. gewählte Laugensalz ist entweder das Kali oder Pflanzenlaugensalz (Potasche oder auch nur gemeine Holzasche), das Natron, die Soda oder das mineralische Laugensalz. Das zur weichen S. hingegen ist immer Kali. Andere gute Seifen sind: die alicantische, neapolitanische, von Gallipoli, Aleppo, Smyrna, Ancona ꝛc. Wohlriechend werden die Seifen durch einen Zusatz von irgend einem wohlriechenden Wasser oder Öle. Zu den berühmtesten gehören die aus Paris, Windsor, Berlin, Wien, Gera u. a. O., die Mandelseife, die wohlriechende Honigseife, die Kräuterseife, die halbdurchsichtige Transparentseife, die Palmseife u. a. 26.

Seifengebirge, Seifen nennt man die Trümmergebirge mit darin enthaltenen nutzbaren Erzen. Die Orte ihres Vorkommens sind Einsenkungen in der Oberfläche erzhaltender Gebirge oder Flußthäler, welche dieselben durchschneiden, oder Niederungen an ihrem Fuße, an welchen die fortschreitende Bewegung der Geschiebe ruhen mußte. Die metallischen Theile derselben zu gewinnen ist die Absicht des Seifenbergbaues. Gold, Platina, Zinn sind die Gegenstände, welche in der Natur aus Seifen gewonnen werden können; außer diesen aber auch Edelsteine, Diamanten, Sapphire, Rubine, Topase, Beryllе, Smaragde, Hyacinthe, Granate, Quarze ꝛc. Die Arbeit des Seifens ist eine concentrirende Verwaschungsarbeit, bei der das Leichtere, Erdige des Schuttlandes durch Hinzuführung von Wasser hinweggespült und von den schweren Erdtheilen und Steinwänden getrennt wird, welche dann entweder in den dazu eingerichteten Gräben im Seifenlande oder auf eigenen Waschheerden, auf welchen die Verwaschungsarbeit vorgenommen wurde, zurückbleiben, oder sie besteht in einer Klaubearbeit, bei der die größeren Erztheile und nutzbaren Gesteingeschiebe, z. B. die Edelsteine, mit den Händen aus dem Haufwerke des Seifenlandes entnommen werden. Häufig sind beide Arten von Arbeiten vereinigt. 76.

Seigern, s. Saigern.

Seiler (Georg Friedrich), berühmter Theolog und Volksschriftsteller, geb. 1733 zu Kreussen bei Baireuth, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Baireuth und Erlangen, ertheilte dann Unterricht und ward 1761 Diakonus zu Neustadt an der Heide, 1764 aber zu Coburg. Nachdem er sich bereits durch ein Gedicht („Baireuth, der Künste Sitz unter der Regierung Friedrich's", Erlangen 1757) und durch eine mit eigenen Anmerkungen begleitete Übersetzung der „Geschichte von Schottland", von Robertson (1762) bekannt gemacht hatte, begründete er seinen Ruhm als aufgeklärter theologischer Schriftsteller durch das Buch: „Über den Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums" (Coburg 1769), welches binnen 6 Jahren 6 Auflagen erlebte. Die Regierung zu Ansbach fand sich

daher veranlaßt, ihn 1770 als ordentlichen Professor der Theologie nach Erlangen zu berufen, wo er 1772 auch Universitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erster Consistorialrath im Consistorium zu Baireuth und Director des von ihm gegründeten Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften zu Erlangen, 1788 endlich noch dazu Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasium daselbst wurde. Er starb den 13. Mai 1807. Je vielfacher seine Zeit durch diese Ämter, die er mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit vielem Segen verwaltete, in Anspruch genommen wurde, um so mehr muß man sich über seine große schriftstellerische Fruchtbarkeit verwundern, indem die Zahl seiner von ihm herausgegebenen Werke, die sich fast über alle Zweige der Theologie und Pädagogik verbreiten, auf 170 steigt. Bei solcher literarischen Thätigkeit mußte zwar manches Mittelmäßige mit zum Vorscheine kommen; allein viele seiner Schriften wurden wegen ihrer großen Nützlichkeit, Klarheit und allgemeinen Faßlichkeit mehrmals aufgelegt; so die „Religion der Unmündigen" 18mal (von 1772—1806), das „Lesebuch für den Bürger und Landmann" 20mal (1790—1826. 22. Aufl. 1830), und er erwarb sich durch dieselben, namentlich um religiöse Aufklärung im Volke und um die Verbesserung des deutschen protestantischen Schulwesens, die entschiedensten Verdienste. Wir führen hier nur noch einige der vorzüglichsten seiner Schriften an: „Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften, welche Religion, Sitten und Besserung des Menschengeschlechts betreffen" (25 Jahrgänge. Erl. 1776—1800); „Theologisch-kritische Betrachtungen neuer Schriften" (8 Jahrgänge. Ebd. 1779—1786); „Über das wahre und thätige Christenthum, einige Gebete und Communionandachten" (Erl. 1789. 6. Aufl. 1827); „Das größere biblische Erbauungsbuch" (A. Test. Erl. 1785—1795. 10 Thle. N. Test. 1788—1793. 7 Thle.); „Das kleine biblische Erbauungsbuch" (Erl. 1782—1816 13 Aufl. 14. Aufl. 1828 2 Thle.); „Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion" (Erl. 1772—1800 9 Aufl. 12. Aufl. 1827); „Der biblische Katechismus" (Erl. 1789—1818. 8 Aufl. 9. Aufl. 1825); „Kleiner und historischer Katechismus" (Bair. 1775—1818 29 Aufl. 30. Aufl. Leipz. 1824); „Kleine christliche Kirchen- und Reformationsgeschichte" (Erl. 1790—1818 5 Aufl. 6. Aufl. 1828); „Kurzer Inbegriff der Kirchengeschichte des N. T." (Erl. 1773—1803. 9 Aufl.); „Lehrgebäude der evangelischen Glaubens- und Sittenlehre" (Erl. 1774—1829 10 Aufl.); „Biblische Religions- und Glückseligkeitslehre" (Erl. 1797—1828 6 Aufl.); „Sammlung liturgischer Formulare" (Erl. 1786—1804. 3 Bde.); „Schullehrerbibel" (A. Test. Erl. 1796. 3 Thle. 2 Aufl. 1815. N. Test. 1790—1793. 3 Thle. 5. Aufl. 1820); „Doctrinae christ. compendium minus" (Erl. 1774. Ed. IV. 1819); „Theologia dogmatico-polemica" (Erl. 1774. Ed. III. 1789). Außerdem eine große Anzahl lateinischer Programme ꝛc. 63.

Seiler (Burkhard Wilhelm), Sohn des Vorigen, königlich sächsischer Hof- und Medicinalrath, ward am 11. April 1779 zu Erlangen geboren, studirte daselbst seit 1796 und in Würzburg und Wien, ward 1799 Doctor und habilitirte sich und nahm 1802 den Ruf als Prosector nach Wittenberg an, wo er 1804 ordentlicher Professor der Chirurgie und Staatsarzneikunde und 1807 Professor der Anatomie ward. Während der kriegerischen Ereignisse (1813) begab er sich mit vielen anderen Professoren nach Schmiedeberg, wo er auch als praktischer Arzt thätig war, ging dann 1814 nach Dresden, um die Umgestaltung des Collegium medico-chirurgicum zu leiten, wo er auch Professor der Anatomie ward, und kehrte nach der Theilung Sachsens nach Schmiedeberg zurück, übernahm aber schon 1816 wieder die Direction der neueröffneten chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden, der er noch jetzt vorsteht und womit er 1817 die Direction der Thierarzneischule und 1824 die Leitung der medicinischen Prüfungscommission für die nicht promovirten

Digitized by Google

Ärzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen verband und dadurch als Hof- und Medicinalrath Mitglied der Regierung ward. Ihm verdankt die mediciniſche Akademie in Dresden ihren Flor, und die Wiſſenſchaft, vorzüglich die Anatomie, ſchätzbare Beiträge in ſeiner Überſetzung von Scarpa's „Abhandlung über die Brüche" (2. Aufl. Leipz. 1820) und den Schriften: „Handbuch der Anatomie" (Dresden 1820); „Die Gebärmutter und das Ei des Menſchen in den erſten Schwangerſchaftsmonaten" (Dresden 1832. Fol. mit Kpfrn.) und mehrern andern Abhandlungen, die theils beſonders, theils in mediciniſchen Zeitſchriften erſchienen ſind. 16.

Seine (ſpr. Sähn), lat. Sequana, einer der größeren Flüſſe Frankreichs, entſpringt am Mont Taſelot im Departement Côte d'Or, weſtlich von Dijon, 1338 Fuß über dem Meere, und hat bis unter Troyes, wo ſie für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar wird, einen nordweſtlichen Lauf. Sie wendet ſich hier nach Südweſt und behält dieſe Richtung bis Montereau unweit Fontainebleau bei, dreht ſich aber dann wieder nach Nordweſt, durchſtrömt Paris und ergießt ſich unter vielfachen Krümmungen in ziemlicher Breite bei Havre de Grace in den Canal (la Manche). Ihr Lauf iſt langſam und nur an wenigen Stellen wird ihr Bette von einem engen Thale eingeſchloſſen. Außer den erwähnten Städten liegen an ihren Ufern Nogent, Melun, St. Denys und Rouen. Bei letzterer trägt ſie ſchon größere Schiffe, doch wird die Fahrt auf ihr wegen des wandelbaren Sandes und noch mehr an der Mündung erſchwert. Ihre Länge beträgt 96 M. und ihr Stromgebiet, das einen Flächenraum von 1236 □ M. in ſich begreift, führt ihr außer mehreren Bächen beſonders rechts die Aube, die Marne oberhalb Paris, die Oiſe ſüdlich von Pontoiſe, links die Yonne bei Montereau, den Loing oberhalb Fontainebleau, die Eure bei Pont de l'Arche und die Rille zu. 35.

Sekel war bei den Hebräern urſprünglich ein Gewicht zum Abwägen der edlen Metalle von ungefähr 100 Gran Schwere, ſo daß ein Silberſekel etwa 7 Gr. Conventionsgeld geweſen ſein mag; ſpäter, ſeit den Zeiten der Makkabäer, prägte man die S. auch als Münze, welche Luther durch Silberling überſetzt und deren Werth etwa 16 Gr. Conventionsgeld ſein mag. Man hat deren noch einige ächte, die man häufig in Blei nachgeprägt hat und als Schaumünze aufhebt. Dieſe zeigen auf der einen Seite den dampfenden Mannakrug, auf der anderen die grünende Ruthe Aaron's. 30.

Selâm, ſ. Blumenſprache.

Selbſtbewußtſein, ſ. Bewußtſein.

Selbſtentzündung iſt häufig die Urſache von entſtandenem Feuer und entſteht, indem ſich in den auf einander geſchichteten Stoffen ſo viel Wärme entwickelt, daß nur ein geringer Luftzug nöthig iſt, um die Flamme ausbrechen zu laſſen. Dieß geſchieht vorzüglich bei feuchten feſt zuſammengepreßten Stoffen, wie Heu, Stroh, Dünger, Kartoffelkraut ꝛc., vorzüglich wenn Fäulniß und Gährung eintritt, oder auch bei leicht brennbaren Stoffen, die der Sonnenhitze ſehr ausgeſetzt ſind und daher leicht ausdörren, wie Strohdächer ꝛc. — Selbſt der menſchliche Körper entzündet ſich und verbrennt bei ſolchen Perſonen, welche häufig ſpirituöſe Getränke genießen, wie in der neuern Zeit mehrere traurige Fälle bekannt geworden ſind; doch dieß nur bei dem Hinzutritte eines Lichtes. 30.

Selbſtgeſpräch, ſ. Monolog.

Selbſtherrſcher, ſ. Autokratie.

Selbſtlauter, ſ. Vocale.

Selbſtmord, Selbſtentleibung, lat. suicidium, autochiria; franz. suicide; engl. self-murder, iſt im Allgemeinen jede Zerſtörung des eigenen Daſeins, dem gewöhnlichen Redebrauche nach jedoch blos die gewaltſame. Die Juriſten aller Zeiten haben ſich in ſinnreichen Commentaren über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Selbſtmordes gefallen, nur ſcheint man den kleinen

Umstand, daß sich Pflicht und Recht (jus et obligatio) in der Anwendung nur unter Lebendigen denken lassen, zu oft übersehen zu haben. Der Unglückliche, dessen That vor den weltlichen Richterstuhl gezogen werden sollte, hatte sich demselben längst entzogen und was die Beweggründe der That und die Zurechnungsfähigkeit anbetrifft, so lassen sich solche nicht mehr ermitteln. Es bleibt sonach die Sache blos die des unsichtbaren Richters. Gewisser ist es dagegen, daß man fremde Rechte unmittelbar verletzen würde, wenn man die Angehörigen und die Familie das wollte empfinden lassen, was sie selbst beklagen und nicht verschuldet haben. Selbst die strenge peinliche Gerichtsordnung erklärt daher art. 135 besonders, es solle nur dann das Vermögen des Selbstentleibten können confiscirt und den Erben entzogen werden, wenn der Thäter ein Verbrechen, welches Lebensstrafe mit Güterconfiscation verwirkt haben würde, schon begangen und, um sich der Strafe zu entziehen, das Leben genommen habe. In allen andern Fällen solle das Vermögen den Erben nicht behindert werden. — In moralischer Hinsicht muß aber der S. als eine grobe Versündigung angesehen werden, die in keiner Weise zu entschuldigen ist, wenn nicht durch einen gestörten Geisteszustand die Zurechnungsfähigkeit gänzlich wegfällt; denn der Selbstmörder zerstört aus sinnlichen Beweggründen die Ordnung der Natur und beraubt sich selbst willkührlich der Mittel zur Erreichung seiner vom Schöpfer ihm vorgesetzten Bestimmung. 10.

Selbstsucht, s. Egoismus.

Seldschucken oder Seldschugiden heißen die türkischen Horden, welche zuerst im Dienste der Gasnewiden (s. d. Art.) endlich ganz Vorderasien sich unterwarfen. Der Name stammt von Seldschuk ben Dakak, einem türkischen Häuptlinge, der aus Turkestan verbannt zu Mahmud von Gasna floh und zum Islam überging, aber bald mit den in dessen Diensten befindlichen Türken gegen den Sultan von Gasna übermüthig ward, bis endlich das Reich der Gasnewiden gänzlich von diesen zertrümmert ward. Die Türken wählten nun Seldschuk's Enkel, Togrul Beg, zum Sultan, der auch die Buwaihiden und den größten Theil Persiens unterwarf und zuletzt selbst vom Chalifen Kajem Beamrillah zum Emir al Omrâ ernannt das ganze Chalifat beherrschte. Er starb 1063 n. Chr. und seine Nachfolger erweiterten ihre Herrschaft immer weiter; doch bildeten sich außer der Hauptdynastie in Bagdad noch mehrere andere, wie in Kerman (seit 1039), Aleppo (seit 1079), Damaskus (seit 1096), Ikonium (seit 1075), welche längere oder kürzere Zeit bestanden. Sie wurden aber theils durch die Kreuzfahrer und die Fatimiten, Atabeken und Ajubiten, theils durch die Chowaresmier überwältigt; nur das Reich zu Ikonium, dessen Residenz bald nach Nicäa verlegt ward und vor dem Constantinopel zitterte, hielt sich, bis die Mogolen es verschlangen (1301); doch bald erhob es sich wieder und Osmân (s. d. Art.) ward als Heerführer der Stifter einer neuen Dynastie, der osmanischen oder jetzigen türkischen. 37.

Selene, s. Luna.

Selenium, ein 1817 von Berzelius entdecktes Metall, ist bleifarbig und von dunkelrothem Striche, fest, spröde, leicht zerbrechlich (bei 15° R.) und bei 100° R. flüssig, verbrennt häufig mit einem eigenthümlichen rettigartigen Geruche und leitet Wärme und Elektricität am Wenigsten gut unter den Metallen. Es ist in mehreren Mineralien enthalten und wird theils in Mexico, theils am Harze gefunden. 76.

Selenographie oder Mondbeschreibung ist die in ein erzählendes Ganze gebrachte Aufzählung alles dessen, was die Astronomen mittelst der besten Fernröhre und genauesten Beobachtungen auf der uns zugewandten Oberfläche des Mondes erblickt und kennen gelernt haben. Gewöhnlich wird zum bessern Verständnisse einer S. noch eine oder mehrere Mondcharten (s. d. Art.) beigegeben. — Hevel, Schröter, Lohrmann u. A. haben Selenographien geschrieben. — Auf-

hen erregte in der neueſten Zeit die Myſtification über die angeblichen Entdeckun-
en des jüngern Herſchels im Monde, bei ſeinem Aufenthalte am Cap der guten
offnung. 13.

Seleuciden iſt der gemeinſchaftliche Name der Herrſcher des macedoniſch-ſy-
iſchen Reichs, gegründet 301 nach der Schlacht bei Ipſus. Ihre Namen ſind
Seleukus Nicator (301—281), Antiochus Soter (bis 262), Antiochus Theus
bis 247), Seleukus Kallinikus (bis 227), Seleukus Keraunus (bis 224), An-
iochus der Große (bis 187), Seleukus Philopater (bis 176), Antiochus Epi-
hanes (bis 164), nach welchem Syrien ganz von Rom abhängig und die S. ei-
entlich nur Statthalter waren. Der Gründer dieſes Reichs und zugleich der
apferſte und würdigſte unter der ganzen Familie war Seleukus Nikator, des ma-
edoniſchen Feldherrn Antiochus Sohn. Er hatte unter Alexander in Aſien ge-
ient und war nach des Königs Tode Anführer der Reiterei geworden; da aber Per-
ikkas, der die Regentſchaft über das ganze macedoniſch-aſiatiſche Reich führte, er-
chlagen worden war und ihm Antipater folgte, erhielt Seleukus die Statthalter-
chaft Babylonien. Dieſer hatte jedoch, wie die anderen Statthalter, viel von
em anmaßenden Antigonus, dem Befehlshaber in Kleinaſien, zu ertragen, mußte
or ihm aus Babylon fliehen und in Ägypten Schutz ſuchen. Auch nachdem er
urch Ptolemäus Lagi und der babyloniſchen Bürger Unterſtützung die Stadt (312)
ieder erobert hatte (von welcher Zeit die ſeleucidiſche Zeitrechnung, aera
eleucidarum, beginnt), dauerten die Störungen von Antigonus' Seite fort,
nd um ſich deſſen ungebührlichen Verſuchen zu entziehen, verband er ſich mit den
ibrigen und ſchlug ihn bei Ipſus in Phrygien 301 v. Chr. Seitdem nannte ſich
Seleukus König und ſein Land Syrien, welches jetzt durch Syrien, Armenien und
appadocien vermehrt wurde, nachdem er ſchon früher im öſtlichen Theile des Lan-
es ſeine Waffen ſiegreich über den Hyphaſisfluß bis an den Ganges getragen, den
ndiſchen König Sandrocottus bezwungen und die rebellirenden Baktrier wieder
nterworfen hatte. Daß er ſeine Reſidenz von Seleucia am Tigris nach Antiochia
n Syrien verlegte, war der Grund, daß die Länder im Oſten nachmals leich-
er dem ſeleucidiſchen Hauſe untreu werden und glücklich gegen daſſelbe ihre Un-
bhängigkeit behaupten konnten. Aber wohl mochte ihn die Eiferſucht ſeiner Nach-
arn dem Occidente näher zu rücken nöthigen. Um ſich gegen dieſelben im Beſitze
einer neuen Erwerbungen zu halten, verband er ſich mit ſeines alten Feindes An-
igonus Sohne, dem berühmten Demetrius Poliorcetes, deſſen Tochter, Strato-
ice, er heirathete. Darauf machte er einen Zug gegen den thraciſchen König Lyſi-
nachus, um die Verwandten des von jenem unſchuldig gemordeten Agathokles zu
ächen. Der Sieg über Lyſimachus bei Cyropedion (282) erweiterte die Grenzen
eines Reiches noch um Kleinaſien, Thracien und Macedonien; als er aber in die-
en Ländern ſich huldigen zu laſſen 281 auszog, fiel er durch die Hand eines Mör-
ers, deſſelben Ptolemäus Keraunus, für welchen er gegen Lyſimachus die Waffen
rgriffen hatte. Er war der letzte von Alexander's Generalen, da auch wenige
Jahre vorher Ptolemäus Lagi geſtorben war. Dieſem Ptolemäus und Seleukus
ibt das Alterthum einſtimmig das Zeugniß, daß ſie die würdigſten Nachfolger des
roßen Königs von allen geweſen ſind. Sie hatten ſeine großen Eigenſchaften, ohne
eine Fehler zu theilen, waren große Feldherren, Beſchützer der Wiſſenſchaften und
es Handels, wohlwollend und von rechtlichem Gemüth. Tadelnswerth möchte
n Seleukus ein zu großes Mißtrauen ſein, wie er es wenigſtens an ſeinem
Schwiegervater Demetrius bewies, den er, nachdem derſelbe ihm große Dienſte er-
wieſen hatte, aber ihm zu mächtig zu werden ſchien, bis an ſeinen Tod in Gewahr-
am halten ließ. Von ihm rühren viele Städte in Aſien her, die auch den Namen
hres Gründers an ſich trugen (Seleucia). Der vierte der S., Seleukus Kal-
inicus, erfuhr ſchon den Einfluß der Verlegung der Reſidenz in die Ferne von

den östlichen Ländern; denn nachdem er von den Ägyptern besiegt worden war, rissen sich Baktrien und Hyrkanien los, welcher Reiche Unabhängigkeit er anerkennen mußte; auch Eumenes ward untreu und bildete das Reich Pergamum aus einem Stücke des syrischen Staates. Die Kräfte des syrischen Staates sanken aber mit dem Geiste und der Tugend der S. so sehr, daß schon Antiochus der Große von den Römern die Grenzen seines Landes bis an den Taurus zurücklegen sehen mußte, und bald war das syrische Reich nur noch ein Schein seiner alten Größe und die Herrscher des Namens des Seleukus nicht mehr werth. Die Syrer schämten sich endlich selbst ihrer ohnmächtigen Könige und wählten mit Hintansetzung der S. den armenischen König Tigranes zu ihrem Fürsten; aber die Römer stürzten ihn und machten Syrien zu einer römischen Provinz. 6.

Selig, latein. beatus; franz. bienheureux; engl. happy, vom alten Sal (Fülle), bezeichnet eigentlich den Zustand der Fülle sowohl im Allgemeinen, als in Zusammensetzungen mit anderen Wörtern (mühselig, sprachselig, feindselig ꝛc.), dann aber vorzüglich den Zustand des höchsten Glücks, s. v. a. glückselig, in welchem Sinne wir es von den Verstorbenen zu sagen pflegen, obwohl der Begriff in dieser Bedeutung häufig nur dem des Verstorbensein entspricht (wie in den Firmen: N. N. sel. Wittwe), ohne daß der höhere Begriff dabei ganz deutlich wird. Dieser nämlich bezieht sich fast ausschließlich auf den glücklichen Zustand der frommen Verstorbenen in jener Welt und selbst der Ausdruck selig sein im gewöhnlichen Sprachgebrauche will nur eine irdische Analogie dieser himmlischen Seligkeit anzeigen. 9.

Seligsprechung, s. Kanonisation.

Selim, türkische Kaiser. — S. I., der jüngste Sohn von Bajasid II., geb. 1467, ward, als sein altersschwacher Vater die Regierung niederlegen wollte und der zu seinem Nachfolger erwählte älteste Sohn, Ahmed, den Chefs der Janitscharen eine Erhöhung ihres Soldes abgeschlagen hatte, von diesen zu Trapezunt, wo er als Statthalter lebte, zum Kaiser ausgerufen, kam mit 20000 Mann über den Bosporus, ward aber geschlagen und zog sich nach Varna und von da in die Krim zurück. Von hier erschien er aufs Neue von den Janitscharen eingeladen wiederum mit einer Armee vor Constantinopel und erhielt von seinem Vater die Regierung überlassen (1512), ließ aber denselben kurz darauf vergiften und seine übrigen beiden Brüder und mehrere Große erdrosseln. Darauf begann er einen Krieg gegen Persien (1514), von welchem er aber, obwohl Sieger, wegen Mangel an Lebensmitteln ablassen mußte, eroberte darauf Armenien und nachdem Diarbekr sich freiwillig der türkischen Herrschaft unterworfen hatte, Syrien (1516) und Ägypten (1518), erhielt nun die Würde des Chalifats und die Fahne Muhammed's und verpflanzte viele Familien aus Syrien und Ägypten nach Constantinopel. Er starb den 27. Nov. 1520 am Krebse. Ihm folgte Soliman II. S.'s Charakter war wild und blutdürstig, doch äußerst lebhaft und thätig; er zeigte sich als Freund der Wissenschaften und war selbst Dichter; die seinen Namen führende prächtige Moschee in Adrianopel und das Arsenal zu Pera verdanken ihm ihre Entstehung; doch entzog er den Christen in Constantinopel die ihnen bisher noch gebliebenen steinernen Kirchen. — S. II. folgte seinem Vater, Soliman II., 1566, war aber ein schwacher und weichlicher Regent, der seine ganze Regierung nur im Umgange mit seinen Weibern und mit Lesen des Koran zubrachte und mit dem deutschen Kaiser (1568) und Persien (1569) Friede schloß. Dessenungeachtet wurde unter ihm das empörte Arabien wieder unterworfen, Cypern den Venetianern entrissen (1571) und selbst nach der für die Türken unglücklichen Seeschlacht bei Lepanto (den 7. Oct. 1571) Tunis von den Spaniern wieder erobert. In der Absicht, auch Malta anzugreifen, starb S. den 13. Dec. 1574. Ihm folgte Murad III. — S. III., geb. den 24. Dec. 1761, war erst 12 Jahre

alt, als ſein Vater, Muſtafa III., ſtarb (d. 21. Jan. 1774) und ſein Oheim, Abdul Hamid, übernahm daher die Regierung, der ihm eine gute Erziehung geben ließ, obwohl er im Serail eingeſchloſſen blieb. Hier mit dem Leſen des Koran und türkiſcher Geſchichtsbücher beſchäftigt faßte er, tief ergriffen von der Schwäche und dem Unglücke ſeines künftigen Reiches, den Entſchluß, es wieder zu ſeinem alten Glanze zu erheben, wozu er durch eine Denkſchrift ſeines Vaters über die Lage des Reiches, die er beſaß, noch mehr ermuntert wurde; er unterhielt einen lebhaften Briefwechſel mit mehreren bedeutenden Männern, um ſich über Alles, was er wünſchte, belehren zu laſſen, und correſpondirte ſeit 1786 ſogar heimlich mit Ludwig XVI., um die franzöſiſche Verwaltung kennen zu lernen. Nach Abdul Hamid's Tode (den 7. April 1789) beſtieg er den Thron unter großem Jubel des Volkes, ließ alle gefangenen Schuldner freigeben, indem er ihre Schulden bezahlte, rief die meiſten Verbannten zurück und gab Geſetze über die Verproviantirung Conſtantinopels und die Kleidertracht der Türken und Rajas. Den Krieg gegen Rußland und Öſtreich führte er trotz aller Gegenvorſtellungen wegen des bisherigen Unglücks der Türken und trotz mehrerer wiederholter ſchwerer Niederlagen und des Verluſtes von Belgrad und Semendria an die Öſtreicher und von Akjerman und Bender an die Ruſſen mit allem Eifer fort, bis durch Vermittelung Preußens, Englands und Hollands der Friede zu Sziſtowa mit Öſtreich (den 4. Aug. 1791) und durch das fortdauernde Glück der Ruſſen der Friede mit dieſen zu Jaſſy (den 9. Jan. 1792) zu Stande kam; doch dauerte das geſpannte Verhältniß mit dieſen Mächten im Stillen fort, während S., aller Einflüſterungen ungeachtet, in Bezug auf Frankreich die ſtrengſte Neutralität behauptete, ſich jedoch ſpäter Frankreich näherte und eine Anzahl franzöſiſcher Ingenieurs und Arbeiter nach Conſtantinopel kommen ließ (1794). Erſt nachdem die franzöſiſche Expedition nach Ägypten geſchehen war, ward S. zum Kriege geneigt, ſchloß mit Rußland, England und Neapel Bündniſſe (1799), geſtattete den Engländern freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meere und nahm die neue joniſche Inſelrepublik unter ſeinen Schutz. Nach wiederhergeſtelltem Frieden (1802) ſuchte er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung des Innern zu richten. Die franzöſiſchen Ingenieurs hatten ſchon früher die türkiſche Artillerie bedeutend vervollkommnet und ein nach europäiſcher Art exercirtes Officiercorps hatte ſich in Ägypten ſo ausgezeichnet, daß er jetzt ein vollſtändiges Armeecorps auf europäiſchen Fuß einzurichten beſchloß (1802), das er Nisam dschedid benannt wiſſen wollte. Aber dieſe Maßregel ſtürzte ihn; denn während er wegen ſeiner Freundſchaft mit Frankreich in einen neuen Krieg mit Rußland und England verwickelt ward und eine vereinte Flotte beider ſogar durch die Dardanellen drang, ward die Unruhe im Innern immer größer. Paswan Oglu (ſ. d. Art.) empörte ſich in Widdin, Georg Czerny (ſ. d. Art.) in Serbien, Ali Paſcha in Janina, Räuberbanden durchzogen die Provinzen, ein erhöhter Zoll auf mehrere Gegenſtände erregte allgemeine Unzufriedenheit, die Janitſcharen wollten ſich der neuen Organiſirung der Armee nicht anbequemen und veranlaßten Unruhen. Bald organiſirte ſich der völlige Aufſtand in Conſtantinopel unter Kabatſchi Oglu, welcher mit einem zahlreichen Haufen Inſurgenten in die Stadt einzog, und der Mufti erklärte S. des Thrones für verluſtig. Vergebens willigte er in die Aufhebung des Niſam dſchedid. Der Mufti ließ Muſtafa IV., Sohn Abdul Hamid's, zum Sultan ausrufen; S. ward in das Serail eingeſperrt und daſelbſt, als Muſtafa Bairaktar ihn wieder mit Gewalt auf den Thron ſetzen wollte, auf Muſtafa's Befehl ermordet (den 28. Juli 1808). 37.

Selters oder Niederſelters, ein Dorf in dem naſſauiſchen Amte Idſtein, mit 900 Einw., liegt in einem angenehmen, von dem Emsbache bewäſſerten Thale. In ſeiner Umgebung befindet ſich die Mineralquelle, welche das in allen Welttheilen bekannte und nach dieſem benannte Selterſerwaſſer liefert. Sie wurde in der

Mitte des XVI. Jahrh. entdeckt, gerieth aber in Folge des 30jährigen Krieges in Verfall, und wiewohl sie im vergangenen Jahrhunderte wieder ausgegraben wurde, so stand sie doch noch in so geringem Ansehen, daß sie nicht mehr als 2 Gulden 20 Kreuzer rheinl. Pacht eintrug. Erst mit dem Ende desselben gelangte sie zu jener Celebrität und ihr Wasser fand so bedeutenden Absatz, daß 80000 Gulden Pacht dafür bezahlt werden mußten. Seit 1803 ist sie nassauisches Kammergut. Sie gehört zu dem kohlensauren Wasser und die Hauptbestandtheile desselben sind: kohlen-, schwefel-, salz- und phosphorsaures Natron nebst kohlensaurer Talk- und Kalkerde und einigen anderen Bestandtheilen. Es ist hell und perlt und wird mit glücklichem Erfolge von schwächlichen und vollblütigen Personen bei Verstopfungen, Hämorrhoiden, Leber-, Lungen-, und Gallenübeln ꝛc. angewendet. An Ort und Stelle wird es nur wenig getrunken, desto mehr aber versendet. Jährlich beträgt die Anzahl der versendeten Flaschen gewöhnlich 1½ Mill. und im Jahre 1792 belief sie sich sogar auf 2800000. Wegen seines lieblichen Geschmacks wird es auch mit Wein oder Zucker vermischt als Haustrank gebraucht. S. Fenner von Fenneberg, „Selters und seine Heilkräfte" (Darmstadt 1836). 35.

Semĕle, eine Tochter des Kadmus und der Harmonia, war die Geliebte des Jupiter, der oft unter der Gestalt eines Sterblichen in ihre Wohnung herabstieg. Juno, voll Eifersucht und Rache, verwandelte sich in ihre Wärterin Beroë und brachte ihr den Argwohn bei, daß ihr Geliebter wohl nicht der Donnergott Jupiter sei. Sie überredete S., von ihm zu fordern, daß er in seiner vollen Majestät bei ihr erscheine, so wie er das Bett der Juno bestieg. Als Jupiter ihr jede Bitte zu gewähren bei dem Styx beschworen hatte, sagte sie ihm ihr Verlangen. Vergeblich suchte er sie zum Widerruf ihres Wunsches zu bewegen, da sie als Sterbliche seinen Anblick nicht ertragen könne. Da erschien er ihr in seiner vollen Majestät mit Donner und Blitz und die Sterbliche ward auf der Stelle von den Flammen in Asche verwandelt. Den Bacchus, den sie gebären sollte, riß Jupiter aus der Mutter Schooße und verbarg ihn bis zur Geburt in seiner Hüfte. Der Schatten der S. aber schwang sich zum Olymp empor und, mit Juno versöhnt, wurde sie unter dem Namen Thyone unter die Göttinnen versetzt. Bacchus selbst war es, der sie der Unterwelt entführte. 11.

Semgallen (Semigallien) hieß ehemals ein Landstrich zwischen Liefland, Samogitien, Kurland und der Woiwodschaft Plock und bildete mit dem eigentlichen Kurland das einstige Herzogthum Kurland. Die Hauptstadt war Mitau. Gegenwärtig macht S. den südöstlichen Theil der Statthalterschaft Mitau aus. 35.

Semiarianer, s. Arianer.

Semikolon, s. Interpunction.

Semilor oder Similor, s. Legiren.

Seminar, lat. seminarium, Pflanzschule, Baumschule, bezeichnet im tropischen Sinne eine Bildungs- und Vorbereitungsanstalt künftiger Lehrer. Überhaupt aber sind die Seminare theils theologische, theils pädagogische im weitern Sinne. Die ersteren umfassen wieder homiletische, exegetische, historische, katechetische und Pastoral- oder Predigerseminarien, welche namentlich auf Universitäten neben den theoretischen Studien durch praktische Übungen die productive Kraft zu erhalten suchen. Die pädagogischen Seminare begreifen die philologischen, zur Bildung vorzüglicher Lehrer an Gelehrtenschulen bestimmt, und die Schullehrerseminare unter sich. — Die bischöflichen Schulen, Bildungsstätten des katholischen Klerus, sind die ersten, welche seit dem IX. Jahrh. unter dem Namen S. bekannt geworden sind, und sie bestehen noch in den meisten katholischen Ländern als solche in den Klöstern und in der unmittelbaren Nähe der Bischöfe, vorzüglich in Spanien (auch Collegien genannt), Italien und Östreich ꝛc., außer denen, welche in Facultätsschulen und Universitäten übergingen, zu welchen sie den Keim in sich trugen. Später

Digitized by Google

rlangten die Seminare der Jesuiten eine besondere Berühmtheit und waren im Gegensatze zu den Convictorien (Kost- und Erziehungshäuser für alle Knaben) Bildungs- und Vorbereitungsorte für junge Ordensadspiranten. Als treffliche Beförderer ächter Volksbildung, weil nicht befangen von den geheimen Zwecken eines besondern Ordens, sind erst die protestantischen Seminare, welche in der Mitte des XVIII. Jahrh. erwachten, die wichtigsten Momente in der Verbesserung des Volksschulwesens geworden. Dem Oberconsistorialrathe Joh. Jul. Hecker gebührt der wohlverdiente Ruhm, zuerst darauf bedacht gewesen zu sein, junge Leute zu Volksschullehrern vorzubereiten und dieß wichtige Geschäft der Volksbildung nicht mehr dem Zufalle und oft unwürdigen Subjecten zu überlassen. Er begann das edle Werk 1748 in der eben von ihm gestifteten Realschule zu Berlin und erlebte die Freude, daß seine Privatanstalt in ein öffentliches Institut, ein Landschullehrer- und Küsterseminarium, verwandelt wurde. Später (1817) wurde es mit seinen Emolumenten nach Potsdam verlegt, wo es noch jetzt unter der rühmlichen Leitung des Prediger Striez blüht. Nächstdem wurde im Jahre 1768 zu Karlsruhe ein Landschullehrerseminar unter Karl Friedrich errichtet und in der Folge hat die Vermehrung und Verbesserung derselben Baden auf eine hohe Stufe der Volksbildung erhoben. Besonders aber seit der rühmlichen Wirksamkeit Rochow's für Landschulen lebte diese Idee immer mehr auf. Im Jahre 1776 wurde ein S. zu Minden durch den Minister von der Recke, 1778 zu Halberstadt von dem Domcapitel unter dem Freiherrn Spiegel zum Diesenberg und 1779 von dem Pastor Herbing ein Privat-S. eröffnet, zu denen im Jahre 1786 auch das zu Wesel kam, wo schon seit 1687 unter dem Namen Contubernium eine Bildungsanstalt für Schullehrer bestanden hatte. Das weimarsche S., gestiftet 1784, verdankt seine Einrichtung dem Generalsuperintenden Herder und blüht jetzt noch unter dem Director Schweizer. Nach diesen Vorgängen fanden die Seminare immer allgemeinere Aufnahme, so daß schon vor 1790 in größeren und kleineren Staaten (in Städten und auf dem Lande), in Gotha, Dessau, Hohenlohe, Hessen-Cassel, Detmold, Nassau, Hanover, Sachsen, Dänemark u. a. ähnliche Institute entstanden. Der Glanzpunkt jedoch in der Geschichte der S. ist Preußen, welches bis zum Jahre 1806 schon 14 Seminare, im Jahre 1826 aber 28 und im Jahre 1831 sogar 34 trefflich organisirte Hauptseminarien (die vorzüglichsten zu Potsdam, Magdeburg, Weißenfels, Jenau) besaß, für deren Unterhaltung der Staat allein in diesem Jahre 88323 Thlr. verwendete. Rechnet man hierzu die große Anzahl Hülfs- oder kleinerer Seminare (ausgezeichnet ist das Lastadie'sche zu Stettin, vom Kreisschulrath Bernhardt gestiftet), welche im Verborgenen die größten Dienste leisten, obgleich sie vom Staate nur geringere Unterstützung erhalten können, so wird es erklärlich, wie diese Monarchie durch sittliche und intellectuelle Kraft allen übrigen Staaten vorleuchtet. Auch in der Schweitz gibt es in mehreren Cantonen treffliche Schullehrerseminarien und Schullehrerschulen, so wie auch in Amerika die Bildung der Lehrer durch diese Institute herrlich gedeiht. Nur Frankreich und England leiden hieran noch großen Mangel. — Was endlich die Geschichte der philologischen Seminare betrifft, so pflanzte sich der grammatische oder kritische Schulpedantismus von Schule zu Schule ohne pädagogischen Geist und wohlthätigen Einfluß auf das Leben weiter fort, mit Ausnahme der Schule zu Deventer, bis endlich in der pietistischen Schule A. H. Franke zuerst die Forderung aufstellte, daß die künftigen Lehrer an höheren Schulen in Seminaren zu ächten Pädagogen gebildet werden sollten. Auf seinen Antrieb wurde zu Halle ein S. der Humaniora errichtet, dessen erster Lehrer und Vorsteher der berühmte Schulmann C. Cellarius war. Dieser stiftete daselbst das Seminarium doctrinae elegantioris. An der Spitze des ersten eigentlichen philologischen S. zu Göttingen stand aber der ebenfalls zur humanistischen Schule gehörende J. Matth. Gesner in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Im Jahre 1784 gründete auch zu

Leipzig Chr. Dan. Beck ein philologisches S., welches noch unter Hermann rühmlich fortbesteht, ihm folgten 1806 in Heidelberg Fr. Creuzer, 1807 Halle und 1808 Jena. Seitdem haben auch diese Institute regere Theilnahme an den meisten deutschen Universitäten gefunden. — Die Idee eines pädagogischen S. hatte sich auch ganz besonders in der Frankeschen Stiftung entwickelt und trat durch Niemeyer in volles Leben, so wie auch in Heidelberg neben dem philologischen S. ein pädagogisches, anfangs vereint, später getrennt unter der vorzüglichen Leitung des Kirchenraths Schwarz besteht. 84.

Seminōlen sind gleichbedeutend mit Creeks (s. d. Art.).

Semiotik, Semiologie, ist der Theil der Heilkunde, welcher die verschiedenen Zeichen oder Merkmale der Gesundheit, der Krankheiten und des Ausganges derselben lehrt. Vergl. S. G. Vogel „Allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen ꝛc." (Stendal 1824—1831. 2 Thle.); Albers „Lehrbuch der Semiotik" (Leipz. 1834); R. Küttner „Handwörterbuch der medicinischen Phänomenologie" (Leipz. 1836. 2 Bde. 8.). 7.

Semipelagianismus heißt die zwischen dem Augustinismus und dem strengen Pelagianismus (s. d. Art.) vermittelnde Ansicht, oder die Theorie der durch die Sünde des ersten Menschen geschwächten, aber nicht aufgehobenen menschlichen Freiheit neben der göttlichen Gnade. Sie ward durch einige Mönche zu Massilia (Cassianus, Faustus, Vincentius, Gennadius) verbreitet, welche lehrten: von Adam sei zwar eine gewisse moralische Schwäche und Neigung zur Sünde, sowie der Tod des Leibes auf alle Menschen übergegangen, wiewohl nicht als Strafe für Adam's Sünde; aber der Mensch habe immer noch einen freien Willen und könne die Besserung aus eigener Kraft wenigstens in sich anfangen, bedürfe aber dann der Gnade, um darin fortzuschreiten. Dieses System, auf der Synode zu Arelate (472) und Lugdunum (475) zur öffentlichen Lehre erhoben, wurde allmählig unter mancherlei Modificationen in der lateinischen Kirche allgemeinherrschend, obwohl es vom Pelagianismus nicht wesentlich verschieden ist. Vergl. Jo. Gefficken „Historia Semipelagianismi antiquissima" (Gott. 1826); G. F. Wiggers „Commentatt. III de Jo. Cassiano, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur" (Rostoch. 1824); Derselbe „Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinianismus und Pelagianismus." 2. Thl. Kap. 16. 63.

Semiramis, (bedeutet ursprünglich Bergtaube), ist der Name einer in die dunkle Vorzeit gehörenden assyrischen Königin, deren Geschichte mit vielfachen Sagen und Fabeln vermengt ist. Von einer Göttin, Namens Derceto entsprungen, soll sie als ein schönes Kind von derselben ausgesetzt, von Tauben ernährt, dann von einem Hirten aufgefunden und an Kindesstatt angenommen worden sein und von demselben den Namen S. erhalten haben. Zur Jungfrau herangewachsen, hat sie dann ein gewisser Menon, ein vornehmer Officier des Königs Ninus kennen gelernt, der von ihrer Schönheit bezaubert sie endlich zu seiner Gemahlin genommen habe. Kaum aber mit Menon vermählt mußte sie denselben mit nach Baktra begleiten, gegen welches Ninus zu Felde gezogen war. Hier nun bekam sie auch Ninus selbst zu sehen; auch er konnte ihrer Schönheit nicht widerstehen, bestürmte ihren Gemahl mit Bitten und Drohungen sie ihm als Gattin zu überlassen und erhielt sie endlich, nachdem Menon sich aus Furcht und Eifersucht selbst das Leben genommen hatte. So zur königlichen Würde erhoben gebar sie dem Ninus einen Sohn, Namens Ninyas, und übernahm nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung des Reichs und die Obervormundschaft über ihren Sohn, indem sie in Männerkleidung sich für denselben ausgab. Zum Andenken an ihren Gemahl errichtete sie demselben zu Ehren in der Stadt Ninive ein prächtiges Grabmal. Noch größeren Ruhm brachte ihr aber ihre nun folgende Regierungszeit. Sie baute zuerst die

Stadt Babylon, verband die beiden durch den Euphrat von einander getrennten Stadttheile durch eine herrliche Brücke, zierte die Stadt mit Tempeln, anderen prächtigen Gebäuden und einem Obelisk, legte hierauf noch mehrere andere Städte am Euphrat und Tigris an und übernahm endlich einen Kriegszug in die benachbarten Reiche. Sie zog zuerst nach Medien, lagerte sich nahe bei dem dem Jupiter heiligen Berge Bagistanus, und legte hier einen großen Park an, der in der Folgezeit unter dem Namen der hängenden Gärten der Semiramis bekannt war. Von da zog sie bis nach der Stadt Chaon, woselbst sie wegen der anmuthigen Gegend ziemlich lange verweilt haben soll. Auch soll sie hier der Üppigkeit und Ausschweifung ergeben gewesen sein, die schönsten Männer ihres Heeres zu ihrer Umarmung gelassen, dieselben aber sogleich darauf haben hinrichten lassen. Auf dem Wege nach Ekbatana machte sie dann den Berg Zarcäum in Erde gleich und legte eine Straße an, die in der Folge der Weg oder die Straße der S. genannt wurde. Nachdem sie hierauf Ekbatana selbst auch verschönert und mit prächtigen Palästen versehen hatte, ging sie nach Persien, Ägypten und Lydien, besuchte den Tempel des Jupiter Ammon, bekriegte Äthiopien und kehrte endlich nach Baktra zurück. Ihr kriegerischer Geist ließ sie nicht lange ruhig bleiben. Ein zweiter Zug, den sie bald darauf unternahm, traf Indien. Allein obgleich auch hier wieder im Anfange Siegerin, erlitt sie doch in einer zweiten Schlacht eine gänzliche Niederlage und mußte selbst schwer verwundet mit dem Reste ihres Heeres sich nach Baktrien zurückziehen. Ein Verschnittener, von ihrem Sohne dazu veranlaßt, suchte sie jetzt zu ermorden. Sie entsagte daher der Regierung, übergab ihrem Sohne das Reich und verschwand. Die Fabel sagt, sie sei in der Gestalt einer Taube nebst einem andern Haufen dieser Thiere davongeflogen. Auch soll sich davon die Sitte herschreiben, daß die Assyrer der Taube göttliche Verehrung erwiesen. S. erreichte das Alter von 62 Jahren und hatte 42 Jahre lang regiert. Ihre Regierung fällt ungefähr in die dunkle Zeit 2000 vor Chr. Hat man auch oft zufolge jener fabelhaften Zusätze, die die Geschichte der S. enthält, zwei Personen dieses Namens angenommen, oder wohl gar die S. als eine nur mythische Person ganz aus der Geschichte verdrängt, so möchte doch diese Ansicht wohl schwerlich als ausgemacht wahr erwiesen und alles historische Dasein der S. mit Grund hinweggeläugnet werden können. Höchst interessant sind die Beschreibungen des Reisenden Professor Schulz aus Gießen, welche derselbe über Reste uralter Denkmäler der Stadt Wan, die von den Armeniern die Stadt der S. genannt wird, dem Publicum mitgetheilt hat. 20.

Semiten sind eigentlich die Nachkommen des Sem, des zweiten Sohnes Noah's, wozu nach der Geschlechtstafel 1. Mos. 10. die Westperser, Assyrer, Chaldäer, Syrer, Hebräer, Lydier, nebst ihren Zweigen gehören; doch hat man den Ausdruck in unseren Zeiten allein auf die Völker bezogen, welche die mit der hebräischen verwandten Sprachen reden, welche daher *semitische* genannt werden. Danach gehören aber die Phönicier und die Araber, welche in der Bibel zu den Hamiten gerechnet werden, nothwendig zu den S., während die Westperser, Assyrer und Lydier einem andern Stamme zuzurechnen sind. Man erkennt übrigens leicht, daß der Name zwar in keiner Beziehung bezeichnend genug ist, jedoch im Allgemeinen, einmal angenommen, eine bestimmte Völkerclasse als in sich abgeschlossen darstellt. — Die *semitischen* Sprachen, welche man früher zu allgemein die *morgenländischen* vorzugsweise zu nennen pflegte, bilden eine eigne Sprachclasse, deren Wurzeln zwar, wie man in der neuesten Zeit nachgewiesen hat, wunderbar mit den indogermanischen übereinstimmen, die aber doch schon in einer sehr frühen Zeit einen ganz eigenthümlichen Entwickelungsgang genommen hat. Diese Sprachen bilden nämlich gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen Anfang und Ausbildung grammatischer Gestalt; sie zeigen eine ganz eigenthümliche Anschauungsweise der Begriffe und ihrer Verhältnisse; es ist mehr das Einzelne,

das sich grammatisch und lexikalisch entfaltet hat, als ein rein logisches Gebäude; so daß im Vergleiche mit anderen Sprachen hier Reichthum, dort Armuth einen merkwürdigen Contrast darstellen. Leider ist aber, trotz der gediegensten Arbeiten in den einzelnen Sprachen, bis jetzt immer mehr nur das Formelle, als das rein Geistige derselben berücksichtigt worden; gewiß liegt jedoch noch ein reicher Schatz logischer Entwickelung in ihnen verborgen, welcher des Schatzgräbers wartet. Man theilt sie gewöhnlich in drei Zweige, das Aramäische (Chaldäische, Syrische), das Hebräische mit dem Phönicischen und das Arabische mit dem Amharischen oder Äthiopischen, deren Anlage im Ganzen dieselbe ist, die sich aber theils in formeller Hinsicht, theils in Ansehung des sprachlichen Reichthums von einander unterscheiden. Eine scharfsinnige Entwickelung ihres Unterschiedes und ihrer Gleichheit gibt J. Fürst in seiner „Chaldäischen Formenlehre" (Leipz. 1836). 9.

Semler (Johann Salomo), nächst Ernesti der vorzüglichste Begründer der Wiedergeburt der protestantischen Theologie im XVIII. Jarh., ward geboren zu Saalfeld 1725, wo sein Vater Archidiakonus war. Obwohl anfangs vor dem damals am Hofe seiner Vaterstadt herrschenden Pietismus durch seine Mutter verwahrt, ward er doch nach deren Tode von demselben angesteckt, dem er sich nun mit allem Ernst und Eifer hingab, so daß an die Stelle der frühern Heiterkeit Trübsinn und Angst um das Heil seiner Seele trat. In solcher Stimmung bezog er 1742 die Universität zu Halle, wo sein Geist jedoch bald, namentlich durch die Vorträge und den Umgang Sigm. Jak. Baumgartens, eine andere und bessere Richtung bekam. Nachdem er sich bereits durch einige Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte, wandte er sich 1749 nach Coburg und übernahm hier 1750 die Herausgabe der „coburger Zeitung", die er mit mehreren gehaltvollen Aufsätzen bereicherte. Schon im folgendem Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der Geschichte und Poesie nach Altdorf. Kaum aber hatte er diese Stelle angetreten, als er (1752) nach Halle als Professor der Theologie berufen ward. Zahlreiche Zuhörer strömten hier zu seinen anregenden und durch neue Ansichten anziehenden Vorträgen über Kirchengeschichte, Hermeneutik und Dogmatik und nach Baumgarten's Tode (1757) ward ihm auch das Directorium des theologischen Seminars übertragen, aus dessen Fonds er dem Minister von Zedlitz zu Gefallen 1777 eine philanthropische Erziehungsanstalt zur Übung der Seminaristen gründete. Allein diesen Schritt mußte er bitter bereuen, da ihm derselbe Minister 1779 das Directorium beider Anstalten nahm. Noch manche andere Kränkungen, zum Theil durch seine eigenen Schriften (wie die über das preußische Religionsedict) veranlaßt, erfuhr er, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, bis an seinen Tod, welcher am 14. März 1791 erfolgte. — Durch die historische Interpretation der Bibel, durch seine Untersuchungen über den Kanon, durch die Kritik in der Geschichte der Lehren der Kirche, durch Behauptung des Rechts, frei und verschieden zu denken über unwesentliche Lehren, und durch Scheidung dieser von den wesentlichen, endlich durch Stürzung der Mystik und des Glaubens an Typologie, an Einwirkungen böser Geister auf Welt und Menschen ist S. der Stifter der liberaleren Theologie neuerer Zeit geworden und war er der Erste, der wenigstens auf eine auffallende Art und geradezu die große Revolution bewirkte, welche sich seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in der Theologie ereignete. Seine wesentlichsten Verdienste sind um die Kirchen-, sonderlich Lehrgeschichte und um die bessere Exegese. Was jene betrifft, so hat er ihre Quellen mehr geöffnet und daraus geschöpft. Er hat mehr Kritik hineingebracht, das Unächte vieler angeblichen Quellen entdeckt, Vieles in denselben verbessert und das Zuverlässigere von dem Verdächtigen geschieden. Was diese betrifft, so griff er mit Eifer eingewurzelte Vorurtheile an, die den Ausleger hinderten, sich weiter umzusehen und

ſeinen Geiſt in Feſſeln hielten; zeigte das Willkührliche bloßer durch eine übelverſtandene Ehrfurcht gegen die Bibel geheiligter Hypotheſen und arbeitete beſtändig auf eine vorurtheilsfreie Behandlung der heiligen Schrift hin. In der Kritik der Bibel übertraf er unſtreitig Alle, die vor ihm in dieſem Fache gewirkt hatten. Namentlich hat er ſich um den Text des N. T. verdient gemacht. Er iſt's, der recht eigentlich den Werth der Handſchriften und ihres Textes unterſcheiden lehrte, der den Charakter jeder merkwürdigen alten Handſchrift beſtimmte und das alte Vorurtheil wider die Handſchriften der lateiniſchen Recenſion zerſtörte. Eben ſo verdient hat er ſich um die hiſtoriſche Interpretation gemacht, in der er die Bahn geöffnet und die Ehre des Reformators behauptet hat. Endlich wirkte S. auch auf freiere Behandlung der Dogmatik mächtig ein, indem er jüdiſche Beſtandtheile vom bibliſchen Chriſtenthume auszuſcheiden ſuchte und in der Kirchenlehre, was blos Menſchenzuthat ſei, in vielerlei Beiſpielen zeigend, wie die letztere erſt allmählig oft durch Mißverſtändniß und Gewaltthätigkeit geworden ſei, bis er erſchreckt durch Bahrdt's Überſchreitungen vor ſeiner Bahn bang wurde, die vollkommene Gültigkeit der öffentlichen Kirchenlehre als Volksreligion um der Ordnung willen behauptete und ſogar das preußiſche Religionsedict in Schutz nahm, die Privatreligion (ſubjective Überzeugung) jedoch freigegeben wiſſen wollte und mit allen Parteien zerfallen ſich am Abende des Lebens verdüſtert in Träumereien ſeiner Jugend zurückzog, mineralogiſchen Wanderungen und chemiſchen Verſuchen ſich hingebend, wobei er zuletzt ſelbſt der Erfindung der Lebenstinctur nahe zu ſein wähnte. — Seine Schriften ermangeln, da er von den Fortſchritten der deutſchen Philoſophie und Sprache zu wenig Kenntniß genommen hatte, der philoſophiſchen Syſtematik und gefälligen Schreibart. Wir nennen hier folgende als die wichtigſten: „Apparatus ad liberalem V. T. interpretationem“ (Hal. 1773); „Apparatus ad liberalem N. T. interpretationem“ (Hal. 1767); „Abhandlung von freier Unterſuchung des Kanon“ (Halle 1771—1775, 4 Thle.); „Vorbereitung zur theologiſchen Hermeneutik“ (Halle 1760—1769, St. 1—4.); „Historiae eccles. selecta capita“ (Hal. 1767 sqq. 3 Voll.); „Verſuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeſchichte“ (Halle 1775 ff. 3 Bde.); „Verſuch geiſtlicher Jahrbücher“ (Halle 1783, 2 Bde.); „Institutt. ad doctrinam christ. liberaliter docendam“ (Hal. 1774); „Verſuch einer freiern theologiſchen Lehranſicht“ (Halle 1779). Vergl. Nösselt, „Narratio de Semlero, ejus ingenio ac meritis in interpret. script. s. Hal. 1792 und ſeine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung (Halle 1781, 2 Bde.). 63.

Semlin, Zemlin, Stadt in der ſlawoniſchen Militairgrenze, Belgrad gegenüber, in dem Winkel der Mündung der Sau in die Donau, iſt der Übergangspunkt aus Öſtreich in die Türkei, der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Wien und Conſtantinopel und Sitz eines Geſundheitsrathes und der größten Quarantaineanſtalt Öſtreichs. Sie hat ungefähr 9000 Einw., meiſt Sorben, die ſich ſeit der Eroberung Belgrads durch die Türken hier angeſiedelt haben, beſteht aus der eigentlichen Stadt und der Vorſtadt Franzensthal, iſt aber ſchlecht gebaut. Der Marktplatz liegt am öſtlichen Ende der Stadt. 37.

Semnonen, ein altes deutſches Volk, das vornehmſte unter dem ſueviſchen Stamme, bewohnten nach Tacitus die Landſtriche zwiſchen der Elbe und Oder von der böhmiſchen Grenze bis an die Havel und breiteten ſich auch jenſeits der Oder an der Warthe aus. Sie waren ſehr mächtig, mußten aber Marbod's Herrſchaft anerkennen, bis ſie im Kriege deſſelben mit Arminius ſich wieder unabhängig machten. Seitdem ſtanden ſie wieder unter eigenen Königen, werden aber ſeit der Zeit des Domitianus nicht wieder erwähnt und ihr Name ging daher wahrſcheinlich unter dem allgemeinen der Sueven unter. 37.

Sempach, ein Flecken im Canton Luzern an der Oſtſeite des ſempacher

Sees, mit ungefähr 1800 Einw., ist merkwürdig durch einen Sieg der Schweitzer über die Östreicher den 9. Juli 1386. — Der fortwährende Übermuth des Adels lag nämlich noch hart auf den Eidgenossen und diese suchten sich durch Zerstörung der Zwingburgen davon loszumachen. Der gereizte Adel wandte sich nun an Leopold von Östreich, der die Gelegenheit ergriff, die Schweitz wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Während er nun ein starkes Heer unter Johann von Bonstetten im Aargau stehen ließ, um Zürich im Zaume zu halten, rückte er mit 6000 Geharnischten nach Luzern, die Ritter mit Stricken für die Schweitzer versehen. Bei S. erwarteten sie 1400 Eidgenossen aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus unter Arnold Strutthan von Winkelried. Von den Rossen gestiegen rückten die Östreicher im dichten Haufen mit versteckten Lanzen vorwärts. Die Schweitzer nur mit Hellebarden, zum Theil blos mit Keulen bewaffnet und mit Bretern statt der Schilde traten aus dem Walde ihnen entgegen; aber nirgends konnten sie widerstehen oder in den gedrängten Haufen eindringen; sie wurden umringt und viele der Tapfersten waren bereits zu Boden gesunken. Da trat Arnold von Winkelried hervor mit den Worten: „Ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib und meine Kinder", faßte mit ausgestreckten Armen eine Menge östreichischer Lanzen und drückte sie so gewaltig unter seiner Brust zusammen, daß die Männer auf ihn fielen. In diese Lücke drangen die Eidgenossen ein und ein fürchterliches Blutbad begann unter den Östreichern, die noch dazu in ihren schweren Harnischen von der Hitze des Tages viel zu leiden hatten. 680 Ritter, unter ihnen der Herzog, wurden erschlagen und die Übrigen aus einander gesprengt; doch auch 200 Eidgenossen bedeckten das Schlachtfeld. Ein dreitägiger Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten ward gestattet und eine Jahresfeier dieses Sieges gestiftet. **37.**

Semperfreie Leute oder **schöppenbare reichsfreie Leute** waren im deutschen Mittelalter solche Freie, welche der allgemeinen Unterdrückung durch das Lehnwesen unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern entgangen als Deutsche immer frei geblieben und nie einem Grafen, Voigte oder Herzoge unterwürfig gewesen waren. Sie waren deßhalb besonders angesehen und als Edelinge zu Kriegs- und Ritterdiensten, zu Beisitzern bei Gerichten u. a. vor Allen befähigt. Da nach der Zeit dieser Freien immer weniger wurden, so gab dieses Prädicat bedeutende Auszeichnung. Die unmittelbaren Reichsfreiherren und die Herren von Limpurg nebst den Grafen Schafgotsch vornehmlich führten solches. Beim Sendgerichte standen sie unmittelbar nur unter dem Bischofe. Das sächsische Landrecht sagt von ihnen Lib. I. art. 2. „ein jeglich Christen Mann, der ist pflichtig den Send zu besuchen dreimal im Jahr, so er zu seinen Jahren kommen in dem Bisthum, da er ingesessen ist. Freyheit ist aber hieran dreyerley. Schöppenbare Leute, die sollen der Bischöffe Send besuchen; die pfleghafte der Thumpröbste, die Landsassen der Erzpriester." Sie hießen deßhalb „sendbarfrei", woraus semperfrei geworden ist. Daß die Sempermannen oder Semperleute, welche befähigt waren in den Sendgerichten als Schöppen zu sitzen, dazu gehört hätten, ist unwahrscheinlich. **17.**

Senat ist wörtlich die Versammlung der Alten. Der Ursprung findet sich in dem ersten Anfange der römischen Geschichte, indem die frühesten Könige eine Versammlung älterer Personen aus den angesehensten Geschlechtern (den Patriciern) zur gemeinsamen Berathung in Staatsangelegenheiten zuzogen und ihr den Namen Senatus beilegten. Nach Vertreibung der Könige behielt der S. die Regierungsgewalt allein, bis nach und nach die Macht des Volks anwuchs und die Volksvertreter (Tribunen) einen Antheil daran erlangten, obgleich der S. die Oberhand behauptete. Die Kaiser behielten ihn als obersten Staatsrath bei. Da der S. aus den vornehmsten alten Geschlechtern gewählt wurde, so fand man in

neueren Zeiten in den Städten die höchſten, aus den angeſehenſten Bürgergeſchlechtern beſtehenden Stadtregierungen mit jener Einrichtung vergleichbar und nannte das Collegium den S., die Mitglieder Senatoren und die vornehmſten Bürgerfamilien, welche beſonders in den Reichsſtädten den Bürgeradel bildeten, Patricier. Auch in Reichen, wie in Rußland, nennt man den aus den erſten Familien des Landes gewählten Reichsrath, welcher mit dem Regenten die Arbeit theilt, S. Endlich bei höheren Landescollegien oder Gerichten werden mitunter die verſchiedenen Abtheilungen als der I. und II. ꝛc. S. bezeichnet. 3.

Sendgerichte. Im ältern Deutſchland war es üblich, daß der Biſchof und ſpäterhin an ſeiner Stelle ein Official jährlich einmal im Kirchenſprengel herumreiſete und über die Vergehungen, welche gegen die Sonn- und Feſttagsfeier oder gegen die 10 Gebote vorgefallen waren, Gericht hielt. Der dirigirende Geiſtliche war der Sendrichter, die Schöppen aber weltliche. Die Gegenſtände nannte man Sendfälle, die Angezeigten Sendfällige, Sender. Man iſt nicht einig darüber, ob die S. den Namen von der Sendung des Geiſtlichen oder vom Beklagten, als dem Sünder, erhalten haben. 17.

Senebier (ſpr. Senebié) (Jean), ein bekannter Naturforſcher, ward 1742 zu Genf geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie, Philoſophie und Naturwiſſenſchaften und ward 1765 Prediger zu Genf, 1769 Prediger zu Chancy und 1773 Bibliothekar zu Genf, lebte ſeit 1789 zu Rolle im Waadtlande zurückgezogen, kehrte 1799 nach Genf zurück und ſtarb daſelbſt den 22. Juli 1809. Er hat ſich beſonders durch ſeine ſcharfſinnigen Unterſuchungen über die atmoſphäriſche Luft und über den Einfluß des Sonnenlichts auf die Körper der Natur einen berühmten Namen erworben, den ſein Hauptwerk: „Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences“ (Genf 1775. 2 Bde. 2. Aufl. 1800. 3 Bde.) zu erhalten wohl geeignet iſt. 16.

Seneca, berühmte römiſche Schriftſteller. I. Marcus Annäus S., ein berühmter römiſcher Rhetor aus Corduba in Spanien, kam frühzeitig nach Rom, wo er einer der gefeiertſten Lehrer der Beredſamkeit wurde. Erſt um Chriſti Geburt ging er nach Spanien zurück und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 34 n. Chr. Neben einem ausgezeichneten Talente zur Redekunſt ſoll er auch ein ſo treffliches Gedächtniß beſeſſen haben, daß er zweitauſend Namen und zweihundert Verſe, wenn er ſie auch nur ein einziges Mal gehört hatte, eben ſo zu wiederholen im Stande war, wie ſie ihm vorgeſagt worden waren. Er ſchrieb „Controversiarum libri decem“ (10 Bücher über die rhetoriſche Behandlung wichtiger Rechtsfälle), wovon uns jedoch leider nur Buch I. II. VII. VIII. X. verſtümmelt erhalten ſind, und ein uns ebenfalls unvollſtändig erhaltenes „Suasoriarum liber“ (Empfehlungsreden). Beide Schriften ſind für die Kenntniß des Zuſtandes der Redekunſt ſeiner Zeit von großer Wichtigkeit, da ſie viele Bruchſtücke von Declamationen verſchiedener anderer gleichzeitiger Rhetoren enthalten. Sein Styl empfiehlt ſich zwar durch eine ſeltene Kürze, wird aber auch dadurch nicht ſelten unnatürlich und affectirt. Ausgaben beſitzen wir: Ed. princ. zugleich mit des Luc. Annaeus Seneca Opp. (Ven. 1490. Fol.); von Andr. Schottus (1603sq. Fol.); cum not. var. (Paris. 1613. Fol.); von J. F. Gronov (Amſterdam 1672. 8.) und ed. Bipont (1783, 1810. 8.). II. Lucius Annäus S., der Sohn des Vorigen, ward zu Corduba geboren und in Rom erzogen und ausgebildet. Nachdem er noch als Jüngling mit den größten Philoſophen ſeiner Zeit ſich bekannt gemacht, ſich als Philoſoph und Redner aufs Vortheilhafteſte ausgezeichnet, ja ſelbſt auch die Aufmerkſamkeit des Kaiſers Caligula auf ſich gezogen hatte und endlich ſelbſt Quäſtor geworden war, mußte er im Jahre 41 n. Chr. den Ränken der berüchtigten Meſſalina weichen und nach Corſica ins Exil gehen. Allein im Jahre 48 ward er zurückberufen, um die Erziehung des Nero zu leiten, und

zum Prätor ernannt. S., Meister im Schmeicheln und vollkommener Hofmann erwarb sich bald die Gunst des Nero in hohem Grade; es wird ihm aber gewiß nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, daß er gegen die Fehler des Nero zu nachsichtig gewesen sei und dieselben nicht frühzeitig genug unterdrückt habe. Er verlor daher auch bald allen Einfluß, zog sich endlich ganz vom Hofe zurück und lebte den Wissenschaften, ward aber in die Verschwörung des C. Piso verwickelt und mußte es als Gunst betrachten, daß, statt unter Henkers Hand zu sterben, es ihm erlaubt wurde, sich selbst den Tod zu geben. Er setzte sich in ein warmes Bad und ließ sich die Adern öffnen. Allein da die Verblutung zu langsam erfolgte, nahm er noch Gift und starb so 65 n. Chr. in seinem 63. Lebensjahre. Wenn S. neben der stoischen Philosophie auch zugleich einer niedrigen Schmeichelei und dem Geize huldigte, wenn er mit Tugend und Standhaftigkeit zugleich auch Nachgiebigkeit gegen das Laster verband und mitten unter Verdorbenheit durch schwaches Hin- und Herschwanken und durch kriechende Bereitwilligkeit für den Dienst der Agrippina thätig war, so ist es gewiß, so viel auch zu seinem Vortheile sich sagen läßt, daß er nur als ein unzuverlässiger und zweideutiger Charakter erscheint. Der Einfluß dagegen, den S. durch seine Schriften auf seine Zeit äußerte, war groß und mit Recht nennt ihn einer der größten jetzigen Gelehrten einen Cicero seiner Zeit. Diese sämmtlich zeugen von großem Fleiß, leiden jedoch an einem unnatürlichen, gekünstelten Style, der sich nach dem Geschmacke der damaligen Zeit in philosophischen Spitzfindigkeiten und Antithesen erschöpft. Sein umfassendstes Werk sind seine „Epistolae ad Lucilium.“ Außerdem besitzen wir noch von ihm mehrere Schriften über einzelne philosophische Gegenstände, z. B. „De ira“ (3 Bücher); „De providentia liber“; „De tranquillitate animi“; „De constantia sapientis“; „De clementia“ (2 Bücher); „De brevitate vitae“; „De vita beata“; ein Bruchstück „De otio sapientis“; „De beneficiis“ (7 Bücher); ferner „Quaestionum naturalium libri VII“; „Consolatio ad Helviam“; „Consolatio ad Marciam.“ Von zweifelhafter Aechtheit sind die „Consolatio ad Polybium“ und die bittere menippische Satyre „Ἀποκολοκύντωσις“ auf den Kaiser Claudius; ausgemacht unächt aber sind „Der Briefwechsel mit dem Apostel Paulus, „De virtutibus cardinalibus“, „De moribus“, „De terrae motu“, „De superstitione“ u. a. Die Ed. pr. erschien zu Neapel (1475. Fol. 2 Bde.). Andere Ausgaben sind von Des. Erasmi (Basil. 1515, 1529. Fol.); Muret (Bonn 1585. Fol.); J. Gruter (1594. Fol.); Just. Lipsius (Antw. 1605. Fol.); J. F. Gronovius (Amst. 1672. 2 Voll. 8.); F. E. Ruhkopf (Leipz. 1797—1811. 8. 5 Bde.). Gute Ausgaben einzelner Schriften sind: „Opera philos.“ recogn. E. F. Vogel (Lips. 1830. 8.); von J. Schweighäuser (Königsb. 1809. 8. 2 Bde.). III. S. Tragicus, ein Mann von ganz unbekannten Lebensverhältnissen, gilt als Verfasser von 10 Tragödien, welche aber weder einem Verfasser, noch einer Zeit anzugehören scheinen und voll von unnatürlichen, affectirten Deklamationen, hochtrabenden Redensarten und gesuchten Gesensätzen sind, daher sie auch nicht selten Ähnlichkeit mit den Schriften des Philosophen S. haben, wodurch viele Kritiker veranlaßt wurden, auch diese Tragödien dem vorigen S. beizulegen. Ungeachtet ihres geringen Werthes aber haben dennoch diese Tragödien viele und ausgezeichnete Bearbeiter gefunden. Die besten Ausgaben desselben sind: Ed. princ. s. l. et a. Fol.; von G. Fabricius (Lips. 1566. 8.); Just. Lipsius (Antwerp. 1588. 8. und Heidelb. 1589. 8.); Scriverius (Lugd. Bat. 1621. 8.); Gronov (Ebend. 1661 und Amsterdam 1668. 8.); Schröder (1728); Bothe (1819. 8. 3 Bde., neue Ausgabe 1822. 8.). Ins Deutsche übersetzte sie E. Sommer (Dresden 1834 ff. 10 Lieferungen). 20.

Senegal oder Zenaga, einer der größten Ströme Afrikas, hat seine Quel-

len auf dem Nordrande des Gebirgszuges Kong in Hochsudan unter 9° L. 11° N. Br. und wird durch zwei Hauptquellströme, den Basing (auch Baleo, Fura) und Kokora gebildet. Ersterer, die westliche Quelle, entspringt in den Wildnissen von Jallonkadu und nimmt seinen Lauf nach Norden; letzterer, der östliche Zufluß, kommt von der Mandingoterrasse und wächst nach einem kurzen nach West-Nord-West gerichteten Laufe durch mehrere Flüsse verstärkt zu einem bedeutenden Strome an. Beide vereinigen sich nördlich vom 15° N. Br. und durchbrechen unter dem gemeinschaftlichen Namen S. das Gebirge, bilden zwei große Wasserfälle und treten in der Richtung von Norden nach Westen als ein sanft strömendes Wasser in die großen Ebenen von Senegambien ein. Hier nimmt der S. den Falemeh und Neriko auf, durchzieht schlangenförmig das ungesunde Küstenland und bildet gegen 40 Inseln, von welchen Bilbos und Morphil mit Negerdörfern besetzt, die größten sind. 30 Meilen vom Meere, bis wohin Ebbe und Fluth reichen, theilt er sich in 3 Arme, von denen der südliche in gerader Linie dem atlantischen Oceane zuströmt, die zwei anderen aber sich wieder vereinigen und längs der Dünenküste und dem Festlande nach S. gekehrt sich in das Meer ergießen. Der S. ist gegen 160 Meilen lang und bis zu seinen Katarakten schiffbar, doch ist die Einfahrt wegen einer großen Sandbank sehr gefährlich. Da auf seinem unteren Laufe die Ufer sehr flach sind, so tritt er zur Regenzeit aus und befruchtet die ganze Umgegend. Übrigens ist er sehr fischreich und an seinen Ufern leben Krokodile, Seepferde ꝛc. 35.

Senegambien, Westnigritien, große Landschaft in Westafrika, am atlantischen Meere, an und zwischen den Flüssen Senegal und Gambia, vom Cap Blanc bis zum Cap Rogne, mit einigen anliegenden Landschaften, 0° 36′ —17° L., 10° 18′ Br., grenzt in Westen an das atlantische Meer, in Süden an Guinea, in Osten an Nigritien, in Norden an die Sahara und enthält einen Flächenraum von 30000 □Meilen. Im Innern findet man sandige Wüsteneien mit ansehnlichen, zum Theil fruchtbaren Gebirgen (Konggebirge) abwechselnd, welche mehrere 4—6000 Fuß hochliegende Hochebenen haben, und an den Küsten ist das Land eben und gut bewässert; an den Küsten die Vorgebirge Verga, Roxo, nach Süden Marv und das grüne Vorgebirge und viele Inseln (die Bissoagruppe). Die Hauptflüsse Senegal, Gambia, St. Domingo, Casamansa, Geba, Nunez, Rio Cacheo durchbrechen diese Gebirge, überströmen das Land, wodurch dasselbe äußerst fruchtbar wird, und fallen dann ins Meer. Man hat hier, wie in allen Ländern der heißen Zone, 2 Jahreszeiten: trockenen Sommer und Regenzeit; die letzte fängt im Juli an und endet im October; dann fallen an 115 Zoll Regen und das Thermometer steht dann gewöhnlich auf 84° Fahr. Die ersten Regengüsse sind sehr schädlich, denn was sie berühren, schimmelt und fault in kurzer Zeit. In der trocknen Jahreszeit ist die Hitze nicht stark wegen der Nordwinde, die um diese Zeit wehen, und während der das Quecksilber bis auf 76° fällt. Sehr beschwerlich sind die Tornados oder südöstlichen Orkane, die von heftigen Gewittern begleitet sind und Alles vor sich her niederstürzen; auch treten öfter Windstillen ein, wo die Muskitos und andere Insecten sehr gefährlich sind. Die Producte sind aus dem Thierreiche: Pferde, Kameele, Rindvieh, Esel, Schafe mit seidenartiger, feiner, nicht krauser und mit andern längerm Haar untermischter Wolle, Ziegen, Schweine, Hunde, Löwen, Panther, Hyänen, Tiger, Leoparden, Luchse, Elephanten, Giraffen, Flußpferde, Empalos, Affen, Hirsche, Hasen, Antelopen, Zibethkatzen, Kaninchen, Büffel, Goldwölfe, Krokodile, Eidechsen, Schlangen (auch die giftigen gehörnten Riesenschlangen), Schildkröten, Strauße, Trappen, Pfauen, Trut- und Auerhähne, Perl- und Rebhühner, Enten, Papageien, Bienen, verschiedene Fische, als Zitteraal, Zitterrochen, ferner fliegende Heuschrecken, Guinea- oder Muskelwürmer, Muskitos, Sandflöhe, Ameisen,

auch eine Art Käfer (Leuchtkäfer), aus denen die Neger eine sehr brauchbare Seife bereiten. 2) Aus dem Pflanzenreiche: große Waldungen, Mastix- und Heuschreckenbäume, Shihbaum (shea toulon), aus dem eine schmackhafte Pflanzenbutter bereitet wird, Barbaos (adansonia digitata), Teakbäume (durch die afrikanische Gesellschaft in London an den Ufern des Senegal gepflanzt), Palmen, namentlich Kokos-, Datteln-, Fächer-, Pflaumenpalmen, Ceyle- oder Seidenwollenbaum (20 Fuß hoch), Gummibäume, Eben-, Campeche- und Mahagoniholz, Feigen, Granaten, Pomeranzen, Citronen und andere Südfrüchte, Tamarinden, Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeffer, Indigo, Tabak, Reis, Mais, Hirse, Maniok oder Cassave, Ananas, Wassermelonen, Pisangstauden, Aloë, Lelebessen, Mangle- und Affenbrodbäume, Cassia, Batatten, Yamwurzeln, Kaffeekorn, Savannen oder Weiden mit 10 Fuß hohem Grase und Kräutern, und Apothekerwaaren. 3) Aus dem Mineralreiche: Gold, Kupfer, Eisen, Salz, Ambra, Magnet, Thon, Marmor ꝛc. Die Ureinwohner sind Neger, zwischen denen Haare, Gesichtsbildung, Farbe, Sitten ꝛc. einen merklichen Unterschied machen. Zu diesen gehören die Jaloffen, Mandingo's, Susuneger, Felupas, Mauren, Serawullihs, Serreres, Fulahs, Pappels, Caobes und Dschabonker. Die Neger sind meistens Fetischanbeter; nur die Fulah's (Fuker), Mandingo's und Jaloffen haben eine aus Muhammedanismus und Fetischverehrung gemischte Religion, in der die Grigris oder Amulete sich allgemeines Vertrauen erworben haben. Die muhammedanischen Priester heißen hier Marabuts (s. d. Art.). Einige Negervölker treiben etwas Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; andere sind Kaufleute; unter den Jaloffen und Mandingo's, den geschicktesten Negern, verfertigen mehrere grobe Zeuche und Matten, Leder-, Töpfer- und Eisenwaaren; die Europäer ziehen mit Vortheil Baumwolle und Cochenillencactus; aber keines von den Völkern treibt den Bergbau fleißig. Die Äcker werden im April bestellt, aber ohne Pflug. Es wird der Boden gereinigt, welches geschieht, indem man das Strauchwerk auszieht und verbrennt. An dem Handel dieses Landes nehmen Engländer, Franzosen, Portugiesen, Niederländer, Dänen und Nordamerikaner Antheil. Die Ausfuhr besteht in Sklaven, von denen im Jahre 1830 von der Westküste Afrikas nicht weniger als 42000 ausgeführt wurden, Fellen von Tigern, Gummi (jährlich 1800000 Pfund), Harz, Orseille, Holz, Gold, Ambra, Elfenbein, Pfeffer, Straußfedern, Baumbutter ꝛc.; die Einfuhr in Schießgewehren, Pulver, Eisenwaaren, Blei, geistigen Getränken, Glascorallen, Tabak, Tuch, wollenen Zeuchen, Leinwand, Kattun, Messern, Scheren, Säbeln, Papier, Bernstein, Spiegeln, Sonnenschirmen, Kupfergeschirren, Töpferwaaren, Kauris ꝛc. Den Handel selbst besorgen die Slatihs, d. i. Neger, die als Sklavenhändler in den europäischen Factoreien zum Handel erscheinen, und maurische Kaufleute. Das ganze Land wird in eine Menge unabhängiger Staaten getheilt und zwar südwärts des Gambia: die Bisagosinseln, die Insel Bulama, die Insel Bissao, das Cap Roxo oder Rouge, Jereja, Foini und das Reich Kombo; im Lande zwischen dem Gambia und Senegal: die Insel Sta. Maria, das kleine Ländchen Tonde-Mase, Mariana, Liban, Kuranko, Soliman, Firia, Sangara, Kankan, Balia, Kuronia, Sangala, Dschalonkadu, Dentilla, Futa-Dschallon, Wassala, Dschia-Konkadu, Manding, Fuladu, Kaarta, Bruko und Gadu, Kassoe oder Kasse, Konkadu, Satadu, Bambuk, Kadschaga oder Galam, Neola, Bondu, Wolli, Walli, Salum, Burb-Jolaf, Bara, Sin oder Tin, Baol, Damel von Cayor, Jafnu, Ludamar, Futadoro, Wallo oder Howal. Die Hauptbesitzung der Engländer ist James, der Franzosen St. Louis und der Portugiesen Cachao. Alle diese Reiche sind theils monarchische, theils republikanische. 71.

Seneschall (seneschallus), von Senne, Sente (Heerde) und Schalk (Aufseher), hieß an den Höfen derjenige, dem die Besorgung der Tafel und somit auch

die oberſte Aufſicht über die Heerden und ſpäter über das ganze Hausweſen übertragen war. Er bekleidete alſo eine ähnliche Charge wie der Haushofmarſchall und der frühere Truchſeß in Deutſchland und der Stewart in England. In der ſpätern Zeit hatte ſich aber dieſer Wirkungskreis beſonders in Frankreich verändert; denn es wurden den Seneſchallen auch richterliche Functionen anvertraut und in den einzelnen Provinzen lebten deren, die die oberſte Gerichtsbarkeit im Namen des Königs ausübten und an der Spitze der Ritterſchaft ſtanden. Ihre Gerichtsbezirke hießen Sénéchauſſées. Den Titel eines Grandſeneſchall führte der jedesmalige S. am königlichen Hofe. Auch finden ſich an den Höfen der Lehnsfürſten von Frankreich dergleichen. 35.

Senf, Möſtrich, lat. sinapis; franz. moutarde; engl. mustard, nennt man eine Pflanzengattung, die in die natürliche Familie der Cruciferen und in die tetradynamia siliquosa gehört, ſo wie ein Gewürz, das aus den Samen der sinapis nigra L. bereitet wird. Es iſt dieß eine jährige, gewöhnlich an feuchten Orten wachſende, namentlich aber in mehreren Theilen Frankreichs angebaute Pflanze mit einem 2—3 Fuß hohen, runden, glatten und blaugrünen Stengel, an dem die großen, leierförmigen, etwas dicken und fleiſchigen Blätter ſitzen. Die kleinen gelbgeſtielten Blüthen ſtehen in langen Trauben am obern Theile des Stengels. Die Schoten ſind dünn, aufrecht, am Stengel anliegend und enthalten kleine kugelige, äußerlich ſchwarz, innen gelb ausſehende Samen. Dieſe haben einen eigenthümlich bitterlich ſcharfen, brennenden Geſchmack und gepulvert einen flüchtigen, Nieſen und Thränen erregenden Geruch. Sie enthalten ein ſcharfes, ſchweres, auf der Haut Brennen und Blaſen verurſachendes ätheriſches Öl, das dem Anſcheine nach den Hauptbeſtandtheil ausmacht, außerdem noch ein braunes, mildes Harz, ein gelbes, mildes, fettes Öl, Schleim, verſchiedene Salze und Spuren von Mangan, Eiſenoxyd, Schwefel und Ammonium. Wegen der dem Senfe inwohnenden Schärfe gehört derſelbe zu den die Verdauung befördernden Mitteln und iſt in dieſer Hinſicht dem Pfeffer gleichzuſtellen, ohne jedoch deſſen Nachtheile und die anderer erhitzender Gewürze zu beſitzen. Er iſt vorzüglich auf Seereiſen zu empfehlen, indem er ein gutes Präſervativ des Scorbuts abgibt. Mit Sauerteig zu einem Brei gemiſcht und auf die Haut gelegt gibt er in verſchiedenen Krankheiten ein treffliches Ableitungsmittel, indem er ſchon binnen ¼ Stunde eine bedeutende Röthe hervorbringt und Blaſen zieht. Seine Zubereitung als Gewürz iſt nicht überall die nämliche; daher auch die Unterſchiede von franzöſiſchem, engliſchem und düſſeldorfer S. So bereitet man ihn z. B. in Frankreich mit Moſt oder Wein, worin man die Samen zerſtößt; noch allgemeiner aber bereitet man ihn mit dem Eſſige und einigen anderen Gewürzen, gewöhnlich auch mit etwas Knoblauch, wodurch ſowohl ſeine etwas zu große Schärfe maskirt, als auch dieſem Präparate ein angenehmerer aromatiſcher Geſchmack gegeben wird. Sein Genuß iſt beſonders dann, wenn man blähende Speiſen ißt, ſehr zuträglich. Daß damit getriebener Mißbrauch ſchadet und dadurch mit Länge der Zeit die Verdauungskräfte geſtört werden können, davon hat die Erfahrung ſo manches Beiſpiel aufzuweiſen. 21.

Seniorat (jus senii) heißt 1) die im ältern Deutſchland dem Familienälteſten übertragene Pflicht, die Rechte des ganzen Stammes zu ordnen und zu vertreten (ſ. Ganerbe); 2) dasjenige von den Familiengütern, welches ihm dafür zum ausſchließenden Genuſſe angewieſen worden iſt. Bei der in neueren Zeiten eingetretenen Zerſplitterung der Familien iſt der urſprüngliche Zweck oft nicht mehr zu erreichen, aber das Recht geblieben, daß gewiſſe Güter überhaupt, mit Ausſchließung der natürlichen Erbfolge, blos an denjenigen in der Familie vererben, welcher den Jahren nach der Älteſte iſt. Es würde daher der Fall eintreten können, daß der ältere Agnat die jüngeren Söhne ausſchlöſſe. Da in ſolchem Falle der jedesmalige Beſitzer nur ein bedingtes Recht an dem ihm blos auf Lebenszeit anvertrauten Gute

hat, so rechnet man diejenigen Seniorate, welche nicht durch Familienverträge errichtet, sondern durch letztwillige Verordnungen bestimmt sind, unter die Fideicommisse. Von den Majoraten unterscheiden sie sich darin, daß bei diesen blos der ältere Sohn den jüngern Bruder ausschließt. 17.

Senkenberg (Johann Christian), geb. zu Frankfurt a. M. 1717, studirte zu Göttingen und ließ sich 1747 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, errichtete daselbst das seinen Namen tragende Stift mit anatomischem Theater und Hospital und starb 1772 in Folge eines Falles von einem Balken des neugebauten Hauses. Ihm zu Ehren hat sich 1817 die senkenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt gebildet, welche eine ausgezeichnete Naturaliensammlung besitzt. — Sein älterer Bruder, Heinrich Christoph, Freiherr von S., geb. den 19. Oct. 1704 zu Frankfurt, ward in Gießen erzogen, studirte daselbst seit 1719 die Rechte, besuchte dann Halle und Leipzig, ward 1729 in Frankfurt Advocat und 1730 erster Rath des Rheingrafen zu Daun, 1735 außerordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen und 1738 ordentlicher Professor und Regierungsrath zu Gießen, ging 1749 als nassau-oranischer Justizrath nach Frankfurt und 1750 als Reichshofrath nach Wien, wo er in den Freiherrnstand erhoben ward und 1768 starb. Er war einer der berühmtesten Juristen seiner Zeit. Unter seinen zahlreichen Werken sind seine „Selecta juris et historiarum“ (Francof. 1734—1742. 6 Voll.); „Corpus juris feudalis Germaniae“ (Giessen 1740) und „Corpus juris germanici publici“ (Francof. 1760—1765. 2 Voll.) noch in verdientem Ansehen. — Sein Sohn, Renatus Karl, Freiherr von S., geb. zu Wien am 23. Mai 1751, ward von seinem Vater für die Rechtswissenschaft und Diplomatik erzogen, ging 1768 auf die Universität Tübingen, darauf nach Göttingen, endlich 1771 nach Straßburg, um seine Studien zu vollenden. Nachdem er sich (seit 1772) in Wetzlar in der kammergerichtlichen Praxis geübt hatte, ging er Ende 1773 nach Rom und ward von den Arcadiern unter dem Namen Polydorus Nemäus, den er auch später auf seine „Carmina latina et graeca“ setzte, zum Mitgliede aufgenommen. Nach seiner Zurückkunft ward er Regierungsrath zu Gießen, aber weil er 1778 eine unter dem literarischen Nachlasse seines Vaters gefundene beglaubigte Abschrift einer Urkunde, die im Streite über die baierische Erbfolge von großer Wichtigkeit, aber sehr nachtheilig für die östreichischen Ansprüche war, dem baierischen Ministerium auslieferte, in Wien, wohin er reiste, verhaftet und kurz darauf aus den östreichischen Staaten verwiesen. Er kehrte nach Gießen zu seiner Stelle zurück, die er aber schon 1784 niederlegte, und lebte von nun an ganz den Wissenschaften und schriftstellerischen Arbeiten, die hauptsächlich die Rechtswissenschaft, Geschichte und nebenbei die schöne Literatur umfaßten. Seine wichtigsten Schriften sind: „Nachträge zu Lipenii Bibliotheca juridica“ (1787—1789); Fortsetzung des Häberlin'schen Werks über die „Deutsche Rechtsgeschichte“ (21.—27. Bd.). 1785 ließ er die oben erwähnten „Carmina“ und 1787 „Gedichte eines Christen“ (beide ohne Druckort) erscheinen, worauf 1797 das Drama: „Charlotte Corday, oder die Ermordung Marat's“ ohne seinen Namen folgte. Er starb 1800. Der Universität Gießen hatte er seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek, sein schönes Haus und 10000 Gulden zur Vermehrung der Bibliothek vermacht. 16. 25.

Senkrecht, s. Perpendikel.

Senkwage, s. Aräometer.

Senn, auch Sennhirt oder Aelpler, heißt in der Schweitz ein Hirte, der zur Zeit des Sommers die Heerden auf den höchsten Triften der Alpen weidet. Macht der Eigenthümer oder Küher einer Sennerei, die gewöhnlich aus 20—60 Kühen besteht, selbst den S., so zieht seine ganze Familie der Heerde oder Senne nach und bewohnt eine kunstlos aus Baumstämmen und dergleichen Rinden

gemachte Sennhütte, neben der gewöhnlich der Käsgaden, in welchem die Käse bereitet werden, angebracht ist. Befinden sich mehrere Sennhütten auf einer Trift, so nennt man diese zusammen ein Senndörfchen. — Senne (Sende, Sendveld) heißt auch die große westphälische Haidegegend, welche sich vom westlichen Fuße der Egge oder des teutoburger Waldes südlich bis nach Paderborn und westlich bis nach Bielefeld erstreckt. Auf dem lippischen Antheile derselben befindet sich in Lopshorn das berühmte Sennergestüte. Die daselbst gezogenen Pferde zeichnen sich durch ihre Stärke und ihren spätern Wuchs aus und werden gewöhnlich schlechthin Senner genannt. Sie sind sämmtlich mit einer Rose und dem Namenszuge des Fürsten von Lippe-Detmold gezeichnet. Auf der Senne wurden 1640 die Schweden von dem kaiserlichen Generale Hatzfeld geschlagen. 35.

Senna, Sennesblätter, franz. séné; engl. senna, sind die Blätter mehrerer Arten der Gattung cassia (s. d. Art.). Die im Handel vorkommenden Sennesblätter sind eine Mischung von Blättern dreier verschiedener Pflanzen: 1) von cassia obovata L. (der stumpfblätterigen S.-Cassie), einem Strauche Syriens und Ägyptens, welcher die S. von Sid, Thebais, die stumpfblätterige S. von Aleppo, der Barbarei, die spanische, italienische S. liefert und aus eirunden, am Grunde verschmälerten, kurz stachelspitzigen, unten schrägen, mit deutlichen Seitenrippchen versehenen Blättchen besteht; 2) von cassia lanceolata (der lanzenblätterigen S.-Cassie), einem Halbstrauche Nubiens und Sennaars, welcher die nubische, bicharische, spitzblätterige, alexandrinische, morgenländische, ägyptische und nach Hayne auch die tripolitanische S. liefert, deren Blättchen unten behaart, lancettförmig und kurz stachelspitzig sind; endlich 3) von cynanchum Arghel, einer Pflanze Oberägyptens, deren Blätter unter dem Namen séné de la pique bekannt sind. Seit 1821 findet sich im Handel auch eine Sorte S. unter dem Namen der indischen, die sich durch größere Länge, blaß gelblichgrüne Farbe ꝛc. unterscheidet und von cassia elongata oder cassia acutifolia herkommen soll. Die erste Sorte wird für die beste gehalten. Nach Lassaigne und Seneulle enthält die S. Chlorophyll, etwas fettes Öl, Eiweiß, einen gelb färbenden Stoff, Äpfelsäure, Salze, deren Base Kali und Kalk ausmacht, und endlich einen eigenthümlichen Stoff, der die Quelle ihrer Wirksamkeit zu sein scheint und den Namen Cathartin erhalten hat. Die Wirkungen der S. als Abführmittel, das vor vielen anderen den Vorzug hat, die Verdauung nicht zu stören, sind wohl hinlänglich bekannt. 21.

Sennaar, s. Nubien.

Sennefelder (Aloys), der Erfinder des Steindrucks, wurde im Jahre 1771 in Prag geboren, wo sein Vater als Schauspieler lebte, mit dem er noch in früher Jugend nach München zog, und widmete sich später gegen seine Neigung dem Studium der Rechtswissenschaft. Nach dem Tode seines Vaters (1791) beschloß er Schauspieler zu werden, allein viele mit dieser Laufbahn verbundene Unannehmlichkeiten bewogen ihn schon 1793 das Theater wieder zu verlassen, worauf er sich als Verfasser eines kleinen Schauspiels: „Der Mädchenkenner" bekannt machte. Dieser schriftstellerische Versuch brachte ihn auf den Gedanken, eine Druckerei zu errichten; da es ihm aber an dem dazu nöthigen Gelde mangelte, so dachte er wiederholt darüber nach, wie er auf eine wohlfeilere Art, als die bisher angewendete, seinen Zweck erreichen könne. Einst hatte er von einem Spaziergange ein Stück Kalkstein mit nach Hause gebracht; zufällig kam ein Fetttropfen auf denselben und kurz darauf Nässe, wobei S. bemerkte, daß blos diejenige Stelle, auf welche das Fett gefallen war, die Druckerschwärze annahm, während der übrige Theil des Steines die Aufnahme desselben verweigerte. Er beurtheilte mit richtigem Scharfblicke die Folgen dieses Resultates und benutzte es zu neuen Untersuchungen, indem er nun eine Kalkschieferplatte mit einer Wachsdinte überstrich, die Schrift darauf verkehrt eingrub, mit Scheidewasser ätzte und abdruckte. Dieser Versuch gelang

und nach einigen Verbesserungen war die Erfindung des Steindrucks auf vertiefte Manier gemacht, wonach die Entdeckung der erhöhten Art leichter wurde. S. beschrieb nämlich den abgeschliffenen Stein mit seiner Fettdinte, ätzte denselben mit Scheidewasser, welches den Stein an allen denjenigen Stellen, welche die Dinte nicht schützte, in der Dicke eines Kartenblattes vertiefte, und druckte nun die erhabene mit Druckerschwärze überzogene Schrift ab, welches ihm zu seiner vollkommenen Zufriedenheit gelang. Da ihn jedoch der Mangel an Geld verhinderte seine Erfindung mehr zu vervollkommnen, so entschloß er sich als Stellvertreter eines Recruten, der ihm 200 Gulden bot, in baierische Dienste zu treten, wurde aber in Ingolstadt, wohin er sich deßhalb gewendet hätte, als Ausländer nicht angenommen. In München, wohin er zurückgekehrt war, versuchte er nun Noten in Stein abzudrucken. Nach mehreren anfangs gelungenen, später aber aus Mangel an einer zweckmäßigern Presse mißglückten Proben, zu denen ihm das Geld größtentheils geliehen worden war, erlitt aber die Unternehmung bedeutende Verluste und zu der Erfindung selbst verlor man das Zutrauen. Nur S. ließ den Muth nicht sinken und nach wiederholten Versuchen gelang ihm auch die Herstellung des chemischen Steindrucks. Er ließ nunmehr auch seine beiden Brüder, Theobald und Georg, an der Unternehmung Theil haben, welche durch die Verbindung mit dem Hofmusikus Gleißner bedeutend erweitert werden konnte, worauf ihm 1799 von dem Churfürsten Maximilian ein Privilegium auf 15 Jahre ertheilt wurde; auch verkaufte er dem Musikverleger André aus Offenbach die Mittheilung der Erfindung für eine ansehnliche Summe Geldes und zog mit Gleißner dahin, reiste dann nach Paris, London, Berlin und Wien, um sich in diesen Städten ebenfalls ausschließliche Privilegien für den Steindruck zu erwerben, vereinigte sich aber mit André über das Privilegium, trennte sich von ihm und begab sich im Jahre 1800 nach Wien, wo er mit dem Hofagenten Hartl einen Vertrag abschloß, zufolge dessen Letzterer die nöthigen Geldsummen zu dem Unternehmen zu liefern versprach, während jener die Sache praktisch betrieb. Da aber nach längerer Ausübung des Geschäftes die Kosten nicht gedeckt werden konnten, trat S. sein Privilegium an Steiner in Wien ab und schloß einen neuen Vertrag mit dem Kattunfabrikanten Faber in St. Pölten ab, um seine Erfindung auch auf diesen Zweig des Gewerbfleißes anzuwenden. Im Jahre 1806 verließ er jenen Ort und kehrte nebst Gleißner, der ihm schon früher nach Wien gefolgt war, auf Veranlassung des Freiherrn von Aretin nach München zurück, wo ihm dessen Empfehlungen und Geldvorschüsse von großem Vortheile waren. Im Jahre 1809 wurde ihm die Aufsicht über eine unter der Direction Utzschneider's für Landcharten errichtete Steindruckerei übertragen, ein lebenslänglicher Gehalt und der Titel eines königlichen Inspectors der Lithographie nebst der Erlaubniß ertheilt, eine eigene Druckerei mit Aretin zu errichten. Da sich S. hierdurch in eine bessere Lage versetzt sah, strebte er unabläßig darnach, seine Erfindung zu vervollkommnen, was ihm auch immer mehr gelang. Im Jahre 1826 erfand er ein Mittel, illuminirte Blätter zu liefern (Mosaikdruck), welche Ähnlichkeit mit Ölgemälden haben, und 1833 verstand er auf Stein getragene Ölgemälde in Leinwand abzudrucken. Er starb am 26. Febr. 1834 und hinterließ ein Werk über die von ihm erfundene Kunst unter dem Titel: „Lehrbuch der Lithographie" (München 1819). 81.

Sennert (Daniel), berühmter Arzt, wurde zu Breslau 1572 geboren, studirte zu Wittenberg die Heilkunde, wurde daselbst Professor und später Leibarzt des Churfürsten von Sachsen und starb 1637 an der Pest. S. genoß bei seinen Lebzeiten im In- und Auslande eines großen Rufs; indessen hat die Nachwelt weniger günstig über ihn geurtheilt, indem sie in ihm nur einen geistlosen, leichtgläubigen Compilator und einen in den Vorurtheilen seiner Zeit befangenen Anhänger der Alchymie und Astrologie erkannte. Nichtsdestoweniger sind aber sein Widerstand gegen

Paracelsus und seine Anhänger, gegen die Charlatanerie der damaligen Ärzte mit ihren Geheimmitteln, gegen den Glauben an ein Universalmittel, so wie seine Verdienste um die Aufnahme der Chemie zu schätzen. Er hat eine Menge Schriften hinterlassen, von denen wir seine „Institutiones medicae" (Vitteb. 1611. 4. und in vielen folgenden Ausg.); „Practicae medicinae ll. VI" (Ibid. 1628.); „Epitome institutionum medicinae" (Ibid. 1634) erwähnen. Die beste Ausgabe seiner „Opera omnia" erschien Lugd. 1676 in VI Voll. Fol. 39.

Senones (Senoni), ein mächtiges Volk im celtischen Gallien, wohnten an der Sequana (Seine) zwischen den Völkerschaften der Parisii, Cenomani, Lingones und anderen, also ungefähr auf der Grenze von Orleans und Champagne. Ihre berühmtesten Städte waren Agendicum (h. Sens im Departement Yonne) und Vellaunodunum (h. Beaume). Ein großer Theil derselben wanderte um 400 vor Chr. nach Italien aus, ließ sich in Umbrien nieder und gründete den Staat der gallischen S. in Italien, der sich unter seinem Anführer Brennus den Römern so furchtbar machte, doch aber endlich der Macht derselben unterliegen mußte. Sie hatten ungefähr den Strich zwischen Ravenna und Ancona inne und als ihre wichtigsten Städte werden Sena Gallia, von Brennus erbaut (h. Sinigaglia), Arimínium (h. Rimini) und Sarsina, die Vaterstadt des Plautus, angeführt. 35.

Sensal, s. Mäkler.

Sensibilität bezeichnet im Allgemeinen die Gesammtthätigkeit des Nervensystems, die eigentliche Lebenskraft des thierischen Organismus, welche denselben erregt, bestimmt und beherrscht. Sie zerfällt in die S. im engern Sinne oder in die eigentliche Empfindung, welche die Erscheinungen der Außenwelt in sich aufnimmt, und in die besondere Nerventhätigkeit für die Gestaltung und Erhaltung des Organismus und bildet mit der Irritabilität und Reproduction (s. d. Artt.) die Gesammtheit aller Lebensäußerungen (s. Nerven). 30.

Sensitiven, s. Mimosen.

Sensualismus ist das System oder die Ansicht derer, welche die Sinne entweder ausschließlich oder vorzugsweise zum Kriterium des Wahren in der Erkenntniß, des Guten in der Handlungsweise machen, daher dort behaupten, Nichts sei wahr, was nicht durch den äußern oder innern Sinn wahrgenommen oder aus solchen Wahrnehmungen erschlossen sei, hier aber für gut und alleinigen Zweck des Strebens das ansehen, was den Sinnen und sinnlichen Trieben schmeichelt, oder, nach einer etwas edlern Idee, was dem uns angeborenen moralischen Sinne (dem moral sense) entspricht. Jener theoretische S., der für eine Art des Empirismus gelten mag, hat seine Hauptvertheidiger in Locke und den nach dessen Vorgange gebildeten englischen und französischen Empiristenschulen gefunden; dieser praktische fällt in jener erstern, gröbern Gattung mit dem Eudämonismus, Hedonismus oder Materialismus, in dieser zweiten, feinern, mit der sogenannten Moral des gesunden Menschenverstandes zusammen und geht im Allgemeinen mit dem theoretischen Hand in Hand, wie denn die Blüthezeit des S. in der Wissenschaft auch die des praktischen S. war, der als feinerer S. hauptsächlich von den schottischen Moralphilosophen (Hutcheson, Shaftesbury u. A.), in seiner grobmaterlellen Gestalt von den französischen Empirikern, besonders den Encyclopädisten, gehegt und v rschiedenartig ausgebildet wurde. (Vergl. die Artt. Empirismus, Materialismus, Eudämonismus, Locke, System.) 80.

Sentimentalität, s. Empfindung.

Separationen, s. Gemeinheitstheilungen.

Separatismus (vom lat. separare, absondern) nennt man das Streben, sich vom öffentlichen Gottesdienste der Kirche zu trennen und eine eigene Gemeinde mit eigenen Religionsübungen zu bilden. Daher heißen solche Menschen, die sich von der Kirche getrennt haben, Separatisten. Gewöhnlich sind es aber kleine

ſchwärmeriſche Parteien oder Secten, die ſich auf dieſe Art vom öffentlichen Gottesdienſte abſondern, weil ihnen die Form deſſelben mit ihren religiöſen, gemeiniglich myſtiſchen Anſichten nicht zu harmoniren ſcheint, und die es daher gerathen finden, eigene Religionsübungen zu veranſtalten. Genährt durch Bibel- und Tractatengeſellſchaften iſt der S. namentlich in neuerer Zeit hervorgetreten, vorzüglich in der Schweitz (die Momiers, Wildenſpucher ꝛc.), im Würtembergiſchen (die Gemeinde Kornthal), in Schleſien (die ſtreng lutheriſche Partei), in England, wo faſt jedes Jahr neue Separatiſtengeſellſchaften zum Vorſcheine kommen und wieder vergehen, in Schweden, Nordamerika u. a. (Vergl. „Über den Separatismus", ein Verſuch von Wilh. Schulz, Weilburg 1835.) 63.

Sepia iſt der Name des eingetrockneten, eigenthümlich dunklen Saftes der Sepien, einer Moluskengattung, beſonders aber der sepia officinalis, welche 1—1½ Fuß lang wird, auf der Rückenfläche im lebenden Zuſtande purpurroth und ſchwarz gefleckt, auf der Bauchſeite aber weiß ausſieht. Jener dunkele Saft befindet ſich in einem beſondern Behälter, dem ſogenannten Dintenbeutel, eingeſchloſſen und dient dem Thiere, um ſich, ſobald ihm Gefahr droht, durch Trübung des Waſſers der Verfolgung ſeiner Feinde zu entziehen. Im eingetrockneten Zuſtande iſt die S. eine ſchwarze Farbe, zerbrechlich, auf dem Bruche erdig und zertheilt ſich im Waſſer auf das Feinſte zu einer dunkelbraunen Flüſſigkeit, weßhalb ſie auch als eine vorzügliche Maler- und Tuſchfarbe dient. Das Rückenſchild und zugleich der einzige Knorpel liefert das ſogenannte weiße Fiſchbein. 26.

Septemviraltafel heißt in dem bei öffentlichen Angelegenheiten der römiſchen Sprache zugethanen Ungarn das unter dem Vorſitze des Palatins aus ſieben Magnaten, vier Geiſtlichen und neun vom Adel beſtehende höchſte Reichsgericht. Vermöge der demſelben zuſtehenden Befugniß, Abänderungen an den Geſetzen zu machen, bildet ſolches eine immerwährende Geſetzcommiſſion, als höchſte Inſtanz aber bei Entſcheidungen das Oberappellationsgericht. Der beſtändige Sitz deſſelben iſt zu Peſth. 17.

Septimanien nannten die Römer den Theil Galliens, wo ſich die 7. Legion niedergelaſſen hatte. Er begriff etwa das ſpätere Languedoc in ſich und die Einwohner hießen Septimani. 35.

Septimius Severus, römiſcher Kaiſer, ward nach des Pertinax Ermordung (194) in Pannonien, wo er befehligte, von den Soldaten zum Kaiſer ausgerufen. Da Severus der Hauptſtadt näher war als Niger und Albinus, die mit ihm Gewählten, und er ſelbſt keine Hinderniſſe auf ſeinem Zuge dahin fand, ſo nahm er ſofort Beſitz von dem Throne, nachdem Julianus hingerichtet worden war, und wußte ſich auch zu erhalten, da er ſeine Nebenbuhler von ihrer Vereinigung abhielt und ſie einzeln beſiegte. Man hat über den Severus als Regenten verſchiedene und zwar ſehr widerſprechende Anſichten geäußert, indem die Einen ihn als einen Tyrannen verſchrien, Andere aber als einen guten Kaiſer geprieſen haben. Es iſt wahr, daß er gegen ſeine Feinde nicht mild und gegen ſeine Freunde nicht redlich und treu war, daß er ſeinem ſchlechten Miniſter Plautianus zu große Freiheit geſtattete und durch deſſen Grauſamkeiten den Ruf der Sorgloſigkeit und Kurzſichtigkeit auf ſich zog. Aber was man am Meiſten tadelt, daß ſeine Regierungsgrundſätze einem freien Staate zu wenig angemeſſen und der Ton ſeiner Edicte und Befehle zu ſoldatiſch geweſen wären, iſt ſowohl zu entſchuldigen, als auch für die Zeitumſtände nicht zu verwerfen. Sein Walten war gewiß nützlich und ſeiner Verordnungen viele gut, wohlthätig und gerecht. Die prätorianiſche Cohorte löſte er zur Strafe, daß ſie den Thron verkauft hatte, auf und wählte ſich aus allen Legionen eine Leibcohorte, mit der er ſich nicht allein ſicher auf dem Throne erhielt, ſondern auch glücklich gegen die Araber, Parther und Caledonier focht. Dem Anführer dieſer Cohorte (praefectus pratorio) gab er aber ſo viel Macht, daß alle nachfolgenden

Kaiſer, die nicht das rauhe Soldatenherz des Severus beſaßen, eine ſehr üble Stellung gegen ihn bekamen und jener Anführer eigentlich die Wahl, Einſetzung und Abſetzung des Kaiſers in der Hand hatte. Seine Geſinnung gegen die Chriſten war anfangs nicht übel und er ſoll ſogar gewußt haben, daß viele vornehme Männer und Frauen an ſeinem Hofe der chriſtlichen Religion angehörten, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun; aber ſpäter, da er die zu ſehr überhand nehmende Verbreitung fremder Religionen nicht dulden wollte und ein Geſetz gab, daß Keiner ſeine Religion mit der jüdiſchen oder römiſchen vertauſchen ſollte, ließ er die auf das Nachdrücklichſte verfolgen und beſtrafen, welche dennoch Chriſten geworden waren. Hauptſächlich aber waren ihm die Chriſten wohl zuwider, weil ſie keine Kriegsdienſte thaten. Severus ſtarb an den Folgen ſeiner Strapazen auf dem britanniſchen Feldzuge zu Eboracum, dem jetzigen York, im 65. Lebensjahre 211 n. Chr. Ihm folgten auf dem Throne ſeine beiden Söhne, Caracalla und Geta. 6.

Septuaginta, ſ. Bibelüberſetzung.

Sepulveda (Johannes Geneſius), geb. zu Cordova 1491, ſtudirte erſt hier, dann in Bologna und bildete ſich durch den Umgang mit Aldus Manutius, Petr. Pomponatius und anderen gelehrten Männern jener Zeit, kehrte dann nach Spanien zurück, wo er Kanonicus zu Saragoſſa und Hiſtoriograph Karl's V. ward, deſſen Lebensbeſchreibung er herausgab. Er beförderte die Verbreitung der claſſiſchen Literatur und den Verfall der Scholaſtik in Spanien und überſetzte ſelbſt den Ariſtoteles aus dem Grundtexte. Er ſtarb 1572. 80.

Sequaner (Sequani, Seeani), eins der mächtigſten Völker im belgiſchen Gallien, hatten ihre Wohnſitze zwiſchen der Rhone, dem Rheine, dem Jura und den Vogeſen, alſo im ſüdlichen Theile des ſpätern Elſaß, in der Franche Comté und Bourgogne. Ihre Hauptſtadt war Vesontio (Beſançon). Durch Cäſar wurden ſie nach einem hartnäckigen Widerſtande den Römern unterwürfig. 35.

Sequenz nannte man im Mittelalter ein Gedicht in lateiniſcher Sprache, welches gereimt war und bei deſſen Rhythmus weniger die Quantität als der gemeine Sprachgebrauch berückſichtigt wurde. Die berühmteſten derſelben ſind: „Dies irae, dies illa“ und „Stabat mater.“ 9.

Sequeſtration iſt im juridiſchen Sprachgebrauche die mit Ausſchließung des Beſitzers, Eigenthümers oder Prätendenten geführte Beaufſichtigung oder Verwaltung. Uneigentlich bedient man ſich des Ausdrucks auch von ſolchen Beaufſichtigungen einer Perſon, welche zugleich Schutz gegen den fremden Anſpruchnehmer gewähren ſollen. Durch dieſes Ausſchließen unterſcheidet ſich die S. hauptſächlich von der Geſchäftsführung und dem Mandate. S. oder Verwaltung fremder Güter, beſonders der Grundſtücke, wird vom Gerichte verfügt bei Abweſenden oder Unbekannten, bei Unmündigen und ſolchen, welche dieſen gleich gerechnet werden; dann, wenn die Anſprüche des Prätendenten ſtreitig ſind, zur Sicherſtellung deſſen, der den Streit gewinnen dürfte; ferner, wenn der Beſitzer einer Sache verſchuldet iſt, um den zur Schuldendeckung dienenden Gegenſtand einer befürchteten Verwahrloſung zu entziehen, oder um aus den Revenuen die Gläubiger zu befriedigen. Im letztern Falle enthält die S. eigentlich einen Hülfsact, welcher dem Betheiligten vorher anzuzeigen iſt. In manchen Ländern wird jedoch dieſes nicht beobachtet, ſondern die Gerichte ſetzen einen Andern als Sequeſter ein und entheben den Eigenthümer oder Beſitzer des weitern Gebrauchs ſeiner Sache. Weil dergleichen Verwaltungen nicht ſelten ungewöhnlichen Aufwand verurſachen, ſo hat man das Sprüchwort: „Sequeſter machen leere Neſter.“ Bei Concurſen hat daher die Geſammtheit der Gläubiger das Recht, aus ihrer Mitte einen curator massae zu erwählen, welcher unter Anderm die S. mit zu beaufſichtigen hat. 31.

Serail (ſpr. Seralj) iſt die auch auf uns gekommene franzöſiſche Benennung

Mexico is a country in the southern portion of North America. It is bordered to the north by the United States; to the south and west by the Pacific Ocean; to the southeast by Guatemala, Belize, and the Caribbean Sea; and to the east by the Gulf of Mexico. Mexico covers an area of 1,964,375 square kilometers (758,449 square miles), making it the fifth largest country in the Americas by total area and the 13th largest independent state in the world. With an estimated population of over 126 million, it is the most populous Spanish-speaking country and the most populous country in Latin America. Mexico is a federal republic composed of 31 states and a federal district, Mexico City, which is the capital and largest city.

Reis, Flachs, Hanf, Tabak, Wein, Holz, Hausthiere, gute Pferde, Wildpret, Fische, Eisen, Kupfer, Siber und andere Metalle, Salz, Mineralquellen; Bergbau wurde bis jetzt nicht getrieben, doch hat der Fürst die Gebirge durch den königlich sächsischen Oberberghauptmann von Herder neulich prüfen lassen; am Wichtigsten bleibt immer die Vieh-, besonders Schweinezucht. Die größere Zahl der Einwohner besteht eigentlich aus Serbiern (Serbler, auch Raizen und Razen vom Flusse Raszk genannt), die der griechischen Religion zugethan sind; doch findet man auch viele Katholiken und in den Städten Türken, Armenier, Juden, zahlreiche Wlachen, besonders im Osten, Bulgaren, Zigeuner. Baumwollenweberei, Eisenarbeiten und Handel mit den Landesproducten, besonders Ochsen, Schweinen und Wolle, sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Künste und Wissenschaften sind völlig unbekannt. Man muß übrigens dieses Land jetzt blos als einen dem osmanischen Reiche tributbaren, aber nicht unterworfenen Staat ansehen. Nach dem unlängst erlassenen großartigen Ferman sind den Serbiern unter anderen folgende Privilegien bewilligt: völlige Freiheit des Cultus; die Erlaubniß, frei sich die Oberhäupter der Verwaltung zu wählen; die Unabhängigkeit der innern Administration; die Integrität des alten serbischen Gebietes; die Bestimmung eines jährlichen Tributs an die Pforte von 2300000 türkischen Piastern; die Erlaubniß, alle türkischen bisherigen Privatbesitzungen abzukaufen und die kaiserlichen Güter für eine gewisse Pachtsumme zu benutzen; die Freiheit, im ganzen osmanischen Reiche mit serbischen Pässen Handel zu treiben; die Erlaubniß, Hospitäler, Schulen und Buchdruckereien zu errichten; auch müssen aus allen Städten und festen Plätzen die Türken binnen 5 Jahren auswandern, mit Ausnahme der Stadt Belgrad, wo sie mit den Serbiern gemeinschaftlich zu leben verbunden sind und ein türkischer Pascha sich befindet. Die Regierung kann jetzt wie eine constitutionelle, erbliche und monarchische angesehen werden, indem der Großherr die durch die Nationalversammlung zu Kragujewatz am 4. Febr. 1830 gemachte Wahl eines erblichen Fürsten in der Person und in den Nachkommen des Milosch Obrenowitsch bestätigt hat. Dieser hat seine Residenz in Kragujewatz an der Lepniza, wo auch der Sitz der Centralbehörden ist. Eine Commission beschäftigt sich seit einigen Jahren auf seinen Befehl mit der Abfassung eines Gesetzbuches, das sich auf den Code Napoléon gründen soll; andere Maßregeln sind zur Errichtung von Schulen, Hospitälern und Druckereien genommen. Gegen eine auswärtige Macht hat S. der Pforte ein Contingent von 12000 Mann zu stellen; überdieß ist, wenn das Land in Gefahr ist, ein Jeder Soldat. Serbien ist in 18 Provinzen getheilt, von denen die 5 südlichen noch von den Türken besetzt sind; diese stehen unter Oberkneesen und sind in Kneschinen (Ämter) und Gemeinden getheilt. Die wichtigsten Städte sind nächst der Hauptstadt Belgrad (s. d. Art.) Semendria, am Einflusse der Jessowa oder westlichen Armes der Morawa in die Donau, mit 10000 Einw.; Scabacz, eine kleine Stadt an der Sau, wichtig wegen ihrer Festungswerke; Uschize, eine Festung mit 20000 Einw.; Passarowiz, Poscharewaz (2000 E.), Friede 1718; Kragujewatz, am rudniker Gebirge, Residenz des Fürsten; Czuprija, Festung an der Morawa; Czaczak, am Ibar; Jagodina; Karanowaz, am Ibar; Novi Bazar, mit 7—8000 Einw.; Nissa, Festung, mit 4000 E.; Piristina oder Pristina (10000 Einw.); Cossowo, Schlacht 1389 und 1449; Novi Basar, am Ibar, 8000 Einw. — Geschichte. Das jetzige S. hieß zu der Römer Zeiten Mösien (s. d. Art.), bis es im VII. Jahrh. n. Chr. von den Serbli, einem slavischen Volksstamme, besetzt und unterworfen ward, die jedoch die byzantinische Hoheit anerkannten und das Christenthum annahmen. Das Land stand damals unter einem Kral (König), unter welchem die Supane (Statthalter über einzelne Provinzen), Bane, Bojaren und Woiwoden über einzelne Districte befehligten. Mehrere Jahrhunderte hindurch folgten nun harte Kämpfe

verdienen: sergeant at law, der Licentiat der Rechte; s. at arms, der Stabträger; s. at the mace, der Scepterträger ꝛc. 9.

Sergell (Johann Tobias von), ein vortrefflicher Bildhauer der neueſten Zeit, geb. zu Stockholm den 8. Sept. 1740, ward als Steinhauerlehrling beim Baue des königlichen Schloſſes in Stockholm von dem Bildhauer L'Archevecque bemerkt, von dieſem darauf in der Bildhauerkunſt unterrichtet, 1767 mit königlicher Penſion nach Italien geſchickt und nach langem Aufenthalte in Rom 1779 als Hofbildhauer und Profeſſor an der Akademie der Künſte nach Stockholm zurückgerufen, begleitete 1784 den König auf ſeiner Reiſe nach Italien und lebte fortan wieder in Rom, wo er am 26. Febr. 1814 ſtarb. Unter ſeinen Werken, die zu den ausgezeichnetſten Leiſtungen der neuern Kunſt gehören, ſind beſonders hervorzuheben die coloſſale Statue Guſtav Waſa's, wofür er das Adelsdiplom erhielt; die lebensgroße Statue Karl's XIII.; Guſtav's III.; Axel Oxenſtierna's, welcher der Klio die Großthaten Guſtav Adolf's dictirt, und mehrere mythiſche Gruppen und Reliefs. 16.

Sergius, Päpſte. — S. I., aus Antiochia in Syrien gebürtig und zu Palermo erzogen, lebte als Prieſter in Rom und ward den 6. Dec. 687 zum Papſte gewählt. Er ſoll der erſte Papſt geweſen ſein, der ſeinen Namen änderte, da der ſeinige, Bocca di Porco (Schweinsrüſſel), ihm ferner unpaſſend erſchien. Über ſeine Regierung iſt wenig bekannt; ſeine Grabſchrift gedenkt aber ſeiner Vertreibung aus Rom durch einen gewiſſen Johannes. Er ſoll zuerſt das Abſingen des Agnus dei bei der Meſſe eingeführt haben. Er ſtarb den 9. Dec. 701. — S. II. hieß eigentlich Petrus, legte aber dieſen Namen aus Achtung gegen den Apoſtel Petrus ab, als er 844 zum Papſte erwählt ward. Da er ohne Vorwiſſen des Kaiſers Lothar gewählt war, ſchickte dieſer eine Armee nach Italien, beſtätigte aber die Wahl, nachdem er den Eid der Treue erhalten hatte. S. ſtarb den 12. April 847. — S. III., ein ehrgeiziger und laſterhafter Menſch, ſetzte ſich als Diakonus zu Rom mit Gewalt auf den päpſtlichen Thron (906) und führte ein höchſt ärgerliches Leben. Er ſtarb 910 und ſein mit ſeiner Concubine Marozia erzeugter Sohn folgte ihm als Johann IX. — S. IV. war vorher Biſchof von Alba und ward den 21. Aug. 1009 römiſcher Papſt, ſtarb aber ſchon den 13. Mai 1012. Von ſeinen Thaten iſt faſt nichts bekannt; man ſchreibt aber die erſte Namensänderung der Päpſte auch ihm zu, da er Bocca di Porco geheißen haben ſoll. 16.

Serpent, fr. und engl. serpent; ital. serpentono, auch Schlangenrohr genannt, iſt ein ſchlangenförmig gekrümmtes, aus Holz oder Meſſingblech beſtehendes und nur für die tiefſten Baßpartien taugliches Inſtrument, das gewöhnlich mit Leder überzogen, ungefähr 6—7 Fuß lang iſt und 6 Tonlöcher und eine Es- und Disklappe hat. Die Behandlung iſt faſt dieſelbe wie die des Fagotts; doch nimmt man zum Mundſtücke lieber Horn als Metall oder Elfenbein. Die Töne aber (vom Contra-B bis d oder g) ſind ſo kräftig, ſtark und voll, daß das S. für ein Hauptinſtrument der Militairmuſik gilt, ja in Frankreich ſogar nicht ſelten ſtatt der Orgel gebraucht wird. Das S. bleibt übrigens eins der ſchwierigſten und anſtrengendſten Blasinſtrumente, vorzüglich da die halben Töne entweder blos durch den Anſatz oder durch die halbe Öffnung der Tonlöcher hervorgebracht werden, daher es auch nur höchſt ſelten Virtuoſen darauf gibt. Erfinder des S. war im Jahre 1590 ein gewiſſer Edme-Guillaume, Kanonicus zu Auxerre in Frankreich, Verbeſſerer deſſelben aber hinſichtlich ſeiner äußern Form ein gewiſſer Regibo, Tonkünſtler in Lille. 20.

Serpentin, lat. lapis serpentinus; franz. u. engl. serpentine iſt ein Minera, das zwar ſelten im kryſtalliſirten Zuſtande, aber um ſo häufiger in mächtigen und ausgedehnten Lagern und Stöcken im Ur- und Übergangsgebirge zugleich

mit Kalksteinen, Gabbros und Grünsteinen getroffen wird. Es ist von Kalkspathhärte, von 2,4—2,6 specifischem Gewichte, grüngelb, grau, roth, braun, selten weiß und schwarz und mannigfaltig gefleckt, punktirt, geadert, gestreift, übrigens matt und undurchsichtig. Man theilt es in edlen und gemeinen S. Er ist nicht selten mit Talk, Glimmer, Schillerspath, Bronzit, Chromeisenstein, Magneteisenstein, Pyrop, Arsenikkies durchwachsen. Steatit und Amianth setzen in Adern in demselben auf. In Schlesien, Ungarn, Mähren, Sachsen, Piemont, Corsica, Norwegen, Schweden, Finnland, Rußland und England ist er häufig anzutreffen. Zu Zöblitz in Sachsen wird er von Steindrechslern in sehr verschiedene Gegenstände verarbeitet. 76.

Serra ist der portugiesische, Sierra der spanische Name für Gebirge. 9.

Sertorius (Quintus), ein geborner Sabiner, lebte zur Zeit der Bürgerkriege und stand auf der Partei des Marius, unter dessen Fahnen er schon früher im arabischen Kriege gefochten hatte. Damals blieben indeß sein Talent und seine Thaten, wenn auch nicht unbekannt, doch nur dem Feldherrn gerühmt; erst nachdem er vor dem ihn hassenden Sulla nach Spanien geflohen war, zog er aller Augen auf sich. Denn im Begriffe sich nach den glücklichen Inseln zurückzuziehen wurde er von den Lusitaniern und Celtikern angefleht sich an ihre Spitze zu stellen und sie gegen den wilden Sulla und seine Partei zu führen. Er nahm den Ruf an und verstärkt durch die Reste des Heeres des Consuls Lepidus bildete er um sich ein ansehnliches Heer. Zugleich hatte er in seinem Hauptlager Etoska (dem jetzigen Hueska) einen herrlichen, aus 300 theils römischen, theils spanischen Mitgliedern bestehenden Senat um sich, mit dem er über das allgemeine Wohl verhandelte und sich besonders um die Einrichtung von Schulen verdient machte. Von Rom aus war zu keiner Zeit unterlassen worden, Heere gegen ihn nach Spanien zu schicken. So schon im Jahre 80 der kriegskundige Quintus Metellus Pius und im Jahre 77 der große Pompejus. Allein wenn auch diese bisweilen über ihn siegten, so war er ihnen doch schon wegen der Kenntniß der für Fremdlinge so fürchterlichen Localität nur ein schreckender und unbesiegter Feind. Da die Römer dieß erkannten, suchten sie durch niederträchtige Mittel den S. zu überwinden und setzten einen hohen Preis auf seinen Kopf. Ein Römer, ein Begünstigter und Freund des großen Mannes, erschlug ihn zu Etoska bei einem freundschaftlichen Gastmahle im Jahre 72. Der Mörder, Perperna, derselbe, welcher ihm des Lepidus Truppen zugeführt hatte, unternahm nun die Anführung, aber weil ihm die Liebe der Untergebenen in dem Maße abging, in welchem sie S. besessen, so war er unglücklich gegen Pompejus und im folgenden Jahre wurde er besiegt, gefangen und hingerichtet. Der zehnjährige Krieg, welcher (80—71) von Rom aus mit dem spanisch-römischen Heere geführt wurde, heißt der sertorianische Krieg. 6.

Servet (Michael), ein wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Schicksals berühmter Freidenker zur Zeit der Reformation, ward geboren 1509 zu Villanueva in Aragonien, studirte zu Toulouse die Rechte und ward während seines Aufenthalts daselbst mit der neuen Lehre bekannt und dadurch auch auf das Studium der heiligen Schrift hingeleitet. Als ein Hauptergebniß seiner Forschungen hob er schon 1531 die ganz sabellianische Dreieinigkeitslehre in der Schrift „De trinitatis erroribus“ (Strassb. 1521) hervor; denn er unterschied genau das Göttliche in Christo von dem Menschen Christus. Dieser war ihm zur Würde eines Sohnes Gottes nur dadurch erhoben, daß die Fülle der Gottheit in ihn sich herabsenkte; ebenso war ihm der heilige Geist nur die im All und im Menschengeiste wirksame Gotteskraft. Wegen dieser Richtung seiner Neuerung sagten die schweitzerischen Reformatoren von ihm sich los. So lebte er abwechselnd in Straßburg, Lyon, Paris (wo er noch Medicin studirte), Vienne, von 1536 an als Arzt unter dem Namen Villanovanus. Im Jahre 1553 erschien seine Hauptschrift: „De re-

titutione Christianismi“ gegen Papſtthum und Mönchswesen wie gegen Kinderaufe und Dreieinigkeit. Entdeckt entging er mit Mühe der Inquiſition, ward aber auf der Flucht in Genf verhaftet und, als er ſtandhaft bei ſeinen Meinungen verharrte, wegen angeblicher Ketzerei und Gotteslästerung am 17. Oct. 1553 verbrannt. Calvin ſelbſt, der in ihm einen Zerſtörer aller Religion ſah und überdieß ſich perſönlich beleidigt fühlte, weil S. ein ihm verehrtes Exemplar ſeiner Dogmatik mit kritiſchen Randgloſſen zurückgeſchickt hatte, beförderte ſeinen Tod. Vergl. Mosheim, „Historia Serveti“ (Helmst. 1727) und „Neue Nachrichten von dem ſpaniſchen Arzte Servet“ (Helmſt. 1750). 63.

Servien, ſ. Serbien.

Servilismus bezeichnet die bereitwillige Unterwürfigkeit unter die Befehle eines Höhern und iſt in neuerer Zeit in politiſcher Hinſicht von der ſogenannten liberalen Partei als Parteiname derjenigen gebraucht worden, welche ſich an das Beſtehende anſchließen und die Auctorität des Fürſten ungetrübt anerkennen. 30.

Serviten heißen die Glieder eines 1232 zu Florenz von 7 Kaufleuten geſtifteten Mönchsordens zum Dienſte der heiligen Jungfrau (ordo servorum St. Mariae), welche auf dem monte senario in der Nähe von Florenz ein Kloſter errichteten. Der Orden ward durch den erſten General, Beniti, welcher ihm auch 1254 die Beſtätigung des Papſtes verſchaffte, auf Reiſen durch Italien, Frankreich, die Niederlande und Deutſchland ſchon ſehr ausgebreitet, 1304 ward ihm die Regel des heiligen Auguſtin zugetheilt und 1570 ward er unter die Bettelorden aufgenommen. Die Kleidung der Mönche beſteht in einem ſchwarzen aufgegürteten Rocke mit Pallium; in der Hand tragen ſie einen Sack zum Betteln. Der Orden hat nie Bedeutung gehabt und iſt jetzt nicht ſehr zahlreich mehr. 23.

Servituten, Dienſtbarkeiten des römiſchen Rechts, unterſcheiden ſich von den ihnen gegenüberſtehenden **Dienſten** (officia), wie das blos Materielle und Paſſive vom Activen und Perſönlichen. Das von den Römern herrührende Inſtitut der Servituten iſt ihren Begriffen vom dominium (**der Herrſchaft**), als des Rechts, ſeinen Willen an der **Sache** geltend zu machen, und servitium (der **willenlos**, fremden Zwecken dienenden **Sache**) angemeſſen. Namentlich kam dabei das Verhältniß des **Sklaven** zum **Herrn** mit in Beziehung. Denn auch der Sklave (servus) diente nur **als Sache**. Servitus enthält ſonach die Nothwendigkeit ſich beherrſchen zu laſſen. Man wendete ſolches auf die Grundſtücke (praedia) an und führte die S. der Grundſtücke ein, beſtehend in der dem benachbarten Grundſtücke aufgelegten **Nothwendigkeit**, zum Zwecke des Andern zu dienen. Sie wurden deßhalb mit den Grundſtücken für Eins angeſehen, weil ſie ſich ohne ſolche weder beſtellen noch ausüben laſſen (§. 3. J. de servit. II. 3.). Das Grundſtück, worauf die Laſt ruhet, wird daher serviens (dienſtbar), jenes aber dominans (beherrſchend) genannt. (Vergl. übrigens **Dienſtbarkeiten**). 10.

Servius Tullius war der ſechſte König Roms. Es iſt ungewiß, woher er ſtammt, indem ihn eine Erzählung als Sklave im Hauſe Tarquin's ſein läßt, woſelbſt Tanaquil ihm aus der Flamme, welche ſich über dem Haupte des Schlafenden zeigte, ſein Königthum prophezeit, während eine zweite Erzählung ihn zum Sohne eines vornehmen Bürgers aus Corniculum macht, den dieſer mit einer Sklavin Ocriſia erzeugt haben ſoll und ihn ſpäter erſt zu ſeinen Verwandten, der römiſchen Königsfamilie, kommen läßt. Nach Anderen wanderte er mit dem Namen Maſtarna aus Etrurien ein und ein vierter Mythus macht ihn gar zum Sohne des Lar familiaris im Hauſe des Tarquinius und einer Sklavin der Tanaquil. Nach Ermordung Tarquin's verheimlichte Tanaquil den Tod des Königs ſo lange, bis das Volk den S. Tullius dazu erwählt hatte. Er theilte die Plebejer in 30 Tribus ein und ordnete die Stimmgebung derſelben je nach ihrem

Vermögen, weßhalb er ſie in 6 Claſſen und dieſe wieder als militairiſche Corporationen in centuriae theilte, und zwar die 1. (welche mindeſtens ein Beſitzthum von 100000 Aſſes haben mußte) mit den Rittern in 98, die 2. (mit 75000 Aſſes), die 3. (mit 50000 Aſſes) und die 4. (mit 25000 Aſſes), jede in 20, die 5. (mit 11000 Aſſes) in 30 Centurien; die 6. (ohne Vermögen) bildete nur eine Centurie. Er verbot auch die Leibeigenſchaft der Schuldner und befahl, daß der Freigelaſſene auch mit der Freiheit das Bürgerrecht erlangte, baute auf dem aventiniſchen Berge einen Bundestempel für den latiniſchen Bund und zog den Viminalis und Quirinalis in den Bereich der Stadt, die er mit Wall und Graben umzog. Er ward von ſeinem Schwiegerſohne Tarquinius auf Anſtiften ſeiner Tochter Tullia auf der Curie ermordet. 82.

Seſam, lat. sesamum; franz. sésame, engoline; engl. sesamy iſt der Same des sesamum orientale L., aus der natürlichen Familie der bignonienartigen Gewächſe (bignoniaceae) und der didynamia angiosperma. Dieſe wächſt wild in Ceylon, Malabar und Ägypten, wird aber auch hier wie in Oſtindien, Syrien, Kleinaſien und Morea, vorzüglich aber bei Conſtantinopel wegen des von ihr gewonnenen wohlſchmeckenden, ſüßen, fetten, ſehr nahrhaften Oels, Seſamöl genannt, auch um Aſtrachan (wo es Kunſchut heißt) angebaut, woſelbſt mit dem Öle ein ſtarker Handel nach Perſien und in die Bucharei getrieben wird. Man gewinnt dieſes Öl aus den Samen durch Kochen und Preſſen und bedient ſich deſſelben in Indien und im Oriente häufig als Butter und wegen ſeiner nährenden Eigenſchaften gebrauchen es die Frauen, um fett zu werden. Sie ſollen ſich deſſelben auch in Bädern zum Einſalben des Körpers bedienen. 21.

Seſoſtris, d. i. Anbeter der Sonne, auch Sethos, Sethoſis, heißt bei den Griechen der große König von Ägypten Rameſſes oder Rhamſes, der um 1500 vor Chr. ganz Äthiopien und Arabien eroberte, nach Indien einen Seezug unternahm, zu Lande nach Libyen, über Kleinaſien bis nach Thracien und an die Länder des Euphrates vordrang und von den zurückgebrachten Schaaren Kriegsgefangener Ägypten durch ein 37½ Meilen lange Mauer von Heliopolis bis Peluſium gegen die Einfälle arabiſcher Horden ſchützen, niedriger liegende Städte gegen Überſchwemmungen auf Dämme und Erhöhungen verſetzen, Canäle zur Bewäſſerung des Landes ziehen und große Gebäude, Tempel und Paläſte aufführen ließ. Er theilte ganz Ägypten in 36 Diſtricte oder Nomen, jeder unter einem Statthalter, der die nach einem feſten Kataſter geordneten Steuern zu erheben und andere Angelegenheiten zu beſorgen hatte, die Einwohner aber in 6 Kaſten (ſ. d. Art.). Die Sage hat jene Feldzüge noch vergrößert; das Angegebene aber beſtätigen die Denkſäulen ſeiner Eroberungen, die Herodot ſelbſt in Syrien und in Kleinaſien noch ſah, der Umſtand, daß in jenen Ländern noch keine bedeutende Macht ſeine Siege aufhalten konnte, und vor Allem die meiſten großen Baudenkmäler in Oberägypten und Nubien, auf deren Wänden und Säulen der Name Rameſſes in Hieroglyphenſchrift ausgedrückt und ſeine Heldenthaten, ſein Seezug nach Indien, ſeine Schlachten, Siege und Triumphzüge in Reliefs und Gemälden dargeſtellt ſind, beſonders in den coloſſalen Reichspaläſten des alten Theben, des heutigen Karnak, Luxor und Medinet Abu. Seinen Namen trägt auch der größte, 144 Palmen hohe Obelisk, den Conſtantin der Große nach Alexandrien, Conſtantius nach Rom bringen und Sixtus V. durch den Baumeiſter Dominico Fontana vor der Johanniskirche im Lateran am 10. Aug. 1588 aufrichten ließ. S. ſoll, als er blind geworden war, ſich ſelbſt den Tod gegeben haben; aber der Ruhm ſeiner Thaten und wohlthätigen Anſtalten blieb den Ägyptern unvergeßlich. 20.

Seſſion, Sitzung iſt bei Collegien und Ständeverſammlungen a) das Beiſammenſitzen der Mitglieder im Verſammlungszimmer; b) die Verſammlung ſelbſt; c) endlich die Zeit, während ſie verſammelt ſind. Von der S.

nterſcheidet ſich der sedes (Sitz) oder 1) der Platz, welchen ſie beſitzen; 2) das Recht, an der Verſammlung Theil zu nehmen; daher der Ausdruck „in einer Verſammlung Sitz und Stimme haben.“ 3.

Seſter, Sechter, Siſter, Vierling, ein in Süddeutſchland gebräuchliches Getreidemaß, hält im Großherzogthume Baden = 756$\frac{3}{16}$; zu Baſel = 361$\frac{1}{8}$; in Frankfurt a. M. = 361$\frac{1}{2}$; zu Trier = 335$\frac{7}{8}$ par. Cubikzoll. 26.

Seſterz (sestertius). I. Eine altrömiſche Silbermünze mit dem Gepräge eines Zweigeſpann = $\frac{1}{4}$ denarius = 2$\frac{1}{2}$ asses (sesqui tertius) = 1 Gr. 7 Pf. — 1 Gr. ꝛc. Deren Bezeichnung IIS oder HS erklärt man ſich aus LLS (duae libras cum semissa). II. Eine altrömiſche Kupfermünze zur Zeit des Plinius, nach welcher gewöhnlich gerechnet wurde. Es galten sestertia (pondo durch SS bezeichnet) 1000, daher bina SS = 2000, dena SS = 10000, centena SS = 100000 etc., sestertium (pondus) = 100000, decies sestertium = 1000000, vicies sestertium = 2000000 Seſtertien ꝛc. III. Ein Maß = 2$\frac{1}{2}$ Fuß. 26.

Seſtine nennt man eine italieniſche und ſpaniſche Versart, welche aus ſechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen mit verſchränkten Reimen beſteht, wobei der Vers meiſtentheils ein fünffüßiger Jambus iſt. Zu dem äußern Baue derſelben gehört jedoch nothwendig, daß bei jeder der ſechs Strophen die ſechs letzten Worte der erſten Strophe wiederholt werden und zwar ſo, daß das letzte Wort des ſechſten Verſes der erſten Strophe zum Schlußworte des erſten Verſes der zweiten Strophe gebraucht wird, die übrigen fünf Verſe der zweiten Strophe aber mit den letzten Wörtern der fünf erſten Verſe der erſten Strophe ohne vorgeſchriebene Ordnung endigen. In derſelben Weiſe wird jede folgende Strophe ſtets nach der zunächſt vorhergehenden gebildet, ſo daß endlich jedes der ſechs Schlußwörter einmal das erſte, das andere Mal das letzte Wort in einer Strophe geweſen iſt und der letzte Vers der ſechſten Strophe, ſo wie der erſte Vers der erſten Strophe ſich mit demſelben Schlußworte endiget. In der dreizeiligen Strophe, womit die S. ſchließt, werden die ſechs Schlußwörter noch einmal in derſelben Ordnung gebraucht, welche ſie in der erſten Strophe einnehmen, indem jeder Vers eins derſelben in der Mitte und das andere am Ende enthält. Unter den Italienern hat vorzüglich Petrarca mehrere meiſterhafte Gedichte in dieſer Versart geliefert, ihre Anwendung auf die deutſche Dichtkunſt, die man hin und wieder verſucht hat, läuft aber blos auf eine froſtige Künſtelei hinaus. 81.

Seſtini (Domenico), einer der ausgezeichnetſten Münzenkenner, wurde am 10. Aug. 1750 zu Florenz geboren, erhielt in einem dortigen Collegium ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, trat in ein Trappiſtenkloſter zu Buonſellazzo, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, verließ daſſelbe aber bald nachher wieder und reiſte 1774 nach Sicilien, wo er zu Catanea das Muſeum des Fürſten von Biscari ordnete und außer einer Beſchreibung deſſelben auch Briefe über den Zuſtand dieſer Inſel in Bezug auf Ackerbau, Handel, Alterthümer und Induſtrie herausgab. Von hier ging er alsdann über Malta und Smyrna nach Conſtantinopel und übernahm hier die Bildung der Münzſammlung des engliſchen Geſandten, Sir Robert Ainslie, bereiſte zu dieſem Zwecke zuerſt Theile von Kleinaſien, Siebenbürgen, Ungarn und Öſtreich, dann Syrien, Meſopotamien, Cypern und Nordafrika und brachte ſie dadurch zu einem hohen Grade von Vollſtändigkeit, ſo daß ſie ſeit der Herausgabe der Beſchreibung in ganz Europa berühmt ward. Außerdem aber richtete er während ſeiner Reiſen genau auf den Gewerbfleiß, die Lage, Beſchaffenheit und Naturerzeugniſſe der von ihm beſuchten Länder und beſchrieb ſie in einzelnen Werken, welche in mehrere Sprachen überſetzt wurden und noch jetzt durch die Richtigkeit ihrer Angaben großen Werth behaupten. In ſein Vaterland zurückgekehrt machte er ſein großes Werk „Classes generales seu monetae urbium, populorum et regum ordine geographico“ (Flor. 1821. 2. Aufl.), ſo

wie eine Sammlung seiner Briefe über die Münzkunde und die Beschreibungen mehrerer der berühmtesten Münz- und Kunstcabinette bekannt, hielt sich dann längere Zeit in Preußen auf, dessen König ihm einen Jahrgehalt gab, ging dann 1810 nach Paris und kehrte als Antiquar und Bibliothekar der Fürstin Bacchiochi nach Florenz zurück, verlor aber 1814 bei der Rückkehr Ferdinand's III. seine Ämter wieder, leitete nun die Anordnung des Hederwar'schen Museum und gab sein gediegenes Werk über die antiken Stateren (1818) heraus. Endlich ertheilte ihm der Großherzog Ferdinand mit den Titel eines Antiquars und Professors an der Universität zu Pisa einen Jahrgehalt und sein Nachfolger, Leopold II., kaufte außer seiner Bibliothek auch die noch nicht gedruckten Werke S.'s, unter denen das „Systema geographicum numismaticum" (14 Bde. Fol.) das wichtigste ist. Er starb am 8. Juni 1832 zu Florenz. Seine äußerst zahlreichen Werke, welche er größtentheils in den verschiedenen Ländern, in welchen er lebte, verfaßte und die ungefähr aus 50 Bänden bestehen, sind jetzt zum Theil schon sehr selten geworden. 81.

Setzen heißt eine bergmännische Aufbereitungsoperation, durch welche diejenigen Erzstückchen, welche in den Gruben nach den Arbeiten auf Erz ihrer Kleinheit wegen zusammengekehrt werden müssen (das Grubenklein) und ähnliche Abfälle der Scheidearbeit in einem Siebe ins Wasser gestoßen und durch das gewaltsam durchströmende Wasser gereinigt werden. Eine Vorarbeit des Setzens ist das Rättern (Rädern), wobei das Grubenklein auf dem Rätter, einer aus mehreren Siebgittern, den Durchfällen, zusammengesetzten Vorrichtung aufgeschüttet, mit Wasser übergossen und mit einer Kratze hin- und hergerissen, durch die aufgeschütteten Gesteinbrocken durch die Gitter hindurchfallen, dann nach ihrer Größe gesammelt und jede Sorte für sich gesetzt werden. 76.

Setzwage, s. Nivelliren.

Seuche, lat. contagium; franz. contagion; engl. contagious disorder, nennen wir das allgemeine, gleichartige, einer gemeinschaftlichen Ursache unterliegende Erkranken einer großen Menschenzahl. In sofern dieselbe aus einem Zusammentreffen vieler gleichartiger Krankheiten zusammengesetzt ist, wird sie auch die Eigenthümlichkeiten und den Verlauf dieser besitzen, also bald plötzlich auftreten, bald sich allmählig ausbreiten, bald längere, bald kürzere Zeit zu ihrem Verlaufe bedürfen, bald gefahrlos, bald in hohem Grade tödtlich sein. Eine Eigenthümlichkeit der S. ist es, daß sie sehr häufig einen Ansteckungsstoff erzeugt, der zu ihrer Ausbreitung kräftig mitwirkt (s. Ansteckung). Als das Ursächliche der S. sieht man schädliche Einflüsse an, die sich auf die Gesammtheit eines großen Theils des Menschengeschlechts erstrecken, also auffallend nachtheilige Veränderungen der Witterung, als große Nässe, kalte Sommer, harte Winter, ferner Mißwachs und Theuerung, Überschwemmungen, verdorbene Nahrungsmittel und Getränke, Hungersnoth, Kriege u. dergl. m. Daß auch kosmische und tellurische Ereignisse, als die Erscheinung eines Kometen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Meteorsteinfälle, Ausbrüche von Vulcanen, Erdbeben ꝛc. von Einfluß auf Erzeugung der Seuchen seien, ist eine Meinung, die viele ältere und neuere Ärzte mit einander theilen und die sie aus dem Zusammenhange, der zwischen dem Leben des Weltorganismus und dem des Menschengeschlechts stattfindet, erklären; wie aber durch diese und ähnliche Einflüsse die Verschiedenartigkeit der Formen der S. bedingt werde, dieß ist eine Frage, die unser jetziges Wissen noch unbeantwortet läßt. Nur so viel steht fest, daß die Seuchen die sonderbarsten und verschiedensten Krankheitsformen hervorgerufen haben und daß die meisten neuen Krankheiten, die im Laufe der Zeiten entstanden, denselben ihren Ursprung verdanken, so daß man fast behaupten könnte, daß alle Krankheiten ursprünglich aus Seuchen hervorgegangen und daß auch solche, die nur noch sporadisch vorkommen, gleichwohl Über-

Digitized by Google

bleibsel früher dageweſener Seuchen ſeien. Die Seuchen haben auf die Entwickelung der Menſchheit großen Einfluß und die Weltgeſchichte hat daher den Ausbruch und Verlauf derſelben als ſehr beachtenswerthe Momente zu betrachten; ja die Erfahrung lehrt, daß die wichtigeren Seuchen immer bedeutungsvollen Zeitereigniſſen zuvorgingen oder ſie begleiteten. — Die erſte S., die wir aus den Geſchichtſchreibern genau kennen lernen, iſt die von Thucydides beſchriebene Peſt zu Athen (430 Jahre v. Chr.). — 365 v. Chr. herrſchte zu Rom eine bedeutende S., nach der ein Erdfall auf dem Forum entſtand, in welchen ſich M. Curtius ſtürzte. — 163 v. Chr. wurde das Anthrax-Übel nach Rom eingeführt und unter Pompejus zeigten ſich daſelbſt die erſten Spuren des Ausſatzes, der aber damals nicht lange dauerte. Wichtiger dagegen und von großer Ausdehnung waren die Seuchen unter M. Antoninus 165 n. Chr. und die 15 Jahre lang dauernde höchſt anſteckende S. unter Valerian 250 n. Chr. (bei der unter den Chriſten zuerſt die Gewohnheit aufkam, die Ihrigen durch ſchwarze Kleidung zu betrauern). — 542 breitete ſich von Ägypten über Antiochien eine S. aus, die 15 Jahre lang dauerte und manche Städte 3—4mal heimſuchte. — 557 zeigte ſich in Conſtantinopel die erſte eigentliche Peſt, die Bubonenpeſt (ſ. d. Art.). Schon damals zeigten ſich an Häuſern, Thüren, Gefäßen, Kleidern jene in ſpäterer Zeit ſo berüchtigt gewordenen Flecken (signacula), die jedem Verſuche, ſie abzuwaſchen, widerſtanden und als Vorläufer der Peſt betrachtet wurden. — 569 erſtes Erſcheinen der Pocken in Arabien. — 876 verbreitete ſich am Rheine eine Krankheit, in der man die erſten Spuren der Maſern erblicken will. — 923 wurden durch das heilige Feuer (ſ. d. Art.) in Frankreich 40000 Menſchen unter großen Qualen hingerafft. — Am Ende des X. Jahrh. zeigten ſich die Pocken in Europa, doch traten ſie damals noch nicht mit ſolcher Heftigkeit als ſpäter auf. — 1098 wüthete eine der tödtlichſten Seuchen zu Antiochien unter den Kreuzfahrern, an der vom Sept. bis Nov. 200000 Europäer ſtarben. — 1172 verbreitete ſich der durch die Kreuzfahrer eingeführte Ausſatz mehr und mehr in Europa. — 1250 kamen unter den Franzoſen, die Ludwig IX. nach Ägypten geführt hatte, die erſten Spuren des Scorbuts vor. — 1286 brachten die Mogolen bei ihrem letzten Einfalle in Ungarn und Polen den Weichſelzopf dahin. — 1348—1354 wurde Europa durch den ſchwarzen Tod (eine brandige Lungenentzündung) entvölkert, die ſich von China und Indien herzog, zuerſt in Europa die Inſeln des mittelländiſchen Meeres ergriff und dann nach Italien, Frankreich und Spanien, und von da aus ins übrige Europa gelangte. — 1373 war der Veitstanz in England und dann im übrigen Europa. — Vom Jahre 1483 an herrſchte das Schweißfieber in England (ſ. d. Art. Engliſches Schweißfieber). — 1490 erſtes Petechialfieber zu Granada. — 1493 Anfang der Luſtſeuche (ſ. d. Art.). — Von 1505—1580 häufige Peſtausbrüche in Deutſchland, denen bösartige Hals- und Lungenentzündungen folgten. — 1581 kommt die Kriebelkrankheit in Lüneburg vor, die von jetzt an eine Zeit lang ſehr häufig erſchien. — 1612 erſtes Erſcheinen der engliſchen Krankheit (ſ. d. Art.). — 1628 beobachteten die breslauer Ärzte die erſten Spuren des Scharlachs. — 1638 Kriegstyphus in Deutſchland, durch den 30jährigen Krieg herbeigeführt. — 1652 beobachtete man zu Leipzig zuerſt den Frieſel (ſ. d. Art.). — 1713 erſchien die Peſt zum letzten Male in Deutſchland; dagegen griff in den amerikaniſchen Häfen das gelbe Fieber immer mehr und mehr um ſich. — 1721 das gelbe Fieber zuerſt in Europa und zwar in Liſſabon. — Faulfieber, Ruhren und Influenza häufig in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. — 1794 das gelbe Fieber ſehr allgemein über die vereinigten Staaten verbreitet. — 1801 ward die anſteckende ägyptiſche Augenentzündung durch die Franzoſen und Engländer nach Europa verpflanzt, wo ſie unter den Truppen der Alliirten in den Jahren 813 ff. ſehr heftig war. — 1804 gelbes Fieber ſehr ausgebreitet an der ſpani-

us, obgleich er Sprache und Rhythmus nicht immer in seiner Gewalt hat. Seine „Sämmtlichen Werke" kamen in 12 Bänden (Leipz. 1826—1827. 12.) und später in 1 Bande (Leipz. 1835) heraus und seine begonnene „Selbstbiographie" wurde von Clodius (Leipz. 1813) beendigt. 81.

Sevennen (Cevennen), Gebirge im südöstlichen Frankreich, beginnen unter dem Namen Charolloisgebirge (einem 1500 Fuß hohen Kalkplateau) bei dem Canal du Centre südwestlich von Chalons an der Saone, reihen sich an das Goldhügelgebirge an und ziehen sich zwischen der Loire, Saone und Rhone als Wasserscheide bis an den Canal von Languedoc, wo sie sich zwischen Herault und Tarn als Garigues- und Espinousegebirge an das Montagne Noire (schwarze Höhen) anreihen, nachdem sie südöstlich von der Stadt Milhau am linken Tarnufer das Plateau Larac und nordöstlich von der Stadt Castres das Gebirge von Caune gebildet haben. Von Chalons bis Pont St. Esprit an der Mündung der Ardeche ist der östliche Fuß der S. an der Saone und Rhone; der westliche Fuß dagegen bleibt in einiger Entfernung von der Loire. Sie führen hier den Namen Rhonegebirge und erheben sich mit dem Mont Pilat 3500 Fuß, dem M. Tarare 4350 Fuß und dem M. Macon 3000 Fuß hoch. Das Gebirge ist rauh und fast 6 Monate mit Schnee bedeckt; doch hat es auch schöne Thäler, Weinberge, Kastanien-, Maulbeer- und Obstbäume; in seinem Innern Silber, Blei, Alaun, Steinkohlen und Braunstein. Seine höchste Spitze ist der Mont Mezen, südlich von le Puy, am rechten oberen Loireufer, 5465 Fuß. Eine andere Spitze, 5452 Fuß hoch, ist am 13. Juni 1821 eingestürzt und an deren Stelle ein großer See entstanden. Das Gebirge Margerite, zwischen der Truyere und dem Allier, und das Gebirge Aubrac, am rechten Ufer des obern Lot, wie auch das Lozèregebirge, zwischen den Quellen des Tarn und Lot, sind die höchsten und rauhesten Sevennenzweige. Sie bilden in dem Quellenbereiche des Allier, Lot, Aveyron, Tarn, Ardeche und Loire den Kern Hochfrankreichs in der 3000 Fuß hohen Terrasse des Departements Lozère und Ardeche. In den rauhesten Gegenden dieser Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und von Kastanien, welche die Wälder liefern; an den sanften Abhängen werden außer der Viehzucht auch Getreide-, besonders Maisbau und Wollenweberei getrieben. Die Gebirge dienten den von der katholischen Geistlichkeit lange verfolgten Hugenotten zum Zufluchtsorte und noch jetzt leben viele Reformirte in diesen Gegenden. — **Sevennenkrieg**, s. Camisarden. 71.

Severianer, s. Gnostiker und Monophysiten.

Severino (Marco Aurelio), berühmter Arzt, geb. zu Tarsia in Calabrien 1580, studirte zu Neapel die Medicin und wurde daselbst später Professor der Anatomie und Medicin, welche Stelle er bis zu seinem 1656 erfolgten Tode beibehalten hat. Er besaß tiefe Kenntnisse in der Anatomie, Chirurgie und Botanik und wurde unter die größten Ärzte seiner Zeit gezählt, so daß er eine Menge Fremder nach Neapel zog. Er ist als ein Wiederhersteller der Chirurgie anzusehn, die er aus ihrem dahinwelkenden Zustande hervorzog und den strengen Grundsätzen der Griechen von Neuem unterwarf. Unter seinen Händen gewann diese Kunst eine Sicherheit, die sie seit langer Zeit nicht besessen hatte; er brachte das schneidende Instrument und das Feuer wieder in Ansehn, die die Furchtsamkeit und Weichlichkeit der Araber fast ganz beseitigt hatten. Obgleich an theoretischen Irrthümern bei ihm kein Mangel ist, so verdienen seine praktischen Grundsätze doch noch jetzt volle Anerkennung. Man macht ihm zwar den Vorwurf, daß er das Glüheisen gemißbraucht habe, allein dieß ist ein Fehler, der alle Erfinder oder Wiederhersteller besonderer Heilmethoden trifft. Von seinen Schriften erwähnen wir: „De recondita abscessuum natura libr. VIII" (Neap. 1632. 4. und öfter), eine classische Schrift und noch jetzt von Werth; „De efficaci medicina libr. III" Francof. 1646. Fol.); „Trimembris Chirurgia" (Ibid. 1653. 4.). 39.

von 364 Fuß Höhe. Unter den 84 Klöstern zeichnet sich das Dominicanerkloster S. Paul, das Carthäuserkloster vor der Stadt mit seinen weitläufigen Gärten und amerikanischen Bäumen und das Capuzinerkloster mit seinen Gemälden von Murillo aus; unter den 24 Hospitälern das reiche Hospital de la Sangre, das Hospital de la Caridad mit den berühmten 4 Gemälden von Murillo. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: der große und prachtvolle Palast des Erzbischofs, der Alcazar oder der alte Palast der maurischen Könige, die Lonja oder die Börse; das Stadthaus, alt und ohne Ansehen; das Amphitheater zu Stiergefechten, das größte in Spanien, von 240 Fuß im Durchmesser; das Gebäude der königlichen Kanzlei; das italienische Opernhaus; das Gebäude des vormaligen Inquisitionsgerichts in der Triana, welches als ein festes Schloß den Eingang zur Brücke beherrscht; die Münze, welche im XVI. Jahrh. beständig 180 Personen beschäftigte; der schöne Palast des Grafen von Medina-Celi und die prachtvolle Wasserleitung, los cannos de carmona genannt, wodurch die Stadt ihr Trinkwasser erhält. Von wissenschaftlichen Anstalten sind in S. unter anderen: eine 1504 gestiftete Universität, welche zu den besuchtesten Spaniens gehört, mit 9 Collegien, worunter das St. Thomascollegium für die geistlichen Wissenschaften sich auszeichnet; die Schule der Pharmacie; die 2 Schulen der reinen und angewandten Mathematik, der Lehrstuhl für den Ackerbau; die Bau-, Bildhauer- und Malerakademie, von Campomanes gestiftet, mit einer Kunstschule, worin bisher 200 Eleven gebildet wurden; die Akademie der guten Wissenschaften (buenas letras); die berühmte Piloten- oder Schifffahrtsschule, bekannt unter dem Namen von San Telmo; 22 Freischulen; 1 Stiergefechtsschule, das einzige Institut dieser Art; 1 Bibliothek von 20000 Bänden in der Giralda; mehrere Privatgemäldegallerien; die ökonomische Gesellschaft und die Gesellschaft der Medicin. Von Manufacturen und Fabriken sind vorhanden: 1 große königliche Tabaksfabrik, welche 200 Mühlen unterhält, 1404 Menschen und 190 Lastthiere beschäftigt und außer einer ungeheuern Menge von Cigarros an Brasilientabak jährlich 15000, an Spaniol 16000 Centner producirt; 1 königliche Stückgießerei in der Vorstadt Triana mit 200 Arbeitern; 1 königliche Salpetersiederei mit 9 Siedekesseln und 100 Arbeitern und eine Fayencefabrik; dann unterhält man eine gegen vormals sehr herabgekommene, aber doch noch immer beträchtliche Seidenweberei auf 2318, neuerdings nur 700 Stühlen, 1 Kupferraffinerie, einige Gerbereien, Seifensiedereien, Galonen- und Bandfabriken und treibt einen ganz ansehnlichen Handel, der freilich nur ein Schatten gegen sonst ist. Doch ist S. noch immer einer der wichtigsten Handelsplätze des Innern, versorgt alle umher gelegenen Provinzen mit ausländischen Manufacturen und Colonialwaaren und treibt einen lebhaften Produktenhandel mit Wolle, Öl, Früchten, Safran und Süßholz; auf dem Guadalquivir können kleinere Fahrzeuge bis an den Torre del oro kommen, wo sie ein- und ausladen; aber der eigentliche Hafen ist durch Sand verschlammt. Es gibt große und reiche Handelshäuser und auf der Börse findet stets ein lebhafter Wechsel und Waarenverkehr statt. Die Umgegend ist sehr ergiebig an Öl und Süßholz. Aus den Zeiten der Römer hat sich ein Amphitheater erhalten. Trajan, Hadrian, Theodosius, Las Casas, der Dichter Fernando de Herrera, Lope de Rueda und Juan de la Cueva und der Maler Franc. Pacheco, Luis de Vargas, Varelo, Caro, Zarabia, Diego Velasquez de Silva wurden hier geboren. In den Annalen Spaniens ist S. deßhalb berühmt, weil hier 1478 das Inquisitionsgericht zuerst eingeführt ward. In den Umgebungen, ½ Meile von S., liegt Santi Ponce, ein Dorf, merkwürdig durch die große Zahl römischer Inschriften und anderer Alterthümer, die man auf der Stelle der alten Italica entdeckte, wo man noch die Reste ihres Amphitheaters sieht. 71.

Sevres (spr. Säwr), ein Marktflecken im Departement Seine und Oise,

Schule der Empiriker (daher ſein Beiname) oder, wie er ſagt, Methodiker gehörend, als dieſer der Vollender des griechiſchen Skepticismus und ſpeciell des Pyrrhonismus, ward geboren gegen das Ende des II. Jahrh. n. Chr., dem Vermuthen nach zu Mitylene, und lebte abwechſelnd zu Athen und zu Alexandrien. Ein Schüler des Skeptikers Herodotus von Tarſus und mit den Anſichten früherer Skeptiker, beſonders des Äneſidemus, Agrippa und Menodotus eben ſowohl, als mit den Syſtemen der Dogmatiker vertraut, machte er es ſich zur Aufgabe, jene in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Strenge und Conſequenz auszuführen und in ihrem Weſen und charakteriſtiſchen Unterſchiede von allen übrigen Richtungen der philoſophiſchen Speculation darzuſtellen; dieſe nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch in ihren einzelnen Behauptungen zu widerlegen. Erſteres that er hauptſächlich in ſeinen Darſtellungen der pyrrhoniſchen Denkweiſe (*Πυῤῥωνείων ὑποτυπώσεων βιβλία τρία*), in welcher er zuerſt die Skepſis gegen den Dogmatismus, der das Wahre zu beſitzen glaubt, wie gegen die neue Akademie, welche die Möglichkeit eines ſolchen Beſitzes geradezu läugnet, ſcharf abgrenzt, als die ſtets die Wahrheit ſuche, dann aber, in dem allgemeinen Theile der Skepſis, ihre Zweifelsgründe und Formeln darlegt, in dem beſondern die einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſkeptiſch betrachtet. Letzteren Zwecke aber widmete er noch eine beſondere Schrift, die bekannten und für den Geſchichtsforſcher der Philoſophie als gewichtiges, oft einziges, Document älterer Philoſopheme, ſo unſchätzbaren 11 Bücher gegen die Mathematiker, d. h., nach der damaligen Bezeichnung, gegen alle die, welche ſich mit den ſogenannten encykliſchen Wiſſenſchaften (*μαθήματα ἐγκύκλια*) beſchäftigten. Hier bekämpft er im 1. Buche die Grammatiker, im 2. die Rhetoriker, im 3. die Geometer, im 4. die Arithmetiker, im 5. die Aſtronomen, im 6. die Muſiker, im 7. und 8. die Logiker, im 9. und 10. die Phyſiker, im 11. die Ethiker. — Die letzten 5 Bücher, für uns die wichtigſten, mögen vielleicht mehr ein Anhang zu den 6 erſten, vorzugsweiſe gegen die Mathematiker gerichteten, geweſen ſein und wohl auch den beſondern Titel: „*Πρὸς τοὺς φιλοσόφους*“ geführt haben. — Der Inhalt beider Schriften des S. bildet ein organiſches Glied in der allgemeinen Entwickelung der Skepſis und ſie gehören daher nothwendig in eine Darſtellung dieſer im Ganzen, weßhalb ſ. d. Art. Skepſis. — Die beſte Ausgabe jener beiden Schriften des S. iſt: „Sexti Emp. opera.“ Gr. et lat. ed. J. A. Fabricius (Lips. 1718. Fol.); deutſch: „Sextus Empiricus oder der Skepticismus der Griechen.“ Aus dem Griechiſchen mit Anmerkungen und Abhandlungen von J. G. Buhle (Lemgo 1801. 8. 1 Thl.). 80.

Sextus Rufus oder Feſtus Rufus oder vielleicht Sextus Rufus Feſtus, lebte um 364 n. Chr. und iſt angeblicher Verfaſſer von zwei unbedeutenden Schriften: „De victoriis et provinciis populi Romani“ und „De regionibus urbis Romae“, ein Verzeichniß architektoniſcher Merkwürdigkeiten Roms. Zu beiden Schriften geſellt ſich eine dritte, nicht beſſere, aus des Theodoſius' Zeitalter und von unbekanntem Verfaſſer: „Libellus provinciarum romanarum.“ Unter den Ausgaben bemerken wir die von Chph. Cellarius (Hal. 1698. 8.); Havercamp (Lugd. Bat. 1729) und Verheyk (Lugd. Bat. 1762. edit. nova 1793. 8.). 20.

Sexualſyſtem, ſ. Botanik.

Seydelmann (Crescenz Jakob), Erfinder der Sepiamalerei, ward am 25. Juli 1750 zu Dresden geboren, widmete ſich daſelbſt der Malerei und ging 1771 mit einer Penſion vom Churfürſten nach Rom, wo er unter Mengs ſich weiter ausbildete; doch beſchränkte er ſich faſt nur auf das Copiren der Meiſterwerke und Antiken und ward dadurch (1778) auf die Anwendung der mit Bieſter vermiſchten Sepia als einer dauerhaften Tuſchfarbe geführt. Seine Erfindung fand großen Beifall und er copirte nun in Rom und ſeit 1781 in Dresden, wohin er als Pro-

fessor an der Akademie der Künste zurückkehrte, für den Markgrafen von Bayreuth und für verschiedene englische Cabinette eine Anzahl der vorzüglichsten Gemälde, vorzüglich aber seit 1805 die besten Gemälde der italienischen Schule auf der dresdener Gallerie für den Kaiser von Rußland. Noch neunmal reiste er während dieser Zeit nach Italien; auch war er 13 Monate in Petersburg zur Wiederherstellung einiger seiner Copien, die auf dem Transporte beschädigt worden waren. Er starb zu Dresden den 27. März 1829. — Seine Gattin, Apollonia, geb. de Forgue, ward von ihm im Sepiazeichnen unterrichtet, widmete sich dann seit 1790 bei der Schwester von Mengs in Rom, Therese Maron, der Miniaturmalerei und erhielt nach ihrer Zurückkunft nach Dresden die Mitgliedschaft der Akademie für die Miniaturmalerei und eine jährliche Pension von 200 Thalern. Unter ihren Stücken ist die verkleinerte Copie von Raphael's Madonna durch Müller's trefflichen Kupferstich vorzüglich berühmt geworden. 16.

Seydelmann (Karl), ein ausgezeichneter deutscher Schauspieler, wurde am 24. April 1795 zu Glatz in Schlesien geboren und zeigte schon in früher Jugend vorzügliche Neigung und Anlage zu dramatischen Darstellungen, wozu er als Schüler des Gymnasium seiner Vaterstadt bisweilen Gelegenheit fand. Obgleich er dem Willen seines Vaters gemäß sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit widmete, so beschäftigte er sich doch außerdem besonders eifrig mit dem Lesen dramatischer Werke, bei dem er einst aus Unachtsamkeit in später Nacht das väterliche Haus fast in Brand gesteckt hätte. Im Jahre 1813 nahm er als Freiwilliger an dem Kriege gegen Frankreich Theil und die dadurch erweckte Begeisterung scheint ihn vorzüglich der Kunst wieder zugeführt zu haben; denn er betrat nach seiner Rückkehr zuerst auf dem Familientheater des bei Glatz wohnenden Grafen von Herberstein die Bühne, worauf er sich an den Theatern zu Breslau, Grätz und Ollmütz engagirte. Allein erst in Prag, wohin er sich später wandte, konnte sich sein Talent vor einem größern Publicum gehörig geltend machen und von hier aus verbreitete sich sein Ruf als Künstler schnell durch ganz Deutschland. Nachdem er sich von Prag nach Cassel und von hier nach Darmstadt gewendet hatte, wurde er im Jahre 1829 bei dem Hoftheater in Stuttgart auf Lebenszeit angestellt und übernahm daselbst später auch die Geschäfte des Regisseur bei dem Schauspiele. Eine Charakteristik S.'s als tragischen und komischen Künstlers findet sich nebst seiner Biographie in Spindler's „Damenzeitung" (1829. No. 186—189). S. vereinigt mit seinem hohen Werthe als Schauspieler auch das Betragen eines fein gebildeten, gesitteten Weltmannes. 81.

Seydlitz (Friedrich Wilhelm von), preußischer General der Cavallerie, wurde 1722 zu Cleve geboren, trat 1738 in preußische Dienste, avancirte in seinem 23. Jahre zum Major und 1755 zum Oberst und Commandeur eines Cuirassierregiments. In der Schlacht von Hohenfriedberg nahm er den sächsischen General von Schlichting gefangen und zeichnete sich in der Schlacht bei Soor rühmlichst aus. Während des 7jährigen Krieges focht er fast überall glücklich und erwarb sich glänzenden Ruhm in den Schlachten von Lowositz und Kolin. Im Jahre 1757 vertrieb er den Marschall Soubise durch sein unerwartetes Erscheinen so rasch aus Gotha, daß er seinen König zu der für den Marschall angerichteten Tafel führen konnte. Der Sieg bei Roßbach (1757) wurde hauptsächlich durch seine kühnen und raschen Reitermanöver errungen und er wurde von seinem Könige dafür zum Generallieutenant ernannt und mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. In der Schlacht von Zorndorf nahm er mit seinen Cuirassieren mehrere feindliche Batterien, wodurch er sehr viel zum Siege beitrug. Nach dem Überfalle von Hochkirch deckte er den Rückzug der preußischen Armee, in der Schlacht von Kunersdorf wurde er verwundet; die Schlacht bei Freiberg war seine letzte Waffenthat. Er starb 1772 und liegt auf seinem Gute Minkowski bei Ramslau in Schlesien begraben, wo ein einfaches Denkmal mit Lorbeern und Eichenlaub geziert seine Ruhestatt bezeichnet.

Friedrich der Große ließ dem Helden ein Denkmal aus cararischem Marmor, von Taffaert gehauen, auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten. S. war ein eben so menschenfreundlicher als tapferer Mann; die preußische Cavallerie verdankte ihm vorzüglich ihre Bildung. 61.

Sforza, eine berühmte italienische Dynastenfamilie, stammte von einem Bauer aus der Romagna, Giacomo Muzio Attendolo, her, der mit vielen Anlagen begabt aus Neigung Soldat in neapolitanischen Diensten ward, sich bis zu den höchsten Militair- und Civilwürden unter der Königin Johanna emporschwang und zur Belohnung seiner Verdienste nicht nur die Herrschaft über seinen Geburtsort, Catagnola, mit dem Titel eines Grafen, sondern auch den Beinamen Sforza (Erzwinger) erhielt. Sein Sohn, Francesco, ward Oberbefehlshaber der Kriegsmacht und Schwiegersohn der Herzogs Philipp Maria Visconti von Mailand und zwang nach dessen Tode (1447) die Mailänder ihn zu ihrem Herzoge zu erwählen (1448). Ihm folgte 1466 in der Würde sein Sohn, Galeazzo Maria, der 1476 ermordet ward; diesem sein unmündiger Sohn, Johann Galeazzo, der von seinem Oheime und Vormunde, Ludwig Moro, mit Unterstützung Karl's VIII. von Frankreich verdrängt ward (1494). Dieser mußte aber endlich auch den Franzosen weichen (1500) und starb 1510 in französischer Gefangenschaft. Sein Sohn, Maximilian, ward zwar 1512 durch die Hülfe des Kaisers, des Papstes und der Schweitzer wieder Herr des Landes, trat aber 1515 dasselbe gegen ein Jahrgeld an Frankreich ab, wo er auch bis zu seinem Tode (1529) lebte. Unterdessen hatte sich jedoch sein Bruder Francesco des Landes wieder bemächtigt (1521) und ward 1529 vom Kaiser Karl V. damit belehnt; als er aber am 24. Oct. 1535 starb, gab der Kaiser das Land seinem Sohne, Philipp II. von Spanien, und das Haus S. bestand nur noch in Seitenlinien fort, ist aber im Mai 1832 mit dem letzten Herzoge von S.-Cesarini gänzlich ausgestorben. 37.

Shaftesbury (spr. Schäftsburi) (Anton Ashley Cooper, Graf von), geb. 1671 zu London, gest. 1713 zu Neapel, ein philosophischer Schriftsteller, bestritt im Theoretischen den Empirismus seines Freundes Locke (in den „Letters, written by a nobleman to a young man at the university", Lond. 1716. 8.), huldigte aber im Praktischen selbst einem, wenn auch veredelten Sensualismus, indem er die Tugend nicht in die Befolgung eines Moralgebots, sondern in die glückliche Harmonie unserer Neigungen setzte. Diese schied er nämlich in natürliche oder sympathetische, selbstische und unnatürliche. Die letzteren sind schlechthin zu unterdrücken, die ersteren aber so in Einklang zu bringen, daß beim Übergewichte der sympathetischen, aufs Gemeinwohl gerichteten Neigungen die Neigung fürs eigene Wohl zugleich mit befriedigt wird, ein Verhältniß, welches Tugend und Glückseligkeit in sich befaßt. — Durch diese in seinen „Characteristics of man" (Lond. 1733. 3 Voll. 12. 1737. 3 Voll. 8. u. deutsch, Leipz. 1768. — „Philosophische Werke", 1776—1779. 3 Bde. 8.) und speciell in den darin enthaltenen „Inquiry concerning virtue and merit" (1699. Dann bearbeitet französisch von Diderot, „Principes de la phil. morale", Par. 1748. 8. u. deutsch, „Versuch über Verdienst und Tugend", Leipz. 1780. 8., wozu vgl. J. G. Schlosser, „Über Shaftesbury von der Tugend", Basel 1786) und „The moralists" niedergelegten Ansichten über Moral nimmt S. einen nicht unbedeutenden Platz unter den schottischen Moralphilosophen ein, deren Zweck Aufstellung eines von der geoffenbarten Religion unabhängigen ethischen Princips war. (S. d. Artt. Moral und Sensualismus.) — Vergl. über S.: „Mémoires pour servir à la vie d'A. A. C. comte de Shaftesbury tirés des papiers de feu Mr. Locke, et rédigés par Jean le Clerk" in den „Oeuvres diverses de Mr. Locke" (Voll. II.). 80.

Shakers (spr. Schäkers) (d. i. Zitterer) oder Schütterquäker heißen die Glieder einer englisch-amerikanischen, den Quäkern ähnlichen Secte, gestiftet durch

Geſtalt aus Marmor in der Tracht ſeiner Zeit erſcheint. Eine Huldigung anderer Art wurde dem Dichter durch Garrick (1769) zu Theil, der zu Stratford eine ſinnvolle Jubelfeier deſſelben veranſtaltete (vergl. Archenholz, „England und Italien", S. 486). — Obgleich uns alle ſicheren Nachrichten über den innern Gang der Bildung S.'s fehlen, ſo läßt ſich doch mit Sicherheit behaupten, daß er nicht nur einige Kenntniß der franzöſiſchen und engliſchen Sprache beſeſſen, ſondern auch viele Werke der Griechen und Römer, ſo wie neuerer Völker aus engliſchen Überſetzungen gekannt habe. Dabei beherrſchte er das ganze Gebiet der vaterländiſchen Geſchichte und überblickte einen reichen Schatz von Sachkenntniſſen und eigenen Erfahrungen, welche ſein dichteriſcher Geiſt in ſeine dramatiſchen Schöpfungen verarbeitete. Durch letztere wurde er der Begründer der engliſchen Komödie und Tragödie, welche die Zeit ihres höchſtens Glanzes von ſeinem Auftreten beginnen. Die Fehler aber, welche man in ſeinen Werken hat finden wollen, ſind mehr ſeinem Zeitalter als ihm ſelbſt beizumeſſen und beſtehen beſonders in der Neigung zu dem Phantaſtiſchen, Wunderbaren, in einem oft derben und geſuchten Witze, welcher ſich beſonders im Hervorheben von Zweideutigkeiten gefällt, während die unerreichten Schönheiten ſeiner Schöpfungen, die Tiefe und Wahrheit der Charakteriſtik, die meiſterhafte Schilderung der Leidenſchaften auf allen ihren Stufen, die Zartheit der Empfindung und Wärme des Gefühls, beſonders in der Zeichnung weiblicher Charaktere, die Kühnheit und der Reichthum der Bilder und Gedanken allein aus dem unerforſchten Grunde ſeines Gemüthes, ſo wie aus ſeinem klaren Geiſte und einer Alles beherrſchenden Phantaſie hervorſtrömen. Er weiß alle Völker, Stände, Lebensalter und Geſchlechter, ſelbſt überirdiſche und phantaſtiſche Weſen mit einer eigenthümlichen innern Wahrheit zu zeichnen, wie es noch Keiner ihm vor- oder nachgethan hat. So anſcheinend regellos auch oft die Zuſammenfügung ſeiner Stücke iſt, ſo gewahrt man doch bei tieferem Studium erſt den äußerſt kunſtvollen Bau derſelben. Da uns über die Zeit ihrer Entſtehung ſichere Nachrichten fehlen, ſo beobachten wir bei Aufzählung derſelben am Schicklichſten die Eintheilung in hiſtoriſche Schauſpiele, in Luſt- und Trauerſpiele, deren Stoffe größtentheils aus italieniſchen Novellen geſchöpft wurden. Die Geſammtzahl der ſhakſpeariſchen Stücke beträgt 43, von denen die engliſchen Erklärer ihm acht abſprechen, die deutſchen aber wieder beilegen. Zu den unbezweifelten Luſtſpielen gehören: „Die beiden Edelleute von Verona"; „Die Irrungen", das einzige, deſſen Stoff S. aus dem Alterthume entlehnt hat; „Die gezähmte böſe Sieben"; „Verlorene Liebesmüh"; „Ende gut, Alles gut"; „Viel Lärmen um Nichts"; „Gleiches mit Gleichem oder Maß für Maß"; „Der Kaufmann von Venedig", durch ſinnreiche Zuſammenſtellung und Charakteriſtik eines der Meiſterwerke S.'s; „Wie es euch gefällt"; „Was ihr wollt oder der heilige Dreikönigsabend"; „Die luſtigen Weiber von Windſor", welches auf Verlangen der Königin Eliſabeth entſtanden ſein ſoll, die den Falſtaff gern verliebt ſehen wollte; „Der Sommernachtstraum"; „Der Sturm" und „Das Wintermährchen." Unter den Trauerſpielen ſcheint „Cymbelin" eines der erſten zu ſein, dem ſich die Tragödie: „Romeo und Julia" und ſpäter „Othello" anſchloß, worauf „Hamlet", ein Werk von unergründlichem Tiefſinn, und „Macbeth", das Furchtbarſte, was ſeit den „Eumeniden" des Äſchylus gedichtet worden iſt, folgten. Dieſe letzteren vier Stücke und „König Lear" bilden die fünf berühmteſten Werke S.'s, beſonders aber erſcheinen die drei letzteren als die Trilogie eines faſt übermenſchlich erhabenen Geiſtes. Die drei römiſchen Stücke, deren Stoff dem Plutarch entlehnt iſt („Coriolan", „Julius Cäſar", „Antonius und Cleopatra"), ſind bei anſcheinend einfacher Darſtellung der Geſchichte mit ungemeiner Kunſt entworfen. Ihnen verwandt ſind „Timon von Athen" und „Troilus und Kreſſida", von denen das letztere das einzige Stück iſt, welches vor ſeiner Aufführung im Druck erſchien. Die hiſtoriſchen

Schauspiele, deren Anzahl 10 beträgt und deren sämmtliche Quelle englische Geschichte ist, bilden gleichsam ein Heldengedicht in dramatischer Form, da 8 derselben in fortlaufender Reihe fast das Gemälde eines ganzen an großartigen Thaten und stürmischen Bewegungen reichen Jahrhunderts darstellen. Der chronologischen Ordnung zufolge eröffnet „König Johann" diesen Kreis, dem „Richard II.", die 2 Theile „Heinrich IV.", in denen besonders als classisches Muster aller Taugenichtse der Charakter des Falstaff unerreicht dasteht, der mehr episch gehaltene „Heinrich V.", dann die 3 Theile „Heinrich VI." und der durch Tiefe der Charakteristik ausgezeichnete „Richard III." folgen; „Heinrich VIII." macht den Beschluß. Wenn aber bei diesen Stücken, wie bei den meisten anderen, das Jahr ihrer Entstehung im Dunkel ruht, so hat man anderen derselben, welche unverkennbare Spuren des shakspearischen Genius tragen, ihre Entstehung von diesem Meister mit Unrecht abgesprochen, unter denen 4 („Eduard III.", „Sir John Oldcastle", Thomas Cromwell" und „Der londoner verlorene Sohn") durch eine Übersetzung Tieck's (Stuttg. 1836) noch neuerlich auch auf deutschen Boden verpflanzt worden sind, nachdem wir schon die Übersetzung und Herausgabe eines älteren „König Johann", des „Georg Greene", des „Flurschützen von Wakefield", des „Perikles, Prinzen von Tyrus", des „Lokrine", des „Lustigen Teufels von Edmonton" und eines vor dem J. 1605 geschriebenen älteren „Königs Lear" von ihm besaßen. Mehrere der übrigen sind außer dem „Titus Andronikus", dem „Trauerspiel in Yorkshire", der „Puritanerin oder der Wittwe von Wallingstreet" kaum dem Namen nach bekannt, wie „Die Verklagung des Paris", „Merlin's Geburt", „Die schöne Emma", „Mucedorus" und „Arden von Feversham", welche zum Theil schon höchst selten geworden sind. Vergl. hierüber die Vorreden zu Tieck's „Altenglischem Theater", dessen „Dramaturgische Blätter" und seine „Vorschule Shakspeare's" (Leipz. 1823 und 1829. 1. und 2. Bd.). Außer den dramatischen Werken S.'s besitzen wir von ihm noch die erzählenden Gedichte: „Venus und Adonis" (1593), welches vom Verfasser selbst in der an den Grafen von Southampton gerichteten Zueignung der erste Erbe seiner Erfindungsgabe genannt wird, den „Raub der Lucretia" und 154 Sonette, von denen jene durch ihre üppigen Bilder, Witzspiele, Weitschweifigkeiten und Ungleichheit in der Bearbeitung zwar als Jugendarbeiten des Dichters sich beurkunden, dabei aber auch die Kühnheit und Kraft seines Geistes durchgängig verrathen. Wenn sich die Deutschen besonders bemühten in den Geist des großen Briten einzudringen, so suchten seine Landsleute durch Prachtausgaben und Commentare (von Johnson und Steevens, von Reed und von Malone) das Äußere desselben auf das Vortheilhafteste auszustatten. Zu den neuesten und besten englischen Ausgaben gehören die von Boswell und Chalmers, welchen sich eine deutsche, die S.'s sämmtliche Werke in Einem Bande (Leipz. 1830—1833) enthält, würdig anschließt. Deutsche Übersetzungen S.'s unternahmen zuerst Wieland (1762) und Eschenburg (Zürich 1775. 13 Bde. neueste Aufl. 1798. 12 Bde.) und weckten dadurch, trotz der an ihren Arbeiten haftenden Mängel, die Liebe und Begeisterung der Deutschen für den großen Dichter, welche durch A. W. Schlegel's meisterhafte Übersetzung (fortgesetzt und vollendet von Tieck, Berl. 1829—1835) noch mehr gehoben und durch die Arbeiten von J. H. Voß mit seinen Söhnen (Leipz. und Stuttg. 1818—1829. 9 Bde.), von Jul. Körner u. A. in einem Bande (Schneeberg 1836) erhalten wurde. Vollständige metrische Übersetzungen lieferten außerdem Benda (Leipz. 1825—1826. 18 Bde.) und Meier (Gotha 1825 ff. 39 Bde.); Kaufmann begann (Berlin 1830—1835. 1.—3. Bd.) die seinige mit glücklichem Erfolge. Als Übersetzer einzelner Stücke haben sich Falk, Dippold, H. Döring, Keßler, Krause und Wolf Graf Baudissin ausgezeichnet. Über S.'s dramatische Leistungen finden sich ausführliche Nachweisungen in Eschenburg's Schrift: „Über Shakspeare" (Züri-

787); Horn's „Erläuterungen über Shakſpeare's Schauſpiele" (Leipz. 1822 —1830. 5 Bde.); Drake's „Shakspeare and his times" (London 1817. 2 Voll.) und Druce's „Illustrations of Shakespeare" (Lond. 1807. 2 Voll.). Über S.'s Charaktere vergl. Robertſon, Hazlitt (Lond. 1817) und Jameſon, „Female characters of Shakspeare" (deutſch, Leipz. 1834). Eine ausführliche Lebensbeſchreibung von ihm gab Skottowe, „The life of Shakespare" (Lond. 1824. 2 Voll. Deutſch, Leipz. 1824) und Collier, „New facts regarding the life of Shakspeare" (Lond. 1835). Von Retzſch's Gallerie zu S.'s Werken ſind bis jetzt 3 Lieferungen erſchienen, von denen die erſte („Hamlet", Leipz. 1828) und die zweite („Macbeth", 1830) von K. A. Böttticher, die dritte („Romeo und Julie", 1836) von K. Borrom. von Miltitz erklärt wurden. Außerdem ſind von L. S. Ruhl, „Sketches for Shakspeare's plays" (Leipz. 1827. 4 Hfte. 4.) erfunden und geſtochen worden. 81.

Sharp (Granville), ein durch die Menſchenfreundlichkeit ſeines Charakters berühmt gewordener Mann, wurde im Jahre 1735 zu Bradford-Dale in der Grafſchaft York, wo er aus einer altadeligen Familie ſtammte, geboren, widmete ſich zwar dem Kaufmannsſtande, erwarb ſich dabei aber auch gelehrte Kenntniſſe, namentlich in der griechiſchen und hebräiſchen Sprache und wurde im Jahre 1758 als Kriegscommiſſair angeſtellt. Da die Grauſamkeit, mit welcher man zu jener Zeit in England die Negerſklaven behandelte, ſein tiefes Mitleid erregte, ſo entſtand in ihm der Vorſatz, ſich dieſer Unglücklichen kräftig anzunehmen und ſchon 1765 gelang es ihm nach hartem Streite mit den Geſetzen einem bis auf den Tod gepeinigten Neger die Freiheit zu verſchaffen. Nun machte er ſich zwei Jahre hindurch mit allen denjenigen Geſetzen genau bekannt, welche die perſönliche Freiheit großbritanniſcher Unterthanen betreffen, und er vermochte dadurch öfters nicht nur Sklaven die Freiheit zu erkämpfen, ſondern ſah auch ſeinen Eifer und ſeine Beharrlichkeit 1772 durch Bekanntmachung des Geſetzes gekrönt, nach welchem jeder Sklave, ſobald ſein Fuß den engliſchen Boden betrat, für frei erklärt wurde. Von jetzt an verbreitete ſich ſeine mündliche und ſchriftliche Thätigkeit auch auf Wegräumung des harten Druckes, der auf den Indianern laſtete, und in den Streitigkeiten der Nordamerikaner mit dem engliſchen Parliamente trat er auf die Seite der erſteren, legte bei dem Ausbruche des Krieges 1776 ſeine Stelle nieder, lebte abwechſelnd bei ſeinen Brüdern und ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit in Verbindung. Nachdem er ſich auch mit Nachdruck, obwohl vergeblich, gegen das Matroſenpreſſen erklärt hatte, trat er 1780 der Begründung der erſten Bibelgeſellſchaft in England ſo wie dem Vereine zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden bei und übergab die Kenntniß mehrerer Gräuelthaten des ſchamlos getriebenen Menſchenhandels der Öffentlichkeit. Hierauf gründete er zum Unterhalte der in England freigewordenen, aber nahrungsloſen Neger eine Niederlaſſung auf Sierra Leona, übernahm ſelbſt ihre Leitung, ſah ſich aber genöthigt, nach 4 Jahren dieſelbe aufzugeben und der Sierra-Leona-Geſellſchaft zu übertragen. Nachdem er noch 1787 eine Geſellſchaft zu Abſchaffung des Sklavenhandels, an deren Spitze er trat, geſtiftet und 1807 noch die Erreichung dieſes Zweckes erlebt hatte, ſtarb er 1808, von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein geachtet. Die Geſellſchaft African-Institution, deren Vorſteher er eine Zeit lang geweſen war, errichtete ihm ein Denkmal in der Weſtminſterabtei. 81.

Shawl (ſpr. Schahl), heißt eigentlich das feine Gewebe, welches in Tibet und Kaſchmir aus den Haaren einer dortigen Ziegenart bereitet und meiſt mit ſehr hohen Preiſen bezahlt wird; dann überhaupt ein jedes große, mehr lange als breite Umſchlagetuch der Frauen. 30.

Shelley (ſpr. Schelli) (Percy Biſſhe), ein engliſcher Dichter, wurde am 4. Aug. 1793 zu Fieldplain in der Grafſchaft Suſſex geboren, mußte die Schule

zu Eton wegen seiner Überspanntheit, seines ordnungswidrigen Betragens und der Vernachlässigung seiner Arbeiten verlassen und wurde später auch von der Universität Oxford verwiesen, weil er sich nicht der klösterlichen Einrichtung der Anstalt fügen wollte und eine Flugschrift über die Nothwendigkeit des Atheismus hatte drucken lassen. Er lebte darauf zu Marlow in der Grafschaft Buckingham, wo er zuerst als Dichter in „The revolt of Islam" auftrat; aber theils wegen seines verbreiteten üblen Rufes, theils durch die Anfeindungen seiner theologischen und politischen Gegner ward er bewogen, England zu verlassen und und sich mit seiner Familie nach Italien zu wenden, wo er die Bekanntschaft mit Lord Byron erneuerte und in Gemeinschaft mit ihm und Leigh Hunt im Jahre 1820 die Zeitschrift „The liberal" herausgab, welche unter Anderm auch die beißende politische Satyre Byron's gegen Georg III.: „The vision of judgment" enthielt. Allein schon im Juli 1822 ertrank S. während seiner Fahrt von Livorno nach seiner Wohnung am Meerbusen von Spezzia, indem sein Boot umschlug. Man fand nach einigen Tagen seinen Leichnam am Ufer bei Via Reggio, welchen seine Freunde auf einem Scheiterhaufen verbrannten und die Asche auf dem Begräbnißplatze der Protestanten bei der Pyramide des Cestius in Rom beerdigten. Von seinen Dichtungen verdienen noch vorzüglich der Erwähnung: „Rosalind and Ellen", „Alastor or the spirit of solitude", „The Cency", „Adonais" und „Prometheus unbound". Er besaß eine genaue Bekanntschaft mit der neuern deutschen Literatur und seine Übersetzung von Bruchstücken aus Göthe's „Faust" übertrifft alle ähnlichen Versuche der Engländer. 81.

Shenstone (William), ein englischer Dichter, der Sohn eines Landedelmannes, wurde im Jahre 1714 zu Hales Owen in Shropsshire geboren und 1732 nach einer fast gänzlich vernachlässigten Erziehung in das Pembrokecollegium zu Oxford aufgenommen, machte 1737 eine kleine Sammlung vermischter Aufsätze ohne seinen Namen bekannt und lebte seitdem der Dichtkunst in unabhängiger Muße abwechselnd zu London und Bath. Von 1745 an im Besitze seines väterlichen Vermögens ließ er sich auf seinem Gute nieder, stürzte sich aber durch seine Verschönerungssucht in Sorgen und Schulden, wodurch er sich ein hitziges Fieber zuzog, an dessen Folgen er 1763 starb. Seine Werke erschienen unter dem Titel: „Works in verse and prose by William Shenstone" (Lond. 1764. 2 Voll.), denen später noch ein Band Briefe folgte. Seine Gedichte zeichnen sich durch Zartheit des Gefühls und melodischen Versbau aus, allein es mangelt ihnen bisweilen an Lebhaftigkeit der Phantasie und Kraft des Ausdrucks. In seinen prosaischen Schriften verräth er Besonnenheit des Urtheils und geläuterten Geschmack; auch hat er in ihnen manche neue und treffende Bemerkung über den Menschen niedergelegt. 81.

Sheridan (Richard Brinsley), ein berühmter englischer Schauspieldichter, wurde am 30. Oct. 1751 zu Dublin geboren, in seinem 7. Jahre einem Schullehrer zur Bildung übergeben, einige Jahre später nach England gebracht und dort in die Schule zu Harrow aufgenommen. Allein noch in London, wo er sich seit 1769 dem Studium der Rechte widmete, machte er nur geringe Fortschritte und wandte vielmehr Talent und Neigung dramatischen Dichtungen zu und lieferte das Lustspiel „Die Nebenbuhler" (1775), die Posse „Sanct-Patrickstag" und die komische Oper „The Duenna" (1776), welche letztere 75mal aufgeführt wurde. Hierauf kaufte er nebst Forde und Linley dem Schauspieler Garrick seinen Antheil an dem Drurylanetheater ab und arbeitete nun für dasselbe. Zum Parlamentsmitgliede für den Flecken Stafford erwählt (1780) trat er auf die Seite der Opposition, wurde nach Beendigung des Krieges mit Nordamerika Unterstaatssecretair seines Freundes Fox und später Secretair der Schatzkammer und zeichnete sich unter Pitt als Mitglied der Opposition besonders durch seine hinreißende Beredsamkeit und

die Schärfe ſeines Witzes aus. Als nach Pitt's Tode ſeine Partei wieder die herrſchende wurde, erhielt er als Schatzmeiſter des Seeweſens eine Anſtellung, welche er nach dem Tode von Fox mit dem einträglichen Amte eines Obereinnehmers im Herzogthume Cornwallis vertauſchte, während er zugleich einer der Vorſteher des Drurylanetheaters bis an ſeinen Tod blieb. Trotz der Reichthümer, die er ſich bei dieſen Stellungen hätte erwerben können, befand er ſich doch in ſteter Geldnoth und ſeine Neigung zum Trunke wurde im Alter durch häusliche Unannehmlichkeiten, ſo wie durch den ſchlechten Umgang, dem er ſich überließ, noch vermehrt und nur ſein plötzlich eingetretener Tod (am 7. Juli 1816) rettete ihn vor dem Verhaftsbefehl, welchen ſeine Gläubiger bereits gegen ihn ausgewirkt hatten. Außer einer Überſetzung der Briefe des Ariſtänet in das Engliſche hat er auch Kotzebue's „Pizarro" für das engliſche Theater bearbeitet. Seine geſammelten Reden erſchienen 1816 in 5 Bänden und ſeine dramatiſchen Werke (Lond. 1821. 2 Bde. Leipz. 1833) gab Thomas Moore heraus. Über ſein Leben vergl. Watkin's „Memoirs of the life of the Sheridan" (Lond. 1817. 2 Voll.) und Thom. Moore's „Memoirs of the life of the Sheridan" (Lond. 1830. 3. Ed. 2 Voll.). 81.

Sheriff (nach Einigen vom angelſächſiſchen Gereſa, nach Anderen vom arabiſchen Scherif [ſ. d. Art.] abgeleitet) iſt in England der Oberbeamte einer Shire, welcher die ganze Polizei, die Aufſicht des Steuerweſens, die Vollziehung der Entſcheidungen der Geſchwornengerichte (ſ. d. Art.) auf ſich hat und auch über beſondere Fälle Recht ſprechen kann. Sein Amt dauert nur ein Jahr, iſt aber ohne Beſoldung und dabei mit vielem Aufwande verbunden; doch gibt es ſeinem Inhaber einen ſehr hohen Rang und großes Anſehn. 30.

Shetlandsinſeln (Shetland), eine zu Schottland gehörige Inſelgruppe im Nordmeere, liegen unter dem 60° 54′ N. Br. und bilden ſonach die nördlichſte Beſitzung der Engländer in Europa. Man zählt im Ganzen 86 Inſeln mit 46 □M., doch ſind nur 30 derſelben von etwa 25000 Menſchen bewohnt. Der Sommer iſt auf dieſen Eiländern angenehm, doch nur von kurzer Dauer, der Herbſt nebelig und der Winter vergeht unter beſtändigem Regen und Stürme ſind ſo heftig, daß oft aller Verkehr unterbrochen wird. Der kürzeſte Tag währet gegen 5 Stunden, der längſte über 19. Der Boden iſt gebirgig, bisweilen ſumpfig und faſt durchgängig unfruchtbar; nur an den Küſten baut man Gerſte, Hafer und Kartoffeln. Statt des Holzes brennt man beſonders Torfmoor. Das Thierreich liefert die gewöhnlichen Hausthiere, Kaninchen, Seehunde, Fiſchottern, Seevögel ꝛc. Sehr einträglich iſt die Schaf- und Pferdezucht (eine ganz kleine Race); außerdem ſind Fiſcherei, namentlich Heringsfang, Kelpbereitung und Strumpfſtrickerei die Hauptbeſchäftigungen der Einwohner. Dieſe ſind insgeſammt Proteſtanten und ſtammen von den Normännern ab, deren Königen ſie bis 1474 unterwürfig waren. Ihre Sprache iſt die ſchottiſch-engliſche mit vielen Wörtern aus der alten norwegiſchen vermiſcht; jedoch wird auch holländiſch geſprochen. — Die größte von den Inſeln iſt Mainland (13 Meilen lang) mit 14500 Einw. und dem Hauptorte Lerwick (1000 Einw.), am Braſſaſund. Hier iſt der Sammelplatz für alle Heringsfiſcher. Die Inſel Yell hat auf 7 □M. 15000 Einw. Die nördlichſte heißt Unſt, mit einem vortrefflichen Hafen und erwähnungswürdigen Felſenhöhlen. Mit den Orkneyinſeln bilden die S. zuſammen die 33. Grafſchaft (Shire) Schottlands. S. Hibbert, „A description of the Shetland" (Edinb. 1821. 4. mit Kpfrn.). 35.

Shire (ſpr. Schihr), gewöhnlich Grafſchaft überſetzt, iſt der Name der einzelnen Provinzen Großbritanniens, in welche daſſelbe in adminiſtrativer Hinſicht eingetheilt iſt und deren einzelnen ein Sheriff vorſteht. 30.

Shrapnell-shells oder Granatkartätſchen iſt ein Geſchoß, welches von dem engliſchen Oberſten Shrapnell erfunden worden und iſt aus Kanonen und Hau-

bitzen fortgetrieben wird. Im Allgemeinen weiß man, daß dasselbe den Granaten am nächsten verwandt ist, allein es streut nach dem Zerspringen eine Menge von Flintenkugeln mit großer Gewalt umher, wodurch es besonders wirksam wird. Man erwies diesen Geschossen die Ehre, den Gewinn der Schlacht von Talavera ihrer Wirkung, der die Franzosen nicht zu widerstehen vermochten, zuzuschreiben. Ihre Einrichtung ist selbst den englischen Artilleristen ein Geheimniß; denn da ihr Gebrauch keinen Eigenthümlichkeiten unterworfen ist, so hat man für nöthig gefunden, ihre innere Construction nicht bekannt werden zu lassen. 61.

Siam, bei den Eingebornen Meuang-Tnay, d. i. Land der freien Leute, Königreich in Hinterindien, liegt 10 — 15° N. Br., grenzt in Norden an China und Birma, im Osten an Anam (Laos und Kambodscha), im Süden an den Meerbusen von Siam und die Halbinsel Malacca, im Westen an Birma und hat 12000 □Meil. mit 2800000 Einwohnern. Zwei große, mit dichten Wäldern besetzte Gebirge trennen es von Birma. Es besteht aus dem eigentlichen S., einem Theile von Laos und Kambodscha bis 11° N. B. und einigen malaischen Vasallenstaaten auf Malacca bis 5° N. Br. Die Hauptströme des Landes sind der Menam, Sulnán und Mekhong. Ersterer durchströmt das Land, tritt wie die übrigen im Sommer aus seinen Ufern und hat an der östlichen Mündung eine Breite von ½ Stunde; mit ihm vereinigen sich von Westen her der Taschin und Meklong. Der zweite trennt S. vom englischen Gebiete im Westen. Nur längs dem großen Flusse Menam und seinen Canälen ist das Land sehr angebaut und bevölkert; jenseits dieses Striches ist es trotz der herrlichsten Natur nur eine weite, gefürchtete Wildniß. Das Klima ist heiß; man kennt nur zwei Jahreszeiten, die nasse und trockene. Ungeachtet der Feuchtigkeit und Wärme in den Niederungen kann man das Klima doch gesund nennen. Die Jahreszeiten werden durch Feste von den Siamern bezeichnet. Das Land liefert a) aus dem Thierreiche: eine eigene Bärenart (helarctus bei Horsefield, sonst ursus malay), eine Otter (lentra leptonix), wilde und zahme Hunde, Zibethkatzen, wilde und zahme Hauskatzen, Königstiger, Leoparden, Panther, Stachelschweine, eigene Arten von Ratten, Eichhörnchen, den Pengolin, Elephanten, einhörnige Rhinocerosse, Schweine, kleine Pferde, mancherlei Hirsche, Rehe, Antilopen, Büffel, Ochsen, weiße Adler, Geier, Krähen, Habichte, Sperlinge, Schwalben, Pfauen, Fasanen, Hähne, Wachteln, Argus, Rebhühner, Seeschwalben, Kormorane, Gänse, Enten, Seestörche, Schildkröten, Eidechsen (den Geko), Schlangen, worunter die boa constrictor. Fische in Menge, aber nicht eben von vorzüglichsten Arten. An Insecten fehlt es gleichfalls nicht, Krebse, Seidenwürmer, Schmetterlinge gibt es viele. Moskitos quälen die Einwohner. b) Aus dem Pflanzenreiche: Hirse, Reis, Südfrüchte in bester Art, Palmen, Durio, Ananas, Hülsenfrüchte, Kürbisse, Wassermelonen, Obst, Zucker, (dessen Ernte jährlich auf 36000 Centner geschätzt wird), Baumwolle, Zimmt, Bambus, Adlerbaum, Sandelbäume, Eisen- und Firnißholz, Thee, Maulbeerbäume, Kaffee, Indigo, Trakholz, Tunkinholz (woraus Papier gemacht wird), Farbehölzer, Betel. c) Aus dem Mineralreiche: Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Diamanten, Magnete, Salpeter und Schwefel. Das Reich ist außer den Siamesen bewohnt von den Laos, den durch birmanischen Druck aus Martaban entflohenen Peguern, den Kambodschern, den Malayen, theils auf ihrer Halbinsel, theils in S., von den Nomadenstämmen Kariang, Lawa, Ka, Chong und den Samang. Chinesen haben sich, besonders aus Kuanglung und Fukian, aus Hainan, Tschekiang, Kiangnan nach dem Reiche übergesiedelt und machen eine Anzahl von ½ Million aus. Hindus und indische Moslems findet man einige Tausende, Portugiesen etwa 2000. Die Siamesen sind klein von Gestalt, das Gesicht fast viereckig, die Stirn flach, die Augen klein und schief, der Mund groß mit dicken Lip-

pen, die Ohren lang, die Haare dicht und ſchwarz, der nur dünne Bart wird meiſtens noch ausgerupft; die Hautfarbe iſt dunkel ins Röthliche ſpielend, die Zähne vom Betelkauen ſchwarz. Die Nägel laſſen ſie lang wachſen, ſind ſehr reinlich und tattowiren ſich nicht. Beide Geſchlechter kleiden ſich einfach und gleich; nur tragen die Weiber den Umwurf wie einen Unterrock, die Männer ſchlagen ihn zwiſchen den Schenkeln herauf. Bei den Vornehmeren wallt das umgeſchlagene Tuch über das Knie hinab und die Weiber tragen noch ein leichtes Oberkleid. Die Farbe der Kleidung iſt meiſt dunkel, dagegen bei Trauer hell und der Stoff meiſt von Seide. Sie tragen keine Kopfbedeckung, außer einer Kegelmütze bei Hofceremonien. Auf Putz hält der Siameſe nicht, doch findet man auch Armbänder, Ohr- und Fingerringe von Gold, beſonders aber ſind die Kinder oft mit Edelſteinen faſt bedeckt und tragen kleine Krönchen auf dem Scheitel. Die Hauptnahrung beſteht in Reis, Fiſchen, Geflügel, Schwein- und Rindfleiſch und Wildpret. Sie kauen oder rauchen Tabak, trinken Palmenwein, Arak und andere geiſtige Getränke. Ihre Wohnungen ſind 12 Fuß hoch, meiſt aus Bambus, bei Vornehmen aus Backſteinen und einſtockig mit mehreren Zimmern gebauet; dabei ruhen die Häuſer der Überſchwemmung wegen auf Pfählen. Reiche, beſonders Prinzen, behängen ihre Zimmer mit buntem Schmuck, Tapeten, Laternen ꝛc. und des Königs Säle ſind mit bemalten Wänden, hölzernen Pfeilern, Spiegeln, Kronleuchtern, prächtigen Fußteppichen und Vorhängen geziert. Aber auch im höchſten Schmucke bietet der Hof wenig koſtbare Kleider und Zierathen. Der Hauptluxus der Siamer beſteht in ſchwimmenden Häuſern, den Balonen (Gondeln), welche mit Schnitzwerk verziert und ſchön vergoldet und lackirt ſind. Der reiche Siameſe reiſet zu Land in Palankinen (Hängenetzen), zu Waſſer in Balonen. Eine Menge von Booten durchſtreifen beſtändig die Flüſſe und Seen und faſt jedes Haus muß ſich ſolcher Boote bedienen. Das Geſetz erlaubt nur dem Könige zwei Frauen, jeder andere darf nur eine haben, aber Concubinen ſind erlaubt; bei der Trägheit der Männer ruht alle Arbeit auf den Frauen. Ihre Sprache, Siuanla, zerfällt auch hier in eine heilige (Bali), in welchen Schriften religiöſen und gelehrten Inhalts geſchrieben ſind, und eine gemeine; beide werden mit Buchſtabenſchrift von der Linken zur Rechten geſchrieben. Die Religion iſt der Buddhaismus; der Hauptgegenſtand der Anbetung heißt hier Sommono Kodom; außer ihm verehren die Siameſen mehrere höhere Weſen. Die Prieſter (Talapoinen oder Schao-ku) bilden keine eigene Claſſe; zu Lehrern (darunter die Sanskrats die vorzüglichſten) ſind die Äbte der Klöſter (Vats) beſtimmt. Die Siamer ſind ſanft, höflich und ſorglos, aber auch feig, geizig, lügneriſch, prahleriſch, argliſtig und unbeſtändig, im Handel jedoch ehrlich und gewiſſenhaft. Ihre Vergnügungen beſtehen in Hahnenkämpfen, Gefechten von wilden Thieren, Marionettenſpielen und den Künſten der Gaukler und Taſchenſpieler, deren unglaubliche Fertigkeit ſehr gerühmt wird, Wettrennen zu Waſſer mit Balonen, Muſik und Tanz. Induſtrie und Wiſſenſchaft ſcheinen noch gering zu ſein; letztere erſtreckt ſich auf Medicin, Arithmetik und Geographie, in welchen Kenntniſſen ein kleiner Theil des Volkes unterrichtet iſt; doch können die Meiſten kaum leſen und ſchreiben. Der Handel hebt ſich in neuerer Zeit, doch iſt der Handelsverkehr mit den Engländern noch nicht bedeutend, wichtiger mit den Chineſen zu Waſſer und zu Lande, ſowie mit Malakka und mit den öſtlichen Ländern. Das Geld beſteht aus Münzen von Silber, Bat = 1 Rthlr. reiniſch. Von dieſen ſind 80 = 1 Kattin, 100 Kattins = 1 Picul. Der Bat theilt ſich in 4 Salung, der Salung in Fuang, der Fuang in Songphais, der Songphais in 2 Phainung, welcher aus 200 Bia oder oder Kauris (Muſcheln) beſteht. Gold und Kupfer werden nicht gebraucht. Große Summen wiegt man. Das Gewicht iſt dem Gelde gleich, nur wird hier der Phainung in 32 Saga (Bohnen) getheilt. Der Bat wiegt 236

Psalm 1 Blessed is the man that walketh not in the counsel of the ungodly, nor standeth in the way of sinners, nor sitteth in the seat of the scornful.
2 But his delight is in the law of the LORD; and in his law doth he meditate day and night.
3 And he shall be like a tree planted by the rivers of water, that bringeth forth his fruit in his season; his leaf also shall not wither; and whatsoever he doeth shall prosper.
4 The ungodly are not so: but are like the chaff which the wind driveth away.
5 Therefore the ungodly shall not stand in the judgment, nor sinners in the congregation of the righteous.
6 For the LORD knoweth the way of the righteous: but the way of the ungodly shall perish.

Psalm 2 Why do the heathen rage, and the people imagine a vain thing?
2 The kings of the earth set themselves, and the rulers take counsel together, against the LORD, and against his anointed, saying,
3 Let us break their bands asunder, and cast away their cords from us.
4 He that sitteth in the heavens shall laugh: the Lord shall have them in derision.
5 Then shall he speak unto them in his wrath, and vex them in his sore displeasure.
6 Yet have I set my king upon my holy hill of Zion.
7 I will declare the decree: the LORD hath said unto me, Thou art my Son; this day have I begotten thee.
8 Ask of me, and I shall give thee the heathen for thine inheritance, and the uttermost parts of the earth for thy possession.
9 Thou shalt break them with a rod of iron; thou shalt dash them in pieces like a potter's vessel.
10 Be wise now therefore, O ye kings: be instructed, ye judges of the earth.
11 Serve the LORD with fear, and rejoice with trembling.
12 Kiss the Son, lest he be angry, and ye perish from the way, when his wrath is kindled but a little. Blessed are all they that put their trust in him.

Psalm 3 LORD, how are they increased that trouble me! many are they that rise up against me.
2 Many there be which say of my soul, There is no help for him in God. Selah.
3 But thou, O LORD, art a shield for me; my glory, and the lifter up of mine head.
4 I cried unto the LORD with my voice, and he heard me out of his holy hill. Selah.
5 I laid me down and slept; I awaked; for the LORD sustained me.
6 I will not be afraid of ten thousands of people, that have set themselves against me round about.
7 Arise, O LORD; save me, O my God: for thou hast smitten all mine enemies upon the cheek bone; thou hast broken the teeth of the ungodly.
8 Salvation belongeth unto the LORD: thy blessing is upon thy people. Selah.

Psalm 4 Hear me when I call, O God of my righteousness: thou hast enlarged me when I was in distress; have mercy upon me, and hear my prayer.
2 O ye sons of men, how long will ye turn my glory into shame? how long will ye love vanity, and seek after leasing? Selah.
3 But know that the LORD hath set apart him that is godly for himself: the LORD will hear when I call unto him.
4 Stand in awe, and sin not: commune with your own heart upon your bed, and be still. Selah.
5 Offer the sacrifices of righteousness, and put your trust in the LORD.
6 There be many that say, Who will show us any good? LORD, lift thou up the light of thy countenance upon us.
7 Thou hast put gladness in my heart, more than in the time that their corn and their wine increased.
8 I will both lay me down in peace, and sleep: for thou, LORD, only makest me dwell in safety.

Psalm 5 Give ear to my words, O LORD, consider my meditation.
2 Hearken unto the voice of my cry, my King, and my God: for unto thee will I pray.
3 My voice shalt thou hear in the morning, O LORD; in the morning will I direct my prayer unto thee, and will look up.
4 For thou art not a God that hath pleasure in wickedness: neither shall evil dwell with thee.
5 The foolish shall not stand in thy sight: thou hatest all workers of iniquity.
6 Thou shalt destroy them that speak leasing: the LORD will abhor the bloody and deceitful man.
7 But as for me, I will come into thy house in the multitude of thy mercy: and in thy fear will I worship toward thy holy temple.
8 Lead me, O LORD, in thy righteousness because of mine enemies; make thy way straight before my face.
9 For there is no faithfulness in their mouth; their inward part is very wickedness; their throat is an open sepulchre; they flatter with their tongue.
10 Destroy thou them, O God; let them fall by their own counsels; cast them out in the multitude of their transgressions; for they have rebelled against thee.
11 But let all those that put their trust in thee rejoice: let them ever shout for joy, because thou defendest them: let them also that love thy name be joyful in thee.
12 For thou, LORD, wilt bless the righteous; with favour wilt thou compass him as with a shield.

Psalm 6 O LORD, rebuke me not in thine anger, neither chasten me in thy hot displeasure.
2 Have mercy upon me, O LORD; for I am weak: O LORD, heal me; for my bones are vexed.
3 My soul is also sore vexed: but thou, O LORD, how long?
4 Return, O LORD, deliver my soul: oh save me for thy mercies' sake.
5 For in death there is no remembrance of thee: in the grave who shall give thee thanks?
6 I am weary with my groaning; all the night make I my bed to swim; I water my couch with my tears.
7 Mine eye is consumed because of grief; it waxeth old because of all mine enemies.
8 Depart from me, all ye workers of iniquity; for the LORD hath heard the voice of my weeping.
9 The LORD hath heard my supplication; the LORD will receive my prayer.
10 Let all mine enemies be ashamed and sore vexed: let them return and be ashamed suddenly.

Psalm 7 O LORD my God, in thee do I put my trust: save me from all them that persecute me, and deliver me:
2 Lest he tear my soul like a lion, rending it in pieces, while there is none to deliver.
3 O LORD my God, if I have done this; if there be iniquity in my hands;
4 If I have rewarded evil unto him that was at peace with me; (yea, I have delivered him that without cause is mine enemy:)
5 Let the enemy persecute my soul, and take it; yea, let him tread down my life upon the earth, and lay mine honour in the dust. Selah.
6 Arise, O LORD, in thine anger, lift up thyself because of the rage of mine enemies: and awake for me to the judgment that thou hast commanded.
7 So shall the congregation of the people compass thee about: for their sakes therefore return thou on high.
8 The LORD shall judge the people: judge me, O LORD, according to my righteousness, and according to mine integrity that is in me.
9 Oh let the wickedness of the wicked come to an end; but establish the just: for the righteous God trieth the hearts and reins.
10 My defence is of God, which saveth the upright in heart.
11 God judgeth the righteous, and God is angry with the wicked every day.
12 If he turn not, he will whet his sword; he hath bent his bow, and made it ready.
13 He hath also prepared for him the instruments of death; he ordaineth his arrows against the persecutors.
14 Behold, he travaileth with iniquity, and hath conceived mischief, and brought forth falsehood.
15 He made a pit, and digged it, and is fallen into the ditch which he made.
16 His mischief shall return upon his own head, and his violent dealing shall come down upon his own pate.
17 I will praise the LORD according to his righteousness: and will sing praise to the name of the LORD most high.

Psalm 8 O LORD our Lord, how excellent is thy name in all the earth! who hast set thy glory above the heavens.
2 Out of the mouth of babes and sucklings hast thou ordained strength because of thine enemies, that thou mightest still the enemy and the avenger.
3 When I consider thy heavens, the work of thy fingers, the moon and the stars, which thou hast ordained;
4 What is man, that thou art mindful of him? and the son of man, that thou visitest him?
5 For thou hast made him a little lower than the angels, and hast crowned him with glory and honour.
6 Thou madest him to have dominion over the works of thy hands; thou hast put all things under his feet:
7 All sheep and oxen, yea, and the beasts of the field;
8 The fowl of the air, and the fish of the sea, and whatsoever passeth through the paths of the seas.
9 O LORD our Lord, how excellent is thy name in all the earth!

Psalm 9 I will praise thee, O LORD, with my whole heart; I will show forth all thy marvellous works.
2 I will be glad and rejoice in thee: I will sing praise to thy name, O thou most High.
3 When mine enemies are turned back, they shall fall and perish at thy presence.
4 For thou hast maintained my right and my cause; thou satest in the throne judging right.
5 Thou hast rebuked the heathen, thou hast destroyed the wicked, thou hast put out their name for ever and ever.
6 O thou enemy, destructions are come to a perpetual end: and thou hast destroyed cities; their memorial is perished with them.
7 But the LORD shall endure for ever: he hath prepared his throne for judgment.
8 And he shall judge the world in righteousness, he shall minister judgment to the people in uprightness.
9 The LORD also will be a refuge for the oppressed, a refuge in times of trouble.
10 And they that know thy name will put their trust in thee: for thou, LORD, hast not forsaken them that seek thee.
11 Sing praises to the LORD, which dwelleth in Zion: declare among the people his doings.
12 When he maketh inquisition for blood, he remembereth them: he forgetteth not the cry of the humble.
13 Have mercy upon me, O LORD; consider my trouble which I suffer of them that hate me, thou that liftest me up from the gates of death:
14 That I may show forth all thy praise in the gates of the daughter of Zion: I will rejoice in thy salvation.
15 The heathen are sunk down in the pit that they made: in the net which they hid is their own foot taken.
16 The LORD is known by the judgment which he executeth: the wicked is snared in the work of his own hands. Higgaion. Selah.
17 The wicked shall be turned into hell, and all the nations that forget God.
18 For the needy shall not always be forgotten: the expectation of the poor shall not perish for ever.
19 Arise, O LORD; let not man prevail: let the heathen be judged in thy sight.
20 Put them in fear, O LORD: that the nations may know themselves but men. Selah.

Psalm 10 Why standest thou afar off, O LORD? why hidest thou thyself in times of trouble?
2 The wicked in his pride doth persecute the poor: let them be taken in the devices that they have imagined.
3 For the wicked boasteth of his heart's desire, and blesseth the covetous, whom the LORD abhorreth.
4 The wicked, through the pride of his countenance, will not seek after God: God is not in all his thoughts.
5 His ways are always grievous; thy judgments are far above out of his sight: as for all his enemies, he puffeth at them.
6 He hath said in his heart, I shall not be moved: for I shall never be in adversity.
7 His mouth is full of cursing and deceit and fraud: under his tongue is mischief and vanity.
8 He sitteth in the lurking places of the villages: in the secret places doth he murder the innocent: his eyes are privily set against the poor.
9 He lieth in wait secretly as a lion in his den: he lieth in wait to catch the poor: he doth catch the poor, when he draweth him into his net.
10 He croucheth, and humbleth himself, that the poor may fall by his strong ones.
11 He hath said in his heart, God hath forgotten: he hideth his face; he will never see it.
12 Arise, O LORD God, lift up thine hand: forget not the humble.
13 Wherefore doth the wicked contemn God? he hath said in his heart, Thou wilt not require it.
14 Thou hast seen it; for thou beholdest mischief and spite, to requite it with thy hand: the poor committeth himself unto thee; thou art the helper of the fatherless.
15 Break thou the arm of the wicked and the evil man: seek out his wickedness till thou find none.
16 The LORD is King for ever and ever: the heathen are perished out of his land.
17 LORD, thou hast heard the desire of the humble: thou wilt prepare their heart, thou wilt cause thine ear to hear:
18 To judge the fatherless and the oppressed, that the man of the earth may no more oppress.

Psalm 11 In the LORD put I my trust: how say ye to my soul, Flee as a bird to your mountain?
2 For, lo, the wicked bend their bow, they make ready their arrow upon the string, that they may privily shoot at the upright in heart.
3 If the foundations be destroyed, what can the righteous do?
4 The LORD is in his holy temple, the LORD's throne is in heaven: his eyes behold, his eyelids try, the children of men.
5 The LORD trieth the righteous: but the wicked and him that loveth violence his soul hateth.
6 Upon the wicked he shall rain snares, fire and brimstone, and an horrible tempest: this shall be the portion of their cup.
7 For the righteous LORD loveth righteousness; his countenance doth behold the upright.

Psalm 12 Help, LORD; for the godly man ceaseth; for the faithful fail from among the children of men.
2 They speak vanity every one with his neighbour: with flattering lips and with a double heart do they speak.
3 The LORD shall cut off all flattering lips, and the tongue that speaketh proud things:
4 Who have said, With our tongue will we prevail; our lips are our own: who is lord over us?
5 For the oppression of the poor, for the sighing of the needy, now will I arise, saith the LORD; I will set him in safety from him that puffeth at him.
6 The words of the LORD are pure words: as silver tried in a furnace of earth, purified seven times.
7 Thou shalt keep them, O LORD, thou shalt preserve them from this generation for ever.
8 The wicked walk on every side, when the vilest men are exalted.

Psalm 13 How long wilt thou forget me, O LORD? for ever? how long wilt thou hide thy face from me?
2 How long shall I take counsel in my soul, having sorrow in my heart daily? how long shall mine enemy be exalted over me?
3 Consider and hear me, O LORD my God: lighten mine eyes, lest I sleep the sleep of death;
4 Lest mine enemy say, I have prevailed against him; and those that trouble me rejoice when I am moved.
5 But I have trusted in thy mercy; my heart shall rejoice in thy salvation.
6 I will sing unto the LORD, because he hath dealt bountifully with me.

Psalm 14 The fool hath said in his heart, There is no God. They are corrupt, they have done abominable works, there is none that doeth good.
2 The LORD looked down from heaven upon the children of men, to see if there were any that did understand, and seek God.
3 They are all gone aside, they are all together become filthy: there is none that doeth good, no, not one.
4 Have all the workers of iniquity no knowledge? who eat up my people as they eat bread, and call not upon the LORD.
5 There were they in great fear: for God is in the generation of the righteous.
6 Ye have shamed the counsel of the poor, because the LORD is his refuge.
7 Oh that the salvation of Israel were come out of Zion! when the LORD bringeth back the captivity of his people, Jacob shall rejoice, and Israel shall be glad.

Psalm 15 LORD, who shall abide in thy tabernacle? who shall dwell in thy holy hill?
2 He that walketh uprightly, and worketh righteousness, and speaketh the truth in his heart.
3 He that backbiteth not with his tongue, nor doeth evil to his neighbour, nor taketh up a reproach against his neighbour.
4 In whose eyes a vile person is contemned; but he honoureth them that fear the LORD. He that sweareth to his own hurt, and changeth not.
5 He that putteth not out his money to usury, nor taketh reward against the innocent. He that doeth these things shall never be moved.

Psalm 16 Preserve me, O God: for in thee do I put my trust.
2 O my soul, thou hast said unto the LORD, Thou art my Lord: my goodness extendeth not to thee;
3 But to the saints that are in the earth, and to the excellent, in whom is all my delight.
4 Their sorrows shall be multiplied that hasten after another god: their drink offerings of blood will I not offer, nor take up their names into my lips.
5 The LORD is the portion of mine inheritance and of my cup: thou maintainest my lot.
6 The lines are fallen unto me in pleasant places; yea, I have a goodly heritage.
7 I will bless the LORD, who hath given me counsel: my reins also instruct me in the night seasons.
8 I have set the LORD always before me: because he is at my right hand, I shall not be moved.
9 Therefore my heart is glad, and my glory rejoiceth: my flesh also shall rest in hope.
10 For thou wilt not leave my soul in hell; neither wilt thou suffer thine Holy One to see corruption.
11 Thou wilt show me the path of life: in thy presence is fulness of joy; at thy right hand there are pleasures for evermore.

Psalm 17 Hear the right, O LORD, attend unto my cry, give ear unto my prayer, that goeth not out of feigned lips.
2 Let my sentence come forth from thy presence; let thine eyes behold the things that are equal.
3 Thou hast proved mine heart; thou hast visited me in the night; thou hast tried me, and shalt find nothing; I am purposed that my mouth shall not transgress.
4 Concerning the works of men, by the word of thy lips I have kept me from the paths of the destroyer.
5 Hold up my goings in thy paths, that my footsteps slip not.
6 I have called upon thee, for thou wilt hear me, O God: incline thine ear unto me, and hear my speech.
7 Show thy marvellous lovingkindness, O thou that savest by thy right hand them which put their trust in thee from those that rise up against them.
8 Keep me as the apple of the eye, hide me under the shadow of thy wings,
9 From the wicked that oppress me, from my deadly enemies, who compass me about.
10 They are inclosed in their own fat: with their mouth they speak proudly.
11 They have now compassed us in our steps: they have set their eyes bowing down to the earth;
12 Like as a lion that is greedy of his prey, and as it were a young lion lurking in secret places.
13 Arise, O LORD, disappoint him, cast him down: deliver my soul from the wicked, which is thy sword:
14 From men which are thy hand, O LORD, from men of the world, which have their portion in this life, and whose belly thou fillest with thy hid treasure: they are full of children, and leave the rest of their substance to their babes.
15 As for me, I will behold thy face in righteousness: I shall be satisfied, when I awake, with thy likeness.

Psalm 18 I will love thee, O LORD, my strength.
2 The LORD is my rock, and my fortress, and my deliverer; my God, my strength, in whom I will trust; my buckler, and the horn of my salvation, and my high tower.
3 I will call upon the LORD, who is worthy to be praised: so shall I be saved from mine enemies.
4 The sorrows of death compassed me, and the floods of ungodly men made me afraid.
5 The sorrows of hell compassed me about: the snares of death prevented me.
6 In my distress I called upon the LORD, and cried unto my God: he heard my voice out of his temple, and my cry came before him, even into his ears.
7 Then the earth shook and trembled; the foundations also of the hills moved and were shaken, because he was wroth.
8 There went up a smoke out of his nostrils, and fire out of his mouth devoured: coals were kindled by it.
9 He bowed the heavens also, and came down: and darkness was under his feet.
10 And he rode upon a cherub, and did fly: yea, he did fly upon the wings of the wind.
11 He made darkness his secret place; his pavilion round about him were dark waters and thick clouds of the skies.
12 At the brightness that was before him his thick clouds passed, hailstones and coals of fire.
13 The LORD also thundered in the heavens, and the Highest gave his voice; hailstones and coals of fire.
14 Yea, he sent out his arrows, and scattered them; and he shot out lightnings, and discomfited them.
15 Then the channels of waters were seen, and the foundations of the world were discovered at thy rebuke, O LORD, at the blast of the breath of thy nostrils.
16 He sent from above, he took me, he drew me out of many waters;
17 He delivered me from my strong enemy, and from them which hated me: for they were too strong for me.
18 They prevented me in the day of my calamity: but the LORD was my stay.
19 He brought me forth also into a large place; he delivered me, because he delighted in me.
20 The LORD rewarded me according to my righteousness: according to the cleanness of my hands hath he recompensed me.
21 For I have kept the ways of the LORD, and have not wickedly departed from my God.
22 For all his judgments were before me, and I did not put away his statutes from me.
23 I was also upright before him, and I kept myself from mine iniquity.
24 Therefore the LORD hath recompensed me according to my righteousness, according to the cleanness of my hands in his eyesight.
25 With the merciful thou wilt show thyself merciful, with an upright man thou wilt show thyself upright;
26 With the pure thou wilt show thyself pure; and with the froward thou wilt show thyself unsavoury.
27 For thou wilt save the afflicted people; but wilt bring down high looks.
28 For thou wilt light my candle: the LORD my God will enlighten my darkness.
29 For by thee I have run through a troop; and by my God have I leaped over a wall.
30 As for God, his way is perfect: the word of the LORD is tried: he is a buckler to all those that trust in him.
31 For who is God save the LORD? or who is a rock save our God?
32 It is God that girdeth me with strength, and maketh my way perfect.
33 He maketh my feet like hinds' feet, and setteth me upon my high places.
34 He teacheth my hands to war, so that a bow of steel is broken by mine arms.
35 Thou hast also given me the shield of thy salvation: and thy right hand hath holden me up, and thy gentleness hath made me great.
36 Thou hast enlarged my steps under me, that my feet did not slip.
37 I have pursued mine enemies, and overtaken them: neither did I turn again till they were consumed.
38 I have wounded them that they were not able to rise: they are fallen under my feet.
39 For thou hast girded me with strength unto the battle: thou hast subdued under me those that rose up against me.
40 Thou hast also given me the necks of mine enemies, that I might destroy them that hate me.
41 They cried, but there was none to save them: even unto the LORD, but he answered them not.
42 Then did I beat them small as the dust before the wind: I did cast them out as the mire of the street.
43 Thou hast delivered me from the strivings of the people, and thou hast made me the head of the heathen: a people whom I have not known shall serve me.
44 As soon as they hear of me, they shall obey me: the strangers shall submit themselves unto me.
45 The strangers shall fade away, and be afraid out of their close places.
46 The LORD liveth; and blessed be my rock; and let the God of my salvation be exalted.
47 It is God that avengeth me, and subdueth the people under me.
48 He delivereth me from mine enemies: yea, thou liftest me up above those that rise up against me: thou hast delivered me from the violent man.
49 Therefore will I give thanks unto thee, O LORD, among the heathen, and sing praises unto thy name.
50 Great deliverance giveth he to his king; and showeth mercy to his anointed, unto David, and to his seed for evermore.

Psalm 19 The heavens declare the glory of God; and the firmament showeth his handywork.
2 Day unto day uttereth speech, and night unto night showeth knowledge.
3 There is no speech nor language, where their voice is not heard.
4 Their line is gone out through all the earth, and their words to the end of the world. In them hath he set a tabernacle for the sun,
5 Which is as a bridegroom coming out of his chamber, and rejoiceth as a strong man to run a race.
6 His going forth is from the end of the heaven, and his circuit unto the ends of it: and there is nothing hid from the heat thereof.
7 The law of the LORD is perfect, converting the soul: the testimony of the LORD is sure, making wise the simple.
8 The statutes of the LORD are right, rejoicing the heart: the commandment of the LORD is pure, enlightening the eyes.
9 The fear of the LORD is clean, enduring for ever: the judgments of the LORD are true and righteous altogether.
10 More to be desired are they than gold, yea, than much fine gold: sweeter also than honey and the honeycomb.
11 Moreover by them is thy servant warned: and in keeping of them there is great reward.
12 Who can understand his errors? cleanse thou me from secret faults.
13 Keep back thy servant also from presumptuous sins; let them not have dominion over me: then shall I be upright, and I shall be innocent from the great transgression.
14 Let the words of my mouth, and the meditation of my heart, be acceptable in thy sight, O LORD, my strength, and my redeemer.

Psalm 20 The LORD hear thee in the day of trouble; the name of the God of Jacob defend thee;
2 Send thee help from the sanctuary, and strengthen thee out of Zion;
3 Remember all thy offerings, and accept thy burnt sacrifice; Selah.
4 Grant thee according to thine own heart, and fulfil all thy counsel.
5 We will rejoice in thy salvation, and in the name of our God we will set up our banners: the LORD fulfil all thy petitions.
6 Now know I that the LORD saveth his anointed; he will hear him from his holy heaven with the saving strength of his right hand.
7 Some trust in chariots, and some in horses: but we will remember the name of the LORD our God.
8 They are brought down and fallen: but we are risen, and stand upright.
9 Save, LORD: let the king hear us when we call.

Psalm 21 The king shall joy in thy strength, O LORD; and in thy salvation how greatly shall he rejoice!
2 Thou hast given him his heart's desire, and hast not withholden the request of his lips. Selah.
3 For thou preventest him with the blessings of goodness: thou settest a crown of pure gold on his head.
4 He asked life of thee, and thou gavest it him, even length of days for ever and ever.
5 His glory is great in thy salvation: honour and majesty hast thou laid upon him.
6 For thou hast made him most blessed for ever: thou hast made him exceeding glad with thy countenance.
7 For the king trusteth in the LORD, and through the mercy of the most High he shall not be moved.
8 Thine hand shall find out all thine enemies: thy right hand shall find out those that hate thee.
9 Thou shalt make them as a fiery oven in the time of thine anger: the LORD shall swallow them up in his wrath, and the fire shall devour them.
10 Their fruit shalt thou destroy from the earth, and their seed from among the children of men.
11 For they intended evil against thee: they imagined a mischievous device, which they are not able to perform.
12 Therefore shalt thou make them turn their back, when thou shalt make ready thine arrows upon thy strings against the face of them.
13 Be thou exalted, LORD, in thine own strength: so will we sing and praise thy power.

Psalm 22 My God, my God, why hast thou forsaken me? why art thou so far from helping me, and from the words of my roaring?
2 O my God, I cry in the daytime, but thou hearest not; and in the night season, and am not silent.
3 But thou art holy, O thou that inhabitest the praises of Israel.
4 Our fathers trusted in thee: they trusted, and thou didst deliver them.
5 They cried unto thee, and were delivered: they trusted in thee, and were not confounded.
6 But I am a worm, and no man; a reproach of men, and despised of the people.
7 All they that see me laugh me to scorn: they shoot out the lip, they shake the head, saying,
8 He trusted on the LORD that he would deliver him: let him deliver him, seeing he delighted in him.
9 But thou art he that took me out of the womb: thou didst make me hope when I was upon my mother's breasts.
10 I was cast upon thee from the womb: thou art my God from my mother's belly.
11 Be not far from me; for trouble is near; for there is none to help.
12 Many bulls have compassed me: strong bulls of Bashan have beset me round.
13 They gaped upon me with their mouths, as a ravening and a roaring lion.
14 I am poured out like water, and all my bones are out of joint: my heart is like wax; it is melted in the midst of my bowels.
15 My strength is dried up like a potsherd; and my tongue cleaveth to my jaws; and thou hast brought me into the dust of death.
16 For dogs have compassed me: the assembly of the wicked have inclosed me: they pierced my hands and my feet.
17 I may tell all my bones: they look and stare upon me.
18 They part my garments among them, and cast lots upon my vesture.
19 But be not thou far from me, O LORD: O my strength, haste thee to help me.
20 Deliver my soul from the sword; my darling from the power of the dog.
21 Save me from the lion's mouth: for thou hast heard me from the horns of the unicorns.
22 I will declare thy name unto my brethren: in the midst of the congregation will I praise thee.
23 Ye that fear the LORD, praise him; all ye the seed of Jacob, glorify him; and fear him, all ye the seed of Israel.
24 For he hath not despised nor abhorred the affliction of the afflicted; neither hath he hid his face from him; but when he cried unto him, he heard.
25 My praise shall be of thee in the great congregation: I will pay my vows before them that fear him.
26 The meek shall eat and be satisfied: they shall praise the LORD that seek him: your heart shall live for ever.
27 All the ends of the world shall remember and turn unto the LORD: and all the kindreds of the nations shall worship before thee.
28 For the kingdom is the LORD's: and he is the governor among the nations.
29 All they that be fat upon earth shall eat and worship: all they that go down to the dust shall bow before him: and none can keep alive his own soul.
30 A seed shall serve him; it shall be accounted to the Lord for a generation.
31 They shall come, and shall declare his righteousness unto a people that shall be born, that he hath done this.

Psalm 23 The LORD is my shepherd; I shall not want.
2 He maketh me to lie down in green pastures: he leadeth me beside the still waters.
3 He restoreth my soul: he leadeth me in the paths of righteousness for his name's sake.
4 Yea, though I walk through the valley of the shadow of death, I will fear no evil: for thou art with me; thy rod and thy staff they comfort me.
5 Thou preparest a table before me in the presence of mine enemies: thou anointest my head with oil; my cup runneth over.
6 Surely goodness and mercy shall follow me all the days of my life: and I will dwell in the house of the LORD for ever.

Psalm 24 The earth is the LORD's, and the fulness thereof; the world, and they that dwell therein.
2 For he hath founded it upon the seas, and established it upon the floods.
3 Who shall ascend into the hill of the LORD? or who shall stand in his holy place?
4 He that hath clean hands, and a pure heart; who hath not lifted up his soul unto vanity, nor sworn deceitfully.
5 He shall receive the blessing from the LORD, and righteousness from the God of his salvation.
6 This is the generation of them that seek him, that seek thy face, O Jacob. Selah.
7 Lift up your heads, O ye gates; and be ye lift up, ye everlasting doors; and the King of glory shall come in.
8 Who is this King of glory? The LORD strong and mighty, the LORD mighty in battle.
9 Lift up your heads, O ye gates; even lift them up, ye everlasting doors; and the King of glory shall come in.
10 Who is this King of glory? The LORD of hosts, he is the King of glory. Selah.

Psalm 25 Unto thee, O LORD, do I lift up my soul.
2 O my God, I trust in thee: let me not be ashamed, let not mine enemies triumph over me.
3 Yea, let none that wait on thee be ashamed: let them be ashamed which transgress without cause.
4 Show me thy ways, O LORD; teach me thy paths.
5 Lead me in thy truth, and teach me: for thou art the God of my salvation; on thee do I wait all the day.
6 Remember, O LORD, thy tender mercies and thy lovingkindnesses; for they have been ever of old.
7 Remember not the sins of my youth, nor my transgressions: according to thy mercy remember thou me for thy goodness' sake, O LORD.
8 Good and upright is the LORD: therefore will he teach sinners in the way.
9 The meek will he guide in judgment: and the meek will he teach his way.
10 All the paths of the LORD are mercy and truth unto such as keep his covenant and his testimonies.
11 For thy name's sake, O LORD, pardon mine iniquity; for it is great.
12 What man is he that feareth the LORD? him shall he teach in the way that he shall choose.
13 His soul shall dwell at ease; and his seed shall inherit the earth.
14 The secret of the LORD is with them that fear him; and he will show them his covenant.
15 Mine eyes are ever toward the LORD; for he shall pluck my feet out of the net.
16 Turn thee unto me, and have mercy upon me; for I am desolate and afflicted.
17 The troubles of my heart are enlarged: O bring thou me out of my distresses.
18 Look upon mine affliction and my pain; and forgive all my sins.
19 Consider mine enemies; for they are many; and they hate me with cruel hatred.
20 O keep my soul, and deliver me: let me not be ashamed; for I put my trust in thee.
21 Let integrity and uprightness preserve me; for I wait on thee.
22 Redeem Israel, O God, out of all his troubles.

Psalm 26 Judge me, O LORD; for I have walked in mine integrity: I have trusted also in the LORD; therefore I shall not slide.
2 Examine me, O LORD, and prove me; try my reins and my heart.
3 For thy lovingkindness is before mine eyes: and I have walked in thy truth.
4 I have not sat with vain persons, neither will I go in with dissemblers.
5 I have hated the congregation of evil doers; and will not sit with the wicked.
6 I will wash mine hands in innocency: so will I compass thine altar, O LORD:
7 That I may publish with the voice of thanksgiving, and tell of all thy wondrous works.
8 LORD, I have loved the habitation of thy house, and the place where thine honour dwelleth.
9 Gather not my soul with sinners, nor my life with bloody men:
10 In whose hands is mischief, and their right hand is full of bribes.
11 But as for me, I will walk in mine integrity: redeem me, and be merciful unto me.
12 My foot standeth in an even place: in the congregations will I bless the LORD.

Psalm 27 The LORD is my light and my salvation; whom shall I fear? the LORD is the strength of my life; of whom shall I be afraid?
2 When the wicked, even mine enemies and my foes, came upon me to eat up my flesh, they stumbled and fell.
3 Though an host should encamp against me, my heart shall not fear: though war should rise against me, in this will I be confident.
4 One thing have I desired of the LORD, that will I seek after; that I may dwell in the house of the LORD all the days of my life, to behold the beauty of the LORD, and to inquire in his temple.
5 For in the time of trouble he shall hide me in his pavilion: in the secret of his tabernacle shall he hide me; he shall set me up upon a rock.
6 And now shall mine head be lifted up above mine enemies round about me: therefore will I offer in his tabernacle sacrifices of joy; I will sing, yea, I will sing praises unto the LORD.
7 Hear, O LORD, when I cry with my voice: have mercy also upon me, and answer me.
8 When thou saidst, Seek ye my face; my heart said unto thee, Thy face, LORD, will I seek.
9 Hide not thy face far from me; put not thy servant away in anger: thou hast been my help; leave me not, neither forsake me, O God of my salvation.
10 When my father and my mother forsake me, then the LORD will take me up.
11 Teach me thy way, O LORD, and lead me in a plain path, because of mine enemies.
12 Deliver me not over unto the will of mine enemies: for false witnesses are risen up against me, and such as breathe out cruelty.
13 I had fainted, unless I had believed to see the goodness of the LORD in the land of the living.
14 Wait on the LORD: be of good courage, and he shall strengthen thine heart: wait, I say, on the LORD.

Psalm 28 Unto thee will I cry, O LORD my rock; be not silent to me: lest, if thou be silent to me, I become like them that go down into the pit.
2 Hear the voice of my supplications, when I cry unto thee, when I lift up my hands toward thy holy oracle.
3 Draw me not away with the wicked, and with the workers of iniquity, which speak peace to their neighbours, but mischief is in their hearts.
4 Give them according to their deeds, and according to the wickedness of their endeavours: give them after the work of their hands; render to them their desert.
5 Because they regard not the works of the LORD, nor the operation of his hands, he shall destroy them, and not build them up.
6 Blessed be the LORD, because he hath heard the voice of my supplications.
7 The LORD is my strength and my shield; my heart trusted in him, and I am helped: therefore my heart greatly rejoiceth; and with my song will I praise him.
8 The LORD is their strength, and he is the saving strength of his anointed.
9 Save thy people, and bless thine inheritance: feed them also, and lift them up for ever.

Psalm 29 Give unto the LORD, O ye mighty, give unto the LORD glory and strength.
2 Give unto the LORD the glory due unto his name; worship the LORD in the beauty of holiness.
3 The voice of the LORD is upon the waters: the God of glory thundereth: the LORD is upon many waters.
4 The voice of the LORD is powerful; the voice of the LORD is full of majesty.
5 The voice of the LORD breaketh the cedars; yea, the LORD breaketh the cedars of Lebanon.
6 He maketh them also to skip like a calf; Lebanon and Sirion like a young unicorn.
7 The voice of the LORD divideth the flames of fire.
8 The voice of the LORD shaketh the wilderness; the LORD shaketh the wilderness of Kadesh.
9 The voice of the LORD maketh the hinds to calve, and discovereth the forests: and in his temple doth every one speak of his glory.
10 The LORD sitteth upon the flood; yea, the LORD sitteth King for ever.
11 The LORD will give strength unto his people; the LORD will bless his people with peace.

Psalm 30 I will extol thee, O LORD; for thou hast lifted me up, and hast not made my foes to rejoice over me.
2 O LORD my God, I cried unto thee, and thou hast healed me.
3 O LORD, thou hast brought up my soul from the grave: thou hast kept me alive, that I should not go down to the pit.
4 Sing unto the LORD, O ye saints of his, and give thanks at the remembrance of his holiness.
5 For his anger endureth but a moment; in his favour is life: weeping may endure for a night, but joy cometh in the morning.
6 And in my prosperity I said, I shall never be moved.
7 LORD, by thy favour thou hast made my mountain to stand strong: thou didst hide thy face, and I was troubled.
8 I cried to thee, O LORD; and unto the LORD I made supplication.
9 What profit is there in my blood, when I go down to the pit? Shall the dust praise thee? shall it declare thy truth?
10 Hear, O LORD, and have mercy upon me: LORD, be thou my helper.
11 Thou hast turned for me my mourning into dancing: thou hast put off my sackcloth, and girded me with gladness;
12 To the end that my glory may sing praise to thee, and not be silent. O LORD my God, I will give thanks unto thee for ever.

Psalm 31 In thee, O LORD, do I put my trust; let me never be ashamed: deliver me in thy righteousness.
2 Bow down thine ear to me; deliver me speedily: be thou my strong rock, for a house of defence to save me.
3 For thou art my rock and my fortress; therefore for thy name's sake lead me, and guide me.
4 Pull me out of the net that they have laid privily for me: for thou art my strength.
5 Into thine hand I commit my spirit: thou hast redeemed me, O LORD God of truth.
6 I have hated them that regard lying vanities: but I trust in the LORD.
7 I will be glad and rejoice in thy mercy: for thou hast considered my trouble; thou hast known my soul in adversities;
8 And hast not shut me up into the hand of the enemy: thou hast set my feet in a large room.
9 Have mercy upon me, O LORD, for I am in trouble: mine eye is consumed with grief, yea, my soul and my belly.
10 For my life is spent with grief, and my years with sighing: my strength faileth because of mine iniquity, and my bones are consumed.
11 I was a reproach among all mine enemies, but especially among my neighbours, and a fear to mine acquaintance: they that did see me without fled from me.
12 I am forgotten as a dead man out of mind: I am like a broken vessel.
13 For I have heard the slander of many: fear was on every side: while they took counsel together against me, they devised to take away my life.
14 But I trusted in thee, O LORD: I said, Thou art my God.
15 My times are in thy hand: deliver me from the hand of mine enemies, and from them that persecute me.
16 Make thy face to shine upon thy servant: save me for thy mercies' sake.
17 Let me not be ashamed, O LORD; for I have called upon thee: let the wicked be ashamed, and let them be silent in the grave.
18 Let the lying lips be put to silence; which speak grievous things proudly and contemptuously against the righteous.
19 Oh how great is thy goodness, which thou hast laid up for them that fear thee; which thou hast wrought for them that trust in thee before the sons of men!
20 Thou shalt hide them in the secret of thy presence from the pride of man: thou shalt keep them secretly in a pavilion from the strife of tongues.
21 Blessed be the LORD: for he hath showed me his marvellous kindness in a strong city.
22 For I said in my haste, I am cut off from before thine eyes: nevertheless thou heardest the voice of my supplications when I cried unto thee.
23 O love the LORD, all ye his saints: for the LORD preserveth the faithful, and plentifully rewardeth the proud doer.
24 Be of good courage, and he shall strengthen your heart, all ye that hope in the LORD.

Psalm 32 Blessed is he whose transgression is forgiven, whose sin is covered.
2 Blessed is the man unto whom the LORD imputeth not iniquity, and in whose spirit there is no guile.
3 When I kept silence, my bones waxed old through my roaring all the day long.
4 For day and night thy hand was heavy upon me: my moisture is turned into the drought of summer. Selah.
5 I acknowledged my sin unto thee, and mine iniquity have I not hid. I said, I will confess my transgressions unto the LORD; and thou forgavest the iniquity of my sin. Selah.
6 For this shall every one that is godly pray unto thee in a time when thou mayest be found: surely in the floods of great waters they shall not come nigh unto him.
7 Thou art my hiding place; thou shalt preserve me from trouble; thou shalt compass me about with songs of deliverance. Selah.
8 I will instruct thee and teach thee in the way which thou shalt go: I will guide thee with mine eye.
9 Be ye not as the horse, or as the mule, which have no understanding: whose mouth must be held in with bit and bridle, lest they come near unto thee.
10 Many sorrows shall be to the wicked: but he that trusteth in the LORD, mercy shall compass him about.
11 Be glad in the LORD, and rejoice, ye righteous: and shout for joy, all ye that are upright in heart.

Psalm 33 Rejoice in the LORD, O ye righteous: for praise is comely for the upright.
2 Praise the LORD with harp: sing unto him with the psaltery and an instrument of ten strings.
3 Sing unto him a new song

venigen Gegenden bebaut werden kann. Das Klima des Landes ist im Allgemeinen auh, jedoch hat der Süden häufig sehr milde Sommer, ja oft große Hitze; dagegen herrscht im Norden fast beständiger Winter, so daß der Moraſtboden kei- nen Fuß, selbst in Jakutsk nur 2 Fuß tief aufthauet; die Selenga (unter 50° N. Br.) ist regelmäßig bis zur Mitte des Aprils mit Eis bedeckt. Die Kälte er- reicht im Winter bei stets wolkenlosem Himmel einen furchtbaren Grad (40— 50° R.), so daß Queckſilber gefriert, ist aber, da kein Lüftchen dabei sich regt, erträglicher, als weit niedrigere Kältegrade in Europa; dagegen ist auch die kurze Sommerwärme sehr groß. Jenseits 60° ist das Land wegen der Kälte unange- baut. Im Ganzen ist S. gesund, nur in der südwestlichen Steppe herrscht biswei- len eine verheerende Seuche, die sibirische Pest, und im Nordosten der Aussatz. Das Land ist bei dem allen reich an mancherlei Producten; das Thierreich gibt: Pferde, Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, Hunde, Argalis, Elenthiere, Hirsche, Rehe, Antilopen, Wölfe, Bären, Dſiggetais, Steinböcke, wilde Schweine, Luchse, Moschusthiere, Rennthiere, Pelzthiere, Zobel, Steinfüchse, Vielfraße, Hermeline, Eichhörnchen, Marder, Biber, Panther und Tieger; unzählige Fische, Störe, Lachsforellen, Robben, zahllose Bremsen und Mücken; das Pflanzenreich liefert: Getreide, schöne Gartenfrüchte, Tabak, in S. etwas Wein, wenig Obst, Kartoffeln und anderes Gemüse, Spargel, Hopfen, Rha- barber, Kräuter, Blumen in den Steppen, herrliche Wiesenflächen, ungeheure Waldstrecken von Nadelhölzern und Birken im Osten und Ulmen, Linden und Ahorn im Westen; das Mineralreich erzeugt: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Bergkrystall, Marienglas, Schwefel, Salz, mancherlei Edelsteine, Bern- stein, Steinkohlen. Höchst merkwürdig ist im Gebiete der Jakuten der Holz- oder Steinsee (Tastan) durch seine Menge versteinerten Holzes, indem sich ganze Stücke versteinerten Harzes, dem Ambra ähnlich, zeigen. Torf findet sich im Norden in großen Lagen. Der kleinere Theil der Einwohner besteht aus Russen (darunter viele Militairs und Gefangene, die theils in den Bergwerken, theils in den Wäldern Zobel fangen müssen; auch Colonisten und Beamte) Deutschen und seit 1832 aus zahlreichen Polen; die übrigen sind: Mogolen, Buräten, Tun- gusen, Lamuten, Jakuten, Jukagiren, Tschuktschen, Korjäken, Kamtschada- len, Kurilen, Aleuten, Koibalen, Sojuten, Tataren, Ostjäken, Samojeden, Wogulen, Bucharen, Tschebagiren, Tschubaltschiren, Kalmüken, Tschulymen, Teleuten, Ostjäken, Barabinzen, Turabinzen, Beltiren und Birjussen. Alle diese Völker sind theils verschieden an Lebensart (die meisten sind rohe Jäger und Fischer), theils durch die Religion (einige bekennen sich zum Lamaismus, andere zum Muhammedanismus, andere ergeben sich dem Schamanendienste und andere wenige dem Christenthume), theils an Sprache und Gestalt. Nur die Tataren und die zur christlichen Religion übergegangenen Völker treiben Ackerbau und Vieh- zucht. Die meisten im S. wohnenden, nomadisirenden oder festwohnenden Völ- ker geben der Krone Tribut, der größtentheils in Pelzwerk geliefert wird. Gegen die Einfälle der benachbarten Völker gebrauchen sie Linien von hölzernen Festungen (Kreposts), in welchen Kosaken stehen. Ganz S. steht unter russischer Herr- schaft und zerfällt in die beiden Generalgouvernements Westsibirien mit den Gou- vernements und Provinzen Tobolsk, Omsk und Tomsk und Ostsibirien mit den Gouvernements Jeniseisk, Irkutsk und den Provinzen Jakutsk, Ochotsk und Kamt- schatka. Außerdem gehören noch folgende Inseln und Inselgruppen dazu, a) im Eis- meere: 1) die Inseln an der Lenamündung; 2) die Inselgruppe Neusibirien; 3) die Bären- und Kreuzinseln. b) Im großen Ocean: 1) die 2 Nelkeninseln; 2) die In- sel St. Laurentii, 3) die 3 Inseln St. Matthäi; 4) die pribylowschen Inseln; 5) die 40 nur zum Theil bewohnten, 480 Mann großen Aleuten; 6) die Kuri- len. Dieses unermeßliche Land ward zuerst 1577 von Jermak, dem Anführer

von etwa 6000 empörten donischen Kosaken, entdeckt und ein Theil davon erobert; weil er aber die Unmöglichkeit fühlte, sich mit seiner geringen Mannschaft zu behaupten, so unterwarf er sich dem russischen Scepter, worauf von 1583—1598 die Eroberung begann, die Herrschaft der Tartaren vernichtet ward und die Russen sich nach und nach in den Besitz des ganzen Landes setzten. 71.

Sibyllen. Unter diesem Namen, welcher (mit wenig Wahrscheinlichkeit) bald aus dem Griechischen (von Διός, äolisch statt Διός, und βουλή, also Gottes Rath, nämlich Verkünderin), bald aus orientalischen Sprachen abgeleitet worden ist, verstand man im Alterthume weissagende Weiber, deren Ursprung in Asien (oder Lybien) zu suchen ist, woher dann der Ruf von ihnen nach Griechenland und Italien überging. Historiker, Antiquare, Dichter und philosophische Schriftsteller nennen deren mehrere; wenn daher bei Einzelnen schlechthin von der Sibylle die Rede ist, so muß die in der Landessage berühmte verstanden werden. Als die älteste wird selbst von Griechen die libysche genannt, neben ihr eine ägyptische und babylonische (Sabba oder Sambethe, auch persische und chaldäische genannt), welche beide eine und dieselbe gewesen zu sein scheinen. Mehrere gehören Kleinasien an, unter denen die phrygische, welche zu Ancyra weissagte, die cumische oder cumanische und die erythräische die berühmtesten sind. Die erythräische, die Tochter des Hirten Theodorus und der Nymphe Idäa, wohnte in der corycischen Höhle und wurde von den Trojanern (trojanische oder hellespontische Sybille) und anderen auch als die ihrige anerkannt. Eigentlich sollte sie aus Marpessa in Troas stammen und daselbst des Apollo Smintheus Priesterin gewesen sein. In den verschiedenen Städten erhielt sie verschiedene Namen, in Erythrä hieß sie Athenais, in Samos Pytho. Die cumanische führte den Namen Demo und einige identificiren sie auch mit der erythräischen. Noch weiter gehen Andere, welche auch die delphische oder pythische, Namens Herophile, mit jener dieselbe sein lassen. Diese war bei den Griechen die Hauptsibylle; man hielt sie für eine Tochter des Poseidon und der Lamia und ließ sie von den Musen auf dem Helikon erzogen worden sei. Auch in Delos tritt sie auf, wenigstens zeigten die Delier mehrere Orakel und Hymnen auf Apollo von ihr. Weil sie den Verlauf des ganzen trojanischen Krieges vorausgesagt haben sollte, so vermischte sich die Sage von ihr mit der von Manto, der Tochter des Sehers Tiresias. Auch Italien hatte eine alte Sage von einer Sibylle, welche von ihrem Wohnorte bei Cumä die cumäische, auch die cimmerische und lucanische hieß, öfter aber mit der äolisch-cumanischen verwechselt worden ist. Apollo hatte sie geliebt und ihr eine Bitte zu gewähren verheißen; die Sibylle nahm eine Hand voll Sand und verlangte von dem Gotte, sie so viele Jahre leben zu lassen, als sie Sandkörner in der Hand habe, vergaß aber auch um ewige Jugend zu bitten. Mit Hülfe dieser Sibylle soll Äneas in die Unterwelt gestiegen und wieder in die Oberwelt gekommen sein; nach Anderen geschah dieß vor seiner Abreise aus Asien durch die cumanische. Damals hatte sie 700 Jahre gelebt und noch waren ihr 600 übrig, nach deren Verlauf sie allmählig verschwinden und in eine bloße Stimme verfallen mußte. Von dieser Sibylle wird auch die bekannte Geschichte erzählt, nach welcher sie mit 9 Büchern zum Könige Tarquinius kam (Einige nennen den ältern, Andere den zweiten Tarquinius, welcher vertrieben wurde) und ihm dieselben zum Verkaufe um 300 Goldstücke anbot; der König verschmähete sie, die Sibylle verbrannte 3 und forderte den alten Preis; nochmals zurückgewiesen verbrannte sie abermals 3 und da sie immer noch den vorigen Preis forderte und den König dringend bat, die Bücher zu kaufen, weil an sie die Existenz und das Glück des römischen Reichs geknüpft wäre, so wurde der König aufmerksam, ließ ihr die geforderte Summe auszahlen und die Bücher selbst auf dem Capitolium in dem Jupitertempel in einem steinernen Kasten unter der Erde aufbewahren. Diese unter dem Namen der sibyllinischen Bücher (libri sibyllini) bekannten

Blätter wurden nun in zweifelhaften Fällen um Rath gefragt und dieß zwei Männern aus dem Patricierſtande (duumviri sacri) aufgetragen, ſpäter beſorgten dieß die decemviri und zuletzt die quindecimviri sibyllini. Als zur Zeit Sulla's das Capitolium abbrannte, gingen auch die ſibylliniſchen Bücher unter und zur Wiederherſtellung derſelben wurden 3 Geſandte, P. Gabinius, M. Otacilius und L. Valerius, nach Erythrä geſchickt, welche aus Privatſammlungen die dort aufbewahrten ſibylliniſchen Orakel abſchrieben und 1000 an der Zahl nach Rom brachten. Auch Auguſtus vermehrte die Zahl derſelben durch allenthalben hergeholte und ſie wurden in 2 goldenen Kapſeln verborgen unter dem Fußgeſtelle des palatiniſchen Apollo beigelegt. Daſelbſt blieben ſie, bis Stilicho ſie verbrannte. Noch eine andere italiſche Sibylle war die tiburtiniſche, Namen Albunea, welche zu Tibur am Aniofluſſe als Göttin verehrt und deren Bildniß, in der Hand ein Buch haltend, ſpäter in jenem Fluſſe gefunden worden ſein ſoll. Die ſibylliniſchen Bücher und Orakel wurden mit der Zeit ein Handelsartikel und ſo ſehr hatte man ſich in Rom daran gewöhnt, daß ſelbſt nach ihrer Verbrennung in der ſpätern Zeit das Vorhandenſein derſelben behauptet und ſteoft ſelbſt in der chriſtlichen Zeit um Rath gefragt wurden. Mit dieſen ſibylliniſchen Büchern in Rom dürfen andere, gleichbenannte oder auch ſibylliniſche Verſe und Orakel genannte in Griechenland, beſonders in dem macedoniſch-griechiſchen Reiche, nicht verwechſelt werden. Anders als in der älteſten Zeit wurden ſeit dem Aufkommen des Neuplatonismus unter den einſt vielgeltenden Namen der Sibyllinen moraliſche Sentenzen, verbunden mit Strafpredigten und Prophezeiungen von Strafgerichten, geſchrieben und unter dem Volke verbreitet. Vorzüglich ging dieß von Alexandrien aus und nicht allein heidniſche Dichter und Moraliſten beſchäftigten ſich mit der Abfaſſung ſolcher Verſe, ſondern auch Juden, welche in denſelben die das Volk Gottes drückenden heidniſchen Herrſcher ſtraften und auf die baldige Ankunft des Meſſias hindeuteten. Das Chriſtenthum benutzte dieſe ſibylliniſchen Verſe, um die Ankunft des Meſſias in Jeſu nachzuweiſen, und daher kam es, daß dieſe neue Lehre unter Heiden und Juden bald Eingang fand. Unter dem Namen von „Carmina Sibyllina“ ſind dann mehrere ſolche Verſe geſammelt worden, die, wenn ſich auch Spuren alter Verſe darin finden, doch aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt ſind. Solche Sammlungen ſind vorhanden von X. Betulejus (Baſel 1545. 4.); Morel (Paris 1566. 4.); J. Opſopöus (Paris 1599); Galläus (Amſterdam 1689. 4.); Nachträge als lib. XIV., nebſt anderen von A. Mai (Mailand 1817., das XI.—XIV. in Deſſelben „Nova collectio scriptorum veterum.“ Rom 1828. 4. Bd. 3. Thl. 3. S. 202 ff.). Von vielen Schriften über die ſibylliniſchen Weiſſagungen nennen wir eine der neueſten von Bleek in der theologiſchen Zeitſchrift von Schleiermacher, de Wette und Lücke (1819, Heft I u. 2). 6.

Sicamber oder Sigamber, ein altes deutſches Volk, ſaßen zwiſchen dem Rheine, der Ruhr und Sieg und waren die Nachbarn der Tenchterer, Bructerer und Uſipeter. Vom Cäſar werden ſie zuerſt erwähnt, der über die berühmte Rheinbrücke in ihr Land kam; ſpäter hatten ſie öftere Kämpfe mit den Römern, bis endlich Tiberius ſie gänzlich beſiegte und in das Land der Menapier zwiſchen dem Rheine und der Maas verpflanzte, ſeit welcher Zeit ſie Gugerner genannt worden ſein ſollen. Der Name S. verſchwindet dann allmählig. 37.

Sicard (Roch Ambroiſe Lucurron, Abbé), ein als Lehrer von Taubſtummen höchſt verdienter Mann, wurde am 28. Sept. 1742 zu Fouſſeret bei Toulouſe geboren, wo er auch den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte und darauf in den geiſtlichen Stand trat. Nachdem er ſich von hier nach Bordeaux gewandt hatte und daſelbſt zum Kanonikus, ſowie zum Mitgliede der dortigen Akademie und des Muſeum ernannt worden war, gründete er eine Taubſtummenanſtalt und erzog ſich an dem taubſtummen Joan Maſſieu einen Mitarbeiter,

dessen Fertigkeiten allgemeine Bewunderung erregten. Nach dem Tode des berühmten Taubstummenlehrers zu Paris, Abbé de l'Epée, im Jahre 1789, trat er an die Stelle desselben, wurde aber am 10. Aug. 1792 in die Abtei gebracht und am 2. Sept. bei der allgemeinen Niedermetzelung der Gefangenen nur durch den Muth des Uhrmachers Monnot und des Debutirten Chabot gerettet, worauf er seinen wohlthätigen Wirkungskreis von Neuem antrat und ungestört fortsetzte, bis er am 18. Fructidor 1797 wegen seiner Herausgabe der ultramontanischen Zeitschrift „Annales catholiques" zur Verbannung nach Cayenne verurtheilt wurde. Er entzog sich der Ausführung dieses Urtheils durch die Flucht und konnte erst nach dem 18. Brumaire seinen Posten wieder antreten, dessen redlicher Verwaltung er sich von nun an unausgesetzt bis zu seinem am 10. Mai 1824 erfolgten Tode mit unermüdlichem Eifer widmete und durch seine ausgezeichneten Leistungen die Aufmerksamkeit der Menschenfreunde aller Stände erregte. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen vorzüglich Erwähnung die „Elemens de grammaire générale appliqués à la langue française" (Paris 1799. 2 Bde. 3. Aufl. unter dem Titel: „Théorie des signes pour l'instruction des sourds-muets, 1808; 4. Aufl. 1814). 81.

Sicheres Geleite (salvus conductus) ist die Jemandem von irgend einer Behörde gegebene Zusicherung persönlicher Freiheit und Unverletzlichkeit, wenn er sich vor derselben zu stellen hat und außerhalb ihres Bereichs lebt. Es ist demnach für einen Angeklagten ein Mittel sich persönlich zu rechtfertigen und soll stets so lange gültig sein, bis durch einen rechtlichen Urtheilsspruch die Verhaftung des Angeklagten ausgesprochen wird. Oft wird es auch nur auf bestimmte Zeit gegeben. Bekannte Beispiele über Verletzung des s. G. gibt die Geschichte an Huß und Luther. 30.

Sichern heißt im Hüttenwesen Schliche, welche aufbereitet und gewaschen werden sollen, in einem hölzernen Troge, dem **Sichertroge**, durch eine Manipulation, die dem Stoßheerdwaschen gleicht, auf ihren Gehalt an Erze verwaschen. 76.

Sicilien (das Königreich beider) oder Neapel begreift I. die ganze südliche Hälfte der italienischen Halbinsel, genannt das Festland oder dominio al di qua del Faro, und II. die Insel Sicilien, dominio al di la del Faro. Beide Haupttheile des Reichs sind durch die Meerenge oder den Faro di Messina von einander geschieden. **A.** Das Königreich Neapel, nach der Hauptstadt so genannt, breitet sich von 31° 32′ bis 36° 28′ östlicher Länge und 37° 50′ bis 42° 27′ N. Br. aus und grenzt im Norden an den Kirchenstaat, im Nordosten an das adriatische Meer und im Süden und Westen an das Mittelmeer. Seine größte Länge beträgt 85, die größte Breite von Westen nach Osten gegen 40 geographische Meilen und zu seinem Wassergebiete gehören in tyrrhenischen Meere die Ponzainseln, die reizenden Eilande Ischia und Capri im Meerbusen von Neapel und die Inselgruppen der Termiten im adriatischen Meere. Der Flächeninhalt beträgt 1492 □Meilen. Das Land ist durchaus gebirgig. In zwei Hauptketten durchschneidet es die Apenninen und eine Menge von Nebenästen breiten sich von demselben nach verschiedenen Richtungen aus. Granit und Kalkstein sind die Hauptgrundlagen dieses Gebirges, welches im Ganzen noch wenig untersucht ist und auch hier den Charakter der Öde und Kahlheit beibehalten hat, den es in dem mittlern und obern Italien trägt. Einzelne mit den Apenninen nicht unmittelbar in Verbindung stehende oder gänzlich von denselben getrennte Bergspitzen und Gruppen sind unter anderen die Felsenkette von Sorent, der Gargano und Volture in Puglia, der Monte Barbaro und der Vesuv (s. d. Art.), der von allen den zahlreichen Vulcanen, welche sich auf und neben den Apenninen erhoben haben und deren frühes Dasein Laven und vulcanischer Tuff deutlich beurkunden, sich allein noch thätig zeigt. Unter den gemesse-

en hohen Bergen des Festlandes erheben sich über das Meer 1) der Gran Sasso 'Italia an der Grenze des Kirchenstaates 8255 Fuß; 2) Monte Corno in Abruzzo 154 Fuß; 3) Monte Amaro 7890 Fuß; 4) Majella 7320 Fuß; 5) Meta n Terra di Lavoro 6654 Fuß; 6) Pollino in Calabrien 6468 Fuß; 7) Mitello ei Piedimonte d'Alise 6171 Fuß; 8) Cocuzzo in Calabrien 5136 Fuß; 9) Selevo 4812 Fuß; 10) Calvo 4800 Fuß; 11) Sila 4634 Fuß; 12) St. ngelo bei Castel a mare 4320 Fuß; 13) Volgario bei Falerno 3496 Fuß; 14) Somma, der Nachbar des Vesuvs 3369 Fuß, und 15) Epomeo auf Ischia 2364 Fuß. Fruchtbare Thäler, in denen der vulcanische Boden eine ungewöhnlich üppige Vegetation erzeugt, ziehen sich zwischen den Bergketten hin und breiten sich um Theil in Ebenen aus; von diesen ist die herrliche campanische Ebene, welche sich n zwölfstündiger Länge von Mandragone bis Nola und in sechsstündiger Breite von Capua bis Neapel erstreckt, besonders durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Aber nehrere Gebirgsäste treten auch scharf bis ans Meer heran und bilden steile, schroffe nd felsige Vorgebirge, wie das Cap di Gaeta, die Miseno, di Brilippo, della Campanella, d'Orso, Palinuro auf der West-, Spartivento, delle Colonne, Leuca auf der Süd-, d'Otranto und Cavallo auf den Ostküste. Das Land ist im Ganzen wasserarm, besonders die Ostküste, so daß bei dem Mangel an Regen nd ergiebigen Quellen auf dieser Seite des Apennin in trockenen Jahren großer Wassermangel herrscht. Von dem westlichen Abhange des Gebirges strömen aber ine Menge Flüsse herab, die in den hohen Bergen entspringen, im Winter und Frühling nach häufigem Regen, nach dem Schmelzen des Schnees plötzlich anschwellen, im Sommer aber nicht selten ganz versiegen. Sämmtliche Flüsse des Landes, eigentlich nur Küstenflüsse, da keiner derselben einen Lauf von 30 Meilen rreicht, entstehen aus dem Zusammenflusse solcher Bäche und tragen auch den Charakter derselben. Zu den ansehnlichsten gehört der Garigliano; der reißende Volturno, der nicht selten große Verwüstungen anrichtet; der Silaro in der Provinz Principato citeriore; der Crati; der die Grenze zwischen den beiden Calabrien nachende Nieto, dessen niedere Ufer zwar vortreffliche Weiden haben, aber eine Fiebererzeugende ungesunde Luft aushauchen; der Neri und Basiento, welche die Provinz Basilicata durchströmen. In das adriatische Meer mündet der Ofanto, er beträchtlichste Fluß auf der Ostküste, der Fortore, Biferno, Sangro nd Pescara. Außer dem Lago di Celano gibt es keinen Binnensee von Bedeutung, doch eine Menge kleinerer Landseen, wie der Lago d'Agnano, Lago di Fusaro, Lago S. Cataldo, Lago Lesina, Lago Salpi, Lago Varano, Lago Larenosa. Mineralische Wasser, Bäder und Gesundbrunnen sind zahlreich; die vorüglichsten darunter sind: die Sudatori oder Schwitzbäder di S. Germano und ie Tritoli, die Pisciorelli bei Nicastro, die warmen Bäder am Berge Massico nd auf Ischia, die Sauerbrunnen bei Napoli, Niardo, Castellamare, Traro nd Alvito. Das Klima ist ganz südlich und ein ewiger Frühling scheint auf den Gefilden des untern Italiens zu ruhen. Zwar bedecken sich die Gipfel der höheren Kuppen der Appenninen im Winter mit Schnee und es weht auf ihnen eine rauhere Luft, aber in den Thälern gibt es gar keinen eigentlichen Winter, vielmehr zeigt ich dann das Land, von dem fast alles bedeckenden Staube befreit, am lachendsten. Nie wird der grüne Wiesenteppich seines Schmuckes entkleidet, im December und Januar grünen die Felder und blühen die Bäume und zu jeder Jahreszeit erfüllen wildwachsende aromatische Pflanzen mit ihrem Dufte die Lüfte. Im Ganzen ist auch die Luft gesund und nur in sumpfigen Gegenden der animalischen Natur schädlich. Zu den ungesundesten Gegenden gehören die pontinischen Sümpfe in der Provinz Puglia, die Ufer des Volturno, die Niederungen Calabriens, die Umgebungen Pästums. So reizend das Klima während 8 Monate ist, wo der mittlere Wärmegrad 12, 5½ ist, so drückend wird die Hitze im Sommer, die der

erstickende Sirocco oft bis 30—33° gibt, während der fast immer heitere Himmel der lechzenden Erde jede Erquickung versagt und die Sonne mit ihren senkrechten Strahlen alle Gewächse verbrennt, welche den Sommer über ein dicker Staub bedeckt; denn oft bleibt der Regen Wochen lang aus. Selten sind auch Gewitter im Sommer, häufiger im November und December, mit schnellen und vollen Regengüssen, nach denen sich jedoch bald wieder der blaue Himmel öffnet. Das Königreich hat äußerst mannigfaltige und äußerst schätzbare Producte; 1) aus dem Pflanzenreiche: Getreide aller Art, besonders Weizen, der überall angebaut wird, (die vorzügliche Art Saragolla, die das feinste Mehl liefert und aus welchem die berühmten neapolitanischen Nudeln bereitet werden), Mais, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Reis, Gemüse aller Art, Hanf und Flachs, Tabak, Safran, Baumwolle, Soda, Öl und Wein (lacrimae Christi und vino greco), Äpfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Nüsse, Südfrüchte aller Art, als Kastanien, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und besonders Agrumen, die Mannaesche, den Johannisbrotbaum, den Mastixstrauch, Sumach, Stein- und Korkeichen. Wichtige Waldungen im Gebirge, aber doch Holzmangel in vielen Gegenden. 2) Aus dem Thierreiche: Büffel (in Calabrien in Menge), die schöne neapolitanische Pferderace, Maulthiere und Esel, Schafe, die in großen Heerden auf den Steppenebenen gehalten und im Sommer in die Gebirge getrieben werden, große Schweinezucht in den Abruzzos, Ziegen und Rinder, die nur in einigen Gegenden gut sind. Wild gibt es wenig und unter den wilden Thieren der Gebirge ist auch der Luchs und Wolf; überdieß hat es viel wildes Geflügel, wenig Fluß-, dagegen viele und gute Seefische, Austern, Muscheln, Seidenwürmer, Gallwespen, Canthariden und manches schädliche Insekt, als: Heuschrecken, Taranteln und Skorpione. Bienenzucht ist nur in der südöstlichen Halbinsel bedeutend, Seidenbau in Terra di Lavoro, Principato und Calabrien sehr wichtig. 3) Mineralreich: Kupfer, Eisen, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz, Alaun, Steinkohlen, Porzellanerde, Marmor, Kalk, Gips, Bimsstein, Schwammstein (der angefeuchtet eßbare Pilze hervortreibt) und Halbedelsteine. Da das Land meist großen Eigenthümern angehört, die es in kleinen Parzellen gegen Naturalzins und eine Rente im Gelde auf gewisse Jahre verpachten, so hat der eigentliche Landbauer selten ein Eigenthum und die Landwirthschaft, durch so manche Fesseln eingeengt, befindet sich im Allgemeinen in einem sehr vernachlässigten Zustande; doch werden Viehzucht und Ackerbau, sowie Fischerei an der 300 Meilen langen Küste betrieben; Bergbau ist aber auch hier in schlechtem Zustande und im Allgemeinen ist der Kunstfleiß von sehr geringem Belange und die meisten Fabrik- und Luxuswaaren müssen vom Auslande bezogen werden, da die vorhandenen Fabriken und Manufacturen nicht auf der Stufe stehen, wie es die Bedürfnisse der Einwohner fordern, und auch der Zahl nach viel zu gering sind. Den Handwerkern, besonders in den Provinzen, fehlt es meist an Geschicklichkeit und sie erheben sich selbst in der Hauptstadt, dem Sitze der mechanischen Künste, kaum zur Mittelmäßigkeit. Die besten Seidenwebereien besitzt die Hauptstadt und Calabrien; die ansehnlichsten Wollmanufacturen Amalfi; die Tuchmanufacturen von Chieti, Salerno und Arpino liefern zusammen etwa 30000 Stück; das wollene Tuch weben sich die Landleute selbst. Ganz unzureichend sind die Baumwollenwebereien, Lederbereitungen und Glasfabriken. Es gibt 50 Papiermühlen, 10 Eisenhochöfen, 4 Kupferhammer, 1 Gewehrfabrik, 3 Porzellan-, 10 Fayence-, zahlreiche Liqueurfabriken und Branntweinbrennereien. Der Handel mit dem Auslande ist völlig passiv, aber die Erzeugnisse des Bodens, die das Festland von S. zur Ausfuhr bringt, sind so bedeutend, daß sie die Bilanz ganz auf seine Seite lenken; man berechnet die Ausfuhr auf 10 Millionen, die Einfuhr dagegen nur auf 9 Millionen Ducati. Der Haupthafen des Landes und überhaupt der Mittelpunkt des Handels ist Neapel. Von

hier werden drei Viertel des ganzen auswärtigen Handels betrieben. Der Handel im Innern iſt unbedeutend; läſtige Monopole und Mangel an Verbindungsſtraßen und Canälen hemmt den freien Verkehr; die Hauptmeſſen werden zu Foggio und Salerno gehalten. Tranſito- und Commiſſionshandel findet bei der eigenthümlichen Lage des Landes gar nicht ſtatt. Gegen 3000 kleinere Küſtenfahrer beſchäftigt der Fiſchfang, die Korallenfiſcherei und die Cabotage; aber ſelten erblickt man ein neapolitaniſches Schiff auf der hohen See. Das Land iſt ſehr bevölkert und die Einwohnerzahl ſteigt mit jedem Jahre; ſie beträgt gegenwärtig 5900000. An Wohnplätzen findet man 325 Städte, 2389 Marktflecken und Dörfer und gegen 900000 Feuerſtellen. Die Bauart iſt in den Städten meiſtens maſſiv, im italieniſchen Geſchmacke, doch weniger prachtvoll als im übrigen Italien; in manchen Gegenden des platten Landes findet man nur elende Strohhütten. Nirgends ſind die Städte durch zahlreiche Denkmäler der Baukunſt verſchönert, nirgends zierliche Dörfer, aber viele elende Häuſer. Unter den Einwohnern befinden ſich gegen 63920 Arnauten, die ſeit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrh. ſich hier niederließen, 39 Dorfer bewohnen und die neugriechiſche Sprache reden, und etwa 600 Juden. Die Bewohner des Feſtlandes von S. haben mit den übrigen Italienern die meiſten Charakterzüge; im Ganzen bilden ſie ein munteres lebhaftes Volk, das ſich durch Witz, Schlauheit und Unternehmungsgeiſt auszeichnet, aber durch Adel und Geiſtlichkeit verarmt und durch Verfaſſung und Regierung niedergedrückt iſt. Sie beſitzen ein ausgezeichnetes Talent für Muſik. Ihr größter Fehler iſt eine niedrige Habſucht, Trägheit, Feigheit und tiefe Unwiſſenheit; dabei ſind ſie jedoch aufrühreriſch und räuberiſch. Die Mundart der Neapolitaner weicht ſtark von der italieniſchen Schriftſprache ab. In dieſem Reiche ſtehen Wiſſenſchaften und Künſte auf einer ziemlich niedern Stufe nnd obwohl ſeit 1817 eine eigene Commiſſion für den öffentlichen Schulunterricht beſteht, ſo mangelt es doch überall an Unterrichtsanſtalten für das Volk und der Unterricht liegt in den Händen der weniger wiſſenſchaftlichen gebildeten Geiſtlichen, die keine helleren Begriffe verbreiten und dem Aberglauben keine Schranken ſetzen wollen; doch findet man 700 Bürger- und 2100 Primairſchulen, die ſeit 1828 von 118000 Schülern beſucht wurden. Höhere Unterrichtsanſtalten ſind die Univerſität zu Neapel, die hohe Schule für Arzneikunſt und die königliche Militairſchule daſelbſt, die Lyceen zu Salerno, Bari, Aquila und Catanzaro und die königlichen Collegien zu Reggio und Coſenza. Jede Stadt mittler Größe beſitzt ein Gymnaſium, ein Seminarium zur Bildung der Geiſtlichen und außerdem noch 2 Schulen, worin außer Leſen, Schreiben und Rechnen auch die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache vorgetragen werden. Buchhandlungen zählt man 32 und Buchdruckereien 25; aus ihnen gehen aber meiſt nur Schriften über Alterthümer, Arzneikunde, Mathematik, Mineralogie und die Productionen des Veſuvs hervor; kein fremdes Buch darf eingeführt werden, ohne daß zuvor die Erlaubniß des Polizeiminiſters eingeholt worden iſt. Unter den ſchönen Künſten ſteht nur die Muſik in einigem Flor. Von den gelehrten Geſellſchaften gibt es die bourboniſche, die pontanianiſche Akademie, die Aufmunterungsgeſellſchaft und einige andere. Die Nation theilt ſich in Adel, Klerus, Bürger und Bauern. Das Miniſterium iſt die höchſte Verwaltungsbehörde. Die Juſtizverfaſſung iſt neu geordnet und es gibt einen oberſten Gerichtshof, 14 Criminal- und 4 Civilgerichtshöfe außer den 15 Tribunalen, den Kreis- und Friedensgerichten. Das Königreich iſt jetzt in 21 Provinzen oder Intendanzen eingetheilt, die ſich wieder in 75 Diſtricte und 663 Bezirke theilen. Die Provinzen heißen 1) Neapel mit Neapel; 2) Abruzzo ulteriore I, Hauptſtadt Teramo; 3) Abruzzo ulteriore II, Hauptſtadt Aquila; 4) Abruzzo citeriore, Hauptſtadt Chieti; 5) Terra di Lavoro, Hauptſtadt Capua; 6) Principato cite-

riore, Hauptstadt Salerno; 7) Principato ulteriore, Hauptstadt Avellino; 8) Capitanata, Hauptstadt Foggia; 9) Molise, Hauptstadt Campo basso; 10) Terra di Bari, Hauptstadt Bari; 11) Terra d'Otranto, Hauptstadt Lecce; 12) Basilicata (sonst Luciana), Hauptstadt Potenza; 13) Calabria citeriore, Hauptstadt Cosenza; 14) und 15) Calabria ulteriore I und II; a) Calabria ulteriore I, Hauptstadt Reggio; b) Calabria ulteriore II, Hauptstadt Catanzaro. Nach der officiellen Angabe besteht die neapolitanische Armee aus Gardeinfanterie 7475 Mann; Reitergarde 1888; Infanterie (mit Einschluß von 4 schweitzer Regimentern oder 6100 Mann) 30434 Mann; Cavallerie 1734 Mann; Artillerie 2300 Mann; Gensd'armerie 7514 Mann; Invaliden 2700 Mann. Gesammtstärke der Landarmee: 53045 Mann, wovon jedoch im Frieden nur etwa 30000 Mann unter den Waffen sich befinden. Die Marine besteht aus 2 Linienschiffen von 84 und 74 Kanonen, 1 Fregatte von 46 Kanonen, 4 Fregatten von 44 Kanonen, 1 Sloop von 12 Kanonen, 1 Brigg von 20, 2 von 14, 1 von 10 und 1 von 8 Kanonen, endlich 4 Dampfbooten, im Ganzen 18 Schiffen mit 468 Kanonen, welche in 3 Kriegshäfen: Neapel, Palermo und Messina stationiren. Als Landesfestungen gelten vorzüglich: Civitella del Tronto, Aquila, Pescara, Bari, Otranto, Gallipoli, Tarent, Lotrone, Neapel, Capua und Gaeta. — II. Die Insel S. (Dominj al di la del Faro) hieß anfangs bei den Griechen von ihrer dreieckigen Gestalt Trinakria; späterhin erhielt sie von den Sikaniern den Namen Sikania und zuletzt von den Sikulern den Namen Sicilia, den sie noch führt. Diese Insel bildet ein unregelmäßiges Dreieck, das mit den zu ihr gehörigen Inseln im tyrrhenischen und mittelländischen Meere, den Liparen, Angaten und dem Eilande Pantelaria zwischen 29° 42′ — 33° 23′ L. und 36° 34′ — 38° 47′ N. Br. sich in dem mittelländischen Meere ausbreitet. Die 20 Meilen lange Meerenge oder der Faro di Messina trennt sie vom Festlande von S. oder der Halbinsel von Italien, eine 15 Meilen breite Straße des mittelländischen Meeres von dem Festlande von Afrika. Der Flächeninhalt beträgt nach der gewöhnlichen Angabe 587 □M.; ihr Umfang 624 Miglien, ihre größte Länge vom Capo del Faro (von dem alten Vorgebirge Pelorus) bis zum Capo Boco (dem alten Vorgebirge Lilybäum) 180 Miglien. Die Insel scheint durch eine frühere Erdrevolution von dem Festlande der Halbinsel getrennt worden zu sein; noch jetzt drängt sich die Nordostspitze so nahe an das Festlgnd, daß blos eine ¾ Meile breite Straße mit gefährlichen Brandungen (die ehemaligen fürchterlichen Scylla und Charybdis) es davon scheidet. Die Insel ist sehr gebirgig und wird in mehreren Richtungen von Abzweigungen der Apenninen durchzogen, welche von Italien her sich auf der Insel verbreiten und sich in zwei Arme theilen, von denen der eine sich in den ägadischen Inseln fortzusetzen scheint, der andere am Cap Passaro endet. Die Berge Siciliens bestehen fast sämmtlich aus Kalkstein und haben das Charakteristische, daß sie meistens mehr oder weniger große Grotten oder Aushöhlungen haben. Sie gehören zu den Mittelgebirgen, da sie mit alleiniger Ausnahme des riesigen Ätna nirgends Schnee und Eis tragen und sich ihre höchsten Gipfel kaum 4000° über die Meeresfläche erheben. Die beiden Hauptketten der Insel führen den Namen der peloriſchen und der nebrodischen Gebirge. Ihre äußersten Spitzen sind in Westen das Vorgebirge Boco, in Nord-Ost Peloro, welches in eine Fläche ausläuft, die noch stets vom Meere vergrößert wird, und in Süd-Ost Passaro; seine größte Höhe erreicht es in den Bergen von Modonia an der Nordküste = 3650 Fuß, Monte Cuccio bei Palermo = 3000 Fuß und in den Calata Bellata im Innern = 3500 Fuß, in Westen ist der S. Giuliano, der alte Eryx = 2000 Fuß und der Scudery = 3190 Fuß. Zahllose Vorgebirge erstrecken sich von diesen Gebirgszügen ins Meer, wie das Cap Peloro am Faro, die Caps Bianco, Orlandi, S. Vito an der Nord-, Boco, Velo, Sorella, S. Maro, Braccello, Alegro an der West- und Süd-

Paſſaro, Muro di Porce, Sta Croce an der Oſtküſte. Die Bewäſſerung beſteht nur aus kleinen Flüſſen und Teichen und zwar nach Oſten ſtrömen die Canera, Giaretta (Dſchar), Alfeo und Neto; nach Südweſten der Salſo, Platoni und Bellici; nach Nordoſten der Oreta und Termini; von dieſen Flüſſen iſt aber keiner ſchiffbar und auch kein Canal auf der ganzen Inſel vorhanden. Der bedeutendſte See iſt der 3 Meilen große See Biviere bei Lentini. Die Luft, wenn ſie nicht durch Sümpfe verpeſtet wird, iſt bei dem hohen Grade der Wärme, die nur an der Südküſte durch Seewinde gemildert wird, geſund. Auch wehen hier der ſengende Südwind Ponente und der Sirocco, welcher öfter im Winter, wo er nicht unangenehm iſt, als im Sommer weht und durch den die Luft ihre Durchſichtigkeit verliert, die Sonne daher ohne Glanz erſcheint und die Wärme wohl bis 36° R. ſteigt. Die vulcaniſche Beſchaffenheit der Inſel zeigt ſich am Deutlichſten in dem Ätna = 10630 Fuß. Einen Gegenſatz dazu bildet der kleine, aber höchſt merkwürdige Schlammvulcan Maccalubba, unweit Girgenti, ein Hügel von ungefähr 300 Fuß Höhe und einer Oberfläche von 500 Fuß im Durchmeſſer, aus deſſen Spalten heiße Dämpfe hervordringen und an deſſen Fuße heiße Schwefelquellen ſind, und manche andere Spuren verſchwundener Vulcane. Noch zwei merkwürdige Feuerberge gibt es auf den lipariſchen Inſeln, den Stromboli und den Volcano. Erdbeben ſind eine gewöhnliche und ſchreckliche Plage des Landes, die es oft verheeren und auch wohl noch mit Feuerausbrüchen verbunden ſind, wie im Jahre 1818. Das Klima iſt völlig ſüdlich, der Wärmemeſſer ſinkt in den Ebenen und Thälern nie unter 4°, ſteigt aber wohl über 30° R. und macht die Inſel zu einem Treibhauſe und einer Kornkammer für Italien. Die Hauptproducte ſind: Getreide, beſonders Weizen und Gerſte, auch Mais und Saggina, Reis; Hülſenfrüchte, als Erbſen, Bohnen und Linſen; Gartenfrüchte, vor allen Zwiebeln, Melonen und Arbuſen; Hanf und Flachs; Seſam, Canarienſame und Safran; Soda, Tabak, Oliven, Wein, edle Früchte, als Orangen, Mandeln, Piſtazien, Feigen und Karuben; Haſelnüſſe, Maulbeerbäume, Zuckerrohr (saccharum Ravennae), Papierſtauden (cyperus papyrus), Aloë und Holz und in den Wäldern auch der Sumach und die Mannaeſche; Süßholz, Kapern; Pferde, Eſel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine; Wildpret, beſonders Kaninchen; wildes und zahmes Geflügel, See- und Süßwaſſerfiſche, Bienen, Seidenwürmer, Cantharіden, Gallweſpen, Vipern; Queckſilber, Zinnober, Alaun, Vitriol, Schwefel, Salpeter, Salz, Marmor, Aladaſter, Kalk, Gyps, Porphyr, Achat, Bernſtein, Korallen, Steinöl, z. B. auf dem See Naftia bei Palagonia. Induſtrie hat die Inſel beinahe gar nicht, der Seehandel iſt lebhaft, aber iſt nur auf Küſtenhandel beſchränkt, deſſen Ausfuhr 5600000 Ducati und die Einfuhr 6750000 Ducati beträgt. Im Innern fehlte es bisher an Landſtraßen, deren jedoch jetzt fünf eifrig angelegt werden. Die Inſel enthält 45 königliche, 52 Baronial- oder Mediatſtädte, 54 Marktflecken und 110 Dörfer, welche von 1300000 Seelen bewohnt ſind, unter denen 58000 Mönche und Nonnen in 117 Klöſtern, 61 Herzöge, 117 Fürſten, 217 Marquis, mehr als 1000 Baronen und 2000 Familien des niedern Adels ſich befinden. Die Bewohner Siciliens ſind ein Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften, Griechen, Afrikaner, Gothen, Saracenen, Normannen und Spanier. Der Körper des Sicilianers zeigt von ſeinem griechiſchen Urſprunge. Er iſt in der Regel ſchön, ſtark und regelmäßig gebaut, ſeine Haut olivenfarbig, ſein Auge feurig, ſeine Geſichtszüge voll Ausdruck. Er iſt gutmüthig und argliſtig, gaſtfrei und vaterlandsliebend, gewinnſüchtig und faul, nüchtern und vergnügungsſüchtig, abergläubiſch und unwiſſend. Seine Sprache iſt die ſogenannte lingua volgare, welche mit der neapolitaniſchen und calabriſchen Ähnlichkeit hat, aber anmuthiger und poetiſcher iſt. Die Inſulaner wohnen auf dem Lande und in den Landſtädten, welche

[illegible]

en militairiſchen St. Georgsorden della Reunione. Seit 1816 iſt eine Ehrendenkmünze für das Militair und 1828 eine goldene und ſilberne Civilmedaille geſtiftet. Die Staatseinkünfte betragen 26 Mill. Ducati, die Ausgaben 24 Mill. Die Staatsſchulden werden zu 160 Mill. Ducati angeſchlagen; zu ihrer Abtragung beſteht ein Amortiſationsfond von 3160159 Ducati. — Der Inſel S. dürfen nicht mehr als 5600000 Ducati für Abgaben ohne Bewilligung des Parliaments auferlegt werden. — Geſchichte. Seit den älteſten Zeiten war der untere Theil Italiens von vierzehn unabhängigen Völkerſchaften, von denen die Campaner, Marſen, Samniter, Lucaner, Bruttier und Apuler die bedeutendſten waren, bewohnt worden, als um das Jahr 1000 v. Chr. eine griechiſche Colonie daſelbſt einwanderte und die Stadt Neapolis (Parthenope) gründete, welche ſpäter nach Beſiegung der tapfern Samniter (290 v. Chr.) und dem Falle von Tarent (272 v. Chr.) eben ſo wie alle anderen Städte von Mittel- und Unteritalien (Großgriechenland) der Herrſchaft der Römer unterworfen wurde und die milde Behandlung ihrer Beherrſcher durch unerſchütterliche Treue, die weder Hannibal noch einer der ſpäteren Feinde dieſes Staates wankend machen konnte, vergalt. Sie blieb Rom bis zu ſeinem Untergange (476) verbunden und ging alsdann nebſt dem übrigen größten Theile Italiens nach kurzer Beſitznahme durch Odoacer auf den Beſieger deſſelben, den König der Oſtgothen, Theoderich, über (493). Allein noch hatte man ſich mit dem neuen Zuſtande nicht gänzlich befreundet, ſo drangen die Vandalen von Afrika aus in Unteritalien (529) ein, eroberten Nola und Capua und fanden nur vor Neapels Mauern einen nicht zu brechenden Widerſtand. Kaum war jedoch dieſer Feind entfernt und der kräftige Theoderich geſtorben, als der oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian I. ſeinen Feldherrn Beliſar zur Wiedereroberung der ſeiner Krone entriſſenen Beſitzungen nach Italien ſandte, welches derſelbe größtentheils (554) unterwarf und dadurch der dortigen Herrſchaft der Oſtgothen ein Ende machte, worauf unter ſeinem Nachfolger Narſes Neapel, Benevent, Spoleto, Friaul, Sorrento, Amalfi, Gaëta und Bari dem griechiſchen Reiche einverleibt, den Namen von Herzogthümern annahmen (568), von denen mehrere, beſonders Neapel, ſich ſowohl gegen die Angriffe der Longobarden (568), als der Franken behaupteten. Jedoch lag Neapel mit dem von dieſen Völkern angenommenen Benevent in 16jährigem Kampfe, welcher erſt 836 beendigt wurde. Da um dieſe Zeit der griechiſche Statthalter von S. aus Neapel regierte, ſo entſtand dadurch der Gebrauch, letzteres S. enſeit des Faro zu nennen, welches ſpäter zu dem Ausdrucke des Reiches beider S. Veranlaſſung gab. Die inneren Fehden der Fürſten von Apulien und Calabrien und die Einfälle der Saracenen von S. aus in Unteritalien, wo ſie ſchon Capua und Benevent erobert hatten, bewogen um das Jahr 916 die eine der ſtreitenden Parteien die Griechen zu Hülfe zu rufen, welche nun Apulien und Calabrien für ſich (919) in Beſitz nahmen, während die andere den Grafen Hugo von der Provence zum Könige von Italien ausrief. Da deſſen Sohn, Lothar, bald nach ihm ſtarb, ſo trug ſeine nun verwittwete Gemahlin, Adelheid, ihre Anſprüche auf ihren neuen Gemahl, den deutſchen König, Otto I., über, welcher ſich zwar einen großen Theil von Unteritalien mit Ausnahme Neapels unterwarf, aber weder in Apulien noch in Calabrien feſten Fuß faſſen konnte. Dieſe Länder huldigten jedoch kurz darauf ſeinem Sohne Otto II. freiwillig (980), allein nach deſſen Tode kehrten ſie nebſt Benevent und Salerno wieder unter die Herrſchaft der Griechen zurück, welche ſie ſo lange anerkannten, bis die Normänner, gelockt durch die Reize des Landes (1017), feſten Fuß in demſelben faßten. Sie fochten anfangs als Söldner des Fürſten von Salerno unter Anführung der Söhne Tancred's von Hauteville, eines normanniſchen Edelmanns. Nachdem ſich aber einer derſelben, Wilhelm, Apulien unterworfen hatte, nahm er (1043) den Titel eines Grafen von Apulien an und ſein jüngerer Bruder, Robert Guiscard, ließ ſich nach deſſen Tode zum Herzoge

iche und kunstliebende Tancred, ein natürlicher Sohn des Herzogs Roger von
lpulien, streitig, welcher, 1190 in Palermo gekrönt, den Thron nicht nur bis zu
einem Tode (1194) behauptete, sondern denselben auch seinem Sohne, Wilhelm III.,
interließ. Doch mit diesem starb nach seiner Gefangennehmung durch Heinrich VI.
nd seinem Tode im Kerker (1197) der männliche Stamm der normannischen
Könige aus. Bald nach ihm starb auch sein Gegner Heinrich I. (als deutscher
Kaiser Heinrich VI.) und hinterließ (1197) das Reich seinem unmündigen Sohne
Friedrich I. (als deutscher Kaiser Friedrich II.), welcher sich wider alle seine Gegner
behauptete, für Ruhe und Gesetzmäßigkeit im Innern sorgte, zu Neapel eine Uni-
versität (1224), so wie einen obersten Gerichtshof gründete und eine Gesetzsamm-
lung für alle seine Staaten italienischer Zunge veranstaltete. Ihm folgte (1250)
ein Sohn Konrad I. (als deutscher Kaiser Konrad IV.), welcher zwar die durch
Innocenz IV. in Calabrien und dem Neapolitanischen erregten Unruhen dämpfte,
aber noch vor seinem Tode (1253) sehen mußte, daß Clemens IV. sein Reich als
angebliches Kirchenlehen an Karl von Anjou, den Bruder König Ludwig's IX. von
Frankreich, verschenkte und dadurch seinem unmündigen Sohne Conradin, für den
anfangs Manfred, ein natürlicher Sohn Friedrich's I., das Reich verwaltete, einen
gefährlichen Gegner erweckte. Denn Karl besiegte nicht nur Manfred, welcher sich
zur Annahme der Königskrone von S. hatte verleiten lassen, in der Schlacht bei
Benevent (1266), wobei dieser Thron und Leben verlor, sondern schlug auch den
zur Behauptung seiner Rechte nach Italien gekommenen Conradin bei Tagliacozzo
(23. Aug. 1268), nahm ihn gefangen und ließ ihn am 29. Oct. nebst mehreren
seiner Anhänger auf dem Marktplatze von Neapel enthaupten, wodurch das Herr-
schergeschlecht Hohenstaufen über S. erlosch. Allein Karl, welcher seine Residenz
nach Neapel verlegte und sich König Karl I. nannte, sollte sich des ruhigen Besitzes
der angemaßten Länder nicht lange freuen; denn die durch Johann von Procida
genährte Unzufriedenheit über den Druck und Übermuth der Franzosen brach am
30. März 1282 zu Palermo in offenen Aufstand aus, bei welchem, bekannt unter
dem Namen der sicilianischen Vesper, alle Franzosen auf S. an einem Tage
ermordet wurden, so daß nun die Insel, welche Karl in der Folge vergeblich wieder
zu erobern suchte, die Oberherrschaft Peter's von Aragonien, welchem als Gemahl
einer Tochter Manfred's der sterbende Conradin seine Rechte auf S. hinterlassen
hatte, anerkannte. Peter I. von S. hinterließ den tapfer vertheidigten Thron
(1285) seinem Sohne Jakob I.; als aber dessen älterer Bruder, der König von
Aragonien, kinderlos gestorben war, erhielt er die Krone dieses Landes und setzte
seinen Bruder Friedrich zum Statthalter von S. ein. Allein die Forderung Bo-
nifacius VIII., S. an Neapel zurückzugeben, erregte einen Krieg zwischen beiden
Ländern und bei dem Friedensschlusse (1295) sah sich Jakob genöthigt S. an Karl II.
von Neapel, welcher sich bei dem Tode seines Vaters (1284) in sicilianischer
Gefangenschaft befand und erst nach mehrjähriger Haft den Thron bestieg, zurück-
zugeben. Die Sicilianer jedoch, hiermit unzufrieden, erhoben ihren bisherigen
Statthalter als Friedrich II. zum Könige (1296), welcher dadurch mit seinem
Bruder Jakob und Karl II. in einen Krieg verwickelt wurde, nach dessen Beendi-
gung durch den Frieden zu Castronova (1302) man ihm zwar auf Lebenszeit die
Krone zusprach, dieselbe aber alsdann dem Könige von Neapel verhieß. Dessen-
ungeachtet folgte ihm aber nach langer und segensreicher Herrschaft (1337) sein
Sohn, Peter II., unter dessen schwacher Regierung innere Zwistigkeiten und Kriege
mit Neapel die Insel verwüsteten, welche nach der Thronbesteigung seines Sohnes,
Ludwig I. (1342), durch eine verheerende Pest (1348), Heuschrecken und Bürger-
kriege heimgesucht wurde. Auch unter seinem Bruder, Friedrich III. dem Ein-
fältigen (1355), welcher, durch unglückliche Kriege gezwungen, S. von Neapel
als Lehen annahm und die Insel seiner Tochter Maria hinterließ (1377), dauerten

Mexico, Gulf of, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

theilte sich mit Ferdinand, welcher ebenfalls Ansprüche erhob, in Neapel. Allein es kam dabei zu Streitigkeiten und die Franzosen mußten endlich (1504) das Land schimpflich räumen. Neapel wurde von nun an als ein Theil der spanischen Monarchie von Vicekönigen verwaltet, deren Druck so wie die Zügellosigkeit ihrer Soldaten, die Stockung des Handels und immer neue Gelderpressungen oft sehr schwer auf dem unglücklichen Lande lasteten. Bis zu dem Tode Ferdinand's (1516) genoß es jedoch eines ungestörten äußern Friedens, welcher schon unter seinem Enkel und Nachfolger, Karl I. (als deutscher Kaiser Karl V.), durch einen zufolge der Ligue von Cognac unternommenen Einfall der Franzosen unter Lautrec getrübt wurde; allein Letzterer mußte, durch Pest und Seuchen genöthigt, das Land bald verlassen und Neapel fand nach einigen Jahren durch den Frieden von Cambray (1529) eine dauernde Ruhe, welche der Vicekönig, Peter von Toledo, durch strenge und unparteiische Gerechtigkeitspflege auch im Innern sicherte. Er befestigte die Küstenstädte gegen die Einfälle der Türken, verminderte die Nahrungslosigkeit der Provinzialorte, verbannte die Juden ihres Wuchers halber (1540) aus dem Königreiche und errichtete gegen christlichen Wucher Pfand- oder Leihhäuser. Da die von ihm versuchte Einführung der Inquisition einen gefährlichen Aufruhr erregte, so blieb Neapel seitdem für immer damit verschont. Unter Philipp's II. Regierung, dem sein Vater 1554 Neapel und S. abtrat, wurden diese Länder in einen kurzen Krieg mit Clemens VII. verwickelt, durch Räuberhorden verheert und mit schweren Abgaben gedrückt, so daß sie verarmten und jede geistige Betriebsamkeit stockte. Nur einige Statthalter machten sich durch Einschränkung des sittenlosen Adels, strenge Gerechtigkeitspflege und Einführung des verbesserten Kalenders verdient. Noch mehr litt aber das Reich seit 1598 unter Philipp's II. frömmelndem und schwachem Sohne, Philipp III., durch Steuerlasten, Münzverfälschungen, Räuberbanden und Theuerung, zu welchen großentheils unter Philipp IV. (1525) noch fortwirkenden Übeln sich Hungersnoth, Erdbeben und solcher Mangel des Staatsschatzes gesellten, daß zur Füllung desselben Städte, Flecken und Dörfer an Privatleute verkauft wurden, besonders da seitdem Lieferungen an Geld und Truppen zu dem 30jährigen Kriege immer neue Opfer nöthig machten. Die deßhalb immer erhöhten Abgaben erregten (1647) einen 2jährigen Volksaufstand, der, von dem Fischer Tomaso Aniello, gewöhnlich Masaniello genannt, geleitet, nur mit Mühe gedämpft wurde, worauf eine fürchterliche Pest (1656) neue Verwüstungen anrichtete. Unter Philipp's Sohn und Nachfolger, Karl II. (1665), erneuerten sich die früheren Übel; ein kostspieliger Krieg mit Messina wurde erst 1675 beendigt und die Falschmünzerei selbst von Leuten höheren Standes getrieben, bis ein weiser Statthalter den zwei Hauptübeln, der Münzverfälschung und den Räuberbanden, kräftig steuerte. Nachdem Karl II. ohne männliche Nachkommen 1700 gestorben war, entschied der spanische Erbfolgekrieg, während dessen eine kaiserliche Armee unter Traun in Neapel einrückte und mit Freuden empfangen wurde, über die Krone dieses Landes im badener Frieden (1714) zu Gunsten des Erzherzogs Karl von Östreich, welcher als Karl III. zum Könige von Neapel ausgerufen und kurz darauf als Karl VI. auch zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Zufolge des erwähnten Friedens (1714) ging S. an Savoyen über und nun hatte die 200jährige spanische Herrschaft über beide S., welche durch den Druck der Statthalter, die Geldgier des Hofes, die Plünderungssucht der spanischen Unterbeamten, so wie durch den Übermuth und die Habsucht eines privilegirten zahlreichen Adels charakterisirt wird, ein Ende. Da Spanien jedoch den Verlust seiner Besitzungen nicht sogleich verschmerzen konnte, veranlaßte der spanische Minister, Cardinal Alberoni, eine Landung der Spanier auf S. Allein die daselbst gemachten Eroberungen gingen bald darauf nach Besiegung ihrer Flotte (1718) durch die Engländer, welche sich zufolge der Quadrupelallianz eingemischt hatten,

1801 von der französischen Republik einen unsicheren Frieden zu erhalten. Nachdem zufolge desselben eine französische Armee unter Murat einen Theil des Landes besetzt hatte, verlegte Ferdinand seine Residenz wieder nach Neapel, allein nach dessen Theilnahme an einem neuen Bündnisse gegen Frankreich (1805) erklärte Napoleon das Aufhören der Dynastie der Bourbons als Regenten von Neapel; die Franzosen zogen ohne Schwertstreich daselbst ein, Napoleon erhob seinen Bruder Joseph zum Könige von Neapel und S., welchem nur die Festung Gaëta unter dem tapferen Prinzen von Hessen-Philippsthal einen muthigen Widerstand bis zum 18. Juli 1806 leistete, worauf die Royalisten, unterstützt durch die Engländer, welche fortwährend S. besetzt hielten, vergebens den Kampf gegen ihre Feinde erneuerten. Bald darauf bekam jedoch Neapel nach Erhebung Joseph's auf den Thron von Spanien (1808) einen neuen König in Joachim Murat, dessen Unternehmung gegen S. verunglückte. Er würde für das Wohl des Landes kräftiger gesorgt haben, wenn er demselben nicht durch Theilnahme an Napoleon's Feldzügen 1812 und 1813) für längere Zeit entzogen worden wäre, nach deren unglücklichem Ausgange (1813) er seinem Anschlusse an Östreich und England die Zusicherung einer fernern Herrschaft über Neapel und zum Ersatze für S. einen Theil der Mark Ancona verdankte. Seine Truppen kämpften im Vereine mit den Östreichern gegen die Franzosen in Italien, bis ihn die Rückkehr Napoleon's von Elba (1815) bewog, sich für diesen zu erklären; allein von den Östreichern bei Tolentino (im Mai 1815) geschlagen, mußte er Neapel verlassen, irrte einige Zeit hülflos umher und wurde nach einem abenteuerlichen Versuche, sein Reich wieder zu erobern, geschlagen, an der Küste von Neapel gefangen und am 13. Oct. 1815 erschossen. Nachdem unterdeß in Neapel ein drohender Aufstand der Lazzaronis, durch Murat's Flucht aus der Hauptstadt veranlaßt, unterdrückt worden war, beruhigten die von der nahen englischen Flotte ausgeschifften Regimenter das Land, welches nun von den bald herbeieilenden östreichischen Truppen besetzt und gegen neue Unruhen gesichert wurde. Unter dem Schutze derselben nahm hierauf Ferdinand IV. wieder Besitz von Thron und Land, welches einstweilen sein Sohn und Nachfolger, Franz, Prinz von Calabrien, als Vicarius verwaltet hatte, hob die kurz zuvor den Sicilianern ertheilte, nach dem Muster der englischen geformte, freisinnige Verfassung wieder auf, vereinigte Neapel und S. zu Einem Königreiche und nannte sich fortan Ferdinand I. Er verfolgte nun die Mitglieder einer ursprünglich gegen die Herrschaft der Franzosen, jetzt aber gegen den Absolutismus überhaupt gerichteten geheimen Verbindung (Carbonaria), wurde aber bald durch einen vom General Pepe geleiteten Militairaufstand, an den sich kurz darauf ein ähnlicher der Sicilianer anschloß, am 7. Juli 1820 genöthigt, in Neapel und S. die spanische Constitution anzuerkennen, worauf er seinen Sohn, Franz I., zum Stellvertreter annahm. Als ihm aber die nordischen Mächte im Congresse zu Laibach (1821) ihre Hülfe gegen constitutionelle Bewegungen zugesichert hatten und ein starkes östreichisches Heer unter Frimont, dem General Pepe nur schwachen Widerstand entgegensetzen konnte, im Neapolitanischen eingerückt war, hob er sogleich die neue Constitution (1822) wieder auf und hinterließ bei seinem einige Jahre später 1825) erfolgten Tode die Regierung seinem Sohne, Franz I., unter dem die östreichische Armee, welche sich erst 1828 gänzlich entfernte, noch längere Zeit das Land belastete. Nach dessen am 8. Nov. 1830 erfolgtem Tode bestieg sein Sohn, Ferdinand II., den Thron, welcher sogleich nach Antritt der Regierung einen Generalpardon aller wegen Staatsverbrechen Verurtheilten aussprach, den Zustand der Finanzen öffentlich bekannt machte, die Abgaben durch Sparsamkeit verminderte, die Jagdvorrechte aufhob, die Ausfuhr des Getreides erlaubte und das Heer nach preußischem Fuße einrichtete. Die Liebe des Volkes erwarb er sich durch Bereisung der Provinzen, Wiederherstellung der Nationalgarde (1833), Belebung

des Gewerbfleißes, des Handels, der Landwirthschaft; allein ungeachtet dieser wohlthätigen Wirksamkeit für sein Land war doch sein Leben durch Verschwörungen und Reactionsversuche in den letzten Jahren (1831 und 1832) mehrmals sehr gefährdet. 71. 81.

Sicilische Münzen, Maße und Gewichte. I. Münzen. Seit 1818 rechnet man nach Ducati di Regno zu 100 Grani oder 100 Bajocchi à 10 Piccioli, im Handel aber, wie früher, nach Oncien zu 30 Tari à 20 Grani. Es ist nämlich 1 Oncia = 2½ Scudi = 5 Fiorini = 30 Tari = 60 Carlini = 450 Ponti = 600 Grani = 3600 Piccioli. Wirkliche Münzen: a) in Gold: 10, 5, 2, 1, ½ Oncia zu 30, 15, 6, 3, 1½ Ducati di Regno oder zu 300, 150, 60, 30, 15 Tari von 20 Karat 5 Grán bis 21 Karat 5 Grán fein; 1 Oncia = 92,37 holl. Aß schwer = 3 Thlr. 6 Gr. 7 Pf. Conv.; 10, 5, 2, 1 Oncetta zu 30, 15, 6 und 3 Ducati 23 Karat 10,84 Grán fein = 78,8 holl. Aß schwer = 3 Thlr. 8 Gr. in Gold; b) in Silber: Oncia zu 3 Ducati oder 30 Tari, 1, ½, ⅓, ¼, ⅙, 1/12 Scudi zu 12, 6, 4, 3, 2, 1 Tari, ferner Tari und Carlini oder halbe Tari. Ducati und 10 Carlini = 13 Loth 6 Grán fein = 477,4 holl. Aß schwer = 1 Thlr. 2 Gr. Conv. und Stücke von 12, 6, 2, 1 Tari und 2- und 1fache Carlini zu 20 und 10 Grani; c) in Kupfer: 5, 2½, 2, 1, ½ Grani. II. Längenmaß. 1 Piede (Fuß) = 107,3 pariser Linien. 1 Canna (Elle) = 8 Palmi. III. Getreidemaß. 1 Tomolo = 2 Mezzete = 4 Quarti = 8 Stopelli = 24 Misure = 2784,5 par. Cubikzoll. 1 Salma = 16 Tomoli. IV. Flüssigkeitsmaß. 1 Salma = 8 Quartari = 96 Quartucci = 4357 par. Cubikzoll. 1 Tonna = 12 Salme. V. Gewicht. 1 Cantaro peso grosso = 100 Rottoli grossi = 110 Rottoli sottoli = 275 Libbre. 1 Cantaro peso sottile = 100 Rottoli sottoli = 250 Libbre; 1 Rottolo grosso = 33 Oncie = 18,176 holl. Aß. 1 Rottolo sottile = 30 Oncie = 16524 holl. Aß. 1 Libbra = 12 Oncie = 360 Trapesi = 6610 holl. Aß. 26.

Sicilische Vesper heißt der von Johann von Procida (s. d. Art.) vorbereitete Aufstand der Einwohner von Palermo am 30. März 1282, welcher veranlaßt durch eine Unanständigkeit eines Franzosen gegen eine edle Sicilianerin auf dem Wege zur Vesper am Ostermontage in eine allgemeine Ermordung der Franzosen überging, sich in den nächsten Tagen über die ganze Insel verbreitete, der Herrschaft Karl's von Anjou über Sicilien ein Ende machte und die Hinrichtung Conradin's von Schwaben (s. d. Art.) blutig rächte. 37.

Sickingen (Franz von), aus dem uralten Geschlechte der Sickingen, welches bereits 936 urkundlich erwähnt wird, einer der größten Männer seiner Zeit, wurde 1481 geboren, trat sehr frühzeitig in kaiserliche Dienste und ward sehr bald zum Rathe und Kammerherrn erhoben, verlor jedoch bald die anfangs große Gunst Kaiser Karl's V. Im Jahre 1513 stand er den Bürgern zu Worms gegen den Rath bei, befehdete den Herzog von Lothringen und brandschatzte Metz um 30000 Gulden. Eben so belagerte er Mainz und bekriegte den Landgrafen von Hessen-Darmstadt, weßhalb er in die Reichsacht verfiel. Endlich schlug sich jedoch der Kaiser ins Mittel, schlichtete den Streit auf einem Reichstage zu Mainz, löste ihn aus der Acht und bewirkte, daß S. 30000 Gulden erhielt. 1521 that er, obwohl vergebens, im Bunde mit dem Grafen von Nassau, einen Zug gegen Frankreich und brach in die Picardie ein. Nicht lange darauf ward er 1523 mit Chur-Trier und dessen Alliirten, Churpfalz und dem Landgrafen von Hessen, in einen für ihn verderblichen Kampf verwickelt. Geschlagen mußte er sich in die Festung Landstuhl (Neustull) bei Kreuznach flüchten, wo ihn die Gegner belagerten. Hier ward er unglücklicherweise durch einen Holzsplitter, welchen eine Kanonenkugel abgerissen hatte, so schwer verwundet, daß er daran starb. Doch fiel die Festung noch bei seinem Leben in die Hände der Gegner. So starb S., ein wahrhafter Ritter, von

Digitized by Google

reunden und Feinden geachtet, ein ausgezeichneter Mann in seinem Zeitalter an Bildung und Streben und ein großer Freund Luther's. Auch Andere dankten ihm iel, Reuchlin, den er vertheidigte, und Ulrich von Hutten, den er 2 Jahre zu bersberg, seinem Wohnsitze, beherbergte. In ihm verloren die Wissenschaften nen großen Freund und Beförderer. — Sein Geschlecht ist am 24. Nov. 1834 mit Franz Wilhelm, Grafen von S., ausgestorben. 82.

Sickler (Friedrich Karl Ludwig), Consistorialrath und Gymnasialdirector zu Hildburghausen, geb. im Jahre 1773 zu Gräfentonna im Herzogthume Gotha, wurde von seinem Vater, Johann Volkmann S., der als Prediger zu Kleinfahner bei Gotha den 31. März 1820 starb und sich durch die Herausgabe zahlreicher landwirthschaftlicher Schriften rühmlichst ausgezeichnet hat, sehr sorgfältig erzogen. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Weimar eine vorzügliche Vorbildung genossen hatte, widmete er sich ausschließlich den philologischen Studien auf der Universität Jena und ging von da besonders empfohlen nach Frankreich, wurde Privatlehrer im Hause des Banquier Delessert zu Paris, so wie er auch in demselben Berufe in der Familie des Freiherrn Wilhelm von Humboldt von 1806—1812 vorzügliche Achtung genoß und die schöne Gelegenheit fand, 6 volle Jahre in Italien, vorzüglich in Rom und Neapel, unter sehr glücklichen Umständen seine Studien zu verfolgen. Namentlich zogen hier die bei den Nachgrabungen von Herculanum aufgefundenen Bücherrollen seine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf sich, daß er selbst durch vielfältige Erfahrung und Nachdenken einen neuen Weg, sie aufzurollen, betrat. In diesen archäologischen Forschungen wurde er jedoch durch eine Reise in sein Vaterland unterbrochen und folgte einem Rufe als Consistorialrath und Director des neuerrichteten Gymnasium zu Hildburghausen. Von hier aus wurde er auch im Jahre 1817 nach Oxford berufen, um verkohlte Bücherrollen nach seiner Methode aufzuwickeln und zu enträthseln, obgleich sein Versuch mißglückte. Dessenungeachtet hat er sich als ein gründlicher Forscher des Alterthums, als Lehrer und Schriftsteller, trotz mannigfacher literarischer Fehden, bis an seinen Tod (den 8. Aug. 1836) in rühmlicher Thätigkeit bewährt. Unter seinen zahlreichen Schriften sind bemerkenswerth: „Der Gesundbrunnen von Liebenstein, eine Schilderung" (Gotha 1801); „Geschichte der Wegnahme und Abführung vorzüglicher Kunstwerke ꝛc." (Jena 1803. 1. Thl.); „Almanach aus Rom" (Leipz. 1810 und 1811. 2 Bde.), in Verbindung mit K. Reinhard herausgegeben; „Beschreibung eines sehr merkwürdigen griechischen Grabmals bei Kumä ꝛc." (Weimar 1812); „Ideen zu einem vulcanischen Erdglobus ꝛc." (Weimar 1812); „Italienische Bibliothek ꝛc." (Hildburgh. 1813. 1. Bd.); „De Aeneae in Italiam adventu fabuloso" (Meining. 1817); „Kadmus, oder Forschungen in den Dialekten des semitischen Sprachstammes" (1. Abth. Götting. 1818); „Die herculanensischen Handschriften in England und meine nach erhaltenem Rufe und nach Auftrag der englischen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwickelung gemachten Versuche" (Leipz. 1819); Nachtrag: „Humphry Davy's Versuche, die herculanischen Handschriften in Neapel mit Hülfe chemischer Mittel zu entwickeln" (Leipz. 1819); „Die Hieroglyphen in dem Mythus des Äsculapius ꝛc." (Meining. 1819); Thoth, oder die Hieroglyphen der Äthiopier und Ägypter" (Hildburgh. 1819); „Auflösung der Hieroglyphen oder der sogenannten Sternbilder in dem Thierkreise von Tentyra" (Hildburgh. 1820); „Homer's Hymnus an Demeter" (Hildb. 1820); „Auflösungs- und Erklärungsversuch der 10 hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten ꝛc." (Leipz. 1821); „De Amalthaeae etymo et de cornutis deorum imaginibus etc." (Hildburgh. 1822); Eunastasia oder Griechenland ꝛc." (1.—4. Hft. Hildb. 1822—1823); „Die heilige Priestersprache der alten Ägypter ꝛc." (1822—1826. 3 Thle.); „Handbuch der alten Geographie ꝛc." (Cassel 1824); „Schulatlas der alten Geographie" (Cassel

1824—1826. 4. Liefer. 2. Aufl. ebend. 1829); „De typis symbolicis in numis veterum“ (Progr. Hildb. 1825); „Leitfaden zum Unterrichte in der alten Geographie, für Schüler in den Oberclassen der Gymnasien ꝛc.“ (Cassel 1826); „Roms politische Geschichte und Alterthümer“, für Gymnasiasten (Hildb. 1831); „Sendschreiben an den geheimen Hofrath und Ritter, Professor Blumenbach in Göttingen, über die höchst merkwürdigen vor einigen Monaten erst entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher, großer und unbekannter Thiere in den heßberger Sandsteinbrüchen bei Hildburghausen“ (Hildb. 1834). An einem größern schon angekündigten Werke: „Corpus geographorum“ verhinderte ihn der Tod. 84.

Sicyonia, eine Landschaft im Peloponnes, östlich von Korinth, südlich von Argolis und Arkadien, westlich von Achaja, nördlich vom korinthischen Meerbusen begrenzt, 8—10 □ M. groß, hatte ihren Namen von der Hauptstadt Sicyon und war gleich dieser von Dorern bewohnt. Er kommt in der griechischen politischen Geschichte nur wenig vor und da meist unter Achaja mit begriffen; nur als Vaterstadt des Aratus (s. d. Art.) und darum Hauptstadt des achäischen Bundes erhielt Sicyon später große Bedeutung. Desto mehr aber war sie der Sitz der Künste und ihre Bildhauer- und Malerschule, ihre Erzgießereien, ihre Künstler auf der Flöte, ihre prächtigen Dionysosfeste ꝛc. waren im Alterthume weit und breit berühmt. Unter den Ortschaften des Gebietes bemerken wir nur die Stadt Phlius. 37.

Sideralmagnetismus (von dem latein. sidera, die Gestirne) nennt man den unbekannten Einfluß, welchen, wie Einige behaupten, die Gestirne und namentlich der Mond auf Kranke, vorzüglich reizbarer Natur, äußern sollen und dessen man sich sogar zur Heilung schwerer Krankheiten mit Erfolg bedient haben will. Wenn auch der Einfluß des Mondes auf dergleichen Kranke nicht in Abrede zu stellen ist, so wird doch der der übrigen Gestirne noch für sehr zweifelhaft gehalten. Indeß behaupten noch Viele, daß das, was man den Einfluß der Witterung auf den menschlichen Organismus nennt, meist als Einfluß der Gestirne betrachtet werden müsse. 14.

Siderismus (von σίδηρος, Eisen) heißt der Einfluß der Metalle, besonders des Eisens, auf den menschlichen Körper und demnach die Erscheinung, welche bei gewissen Krankheiten durch Behandlung mit Eisen und anderen Metallen hervorgebracht wird. 30.

Siderographie, s. Stahlstich.

Sidmouth (Henry Addington, Viscount), s. Addington.

Sidney (Philipp), ein ausgezeichneter englischer Schriftsteller und Staatsmann, wurde im Jahre 1554 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Oxford und Cambridge, unternahm hierauf eine Reise durch Frankreich, Italien, Ungarn und Deutschland, machte sich während derselben besonders mit der schönen Literatur der Italiener und Spanier bekannt und erfreute sich nach seiner Rückkehr 1575 der besondern Gunst der Königin Elisabeth, als deren Gesandter er im folgenden Jahre an den Hof Kaiser Rudolph's abging. Das Verbot eines Zweikampfes mit dem Grafen von Oxford durch die Königin wurde später Veranlassung, daß er sich 1518 nach Wilton in Wiltshire zurückzog, wo er den Schäferroman „Arcadia“ verfertigte. An den Hof zurückgekehrt zeichnete er sich in allen ritterlichen Übungen und Turnieren aus und war bereit 1585 mit Drake an einer kriegerischen Unternehmung gegen die Spanier in Amerika Theil zu nehmen, als es ihm durch die Königin untersagt wurde, welche auch seine Wahl zum Könige von Polen zu hintertreiben wußte. Sie ernannte ihn nun zum Gouverneur von Vliessingen, worauf er mit dem Heere seines Oheims, des Grafen von Leicester, nach den Niederlanden abging. Dort hatte er aber durch seine ritterliche Tapferkeit einen Sieg über die Spanier kaum erfochten, als er (im Sept. 1586) von ihnen bei Zütphen überfallen und so gefährlich verwundet wurde, daß er kurz darauf zu Arnheim starb.

Außer dem erwähnten Werke ſchrieb S. auch Sonette unter dem Titel: „Astrophel and Stella“, welche zu den ausgezeichnetſten der engliſchen Literatur gehören, die „Defense of poesy“ und verſchiedene kleinere Dichtungen, welche in ſeinen ſämmtlichen Werken (London 1725. 3 Bde.) enthalten ſind. Gray gab ſeine „Miscellaneous works“ (Oxf. 1829) nebſt einer Lebensgeſchichte S.'s heraus, welche Zouch in ſeinen „Memoirs of the life and writings of Sir Phil. Sidney“ (Lond. 1808) noch ausführlicher gab. 81.

Sidney (Algernon), ein berühmter engliſcher Staatsmann und eine Hauptleuchte des philoſophiſchen Staatsrechts, ward 1617 zu London geboren und war der 2. Sohn Robert's, Grafen von Leiceſter. Er begleitete ſeinen Vater auf deſſen Geſandtſchaftsreiſen nach Dänemark (1632), ſo wie nach Frankreich (1636). — Als dieſer zum Oberſtatthalter von Irland ernannt ward, erhielt er eine Offizierſtelle in dem Cavallerieregimente deſſelben (1641) und nahm mit ſeinem ältern Bruder an dem Kriege gegen die Aufrührer den thätigſten Antheil. Nach dem Waffenſtillſtande von 1643 rief ihn Karl I. mit ſeinem Bruder zu ſich; ſie wurden aber auf Befehl des Parliaments bei ihrer Landung in England verhaftet, welcher Umſtand den Abfall Leiceſter's und ſeiner Söhne vom Könige zur Folge hatte. Beide Brüder ergriffen die Waffen für das Parliament. S. wurde unter Fairfax Oberſter eines Cavallerieregiments, ging mit dieſem nach Irland, ward bald darauf General und Gouverneur von Dublin und kehrte als Gouverneur von Dower nach England zurück. Dem Proceſſe des Königs wohnte er als Mitglied des hohen Raths zwar bei, fand ſich aber weder am Tage der Abſtimmung ein, noch unterzeichnete er mit den Befehl zur Hinrichtung. Als ein Gegner Cromwel's nahm er unter deſſen Protectorate keine Anſtellung und zog ſich nach Preshurſt zurück. Hier ſoll er die berühmten Geſpräche über die Regierung geſchrieben haben („Discourses concerning government“, Lond. 1698; 1763. 4. Deutſch von Erhard, Leipz. 1794. 8.; auch im Auszuge von Jacob, Halle 1795). Erſt nach Richard Cromwel's Abdankung ſchickte ihn das Parliament 1659 nach Dänemark, um den Frieden zwiſchen dieſem Lande und Schweden zu vermitteln. Dieſes Geſchäft zog ſich in die Länge und Karl II. beſtieg unterdeſſen den Thron (1660). Da nun S. unter den ihm vom Könige geſtellten Bedingungen nicht zurückkehren wollte, blieb er auf dem Feſtlande und hielt ſich 17 Jahre abwechſelnd in Italien, in der Schweiz und Frankreich auf. Endlich (1677) erhielt ſein betagter Vater die Erlaubniß zu ſeiner Rückkehr und Verzeihung für alle dem Königthume verübte Beleidigungen des Sohnes. Dieſer, wie man ſagt, im Solde Frankreichs, wiederrieth zurückgekehrt ſogleich den Krieg mit dieſem Lande und erhielt ſo wirklich den Friedenszuſtand. Nach dem Tode ſeines Vaters (1680) wurde S. in das Parliament gewählt und ward eine Hauptgeißel der Miniſter. Als zu jener Zeit in England alles Recht der übermüthigen Gewalt wich, verband er ſich aus Begeiſterung für Freiheit und Vaterland mit dem Herzoge von Monmuth, Lord Ruſſel u. A. m. und es kam die Rye-Houſe-Verſchwörung zu Stande; noch aber war der Plan des Aufſtandes nicht reif, als er entdeckt wurde. Im Juni 1683 ward S. nebſt Ruſſel u. A. vor Gericht geſtellt und ihnen der Proceß gemacht, wobei man ſich die offenbarſten Verletzungen der Rechtsformen, die ſchreiendſte Verdrehung der Geſetze erlaubte, gegen den hochherzigen S. zumal, gegen welchen, als nur Ein Zeuge wider ihn ausſagte, der berüchtigte Oberrichter Jefferies eine in des Beklagten Studirzimmer gefundene Handſchrift jener „Discourses“, worin mehrere Stellen die Rechtmäßigkeit des Widerſtandes gegen tyranniſche Gewalt und den Vorzug einer freien vor einer willkührlichen Regierung behaupteten, als den weiten (geſetzlich nothwendigen) Zeugen aufführte und hiernach die Geſchworenen zum Ausſpruche „ſchuldig“ bewog. S. benahm ſich mit Würde und Mäßigkeit, überreichte durch ſeinen Neffen, den Marquis von Halifax, dem Könige Karl ein

Bezirke, in welchen Gewerbe betrieben werden, für welche nach Art. 2 des Gesetzes, betr. Abänderung des Gesetzes, betr. Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich, vom 17. Juli 1878 (Reichs-Gesetzbl. S. 199) Ausnahmen von der Bestimmung des §. 105 a. a. O. zugelassen werden können, sowie die Gewerbe, für welche solche Ausnahmen zugelassen werden können, bestimmt wie folgt:

§. 1.

Ausnahmen von der Bestimmung des §. 105 der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich können zugelassen werden:

1) für die Bezirke der Aemter Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken,

für die Gewerbe der Bäcker, Conditoren, Metzger, Wirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe,

2) für die Bezirke der Aemter Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken, Bergzabern, Germersheim, Landau, Pirmasens, Speyer, Frankenthal, Kaiserslautern, Neustadt a. H., Dürkheim, Grünstadt, Kirchheimbolanden, Alzey, Bingen, Oppenheim, Worms, Ludwigshafen, Homburg, Zweibrücken,

für die Gewerbe der Bäcker, Conditoren, Metzger, Wirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe, Kaffeesieder, Barbiere, Friseure, Lohnkutscher, Fuhrleute, Gastwirthe, Schenkwirthe,

§. 2.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Königlichen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 1. Januar 1879.

(L. S.)

Wilhelm.

Fürst Bismarck.

ländiſches Moos, Obſt, darunter auch Kaſtanien, Wein (3644000 Eimer), Gerberbäume und viel Holz; e) aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen, Queckſilber, Antimonium, Galmei, Arſenik, Steinſalz, Farbenerde, Marmor, Edelſteine, unächte Diamanten, Waſſerblei, Bergöl, Steinkohlen und mineraliſche Wäſſer. Die Einwohner (mit der Militairgrenze) beſtehen aus 13 Völkerſchaften, unter denen die vorzüglichſten ſind: die Ungarn, Szekler und Sachſen oder Deutſche, nach welchen das Land zerfällt: I. in das Land der Ungarn mit 11 Comitaten und 2 Diſtricten, welche die größere nordweſtliche Hälfte des Landes umfaſſen; II. in das Land der Sachſen mit 9 Comitaten und 2 Bezirken, welche meiſtentheils im Süden liegen, und III. in das Land der Szekler mit 5 Comitaten, welche im Südoſten der Grenze der Moldau liegen. Außerdem gibt es hier noch Zigeuner, Griechen, Armenier, Walachen, Serbier, Italiener, Polen, Rußniaken und Juden. Dieſe Völker wohnen in 113 Frei- und 18 Municipalſtädten, 60 Marktflecken und 2586 Dörfern. Der Religion nach ſind die Einwohner Katholiken (350000), Lutheraner (540000), Reformirte (200000), Griechen, unirte und nicht unirte (710000), Armenier, Juden. Die Sprache iſt die ungariſche und deutſche; außerdem iſt auch noch die lateiniſche Sprache unter dem Volke verbreitet. Die Beſchäftigung der Einwohner beſteht in der Bearbeitung und Benutzung des Bodens, Viehzucht, welche aber auf keiner hohen Stufe ſteht, und Bergbau, welcher deſto ergiebiger und benutzter iſt. Ausgebreitete Manufacturen und Fabriken fehlen, obgleich alle Handwerke, vorzüglich durch die Sachſen, getrieben werden, welche ihre meiſten Fabriken in Herrmannſtadt und Kronſtadt haben. Sie liefern Tuch, Wollen- und Baumwollenzeuge, weiße und gefärbte Leinwand, Hüte, Leder ꝛc. Mit dieſen, wie auch mit Colonialwaaren, Vieh, Getreide, Handwerkswaaren, Salz, (welches aus 6 Steinſalzgruben erbeutet wird und 1834 770706 Centner lieferte), Metallen u. a. m., wird ein bedeutender Handel getrieben, welcher in den Händen der Griechen und Armenier liegt; anſehnlich iſt auch der Tranſitohandel zwiſchen der Türkei, Ungarn und Deutſchland. Im Jahre 1834 betrug der Werth der zu verſteuernden Waaren bei der Einfuhr 3341243 Gulden Conv. M. und der Betrag der Ausfuhr der Waaren 2146658 Gulden; auch zählte dieſes Land in demſelben Jahre 765 Wechsler, Großhändler und Handlungen. In Hinſicht der Bildung ſtehen die Einwohner den Ungarn ziemlich gleich, vielleicht noch höher und haben für den höhern Unterricht ein Lyceum zu Klauſenburg, 1 theologiſche Lehranſtalt des neuen unirt-griechiſchen Ritus, 2 theologiſche Lehranſtalten der Unitarier, 11 katholiſche und unirtgriechiſche und 12 akatholiſche Gymnaſien; für den Volksunterricht 25 katholiſche und ebenſo viele akatholiſche Haupt-, 212 katholiſche und 923 akatholiſche Trivial- und 40 katholiſche und 226 akatholiſche Mädchenſchulen. S. iſt integrirender Theil von Öſtreich, hat ſeine eigene Verfaſſung, die ſich auf die Unionspunkte der 3 aufgenommenen Nationen, auf das Leopoldiniſche Diplom von 1691 und auf die pragmatiſche Sanction gründet. Nach dem Leopoldiniſchen Diplome findet völlige Religionsfreiheit Statt; alle Gerechtſame und Freiheiten der Siebenbürgen, alle Geſetze, alle Gerichts- und andere Stellen werden nach demſelben beſtätigt, nur Inländer angeſtellt, confiscirte Güter an verdiente Siebenbürgen verliehen, der Landtag ausgeſchrieben, Poſten eingerichtet und nur Inländer ſollen die höchſten Staatsämter bekleiden. Die Unionspunkte ſind: Unterwerfung unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, ein geheimer Rath aus gleicher Anzahl Glieder, volle Eintracht, allgemeine Landtage und gemeinſchaftliche Landesvertheidigung. Der Landſtand der ungariſchen Nation beſteht aus dem Adel, der zugleich als ungariſcher Adel betrachtet wird und ſich nach Gefallen in Ungarn niederlaſſen kann und frei von Steuern und geſpanſchaftlichem Gerichtszwange iſt; daher man auch alle Geiſtliche, bis auf die Mönche und Landpfarrer zu den adeligen Perſonen rechnet.

Der Adelstand haftet auf gewissen Ämtern, Ländereien und Familien und wird auch durch Adoption und Veräußerung adeliger Güter auf andere vorher unadelige gebracht. Fürst und Stände geben gemeinschaftlich Gesetze, schreiben Auflagen aus und ertheilen an Ausländer das Indigenat; aber der Monarch besitzt hier größere Vorrechte als in Ungarn, schließt Krieg und Frieden, hebt Soldaten aus, hat das Münzrecht, das Recht, Pfründen zu vergeben, die Einkünfte der eröffneten zu ziehen, Dispensationen in Ehesachen zu ertheilen, über protestantische Ehepro-cesse das höchste Urtheil zu sprechen, Standeserhöhungen vorzunehmen, das Erb-gut ausgestorbener Familien zur Kammer zu schlagen ꝛc. Die höchste Landesstelle bildet das Gubernium zu Klausenburg, das einen größern Wirkungskreis als die Gubernien der übrigen Provinzen hat, da es zugleich höchste politische und Ge-richtsstelle im Lande ist. An seiner Spitze steht der Landesgouverneur mit 12 Gubernialräthen; unter ihm das Provinzialcommissariat, die Buchhalterei, die Comitatsbehörden. Für die Justiz ist die königliche Gerichtstafel zu Maros-Va-sarhely ein Obergericht in gewissen Rechtssachen in erster, in anderen in zweiter Instanz nur für die Ungarn und Szekler; die Sachsen haben ihren Grafen als oberste Behörde und zugleich als Präsidenten der Universität, d. i. einer Art Land-tagsversammlung, die zugleich dritte sächsische Gerichtsinstanz ist. Von dieser, so wie von der Gerichtstafel in Maros-Vasarhely kann die Appellation in letzter In-stanz an die siebenbürgische Hofcanzlei zu Wien gehen; niedere Gerichte sind wie in Ungarn. Ebenso verhält es sich mit dem Kirchen- und Schulwesen; Katholi-ken, Griechen, Reformirte, Lutheraner und Unitarier stehen unter ihren Con-sistorien, Superintendenten und Bischöfen. In dem Lande der Ungarn finden wir folgende Städte: Ober- und Unterweißenburg, Kokelburg, Thorenburg, Klau-senburg, Doboka, Inner- und Mittel-Szolaok, Henyad, Krasna, Zarand und 2 Districte: Kowar und Fogaras; in dem der Szekler: Udvarhely, Haromszek, Csik, Maros, Ararpos; und in dem der Sachsen mit dem zur Militairgrenze ganz oder ge-mischt gehörenden Theile: Herrmannstadt, Schäsburg, Medias, Mühlenbach, Reißmarkt, Großschenk, Reps, Leschkirchen, Broos und 2 Bezirke: Kronstadt und Bistriz. Dazu kommen 13 Fiscalgüter oder Tanalörter, d. i. solche Ortschaf-ten, die auf ihrem Gebiete ihre eigene Gerichtsbarkeit ausüben. — Geschichte. S. war in den frühesten Zeiten ein Theil Daciens und unter Trajan von den Rö-mern unterworfen worden. In der Völkerwanderung ließen sich verschiedene Völ-ker hier nieder, bis endlich die Petscheneger sich festsetzten, die aber im VIII. Jahrh. von den Magyaren in den östlichen Theil des Landes zurückgedrängt und nun Szekler (s. d. Art.) genannt wurden, und von nun an ward S. von magyarischen Woiwoden verwaltet und als ein Theil Ungarns betrachtet. Im XII. Jahrh. ward der südöstliche Theil durch ausgewanderte Deutsche vom Niederrheine bevöl-kert, denen der König Geysa II. Grundeigenthum und viele Freiheiten gab; hier-zu kamen bald viele Obersachsen und Thüringer, welche durch ihre Betriebsamkeit bald das Land in großen Flor brachten und nicht allein den Namen Sachsen für alle dortigen Deutschen gebräuchlich machten, sondern auch durch Erbauung von 7 festen Städten und Eintheilung ihres Landes in 7 Districte die Benennung S. ver-anlaßten. In der Abhängigkeit von Ungarn blieb S. bis 1535, wo es, nachdem durch den großen Eingang, den die Reformation hier gefunden hatte, manche Zwistigkeiten entstanden waren, endlich an Johann Zapolya als erbliches Fürsten-thum vom Kaiser Ferdinand I. abgetreten ward. Als solches fühlte es während langer Zeit nicht allein die Wehen heftiger religiöser Reibungen und innerer Unru-hen, sondern war auch stets in den Kriegen zwischen Östreich und den Türken mehr oder weniger betheiligt, besonders unter Bathori, Botskai, Bethlen Gabor, Georg Rakoczy, Barcsay, Kamony und den beiden Apafi und wurde endlich, nachdem der von Türken eingesetzte Graf Tökely und Leopold Rakoczy den östrei-

hischen Waffen unterlegen waren, im Frieden zu Passarowitz (d. 21. Juli 1718) gänzlich Östreich unterwürfig, bei welchem es, 1775 von Maria Theresia zu einem Großfürstenthume erhoben, auch fortan geblieben ist. 71. 37.

Siebengebirge heißt ein am rechten Ufer des Rheins südlich von der Sieg sich erhebendes Gebirge, dessen höchster Gipfel nicht über 1500 Fuß über dem Meere sich erhebt, aber durch 7 über die übrigen Berge hervorragende Kegel (wovon der Name) sich besonders auszeichnet. Diese sind: der Drachenfels, der Stromberg, Wolkenberg, Löwenberg (1444 Fuß, der höchste dieser Berge), Ölberg, Nonnenstromberg und Hemmerich, sämmtlich mit Ruinen alter Burgen besetzt. Das Gebirge besteht aus Trachyt und hat bedeutende Steinbrüche. 37.

Siebengestirn, s. Plejaden.

Siebenjähriger Krieg. Östreich hatte seit dem aachner Frieden (1748) sich im Stillen zur Wiedergewinnung der verlorenen 6 schlesischen Fürstenthümer und der Grafschaft Glatz gegen Preußen gerüstet; dieses dagegen zu Westmünster (16. Januar 1756) mit England, welches wegen Akadien mit Frankreich in Krieg gerathen war, einen Vertrag geschlossen, wornach allen fremden Truppen der Eintritt in Deutschland mit vereinter Macht verwehrt werden sollte und insbesondere Preußen den hanöverschen Ländern Schutz, England aber dafür Subsidien versprach, und Preußen sich deßhalb von Frankreich, England von Östreich lossagte. Nun schlossen Frankreich und Östreich (am 1. Mai 1756) zu Versailles den Europa in Erstaunen setzenden Bund, garantirten sich in demselben wechselseitig ihre gesammten europäischen Staaten und verhießen einander, im Falle eines Angriffs, ein Hülfsheer von 24000 Mann. Dazu schloß Östreich durch Vermittelung des mächtigen Staatskanzlers, Bestuscheff, ein Bündniß (am 31. Dec. 1756) mit Rußland, welchem im folgenden Jahre (22. Sept. 1757) auch Schweden beitrat. So geheim von Seiten Östreichs auch diese Bündnisse betrieben worden waren, so war doch Friedrich der Große durch Abschrift der Verhandlungen zwischen diesen Mächten, die ihm sein Gesandter, Malzahn, von dem sächsischen geheimen Kanzellisten Menzel (seit 1753) verschaffte, zur Kenntniß des Vorhabens gekommen. Deßhalb ließ er schon im Juni 1756 in Wien anfragen, ob die Kriegsrüstungen ihm gälten? Als man ausweichend hierauf antwortete, forderte er das Versprechen, daß man ihn weder im laufenden, noch im folgenden Jahre angreifen wolle. Die Kaiserin Königin gab hiergegen eine unfreundlich klingende Erwiederung und nun, ohne weitere Verhandlung, so wie ohne Kriegserklärung, machte Friedrich seine Vorbereitungen zum Aufbruche des Heeres so geheim und unbemerkt, daß Niemand seine Absicht eher errathen konnte, als bis er plötzlich im August 1756 mit 70000 seiner Preußen, in 3 Colonnen formirt, unter ihm selbst, dem Herzoge von Braunschweig und dem Herzoge von Bewern, in Sachsen einrückte und freien Durchzug nach Böhmen verlangte, während der Feldmarschall Schwerin mit einer Heerabtheilung von Schlesien aus in Böhmen eindrang. Da er aber nur das Versprechen der Neutralität von Sachsen erhielt, so glaubte er einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen und griff daher zur Gewalt. Die sächsischen Truppen, 17000 an der Zahl, hatten sich, überrascht, in Eile und ohne Gepäck und Vorräthe in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und die Festung Königsstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu nehmen war. Dieser Umstand hielt den König von dem sofortigen Eindringen in Böhmen ab, indem derselbe eine lange kostbare Zeit mit der Einschließung der Sachsen verlieren und den kaiserlichen Truppen Zeit geben mußte, sich zu sammeln. Ein unter dem östreichischen Feldmarschalle Browne zum Entsatze herbeieilendes Heer wurde am 1. Oct. bei Lowositz geschlagen und das sächsische Heer nach einem vereitelten Versuche bei Königsstein, sich über die Elbe zu retten, nach den größten Drangsalen und da das-

onnte sich daher mit seinen Truppen gegen die Schweden wenden, welche mit an-
hnlicher Macht von Stralsund aus durch Preußisch-Pommern in die Uckermark
orgedrungen waren, sich aber bei dessen Annäherung schnell bis nach Stralsund
nd Rügen zurückzogen. Dennoch war die Lage Friedrich's verzweiflungsvoll;
ur Wenige hielten seine Rettung für möglich. Nur Kühnheit und Schnellig-
eit boten noch Aussicht des Heils; denn bis nach Halle streifte bereits die Reichs-
rmee unter dem Prinzen von Hildburghausen, vereint mit einem französischen
orps unter Soubise, die franz. Hauptarmee unter Richelieu drohete mit einem
inbruche in das Magdeburgische und Berlin wurde am 16. Oct. durch Haddick
ebrandtschatzt. Mit einem schwachen Heere ließ der König den Herzog von Be-
vern gegen die Östreicher in der Lausitz zurück, flog durch Sachsen gegen Thürin-
en mit den übrigen Truppen und zerstäubte mit 22000 Mann bei Roßbach (s. d.
rt.), unfern Merseburg, am 5. Nov. in einem Augenblicke Soubise's und
ildburghausens verbundenes Heer von 60000 Mann. Ein panischer Schrecken
erstreuete die Überreste desselben nach allen Winden. Auf diese Botschaft verließ
uch Richelieu seine Stellung und eilte ins Hanöversche zurück. Der König von
Preußen aber durch dringendere Gefahren von der Verfolgung seines Sieges abge-
alten, wendete den Heldenschritt gegen das schlesische Kampffeld. Denn in seiner
bwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General von Winter-
eld, in einem Gefechte bei Moys gefallen, der Herzog von Bewern hatte sich mit
einem Heere nach Schlesien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen und
weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmar-
challs Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Festung Schweidnitz
(11. Nov.) an den General Nadasti nach einer 17tägigen Belagerung übergegan-
gen. Am 22. Nov. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an,
esiegte dasselbe nach muthiger Gegenwehr und der Herzog von Bewern wurde zum
Gefangenen gemacht. Zuletzt wurde noch von dem zaghaften Generale Lestwitz
Breslau mit großen Vorräthen und trefflich gefüllten Zeughäusern der kaiserlichen
Armee übergeben. In dieser großen Gefahr erkämpfte der herbeigeeilte Friedrich
bei Leuthen (5. Dec.) (s. d. Art.) den herrlichsten, den entscheidendsten von seinen
Siegen allen. Breslau und Liegnitz mußten sich nun ergeben (19. und 22. Dec.).
Der König, kurz zuvor dem Verderben nahe, war jetzt furchtbarer als je. Das Ca-
inet von St. James erklärte die Übereinkunft vom Kloster Seven für ungültig;
er Herzog Ferdinand von Braunschweig übernahm an Cumberland's Stelle den
Oberbefehl über die Observationsarmee, sammelte die zerstreueten Hanoveraner,
ereinigte mit ihnen Hessen und Braunschweiger und drängte das durch Krank-
eiten und die Nachlässigkeit des Herzogs von Richelieu tief herabgesunkene fran-
ösische Heer bis nach Celle an die Aller zurück. Beide Theile bezogen hier nach so
nnigfacher Blutarbeit die Winterquartiere. Friedrich ließ nun in Wien Frie-
ensvorschläge machen; allein seine Anträge wurden zurückgewiesen und die
Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Feldmarschall Daun über-
ahm jetzt das Commando der Östreicher. Von französischer Seite wurden die Heere
uch verstärkt und statt des Herzogs von Richelieu in dem Grafen Clermont ein anderer
Heerführer gesendet. Rußland zeigte gleichfalls den Willen zur eifrigen Fortsetzung
es Krieges und General Fermor, an die Spitze der Truppen gestellt, brach schon
m Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte dasselbe ohne Wider-
tand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.
Gegen so ernstes Vorhaben mußte König Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder,
o wie des sächsischen Landes, aufbieten. Er eroberte gleich im Anfange des näch-
ten Feldzugs (16. April 1758) das wichtige Schweidnitz und suchte Ollmütz in
Mähren mit einer Belagerung heim. Allein das Glück war bei dieser Unterneh-
nung nicht mit der Kühnheit verbündet, die Stadt vertheidigte sich auf das Tapferste

und die Einwohner des Landes machten den Preußen den Unterhalt schwer, so daß die Belagerung aufgehoben werden mußte, als es dem östreichischen Generale Laudon gelang, eine Convoy von 3000 Wagen wegzunehmen. Der König unternahm nun den beschwerlichen Rückzug über Böhmens Gebirge nach Schlesien, ließ hier den Feldmarschall Keith zur Deckung des Landes zurück und eilte mit 14000 Mann wie im Fluge gegen die Russen, welche von Preußen über die Wartha unter schrecklichen Verwüstungen nach Pommern und in die Neumark gedrungen waren und am 15. Aug. Küstrin eingeäschert hatten. Am 25. Aug. trafen beide feindliche Heere an einander und es entspann sich bei Zorndorf (s. d. Art.) die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, wo die Russen geschlagen wurden. Durch den Rückzug der Russen war nun die Neumark vom Feinde befreit; doch als die kritische Lage des Prinzen Heinrich von Preußen den König nach Sachsen rief, erschienen auch die Russen in den Marken wieder und belagerten Kolberg, bis der Winter sie (den 25. Nov.) in die Winterquartiere nach Polen rief. Sachsen war stets der Mittelpunkt der Operationen der Preußen. Hier war Prinz Heinrich von Preußen durch die Ankunft des großen östreichischen Heeres unter Daun in große Gefahr gerathen. Die plötzliche Ankunft des Königs und die Drohungen des preußischen Commandanten Schmettau retteten Dresden. Daun zog sich in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte, und gedachte hier den König von Schlesien abzuschneiden und so dem Generale Harsch Gelegenheit zu geben, die Festung Neisse zu erobern. Aber Friedrich, diesen Plan durchschauend, eilte die Straße über Bautzen nach Görlitz zu gewinnen, rückte dicht an das östreichische Heer und nahm zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz ein offenes Lager. Hier überfiel aber den 14. Oct. Daun den sonst so wachsamen Feldherrn (s. d. Art. Hochkirch) vor Tagesanbruch so unvermuthet und mit solchem Ungestüm, daß Friedrich nach einem fünfstündigen mörderischen Gefechte Lager, Gepäck und Geschütz dem Feinde preisgeben mußte. Aber musterhaft und mit der größten Ordnung führte der König seinen Rückzug aus, der siegende Feind wagte es nicht denselben zu stören, sondern begnügte sich damit in sein altes Lager zurückzukehren. Der geschlagene König setzte, alles Heergeräthes beraubt, durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien unerwartet in Schlesien, zwang den General Harsch die Belagerung von Neisse aufzuheben (6. Nov.) und befreite Kosel vom Feinde (den 15. Nov.). Feldmarschall Daun kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück, um dort sein Winterlager zu nehmen. So hatte dieser Zug weiter nichts bewirkt, als daß bei einem Angriffe der Östreicher auf Dresden der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, die schönen Vorstädte der Stadt niederbrannte. — Trotz ihrer Überlegenheit hatten die Franzosen unter Clermont den Krieg in Deutschland unglücklich geführt. Ohne Feldschlacht und Belagerung nöthigte sie Ferdinand von Braunschweig Niedersachsen, Hessen und Westphalen zu räumen und brachte bei Crefeld (den 23. Juni) ihnen eine Niederlage bei. An die Stelle des unerfahrenen Generals kam nun der erfahrenere Contades (11. Juli). Soubise drang von Hanau nach Hessen durch und Broglio schlug den Prinzen von Isenburg mit seinen Hessen bei Sangerhausen (23. Juli) in die Flucht. Die schwache Zahl der alliirten Armee nöthigte den Herzog Ferdinand über den Rhein zurückzugehen und eine vortheilhafte Stellung zur Deckung Hanovers einzunehmen. Dagegen konnte Soubise, obwohl Sieger bei Lutternberg (10. Oct.), seine Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewirken. Ohne einander Vortheile abzugewinnen kämpften beide Theile bis zum Einbruche des Winters in Westphalen; doch wurden die Franzosen endlich von dem tapfern Prinzen Ferdinand gezwungen, das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu verlassen und ihre Winterquartiere zwischen dem Rheine und der Maas zu nehmen. Neue Prüfungen harrten des Königs im folgenden Jahre (1759). Die Hoffnung,

Digitized by Google

enſelben endlich doch zu überwältigen, trieb ſeine Gegner zu den äußerſten Anſtren-
ungen. Die öſtreichiſchen Heere wurden trefflich ergänzt; Frankreich bot alle
räfte auf, um den Beſitz von Weſtphalen, Hanover und Heſſen mit Über-
nacht zu erkämpfen, und die ruſſiſche Kaiſerin ſendete, um den Flecken der zorn-
orfer Schlacht zu tilgen, neue Schaaren und in dem Generale Soltikow einen
euen tapfern Feldherrn auf die Kampfbühne. Friedrich's Heere ſchmolzen dagegen
ei der Übermacht ſeiner Feinde immer mehr zuſammen. Beim Beginne des neuen
eldzugs ward Ferdinand von Braunſchweig von zwei Seiten bedroht. Am Main
and der Herzog von Broglio mit einem franzöſiſchen Heere und hatte Frankfurt,
elches er durch Überrumpelung in ſeine Gewalt gebracht hatte, zum Mittelpunkte
einer Stellung, und vom Niederrheine her drohte der Marſchall von Contades mit
em Hauptheere auf das hanöveriſche Land herzufallen. Mit beiden Theilen ſtand
ußerdem noch ein Theil der Reichsarmee in Verbindung. Zwar gelang es Ferdi-
and die Reichstruppen aus Thüringen zu vertreiben, er konnte aber bei dem Dorfe
Bergen, unweit Frankfurt, wo er auf das Heer des Herzogs von Broglio ſtieß,
es dreimaligen Angriffs ungeachtet den Feind nicht aus ſeiner Stellung verdrängen
nd zog ſich daher in guter Ordnung zurück, um Niederſachſen gegen die Angriffe
es Marſchalls von Contades zu vertheidigen, welcher bei Düſſeldorf den Rhein
berſchritten, ſich mit Broglio vereinigt hatte und bis Minden vorgedrungen war.
Hier zwang Herzog Ferdinand denſelben am 1. Aug. zur Schlacht (ſ. d. Art. Min-
en) und beſiegte ihn, ſo daß er in eilendem Zuge das Ufer des Rheins wieder zu
ewinnen ſuchte. König Friedrich hatte in dieſem Jahre mit ſeiner Heerabtheilung
en Feldzug nicht ſo früh eröffnet. Er bezog ein feſtes Lager bei Landshut und ließ
en Öſtreichern durch raſche Streifzüge in Böhmen, ſo wie den Ruſſen in Polen
nſehnliche Magazine zerſtören. Dieß verzögerte den Anfang größerer Unterneh-
ungen. Dennoch rückte das ruſſiſche Heer unter Soltikow aus Polen nach der
Oder zu und Laudon war mit 20000 Öſtreichern bereit ſich mit dieſem zu ver-
inigen. In dieſer Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maßregel
er ſchwierigen Lage, in die er kommen konnte, begegnen zu müſſen. Er ſchickte
aher den General Wedel als Dictator mit dem Befehle den Ruſſen entgegen, ſie
nzugreifen, wo er ſie finden möchte. Dieſer griff die Ruſſen bei dem Dorfe Kay,
nweit Züllichau, an, wurde aber mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen und
adurch gelang es den Ruſſen ihre Vereinigung mit den Öſtreichern zu bewirken.
Nun eilte der König ſelbſt dieſem vereinigten Heere entgegen. Eine mörderiſche
Schlacht begann (ſ. Kunersdorf), in der er die ſchwerſte Niederlage erlitt. Doch
ie Ruſſen benutzten den Sieg zu Friedrich's Glücke nicht und Daun wurde durch
es Königs Bruder, Heinrich, in der Lauſitz feſtgehalten und durch treffliche Wen-
ungen und Märſche ohne eine Schlacht ſogar gezwungen, ſich in die böhmiſchen
Gebirge zurückzuziehen, und trotz der folgenden Eroberung Dresdens durch die Reichs-
rmee (am 4. Sept.) und die Gefangennehmung des Fink'ſchen Corps (11000
Mann) bei Maxen (am 20. Nov.) waren die Feinde am Ende des Feldzuges überall
ieder zurückgedrängt; nur der Feldmarſchall Daun hielt ſich noch in Sachſen, wo
r Dresden beſetzt hatte. Auch die Schweden, welche in Preußiſch-Pommern ein-
efallen waren, wurden durch Manteufel und Platen bis unter die Kanonen von
Stralſund zurückgetrieben. In dem neuen Feldzuge (1760) wollte der König ſelbſt
Sachſen decken, ſein Bruder Heinrich ſollte die Mark gegen die Ruſſen und der
General Fouquet Schleſien gegen Laudon ſchützen. Durch ein dreifach überlegenes
Heer wurde aber Letzterer bei Landshut (ſ. d. Art.) den 23. Juni geſchlagen und
Schleſien war nun dem Feinde bloßgeſtellt; die Belagerung von Dresden, welche
er König am 14. Juli 1760 begann, war bei der heldenmüthigen Vertheidigung
es Generals Maquire und ungeachtet der dritte Theil der Stadt in Aſche gelegt
ar, ohne Erfolg und mußte am 30. Juli bei der Annäherung der feindlichen Armee

ſeinden befreit, ihre Überlegenheit hergeſtellt ſahen. Die Öſtreicher zumal empfan-
en dieſelbe. Daun ward bei Reichenbach empfindlich geſchlagen (16. Aug. 1762)
nd hierauf (den 9. Oct.) Schweidnitz wieder erobert. In Sachſen führte Prinz
Heinrich den Krieg ſo, daß er das ganze Land außer Dresden beſetzt hielt und durch
eine tapferen Unterfeldherren Seydlitz, Kleiſt und Belling manchen glücklichen
Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die
Öſtreicher mit der Reichsarmee durch Übermacht aus ſeiner guten Stellung bei Frei-
burg (am 15. Oct.) verdrängt hatten, griff er dieſelben am 29. Oct. wieder an
nd ſchlug ſie gänzlich in die Flucht. Dieſes war das letzte Treffen im ſiebenjährigen
Kriege. Der König ſchloß am 24. Nov. einen Waffenſtillſtand mit Öſtreich und
ertheilte ſeine Heere von Thüringen bis Schleſien in die Winterquartiere. Der
Oberſt Kleiſt allein blieb mit 10000 Mann gegen die deutſchen Fürſten im Felde,
rach in Franken ein und brachte einen der Reichsfürſten nach dem andern zum
Frieden. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte in den drei letzten Jah-
en des Kriegs ſeinen alten Ruhm behauptet. — Frankreich bot alle Kräfte auf die
Ehre ſeiner Waffen zu retten, es wurden immer neue Oberbefehlshaber zur Armee
geſchickt, dieſelbe im Jahre 1761 ſogar auf 150000 Mann verſtärkt, denen Ferdi-
nand nur 80000 Mann entgegenſtellen konnte, und dennoch erreichte Frankreich
nichts weiter als den Beſitz Heſſens, deſſen Vertheidigung außer der Kraft des Her-
zogs lag. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten ſich ſeine Unterfeldherren, der
Erbprinz von Braunſchweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am
Ende des letzten Feldzugs konnte der Herzog ſogar von der Vertheidigung wieder zum
Angriffe übergehen, er vertrieb die Franzoſen durch ein glückliches Treffen bei Wil-
helmsthal und durch ein anderes bei Lutternberg aus der Gegend von Caſſel und
beſchloß den Feldzug des Jahres 1762, ſo wie den ganzen Krieg durch die Eroberung
dieſer Stadt am 1. Nov. Es wurde auch auf dieſer Seite ein Waffenſtillſtand ge-
ſchloſſen. Alle kriegführenden Völker waren erſchöpft und ſehnten ſich nach Ruhe.
Die Noth Sachſens zwang ſeinen Churfürſten die erſten Friedensanträge an den
König von Preußen zu thun; die Kaiſerin Maria Thereſia bezeigte ihre aufrichtige
Neigung zu einem Frieden, zu welchem auch der durch einen ſiebenjährigen Kampf
erſchöpfte König bereit war. So ward der hubertsburger Friede (15. Febr. 1763)
zwiſchen Öſtreich, Sachſen und Preußen unterzeichnet (ſ. Friedensſchluß). So
ndete ein fürchterlicher Krieg, reich an großen mannigfaltigen Auftritten, für Feld-
herren und Staatsmänner belehrend. Beinahe eine halbe Million Menſchen hatte
er aufgerieben. In Deutſchland waren ganze Kreiſe verheert, Handel und Ge-
werbe ſtockten und vorzüglich die preußiſchen und ſächſiſchen Länder wurden durch
Mangel und Theurung heimgeſucht. 61.

Siebenpfeifer (Philipp Jacob), geb. am 12. Nov. 1789 (nach Anderen
1791) zu Lahr im Breisgau, der Sohn eines armen Schneiders, kam, noch nicht
15 Jahre alt, als Schreiber in das Oberamt zu Lahr, ging bald darauf nach Frei-
burg, wo er bei der Finanzverwaltung angeſtellt wurde, und benutzte ſeine Erſpar-
niſſe, um 1810 die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in Freiburg zu ſtudiren, mußte
aber, als ſeine Mittel erſchöpft waren, wieder ein Amt ſuchen, worauf er bei der
Steuerverwaltung angeſtellt ward. 1812 wendete er ſich zum Studium der Rechts-
wiſſenſchaft, erlangte 1813 die juriſtiſche Doctorwürde, wurde nach beſtandener
Staatsprüfung Secretair bei der Kreisſtelle und bereitete ſich ſeitdem zu einem ju-
riſtiſchen Lehramte vor. 1814 ward er zu dem öſtreichiſchen Generalgouvernement
n Colmar berufen, dann zur öſtreichiſch-baieriſchen Regierung in Kreuznach ver-
ſetzt, ſpäter zum Kreisdirectorialadjunct in Trier und bald zum Vorſtande der öſt-
reichiſchen Verwaltung zu Landau ernannt und erhielt von der öſtreichiſchen Regie-
rung die große goldene Civilverdienſtmedaille, ward aber ſpäter in die geringere
Stelle eines Kreisdirectorialaſſeſſors und 1818 als Landescommiſſair nach Hom-

burg in Rheinbaiern und 1830, nachdem das erste Heft seiner Zeitschrift: „Rheinbaiern" erschienen war, als Inspector des Zuchthauses zu Kaisersheim an der Donau versetzt. Die letzte Stelle trat S. jedoch nicht an, weil er gegen dieses Verfahren den gerichtlichen Schutz der verfassungsmäßigen Rechte suchte und erhielt. Inzwischen war aber die Stelle in Homburg einem Andern übertragen worden und S. privatisirte nun als Schriftsteller in Zweibrücken. Schon früher hatte er mit einer kleinen Schrift: „Über Gemeindegüter und Gemeindeschulden" (Mainz 1818) die schriftstellerische Laufbahn betreten, der nun eine größere: „Über die Frage unserer Zeit in Beziehung auf Gerechtigkeitspflege" (Heidelb. 1823) folgte. Auch lieferte er ein episches Gedicht in 12 Gesängen: „Baden-Baden oder Rudolph und Helmina" (Zweibrücken 1824). Im April 1831 begann er neben der Zeitschrift „Rheinbaiern", die später unter dem Titel: „Deutschland" erschien, sein politisches Tageblatt: „Der Westbote" und nahm auch an Stromeyer's politischer Zeitschrift: „Der Wächter am Rhein" Antheil. Der Zwist mit der rheinbaierschen Regierung mit ihm dauerte fort, bis endlich der „Westbote" durch Beschluß des Bundestages verboten ward (März 1832). S. nahm bald darauf seinen Wohnsitz zu Neustadt an der Hardt und verbreitete (20. April) unter der Überschrift: „Der Deutschen Mai", eine Einladung an alle deutschen Stämme, am 27. Mai einen Bürgerverein auf dem Schlosse zu Hambach zu feiern. Er selbst nahm thätigen Antheil daran (s. Hambacher Fest), wurde aber im Juni verhaftet, nach Zweibrücken geführt und in Anklage gesetzt, da er theils durch die beim hambacher Feste gehaltene Rede, theils durch seine Druckschriften und Aufsätze in Zeitschriften der directen Aufforderung zum Umsturze der Staatsregierung beschuldigt ward. Das außerordentliche Assisengericht zu Landau sprach zwar S. und seine Theilnehmer frei (Juli 1833); jedoch wurde er nicht in Freiheit gesetzt, da der königlich baiersche Staatsanwalt die Angeklagten wegen Zuchtpolizeivergehen noch vor die Provinzialbehörde gestellt wissen wollte. In Folge dieses wurde S. nach dem französischen Strafgesetzbuche zu zweijähriger Haft und zur Bezahlung der Gerichtskosten ohne weitere Accessorien verurtheilt, entkam aber in der Nacht vom 14.—15. Nov. 1833 vor angetretener Strafe seiner Haft aus dem Gefängnisse zu Frankenthal, gelangte über die französische Grenze und ging nach kurzem Aufenthalte in Weißenburg nach der Schweitz und ward kurz darauf als Professor der Staatswissenschaften an der neuen Universität Zürich angestellt. 25.

Siebenschläfer nennt man jene 7 Jünglinge: Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapio und Constantinus, welche nach der Volkssage in der Christenverfolgung unter Kaiser Decius (249—251) sich in einer Höhle des Berges Celion bei Ephesus verborgen haben, dort, nachdem sie eingemauert worden waren, eingeschlafen und erst unter Theodosius II. (447) erwacht sein sollen, verwundert, das verfolgte Zeichen des Kreuzes herrschen zu sehen über die Stadt und die Welt. Ihr Gedächtnißtag ist in der römischen Kirche der 27. Juni, in der griechischen der 4. August. An den erstern Tag knüpfen sich übrigens mancherlei meteorologische Sagen, z. B. daß, wenn es an demselben regne, es 7 Wochen nach einander regne. 63.

Sieber (Franz Wilhelm), ein berühmter Naturforscher, wurde zu Prag um das Jahre 1785 geboren, reiste 1817 über Wien und Triest nach dem griechischen Archipel, untersuchte besonders die Insel Kreta und legte seine Beobachtungen in dem Werke: „Reise nach der Insel Kreta ꝛc." (Leipz. 1822. 2 Bde.) nieder. Von hier schiffte er nach Ägypten über, welches er bis Theben bereiste, ging dann nach Palästina, Syrien und Jerusalem und brachte einen außerordentlichen Reichthum von Naturgegenständen zurück, die von der Akademie der Wissenschaften in München für 6000 Gulden angekauft wurden. Darauf schiffte er sich am 20. Aug. 1822 abermals zu Marseille ein und kam am 14. Juli 1814 wieder in London an,

Digitized by Google

achdem er ſeinen Weg über Isle de France, Botany-Bai, Neuſeeland, das ap Horn und das Vorgebirge der guten Hoffnung genommen hatte. Die Menge er von der Reiſe mitgebrachten Naturalien, welche er 1824 zur Anſicht ausſtellte, ar faſt unglaublich. Allein ſchon zu jener Zeit zeigten ſich Merkmale von Geiſtesbweſenheit an ihm, beſonders nachdem er die geforderte Summe für ein Mittel egen die Waſſerſcheu, welches er entdeckt zu haben glaubte, nirgends erlangen nnte. Nun begab er ſich nach Paris und ließ dort 1830 einen „Prospectus d'un ouveau système de la nature etc.“ drucken und überall verbreiten, in welchem r ſich ſelbſt als „François Guillaume Sieber, le plus grand sot du monde, la ête de l'Apocalypse“ unterſchrieb. Als hierauf ſeine Krankheit in völlige Geiſteserrüttung ausartete, wurde er in einem öſtreichiſchen Irrenhauſe untergebracht. ls Schriftſteller hat er ſich noch durch die Werke: „Über ägyptiſche Mumien, ihre ntſtehung, Zweck ꝛc.“ (Wien 1820) und die „Reiſe von Kahira nach Jeruſalem nd wieder zurück, nebſt Beleuchtung einiger heiligen Orte“ (Prag 1823) u. a. ekannt gemacht. 81.

Siebold, eine berühmte Medicinerfamilie, von welcher wir nennen: Karl Kaspar von S., berühmter Chirurg, ward zu Nideck im Herzogthume Jülich m 4. Nov. 1736 geboren, widmete ſich der Chirurgie, deren Anfangsgründe er u Köln und dann unter der Anleitung ſeines Vaters erlernte, begab ſich 1757 nach Weſel in ein franzöſiſches Feldlazareth, wo er unter Anleitung franzöſiſcher Chirurgen gute Fortſchritte machte, und ward von hier 1760 zu einem andern Lazarethe nach Würzburg verſetzt, wo er bald darauf als erſter wundärztlicher Gehülfe m Juliushospitale angeſtellt wurde. Nachdem er in dieſem Verhältniſſe die Chirurgie wiſſenſchaftlich ſtudirt hatte, wurde er vom Fürſtbiſchofe Adam Friedrich auf ine dreijährige Reiſe nach Paris, London und Leyden geſchickt, darauf zu deſſen Leibchirurgen ernannt und dem Oberwundarzte am Hospitale beigegeben, 1769 promovirt und dem Lehrer der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe adjungirt. Nunmehr nahm er ſich dieſer Fächer mit großem Eifer an, verbeſſerte die zu ihnen gehörigen Anſtalten und benutzte ſie zweckmäßig zu ſeinem Unterrichte. Dadurch erregte er allgemeines Aufſehn und zahlreiche Schüler beſuchten ſeine Vorleſungen. Nach der Schlacht bei Würzburg (1796) ſo wie bei der Belagerung der Citadelle von Würzburg (1800) wurden ſeiner Sorgfalt eine Menge öſtreichiſcher Verwundeter anvertraut und ſeine Verdienſte hierbei wurden 1801 durch ſeine und ſeiner Kinder Erhebung in den Reichsadelſtand belohnt. Er ſtarb am 3. April 1807 an den Folgen eines früher erlittenen Schlagfluſſes. Seine vielen Geſchäfte als akademiſcher Lehrer und als ſehr geſuchter Chirurg haben ihn verhindert als Schriftſteller aufzutreten, ſo daß wir nur einige Diſſertationen und kleine Schriften von ihm beſitzen. Seine vier Söhne widmeten ſich ſämmtlich der Medicin und drei von ihnen haben ſich als Univerſitätslehrer ausgezeichnet. Der bekannteſte darunter iſt der jüngſte derſelben: Adam Elias von S., geb. zu Würzburg am 5. März 1775. Er erlernte bereits in Augsburg die Handlung, als er ſeinen Vorſatz änderte und in Würzburg, Jena und Göttingen Medicin und hauptſächlich Geburtshülfe ſtudirte. Er promovirte hierauf 1798 zu Würzburg, wurde daſelbſt im folgenden Jahre außerordentlicher Profeſſor der Medicin und Hebammenlehrer und nach einer Reiſe nach Wien Medicinalrath und ordentlicher Profeſſor. Von jetzt an beſchäftigte er ſich mit Gründung einer neuen Gebäranſtalt und möglichſter Verbeſſerung des geburtshülflichen Unterrichts, was ihm dermaßen gelang, daß bald eine Menge fremder junger Ärzte, um ſich unter ihm in der Geburtshülfe zu vervollkommnen, Würzburg beſuchten. Deſſenungeachtet nahm er 1816 einen Ruf nach Berlin an, richtete hier von Neuem die Entbindungsanſtalt der Univerſität ein und hatte ſich auch jetzt wieder einer zahlreichen Zuhörerſchaft zu erfreuen. Er ſtarb am 12. Juli 1828. — Unter den vielen Schriften, die er verfaßt hat, zeichnen ſich aus: „Handbuch der Frauen-

zimmerkrankheiten" (2. Aufl. Frankf. 1821, 1823 und 1826. 2 Bde.); „Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen" (5. Aufl. Würzb. 1831); „Lehrbuch der Entbindungskunde" (4. Aufl. Nürnb. 1824. 2 Bde.); „Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten", nach seinem Tode fortgesetzt von seinem Sohne, Eduard Kaspar Jacob S., Professor der Geburtshülfe zu Göttingen (Frankf. seit 1813, bis jetzt 15 Bände). — Zu derselben Familie gehört: 39.

Siebold (Philipp Franz von), berühmter Reisender und Naturforscher, Sohn des Professors Johann Georg Christoph von S., des ältesten Bruders von Adam Elias von S. Dieser ward den 17. Febr. 1796 zu Würzburg geboren und nach dem frühen Tode seines Vaters von seinem Oheime, dem Domcapitular Loz, erzogen, besuchte seit 1809 das Gymnasium und 1815 die Universität zu Würzburg, wo er Medicin, besonders Naturgeschichte, studirte und den Entschluß, in fremde Welttheile zu reisen, faßte. Schon stand er daher nach erhaltener Doctorwürde (1820) mit der senkenbergischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. wegen einer Reise nach Brasilien in Unterhandlung, als die Empfehlung eines Freundes seines Vaters ihm den angenehmen Ruf als Sanitätsofficier erster Classe in den niederländischen Colonien in Indien verschaffte (1822). Im Febr. 1823 langte er in Batavia an und ward kurz darauf mit dem neuen Director des niederländischen Handels in Japan dorthin geschickt, wo er im August 1823 ankam. Bald zog sein Ruf als Arzt eine Menge Japaner, worunter mehrere Leibärzte des Kaisers, nach Dezima, der niederländischen Factorei bei Nagasaki, und da diese aus Dankbarkeit für seinen Unterricht das Innere Japans durchforschten, hatte er bald ein schönes Naturaliencabinet zusammen. Endlich begleitete er den niederländischen Gesandten 1826 nach Jeddo zur Audienz bei dem Kaiser und hatte auf dieser Reise, da überall Gelehrte und Kranke sich an ihn herandrängten, von denen er Nachrichten über Japan und Naturgegenstände für seinen Rath und seine Belehrungen einzutauschen verstand, vielfache Gelegenheit, sich umfassende Kenntnisse von diesem Lande zu verschaffen. Aber eine Ceremonieverletzung des Gesandten, der überdieß S.'s Freund nicht war, verhinderte einen langen Aufenthalt in Jeddo; schon im Mai verließ die Gesandtschaft die Hauptstadt wieder und langte nach kurzem Aufenthalte in Miako im Juli wieder in Nagasaki an. Einige gelehrte Japaner folgten S. dahin und durch diese, welche für ihn forschten und sammelten, ward sein Cabinet immer bedeutender. Doch da der Regierung verrathen worden war, daß der kaiserliche Astronom und Oberbibliothekar S. eine Charte des japanischen Reichs geschenkt hatte, ward er verhaftet (18. Dec. 1828) und eine langwierige Untersuchung begann, die S. beinahe um die Früchte seiner Mühen gebracht hätte, wären ihm nicht stets alle Schritte der Regierung von japanischen Freunden selbst verrathen worden und hätte er nicht theils die größte Festigkeit bei den Verhören gezeigt, theils im Voraus für Copien seiner schriftlichen Sammlungen gesorgt, so daß seine Sammlungen schon kurz nach seiner Verhaftung heimlich nach Batavia geschafft werden konnten, von wo sie nach Europa geschickt wurden. Endlich ward er im October 1829 auf immer aus Japan verbannt, reiste zuerst nach Batavia und kam am 7. Juli 1830 in Europa an. Glücklich rettete er hier seine Schätze aus den Stürmen der belgischen Revolution nach Holland (sie befanden sich zum Theil in Antwerpen, zum Theil in Brüssel und Gent) und brachte sie ins Museum nach Leyden, wo er sich gegenwärtig noch mit dem Ordnen und der Herausgabe derselben beschäftigt, nachdem er 1835 eine Reise durch Deutschland gemacht hat. Von ihm sind bereits erschienen: „De historiae naturalis in Japonia statu" (Batav. 1824); „Epitome linguae japonicae"; „Synopsis plantarum in Japonia usitatarum"; „Über den Ursprung der Japaner" (letztere drei in den „Verhandlingen van het bataviaasch genootschap"); „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan ꝛc." (Leyden 1832 ff. 4. in Heften); „Fauna

aponica“ (Leyd. 1833. sqq.) und mehrere andere Japan betreffende Schriften. 16.

Sieden oder **Kochen**, lat. coctura; franz. ébullition, bouillonnement; engl. seething, boiling, findet ſtatt, wenn eine Flüſſigkeit durch ihre ganze Maſſe hindurch ſo weit erhitzt wird, daß ſie unter bedeutender Zunahme ihrer Raumgröße in Dampfform überzugehen gezwungen iſt, und iſt eine wellenförmige Bewegung der Flüſſigkeit, in die ſie durch die unaufhörlich nach der Oberfläche ſteigenden Dampfblaſen geſetzt wird. Durch die ſchnelle Aufeinanderfolge ſolcher kleinen Knälle entſteht das bekannte Tönen der erwärmten Flüſſigkeit, welches dem Sieden vorangeht und mit dem Anfange deſſelben aufhört. Der Wärmegrad, bei welchem die verſchiedenen Flüſſigkeiten ſieden, iſt ſehr verſchieden und dieſen nennt man ihren **Siedepunkt**, der bei Waſſer + 80° R., bei Äther + 28,8° R., bei Salpeternaphtha noch niedriger, bei Vitriolöl dagegen + 250° R. liegt, übrigens aber von der Verſchiedenheit des Luftdruckes, welcher auf die Flüſſigkeit wirkt, abhängig iſt. In verſchloſſenen Gefäßen, wo der Druck der entwickelten Dämpfe dieſelbe Wirkung wie ein höherer Luftdruck auf die verdampfende Flüſſigkeit äußert, liegt der Siedepunkt ebenfalls viel höher, wie z. B. im Papinianiſchen Digeſtor (ſ. d. Art.) über 163° R. Im luftverdünnten Raume ſieden die Flüſſigkeiten weit leichter als in freier Luft und im luftleeren Raume, z. B. in dem ſogenannten Pulshammer einer gläſernen Röhre, an deren Enden große hohle Kugeln angeblaſen ſind, reicht ſchon die Wärme der Hand hin, eine Flüſſigkeit zum Sieden zu bringen. 40.

Siegel, lat. signum, sigillum; franz. cachet, sceau; engl. seal, nennt man den Abdruck eines Petſchaftes oder einer andern vertieften Fläche in einen dazu geeigneten weichen Stoff. Der Gebrauch der S. iſt ſehr alt, ſo wie die Gegenſtände, die ſie darſtellen, von jeher ſehr verſchieden geweſen ſind. Die Alten ſiegelten mit dem eigenen Bilde oder mit dem anderer berühmter Perſonen. Im Mittelalter brauchte man wirkliche Wappen oder ſonſtige beliebige Figuren und Embleme, einzelne Worte oder auch nur Anfangsbuchſtaben derſelben. Die alten S. ſtellten die Perſonen, von denen ſie geführt wurden, entweder zu Fuße (sigilla pedestria) oder zu Pferde (sigilla equestria) dar. Sie waren gewöhnlich rund oder länglichrund. Sehr oft vertraten zu der Zeit, wo das Schreiben in den höheren Ständen noch nicht allgemein war, die angehangenen S. die Stelle der Unterſchrift. Um ſie vor Verfälſchung zu ſichern, wurde auf den Rücken des Siegels in der Folge noch oft ein kleineres S., **Gegenſiegel** (contrasigillum), geprägt, welches in Deutſchland zuerſt unter Kaiſer Heinrich III. und in Frankreich unter Ludwig VII. geſchah. — Die ägyptiſchen Prieſter hatten zu ihren Siegeln die Siegelerde (ſ. Bolus), die Großmeiſter des deutſchen Ordens im Mittelalter bleierne, die byzantiniſchen Kaiſer goldene S. Kaiſer und Könige, namentlich Friedrich I. und Rudolph I., bedienten ſich des rothen, Fürſten und andere Große des weißen Wachſes, bis letztere die Erlaubniß erhielten, roth ſiegeln zu dürfen; Privat- und andere Perſonen ſiegelten mit gelbem Wachſe, Klöſter und Städte mit grünem. S. von blauem und ſchwarzem Wachſe waren ſehr ſelten. Letzterer bedienten ſich zuweilen die Großmeiſter des deutſchen Ordens, des Malteſerordens und der Tempelherren. Erſt in der Mitte des XVI. Jahrh. wurde das Siegellack (ſ. d. Art.) erfunden, der erſt im folgenden Jahrhundert allgemein. Die älteſte uns bekannte mit Siegellack geſiegelte Urkunde iſt vom Jahre 1553. Die Größe der S. iſt ſehr verſchieden. Die S. Konrad's I. und Heinrich's I. waren von der Größe eines jetzigen Guldens; die der Ottonen hatten ſchon 3 Zoll und die Friedrich's III. hatten gar 7 Zoll im Durchſchnitte. Die Aufbewahrung des Reichs- oder Majeſtätsſiegels wie zugleich die Unterſiegelung der Urkunden iſt ſtets einem der höchſten Beamten oder Staatsdiener anvertraut, welcher den Namen **Siegelbewahrer** (lat. si-

gilli custos; fr. garde des sceaux; engl. lord privy-seal) führt. Bei den griechiſchen Kaiſern waren die Logotheten, bei den Merowingern die Referendarien, bei den Karolingern und den ſpäteren Kaiſern und Königen die Kanzler zugleich Siegelbewahrer. In Deutſchland war es der Churfürſt von Mainz als Erzkanzler. In Frankreich und England waren es die Kanzler ebenfalls. Die S. wurden in einer Kapſel von vergoldetem Silber bewahrt, deren Schlüſſel der Siegelbewahrer ſtets bei ſich tragen muß. 33.

Siegelerde, ſ. Bolus.

Siegellack, **Siegelwachs**, **ſpaniſches Wachs**, lat. lacca sigillata, cera hispanica; franz. cire d'Espagne (à cacheter), cire à sceller; engl. sealing-wax, eine bekannte brennbare Maſſe, die zum Siegeln der Briefe ꝛc. dient, zerfällt in zwei Arten. Die eine iſt aus Wachs mit Öl verſetzt und roth, grün und gelb gefärbt. Man benutzt daſſelbe in Kanzleien, bei Gerichtshöfen und landesherrlichen Ämtern. Die andere härtere Sorte, welche das eigentlich S. ausmacht, wird aus Gummilack, Terpentin, Wachs, Harz, unter Zuſatz von Storax und Benzoë, um es wohlriechend zu machen, und verſchiedenen färbenden Dingen bereitet. Es gibt rothes, ſchwarzes, grünes, braunes, goldgelbes ꝛc., unter denen erſteres das gebräuchlichſte iſt. Das beſte kommt aus England, von Paris, Nürnberg, Augsburg, Hanover, Berlin ꝛc. Eine ſehr vorzügliche Sorte liefert China; die Portugieſen ſollen es in Oſtindien kennen gelernt und mit nach Europa gebracht haben, woher es den Namen ſpaniſches Wachs erhalten hat. 26.

Siegelmäßigkeit (jus insigniorum) iſt eigentlich das Recht Wappen zu führen und ein Vorrecht des Adels; in Baiern noch jetzt das Vorrecht der Adeligen, Räthe in Landescollegien und Officiere bis zum Hauptmanne herab, in allen Fällen, in denen ſonſt ein Notar oder Advocat zugezogen werden muß, ſelbſt verfahren zu können. 30.

Siegenbeek (Matthias), ein ausgezeichneter holländiſcher Sprachforſcher, wurde im Jahre 1773 zu Amſterdam geboren, verließ den geiſtlichen Stand, dem er ſich anfangs gewidmet hatte, und wandte ſich ausſchließlich zu dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er ſchon ſeit dem 20. Jahre als Prediger einer Mennonitengemeinde in Leyden angeſtellt geweſen war, ernannte man ihn 1797 zum Profeſſor der Beredſamkeit daſelbſt und 1799 zum ordentlichen Profeſſor der holländiſchen Literatur. Um die holländiſche Sprache hat er ſich beſonders durch Aufſtellung eines neuen orthographiſchen Syſtems verdient gemacht, welches von Seiten der Gelehrten und der Regierung ſo allgemeine Anerkennung fand, daß es von letzterer zur Richtſchnur vorgeſchrieben wurde. Die Grundſätze davon finden ſich in ſeiner „Abhandlung über die holländiſche Orthographie" vollſtändig entwickelt. Unter ſeinen Schriften verdienen vorzüglich Erwähnung: „Über die holländiſche Beredſamkeit"; „Verſuch über die holländiſche Dichtkunſt des XVII. Jahrh."; „Über den Wohllaut der holländiſchen Sprache"; „Über den Reichthum der holländiſchen Sprache; „Museum, verzameling van Stukken ter bevordering van fraaije Kunsten en Wetenschappen" (1817. 4 Voll.); „Leerredenen" (1814—1820. 2 Voll.); „Beknopte Geschiedenis der nederl. Letterkunde" (1826); „Geschiedenis der Leydsche Hogeschool van hare oprigting tot 1825" (1829—1832. 2 Voll.); „Geschiedenis des Burgerwapening in Nederland" (1831); „Taalkundige Bedenkingen (1827). 81.

Sienit, **Synnit**, franz. syenite, eine Gebirgsart des Urgebirges, beſteht aus klein- und großkörnigem, blätterigem Feldſpathe und blätteriger Hornblende, welche zuſammen ein körnig-blätteriges Gemenge bilden. Zufällig ſind dem Geſteine Glimmer, Quarz, Epidot, Titanit, Zirkon, Granat, Magneteiſenerz in Körnern und Kryſtallen eingemengt. Varietäten dieſer Mineralien ſind

ast überall da zu finden, wo S. vorhanden ist. Er erscheint meist auf älterm Gesteine aufgelagert oder in einzelnen Stöcken in ihnen eingelagert; er wechselt zuweilen großmassig mit Granit. In Sachsen, Schlesien, Böhmen, Mähren, Ungarn, Baden, England, Schottland, Schweden, Norwegen und Finnland ist er theilweise ziemlich verbreitet in den dasigen Urgebirgen. 76.

Sierra Leone, s. Guinea.

Siesta (span.) ist eigentlich die Mittagszeit, dann vorzüglich der in warmen Ländern gewöhnliche Mittagsschlaf. 9.

Sievershausen, ein Dorf fast in der Mitte zwischen Braunschweig und Hanover gelegen, ist denkwürdig durch die Schlacht am 9. Juli 1553, in welcher Churfürst Moritz von Sachsen im Auftrage des Kaisers den unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg angriff und gänzlich schlug. Gegen 5000 Mann, unter ihnen 2 Herzöge von Braunschweig und mehrere Hundert Grafen und Edle, blieben todt auf dem Schlachtfelde und Albrecht ward schwer verwundet. Aber auch Moritz erhielt eine tödtliche Wunde, woran er schon nach 2 Tagen starb. 37.

Sieyes (spr. Siähs) (Emanuel Joseph, Graf von), einer der ausgezeichnetsten Männer beim Beginne der französischen Revolution, wurde am 3. Mai 1758 zu Frejus geboren und war Generalvicar des Bischofs von Chartres, Kanonikus und Kanzler der dasigen Kirche, als er 1789 zum Deputirten des dritten Standes von Paris bei den Generalständen ernannt wurde. Diese Wahl hatte er besonders seiner Flugschrift „Qu'est ce que le tiers état", welche ihm die Gunst des Volkes in hohem Grade erwarb, zu verdanken, worauf er großen Antheil an der Vereinigung der drei Stände nahm und den Vorschlag machte, die Kammer der Abgeordneten des dritten Standes zur Nationalversammlung zu erklären, welches entscheidenden Einfluß auf die Herbeiführung der Revolution hatte. Außerdem sprach er mit Nachdruck für die Zurücksendung der Truppen, so wie für die Nothwendigkeit des Eides im Ballhause zu Versailles, erklärte sich aber am 10. Aug. entschieden gegen die Aufhebung der geistlichen Zehnten, gegen das Zugeständniß eines Veto für den König und schlug zuerst die Eintheilung Frankreichs in Departements, Districte und Municipalitäten vor. Seine fernere Thätigkeit erstreckte sich vorzüglich auf seine Theilnahme an den Ausschüssen und an der Ausarbeitung der Constitution, da er, seiner eigenen Erklärung zufolge, kein Talent zum öffentlichen Redner besitze, während Mirabeau sein Stillschweigen ein öffentliches Unglück nannte. Das Gesetz, welches er 1790 gegen den Mißbrauch der Presse in Vorschlag brachte, war das freisinnigste von allen später gegebenen und mit der größten Überlegung abgefaßt. Nachdem man ihn hierauf ungeachtet seiner Weigerung zum Präsidenten ernannt hatte, wurde er 1791 zum Mitgliede des Departements von Paris erwählt, schlug aber das Bisthum der Hauptstadt, welches ihm die Wahlversammlung antrug, entschieden aus. Zu gleicher Zeit erklärte er sich für die Beibehaltung der monarchischen Regierungsform, nicht, wie er sagte, um alten Gewohnheiten zu schmeicheln oder wegen einer abergläubisch-royalistischen Gesinnung, sondern weil in einer Monarchie für den Staatsbürger mehr Freiheit, als in einer Republik sei. Als er zum Mitgliede des Conventes ernannt worden war, suchte er sich den Schein einer gänzlichen Unbedeutendheit zu geben, um dadurch den drohenden Gefahren zu entgehen, und setzte auch während des Processes von Ludwig XVI. diese Handlungsweise fort, so daß man selbst bei der persönlichen Abstimmung über das endliche Schicksal des Königs aus seinem Munde blos die Worte vernahm: „Ja!" „Nein" und „der Tod!" nachdem er jedoch vorher die Vereinigung der richterlichen Gewalt mit der gesetzgebenden in der Versammlung bestritten hatte. Erst nach dem Sturze Robespierre's wagte er es 1795 seinen Abscheu gegen die Handlungsweise desselben öffentlich auszusprechen, trat alsdann in den Wohlfahrtsausschuß, wurde nach Holland gesandt, um mit

der neuen Republik einen Vertrag abzuschließen, und hatte nach seiner Rückkehr wichtigen Einfluß auf den Abschluß der Verträge mit Preußen und Spanien, lebte von 1798—1799 als Gesandter in Berlin und wurde alsdann zum Mitgliede des Directorium an Rewbell's Stelle ernannt. Hierauf erhob ihn die Revolution vom 18. Brumaire, die er mit Buonaparte vorbereitet hatte, nebst diesem und R. Ducos zum provisorischen Consul, eine Stelle, die er kurze Zeit nachher mit der eines Senators vertauschte. Da er das Landgut Crosne, welches ihm als Nationalbelohnung zuerkannt worden war, nicht annahm, erhielt er dafür eine Entschädigung, war unter der Kaiserherrschaft oft ein Gegenstand von des Monarchen Argwohn, blieb nach der Restauration ohne Anstellung, wurde bei Napoleon's Rückkehr in die Pairskammer berufen, war nach der Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. aus Frankreich verbannt und lebte seitdem in Brüssel, bis er nach der Juliusrevolution nach Paris zurückkehrte, aber seines hohen Alters wegen daselbst in der größten Zurückgezogenheit lebte und am 20. Juni 1836 starb. Seine kleinen Schriften wurden von K. Fr. Cramer in das Deutsche übersetzt. — Vergl. über ihn „Notices sur la vie de S." 81.

Sifan oder **Tangut**, auch **Koschotei**, heißt die Hochterrasse Mittelasiens, welche im Westen vom eigentlichen China, im Norden von Tibet, im Osten von der Tatarei und im Süden von dem Nanschangebirge sich erstreckt und die Quellen und den obern Lauf des blauen und gelben Flusses, so wie den großen Binnensee Kukunoor einschließt. Es ist ein völliges Alpenland, unfruchtbar und meist nur für Nomaden dienlich; der Schnee schmilzt meist erst im Juli und Waldungen sind selten. Hier ist aber das eigentliche Vaterland des ächten Rhabarbers. Die Einwohner sind Kalmücken (s. d. Art.); doch wohnen im Süden noch die Sifans, von dem das Land den Namen hat und welche bis ins XIII. Jahrh. das herrschende Volk waren, seit ihrer Verdrängung durch die Kalmücken aber von einer ziemlichen Bildung wieder in große Wildheit herabgesunken sind. Sie sind Buddhisten und mit den Tibetern nahe verwandt. 37.

Sigbert von Gemblours, ein sehr achtungswerther Geschichtschreiber, wurde gegen das Ende des XI. Jahrh. in Frankreich geboren, trat in den geistlichen Stand, lebte einige Zeit in einem Kloster zu Metz, wo er sich dem Unterrichte der Jugend widmete, begab sich von hier in ein Benedictinerkloster nach Gemblours in der Provinz Namur und starb daselbst am 5. Oct. 1113. In den Streitigkeiten zwischen dem Papste und den deutschen Kaisern Heinrich IV. und V. vertheidigte er mit Klugheit und Nachdruck die Rechte der letzteren und erklärte sich auch mit Eifer gegen Einführung der Ehelosigkeit der Geistlichen. Als Geschichtschreiber hat er sich besonders durch seine „Chronik", welche die Zeit von 381—1112 behandelt, sich an das „Chronicon" des Hieronymus anschließt und von A. Rufus (Par. 1513) herausgegeben wurde, verdient gemacht, da sie sich durch Unparteilichkeit und Treue auszeichnet. Außerdem schrieb er „Sigbert's, Königs der Franken, Lebensbeschreibung" (herausgegeben von A. Miräus) und mehreres Andere. 81.

Sigeum, s. Troja.

Sigismund, deutscher Kaiser, Sohn Kaiser Karl's IV., ward 1368 geboren und erhielt 1373 von seinem Vater die Mark Brandenburg, welche dieser Otto dem Baiern abgekauft hatte, und schloß nach seines Vaters Tode deßhalb mit seinem Bruder Wenzel den prager Vertrag ab, durch welchen er das Land erb- und eigenthümlich erhielt, war aber noch zu jung, als daß er hätte seinen mächtigen Nachbarn, den Pommern, Meklenburgern ꝛc., die seine Schwäche benutzten, gehörig widerstehen können, und so mußte er viel leiden. Indessen verlobte ihn Ludwig, der große König von Polen und Ungarn, mit seiner Tochter Maria und versprach ihm die Erbfolge in beiden Ländern. Allein nach Ludwig's Tode standen die Sachen für S. sehr mißlich; denn eine große Partei in beiden Reichen verschmähte

nd haßte ihn, in Polen ward Hedwig, Maria's Schwester, zur Königin erwählt und in Ungarn ward Karl von Durazzo 1385 als König anerkannt. Erst nachdem dieser erschlagen und Maria aus ihrer Haft bei dem ungarischen Edelmanne Johann Horwath, Ban von Croatien, von S. befreit worden war, ließ er sich 1387 zum Könige von Ungarn krönen, ward aber durch die Weigerung Stephan's, Woiwoden der Walachei, sich ihm zu unterwerfen, in einen Türkenkrieg verwickelt, der sehr unglücklich für ihn endete. Denn 1392 bei Nikopolis geschlagen mußte er nach Griechenland fliehen und kehrte später erst nach Ungarn zurück. Hier aber empörten sich nach dem Tode seiner Gemahlin, Maria, die Ungarn gegen ihn und nahmen ihn 1401 gefangen. Indessen wußte er seinen Wächtern zu entfliehen, wandte sich zum Grafen von Cilli, ging von dort nach Böhmen und sammelte ein bedeutendes Heer, mit welchem er die ungarischen Empörer unterwarf und wiederum König von Ungarn ward. Endlich 1410 ward er zum deutschen Kaiser erwählt. Als solcher endete er einen Krieg mit Venedig durch einen Waffenstillstand von 5 Jahren (1412), kam 1414 nach Deutschland und schrieb in demselben Jahre das Concil nach Kostnitz (s. Kirchenversammlung) aus, um das große Schisma der Kirche zu endigen, das aber durch die Verbrennung Huß's den blutigen Hussitenkrieg hervorrief und den Kaiser in mannigfache Sorgen und Mühen hineinzog. Ehe S. Kostnitz verließ, belohnte er noch den Grafen Friedrich von Hohenzollern mit dem Markgrafthume Brandenburg und der Churwürde, erhob Kleve zum Herzogthume, und verlieh Friedrich dem Streitbaren, um die großen Verdienste, welche er sich während des Hussitenkrieges erworben hatte, zu belohnen, 1423 die eben erloschene sächsische Churwürde; auch verkündete er noch 1431 einen allgemeinen Landfrieden zu Eger und starb am 9. Dec. 1439 zu Znaym in Böhmen. 82.

Sigismund, Könige von Polen. — S. I., der Alte oder der Große, aus dem jagellonischen Hause, Sohn Casimir's des Großen, ward geboren 1466, folgte durch Wahl als Herzog von Glogau seinem ältern Bruder Alexander (1507) auf dem Throne und ward zugleich Großherzog in Litthauen. Sogleich faßte er die Regierung, welche unter seinem Bruder ziemlich vernachlässigt worden war, scharf ins Auge; besonders suchte er das Finanzwesen zu erheben, weßhalb er die entfremdet gewesenen königlichen Einkünfte und Güter wieder einlöste, führte mit den Russen, welche 1508 in Polen einfielen, einen glücklichen Krieg, schlug die Wallachen (1509), die sich empört hatten, so wie die Tataren (1512) gänzlich, und eben so (1514) die Russen in der Schlacht bei Berisow, verlor aber 1519 eine Schlacht gegen die Tataren. Dieß brachte Polen in eine gefährliche Lage; denn nun drangen die Russen aufs Neue in das Land und der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, verweigerte die Lehnshuldigung und kehrte die Waffen gegen Polen. Der Krieg wurde mit wechselndem Erfolge geführt, bis Albrecht in dem Vertrage zu Krakau (8. April 1525) das dem Orden verbliebene Ostpreußen als ein lehnbares Herzogthum von der Krone Polen für seine männlichen Nachkommen und Brüder empfing. Mit den Russen schloß S. einen Waffenstillstand und ein Bündniß mit der Pforte nöthigte die Tataren, Friede zu halten. 1526 gewann Polen einen bedeutenden Zuwachs seines Umfangs durch den Anfall Masoviens, als der piastische Stamm daselbst erlosch. 1533 ward der Krieg mit Rußland erneuert und 1534 ein glänzender Sieg bei Starodup erfochten. 1537 bot S. den Adel auf, um auch einen Feldzug gegen die Wallachei zu unternehmen; aber das 150000 Mann starke Heer sagte ihm den Gehorsam auf und ging aus einander, da der König durch die Ungerechtigkeiten seiner Gemahlin Bona die Liebe des Adels eingebüßt hatte. Für das Emporblühen des Reichs hatte er viel gethan, besonders für den Ackerbau, Gewerbe und die Wissenschaften, als er in seinem 82. Lebensjahre 1548, von seinem Volke tief betrauert, starb. —

S. II., August I., des Vorigen Sohn, geb. 1518, bestieg nach dem Tode seines Vaters den Thron und, wiewohl unter ihm die Kennzeichen des Verfalls des Reichs schon sichtbar wurden, erhielt er dasselbe doch ziemlich blühend. Innerer fortdauernder Aufruhr, besonders unter dem Adel, durch seine ränkevolle Mutter veranlaßt, und die Verwüstungen der Tataren in Rothrußland brachten S. in eine gefährliche Lage; er verlor aber den Muth nicht und der mächtige Castellan Dombrowski von Krakau half ihm alle Widerwärtigkeiten besiegen. Mehrere Kriege, in die er verwickelt wurde, nahmen meist einen glücklichen Ausgang für ihn. Bereits 1551 wurde der Hospodar der Walachei der Krone unterworfen und Liefland gedemüthigt und endlich übergab der Ordensmeister Gotthard Kettler durch den Vertrag zu Wilna (1561) letzteres Land der Krone Polen ganz, sich selbst nur Kurland und Semgallen als ein weltliches von Polen zu Lehn gehendes Erbherzogthum ausbedingend. S. führte nun den Krieg mit Rußland fort; auch Schweden, welches Ansprüche auf Liefland machte, wurde darein verwickelt; S. schloß aber, nachdem die Russen mehrere Niederlagen erlitten hatten, mit diesen einen Waffenstillstand (1567), den der Friede mit Schweden folgte (1570). Zugleich hatten sich unter der milden Regierung dieses Königs die Nichtkatholiken, die sogenannten Dissidenten, immer weiter im Reiche verbreitet; über die Hälfte des Senats war protestantisch; selbst der König zeigte sich der verbesserten Religionslehre nicht abgeneigt und erließ 1563 ein Duldungsedict. Nur die Einführung der Jesuiten durch den Cardinal Hosius, Bischof von Ermeland, hemmte den Fortgang des Protestantismus in Polen. S. beschloß seine merkwürdigen Regentenhandlungen mit Errichtung der Universität Wilna 1570 und starb 1572. Unter ihm hatte Polen den Gipfel seiner Macht erlangt. Mit ihm erlosch das Haus der Jagellonen. — S. III., Sohn Königs Johann III. von Schweden und Katharina's, einer Schwester des Königs Sigismund II. von Polen, geb. im Gefängnisse zu Gripsholm am 20. Juni 1566 und streng in der katholischen Religion erzogen, ward bereits 1569 zum künftigen Beherrscher Schwedens erwählt, aber nach dem Tode Stephan's, Königs von Polen, durch den Einfluß der Zamoyski zum Könige von Polen erwählt (19. Aug. 1787) und in Krakau gekrönt (27. Dec.). Mit dem Antritte seiner Regierung und durch ihn schien der Glücksstern Polens auf immer unterzugehen. Unfähig, guten Rath zu befolgen, entfernte er alle würdigen Männer, so auch den Zamoyski, dem er die Krone verdankte, von sich und beschränkte die Gewalt dieses Kronfeldherrn dergestalt, daß derselbe gegen die Türken nichts thun konnte und die vom Sultan gegen Polen verübten Beschimpfungen ungerächt blieben. Die gegen Rußland erfochtenen Vortheile ließ er unbenutzt und schloß mit dieser damals sc[illegible]chen Macht einen 11jährigen Waffenstillstand; eidesbrüchig verfolgte er die Protestanten und zerstörte ihre Kirchen. Das Mißvergnügen der Polen über solche Sachen war zu einer solchen Höhe gestiegen, daß S., um sie zu versöhnen, auf einem Reichstage zu Warschau sich selbst schuldig bekennen mußte und die Abstellung der Beschwerden versprach. Durch den Tod seines Vaters (19. Oct. 1592) erbte er den schwedischen Thron und ging im Sept. 1593 zur Krönung dahin, wurde aber als katholischer König mit Mißtrauen empfangen; doch erfolgte am 19. Febr. 1594 die Krönung. Nach Polen zurückgekehrt führte er ohne Schonung deutsche Sitten bei Hofe ein und machte sich dadurch allgemein bei den Polen verhaßt. Während seiner Abwesenheit von Schweden machte aber der Herzog Karl von Südermanland, der einstweilige Statthalter, die offenbarsten Eingriffe in die königlichen Rechte. Daher ging S. mit einem in Polen geworbenen Heere zum zweite Male nach Schweden, um ihm die Regierung zu entreißen, konnte aber nichts ausrichten und kehrte nach Polen zurück. Jetzt forderte der Reichstag zu Jönköping drohend seine Rückkehr; während aber S. zauderte, befestigte Karl seine Gewalt, bestieg 1604 den Thron von

Schweden, wurde beinahe von allen europäiſchen Mächten anerkannt und behauptete ſich in einem blutigen Kriege. In Polen fuhr S. indeſſen fort die Großen hart zu beleidigen, wodurch er einen gefährlichen Aufruhr erregte, der ſich unter dem Namen einer Conföderation eine geſetzliche Form gab (1606), worauf es ſogar zur Schlacht kam, und nur die Treue und Tapferkeit des Feldherrn Chotkiewicz rette S. die Krone. Kaum aber waren dieſe Unruhen geſtillt, ſo gerieth S. mit Rußland in Krieg, indem er 1609 zwei Betrüger, Namens Demetrius, die ſich um den ruſſiſchen Thron bewarben, nach einander unterſtützte. Indeſſen wurde der Krieg ſo glücklich geführt, daß die Ruſſen aus Furcht dem Prinzen Wladislaw den Thron ihres Reiches antrugen. Der ehrgeizige S. wünſchte dieſen ſelbſt zu beſteigen, darum unterſtützte er ſeinen Sohn nicht. Zwar wurden endlich die Ruſſen beſiegt und Wladislaw in Moskau gekrönt; dieſe verjagten aber die Polen wieder aus der Hauptſtadt und riefen Michael Romanow zu ihrem Herrſcher aus. Doch erkämpfte Wladislaw die Provinzen Czerniczew, Smolensk und Sewerien, welche in dem darauf geſchloſſenen Waffenſtillſtande an Polen kamen. Mit Anſtrengung aber unglücklich wurde nun der Krieg gegen Schweden fortgeſetzt; aber 1620 ging Riga verloren. Auch erlitt ein polniſches Heer eine ſchwere Niederlage gegen die Tataren, worauf S., um einen Waffenſtillſtand von Schweden zu erlangen, ſeinen Neffen Guſtav Adolph als König von Schweden anerkennen mußte. Einen erklärten Krieg der Pforte gegen die Polen beendigte Chotkiewicz ſchnell. Kaum aber war hier der Friede geſchloſſen, ſo rüſtete ſich S. abermals gegen Schweden. Aber Guſtav Adolph kam ihm zuvor und fiel 1625 in Samogitien ein, eroberte Kurland und im folgenden Jahre Polniſch-Preußen. Nur die Tapferkeit und Umſicht Koniecpolski's hielt den Feind von weiterem Vordringen ab. Nachdem der Krieg ohne wichtige Begebenheiten noch 2 Jahre gedauert hatte, vermittelte endlich Richelieu's ſchlaue Politik einen Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Mächten auf 6 Jahre, welcher ſpäter auf 20 Jahre verlängert ward (1630) und vortheilhaft für Schweden war. S. ſtarb 1632; ihm folgte ſein Sohn Wladislaw. 25.

Sigmaringen, ſ. Hohenzollern.

Signale ſind Mittel, ſich Entfernten verſtändlich zu machen und werden vorzüglich bei Armeen und auf Flotten angewendet, um irgend einen Umſtand bekannt zu machen. Man theilt ſie in ſichtbare und hörbare. Zu erſteren gehören auf den Schiffen vorzüglich die S. mit den Flaggen, bei Nacht mit Laternen, zu letzteren die S. durch Kanonenſchüſſe, Trommeln, Pfeifen, Signalhörner ꝛc. Die Anwendung und das Verſtändniß aller S. begreift die Signalkunſt, zu deren Erlernung das Signalbuch dient, in welchem die Art und Weiſe der verabredeten S. eingetragen zu werden pflegt. Die leichte Infanterie, welche meiſt zerſtreut agirt, pflegt durchgehends allein durch S. commandirt zu werden; auch die Cavallerie bedient ſich derſelben häufig. Eine beſondere Art S. gewährt der Telegraph (ſ. d. Art.). 30.

Signatur iſt ein in der Lehre vom Generalbaß gebräuchlicher techniſcher Ausdruck. Man verſteht hier darunter die Bezeichnung der oberen Noten eines Accords durch Ziffern oder andere Zeichen, während die Baßſtimme in wirklichen Noten geſchrieben iſt. Die gewöhnlichſten Ziffern ſind dabei 1—7, ſeltener 8 und 9. Um die halben Töne zu bezeichnen ſetzt man entweder vor die Ziffern das ♯ oder ♭, oder durchſtreicht die Ziffern. Durch dieſe Zahlen aber wird angedeutet, der wie vielſte Ton von der in der Baßſtimme ſtehenden Baßnote an gerechnet angeſchlagen werden ſoll. Eine andere Bedeutung hat das Wort S. ferner in der Muſik dann, wenn damit die Zahlen bezeichnet werden, die über die Noten geſetzt ſind und zur Andeutung der Fingerſetzung dienen. — Der Buchdrucker nennt S. die unter die erſte Seite jedes Bogens geſetzten Ziffern oder Buchſtaben, wodurch die Reihenfolge derſelben angezeigt wird. 20.

Sigonius (Karl), einer der gelehrteſten Kenner des claſſiſchen Alterthums im XVI. Jahrh., war geboren zu Modena 1520, zeigte ſchon als zartes Kind ein ungewöhnliches Talent, ſtudirte zu Bologna und Pavia mit ununterbrochenem Fleiße faſt ausſchließlich römiſche Antiquitäten und ward 1542 in ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der griechiſchen Sprache, folgte aber ſchon 1552 einem Rufe als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Venedig und ging 1560 als Profeſſor der Beredſamkeit nach Padua und 1563 nach Bologna. Allein ſchon in den erſten Jahren ſeiner Thätigkeit hier merkte er eine bedeutende Abnahme ſeiner Kräfte, weßhalb er bald ſein Amt aufgab und ſich nach Modena auf ſein Landgut zurückzog, wo er auch 1585 ſtarb. Es iſt ihm unſterblicher Ruhm geworden als Forſcher im Gebiete des claſſiſchen Alterthums und der alten Geſchichte durch ſeine gründlichen und zahlreichen Schriften, von denen wir nennen: „De Romanorum nominibus liber“ („in scriptor. histor. Roman.“ ed. Sylburg. I. Tom. Francof. a. M. 1588); „De antiquo civium romanorum jure lib. II“ (Vened. 1560. 4. Hanau 1609. Fol.); „De antiquo Italiae jure lib. III.“ (Vened. 1560. 4. Hanau 1609. Fol.); „De Italiae regno lib. XV“ (Francof. a. M. 1575. Fol. Hanau 1603 und 1618.); „Commentarii in fastos et triumphos Romanorum“ (Vened. 1556. fol.); „De Atheniensium republica“ (Vened. 1565. 8.); „De republica Hebraeorum“ (Francof. 1583. VII Voll.); „Scholia in T. Livii Historiam“; „Fragmenta e libris deperditis Ciceronis collecta“ (Oxf. 1559). Das Buch „De consolatione“ ergänzte er und gab es für Cicero's eignes Werk aus. Allein ſein Schüler Riccoboni entdeckte den Betrug, machte denſelben bekannt und gerieth dadurch mit S. in mancherlei Händel. Eine Ausgabe ſeiner Geſammtwerke beſorgte Argellati (Mailand 1732—1737. 6 Bde. Fol. mit Anm. von Stampa und A.). Seine antiquariſchen Schriften finden ſich auch in Graevius und Gronovius „Thesaurus antiq. graecar. et romanarum“. Eine ausführliche Biographie von S. ſchrieb Muratori. 20.

Sikhs ſind urſprünglich eine religiöſe Secte, welche ſich aber als eigenthümlicher Volksſtamm entwickelt und einen mächtigen Staat in dem Quellenlande des Induſtromes gegründet hat. Sie ſtammt von einem gewiſſen Nanakas aus Lahore (geboren 1469, geſtorben um 1540), aus dem Kriegerſtande ſtammend, der voll Betrübniß über die feindſelige Stellung der verſchiedenen Religionsparteien zu einander die religiöſen Urkunden des Islam, Parſismus, Brahmaismus ꝛc. durchforſchte und zu der Überzeugung gelangte, daß die wahre Religion allein in einem einfachen Monotheismus, reinem Lebenswandel und allgemeiner Menſchenliebe beſtehe, daher alle äußere Gottesverehrung, Bilderdienſt, Tradition und Sectenweſen verwarf und eine einfache Moral lehrte. Da er ſonſt ſehr duldſam war, ſo ward er von Muhammedanern und Hindus geduldet und ſeine Anhänger, die ſich Sikhs (Schüler) nannten, wuchſen ſehr an Zahl. Sie lebten auch unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte, das als Nanakas' Nachfolger die geiſtliche und weltliche Macht in ſich vereinigte, ruhig fort und erhielten nach und nach eine beſtimmtere Verfaſſung und durch die geſammelten Schriften Nanakas' heilige Urkunden; dadurch aber wurden ſie den Muhammedanern endlich verdächtig und von dieſen verfolgt. Sie flüchteten ſich daher 1675 aus Pendſchâb und ließen ſich jenſeits des Sedledſch in Makhamel nieder, wo Guru Gowind, ihr zehntes Oberhaupt, einen kleinen Staat organiſirte und ſie zu einer kriegeriſchen Nation machte, deren Kampf vorzüglich gegen den feindlichen Islam gerichtet ſein ſollte. So ward nun auch aller bisher noch beſtandener Kaſtenunterſchied aufgehoben und den S. befohlen, blaue Kleider zu tragen, das Haar wachſen zu laſſen und ſtets bewaffnet zu erſcheinen; Guru Gowind ſchrieb ſelbſt ein Geſetzbuch, das neben dem ältern des Erdſchun (Adi Granth) von nun an als Religionsurkunde galt, ſtiftete den geiſtlichen Orden der Akalis (Unſterbliche), denen die Leitung der religiöſen und bürger-

ichen Angelegenheiten übertragen ward, und befahl, daß künftig kein Einzelner nehr über die S. herrſchen, ſondern ſie einzelnen Häuptlingen (Sirdar's) unterworfen ſein ſollten, welche von den Akalis zuſammenberufen ſich in dem Guru mata allgemeinem Rathe) über die allgemeinen Angelegenheiten berathen ſollten. Dadurch verloren ſie aber die Einheit des Handelns und mußten nach und nach ihren Feinden unterliegen; beſonders litten ſie durch Nadir Schah (ſ. d. Art.). Nach deſſen Tode aber kamen ſie aus ihren Schlupfwinkeln in den Gebirgen wieder hervor, eroberten das ganze Pendſchâb und mehrere Gebiete des Großmogul und gründeten ſo ein mächtiges Reich, das den Nachbarſtaaten ſich ziemlich furchtbar gemacht hat und durch Randſchit Sing, Sirdar von Lahore, welcher die Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzend, durch ſeinen Generaliſſimus, den Franzoſen Allard, Multan und Kaſchmir ſich unterworfen und die übrigen Sirdar's von ſich abhängig gemacht hat, ſo daß er den Titel Maha radſcha (großer König) führt, auf eine bedeutende Höhe der Macht gebracht worden iſt. So kann man das Land der S. jetzt als einen einzigen Staat anſehen, der außer Kaſchmir und Multan ungefähr 3300 □Meilen mit 4 Millionen Einwohnern begreift und das ganze Quellenland des Indus (ſ. d. Art.) oder Pendſchâb umfaßt. Es zerfällt in das eigentliche Pendſchâb oder das ſüdliche Flachland in 7 Diſtricten (Duabehs), ein ödes unfruchtbares Land, das ſich meiſt nur zur Pferdezucht eignet, und in das nördliche Bergland (Kuhiſtan), welches von den Vorbergen des Himalaja gebildet wird und 11 zinsbare muhammedaniſche Fürſtenthümer enthält. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Lahore am Rawifluſſe, mit 100000 Einwohnern und ſtarkem Handel, Reſidenz des Randſchit Sing und ſtark befeſtigt; daneben iſt Amretſir, öſtlich davon, die eigentliche Bundes- und heilige Stadt der S., wo der Guru mata ſich verſammelt und die Akalis wohnen und wo der Hauptmarkt für die Kaſchmirwaaren iſt. — Die Kriegsmacht der S. iſt bedeutend und mag aus 300000 Reitern beſtehen; außerdem ſind durch Allard auch 80 Regimenter Fußvolk mit 100 Kanonen nach franzöſiſchem Muſter errichtet worden. — Die S. theilen ſich übrigens jetzt in 2 Secten, die Chawalſa, welche ſich nur an die Lehren Nanakas' halten, und die Chalaſſa, welche auch die Geſetze Guru Govind's anerkennen; alle ſind aber ſehr fanatiſch, muthig und ſtark, doch weniger grauſam als die Maharatten. 37.

Silber, lat. argentum; franz. argent; engl. silver, ein ſchon im höchſten Alterthume bekanntes Metall, iſt feſt, von eigenthümlich weißer Farbe, etwas härter als Gold, ſehr geſchmeidig und dehnſam, ſpecifiſch ſchwer 10, 47, gehämmert 10, 51, und ſchmilzt beim Rothglühen. Sein Oxyd, durch ſtarke elektriſche Entladungen erhalten, hat olivengrüne Farbe. Man findet es in Gängen gediegen und vererzt. In erſterer Art wird es unter den mannigfaltigſten Geſtalten gefunden; in letzterer findet man es mit Schwefel, Eiſen, Selen, Kupfer, Antimon, Arſenik, Queckſilber, Wismuth, Blei, Zink, Tellur, Gold, auch mit Jod, Kohlenſäure, Sauerſtoff, Salzſäure ꝛc. in verſchiedenen Zuſammenſetzungen und Quantitäten verbunden, wodurch die Erze verſchiedene Benennungen erhalten, meiſt aus den Namen der Beſtandtheile zuſammengeſetzt. Die Frequenz der Silbererze iſt nicht gleich groß; am häufigſten ſind gediegen Silber, Glaserz, Rothgiltigerz und Sprödglaserz, welche auch am ſilberhaltigſten ſind. Ein großer Theil des Silbers wird aus anderen Erzen gewonnen, welche in den Gängen der Gebirge vorhanden ſind, z. B. aus Bleiglanze, Eiſen- und Antimonerzen, Arſenikkieſen, Schwefelkieſen ꝛc., welche das S. theils fein eingeſprengt, theils oft kaum ſichtbar führen; ja man verarbeitet auf den Hütten Erze von gemeinen Steinen, welche oft nur ¼ Loth S. auf den Centner enthalten. Die reichſten Erze dieſer Art führen aber oft ſelbſt 40—50 Mark S. im Centner und dieſes wird aus denſelben, nachdem ſie zerpocht und gemahlen ſind, zum Theil

durch Amalgamation (ſ. d. Art.), zum Theil durch Verſchmelzung mit Bleierzen gewonnen, wodurch die Metalle ſich aus den Schlacken (ſ. d. Art.) abſondern. — Der Gebrauch des Silbers, wozu es meiſt vorher einer Legirung (ſ. d. Art.) unterliegt, iſt allgemein bekannt. 76.

Silberbaum, Dianenbaum, lat. arbor Dianae; franz. arbre de Diana, nennt man die gewächs- oder baumartige Kryſtalliſation des Silbers, welche entſteht, wenn man eine Quantität Silber in Salpeterſäure auflöſt, ſo daß dieſe vollkommen geſättigt iſt, die Auflöſung mit reinem deſtillirtem Waſſer verdünnt und dann etwas Queckſilber in dieſelbe bringt. Die Auflöſung enthält kein Silber mehr, ſondern ſtatt deſſen blos Queckſilber. 40.

Silberberg, eine der ſtärkſten Bergfeſtungen, das ſchleſiſche Gibraltar genannt, liegt in der Nähe von Glatz 1370 Fuß hoch über dem Meere auf dem Eulengebirge und ward von Friedrich II. von 1765—1777 mit einem Koſtenaufwande von 4½ Mill. Thaler angelegt. Die Befeſtigungswerke ſind in Felſen gehauen, werden noch durch den eingeſchloſſenen 2040 Fuß breiten Donjon, die Hauptfeſtung auf dem Schloßberge, beherrſcht und ſind durch bedeckte Wege verbunden. Drei in Felſen gehauene Reihen von Caſematten können 5000 Mann Beſatzung faſſen und außerhalb der Feſtung liegen noch ſehr feſte Außenwerke auf dem Spitzberge, dem Hohenſtein, der großen und kleinen Strohhaube und dem Hahnenkamme. Der in Felſen gehauene Brunnen iſt 177 Fuß tief. 37.

Silberbrenner heißt derjenige Bergbeamte, welcher aus dem Hüttenſilber alle Beigemenge entfernt und dieſelben auf 15 Loth 3 Quentchen Feine bringt. Sein Geſchäft heißt Silberbrennen. 76.

Silberflotte hieß ehemals die ſpaniſche Flotte, welche jährlich die Ausbeute der amerikaniſchen Bergwerke nach Europa brachte. 37.

Silbergroſchen ſind eine ſeit 1821 in dem ganzen preußiſchen Staate eingeführte Rechnungsmünze, deren 30 auf einen preußiſchen Thaler gehen. 1 S. = 12 Pfennige = 9⅓ Pf. Conv. Sie ſind 9 Loth 7 Grän fein und es gehen deren 512 auf eine kölniſche Mark fein. 26.

Silbermann (Gottfried), einer der anerkannt beſten Orgelbauer, ward geboren zu Kleinbobritſch in Sachſen 1683, ging ſchon in ſeiner frühſten Jugend zu ſeinem Bruder nach Straßburg, um bei dieſem die Orgelbaukunſt zu erlernen, und ward in der Folge Hof- und Landorgelbauer zu Freiberg, als welcher er auch 1756 ſtarb. Bei ſeinem raſtloſen Fleiße und ſeinem erfinderiſchen Geiſte gelang es ihm, der Inſtrumentbaukunſt, die allerdings zu ſeiner Zeit noch auf einer ziemlich tiefen Stufe ſtand, einen Aufſchwung zu geben, wie es noch keinen Inſtrumentbauer vor ihm gelungen war. Namentlich aber waren es Claviere, Fortepianos und ganz vorzüglich Orgeln, die in noch nie geſehener Kraft und Vollkommenheit aus ſeinen Händen hervorgingen. Die beſten Orgelwerke, die S. ihre Entſtehung verdanken, befinden ſich zu Freiberg und Dresden und erhalten noch jetzt ſeinen Namen im ehrenvollſten Andenken. Einfachheit in der Structur, dabei eine ſeltene Kraft und Fülle des Tons ſind die Eigenſchaften, wodurch ſich S.'s Orgeln vorzüglich empfehlen. Berühmt iſt S. außerdem aber noch durch die geniale Erfindung der Cymbale d'Amour, eines dem Claviere ähnlichen Inſtrumentes, das ſich vorzüglich durch einen ſanften und lieblichen Ton auszeichnet, freilich aber jetzt bei der großen Vollkommenheit, die die Pianofortbauart erlangt hat, außer Gebrauch gekommen iſt. 20.

Silen (Silēnus), der Erzieher und Begleiter des Bacchus, war nach Einigen der Sohn des Pan oder Mercur und einer Nymphe, nach Anderen ging er aus dem Blute hervor, das dem Uranus bei ſeiner Entmannung durch den Saturn entfloß. Nach Pauſanias wurde er auf der Inſel Malea erzogen, wo er eine Najade heirathete, mit der er den Centauren Pholus erzeugte. Man ſchreibt ihm eine

ohe Kenntniß göttlicher Dinge zu, weßwegen er auch den Bacchus in allen Wissenchaften unterrichtete und ihn auf seinen Zügen beständig begleitete. Er reitet auf inem Esel mit schwerem Haupte, von Satyrn und Faunen unterstützt, und gibt in em Gemälde den reizensten Contrast, indem er beständig von dem begeisternden Tranke des Bacchus berauscht ist. Die Giganten trieb er in ihrem Kampfe gegen Jupiter durch das ihnen unbekannte Geschrei seines Esels in die Flucht. Auf den Abbildungen erscheint er als Greis mit einer Glatze, eingedrückter Nase, krausem Barte, spitzigen Ohren und einem Schwanze, auf einem Esel reitend. Von ihm tammt ein ganzes Geschlecht, **Silenen**, ab, die den Satyrn ähnlich dargestellt verden. Beide bilden den Gegensatz des heitern Alters zur muntern Jugend; die Silenen sind das Symbol gemächlicher Ruhe und stiller Bequemlichkeit. In ihrer ußern Bildung sind sie den Satyrn gleich. 11.

Silhouetten waren schon den Alten bekannt (s. Dibutades) und unter dem Namen **Monochromen** sehr beliebt; doch stammt der neuere Name erst von em französischen Finanzminister Silhouette, der 1759 durch eine achtmonatiche Verwaltung der Finanzen zwar dem Reiche großen Nutzen schaffte, aber urch seine Maßregeln (er suchte das englische Finanzsystem in Frankreich einzuühren, zwang die Vornehmen zur Ablieferung ihres Silberzeuges in die Münze . dergl. m.) sich so verhaßt machte, daß man ihn überall lächerlich zu machen suchte nd besonders alles ärmlich Aussehende à la Silhouette nannte. Zu dieser Ehre amen denn auch die Schattenbilder, als armselig erscheinende Portraits, und dieser Name ist ihnen seit dieser Zeit geblieben. Die Silhouette stellt nur den äußern Umriß des Profils dar, während alles Übrige schwarz ausgefüllt ist und höchstens inige weiße Linien irgend einige andere Züge und Theile des Gesichts im Allgemeien angeben, und die ganze Kunst des **Silhouettirens** besteht also darin, diese ußeren Umrisse ganz genau wiederzugeben, weßhalb sie in künstlerischer Hinsicht icht von Bedeutung ist und nur ein genaues Augenmaß und Übung erfordert, ja elbst dieser kaum bedarf, wenn man den Schatten eines Gesichts genau auf eine veiße Wand fallen läßt, die Umrisse desselben zeichnet und durch den **Storchschnael** (s. d. Art.) verkleinert auffaßt; doch waren sie eine Zeit lang sehr beliebt und nan will behaupten, daß, wie das Profil der Menschen überhaupt, so auch seine Silhouette den Charakter desselben am Treusten ausdrückt. 30.

Silinger, ein altes deutsches Volk, vandalischen Stammes, bewohnten bis um V. Jahrh. n. Chr. die jetzigen Lausitzen und das nördliche Schlesien, vereinigen sich aber in der Völkerwanderung mit den Vandalen und Sueven, seit welcher eit ihr Name verschwindet. 37.

Silius Italicus (Cajus), einer der besseren Dichter aus der römischen Kaierzeit, ward geboren 25 n. Chr. und stammte entweder aus der spanischen Stadt Italica oder aus der sabinischen Stadt Corfinium, die sonst auch Italica genannt ird. Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir nur, daß er Freund des jüngern Plinius, um das Jahr 68 n. Chr. Sachwalter und Consular zu Rom war und urch sein bedeutendes Vermögen in den Stand gesetzt wurde in ungestörter Ruhe nd Behaglichkeit den Wissenschaften zu leben und namentlich des Cicero und Virgil Werke aufs Fleißigste zu studiren. Diese wissenschaftliche Thätigkeit brachte ihn ndlich zu einem eigenen literarischen Versuche. Das Werk, das er schrieb, ist ein ...isches Gedicht: „Punica“ (17 Bücher) (über den zweiten punischen Krieg) und ugt deutlich von seinem eifrigen Studium des Virgil. Kunstvolle Nachahmung r Form und einzelne ächt poetische Stellen zeichnen das Werk rühmlichst aus, enn auch das Ganze nicht eben ein ausgezeichnetes poetisches Talent des Verfassers rräth; ganz vorzüglichen Werth aber hat das Gedicht wegen der großen histoschen Genauigkeit, mit welcher die Thatsachen insgesammt erzählt werden. Er arb in Campanien 100 n. Chr., indem er sich selbst den Hungertod gab, um sich

von den Schmerzen einer langwierigen und unheilbaren Krankheit zu befreien. Von den Ausgaben nennen wir die Ed. pr. (Rom. 1471. Fol.); die von Dan. Heinsius (Lugd. Bat. 1600. 12.); Cellarius (Lips. 1698. 12.); Arn. Drakenborch (Traj. 1717. 4.); J. Ch. Gli. Ernesti (Lips. 1791. 8. 2 Voll.) und G. A. Ruperti (Gotting. 1795. 8. 2 Voll.). 20.

Sillen (σίλλοι) waren bei den Griechen den späteren römischen Satyren (s. d. Art.) ähnliche Gedichte, in denen die Sitten, Reden und Lehren der Menschen verspottet wurden. Besonders berühmt waren die S. des Timon über die Philosophen und des Xenophanes über die homerischen und hesiodischen Göttersagen, weßhalb diese auch gewöhnlich Sillographen genannt werden. 9.

Silvanus, eine altitalische Gottheit, stand dem Wald-, Dorf- und Feldleben vor und hat viel Ähnlichkeit mit dem Faunus oder dem griechischen Pan. Nach Plutarch war er ein Sohn der Valeria Tusculanaria, die ihn von ihrem Vater in einem Walde (in silva) gebar. Sein Dienst scheint von den pelasgischen Tyrrhenern eingeführt worden zu sein, die ihn als Gott der Äcker und Beschützer des Viehes verehrten, wofür er im Herbste ein Opfer von Milch erhielt. Da er die Heerden vertheidigte, wurde er Mars Silvanus genannt, dem man ein Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein brachte; auch Schweine wurden ihm geopfert. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er eine Cypresse in der Hand, in die er den Cyparissus, einen wegen seiner Schönheit von ihm geliebten Jüngling, verwandelt haben soll. Gebärenden Weibern war er gefährlich; doch wendete man die Gefahr ab, wenn man mit einer Art auf die Schwelle schlug und sie mit einem Besen reinigte. Dem S. terminalis (Beschützer der Grenzen) brachte man Trauben dar; er soll nämlich den ersten Grenzstein gesetzt haben. Überhaupt hatte jede Besitzung drei S. zu Beschützern: den S. domesticus, den häuslichen, welcher zu den Hausgöttern gehörte; den S. agrestis, dem das Feldwesen geweiht war; und den S. terminalis, den ursprünglichen, der an der Grenze zweier Besitzungen einen Hain hatte. Dargestellt wird er als ein nackter, bärtiger Greis, mit einem Fichtenkranze bekränzt, in der Rechten eine Hippe, in der Linken einen Ast; oft wird er auch mit Bocksfüßen und Ziegenohren abgebildet. Zu Rom wurde er im Tempel des Hercules verehrt und war der besondere Schutzgott der flavischen Familie. 11.

Siméon (Joseph Jeremias, Graf von), ein ausgezeichneter französischer Staatsmann, wurde 1759 zu Aix geboren, wo er bei Beginn der französischen Revolution als Advocat lebte, entzog sich den Verfolgungen derselben (1794) durch die Flucht nach Genua, trat 1795 als Deputirter der Rhonemündungen in den Rath der Fünfhundert und wurde darin wegen seiner gemäßigten Gesinnung der Mitwirkung zur Übergabe Toulons an die Engländer angeklagt, allein gänzlich freigesprochen. Nachdem er hierauf 1797 zum Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung ernannt, aber 1799 durch das Directorium von seiner Stelle vertrieben worden war, floh er nach Oléron und trat nach seiner Zurückberufung 1800 in das Tribunat. Seiner Beistimmung zu dem lebenslänglichen Consulate und zu der Kaiserwürde Buonaparte's hatte er bald darauf die Erhebung zum Staatsrathe und Baron zu danken und von der Zeit zeigte er sich stets als einen der beredtesten Lobredner und Schmeichler des Kaisers. Im Jahre 1807 zum Mitgliede der Regierungscommission des neuerrichteten Königreichs Westphalen und kurz nachher zum Grafen und Justizminister des Königs Hieronymus ernannt führte er die französische Gesetzgebung in Westphalen ein, nahm aber 1813 seine Entlassung und hinterließ den Ruf eines rechtschaffenen Mannes. Nach dem Sturze Napoleon's wurde er zum Präfecten des Norddepartements ernannt, trat 1815 als Deputirter des Rhonedepartements und nach der Rückkehr des Königs als Abgeordneter des Vardepartements in die zweite Kammer und zeigte sich als eifriger Anhänger der

Regierung. Nachdem er 1820 einige Zeit die Stelle eines Unterſtaatsſecretairs im Juſtizminiſterium bekleidet hatte, trat er nach dem Abgange von Decazes als Miniſter des Innern in das Cabinet, legte aber 1821 nebſt den übrigen Miniſtern ein Amt nieder. Er iſt Verfaſſer mehrerer Vaudevilles. 81.

Simonides, 1) aus Amorgos gebürtig, um 664, nach Anderen 778 vor Chr., einer der älteſten griechiſchen Dichter, von deſſen jambiſchen Dichtungen jedoch uns nur ſehr wenige Bruchſtücke erhalten worden ſind, welche ſich in den Ausgaben der Gedichte des weiter unten angeführten S. befinden und beſonders herausgegeben ſind von Welcker (im „Rheiniſchen Muſeum 1835"). 2) S. von der Inſel Ceos, daher mit dem Beinamen *Keïos*, wurde geboren um 557 vor Chr. und ſtarb zu Syrakus um 467 v. Chr., gilt für den Erfinder der trauernden Elegie und ſoll nach dem Urtheile römiſcher Dichter vorzüglich Meiſter im Rührenden geweſen ſein. Von ſeinen näheren Lebensverhältniſſen wiſſen wir weiter nichts, als daß er frühzeitig nach Athen kam, woſelbſt er mit Hipparch (ſ. d. Art.) im engſten Freundſchaftsbündniſſe ſtand, mit Anakreon und Theognis bekannt wurde und ſpäter auch bei öffentlichen muſiſchen Kampfſpielen den großen Tragödiendichter Äſchylus beſiegte; ferner, daß er dann nach Sparta ging, woſelbſt er mit Pauſanias bekannt wurde, dann ſich einige Zeit in Theſſalien aufhielt und endlich einer Einladung an den Hof des Königs Hiero nach Syrakus folgte, woſelbſt er auch ſein Leben beſchloß. Hiero beehrte ihn nach ſeinem Tode mit der Erbauung eines prächtigen Denkmals. Er ſoll übrigens ein ſehr häßliches Äußere gehabt haben und außerdem ſehr geldgeizig geweſen ſein. Er ſoll das griechiſche Alphabet mit den Buchſtaben η, ω, ζ und ψ bereichert und die Mnemonik erfunden haben. Von ſeinen zahlreichen Poeſien, die in Tragödien, Epigramme, Gnomen und andere kleinere Gedichte zerfielen, ſind uns nur Fragmente erhalten worden, die ſich faſt in allen größeren Sammlungen alter Dichter befinden; ſo in Winterton's „Poetae minores"; in Brunck's „Analekten" (I, 120 sqq.); in Reiske's „Anthologia graeca"; in den „Sammlungen der gnomiſchen Dichter ꝛc." Vergl. auch „Fabric. Bibl. Gr." (T. II. p. 142.); beſondere Ausgabe von Schneidewin (Braunſchweig 1835). Ausgezeichnete Abhandlungen über den S. ſind: van Goen's „Diss. de Simonide Ceo, poeta et philosopho" (Ultraj. 1768. 4.); Boiſſy's „Histoire de la vie de Simonide" (neue Aufl. 1788); C. Morgenſtern's „De arte vet. mnemonica" (Dorpat. 1808). Gute Ueberſetzungen von des S. Dichtungen lieferten Jacobs und Wieland (im „Attiſchen Muſeum", Bd. IV.). 20.

Simonie, Simonismus heißt im Kirchenrechte das Vergehen, geiſtliche Güter und Würden für Geld zu verkaufen. Der Name ſtammt von Simon Magus, welcher nach Apoſtelgeſch. 8, 14 ff. die Gabe des heiligen Geiſtes von den Apoſteln für Geld erkaufen wollte. Zu allen Zeiten iſt in der chriſtlichen Kirche über S. geklagt worden und noch jetzt iſt es in der engliſchen Hochkirche das Gewöhnliche, die geiſtlichen Pfründen zu erkaufen; beſonders aber war in den Zeiten von Gregor VII. das Übel in Deutſchland ſehr eingeriſſen und es bedurfte daher aller Kraft deſſelben, um ihm zu ſteuern, obwohl er den Begriff derſelben zu weit ausdehnte und jede Belehnung mit geiſtlichen Würden aus weltlichen Händen für S. erklärte. 23.

Simpliciſſimus, ſ. Greifenſon.

Simplicius, einer der letzten griechiſchen Philoſophen, gebürtig aus Cilicien, lebte im VI. Jahrh. n. Chr. bald zu Athen, bald zu Alexandrien, genoß den Unterricht des Ammonius Hermiä und des Damascius und floh, bei der unter Juſtinian eingetretenen Philoſophenverbannung (529), mit dieſem Letztern und Iſidor zum Könige Chosru nach Perſien, von wo ſie erſt 533 zurückkehrten. Seinen Ruf verdankt er nicht eignen philoſophiſchen Anſichten, ſondern der ſorg-

fältigen Bearbeitung der aristotelischen Philosophie, die er jedoch nach dem Geiste jener Zeiten zu platonisiren versuchte. — Man hat von ihm folgende Commentare: „Commentarius in Arist. categorias“ (gr. Venet. 1499. Fol.), cum latin. Justi Velsii scholl. (Basil. 1551. Fol. Lat. interprete Guil. Dorotheo, Ven. 1541. Fol.); „C. in Ar. physica“ (gr. ed. Fr. Asulanus, Ven. 1526. Fol. Lat. int. Luc. Philalthaeo, Ven. 1543. Fol.); „C. in Ar. libb. de coelo“ (gr. ed. Fr. Asulanus, Ven. 1526. Fol. Lat. int. G. Dorotheo, Ibid. 1543. Fol., zuletzt Ibid. 1583. Fol.); „C. in Ar. libb. de anima“ (gr. cum Aphrodisii comm. in Ar. lib. de sensu et sensibili ed. Fr. Asulanus, Ven. 1527. Fol. Lat. int. Joh. Fascola, 1543. Fol.); endlich einen Commentar zu Epiktet's „Enchiridion“, den Schweighäuser in den „Monum. phil. Epict.“ (T. IV.) herausgegeben hat. — Vergl. J. G. Buhle, „De Simplicii vita, ingenio et meritis“ („Göttingische Anzeigen“ 1786. S. 1977). 80.

Simplon, s. Alpen.

Simson, einer der Richter Israel's, wird als ein Ideal der Körperstärke geschildert, die in seinen Haaren gelegen haben soll, und eine Menge außerordentlicher Thaten werden von ihm erzählt; jedenfalls aber haben wir die ganze Erzählung (Richter 13—16) als einen historischen Mythus aufzufassen, indem die Sage an die ungewöhnliche Körperstärke eines historischen S. mancherlei Ausschmückungen angebracht hat, die nicht ganz unpassend mit den Mythen des Hercules verglichen worden sind. Wie viel aber jedem von beiden Theilen angehört, läßt sich nicht mehr ermitteln, und wir müssen daher die Erzählung als einen vollständigen Sagenkreis auffassen, wie ihn jedes Volk aufzuweisen hat, ohne an den einzelnen Daten und Umständen deuteln zu wollen. 23.

Simultaneum nannte man früher im deutschen Reiche das Recht freier Religionsübung der Katholiken und Protestanten neben einander in einem Staate und unterschied das s. necessarium, wenn es schon vor dem Normaljahre (1624) bestanden hatte, und s. voluntarium, wenn es später von dem Landesherrn gestattet worden war. Durch die Festsetzung gleicher Rechte beider Religionsparteien seit Auflösung des deutschen Reichs ist aber dieser Unterschied aufgehoben. 30.

Simurg ist einer der wichtigsten Gegenstände der altpersischen Mythologie und muhammedanischen Lyrik. Er ist der Repräsentant des Vögelgeschlechts und wird gedacht als ein großer Vogel mit glänzendem Gefieder, mit den Farben des Regenbogens und der Abendröthe spielend, der seine Wohnung auf den unzugänglichen Höhen des Berges Kaf (Kaukasus) hat. Die Mythe erzählt von ihm, daß er 70000 Jahre lang Wesir der voradamitischen Salomone, der Beherrscher der Dschinnen (s. d. Art.), gewesen sei, sich dann in sein Nest zurückgezogen habe und erst später wieder in die Dienste Salomo's als Wesir getreten sei, wo er nicht allein mit seinem verständigen Rathe wirkte, sondern auch seine prächtigen Flügelfedern über dem Haupte des Herrschers ausgespannt waren, wenn er auf dem Throne saß, und seine Schwanzfedern zu Federbüschen der vorzüglichsten Helden benutzt wurden. Eine Zwistigkeit mit Salomo veranlaßte ihn aber, sich wieder in seine Einsamkeit zurückzuziehen, seit welcher Zeit er nicht wieder gesehen worden ist. Dafür aber ist er den Sufi's (s. d. Art.) das Bild der höchsten Vollkommenheit und der tiefsten Weisheit, unter dem sie sich das unergründliche Wesen Gottes denken, zu dessen Anschauen Niemand gelangen kann. Dieß zum Verständniß häufiger Erwähnung S.'s in neueren Dichtern. 23.

Sinăi und Horeb, zwei in der israelitischen Geschichte berühmte Berge, unter 28° 50′ N.Br., bilden die beiden höchsten Spitzen der peträischen oder sinaitischen Halbinsel (s. Arabien) und erscheinen als zwei mächtige Granitkegel über den wüsten Trümmergesteinen und den rauhen und niedrigen Vorbergen der Wüste El-Tih

aus Trapp und Hornblende. Jetzt herrscht aber über beide Berge die größte Ungewißheit, da man nicht weiß, welcher von beiden der S. und welcher der Horeb ist. Gemeiniglich hält man den östlichen, der über 8000 Fuß hoch ist und sich in zwei Gipfel (der östliche Katharinenberg, der westliche S., Dschebel Musa, genannt) theilt, für den S., den westlichen, der nur 6000 Fuß hoch ist, für den Horeb. Beide sind mit Kapellen und der Katharinenberg auch mit einem Kloster besetzt. 37.

Sinclair (Sir John, Baronet), einer der berühmtesten Nationalökonomen und Gelehrten der neusten Zeit, ward 1754 zu Thurso Castle in Schottland geboren, besuchte die Schule zu Edinburg und die Universitäten Glasgow und Oxford, ward 1775 Advocat und widmete seine Thätigkeit zuerst der Cultur seiner Besitzungen in der Grafschaft Caithneß und bald der ganzen Grafschaft, indem er Verbindungsstraßen und Brücken anlegen ließ, mehrere Fabriken, Bleichen, Gerbereien und Brauereien gründete und Ackerbau und Viehzucht auf eine höhere Culturstufe zu bringen suchte, wodurch er die unwirthbare Grafschaft zu einem blühenden Landstriche und seinen Geburtsort zu einer gewerbvollen Stadt erhob, welche in dem von ihm angelegten Hafen bald eine der bedeutendsten Fischereien Großbritanniens erhielt. Seine Verdienste fanden bald die schönste Anerkennung, indem viele andere Grafschaften seinem Beispiele folgten und das Vertrauen seiner Mitbürger 1780 ihn zum Repräsentanten seiner Grafschaft im Unterhause ernannte und fast 30 Jahre lang ihn auf diesem Posten ließ. Hier wirkte er auf der Ministerialpartei kräftig für alle Maßregeln zur Beförderung des Wohlstandes des Landes und veranlaßte die Errichtung einer eigenen Landwirthschaftsbehörde, bereiste 1786, später noch mehrmals, Deutschland, die Niederlande und Frankreich, suchte seine gemachten Erfahrungen für sein Vaterland nützlich zu machen und wirkte durch gediegene Schriften vortheilhaft auf den Zustand desselben ein. Im Jahre 1794 errichtete er sogar ein Regiment von 600 Mann Hochschotten für England und bald darauf ein anderes von 1000 Mann für Irland. Endlich 1809 ward er Mitglied des Geheimeraths unter Perceval und erhielt nach Auflösung dieses Ministerium (1812) eine wichtige Regierungsstelle zu Edinburg, wo er im Dec. 1835 starb. — Er schrieb eine Menge staatswirthschaftlicher Schriften, unter anderen über die Staatseinkünfte Großbritanniens, über die britische Seemacht, über Korngesetze und Finanzen, eine Statistik Schottlands, über Ackerbau und Landwirthschaft überhaupt ꝛc., welche ihm den Beinamen „Oberpriester der Ceres" erwarben. Er war auch der schönen Literatur nicht fremd und trug wesentlich dazu bei, daß Macpherson's Entdeckung der Lieder Ossian's für richtig anerkannt ward. Sein Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit erschien von ihm selbst (London 1831. 2 Bde.). 16.

Sind, s. Beludschistan und Indus.

Sindiah oder Scindiah (Staat des), s. Maharatten.

Sinear ist in der Bibel s. v. a. Babylonien oder Mesopotamien. 37.

Sinecure (sine cura, ohne Sorge) heißt ein einträgliches Amt, bei welchem man keine Amtsgeschäfte hat. 9.

Singalesen, s. Ceylon.

Singen, lat. canere, cantare; franz. chanter; engl. sing, chant, heißt: vermittelst eines eigenen Gebrauchs der Stimmorgane mannigfache Töne in einer melodischen Folgenreihe vortragen. Diese Stimmwerkzeuge sind namentlich die Luftröhre, die Lungen und Stimmritze, außer welchen jedoch bei jeder Modification der Stimme andere Theile, z. B. der Kehldeckel, der Schildknorpel, die Stimmbänder ꝛc., mitwirken, wogegen der schwächere oder stärkere Ton der Stimme beim S., Singeton genannt, durch größere oder geringere Thätigkeit des Brustkastens, der Mund- und Nasenhöhle ꝛc. bedingt wird. — Das

S. oder der Gesang ist so alt als der Mensch selbst, wenigstens so alt als die Sprache und entstand auch aus einem gemeinschaftlichen Keime; ja es mußte bei dem Urmenschen gewiß erst eine Sprache durch Empfindungslaute entstehen, ehe es ihm einfallen konnte, durch eine gewisse Articulation derselben auf die Vorstellung seines Mitmenschen zu wirken. Eine solche affectvolle Sprache nun, in der sich die Empfindungslaute so charakteristisch als möglich auszeichneten und deren Ausdruck durch körperliche Bewegungen oder Gestikulationen oder starke Accente unterstützt wurde, war der Gesang; denn in seinem Entstehen war der Gesang gewiß nichts Anderes als jener innere Drang, Empfindungen durch leidenschaftliche Töne auszudrücken, und auch jetzt noch, bei der Vollkommenheit, die er in unseren Zeiten erhalten hat, waltet die nämliche Absicht vor. Er ist an und für sich betrachtet bloßer Ausdruck der Empfindungen, d. h. die Töne, aus denen er besteht, haben eine gewisse bestimmte Übereinstimmung oder Ähnlichkeit mit der Natur der auszudrückenden Empfindungen. Da aber deßhalb durch den Gesang besser als durch irgend ein Instrument jede Empfindung der menschlichen Natur wiedergegeben werden kann, so daß das Innerste der Zuhörer ergriffen und das Gefühl derselben mit denselben Empfindungen erfüllt wird, als deren Frucht der Gesang erscheint, so liegt es klar vor, daß er der wichtigste Theil in der Musik ist. Wohl zu unterscheiden ist jedoch hier der natürliche und der künstliche Gesang. Bei dem erstern drückt der Sänger seine Gefühle so aus, wie er gerade gestimmt ist; bei dem zweiten dagegen wird der natürliche Gesang vervollkommnet und zu einem Producte der Kunst gestaltet. Zu einem solchen Gesange aber in materieller Hinsicht sind die Haupterfordernisse: 1) eine gute Stimme (d. i. ein heller, starker und gleicher Ton), die außerdem aber noch biegsam und umfangreich sein muß; 2) vollkommene Kenntniß der Noten, so wie aller zur Tonschrift gehörigen Zeichen; 3) Fertigkeit, die Intervallen sicher und völlig rein zu intoniren; 4) richtiges Tactgefühl; 5) richtige und deutliche Aussprache der zu singenden Wörter, so wie richtige Vereinigung derselben mit den dazu gehörigen Tönen; 6) ein guter Vortrag, d. i. eine den in dem Gesange auszudrückenden Empfindungen angemessene Behandlung der Töne und eine geniale Anwendung aller Mittel, wodurch der Ausdruck verstärkt und verschönert werden kann. Einen Gesang nun auf eine allen diesen Anforderungen entsprechende Weise vorzutragen, lehrt die Singkunst. Um aber die Stimme, die sich zum Gesange qualificirt (Singstimme) nach den Regeln und Gesetzen der Singkunst zu bilden und zu vervollkommnen ist Singunterricht (Gesangunterricht) nöthig, der entweder zum Privat- oder zum öffentlichen Unterrichte wird. Jenen ertheilen namentlich Sing- oder Gesanglehrer privatim, dieser wird in Singschulen ertheilt. — Schon in den frühesten Zeiten finden wir Anstalten, die als die ersten Anfänge unserer Singschulen betrachtet werden können, theils weil der Gesang schon damals Bedürfniß des Herzens war, theils und vorzüglich weil er dem Dienste der Religion geweiht war und für eins der besten moralischen Bildungsmittel der Völker galt; dabei gab es zwar auch Instrumentalbegleitung, Tanz und andere körperliche Bewegungen, aber doch blieb der Gesang stets die Hauptsache, wogegen jene nur dazu dienten, diesem mehr Interesse zu verschaffen und den damit verbundenen Zweck zu veredeln. So wurden schon im alten Ägypten die Kinder von ihrer frühesten Jugend an in Gesang und Musik unterrichtet; so waren bei den Hebräern Samuel's Prophetenschulen nichts Anderes als Institute zur Erlernung der Musik, Dichtkunst und des Gesanges. Weit mehr vervollkommnet war aber der Gesangunterricht schon bei den alten Griechen. Es gab bei ihnen schon in den ältesten Zeiten Sängerschulen, in denen man eigene Geistesproducte oder die älterer Dichter in einfachem Gesange vortrug und dadurch Lust und Liebe zur Dichtkunst und zum Gesange erweckt und genährt wurde. Mit den Reichthümern Griechenlands kam dann der Gesang nach Rom,

fand aber daſelbſt nur Liebhaber, keine Meiſter. Auch den celtiſchen und germaniſchen Völkerſchaften blieb der Geſang nicht fremd und die Zöglinge der Prieſter erhielten ſchon von ihrer früheſten Jugend an neben dem Religionsunterrichte auch Geſangunterricht, um bei den Opfern zu Ehren ihrer Götter zu ſingen. Noch aber war all dieſer Unterricht und dadurch der Geſang ſelbſt unvollkommen; erſt mit dem Emporkommen des Chriſtenthums hob eine neue Epoche an. Bald erkannte man den Werth des Kirchengeſangs und bald hatte auch eine jede chriſtliche Gemeinde eine Schule, in der Knaben und Jünglinge im Geſange unterrichtet wurden, um bei kirchlichen Feierlichkeiten als Vorſänger die frommen Lieder anzuſtimmen. Eigentliche Pflanzſchulen des Geſanges aber entſtanden erſt zwiſchen 314 und 335 durch die Thätigkeit des Papſtes Sylveſter in Rom, während Ambroſius und Chryſoſtomus wenig ſpäter ſich ebenfalls große Verdienſte um den Geſang erwarben. Verbeſſerer und Erweiterer dieſer Schulen ward Papſt Gregor der Große (590—604), ja dieſer ſchickte ſogar Zöglinge ſeiner Singſchulen nach England, durch welche auch in dieſem Lande nun nicht nur der Geſang verbreitet, ſondern auch Singſchulen geſtiftet wurden. Daſſelbe that auch Karl der Große in Frankreich und Deutſchland. Seine nach Rom geſchickten und dort unterrichteten Sänger ſtifteten nach ihrer Rückkehr in faſt allen namhaften Städten gleiche Inſtitute; ja ſchon von Pipin's Zeiten an fanden ſich ſtets beim Hofe ordentliche Kapellen, die unter der Oberaufſicht eines Muſikmeiſters ſtanden und die ebenfalls den Geſang zu verallgemeinen und zu vervollkommnen zum Zwecke hatten. Noch größern Einfluß auf die Vervollkommnung des Geſanges hatten unſtreitig die Troubadours, Minneſänger und Meiſterſänger (ſ. d. Art.). Allein noch immer war auch bei ihnen blos der einfache Choralgeſang gebräuchlich. Endlich mußte aber auch dieſer dem umfangreichern eine eigene Epoche machenden Figuralgeſange weichen, der an Schulen der Meiſterſänger erfunden bald ſich nach allen Gegenden hin verbreitete. Doch erſt durch die Reformation erhielt der Geſang eine Ausbildung, die ihn endlich auf die Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, auf welcher er ſich gegenwärtig befindet. Selbſt mit den Regeln der Tonkunſt vertraut und feſt überzeugt, daß Muſik und Geſang nirgends von erſprießlicherem Nutzen und von größerer Wirkſamkeit ſeien, als beim Gottesdienſte, waren Luther und die Reformatoren raſtlos thätig den Geſang nicht nur bei jeder kirchlichen Handlung einzuführen, ſondern auch in allen öffentlichen Schulen denſelben zu einem weſentlichen Zweige des Jugendunterrichts zu machen. Wie vollkommen ihm ſein Streben gelang und wie namentlich der Choral- und Figuralgeſang theils durch ſeine eigenen Compoſitionen, theils durch ſeine unmittelbare Anregung zum Studium der Muſik ausgebildet und vervollkommnet wurden, iſt zu ſehr bekannt, als daß es nöthig wäre hier es noch weiter aus einander zuſetzen. Ganz beſonders aber förderte die Liebe zum Geſange und der Gebrauch deſſelben ſelbſt unter dem Volke die Einführung von Geſangbüchern, als Sammlungen geiſtlicher Lieder zum Gebrauch beim Gottesdienſt (ſ. Kirchenlied). Eine andere Art von Geſangſchulen, aber ebenfalls nicht minder heilſam wirkend auf die Vervollkommnung deſſelben, und vorzüglich auf den leichtern, gefälligern, opernartigen Styl deſſelben, waren zu derſelben Zeit die vorzüglich in Italien entſtandenen Conſervatorien (ſ. d. Art.), denen es auch zu verdanken iſt, daß die in Italien entſtandene Opernmuſik und durch dieſelbe der Operngeſang in andere Länder überging und daſelbſt endlich zu gleicher Vollkommenheit gebracht worden iſt, wie in dem Mutterlande. Eng an dieſe Conſervatorien aber ſchließen ſich ähnliche Einrichtungen neuerer Zeit, namentlich die ſogenannten Singakademien, öffentliche Übungsinſtitute für Liebhaber des Geſanges. Vorzugsweiſe unter dieſem Namen bekannt iſt der 1789 von Faſch in Berlin geſtiftete und vom Profeſſor Zelter erweiterte Verein von Sängern und Sängerinnen, deſſen treffliche Schulen ſich um

die Tonkunst in Deutschland unendliches Verdienst erworben haben und nach dessen Beispiele an vielen anderen Orten ähnliche Anstalten gestiftet wurden, namentlich in Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg und Zürich. Noch wohlthätiger wirkten die seit nicht ganz einem Jahrzehent fast in allen nur einigermaßen bedeutenden Städten Deutschlands gebräuchlich gewordenen Singvereine, von denen noch jetzt die meisten dieser Institute in voller Blüthe stehen, die Liebe zur Musik und den Geschmack an derselben selbst unter den niederen Volksclassen geweckt haben und die erfreuliche Hoffnung gewähren, hierdurch für das ganze deutsche Volk ein wahres Bildungsmittel erschaffen zu haben. — Bei der großen Ausbildung aber, den der Gesang seit Jahrhunderten nach und nach unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern erhalten hat, bei der Verschiedenheit dieser Völker unter einander, hinsichtlich ihres Charakters, ihrer Stimmung, ihrer geistigen Fähigkeiten, ihres Temperaments, und der Länder hinsichtlich ihrer Lage, ihres Klimas und ihrer physischen Beschaffenheit überhaupt konnte es aber auch nicht fehlen, daß die Art und Weise, wie sich der Gesang nach und nach vervollkommnete, höchst verschieden sein und sich jedesmal nach dem Charakter des Volkes bilden mußte. Diese verschiedenen Arten des Gesanges, oder die verschiedenen Arten des Vortrags bei demselben, sind nun die verschiedenen Singmethoden, von denen man als die vorzüglichsten die italienische, die deutsche und die französische unterscheidet. Die älteste und in mancher Beziehung auch die vollkommenste unter allen dreien ist die italienische. Grund davon ist die Lage und das Klima Italiens so wie der Charakter und die Sprache seiner Einwohner. Von hoch aufstrebenden Bergen umgeben und durchschnitten, von einer reinen, gesunden Luft durchweht, mit den reizendsten Gegenden geschmückt ist wohl kein Land zur Erweckung der Liebe zum Gesange und zur Ausbildung desselben geschickter als Italien. Dazu kommt, daß gewiß kein Volk so reizbar und für alle Leidenschaften so empfänglich ist, als die Italiener, und daß keine Sprache in der Welt so reich, fließend, biegsam, harmonisch und klangreich ist, als die italienische; und daher kam es, daß in Italien unter allen anderen Ländern zuerst der Gesang zu einem besondern Unterrichtszweige erhoben und dadurch eine eigenthümliche Methode im Singen begründet wurde. Noch bis auf die gegenwärtigen Zeiten sind die Italiener demselben treu geblieben und eine fast zur Vollkommenheit gebrachte Ausbildung der Tonwerkzeuge und der Kehle, die oft zur Bewunderung hinreißende Verbindung der einzelnen Töne zu einem Ganzen, ohne die Einzelnheiten zu vernachlässigen (portamento di voce), vollkommene Reinheit in der Aussprache beim S., so wie endlich ein vollendeter Vortrag des Recitativs, sind namentlich die Vorzüge, in denen sich die italienische Singmethode vor allen übrigen auszeichnet. Zwar finden sich im italienischen Gesange Verzierungen und Künsteleien, die streng genommen der gediegenen Musik fremd bleiben müssen, allein gerade dadurch unterscheidet er sich auf eine charakteristische Weise von der deutschen und anderen Singmethoden und beweist, daß nur Italien das Land der vollendeten Kunst ist. Ganz anders dagegen gestaltet sich die deutsche Singmethode; sie ist das Abbild des deutschen Charakters, dessen Haupteigenschaften Ernst, Festigkeit und Bestimmtheit sind. Daher ist auch, statt daß der italienische Tonkünstler seine Hauptstärke in der Opernmusik hat, der Deutschen fast ausschließliches Eigenthum die ernste, würdevolle Fuge, deren streng abgemessene Töne das Innerste des Herzens ergreifen und in erhabener Majestät der Deutschen Streben nach Wissenschaftlichkeit beurkunden. Zwar wirft man der deutschen Singmethode Härte, Unbiegsamkeit und Undeutlichkeit in der Aussprache vor, indeß läßt sich die erstere dadurch entschuldigen, daß ursprünglich in Deutschland der Gesang nur für den Gottesdienst bestimmt war und dadurch bereits einen härtern Charakter annehmen mußte, und die letztere widerlegt sich schon dadurch, daß auch in unserm Vaterlande genug Künstler existirten und

noch existiren, denen es durch erhöhte Kraftanstrengung und fleißige Übung gelang die Worte unserer allerdings etwas schwerfälligen und harten Sprache beim Gesange ebenso deutlich zu accentuiren, wie die Italiener. Bei der französischen Singmethode jedoch ist ebenfalls der Einfluß zu erkennen, den die Sprache und der Volkscharakter überhaupt auf den Gesang haben muß. Der Franzose will sprechen und nicht singen, wenn er aber singt, nicht durch seinen Gesang, sondern durch den witzigen Inhalt und die treffenden Worte seines Gesanges Effect machen. Eine gewisse Unnatürlichkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit in der Aussprache, welche vorzüglich durch das viele Verschlucken der Endsylben in der französischen Sprache unvermeidlich wird, sind daher die Haupteigenschaften der französischen Singmethode. Am wenigsten bemerkbar sind diese Mängel noch in der einfachen Nationalromanze. Vergl. die Artt. Musik und Musikfeste. Als vorzügliche Schriften über Singen, Singkunst ꝛc. sind zu nennen: Hiller, „Anweisung zum musikalisch richtigen Gesang" (3. Aufl. Leipz. 1809); „Fori, „Anleitung zur Singekunst", mit Erläuterungen und Zusätzen von J. F. Agricola (Berl. 1757); Righini, „Übungen, um sich in der Kunst des Gesanges zu vervollkommnen" (Leipz. 1804); Fröhlich, „Singschule" (Bonn 1815); Natorp, „Anweisung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen" (3. Aufl. Duisburg 1818); Wachsmann, „Praktische Singschule für Lehrer und Schüler" (Magdeb. 1822); Marx „Die Kunst des Gesanges" (Berl. 1826. 4.) 20.

Singspiel, s. Oper und Melodrama.

Singvögel, s. Vögel.

Sinigaglia (das alte Sena Gallica, 43° 43′ 16″ N.Br., 30° 51′ 50″ L.), See- und Handelsstadt am adriatischen Meere, im Kirchenstaate gelegen und zur Delegation Pesaro gehörig, Sitz eines Bischofs, ist mit Wällen und Mauern umgeben, ziemlich schlecht und unregelmäßig gebaut, hat ein Castell und einen kleinen Hafen, von der Mira gebildet, die hier ins Meer mündet, 1 altes Schloß, 4 Kirchen, 6 Klöster (5 Mönchs- und 1 Nonnenkloster), 1 Oratorium der weltlichen Priester S. Filippo Neri, 1 Münze, 1 Theater und 8000 Einwohner, die sich vom Handel, von der Fischerei und Landwirthschaft nähren, und hält jährlich im Juli eine Messe, die man als die größte in Italien und als eine der vorzüglichsten und besuchtesten Europas betrachtet; denn es kommen nicht allein Kaufleute aus Italien, sondern auch aus England, Frankreich, der Schweitz und aus dem Archipelagus dorthin. Die Hauptgeschäfte werden in Getreide, Hanf, Seide und deutschen, englischen und französischen Fabrikaten gemacht. 1818 liefen zur Messe im Hafen 231 Schiffe ein; die Zahl der Buden war 402, ohne die Reservemagazine und kleinen Krämerstände. 71.

Sinkwerk, im Östreichischen Sulzenwerk, Wehre, nennt man bei Salzwerken die ins Steinsalz gehauenen Weiterungen, die man mit süßem Wasser erfüllt, damit es Soole werde. Außerdem nennt man beim Brunnenwesen eine besondere Art, die Brunnen auszumauern, insbesondere Sinkwerk. 26.

Sinn, lat. sensus; fr. sens; engl. sense, ist im Allgemeinen das Vermögen von etwas Äußerem erregt zu werden und dasselbe zu Anschauung und Erkenntniß zu bringen. In sofern aber durch dieses Äußere entweder die körperliche Empfindung erregt wird, oder nur der Geist Eindrücke erhält, unterscheidet man äußern von dem innern Sinne. Letzterer begreift sonach die ganze Lebensthätigkeit des Geistes, welche sich in verschiedenen Äußerungen kund thut, und ist so das Bewußtsein von dem Zustande desselben und seinen Veränderungen; ersterer dagegen erscheint in 5 verschiedenen Arten, welche man vorzugsweise die Sinne nennt und welche durch besondere Organe das Individuum mit der Außenwelt in Berührung setzen: Gefühl, Gesicht, Geruch, Geschmack, Gehör (s. d. Artt.). Wie dieselben diese Verbindung vermitteln, ist zwar mechanisch nachgewiesen, in seinem

Urgrunde aber noch nicht erforscht und dürfte sich wohl immer der menschlichen Erkenntniß entziehen (vergl. Empfindung, Wahrnehmung). — Angewendet auf besondere geistige Verhältnisse versteht man unter S. die Fähigkeit von Etwas ergriffen und bestimmt zu werden und spricht daher von einem S. für das Schöne, Wahre, Gute, für Kunst, Wissenschaft ꝛc. — In passiver Hinsicht ist S. so viel als Verständlichkeit oder Beschaffenheit irgend eines Gedankens ꝛc. von dem Geiste richtig aufgefaßt zu werden. 9.

Sinnbild, s. Allegorie, Attribut, Emblem.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnlichkeit, lat. sensualitas; franz. sensualité; engl. sensuality, ist überhaupt die Gesammtheit der Sinne und wird als solche in der Psychologie für die erste Grundlage aller Erkenntniß angesehen; im Besondern aber bezeichnet man damit die Erregbarkeit der äußeren Sinne und der dadurch veranlaßten Neigungen und Triebe, sich durch angenehme Reizung derselben zu ergötzen. Letztere Bedeutung ist die im gemeinen Leben gewöhnlichste und auf sie beziehen sich alle religiösen Vorschriften gegen die S. und ihr angenommener Gegensatz zur Tugend; denn wenn wir auch nicht umsonst vom Schöpfer mit Neigung zu sinnlichen Reizen begabt sind und eine gänzliche Ertödtung des Fleisches (wie die S. biblisch oft bezeichnet wird) gewiß dem Willen desselben gänzlich widerspricht; so werden die sinnlichen Triebe in dem Menschen doch leicht zu übermächtig und bilden auch nach der Erfahrung die Grundlagen aller Sünden. 9.

Sinnpflanze, s. Mimosen.

Sintĕnis (Christian Friedrich), ein bekannter deutscher Schriftsteller, wurde am 12. März 1750 zu Zerbst, wo sein Vater Consistorialrath und Superintendent war, geboren und nach zurückgelegten Universitätsstudien 1774 als Prediger zu Bornum im Zerbstischen, 1777 als Diakonus in Zerbst und 1791 als Professor der Theologie und Metaphysik an dem Gesammtgymnasium von Anhalt angestellt und starb daselbst am 31. Jan. 1820 als Consistorial- und Kirchenrath, so wie als Hauptpastor an der Dreifaltigkeitskirche. Als Schriftsteller hat er sich durch Herausgabe vieler Romane, Predigtsammlungen, Erbauungsbücher und anderer Schriften religiösen, moralischen und pädagogischen Inhalts, deren Zahl sich auf 50 beläuft, bekannt gemacht und darin nicht sowohl neue und eigenthümliche Ideen niedergelegt, als vielmehr den durch die Richtung des Zeitalters ihm gebotenen geistigen Stoff verarbeitet. Unter seinen Romanen erlangten „Hallo's glücklicher Abend", ein Regentenspiegel, und die pädagogische Volksschrift: „Vater Roderich unter seinen Kindern" den meisten Ruf, welcher in geringerem Grade der sentimentalen Schrift: „Robert und Elisa oder die Freuden der höheren Liebe" zu Theil wurde. In seinen vielgelesenen religiös-moralischen Unterhaltungsschriften („Menschenfreuden", „Elpizon oder über die Fortdauer nach dem Tode", „Stunden für die Ewigkeit gelebt", „Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten", „Sonntagsbuch", „Pistevon oder über das Dasein Gottes", „Oswald oder mein letzter Glaube") behandelte er die Glaubens-, Pflichten- und Glückseligkeitslehren für den schlichten Menschenverstand in einer bisweilen sonderbaren und schwülstigen Sprache, trug aber Vieles zur Verbreitung klarerer Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen bei. — Karl Heinrich S., sein älterer Bruder, geb. 1744, wurde 1771 Rector in Torgau und 1783 in Zittau, 1798 von da entlassen und lebte seitdem in Zerbst als Privatgelehrter, wo er 1816 starb. Er ist der Verfasser vieler nützlichen Schulbücher. — Johann Christian Sigmund S., der zweite Bruder, geb. 1752, wurde 1785 Pastor in Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Unter mehreren moralischen Romanen, die er schrieb, gelangte der, „Väterlicher Rath an meine Tochter ꝛc.", zu dem ausgebreitetsten Rufe. 81.

Sinter, Rost, Guhr, Ausblühung sind bergmännisch-mineralische Bezeichnungen für einige neue Erzeugnisse in den leeren Räumen der Grubengebäude. **Sinter** sind Niederschläge einiger Materien, die in dem Wasser, aus dem sie sich ausschieden, chemisch aufgelöst waren, z. B. Kalksinter, Hornsinter ꝛc. — **Guhren** sind Steinniederschläge aus Flüssigkeiten, die sie mechanisch aufgelöst enthalten. Sie quellen dick und oft schmierig aus den Klüften und Rissen der Gesteine hervor und sammeln sich wie die Sinter in Fäden, Zapfen, scheibenförmigen Haufen und in ganzen Schalen an den Firsten und Wänden der betreffenden Räume. — **Rost** ist eine Bildung von festwerdender Gesteinmasse, wenn sie auch noch so dünn ist, die mehrere einzelne Stücke, welche in jenen Räumen frei umherliegen, mit einander verkittet und die größtentheils durch Zersetzung dieser Körper entstanden ist. So erscheint das Eisenoxydhydrat häufig als Rost von Gesteinen, welche Kies enthalten. — **Ausblühungen, Efflorescenzen**, sind salzartige Abscheidungen auf den Oberflächen der Gesteine, welche durch Verflüchtigung des Wassers entstehen, in dem diese Salze aufgelöst waren und in welches dieselben durch Zersetzung desselben Gesteines, auf dessen Oberfläche sie sich befinden, gekommen sind, z. B. das Haarsalz, Alaunsalz ꝛc. 76.

Sinto-religion, s. Xinto.

Sinus nennt man in der Trigonometrie die Hälfte der Chorde, welche in einem gegebenen oder beliebig angenommenen Kreise einen Bogen umspannt, der das Doppelte desjenigen Bogens ist, welcher den Winkel mißt. Der Name soll entstanden sein, indem man, da die Chorden der Bogen inscriptae heißen, ihre Hälften semisses inscriptarum genannt und dieses abgekürzt S. ins. geschrieben habe. S. naturalis ist die durch den Halbmesser als Einheit in der Gestalt einer gebrochenen Zahl dargestellte Linie; S. artificialis ist der Logarithmus dieser Zahlgröße; S. rectus ist die Benennung dieser Linie in Beziehung auf den Abschnitt des einen Halbmessers zwischen dem S. und dem Kreisbogen, welcher S. versus heißt. Cosinus ist der S. und Cosinus versus der S. versus des Complementwinkels. — Da nun der Durchmesser des Kreises seine größte Chorde ist, so ist auch der Halbmesser die größte halbe Chorde; d. h. der S. des rechten Winkels ist größer als der zu demselben Halbmesser gehörige S. irgend eines andern Winkels. Die S. der schiefen Winkel können also als Theile des S. des rechten Winkels angesehen werden; daher heißt dieser gewöhnlich der **ganze** S. (S. totus) und wird als die Einheit betrachtet, in deren Theilen die S. der übrigen Winkel durch ächte Brüche genau oder innerhalb gewisser Grenzen genähert ausgedrückt werden. Die Einführung des S. in den trigonometrischen Calcul hat man wahrscheinlich den arabischen Mathematikern zu verdanken. Die erste Anweisung davon findet man in dem zu Nürnberg 1537 und zu Bologna 1645, nach der von Plato Tiburtinus im XII. Jahrh. verfertigten lateinischen Übersetzung gedruckten Werke „De motu" oder „De scientia stellarum" des Muhammed Al Batani (s. d. Art.). Dadurch erlangte man die Vortheile, daß man der Mühe, die gegebenen Winkel zu verdoppeln und die in der Chordentafel gefundene zu halbiren, überhoben ward und daß die Tafel, welche vorher auf einen Halbkreis ausgedehnt werden mußte, nun auf einen Quadranten eingeschränkt wurde. Von den vorhandenen Sinustafeln sind zu empfehlen: Vega's „Logarithm.-trigonometrische Tafeln" (Leipz. 1814. 2 Bde. 3. Aufl.); v. Prasse's „Logarithmische Tafeln" (Leipz. 1825.). 40.

Sipahi's, Spahi's, ist der allgemeine Name der regulairen und besoldeten Reiterei der Türken, welche in Kapikuli-Sipahi und Timari-Sipahi eingetheilt werden. Die ersteren, welches die besten sind, bilden ein aus 6 Horden bestehendes Corps von 12000 Mann und werden aus der Reichscasse besoldet. Die meisten erhalten täglich 19 Asper oder ungefähr 3 gGr.; denjenigen, welche sich durch rühmliche Thaten auszeichnen, wird der Sold erhöhet, so daß er zuweilen bis

100 Asper steigt. Gemeiniglich wird die Löhnung halbjährig gezahlt. Diese Classe theilt sich wieder in zwei Classen, nämlich: die Silhadari-Sipahi und Sipahi-Oglani, von denen letztere den ersteren zu Knechten dienen, übrigens aber im Felde gleichen Dienst haben und gleichförmig bewaffnet sind. Diese auch im Frieden bestehenden Reiter führen eine gelbe Fahne; 4 andere ähnliche Corps, welche bisweilen in Kriegszeiten zusammengebracht werden, sind weniger geübt und unterscheiden sich durch die verschiedenen Farben ihrer Kleidung. Die Timari-Sipahi, welche von den Paschen gestellt werden müssen, sind auf 132000 Mann angeschlagen, erscheinen aber gewöhnlich in weit geringerer Zahl. Diese sind unter Allen die schlechtesten; doch sind auch die Besten tief unter den Ruhm herabgesunken, den sich diese Reiterei in jener Zeit erwarb, wo die Kriegskunst noch auf einer niedrigern Stufe stand. Sie sind bewaffnet mit Säbel, Carabiner und Pistolen, Viele, besonders die Asiaten, haben aber auch nur Lanzen, Bogen und Pfeile. Ihr Befehlshaber ist der Sipahilar-Aga, welcher in einem hohen Ansehn steht und in Kriegszeiten Sitz und Stimme im Divan hat. Im Kriege werden demselben noch 14 Unteraga's zugeordnet. — Ebenso, nach englischer Schreibart Sepoys, Seapoys, heißt in Ostindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie, welche nur mit kurzen leichten Beinkleidern, einem weißkattunenen Leibchen, mit einer rothen Jacke darüber, einer Turban ähnlichen Mütze und Babuschen bekleidet und mit Flinte nnd Säbel bewaffnet sind, aber trotz ihrer geringern Brauchbarkeit eine größere Anzahl europäischer Soldaten unnöthig machen und in den Kriegen mit den Mahratten und Birmanen gute Dienste geleistet haben. Jetzt beträgt ihre Zahl über 200000 Mann, die aber wegen des Kastenunterschieds und vieler religiösen Gebräuche ganz eigenthümlich behandelt werden müssen, obwohl die Engländer es verstanden haben, ihnen für ihren Kriegsdienst einen gewissen Stolz beizubringen. 61. 30.

Sippschaft (vom altdeutschen Sip, Stamm), ist s. v. a. Stammgleichheit, Blutsverwandtschaft. Im gemeinen Leben pflegt man das Wort wohl verächtlich für üble Genossenschaft zu brauchen; doch hat Oken es wieder in die Classification der Naturwissenschaft als Gattungsbegriff eingeführt. 9.

Sirach ist ein apokryphisches Buch des A. T. überschrieben, das nur noch in griechischer Sprache vorhanden nach dem Muster der salomonischen Sprüche in einer großen Anzahl trefflicher philosophischer Denksprüche Tugend und Frömmigkeit und einen festen Glauben an eine gerechte Vergeltung empfiehlt. Über seinen Ursprung berichtet uns das Buch selbst (c. 50, 27), daß Jesus, der Sohn Sirach's, aus Jerusalem sie geschrieben (um 200 v. Chr.) und (c. 1, 1 ff.) dessen Enkel um 131 v. Chr. sie aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt habe. Vergl. Bretschneider „Liber Jesu Siracidae graece perpetuis annotationibus illustratus" (Regensb. 1806). 23.

Sirenen waren nach Homer (Od. 12, 30—46) reizende Götterjungfrauen, die am Ufer des Meeres auf einer blumigen Wiese sitzend durch ihren lieblich tönenden Gesang die Vorübergehenden an sich lockten und die so Bezauberten tödteten; um sie herum lagen viele Gebeine ermordeter Menschen. Sie wohnten auf den 3 kleinen Inseln an der Südküste Campaniens an dem Vorgebirge der Minerva, die man Sirenusä nannte. Das Schicksal hatte ihnen vergönnt, so lange zu leben, bis einer vorübersegeln würde, ohne von ihrem Gesange gelockt zu werden; daher sie sich in das Meer stürzten, als Ulysses, von der Circe schon vorher gewarnt, seinen Genossen die Ohren mit Wachs verklebte, sich selbst an den Mastbaum binden ließ und so der Gefahr entrann. Nach einer andern Mythe sollen schon die Argonauten vorbeigefahren sein, ohne sich von ihrem Gesange bethören zu lassen, da Orpheus durch seine Lyra die Lockung der S. zu nichte machte. Spätere erzählen, daß sie anfangs als Nymphen zum Gefolge der Proserpina gehörten und,

um ihrer geraubten Gebieterin schneller nachfolgen zu können, in halbe Vögel verwandelt wurden. Als ihre Eltern nennt man den Flußgott Achelous und Sterope, Ampthaon's Tochter, oder die Muse Melpomene; nach Anderen entsprangen sie aus dem Blute, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Hercules auf die Erde floß; daher sie vom Euripides Töchter der Erde genannt werden. Die Idee zu den S. mag vielleicht aus der Beobachtung der harmonischen Musik entstanden sein, welche gemäßigter Sturm und Brandung an den Meeresküsten bewirken; erst Spätere verliehen ihnen die Flügel, um den Schwung ihrer Begeisterung anzudeuten. 11.

Siricius, römischer Bischof von 384—398, Nachfolger des Damasus, verbot in einem Briefe an den Bischoff Himerius von Tarrago, bei Strafe der Amtsentsetzung, den Bischöfen, Presbytern und Diakonen die Ehe und sogar den Beischlaf mit den rechtmäßigen Frauen, die sie schon hatten. Seinen hierarchischen Sinn bewies er auch dadurch, daß er den römischen Asketen Jovinianus wegen seiner Behauptung, daß Fasten, jungfräulicher Stand und ehrbares eheliches Leben vor Gott gleich sei, aus der Kirche verstieß. Eine Sammlung seiner kirchlichen Verordnungen findet sich in den pseudoisidorischen Decretalen. 63.

Sirius (Canicula, Σείριος), ein Fixstern erster Größe, am Maule des großen Hundes, der schönste Stern des ganzen Himmels, steht auf der Linie, welche durch die drei Sterne im Gürtel des Orion links nach dem Horizonte hinabwärts gezogen wird. Man hält ihn für den nächsten Fixstern nach der Sonne, obwohl er aller Wahrscheinlichkeit nach über 4 Billionen Meilen von uns entfernt ist. 13.

Sirocco heißt der heiße, austrocknende und außerordentlich ermattende Südostwind, welcher im Frühling und Herbste gemeiniglich in Unteritalien weht, in seiner größten Heftigkeit meist nur 36 — 40 Stunden, gelinder aber oft 14 — 20 Tage lang anhält und Gras und andere Gewächse versengt. Man schützt sich gegen ihn durch feste Verschließung der Fenster und Thüren, die man außerdem noch oft mit feuchten Tüchern behängt. 30.

Sirventes, s. Provençalische Literatur.

Sismondi (Jean Charles Leonard Simonde de), einer der ausgezeichnetsten neueren Geschichtschreiber und Schriftsteller im Fache der Staatswirthschaft, stammt aus einer altitalienischen Familie und wurde am 9. Mai 1773 zu Genf geboren, wo er auch seine wissenschaftlichen Studien vollendete. Bei dem Umsturze der genfer Regierung (1792) floh er mit seinem Vater nach England, kehrte zwei Jahre später in seine Vaterstadt zurück und wurde daselbst von dem Revolutionstribunale zu einjährigem Gefängnisse und einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt. Nach seiner Befreiung aus der Haft ging er mit seiner Familie nach Toscana, ward aber auch hier, anfangs von den Franzosen als Aristokrat, und kurz darauf von den aufrührerischen Italienern als Franzose verhaftet, blieb bis 1800 in Gefangenschaft, kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, übernahm hier die Verwaltung einiger Ämter und beschäftigte sich außerdem vorzüglich mit dem Studium der Geschichte, Politik und Literatur. Im Geiste der Frau von Staël, Benj. Constant's, Guizot's und Anderer wirkte er auch bildend auf die französische Sprache und Literatur ein, indem er dem veralteten und steifen Charakter derselben neuen Geist und frisches Leben einzuhauchen suchte. Aber noch in höherem Grade wurde sein Ruhm durch die Bekanntmachung seiner historischen Schriften begründet, von denen zuerst die „Histoire des républiques italiennes du moyen âge" (Zür. 1807—1808. 1.—4. Bd.; 2. Aufl. Par. 1829, neueste Ausg. Par. 1825—1826. 16 Bde.) erschien. Diesem folgten „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" (Par. 1832. 2 Voll.); „Histoire des Français" (Par. 1821 etc. 1.—21. Vol.) und „Histoire de la chute de l'empire romain et

du déclin de la civilisation de 250 à 1000“ (Par. 1825. 2. Bde; deutsch von Lindau, Leipz. 1836). Im Fache des geschichtlichen Romans versuchte er sich in „Julia Sévéra ou l'an 492“ (Par. 1822. 12. 3 Bde.; deutsch von M. Müller. 2 Bde. Leipz. 1822) und für die Literaturgeschichte lieferte er das wichtige Werk „De la littérature du midi de l'Europe“ (Par. 1813. 3. Aufl. 1829. 4 Bde.; deutsch von B. Hain, Leipz. 1815. 2 Bde.). Zu seinen früheren Schriften im Fache der Staatswirthschaft gehören: „De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce“ (Genf 1803. 2 Bde.) und später die „Nouveaux principes de l'économie politique“ (Par. 1819. 2 Bde.; neue Aufl. 1827). Auch redigirt er noch gegenwärtig mit Blanqui und Anderen ein Journal für Nationalökonomie und spricht in Bezug auf Politik, in der er zu den gemäßigten Liberalen gehört, seine Ansichten in den Journalen „Revue encyclopédique“; Revue universelle“ und „Bibliothèque universelle“ ꝛc. aus. Außer mehreren kleineren politischen Schriften schrieb er den „Examen de la constitution“ (Par. 1815), worin er sich für die Annahme von Napoleon's Zusatzacte erklärte, dessen Orden der Ehrenlegion er aber gleichwohl ausschlug. Sein neuestes Werk sind die „Etudes sur les sciences sociales“ (Par. 1836). Obgleich das geschichtliche Quellenstudium S.'s nicht umfassend und gründlich genug, besonders bei der verwickelten und schwierigen Geschichte des italienischen Mittelalters, genannt werden kann und seine Werke auch einen zu französirenden Anstrich haben, so entwirft er doch, mit Vorliebe für republikanische Verfassung, eine ansprechende und lebendige Schilderung der Verfassung, Sitten und Eigenthümlichkeiten des damaligen Zeitalters. 81.

Sistrum (σεῖστρον) ein altes, noch jetzt bei den Ägyptern gebräuchliches lärmendes musikalisches Instrument, besteht aus einem metallenen, ovalgeformten und mit einem Stiele zum Angriffe versehenen Reife, durch dessen Mitte metallene Stäbe gezogen sind, die jedoch, wo sie in den Reif eingreifen, sich in weiten Löchern hin und her bewegen, so daß bei jeder Bewegung der Hand, mit der das S. gehalten wird, das Instrument ertönt. Der Ton freilich ist blos unbestimmt und lärmend, daher das Instrument nur gebraucht wird, um ein Geräusch zu verursachen, vorzüglich beim Tanze; namentlich aber bedienten sich die Ägypter desselben beim Isisdienste (vergl. Plut. de Iside 64). Über die Deutung des S. auf den ägyptischen Cultus vergl. „Graevii thesaurus antiquit. roman.“ (p. 411 ss.). 20.

Sisyphus, König von Korinth, Sohn des Äolus und der Enarete, Gemahl der Merope, soll die Stadt Korinth erbaut, nach Anderen sie blos erweitert haben. Er zeigte eine vorzügliche List und Verschlagenheit, war aber zugleich raubsüchtig und grausam, so daß er die ganze Umgegend unsicher machte, wofür er vom Theseus getödtet wurde. Nach Anderen tödtete ihn Zeus, weil er dem Asopos den von dem Gotte vollzogenen Raub seiner Tochter angezeigt hatte. Durch List fesselte er sogar den gegen ihn gesendeten Tod, so daß eine Zeit lang Niemand starb, und als er in den Hades gekommen war, überredete er sogar den Gott der Schatten, ihn zur Bestrafung seines Weibes auf die Oberwelt zurückkehren zu lassen. Endlich starb er vor Altersschwäche und ging nun gezwungen der ihn erwartenden Strafe entgegen, die uns Homer (Od. 11, 593—600) so schön beschreibt. Denn das rächende Schicksal verdammte ihn, mit angestrengter Arbeit einen ungeheuren Felsstein gegen den Berghügel empor zu wälzen. Doch nie wurde seine Mühe mit Erfolg gekrönt; denn so oft er am Ziele zu sein glaubte, stürzte mit einem Male die Last um: „Hurtig hinab mit Gepolter entrollte der tückische Marmor.“ Und so arbeitete er von Neuem, Angstschweiß rieselte von den Gliedern herab und Staub bedeckte sein Antlitz. 11.

Sitte, lat. mos; franz. coutume, moeurs; engl. custom, ist seiner etymologischen Bedeutung nach Alles, was in der innern oder äußern Menschenwelt festsitzt und dadurch zu einem Bleibenden geworden ist. In jener beruhen die inneren Sitten auf der moralischen Freiheit und nach ihren Gesetzen (s. Moral) richtet sich das Urtheil über Tugend und Laster; in der letztern gibt es aber blos äußere Sitten, welche nur auf eine abgeleitete Nothwendigkeit sich stützen, in sofern die Gesetze der Moral nicht unbedingt dem Anständigen und Schicklichen zum Maßstabe dienen, wiewohl jene diesen nicht geradezu widersprechen dürfen. Die S. wird mit Recht auch Gewohnheit genannt, mit dem Unterschiede, daß bei jener die sittliche Nothwendigkeit mehr hervortritt, so wie sie auch Gebrauch heißt, wenn man nach vorhergegangener Übereinkunft bei gewissen Geschäften einstimmig handelt. — Sittlichkeit, Moralität, ist demnach eigentlich das sittengemäße Leben und Handeln; in sofern man aber hierbei nur an gute Sitten denkt, wird der Begriff durchaus mit Tugend gleichbedeutend gebraucht. 84.

Sittenlehre, s. Moral.

Situation ist eigentlich Lage, Stellung; doch versteht man darunter weniger die Art und Weise, wie ein Gegenstand erscheint, als vielmehr sein Verhältniß zu seinen Umgebungen, und unterscheidet deßwegen in den schönen Künsten, in welchen der Ausdruck am Gebräuchlichsten ist, die S. von der Attitude (s. d. Art.), indem letztere von Stellung des Gegenstandes für sich allein verstanden wird, erstere hingegen die Gesammtheit der Verhältnisse bezeichnet, in welchen er sich befindet. Die Attitude ist daher nur den plastischen Künsten eigen, die S. aber den redenden und vorzüglich den dramatischen, wo eben in dem Zusammentreffen der Umstände und dem Ineinanderwirken verschiedener Verhältnisse sich die einzelnen Situationen entwickeln und darstellen, so daß man eigentlich jedes Drama als eine Aufeinanderfolge einzelner Situationen betrachten muß, wie das Leben selbst stets eine ähnliche Reihe gewährt. 9.

Situationszeichnen, Planzeichnen nennt man eine solche Darstellung eines Terraintheils auf dem Papiere nach dem verjüngten Maßstabe, daß man in diesem dadurch erhaltenen Bilde alle einzelnen Theile, als: Wege, Gräben, Teiche, Sümpfe, Berge, Gehöfte, Brücken, Fuhrten ꝛc. in ihrer eigenthümlichen Gestalt genau erkennen kann. Der Zweck einer Situationszeichnung bestimmt die Gegenstände, die darin aufgenommen werden sollen. So will z. B. der Ökonom nicht gern den mindesten Gegenstand von seinem Gute auf der Zeichnung vermissen, während der Militair eine Menge Dinge weniger zu bemerken braucht, als z. B. die Grenzen der an einander liegenden Grundstücken, die Länge der Furchen ꝛc. Der Geograph und Statistiker hat noch weniger Detail nöthig, wenn er blos die Bestimmung der Landesgrenzen, die Lage der Städte, Dörfer, Wälder, Gewässer, Straßen und Gebirgsformen berücksichtigt. Da bis jetzt noch kein allgemeines System der Situationszeichnung existirt, so findet man daher mannigfaltige Arten der Bezeichnung der einzelnen Gegenstände, was nöthig macht, daß man eine Übersicht der erwählten Zeichen auf der Situationszeichnung mit angeben muß (s. auch Aufnahmen). — Über die Erfordernisse zum S. vergl. Backenberg's „Lehrbuch der Kriegswissenschaften" (Leipzig 1810. 2 Bde.); Horner's „Vorlesungen über die Militairgraphik" (Ebend. 1822); Lehmann's „Lehre der Situationszeichnung" (Dresden und Leipzig 1828); Wölfer's „Forst- und Feldmeßkunst" (Leipz. 1828) und Großmann, „Die Lehre vom Situationszeichnen nach rein praktischen Ansichten bearbeitet" (Breslau 1834). 40.

Siwa, eine slawische Gottheit, welche vorzüglich von den Polaben im jetzigen Ratzeburgischen verehrt wurde, soll als ein schönes Weib, ganz nackt, die Hände über den Rücken, in der einen Hand einen Apfel, in der andern eine Weintraube haltend und die Haare bis über die Kniee herabhängend, abgebildet worden

sein, weßhalb man sie für die Göttin der Fruchtbarkeit hält und die slawische Venus nennt. Doch enthält die ganze Darstellung von ihr meist nur Muthmaßung. 23.

Siwa oder Schiwa, einer der höchsten Götter der Inder, in der Trimurdi der Zerstörer, ist eigentlich der Gott des Feuers und ward wahrscheinlich ursprünglich im Norden Indiens verehrt, da man seinen Sitz auf den Himalaja versetzt; allmählig aber vermischte sich sein Mythus mit dem anderer Götter und so kam es, daß er theils als höchste Gottheit (von den Siwaiten), theils als Brahma oder Wischnu gleichstehend, theils als ihnen untergeordnet erscheint. Eben daher ist es auch erklärlich, daß er einmal als Symbol der Fruchtbarkeit erscheint, weßhalb ihm der Stier, der Lingam und die Lotosblume heilig waren, ein anderes Mal als Zerstörer und Vertilger, was freilich beides in dem Wesen des Feuers begründet ist. Abgebildet wird er schneeweiß, mit 4—6 Köpfen, auf der Stirne mit einem dritten Auge, dessen Feuer Alles verzehrt, ferner mit einer Menge Armen (bis zu 16), in denen er verschiedene Symbole, unter andern einen Dreizack, hält (s. auch Mythologie der Hindu). 23.

Siwah (Oase), s. Sahara.

Sixtus (Päpste). — S. I., von Geburt ein Römer und als römischer Bischof Nachfolger Alexander's I. (119), wurde in der Kirche als Märtyrer verehrt. — S. II., Nachfolger Stephanus' I., stammte aus Athen und wurde, nachdem er schon früher in den Verfolgungen im Gefängnisse geschmachtet hatte, zwei Jahre nach seinem Amtsantritte mit anderen Bischöfen und Diakonen hingerichtet. — S. III. (432—440), ein Römer, Nachfolger des Cölestinus I., zeichnete sich durch seine Freigebigkeit gegen Kirchen zu deren Ausschmückung oder Wiederherstellung aus und bemühte sich die Wiedervereinigung der orientalischen Kirchen mit der römischen zu bewirken. — S. IV. (Francesco della Rovere; 1471—1484), Sohn eines Fischers und vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl General der Franciskaner, setzte durch seinen Nepotismus ganz Italien in Verwirrung, regte Kriege und Verschwörungen auf (gegen das mediceische Haus in Florenz), predigte Kreuzzüge wider die Türken, legte in Rom große ihm zinsbare Bordelle an und führte durch eine Bulle vom Jahre 1478 in Spanien die Inquisition ein, — Alles, um seine Nepoten oder Söhne zu bereichern und zu erhöhen. Er hatte daher auch einen großen Schatz gesammelt und ging in seinem Stolze und seiner Eitelkeit so weit, daß er sich in Gold kleidete und den Namen Gott auf einer Inschrift sich beilegte. — S. V. (Felice Peretti), der ausgezeichnetste Papst der neuern Zeit, ein wahrhaft großer Mann und Fürst, helldenkend, doch auf Petri Stuhl den altrömischen Principien folgend, auch hart und despotisch, dem keiner seiner Nachfolger an Geist zu vergleichen ist, keiner an Sittenstrenge, denn keiner hat wie er das päpstliche Ansehn so kräftig und einsichtsvoll behauptet, als es gegen Fürsten, die mit der Reformation kämpften oder bereits Frieden geschlossen hatten, behauptet werden konnte, ward geboren 1521 zu Grotte a Mare bei Montalto in der Mark Ancona von ganz niedrigen und armen Eltern und machte, von einem verwandten Franciskanermönche von der Heerde in ein Kloster gebracht, in den Schulen dieses Ordens zu Montalto, Pesaro, Fermo, Bologna u. a. bald solche Fortschritte, daß er 1544 schon selbst das kanonische Recht zu Rimini und 1546 zu Siena lehrte und 1548 Priester, Doctor der Theologie und Regent der Klosterschule zu Siena ward. Seit 1551 glänzte er in Rom als Dialektiker und Prediger, wie durch fromme Werke und Schriften, obwohl ihn auch sein anmaßendes Wesen und seine Streitsucht nicht selten in verdrießliche Händel verwickelten. Im Jahre 1556 wurde er zu Venedig Vorsteher der Franciskanerschule und 1557 Generalinquisitor, 1560 in Rom Consultor des heiligen Officium, Professor an der Universität und Generalprocurator, 1566

Generalvicar des Franciskanerordens, Bischof von S. Agata de' Goti und päpstlicher Beichtvater und 1576 Cardinal. Als solcher, Montalto genannt, änderte er plötzlich seine ehemalige Heftigkeit und Strenge in Sanftmuth und Milde um, beschäftigte sich vorzüglich mit gelehrten Arbeiten, mit wohlthätigen Werken und frommen Stiftungen und schien altersschwach, krank und gleichgültig nur an sein Ende zu denken. Durch solche Eigenschaften wurde jetzt die dreifache Krone erworben. Fast einstimmig wählten ihn, den man am Leichtesten lenken zu können wähnte, die getäuschten Cardinäle nach Gregor's XIII. Tode zu dessen Nachfolger unter dem Namen S. V. (den 27. April 1585). Jetzt nahm er die Maske ab und noch in der Wahlkapelle den Stab, der ihn bisher zur Stütze gedient hatte, wegwerfend, stand er da in der Kraft und Hoheit des Herrschers, die Alle in Erstaunen setzte. Seine vorzüglichste Sorge war nun zunächst die Herstellung eines festen Rechtszustandes, wobei er mit unerbittlicher, zuweilen willkührlicher Strenge verfuhr, nachlässige Richter entsetzte, Vergehen wider öffentliche Zucht und Sicherheit mit dem Tode bestrafte und namentlich dem Unfuge der Banditen zu steuern suchte. Dagegen unterstützte er aber auch die Armen und Unterdrückten auf edelmüthige Weise, während er gegen sich selbst streng, die Kosten seiner Hofhaltung auf das Nothdürftigste beschränkte. Seine Verwandten und ehemaligen Gönner bereicherte er zwar; aber dennoch brachte er es durch eine weise Staatswirthschaft dahin, daß er dem Staate einen Schatz von 5 Millionen Scudi hinterlassen konnte, was um so mehr zu bewundern ist, da durch die Reformation der römischen Kirche so viele Quellen verstopft worden waren und S. überdieß die Riesenwerke des Alterthums aus ihren Trümmern zog und mit großem Kostenaufwande nicht unwürdige Bauwerke neben sie stellte. Das schönste und prächtigste seiner Werke, das er zum Vortheile Roms aufführen ließ, war die nach ihm benannte große Wasserleitung (aqua Felice), wozu er 270000 Kronen verwandte. Außerdem rühren von ihm her der Palast im Lateran, das Hospital an der Tiber für 1500 Personen, die Kuppel der Peterskirche, der große Obelisk vor dem Hauptplatze derselben Kirche. Auf die Säule Trajan's ließ er den Apostel Petrus, eine Statue von vergoldetem Kupfer, und auf die Säule des Marc Aurel den Apostel Paulus setzen. Viel that er auch für die vaticanische Bibliothek, der er ihre Größe gab, indem er eine Menge Bücher ankaufen ließ, so daß die Bibliothek unter ihm auf 22000 Bände anwuchs. Auch ließ er eine Ausgabe der Septuaginta (1587) und der Vulgata (1590) besorgen und gründete zu Fermo eine Universität, zu Rom das Collegium des heiligen Bonaventura, zu Bologna das Collegium Montalto. Eben so sorgte er für Belebung der Industrie durch Gründung von Seiden- und Wollenmanufacturen und durch Aufhebung lästiger Zölle. Nicht minder große Thätigkeit entwickelte er in den Regierungs- und Kirchenangelegenheiten und vertheilte die Curialgeschäfte unter 15 Congregationen der Cardinäle, deren Zahl er auf 70 festsetzte. Endlich nahm er auch an den politischen Angelegenheiten seiner Zeit lebendigen Antheil und war das letzte von den Fürsten gefürchtete Oberhaupt der römischen Kirche. Über den König Heinrich von Navarra und dessen Bruder, den Prinzen von Condé, sprach er den Bann; Heinrich III. von Frankreich mußte sich, nach Ermordung des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen, vor dem Papste demüthigen und dem Bannstrahle ward er nur durch den Tod von Clement's Hand entzogen. Dagegen erkannte er dessen Nachfolger, Heinrich IV., an und ließ sich nicht durch Philipp II. von Spanien, den er als Herrn über Neapel haßte, zu einer neuen Bannbulle gegen jenen bewegen. Die Königin Elisabeth von England aber, welche er achtete, belegte er nur zum Scheine, und weil Philipp II. es wollte, mit dem Banne, ohne auf Annahme der Bulle zu dringen. Sein Vorhaben, die Stadt Genf durch den Herzog von Savoyen angreifen und durch die Eroberung derselben die Hauptstützen der calvinischen Lehre aus diesem Mittel-

punkte verjagen zu lassen, scheiterte eben so wie sein Plan zur Eroberung Rußlands durch den tapfern König von Polen, Stephan Bathori. — Mit noch größeren Plänen mochte S. umgehen, als der Tod ihn plötzlich überraschte. Er starb am 27. Aug. 1590, ob an Gift auf Betrieb der jesuitischen Partei Philipp's II. in Rom, ist zweifelhaft. Aber die Jesuiten, die S. haßte, haben, wenn nicht sein Leben, doch seinen Ruhm verkürzt. Seine ihm vom Senate auf dem Capitole errichtete Bildsäule ward von dem über seine Strenge und den Druck seiner Auflagen erbitterten Volke niedergerissen. — Vergl. Tempesti, „Storia della vita e geste di Sisto V." (Rom. 1754. 2 Voll. 4.) und Archenholz in der „Literatur- und Völkerkunde" vom Jahre 1790 (St. 6 ff.) und dessen „Kleine historischen Schriften" (1. Bd.). 63.

Skalden waren Volkssänger im alten Schweden und Island. Jeder Fürst, ja jeder Stammhäuptling hatte einen solchen, welcher die Thaten der Vorzeit, so wie der Lebenden besingen mußte. Sie standen unter dem Schutze Brajo's, dem Gotte der Sänger, zogen mit in die Schlacht, um durch ihre Lieder zur Tapferkeit und zum Siege anzufeuern, machten gleich den Barden in England und Schottland einen besondern Stand aus und genossen eines bedeutenden Ansehns. Auch als Schweden christlich geworden war, behielten die Könige ihre S. und diese ihre aus dem Heidenthume stammenden Redeweisen, Bilder und Gesangsarten bei. Die Skaldensprache an sich, die nordische Dichtersprache, ist höchst merkwürdig, weil sie, so wie sie sich ausgebildet hat, nur den Königen und Edlen verständlich blieb und sich durch eine tiefsinnige Räthselhaftigkeit auszeichnete. Nach und nach starben aber die S. und mit ihnen die Skaldenkunst aus; der letzte ist ein Isländer, Sturle Tordson, um 1265. Liedersammlungen von Einzelnen hat man gar nicht. 82.

Skamander oder Xanthus, ein sonst unbedeutendes Flüßchen bei Troja, war dadurch berühmt, daß er im Homer eine bedeutende Rolle spielt. Noch in späterer Zeit war es Sitte, daß sich die Jungfrauen der Landschaft an ihrem Hochzeittage darin badeten. 37.

Skanderbeg hieß eigentlich Georg Castriota, wurde 1404 geboren und war der Sohn des Johannes Castriota, der einen kleinen Theil von Epirus und Albanien beherrschte und nur durch schnelle Unterwerfung seine Herrschaft gegen Murad II. behaupten konnte, dem er auch seine 4 Söhne, Repostus, Constantin, Stanislaus und Georg als Geißeln überliefern mußte. So lebte denn S. wahrscheinlich schon von seinem 9. Jahre an in türkischer Sklaverei und mußte sich mit seinen älteren Brüdern der Beschneidung und den Gesetzen des Koran unterwerfen. Vor jenen aber zeichnete er sich durch Tapferkeit, Schönheit und Klugheit so vortheilhaft aus, daß ihm von Murad schon 1422 nach mehreren siegreichen Kämpfen, die ihm den Beinamen Iskenderbeg (Fürst Alexander) oder S. erwarben, die Würde eines Sandschak mit dem Oberbefehle über 5000 Reiter anvertraut wurde. Mit diesen sollte er nun dem Pascha von Albanien, Oberfeldherrn Murad's gegen Hunyades von Ungarn, zu Hülfe eilen; aber S. dachte, da ihm Murad nach seines Vaters Tode (1435) den Besitz seines Landes vorenthielt, auf Empörung und Befreiung von den Feinden seines Vaterlandes und seines Glaubens, trat in geheimes Einverständniß mit Hunyades und erzwang nach völliger Niederlage der Türken vom Großwesire (den er nachher ermordete und selbst vergrub) mit dem Dolche auf der Brust einen Befehl zur Übergabe Krojas, der Hauptstadt von Albanien, und der benachbarten Gegend im Namen des Sultans, eilte 1439 unbemerkt dahin und ehe die List an den Tag kam, war die türkische Besatzung ermordet. Die kriegerischen Albanier fielen dem tapfern Manne, der wieder Christ wurde, freudig zu und die Venetianer unterstützten ihn heimlich mit Geld, so daß er in Kurzem 15000 Mann ins Feld stellte. Mit diesen siegte er

1443 gegen Ali Pascha, wobei von 40000 Türken 20000 auf dem Platze blieben und 2000 gefangen wurden, schlug den Feresbeg (1445), Mustapha Pascha (1446) und endlich 1447 Murad selbst mit seinem Sohne Muhammed, der mit einem Heere von 100000 Mann gegen ihn auftrat. Auch Moses, einer der ersten Generale S.'s, der von Muhammed II. zur Verrätherei verleitet wurde, war gegen S. im Jahre 1453 unglücklich. Eben so büßte Amasias, sein Brudersohn, seine Verrätherei mit einer traurigen Niederlage (1454) und einer langen Gefangenschaft und eben so Ballaban, ein Epirote, bis Muhammed selbst ein Heer nach Albanien führte und Kroja belagerte (1465). Da erst verließ S. sein Land und suchte bei dem Papste Pius II. und den Venetianern Hülfe. Doch er erkrankte auf der Insel Lissa und starb daselbst am 17. Jan. 1467. Sein Sohn, Johannes, verlor ganz Albanien und behielt nur die Besitzungen seines Vaters in Neapel, die Ferdinand II. demselben für seinen siegreichen Beistand gegen Johann II. von Anjou geschenkt hatte. Der letzte aus diesem Geschlechte war der Marquis von S. Angelo, welcher in der Schlacht bei Pavia gegen Franz I. fiel. 84.

Skandinavien ist noch jetzt der allgemeine Name für die 3 Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen (s. d. Artt.), von denen die letzteren beiden vorzugsweise die skandinavische Halbinsel heißen. Schon die Alten (zuerst Pomponius Mela) erwähnen eine Insel Skandia im Nordmeere, welche Pytheas unter dem Namen Baltia kennt, und wahrscheinlich kannten sie den südlichen Theil Schwedens, der noch jetzt in seinem Namen Skonen (Schonen) einen Anklang des alten hat. 37.

Skandinavische Literatur nennt man die Gesammtheit der wissenschaftlichen Erzeugnisse des europäischen Nordens, welcher ehemals unter dem Namen Skandinavien (s. d. Art.) vereinigt war. Da aber der dänischen Literatur (s. d. Art.), ein eigener Artikel gewidmet worden und die norwegische bis jetzt an eigenthümlichen Werken höchst arm ist, so werden wir hier zunächst blos über die isländische und schwedische Literatur ausführlicher sprechen. Die erstere von beiden beginnt mit den ältesten Sprachdenkmalen, die uns von der heidnischen Vorzeit des Nordens übrig sind, und endigt mit dem Einflusse, den die Einführung des Christenthums auf die Literatur derselben auszuüben anfing. Sie ist für die Kenntniß des heidnischen Deutschland und England um so wichtiger, da die frühe zum Theil gewaltsame Einführung der christlichen Lehre in diesen Ländern alle Spuren des ehemaligen Zustandes derselben bis auf die wenigen, unzuverlässigen Nachrichten, welche uns römische Schriftsteller überlieferten, verwischt hat. Wir verdanken daher der isländischen Literatur nicht nur die Kenntniß der ältesten nordischen Dichtkunst und einer reichhaltigen, sinnvollen und eigenthümlichen Mythologie, welche höchst wahrscheinlich, mit nur wenigen Veränderungen, allen Völkern germanischen Stammes gemein war, sondern auch die Bekanntschaft mit den von ihnen unter dem Namen der Runen angewendeten frühesten Schriftzeichen nebst manchen anderen Alterthümern und zerstreuten Nachrichten aus der nordischen Geschichte und Gesetzgebung. Die Zeit der Entstehung der schriftlichen Denkmale in der isländischen Literatur läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit ermitteln, allein man darf sie keinesfalls, wegen der Schwierigkeit größere Werke durch Runen fortzupflanzen, in zu frühe Jahrhunderte versetzen, da erst mit der Einführung einer zweckmäßigeren Schrift und der Errichtung von Klöstern und Unterrichtsanstalten durch christliche Priester eine leichtere Erhaltung und Fortpflanzung der wissenschaftlichen Bildung, welche durch den Besuch des Auslandes, besonders Deutschlands, Italiens und Frankreichs, noch befördert wurde, möglich war. Vorzüglich bildete Paris eine große Anzahl isländischer Gelehrten und die auf verschiedenen Wegen angeregte geistige Cultur begann schon während des XI. und XII. Jahrh. in dem Auftreten von Männern, wie des Bischofs Islaif von Skalholt (geb. 1006), des eigent-

lichen Begründers der Wiſſenſchaften auf Island, Ari des Weiſen, Giſſur Halſon's, Snorro Sturleſon's, Olof Hvitaſkald's, Sturla des Weiſen, Brand Jonſon's u. A., die herrlichſten Früchte zu tragen, als ihre weitere Entwickelung im XIII. und XIV. Jahrh. anfangs durch die Eroberungsverſuche der Normannen, ſo wie durch die Bedrückungen ausländiſcher Statthalter und durch eine verheerende Seuche, welche von 1404—1404 den größten Theil der Bevölkerung der Inſel wegriß, beinahe ganz zerſtört wurde, ſo daß uns aus dieſer Periode nur einige kirchengeſchichtliche Nachrichten und Legenden übrigblieben und bis zur Zeit der Reformation die Bildungsanſtalten gänzlich verfielen, daß endlich kaum noch ein Biſchof lateiniſch verſtand. Wenn aber auch die chriſtlichen Gelehrten ſelbſt wenig beachtungswerthe literariſche Werke aus ihrer Zeit hinterließen, ſo machten ſich doch mehrere derſelben durch Sammlung und Aufbewahrung der aus heidniſcher Vorzeit ſtammenden (beſonders dichteriſchen) Denkmale verdient, die wir hier kürzlich zu charakteriſiren gedenken. — I. Dichtkunſt. Die Vervollkommnung der anfangs jedenfalls ſehr einfachen Dichtkunſt auf Island hatte eine große Künſtelei im Versbaue, deſſen älteſte uns bekannte Art das Fornyrdar-lag war, zur Folge und noch jetzt iſt dieſe Versart, bei der man nicht blos den Sylbenreim und die Alliteration, ſondern ſpäter auch noch den Endreim mit Beibehaltung der letzteren anwandte, unter dem Namen des Liuflings-lag, d. h. die Elfenweiſe, bei den Isländern ſehr beliebt. Unter den ſkandinaviſchen Dichtern, Skalden genannt, welche einen beſondern Orden bildeten, zu dem jedoch das Talent Menſchen jedes Standes befähigte, iſt Tiodolfr, welcher zur Zeit Harald's Harfager's lebte, der älteſte uns bekannt gewordene, dem ſpäter Bregi der Ältere, Barki und Andere folgten, und die älteſte Sammlung nordiſcher, größtentheils mythologiſcher Gedichte, deren Verfaſſer uns ſämmtlich unbekannt ſind, iſt die ältere Edda von Sämund dem Weiſen im XIII. Jahrh. veranſtaltet, zu der ſpäter, außer den zahlreichen Fragmenten in dem lateiniſch geſchriebenen Werke des Saxo Grammaticus noch die jüngere Edda, von Snorro Sturleſon geſammelt, hinzukam. In dieſen Dichtungen herrſcht faſt durchgängig der lyriſche Charakter vor, welcher ſelbſt in den hiſtoriſchen Geſängen, beſtimmt zur Verherrlichung großer Helden und ihrer Thaten, nicht ganz verloren gegangen iſt. Allein in Bezug auf die Anzahl und Wichtigkeit der Geſänge traten ſowohl dieſe, als auch die erotiſchen Lieder (Manſaungsviſur) und die Gnomen, von denen das Hevamal eine Sammlung iſt, ſo wie die Zaubergeſänge (das Grimnismal, Vagdamarsquida und die Weiſſagungen von Odin's Raben), vor den Spottliedern, als Rachegeſänge gegen Feinde gedichtet, vor den launigen Gedichten, welche, wie Harbart's Lieder, die Erzählung von dem Hammer Thor's und Harbart's Lieder, die Abenteuer der Götter ſchildern, und vor den didaktiſchen und religiöſen (die Vauluſpa, das Alvismal, Lila, Hindla's Lied und das Sonnenlied) zurück. Von eigentlichen Volksliedern, welche noch im Munde der Nation lebend des Aufſchreibens und Sammelns entbehren zu können ſchienen, haben ſich blos noch Anklänge in der Edda erhalten, wie man aus dem Vergleiche mit däniſchen und ſchwediſchen Volksliedern des Mittelalters wahrnehmen kann. Obgleich in der isländiſchen Dichtkunſt die dialogiſche Form ſehr häufig vorkommt, ſo wurde dieſe doch nie zum wirklichen Drama ausgebildet und bei der Verpflanzung jener Geſänge nach Norwegen wurden ſie nie im Volke ſelbſt einheimiſch, ſondern dienten blos zur Erheiterung des Hofes und der Großen, weßhalb man unter allen wieder entdeckten nordiſchen Dichtungen niemals norwegiſche gefunden hat. Eine ganz eigene Claſſe der isländiſchen Literatur bilden die Sagen, eine Mittelgattung von Geſchichte und Dichtung, welche beſonders für die Cultur- und Sittengeſchichte des ſkandinaviſchen Nordens von großer Wichtigkeit ſind. Das berühmteſte Sagenbuch iſt die Heimskringla, geſammelt von Snorro Sturleſon (deutſch

übersetzt und erklärt von Fr. Wachler, 1. Bd. 1836), welche einen Kreis von Sagen über nordische Könige umfaßt, deren erster Theil die Ynglinga-Saga heißt und besonders die ältere norwegische Vorzeit behandelt (Kopenh. 1777—1826. 6 Bde., von Schöning, Thorlacius und Werlauff). Das nordisch-prosaische Heldenbuch, an welches sich die Blonsturvalla-Saga und, den Übergang von der mythischen zur geschichtlichen Zeit bildend, die Ragnar-Lodbroks-Saga anschließt, besteht aus der Vaulsunga-Saga (einer prosaischen Bearbeitung der Heldenlieder der Edda), aus der Nornagests-Saga (ein Auszug aus der vorigen) und aus der Wilkina-Saga, welche von dem 319. Capitel an die Niflunga-Saga genannt wird (herausgegeben von J. Peringskiold, Stockholm 1715. Fol.; von A. C. Rask. 3 Bde. Kopenh. 1828—1829). — II. Wissenschaften. Die ziemlich zahlreichen Geschichtsbücher, mit vielen Mythen vermischt, behandeln theils die Geschichte der mit Island in Verbindung stehenden Länder (der Orkneiinseln, Norwegens ꝛc.), theils die Geschichte jener Insel selbst, indem das Landnama-bok (herausgegeben mit J. Finus' lateinischer Version und Olav's Glossarium, Kopenh. 1775), Sturlunga und die isländische Chronik Nachrichten von den Ureinwohnern mittheilen, während andere Bücher Abschnitte aus der Kirchengeschichte oder einzelne Theile der allgemeinen, wie die Eurbyggia-Saga, die Laxdäla-Saga und die Svarfdäla-Saga ꝛc., oder auch bloße Lebensbeschreibungen, wie die Geschichte Fimborg's des Starken, Vigaglum's, Thor's des Schrecklichen ꝛc. mit besonderer Vorliebe für die Genealogie behandeln. Für den ältesten isländischen Geschichtschreiber hält man Isleif, auf den Sämund der Weise (annales oddenses), Olaf Haidarskold, Sturla der Weise, der Bischof Brand Johnson, welcher eine Kirchengeschichte nach Petrus Comestor und eine Lebensbeschreibung Karl's des Großen schrieb, und in neuerer Zeit Arngrim Johnson („Crymogaea [d. h. Eisland] s. res Islandicae", Hamb. 1609) folgten. Unter ihnen tritt Snorro Sturleson durch Kritik und Besonnenheit am Würdigsten hervor. Außerdem ist hierbei noch der Mönch Theodorich aus dem XII. Jahrh. als Verfasser der ältesten norwegischen Annalen zu bemerken. Nachdem das isländische Recht, welches Ufliot aus den norwegischen Gesetzen entnahm, anfangs längere Zeit blos mündlich fortgepflanzt worden war, wurde im Jahre 1113 das erste Gesetzbuch, welches den Namen Gragas (Graugans) erhielt, auf den Vorschlag Bergthor Rafnsohn's mit Hülfe von dessen Halbbruder Haflith Maurson unter Zustimmung des Volkes niedergeschrieben, allein nach Unterwerfung Islands unter Norwegen wurde 1261 gegen die Übereinkunft ein neues Gesetzbuch eingeführt, welches das Volk seiner Strenge wegen Jransida (Eisenseite) nannte, obgleich es eigentlich nach dem Namen des Königs Hakonarbok hieß (herausgegeben von J. F. G. Schlegel, Kopenh. 1829. 2 Thle.). Eine Bearbeitung des isländischen Gesetzbuches unter Magnus VII. ist das jetzt noch auf Island geltende Jonsbok, nach dem Oberrichter Jon genannt, unter dessen Rath und Mitwirkung es besonders zu Stande kam. Das alte isländische Kirchenrecht, welches J. Thorkelin (Kopenh. 1775) herausgab, stammt vom Jahre 1123. — Nachdem diese Überreste der skandinavischen Literatur Jahrhunderte in Klosterbibliotheken verborgen und vernachlässigt gelegen hatten, traten sie zuerst im Jahre 1628 durch Johnson Arngrim ans Licht, welcher eine Handschrift der jüngern Edda an Olaf Worm überschickte, und dieser verfolgte die gemachte Entdeckung nicht nur selbst mit Eifer, sondern ermunterte auch junge Isländer, unter denen sich Thomas Bartholin auszeichnete, zum Studium der altnordischen Literatur. Neues Interesse gewann dasselbe durch Auffindung der poetischen Edda, um deren Übersetzung und Erklärung sich besonders Stephanius, Resen, Magnus Olafson, Torfäus u. A. verdient machten, und wenn auch einige Neuere, besonders Schlözer („Isländische Literatur und Geschichte", 1773) und Rühs („Edda", Berl. 1812) alle diese

Erzeugniſſe als bloße Erfindung der Mönche darzuſtellen verſuchten, ſo fanden ihre Behauptungen doch durch Gräter („Nordiſche Blumen", Leipz. 1789) eine gründliche Widerlegung. Nachdem ſich vorzüglich ſchwediſche Gelehrte eifrig mit dem Studium der nordiſchen Alterthümer und Literatur zu beſchäftigen angefangen und die auf Island gefundenen Schätze nach Schweden oder Dänemark übergeführt hatten, verbot die däniſche Regierung die fernere Verſendung derſelben und gründete auf Island ſelbſt Bibliotheken und gelehrte Geſellſchaften, welche ſich die Erhaltung der vaterländiſchen Literatur zur Pflicht machten. Ein ſolcher im Jahre 1760 für Geſchichtsforſchung geſtifteter Verein gab 1768 den „Königsſpiegel" („Kongsskuggja") heraus und eine 1779 zuſammengetretene Geſellſchaft junger Isländer machte von 1781—1792 ein Werk in 15 Bänden, welches beſonders Erziehung und Staatswiſſenſchaft enthält, bekannt. Nach einer längern Auflöſung vereinigte ſich dieſelbe 1820 aufs Neue und verband ſich mit der literäriſchen Geſellſchaft von Island, deren eine Hälfte auf dieſer Inſel, die andere aber in Kopenhagen thätig iſt. Außerdem gibt es noch auf Island eine königlich isländiſche Geſellſchaft (geſtiftet 1794) für die allgemeine Kenntniß und für den Unterricht des Landes, welche beſonders durch Verbreitung religiöſer Schriften die Bildung des Volkes zu heben ſucht, eine evangeliſche Geſellſchaft, die im Norden der Inſel ihren Sitz hat und beſonders Tractätchen ausſtreut, und die isländiſche Bibelgeſellſchaft, welche 1815 von dem Biſchofe Geier Vidalin und dem Reiſenden Henderſon geſtiftet wurde; auch befördert die Bibliothek in der Stiftskirche zu Reikiavik und die Amtsbibliothek zu Eskeford die Erhaltung des wiſſenſchaftlichen Strebens. Der ausgezeichnetſte Kenner der isländiſchen Literatur in der neueſten Zeit war E. Rask; um die Kritik der Edda machte ſich Finn Magnuſſen und um gründliche Unterſuchungen der Sagen E. Müller („Sagenbibliothek", 1817—1820. 3 Thle.;, Über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie", Kopenh. 1815) verdient. Vergl. Legis' „Handbuch der altdeutſchen und nordiſchen Götterlehre" (Leipz. 1831). — Die ſchwediſche Literatur begann erſt emporzublühen, nachdem die isländiſche ſeit Jahrhunderten wieder in Verfall gerathen war und die ſpäte Entwickelung der erſtern lag nicht ſowohl an der für die Wiſſenſchaften ungünſtigen Lage des Landes, als vielmehr an den politiſchen Streitigkeiten, welche daſſelbe bis zum X. Jahrh. zerrüttete, und ſelbſt die Einführung des Chriſtenthums war nicht im Stande wiſſenſchaftliche Werke hervorzubringen, da die Erzeugniſſe der Mönche auf dieſen Namen nicht Anſpruch machen konnten. Die Volksdichtungen wurden weder aufgezeichnet, noch geſammelt, ſelbſt die Bibel überſetzte man (das alte Teſtament 1526 und das neue 1541) nur nach Luther's Übertragung, ſo daß bis zu jener Zeit blos die, wahrſcheinlich aus dem XIV. Jahrh. ſtammende, Schrift „Konunga och Höfdinga styrelse", eine Unterweiſung für Könige und Hofleute, einigermaßen bedeutend als Nationalwerk hervortritt. Nachdem hierauf die Wiſſenſchaften an den Königen aus dem Hauſe Waſa, Erich IX. und Karl IX., welche ſich ſelbſt als Dichter bekannt machten, eifrige Beſchützer gefunden hatten und die Einführung der Reformation durch Guſtav Waſa, welchen man deßhalb wenigſtens als den mittelbaren Begründer der Literatur ſeines Volkes anſehen kann, einen wiſſenſchaftlichern Geiſt angeregt hatte, ſtellte ſich dem Gedeihen der Literatur in der armen und ungebildeten Sprache ein neues Hinderniß entgegen, welches nur ſehr langſam beſeitigt werden konnte. Die ſchnellere Ausbildung derſelben wurde aber ſelbſt unter der Regierung der Königin Chriſtina, welche zwar Künſte und Wiſſenſchaften eifrig begünſtigte, aber ſich dazu meiſt der Ausländer, vorzüglich der Deutſchen, Franzoſen und Italiener bediente, durch den überwiegenden Einfluß ausländiſcher Werke mehr aufgehalten, als befördert; denn man dichtete entweder in deutſcher Sprache, wie S. Columbus, L. Johnſon u. A., und bediente ſich derſelben zugleich am Hofe, ſo wie bei politi-

schen Verhandlungen und Correspondenzen, oder ahmte die Italiener nach, indem G. E. Dalstierna die schwierigsten italienischen Versarten, besonders Sonette bearbeitete, auch Guarini's „Il pastor fido" übersetzte und G. Rosenhane nebst Anderen ähnliche Versuche machte, während man bei gelehrten Schriften die lateinische Sprache anwendete. Über alle hier genannte Männer ragte jedoch durch Originalität und Geist in der Mitte des XVIII. Jahrh. O. von Dalin hervor, der sich besonders durch die Gewandtheit und Anmuth seiner prosaischen Schreibart auszeichnete und durch die Herausgabe der Zeitschrift „Argus" verdienstlich wirkte. Während indeß von Seiten der Regierung, besonders durch die Königin Ulrike Eleonore, die geistreiche und hochsinnige Schwester Friedrich's des Großen, welche im Jahre 1753 die schwedische Akademie stiftete, eine Bibliothek nebst Kunstsammlungen anlegte und unter den Gelehrten vorzüglich Linné unterstützte, die Verbreitung wissenschaftlicher Bildung befördert wurde, waren auch Privatgesellschaften, wie diejenige, welche unter der Leitung der Dichterin Hedw. Chr. Nordenflycht („Ausgewählte Arbeiten", Stockh. 1778) wirkte, für diesen Zweck thätig und unstreitig ist diese ganze Periode durch das Auftreten von Männern, wie Ihre, Linné, Lagerbring u. A., eine der glänzendsten in der schwedischen Literatur. Doch der Nachtheil, welchen die seit Gustav's III. Regierung beginnende Herrschaft des französischen Geschmacks auf dieselbe ausübte, konnte weder durch die Stiftung einer neuen Akademie (1786), noch durch die Begünstigung der schon bestehenden aufgewogen werden und erst mit dem Anfange des XIX. Jahrh. machte sich die Liebe und Achtung vor dem Vaterländischen in dem 1803 zu Upsala von jungen Männern, die durch A. W. und F. Schlegel's Schriften angeregt worden waren, gestifteten Bunde der Freunde der Wissenschaften geltend, so wie dieß auch mit dem 1808 von Atterbom errichteten Aurorabunde und mit dem gothischen Bunde (1811 geschlossen), in welchem sich vorzüglich J. Adlerbeth auszeichnete, der Fall war. Es begann nun ein Kampf der romantischen Schule, deren Organe die von Tegner redigirte Zeitschrift „Phosphorus" (weßhalb man die Anhänger derselben Phosphoristen nennt), so wie das meist sehr satyrische Blatt „Polyphemus" (1810—1812) ist, mit der classischen Partei, an deren Spitze Leopold mit der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Allgemeines Journal" steht, und es ist um so weniger zu zweifeln, daß sich der Sieg auf die Seite der erstern wenden wird, da seitdem auch das Französische als Hofsprache verbannt und an dessen Stelle die vaterländische getreten ist, wobei die vorzügliche Berücksichtigung der verwandten deutschen Literatur gewiß heilsam wirkt. Eine kurze Übersicht der einzelnen Fächer der schwedischen Literatur, die wir jetzt beginnen, wird freilich die Armuth und Lückenhaftigkeit derselben mannigfach offenbaren, allein die bis jetzt obwaltenden Umstände lassen dieß nicht anders erwarten. — I. Dichtkunst. In der Dichtkunst haben die Schweden besonders in früheren Zeiten wenig Erfreuliches geliefert und die Originalwerke bestanden blos aus Legenden, Kriegsliedern, gereimten Chroniken, Räthseln ꝛc., welche in Klöstern entstanden waren und später wieder in Prosa aufgelöst wurden, wie die Geschichte von Amicus und Amelus, und die Erzählung von den sieben Meistern ꝛc. beweist, und auch die Dichtungen der obengenannten Könige entbehrten des wahren poetischen Gehaltes. Die Einführung der antiken Versmaße durch Stiernhjelm, welchen die Schweden als den Begründer ihrer Dichtkunst verehren, fand zwar viele Nachahmer, welche besonders die epischen Gedichte der Griechen und Römer in Hexametern wiederzugeben versuchten, allein der Grundsatz und das Beispiel Skjöldebrand's, sich dabei an keine Regel zu binden, welches er auch in der Übersetzung des ersten Buches von Lucan's „Pharsalia" ausführte, wirkte höchst nachtheilig. Denn nachdem bis zum Beginne des XVIII. Jahrh. einige bessere Dichter, wie E. O. Lindemann, O. Wexionius, P. Lagerlöf, O. O. Bröms, J. T. Geißler u. A. aufgetreten waren, sank schon

zur Zeit Karl's XII. die Dichtkunst wieder herab und selbst die dichterischen Leistungen Dalin's konnten nicht in das Volk eindringen, sondern dienten blos zur Unterhaltung des Hofes, bis sich erst in neuerer Zeit ein kühnerer Geist in kunstgerechterer Form geltend machte, wie die Werke von Stagnelius („Gesammelte Werke", 1825), Franzén („Gedichte", Örebro 1824. 2 Thle.), Tegner („Kleinere gesammelte Gedichte", Stockh. 1828), K. A. Nikander („Gedichte", Ebd. 1826; neue Sammlung 1827), Sjöberg („Vitali's Gedichte", 1824), C. Dalgren („Der Thurm zu Babel", 1824), Palmblad's und Regner's Übersetzungen darthun. Wenn wir aber die einzelnen Zweige der Dichtkunst etwas näher betrachten, so ist im ernsten Epos Gyllenborg's „Taget öfver Belt" das erste Werk, welches mit einiger Auszeichnung genannt zu werden verdient; allein außer ihm sind auch nur die beiden Epopöen „Gustav Wasa", einmal von O. Celsius (1774) und das andere Mal von Stjöldebrand (1821) bearbeitet, und E. J. Stagnelius' „Wladimir der Große" (deutsch von Ol. Berg, Königsb. 1827) die einzigen bedeutenderen Erscheinungen, während im komischen Epos Rudbeck's (st. 1777) Epopöen, die „Borosiade" (Stockholm 1776) und „Neri", am Meisten durch geistreiche und eigenthümliche Behandlung hervortreten. Zu letzterer Gattung gehört auch durch die Vermischung des Antiken mit dem Modernen Stiernhjelm's in Hexametern geschriebene „Wahl des Hercules" (1727. 4.; herausgegeben von Silverstolpe, Strengnäs 1808. 4.; Stiernhjelm's „Werke", Stockh. 1819). Wenn der Versuch Stenhammar's, die Äneis zu travestiren, nicht mißlang, so war dieß mit dem idyllischen Epos von Franzén „St. Julien oder das Bild der Freiheit" (1825) um so mehr der Fall, da man in demselben nur einen versificirten Roman von Lafontaine erkannte. Die ersten Komödien, von denen uns aber gar keine Kenntniß übriggeblieben ist, wurden zu Ende des XVI. Jahrh. aufgeführt, denen zur Zeit Gustav Adolph's auch die ersten Darstellungen von Trauerspielen folgten, welche J. Messenius verfertigt hatte, und die durch Studenten aufgeführt wurden. Allein dieser Zweig der Kunst fand selbst bei der, blos ernste Wissenschaften begünstigenden, Königin Christina keine Unterstützung und erst, nachdem durch die Königin Ulrike Eleonore der Bau eines Theaters in Stockholm (1740) vollendet worden war, auf dem man jedoch in Ermangelung vaterländischer Producte Übersetzungen fremder Stücke darstellen mußte, trat Gustav III. nicht nur als ein freigebiger Beschützer des Theaters, sondern auch als Schauspieldichter (Stockholm 1826. 2 Thle.) auf und Dalin lieferte das erste, noch vorhandene, schwedische Trauerspiel. Es entstand nun nicht nur in der Hauptstadt das große Opernhaus und das sogenannte dramatische Theater, sondern auch mehrere Provinzialstädte führten ähnliche Unternehmungen aus und Gustav ermunterte aus Vorliebe für die Franzosen verschiedene Gelehrte, unter denen wir besonders J. D. Flintenberg, J. Murberg, Frau Lengren, A. F. Listell, L. Lalin und G. Rothmann anführen, zur Übersetzung der dramatischen Meisterwerke der Franzosen. Allein selbst in den neuesten Zeiten ist es den Schweden nicht gelungen, obgleich sich die Zahl ihrer Schauspiele seitdem bedeutend vermehrt hat, etwas Vorzügliches im dramatischen Fache zu leisten; denn weder Gyllenborg's matte Versuche im „Birger Jarl" und „Sune Jarl" und Adlerbeth's gezierte Werke, noch Leopold's (st. 1819) oft bewunderter „Odin" (1790) sind Meisterwerke des dichterischen Genius und sowohl dem im Einzelnen gelungenen satyrischen Drama von Ling, „Agne" (Lund 1812), als auch den „Märtyrern" von Stagnelius (vergl. „Die Lilien von Saaren", Stockh. 1821. 2 Thle.) fehlt es an Lebendigkeit und Handlung. Letzterer machte auch in den „Bachanten", „Sigurd's Ring" und „Wislur" („Gesammelte Schriften", Stockh. 1825) einen Versuch, die griechische Tragödie mit Chören einzuführen. Wenn die flüchtig gearbeiteten Trauerspiele J. P. Ling's „Blotswen", „Ingiald Illroda" und „Iwar Wid-

ame", „Die Söhne Wislur's" und „Styrbjörn" (Stockh. 1824) schon zu den nbedeutenden Erscheinungen gehören, so verunglückte Atterbom's „Insel der Glückseligkeit" (Upsala 1824; deutsch von H. Neus, Leipz. 1829. 1. Abtheil.) und nkerhjelm's „Waldemar" (1824) gänzlich, wogegen C. F. Hallmann's „Parodien er beliebtesten Theaterstücke", ungeachtet ihrer zu derben Späße, besser gelangen. Er versuchte sich auch im Lustspiele, in welchem sich besonders Lindegren, ein Nachhmer Kotzebue's, der ziemlich derbe Peykull in der „Ordensgrille" und Gyllenborg n einem interessanten und treuen Gemälde schwedischer Sitten: „Die neue Herrchaft" bekannt machten. Außerdem führte man meistentheils Übersetzungen deutcher und französischer Theaterstücke auf und G. Thanander machte selbst einen sehr elungenen Versuch in Übertragung shakspearischer Lustspiele („Die lustigen Weiber on Windsor", „Wie es euch gefällt" und „Der heilige Dreikönigsabend"), aber ie Übersetzung von Grillparzer's „Sappho" (1825) durch D. E. Berg mißglückte fast ganzlich. In der Oper, deren Bearbeitung mit Gustav III. beginnt, brachten die Schweden mehrere eigenthümliche Producte hervor, die, wie Wellander's „Peleus nd Thesis", zu welcher Gustav III. selbst den Plan entworfen hatte, Lidner's in roßartigem und kühnem Style geschriebene „Medea" und Kellgren's in melodischer Sprache verfaßte Werke: „Gustav Wasa", „Ebba Brahe" und „Äneas in Carhago" mit großem Beifalle aufgenommen wurden. Auch „Titus" und die „Vestain" wurden in der neuesten Zeit durch Übersetzungen auf der schwedischen Bühne einheimisch. Im lyrischen Fache trat zuerst der schwärmetische J. Thomasson Bureus (1568—1582) und der regellose Lorenz Johansson hervor, an die sich unächst Dalin mit seinem lange bewunderten Gedichte: „Die Feier der schwedischen Freiheit" (1742) anschloß. Die vielfachen Preisaufgaben der schwedischen Akademie veranlaßten gerade in dieser Gattung zwar vielfache, aber keinesweges ausgezeichnete Versuche, denen noch in neuerer Zeit ein Hang zur Mystik wesentlich schadete. Unstreitig der beste lyrische Dichter ist der phantasiereiche, originelle und volksthümliche C. M. Bellmann (1741—1795), der seine „Gedichte" (Stockh. 1814. 2 Bde. 2 Bde.) selbst componirte, außer welchem sich Kellgren, Gyllenborg, Oxenstierna, Leopold („Sehnsucht nach unsterblichen Ruhm"), Adlerbeth, Kasström (Ode über die Vorsehung), Sjörberg (Ode auf Gustav Adolph), Stenhammar (Ode auf die Schlacht bei Swensund), Franzén, der kühne und geniale E. Tegnér und Chr. Jul. Nyberg (Gedichte von Euphrosyne, Upsala 1822) durch Tiefe des Gefühls und Zartheit der Empfindung auszeichneten. Auch verdienen hierbei noch die Runen von Norna Gast (K. A. Nikander, 16 Gedichte. 1825; deutsch von Mohnike, Stuttg. 1829) Erwähnung. Im Liede waren Dalin und Flers glücklicher als die liederreiche Nordenflycht, welche in der Elegie („Klagen über den Tod meines Gatten") in welcher von Creutz, Stenhammer und Franzén nur einzelne Versuche machten, als die vorzüglichste Dichterin dasteht. Während Frau Wikström ihren erotischen Gesängen reines Gefühl und lebendige Phantasie einzuhauchen wußte, sang Bellmann seine etwas bachantischen Trinklieder, denen Thorild, Atterbom und Franzén (kleine Sammlung derselben, Stralf. 1830) einen mildern Geist einflößten. Das geistliche Lied fand nach den beachtenswerthen Versuchen Bellmann's, Stenhammar's und Ödmann's erst durch Wallin eine höhere Ausbildung und die Heroide bearbeitete Regnér („Gustav Wasa's Brief an seinen Pflegevater Hemming Gadd") und Lidner nicht ohne Glück. Die Heldensaga Schwedens, welche mit den Liedern der alten Edda einem gemeinsamen Stamme in der alten Urzeit des Nordens entwachsen ist, tritt besonders in den Liedern der Ynglinga-Saga, welche den Sieg Odin's, des gemeinsamen nordländischen Königs, über den König Gylfe und seine ferneren Eroberungen feiert, hervor und es würde noch manche schöne Blüthe der Volkspoesie erhalten worden sein, wenn man nicht erst in neuerer Zeit daran gedacht hätte, die geringen Über-

bleibsel derselben zu sammeln, wie es mit dem altfardischen Liede: „Ismal's Hochzeit" (übersetzt von G. W. Gumälius im 10. Bande der Iduna), mit der Sammlung der „Gesänge von Nordens ältesten Dichtern (ins Schwedische übersetzt von Afzelius, Stockh. 1818) und mit der „Frithiofssaga", bearbeitet von Tegnér (Stockh. 1828. 4. Aufl.; übersetzt von Schley, Upsala 1826. 2 Bde.; von G. Ch. F. Mohnike, Stralf. 1826; von A. von Helvig, Stuttg. 1826) der Fall gewesen ist, an welche sich P. Wieselgren's „Erinnerungsgesänge aus Wärend", „Gesänge Stark Odder's" (Lund 1824), die „Schwedischen Volksweisen der Vorzeit", gesammelt von Geijer und Afzelius (Stockh. 1814—1816. 3 Bde.; deutscher Auszug von Mohnike, Berl. 1830), „Die schwedische Volksharfe" (Stockh. 1826. Deutsch von L. Schley: „Schwedische Dichtungen", Gothenb. 1825) und die „Schwedische Anthologie", gesammelt von P. A. Wallmark (Stockh. 1828. 3 Thle.) anschließen. Im Fache des Romans, dem es auch in Schweden nicht an Bearbeitern fehlte, ist dennoch wenig Vorzügliches geleistet worden, besonders da er öfters, wie es in der „Geographischen Benennung des großen Schelmenlandes" (1786), in Leopold's „Kleinen satyrisch-moralischen Erzählungen" und in Wallenberg's nach Sterne's Manier verfaßtem Werke: „Mein Sohn auf der Galeere" geschah, zu weit in das Gebiet der Satyre streifte. Auch die Behandlung vaterländischer Stoffe in J. G. Mörk's „Moralisch-romantischen Erzählungen" (Stockh. 1742) fand wenig Beifall und in späterer Zeit erschien außer einer Menge Übersetzungen von französischen, deutschen und englischen Romanen nur ein einziges, aber sehr vorzügliches inländisches Product in dem „Zamalesky" von Kexell. Fruchtbarer an Erzeugnissen dieses Faches war die neuere Zeit, in welcher besonders die in pathetischer, aber gewandter Sprache geschriebenen Romane der Charlotte Berger („Die französischen Kriegsgefangenen", Stockh. 1814; „Die Zaubergrotte", 1816; „Die Ruinen von Brahelm", 1816; „Albert und Luise", 1817) und des Hiarta „Ritter St. Jörrn und die Pique-Dame" (deutsch von Fouqué, Berl. 1826) allgemeiner verbreitet wurden, während unter den Übersetzungen dieser Periode, die in großer Anzahl fortwährend erscheinen, sich J. Johnson's „Paul und Virginie" bemerkbar machte. Im Lehrgedichte haben die Schweden, neben manchem Verfehlten und Einseitigen, auch mehreres Gelungene aufzuweisen. Zu ersteren rechnen wir die gutgemeinten, aber trockenen Dichtungen H. Spegel's (1645—1713), die matten Producte der Nordenflycht: „Vertheidigung des weiblichen Geschlechtes gegen Rousseau", so wie ihren „Versuch über die schwedischen Dichter" und Liljestråte's ganz verfehlten „Fideicommiß an meinen Sohn"; zu letzteren gehören Gyllenborg's „Jahreszeiten" und dessen „Versuch über die Dichtkunst" (Stockh. 1798), Oxenstierna's „Tagesstunden" und dessen „Ernte", Lidner's „Jüngstes Gericht" und Thorild's Dichtung: „Die Leidenschaften", welche sich sämmtlich eben so wie Stenhammar's, Silverstolpe's und Leopold's Lehrgedichte durch anmuthige und lebendige Darstellung auszeichnen, und ihre Leistungen verdienen um so größere Anerkennung, da sie in Hinsicht des Stoffes sehr wenig durch die mangelhaften Werke der schwedischen Gelehrten unterstützt wurden. In der Fabel gelang es den Schweden nie sich über das Mittelmäßige zu erheben, obgleich ihre Versuche darin noch durch ausländische Muster geleitet wurden. So ahmte Dalin, jedoch ohne Talent, Lafontaine und Bellmann Gellert nach; Lidner bildete seine Anlage nicht gehörig aus und leistete, so wie Silverstolpe, nichts von Bedeutung; nur Gyllenborg, der nach Äsop und Lafontaine arbeitete, wußte in der Behandlung der Fabel den Volkston auf originelle Weise zu treffen. Die Romanze und Ballade fand nach den wenig gelungenen Dichtungen Fallgren's, Silverstolpe's und Franzen's erst an E. Tegnér im „Axel" (1822. 2. Aufl. Deutsch von W. von Souhr, 1824, von L. Schley, 1825 und von G. Chr. F. Mohnike, Stuttg. 1829) und in der „Frithiofssaga" einen ausgezeichneten Bearbeiter. Auch

in der Idylle zeichnete ſich Tegnér („Die Nachtmahlskinder", Lund 1821. Deutſch von O. Berg) vor Lidner's gezierten, in Geßner's Manier gedichteten Idyllen und ſelbſt vor Franzén's wohlgelungenen lyriſchen Erzeugniſſen dieſer Art (unter ihnen „Die Zuſammenkunft bei Alavaſtra") aus. In der poetiſchen Erzählung, welche die Schweden mit Glück bearbeitet haben, verdient die Erzählung des Grafen Creutz, „Atis und Camilla", den erſten Platz, ſo wie einen der letzten die zum Theil hierher gehörende Schrift El. Charl. Alsedyhll's „Geſion" (Upſala 1814). Außerdem ſind hier die Namen Stenhammar, Silverſtolpe und Leopold mit Achtung zu nennen und „Die Portraits" von Frau Langren zu erwähnen. In der poetiſchen Epiſtel behandelte Adlerbeth mit Ernſt und Würde philoſophiſche und moraliſche Wahrheiten, Oxenſtierna launige Gegenſtände mit vorwiegendem Hange zur Ironie und Leopold beobachtete eine Voltaire nachgeahmte Manier. Die Satyre gedieh in Schweden ſchon frühzeitig, theils wegen des im Norden vorherrſchenden Hanges zu derſelben, theils gaben auch die Regierungsverhältniſſe in Schweden öfteren Anlaß zu bitterem Tadel und beißendem Spott. Triewald geißelte unter Anderm die ſchlechten Dichter; Dalin verſpottete im „Argus" die Thorheiten ſeiner Zeit und ſchrieb auch, freilich etwas zu weitſchweifige, Satyren in Proſa; Gyllenborg trat mit Ernſt und Kraft und Kellgren, der Meiſter in dieſem Fache („Geſammelte Schriften", neueſte Aufl. 1828), mit ſchneidender Schärfe auf, an welche ſich Markall's beißende Satyren („Schlafloſe Nächte", 1820. 2 Bde.) anſchließen. Außerdem machten ſich noch H. Bergſtröm und Leopold als Satyriker bemerkbar. Dem Epigramm wußte Oxenſtierna durch Neuheit der Gegenſtände beſonderes Intereſſe zu geben, während Frau Nordenflycht (ſt. 1763) und J. Elers („Meine Verſuche", Stockh. 1755—1759) darin nichts Ungewöhnliches leiſteten. An Überſetzungen von Meiſterwerken der Ausländer beſitzen die Schweden gegenwärtig die claſſiſchen Werke der Römer, wie Horaz, Ovid, Virgil u. A. durch Adlerbeth, Milton's verlorenes Paradies durch Oxenſtierna, Shakſpeare's „Macbeth" durch Geijer, Taſſo's „Befreites Jeruſalem" in reimloſen Jamben durch Skjöldebrand und Klopſtock's „Meſſias" durch von Bildſtein. Den Ruf eines der beſten Überſetzer erwarb ſich Regnér. — II. Wiſſenſchaften. Die theologiſche Literatur Schwedens hat bis jetzt blos wenig Erfreuliches aufzuweiſen und beſtand lange nur aus einer Anzahl homiletiſcher Verſuche, denen zum Theil durch den überwiegenden Einfluß von Swedenborg's Schriften eine fehlerhafte Richtung angewieſen worden war. Noch jetzt macht ſich derſelbe vielfach geltend und tritt auch in der Schrift Knö's „Theologiſch-philoſophiſches Geſpräch mit mir ſelbſt über Gott, Menſch und Welt" (Upſala 1824) hervor. In der Dogmatik lieferte nur Lundblad („Handbuch der Dogmatik", Upſala 1825) Bemerkenswerthes und in der Exegeſe erhoben ſich Ödmann's „Philologiſche Verſuche über das neue Teſtament" (1821. 4. Bd.) und H. Reuterdahl's „Propheten" (Lund 1824) nicht über das Gewöhnliche. Zerſtreute Abhandlungen über theologiſche Gegenſtände enthält die Zeitſchrift: „Theophroſyne" (herausgegeben von einer Geſellſchaft ſtockholmer Geiſtlichen); das „Theologiſche Journal" (herausg. von Rogberg und Wiebom) bietet meiſtentheils blos Überſetzungen aus deutſchen Schriften. Etwas reichhaltiger iſt die ſchwediſche Literatur in Werken über einzelne Theile der Rechtsgelehrſamkeit; allein ſie ſind faſt durchgängig in lateiniſcher Sprache geſchrieben und oft bloße Sammlungen von geſetzlichen Verordnungen. Obgleich die älteren ſchwediſchen Rechtsgelehrten ihre Geſetze von dem gothiſchen Geſetzgeber Zamolxis herleiten, ſo ſtammen doch ihre erſten geſchriebenen Geſetze (birkiſche Geſetze) lediglich aus dem XIV. Jahrh., in welchem ſie der König Bero ſammeln und ihre allgemeine Gültigkeit erklären ließ, da vorher jede einzelne Provinz ihr beſonderes Recht (geſammelt und herausgegeben von M. Smek, 1347) gehabt hatte. Eine lateiniſche Übertragung der ſchwediſchen Geſetze beſorgte im

Jahre 1481 R. Ingemund, welche aber erst 1608 und 1614 durch J. Messenius im Druck erschien (vergl. J. O. Stirnhöck, „De jure Sueonum et Gothorum vetusto", Stockh. 1672). Das neuere schwedische Recht wird in das gemeine Recht oder die königlichen Verordnungen und in die Reichstagsbeschlüsse eingetheilt, von denen jenes durch Christoph (daher Lex Christophori, jus Christophorianum) nach Smek geordnet und in das Land- und Stadtrecht geschieden (lateinisch von J. Loccenius, Stockholm 1672. Neue Ausg. von P. Abrahamsson, 1704), später aber unter Karl XI., Christine und Karl XII. revidirt wurde. Die Reichstagsbeschlüsse, welche erst seit dem Recesse zu Norkiöping im Jahre 1604 einen längern gesetzlichen Bestand erhielten, wurden von Smidemann („Corpus justitiae", Stockh. 1706) gesammelt, von Loccenius aber („Lexicon juris Sueo-Gothici", Stockh. 1674) und in der „Synopsis juris privati ad leges Suecanas" (Gothenb. 1673) erläutert, während es Cl. Kalamb (,,Observationes juris practicae", Stockh. 1674) und Cl. Kloots („Speculum jurisprudentiae Suecicae", Gothenb. 1676) praktisch bearbeiteten. Um das Staatsrecht machten sich M. O. Werion (Gyllenstolpe) in den Schriften: „Politica generalis" (Abo 1646), „Politica ad modernum imperii sueogothici statum" (Abo 1657), A. von Hartmannsdorf („Vorschlag zur Einrichtung der schwedischen Staatsverfassung", Upsala 1823. 2 Thle.), L. G. Rabenius („Lehrbuch der schwedischen Cameralistik", Upsala 1825) und Holmbergson („Zerstreute Bemerkungen über den wahren Sinn des Gesetzes", Lund 1825) verdient. Nachdem das Wechselrecht schon mit dem Jahre 1671 begonnen hatte, entwarf auch der Reichstag 1731 ein neues schwedisches Corpus juris und in neuerer Zeit wurde nicht nur eine Sammlung der Kirchengesetze, sondern auch eine Sammlung der gothischen, d. h. altschwedischen, Gesetze mit lateinischen Erklärungen (1828) veranstaltet. — Je weniger Rühmliches die Schweden in der Medicin geleistet haben, deren Literatur größtentheils nur in einzelnen Abhandlungen („Verhandlungen schwedischer Ärzte", 1825. 10 Bde.) besteht, desto wichtiger sind ihre Schriften über die Naturwissenschaften, worin sie kaum einem Volke Europas nachstehen. Unter den einzelnen Zweigen derselben behauptet in der Botanik und Zoologie der große Linné den ersten Platz und nächst ihm zeichneten sich D. C. Solander, Bergmann, G. A. Murray, de Geer, G. Wahlenberg („Flora Suecica", Upsala 1824. 2 Bde.; „Flora Upsalensis", Upsala 1820) und E. Fris („Novitiae florae Succicae", Lund 1828) aus. Um Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstedt, Bromel, Berzelius und Swedenstierna, in der Physik Brömstedt und in der Ornithologie S. Nilson („Schwedische Fauna", Lund 1820 — 1824. 2 Bde) große Verdienste. In der Philosophie, deren Studium die schwedische Sprache einen Theil ihrer Bildung verdankt, trat zuerst A. Rydelius auf, der aber seine Muttersprache noch so arm fand, daß er seine Schriften in lateinischer Sprache abfaßte. Nach ihm suchte Boethius kantische Grundsätze zu verbreiten und auch Rosenstein, Kellgren u. A. bildeten sich nach deutschen Mustern, wie überhaupt die neuere schwedische Philosophie auf deutschem Grunde aufgeführt worden ist. Wenn Thorild für seine originellen und freimüthigen Ansichten schwer büßen mußte und dadurch vor ähnlichen Versuchen abschreckte, so fand Ehrenswärd erst bei der Nachwelt die ihm gebührende Würdigung, allein G. H. Hoijer's Ruf als tiefer Denker verbreitete sich schon während seines Lebens selbst im Auslande, wogegen Björnran's Optimismus keine große Berücksichtigung fand. Um die Geschichte der Philosophie machte sich Hammerskjöld („Grundzüge zur Geschichte der Philosophie." 1825. 2 Bde.) verdient. Die Darstellung der Geschichte, worin die Schweden ebenfalls einiges Dankenswerthe geleistet haben, wurde auch durch die späte Ausbildung der Sprache aufgehalten; denn die älteren Geschichtschreiber, wie

Erich Olaſſon, der gegen Ausgang des XV. Jahrh. eine ſchwediſche Chronik verfaßte, ſchrieben ſämmtlich lateiniſch. Eine Sammlung der „Scriptores rerum Suecicarum“ unternahm E. M. Fant (Upſ. 1818. 1. Thl.), deren Fortſetzung Geijer und J. H. Schröder begonnen haben. O. v. Dalin's „Reichsgeſchichte“ (Stockh. 1747. 3 Bde.) und A. v. Botin's „Geſchichte“ mangelt es an wahrhaft claſſiſcher Darſtellung; Uno v. Troil's „Abhandlungen über die Reformationsgeſchichte“ (Upſ. 1794. 5 Bde.) zeigen von großer Umſicht und auch die Bemühungen Adlerbeth's, Roſenhane's, Fant's, O. Knös' u. A. für die Geſchichtsforſchung waren nicht ohne Erfolg. In der neuſten Zeit leiſtete E. G. Geijer („Reichsgeſchichte.“ 1825. 1. Thl.; deutſch, Sulzb. 1826) das Ehrenwertheſte, neben welchen ſich O. G. von Ekendahl's „Geſchichte des ſchwediſchen Volkes“ (2 Thle.; deutſch, Weimar 1827) und Silverſtolpe's „Geſchichte der Verhältniſſe Schwedens und Norwegens ſeit den älteſten Zeiten“ (1821. 1. Bd.) bemerkbar machten; auch war die hiſtoriſche Geſellſchaft im Sammeln von Materialien ſehr thätig und die hiſtoriſche Zeitſchrift: „Urkunden in Betreff Schwedens alter, neuer und neuſter Zeit“ (Stockh. 1831. 5 Bde.) gab eben ſo, wie das hiſtoriſche Tagebuch Teſſin's vom Jahre 1557 (herausgegeben 1824 von Montgommerie) wichtige Beiträge zur Geſchichte des Landes, während die Regierung nicht nur zum Studium derſelben ermunterte, ſondern auch eine große Anzahl von werthvollen Manuſcripten ankaufte. Die Geſchichte fremder Staaten bearbeitete Herzmann („Geſchichte Venedigs“, 1825) und N. F. Aſchling („Geſchichte der griechiſchen Revolution“, 1824), ſo wie ſich Andere durch Überſetzungen von berühmten Werken des Auslandes verdient machten, indem von Schröderheim die „Geſchichte Karl's V.“ von W. Robertſon übertrug und außerdem auch Schiller's „Geſchichte des dreißigjährigen Krieges“ in ſchwediſcher Sprache erſchien. Unter den Biographien, welche zum Theil, wie Celſius' „Geſchichte Guſtav Waſa's und Erich's XIV.“, Botin's und Berch's Arbeiten nur locker zuſammenhängende Facta geben, gehören Tengſtröm's „Leben des Terſerus“, Boethius' „Andenken an Rydelius“, Lindeberg's „Schwediſche Biographien“ und Lundblad's „Geſchichte Karl's X.“ (1825. 1 Bd. Deutſch, Berl. 1826) zu den beſſeren Erſcheinungen. Eben ſo wenig haben wir ausgezeichnete Reiſebeſchreibungen zu erwähnen; denn J. Berggren's „Reiſen in Europa und dem Morgenlande“ (deutſch von J. H. Ungewitter. Darmſt. 1828. 1. Thl.) ſchwächen den Eindruck einer lebendigen Darſtellung durch die nachläſſige und rauhe Schreibart, C. A. Goſſelmann's „Reiſe in Columbia“ (deutſch von G. Freeſe, Stralſ. 1829) und Zetterſtedt's „Reiſen durch das ſchwediſche Lappland“ (Lund 1822) haben nur für den Botaniker Intereſſe. Beachtungswerth ſind außerdem: „Bemerkungen auf einer Reiſe durch Sicilien“ (1824) und „Briefe über die vereinigten Staaten von Nordamerika“ (1824). Unter den wenigen geographiſchen Werken treten Thersnér's „Ehemaliges und jetziges Schweden“ (1825) und P. Sahlſtröm's „Beſchreibung der Wordinge und Südermannland“ (1825) noch als die bedeutendſten hervor. In der Mathematik gehören außer den Werken von Cronſtrand („Über die Zeitbeſtimmung durch die Sonnenhöhe“, 1825) und E. Harfwefeldt („Elementarcurſus der Mathematik“, 1825. 4 Bde.) vorzüglich die mathematiſchen Aufſätze in den „Abhandlungen der Akademie der Kriegswiſſenſchaften“ zu den ſchätzbarſten Erzeugniſſen und in der Aſtronomie ſind nur P. W. Wargentin's (ſtarb 1783) Schriften zu nennen. Die Philologie wurde bis jetzt ebenfalls nur wenig angebaut, doch gab Gumälius Xenophon's „Anabaſis“ (1824) und den Anakreon (Upſala 1824) heraus; A. A. Arfvedſon ſammelte und erklärte die Fragmente des Pytheas (Upſala 1824); A. G. Loenbom ſchrieb ein beachtungswerthes „Handbuch der griechiſchen Alterthümer“ (1825) und von Hallenberg („Numismata orientalia“, Ups. 1821. 2 Voll.) und Berggren („Der Religionscodex der Druſen“, 1824) bearbeiteten das Gebiet

der die orientalische Literatur betreffenden Gegenstände. Ungeachtet der vielfach sich darbietenden Gelegenheit zur Ausbildung der weltlichen Beredsamkeit und der einzelnen Talente, welche selbst unter den Königen (wie Gustav Adolph und Gustav III., dessen Lobrede auf Torstenson ohne Bekanntwerdung des Verfassers von der Akademie gekrönt wurde) und unter den Staatsmännern, besonders zur Zeit der republikanischen Verfassung, während welcher sich Höpken, Tessin, Scheffer u. A. bemerkbar machten, mit Erfolg hervortraten, wurde doch im Ganzen nur weniges einer großen Auszeichnung Werthes geleistet und weder das so vorzügliche Beförderungsmittel der Beredsamkeit, die Reichstage, noch die jährlich von der Akademie für die beste Lobrede auf einen berühmten Mann ausgesetzten Preise wirkten belebend und kräftigend genug für diesen Zweig der Literatur und besonders die Lobreden enthielten mehr glatte und angenehme Schwätzerei, als Kraft und Reichthum der Ideen. Der Grund davon lag größtentheils in dem starren Festhalten der Akademie an dem französischen Geschmacke, der sich noch in J. F. von Lundblad's „Schwedischen Plutarch" (deutsch von F. v. Schubert, Stralf. 1826) in einer wortprunkenden Wohlredenheit offenbart, obschon sich in den neuesten Zeiten auch in den Lobreden ein besserer Geist geltend gemacht haben soll, wie dieß in anderer Beziehung in den kraft- und würdevollen Reden Tegnér's (zum Theil von Mohnike, Stralf. 1829) und in Atterbom's „Gedächtnißrede auf Kernell" (1824) der Fall gewesen ist. Wenn man sich in der weltlichen Beredsamkeit die Franzosen zum Muster nahm, so bildete man sich in der Kanzelberedsamkeit nach deutschen Vorbildern; allein dieß geschah leider zu einer Zeit, wo auch in Deutschland ein declamatorischer Ton vorherrschte, der dann auch in die Werke von Bälter, Bäld, Tolesson, Ekmansson u. A. überging, und selbst Lehnberg's „Predigten" (Stockholm 1809—1813) und „Gedächtnißreden" (1819) fehlt es noch an dem erleuchtenden und erbauenden Elemente. Im höhern Ansehen stehen Hagberg's „Passionspredigten" (1821—1825) und E. Colliander's „Christliche Predigten" (1824), wogegen Wallin's „Casualreden" (1825) Glanz ohne Tiefe eigen ist; auch die Predigten von Forsberg und Hadrén konnten keinen bedeutenden Ruf erlangen. Um die Alterthumsforschung, besonders in Bezug auf Island, machten sich die Schweden vielfach verdient und fanden schon von Gustav Wasa, noch mehr aber von Gustav Adolph die großmüthigste Unterstützung, so daß sich die ersten Gelehrten des Landes, wie Peringskiöld, Verelius und Björner nebst mehreren in Upsala studirenden Isländern diesem Studium mit Eifer und Erfolg widmeten. Nachdem auf Kosten der Regierung eine Sammlung von Manuscripten in Island veranstaltet worden war, wuchs die Zahl derselben schon 1666 so sehr, daß ein Antiquitätscollegium in Upsala gegründet werden konnte, welches den Zweck hatte, für Erhaltung, Bearbeitung und die Herausgabe der nordischen Literatur zu sorgen. Allein Dänemark wurde 1785 durch den glänzenden Erfolg dieser Unternehmung und durch die immer vermehrten Reisen nach Island bewogen, den Verkauf der Handschriften an Ausländer zu verbieten, und sowohl hierdurch, als auch durch die geringere Aufmerksamkeit, die man von dieser Zeit an, in welcher das Antiquitätscollegium nach Stockholm verlegt wurde, eifrigen Sammlern, wie S. Gahm schenkte, wurde von nun an jenes Studium nicht mehr mit demselben Erfolge getrieben und die wichtigsten Documente blieben unbenutzt in dem Archive liegen, besonders seit der durch Gustav III. Unterstützung aufgemunterte C. G. Nardin die Sammlung und Abschrift vieler wichtigen Handschriften nicht weiter fortsetzte. In neuerer Zeit begann Geijer und Atterbom nach dem Vorgange von Rudbeck und Ihre wieder das Studium des Altnordischen mit neuer Liebe, ohne es jedoch, nach der Weise der Akademie, zu überschätzen und ihm mit Hintansetzung des Vaterländischen ausschließlich ihre Kräfte zu widmen. Nachdem sich hierauf eine skandinavische Literaturgesellschaft gebildet hatte, deren gesammelte Schriften schon

m Jahre 1827 14 Bände betrugen, fand sich auch die Regierung bewogen, alle ufgefundenen Alterthümer des Landes für das Museum in Stockholm anzukaufen, eren Bekanntmachung die Zeitschrift: „Iduna" gewidmet ist. Vergl. Fare's Entdeckung von Tycho Brahe's Sternenburg ꝛc. auf Hwen Aran" (1823) und l. O. Lindfor's „Einleitung zur isländischen Literatur. Die Zeitschriften sind n Schweden deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil man sich ihrer vorzüglich zur Verbreitung werthvoller, wissenschaftlicher Untersuchungen bedient, und die älteste, chon über hundert Jahre bestehende und von dem jedesmaligen Secretair der Akaemie redigirte ist die Post- und einheimische Zeitung, welche an Dalin's „Argus", ur Bildung der Sprache bestimmt, den ältesten Zeitgenossen hat. Gleichen Zweck iebst Bekanntmachung einheimischer Werke hatte J. Adlerbeth's „Iduna" (1813), o wie Hammarskjold's und Hoijer's „Lyceum", worin mehrere zu Anfange dieses Jahrhunderts entstandene Gesellschaften das Resultat ihrer Bestrebung zur Verbesserung der Sprache niederlegten. Als Gegenstück zu Atterbom's „Poetischem Kalender" (1810) erschien ein „Unpoetischer Kalender für poetische Leute" und 1822 ein von jenem herausgegebener „Musenalmanach." Von der „Swea", em besten wissenschaftlichen Journale, erschienen von 1819—1831 blos 13 Nummern; eine Literaturzeitung kam von 1813—1824 zu Upsala heraus; der „Hermes" (herausgegeben von Hammarskjold und Almquist), welcher besonders verthvolle ästhetische Aufsätze enthält, besteht seit 1821 und das „Allgemeine Journal" (1778 von Kellgren als „Stockholmer Post" begründet und seit 1809 „Journal für Literatur und Theater" genannt) redigirt jetzt Wallmark. Im Anfange des Jahres 1832 erschienen in Schweden zusammen 69 Zeitungen und 12 periodische Blätter und zwar von ersteren 17 in Stockholm, 7 in Gothenburg und 4 in Upsala, von letzteren 4 in der Hauptstadt, 2 in Upsala und eine in Lund. Sie sind fast alle auf Seiten der Opposition und wenn die Regierung eine derselben wegen stärkerer Ausfälle gegen ihre Verfahrungsart untersagt, so erscheinen sie kurz nachher unter verändertem Titel, welcher bei nochmaligem Verbote wiederholt erneuert wird. Für die Verbreitung religiöser Bildung sorgt die schwedische Bibelgesellschaft, welche bis 1829 100000 vollständige Bibeln und 162315 N. T. vertheilt hatte. Über das Ganze vergleiche Hammarskjöld, „Über schwedische Literatur" („Hermes", 1823. No. XVIII, XX, XXII) und Mariane von Ehrenström, „Notices sur la littérature et les beaux-arts en Suède" (Stockh. 1826). 81.

Skandinavische Sprachen, die Sprachen Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Islands, bilden einen besondern Zweig des germanischen Sprachstammes und erhalten ihren Übergang durch das Niederdeutsche. Der sprachliche Charakter ist daher ganz der deutsche, doch sind sie bedeutend härter im Laute; die Flexion ist bedeutend einfacher, aber erinnert noch mehr an die Urformen als das jetzige Deutsche; eine Eigenthümlichkeit ist der angehängte Artikel, die Endung des Neutrum des Adjectivs auf t, die der Passivformen auf s. Doch sind sie an sich dialektisch sehr von einander unterschieden und zeigen von dem Isländischen an, durch das Norwegische, Schwedische bis zum Dänischen eine immer größere Lautschwächung, so wie in demselben Verhältnisse Abnahme der grammatischen Reichhaltigkeit. Während aber auch das Dänische durch das Niederdeutsche, das Schwedische durch das Gothische, das Norwegische durch das Dänische bedeutenden Einfluß erhalten hat, ist das Isländische am Wenigsten berührt worden und am Reinsten geblieben; jede der einzelnen Sprachen hat jedoch wieder ihre besonderen Mundarten, die mehr oder weniger Übergänge bilden. Sämmtliche Sprachen haben sich jedoch stets einer geringen Cultur zu erfreuen gehabt. Am Frühsten wurde die isländische entwickelt, in welcher eine Anzahl alter Werke enthalten sind (s. Skandinavische Literatur); viel später erfreuten sich die schwedische und dänische einiger Ausbildung, die vor der Reformation fast ganz vernachlässigt wurden; die nor-

wegische ist fast ganz vernachlässigt worden. Die vorzüglichsten Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprachen sind a) für das Isländische: „Rask Vejledning til det islandska-Sprog" (Kopenhagen 1813) und dessen Ausgabe von Biörn Haldorson's Wörterbuch (Kopenh. 1814. 2 Bde. 4.); b) für das Schwedische: G. Sjoberg's „Schwedische Sprachlehre für Deutsche" (Stralsund 1796. 8. 2. Aufl. 1811), die Grammatiken von Kollner (Stockh. 1813) und Brockmann (Ebd. 1813) und Lexika von Lind (Stockh. 1749. 4.), Jhre (Upsala 1769. Fol.), Sahlstedt (Stockh. 1773. 4. 2. Aufl. 1793), Heinrich (Stockh. 1825); c) für das Norwegische einige ältere unbedeutende Wörterbücher; d) für das Dänische (s. d. besond. Artt.). 9.

Skelet, (griech. σκελετός, ausgetrockneter Körper, Mumie), nennt man den alles Fleisches entkleideten gesammten Knochenbau jedes thierischen Körpers und nennt es ein **natürliches**, wenn die Verbindung der einzelnen Knochen durch die natürlichen getrockneten Bänder erhalten wird, ein **künstliches**, wenn man sie durch Draht u. dgl. zusammengefügt hat. 30.

Skepsis, Skepticismus, Skeptiker, (von σκέπτεσθαι, **betrachten, untersuchen**), ist allgemein eine wissenschaftliche Art des Zweifels und bekommt je nachdem sich dieser in verschiedenen Sphären des Denkens und Lebens ausspricht, verschiedene Bezeichnungen, wie der **moralischen S.**, welche die verbindende Gewalt bestehender Moralgebote in Zweifel zieht und zu einer tiefern Begründung derselben führt, und der **historischen S.**, einer von der neuern Geschichtsforschung geltend gemachten rationellen Methode der Prüfung und Sichtung geschichtlicher Traditionen, um nur das aus Gründen für sicher Erkannte als geschichtliches Factum aufzustellen, besonders aber findet dieser wissenschaftliche Zweifel seine Stelle in der freien Forschung, in der philosophischen Erkenntniß; denn da es hier erstes Gesetz ist, nichts ohne Prüfung (also ohne Zweifel) blindlings anzunehmen, so gehört die S. nothwendig in die Philosophie, entweder als eine bloße Regel der Logik (**logische S.**), oder als selbstständige und absolute Geistesrichtung und Gemüthsverfassung, als völlige Negation aller Gewißheit des Erkennens, als ein **Verzweifeln** an aller Wahrheit. In diesem letztern Sinne wurde die S. von denen erfaßt, die sie wissenschaftlich begründeten und eine solche meint man, wenn man von einer skeptischen Richtung in der Philosophie spricht, bezeichnet sie auch genauer als **Skepticismus**, welchen sie als Methode und Systeme erkennen läßt, und als **transscendentale S.**, welche aussagt, daß sie das gesammte menschliche Wissen in Zweifel ziehe, also in einem Grundzweifel an der Fähigkeit des menschlichen Geistes, überhaupt das Wahre zu erforschen, wurzele. In dieser umfassendern Geltung nun ist die S. von der größten Bedeutung für die gesammte Entwickelung der Philosophie und bildet im geschichtlichen Gange derselben wichtige Momente und **Epochen**. Wie nämlich alle Philosophie von einem gewissen Zweifel ausgeht, der uns den bisherigen sichern Glauben an die Wahrheit unserer alltäglichen Vorstellungen an die Unantastbarkeit hergebrachter Gesetze und Gewohnheiten raubt und uns zur Erklärung derselben, d. h. zur höhern Bewahrheitung durch besser begründete Begriffe und Ideen antreibt, so wirkt derselbe auch in dessen einzelnen Bestrebungen fort. Nun kündigt sich jener Grundzweifel in der Frage an: was? wozu? woher? doch alle die Dinge, alle die Vorstellungen, alle die Gesetze ꝛc. seien, welche der gemeine Sinn geradezu und ohne Scrupel auf- und annimmt. So begegnet es fast jedem denkenden Geiste einmal im Leben, daß er Zweifler, Skeptiker, wird an seinen früheren Überzeugungen, selbst an seinen heiligsten und höchsten. Die Philosophie nun macht sich anheischig, diesen Zweifelzustand dadurch zu enden, daß sie eben jene **Gründe** für die früher ohne Grund unbefangen aufgenommenen Vorstellungen aufstellt, als **höchste Lehrsätze, Dogmen**, durch die jene gewöhnlichen Vorstellungen so erklärt werden sollen, daß kein fernerer Zweifel möglich sei (**Dogmatismus**).

llein so schnell läßt sich jener Trieb nach Erklärung nicht befriedigen, vielmehr virkt das skeptische Element in der Philosophie selbst fort und veranlaßt ein fortgeetztes Weitererklären jener Beziehung des Begründeten zu seinem Grunde. So st die S. das fortwährende Agens aller Philosophie, jagt den Dogmatismus durch lle Erklärungen und Vermittelungen hindurch, die innerhalb jener Elemente on jenem Standpunkte aus möglich sind, und bricht endlich, sobald alle Mittel er Erklärung, somit auch der Befriedigung jener dringenden Ansprüche der S. rschöpft sind, ohne daß eines Genüge gethan hätte, in ihrer vollen Kraft durch, ls der durch Nichts zu versöhnende Zweifel; erscheint in ihrer rein negativen Gestalt als die Verzweiflung an allen jenen dogmatischen Gründen und, weil man von diesem Standpunkte aus nur die Gewißheit, die in ihnen liegen ollte, kennt, als die Verzweiflung an der Wahrheit selbst. — In dieser Erscheinung bildet die S. jedesmal einen Abschnitt in dem Gange des Philosophiens, eine Epoche, wo der Geist gleichsam anhält, stillesteht, seinen bisherigen Lauf unterbrechend. Weil aber eben diese S. selbst zu einem umfassendern Standpunkte noch nicht gelangt ist, beschränkt sie sich zumeist darauf, die entdeckte Einseitigkeit des Dogmatismus zu negiren und behauptet dann eben so einseitig: es giebt gar kein Wissen, weil das des Dogmatismus ein solches nicht ist. Daher die sonderbare Erscheinung, daß die S. selbst als ein negativer Dogmatismus auftritt, weil sie nämlich in demselben Glauben, daß jene Gründe des Dogmatismus die absoluten alles Wissens seien, befangen ist. Darum kann aber auch eine jede S. nur im Zusammenhange mit den dogmatischen Bestrebungen der Periode, die sie abschließt, begriffen und gewürdigt werden. — Die Hauptrichtung der ersten Periode der griechischen Philosophie ging nun darauf, das Sein der einzelnen Dinge aus materiellen Elementen zu erklären, werden zu lassen; denn Luft und Feuer, Atome oder Elementartheile, erklären wohl die Mannigfaltigkeit von Eigenschaften ꝛc. an den Dingen, nicht aber das wahre Sein, die Substanz derselben. So sprachen die Eleaten zuerst eine allgemeine S. gegen die physische Philosophie aus, während innerhalb dieser selbst Heraklit, Anaxagoras, die Atomisti-ker auf das Resultat kamen, daß man so nur Veränderungen, Beziehungen, Accidenzen der Dinge wahrnehme, nicht diese selbst in ihrer beziehungslosen, absoluten Selbstständigkeit. Die völlige Verzweifelung an der Erkenntniß des wahren Seins der Dinge sprachen endlich die Sophisten aus (vergl. d. Art.), indem sie theils jenes Ideal des Wissens, das Sein, wie es die Eleaten aufgestellt hatten, mit dem Elemente der Erkenntniß dieser Periode, einem rein empirischen, zusammenhielten, wo sie es dann völlig unerreichbar fanden, was sie in den Sätzen bezeichneten: Es ist gar nichts Reales, — ein solches wäre gar nicht erkennbar — eine solche Erkenntniß ließe sich nicht mittheilen (so Gorgias), theils das Wissen von der philosophischen Allgemeinheit auf die Einzelmeinung herabsetzten, verkündend: der Mensch sei das Maß aller Dinge, d. h. wie einem Jeden jedes Ding erscheine, so sei es für ihn (so Protagoras), und so mußte denn dieser ganze physische Standpunkt aufhören. — Ein neues Element fand das Philosophiren hiernächst in den Begriffen oder Ideen, gewissen Bewußtseinsformen, welche unmittelbar das Wesen der Dinge ausdrücken sollten. Aber auch sie verloren bald ihre unmittelbare Geltung, indem man sie selbst wieder zu Abstractionen aus der sinnlichen Empfindung herabsetzte (die Stoiker und Epikureer), und so war also jetzt der Standpunkt wesentlich kein anderer, als in der ersten Periode, sondern nur durchgebildeter, in vielseitiger Anwendung und mehr im Einzelnen als im Ganzen erfaßt. Daher war auch der Ausdruck der neuen Skepsis nicht die Verneinung des gesammten empirischen Elements, sondern eine Widerlegung des Dogmatismus in allen seinen einzelnen Ergebnissen und Beziehungen, ein künstlich geordnetes, detaillirtes System von Zweifelsgrün-

den und Gegenbeweisen gegen denſelben. — Dieſer zweite Skepticismus, der zuerſt unter dieſem Namen auftrat, hatte zum Stifter den Pyrrho aus Elis (ſ. d. Art.), nach welchem er auch Pyrrhonismus genannt wird, und pflanzte ſich in einer langen Reihe von Anhängern, bald ſcheinbar erlöſchend, bald ſtärker auflodernd, bis ins II. und III. Jahrh. n. Chr. fort, wo er zugleich mit dem ächtgriechiſchen Geiſte der Philoſophie verſchwindet. Die bedeutendſten Skeptiker dieſer Richtung ſind Timo aus Phlius, Äneſidemus aus Kreta und Sextus Empirikus (ſ. d. Art.), welcher Letztere die ſämmtlichen Reſultate dieſer Skepſis in ein vollſtändiges Syſtem zuſammenſtellte. — Wegen der Gleichheit (ἰσοσθένεια) der Gründe für und wider einen jeden Satz läßt ſich Nichts gewiß beſtimmen (ἀόριστα πάντα), und der Skeptiker hält darum ſeine Zuſtimmung ſtets zurück (ἐπέχει, — die ἐποχή), weder bejahend noch verneinend, ſondern die Dinge nehmend, wie ſie erſcheinen, da ihr Sein unerkennbar ſcheint. Dieß beweiſt der Skeptiker theils, indem er eine Sinnenerſcheinung der andern, eine Verſtandeserkenntniß der andern, eine Verſtandeserkenntniß einer Sinnenerſcheinung entgegenſetzt (φαινόμενα φαινομένοις, νοούμενα νοουμένοις, νοούμενα φαινομένοις) — theils durch beſondere Zweifelgründe (τόποι oder τρόποι ἐποχῆς). Deren ſtellt Sextus zuerſt 10 auf, als ſchon den älteren Skeptikern angehörig, die ſämmtlich darauf hinauskommen, daß jede Erkenntniß durch die Sinne oder durch Schlüſſe aus der ſinnlichen Wahrnehmung den Gegenſtand nicht in ſeinem reinen Sein darſtelle, ſondern vermiſcht und in Verhältniſſen theils mit anderen Außendingen, theils mit unſeren eigenen, mehr oder weniger zufälligen, Eigenthümlichkeiten. Die ſpäteren Skeptiker zogen dieſe 10 in einen, den ſie die Relation oder Verhältnißmäßigkeit der Erkenntniß nannten, zuſammen, und fügten dazu noch 3 andere, die Verſtandeserkenntniß durch Schluß verdächtigende: den Diallelus, (jeder Schluß iſt ein Cirkel), den Progreß ins Unendliche (er geht von Grund zu Grund ohne Ende), die Hypotheſe (er ſetzt willkührlich einen Grund als den höchſten), und einen vierten von der Verſchiedenheit der Meinungen, welche die Streitenden hindere ſich zu vereinigen, da Jeder die Sache nur von ſeinem Standpunkte aus betrachte. Sextus ſprach alle dieſe in den zweien aus: Kein Ding iſt durch ſich, — und keines iſt durch ein anderes erkennbar. Mit dieſen Gründen nun widerlegten die Skeptiker alle Behauptungen der Dogmatiker, denen ſie ſomit nachwieſen, daß ſie fälſchlich vorgäben, die Wahrheit zu beſitzen, während ſie ſelbſt, richtiger, vor der Hand ihre Ungewißheit eingeſtänden (ἀπορῶ, οὐδὲν ὁρίζω) — dagegen die Wahrheit fortwährend ſuchten (ζητέω) — weßhalb ſie ſich auch, neben jenem gebräuchlichſten Namen der Skeptiker, die der Ephektiker, Aporetiker, Zetetiker beilegten. Beſchränkter und nur gegen den Dogmatismus der Stoa gerichtet, war die S. der neuen Akademie, (Arceſilas, Karneades, Philo von Lariſſa, Antiochus u. A.), welche das Kriterium, das jene für die Wahrheit der Sinnenvorſtellungen aufſtellte, nämlich, daß ſie begreifend ſein müßten (vergl. d. Art. Stoa), als ſelbſt unerweislich verwarfen, daher allen Vorſtellungen nur einen größern oder geringern Grad von Wahrſcheinlichkeit für das erkennende Subject zugeſtanden, der ſich durch Genauigkeit der Beobachtung von der blos wahrſcheinlichen Vorſtellung zur übereinſtimmenden und endlich zur überlegten ſteigern laſſe. Der äußere Erfolg der S. war auch hier ein Aufgeben des abſoluten Wiſſens, ſomit der Philoſophie, entweder mit nothgedrungenem Feſthalten an den Sitten und Erſcheinungen des Lebens, doch ohne ſich ſonderlich um dieſe zu kümmern (μετριοπάθεια), in Bezug aber auf das wahre Sein der Dinge mit unerſchütterlicher Gleichgültigkeit (ἀταραξία), oder mit Behandlung und Benutzung des Lebens nach ſubjectiver Anſicht und ſubjectivem Vortheile, ähnlich den Sophiſten. Jenes war der Charakter der pyrrhoniſchen, dieſes der der akademiſchen

Digitized by Google

S. — Etwas Anderes war die Stellung der S. zum Dogmatismus in der christlichen Periode. Hier stützte sich letzterer auf die unmittelbare Auctorität der geoffenbarten Religion, deren Inhalt er erklärte, und auf die ebenso unmittelbare Realität gewisser Begriffe, durch welche er erklärte (s. Scholastik). Das Element des Erkennens war demnach hier ein ganz positives, die bloße Willkühr einer Anwendung leerer Formen auf einen im Voraus gegebenen Inhalt. Daher war es die gänzliche Grundlosigkeit desselben, was eine S. rege machen mußte. Diese basirte sich daher auf das Element, welches jener Realismus ganz bei Seite gesetzt hatte, auf die sinnliche Wahrnehmung und verneinte von dieser aus die Gültigkeit jener Begriffe, die sich auf den unmittelbaren Glauben stützten, indem sie dieselbe nur dann anerkennen wollte, wenn sie sich als Abstractionen auf die Erfahrung zurückbezögen. So sprachen die Nominalisten das skeptische Resultat aus, die Begriffe haben nicht an sich Realität, sondern sind nur abstracte Formen des Denkens, deren Grund in der Erfahrung zu suchen ist, und ihr Sieg machte der realistischen Scholastik ein Ende, indem er zugleich das analytische Forschen, die empirische Methode wieder zur Geltung brachte. — Die Äußerungen des Zweifels oder Verzweifelns an der Wahrheit, die sich aus diesem Conflicte entgegengesetzter Elemente ergeben mußten, hatten nun aber auch einen eigenthümlichen Charakter. Während nämlich die nominalistische Richtung theils die Auctorität der positiven Religion, als die Hauptstütze des Realismus, angriff (so Pomponatius, Cardanus, Cäsalpinus, Ruggieri, Charron und A.), theils diesen selbst und zwar hauptsächlich in der peripatetischen Philosophie bekämpfte (Sanchez, der Erneuerer des Pyrrhonismus, der nach ihm auch von la Mothe le Vayer, Huet und Glanville gelehrt wurde), wobei man denn darauf kam, bei der bloßen Sinnenwahrnehmung sich zu beruhigen, bestritten Andere die Fähigkeit der Vernunft, das Wahre zu erkennen, im Dienste des Glaubens, den sie dadurch zum einzigen Mittel der Gewißheit zu machen versuchten, (so die berühmten Skeptiker Montaigne, Pascal, Hirnhaym, Guetianus Stetnatus, Bossuet u. A.). — Wenn sich über die S. dieser Zeit nicht so schroff, als Verzweiflung an aller Wahrheit, ausspricht, so erklärt sich dieß leicht daraus, daß hier theils die Wahrheit selbst nicht mit dem Mittel ihrer Erkenntniß verloren zu gehen schien, indem der Glaube bestehen mochte auch ohne das ihm doch nur angehängte Beiwerk der Begriffe, theils auch, während man das Übersinnliche auf dem Glauben beruhen ließ, für die Forschung sich ein weites Feld in den Erfahrungswissenschaften öffnete, welche in ihrem Bereiche sicher genug zu sein schienen. Daher ist selbst der totale Zweifel des Cartesius nicht so ernstlich gemeint und man kann ihn ebenso wenig zum bloßen Skeptiker machen, als den Plato, wenn gleich Beide durch S. ihren höhern Standpunkt der Forschung vorbereiteten. Durch Cartesius aber wurde ein neuer Dogmatismus, der der angeborenen Ideen, begründet, welcher alle Wahrheit aus diesen demonstrirte, ohne scheinbar die Erfahrung zu Rathe zu ziehen. Auch gegen ihn erhob sich von Neuem die Sinnenerkenntniß, die angeborenen Ideen läugnend und die Begriffe, welche man dafür ausgab, vielmehr aus der Einzelwahrnehmung herleitend. Der Sensualismus, von Locke begründet, ging als fortwährende Opposition neben dem Dogmatismus her und steigerte sich endlich bis zur consequenten Läugnung alles Übersinnlichen, durch den Idealismus Berkeley's hindurch bis zum völligen Skepticismus bei Hume. Ihre Grundsätze wurden auf Einzelne angewandt und populairisirt, besonders von den französischen Materialisten Helvetius, den Encyklopädisten Voltaire u. A., während man auch frühere Richtungen des Skepticismus, besonders die pyrrhonische, wieder geltend machte und mit dieser sensualistischen combinirte. Hier ist Bayle von Bedeutung; ihm folgten Crousaz u. A. — in Deutschland die preußischen Hofphilosophen d'Argens, Beaufobre; ferner Lossius und gewissermaßen auch Platner. — Allen diesen skeptischen

Richtungen dieser, sowie der alten Philosophie liegt das dunklere oder deutlichere Bewußtsein eines Widerspruchs zu Grunde, der unser Erkennen drückt, des Widerspruchs nämlich von Einheit und Vielheit, Sein und Werden, oder wie man es sonst ausdrücken will. Wäre das Ding nicht noch Etwas außer seinen Eigenschaften und diesen entgegengesetzt, nämlich die Einheit inmitten der Vielheit jener, so würde es durch diese unmittelbar erfaßt; wären die Gegenstände nicht ein Complex von Veränderungen, Beziehungen, ein stetes Werden, so würde die starre Einheit des Begriffes sie adäquat darstellen. Weil nun der Dogmatismus bisher stets das eine Glied dieses Gegensatzes festhielt und durch dasselbe das andre zu erreichen meinte, so mußte der Skepticismus stets das andere dagegen geltend machen, gegen die Einheit des Begriffes die Vielheit der Vorstellungen, in welche dieser sich auflöst, gegen die Vielheit der Eigenschaften die Realität der Substanz, an welcher diese sein sollen, — und dadurch den einseitigen Standpunkt der Erklärung aufheben, indem er diese wieder in den Kampf des Widerspruchs hinauswarf. Deß war kein Ende abzusehen, wenn nicht zwischen Dogmatismus und Skepticismus ein Abkommen getroffen und von der Strenge der absoluten Wahrheit Etwas aufgegeben wurde, um wenigstens eine relative zu retten. Dazu war nöthig, den Gegensatz zweier Elemente in allem Sein und Erkennen anzuerkennen und beiden gleiche Geltung zuzugestehen. Diese Vermittelung übernahm der Kriticismus (s. d. Art.), durch den neuen Standpunkt des vollen Bewußtseins des Widerspruchs, und wie sehr derselbe auf diesem wieder in einseitige Richtungen zerfahren sein mag, die daher auch Bestreitung und somit eine Art von Skepticismus hervorrufen, (dergleichen schon Kant selbst von Schulze und Jacobi erfuhr, s. d. Art.), so läßt sich doch mit Recht behaupten, daß der einseitige Skepticismus, welcher sich damit begnügt, einen Standpunkt als widerstreitend zu erkennen und durch seine Widersprüche zu vernichten, zugleich mit dem einseitigen Dogmatismus, dessen natürlicher Begleiter er war, für immer aus der Philosophie verschwunden sei und jede S. gegen ein System vielmehr eine kritische oder dialektische Zurückführung desselben auf einen höhern Standpunkt sein müsse. Und nicht nur in der Philosophie, auch im Leben macht sich der Grundsatz geltend, daß man Nichts als geradezu falsch verneinen dürfe, sondern daß es darauf ankomme, die Gegensätze zu vermitteln und auszugleichen durch höhere Beziehungen, in denen sie sich treffen. — S. auch die Artt. Philosophie, Dogmatismus, — und die Namen der einzelnen Skeptiker. 80.

Skiagraphie (Schattenzeichnung) ist eigentlich die richtige Vertheilung von Schatten und Licht auf einem Gemälde oder einer Zeichnung, dann überhaupt ein Schattenriß (Silhouette, s. d. Art.) und endlich in tropischer Bedeutung der Entwurf, die allgemeine Übersicht eines Werks. 9.

Skio, s. Chios.

Skirrhus nannten die alten Ärzte gewöhnlich jede harte, schmerzlose Geschwulst oder Knoten in einem drüsigen Theile; im engern Sinne versteht man darunter eine Verhärtung, welche dem Krebse im geschwürigen Zustande vorausgeht. Der S. wächst langsam und scheint aus vielen zusammengeleimten Schichten zu bestehen, und Schmerz entsteht nicht eher, als bis er in völligen Krebs (s. d. Art.) ausartet. So wie er größer wird, bedeckt sich seine Oberfläche mit vielen kleinen Knötchen und die Haut beginnt an jedem Punkte der Geschwulst anzukleben. Zeigen sich endlich stechende Schmerzen im S., so zieht er sich, statt fortzuwachsen, vorher in sich selbst zusammen, wird härter und zieht die anklebende Portion der Haut mit in sich hinein. Die bösartige Beschaffenheit der Warzen und Knötchen der Haut ist an ihrer ungewöhnlichen Härte und Rauheit, dem Mangel der natürlichen Bedeckung gutartiger Warzen, der ungewöhnlichen Ausbreitung und Tiefe ihrer Basis, der gelbbraunen und schwarzen Farbe mit einem rothen Umkreise, dem

unerträglichen Jucken derselben, endlich an ihren Rissen zu erkennen, aus welchen von Zeit zu Zeit ein dunkelgelbes, blutiges, scharfes Serum auströpfelt, dem die von selbst entstehenden und vorübergehenden Stiche in der Geschwulst voranzugehen pflegen. Indeß ist nicht jeder Schmerz ein Zeichen des Krebses und ebenso wenig wird jeder S. krebsartig. Der S. entsteht nicht selten in Folge von Stößen oder Quetschung. Durch seinen Druck wird dann der Kreislauf im nahen Umfange der Geschwulst gehindert und daher schwellen die nahen Gefäße an und die Vernichtung des Theils wird mehr oder weniger gehindert. Vorzüglich sind es die Haut, das Zellgewebe, die absondernden und lymphatischen Drüsen, die Schleimhäute, Nerven und Knochen, wo er sich am häufigsten entwickelt. Die Brustdrüse, die Hoden, die Gebärmutter, Lippen, Zunge ꝛc., werden von ihm am öftersten befallen. Die Cur eines S. erfordert entweder die Zertheilung oder die Ausrottung; letztere wird jener vorgezogen, da diese selten gelingt. 28.

Skizze (vom ital. schizzo), franz. esquisse; engl. sketch, eigentlich ein Spritzflock, heißt in der Malerei und den bildenden Künsten ein flüchtiger Entwurf zu einem Kunstwerke, dann überhaupt eine Zusammenstellung der Grundzüge eines auszuführenden Werkes. 9.

Sklave, lat. servus; franz. esclave; engl. slave, ist ein Mensch, welcher die Rechte der Person entbehrt und dagegen der Herrschaft eines Andern so weit unterworfen ist, daß er von diesem als Sache behandelt wird und nach Willkühr verkauft, verschenkt, vertauscht, mißhandelt, ja selbst getödtet werden kann. Dieser Zustand der **Sklaverei** (auch **Knechtschaft** genannt, obwohl dieser Begriff nur eine bedingte Dienstbarkeit bezeichnet) ist aber das Härteste und Unwürdigste, das den Menschen treffen kann. Denn der Mensch ist als ein vernünftiges Wesen von Natur frei und sein eigner Herr; Niemand hat ein unbedingtes Recht über ihn und nur die bedingte Unterwerfung unter die Gesetze der menschlichen Gesellschaft oder vertragsweise Überlassung seiner Kräfte zum Dienste Anderer können davon eine Ausnahme machen. Diese Grundsätze des Vernunftrechts erkannten freilich die Völker des Alterthums eben so wenig in ihrer Allgemeinheit an, als noch die jetzigen asiatischen Nationen sie überhaupt kennen. Die Grundursache aller Sklaverei war von jeher einestheils der Nationalstolz, welcher alle übrigen Völker als verächtlich und gewissermaßen sich unterthan dachte, anderntheils das rohe Rachegefühl, nach welchem der kriegsgefangene Feind zur Strafe völliges Eigenthum des Siegers ward, und in der Folgezeit fand man es bequem, sich auf diese Weise völlig von sich abhängige Diener zu verschaffen, wobei man sich jedoch das Verhältniß des Herrn zum Diener nie anders, als das des Besitzers zum Eigenthume denken konnte. Daher die durchgängig eingeführte Sklaverei im Alterthume, die Vertheidigung derselben selbst von aufgeklärten Philosophen (wie Plato und Aristoteles) und der aufgestellte Grundsatz, daß man nur keine Sklaven aus dem eignen Volke haben dürfe. Denn wenn sich auch bei fast allen Völkern des Alterthums Sklaven aus dem eignen Volke finden, so sind diese doch immer nur als **Leibeigne** (s. d. Art.) zu betrachten, indem sie niemals völlig rechtslos waren, wie die wirklichen Sklaven. Solche freiwillige Sklaverei entstand nämlich theils aus Armuth der Einzelnen überhaupt sich zu ernähren, theils wegen Unvermögen eine Schuld zu bezahlen, theils zur Strafe für einzelne Verbrechen und dauerte oft nur eine bestimmte Zeit, doch waren die Kinder von Sklaven stets wieder Sklaven. Dergleichen Sklaven konnten zwar ebenfalls verkauft, verschenkt ꝛc., aber nicht willkührlich verstümmelt und getödtet werden. — Am Besten wurden die Sklaven von den Israeliten behandelt; sie waren an den Sabbathen von der Arbeit frei, durften sich selbst Eigenthum erwerben und keine der Gesundheit schadende Strafe erhalten; auch mußten die israelitischen Sklaven in dem Jubeljahre freigelassen werden. Bei den Griechen besorgten die Sklaven das ganze Hauswesen,

waren Erzieher der Kinder, Handwerker, Künstler ꝛc. und genossen als solche eines erträglichen Looses, durften sich aber nicht nach griechischer Art kleiden, keine griechischen Namen führen, keine Waffen tragen, sich nicht salben, die Haare nicht scheeren ꝛc. Bei den Römern war das Sklaventhum am Weitesten ausgebildet. Anfangs war das Verhältniß der Sklaven sehr erträglich, später aber wurde ihre Lage sehr verschlimmert, indem sie fast gänzlich rechtslos wurden und unter die unbeschränkte Willkühr ihres Herrn geriethen. Nirgends war aber auch der Luxus in Bezug auf die Zahl der Sklaven größer als in Rom, da fast für jede kleine Verrichtung besondere Sklaven gehalten wurden und es selbst Staatssklaven (servi publici) gab; daher die verschiedenen Namen und Classen von Sklaven bei den Römern. Bei den germanischen Völkern gab es nur Leibeigne, welche jedoch in nicht viel besseren Verhältnissen standen, als die Sklaven der Griechen und Römer. — Die Freilassung der Sklaven bei letzten beiden Völkern erfolgte zwar nicht selten, war aber sehr verschieden. Bei den Griechen bedurfte es nur der Erklärung des Herrns, daß der Sklave frei sein sollte; bei den Spartanern wurde dem Freigelassenen noch ein Kranz aufgesetzt und er in den Tempel geführt; das Bürgerrecht war aber nicht mit der Freilassung verbunden, sondern wurde besonders ertheilt. Bei den Römern war die Freilassung (manumissio) mit vielen Ceremonien verbunden und von verschiedener Art. Der Sklave wurde meist zum Prätor geführt, der ihn mit einem Stabe auf den Kopf schlug, darauf drehte ihn der Lictor im Kreise herum und gab ihm zuletzt einen Backenstreich. Der Sklave, welcher gewöhnlich weiß dabei gekleidet war, holte sich nun den Hut im Tempel der Feronia und ward zugleich römischer Bürger. Bei anderen Arten der Freilassung, welche einfacher waren, erfolgte das Bürgerrecht erst nach mehreren Jahren. — Das Christenthum hat zwar die Sklaverei für etwas der Menschheit Unwürdiges erklärt und abgeschafft; doch pflegte man selbst im Mittelalter noch kriegsgefangene Heiden als Sklaven zu behandeln und seit der Entdeckung Amerikas und dem daselbst eingerichteten Pflanzersysteme hat man kein Bedenken getragen, Neger aus Afrika dahin zu holen und das ganze Verhältniß der Sklaverei bei diesen wieder in Anwendung treten zu lassen. Dieses hat auch bis in die neueste Zeit bestanden, nur die nördlichen Staaten des nordamerikanischen Freistaats schafften sie sogleich bei ihrer Unabhängigkeitserklärung ab, während die südlichen noch fest daran hängen, und durch ein Gesetz vom 28. Aug. 1833 hat auch das britische Parliament die Abschaffung der Sklaverei und die Freilassung der Sklaven in den Colonien gesetzlich ausgesprochen, doch so, daß die Sklaven noch bezüglich bis 1838 oder 1840 in einer Art von Abhängigkeit von ihren Herren bleiben und eine Art Lehrzeit aushalten müssen, um sich zur Behauptung der Selbstständigkeit heranzubilden. — In den übrigen Ländern Amerikas und in Asien und Afrika, besonders bei den muhammedanischen Völkern, besteht die Sklaverei noch fort und wird bei Letzteren sobald ihre Endschaft nicht erreichen, da diese Völker das europäische Verhältniß zwischen Herrn und Diener gar nicht kennen und ohne Sklaven nicht bestehen zu können glauben. 30.

Sklavenhandel, diese Schande der Menschheit, mußte natürlich mit der Sklaverei entstehen, indem es nöthig wurde, die auf irgend eine Weise abgehenden Sklaven durch neue zu ersetzen. Daher begegnet er uns schon in der biblischen Erzählung von dem Verkaufe des Joseph nach Ägypten und erweislich machten schon die Phönicier einen bedeutenden Erwerbszweig aus dem S. Auch in Griechenland bildeten sich später zu Samos, Ephesus, Chios, Athen ꝛc. Sklavenmärkte, wo die Sklaven ausgestellt und ihre Eigenschaften und Fähigkeiten öffentlich ausgerufen wurden; ebenso ward es dann auch in Rom. Durch das Christenthum hörte dieser Handel zwar ganz auf; doch blieb derselbe in Asien, der Wiege der Sklaverei, in vollem Schwunge und ward auf großen Märkten betrieben. Von jeher wählte man dazu meist Neger aus Afrika, da diese kräftig und zur ausdauernden

rbeit am Fähigsten sind und, weil sie auf einer sehr niedern Stufe der Bildung ehen, von vielen Völkern nicht viel über die Thiere gestellt werden. Aber auch hristensklaven, die kriegsgefangen worden waren, wurden auf solchen Märkten erkauft, vorzüglich seitdem die sogenannten Raubstaaten in Nordafrika das mitländische Meer durchschwärmten und die Schiffe den europäischen Nationen wegnahmen; ferner schöne junge Mädchen, vorzüglich aus Kaukasien und überhaupt nichtmuhammedanischen Ländern; denn Bekenner des Islam zu Sklaven zu maen verbietet der Koran; nur die Sunniten und Schiiten glauben gegenseitig diesem Befehle nicht Folge leisten zu dürfen, da sie sich beide als Ketzer verdammen. So hat sich der Sklavenhandel in allen muhammedanischen Ländern bis jetzt erhalten, ist aber jetzt meist auf die unglücklichen Neger beschränkt, nachdem die europäischen Staaten sich nachdrücklich gegen die asiatischen in Bezug auf den S. erklärt haben, die Raubstaaten nach mehrmaliger Züchtigung endlich durch den Fall Algiers zur Ruhe gebracht sind und Rußland aus seinen kaukasischen Besitzungen keine Mädchen mehr ausführen läßt. Während man aber im christlichen Europa sich von jeher mit Abscheu gegen den Menschenhandel erklärte, trieben Europäer schamlos ebenfalls denselben. Im Mittelalter verkaufte man in Spanien und Italien die kriegsgefangenen Saracenen gleichsam als Repressalien und bis ins XV. Jahrh. gab es an verschiedenen Orten Europas noch solche Sklavenmärkte; einen großen Aufschwung aber erhielt dieser Handel durch die Entdeckung Amerikas. Da die Grausamkeit der Spanier und Portugiesen die Ureinwohner dieses Erdtheils, welche man übrigens sogleich als Sklaven betrachtete, immer mehr ausrottete, aber man doch Arbeiter zur Hervorbringung der dortigen Producte bedurfte, so wandte man seinen Blick ebenfalls auf die Neger Afrikas. Da schon im XV. Jahrh. die Portugiesen auf ihren Niederlassungen in Afrika außer den anderen Handelsgegenständen von den an Menschenverkauf gewöhnten Negerhäuptlingen auch Sklaven zum Verkauf erhalten hatten, so fingen sie jetzt an, dieselben nach Amerika zu schicken, und trieben bis ins XVII. Jahrh. den Negerhandel fast ausschließlich, da nur die Genueser ein vom Kaiser Karl V. gekauftes Privilegium dazu einige Zeit benutzen konnten und Spanien in seinen Besitzungen mit den Ureinwohnern sich begnügte. Das Ergiebige des Sklavenhandels ward aber bald auch von anderen europäischen Nationen erkannt; England folgte zuerst dem Beispiele der Portugiesen und 1713 sprach das Parliament die völlige Freiheit des Sklavenhandels aus, der durch einen Vertrag mit Spanien (s. Assiento) großen Umfang erhielt. Auch Frankreich, die Niederlande, Dänemark und Schweden nahmen an dem S. Antheil, doch trieb nur ersteres denselben im Großen, die letzteren drei versorgten meist nur ihre eignen Colonien. So mögen bis in die neueste Zeit über 30 Millionen Neger nach Amerika geschafft worden sein. Dabei aber wurden die größten Schändlichkeiten begangen. Die Fürsten und Häupter der Neger wurden durch allerhand Kleinigkeiten gewonnen, theils ihre eignen Angehörigen zu verkaufen, theils zu diesem Behufe ordentliche Menschenjagden anzustellen; die erkauften Sklaven selbst wurden in die untersten Schiffsräume, je zwei und zwei zusammengeschnürt, eng zusammengeschichtet, so daß sie sich während der ganzen Fahrt kaum bewegen konnten und wenigstens $\frac{1}{10}$ davon starben, und wurden in den Plantagen, in welche sie verkauft wurden, auf das Unmenschlichste behandelt, da sie wegen ihrer natürlichen Trägheit wenig Lust zu anstrengenden Arbeiten haben. Die Regierungen begünstigten den Handel um so mehr, als der Wohlstand der Länder dadurch sich bedeutend hob und England allein jährlich gegen 300000 Pfd. St. Staatseinnahme durch die Sklaventaxe hatte. Vergebens erhoben sich daher zuerst die Quäker (1727) gegen dieses Unwesen und sprachen mehrere Stimmen im Parliamente laut dagegen; vergebens traten Pitt, Fox, W. Smith, Wilberforce, Clarkson u. A. mit

aller Beredsamkeit dagegen auf; der Vortheil überwog das Gefühl der Schändlichkeit und nur der Grundsatz konnte durchgeführt werden, daß jeder Sklave frei sei, sobald er den Boden Englands betreten habe. Doch erklärten bald nach Erlangung ihrer Unabhängigkeit 7 nordamerikanische Staaten sich gegen den S.; Dänemark schaffte den S. ab (1794) und der französische Nationalconvent verlieh den sämmtlichen Sklaven die Freiheit (1794), die ihnen jedoch Napoleon später wieder nahm. Unterdessen war in England Alles versucht worden, diesem Handel ein Ende zu machen, selbst mehrere Parliamentsbeschlüsse hatten sich für die Aufhebung desselben erklärt; doch blieb dieselbe immer noch ein frommer Wunsch und obgleich auf dem wiener Congresse alle Staaten sich dafür erklärten und die einzelnen bald darauf bestimmte Gesetze gegen den S. gaben, so ward doch erst im März 1824 in England durch Canning die völlige Aufhebung desselben durchgesetzt. Eine englische Flotte im atlantischen Oceane suchte durch das in Anspruch genommene Recht durch Durchsuchung der Schiffe und die Wegnahme solcher, welche Sklaven führten, dem Unwesen gänzlich zu steuern; doch verweigerte Nordamerika das Recht der Durchsuchung und die Sklavenhändler, welche von nun an als Seeräuber bestraft werden sollen, suchten im Geheimen ihr Gewerbe fortzusetzen, wodurch natürlich die Behandlung der unglücklichen Neger immer empörender ward. Seit dieser Zeit hat sich der S. mehr auf die schwarzen Bewohner der australischen Inseln ausgedehnt, da man in den dortigen Gewässern sicherer ist, wird aber mit Gottes Hülfe durch die vereinte Anstrengung der Seemächte immer mehr nachlassen, da fast nur noch Brasilien und die südamerikanischen Staaten überhaupt ihn begünstigen. 30.

Sklavenkriege, welche von Sklaven gegen ihre Herren und dann gegen den Staat geführt wurden, gibt es zwei in der römischen Geschichte, wenn man den 458 v. Chr. von den Sabiner Ap. Herdonius geleiteten, aber erfolglos vorübergegangenen Sklavenaufstand in Rom nicht rechnet. Der erste wirkliche Sklavenkrieg war in Sicilien, wo 134 v. Chr. die Sklaven, welche in großer Menge zum Feldbau dort gehalten wurden, losbrachen, gereizt von einem Syrer Eunus, welcher der elenden Menschen Aufmerksamkeit durch allerhand Kunststücke auf sich zog und den Glauben an göttliche Sendung nährte. Eunus sammelte ein Heer von 2000 Mann, welches sich nach Erbrechung der Sklavenwohnungen in Kurzem auf mehr als 60000 Mann mehrte, und mit diesen durchzog er die Insel und verwüstete Städte, Dörfer und Castelle. Die Römer schickten ihnen eine Armee entgegen, allein sie wurde geschlagen und durch verzweifelten Kampf besiegte Eunus in 4 Feldzügen die römischen Anführer Manilius, Lentulus, Piso und Hypsäus, bis im Jahre 131 M. Perperna (nach Anderen P. Rupilius) durch geschickte Stellungen und Märsche sie schwächte und in den Mittelpunkt der Insel trieb. Hier zogen sie sich nach dem auf hohen und steilen Berge gelegenen Enna (jetzt Castro Giovanni); aber ihr fester Posten half ihnen nichts; denn da sie die Felder auf der ganzen Insel verwüstet hatten, so litten sie bald Mangel an Lebensmitteln. Das so ausgehungerte Heer griff nun der römische Consul an und die nicht in der Schlacht umkamen, wurden gefangen und, um für Andere ein Beispiel zu geben, in den verschiedenen Theilen Siciliens an den Landstraßen gekreuzigt. — Der zweite Sklavenkrieg war in Italien, heißt auch der Gladiatorenkrieg und fällt in das Jahr 73 v. Chr. In Capua nämlich, wo eine große Menge Sklaven zu den römischen Fechterspielen abgerichtet wurden, waren aus der Schule des Lentulus Barbatus gegen 40 Gladiatoren entsprungen, unter ihnen Crixus, Önomaus und der Thracier Spartacus. Nicht zufrieden sich in Freiheit gesetzt zu haben, riefen diese die Sklaven auf sich an sie anzuschließen. So sah der kühne Spartacus sich bald an der Spitze von mehr als 10000 Menschen. Die Rotte zog zuerst nach dem Vesuv; da ihnen dahin aber der Consul Clodius Glaber (nach Anderen Claudius

Pulcher) folgte, so sahen sie sich genöthigt einen Angriff auf die Feinde zu machen und es glückte ihnen dieselben zu schlagen. Nun durchstreiften sie, übermüthig durch den Sieg gemacht, Campanien, plünderten Nola, Nucaria, Thurii, Metapontum und zogen immer mehr und mehr schlechtes Gesindel an sich, so daß sich ihr Heer bis zu 40000 (nach Anderen sogar bis auf 60000) verstärkte. Nachdem Spartacus mit so vermehrten Kräften auf dem Übergange über die Apenninen den Consul Lentulus und bei Mutina (dem jetzigen Modena) den Cajus Cassius besiegt hatte, unternahm er es sogar Rom selbst anzugreifen. Da aber nahmen die Römer ihre ganzen Kräfte zusammen und dem Licinius Crassus glückte es sie im Jahre 71 zu schlagen und zur Flucht zu bringen. In einen Winkel von Bruttium zusammengedrängt wollten sie nach Sicilien überfahren, allein sie fanden keine Schiffe und mußten einen Versuch machen, durch den sie umstellenden Feind durchzubrechen. Sie fochten tapfer, wurden aber fast gänzlich aufgerieben, Spartacus selbst fiel im Vordertreffen rühmlich kämpfend. Eine kleine Schaar hatte sich über die Alpen geflüchtet, um von der Westküste aus Italien zu verlassen; allein Pompejus, der aus Spanien zurückkehrte, traf sie dort und vernichtete sie. Dieß gab Gelegenheit, daß der Sieg über diesen Sklavenaufruhr dem Pompejus zugeschrieben wurde. 6.

Sklavenküste, s. Guinea.

Skolien waren Tischlieder oder Rundgesänge, die bei Gastmalen und Gelagen der alten Griechen unter Begleitung der Leier gesungen wurden, doch so, daß nicht die ganze Versammlung sang, sondern blos Einzelne der Tischgenossen, wie es die Geschicklichkeit oder die Neigung derselben fügte (daher auch Zickzacklieder, Schlangenlieder genannt). Ein eigenthümlicher Gebrauch dabei war, daß jedesmal derjenige, der sang, einen Myrthen- oder Lorbeerzweig in die Hand nahm, der dann dem folgenden Sänger übergeben wurde. Der äußern Form nach bestanden diese Gesänge meistens nur aus einer nicht gar zu langen Strophe, ihrem Inhalte nach aber waren sie theils moralisch und ernsthaft, theils und weil dem Skoliengesange stets ernste, von der ganzen Tischgesellschaft angestimmten Gesänge um Lobe der Götter vorausgingen, öfters launig, scherzhaft, satyrisch und hatten dann gewöhnlich die Liebe und den Wein zum Gegenstande. Für den Erfinder der S. gilt Terpander aus Antissa (um 650 v. Chr.); als vorzügliche Skoliendichter aber werden genannt: Alcäus, Pindar, Stesichorus, Simonides u. A. Die S. des Pindar unterschieden sich von den früheren dadurch, daß jene kurz, diese aber lang und antistrophisch sind und zwar deßwegen, weil der Chor dazu einen Reigen tanzte; daher der Name S. auch auf solche Lieder übergetragen wurde, welche bei besonderen Festlichkeiten gesungen wurden und wozu man tanzte. Vergl. „De la Nauze in Bd. IX der Mémoires de l'Académie des Inscriptions“ und C. Dan. Ilgen „Σκόλια h. e. Carmina convivalia gr. anim. ill.“ (Jenae 1793, 8.). Der Name S. ist auch bei neueren Dichtern gleichbedeutend mit „kurzen Trinkliedern“. 20.

Skopas, ein berühmter griechischer Bildhauer, aus Paros gebürtig, um 340 v. Chr., arbeitete besonders in parischem Marmor und gilt nebst Praxiteles (s. d. Art.) für den Schöpfer des schönen Styls in der griechischen Bildhauerkunst, obwohl Letzterer in Bezug auf die Grazie der Darstellung ihn übertraf. Dagegen galt er auch für den berühmtesten Baumeister seiner Zeit, als welcher er durch seine Verschönerung des Tempels der Diana zu Tegea und durch herrliche Sculpturen am Tempel der Diana zu Ephesus und am berühmten Mausoleum der Artemisia (s. d. Art.) allgemein bewundert ward. 16.

Skordisker, eine große celtische Völkerschaft, wohnten längs der Save bis zu ihrem Einflusse in die Donau, also im jetzigen Bosnien und Slawonien, und wurden in größere (die nördlichen und westlichen) und kleinere (die östlichen

chen und südlichen) getheilt. Letztere geriethen öfters mit den Römern in Conflict, seitdem diese Macedonien erobert hatten, machten ihnen viel zu schaffen und brachten ihnen 126 v. Chr. eine große Niederlage bei, doch wurden sie endlich unter Augustus mehrmals besiegt und im Zaume gehalten und verloren sich nach und nach unter den pannonischen Völkerschaften. Sie scheinen ein umherschweifendes Leben geführt und keine festen Sitze gehabt zu haben. 37.

Skorpion, lat. scorpio; franz. und engl. scorpion, ein dem Krebse ähnliches Insekt, unterscheidet sich von demselben durch mehr hervorstehende Augen, einen gebogenen Stachel am Schwanzende mit zwei Giftbläschen und zwei kammähnlichen Blättchen hinter den Geschlechtstheilen. Er lebt an feuchten, kühlen Orten, unter Steinen, in Kellern, Thürspalten u. dgl., geht des Nachts auf Raub aus und nährt sich von Insekten und Würmern, die er mit seinen Scheeren packt, dann mit seinem Stachel verwundet und so auffrißt. Die Weibchen bringen 20 — 60 lebendige Junge. Man unterscheidet 8 Arten, welche an Größe und Farbe verschieden sind. Die größte darunter ist der indianische S. in Afrika und Ostindien, der über 4 Zoll lang wird und braun aussieht. Ihm ähnlich ist der amerikanische S., nur etwas kleiner. Der kleinste ist der europäische S., in Spanien und Italien, ungefähr einen Zoll lang und von gelblicher, brauner, röthlicher, schwärzlicher ꝛc. Farbe. — Der Stich des S. ist sehr gefährlich, erzeugt heftige, schmerzhafte Geschwulst, Erbrechen und gänzliche Ermattung und führt leicht den Tod herbei; doch soll nur der erste Stich diese Wirkung haben, überhaupt aber die körperliche Disposition sehr viel beitragen, so daß er oft ganz unschädlich gewesen ist. Man heilt die Wunde durch das Blut des S. selbst, indem man ihn sogleich darauf zerdrückt, außerdem aber, wenn dieses nicht möglich ist, durch sogenanntes Skorpionöl, d. i. Baumöl, in welchem todte Skorpione liegen. Doch will man in neuerer Zeit dieses Mittel nicht mehr als wirksam anerkennen. — S., das achte Sternbild des Thierkreises, steht südlich unter dem Ophiuchus, westlich an der Milchstraße. Nur von seinem Schwanze geht der südlichste Theil bei uns nicht auf. Vornehmlich funkelt im S., der sich etwa von 25° ♏ bis 20° ♐ erstreckt, ein Stern erster Größe im röthlichen Lichte, Antares, bei welchem sich auf jeder Seite ein Stern vierter Größe zeigt. Der S. zählt 60 Sterne. 30. 13.

Skropheln sind eine Krankheit, die zwar so alt wie das Menschengeschlecht ist, in neuerer Zeit aber häufiger, wegen stattfindender größerer Sittenverderbniß, immer allgemeiner werdender Abweichung von einem naturgemäßen Leben und der durch die Menge künstlicher Bedürfnisse herbeigeführten größern Armuth immer häufiger vorkommt. Sie hat ihren Sitz in den Drüsen und lymphatischen Gefäßen und entsteht durch schlechte und unpassende Nahrungsmittel oder Überfüllung des kindlichen Magens mit denselben, oder durch unreine Luft, Schmutz in der Kleidung und sonstigen Umgebung, ebenso häufig aber auch durch erbliche Übertragung von den Eltern. Sie nimmt ihren Anfang gewöhnlich im ersten Lebensalters und dauert durch das ganze Kindesalter hindurch, bis sie sich in den ersten Jahren der Mannbarkeit allmählig verliert. Die vielen Formen, unter denen diese Krankheit erscheint, machen die Annahme nothwendig, daß derselben ein besonderes Gift oder eine eigenthümliche, in dem Blute befindliche Schärfe zum Grunde liegen müssen; denn anders läßt sich wenigstens der Umstand nicht erklären, wie es zugehe, daß die S. bei dem Einen einen Hautausschlag, bei einem Zweiten eine Augenentzündung, bei einem Dritten ein Geschwür ꝛc. erzeugen, deren Absonderungen alle von eigenthümlicher Art sind. — Der erste Anfang der S. stellt sich in den meisten Fällen folgendermaßen dar. Kinder, die keine gesunde Mutter- oder Ammenmilch erhalten, oder die künstlich und noch dazu mit unpassenden, schweren Nahrungsmitteln aufgefüttert werden, leiden schon von

en ersten Wochen nach ihrer Geburt an Säureerzeugung im Magen, erbrechen ich häufig, werden von heftigen Kolikschmerzen geplagt, schreien viel und ihre Stuhlgänge sehen grün aus. Obgleich sie sich von solchen Zufällen bald wieder erolen, so kehren dieselben doch auf die leichteste Veranlassung wieder zurück; vorüglich ist es der Durchfall, der sie quält; dabei wird der Unterleib hart und aufgerieben, der übrige Körper aber verfällt mehr und mehr; vorzüglich wird das Geicht faltig und gleicht dem eines alten Mannes. So nimmt die Abzehrung (Atrohie) immer mehr zu, bis am Ende der Tod erfolgt, ein Ausgang, dem die meien ohne Mutterbrust und schlecht ernährten Kinder unterliegen. Nimmt dagen die Krankheit diesen traurigen Ausgang nicht, so bemächtigt sich ein langdauernes Kränkeln der kleinen Kranken, bei welchen sich der skrophulöse Habitus mehr and mehr ausbildet, sie bekommen einen dicken, harten Unterleib, schwache, welke Gliedmaßen, hervorstehende Stirn und überhaupt dicken Kopf, Blinzeln der Augen, dicke Nase, geschwollene Oberlippe, feine, weiße Haut; lernen spät, oft erst nach Jahren, laufen; dabei sind die Gelenke der Arme und Füße geschwollen; das Kind wird gefräßig und eigensinnig, ist aber klug. Haben auf diese Art die S. festen Fuß gefaßt, so erwecken sie nunmehr allerlei krankhafte Erscheinungen; auf der Haut zeigen sich Ausschläge aller Art; vorzüglich sind sie im Gesichte und auf dem behaarten Theile des Kopfes (Kopfgrind) sehr häufig; die Drüsen am Halse, in der Achsel, in den Weichen werden hart, vereitern und bilden bösartige Geschwüre; die Knochen erweichen und werden krumm (daher krumme Füße und Rückgratsverkrümmungen), oder es entstehen in ihnen Geschwüre (caries) oder Nekrose, die Augen befallen langdauernde, mit Lichtscheu, Geschwüren und anderen Zerstörungen verbundene Entzündungen, die Nasenschleimhaut erschlafft und hat langwierigen Schleimausfluß oder Verstopfung in der Nase (daher die näselnde Sprache solcher Kinder) zur Folge; aus dem Gehörgange ergießt sich eine übelriechende Flüssigkeit ꝛc. — Diese Krankheit ist eine der gefährlichsten Feindinnen des Menschengeschlechts; sie legt den Grund zur Degeneration desselben, indem sie die kräftige Entwickelung und das Wachsthum im Jugendalter hindert und die Generation immer schwächer macht; sie bringt ferner das glücklichste Lebensalter des Menschen um seine Freuden und erzeugt Mißbildungen, als Verkrümmungen der Füße und Rückenwirbel, Blindheit, Taubheit ꝛc., die das ganze Leben hindurch bestehen und zum Theil zu dessen Verkürzung beitragen. — Die Heilung der S. erfordert viel Zeit und ist selten von dauerndem Erfolge; in vielen Fällen ist es räthlicher, dem Kranken einer passenden Diät, als vielem Arzneigebrauche zu unterwerfen; wenigstens ist ohne jene von diesem nichts zu erwarten. 39.

Skrupel, s. Scrupel.

Skrzynecki (spr. Skrsinezki) (Johann), Generalissimus der polnischen Nationalarmee, wurde 1787 in Galizien geboren, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, studirte auf der Universität zu Lemberg und trat 1806 in das 1. polnische Infanterieregiment. Zum Hauptmanne ernannt machte er den Feldzug gegen Östreich (1809) bei dem Armeecorps des Fürsten Poniatowski mit und war beim Ausbruche des Krieges gegen Rußland Bataillonschef. Er war es, der im Feldzuge 1814 das berühmte polnische Viereck commandirte, welches bei Arcis-sur-Aube Napoleon rettete, der schon von Kosaken und den russischen Cuirassieren umringt war. Als Ritter der Ehrenlegion und des polnischen Militairordens nach Warschau zurückgekehrt wurde er zum Obersten bei der Garde ernannt. Bald war er aber den Chicanen des Großfürsten Constantin ausgesetzt; suchte sich jedoch durch Studien deßhalb zu trösten. Von der Garde zu einem Linieninfanterieregimente versetzt affectirte er nach dieser Ungnade eine Neigung für den Royalismus und ging sogar so weit, die Nothwendigkeit einer absoluten Regierungsform zu

vertheidigen; später nahmen seine royalistischen Gesinnungen sogar die Farbe des Mysticismus an. Beim Ausbruche der Revolution vom 29. Nov. 1830 trat er aber sogleich auf die Seite der Nation und zog mit seinem Regimente am 1. Dec. in Warschau ein. Die ersten Schlachten gegen die Russen und besonders die von Dobre, Bialolenka und Grochow (25. Febr. 1831), bei welcher letztern er mit aller Todesverachtung focht, erwarben ihm den Grad eines Generals. Zu diesen persönlichen Verdiensten gesellte sich noch die vielvermögende Empfehlung des Fürsten Czartorysski, und als nach der Schlacht von Grochow die polnische Armee sich nach Warschau zurückzog, ernannten beide Kammern und die im Staatsrathe versammelten Mitglieder S. zum Generalissimus (26. Febr.). Zwar begann er sein erstes Auftreten mit der Organisirung der unermeßlichen Hülfsquellen, welche die Hauptstadt darbot, „umgab sich aber", sagt Roman Soltyk, „mit Notabeln, Menschen, welche eher zu Unterhandlungen geneigt waren als zur Schlacht" und da er, nach seinem eigenen Geständnisse, „aus Menschenliebe das Blutvergießen vermeiden wollte, wo noch so viele Mittel übrigblieben, der Nation auf einem friedlichen Wege Recht zu verschaffen", so ließ er sich in eine Unterredung mit Diebitsch ein und fiel so in das Zaubersystem, das eher den Russen als den Polen nützte. Einigen deßhalb ihm von der Regierung gemachten Vorwürfen setzte er nur ausweichende Antworten entgegen. Dieses sein Benehmen machte er aber durch glänzende Erfolge vergessen. Nachdem er die neuen polnischen Aushebungen organisirt und eingeübt hatte, brach er in der Nacht vom 30. auf den 31. März in Praga auf und erfocht den glänzenden Sieg über die Russen bei Dembe-Wielkie und Wawre (Ende März und Anfang April). In Folge seiner durchdachten Pläne erfolgte auch der Sieg bei Iganie (10. April) von Prondzynski und Ricki. Am 23. Mai setzte sich dann S. gegen die russischen Garden, welche zwischen dem Bug und der Narew lagerten, in Marsch, um durch deren Vertreibung einen Communicationspunkt zwischen Polen und Litthauen herzustellen, und während Uminski Jendrzejow bewachte und Lubienski am Bug hinzog und sich der ganzen Linie des Nur bemächtigte, vertrieb S. die Russen nach einander aus Poremby, Siciechy, Dlugiesiedlo und Pliwki. Nun erfolgte die mörderische Schlacht bei Ostrolenka (26. Mai), welche zwar nichts entschied; aber der fernere Rückzug der Polen auf Praga brachte allgemeine Niedergeschlagenheit, Mißtrauen und Unglauben über die Gemüther. Das Aufleben der Hoffnung hing jetzt vom kleinsten Erfolge ab; dieser aber fand nicht statt. S. blieb unthätig, sei es nun aus Mißtrauen oder aus Berechnung; weder der Tod Diebitsch's, noch der Übergang über die Weichsel konnten ihn bestimmen, dieses Temporisationssystem aufzugeben; schwache Versuche, schwankende Mittel, halbe Maßregeln mußten die Polen um so mehr erbittern. Die Russen, jetzt geführt von Paskiewicz, gewannen immer mehr an Terrain und schnitten alle Communication ab. Da endlich entschloß sich am 9. Aug. die Regierung und der Reichstag zu dem entscheidenden Schritte seiner Absetzung, die am 10. durch eine Commission zu Bolimow erfolgte, nachdem eine Art von Untersuchung über seine Plane und Benehmen von Generalen und Corpscommandanten stattgefunden hatte. S. blieb, von nun an ohne Anstellung, in Warschau bis zum Einzuge der Russen. Er begab sich dann nach Krakau und von da nach Galizien auf seine Güter und lebt noch jetzt in Östreich in stiller Zurückgezogenheit. 25.

Skylax, ein alter berühmter griechischer Geograph und Mathematiker, lebte wahrscheinlich um 360 v. Chr., wird aber selbst von älteren Schriftstellern mit Unrecht für den Verfasser einer Beschreibung einer Reise durch das mittelländische Meer gehalten, da diese Schrift ohne Zweifel eine bloße Compilation aus mehreren anderen verschiedenen Reisebeschreibungen ist. Auch ist er wohl zu unterscheiden von einem andern S., der aus Karganda in Karien gebürtig unter Darius

Hystaspis lebte, eine Reise nach dem Indus machte und in früheren Zeiten gewöhnlich für den Verfasser des genannten „*Περίπλους*“ gehalten wurde, der von Höschel (Augsb. 1608), Vossius, Palmerius und zuletzt von Gronovius in der Sammlung „Geographica antiqua“ (Lugd. Bat. 1697. 4. 1700. 4.) herausgegeben worden ist. 20.

Skymnus, einer der berühmtesten griechischen Geographen, aus Chios gebürtig, lebte um 92—75 v. Chr. und ist bekannt als Verfasser einer in Jamben abgefaßten Erdbeschreibung, betitelt: „*Περιήγησις τῆς οἰκουμένης*“, welche er dem Könige Nikomedes III. von Bithynien widmete. Die Schrift ist nicht ohne Werth, wenigstens nicht ohne Interesse, da S. viele Länder, z. B. Sicilien, Griechenland, die Küstenländer des asiatischen Meeres und beträchtliche Theile von Italien, so wie von Libyen bereist hatte. Namentlich ist darin auf die Zeit der Coloniestiftung Rücksicht genommen. Die Ed. princ. besorgte Dav. Höschelius (Aug. Vindel. 1608. 8.); eine Ausgabe mit einer metrischen Übersetzung F. Morell (Paris 1606. 8.). Am Vollständigsten findet man sie in Gail's „Geographi minores“ (Paris 1828. 8. Tom. II.). 20.

Slawen sind einer der verbreitetsten, mächtigsten und durch seine Thaten wie seine Geschicke merkwürdigsten Völkerstämme Europas, welcher den ganzen Nordosten unseres Welttheils, die Wallachei, Serbien, die Bulgarei, Mähren, Böhmen, Schlesien, Polen, Preußen und Pommern einnimmt oder früherhin einnahm und in älteren Zeiten noch weiter herrschte. Zu den Zeiten der Römer und Griechen wurden sie mit den sarmatischen Völkern vermischt und sonderten sich erst später aus diesen ab. Ihr Name wird entweder von Slowo, Wort, abgeleitet, wonach die S. beredte Leute heißen, oder von slawa, Ruhm, oder von salawa, Insel, Landzunge, wonach S. Inselbewohner heißen würden, oder endlich von clowcek, Mensch, so daß die S. sich, wie andere Völker auch, blos Menschen genannt hätten. Die allgemeine körperliche Beschaffenheit dieser Stämme war, daß sie starke, nervige, fleischige Körper, helle, lichtbraune, etwas röthliche Haare und eine etwas bräunliche Farbe hatten. Sie vermochten lange Hitze, Kälte, Hunger zu ertragen und ihre körperliche Geschmeidigkeit war außerordentlich; im Uebrigen aber erschienen sie roh; liefen nackt ins Treffen, wenn ihnen nicht der Zufall etwa ein Kleidungsstück schenkte; genossen rohe nicht zubereitete Speisen und versanken beinahe in Schmutz. Schon die Alten schildern sie ferner als unbesorgt, harmlos, leichtsinnig, wollüstig, wankelmüthig, dem Essen und Trinken sehr ergeben, für Tanz, Musik und Dichtkunst leidenschaftlich eingenommen, außerordentlich gastfrei, gegen die Weiber hart und grausam, gegen die Kinder gleichgültig, tapfer, im Glücke als Wütheriche und im Unglücke verzagt, verzweifelnd und kriechend in knechtischer Geduld, raubsüchtig, aber auch fest und unerschütterlich an ihren Gebräuchen, ihrer Religion und ihrer Freiheit hängend. Sie verstanden es, sehr künstliches Schnitzwerk zu verfertigen und ihre Bilder mit Farben, denen der Regen nichts schadete und welche stets frisch erschienen, zu bemalen; waren sehr geschickt in Thonarbeiten, aber ob sie Metallarbeiter waren, ist sehr zweifelhaft, zumal da die rethraischen Bildwerke immer noch nicht völlig vom Scheine der Unächtheit bewahrt sind. Eben so ist der frühe Betrieb des Bergbaues in Frage zu stellen und an die Baukunst ist gar nicht zu gedenken, da die Lebensweise der S. das Aufblühen der letztern nicht eben förderte. Dagegen aber besaßen die S. an der Ostsee bedeutende Webereien für Leinen und bauten Flachs; denn sie handelten damit. Ihr Haushalt war sehr einfach und fremde Völker waren in den ersten Anfängen desselben sogar ihre Lehrmeister; sie trieben Ackerbau, welchen sie, namentlich im mittlern Deutschland, so hoch trieben, daß man sie als Colonisten mit vielen Vorrechten weithin versetzte. Den Heringsfang kannten die S. an der Ostsee zwar, allein sie konnten ihn, aus Mangel des Salzes, nicht gehörig

benutzen; doch aber trieben ſie einen ſtarken Handel, wovon die vielen und bedeutenden Handelsplätze ihres Landes zeugen. Indeſſen war es nur ein Tauſchhandel. Ihre Kriegskunſt war die der erſten Anfänger und auf der roheſten Stufe. Sie fochten nicht in Reihe und Glied, gehorchten in den früheſten Zeiten keinem Heerführer und ſtritten meiſtens zu Fuß. Ihre Feſtungen, deren ſie übrigens viele beſaßen, hatten hölzerne mit Erde gefüllte Wälle; jedoch waren in Noth und Gefahr die Wälder und Moräſte ihre Hauptzufluchtsörter. Ihre Waffen erhielten ſie von ihren Nachbarn durch Tauſch, unter denen ihnen die liebſten Meſſer waren. Als Heerzeichen hatten ſie Fahnen (staviz) und Stangenbilder (zirniten), welche gleich Göttern verehrt wurden und denen man außerordentliche Macht zuſchrieb. Ihre Regierungsverfaſſung war anfangs patriarchaliſch, d. h. jeder Hausvater herrſchte unabhängig über die Seinen; indeſſen auch ſchon damals traten die freien Hausväter öfters zu gemeinſamen Berathungen, ſo wie zu gewiſſen allgemeinen Volksopfern, zuſammen. Allein ſpäter wurden einzelne Heerführer Herrſcher, die Volksſtämme ſonderten ſich von einander und bildeten Staaten und als ſie ſpäter von den Deutſchen hart bedrängt wurden, bildeten ſie, namentlich durch Vermittlung ihrer ſehr wohlgeordneten, mächtigen Prieſterſchaft, ein ſo geheimes enges Bündniß unter einander, daß Alle für Einen und Einer für Alle ſtanden. Ihre Herrſcher nannte man Gaspodſin (Gospodin, Hospodar), Knes, Knjes oder Kanys, Woiwoda (Wojewoda), Ban, Zupan (Suppan, Jupan), Xandzi und Kral. Die Gewalt der Könige indeſſen war unbefeſtigt und ſehr eingeſchränkt. Die meiſten ſlawiſchen Staaten wählten eigentlich ihren Oberherrn, allein manchmal gelang es den Fürſten ihre Staaten erblich zu machen. In dieſem Falle folgte gewöhnlich der Älteſte dem Vater in der Regierung und gab ſeinen Geſchwiſtern gewiſſe Theile des Landes als Lehn, worin ſie, mit Ausnahme der Oberrichtergewalt und des Kriegsdienſtes, völlig unabhängig herrſchten, jedoch ſich gefallen laſſen mußten, wenn der Fürſt ihr Lehn einzog und ihnen ein anders dafür gab. Dieſe Verfaſſung hielt ſich am Längſten in Rußland und im Benehmen der polniſchen Großen gegen ihren König ſieht man noch die Spuren wie die Folgen derſelben, wenn ſie nicht unterdrückt wurde. Der mächtigſte Herr aber in allen ſlawiſchen Völkerſtämmen war in der Heidenzeit der Prieſter und vor allen der Oberprieſter in Arkona auf Rügen. Er allein entſchied über Krieg und Frieden, legte Abgaben auf, befahl die Wahl eines Königs ꝛc. Er unterſchied ſich von den übrigen Männern der Völkerſchaft durch langes Haar, lange Kleider, langen Bart. Ähnlich ihm an Gewalt waren die Oberprieſter zu Rethra und Romove. Fürſt und Volk aber waren gewiſſen, nur mündlich bewahrten Geſetzen (Sakon) unterworfen. So war z. B. der König verpflichtet, Recht vor dem ganzen Volke, und zwar im Walde unter einem Baume, zu ſprechen; jeder ſolcher Hain war, wie auch das Haus des Königs, ein heiliger Ort, den Keiner bewaffnet betreten durfte und wo ſelbſt der Miſſethäter eine Freiſtatt fand. Der König bezog von ſeinen Unterthanen eine Steuer (Woiwodi-Traha), die er jedoch ohne Bewilligung des Volks nicht vergrößern konnte, und von ihm hingen der Suppan (Oberrichter), der Skuddawa (Unterrichter) und der Satnich (Vorſteher über Hundert) ab. Dieſe, aus den Begütertſten der Nation genommen, bildeten auch den Rath des Königs, ohne deſſen Zuſtimmung er nichts unternehmen durfte, und hießen deßhalb Bojaren (ſ. d. Art.). Zu den ſlawiſchen Völkern werden gerechnet: die Wenden, Anten, Wilzen, Obotriten, Rugier, Sorben, Kaſſuben, Böhmen, Polen, Polaben, Ruſſen, Serbier, Kroaten, Wallachen und Slowaken. 82.

Slawiſche Mythologie. Die Glaubenslehren weniger Völker des Alterthums ſind in ſo tiefes Dunkel gehüllt, als die der Slawen, weil die auf uns gekommenen Denkmäler, die ſogenannten rethraiſchen Götterbilder und die Saſſenchronik, von zweifelhafter Auctorität ſind und die Nachrichten gleichzeitiger Schrift-

eller nur Unvollſtändiges liefern und von falſchen Anſichten ausgehen; doch läßt ch im Allgemeinen in der ſlawiſchen Mythologie ein Dualismus nachweiſen, der eutlich an den Orient erinnert. Es erſcheint zwar durchgehends als das höchſte Weſen ein einziger Gott; dieſer wird aber nur allgemein als in ſeiner himmliſchen Herrlichkeit lebend gedacht, während die aus ihm emanirten Götter (Bog) die ichtbare Welt regieren, welche in gute und böſe zerfallen, durch bjel (weiß) und zerny (ſchwarz) unterſchieden werden und einzeln den verſchiedenen Stämmen ls Hauptgottheiten galten. Zu den erſteren gehören: Swantewit, die Hauptottheit der Rugier auf Arkona (ſ. d. Art.), aber faſt von allen Slawen vor anderen Göttern hochgehalten, der Gott der Weisheit, der ſlawiſche Odin; Radegaſt, Hauptgott der Obotriten in Meklenburg, auch in der Lauſitz verehrt, der Kriegsgott; Prowo, Landesgott in Wagrien (Oldenburg), der Gott der Gerechtigkeit; Siwa, im jetzigen Ratzeburgiſchen verehrt, die Göttin des Lebens und der Fruchtbarkeit; Triglaw (unentſchieden, ob männlich oder weiblich), Gottheit in Pommern und Brandenburg, von noch unerklärter Bedeutung; Pogoda, in Holſtein verehrt, wahrſcheinlich Gottheit des heitern Himmels; Rugiewit, Kriegsgott der Rugier; Porenut, der Gott der Ehe; Porewith, Beſchützer der Seefahrt; Henil (Honidlo), Beſchützer des häuslichen Lebens; Flynz, vielleicht der Gott der Unſterblichkeit; Krucho, Beſchützer der Feldfrüchte, und mehrere andere, weniger bedeutende, wie die Ciza, Slota, Perkun, Perun, Balduri, Hela ꝛc. — Der böſe Gott war Czernybog, der über die Geſpenſter (Starſchidlo), Waldgeiſter (Leſchie) und Kobolde (Koltki) herrſchte. — Als Mittelgeiſter erſcheinen die Hausgötter, die man unter den Bildern der Schlangen verehrte, und die Rualki, welche den griechiſchen Nymphen entſprechen. Auch finden ſich Spuren von heiligen Thieren, wozu der Kuckuk, die Schwalbe, die Schlangen, der Sperber, vorzüglich die Pferde gehören, welche beſonders den oberen Göttern geweiht waren. Der Hauptſitz des ſlawiſchen Gottesdienſtes war bei den Ruſſen Kiew und Nowgorod; bei den Polen Gneſen, Poſen, Krakau und Wilna; in Schleſien Nimptſch; in Böhmen Wizherad, ſpäter Prag; bei den Pommern und Wenden Arkona, Stettin und Rethra. Die Verehrung geſchah in einfachen Tempeln, welche meiſt in heiligen Hainen ſtanden, durch Opfer von Stieren, auch von gefangenen Feinden, ſelbſt von erſtgeborenen Kindern eines Geſchlechts, durch Darbringung erbeuteter Waffen und der Erſtlinge der Früchte ꝛc.; durch angezündete Feuer und Freudenfeſte, worunter vorzüglich die beiden Sonnenfeſte am 24. Dec. und am 24. Juni zu bemerken ſind, welche die Verlegung der Weihnachts- und Johannisfeit auf dieſe Tage mit veranlaßt haben mögen, und wobei meiſt das dem Gotte geweihte Roß in Proceſſion umhergeführt ward. Ein Hauptzweig des Gottesdienſtes war die Weiſſagung aus dem Schäumen des Waſſers, dem Lodern der Flamme, dem Aufſteigen des Rauches, dem Fliegen der Vögel, dem erſten Schrei vieler Thiere ꝛc. — Die Slawen haben auch eine bedeutende Heldenſage, die wir aber hier nicht weiter berühren können. 82.

Slawiſche Sprache und Literatur. Es wird nicht in Abrede geſtellt werden können, daß die Literatur der ſlawiſchen Völker bis jetzt nur ſelten von anderen Nationen der Beachtung würdig gefunden wurde und nur ſchwer wird die Behauptung zur Anerkennung gebracht werden können, daß dieſe ſo ſehr vernachläſſigte Literatur wirklich Beachtung verdiene. Wenn dieſe kurze Darſtellung Einiges zur Beſeitigung des alten Vorurtheils beitragen könnte, ſo hätte ſie ihren Zweck vollkommen erreicht. Ohne uns aber in weitläufige Unterſuchungen über die Abſtammung der ſlawiſchen Völker und ihrer Sprache aus Indien, ſo wie über ihre allmählige Verbreitung und Zerſtückelung in viele Völker und Völklein mit verſchiedenen Dialekten einzulaſſen, geben wir nur die charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen des ſlawiſchen Sprach-

ſtammes überhaupt an und gehen dann zur Sprache und Litteratur der einzelnen ſlawiſchen Stämme über. — Die ſlawiſche Sprache unterſcheidet drei Geſchlechter; ſie hat die Pronomina poſſeſſiva zu förmlichen Adjectiven ausgebildet und ſetzt die Präpoſitionen nicht nur den Nennwörtern vor, ſondern bildet vermittelſt derſelben auch zuſammengeſetzte Zeitwörter. Mit dem Lateiniſchen hat ſie darin eine Ähnlichkeit, daß ſie den Artikel nicht kennt; nur einige germaniſirende Dialekte (in den beiden Lauſitzen, in Krain, Kärnthen und Steiermark) haben dieſen aufgenommen. An Vocalen iſt die ſlawiſche Sprache nicht ſehr reich; die Laute å, ó, ú ſind ihr unbekannt; ſelbſt die Vocale a, e, o, u ſpricht der Slawe ſelten rein, ſondern faſt immer mit den Vorſchlagbuchſtaben j und w aus (z. B. jest', iſt; jaje, Ei; wuho, Ohr); dagegen hat er ein doppeltes i, ein gröberes und ein feineres. Unter den Conſonanten fehlt ihm der Laut f und er erſetzt ihn durch w, b oder p (z. B. bob, lat. faba; wru, lat. lerveo; piszczala, lat. fistula); beſonders liebt der Slawe ſeine ſechs Ziſchlaute, z, ž, s, š, c, č, und verwandelt in dieſe, wo es ihm möglich iſt, nicht nur ſeine drei Gurgellaute g (h), ch und k, ſondern auch d und t (z. B. zima, lat. hiems; wezu, lat. veho ꝛc.). Betrachtet man den Sylbenbau in den Wörtern, ſo wird man leicht die Bemerkung machen, daß der Slawe mehrere Conſonanten lieber vor als nach dem Vocale verbindet (z. B. brada, Bart; mleko, Milch). Zwiſchen zwei Conſonanten gelten l und r als Stellvertreter der Vocale und Sylben wie wlk, srp gelten dem Slawen als leichtausſprechbar. Da die ſlawiſchen Declinationen den fehlenden Artikel durch angehängte Biegungsſylben erſetzen, ſo ſind ſie viel vollſtändiger als die anderer Sprachen. Der Singular hat ſieben Caſus, der Plural aber nur ſechs, weil der Nominativ zugleich den Vocativ vertritt, und der Dual drei. Die Adjectiva werden, da ſie einen beſtimmten und unbeſtimmten Ausgang haben, nach zweierlei Muſter gebogen. In der Wortfügung nähert ſich die ſlawiſche Sprache mehr der griechiſchen und lateiniſchen, als der deutſchen; in der Wortfolge hat ſie große Freiheit. Überhaupt hat die ſlawiſche Sprache, ſagt P. J. Schaffarik, unverkennbar viele gute Eigenſchaften und Vorzüge; hierher gehören ihre artikelloſe Declination und pronomenloſe Conjugation, ihre reinen feſten Vocalendungen, ihre durchgängig beſtimmte, vom logiſchen Tone der Wörter unabhängige Quantitirung der Sylben, woraus ihre Singbarkeit in der Oper und Anwendbarkeit auf altclaſſiſche Versmaße von ſelbſt erfolgen, ferner ihr großer Wortreichthum, die Menge und Mannigfaltigkeit der Einzellaute und ihre Verbindungen, zuletzt ihre Syntax. Mit welcher Genauigkeit und Feinheit ſie vermittelſt einiger wenigen einfachen Laute, die zu Biegungsſylben bei den Declinationen und Conjugationen verwendet werden, überall die Endung, die Zahl, die Perſon, das Geſchlecht, die Zeit und die Art unterſcheidet, ohne die ſchleppenden Pronomina zu Hülfe zu nehmen, braucht dem, der ſich nur einigermaßen in ihr umgeſehen hat, nicht erſt bewieſen zu werden. Um ſich von ihrem Wohlklange zu überzeugen, muß man ſie im Munde der Nationalen hören. Freilich ſind ſich hierin nicht alle Stämme und Mundarten gleich und zwiſchen der Anmuth des Serbiſchen und dem Voll- und Kraftklange des Ruſſiſchen oder Böhmiſchen iſt ein großer Unterſchied; aber darum darf der ſlawiſchen Sprache nicht gleich, wie es ſo oft geſchieht, der Vorwurf urſprünglicher Schroffheit und erſtickender Kakophonien gemacht werden; denn Wohlklang und weibiſche Weichheit der Sprache ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Allerdings herrſchen in den meiſten ſlawiſchen Mundarten, die ſerbiſche ausgenommen, die Conſonanten vor; betrachtet man aber die Sprache philoſophiſch, ſo erſcheinen die Conſonanten als Zeichen der Vorſtellungen und Begriffe und die Vocale als bloße Träger im Dienſte der Conſonanten, in einem ganz andern Lichte. Je mehr Conſonanten, deſto reicher iſt die Sprache an Begriffen. Die Härten im Slawiſchen, über die ſo vielfältig geklagt wird, kommen entweder einzig und allein auf die Rechnung un-

übter und geschmackloser Schriftsteller, oder sie sind lächerliche Irrthümer der des Slawischen unkundigen Leser, die den Klang mit den Augen, nicht mit den Ohren auffassen. Das Gesagte gilt natürlich nur von der slawischen Sprache im Allgemeinen, denn die verschiedenen Mundarten sind weder zu gleicher Zeit entstanden, noch mit gleichem Glücke ausgebildet worden. Über die Culturstufe der alten heidnischen Slawen läßt sich fast nichts sagen; erst mit ihrer Bekehrung zum Christenthume erhielten sie auch von Griechenland aus die Buchstaben, diese unerläßliche Vorbedingung aller Cultur. Die Slawenapostel Cyrill und Methodius lasen die Messe in der Landessprache und der Dialekt, dessen sie sich bei der Bibelübersetzung bedienten, wäre vielleicht, wie der obersächsische in Deutschland, zur Büchersprache der Slawen geworden, hätte nicht die heillose Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche auch die slawischen Stämme getrennt und, während einige das cyrillische (griechische, mit neuen Zeichen vermehrte) Alphabet beibehielten, wurden andere bewogen, sich der lateinischen Schriftzüge nach eigner, lateinisch-teutonischer Combination zu bedienen. Jeder Stamm arbeitet sonach für sich und erschwert dadurch nicht nur wechselseitiges Verständniß, sondern schreckt auch den Ausländer ab, sich durch dieses Labyrinth bis zum Kerne der slawischen Sprache durchzuarbeiten. Unter den slawischen Dialekten trugen der russische und der polnische schon frühzeitig erfreuliche Früchte, aber erst mit dem Beginne des XIX. Jahrh. zeigt sich in der Nationalliteratur der Slawen ein regeres geistiges Leben, welches allenthalben durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten und gelehrte Institute erhalten und gehoben wird. Die slawische Poesie hat schon manche Pfleger gefunden, deren sich andere Nationen, die sich schon einer weit reicheren Literatur erfreuen, nicht schämen dürften; auch die Wissenschaften finden zahlreiche Freunde und fleißige Arbeiter; Theologie, Philologie, Philosophie, Politik, Rechtskunde, Mathematik, Naturkunde, Medicin und Geschichte sammt ihren Hülfswissenschaften rücken im Allgemeinen mit raschen Schritten voran und lassen eine erfreuliche Zukunft hoffen. — Als die Mutter aller slawischen Dialekte verdient hier die altslawische, oder die sogenannte Kirchensprache eine kurze Erwähnung. Ihr Ursprung ist in so undurchdringliches Dunkel eingehüllt, daß es bis jetzt noch keinem Sprachforscher gelungen ist es aufzuhellen. Cyrill und Methodius nahmen in der Mitte des IX. Jahrh. die vorhandene Sprache aus dem Munde des Volkes, suchten sie durch ein eignes Alphabet auszudrücken und fanden sie überhaupt in einem so weit ausgebildeten Zustande, daß sie den Sinn der Evangelien getreu und geläufig darin wiedergeben konnten. Ausgebildet und der fernern Ausbildung fähig, reich an Wurzelwörtern und Wortformen, ausgezeichnet durch männlichen Klang, von fremdartigem Wortschlage und ausländischer Färbung frei hat sie zwar einerseits im Strome der Zeiten durch ihr Zurücktreten aus dem geselligen Leben (denn gesprochen wird sie nirgends mehr; aber eine todte Sprache in dem gewöhnlichen Sinne ist sie auch nicht) an äußerer Leichtigkeit und Geschmeidigkeit verloren, andererseits aber durch den religiösen Gebrauch an innerem Ansehn und an Würde doppelt gewonnen. (Vergl. J. Dobrowsky, „Institutiones linguae slavicae dialecti veteris“, Vindeb. 1822. 8.) Das älteste Document des Kirchenslawischen ist das sogenannte Ostromir'sche Evangelium vom Jahre 1056 in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg; das älteste gedruckte Buch in altslawischer Sprache ein Missal vom Jahre 1483 ohne Druckort. Wir glauben hier die in altslawischer Sprache geschriebenen Bücher, welche fast alle zum Kirchengebrauche bestimmt sind, unangeführt lassen zu dürfen und gehen zur Literatur der einzelnen slawischen Stämme über. — I. Russische Sprache und Literatur. Die russische Sprache wird in mehreren abweichenden Dialekten von ungefähr 32 Millionen Menschen gesprochen. Ihre unverkennbaren Vorzüge sind die Anlage zu einem einfachen und deutlichen Ausdrucke der Gedanken; der Nachdruck, den sie

ihrer Darſtellung durch Kraft und Kürze geben kann; die Erhabenheit, deren ſie vor allen ſlawiſchen Dialekten fähig iſt, und der große Reichthum, den ſie an Wörtern überhaupt und beſonders an beſtimmten Ableitungsformen hat. Sie bildete ſich allmählig neben der altſlawiſchen Sprache heran, bis ſie unter Peter's des Großen Regierung allgemein als Bücherſprache eingeführt ward. Brauchbare ruſſiſche Grammatiken lieferten Charpentier („Elémens de la langue Russe", Petersb. N. E. 1805. 8.); Rodde („Ruſſiſche Sprachlehre für Deutſche", Riga 1790. 8.), J. B. Maudru („Elémens raisonnés de la langue Russe", Par. 1802. 2 Voll. 8.), G. Glinka („Elementarbuch der ruſſiſchen Sprache", Mitau 1805. 8.), J. S. Vater („Praktiſche Grammatik der ruſſiſchen Sprache", Leipz. Neue Aufl. 1814. 8.), A. W. Tappe („Neue theoretiſch-praktiſche ruſſiſche Sprachlehre", Petersb. Neue Aufl. 1820. 8.), J. A. E. Schmidt („Praktiſche Grammatik der ruſſiſchen Sprache", Leipz. 1813. 8.) und A. J. Puchmayer („Lehrgebäude der ruſſiſchen Sprache", Prag 1820. 8.). Wörterbücher für Deutſche beſitzen wir von E. Weißmann (Petersb. 1782. 4.), J. Rodde (Riga 1784. 2 Bde. 8.), N. Janowsky (Petersb. 1803—1806. 3 Bde. 8.), J. Heym (Neue Aufl. Leipz. 1803—1805. 5 Thle. 8.) und Oldekopp (Petersb. 1825. 2 Bde. 8.). Alle übertrifft jedoch das Wörterbuch der ruſſiſchen Akademie („Slowar akademii rossijskoj", Petersb. Neue Aufl. 1806—1822. 6 Bde. 4.). Die ruſſiſche Literatur beginnt erſt mit der Einführung der chriſtlichen Religion und durch den Verkehr mit Conſtantinopel. Das X. Jahrhundert hat (außer altſlawiſchen Überſetzungen kirchlicher Schriften) höchſtens einige Volkslieder, die jedoch nicht in urſprünglicher Geſtalt auf uns gekommen ſind, aufzuweiſen; das wichtigſte Denkmal des XI. Jahrhunderts iſt Jaroslaw's (1018—1054) ruſſiſches Recht („Prawda ruskaja", Neue Aufl. von Rakowiecki, Warſchau 1820—1822. 2 Bde. 4.). Viel litt Rußland während der harten Herrſchaft der Tataren (—1462); doch erweiterte ſich allmählig der Kreis der Literatur; theologiſche Schriften, die wir aber hier nicht namhaft machen können, waren nicht mehr ſelten und den Sinn der Ruſſen für Poeſie beurkundet klar das treffliche Heldengedicht: „Igor" (Neue Aufl. von N. Grammatin, Mosk. 1823. 8.), ausgezeichnet durch Kraft, Kühnheit und Anmuth ſowohl der Gedanken als des Ausdrucks. Wichtig für die geſammte Geſchichte des Mittelalters iſt Neſtor's (ſtarb 1111), des Vaters der ruſſiſchen Geſchichte, Chronik (herausgeg. von Schlözer, Götting. 1802—1809. 5 Bde. 8.), welche von anderen Schriftſtellern fortgeſetzt, aber bei Weitem nicht erreicht wurde. Nach der Befreiung von der tatariſchen Herrſchaft nahm Rußland wieder die gebührende Stelle unter den europäiſchen Mächten ein. Gelehrte und Künſtler kamen aus den angrenzenden Ländern und fanden bereitwillige Aufnahme; Johann IV. Waſiljewicz (1535—1584) ließ in den Städten Schulen anlegen und errichtete die erſte ruſſiſche Buchdruckerei in Moskau (1564). Geſetze, minder grauſam als die früheren, milderten die Sitten und hoben nach verſchiedenen Schickſalen Rußland auf die Stufe, auf welcher es Peter der Große erfaßte und raſch höher drängte. Großen Einfluß erlangte deutſche Induſtrie und Kunſt; in der Poeſie und in den Wiſſenſchaften aber wirkte das in der Cultur weiter vorgerückte Polen entſcheidend bis zum XVIII. Jahrhunderte. Als die ausgezeichnetſten (nichttheologiſchen) Schriftſteller dieſes Zeitabſchnittes nennen wir hier Georgius („Chronik bis 1533"), Job (ſt. 1607, „Leben des Czars Theodor Joannowicz"), A. Paliczyn (ſt. 1620, „Geſchichte ſeiner Zeit", Mosk. 1784. 8.), den Patriarchen Nikon, einen eifrigen Beförderer der Wiſſenſchaften, P. Mogila (ſt. 1647), Sprachforſcher und Dichter, L. Baranowicz (ſt. 1693), Redner und Dichter, S. Polockij (ſt. 1680, (geiſtliche Dramen und Gedichte), Sylveſter Medwjedew, als Theilnehmer an dem Aufſtande der Strielzen, welchen er beſchrieb, 1691 enthauptet, Andr. Lyzlow („Geſchichte der Skythen", Mosk. 1787. 3 Bde. 8.), den um die ruſ-

sische Nationalliteratur hochverdienten Minister Artemon Sergjejewicz Matwjejew (st. 1682), welcher die ersten Schauspieler nach Rußland berief, und die Reisebeschreiber Iwan Petlin („Reise nach Sibirien") und Theod. Isakjewicz Bajkow („Reise nach China"). — Wie anerkennungswerth aber auch die bis jetzt angeführten Leistungen sein mögen, so beginnt doch erst die glänzendere Periode der russischen Literatur mit Peter dem Großen (1689). Sein ganzes Streben war auf die Wohlfahrt seines Landes, auf die Bildung seiner Unterthanen gerichtet und er muß schon deßwegen, weil er die russische Sprache zur Geschäfts- und Schriftsprache erhob, als der Gründer der russischen Nationalliteratur betrachtet werden. Mit ihm trat das früher kaum beachtete Rußland in das europäische Staatensystem; Gesetzgebung und Verwaltung wurden geregelt, Bildungsanstalten errichtet und beschützt, der Kunstsinn erweckt und Fabriken und Manufacturen mit Ernst und Umsicht angelegt. Des Kaisers Sorgfalt erstreckte sich sogar auf das russische Alphabet, welches durch ihn eine gefälligere Form bekam und von jetzt nach seiner Angabe in den neuerrichteten Druckereien gebraucht wurde. Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Holländischen vermehrten die Masse der Kenntnisse, führten aber auch viele fremde Bestandtheile in die russische Sprache über, die erst später und nur mit großer Mühe wieder ausgeschieden werden konnten. Peter bereitete den Boden zur Nationalliteratur, sah aber diese selbst nicht mehr; denn Künste und Wissenschaften lassen sich wohl von gelehrten Männern aus einem Lande in das andere übertragen, Poesie, Beredsamkeit und Geschichte wurzeln aber nur auf dem heimischen Boden und lassen sich durch Ausländer nicht erzwingen. Ein italienisches Theater wurde 1730, ein deutsches 1738 am Hofe eröffnet; aber ein russisches gab es noch nicht. Unter Peter's des Großen Regierung glänzen als Nationalschriftsteller der h. Demetrius, Steph. Jaworskij, Gab. Buzzinskij, Theophan Prokopowicz (sämmtlich als geistliche Redner verdienstvoll), Antioch Dmitrijewicz Kantemir (originneller Dichter, besonders glücklich in der Satyre), Andr. Jakowlewicz Chilkow (Historiker), Leont. Phillippowicz Magnickij (Verfasser des ersten russischen Lehrbuchs der Mathematik), Iwan Kyrillow (Statistiker und Geograph), Basil. Grigorowicz (Reisetagbuch nach dem westlichen Europa, Petersb. 1785. 8.), Nikodem Sellij (Historiker), Basil Nikiticz Latiszozew (verdienstvoller Geschichtschreiber, „Istorija rossijskaja", Mosk. 1769—1784. 4 Voll. 4.) und die Dichter Pet. Buslajew, Semen Klimowskij, Kyrill Danilow und Basil Kyrillowicz Trediakowskij, welcher die russische Verskunst verbesserte und statt des syllabischen Reims die quantitirende Sylbenmessung einführte, aber in seiner Tragödie: „Deidamija" und in seinen übrigen Gedichten mehr Gelehrsamkeit als poetisches Genie zeigte. — Segensreich wirkte auf die Nationalliteratur die Regierung der vielgepriesenen Kaiserinnen Elisabeth und Katharina (1741—1796). Elisabeth Petrowna liebte die Wissenschaften und Künste und betrachtete sie als die schönste Zierde ihres mit Pracht und Glanze umgebenen Hofes. Sie vermehrte 1747 die Einkünfte der Akademie der Wissenschaften, stiftete 1752 das Seecadettencorps, 1755 die moskauer Universität und andere Unterrichtsanstalten, wobei sie durch den thätigen Szuwalow kräftig unterstützt wurde. Katharina's II. männlicher Geist umfaßte die kühnen Pläne Peter's des Großen mit entschiedener Energie, erweiterte durch glänzende Siege die Grenzen des Reiches und brachte in die russische Politik Selbstständigkeit und Consequenz. Die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten wurden vermehrt und der von ihr begünstigte Mittelstand blühte schnell empor. Das Artillerie- und Ingenieurcadettencorps, die Erziehungshäuser in Moskau und Petersburg, die Gesellschaft für Erziehung adeliger und bürgerlicher Mädchen, die Akademie der Künste, das Bergwerksinstitut, das Gymnasium für ausländische Glaubensverwandte, die petersburger Aka-

demie der Wissenschaften, die moskauer Universität, die Akademie zur Vervollkommnung der russischen Sprache und Geschichte und andere gelehrte Gesellschaften wurden von ihr entweder gegründet oder besser eingerichtet. An der Spitze der Schriftsteller aus dieser Periode steht Mich. Wasiljewicz Lomonosow (starb 1765), der Vater der neueren russischen Poesie. Er gestaltete die russische Sprache und Schreibart nach festen Grundsätzen und schrieb zuerst eine reine, ächt russische Prosa. Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Sprachkunde haben ihm nicht weniger zu verdanken als die Naturwissenschaften. Als Lyriker ist er unübertroffen, aber auch seine epischen, dramatischen und epigrammatischen Poesien haben hohen Werth („Sämmtliche Werke", Petersb. 1803. 6 Bde. 4.). An Verdienst steht ihm nicht weit nach Alex. Petrowicz Sumarokow (st. 1777), welchem das russische Drama seine Veredelung verdankt und der sich mit gleichem Glücke in der Geschichte und in fast allen Gattungen der Poesie versuchte („Sämmtliche Werke", Mosk. 1787. 10 Bde. 8.). Unter den übrigen Schriftstellern dieser Periode sind noch anzuführen die Redner Gedeon Krinowskij, Demetr. Sjeczenow, Nikl. Nikiticz Popowskij und Georg Konißkij, der vielseitig thätige Kirchenhistoriker Platow Lewszin („Sämmtliche Werke", Mosk. 1779—1807. 20 Bde. 8.), Anast. Branatanowskij, einer der ersten geistlichen Redner Rußlands, Joh. Wasiljewicz Lewanda, welcher ihn noch an Neuheit der Gedanken und Gemüthlichkeit übertrifft, die Historiker Iwan Semenowicz Barkow („Biographie des Fürsten Kantemir"), G. F. Müller, ein Deutscher, hochverdient um die Herausgabe vieler handschriftlichen Geschichtswerke, Mich. Michajlowicz Szczerbatow („Geschichte von Rußland", Mosk. 1770—1792. 15 Bde. 8.), Theod. Alexandrowicz Jemin („Geschichte Rußlands", Petersb. 1767—1769. 3 Bde. 8.), Timoth. Semenowicz Maljgin (Sammler für die vaterländische Geschichte), Mich. Dimitrijewicz Czulkow („Geschichte des russischen Handels", Petersb. 1781. 21 Bde. 8.), Peter Iwanowicz Ryczkow („Geschichte von Kasan", Petersb. 1767. 8.), Iwan Nikiticz Boltin, um die ältere Geschichte Rußlands verdient, Iwan Iwanowicz Golikow („Sammlungen zur Biographie Peter's des Großen", Mosk. 1788—1798. 31 Bde. 8.) und Sergij Plesczejew („Statistik von Rußland", Petersb. 1790. 8.). Außerdem erschienen eine Menge zum Theil gelungener Übersetzungen ausländischer Werke aus allen Fächern des Wissens, welche jedoch hier unmöglich näher bezeichnet werden können. Origineller als die Wissenschaften gestaltete sich in Rußland die Poesie, wenn sie auch noch einer völlig ausgebildeten leichten Sprache ermangelte. Fast alle Gattungen der Dichtkunst wurden angebaut; das erste russische Theater entstand 1746 in Jaroslawl, ein anderes zu Petersburg (1754) und ein drittes zu Moskau. Nach den schon oben erwähnten Dichtern aus dieser Zeit ist zuerst zu nennen Mich. Matiojejewicz Cheraskow, einer der fruchtbarsten Schriftsteller Rußlands. Seine Oden, Erzählungen, Lustspiele, Trauerspiele und didaktischen Gedichte werden noch immer gern gelesen; seine beiden Epopöen: „Rossijada" (1785) und „Wladimir" (1786) haben große Vorzüge, wenn sie auch nicht immer allen Anforderungen einer strengen Kritik entsprechen. Auch der Odendichter Wasilij Petrowicz Petrow (Werke, Petersb. 1811. 3 Bde. 8.) ist nicht in jeder Beziehung zu loben, wenn man auch zugestehen will, daß die Fülle und Kraft der Gedanken für die Incorrectheit seiner Sprache entschädigen. Großen Ruhm erntete der phantasiereiche Dichter Hippolit Theodorowicz Bogdanowicz durch die romantische Dichtung: „Duszenka", welche die Lieblingslectüre der Nation geworden ist („Sämmtliche Werke", Mosk. 1809—1810. 6 Bde. 8.). Einer der ausgezeichnetsten Dichter aus der Zeit Katharina's II. ist unstreitig Gabriel Romanowicz Derszawin; seine lyrischen, didaktischen und dramatischen Versuche gehören zu dem Vorzüglichsten, was die schöne Literatur Ruß-

ands aufzuweisen hat („Sämmtliche Werke", Petersb. 1824. 5 Bde. 8.). In er Fabel war besonders Iwan Iwanowicz Chemnicer glücklich. Denis Iwanowicz von Wizin, als der beste Prosaist seiner Zeit anerkannt, versuchte ich in den meisten Dichtungsarten mit nicht geringem Erfolge, machte sich aber orzüglich um die Vervollkommnung des russischen Lustspiels verdient; sein gelunenster Versuch in dieser Gattung ist „Nedorosl" (1783). Als Lyriker steht Was. Wasiljewicz Kapnist, was Kühnheit der Gedanken betrifft, Derzawin zwar ach, kommt ihm aber an zarter Gemüthlichkeit und Reinheit der Sprache völlig leich; auch seine Tragödie: „Antigone" (1815) und sein Lustspiel: „Abjed" 1799) werden sehr geschätzt. Das Drama wurde mit besonderer Vorliebe angeaut, und sind auch jetzt die meisten Versuche wieder vergessen, so verdienen doch ie Leistungen Jakob Borisowicz Kniacznin's, welcher im Drama Sumaokow würdig zur Seite steht und sich auch nicht ohne Glück in den kleineren Dichungsarten versuchte („Sämmtliche Werke", Petersb. 1802. 2 Bde. 8.), Nikl. Petrowicz Nikolew's (vorzüglich seine Tragödie: „Sorena", 1781), Was. Iwanowicz Majkow's („Werke", Petersb. 1809. 8.), Alex. Anisimowicz Ablesimow's (auch durch seine Erzählungen, Elegien und Epigramme bekannt), Wladimirowicz Jefimjew's (Lustspiele), Alex. Iwanowicz Klusin's Lustspiele und lyrische Gedichte), des Schauspielers Pet. Alexjejewicz Plavilszczikow's und Dmitr. Iwanowicz Chwostow's (Lustspiele) ehrenvolle Anerkennung. Ferner dürfen nicht unerwähnt bleiben Juri Alexandrowicz Neledinskij-Meleckij's gelungene Lieder und Romanzen voll Zartheit und eurigen Gefühls, Iwan Michajlowicz Dolgoruckij's ächt nationale Oden nd Episteln, voll kräftiger, tiefer Gedanken, und des ausgezeichneten Lyrikers Semen Sergjejewicz Bobrow's Lehrgedicht: „Chersonida" (Petersb. 1803. 8.). — Überblickt man die Leistungen der russischen Literatur im XIX. Jahrh., so ist ein stetes Voranschreiten unverkennbar. Alexander's Regierungszeit war nicht weniger glänzend durch die mit edler Aufopferung errungenen Siege gegen en fremden Feind, als durch die dem Auslande nicht so bekannt gewordenen trefichen Einrichtungen im Innern des Reichs. Ein eigenes Ministerium wurde 1802 ür die Nationalliteratur geschaffen, die Bildungsanstalten wurden vermehrt und erbessert, die gelehrten Gesellschaften geschützt und ermuntert und nützliche Kenntnisse und Aufklärung, so weit es dienlich schien, verbreitet. Die Zahl der Schriftsteller wuchs immer mehr an und ist jetzt schon so bedeutend geworden, daß nur die ekanntesten und gepriesensten in dieser kurzen Skizze, die in keiner Beziehung Anspruch auf Vollständigkeit machen will, genannt werden können. Würdig eröffnet en Reigen Niklas Michajlowicz Karamsin. Kein Schriftsteller Rußlands at auf seine Zeitgenossen so vielfach eingewirkt als er; ihm verdankt die russische Prosa ihre höhere Ausbildung und Geschmeidigkeit; seine Gedichte sind tief geschöpfte Gedanken eines Weisen in das lieblichste Gewand der Phantasie gehüllt; eine Prosa ist musterhaft rein, fließend und lebendig und zeigt sich am Trefflichsten n seinem Hauptwerke, der „Geschichte Rußlands" („Istorija gosudarstwa Rosijskago", N. A. Petersb. 1819—1823. 11 Bde. 8.). Nach ihm mögen Mich. Nikitiez Murawjew, dessen pädagogische, moralische, historische und sthetische Schriften sich sämmtlich durch Adel der Gesinnung, Tiefe des Gefühls, Schärfe der Gedanken und Vollendung der Sprache auszeichnen („Werke", Petersb. 1820. 3 Bde. 8.) und der vielseitige Alex. Semenowicz Sziszkow, berühmt ls Dichter, Philolog, Marineschriftsteller und geistreicher Übersetzer, zuerst erwähnt erden. Als Redner glänzen Ambrosij Podobjedow, Mich. Desnickij „Werke", Petersb. 1816—1820. 10 Bde. 8.), Philaret Drozdow und mbrosij Protasow. Unter den Geschichtschreibern verdienen der Kirchenistoriker Ewgenij Bolchowitinow („Slowar istoriczeskij o bywszich w

Rossi pisateljach duchownago czina Greko-rossijskija Cerkwi," Petersb. 1818. 2 Bde. 8.), Stanislaw Seſtremewicz Bogusz („Istorija o Tawrii", Petersb. 1806. 2 Bde. 8.), die Literarhiſtoriker Alexjej Theodorowicz Merzljakow und Nikl. J. Grecz („Uczebraja kniga ross.-slow.", Petersb. 1819—1822. 4 Bde. 8.), die Diplomatiker Nikl. Nikolajewicz Bantyſch-Kamenskij und Alexjej Theodorowicz Malinowskij, der Bibliograph Pet. Köppen, Dimitrij Petrowicz Buturlin, bekannt in der Kriegsgeſchichte, die Statiſtiker Karl Theodorowicz Hermann und Ewdokim Philippowicz Zjablowskij und der Überſetzer Plutarch's Spiridion Jurjewicz Deſtunis beſondere Erwähnung. Um die Grammatik und die Geſchichte der ruſſiſchen Sprache machten ſich verdient Waſ. Sergjejewicz Podſzjwalow, Pet. Iwanowicz Sokolow, Iwan Martinowicz Born, Alexjej Sergjejewicz Nikoljskij, Iwan Andrejewicz Heym, Alexjej Iwanowicz Muſin-Puszkin, der Entdecker des epiſchen Gedichts „Igor", Conſt. Theodorowicz Kalajdowicz und Paul Michajlowicz Strojew. — Mit vorzüglicher Vorliebe wurde die Poeſie gepflegt und Vieles, was auch der Nichtſlawe lobend anerkennen muß, geleiſtet. Iwan Iwanowicz Dmitrijew verſuchte ſich mit gleichem Glücke in der Satyre, Epiſtel, Erzählung, im Liede und im Epigramme („Sämmtliche Werke", Mosk. 1822. 3 Bde. 8.); Iwan Andrejewicz Krylow und Alex. Jefimowicz Izmajlow gelten als die originellſten und beſten Fabeldichter Rußlands; Waſilij Andrejewicz Szukowskij lieferte Meiſterwerke in faſt allen Gattungen der Poeſie und wird als der größte Dichter, den Rußland bis jetzt hervorgebracht hat, bewundert („Sämmtliche Werke", Petersb. 1824. 8.); Konſtantin Nikolajewicz Bat'uskow ſteht ihm nicht weit nach. Mit eben ſo großem Beifalle wurden Alex. Sergjejewicz Puszkin's romantiſche Gedichte: „Ruslan i Ludmilla" (1820), „Kawkazskij plijennik" (1822), „Rakczisarajskij Fontan" (1824) und „Ewgenij Onjegin" (1825) und Alex. Theodorowicz Wojejkow's Lehrgedicht: „Iskuſtwa i nauki" aufgenommen. Unter den übrigen lyriſchen Dichtern ſind noch anzuführen: Peter Andrejewicz Wjazemskij, Nikl. Iwanowicz Gujedicz, als trefflicher Überſetzer geſchätzt, Alex. Chriſtophorowicz Woſtokow, Iwan Petrowicz Pnin, Pankratij Sumarokow, Zacharij Alexjejewicz Burinskij, Denis Waſiljewicz Dawydow, Mich. Waſiljewicz Milonow, Nik. Michajilowicz Satrow, Dmitr. Petrowicz Gorczakow, Sergij Alexandrowicz Sichmatow, Wlad. Iwanowicz Panajew, Peter Andrejewicz Waſemsky und die Dichterin Anna Petrowna Bunina. Der hiſtoriſche Roman wurde in der neuſten Zeit mit beſonderem Glücke von Bulgarin verſucht. Die dramatiſche Poeſie machte auch in dieſem Zeitraume mächtige Fortſchritte, folgte aber immer noch zu ſehr fremden Muſtern, als daß ſie ſich ächt national hätte geſtalten können. Wladimir Alexandrowicz Dzerow übertraf weit ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen und iſt auch der Versbau in ſeinen Tragödien: „Smert' Olega", „Oedip w Athinah", „Fingal", „Dimitrij Donskoj" und „Polyxena" oft ungleich, ſchwerfällig und hart, ſo wird doch dieſer Fehler hinlänglich durch Originalität und Kraft der Gedanken erſetzt. Fruchtbarer, aber weniger in der Tragödie als im Luſtſpiele zu loben iſt Alex. Alexandrowicz Szakowskoj und weit unter beiden ſteht Sergij Nikolajewicz Glinka. Unter den Dramatikern zweiten Ranges nennen wir hier nur noch Matwjej Waſiljewicz Krjukowskij, Mich. Jewſtafjewicz Lobanow, Thedor Theodorowicz Kokoszkin, Nikl. Iwanowicz Chmelnickij, Paul Alexandrowicz Katenin, Steph. Iwanowicz Wiskowatow, Nikl. Iwanowicz Iljin, Lew Nikolajewicz Newachowicz und Thedor Theodorowicz Iwanow. An Mitteln zur Bildung

fehlt es in Rußland nicht; vorzügliche Bibliotheken findet man in Dorpat, Kaſan, Moskau, Nowgorod, Petersburg, Riga und Wilna. Unter den gelehrten Geſellſchaften mögen die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg (1724), die ruſſiſche Akademie für die ruſſiſche Sprache ebendaſelbſt (1783), der freie ruſſiſche Verein für Sprache, Geſchichte und Alterthümer zu Moskau (1771—1781), die Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, Literatur und Künſte zu Petersburg (1801), die Geſellſchaft für ruſſiſche Geſchichte und Alterthümer ebendaſelbſt (1804), die Geſellſchaft der Liebhaber der vaterländiſchen Literatur zu Kaſan (1808), der Verein der Freunde der ruſſiſchen Sprache (1810—1816) und die Geſellſchaft der Freunde der ruſſiſchen Literatur zu Moskau die bedeutendſten und einflußreichſten ſein. Die meiſten dieſer Vereine brachten ihre Leiſtungen durch den Druck zur öffentlichen Kenntniß. Außerdem erſcheinen fortwährend eine ziemliche Anzahl literariſcher und politiſcher Journale, die aber zu ſehr durch die Cenſur bewacht ſind, als daß man den wahren Zuſtand der Geiſtescultur des Landes daraus zu erkennen im Stande wäre. (Vergl. H. Storch's „Überſicht der ruſſiſchen Literatur vom Jahre 1801—1805", Petersb. 1810. 2 Bde. 8.; N. J. Grecz, „Opyt kratkoj istorii ruskoj literatury", Petersb. 1822. 8.; J. Bowring, „Specimens of the Russian poets", Lond. 1821. 8.; C. F. v. d. Borg, „Poetiſche Erzeugniſſe der Ruſſen", Dorpat u. Riga 1820—1823. 2 Bde. 8.). — II. Serbiſche Sprache und Literatur. Um ſich einen richtigen Begriff von dem jetzigen Standpunkte der ſerbiſchen Literatur zu machen, iſt zuerſt eine Scheidung der ſerbiſchen Stämme nöthig, nämlich in Serben, welche dem orientaliſchen Ritus folgen, und in Serben, welche zur römiſch-katholiſchen Kirche halten. Zu erſten gehören die an der untern Donau wohnenden Slawenſtämme, die ſich des cyrilliſchen Alphabets bedienen und worunter die jetzigen Serben und Bulgaren (zuſammen an dritthalb Millionen) die bedeutendſten ſind. Nur ſelten erfreute ſich dieſes Volk einer völligen Unabhängigkeit; früher waren ſie den byzantiniſchen Kaiſern, jetzt ſind ſie den Türken Gehorſam und Tribut ſchuldig. Die ſerbiſche Sprache nähert ſich mehr der ruſſiſchen und windiſchen, als der böhmiſchen und polniſchen, und kann man ſie auch von allem fremden Einfluſſe (beſonders türkiſchen) nicht frei ſprechen, ſo iſt ſie im Ganzen dennoch rein und voll tönender Anmuth. Für die Proſodie iſt ſie beſonders geſchaffen und kann darin, wenn die Nationalſchriftſteller nicht den rechten Weg verlaſſen, bald ihren ſlawiſchen Schweſtern vorauseilen. Grammatiſch iſt die ſerbiſche Sprache noch nicht ſo durchgreifend behandelt, als die übrigen ſlawiſchen Dialekte. Die beſten Verſuche lieferte Wub Stefanowicz; ſeine Grammatik („Pismenica serbskoga jezila", Wien 1814. 8.; „Kleine ſerbiſche Grammatik", deutſch von J. Grimm, Berl. u. Leipz. 1824. 8.) und ſein Wörterbuch („Srpski rjecznik, istolkowan nie maczkim i latinskim rjeczma", Wien 1818. 8.) ſind zugleich die zugänglichſten Hülfsmittel zur Erlernung der ſerbiſchen Sprache. Sie hat ſich erſt im vorigen Jahrhunderte zur Schriftſprache erhoben; denn die früheren ſchriftlichen Denkmäler der ſerbiſchen Stämme ſind in der altſlawiſchen Kirchenſprache oder in einem barbariſchen Gemiſche aus dem Alt- und Neuſlawiſchen abgefaßt. Das älteſte und ſomit wichtigſte Monument der ſlawoſerbiſchen Literatur iſt Daniel's, Erzbiſchofs von Serbien, „Rodoslow", worin er die ihm gleichzeitige Geſchichte (1272—1336) erzählt. Später wurde von einem unbekannten Schriftſteller ein ähnliches Fürſtenregiſter („Carostawnik"), worin die Geſchichte ſerbiſcher, griechiſcher, bulgariſcher und ruſſiſcher Regenten behandelt iſt, verſucht. Große Beachtung verdient das Geſetzbuch (1349) Duſan's des Mächtigen, unter welchem ſich Serbien auf den höchſten Gipfel ſeines Wohlſtandes erhob. Manche Überreſte der altſerbiſchen Literatur, die durch fremden Despotismus ſpäter völlig erloſch, mögen in den alten Klöſtern des nicht leicht zugänglichen Landes vergraben liegen. Der letzte Despot

Serbiens, Georg Brankowicz (ſt. 1711), regte zuerſt durch ſeine ſerbiſche Geſchichte die Liebe zur vaterländiſchen Literatur wieder an. Ihm folgte Szefarowicz mit ſeiner „Stemmatographie“ (Wien 1742. 4.). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtete Demeter Theodoſijew zu Venedig eine ſerbiſche Druckerei, wodurch die Werke in der Nationalſprache allmählig größere Verbreitung und Anklang fanden. Mehrere Schulanſtalten, worunter die zu Karlowicz (1791), Neuſatz (1818) und Zombor (1827) die vorzüglichſten ſind, verſprechen reiche Früchte zu tragen. Auch der für die politiſche Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes beſorgte Fürſt Miloſch ſcheint für die Vortheile höherer Geiſtescultur nicht unempfindlich zu ſein. Die Uneinigkeit der ſerbiſchen Schriftſteller, die zum Theil die altſlawiſche Kirchenſprache, zum Theil die ſerbiſche Volksſprache zur Bücherſprache erheben wollen, wird dadurch, daß das, was eigentlich national iſt, näherer Prüfung unterliegt, nur ſegensreiche Folgen haben können. Bis jetzt iſt übrigens die ſerbiſche Literatur noch ziemlich arm geblieben; ſeit einem halben Jahrhunderte erſchienen ungefähr 400 Bände aus den Fächern der Theologie, Pädagogik, Geſchichte, Geographie, Naturgeſchichte, Phyſik und ſchönen Literatur, woraus hervorgeht, daß manche Zweige des Wiſſens noch völlig unangebaut liegen. An der Spitze der neueren ſerbiſchen Schriftſteller ſteht der um die Geſchichte ſeines Vaterlandes hochverdiente Archimandrit Joann Raicz (ſt. 1801). Sein Hauptwerk: „Istorija raznych slawenskich narodow, najpaczezze Chorwatow, Bolgarow i Serbow“ (Wien 1792—1795. 4 Bde. 8.) ſichert ſeinem Namen in der ſlawiſchen Literatur die Unſterblichkeit. Außer ihm ſind zu nennen der pädagogiſche und ethiſche Schriftſteller Doſithej Obradowicz, der Grammatiker Steph. Wujanowskij („Grammatik der deutſchen Sprache“, „Niemeckaja grammatika“, Wien 1772. 8.), Abrah. Mrazowicz, der durch gemeinnützige Schriften die Bildung ſeiner Landsleute eifrigſt förderte, der fleißige Paul Solaricz, die Hiſtoriker Paul Kengelac, Vicent. Rakicz, Paul Julinac, Athanaſ. Neszkowicz („Istorija slawęno bolgarskog naroda“, Ofen 1801. 8.), Georg Magaraſzewicz, die Pädagogen Alexius Wezelicz, Joh. Bericz, die Grammatiker Mark. Stojadinowicz, Vinkent. Luſtina, Georg Petrowicz, der Mathematiker Baſil. Damjanowicz, der Phyſiker Athan. Stojkowicz und die Dichter Gregor Terlaicz, Zacharia Orphelin, Mich. Witkowicz, Paul Bericz (überſetzte Wieland's „Agathon“), Nikl. Szimicz, Gabr. Kowaczewicz, Moyſes Ignjatowicz, Dem. Dawidowicz und Wuk. Stephanowicz, Sammler und Herausgeber der mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen ſerbiſchen Volkslieder (Wien 1814—1815. 2 Bde. 8., Leipz. 1823. 3 Bde. 8. Deutſch von Talvj [Fräulein Th. A. L. von Jakob], Halle 1825—1826. 2 Thle. 8.). Außerdem bemühten ſich noch viele Schriftſteller durch Überſetzungen aus dem Deutſchen, Franzöſiſchen und Ruſſiſchen die literariſche Cultur ihres Vaterlandes zu fördern. Ihre Leiſtungen können aber hier nur im Allgemeinen mit Lob anerkannt, keineswegs aber näher gewürdigt werden. — Die Bulgaren, deren Sprache ſich am Meiſten von der altſlawiſchen Wurzel entfernt und ſich mit griechiſchen und türkiſchen Beſtandtheilen verſetzt hat, haben bis jetzt keine eigene Literatur und werden ſich auch unter dem ſchweren türkiſchen Joche noch lange nicht einer ſolchen erfreuen. Ihre nöthigen liturgiſchen Bücher in altſlawiſcher Sprache beziehen ſie aus Rußland. — Die Serben katholiſchen Ritus, an Menſchenanzahl den Serben griechiſchen Ritus faſt gleich, zerfallen in folgende, zum Theil unter öſtreichiſcher, zum Theil unter türkiſcher Oberherrſchaft ſtehende Stämme: Dalmatiner, Kroaten, Slawonier und Bosnier. Die Sprache der Dalmatiner iſt mit einigen geringen Abweichungen (die hauptſächlich in der verſchiedenen Ausſprache des Vokals i beſtehen) die ſerbiſche Mundart; vor Allem iſt ihr ein den ſlawiſchen Dialekten nicht gewöhnlicher Wohlklang,

den ſie der Nachbarſchaft Italiens zu verdanken hat, nachzurühmen. Von dieſer gemeinen Landesmundart, die ſich der lateiniſchen Lettern bedient, iſt die dalmatiſche (altſlawiſche) Kirchenſprache mit einem beſondern (dem ſogenannten glagolitiſchen) Alphabete verſchieden. Das glagolitiſche Alphabet (Bukwika) verdankt ſeine Entſtehung einem frommen Betruge, wodurch ein Mönch um das Jahr 1220 die Dalmatiner griechiſchen Ritus zu der katholiſchen Kirche überführen wollte. Es iſt eine willkührliche Änderung der cyrilliſchen Schriftzüge, mit einiger Rückſicht auf einige andere, vorüglich koptiſche Muſter, wodurch das neue Alphabet, welches man, um ihm beſſern Eingang zu verſchaffen, dem heiligen Hieronymus zuſchrieb, eine ſehr künſtliche und dabei äußerſt ſchwerfällige Geſtalt erhielt. Das älteſte bekannte Denkmal der glagolitiſchen Schrift iſt ein Pſalter vom Jahre 1220. Die ſpäteren Werke in dieſer Schrift ſind alle liturgiſchen Inhalts und wir glauben ſie deßhalb ohne Nachtheil des Leſers mit Stillſchweigen übergehen zu können. (Vergl. J. Dobrowsky, „Über die glagolitiſche Literatur", Prag 1807. 8.) Die Schwierigkeit der glagolitiſchen Schrift bewog die Dalmatiner ſchon frühe, ſich in ihren Werken in der Nationalſprache des lateiniſchen Alphabets zu bedienen. Auch ließen ſie den vorhandenen Sprachſchatz nicht unentwickelt. Sprachlehren lieferten B. Caſſius („Institutiones linguae illyricae", Rom. 1604. 8.), F. M. Appendini („Gramatica ilirica", Ragusa 1808. 8.) und Marcſevich („Nuova gramatica ilirica", Triest 1812. 8.); Wörterbücher J. Micalia („Thesaurus linguae illyricae", Laureti 1649, 8.), P. A. Della Bella („Dizionario Italiano, Latino, Illirico", Ven. 1728. 4. N. A. von C. A. Occhi, Raguſa 1785. 2 Bde. 4.), J. Voltiggi („Riesoslovnik illyricskoga, italianskoga i nimacskoga jezika", Wien 1803. 8.) und J. Stulli („Lexicon Latino-Italico-Illyricum", Ofen und Raguſa 1801—1810. 6 Bde. 4.). Die dalmatiſche Nationalliteratur erreichte den höchſten Gipfel ihres Glanzes im XVI. Jahrh., beſonders in dem kleinen Freiſtaate Raguſa, wo Kunſt und Wiſſenſchaften eifrig gefördert wurden. Um dieſe Zeit blühten die Dichter Blaſius Darzich (geb. 1474), Sigismund Menze, Mauro Vetranich, Steph. Gozze (Verfaſſer des berühmten ſlawiſchen Gedichts: „Die Derwiſchiade"), Andr. Giubranovich, bekannt durch ſein ſcherzhaftes Gedicht: „Jegjupka" („Die Zigeunerin"), Martin Darzich (Verfaſſer der Tragikomödie: „Tyrhena"), der Idyllendichter Dominicus Zlatarich und die Epigrammendichterin Floria Zuzzeri. Die Hiſtoriker Nikol. Ragnina, der Vater der neuern raguſaniſchen Geſchichte, Franz. Gondola, Seraph. Razzi und Euſeb. Caboga ſchrieben in lateiniſcher und italieniſcher Sprache. Auch das XVII. Jahrh. iſt noch reich an trefflichen Dichtern; wir nennen hier nur Joh. Gondola (berühmt durch ſeine Dramen: „Ariadne", „Proserpina", „Galatea", „Armida", „Ceres", „Kleopatra", „Sylvana", welche auf dem erſten ſlawiſchen Theater zu Raguſa aufgeführt wurden, und durch das Epos: „Die Osmanide"), den Dramendichter Junius Palmota („Achilles", „Oedipus", „Helena", „Danica", „Paulimir" und „Zaptislawa"), Joh. Bona (Idyllen), Jakob Palmota, Verfaſſer des trefflichen elegiſchen Gedichts: „Das erneuerte Raguſa" („Dubrownik ponovlijen"), Joh. Gondola der Jüngere (die Dramen: „Puncianica", „Radmio", „Raklica" und „Otto"), Ant. Glegljevich (die Dramen: „Olympia", „Damira" und „Zorrislava" und beißende Satyren), die Luſtſpieldichter Marinus Tudiſi (der Überſetzer Molière's) und Nikl. Naljeſkovich und Ant. Cacich Mioſſich (Dichter und Sammler trefflicher Nationalgeſänge). In dem vorigen Jahrhunderte ſank die dalmatiſche Nationalliteratur durch die Jeſuiten, welche den Schulunterricht an ſich riſſen und allenthalben die lateiniſche Sprache einzuführen ſuchten, immer tiefer; das ſchreckliche Erdbeben, welches 1667 Raguſa betraf, hatte den mühſam erworbenen Wohlſtand in wenigen

Minuten zerrüttet; die der Literatur nöthige Unterſtützung fehlte bald und auch das Theater ging ein. Die wenigen in der dalmatiſchen Nationalliteratur nennenswerthen Namen aus der neuern Zeit ſind die Lyriker Peter Boscovich, Joſ. und Damian Bettondi, P. J. Sorgo, Luc. Bona und die Dichterinnen Lucretia Bogascini, Maria Faccenda und Kath. Sorgo. Die übrigen dalmatiſchen Schriftſteller, welche ſich entweder der lateiniſchen und italieniſchen Sprache bedienten, oder nur als Verfaſſer liturgiſcher Bücher bekannt ſind, übergehen wir hier mit Stillſchweigen. (Vergl. F. M. Appendini's „Notizie istorico-critiche sulle antichità, storia e' letteratura de' Ragusei", Ragusa 1802—1803. 2 Voll. 4.; J. C. Engel's „Geſchichte des Freiſtaats Raguſa", Wien 1807. 8.) — Die Bosnier ſchließen ſich in ihrer Literatur an die Dalmatiner und Kroaten an und haben nichts Eigenes; ihre wenigen, durchaus theologiſchen Schriftſteller ſind zu unbekannt und unbedeutend, als daß ſie hier angeführt werden dürften. — Die Slawonier haben ebenfalls keine eigene Mundart, ſondern ihre Nationalſprache ergibt ſich als eine Nuance des ſerbiſch-dalmatiſchen Dialekts und wird wie dieſer mit lateiniſchen Lettern geſchrieben. Grammatiken lieferten M. A. Relkowich („Neue ſlawoniſch-deutſche Grammatik", Agram 1767. 8. N. A. von F. Angielich, Wien 1774. 8.) und P. M. Lanoſſovich („Einleitung zur ſlawoniſchen Sprache", Eſſek 1778. N. A. Ofen 1795. 8.), ein gutes Wörterbuch beſitzen wir von M. A. Relkovich („Deutſch-illyriſches und illyriſch-deutſches Wörterbuch", Wien 1796. 2 Bde. 4.). Die Erzeugniſſe der ſlawoniſchen Literatur ſind ſehr dürftig und nach Übergehung der aſcetiſchen und religiöſen Schriftſteller, deren Namen hier kein Raum vergönnt werden kann, mögen zu nennen ſein: Ant. Kanislich (Verfaſſer des erzählenden Gedichts: „Gv. Roxalia Panormitanska", Wien 1780. 8.), Math. Pet. Katancſich (Idyllen und Lieder), Joſ. Steph. Relkovich von Ehrendorf (ein ökonomiſches Werk in Reimen), Ad. Philippovich von Heldenthal, Mich. Michalywich und Adalb. Horvath (Verfaſſer geſchätzter geiſtlicher Reden). Mehrere Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, Italieniſchen und Deutſchen machen wir nicht namhaft. — Die Kroaten nähern ſich in ihrer Sprache theils den Dalmatinern, theils den Winden. So arm die Nationalliteratur der Kroaten iſt, da der Volksunterricht in den Händen der Geiſtlichkeit, welche ſich der lateiniſchen Sprache bedienen, liegt, ſo wurde doch dieſer Dialekt grammatiſch bearbeitet. Sprachlehren lieferten Szent-Mártony („Einleitung zur kroatiſchen Sprachlehre", Varasd. 1783. 8.), F. Kornig („Kroatiſche Sprachlehre", Agram 1810. 8.), S. Gyurkovechky („Kroatiſche Grammatik", Ofen 1825. 8.); Wörterbücher G. Habdelich („Dictionnarium croatico-latinum", Graetz 1670. 8.), J. Bellosztenecz („Gazophylacium seu latino-illyricorum onomatum aerarium", Zagrab 1740. 4.) und Andr. Jambreſſich („Lexicon latinum, interpretatione illyrica, germanica et hungarica locuples", Zagrab 1742. 4.). Als der Schöpfer der kroatiſchen Nationalliteratur, die ſich dadurch, daß Kroatien ein Nebenland Ungarns, deſſen Schickſale es zu theilen und deſſen Befehle es zu befolgen hat, iſt, nie heben kann, muß Paul Ritter (Vitezovich), welcher 1691 zu Zagrab eine Druckerei errichtete und eine kroatiſche Geſchichte in der Volksmundart ſchrieb, angeſehen werden. Ihm folgten nur wenige Schriftſteller, von denen wir Jak. Pejacſevich, P. Stephan (Verfaſſer geſchätzter geiſtlicher Reden, Zagrab 1715—1734. 5 Bde. 4.), G. Mulich, M. Krajachich, F. Tauszi, A. Tellitenovich, A. Nagy, A. von Mihanovich (Philolog und Dichter), S. Gyurkovechky und Th. Koſchiak anführen wollen. (Vergl. M. P. Katancſich's „Specimen philologiae et geographiae Pannoniorum, in quo de origine, lingua et litteratura Croatorum disseritur", Zagrab. 1796. 4.). III. Windiſche Sprache und Literatur. Der ſlawiſche Volksſtamm in den unter öſtreichiſcher Oberherrſchaft ſtehenden Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark,

ngefähr 800000 an der Zahl, welchen wir Winden nennen, legt ſich ſelbſt den
amen Slowenen bei und ſiedelte ſich von Attila's Zeit bis zum VII. Jahrh.
ümählig in dieſen Gegenden an. Die Sprache der Winden iſt zwar von der der
Dalmatiner und Kroaten wenig verſchieden, iſt aber häufig der Gegenſtand eigener
rammatikaliſcher Behandlung geworden. Sprachlehren lieferten D. Gutsmann
„Windiſche Sprachlehre", Klagenfurt 1777. 8. Neue Aufl. Cilly 1786. 8.),
. Sellenko („Slovenska gramm.", Cilly 1791. 8.), B. Kopitar („Gramma-
ik der ſlawiſchen Sprache in Krain, Kärnthen und Steiermark", Laib. 1808. 8.),
. F. de Weiſſenthurn („Saggio grammaticale Italiano-Cragnolano", Triest
811. 8.), V. Vodnik („Sismenost ali gramm. sa perve shole", Laib. 1811.
.), J. L. Schmigoz („Theoretiſch-praktiſche windiſche Sprachlehre", Grätz
812. 8.), P. Dainko („Lehrbuch der windiſchen Sprache", Grätz 1824. 8.)
nd F. S. Metelko („Lehrgebäude der ſloweniſchen Sprache", Laib. 1825. 8.).
Wörterbücher beſitzen wir von D. Gutsmann („Deutſch-windiſches Wörterbuch",
Klagenf. 1789. 4.) und P. Marcus („Kleines krainiſch-deutſch-lateiniſches Wör-
erbuch", Laib. 1761. 4. Nebſt einem Supplement, Wien 1792. 4.) — Das
ilteſte Denkmal der windiſchen Sprache ſind einige liturgiſche Fragmente aus dem
X. Jahrh., welche in einer münchener Handſchrift gefunden wurden und mit latei-
niſchen Lettern geſchrieben ſind. Von dieſer Zeit bis zur Reformation, die bei den
Winden Eingang fand und Schriften in ihrem Dialekte veranlaßte, iſt bis jetzt kein
Buch in windiſcher Sprache bekannt geworden. P. Truber (ſt. 1586) und Dal-
matin waren die Männer, welche die Reformation mit Feuereifer ergriffen und
adurch der Nationalliteratur, die jedoch freilich nur in religiöſen Schriften beſtand,
inigen Schwung gaben. Als aber die Anhänger Luther's von den öſtreichiſchen
Herrſchern mit unerbittlicher Strenge aus dem Lande vertrieben wurden, erloſch
ieder der ſchwache Schein der aufdämmernden Cultur. Das einzige erwähnungs-
werthe Werk der neueren Zeit in windiſcher Sprache iſt die Bibelüberſetzung von
G. Japel, Bl. Kumerdey, J. Richter, M. Schrey, A. Traun, J. Schkriner
und M. Wolf (Laib. 1791—1800. 9 Bde. 8.). — IV. Sprache und
Literatur der Slowaken. Die Slowaken, dieſe Überreſte der alten Slawen
in den Karpathen und an der Donau, bewohnen jetzt den nordweſtlichen Theil Un-
garns, deſſen Schickſal ſie ſeit dem IX. Jahrh. theilen, und mögen aus ungefähr
2 Millionen Seelen, von denen ſich zwei Drittheile zur katholiſchen und ein Dritt-
heil zur evangeliſchen Religion bekennen, beſtehen. Die ſlowakiſche Sprache
slowensky gazyk, Slowenczina) iſt ein beſonderer dem Böhmiſchen am Nächſ-
ten verwandter Dialekt, der nie zur Schriftſprache geworden, alſo auch nicht vor-
üglich ausgebildet, ſondern ſtetem Wechſel und jedem Einfluſſe von Außen unter-
worfen iſt. Die ſlowakiſche Sprache unterſcheidet ſich hauptſächlich von der böh-
miſchen durch breitere Vocale, durch eine Menge Diphthongen und durch viele alte
Wörter. (Vergl. A. Bernolak, „Grammatica slavica", Posonii 1790. 8.
nd deſſelben „Lexicon slavico-latino-germanico-hungaricum", Poson.
825. 4 Voll. 8.). Die ſlowakiſche Mundart trat nie ſelbſtſtändig in die Reihe
er ſlawiſchen Schriftſprachen, denn ſchon im XV. Jahrh. brachten die Huſſiten
ie böhmiſche Sprache in den von Slowaken bewohnten Theil Ungarns und ſeit die-
er Zeit iſt das Böhmiſche die Schriftſprache der Slowaken geworden. Die Litera-
ur konnte in den ſtets von den räuberiſchen Türken heimgeſuchten und durch innere
riege zerrütteten Lande nie erfreuliche Fortſchritte machen und beſchränkte ſich auf
chliche Gegenſtände. Die erſte Druckerei wurde 1581 zu Freiſtädtl angelegt,
er noch einige andere, die aber nie zu großer Thätigkeit gelangt ſind, folgten. Die
ſten nennenswerthen Schriftſteller aus der Slowakei ſind die Kirchenliederdichter
Pruno und Andr. Cenglerius aus dem XVI., Laur. Benedicti, D.
inapius und G. Tranowsky aus dem XVII. Jahrh. St. Pilarik,

welcher viele Leiden in der türkiſchen Gefangenſchaft erduldete, gab ſeine Biographie (Zilin 1666. 8. Neue Aufl. Skalic 1804. 12.), J. Weber ein Büchlein vor der Peſt (Leutſch 1645. 12.) heraus. Im XVIII. Jahrh. ſchien ſich unter der milden Regierung Maria Thereſia's und Joſeph's II. die Literatur in der Slowakei heben und außer der Theologie auch andere Fächer umfaſſen zu wollen; bald aber verſchwand dieſer nicht nachhaltige Eifer wieder und einzelne Verſuche, ihn wieder zu erwecken, ſcheiterten an der Indolenz der Slowaken ſelbſt. Die bedeutendſten Schriftſteller aus der neuern Zeit mögen ſein: die um die Geſchichte ihres Vaterlandes verdienten Gelehrten M. Bel und D. Krman, die Liederdichter P. Jacobái, S. Hruſzkowicz, J. Blaſius, Joh. Podmanicky und J. Chraſtina (Verfaſſer komiſcher Erzählungen, Skalic 1805. 12.), der Grammatiker P. Doleſzal, M. Markowicz (ſchrieb eine Geographie und Geſchichte Ungarns in Reimen), der witzige Gelegenheitsdichter A. Demian (Werke, Waitzen 1809. 12.), der Pädagog D. Lehosky, A. Bereolak, der vorzügliche Vertheidiger und Bearbeiter des ſlowakiſchen Volksdialektes, die Sprachforſcher G. Palkowicz, G. Fandli und G. Rybay, alle unermüdliche Slawiſten, die Dichter A. Doleſzal, J. Hrdliczka und M. Schuleck, der Mediciner J. Tonſoris, M. Semian (Verfaſſer einer Geſchichte von Ungarn, 1790), der fleißige Volksſchriftſteller A. Plachy, der Lexikograph St. Leſzka, der Mathematiker M. Raduch, der Sprachforſcher P. Schramko, der Literarhiſtoriker P. Walasky, der Geſchichtſchreiber und Geograph L. Bartholomaeides, der Kirchenhiſtoriker M. Hamaljar, der gewandte Überſetzer S. Roſznay, die Volksſchriftſteller G. Palkowicz und B. Tablicz, die viele nützliche Schriften aus dem Deutſchen überſetzten, und die neueſten ſlowakiſchen Dichter J. Kollar, J. von Caplowicz und J. Holli. (Vergl. J. Dobrowski, „Über die Literatur der Slowaken", in ſeiner „Slowanka", 1818. Vol. II. pag. 177—187). — V. Böhmiſche Sprache und Literatur. Das Land, welches jetzt Böhmen heißt, wurde urſprünglich von Baiern (Boji) bewohnt und erhielt daher ſeinen Namen (Bojohemum), welcher als die Czechen, ein ſlawiſcher Stamm, in der Mitte des VI. Jahrh. in Böhmen einwanderten, auf die neuen Ankömmlinge überging. Böhmen ſtand von der früheſten Zeit an in abhängigen Verhältniſſen zu Deutſchland und blieb es bis auf unſere Tage. Daher iſt die Bevölkerung gemiſcht; zwei Dritttheile ſind Slawen, ein Dritttheil beſteht aus Deutſchen. Daſſelbe gilt von dem ſchon im XI. Jahrh. mit Böhmen vereinigten Mähren. Die böhmiſche Sprache hat durch deutſchen Einfluß Vieles von ihrer Originalität verloren. Der Mangel an ſonoren Vocalen fällt eben ſo unangenehm auf, als die ungewöhnliche Häufung der Conſonanten. Die Vocale e und i werden allenthalben bevorzugt und a, o und u faſt aus allen Wörtern verdrängt. Mit den Slowaken hat der Böhme das h ſtatt g, mit den Polen das ziſchende rz gemein. Selbſt Slawen haben der böhmiſchen Sprache den Vorwurf winſelnder Ohnmacht und des Mangels an ſchlagender Volltönigkeit gemacht und zwar mit Recht, wenn auch dieſe Fehler, welche durch ſchlechte Schriftſteller noch auffallender gemacht werden, nicht urſprünglich in dieſem ſlawiſchen Dialekte gelegen haben mögen; denn ſelbſt jetzt noch lautet das Böhmiſche im Munde des Volkes kerniger, kräftiger, geſchmeidiger und wohlklingender, als in den meiſten gedruckten Schriften. Ein unſchätzbarer Vorzug, welchen die böhmiſche Mundart vor ihren ſlawiſchen Schweſtern voraus hat, iſt ihre hohe Befähigung zur quantitirenden Verskunſt im Sinne der altclaſſiſchen Proſodie. Der böhmiſche Sprachſchatz wurde ſchon ſeit einigen Jahrhunderten fleißig bearbeitet; wir können hier nur die bedeutendſten Leiſtungen ſeit dem vorigen Jahrhundert anführen. Grammatiken lieferten J. W. Pohl („Böhmiſche Sprachkunſt", Wien 1756. Neue Aufl. 1783. 8.), K. J. Thám („Böhmiſche Sprachlehre", Prag 1785. 8.; „Böhmiſche Grammatik", Ebendaſ. 1798. Neue Aufl. 1804. 8.),

J. M. Pelzel („Grundsätze der böhmischen Sprache", Prag 1798. 8.), J. Negedly („Böhmische Gramatik", Prag 1804. Neue Aufl. 1821. 8.), J. Dobrowsky („Lehrgebäude der böhmischen Sprache", Prag 1809. Neue Aufl. 1819. 8.) und J. E. Schmidt („Gramm. czeska", Prag. 1816. 8.). Brauchbare neuere Wörterbücher besitzen wir von Z. C. Wussin („Dictionarium germanico-latino-bohemicum", Prag. 1700—1706. N. E. 1742—1747. 8 Voll. 4.), J. K. Rohn („Böhmisch-lateinisch-deutscher Nomenclator", Ebd. 1764—1768. 4 Bde. 4.), W. Wiedemann („Deutsch-böhmisches Wörterbuch", Wien 1768. 8.), K. J. Tham („Deutsch-böhmisches und böhmisch-deutsches Nationallexikon", Prag 1788—1807. 4 Bde. 8.; „Taschenwörterbuch", Ebend. 1818. 2 Bde. 12.), F. J. Tomsa („Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch", Ebd. 1791. 8.), J. Dobrowsky („Deutsch-böhmisches Wörterbuch", Ebd. 1802—1821. 2 Bde. 4.) und G. Palkowicz („Böhmisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch", Prag und Preßb. 1821. 2 Bde. 8.). — Die Anfänge der böhmischen Cultur sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt; die ältesten Spuren böhmischer Poesie (episch-lyrische reimlose Nationalgesänge) fanden sich in der Königshofer Handschrift und gehören wahrscheinlich dem IX. Jahrhundert an; wenigstens tragen sie noch Spuren des Heidenthums und das Christenthum kam schon in der Mitte des erwähnten Jahrhunderts nach Böhmen. Die christlichen Lehrer waren aus Deutschland herübergewandert und brachten die lateinische und deutsche Sprache mit. Hierin liegt die erste Ursache, daß das cyrillische Alphabet in Böhmen nie Wurzel fassen konnte und daß die böhmische Mundart sich durch diesen fremden Einfluß immer mehr von ihrer slawischen Quelle entfernte. Man nahm von nun an ausländische Wörter auf, oder bildete auch nach dem Muster der lateinischen und deutschen Sprache neue aus böhmischen Wurzeln; manche andere, die schon vorhanden waren, bekamen durch Übertragung auf einen andern Gegenstand neue Bedeutungen. Wie sehr die Böhmen im Mittelalter deutsche Sitten und Sprache nachahmten, beweist das damals übliche Sprüchwort: „Die Böhmen sind wie die Affen." Doch hob sich die politische Bedeutsamkeit des Landes immer mehr durch die deutschen Kaiser aus dem böhmischen Hause. Karl IV., von glühender Vaterlandsliebe getrieben, hob Böhmen auf den höchsten Gipfel seiner Macht und verschaffte ihm das politische Übergewicht in Mitteleuropa. Prag, der Sitz des kaiserlichen Hofes, war der Sammelplatz der Künste und Wissenschaften und von der neuerrichteten Universität in dieser Stadt (1348) ging die Sonne des wissenschaftlichen Lichtes für halb Europa auf. Aber schon unter seinem Sohne, Wenceslaw IV., begannen die religiösen Streitigkeiten, welche das blühende Land schnell an den Rand des Verderbens führten. Die erfreulichsten Fortschritte machte in diesem Zeitraume die lyrische Poesie; sie allein gestaltete sich ächt national und äußerte sich mit Innigkeit und Wärme in einer lebendigen, kräftigen und harmonischen Sprache; leer, matt und geistesarm dagegen sind die Legenden, Fabeln und didaktischen Gedichte aus derselben Zeit, welche nach fremden Mustern gebildet oder durch fremden Einfluß entstanden sind. Merkwürdig ist noch, daß die Blüthe der böhmischen Lyrik gerade in die Zeit des deutschen Minnegesanges fällt. Die größeren Werke in böhmischer Sprache bis zum XV. Jahrh. sind fast ausschließend Übersetzungen aus dem Lateinischen und Deutschen und können hier nicht namhaft gemacht werden. Das vorzüglichste Nationalwerk ist eine gereimte Chronik, die, obwohl fälschlich, dem Dunzlauer Domherrn Dalimil Mezirzky zugeschrieben wird und bis 1314 reicht (herausgegeben von F. Prochazka, Prag 1786. 8.). Sie offenbart einen glühenden Haß gegen die Deutschen und war zwei Jahrhunderte hindurch ein Lieblingslesebuch der Nation. Viele treffliche Gedichte aus dieser Periode sammelte W. Hanka und gab sie unter dem Titel: „Starobylá skádanj, Památka XII—XV stoletj" (Prag 1817—1823. 5 Thle. 8.) heraus. — Die Hussitenkriege im XV. Jahrh.

brachten zwar unſägliches Elend über Böhmen, weckten aber auch den Nationalgeiſt und die Luſt an der eigenen Sprache. Eine böhmiſche Druckerei wurde 1487 zu Prag errichtet, welcher bald mehrere andere folgten. Die Sprache der Regierung und der Gerichte ward von jetzt an böhmiſch und fremder Einfluß wurde immer mehr zurückgewieſen. Die Böhmen beſitzen eine große Menge von Nationalwerken aus dieſer Periode; wir können aber hier nur die bedeutendſten Schriftſteller namhaft machen. Vor Allen ſind die unglücklichen Reformatoren Joh. Huß aus Huſſinecz und Hieronymus von Prag, welche den großen Kampf für religiöſe und kirchliche Freiheit begannen und eine neue Ära der böhmiſchen Nationalliteratur begründeten, anzuführen. Die bedeutendſten Theologen, die an der Kirchenverbeſſerung mitarbeiteten und deren Schriften dem Drucke übergeben wurden, ſind: Jacobell von Mies, Wenc. Koranda, Simon, Prokop, Wenc. Mirzinsky (Hymnendichter), Paul von Saaz, Nikl. Wlaſenicky, Lukas von Prag, Joh. Mirosz, Petr. Chelczicky und Petr. Mladenowic (Huß's Biograph). In den übrigen Fächern des Wiſſens zeichneten ſich aus die Reiſebeſchreiber Mart. Kabatnjk, Zdeniek Lew von Roſzmital und Joh. von Lobkowic; der einzige namhafte Dichter aus dieſer Zeit, Hynek von Podiebrad („Mágowy sen", Prag. 1823. 8.), der rüſtige Überſetzer Greg. Hruby von Gelenj, der um die Einführung der Nationalſprache bei den Gerichten hochverdiente Victorin Corn. von Wſzehrd, die beiden Buchdrucker und fleißigen Schriftſteller Nikl. Konacz von Hodiskow und Ulr. Welensky, der geiſtvolle Politiker Ctibor von Cimburg, die Ärzte Chriſtan Prachaticky, Joh. Czerny und Nikl. Klaudian nnd der Hiſtoriker Nikl. Bakalárz. — Das XVI. Jahrhundert muß das goldene Zeitalter der böhmiſchen Literatur genannt werden; zu bedauern iſt nur, daß ſich die literariſche Thätigkeit meiſt den theologiſchen Wiſſenſchaften zuwandte, wozu die fortwährenden Streitigkeiten der verſchiedenen Religionsparteien nicht wenig beitrugen. Rudolph II., ſelbſt der Wiſſenſchaft zugethan, ward der größte Beförderer der Nationalliteratur und fand unter dem böhmiſchen Adel tüchtige Nacheiferer. Unter ihm erhielt die proteſtantiſche Partei die Oberhand und mit dieſer die Nationalſprache immer raſcheren Fortgang. Aus dieſer Zeit ſtammen ihre Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Correctheit und ihr Reichthum. Außer der Theologie wurde das Fach der Beredſamkeit, der geiſtlichen ſowohl als der weltlichen, mit beſonderer Vorliebe angebaut und trug goldene Früchte. Als die bedeutendſten Schriftſteller dieſer Periode nennen wir die fleißigen Überſetzer der ſogenannten Kralicer Bibel (Kralic, 1579—1593. 6 Bände. 4.), die allgemein als ein Muſter der böhmiſchen Sprache gilt, Karl von Zerotjn, den eifrigſten Beſchützer der Wiſſenſchaften, den unermüdlichen und auch in den übrigen Ländern Europas bekannt gewordenen J. A. Komensky (Comenius), den raſtloſen Buchdrucker und Sammler D. A. von Weleslawjn, den trefflichen Hiſtoriker W. Hagek von Liboczan („Kronika czeska", Prag 1541. N. Aufl. 1819. Fol.), den Kirchenhiſtoriker Boh. Bjlegowsky („Kronika cjrkewnj", Nürnb. 1577. N. A. Prag 1816. 8.), die Theologen P. Bydczowsky, J. Auguſta und J. Stranjensky, die Geſchichtſchreiber M. Kuthen („Kronika czeské zemje", Prag 1539. 4.) und Sixt. v. Ottersdorf (Geſchichte ſeiner Zeit), den Philologen Benesz Optat, welcher die erſte böhmiſche Grammatik (Namieſt, 1533. 8.) ſchrieb, den berühmten Naturforſcher Ad. Zaluszansky von Zaluszan, welcher zuerſt die Lehre von der Sexualität und Befruchtung der Pflanzen aufſtellte, die religiöſen Dichter Th. Sibuslawski Rzeſzatko und J. Gryllus von Gryllow, den Grammatiker Th. Reſzel, P. Czernowicenus und M. Beneſzowsky, P. Codicill Sedlczansky von Tuchelow (berühmt als Hiſtoriker, Philoſoph und Aſtronom), den gekrönten Dichter S. Lomnicki von Budez, den Arzt und

Naturforscher A. Huber von Riesenbach, den Historiker Wenc. Placel von Elbing, Wenc. Wratislaw, Graf von Mitrowic (welcher seine merkwürdige Gesandtschaftsreise nach Constantinopel beschrieb, Prag 1777. N. A. 1805. 8.), den trefflichen Dichter und Historiker Prokop Lupacz von Hlawaczow („Histor. o Cjsari Karlowi IV", Prag 1584. 8.), Chr. Harant von Polzitz und Bedruzic („Reise nach dem gelobten Lande", 1608), den vorzüglichen politischen Redner Wenc. Budowec von Budow, den Dichter Prok. Panonius, den Historiker M. Rames („Historicke wypsanj o Sigmundowi", 1589), Mich. Pirczka Smrzicky, Verfasser eines launigen Romans („Akej a rozepre mezi filosofem, w lekarstwj doct. a oratorem aneb procuratorem", Prag 1609. 8.) und die vorzüglichen Kanzelredner J. Ctibor Kotwa (gewöhnlich der böhmische Cicero genannt), J. Kocjn von Kocinet und G. Dibactus Miczkowsky. Wir könnten hier noch ein großes Namenverzeichniß von böhmischen Schriftstellern geben, unterlassen es aber deßhalb, weil ihre Arbeiten größtentheils theologischen Inhalts und von keinem allgemeinen Interesse sind; ebenso übergehen wir die zahlreichen Übersetzungen aus fremden Sprachen, so bedeutend auch ihr Werth für Böhmen sein mag. — Eine unglückliche Zeit für Böhmen beginnt mit dem Siege der Östreicher am weißen Berge über Friedrich V. von der Pfalz (1620) den die protestantische Partei zum König gewählt hatte. Die Protestanten wurden schonungslos aus dem Lande vertrieben, ihre Bücher verbrannt und die Jesuiten herbeigerufen, um auch in der Erziehung der Jugend jeden nationalen Funken zu ersticken. Die Nationalsprache sank zur Bauernsprache herab und bald schämte sich Jeder, der auf Bildung Anspruch machen zu dürfen glaubte, böhmisch zu reden. Die deutsche Sprache ward bei der Verwaltung und bei den Gerichten mit Gewalt eingeführt und die früheren trefflichen Leistungen in der Nationalliteratur waren bald vergessen. Die wenigen nennenswerthen Schriftsteller aus dieser Periode sind der Historiker S. Kapihorsky, die Sprachforscher G. Konstanc und M. Steyer, der nicht sehr geschmackvolle Dichter F. Kadlinsky, der bedeutendste Geschichtschreiber dieser Epoche Th. J. Paßina von Czechorod, der Kanzelredner C. Taborsky und die Grammatiker J. Drachowsky und W. J. Rosa. Andere bekannte Gelehrten aus dieser Periode, wie die Historiker G. Plachy und B. A. Balbin bedienten sich schon in ihren Werken der lateinischen Sprache. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts sah endlich die östreichische Regierung die Ungerechtigkeit ein, einen großen Theil ihrer treusten und fleißigsten Unterthanen in den Aeußerungen ihrer Nationalität zu hindern. Die böhmische Sprache wurde wieder in allen Unterrichtsanstalten gelehrt und unter den milden Regenten Joseph II. und Franz I. in ihre alte Rechte eingesetzt. Seitdem zeigt sich in dem Anbaue der Nationalliteratur allenthalben ein reger Eifer, der schon vielfache Früchte getragen hat. Unter den mit jedem Jahre zahlreicher werdenden und größtentheils verdienstvollen Schriftstellern der neueren Zeit möchten vorzüglich anzuführen sein: die um die Wiederbelebung der böhmischen Literatur hochverdienten Männer W. M. Krameriusund F. F. Prochazka, der würdige Schulmann A. W. Parzjzek, J. Dobrowsky, der größte Kenner der slawischen Literatur überhaupt, der Historiker F. Pelzel, die Dichter A. Puchmayn, G. J. Dlabacz, J. Negedly, J. Jungmann und J. Rautenkranz, die Sprachkenner F. Tomsa, J. L. Ziegler und W. Hanka, der Botaniker B. Wsemjo Berchtold, der Philosoph A. Marek, Ad. Negedly (ausgezeichnet im Roman und im erzählenden Gedichte), der Lustspieldichter W. Tham, S. Hnjewkowsky (Verfasser des komischen Heldengedichts „Djewjn" (Prag 1805. 2 Bde. 12.), Milota Zdirad Polak (bekannt durch das lyrisch-beschreibende Gedicht „Wzneszenost prjrody" (Prag 1819. 8.), der Tragödiendichter F. Turinsky („Angeljna"),

die trefflichen Dramatiker Cl. W. Klicpera und J. N. Stjepanek („Sämmtliche Werke", Prag 1815. 10 Bde. 8.), der Epiker F. A. Rokos („Iwan", Prag 1823. 8.) und die weniger bedeutenden Dichter M. Sychra, L. Czelakowsky, S. K. Machaczek (welcher Göthe's „Iphigenia in Tauris" überſetzte), J. Hybl, F. Raymann und Fr. Wetesznjk. (Vergl. B. Balbin's „Bohemia docta", Prag 1777—1780. 3 Bde. 8. J. Dobrowsky's „Böhmiſche und mähriſche Literatur", Prag 1779—1784. 3 Bde. 8. Deſſelben „Geſchichte der böhm. Sprache u. Literatur", Prag 1818. 8. J. Jungmann's „Hist. literat. czeské", Prag 1825. 8.) — VI. Polniſche Sprache und Literatur. Die polniſche Sprache iſt durch ihre Ausbreitung und den Reichthum ihrer Literatur einer der erſten ſlawiſchen Dialekte. Sie wird nicht nur in dem eigentlichen Polen, ſondern auch in den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Rußland einverleibten polniſchen Provinzen, in den preußiſchen Herzogthümern Poſen und Schleſien, in dem öſtreichiſchen Königreiche Galizien und in dem Freiſtaate Krakau geredet. Um welche Zeit ſie ſich von der ſlawiſchen Mutterſprache trennte, iſt nicht mehr auszumitteln; ſicher fällt dieſes Ereigniß in eine ſehr frühe Zeit. Eher möchte ſich die Geſtaltung der jetzigen polniſchen Sprache unter dem wechſelnden Einfluſſe verſchiedener, ſowohl einheimiſcher als fremder Elemente nachweiſen laſſen. Von ihren ſlawiſchen Schweſtern unterſcheidet ſie ſich hauptſächlich durch das ziſchende rz und die Naſenlaute ą und ę; in ſich ſelbſt hat ſie je nach der Gegend, wo ſie geſprochen wird, manche Varietäten. So dehnen die Großpolen s und ie: auch haben ſie viele Archaismen und Germanismen aufgenommen; in Maſuren ſpricht man ž wie z, sz wie s und cz wie c; der Kleinpole ſpricht angenehm, fehlt aber nicht ſelten gegen die Regeln der Grammatik und braucht gewöhnlich die männliche Endung ſtatt der weiblichen und ſächlichen; der Litthauer ſingt und mengt ruſſiſche Provinzialismen ein; in Preußiſch-Polen wird die Sprache durch Archaismen und Germanismen völlig verunſtaltet. Die meiſte Verſchiedenheit bietet jedoch die ſchleſiſche Mundart; ą wird durch die Naſe, o für a und ą für ę geſprochen. Man hat von den kaum überwindbaren Schwierigkeiten der polniſchen Sprache viel geredet und geſchrieben; dieſe liegen aber durchaus nicht in der Härte der einzelnen Laute, ſondern in ihrer Feinheit und in dem künſtlichen grammatiſchen Bau dieſes ſeit einigen Jahrhunderten ſorgfältig gepflegten ſlawiſchen Dialekts. Der Reichthum an mannigfach nuancirten Vocalen und Conſonanten (ſagt Schaffarik): a, á, ą, e, é, ę, o, ó; b und b', c, ć und cz, ł und l, m und ḿ, n und ń, p und ṕ, r und rz, s, ś und sz, w und ẃ, z, ž und ź, ferner die häufigen Übergänge der Laute in verwandte oder ähnliche bei Biegungen und Abwandelungen der Wörter, verbunden mit der allen ſlawiſchen Dialekten gemeinen Mannigfaltigkeit der Bildungs- und Biegungsformen, machen die polniſche Sprache zu einer der feinſten, tönendſten, aber auch zugleich der künſtlichſten und ſchwerſten unter allen ſlawiſchen Mundarten ſowohl für Slawen als für Nichtſlawen. Ein großer Nachtheil derſelben iſt jedoch, daß ſie einer Proſodie nach dem quantitirenden Zeitmaße und alſo der Anwendbarkeit auf claſſiſche Versformen in der Dichtkunſt ermangelt. Dieſer Mangel mag jedoch nur ſcheinbar ſein und mehr in der Nachläſſigkeit der Dichter und ihrem Beſtreben Fremdes nachzuäffen als in der Unfähigkeit der Sprache ſelbſt liegen, da die übrigen ſlawiſchen Mundarten ſich des der polniſchen mangelnden Vorzugs erfreuen. Die polniſche Grammatik wurde ſchon früher und bis auf die neueſte Zeit mit vorzüglicher Sorgfalt und mit Glück bearbeitet. Als die brauchbarſten hierher gehörenden Arbeiten nennen wir, mit Übergehung älterer anerkennungswerther Verſuche, J. Moneta's „Polniſches Handbuch" (1763. N. A. von D. Vogel, Bresl. 1808. 8.), O. Kopczynski's „Essai de grammaire polonaise" (Warſch. 1807. 8.); Trabczynski „Grammaire raisonnée de la langue polonaise" (1778. N. E. Warsov. 1793. 1703. 2 Voll. 8.); C. C. Mrongo-

vius' „Polniſche Sprachlehre" (Königsb. 1794. 8.); A. Adamowicz's „Praktiſche polniſche Grammatik" (Berl. 1793. 8.); Stawski's „Handbuch der polniſchen Sprache" (Bresl. 1795. 8.); J. L. Kaſſius' „Lehrgebäude der polniſchen Sprache" (Berl. 1797. 8.); N. Bucki's „Anleitung zur polniſchen Sprache" (Berl 1797. 8.); Kutſch's „Polniſche Grammatik" (Bresl. 1800. 8.); J. S. Vater's „Grammatik der polniſchen Sprache" (Halle 1807. 8.); G. S. Bantkie's „Polniſche Grammatik" (Bresl. 1803. N. A. 1823. 8.) und Th. Szumski's „Polniſche Grammatik" (Bresl. 1821. 8.). Neuere Wörterbücher beſitzen wir von M. A. Troc („Franzöſiſch-polniſch-deutſches Wörterbuch", Leipz. 1742. 2 Bde. 8.); Moszczenski („Deutſch-polniſches Wörterbuch", 1772. N. A. Leipz. 1821. 4 Thle. 8.); C. C. Mrongovius („Deutſch-polniſches Handwörterbuch", 1765. N. A. Danz. 1823. 4.); J. A. Bantkie („Taſchenwörterbuch der polniſchen, deutſchen und franzöſiſchen Sprache", Bresl. und Warſch. 1805—1813. 6 Bde. 8.); K. Winkler („Niem.-pol. Dykcyonarz", Lubl. 1801. 3 Bde. 8.); S. G. Liede (Slownik ięz. pol.", Warſch. 1807—1814. 6 Bde. 4.); X. Litwinski („Slownik polsko-łacinsko-francuski", Warſch. 1816. 2 Bde. 8.); J. C. Troianski („Slownik polko-łacinski", Bresl. 1819. 8.); Czerski („Lateiniſch-polniſches Wörterbuch", Wilna 1822. 2 Bde. 8.); Bobrowski („Lexicon latino-polonicum", Wilna 1822. 8.) und G. Garszynski („Slownik łacinsko-polsko-niem.", Bresl. 1823. 2 Bde. 8.) — Die literariſche Cultur Polens beginnt erſt mit dem XVI. Jahrhunderte; denn ſo früh ſich auch die Landesſprache eigenthümlich entwickelte, ſo wurde ſie doch durch die lateiniſche, welche ſich mit der Einführung des Chriſtenthums (unter Mieczyslaw I. um 965) durch Ausländer zur Schriftſprache erhob, in den Hintergrund gedrängt und die früheren Jahrhunderte vor dem erwähnten können nur unbedeutende polniſche Bruchſtücke aufweiſen. Die Jugend erwarb ſich ihre Kenntniſſe auf ausländiſchen Univerſitäten und brachte fremde Sitten und Sprachen nach Hauſe, und ſelbſt bis auf die neueſte Zeit ſind die Polen von der Nachäfferei des Fremden nicht freizuſprechen. Die älteſten Denkmäler der polniſchen Literatur ſind einige wenige Lieder, die nicht einmal in ihrer urſprünglichen Geſtalt auf uns gekommen ſind; das bekannteſte iſt das Kriegslied: „Boga rodzica", welches gewöhnlich dem heil. Adalbert, der es vor dem Jahre 1000 gedichtet haben ſoll, zugeſchrieben wird. Erſt mit Kazimierz dem Großen beginnt die Morgenröthe der polniſchen Literatur; er ſchützte durch weiſe Geſetze den Bürger und Landmann und legte den Grund zur Krakauer Hochſchule, welche bald durch Władysław Jagiełło eine beſſere Organiſation bekam und als die Mutter aller übrigen Lehranſtalten Polens angeſehen werden muß. Auf Betrieb der Gemahlin Jagiełło's wurde die heilige Schrift ins Polniſche überſetzt. Kazimierz Jagiełło beförderte das Studium der alten Sprachen, that aber nichts für das Landesidiom. Unter ihm wurde 1490 in Krakau die erſte Druckerei errichtet. Seine Nachfolger Johann Albrecht und Alexander thaten nicht das Geringſte für Kunſt und Wiſſenſchaft und die polniſchen Muſen ſind ihnen keinen Dank ſchuldig. Die beſten und einflußreichſten Ämter wurden mit Fremdlingen beſetzt, welche die polniſche Sprache als eine barbariſche nicht nur verachteten und zu unterdrücken ſuchten, ſondern auch dem das Fremde begünſtigenden Adel einen langwährenden Abſcheu gegen dieſelbe einflößten. Das lateiniſche Alphabet wurde der polniſchen Sprache ganz gegen ihren Geiſt aufgedrungen; dadurch mußte die Etymologie unſicher, die Bildung der Wörter von ihrer urſprünglichen Norm abgelenkt und der quantitative Charakter der polniſchen Proſodie beinahe gänzlich verwiſcht werden. Alle früheren Denkmäler der polniſchen Sprache tragen die deutlichen Spuren dieſer Verbildung an ſich und ſind ſämmtlich zu unbedeutend, als daß ſie hier namhaft gemacht werden dürften; erſt die Verſuche aus Sigismund's I. Zeit verdienen Erwähnung. Das Studium des claſſiſchen Alter-

thums äußerte auf die Nationalliteratur einen ſo wohlthätigen und ſchnellen Einfluß, daß ſie mit Rieſenſchritten voranging und die Literatur der Nachbarländer überflügeln zu wollen ſchien. Während das übrige Europa von wüthenden Religionskriegen zerfleiſcht wurde, ſchützte Sigismund die Genoſſen jedes Glaubens. Die Nationalſprache wurde Sprache des Hofes, der öffentlichen Geſchäfte, der Damen und der gebildeten Geſellſchaften; doch konnte ſie ſich immer noch nicht von deutſchem, italieniſchem, lateiniſchem und böhmiſchem Einfluſſe frei erhalten, ſo ſehr auch einzelne geiſtreiche Männer dagegen ankämpften. Am erfreulichſten gediehen Poeſie und Beredſamkeit; weniger kam die wiſſenſchaftliche Proſa voran, weil über wiſſenſchaftliche Gegenſtände faſt ausſchließend lateiniſch geſchrieben wurde. Als die vorzüglichſten Nationalſchriftſteller Polens im XVI. Jahrhunderte und im erſten Viertel des XVII. können folgende gelten: Nikl. Rey von Nagłowicz, der Vater der polniſchen Poeſie und um die Bildung der nationalen Proſa hochverdient, Joh. Kochanowski, der ſich in der Ode, im Liede, in der Satyre, Elegie, Erzählung und im Epigramme mit gleichem Glücke verſuchte („Sämmtliche Werke", Krakau 1584—1590. 4 Bände. 4. Neue Auflage. Warſchau 1803. 2 Bände. 8.); ſein Bruder Andr. Kochanowski (der Überſetzer Virgil's), ſein Neffe Peter Kochanowski (Überſetzer Taſſo's und Arioſto's), Sim. Szymonowicz, unſterblich durch ſeine in einer reichen und anmuthsvollen Sprache geſchriebenen Idyllen (Krakau 1629. 8. und ſehr oft), Sim. Zimorowicz, in ſeinen oft gedruckten Eklogen origineller, aber weniger anmuthig als der Vorhergehende, der eben ſo kecke als correcte Liederdichter Johann Rybinski (Werke, Thorn 1593. 4.), die Lyriker Ad. Czarowski, Johann Jurkowski und Stanisl. Grochowski, der treffliche geiſtliche Dichter Casp. Miaskowski (Werke, Poſen 1622. 2 Theile. 4.), welchem eine große Anzahl minder bedeutenderer Kirchenliederdichter (Valent. Brzozowski, Pet. Kreſychleb, Valent. Bartoszewski, Sam. Dambrowski, Casp. Gesner, Chriſt. Krainsky, Stanisl. Sudrovius, Joh. Turnowski, Joh. Zygrovius, Laur. Chlebowski, Casp. Twardowski u. A. m.) nachtraten, Sebaſt. Petrycy, der Überſetzer des Ariſtoteles und Horaz, Sigism. Andr. Zbylitowski, bekannt durch ſeine Satyren und durch ſein Lehrgedicht „Wiesniak" (Krakau 1600. 4.), Seb. Fab. Klonowicz (Acernus), der ſich mit Erfolg in den meiſten Dichtungsarten verſuchte, der hiſtoriſche Dichter Mart. Paszkowski, der Didaktiker Joh. Kraiewski, die Satyriker Pet. Zbylitowski und Sim. Slaski, der Epigrammatiſt Malcher Pudlowski, Lucas Gornicki, der gehaltreichſte Redner und Styliſt ſeiner Zeit, die Redner Stanisl. Orzechowski, Joh. Januszowski, Pet. Skarga, von ſeinen Zeitgenoſſen der polniſche Chryſoſtomos genannt, Jak. Wuiek, Fab. Bierkowski, Stanisl. Karekowski, Mart. Białobrzeski und Greg. Koszutski von Szarnowec („Poſtille", deutſch von Kurzbach, Warſch. 1587. 3 Bde. Fol.), die Hiſtoriker Mart. Bielski („Kronika polska", Krak. 1597. Fol., in muſterhaft reinem und correctem Style), Math. Stryikowski, Barth. Paprocki von Głogol, im Fache der Heraldik und Genealogie der ausgezeichnetſte Schriftſteller Polens, die Politiker und Statiſtiker Joh. Herburt, Stanisl. Sarnicki, Leo Sapieha und Barth. Groicki (Überſetzer des „Sachſenſpiegels"), Stanisl. Grzebski (Verfaſſer des erſten mathematiſchen Buchs in polniſcher Sprache), die Aſtronomen Joh. Łatosz, Adalb. Rosciszewski und Felix Szebrowski, die Ärzte Pet. von Kobylin (über die Geburtshülfe), Adalb. Ocko, Andr. Grutinius (Beide über die Syphilis), Pet. Umiastowski (über die Peſt), die Botaniker Steph. Falimierz, Hieron. Spiczynski, Mart. Siennik, Mart. von Urzedow und Sim. Syrenski, und der

ſtrategiſche Schriftſteller Joh. Tarnowski. Außerdem wurden mehrere Werke aus den alten und neueren Sprachen ins Polniſche überſetzt, die wir aber hier nicht namhaft machen können. — Mit Sigismund III. (1622) beginnt für die polniſche Nationalliteratur eine unglückliche Zeit; der von Italien ausgehende und über ganz Europa verbreitete Ungeſchmack, der das Bizarre, Gigantesk und Kindiſchſpielende dem einfach Natürlichen und Schönen vorzog, brach auch über Polen herein und wurde nicht wenig durch die Jeſuiten, welche ſich bald nach ihrer Berufung in das Land des geſammten Schulunterrichts bemächtigten, gefördert. Übertriebene, fade Lobhudelei und Kriecherei galt für Poeſie; theologiſche Klopffechterei um Kleinigkeiten für Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft; die Sprache ward zum ungeheuern Gemiſche von lateiniſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Brocken und ihre Syntax und Periodologie ward widernatürlich entſlawiſirt. Im XVII. Jahrh. wurde noch manches Anerkennungswerthe zu Tage gefördert, in der erſten Hälfte des XVIII. aber erſchienen nichts als einige an Sprache und Geſchmack verwilderte Religionsbücher, ſeichte Predigten, geiſtloſe, in prunkvollem Schwulſte daherſchreitende Lobreden, ſteife Briefe voll Unverſtand, rohe, oft unanſtändige Späße, die Sinngedichte genannt wurden, und von Aberglauben und Dummheit ſtrotzende Kalender. Von den Nationalſchriftſtellern dieſer Periode ſind zu nennen Sam. Twardowski, nicht ohne glänzende poetiſche Talente, aber in den Verkehrtheiten ſeiner Zeit befangen; beſonders durch die erſten epiſchen Verſuche in polniſcher Sprache („Władysław“ und „Woyna domova“) bekannt, der Hymnendichter Joh. Białobocki, die Lyriker Vesp. Kochowski, Adalb. Stan. Chroscinski, Janusz Korybut Fürſt Wisniowiecki, Joh. Libicki und Stan. Heraklius Fürſt Lubomirski, Raph. Leszczynski (Verfaſſer des hiſtoriſchen Gedichts „Chocim“), die Naturdichterin Eliſabetha Driszbacka, Stan. Vinc. Fürſt Jabłonowski, der Epigrammatiſt und üppige Romandichter Wacław Potocki, der derbe Satyriker Chriſtoph Opalinski, der etwas mildere, aber witzige Joh. Dzwonowski, der fruchtbare und gedankenreiche, aber in der Diction nicht ſehr glückliche Idyllendichter Joh. Gawinski, der heitere Epigrammatiſt Dan. Bratkowski und die weniger bedeutenden Dichter C. F. Falibagowski, A. Dobołecki, S. Huter Szymonowski, A. von Obodna Obodziniski, P. Kwiatkowski, H. Morsztyn, St. Poniatowski, S. Jagodynski, H. Chełkowski und A. Ignes. Unter den Hiſtorikern dieſer Periode ſind anzuführen J. Poszakowski („Historya luterska“, Wiln. 1745. 4.; „Historya Kalwinska“, Ebend. 1747—1749. 3 Bde. 4.), der fruchtbare Sim. Starowolski, der 47 theologiſche, politiſche und hiſtoriſche Werke hinterließ, C. Nieſiecki, einer der trefflichſten Biographen und Literarhiſtoriker Polens („Korona polska“, Lemb. 1728—1743. 4 Bde. Fol.) und der treffliche Geograph Władyſł. Lubienski („Swiat we wszystkich swoich czeszciach“, Bresl. 1740. Fol.). Von den übrigen Schriftſtellern dieſer Zeit machen wir noch namhaft die Sprachforſcher Greg. Knapski und Abr. Troc, den Arzt Seb. Sleszkowski (über die Peſt) und den vorzüglichſten aller polniſchen Mathematiker Joh. Brosçius. — Mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beginnt die Wiedergeburt des beſſern Geſchmacks und der Wiſſenſchaft in Polen. Vor allen übte der aufgeklärte Piariſt Stan. Konarski einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung durch die Einrichtung beſſerer Schulen. Stanislaus Auguſt, ſelbſt Liebhaber und Kenner der Wiſſenſchaften, ſorgte thätig für Bildung und Aufklärung und ward in ſeinem ehrenvollen Beſtreben durch mehrere Große, unter denen die Fürſten Czartoryski durch ihren raſtloſen Eifer hervorragten, kräftig unterſtützt. Die Nationalſprache ward allmählig von den fremden Schlacken wieder gereinigt und eine Nationalbühne errichtet. Aber was mit Mühe aufgebaut ward, fiel

bald wieder durch die ſchnell auf einander folgenden Revolutionen und durch die Theilung des unglücklichen Landes unter fremde Herrſcher in Trümmer. Die neuere polniſche Literatur iſt zwar reich an gelungenen Verſuchen jeder Art, aber ſie ſtehen vereinzelt da und die vorzüglichſten Talente erfreuen ſich von oben herab keiner Ermunterung. Wie ſehr aber die polniſche Nation einer hohen literariſchen Cultur fähig iſt, beweiſt die große Anzahl trefflicher Schriftſteller aus allen Fächern des Wiſſens, von denen wir aber hier nur die ausgezeichnetſten namhaft machen können. An der Spitze der Autoren dieſer Zeit ſtehen der König Stanisl. Leszczynski und der ſchon erwähnte Piariſt Hier. Stan. Konarski, Beide durch Wort und Beiſpiel auf die Veredlung des Geſchmacks in der polniſchen Literatur wohlthätig wirkend. J. A. Zaluski ſtiftete zum Vortheile ſeines Landes eine herrliche Bibliothek und leiſtete, obſchon vom guten Geſchmacke verlaſſen, manches Anerkennungswerthe in der Literargeſchichte. Nach dieſen Mäcenaten nennen wir die Dichter W. Rzewuski (ſchrieb zwei Trauerſpiele „Szolkiewski“ und „Władysław pod Warną“, und zwei Luſtſpiele: „Dziwak“ und „Natręt“), Ign. Graf Krasicki, den vorzüglichſten Schriftſteller unter Stanislaus Auguſt (der in ſeinem Epos „Woyna Chocimska“, ſeinen komiſchen Heldengedichten „Myszeis“, „Monachomachia“ und „Antimonachomachia“, ſeinen Luſtſpielen „Łgarz“, „Statysta“ und „Solennizant“, ſeinen Romanen „Przypadki Doswiadczynskiego“ und „Historya na dwie ksiegi podzielona“, ſo wie in ſeinen kleineren Gedichten und proſaiſchen Leiſtungen eben ſo großen Witz und Scharfſinn als glänzende Diction beurkundet; „Sämmtliche Werke“, Warſch. 1803—1804. 10. Bde. 8.), den anmuthigen J. Szymanowski, den eben ſo kühnen als feinen St. Trembecki (Oden, Idyllen, Fabeln, Elegien, Epiſteln, das Luſtſpiel „Syn marnotrawny“ und das beſchreibende Gedicht „Zofiowska“; „Sämmtliche Werke“, Wilna 1822. 2 Bde. 8.), den eben ſo großen Hiſtoriker als Dichter Ad. Naruszewicz („Historya narodu polskiego“, Warſch. 1780—1786. 6 Bde. 8. Oden, Lieder, Idyllen und die Tragödie „Guido“; „Sämmtliche Werke“, Warſch. 1805—1805. 12 Bde. 8.), den beißenden Satyriker Th. Kajetan Wegierski, den originellen Jul. Urſin Niemcewicz, ausgezeichnet im Luſtſpiele („Powrot posta“, „Jan Kochanowski“), Trauerſpiele („Władysław pod Warna“, „Zbigniew“), Epigramme, Roman („Levi und Sara“, „Jan z Tęczyna“) und in der Geſchichte („Dzieie panowania Zygmunta III“, Warſch. 1819. 3 Bde. 8.), die herrlichen Liederdichter Fr. Karpiński („Sämmtliche Werke“, Warſch. 1806. 4 Bde. 8.) und F. D. Kniznin (unübertroffen im Liebesliede; „Sämmtliche Werke“, Ebend. 1787—1788. 3 Bde. 8.), den fruchtbaren, aber geſchmackloſen J. E. Minaſowicz, den vorzüglichſten epiſchen Dichter Polens, J. Woronicz („Lechiada“, „Sibylla“ und lyriſche Poeſien), V. Gurski, gleich glücklich in der Ode, Idylle, Fabel und im Luſtſpiele („Werke“, Krak. 1804. 4 Bde. 8.), die Lyriker L. Oſinski, K. Kozmian (auch Verfaſſer des claſſiſchen Lehrgedichts „O ziemianstwie“), der phantaſiereiche Dyzma Boncza Tomaszewski (ſchrieb das Epos „Jagellonida“ und das Lehrgedicht „Rolnictwo“; „Sämmtliche Schriften“, Warſch. 1822. 2 Bde. 12.), Joh. Kruszynski, Fr. Weczyk (bekannt durch das beſchreibende Gedicht „Okolice Krakowa“ und die Tragödie „Glinski“), den unübertroffenen Lyriker und Balladendichter Ad. Mickiewicz, einen der größten Dichter der neuern Zeit, L. Krupinski (Lieder, Oden, das Trauerſpiel „Lutgarda“ und der Roman „Listy Adolfa i Klary“), den Tragiker und größten Verskünſtler Polens, A. Felinski („Sämmtliche Werke“, Warſch. 1816—1821. 2 Bde. 8.), den Dichter und Literarhiſtoriker E. Slowaki, K. Godebski („Gedichte“, Warſch. 1821. 2 Bde. 8.), den erſten polniſchen Luſtſpieldichter F. Bohomolec („Komedye“,

Warsch. 1772—1775. 5 Bde. 8.), den eben so großen Staatsmann als Dramatiker A. Czartoryski, den Gründer der polnischen Nationalbühne, die Lustspieldichter F. Zabłocki, J. Kossakowski, A. Szolkowski und die fruchtbaren Dramatiker A. Bogusławski („Werke", Warsch. 1820—1823. 15 Bde. 8.) und L. A. Dmuszewski („Werke", Warsch. 1821—1823. 10 Bde. 12.). Unter den Prosaikern der neuern Zeit stehen oben an die trefflichen Redner und um ihr Vaterland hochverdienten Brüder Stan. und Ign. Potocki. Ferner verdienen Erwähnung die Kanzelredner S. Lachowski und M. F. Karpowicz („Werke", Warsch. 1807. 8 Bde. 8.), die Historiker J. Lelewel, L. Surowiecki, K. Skrzetuski und Thaddäus Graf Czacki, der Polyhistor J. B. Albertrandy, die Sprachforscher S. G. Linde, G. S. Bantkie und J. B. Rakowiecki, der Bibliograph F. Bentkowski, die Literarhistoriker Joh. Max. von Teczyn Ossolinski und St. Staszyc, der Reisebeschreiber Ed. Raczynski („Tagebuch seiner Reise nach Constantinopel", Bresl. 1821. Fol.), die Philosophen J. Kalassanty Szaniawski (welcher der kantischen Philosophie in Polen Eingang zu verschaffen suchte), F. Jaronski und J. Wybicki, die Naturforscher C. Kluk, B. St. Jundziłł, J. Hermann und J. Bystrzycki, die Mediciner L. Perzyna, L. de Lafontaine und H. Dziarkowski, die Mathematiker A. Chodkiewicz und J. Sniadecki, der Chemiker und Pharmaceut A. Sniadecki, der Astronom M. Odlanicki und der Architekt S. Sierakowski. Dieses Namenverzeichniß könnte noch sehr vermehrt werden; da wir uns aber hier mit der Angabe des Wichtigsten begnügen müssen, so mögen die angeführten Namen genügen. (Vergl. J. A. Zaluski's „Polonia litterata", Bresl. 1750—1756. 8 Bde. 8.; M. D[uclos'] „Essay sur l'histoire littéraire de Pologne", Berl. 1778. 8.; F. Bentkowski's „Historya literatury polskiey", Warsch. 1814. 2 Bde. 8.; M. H. Juszynski's „Dykcyonarz poetow polskick", Krak. 1820. 2 Bde. 8.; G. Münnich's „Geschichte der polnischen Literatur", Warschau 1823. 2 Bde. 8. und T. Szumski's „Krotki rys hist. literat. polsk.", Warsch. 1824. 8.) — VII. Sprache und Literatur der Sorben oder Wenden in den Lausitzen. Zahlreiche slawische Stämme (Obotriten, Polaber, Wagrier, Linonen, Pommern, Ukern, Heveller, Rhetarier, Sorben und Lausitzer) hatten sich schon sehr frühe im nördlichen und östlichen Deutschland verbreitet und waren unter eigenen Fürsten ein mächtiges Volk, bis sie im XII. Jahrh. von den Deutschen unterjocht und bis auf die Stämme in den Lausitzen, die jetzt aus ungefähr 200000 Köpfen bestehen, ausgerottet wurden. Zwei Dritttheile dieser mit Deutschen vermengten Überbleibsel stehen unter preußischer, ein Dritttheil unter sächsischer Botmäßigkeit. Die Sprache der Sorbenwenden in der Oberlausitz nähert sich dem Böhmischen, ist aber stark mit deutschen Bestandtheilen versetzt; so hat sie z. B. den Artikel angenommen. Vor der Reformation lag sie völlig unangebaut und erst J. Ticinus („Principia linguae Vendicae", Prag 1679. N. A. 1782. 12.) und Z. J. Bierling („Orthographia Vandalica", Bautzen 1689. 8.) stellten ihre Orthographie fest. Grammatisch wurde sie bearbeitet von G. Matthäi („Wendische Grammatik", Bautzen 1721. 8.); ein Wörterbuch lieferte G. A. Swotlik („Vocabularium - latino - serbicum", Bautzen 1721. 8.). — Die Sprache der Sorbenwenden in der Niederlausitz hat mehr Ähnlichkeit mit dem Polnischen, ist aber fast bis zur Unkenntlichkeit germanisirt und geht mit schnellen Schritten ihrem Untergange entgegen. Eine „Wendische [Niederlausitzische] Sprachlehre" lieferte J. G. Hauptmann (Lübben 1761. 8.). Die Literatur der Sorbenwenden ist unbedeutend und besteht bis jetzt blos aus Übersetzungen der Bibel und aus Erbauungsbüchern, deren Verfasser wir nicht namhaft machen wollen. — Über die gesammte Literatur aller slawischen Völker vergleiche man P. J. Schaffarik's

„Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten" (Ofen 1826. 8.). 66.

Slawonien, s. Ungarn.

Sleidanus (Johannes), eigentlich **Philipson**, einer der ausgezeichnetsten Publicisten seiner Zeit, wurde im Jahre 1506 zu Sleida bei Köln geboren, studirte zu Lüttich, Köln, Löwen, Orleans und Paris die Rechte, trat hierauf in die Dienste des Königs Franz I. von Frankreich, welcher ihn als Gesandten zu dem Reichstage nach Regensburg abschickte, und begab sich dann nach Straßburg, wo er 1542 zum Professor der Rechte ernannt wurde, nachdem er im Auftrage der Stadt mehrere Gesandtschaftsreisen unternommen hatte. Später sandten ihn die protestantischen Fürsten, welche ihn schon vorher zum Geschichtschreiber des schmalkaldischen Bundes erwählt hatten, an den König von England (1545) und mehrere Jahre darnach auf die Kirchenversammlung zu Trident, bei deren Mitgliedern er hohe Achtung genoß. Von den ausgezeichnetsten Staatsmännern und Gelehrten seiner Zeit, mit denen er großentheils in Briefwechsel stand, geschätzt starb er im Jahre 1556 zu Straßburg. Sein berühmtestes Werk, welches selbst der Papst Pius IV. günstig beurtheilte, war „De statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentarii" (Straßburg 1555. Fol.; die beste Ausgabe von Am Ende, Frankf. 1785—1786. 3 Bde.), welches sich durch genaue Sachkenntniß, große Unparteilichkeit und eine gewandte Schreibart auszeichnet und in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir: „De quatuor summis imperiis" (Straßb. 1556), welches gegen sechzig Auflagen erlebte und von Schurzfleisch fortgesetzt wurde, und die „Summa doctrinae Platonis de republica et de legibus" (Straßburg 1548). Auch arbeitete er eine in stylistischer Hinsicht ausgezeichnete lateinische Übersetzung von Comines' „Memoires" (Par. 1545) aus. Die Herausgabe seiner „Opuscula" besorgte Putschius. 81.

Slobode ist im Russischen eigentlich eine Vorstadt, dann überhaupt ein mauerloser Flecken, besonders in Sibirien jede kleine Ortschaft mit hölzernen Mauern zum Schutze gegen die umherschweifenden Kirgisen- und Tatarenstämme. 30.

Slowaken, s. Ungarn.

Smalte oder **Schmalte**, s. Azur und Blaufarbenwerke.

Smaragd, lat. smaragdus; franz. émeraude; engl. emerald, ein Edelstein, besitzt rhomboedrische Krystallformen, fast die Härte des Topases, grüne Farben, verschiedene Grade der Durchsichtigkeit, des Glasglanzes, ein specifisches Gewicht von 2,6—2,7 und bildet mit Beryll die Species des rhomboedrischen Smaragdes. Er besteht aus Kieselerde mit Beryll- und Thonerde und soll durch Chromoxyd grün gefärbt sein. Er wird auf Gängen im Urthonschiefer, Hornblendschiefer und Granite in Peru, im Glimmerschiefer am rothen Meere, in Salzburg und am Urale gefunden. Als Edelstein steht er seiner schönen grünen Farben wegen sehr im Werthe. 76.

Smirgel, s. Korund.

Smith (Adam), ausgezeichneter Staatswirthschaftslehrer, wurde am 5. Juni 1723 zu Kirkaldy in Schottland geboren, gab das Studium der Theologie, dem er sich in Glasgow und Oxford gewidmet hatte, aus Neigung zur Philosophie auf, begann im Jahre 1748 zu Edinburg Vorlesungen über Rhetorik und die schönen Wissenschaften, wurde 1751 zum Professor der Moral und der Logik in Glasgow ernannt und erlangte als akademischer Lehrer einen über ganz Großbritannien verbreiteten Ruf. In den Jahren 1764 und 1765 begleitete er den Herzog von Buccleugh auf einer Reise durch Frankreich und Italien und lebte nach seiner Rückkehr ohne Anstellung zehn Jahre in seiner Vaterstadt, wo er sich ausschließlich gelehrten Arbeiten widmete. Während dieser Zeit vollendete er sein Werk „Inquiry

nto the nature and causes of the wealth of nations“ (Lond. 1776. 4. 2 Bde.; neueste Aufl. von Buchanan 1814 und Mac Cullach 1827; deutsch von Garve, Bresl. 1794—1796. 4 Bde.), dessen Ruf sich bald über ganz Europa verbreitete. Er suchte in demselben vorzüglich zu beweisen, daß nur durch vollkommene Befreiung von allen Einschränkungen und Belästigungen des Handels das Vermögen des Staates und dadurch seine Kraft gehoben werden könne, und begründete so das sogenannte Industriesystem (s. Handelsfreiheit und Staatswirthschaft). Die in diesem Systeme aufgestellten Grundsätze sind zwar keineswegs durchgängig neu, allein S. hat sie zuerst in richtige Verbindung gebracht und in dem naturgemäßesten Zusammenhange vorgetragen. Er hatte während seines Lebens die Freude, seine Grundsätze, trotz aller anfangs dagegen erhobenen Widersprüche, von der englischen Regierung immer mehr anerkannt zu sehn; jedoch ist ihre vollkommene Annahme bis jetzt weder von dieser, noch von irgend einer andern europäischen Regierung erfolgt. S. brachte seine letzten Lebensjahre in Edinburg zu, verwaltete seit 1778 die Stelle eines Commissärs der Zölle in Schottland und starb daselbst im Juli 1790. Eine Biographie S.'s gab Dugald Steward heraus. 81.

Smith (Sir William Sidney), ein ausgezeichneter englischer Seeheld, wurde im Jahre 1764 zu London geboren, erhielt den ersten Unterricht in Turnbridge und Bath, nahm schon im dreizehnten Jahre (1777) Seedienste und stieg von 1780—1783 vom Lieutnant bis zum zweiten Fregattencapitain auf, trat 1788 in schwedische Dienste und zeichnete sich in der berühmten Seeschlacht vom 9. Juli 1790 zwischen den schwedischen und russischen Scheerenflotten aus, erhielt nach dem Frieden von Werelä (1790) den Bathorden, verließ die schwedischen Dienste und begab sich nach Constantinopel, wo er auf der türkischen Flotte eine Anstellung fand. Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich begab er sich nach Toulon und verbrannte 1793 die französischen Schiffe auf der Rhede des dortigen Hafens. Wegen seiner großen Kühnheit gebrauchte man ihn seitdem stets zu den gefahrvollsten Unternehmungen und er hatte 1795 den Muth, im Auftrage des Admiral Warren, die Beschaffenheit der französischen Flotte auszukundschaften, lief mit derselben zugleich in den Hafen von Brest unter feindlicher Flagge ein und entfernte sich, nachdem er die bestimmtesten Nachrichten darüber eingezogen hatte, noch vor gänzlicher Entdeckung seines Wagstücks. Nachdem er aber hierauf in einem Seegefechte vor Havre de Grace (1796) gefangen worden war, schlug das auf ihn erbitterte Directorium seine Auswechselung ab und setzte ihn in den Tempel fest; allein er wurde durch die List einiger Freunde aus seinem Gefängnisse befreit und gelangte glücklich in sein Vaterland, wo er mit Jubel empfangen wurde und sogleich den Oberbefehl über den „Tiger“, ein Schiff von 50 Kanonen, erhielt, mit dem er zur Bewachung der Küste von Ägypten abseglete. Von hier wandte er sich nach Syrien und fügte Buonaparte bei der Belagerung von St. Jean d'Acre den empfindlichsten Verlust zu. Nachdem er hierauf mit Kleber die Convention von El Arisch abgeschlossen hatte, kehrte er nach England zurück, trat 1802 in das Unterhaus und wurde bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich nach dem Frieden von Amiens zum Contreadmirale erhoben. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch Kühnheit und Tapferkeit aus, begleitete 1807 mit seiner Flotte den Prinz-Regenten von Portugal nach Brasilien, fiel aber später, wahrscheinlich wegen seiner Verbindung mit der damaligen Prinzessin von Wales, in Ungnade und lebte seitdem größtentheils auf dem Festlande. Seine Sendung zum Congresse von Wien 1814 von Seiten mehrerer philanthropischen Vereine, um die Abschaffung des Sklavenhandels und einen Kreuzzug gegen die Barbaresken auszuwirken, blieb zwar fruchtlos, allein er selbst bildete 1815 zu Paris eine Gesellschaft gegen die Seeräuberei, welche mehrere Jahre thä-

tig war. Nachdem er bis zum Jahre 1830 in Paris gelebt hatte, kehrte er, sogleich nach der Thronbesteigung Wilhelm's IV. zum Generallieutnant des Seewesens ernannt, nach England zurück, wo er noch gegenwärtig lebt. 81.

Smit (Quintijn de), s. Messis.

Smolensk, eine der ältesten Städte des russischen Reiches, gehörte ehemals zum Königreiche Polen, liegt 120 Stunden von Petersburg und 90 Stunden von Moskau und hat etwa 20000 Einwohner. Die eigentliche Stadt (Altstadt) ist auf dem Abhange einer das linke Ufer des Dnieper umfassenden Höhe erbaut, während die größere Vorstadt (Neustadt) auf einer ähnlichen steilen Höhe des rechten Ufers liegt und mit der Altstadt durch eine hölzerne Brücke verbunden ist. Die Altstadt ist mit einer Mauer umgeben, welche bei 48 Fuß durchschnittlicher Höhe eine untere Dicke von 18 Fuß und einen Umfang von 7606 Schritten hat. Oben hat diese Mauer einen 5 Fuß breiten Wallgang und ursprünglich dienten 36 Thürme, welche in derselben erbaut waren, zu ihrer stärkern Vertheidigung. Ringsum diese Mauer befindet sich ein breiter Graben, der mit einem bedeckten Wege und einem Glacis umgeben ist. Nur 3 Thore und 2 Mauerfugen führen in die Stadt. Sie hat in der neuern Geschichte einen Namen erhalten durch die mörderische Schlacht am 17. Aug. 1812. — In Folge des siegreichen Vorrükkens der napoleonischen Heere in das Innere des russischen Reiches hatte der russische General Bagration auf seiner rückgängigen Bewegung eben seine Armee bei S. vereinigt, als am 16. Aug. die französische Avantgarde unter dem Marschalle Ney vor diesem Platze erschien und die Höhen des linken Ufers besetzte. Am Abende desselben Tages langte die erste russische Armee unter dem unmittelbaren Befehle des Fürsten Barclay de Tolly an und besetzte das rechte Ufer S. gegenüber. Während sich die Avantgarde schlug, beeilte Napoleon den Marsch seiner Truppen, um die Einschließung zu vollenden, was denn während der Nacht auch ausgeführt wurde. Den linken Flügel der französischen Stellung befehligte Ney, den rechten Poniatowski und das Centrum Davoust. In dem ganzen von der Infanterie besetzten Umkreise waren die Russen auf eine Entfernung von 12—1500 Schritten um den Platz beschränkt. Am Morgen des 17. Aug. zwang Murat bald die feindliche Cavallerie, sich in die Stadt zu werfen, und Poniatowski lagerte sich an den Dnieper, wo man eine Batterie von 60 Geschützen auffuhr. Inzwischen schlug man sich hartnäckig auf dem linken Flügel vor der Citadelle, wo sich die Russen in einem Gesträuche festgesetzt hatten. Nach 3stündigem heftigen Kampfe setzte sich Davoust in den Besitz der Vorstädte; an mehreren Punkten überrannten die Franzosen das Glacis, den bedeckten Weg und den Graben; aber ihre Tapferkeit scheiterte an den festen Mauern und die Russen besetzten dann wieder von Neuem diese Theile; doch that die Batterie, welche in der Verlängerung des bedeckten Weges aufgefahren war, den Russen großen Abbruch; die in die Stadt geworfenen Granaten zündeten bald und das Feuer griff schnell mit großer Heftigkeit um sich, so daß Napoleon sich selbst der Hülfsmittel beraubte, die er so sehr für sein Heer bedurfte. Das Gefecht, welches blutiger war als viele große Schlachten, endete erst mit Einbruch der Nacht. Das französische Heer bezog ringsum den Platz ein Bivouak; Barclay ließ, da der Brand in der Stadt fürchterlich wüthete, dieselbe in der Nacht räumen, welches mit der größten Ordnung, Schnelligkeit und Ruhe ausgeführt wurde. Der Nachtrab zündete die Kaufmannsläden an, um dem Feinde dieselben nicht in die Hände fallen zu lassen, zog die angelegte Schiffbrücke ein und brannte die hölzerne Jochbrücke ab. Am nächsten Morgen nahm Napoleon den Platz mit den Grenadieren und den Fußjägern seiner Garde in Besitz. Die Stadt schien ausgestorben, da die wenigen Einwohner, welche noch zurück geblieben waren, sich in die Kirchen geflüchtet hatten, und so bot sie der französischen Armee durchaus keine Hülfsmittel dar. Ney schlug zwei Schiffbrücken und

ließ eine Brigade Cavallerie durch den Fluß gegen die russische Heerabtheilung vorgehen, welche die Niederstadt noch besetzt hielt; diese wurde aber zurückgeworfen. Barclay hatte die Niederstadt mit Infanterie und die Höhen des rechten Ufers mit Geschütz besetzt, so daß sich zwischen beiden Ufern noch an diesem Tage (den 18. Aug.) ein lebhaftes Geschütz- und Kleingewehrfeuer entspann. Gegen 5 Uhr gelang es endlich der Division Morand, sich in dem Überreste des Brückenkopfes festzusetzen. Barclay machte keinen ernstlichen Versuch, diesen Posten wieder zu nehmen, ließ gegen 6 Uhr die Niederstadt anzünden und trat 1 Stunde darauf seinen Rückzug an. Die herrlichen Gebäude, welche bei dieser Gelegenheit in Asche gelegt wurden, stehen noch in den Hauptmauern als Ruinen da. 61.

Smollet (Tobias), ein vorzüglicher englischer Schriftsteller, wurde 1721 zu Dalquhurn in Schottland geboren, lebte einige Zeit in Glasgow als ausübender Wundarzt und wandte sich 1740 nach London, um hier eine bleibende Anstellung in seinem Fache zu suchen. Zugleich nahm er sein Trauerspiel „The regicide" mit dahin und schiffte sich, als er es an den beiden großen Theatern der Stadt nicht zur Aufführung bringen konnte, auf einem Kriegsschiffe nach Westindien ein, kehrte aber schon 1746 nach England zurück, weil ihm die Ausübung seiner Kunst lästig wurde, und erregte durch Herausgabe des Gedichtes „The tears of Scotland" wegen seines darin ausgesprochenenen freimüthigen Urtheils über das Betragen der königlichen Truppen nach der Schlacht bei Culloden die öffentliche Aufmerksamkeit, worauf sein Ruf als Schriftsteller durch die humoristischen Romane „Roderik Random" (Lond. 1748. 2 Bde.) und „The adventures of Peregrine Pickle" (Ebend. 1751. 4 Bde.) noch fester begründet wurde. Da er hierauf als praktischer Arzt in Bath vergeblich sein Glück zu machen suchte, so wandte er sich wieder zu schriftstellerischen Arbeiten und gab den Roman „The aventures of Ferdinand Fathom" (2 Bde.), eine Übersetzung des „Don Quixote" und eine „Complete history of England" (Lond. 1758. 4. 4 Bde.) heraus. Die Abfassung einer Schmähschrift brachte ihn hierauf einige Zeit in die Kingsbench, worin er den Roman „The aventures of Sir Lancelot Greaves" verfaßte; alsdann gab er die Zeitschrift „The Briton" zur Unterstützung des Lord Bute und dann die „Critical Review" heraus. Die Frucht einer Reise nach Frankreich und Italien (1763 und 1765) war die Beschreibung derselben, deren mürrischen Ton Sterne in seinem „Sentimental journey" lächerlich machte. Nachdem er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit 1770 eine zweite Reise nach Italien unternommen und während derselben einen seiner ausgezeichnetsten Romane „The expedition of Humphry Clinker" geschrieben hatte, starb er am 21. Oct. 1771 zu Livorno. Seine Romane zeichnen sich, bei einer gewissen Breite, besonders durch getreue Schilderung des Lebens der niederen Stände und durch einen hohen Grad von Humor aus, wobei er öfters auch Gemeines und Unsittliches nicht verschmäht. Seine Satyren haben einen Anstrich von Bitterkeit und die kleineren Dichtungen, besonders die „Ode to Independence" charakterisirt eine kühne und kräftige Sprache. Als Geschichtschreiber mangelt ihm, bei einer glänzenden Darstellungsgabe, gründliches Quellenstudium, Unparteilichkeit und philosophischer Scharfblick. Lebensbeschreibungen von ihm lieferten Thomas Moore und Walter Scott in der „Novellist's Library" und der „Miscellaneous prose works." 81.

Smollie (Williams), berühmter englischer Geburtshelfer des vorigen Jahrhunderts, lebte zu London, wo er eine sehr große geburtshülfliche Praxis hatte und über Geburtshülfe sehr besuchte Vorträge hielt. Er hat eine lange Zeit im Gebrauche gewesene Geburtszange erfunden und mehrere geschätzte Schriften über Geburtshülfe verfaßt, als: „Treatise on the theory and practice of midwifry" (Lond. 1752. Deutsch, Altenburg 1755); „A collection of cases and

observations an midwifry“ (Lond. 1754); „A set of anatomical tables“ (Lond. 1754. Fol.). S. starb 1763. 39.

Smyrna, bei den Türken Ismir (Br. 38° 28′ 7″, L. 44° 46′ 33″), die wichtigste Handelsstadt Kleinasiens, Sitz eines Pascha mit 3 Roßschweifen, eines griechischen und armenischen Erzbischofs und eines Molla erster Classe, liegt angenehm auf der halbrunden Küste, welche den Hintergrund eines Golfs bildet, und ist in Gestalt eines Amphitheaters um einen Berg gebauet, auf dessen Gipfel eine fast verfallene Burgruine steht; ein Castell deckt den Hafen und ein anderes ist an der Mündung des Meerbusens aufgeführt, aber mit schlechten Mauern umgeben. S. ist nicht schön; die Straßen im Innern sind enge, unregelmäßig und schmutzig, ausgenommen, wo sie, wie in den Bazars, bedeckt sind; die Häuser haben eine schlechte Bauart und die öffentlichen Gebäude sind meistens aus den Trümmern der alten Stadt erbaut. Man zählt 19 Moscheen, 2 griechische, 1 armenische, 1 katholische, 1 anglikanische und 1 protestantische Kirche, 1 katholisches Kloster, 7 Synagogen, mehrere Medresses (türkische Gelehrtenschulen), 1 griechisches Collegium zur Erlernung der hellenischen Sprache und der mathematischen Wissenschaften, mehrere Bazars, viele öffentliche Bäder, Karawanserais, Bagnos und über 20000 Häuser und 130000 Einw., wovon über die Hälfte Türken, das Übrige Griechen, Juden, Armenier und Franken, wovon die letzteren, ungefähr 1000, ein eigenes Stadtviertel bewohnen. Manufacturen sind nur wenige hier, die in Seide, Baumwolle, Teppichen und Leder arbeiten; Alles nähret sich vom Handel, der im Innern meistens durch Juden, Griechen und Armenier, nach Außen aber durch die in S. ansässigen Franken betrieben wird. Zweimal gehen wöchentlich Karawanen nach Manissa, auch kommen jährlich große Karawanen von Osten hierher. Die Stadt ist von weitläuftigen Gärten umgeben, die die schönsten Früchte, Wein und Öl erzeugen; aber das flache Land umher ist durchaus schlecht angebaut und vernachlässigt. In Südwesten der Stadt sprudeln heiße Bäder hervor. 71.

Snayers (Peter), ein berühmter holländischer Maler, ward 1593 zu Antwerpen geboren, bildete sich nach den berühmtesten Meistern seines Vaterlandes und malte vorzüglich Schlachten und Landschaften, in denen er eine große Meisterschaft im Colorit beurkundet. Er starb 1662 zu Brüssel als Hofmaler des Erzherzogs Albert. Unter seinen Stücken sind vorzüglich 12 Schlachtengemälde berühmt, welche die vorzüglichsten Kriegsthaten der östreichischen Armee unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und Piccolomini von 1639—1650 darstellen und in der wiener Gallerie befindlich sind. — Er ist nicht zu verwechseln mit Peter S., der um 1720 lebte und Blumen, Früchte, Wildpret und Geflügel (letztere beiden gewöhnlich an Bäumen aufgehängt dargestellt) malte. 16.

Snell (Willebrod), berühmter Mathematiker, geboren 1591 zu Leyden, studirte zuerst die Rechte, ging aber bald zu den mathematischen Wissenschaften über und machte darin so große Fortschritte, daß er schon 1608 den Verlust des Apollonius Werk „De sectione determinata“ durch eine Schrift mit dem Titel: „Apollonius Batavus“ zu ersetzen wagte. 1610 übernahm er die drei ersten Bücher des Almagest von Ptolemäus zu erklären. Darauf reiste er nach Deutschland und sammelte daselbst Lehren von Keppler und Tycho de Brahe, mit denen er fortdauernd in Correspondenz verblieb. Nach seiner Rückkehr nach Leyden nahm er den von seinem Vater vacanten Lehrstuhl ein. Seine körperliche Schwäche führte aber schon nach mehrjährigem Leiden seinen Tod am 31. Oct. 1626 herbei. S. entwickelte zuerst das Gesetz der Brechung der Lichtstrahlen und bestimmte zuerst die Größe der Erde durch Meridiangradmessung. Zu seinen vorzüglichsten Schriften sind zu rechnen: „De re numaria lib. singul.“ (1613); „Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate suscitatus“ (Leyden 1617. 4.);

„Cyclometricus sive de circuli dimensione“ (Leyden 1621. 4.); „Typhis Batavus seu de cursu navium et re navali“ (Leyden 1624. 4.); „Doctrinae triangulorum canonicae libri IV“ (Leyden 1627) und einige lateiniſche Überſetzungen einiger Werke von Stevin und van Keulen. 76.

Snorri Sturluſon, (lat. Snorro), der geiſtreichſte Mann der nordiſchen Vorzeit, wurde 1178 auf ſeines Vaters Hofe Hvanan geboren und ſchon in ſeinem vierten Jahre in der Familie Jon's, des gelehrteſten Mannes ſeiner Zeit und eines Enkels des berühmten Sämund, zu Oddi erzogen. Bald zeichnete ſich S. als Philoſoph, Mathematiker, Rechtskundiger, Bau- und Werkmeiſter, Geſchichtſchreiber, Sprach- und Alterthumsforſcher aus, ward als Skalde berühmt und ſtand nicht nur wegen ſeiner großen Geiſtesfähigkeiten, ſondern auch eines bedeutenden Reichthums wegen, den er noch durch kluge Wirthſchaftlichkeit zu vermehren wußte und zum Theil auf prächtige Bauwerke in Reykiaholt verwendete, in dem größten Anſehn. Vom Jahre 1213 an übertrug man ihm nehrmals das Amt eines Logſögumadr, d. h. eines Geſetzauslegers, welches damals die höchſte Würde auf Island war, und der König, ſowie der Jarl in Norwegen ſchätzten ihn ſo ſehr, daß er anfangs zum Landurmadur, d. h. Lehnbaron, und darauf zum Jarl, der erſten Würde nach dem Herzog, ernannt wurde. Da er bei dem Mangel an Thatkraft liſtig und verſchlagen, ſtreitſüchtig, wankelmüthig und habgierig war, mußte er 1230 ſelbſt von Reykiaholt fliehen und ſein Eigenthum der Partei ſeiner Gegner überlaſſen, worauf er gänzlich beſiegt und von den Siegern aus Island verbannt ſich im Jahre 1234 nach Norwegen wandte. Zwar kehrte er ſpäter dahin zurück, allein ſeine eigenen Schwiegerſöhne, Kolbein und Chiſſur, ermordeten ihn als geächtet am 22. September 1241 zu Reykiaholt. Vergl. Wachter's Einleitung zur Überſetzung der „Heimskringla“. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die „Heimskringla“, welche zuerſt von Peringſkiold mit ſchwediſcher und däniſcher Überſetzung (Stockh. 1697. Fol.), dann mit lateiniſcher und däniſcher Überſetzung (1. u. 2. Bd.) erſchien und von Schöning (Kopenh. 1777—1778; 3. Bd. von Sc. Th. Thorlacius 1783; 4. u. 6. Bd. unter dem Titel: „Noregs Konunga Sögor“, von Birg. Thorlacius und E. Chr. Werlauf (1818 u. 1826) herausgegeben wurde. Beſonders der erſte Theil derſelben, nämlich die „Saga Hakmar Hakmarsonar“, iſt höchſt wahrſcheinlich von S. ſelbſt verfaßt. In das Däniſche überſetzten die Heimskringla Peder Clausſon (1559), herausgegeben aber wurde ſie von Olaf Worm (Kopenh. 1633) und Grundtvig (Kopenh. 1818—1822. 3 Bde.). Faſt unbezweifelt ſammt der erſte Theil der „Snorro-Edda“, die „Gylfa Ginning“, von S. ſelbſt her, ſowie dieß auch mit Recht von dem Theile der „Skalda“, welcher Kanningar und Skalldskaparmal genannt wird, und dem Hattalykill d. h. Schlüſſel der Weiſen, nebſt mehreren Lobgedichten auf den Herzog Skuli und König Hakon, behauptet werden kann, welche Rask mit einem Theile der Skalda unter dem Titel: „Snorra-Edda ásamtskáldu“ (Stockh. 1818) herausgab. Außerdem hat man von ihm „Drapur“ d. h. Lobgedichte auf den Jarl Hakon Galin, auf deſſen Gemahlin und den König Erik XI. von Schweden, nebſt verſchiedenen kleinen Gedichten. Auch iſt er Verfaſſer vieler „Fraedibaekur“ d. h. Wiſſenſchaftsbücher. 81.

Snyders oder Sneyders (Franz), ein berühmter niederländiſcher Maler, geboren zu Antwerpen 1579, erlernte die Kunſt bei Heinrich van Baelen, bildete ſich dann in Italien weiter aus und malte nach ſeiner Rückkehr oft mit Rubens und Jordaens gemeinſchaftlich, denen er meiſt die Thiere, Früchte und Blumen malte, wofür dieſe ihm bei den menſchlichen Figuren halfen. Er hat ſich vorzüglich in Thierſtücken und Jagden ausgezeichnet. Sein Colorit iſt ſtark und kräftig, ſeine Zeichnung untadelhaft und ſeine Darſtellung voll Leben; vorzüglich war er Meiſter in der Darſtellung der Thierfelle. Er ſtarb zu Antwerpen um 1657. 16.

Sobieski (Johann), s. Johann III. König von Polen.

Sobieski's Schild ist ein Sternbild, das mitten in der getheilten Milchstraße zwischen dem Antinous und dem Ophiuchus nördlich über dem Schützen stehet. Es enthält nach Hevel 16 Sterne. 13.

Societätsinseln, s. Gesellschaftsinseln.

Socinianer heißen die Glieder einer von Lälius und Faustus Socinus gestifteten Kirchenpartei. Jener, aus dem edlen Geschlechte der Sozzini zu Siena, geb. 1525 und unter italienischen Antitrinitariern gebildet, studirte anfangs die Rechtsgelehrsamkeit, von welcher er zum Studium der heiligen Schrift und Theologie überging, und schloß sich seit 1547 den wittenbergischen und züricher Reformatoren persönlich an, lebte in Wittenberg eine Zeit lang selbst in Melanchthon's Hause, ging dann zweimal nach Polen, wo er mehrere Gleichgesinnte fand, aber nur im Geheimen seine abweichenden Meinungen vortrug, und hielt sich zuletzt in Zürich auf. Hier starb er 1562, verdächtig zwar, aber unentdeckt. (Vergl. Illgen, „Vita Laelii Socini" [Lips. 1814] und „Symbolae ad vit. et doctr. L. Soc." [II P. 1826.]) Seine Grundsätze wurden jedoch zum Theil nach seinen hinterlassenen Handschriften weiter verbreitet durch Faustus Socinus. Dieser, des Vorigen Neffe und Erbe, geb. 1539, gest. 1604, mußte schon als zwanzigjähriger Jüngling, ketzerischer Ansichten verdächtig, seine Vaterstadt Siena verlassen, worauf er sich nach Lyon begab, eifrig die Handschriften seines Oheims studirend, dessen System er weiter entwickelte und ausbildete. Die Verbreitung desselben begann er zunächst von Florenz aus, wo er bis 1574 als Staatsbeamter lebte, dann in Basel, wohin er sich vor der Inquisition zurückzog, und in Siebenbürgen. Endlich (1579) ging er zu den Unitariern in Polen und machte unter ihnen folgenden Lehrbegriff allmählig zum herrschenden. Eine Mehrheit der Personen in der Gottheit ist mit dem göttlichen Wesen unvereinbar. Es ist vielmehr nur eine Person, nur ein Individuum Gott. Christus aber war nur ein durch göttliche Geisteskraft erzeugter Mensch, der keine vorweltliche Präexistenz hatte, sondern vor seiner Geburt nur im Vorhersehen oder in der Vorherbestimmung Gottes existirte, zu der nach Gott höchsten Würde und Macht, als Sohn und Gesandter Gottes, aber erst von Gott für sein Verdienst als Erlöser des ganzen Menschengeschlechts erhoben ward, weßhalb er zwar auch göttlich verehrt und selbst Gott genannt werden kann, jedoch nur vermöge der ihm ertheilten Gottähnlichkeit, nicht nach seinem Wesen an sich. Das Erlösungswerk bestand nicht in einer stellvertretenden, Gottes Zorn erst versöhnenden Genugthuung, sondern darin, daß Gott dem Menschen, weil ihm der Glaube an Sündenvergebung so schwer wird, in dem Tode Jesu die Verheißung der Sündenvergebung durch eine Thatsache, ein Unterpfand, bestätigte und dadurch das Zutrauen zu seiner Gnade und den Gehorsam gegen das Sittengesetz weckte. Die Bedingung zur wirklichen Erlangung des Heils ist der Gebrauch des Unterrichts und Beispiels Christi. Das einzige von Christus eingesetzte Sacrament ist das Abendmahl, als Gedächtniß seines Todes. Die Taufe ist nur ein innerlicher Act, eine Wiedergeburt zur neuen Sinnes- und Lebensweise, ein einweihendes Bekenntniß zu Christo; daher keine Wassertaufe der Kinder. Außer diesen einzelnen Lehren charakterisirt sich der Socinianismus noch dadurch, daß er alle allgemein bindende Glaubenssymbole verwirft und die als einzige Religionsquelle anerkannte heilige Schrift als durchgängig mit der Vernunft übereinstimmend darzustellen sich bestrebt. Der Lehrbegriff der S., dessen Quellen Socin's Schriften (besonders s. „Lectiones sacrae" und „Christ. religionis brevissima institutio") und der rakower Katechismus („Catechesis Racoviensis") sind, ward durch Schriften socinianischer Gelehrten des XVII. Jahrh., die aus der allgemeinen Unterrichtsanstalt zu Rakow hervorgingen, wie Joh. Völkel, Joh. Crell, Andr. Wissowatius, noch rationeller ausgebildet. — In der protestantischen Kirche

waren die S. feindselig angesehen; nur in einigen Gegenden Deutschlands, besonders in Altdorf, erlangten sie am Anfange des XVII. Jahrh. einen bald unterdrückten Anhang. In Polen veranlaßte 1638 die Mißhandlung eines Kreuzes durch socinianische Studirende in Rakow, daß ein warschauer Landtag der besonders den Katholiken verhaßten und nur vom Adel geschützten Secte die öffentliche Religionsübung entzog. Da die Verfolgten bei der Eroberung Polens durch die Schweden (1657) diesen sich angeschlossen hatten, verbannte sie 1658 ein Edict des Königs Joh. Kasimir als Landesverräther. Viele wanderten nun (1660) nach Deutschland aus, wo sie wegen ihres Werbesystems in Schlesien und der Pfalz die Duldung verloren, welche ihnen nur in Preußen, obwohl ohne öffentliches Gesetz, verblieb. Noch 1776 ward einigen Gemeinden im ostpreußischen Gebiete zu Andreaswalde eine Kirche, in Neuendorf bei Frankfurt an der Oder und in Königswalde Privatgottesdienst zugestanden. In den Niederlanden ward die Duldung ebenfalls nicht öffentlich ausgesprochen, aber unter Einfluß der immer mehr dem Socinianismus sich nähernden Arminianer geübt. In Großbritannien und Amerika wurden die S. zwar ausdrücklich von der Duldungsacte (1689) ausgeschlossen und noch bis 1727 Gesetze gegen sie erlassen; aber nach der Mitte des XVIII. Jahrh., wo 1774 (in London unter Linsey) und 1781 (in Schottland unter Christin) zwei Gemeinden sich bilden konnten, ging in der Ausübung die Duldung der Dissenters auf sie über, 1813 auch gesetzlich. In Siebenbürgen endlich wurden viele der aus Polen geflüchteten S. von ihren Glaubensbrüdern aufgenommen und haben hier, ungeachtet vorübergehender Bedrückungen, im Ganzen ihre öffentliche Religionsfreiheit bis auf die neuere Zeit erhalten. Gegen Ende des XVIII. Jahrh. zählten sie 32000 Mitglieder mit einer Universität (Klausenburg) und 160 Kirchen. Seitdem hat sich ihre Zahl vermindert. Vergl. Bock „Historia Antitrinitariorum, max. Socinianorum“ (Regiom. 1774. 2 Voll.); Ziegler, „Darstellung des Lehrbegriffs des F. Soc.“ (in: Henke's „Neuem Magaz.“ Bd. IV. S. 201 ff.); Bengel, „Ideen zu histor. anal. Erklärung des socin. Lehrbegriffs“ „Tübing. Magaz.“ St. 14 ff.). 63.

Soda, s. Natrum.

Sodbrennen, lat. ardor ventriculi, pyrosis; franz. u. engl. soda, ist ein besonderes Magenleiden, welches sich durch die Empfindung eines aus dem Magen aufsteigenden heißen Dunstes mit Zusammenschnüren des Magens, Emporsteigen einer eignen höchst unangenehm schmeckenden hellen Flüssigkeit, selbst Erbrechen, Kolik, Verstopfung, Mangel an Eßlust, oder auch Heißhunger ꝛc. charakterisirt. Es entsteht meist durch Überladung des Magens oder den Genuß von Speisen, die dem Magen unzuträglich sind; auch kommt es in Begleitung besonderer Magenstörungen vor und wird meist durch adstringirende Mittel mit Erfolg bekämpft. 30.

Soden (Friedrich Julius Heinrich, Graf von), ein vielseitiger deutscher Schriftsteller, wurde 1754 zu Ansbach geboren, erwarb sich tiefe staatswissenschaftliche Kenntnisse und wurde bald nach Vollendung seiner Studien zum fürstlich brandenburgischen geheimen Regierungsrathe und später zum Geheimenrathe ernannt, worauf er sich mehrere Jahre als preußischer Gesandter am fränkischen Kreise zu Nürnberg aufhielt. Nachdem er 1790 zur Belohnung seiner Verdienste von dem Freiherrn- in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, zog er sich 1796 ganz in das Privatleben zurück und hielt sich seitdem auf seinem Gute Sassenfahrt am Main im Bambergischen auf, wo er sich vorzüglich mit den Wissenschaften und der Landwirthschaft beschäftigte, trat später als Abgeordneter in die zweite baierische Kammer und starb am 13. Juli 1831 zu Nürnberg. Als Schriftsteller hat er sich durch mehrere dramatische Arbeiten bekannt gemacht, unter denen sich besonders „Inez de Castro“, „Anna Boleyn“, „Bianca Capello“ und „Die deutsche Haus-

mutter" am Längsten auf der Bühne erhielten. Aus Vorliebe errichtete er auch 1804 das erste stehende Theater in Würzburg und übernahm später die Direction des Theaters zu Bamberg. Im Fache der Rechts- und Staatswissenschaften schrieb er: „Geist der Criminalgesetze" (Hof 1782. 3 Bde.); „Über Nürnbergs Finanzen" (Nürnb. 1795); „Das agrarische Gesetz" (Augsb. 1797); „Skizze der Staatshaushaltung" und sein ausgezeichnetes Werk: „Die Nationalökonomie" (Leipz. und Aarau 1805—1820. 8 Bde.), worin er viele neue Ansichten aufstellte. Außerdem gab er eine Beurtheilung der Verfassungsurkunde des Königreichs Baiern und des baierschen Landtags von 1819 und 1821 heraus. 81.

Sodomie, Sodomiterei ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes gegen die Ordnung der Natur, von Sodom benannt, wo dieses Laster nach der biblischen Erzählung vorzüglich herrschend gewesen sein soll, und zerfällt in die S. zwischen Personen einerlei Geschlechts, wozu besonders die Päderastie (s. d. Art.) gehört, und mit Thieren (die eigentliche S.). Wie sie aber ein Laster ist, das nicht nur die menschliche Würde gänzlich mit Füßen tritt, sondern sogar einer völligen Geistesverrückung nahe kommt, so ist sie auch von jeher mit der Todesstrafe durch das Schwert oder durch Feuer belegt worden und die Erzählung von dem göttlichen Strafgerichte über Sodom (1 Mos. 19) charakterisirt hinlänglich den Abscheu, den die menschliche Natur selbst gegen dieses unnatürliche Verbrechen hat. 30.

Sömmerring (Samuel Thomas von), geb. zu Thorn am 25. Jan. 1755, studirte die Medicin und promovirte zu Göttingen, ward zuerst Professor der Anatomie in Cassel, dann 1784 in Mainz und lebte nach Auflösung dieser Universität in Frankfurt a. M. als Arzt; 1810 wurde er zum königlich baierschen geheimen Rathe und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München ernannt und in den Adelstand erhoben, feierte 1828 zu Frankfurt sein Promotionsjubiläum und starb daselbst am 2. März 1830 im 75. Jahre. — S. ist einer der größten Anatomen der neueren Zeiten, der seine Disciplin höchst geistvoll und vielseitig behandelte und ihr in ihren Beziehungen zur Physiologie, Pathologie und Chirurgie die überraschendsten und fruchtbringendsten Ansichten abgewonnen hat. Seine Untersuchungen über Gehirn und Nervensystem, über die Sinnesorgane, über den Embryo und seine Mißbildungen, über den Bau der Lungen, über die Brüche ꝛc. haben seinem Namen bei allen Ärzten der civilisirten Welt Anerkennung verschafft und stellen ihn in die Reihe der berühmtesten deutschen Gelehrten. — Von seinen vielen Schriften erwähnen wir als die berühmtesten: „Vom Hirn- und Rückenmark" (Mainz 1792); „Über die Schädlichkeit der Schnürbrüste" (Leipz. 1793); „Abbildung und Beschreibung einiger Mißgeburten" (Mainz 1791. mit Kpfrn.); „Vom Baue des menschlichen Körpers" (Frankf. 1800. 2. Ausg.); „M. Baillie's Anatomie des krankhaften Baues des menschlichen Körpers, mit Zusätzen" (2. Ausg. 1820); „De morbis vasor. absorbent." (Francof. 1795); „Abbildungen des menschlichen Auges" (1801), der menschlichen Hörorgane (1806), der menschlichen Geschmacks- und Sprachorgane (1806), der Organe des Geruches (1809) (diese Abbildungen sind eine der vorzüglichsten Arbeiten S.'s); (mit Reißeisen) „Über die Structur, die Verrichtungen und den Gebrauch der Lungen" (Berl. 1822); „Über die Ursachen ꝛc. der Nabelbrüche" (Berl. 1808); „Über die tödtlichen Krankheiten der Harnblase alter Männer" (Berl. 1822). 39.

Sofala, Küstenland auf der Ostküste Afrikas, von der Lagoabai bis zu den Mündungen des Zambese oder Sena sich erstreckend, liegt unter 20° 10′ 42″ S. Br. und 52° 20′ 40″ L., wird von dem Lupatagebirge im Innern durchzogen, auf welchem der Strom Zambese entspringt, welcher das Land durchströmt und durch ein großes Delta und unter 18° bis 19° S. Br. ins Meer fällt. Diese Küste zeigt zwar wegen der Überschwemmungen durch den Zambese eine schöne Vegetation, ist aber höchst ungesund und das Innere des Landes ist durchaus waldig. Sie hat

ine außerordentliche Fülle von Wild, als: Elephanten- und Rhinocerosheerden, Vieh auf den fetten Triften, Flußpferde, Krokodile, Reptilien und Insecten; Reis, Hirse, Mais, Hülsenfrüchte, Weizen, Baumwolle, Tabak, Zuckerrohr, Obst, Arznei- und Färbekräuter ꝛc. und Gold aus den Flüssen. Ihre Bewohner sind schwarze Kaffern, gewandt und tüchtig als Eisenschmiede, im Süden als Goldarbeiter, treiben Ackerbau, Handel mit Elfenbein, Flußpferdzähnen, Rhinoceroshörnern, Tigerfellen, Honig, Wachs, Goldstaub, Kupfer, Eisen, Salpeter, Salz, Reis, Weizen und Sklaven. Mit ihnen zugleich leben hier freie Neger als Handelsleute und indische Banjanen. Die Küste enthält mehrere Reiche, als: das 7000 □M. große Negerreich Monomatapa, mit der Haupt- und Residenzstadt Zimbaoë, reich an allen Producten und an Gold, vorzüglich in der goldreichen Gegend Manika, wo das Gold in allen Bächen, vorzüglich in der Dammerde, gefunden wird. In diesem Reiche besitzen die Portugiesen ein Fort, Tete und Zambese, die nordwestlichste ihrer Ansiedelungen, und einige Factoreien; das an Gold und Elfenbein reiche, von den Portugiesen abhängige Reich S. mit der Stadt Sofala, an der Seeküste, südlich von Cuama, gegen Mittag vom Flusse Sofala begrenzt und von muhammedanischen Arabern bewohnt; das Reich Inhâmbane mit der Stadt Inhambane (Tonge), Besitzung der Portugiesen; das Reich Sabia mit der Stadt Manbone und das Reich Matuca (Manica oder Manissa) mit der Stadt Manica. 71.

Soffariden, eine muhammedanische Dynastie in Ostpersien, wurde gestiftet von Jakub ben Leith, einem Kupferschmied (Soffar), welcher aber in Sedschestan anfangs als Räuber lebte, dann in die Dienste der Taheriden ging und sich 877 der Herrschaft von Sedschestan bemächtigte, auch einige Theile von Persien und Chorasan eroberte und so ein neues mächtiges Reich mit der Hauptstadt Nischabur stiftete, das aber endlich den Samaniden (902) und in seinen dauernden Resten zuletzt den Gasnewiden (1002) wieder unterlag. 37.

Sofi's, s. Persien.

Sojeten oder Sojuten, s. Sajaner.

Sokotōra, eine der östlichsten Spitze Afrikas (Cap Gardafui) gegenüberliegende Insel (71° 20′ L., 12° 30′ N. Br.), 16 Meilen lang, 4 Meilen breit, von ungefähr 30 □M. Flächeninhalt, ist sehr felsig und von Corallenbänken umgeben und wenig fruchtbar; doch findet sich hier die beste Aloe und die Dattelpalme. Außerdem hat sie 2 gute Häfen, weßhalb sie schon im Alterthume gewöhnliche Handelsstation war. Die Einwohner, welche Viehzucht, Fischerei und bedeutenden Handel mit Aloe treiben, sind Araber und standen bisher unter der Botmäßigkeit des Imam von Maskate; dieser hat aber 1835 die Insel an die Engländer käuflich abgetreten. Die Hauptstadt ist Tamarida. 37.

Sokrătes, der große Lehrer und Beförderer ächter Lebensweisheit, war des Sophroniskus, eines Bildhauers, und der Phänarete, einer Hebamme, Sohn und wurde 469 v. Chr. zu Athen geboren. Anfangs dem Geschäfte seines nicht begüterten Vaters sich widmend leistete er in der Kunst nicht Geringes; seine Statuen der Grazien erhielten einen Platz in der Burg von Athen. Aber sein Geschick hatte ihn für den Dienst der Wissenschaften bestimmt. Sei es nun, daß einige vornehme Athenienser den aufblitzenden Geist des Knaben auch in der Werkstatt erkannt und ihm den Weg zur Ausbildung seines Geistes eröffnet hatten, oder, wie man in der Folge erzählte, daß das Orakel seinem Vater geboten habe, ihn unterrichten zu lassen; wir finden ihn bald eifrig mit dem Studium der Weisheit oder Philosophie beschäftigt. In ein reges Treiben voll Schwung und Schein, voll edler Kräfte und einseitiger, flacher, egoistischer Zwecke, seiner Bildung und geistiger Leerheit trat der junge S. aus seiner Werkstatt, aber nicht, um sich von den Wogen desselben verschlingen zu lassen, sondern um es durch seinen starken und tiefen

Geist zu beherrschen und zu veredeln. Als seine ersten Lehrer nennt man außer einem gewissen Damon den Anaxagoras und Archelaus; er wandte sich aber bald, die Überschwenglichkeit und Dürftigkeit ihrer Speculationen einsehend, von ihnen ab zur Betrachtung des Menschen und seines Innern, eingedenk des delphischen Spruches: „Erkenne dich selbst!" — Sein kräftiger und nur aufs Tüchtige (καλοκἀγαθόν) gerichteter Geist erkannte, was Noth that, und darum führte er die Weisheit vom Himmel in die Häuser der Menschen herab. Der Zerrissenheit des Gemüthslebens, der Zerfahrenheit des Handelns, der Frivolität und Flachheit der Gesinnung konnte nur durch Eingehen in die göttlichen Tiefen der Menschenbrust, durch Hervorhebung ihrer wunderbargeheimen Heilkräfte geholfen werden; schroff und ernst mußte dem Unwesen entgegengetreten werden. Tadle man daher den S. nicht, wenn er die Physik (nach dem damaligen Ausdrucke die Meteorologie) verwarf, als unnütze, selbst schädliche Speculation; wenn er dem geistreichen, aber leeren Witze, den rednerischen Tiraden und der Spitzfindigkeit der Sophisten die nüchterne, scheinbar einfältige, aber in Wahrheit geist- und gehaltvollere Ironie seines vorgeblichen Nichtwissens, der üppigen und frivolen Eleganz und Feinheit seines Zeitalters die Einfachheit und selbst Rauhheit seiner strengen Sitten entgegenstellte. Während er diese raffinirte Eleganz der Bildung wohl kannte und im Umgange mit den vornehmsten Männern und Jünglingen, selbst in den Zirkeln feingebildeter Frauen, Hetären, sich zu eigen machte, durchschaute er doch ihre gleißende Leere und stand über ihr durch die Würde und Gehaltenheit seines Tugendernstes; und wenn er mit treuherziger Einfalt seine Unkenntniß jener sophistischen Kunst der Rede und Lehre kund gab, so verstand er jenes trügerische Spiel mit Worten und Begriffen nur zu wohl und vernichtete es an der strengen Wahrheit des Denkens, indem er es zwang, auf seine Fragen nach der wahren Bedeutung und dem Grunde der Sätze Rechenschaft zu geben, da sich dann der schöne Schein in Nichts auflöste. Dieß war die erste, allerdings herbe Cur, welche S. mit seiner kranken Zeit vornahm; sie mußte ihren Glanz, ihre Genußsucht, ihre falschen Lehrer in all ihrer Nichtigkeit erkennen lernen und an dem lebendigen Beispiele eines wahren Weisen, den sogar der göttliche Ausspruch des Orakels als solchen anerkannte, inne werden, es gebe noch ein Höheres als jene flüchtige Lust, jene eiteln Zwecke. Die aufgeschreckte Zeit fing an zu bewundern oder zu verlachen, Verehrung oder Haß zu hegen, je nachdem der Sinn für das Höhere, das jetzt den Menschen aufgegangen war, oder der Verdruß über die Zerstörung ihrer Götzen, oder Eitelkeit und Frivolität überwog. Edle und reiche Jünglinge drängten sich zu seinen geistvollen Vorträgen, ließen sich von ihm tadeln und ermahnen und schöpften aus seinem Umgange edle Grundsätze und Lebensweisheit fürs öffentliche, wie fürs Privatleben. Selbst der leichtsinnige, aber edle Alcibiades vergaß in seiner Nähe seine frivolen Grundsätze, fühlte Reue und ließ sich von ihm leiten in kindlichster Hingebung. Aber mehr noch waren es Leute aus den niederen Ständen, die S. sich verband und durch seine Gespräche über die Angelegenheiten des menschlichen Lebens, in die er sich mit dem Geringsten (auf dem Markte oder in den Werkstätten) einließ, so für sich gewann, daß Viele mit den größten Aufopferungen seinen Umgang suchten. — Diesem Kreise seiner Anhänger widmete sich S. ganz, nachdem er auch, sowohl als Soldat im peloponnesischen Kriege, wo er Muth und Ausdauer bewährte, als auch als Richter, wo er vergeblich nach der Schlacht bei den Arginusen die gegen die Feldherren ausgesprochene Strafe als ungerecht abzuwenden versuchte, gegen den Staat seine Pflichten als Bürger erfüllt hatte. Herumwandelnd, beim heitern Mahle, bei körperlichen Übungen, wo sich nur Gelegenheit bot, unterrichtete er seine Schüler; nicht lehrend oder überredend, wie es die Sophisten machten, sondern durch Fragen voll dialektischer Schärfe eines Jeden Begriffe entwickelnd, zur Klarheit

and Selbstverständigkeit führend. Trefflich verglich er diese seine Methode mit dem Geschäfte seiner Mutter, als eine geistige Hebammenkunst, Mäeutik, welche nur das im Menschen Liegende zu Tage fördere, zum Bewußtsein bringe. Diese treffliche Methode ist unter dem Namen der sokratischen berühmt und besonders in der Katechetik angewendet worden, freilich nicht immer mit sokratischem Geiste. Darum fand hier Jeder Etwas für seinen Gebrauch, aber auch Jeder etwas Anderes, weil eben S. nichts Positives lehrte, sondern nur theils die irrigen Vorstellungen durch seine Dialektik vernichtete, theils einen Jeden zur Selbsterkenntniß, zum Bewußtsein dessen brachte, was in ihm lag. Daher gingen aus seiner Schule Staatsmänner, Redner, Feldherren und Philosophen hervor; darum pflanzte sich sein reicher und umfassender Geist, der jedem fremden Geiste, von welcher Bildung er auch war und welche Richtung er hatte, eine entsprechende Seite zukehrte, in so verschiedenen Nuancen, so mannigfach gebrochen und gespiegelt, in seinen Schülern fort. — Aber gleichmäßig an Allen bekundete sich seine geistige Überlegenheit und der Einfluß seines einfachen, edlen, hohen Charakters auf die Gemüther. Desto erbitterter waren gegen ihn die gemeinen Seelen, welche in ihm nur den Feind des Bestehenden sahen, den muthwilligen Neuerer und selbst sophistischen Beschwatzer der Jugend. Selbst Aristophanes ließ sich verleiten, als solchen ihn dem Gelächter des Pöbels auf der Bühne Preis zu geben. Aber weder diese Verläumdung, noch die Feindschaft der 30 Tyrannen vermochten das Wirken oder den Einfluß des S. zu hemmen. Aber was der Tyrannei selbst ehrwürdig gewesen war, das war der neugeschenkten, leider gleich in wilde Demagogie ausartenden Freiheit ein Anstoß, und der Haß gegen den Weisen, dem drei verächtliche, von S. wegen ihrer Schlechtigkeit mit Spott gegeißelte Menschen, Anytos, Lykon und Melitos, Stimme gaben, fand ein geneigtes Ohr. Angeklagt als Verächter der Staatsgötter und Verderber der Jugend vertheidigte er sich nur, indem er die Richter zur Rede setzte und tadelte, sich selbst aber im edlen Stolze des Selbstgefühls das Urtheil sprach (wie es Sitte war): „Das Volk von Athen müsse ihn auf öffentliche Kosten im Prytaneum erhalten", — die höchste Ehre, die einem Bürger zu Theil werden konnte. Natürlich erbittere dieß Selbstbewußtsein seiner Erhabenheit über die Erbärmlichkeit seiner Zeit die kleinlichen Seelen der Richter noch mehr und er ward zum Giftbecher verurtheilt, den er, die von seinen Schülern ihm gebotene Rettung verschmähend, im 70. Jahre seines Lebens mit der Standhaftigkeit des Weisen trank. Seine letzten Tage waren noch dem Umgange seiner Freunde und Verwandten und ernsten Gesprächen über die wichtigsten menschlichen Angelegenheiten, besonders über das Leben nach dem Tode gewidmet und legen ein rührendes und erhebendes Zeugniß von der hohen Würde seines Charakters ab. — Später errichteten ihm die Athenienser eine Statue. — Aus der obigen Darstellung der Stellung des S. zu seiner Zeit und seines Wirkens auf dieselbe erhellt zur Genüge, wie dieß letztere ganz in seiner Persönlichkeit gegründet, auf den lebendigen Ausdruck, auf die anregende Kraft des Gesprächs und des Beispiels berechnet war. Von einem Systeme, einem Dogma ist daher bei ihm so wenig die Rede, als bei anderen solchen Geistern, welche ihre Zeit in eine neue Richtung warfen. Auch hat er nichts Schriftliches hinterlassen (die vorgeblichen sokratischen Briefe mögen wohl unächt sein) und sein Leben und seine Lehre sind daher blos aus den Angaben seiner Schüler, unter denen Plato und Xenophon freilich ein ganz verschiedenes Bild ihres Lehrers geben, und Späterer zu entnehmen. — Über den positiven Gehalt seiner Lehre nun läßt sich eben nach jenem ihren Grundcharakter wenig sagen. Ihr Ziel ist Wahrheit, die zugleich Tugend ist, die ächte Wahrheit, nicht das Scheinwissen der Sophisten. Darum dringt er vor Allem auf Prüfung unserer Begeiffe, damit uns klar werde, was wir eigentlich durch diese erkennen. So zerfällt der Schein, den uns das Spiel mit den Begriffen erzeugt, so kehren wir uns vom Äußern, von der sinnlichen Er-

scheinung ab und in uns ein, um in der Selbsterkenntniß Wahrheit und Tugend zu finden. Unmittelbar, in lebendiger Energie und inniger Überzeugung, muß aus dem Geiste und Herzen kommen, was wahr sein soll und gut, unmittelbar muß es belehrend und schaffend ins Leben eintreten. Wir suchen im Handeln ein Gut, Glückseligkeit, zu erstreben; wir suchen in Begriffen die Dinge zu erkennen. Was aber ist ein Gut? was an den Begriffen ist wahr? Nur, was die innere Stimme gutheißt und für wahr nimmt (jene Stimme, die als dunkle Ahnung S. oft zu erkennen glaubte, wenn sie ihn von etwas Schädlichen abhielt, und sein δαιμόνιον, seinen Genius, nannte, die er aber in allen den Fällen, wo es nicht auf ein zufällig Gutes oder Übles, sondern auf ein moralisch zu Billigendes oder zu Verwerfendes ankam, zum klaren Bewußtsein zu erheben befahl), was den in uns liegenden Ideen des Guten, Wahren, Schönen ꝛc. entspricht. Indem wir dieser Ideen bewußt werden, lernen wir die Tugend; denn Keiner, der diese wirklich erkannt hat, wird dawider handeln. In dieser Tugend mit ihrer Freude besteht das höchste Gut, das wohl auch eine vernünftige Lust heißen kann. Man sieht, S. bestimmt nicht durch einen Begriff oder eine Vorschrift, was diese Tugend, oder was im einzelnen Falle tugendhaft sei, sondern er gibt es dem moralischen Bewußtsein des Menschen anheim, das laut und unmittelbar sie anerkennt, wenn es nur geübt wird. Diese Vernunftgebote nannte er wohl ungeschriebene Gesetze (νόμοι ἄγραφοι), im Gegensatze zu den geschriebenen Staatsgesetzen. — Doch stellt er 4 Haupttugenden auf: die Gottesfurcht (εὐσέβεια), die Enthaltsamkeit (ἐγκράτεια), die Tapferkeit (ἀνδρεία), die Gerechtigkeit (δικαιοσύνη). Die Weisheit (σοφία), als Tugend und Erkenntniß zugleich, befaßt alle in sich und bewirkt die vollkommene Glückseligkeit (εὐδαιμονία). — Wie unsere Handlungen, so haben auch die Naturerscheinungen nur dann für uns Werth, wenn sie sich auf jene Ideen unseres Bewußtseins beziehen. Daher werden sie nicht erklärt nach einem sinnlichen Grunde, sondern nach ihrer Angemessenheit für die Idee des Schönen, des Zweckmäßigen. S. ist somit Urheber der teleologischen Naturbetrachtung. Aber alle diese Ideen müssen ihre Spitze, ihren Abschluß und Urgrund zugleich finden in einer höchsten Idee, dem Urheber alles Schönen und Zweckmäßigen, Gott, der somit hier und hier zuerst in der griechischen Philosophie als vernünftige Persönlichkeit auftritt. Der Beweis für sein Dasein ist theils der obige teleologische, theils das Zeugniß der Völker. — Aus ihm nun ist jenes Göttliche in uns, jene Ideen, und ihr Sitz die Seele, die daher nicht mit dem Körper stirbt; zu ihm streben wir, wenn wir unseren Ideen gemäß handeln; Tugend ist Streben nach Gottähnlichkeit. Gott ist Einer, der die Welt geschaffen hat und regiert; die Volksgötter läßt S. bald neben jenem einem Gott, bald als seine Untergötter bestehen; er achtete den Glauben seines Volks selbst bei besseren Einsichten. — Dieß der Geist der sokratischen Lehre, die nur in der innigsten Verbindung mit seiner urkräftigen Persönlichkeit und als der lebendige Ausdruck dieser zu würdigen ist. — Die nothwendige Folge hiervon war, daß diese Lehre in seinen Schülern diese Innigkeit und Unmittelbarkeit verlor und theils einseitig, äußerlich, formell wurde, theils, wo der sokratische Geist durch einen andern gleichfalls hohen und kräftigen ersetzt oder erfüllt wurde, so ganz Eigenthum des Schülers ward, daß es schwer ist, die vom Lehrer gegebenen Grundzüge rein wiederherzustellen. Ersteres ist mehr oder weniger der Fall theils bei den sogenannten treuen Sokratikern, die des Lehrers Ansichten nur wiederzugeben bemüht waren (Xenophon, Äschines, Simo, Krito, Cebes ꝛc.), theils bei den einseitigen Modificationen dieser Lehre in der megarischen, cynischen, cyreneischen Schule (s. d. Artt.); Letzteres bei des S. größtem Schüler Plato (s. d. Art.). — Wegen der äußerst zahlreichen Schriften über S. Leben und Lehre vergl. Krug's „Philosophisches Wörterbuch."

Sokrätes, mit dem Beinamen Scholasticus, geb. um 380 nach Chr., lebte in Constantinopel und soll sich vorzüglich mit der Jurisprudenz beschäftigt haben, ist aber vorzüglich bekannt geworden durch seine Kirchengeschichte, welche als Fortsetzung der Kirchengeschichte des Eusebius die Zeit von 306—439 in 7 Büchern enthält. Obwohl nicht frei von vielen Vorurtheilen liefert er uns darin doch einen schätzbaren Beitrag zur Kenntniß jener Zeitverhältnisse, da er viele wichtige Documente benutzt hat. Die erste Ausgabe erschien Paris 1644; die vorzüglichste aber ist die von H. Valesius (Paris 1659. Fol. zugleich mit Eusebius, Sozomenus, Theodoretus, Evagrius u. A.), verbessert von W. Reading (Cambridge 1720. Fol. 3 Voll.). 16.

Soldat, Söldner, lat. miles; franz. soldat; engl. soldier, nennt man den für einen bestimmten Sold dienenden Krieger. Die Soldaten unterscheiden sich in Combattanten, d. h. solche, welche ihre Waffen gegen den Feind führen, und in Nichtcombattanten, d. h. solche, die dem Commissariat, dem Train ꝛc. dienen; ferner in Gemeine, Unter- und Oberofficiere (s. Officier). Ein Mehreres hierüber findet man in den Artt. Heer, Krieg, Militair ꝛc. Der Name S. soll von der italienischen Münze Soldo herstammen, in welcher zuerst die Löhnung ausgezahlt wurde. 26.

Soldo, eine in Ober- und Mittelitalien und in der italienischen Schweitz gebräuchliche Rechnungs- und kupferne Scheidemünze = $\frac{1}{20}$ Lira = $\frac{1}{20}$ Scudo = 12 Denari, bestimmt sich nach dem Werthe der Lira (s. d. Art.). 26.

Solfatāra, bei den Alten unter dem Namen der phlegräischen Felder bekannt, ist die Vertiefung auf einer Anhöhe oder ein alter Krater eines frühern feuerspeienden Berges, ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde vom See Agnano entfernt und nordwestlich von Neapel. Sie ist eine auf allen Seiten, ausgenommen gegen Mittag, von schön bewaldeten Hügeln eingeschlossene weiße, warme, todte Fläche, aus der Schwefel quillt (von dem man täglich 3—4 Centner sammelt) und Schwefeldunst aufsteigt; zugleich aber bildet sie ein 1246 Fuß langes und 1000 Fuß breites Becken. Die Schwefeldünste steigen vorzüglich an der einen Seite, wo aus einer Öffnung stets ein dicker heißer Dampf hervorbricht, empor. Bei heiterm Wetter erreicht der Dampf wohl eine Höhe von 100 Fuß und gibt im Finstern einen matten Schein von sich. Das dumpfe unterirdische Echo, das am Gräßlichsten wiederhallt, wenn man in ein ungefähr in der Mitte des Beckens befindliches Loch einen Stein fallen läßt, beweist hinreichend, daß der Boden hier gänzlich hohl ist. Derselbe besteht höchst wahrscheinlich nur noch in einer von der gährenden Materie ausgezehrten Kruste; denn einige Strecken der S. sind wirklich ohne Gefahr nicht mehr zu besteigen. Die Naturforscher meinen, das innere Feuer werde nach und nach die äußere Decke verzehren und, wenn endlich diese einstürzt, hier ein See sich bilden. 71.

Solfeggiren, s. Solmisation.

Solger (Karl Wilhelm Ferdinand), ein ausgezeichneter deutscher Ästhetiker, wurde zu Schwedt in der Uckermark am 28. Nov. 1780 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem grauen Kloster in Berlin und auf der Universität zu Halle, wo er seit 1799 die Rechte studirte, trat 1803 eine Anstellung bei der Kriegs- und Domainenkammer in Berlin an, gab dieselbe jedoch schon 1806 wieder auf, wandte sich in seine Vaterstadt und vollendete hier 1808 seine treffliche Übersetzung des Sophokles (neuste Aufl. 1824). Nachdem er sich 1809 nach Frankfurt an der Oder begeben hatte und nach einiger Zeit daselbst zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, wurde er, bei Verlegung der Universität nach Breslau, dahin versetzt und starb daselbst am 20. Oct. 1819. S. hat in der Philosophie, worin er sich an Spinoza anschloß, in Literatur und Kunst, besonders aber in der Ästhetik, sehr Dankenswerthes geleistet. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Erwin, vier Gespräche über das Schöne" (1815); „Philosophische Ge-

spräche" (1817) und seine „Vorlesungen über Ästhetik" (Leipz. 1829), herausgegeben von K. W. L. Heyse. Seinen „Nachlaß und Briefwechsel" (Leipz. 1826. 2 Bde.) besorgten Tieck und Fr. von Raumer. 81.

Solidarisch, s. Alle für Einen.

Solidus, alte römische Goldmünze seit Constantin dem Großen statt des frühern aureus eingeführt, 4 Scrupel schwer = 3 Thlr. Conv.M. — Im Mittelalter bei den Franken eine Silbermünze, woraus die Schillinge entstanden. 30.

Solîmân (Suleîmân), türkische Sultane. — S. I., einer von den Söhnen Bajasid's I. (s. d. Art.), war nach der unglücklichen Schlacht bei Ancyra zum griechischen Kaiser geflohen, der ihm gegen einige Abtretung den Besitz Thraciens bestätigte, und lebte dann in Adrianopel in Üppigkeit und Wollust. Da er aber gegen Timur sich trotzig bezeugte (1403), so ernannte dieser dessen einen Bruder, Musa, zum Sultan, den andern, Muhammed, zum Fürsten von Amasien; kaum aber war er nach Asien zurückgekehrt, als S. nach Kleinasien übersetzte, Musa aus Brusa vertrieb und daselbst seine Residenz aufschlug. Bald mußte er aber Musa, der Adrianopel bedrohte, wieder nach Europa folgen und überließ sich nun, da dieser sogleich floh, so sehr allen Ausschweifungen, daß er aller Regierungsgeschäfte nicht achtete, deßhalb von fast allen seinen Anhängern verlassen wurde, die zu Musa übergingen, endlich vor der anrückenden Armee desselben entfliehen mußte und auf der Flucht von einigen Türken erschlagen ward (1406.) Er wird gewöhnlich in der Reihe der Sultane nicht gezählt. Musa überließ jetzt an Muhammed I. alle asiatischen Besitzungen, eroberte einen Theil von Morea und Serbien, nachdem er den König Sigismund von Ungarn bei Semendria geschlagen und Thessalonich (1407) erobert hatte, ward aber ebenfalls wegen seines wollüstigen Lebens und seiner Grausamkeit dem Volke verhaßt und von dem Großwesir an seinem Bruder Muhammed verrathen, der nach Europa übersetzte und die Armeen des Musa schlug, wobei dieser blieb. Nun ward Muhammed I. einziger Sultan. — S. II. (I.), folgte seinem Vater Selim I. 1520 an demselben Tage, wo Karl V. zum deutschen Kaiser gekrönt ward. Sogleich erlaubte er allen Unterthanen, das ihnen unter seines Vaters Regierung Geraubte zurückzufordern, verbesserte das Gerichtswesen und verstand tüchtige Männer zu Ämtern zu wählen, schloß mit Persien Frieden, schlug mit dem zurückgekehrten Heere den empörten Pascha von Syrien und unterwarf das Land aufs Neue und schickte dann eine große Armee nach Ungarn, wo sein Gesandter, der seine Thronbesteigung gemeldet hatte, beschimpft worden war, und eroberte Belgrad (1521). Dann wandte er seine ganze Macht gegen die Insel Rhodus, die er nach der tapfersten Vertheidigung von Seiten der Ritter zur Übergabe zwang, worauf diese mit 4000 Einwohnern die Insel für immer verließen (am I. Jan. 1523). Nach Constantinopel zurückgekehrt, suchte er nun manche Verbesserungen in der Rechtspflege zu treffen, gab verschiedene Gesetze und brachte Ordnung in die Verwaltung, indem er das Reich in Paschaliks theilte. Aber neue Anordnungen im Miltairwesen (die Errichtung des Corps der Bostandschi [s. d. Art.]) erregten einen kurzen Aufstand der Janitscharen, dem eine eben so kurze Empörung des Pascha von Ägypten folgte. Bald bot sich nun wieder eine Gelegenheit gegen Ungarn dar, da ein neuer türkischer Gesandter dort ebenfalls gemißhandelt war worden. Mit 200000 Mann rückte S. an, nahm Peterwardein und andere Orte, schlug das ungarische Heer gänzlich in der mörderischen Schlacht bei Mohacz (den 26. Aug. 1526), eroberte nun ganz Ungarn, zog ohne Schwertstreich in Ofen ein, führte viele Hunderttausende von Einwohnern in die Sklaverei und kehrte nach gänzlicher Verwüstung des Landes zurück, von wo aus er einen durch schwärmerische Mönche veranlaßten Aufstand in Kleinasien zu dämpfen hatte und 1529 von Johannes Zopolya gegen den König Ferdinand von Ungarn zu Hülfe gerufen wurde. Aufs Neue drang er mit einer furchtbaren Armee in Ungarn ein,

nahm Ofen ohne Schwertstreich wieder und rückte gerade auf Wien los, das er aber nach einer mehrmonatlichen vergeblichen Belagerung, wobei er viele Menschen verlor, wieder verließ. Nachdem er Johann Zapolya noch eigenhändig zum Könige von Ungarn gekrönt hatte, kehrte er nach Constantinopel zurück, wo er bald darauf die Huldigung des Fürsten der Moldau empfing. Ein neuer Feldzug nach Ungarn (1532) hatte wenig Erfolg und war bald beendet. Nun griff S. Persien an (1534), wurde aber endlich gänzlich geschlagen und mußte nach Constantinopel zurückkehren. Unterdessen hatte Barbarossa (s. d. Art.) sich der Herrschaft von Tunis unter türkischer Hoheit, sowie der Landschaft Jemen in Arabien bemächtigt und nahm den Venetianern noch mehrere Inseln des Mittelmeeres ab (1537); der Tod des Johann Zapolya führte das türkische Heer aufs Neue nach Ungarn, von wo aus es auch Mähren, Östreich und Steiermark verwüstete (1541), zumal da S. durch ein Bündniß mit Frankreich und Venedig (1543) gegen Östreich um so mehr als des Kaisers Feind auftreten konnte, der sich gern zu 5jährigen Waffenstillstande verstand und jährlich 30000 Ducaten zu zahlen versprach (1547). Nun brach ein neuer Krieg mit Persien (1547) und ebenso mit Ungarn aus (1548), weil Ferdinand unterdessen große Fortschritte daselbst gemacht und Siebenbürgen sogar unterworfen hatte. Doch waren in beiden die Ereignisse nicht sehr wichtig und 1554 ward mit Persien und 1562 mit Ungarn Frieden geschlossen, welches ferner 30000 Ducaten jährlich zu zahlen versprach. Von Neuem aber begann der Krieg nach Ferdinand's Tode (1564), ebenfalls ohne große Ereignisse; denn S. wollte zuerst die Johanniterritter, die seit dem Falle von Rhodus in Malta sich niedergelassen hatten, vernichten und schickte deßhalb eine starke Flotte dahin, welche aber nach einer 4monatlichen Belagerung und einem Verluste von 24000 Mann unverrichteter Sache wieder absegeln mußte (1565). Nun suchte er die Schmach in Ungarn wieder gut zu machen; aber die tapfere Vertheidigung von Szigeth durch Zrini (s. d. Art.) hielt das Heer auf und die Strapazen des Feldzugs, sowie der Unwille über den empfundenen Widerstand zogen ihm ein Fieber zu, an dem er den 8. Sept. 1566 starb. Erst 2 Tage nach seinem Tode fiel Szigeth in die Hände der Türken, denen der Großwesir S.'s Tod verheimlichte, bis sein Sohn Selim II., der ihm folgte, herbeigekommen war. — S. war ein sehr kenntnißreicher Mann und von hellem Verstande, aber auch von einer unersättlichen Grausamkeit. Seine Favoritin, Roxolane, eine geborene Russin, hatte ihn so in ihrer Gewalt, daß er ihretwegen seine übrigen Söhne ermorden ließ, um ihrem Sohne Selim II. die Nachfolge zu sichern. Unter S. II. hatte das türkische Reich den höchsten Punkt seiner Größe erreicht. — S. III. folgte seinem abgesetzten Bruder Muhammed IV. den 29. Oct. 1687 48 Jahre alt, war aber ein schwacher Regent, unter dem bald ein heftiger Janitscharenaufstand ausbrach, der ihn endlich nach Adrianopel zu flüchten nöthigte, während seine Truppen in Ungarn sehr unglücklich kämpften und bei Nissa gänzlich geschlagen wurden (1688). Zwar rettete Mustapha Kiuperli (s. d. Art.) durch treffliche Maßregeln im Innern und durch siegreiche Kämpfe in Ungarn (er eroberte Widdin, Semendria, Belgrad u. a.) das sinkende Reich, doch starb S. schon am 11. Jan. 1691 und Ahmed II. ward sein Nachfolger. 37.

Solīnus (Cajus Julius), einer von den vielen römischen Epitomatoren aus der spätern Zeit, lebte wahrscheinlich im III. Jahrh. nach Chr., ist aber sonst unbekannt. Das Werk, wegen dessen er bekannt worden ist: „Polyhistor", ist weiter nichts als ein ohne alle Kritik, Ordnung und Geschmack zusammengeschriebener Auszug aus des Plinius Naturgeschichte. Die Sprache ist hart und trägt den Stempel einer spätern Zeit an sich. Unter den Ausgaben bemerken wir: die „Ed. princ." (Venet. 1473. Fol. Parm. 1480. 4.); die von J. Camers (Vienn. 1520. Fol.; Basel. 1538. Fol.); A. Delrius (Antverp. 1572. 8.); Cl. Salmasius (in

ſ. Exercitation. plinian. Paris 1629. Traj. 1689. Fol. 2 Voll.) und Götz (Lips. 1777. 8.). Vergl. Moller „Über den Solinus" (Altorf 1693. 4.). 20.

Solis (Antonio de), ein vorzüglich ſpaniſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, wurde 1610 zu Plaſencia in Altcaſtilien geboren und beſchäftigte ſich ſchon früh mit dramatiſchen Arbeiten, unter denen beſonders „Il Alcazar del secreto" und „La Gitanilla de Madrid" den ungetheilteſten Beifall fanden. Nachdem er auch ſeine Vorſpiele (Loas) zu Calderon's Schauſpielen herausgegeben hatte, erhielt er durch ſeinen Ruf als Dichter und ſeine vielſeitige Bildung eine Anſtellung in der Staatskanzlei Philipp's IV. und wurde bald nachher zum Hiſtoriographen von Indien ernannt. Hierauf erſchien ſeine „Historia de la conquista de Mexico" (Madrid 1684. Fol. London 1809. 3 Bde.), welche das letzte claſſiſche Geſchichtswerk der Spanier iſt. Er trat ſpäter in den geiſtlichen Stand und ſtarb 1686. 81.

Solmination oder Solfeggiren bedeutet urſprünglich eine Melodie nach den ſechs aretiniſchen Sylben ſingen, daher solfeggio ein Aufſatz für eine Singſtimme ohne Text, um ſich im Treffen der Noten, der Paſſagen und des Tactes zu üben. Jetzt verſteht man unter S. das Abſingen der Noten nach jeder willkührlichen Benennung derſelben. Zu Anfange des XI. Jahrh. nämlich war noch das alte griechiſche Tonſyſtem im Gebrauche, deſſen Töne unter ſich nach Tonleitern von 4 Stufen (Tetrachorden) verbunden waren. Der Benedictinermönch Guido von Arezzo erkannte das Unzureichende dieſes Syſtems, vermehrte dieſe Töne in der Tiefe mit dem großen G und in der Höhe mit den Tönen $\overline{b}$ $\overline{h}$ $\overline{\overline{c}}$ $\overline{\overline{d}}$ und $\overline{\overline{e}}$, gab aber dadurch auch die Veranlaſſung zu einer ganz andern Einrichtung des Tonſyſtems. Demnach bildete er ein neues Syſtem von 22 Tönen und theilte dieſe in 7 Tonleitern von 6 Stufen oder in 7 Hexachorde ab, in denen der halbe Ton jederzeit zwiſchen der dritten und vierten Stufe enthalten iſt. Um nun im Geſange die Schüler auf den im Hexachord befindlichen halben Ton aufmerkſam zu machen, nahm er aus einem Hymnus an den heiligen Johannes: Ut queant laxis Re sonare fibris Mira gestorum Famuli tuorum, Solve polluti Labii reatum, Sancte Johannes!" die 6 bezeichneten Sylben (ut re mi fa sol la) und legte ſie dem Hexachorde unter. Blieb nun eine Melodie innerhalb der Grenzen eines ſolchen Hexachords, ſo blieben natürlich auch die Namen oder Töne unverändert. Wurde aber im Geſange eine ſolche Sexte überſchritten, ſo mußten natürlich auch die Sylben verwechſelt oder mutirt werden, damit die Sylben mi fa wieder unter den halben Ton zu ſtehen kamen. Bald erkannte man indeß das Unzureichende und Verwirrende dieſes Verfahrens, daher die Italiener und Franzoſen wohl dieſe Sylben beibehielten, aber bei Einführung unſerer jetzigen Tonleiter den ſiebenten Ton si nannten, um das Verwechſeln jener Sylben oder die Mutation zu vermeiden. Auch ſetzten die Italiener des Wohlklanges halber für die Sylbe ut die Sylbe do. Die Deutſchen dagegen nahmen zum S. die ſogenannten gregorianiſchen Buchſtaben c, d, e, f, g, a, h und die Niederländer die Sylben bo, ce, di, ga, ma, ni. Neuere Änderungen im S. machten der Kapellmeiſter Graun und der Muſikdirecter Hiller. — Daß die Solfeggio's oder Übungsſtücke im Notenſingen und Notenleſen ohne Text wahre und die beſten Übungsſtücke für den Geſang ſind, unterliegt keinem Zweifel. Eine reine Intonation, Gewandheit der Stimme und Fertigkeit im Notentreffen ſind, da beim S. die Aufmerkſamkeit blos auf die Reinheit und Richtigkeit der Intervalle gerichtet iſt, die Hauptvortheile, die daraus gewonnen werden. Daher haben auch faſt alle berühmteſten Geſangmeiſter ſolche Solfeggio's geſchrieben. Beiſpiele findet man in jeder guten Singſchule. Die beſten Solfeggien aber ſind von Crescentini: „Übungen für die Singſtimme ohne Worte" und von Righini: „Solfeggien".

Auch zeichnen sich die von Danzi, Weinlig, Benelli und Rungenhagen rühmlich aus. 20.

Solo (eigentlich allein) bedeutet den Gesang oder das Spiel eines Einzelnen im Gegensatze von Tutti, Allen, der Gesammtheit der Singenden oder Spielenden. Indeß wird das Wort nicht nur in dieser Bedeutung, sondern auch dann gebraucht, wenn bei Aufführung des zusammengesetzten Musikstückes ein Instrument oder eine Singstimme die Hauptstimme und die herrschende Melodie hat. Haupterfordernisse beim S. sind: Genialität des Vortrags, innige Vertrautheit mit der in der Soloparthie verborgen liegenden Empfindung des Tonsetzers, angebrachte Ungezwungenheit des Tactes und eine kräftige Bestimmtheit des Vortrags überhaupt. 20.

Solöcismus ist eine fehlerhafte Verbindung der Redetheile oder ein Fehler gegen die Syntax. Die Griechen nannten ursprünglich S. den verderbten attischen Dialect der Einwohner von Soli (Σόλοι), einer Stadt auf der Insel Cypern; die neueren Grammatiker überhaupt jeden Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit im Gegensatze zum Barbarismus, dem Fehler gegen die Sprachreinheit. 84.

Solon, einer der sieben Weisen Griechenlands und der berühmte athenische Gesetzgeber, stammte aus einer alten Familie, die ihren Stammbaum bis auf König Kodrus zurückführte; sein Vater war jedoch durch unbekannte Unfälle in drückende Umstände gekommen und S., dem eine solche Lage unangenehm sein mochte, suchte außer Athen Unterhalt zu erwerben; man sagt, er habe sich der Handlung gewidmet und sei dadurch zu großem Vermögen gekommen, welches ihm erlaubt habe, seiner Abstammung würdig später in der Vaterstadt aufzutreten. Die Augen seiner Mitbürger zog er weniger durch seinen gesammelten Reichthum auf sich, als durch seinen klaren Verstand, durch sein wohlwollendes Benehmen gegen Jedermann und durch die glühende Liebe zu seinem Vaterlande, welche sich in dem unzweideutigen Bestreben, die wahre Ehre und Größe desselben zu befestigen und zu erhöhen, kundgab. Unter vielen anderen Beweisen dafür führen wir folgende Erzählung an. Da es durch ein Gesetz zu Athen bei Todesstrafe verboten war, daß Jemand einen neuen Antrag wegen Wiedereroberung der Insel Salamis machte, weil für den Besitz dieser Insel schon mehr Menschen aufgeopfert worden waren, als jenes Besitzthum werth sein mochte, so stellte sich S., den es schwer schmerzte, daß sein glorreiches Vaterland jene Insel an den kleinen Staat Megara verloren hatte, wahnsinnig, betrat in diesem Zustande die Rednerbühne und reizte durch Vorwürfe und Schmähreden seine Mitbürger zu dem ununterdrückbaren Verlangen Salamis zu erringen. Der Zug war mit Glück gekrönt und S., dessen Wahnsinn sich bald darauf legte, wurde seinem Staate noch theurer und geehrter. Schon lange Zeit war aber Athens Verfassung in einem übeln Zustande, da sich verschiedene Parteien, Aristokraten und Demokraten, anfeindeten und dadurch dem Staate viele Blößen nach Außen gaben. Drakon schon hatte durch seine überstrengen Gesetze Dämpfung der Parteizwiste und Erhaltung der Ordnung zu bewirken gesucht, allein durch jene Gesetze war der Charakter der Athener noch mehr verwildert. Gesetzliche Ordnung wurde von allen Seiten sehnlich begehrt und die Athener erkannten bei ihrem Umschauen nach einem Manne, der dem Unwesen durch die Schöpfung einer neuen Staatsverwaltung steuern sollte, einmüthig den S. als den dazu Tüchtigsten. Im Jahre 594 v. Chr. wurde er zum Archon gewählt und ihm eine Gesetzgebung abverlangt und er unterzog sich derselben. Sie war das Werk eines weisen, edeln, menschenfreundlichen Mannes. Zuerst stellte er zur Regulierung der drückenden Verhältlnisse des Volkes die Seisachtheia auf, durch welche theils der Münzwerth erhöht und der Zinsfuß herabgesetzt, in einzelnen besonderen Fällen aber auch die ganzen Schuldforderungen als nichtig erklärt und für alle Fälle die Haftung des Schuldners mit seinem Leibe aufgehoben wurde.

So wurde den Schuldnern die Rückzahlung der Capitale erleichtert und alle wegen Schulden in Banden Sitzende befreit. Ferner übergab er dem gesammten Volke die Zügel der Regierung und die höchste Gewalt, bestehend in dem Rechte, Gesetze zu geben, Magistratspersonen zu wählen, über Krieg, Frieden und Bündnisse zu entscheiden, Steuern aufzulegen und die Bestimmungen über alle andern großen Staatsinteressen der Nationalversammlung. Zu dieser gehörten alle athenische Bürger ohne Ausnahme, aber wegen der Wählbarkeit zu den Staatsämtern machte er neben der alten Phylen- und Phratrienabtheilung noch eine neue nach den Vermögensumständen der Bürger. Nach dieser wurden alle athenischen Bürger in 4 Classen getheilt: die der ersten Classe, welche Pentakosiomedimnoi hießen, mußten eine jährliche Einnahme von wenigstens 500 Medimnen (etwa ebenso viel berliner Scheffel); die der zweiten von 300 Medimnen haben und diese, weil aus ihnen die Reiterei ausgehoben wurde, jeder sowohl für sich, als auch für einen Knappen ein Streitroß halten; sie hießen daher Hippeis (Ritter), wie die der dritten Classe Zeugitai (Anspanner), weil sie so viel Ländereien hatten, daß sie ein Ackergespann von Maulthieren, Ochsen und Pferden halten konnten, überhaupt deren Einkommen sich auf 150—200 Medimnen belief. Alle übrigen Bürger, welche weniger als die Zeugiten hatten, hießen Thetes (eigentlich Taglöhner oder Lohnarbeiter) und diese konnten nicht zu Staatsämtern gelangen, wohl aber in den Gerichten Beisitzer sein. Damit aber die Volksversammlung wegen der Menge aus dem niedern Volke nicht zu mächtig werden konnte, so setzte ihr S. in zwei Staatsbehörden gewichtige Gegenhalter entgegen, nämlich in dem Areopag und in dem Rathe. Der Areopag (s. d. Art.) ward oberste Gerichtsbehörde; dem Rath (Bule), aus 400 den drei ersten Classen entnommenen Bürgern bestehend, die durch das Loos gewählt wurden und sich vorher der Prüfung ihres vorher geführten Lebens (Dokimasie) unterwerfen mußten, gab er das Recht die Volksversammlungen zu berufen, vorläufige Untersuchungen über die dort zu verhandelnden Angelegenheiten anzustellen, Gesetze auf ein Jahr zu geben, Heere und Flotten auszurüsten, Staatsverbrecher greifen zu lassen, das Staatssiegel und die Schlüssel zur Akropolis und zum Staatsschatze zu verwahren. Wenn diese Grundzüge der politischen Verfassung, welche S. seinem Staate gab, auch nicht als Ideal durchaus aufgestellt zu werden verdienen sollten, so muß man ihm doch, der überhaupt kein Ideal einer Staatsverfassung, sondern das Bedürfniß seines Staates vor sich hatte, vollkommen Recht geben in dem Urtheile, welches er selbst über seine Verfassung aussprach, daß es nämlich nicht die möglich beste, aber für die Athener die beste wäre. Aber dadurch zeichnete sich die solonische Verfassung vor der lykurgischen aus, daß S. nicht blos die Staats- und bürgerlichen Verhältnisse, sondern auch die privaten und menschlichen Interessen berücksichtigte. Mag man in mehreren seiner Verordnungen und Einrichtungen einen Kaufmannsgeist wehend finden, man wird wenigstens S.'s Weisheit und gute Gesinnung nicht verkennen dürfen. Er ließ jeden Bürger Herr über sein Vermögen sein und über dasselbe testamentarisch verfügen und gestattete jedem Handlung und Gewerbe zu treiben, was früher entehrend gewesen war; durch beide Gesetze hob er den Gewerbfleiß und den Handel, dessen das zur Schifffahrt so wohlgelegene Athen bedurfte. Da er die Erziehung der Jugend nicht dem Staate anheim gab, sondern sie den Eltern überließ, so entstand dadurch eine Vielseitigkeit, welche Athen bald zum Mittelpunkte alles wissenschaftlichen Verkehrs machte, welcher mit dem blühenden Handel verbunden dem Staate einen alle griechischen Republiken übertreffenden Glanz und Reichthum gab. Ruhig konnte jeder Vater den Tod für das Vaterland in der Schlacht suchen; denn die Seinen wurden ehrenvoll auf gemeinschaftliche Kosten erzogen und verpflegt. Durch S.'s Gesetzgebung wurde Athen auch der Sitz der Menschlichkeit; denn gerichtlich belangt konnte selbst der werden, welcher einen Armen, ein Kind, ein Weib, selbst

einen Sklaven beleidigte und mißhandelte. Diese Gesetze wurden sämmtlich auf dreieckigen Pfeilen, welche man um Achsen drehen konnte, eingegraben und öffentlich aufgestellt, anfangs in der Akropolis, später im Prytaneum. S. selbst ging, nachdem er seine Gesetzgebung beendigt, der Öffentlichkeit übergeben und ins Leben geführt hatte, auf 10 Jahre aus seinem Vaterlande, um nicht genöthigt zu werden, Änderungen vorzunehmen und um in dieser Zeit den Gesetzen Selbstständigkeit und Dauer zu verschaffen; denn der ganze Rath schwur ihm vor seiner Abreise die Gesetze zu halten und die Gesetzwächter machten sich durch einen Eid anheischig, im Übertretungsfalle dem delphischen Tempel eine goldne Bildsäule zu weihen. Seine Reise soll S. nach Ägypten, Cypern und nach Asien gerichtet haben; in letzterem Lande kam er, nach Herodot's Bericht, auch nach Sardes zum Könige Krösus, der ihn eitel und stolz auf seine Reichthümer in seinen Schatzhäusern umherführen ließ und dann ihn fragte, wer ihm wohl der Glücklichste unter den Sterblichen zu sein schiene. S. nannte ihm den Athener Tellos, der bei ausreichendem Lebensunterhalte zufrieden und im Besitze edler und tapferer Söhne glücklich gewesen und endlich ruhmwürdig im Kampfe für das Vaterland gefallen wäre: dann den Kleobis und Biton, zwei argivische Jünglinge, die, nachdem sie einen schönen Beweis von Pietät gegen ihre Mutter gegeben hatten, auf das Gebet der gerührten Mutter, die Götter möchten ihren Söhnen das beste Loos, dessen ein Mensch fähig wäre, geben, todt im Tempel gefunden worden waren. Als der erstaunte König den S. fragte, warum er solche Leute und nicht ihn für glücklich halte, antwortete ihm S., daß man einem Menschen, so lange er lebe, namentlich wenn er seinen Ruhm nur in irdischen Gütern suche, kein Glück zuschreiben könne, weil er bis auf den letzten Augenblick den Veränderungen unterworfen sei, deßhalb leicht aus seinem Traume gerissen und dadurch unangenehm berührt werden könne. Daher sei vor dem Tode Niemand glücklich. Mag diese Erzählung auch eine Fabel sein, so beurkundet sich doch darin die hohe Meinung von der großartigen Weisheit, welche das Alterthum von S. hatte. Zurückgekehrt von seiner Reise lebte er wieder in der Mitte seiner Mitbürger, mußte aber in den letzten Jahren seines Lebens noch den Kummer erleben, daß sich eine Tyrannei, welche er selbst so rühmlich von sich gewiesen hatte, durch einen seiner Verwandten, Pisistratus, bildete. Theils die Überlegenheit der Partei überflügelte sein Ansehn, theils machte ihn sein Alter ungeeignet in Parteistreitigkeiten zu figuriren. Er versuchte eine Aussöhnung der Parteien, allein vergebens. Pisistratus schwang sich zum Führer des Staatsruders auf, ehrte jedoch darin den großen Gesetzgeber, daß er sich bei der Regierung fortwährend seines Raths bediente und seine Staatseinrichtung fast unverändert bestehen ließ. Mit Pisistratus hatte S. auch eine ausgezeichnete Liebe und Verehrung der Wissenschaften gemein; denn er begann für die Sammlung, Ordnung, Aufzeichnung und Verbreitung der homerischen Gesänge zu wirken, wobei ihm jedoch Schuld gegeben wird, zum Besten Athens und um dieser Stadt uralte Ansprüche auf Salamis zu erhärten, nach Ilias II, 557 „Ajax, Telamon's Sohn, führt zwölf salaminische Schiffe" den Vers „Und er stellte sie dicht an die Reihen der Athenäer" eingeschoben zu haben. S. war selbst Dichter und besonders im Skolion und in der Elegie zeichnete er sich aus; er machte den Übergang von der heroischen und politischen zur gnomischen Elegie. Leider sind uns nur wenige von seinen im Alterthume so gerühmten Gesängen aufbewahrt worden. Die wenigen erhaltenen Fragmente von moralische und politische Vorschriften enthaltenden, größtentheils in elegischem Versmaße geschriebenen Gedichten sind meist in den Sammlungen der gnomischen Dichter enthalten; besonders sind sie herausgegeben von N. Bach (Bonn 1825). — Über S., von dem schon Plutarchus eine Lebensbeschreibung lieferte, ist besonders nachzulesen J. Meursius „Solon sive de vita ejus, legibus etc." (Kopenh. 1632. 4.) und Abbing „De Soloni laudibus poeticis" (Utrecht 1825). 6.

Solothurn (franz. Soleure), helvetischer Canton, liegt 24° 51′—25° 33′ L. und 47° 5′—57° 37′ N.Br., grenzt im Norden an Frankreich und den Canton Basel, im Osten an Basel und Zürich, im Süden und Westen an Bern und enthält 12 □Meilen mit 60000 Einwohnern. Das Land wird von einem hohen und rauhen Juragebirge durchschnitten, dessen höchste Gipfel die Hasenmatte (4500 Fuß) im Süden, der Oberhauenstein (4500 Fuß) und die Geißfluth (2400 Fuß) sind, hat aber an der Aar, großen Emme und Birs einen fruchtbaren und gut angebauten Boden, ein mildes und gesundes Klima und mehrere Mineralbäder (Cosdorf, Fluenbad, Altisholz). Die Einwohner leben in 2 Städten, 1 Marktflecken, 137 Dörfern und 7457 Häusern, reden deutsche und schweitzerische Dialekte und sind, mit Ausnahme der 4000 Protestanten, Katholiken, die neben 2 Collegiatstiften und einer Benedictinerabtei 3 Capuziner- und 3 Nonnenklöster haben. Industrie ist nicht wichtig; doch unterhalten die Bewohner einige Baumwollfabriken, Eisenwerke, Glashütten, Gerbereien und etwas Kirschwasserbereitung. Der Canton trat 1481 mit Freiburg zugleich in den Bund, ist aristokratisch und hat 5 Districte (Solothurn, Biberist, Ballstedt, Olten und Dornech) und 3 i Gerichtskreise. Die gesetzgebende Gewalt befindet sich in den Händen des großen Raths von 101, die vollziehende in denen des kleinen Raths von 21 Mitgliedern des großen Raths. Die Staatseinkünfte betragen 180000 Francs. Zum Bundesheere stellt der Canton 904 Mann und der Geldbeitrag 18600 Francs. Die Verfassung vom 17. Aug. 1814 gewährt den Bürgern der Hauptstadt ansehnliche Vortheile. — Solothurn (1350 Fuß), befestigte Hauptstadt des Cantons, 25° 11′ 32″ L. und 47° 12′ 43″ N.Br., in einer reizenden Gegend am Fuße des Jura, von der Aar durchströmt, über welche 2 Brücken führen, mit Mauern und Bastionen umgeben, mit unregelmäßigen Straßen, 556 Häusern, 3 Pfarrkirchen, 1 Capuzinerkloster und Kirche, 3 Nonnenklöstern, Kapellen, Hospital-, Waisen-, Kranken- und Irrenhäusern, Rath- und Zeughaus, 1 Theater und 4300 Einwohnern; Sitz eines Bischofs (von Basel), eines katholischen Collegii, eines Lycei und Gymnasii, einer Stadtbibliothek von 8000 Bänden, eines öffentlichen Naturaliencabinets und einer literarischen und naturforschenden Gesellschaft. Von den Fabriken sind zu bemerken: Kattun- und Tabaksfabriken, 1 Kattundruckerei, Leder- und Holzsäurefabrik; außerdem gibt es noch 1 Buchhandlung und einige Buchdruckereien. S. hat auch Eisenwerk, lebhafte Spedition und Hauptniederlage der Waaren, die aus einem Theile Frankreichs durch die Schweitz geführt werden, und römische Alterthümer. 71.

Solstitium, s. Sonnenwende.

Soltau (Dietrich Wilhelm), wurde im Jahre 1745 zu Bergedorf geboren, lebte als Doctor und Senator zu Lüneburg und starb daselbst 1827. Er hat sich besonders durch gelungene Übersetzungen des de Barros, Cervantes, Boccaccio, Thomson u. A. bekannt gemacht. Außerdem schrieb er „Beiträge zur Berichtigung des grammatisch-kritischen Wörterbuchs von Adelung" (Leipz. 1806) und „Briefe über Rußland" (Berl. 1811). 81.

Soltyk (Roman, Graf), Mitglied des polnischen Reichstags, Brigadegeneral, ward zu Warschau 1791 geboren. In seinem 5. Altersjahre ließ ihn sein Vater ewigen Haß der russischen Herrschaft schwören. Seine erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, besuchte von 1805—1807 die polytechnische Schule zu Paris, ward dann, nach Polen zurückgekehrt, vom Fürsten Poniatowski als Unterlieutenant bei der Artillerie zu Fuß angestellt, stieg 1808 zum Oberlieutenant und 1809 zum Hauptmanne bei einer Compagnie reitender Artillerie, die er auf eigene Kosten ins Feld gestellt hatte. 1809 machte er den Feldzug gegen Östreich mit und zeichnete sich bei der Belagerung von Zamosk und später in der Schlacht von Warzary durch rühmliche Tapferkeit aus. 1810 war er bereits

Oberstlieutenant und kam 1812 in den Generalstab des Kaisers Napoleon. Er war einer der Ersten, der mit dem Generale Bonfrère bei Poniemon über den Niemen setzte. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er die Sachsen und gerieth, indem diese übergingen, in die Gefangenschaft der Alliirten. In das bürgerliche Leben zurückgetreten offenbarte er jetzt die liberalsten Ideen und wollte die Gleichheit überall durchgeführt wissen. Da er Eigenthümer eines Eisenhammers war, eröffnete er in Warschau ein Eisenmagazin und bot die Erzeugnisse seiner Fabriken feil. Fortwährend aber beschäftigten ihn Racheplane gegen die Obergewalt und er war seit 1822 Theilnehmer an den geheimen Gesellschaften. Jetzt ward er auch Mitglied des allgemeinen Raths der Woiwodschaft Sandomir. 1826 ward er in die bekannte Verschwörung, als deren Hauptlenker man seinen Vater betrachtete, verwickelt und, nachdem er sich geflüchtet, in Leipzig festgenommen, nach Warschau geführt und ins Gefängniß geworfen, aber wegen Mangel an Beweisen bald wieder freigelassen. Er zeichnete sich dann auf dem Reichstage von 1829 aus und entwickelte unter Anderem eine Motion, deren Gegenstand eine vollständige Emancipation der Bauern war. Kaum war die Revolution (29. Nov. 1830) ausgebrochen, so begab er sich nach Warschau, ward zum Regimentarius (Generalcommandanten) der 4 auf dem rechten Weichselufer liegenden Woiwodschaften ernannt, organisirte dort 47000 Mann mobiler Nationalgarden und erwarb sich den Dank der Nation. Er schlug auf dem Reichstage die Absetzung des Kaisers Nikolaus und Erklärung der Souverainetät des Volks vor (21. Jan. 1831). Als das Regimentariat abgeschafft ward, machte er als Freiwilliger die Schlachten von Iganie und Rudki mit. Als die Russen Warschau belagerten (6. Sept.), ward er zum Befehlshaber der Artillerie in Warschau ernannt, widersetzte sich aufs Eifrigste der Capitulation Krukowiecki's und hielt Stand bis zum letzten Augenblicke. Er ging dann mit der Armee nach Plock und übernahm eine Sendung nach England und Frankreich, um dort eine Vermittelung dieser Mächte für Polen nachzusuchen. Umringt von Gefahren aller Art kam er nach London und von da nach Paris, wo er blieb. Er hat sich auch als helldenkender Schriftsteller berühmt gemacht; er schrieb unter Anderem: „Polen und seine Helden im letzten Freiheitskampfe" (Paris 1833, übersetzt von H. Elsner, Stuttg. 1834. 2 Bde.); „Napoléon en 1812" (Paris 1836). 25.

Somerville (William), ein vorzüglicher englischer Dichter, wurde 1692 zu Edston in der Grafschaft Warwick geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Wincheſter und Oxford und machte sich als Dichter zuerst durch eine Ode an den Herzog von Marlborough bekannt. Da ihm sein Vater ein bedeutendes Gut hinterließ, so erlaubten ihm seine Vermögensumstände sich unabhängig den Wissenschaften zu widmen; allein sein regelloses Leben verwickelte ihn endlich in eine solche Schuldenlast, daß er im Jahre 1742 sein Leben freiwillig endigte. Unter seinen Gedichten hat besonders „The chase", in reimlosen Versen geschrieben, einen großen Ruf erhalten und es gehört in Bezug auf Treue der Naturschilderungen und Sitten, so wie durch seine anmuthige Schreibart zu den besten beschreibenden und didaktischen Gedichten der Engländer. Außerdem verdienen besonders bemerkt zu werden „Field sports", eine dichterische Beschreibung der Falkenjagd, und das heroisch-komische Gedicht „Hobbinol, or rural games." Eine Sammlung seiner Gedichte kam zu London (1728 und 1772) heraus. 81.

Sommer, lat. aestas; franz. été; engl. summer, die Jahreszeit, welche den Übergang vom Frühlinge zum Herbste bildet, fängt an, sobald die Sonne am 21. Juni den nördlichen Wendekreis erreicht, d. h. in das Zeichen des Krebses tritt, der Tag am Längsten, die Nacht aber am Kürzesten ist, und dauert bis zum 23. September, an welchem Tage die Sonne dann wieder den Äquator erreicht und Tag und Nacht einander gleich sind. Für die südliche Hemisphäre der Erde

hingegen durchläuft die Sonne während des dortigen Sommers den Steinbock, den Wassermann und die Fische. — Verschieden von diesem astronomischen S. ist der physische, welcher gemeiniglich bei uns mit der eintretenden wärmern Witterung (oft erst im Juli) seinen Anfang nimmt. 13.

Sommerflecke, Sommersprossen, lat. ephelides; franz. hâle; engl. sunburning, sind bald große, unregelmäßige, dunkelbraune und wenig zahlreiche, bald kleine, kreisförmige, gelbliche und in großer Menge vorhandene Flecke, die im Frühjahre und während der Sommerhitze im Gesichte, am Halse, am obern Theile der Brust und an den Armen und Händen bei Kindern und solchen Personen, die eine feine und weiße Haut haben, zum Vorscheine kommen und gegen den Winter wieder vergehen. Frauen, die für die Reinheit ihrer Haut Sorge tragen, schützen sich davor, indem sie die Sonnenstrahlen vermeiden oder einen Schleier tragen; auch wendet man das Waschen mit Milchrahm, mit aromatischen Wässern, mit kaltem, mit Alaun oder Borax oder Blei versetztem Wasser dagegen an. 39.

Sommerpunkt, lat. punctum solstitii aestivi; franz. solstice d'été, ist für die nördliche Hemisphäre der Erde der 0. Grad des Krebses (durch den der Wendekreis des Krebses gehet) und liegt in jetzen Zeiten ungefähr am Fuße des Castor in den Zwillingen, 90 Grade von dem Frühlingspunkte entfernt. 13.

Somnambulismus, das **Schlaf-** oder **Nachtwandeln**, auch die **Mondsucht**, franz. somnambulisme; engl. somnambulism, sleepwalking, bezeichnet einen krankhaften Zustand, wo der Mensch durch lebhafte Träume und besondere kosmische Einflüsse zu gewissen Zeiten des Nachts im Schlafe aufsteht, umherwandelt, verschiedene Geschäfte, wie im Wachen, verrichtet, sich später wieder niederlegt und dann meist wüste und mit Kopfweh erwacht, ohne im Geringsten das zu wissen, was er in der Nacht gethan hat. Es ist demnach nichts Anderes, als ein von selbst entstandenes magnetisches Schlafwachen, wobei die äußeren Sinne sich im Zustande des Schlafes befinden, der innere Sinn aber um so lebhafter hervortritt und so durch ihn die Seele mit der Außenwelt in eine neue Beziehung und Wechselwirkung tritt, von ihr Vorstellungen erhält und diesen entsprechend handelt. Nach den Schriftstellern soll hier jedesmal eine Störung in der Harmonie des Nervenlebens, hohe Exaltation des Ganglliennervensystems und Depression des Cerebralsystems stattfinden. Einige Kranke wandeln nur bei Neumond, noch andere bei Vollmond, was am Häufigsten vorkommt (daher der Name **Mondsucht**). Für prädisponirende Ursachen gelten ein zartes Nervensystem und die Entwickelung der Mannbarkeit; daher auch zarte Mädchen und Jünglinge, zarte Frauen am Häufigsten nachtwandeln. Als Gelegenheitsursachen betrachtet man schwächende Einflüsse, übermäßige Geistesanstrengung, Onanie, Abdominalreize, Würmer, gastrische Reize, Verzärtelung, verkehrte Erziehung, zu lebhafte Phantasie, sitzende Lebensweise, Hysterie. Das Nachtwandeln verliert sich bisweilen von selbst, bisweilen ist es aber auch ein Vorbote schlimmer Nervenkrankheiten, namentlich der Epilepsie (s. d. Art.) und Katalepsie (s. d. Art.), mit welchen es, so wie mit der Hysterie, nicht selten complicirt vorkommt. In schlimmen Fällen entstehen daraus unheilbare Geisteskrankheiten. Wenn sich Nachtwandler an gefährlichen Stellen befinden, darf man sie nicht anrufen, da sie sonst erwachen und leicht ein Unglück nehmen würden. Die Cur besteht zunächst in Entfernung der muthmaßlichen Ursachen und Übel, die das Nachtwandeln veranlaßt haben und unterhalten. Im Anfalle selbst soll man, wenn der Kranke aufsteht, sich ihm leise nähern, ihm ein paar magnetische Striche vom Kopfe bis zur Herzgrube mit der einen Hand und zugleich mit der andern ähnliche Striche vom Hinterhaupte bis zum Rücken herab appliciren. Die Hand bleibt in der Herzgrube ruhen; gewöhnlich läßt der Kranke sich Alles gefallen und tritt schnell mit dem ihn

so Magnetisirenden in magnetischen Rapport; nach einigen Minuten nähert man den Mund der Herzgrube, redet leise mit dem Kranken, fragt ihn, was und wohin er wolle und befiehlt ihn im strengen Tone, sich wieder niederzulegen und mit dem Geschäfte bis zum Tage zu warten: welchem Allem der Kranke sogleich Folge leisten soll. — Im weitern Sinne genommen erscheint nach Kieser der S. hinsichtlich seiner Entstehungsweise auf zweifache Art, als Idiosomnambulismus, wo die ihn erzeugenden Momente die mannigfaltigsten äußeren Potenzen sein können, welche magnetisch, d. h. als tellurische Kräfte wirkend, nicht absichtlich zur Erzeugung des S. angewandt werden; und dann als künstlich erzeugter Zustand (vergl. Magnetismus, thierischer), den man erst seit Mesmer's Entdeckung kennen gelernt hat, obgleich er vorher und zu allen Zeiten, wenn auch unerkannt, hervorgebracht wurde bei Beschwörungen, magischen Heilungen, im Tempelschlafe ꝛc. Dieser Idiosomnambulismus, den man erst mit genauerer Kenntniß des künstlich erzeugten tellurischen Lebens erkannt hat, ist übrigens so alt als das Menschengeschlecht, indem er nur höher entwickelter Schlaf ist, also gleich diesem — als Gegensatz des wachenden Lebens — zu den Attributen und nothwendigen Zuständen des zwischen dem solaren und tellurischen Principe oscillirenden Lebens gehört, obgleich die höheren Stufen desselben, in welchen das psychische Gefühlsleben des Menschen in unendliche Zeiten und Räume fernfühlend wird, eben so selten entstehen, als die höheren Formen der intelligenten Entwickelung des wachenden Menschen, in welchen die Erkenntnißthätigkeit in der Philosophie und Mathematik gleicherweise rückwärts und vorwärts unendliche Zeiten und Räume mit dem geistigen Auge der Wissenschaft umfaßt. (Im Übrigen sehe man Magnetismus.) 28.

Somonokodom heißt der höchste Gott in Siam, ist aber in jeder Beziehung nichts Anderes, als der Buddha (s. d. Art.) der Inder. 23.

Sonate (ital. sonata, Klangstück) ist ein einfaches Instrumentalstück, welches wenigstens aus 2 Sätzen besteht, das aber bei den in ihm auszudrückenden Empfindungen sich lediglich nach dem Charakter des spielenden Instrumentes richten muß. Ursprünglich nur für ein Instrument bestimmt wählte man hierzu vorzüglich die Violine, später, und zwar jetzt fast ausschließlich, das Pianoforte. Erst in neuerer Zeit schrieb man auch Sonaten, in denen das Hauptinstrument von anderen Instrumenten begleitet wird, Musikstücke, die man auch Duos, Trios ꝛc. nannte. Die Hauptanforderung bei der S. ist, daß jeder besondere Theil derselben einen bestimmten und consequent durchgeführten Charakter behauptet und aus melodisch zusammenhängenden und aus einander hervorgehenden Gedanken besteht. Es kann daher bei der S. nicht genügen, daß das Thema eines jeden Theils derselben den Ausdruck einer bestimmten Empfindung enthalte, sondern er muß auch durch Nebengedanken und interessante Wendungen sich immer wieder erneuern, damit der Verfolg des Ganzen die Aufmerksamkeit des Zuhörers fessele. Daher können auch, wie Sulzer (Theorie in dem Art. S.) trefflich bemerkt, bei einer S. in Tönen der Traurigkeit, des Jammers, des Schmerzes, der Zärtlichkeit, des Vergnügens oder der Fröhlichkeit ein Monolog, oder in blos leidenschaftlichen Tönen unter gleichen oder von einander abstehenden Charakteren ein empfindsames Gespräch, oder endlich auch blos heftige, stürmende, contrastirende, oder leicht und sanft fortfließende Gemüthsbewegungen ausgedrückt und geschildert werden. Der äußern Form nach begann die S. in früherer Zeit gewöhnlich mit einem muntern Satze in mäßiger Bewegung; diesem folgte ein Adagio oder Andante; hierauf kam ein Menuet mit Trio und endlich ein Rondo oder Presto. Indeß ist man in neuerer Zeit mehr oder minder von dieser Eintheilung abgewichen und hat an die Stelle des Menuet und Trio das Scherzo, oder auch statt des zweiten, dritten oder letzten Satzes Variationen gesetzt. Außerdem unterscheidet man aber auch einfache

Sonaten, bestimmt als Übungsstücke für den Anfänger, deren Sätze gewöhnlich kleiner und weniger ausgeführt sind und welche man Sonatinen zu nennen pflegt, und Sonaten für den fertigen Spieler. In beiden Arten besitzen wir die ausgesuchtesten Meisterwerke, namentlich von Mozart, Bach, Haydn, Beethoven (ganz vorzüglich seine „Sonate pathétique"), Clementi, Cramer, Weber, Hummel, Field, Kalkbrenner, Moscheles u. A., von denen jedoch die neuesten Componisten jene Anforderung, den Ausdruck der S. nach dem Charakter des Instruments zu bestimmen, bei Weitem weniger befolgt haben, als die älteren. 20.

Sonde, lat. specillum; franz. sonde; engl. probe, nennt man in der Wundarzneikunst ein dünnes, spannenlanges, silbernes oder stählernes Instrument zur Untersuchung der Wunden. — Beim Schiffswesen heißt S. auch s. v. a. Senkblei oder Bleiloth (s. Loth). Sondiren bedeutet s. v. a. Etwas erforschen, die Tiefe ergründen. 26.

Sondershausen (Br. 51° 22′ 33″, L. 28° 30′ 6″), Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, die Residenz des Fürsten und der Sitz der Regierung, der Kammer, des Consistorium, des Forstcollegium, 1 Superintendenten und 1 Amts, an der Wipper, die hier die Bebra aufnimmt, ist ummauert, hat 3 Thore, 1 auf einem Berge liegendes fürstliches Residenzschloß (in demselben ist ein interessantes Naturaliencabinet aufgestellt, worin man die Bildsäule des Püstrich aufbewahrt), 2 Kirchen, 1 Gymnasium, 1 Waisenhaus, 1 Arbeits- und Spinnhaus, 553 zum Theil gutgebaute Privathäuser und 4000 Einw., die sich theils von dem Hofstaate und den Collegien, so wie von Handwerken und Krämerei, mehr aber noch von der Landwirthschaft nähren und größtentheils Ackerbürger sind. Der Ort hält 4 Jahr- und Wochenmärkte. Es sind hier 1 Buchhandlung und 1 Buchdruckerei, auch mehrere Krämer-, Schnitt-, Wein- und Gewürzhändler. 71.

Sonett nennt man eine meistentheils aus 14 Zeilen bestehende Gedichtform, welche ihre Entstehung und höchste Ausbildung in Italien gefunden hat, obgleich der Ausdruck son und sonet in der Bedeutung Lied oder Liedweise sich schon früher bei provencalischen Dichtern findet. In Italien war Guido von Arezzo (gest. 1295) der erste bedeutendere Dichter, welcher dem Sonette eine regelmäßigere Form gab und Petrarca derjenige, durch welchen es zur höchsten Vollendung ausgebildet wurde. Nachdem es seit dem XVI. Jahrh. in Frankreich einheimisch geworden war, wo es aber bald zum bloßen Witze und Reimgeklirre herabsank, führte man es auch in England, jedoch mit willkührlicherer Behandlung der Form, ein. Hierauf wurde es auch von den Deutschen (unter dem Namen Klanggedicht), besonders Weckherlin und Opitz, mit Glück bearbeitet, sank aber durch den Mißbrauch desselben in der Hand „stümpernder Reimschmiede", wie sie schon Joh. Rist (starb 1667) nannte, in Verachtung und Vergessenheit herab, bis es zuerst durch Bürger wieder zu Ehren gebracht und darauf von A. W. Schlegel, Novalis, Graf von Löben, Rückert, Tieck, Graf von Platen u. A. mit Glück behandelt und kunstgerechter ausgebildet wurde. Vergl. Raßmann's „Sonette der Deutschen" (Braunschw. 1817, 3 Bde.). In Bezug auf den äußern Bau desselben ist zu bemerken, daß es gewöhnlich aus 14 elfsylbigen Zeilen, so wie aus Jamben besteht und zwei Hauptabschnitte von ungleicher Form und Länge enthält, von denen der erstere in zwei vierzeilige (Quadernarien, Quartette oder Quadrains), letztere aber in zwei dreizeilige Strophen (Terzette oder Terzinen) zerfällt. Jedem der beiden Hauptabschnitte ist ein festbegrenztes Reimgebiet eigen, jedoch so, daß die beiden Quadrains durch zwei Reime, welche viermal wiederkehren, sich verschlingen, in den beiden Terzinen aber sich jedesmal zwei und zwei oder drei und drei Verse zusammenreimen. Die Anordnung der Reime kann in den beiden Quadrains dreifach sein, entweder so, daß die erste, vierte, fünfte und achte

Zeile und auf gleiche Weise die dazwischenliegenden vier Verse eine Reimverkettung bilden (rima chiusa, geschlossener Reim), oder daß, jedoch in seltenen Fällen, die Reime mit einander wechseln (rima alternata, Wechselreim), oder daß, in noch seltneren Fällen, das erste Quadrain mit wechselnden, das zweite aber mit geschlossenen Reimen gebildet wird (rima mista, gemischter Reim). In den beiden Terzinen wird entweder der gedritte Reim (rima atterzata) mit doppelter Wiederkehr derselben Reime, oder der Kettenreim (rima incatenata) mit drei Reimen, welche jedoch ebenfalls verschiedene Stellungen einnehmen können, angewendet. Außer dieser gewöhnlichen Form gebrauchen die Italiener noch verschiedene andere, wie die sogenannten anakreontischen Sonette mit achtsylbigen Zeilen, ferner die geschweiften mit einem Anhange (coda) von einer oder mehr dreizeiligen Strophen, und zuletzt den Sonettenkranz, welcher aus einem durch gleiche Reime verschlungenen Kreise von Sonetten besteht. Die Hauptform des Sonettes selbst ist keineswegs blos als eine willkührlich erfundene Reimkünstelei zu betrachten, sondern sie ist aus der wesentlichen Gestaltung des Gedankens in Satz und Gegensatz, Bild und Gegenbild hervorgegangen, und es muß daher nach den ersten acht Zeilen auch ein Abschnitt in den Gedanken eintreten. Dem Sonette muß stets ein einfacher, aber wichtiger Gedanke zum Grunde liegen, welcher umfassender als im Epigramme ausgesprochen, aber durch die Form streng begrenzt und in derselben mit dem Wohllaute des Reims verbunden vollkommen enthalten sein muß. 81.

Songarei, auch das Land von Ili oder Thian schan pe lu und des Balkasch noor genannt, ein Theil der Mogolei im chinesischen Reiche, zwischen 90—115° L. und 42—50° N.Br., hat einen Flächenraum von etwa 20000 Meil. und grenzt im Osten und Nordosten an die Mogolei und die Wüste Kobi, im Süden an die Hochbucharei, im Westen an die Buräten und Kirgisen von Ferghana, an die beiden Kirgisenhorden und im Norden an Sibirien. Es ist sehr gebirgig, wird von dem kleinen Altai, vom sajanischen Gebirge, Kanghai, Allak, Mustag, Bogdo, Zimbal, Alginskoi-Sirt ꝛc. umgeben und hat viele Seen, als: Balkasch, Kurki, Tuskul, Alaktugul, in dem ein alter ausgebrannter Vulcan, Aral Tubeh (d. h. Inselberg), sein soll; viele Flüsse und Quellen, als: Irtisch, Jenisei, Tschulisman, Emil, Ili und Korzana ꝛc. Es ist ein reines Steppenland; der Boden besteht aus Thon, Sand und Hügel, die Luft ist im Winter sehr kalt und im Sommer erzeugt das dunstreiche Land eine Menge lästiger Fliegen. Die Producte sind: Pferde, Schafe, Rindvieh, Kameele, Esel, Elephanten, schwarze und gelbe Bären, Biber, Fischottern, Schweine, mancherlei Pelzwild, grüne Krähen, Baumhühner ꝛc.; das Pflanzenreich liefert außer den Futterkräutern Rhabarber, Pappeln, Weiden, Spiräen, Saksuls ꝛc.; Mineralien werden nicht gesucht; dagegen hat es eine Heilquelle, das gesegnete Wasser genannt. Der eigentliche Stamm der Songaren ist durch die Kriege mit China 1756 fast ganz vernichtet und das Land wird meist von Colonisten aus anderen Provinzen, als von Torgoten, Derbeten, Kasaken, Sajanen und den 1770 aus Rußland zurückgekehrten Songaren bewohnt, welche sich theils mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen, theils Nomaden sind. Sie sind räuberisch, wild, unbedachtsam und kriegslustig; ihre Religion und Sprache ist ein Gemisch mit anderen. Die Industrie ist vorzüglich in den Händen fremder Ansiedler und der Handel in denen der Chinesen und Kalmüken, die meist nicht hier wohnen. Das ganze Land wird von einem chinesischen Statthalter zu Ili regiert und ist in 6 Districte eingetheilt, als in den von Tarbagatai, Kur kara us su, Ili, Urumtsir, Barkol und das Burätenland. Die wichtigsten Civilangelegenheiten werden an das mogolische Tribunal zu Peking berichtet und dort entschieden, die Justiz befindet sich in den Händen fremder Beamten. die Militairmacht beträgt 28000 Mann. Die bedeutendsten Städte darin

sind: Tarbagatai oder Tschugultschak, Korgos, Guldscha, Ili, Bargol, Urumtsir, Tungu. 71.

Sonne, lat. sol; franz. soleil; engl. sun, der für uns wichtigste aller Himmelskörper, ist der Centralpunkt unseres Sonnensystems und die Ursache aller Bewegungen desselben, die Quelle des Lichts, der Farben und der Wärme, der Regulator der Tages- und Jahreszeiten und steht in der mittlern Entfernung von der Erde = 240458 Erdhalbmesser oder = 20662548 geographische Meilen ab, den Erdhalbmesser zu $859\frac{3}{10}$ solcher Meilen angenommen, eine Entfernung, die so groß ist, daß der Schall, welcher sich in einer Secunde 1022 pariser Fuß weit bewegt, von der Erde erst nach 14—15 Jahren, und eine Kanonenkugel, die in jeder Secunde 1470 pariser Fuß zurücklegt, nach 10 Jahren auf der S. ankommen würde. Der Durchmesser der Sonnenkugel beträgt 19251608 Meilen, ihre Oberfläche 116435 Mill. Quadratmeilen und ihr körperlicher Inhalt 3735937700 Mill. Cubikmeilen. Es ist daher die Oberfläche der S. 12548mal größer als die der Erde und die S. selbst 1405648mal größer als die Erdkugel und sie folglich so groß, daß alle Planetenkugeln zusammen genommen noch nicht den 560sten Theil der Sonnenkugel an Raum einnehmen; oder wäre die letztere hohl, so könnte man in ihr füglich 112 Erdkugeln in gerader Linie neben einander aufstellen; oder stellte man die Erde in ihren Mittelpunkt, so könnte der Mond sich um die Erde fast noch einmal so weit von derselben, als er wirklich entfernt ist, innerhalb derselben bewegen. Dabei ist ihre Dichtigkeit nahe gleich $\frac{1}{4}$ der mittlern Dichtigkeit der Erde, d. h. $\frac{1}{4}$ der Dichtigkeit des Wassers, oder der Körper der Sonne hat im Mittel dieselbe Dichtigkeit wie viele unserer Holz- und Harzarten, etwa wie das gemeine Pech und die Steinkohle, und daher werden die Körper, die auf der Erdoberfläche mit dem Gewichte von einem Pfunde auf ihre Unterlage drücken, auf der Oberfläche der S. mit einem Gewichte von $28\frac{20}{100}$ Pfunden drücken, also in der ersten Secunde 427 pariser Fuß oder $28\frac{20}{100}$mal weiter als auf der Erde fallen, folglich ein bei uns z. B. 100 Pfund wiegender Körper auf der Sonne 2829 Pfunde wiegen. Das Merkwürdigste dieser Oberfläche ist das Selbstleuchten. Die S. scheint von einer Lichthülle oder Photosphäre umgeben zu sein, die, wie man beobachtet hat, in steter und heftiger Bewegung ist. Sie zeigt öfters Flecken und Fackeln (s. Sonnenflecken und Sonnenfackeln). Über die Frage, ob die S. ein Feuer sei, ist zu allen Zeiten viel gestritten worden; Wolf hielt, gleich Kircher, die S. für ein wahres Feuer, und Newton meinte, daß die Kometen, deren Anzahl sehr groß ist, von Zeit zu Zeit in die S. stürzen und so Brennstoff ihr zuführen; noch Andere hielten die S. blos für glühend; Euler und Bode erklärten sich für die Ansicht von einer elektrischen Sonnenkugel ꝛc. Auch die neuesten Erklärungsversuche sind noch nicht recht haltbar und es wird, so wie die Sache jetzt steht, wohl am Besten sein, unsere Unkenntniß derselben zu gestehen und alle eigentlichen Urtheile bis auf die darin weiter vorgeschrittene Nachwelt zu suspendiren. Die Wirkungen der Sonnenstrahlen auf die Erde sind aber eben so mannigfaltig als ausgebreitet. Durch die von ihnen erzeugte Wärme in der Atmosphäre entstehen die Winde und alle jene Störungen in dem elektrischen Gleichgewichte der Luft, welche die Erscheinungen des Erdmagnetismus begleiten. Aus der belebenden Kraft der Sonnenstrahlen gehen die Pflanzen hervor, werden die Gewässer der Meere in der Gestalt von Dämpfen durch die Luft geführt und, wenn diese wieder in ihrer ursprünglichen Form zur Erde herabfallen, die Quellen und Flüsse erzeugt; die von den Sonnenstrahlen erzeugte Temperatur, welche auf jedem Punkte der Erdoberfläche vorzüglich davon abhängt, wie lange und unter welcher Richtung der Punkt den Strahlen der S. ausgesetzt ist, bringt die Klimate und beinahe alle jene Störungen des chemischen Gleichgewichts hervor, welche zwischen den Körpern der Natur und ihren Elementen stets statthaben, welche sogar mittelst unzähliger Auflösungen und Zu-

sammensetzungen diese Körper mit einander vermischen und selbst neue erzeugen. — Sonnen nennt man mit der größten Wahrscheinlichkeit alle Fixsterne des Himmels, da sie ebenfalls, wie unsere S., mit eigenem Lichte leuchten und nur wegen ihrer ungeheuern Entfernung so klein erscheinen (man s. d. Art. Fixsterne). 13.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnenberg (Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von), ein rühmlich bekannter deutscher Dichter, wurde im Jahre 1779 zu Münster in Westphalen geboren, entwarf schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt nach Klopstock's „Messiade" den Plan zu dem Epos: „Das Weltende" (Wien 1801. 1 Bd.), welches eine regellose, kühne Anlage und eine oft schwülstige, aber kräftige und edle Sprache charakterisirt, widmete sich alsdann dem Wunsche der Seinen gemäß dem Studium der Rechte, unternahm eine Reise durch Deutschland, die Schweitz und Frankreich, worauf er sich abwechselnd, nur auf wenige Freunde beschränkt, in Jena und in dem nahe gelegenen Drakendorf aufhielt. Während er hier ein zweites Epos: „Donatoa" ausarbeitete, entbehrte er oft Schlaf, Umgang, Speise und Erholung und führte durch diese körperliche und geistige Überspannung seiner Kräfte am 22. Nov. 1805 seinen Tod, durch einen Sturz aus einem Fenster in Jena, freiwillig herbei. Als Dichter nahm sich S. Klopstock zum Muster, zeichnete sich durch Erhabenheit der Gedanken, Kühnheit der Phantasie, Kraft der Sprache und Innigkeit des Gefühls aus und würde gewiß Ausgezeichnetes geleistet haben, wenn er seine Geisteskräfte harmonischer ausgebildet hätte und über seine geistige Natur zu größerer Klarheit gekommen wäre. Nach seinem Tode gab Gruber den „Donatoa" (Halle 1806. 2 Bde.), dessen Stoff der Untergang der Welt ist, nebst einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters, so wie seine übrigen „Gedichte" (Rudolstadt 1809) heraus. 81.

Sonnencykel, s. Cyklus.

Sonnenfackeln nennen die Astronomen die auf der Sonne, gewöhnlich in der Nähe der Sonnenflecken anzutreffenden Stellen, die sich durch ihr blendendes Licht vor dem übrigen Sonnengrunde auszeichnen und sich gleichsam wie Lichtadern ausnehmen. 13.

Sonnenfels (Joseph, Reichsfreiherr von), ein rühmlich bekannter deutscher Schriftsteller, wurde 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren, erhielt seine Erziehung bei den dortigen Piaristen, trat in seinem 16. Jahre in den Soldatenstand, stieg bis zum Unterofficier und eignete sich nebenbei die französische, italienische und böhmische Sprache an, studirte hierauf nach Ablauf seiner Dienstzeit in Wien die Rechte, nahm bei seinem Vater, einem Juden, Unterricht in der hebräischen und rabbinischen Sprache und wurde demselben von der östreichischen Regierung als Interpret des Hebräischen an die Seite gesetzt. Um seine praktischen Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit zu vermehren, unterstützte er als Gehülfe einen Justizbeamten und beschloß, da einige seiner deutschen Aufsätze den öffentlichen Beifall gefunden hatten, sich ausschließlich der deutschen Literatur zu widmen. Nachdem er hierauf einige Zeit die Stelle eines Rechnungsführers bei der ehemaligen Arcierengarde begleitet hatte, erhielt er 1763 die Professur der Staatswissenschaften an der Universität zu Wien und war seitdem unermüdet thätig, die Ausbreitung der deutschen Sprache und die Aufklärung seines Vaterlandes zu befördern, wodurch er sich freilich zahlreiche Feinde zuzog; allein andererseits hatte er noch die Genugthuung, daß mehrere in seinen Schriften gemachte Vorschläge von der östreichischen Regierung befolgt und namentlich die Abschaffung der Folter von derselben verordnet wurde. Obgleich seine Feinde ihn als Religionsspötter und Majestätsverbrecher öfter verdächtig zu machen suchten, wurde er von der Kaiserin Maria Theresia dennoch zum Rathe, 1779 zum wirklichen Hofrathe bei der geheimen böhmischen und östreichischen Hofkanzlei und zum Beisitzer der Studienhofcommission ernannt und

1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb am 26. April 1817. Seine „Gesammelten Schriften" (Wien 1783—1787. 10 Bde.) zeichnen sich weniger durch die Neuheit der Ideen, als vielmehr durch die Freimüthigkeit aus, mit der er seine edlen, das Wohl der Menschheit bezweckenden Ansichten bald mit Witz und Satyre, bald mit Ernst und Nachdruck, aber stets mit Gediegenheit, Einfachheit und in gewandter Schreibart vorträgt. Bleibende Verdienste um sein Vaterland erwarb er sich durch die Verbesserungen, welche er im Finanzwesen, der Polizei und peinlichen Rechtspflege durchzusetzen wußte. Auch trug er wesentlich zur Einführung eines bessern Geschmacks auf dem deutschen Theater bei. 81.

Sonnenferne und Sonnennähe, lat. aphelium et perihelium, sind in der Astronomie resp. diejenigen beiden Punkte einer Planeten- oder Kometenbahn, welche der Sonne unter allen übrigen Punkten der Bahn am Entferntesten und am Nächsten stehen. — Beide Punkte zusammen heißen die Apsiden und die sie verbindende gerade Linie die Apsidenlinie. 13.

Sonnenfinsterniß, s. Finsterniß.

Sonnenflecken heißen die auf der Oberfläche der Sonne, gewöhnlich nur durch Fernröhre sichtbaren, häufig größeren oder kleineren, meistens sehr unregelmäßigen dunkelschwarzen Flecken, die ringsum mit einem aschgrauen, gewöhnlich überall gleichbreiten Rande eingefaßt erscheinen. — In die Ehre der eigentlichen Entdeckung und Anerkennung der S. scheinen sich Harriot und Joh. Fabricius (Frisius) seit dem 8. Dec. 1610 zu theilen; Christoph Scheiner will sie schon im März 1611, Galilei im Anfange desselben Jahres gesehen haben. Die S. scheinen nicht nur ihre Gestalt, sondern auch häufig ihren Ort auf der Sonnenscheibe zu ändern, sind zuweilen sehr groß und ihr stetes Beisammensein mit den Sonnenfackeln, so wie ihr aschgrauer Rand deutet offenbar auf einen gemeinsamen Ursprung derselben. Denn oft sieht man aus der Mitte dieser Fackeln selbst jene ganz schwarzen Flecken hervorbrechen, oder umgekehrt an den Stellen, wo eben ein Sonnenfleck verschwunden ist, eine Fackel entstehen.— Alle Flecken entfernen sich nur höchst selten über 30° zu beiden Seiten des Sonnenäquators und erscheinen, selbst die von einer beträchtlichen Breite, sehr schmal und wenn sie ganz nahe an den Rand der Sonne kommen, nur wie eine schwarze Linie, so wie sie im Gegentheile stets breiter werden, je weiter sie sich vom Sonnenrande entfernen. Sie scheinen ferner sämmtlich fast parallel unter einander von Osten nach Westen über die Sonnenscheibe zu ziehen; eigentlich aber ist ihre wahre Bewegung von Osten nach Westen gerichtet, wie sie auch einem Auge im Mittelpunkte der Sonne vorkommen würde. Gewöhnlich bringt ein solcher Flecken 12—13 Tage zu, die uns sichtbare Sonnenscheibe zu durchwandern. Hierauf sieht man ihn 14—15 Tage nicht; aber er kommt endlich, wenn er überhaupt so lange dauert, nach 27—28 Tagen seit der ersten Erscheinung auf demselben Punkte des östlichen Randes wieder hervor, um seinen zweiten Umlauf zu beginnen. Die Bahnen der Flecken erscheinen gegen den 10. Juni und 10. Dec. als gerade Linien, an allen anderen Tagen des Jahres aber als Ellipsen, die ihre convexe Seite ein halbes Jahr gen Norden und eben so lange gen Süden gewendet haben und deren stärkste Krümmung gegen den 10. März und gegen den 10. Sept. fällt. — Die einfachste Beobachtungsart der S. ist die an einem Äquatorial mit Kreismikrometer, womit man sofort die Differenz der Rectascension und Declination des Fleckens und des Sonnenmittelpunktes erhält. In Bezug auf ihre Natur nimmt W. Herschel eine dreifache concentrische Umgebung des eigentlichen dunkeln Sonnenkörpers an. Die erste Umgebung ist die Lichthülle oder Photosphäre, unter ihr die zweite, als ein durchsichtiges und sehr elastisches Medium, und unter dieser Schicht die dritte, wolkenartige dunkle Schicht, die, von oben stark erleuchtet, das Licht in unsere Augen reflectirt und so jenen aschgrauen Rand bildet, den wir zuweilen auf der Sonne auch ohne Flecken sehen, wenn

nämlich nur die obere oder die beiden oberen Schichten durch irgend einen Zufall eine Öffnung oder einen Riß bekommen. Wenn aber dieser Riß, wie es meistens geschieht, sich auch noch auf jene unterste Schicht fortpflanzt, dann erblicken wir den ganzen schwarzen Kern der Sonne durch die Öffnung und um sie herum die gedachte graue Einfassung, die also nichts als der Reflex des von dem obern Lichtmeere in die Öffnung eingedrungenen und von der untersten Schicht wieder zu uns zurückgeworfenen Lichtes sein soll. Andere minder wahrscheinliche Meinungen hegen Wiedeburg, Hausen, Bode, Wilson, Schröter und Fischer. Noch können wir hier die sehr verbreitete, aber bei Weitem noch nicht erwiesene Behauptung erwähnen, daß die S. einen bedeutenden Einfluß auf die Witterung haben sollen. 13.

Sonnenjahr, s. Jahr.

Sonnenmikroskop ist ein Mikroskop, durch welches mit Hülfe des Sonnenlichtes die Vergrößerung bewirkt wird. Es wird nämlich ein Zimmer so verschlossen, daß nicht der geringste Lichtstrahl eindringen kann; durch eine mit einer convexen Linse versehene Röhre wird nun ein Sonnenstrahl, der durch einen außerhalb des Fensters befindlichen Spiegel reflectirt wird, aufgefangen und dann durch eine zweite convexe Linse weiter fortgeleitet und zuletzt auf eine in bestimmter Entfernung stehende weiße Wand geworfen. Zwischen beiden Linsen befindet sich der kleine zu betrachtende Körper, der durch die divergirenden Lichtstrahlen nun ebenfalls an der weißen Wand, aber in ansehnlicher Größe dargestellt wird. 30.

Sonnennähe, s. Sonnenferne.

Sonnenorden. Dieser persische Orden, über welchen uns nähere Nachrichten fehlen, besteht aus 2 Classen, hat eine goldene Sonne, über welcher ein Löwe schwebt, die Symbole der Reinheit und Kraft, zum Ordenszeichen und wird an einem rothen mit Perlen besetzten Bande getragen. 77.

Sonnenrauch, s. Nebel.

Sonnenstich, lat. ictus solis; fr. coup de soleil; engl. siriasis, heißt die schmerzhafte Einwirkung, welche entblößte den Sonnenstrahlen ausgesetzte Körpertheile durch dieselben erhalten, indem sich meist eine rosenfarbene Entzündung mit Bläschen und stechenden Schmerzen zeigt, was jedoch vorübergehend ist; insbesondere aber die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf, welche sich leicht zu Hirnentzündung entwickelt und vorzugsweise S. genannt wird. 30.

Sonnensystem, lat. systema solare; franz. système solaire; engl. solar system, ist im weitern Sinne eine Sonne mit allen um sie laufenden Weltkörpern; im engern Sinne aber die Hypothese über die Anordnung und gegenseitige Stellung unserer Sonne, der Planeten, Monde und Kometen. Es gibt nun vorzüglich vier Sonnensysteme, das ptolemäische, ägyptische, copernicanische und das des Tycho de Brahe. — Ptolemäus (s. d. Art.) stellte in seinem Almagest das nach ihm benannte S. auf, nach welchem die Erde in der Mitte von 7 concentrischen Kreisen oder Sphären steht. In dem kleinsten der Erde nächsten Kreise läuft der Mond, in dem nächst größern Kreise Mercur, dann Venus, die Sonne, Mars, Jupiter und Saturn; über dem Kreise des Saturn standen noch 4 andere concentrische Kreise; in dem ersten derselben bewegten sich die Fixsterne, der zweite sollte das Vorrücken der Nachtgleichen erklären, der dritte desgleichen, der vierte endlich, das primum mobile genannt, sollte alle andern 10 kleineren Kreise mit sich täglich von Osten gen Westen um die Erde führen, indeß zugleich jeder einzelne Planet in seinem Kreise in der entgegengesetzten Richtung um die Erde zu laufen gezwungen sei. Um aber auch die großen Ungleichheiten im Laufe dieser Himmelskörper einigermaßen wenigstens erklären zu können, nahm Ptolemäus noch die Epicykel (s. d. Art.) zu Hülfe. Dieses System hat bis zum Anfange des XVI. Jahrh. geherrscht. Mehrere Nachfolger des Ptolemäus in der alexandrinischen Schule erkannten indeß schon das Fehlerhafte desselben, namentlich

in der Anordnung der beiden Planeten, Mercur und Venus. Sie nahmen daher zwar immer noch die Erde in der Mitte an, ließen um sie ihr zunächst den Mond, dann die Sonne sich bewegen, dann aber um diese letztere den Mercur und die Venus in besonderen kleineren Kreisen laufen; Mars, Jupiter und Saturn endlich in noch größeren Kreisen wieder um die ruhende Erde sich fortbewegen. So entstand das ägyptische S., welches aber nie sehr sich hat behaupten können. — Über das copernicanische S. s. Copernicus. — Bald darauf trat Tycho de Brahe mit seinem S. auf. Er stellte die Erde wie die Alten in die Mitte, ließ um sie zunächst den Mond und dann in einer größern Peripherie die Sonne laufen; diese letztere aber machte er zum beweglichen Centrum der kreisförmigen Bahnen aller übrigen Planeten, so daß folglich die sämmtlichen Planeten unmittelbar um die Sonne und durch diese mittelbar um die Erde sich bewegten. Aber auch dieses System mußte bald dem copernicanischen Platz machen, durch welches die ganze Wissenschaft der Astronomie eine neue Gestalt gewann oder vielmehr erst in den Stand gesetzt wurde, ihrer wahren Vollendung mit raschem Schritte entgegenzugehen. Seit jener denkwürdigen Epoche erzeugte eine Kenntniß, eine Entdeckung die andere in stetem Fortgange bis auf unsere Tage. Es mag daher auch wenig menschliche Wahrheiten geben, die sich einer so großen Evidenz wie das copernicanische S. zu erfreuen haben, und weiter daran zu zweifeln hieße nur seine Unkenntniß des Gegenstandes gestehen. 13.

Sonnentafeln werden die von den Astronomen berechneten Tafeln genannt, aus welchen man für jede gegebene Zeit den Ort der Sonne in der Ekliptik oder, was dasselbe ist, die Stellung der Erde in ihrer Bahn genau bestimmen kann. Solche S., denen die Elemente der Sonnenbahn zum Grunde liegen müssen, haben La Hire, Lacaille, Delambre, von Zach, Piazzi und Carlini entworfen. Die letzten sind die neuesten und, von Bessel verbessert, die genauesten. 13.

Sonnenuhren, s. Gnomon und Gnomonik.

Sonnenwenden oder **Solstitien** heißen die beiden einander gegenüberstehenden Punkte der Ekliptik (s. d. Art.), welche vom Äquator am Weitesten entfernt sind und von denen aus die Sonne bei ihrer scheinbaren Bewegung wieder rückwärts nach dem Äquator zu zu gehen scheint. Gemeiniglich benennt man aber auch die Zeit so, an welcher dieses stattfindet, und unterscheidet die Sommersonnenwende (21. Juni) von der Wintersonnenwende (21. Dec.), bei deren ersterer bei uns der längste, bei der letzteren der kürzeste Tag ist. 30.

Sonnenzeit, s. Zeit.

Sonntag, lat. solis dies; franz. dimanche; engl. sunday, der erste Tag der Woche, ist zugleich der wöchentliche Ruhe- und Feiertag der Christen, weil an einem solchen Christus von den Todten auferstand und der heilige Geist über die Jünger ausgegossen wurde. Daher wurde er schon von den ersten Christen als ein Freudentag neben dem jüdischen Sabbathe gefeiert, bis er endlich ausschließlicher Festtag ward, besonders durch die Verordnungen Constantin's des Großen über seine Feier. Die Namen der Sonntage sind theils hergenommen von den vorausgehenden großen Festtagen, theils von den Anfangsworten der biblischen Lectionen nach der Vulgata, welche an den einzelnen Sonntagen vorgelesen zu werden pflegten. 23.

Sonntagsbuchstabe ist derjenige Buchstabe, welcher in einem gegebenen Jahre auf jeden Sonntag fällt, sobald man die Tage dieses Jahres, von dem ersten Januar anfangend, der Reihe nach und immer wiederholend durch die 7 Buchstaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. — Da ein gemeines Jahr $365 = (52 \times 7) + 1$ Tage hat, so endet es sich allemal mit dem nämlichen Wochentage, mit dem es anfing, woraus folgt, daß die Sonntagsbuchstaben alle Jahre um eine Stelle rückwärts gehen. In Schaltjahren aber, die $366 = (52 \times 7) + 2$

Tage haben, bezeichnet man den 23. Februar und den nach ihm folgenden 24. als Schalttag mit demselben Buchstaben, nämlich mit E, damit die Ordnung der 7 Buchstaben hierauf bis zum 31. December nicht weiter unterbrochen werde. Aus dieser Ursache hat ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben, einen vor und einen nach dem 24. Februar, und folglich rückt auch in einem dem Schaltjahre nächstfolgenden Jahre der S. um zwei Stellen rückwärts. — Der S. wird durch den Sonnencykel auf folgende Weise gefunden. Man addire (weil 9 Jahre vor Christi Geburt der Anfang des Sonnencykels begann) die Zahl 9 zur gegebenen Jahreszahl und dividire die Summe durch 28, so ist der Rest dieser Division der Sonnencykel, und mit ihm findet man dann den julianischen S. durch die Angaben 1. G, F; 2. E; 3. D; 4. C; 5. B, A; 6. G; 7. F; 8. E; 9. D, C; 10. B; 11. A; 12. G; 13. F, E; 14. D; 15. C; 16. B; 17. A, G; 18. F; 19. E; 20. D; 21. C, B; 22. A; 23. G; 24. F; 25. E, D; 26. C; 27. B; 28. A. — Für den gregorianischen Kalender ist zwar der Sonnencykel mit dem julianischen einerlei, der S. aber wird für jedes Jahrhundert aus besonderen Tabellen entlehnt. 13.

Sonntagsschulen heißen die in der neuesten Zeit in vielen deutschen Städten eingerichteten Anstalten, in welchen des Sonntags diejenigen jungen Leute, welche noch mangelhafte Schulkenntnisse besitzen, in den zu ihren Geschäften nothwendigen Gegenständen unterrichtet werden, ohne daß ihnen Zeit in den Wochentagen dadurch verloren geht. Sie sind meist Freischulen und vorzüglich zur Weiterbildung der Handwerkslehrlinge bestimmt. 30.

Sontag (Henriette), eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen der deutschen Bühne, ward 1808 zu Coblenz geboren und schon als zartes Kind von ihren Eltern, die selbst Schauspieler waren, für die Bühne bestimmt, erhielt deßhalb schon in der frühesten Jugend gründlichen Unterricht im Singen und trat bereits in ihrem 5. Jahre in Frankfurt als kleine Salome im „Donauweibchen" auf, wo ihr der ungetheilteste Beifall zu Theil wurde. Derselbe steigerte sich bei wiederholtem Auftreten fast mit jedem Tage. Nachdem sie im 9. Jahre ihren Vater verloren hatte, ging sie mit ihrer Mutter nach Darmstadt, von hier nach Prag, genoß daselbst den trefflichen Unterricht des Conservatorium für Musik und erschien nun hier in ihrem 12. Jahre öfter auf der Bühne. Der rauschende Beifall des Publicum und der bald darauf folgende Ruf verschaffte ihr hierauf ein Engagement an der deutschen Oper in Wien, woselbst sie jedoch auch mit nicht weniger Auszeichnung in der italienischen Oper auftrat. Nach Auflösung der italienischen Oper (1824) unternahm sie ihre erste Kunstreise, auf der sie namentlich als Rosine und Euryanthe hochgefeiert ward, und erhielt nebst Mutter und Schwester an dem neuen königstädter Theater in Berlin ein Engagement. Bald sprach man in der großen Residenzstadt von nichts Anderm als von der reizenden Sängerin S. Alle Journale waren voll ihres Lobes, ja sie ward selbst dem bekannten Rellstab Veranlassung zur Herausgabe eines Romans: „Die Sängerin Henriette". Indeß fanden sich doch auch trotz des großen Beifalles, den sie überall einerntete, spitzige Recensentenfedern, woraus Streitigkeiten unter den Journalisten und in Folge dieser Unannehmlichkeiten für sie selbst entstanden. Dessenungeachtet aber wußte sie sich fortwährend die Gunst des Publicum und des Hofes zu erhalten, ja sie wurde sogar königliche Hof- und Kammersängerin. 1826 nahm sie Urlaub, gab in Paris mit fast beispiellosem Beifalle eine Reihe von Gastrollen und nahm nach kurzem Aufenthalte in Berlin (1827) ein zweijähriges Engagement in Paris an. Derselbe stürmische Applaus ward ihr auch in London zu Theil, das sie 1828 besuchte und mit mehreren Gastvorstellungen in der italienischen Oper erfreute. Allein hiermit und mit einem nochmaligen spätern Auftreten in Berlin schloß sie ihre eigentliche Thätigkeit auf der Bühne, da sie sich noch 1828 mit dem Grafen von Rossi, sardinischem Gesandten im Haag, verheirathete. Ihre

letzte Rolle war in Berlin die Semiramis von Rossini. Nur als Concertsängerin glänzte sie dann in Petersburg und Moskau. Auf dem Rückwege von Rußland berührte sie Hamburg, ging nach den Niederlanden und hat nun daselbst ein angenehmes häusliches Familienleben mit der dramatischen Laufbahn vertauscht. Den so ausgezeichneten Ruf, den sie sich verschafft hatte, verdankte sie der Lieblichkeit, Klarheit, Reinheit, Fülle, Biegsamkeit und Eleganz ihrer Stimme, so wie ihr gutes Spiel und wohl nicht minder ihre körperliche Schönheit den Beifall des Publicum überall um so stürmischer machten. Ihre Hauptrollen waren: Donna Anna im Don Juan, Euryanthe, Rosine im Barbier von Sevilla, die Italienerin in Algier, Agathe im Freischütz, Sophie im Sargino ꝛc. 20.

Soolbäder sind Bäder, welche in der natürlichen Salzsoole genommen werden und aus Kochsalz und in einer geringen Quantität darin enthaltenen Chrom und Jod bestehen. Sie können bei allen größeren und kleineren Salzquellen angewendet werden und wirken auf den menschlichen Körper trotz der Seebäder vortheilhaft. Sie werden vorzüglich bei Drüsenleiden aller Art, namentlich Skropheln, Leberleiden, Schleimflüssen, Unregelmäßigkeit der Functionen der Unterleibsorgane, herpetischen Ausschlägen ꝛc. angewendet. Die vorzüglichsten S. Deutschlands sind Kösen bei Naumburg, Schönebeck bei Magdeburg, Hall in Tyrol, Ischl im kaiserlich-königlichen Salzkammergute, Oldesloe in Holstein ꝛc. 71.

Soor, ein böhmisches Dorf im königsgrätzer Kreise, ist merkwürdig geworden durch den Sieg, welchen Friedrich der Große während des zweiten schlesischen Krieges hier über die Östreicher erfocht. — Am 18. Sept. 1744 hatte der König von Preußen mit seinem Heere das Lager bei Jaromirs verlassen und dasselbe bei Studenz aufgeschlagen, während die Östreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen in dem vortheilhaften Lager bei Anjest den 19. und 20. die Wahl des neuen römischen Kaisers, Franz's I., feierten. Um das frohe Ereigniß der Kaiserwahl seines Bruders noch solenner zu feiern, nahm sich der Prinz Karl vor, demjenigen eine Niederlage zu bereiten, der dieser Wahl bisher so viele Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Er folgte daher dem preußischen Heere, setzte sich in den ersten Tagen zwischen Jaromirs und Schurz und ging von da nach Königshof. Die Position, in welcher der König von Preußen zu schlagen gezwungen ward, war in jeder Beziehung sehr nachtheilig für ihn. Umgeben von den östreichischen leichten Truppen konnte er nicht die geringste Bewegung vornehmen, die seinem Feinde unentdeckt geblieben wäre, und aus den entgegengesetzten Ursachen blieb ihm Alles, was der Feind unternahm, verborgen. Überdieß litt das preußische Heer fühlbaren Mangel an Unterhalt. Zur Linken der preußischen Armee stand das Nadasti'sche Corps bei dem Wege von Liebenthal, zur Rechten das Desösti'sche bei Wildschütz, Frankin gegen Schatzlar, Trenk an der schlesischen Grenze unweit Braunau und Schönberg. Königshof lag nur 1½ Meile von der feindlichen Armee ab. In der östreichischen Armee wurde, um den König über den vorhabenden Angriff zu täuschen, ausgesprengt, daß man nach Arnau marschiren werde, und als derselbe dieß in Erfahrung brachte, so beschloß er, einen Angriff der Östreicher durchaus nicht erwartend, dieses Vorhaben zu vereiteln und seine Armee am 30. Sept. nach Trautenau aufbrechen zu lassen. Indeß die östreichische Armee war bereits am 29. aus ihrem Lager bei Königshof aufgebrochen, die Nacht hindurch theils durch das Gehölz Königreich, theils durch die Wege, welche nach S. und Altenbruch führen, defilirt und stand mit Anbruche des Tages in voller Schlachtordnung vor dem Lager des Königs. Der rechte Flügel unter dem Commando der Generale Hohenembs, Valleyra und Kalkreuth lehnte sich an Deutsch-Prausnitz, der linke unter Führung der Generale Fürst von Lobkowitz, Königseck, Leopold, Daun und Hagenbach breitete sich auf einer vortheilhaften Anhöhe gegen die Straße von Trautenau aus. Die preußische Cavallerie formirte sich unter dem Kanonenfeuer der Östreicher mit unglaublicher Schnelligkeit und

Ordnung und marschirte rechts ab, die Infanterie folgte ihr nach, so daß sie einen Halbzirkel beschrieb, dessen convexe Seite den Östreichern zugekehrt war. 12 bis 15 Schwadronen unter Buddenbrock und Sohr trieben die östreichische Cavallerie von einer steilen Anhöhe hinab und warfen dieselbe auf die dahinter stehende Infanterie, so daß diese in die größte Unordnung kam. Eine große Batterie des östreichischen linken Flügels ward nach wiederholten Angriffen preußischer Seits genommen und in Folge dessen der ganze linke Flügel der Östreicher von den Anhöhen vertrieben. Das Centrum und der linke Flügel, den der König bis dahin noch zurückgehalten hatte, rückte nun ebenfalls vor. Die preußische Schlachtordnung fand überall einen entschlossenen Feind, der bereit war, jeden Fuß breit Terrain streitig zu machen; indeß die Tapferkeit der preußischen Truppen siegte und diese warfen den Feind auf der ganzen Linie mit bedeutendem Verluste nach fünfstündigem Kampfe zurück. Bei S. fochten 18000 Preußen gegen 40000 Östreicher und dieser Sieg bleibt stets einer der schönsten und herrlichsten Siege Friedrich's; Kenner haben ihn dem Siege von Leuthen an die Seite gesetzt. 61.

Sophisma, s. Schluß (unter Urtheil).

Sophist (σοφιστής) ist eine Benennung, welche in der Geschichte der griechischen Bildung eine wichtige Rolle spielt, deren Bedeutung, Ursprung und Umfang jedoch mancherlei Zweifeln unterliegt. Ursprünglich mochte wohl σοφιστής gleichbedeutend mit σοφός sein, von dem es abstammt, also einen klugen, geschickten Mann bedeuten, zumeist in Beziehung auf praktische Fertigkeiten. In dieser ehrenvollen Bedeutung findet es sich z. B. von den sogenannten 7 Weisen gebraucht, ferner von Künstlern, Heerführern ꝛc. Weiterhin mochte man wohl zwischen σοφός und σοφιστής so unterscheiden, daß letzteres den Begriff der Mittheilung, Lehre jener Fertigkeiten (σοφία) einschloß, der S. wurde ein Lehrer der Weisheit. Der Bildung jener Zeit (der nachsoloniſchen) so wie dem ganzen griechischen Geiste nach scheint es am Glaubwürdigsten, daß diese hauptsächlich die politische Fertigkeit gewesen sei, die Bekanntschaft mit den öffentlichen Geschäften und die Kunst der Rede, für welche bei vorgeschrittener Entwickelung und Verzweigung des Staatslebens besonderer Unterricht nöthig schien. Aus gleichem Grunde war Athen, welches dieses Leben in der reichsten Entfaltung enthielt, von früher der Hauptsitz dieser Weisheitslehrer, von denen aus der frühern Zeit nur Mnesiphilus und Damon genannt werden. Die speculative Weisheit oder die Philosophie lag ganz außer ihrem Bereiche. — Je mehr nun aber die politischen Zustände von den einfachen zu den verwickeltsten Verhältnissen übergingen, je mehr Bewegung und allseitige Regsamkeit in die Staatsverwaltung kam, desto mehr mußte auch die Macht des Gemeingeistes schwinden und dem Talente und Geiste der Einzelnen sich unterordnen. Die Persönlichkeit, die subjective Fähigkeit und Gewandtheit, aber auch der subjective Zweck und Vortheil machte sich geltend; der Staat war nicht mehr das Lebenselement, in welchem Jeder webte, seine Persönlichkeit ganz an ihn hingebend; sondern er war der Stoff, dem Jeder seine Form aufprägen, aus dem Jeder für seine Bereicherung oder für seine Macht und Ehre Etwas gewinnen wollte. Natürlich wurde nun auch die Norm der politischen Thätigkeit des Einzelnen und demzufolge auch die Norm der Vorbildung für diese Wirksamkeit eine ganz subjective; auf das Allgemeine, Objective, auf Recht und Wahrheit, auf das Gesammtwohl kam es dabei nicht an. Diesem Geiste ihrer Zeit nun dienten auch die späteren Sophisten (um die Mitte des V. Jahrh. v. Chr.) und begünstigten ihn selbst wohl. Konnte doch Niemand bei dieser Verkehrtheit der Gesinnung mehr gewinnen, als sie. Ihre marktschreierischen Versprechungen, einen Jeden zum vollkommenen Redner und Staatsmanne zu bilden, jede schlechte Sache durch ihre Künste siegen zu machen, jeden Proceß vor Gericht zu gewinnen, kurz, Alles durchzusetzen, was Vortheil brachte, lockten die reichen und vornehmen Jünglinge in Masse an, denen

sie für vieles Geld ihren unschätzbaren Unterricht ertheilten. So zogen sie durch die griechischen Städte, prunkende Reden haltend, für und wider dieselbe Sache, und mit ihrem Scheinwissen, ihren Trugschlüssen und leeren Spitzfindigkeiten die Jugend verführend, die sich ihnen hingab; so erwarben sie sich Anhang, Ansehen, politischen Einfluß, vor Allem ungeheure Reichthümer, indem sie die verderbte Zeit ihrer Klugheit dienstbar zu machen wußten. Ihr Hauptsitz blieb aber immer Athen, dessen vielseitige, elegante, aber flache und nur auf den Schein berechnete Bildung, dessen politische Wechselzustände in ihnen vollkommene Repräsentanten fanden. — Wie alles Allgemeingültige, der Zufälligkeit und dem Wechsel subjectiver Meinung und Überredung Widerstand Leistende, so war diesen Sophisten auch die objective, philosophische Wahrheit zuwider, wie sie die Schulen lehrten, und, weil sie denn doch auch darüber, als über einen Gegenstand der allseitigen Bildung, Rechenschaft geben mußten, so konnten sie nur absprechend, zweifelnd, widerlegend sich darüber äußern, wobei sie überdieß sicher waren, weit eher ihren Scharfsinn zeigen und den Beifall der flüchtigen Jugend gewinnen zu können, als wenn sie sich in tiefere Erörterungen eingelassen hätten. Auch bot der damalige Stand der Philosophie ihrem Scharfblicke bedeutende Blößen, die sie mit Geist zu benutzen verstanden. So stellten sie eine vollkommene Skepsis (s. d. Art.) gegen alle objective Wahrheit auf, nur die subjective Gültigkeit und Anwendung eines Begriffes oder Ausspruches anerkennend. Sokrates (s. d. Art.), der zuerst ihr verderbliches Treiben durchschaute und bekämpfte, brachte ihr Geschäft und ihren Namen in üblen Ruf; die Bekenner wahrer Weisheit wollten nicht mehr den anrüchigen Namen tragen und nannten sich Philosophen; der S. war jetzt nur ein dünkelvoller, unwissender, aber mit einem Scheinwissen prahlender, ränkesüchtiger, in Trugschlüssen und läppischen Spitzfindigkeiten gewandter Irrlehrer; und in dieser üblen Bedeutung ist das Wort auf unsere Zeiten gekommen und sophistisch, Sophisma, Sophistik sind gleichbedeutend mit betrügerisch, Trugschluß, Scheinweisheit, wobei man freilich nicht an die gewiß nicht verächtlichen Talente der Sophisten, sondern nur an den Mißbrauch, den dieselben davon machten, denkt. Die berühmtesten unter den Sophisten aus dem V. Jahrh. sind Gorgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Prodikus von Julis auf der Insel Keos, Hippias aus Elis, Thrasymachus von Chalcedon, Polus von Agrigent, Kallikles von Acharnä, Euthydemus aus Chios, Diagoras von Melos ꝛc. — Später kam der Name wieder zu Ehren und bezeichnete einen Gelehrten, der in der Beredsamkeit und anderen Wissenschaften, selbst der Philosophie, Unterricht ertheilte, dergleichen es unter den römischen Kaisern in den meisten Hauptstädten des Reiches gab. Hier war ihre Beschäftigung freilich nicht mehr jene vielgewandte, so bedeutsam ins Leben eingreifende, sondern eine rein gelehrte Behandlung der damals schon dem Leben entfremdeten, auf die Schule und das abstracte Studium gewiesenen Wissenschaften. Auf diese späteren Sophisten beziehen sich die Lebensbeschreibungen des Philostratus und Eunapius. — Über die früheren sind Plato, Xenophon, Isokrates und andere sokratische Schriftsteller die nächsten, freilich nicht ganz sicheren Quellen; wenigstens fällt ihnen wohl Übertreibung in ihren verunglimpfenden Schilderungen zur Last. — Vergl. Jo. Geo. Walchii „Diatr. de praemiis vet. sophistarum etc.“ (in dessen „Parerg. acad. p. 103 et ibid. 367“); Jac. Geelii „Hist. crit. sophistarum etc.“ (in „Nov. acti. litt. soc. rhenotraj. T. II. 1823“); Meiners' „Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom“ (Bd. 2. S. 227); Milhauseri „Diss. de sophistarum graecorum origine“ (Lips. 1834. 4.). 80.

Sophŏkles, der größte tragische Dichter des griechischen Alterthums, ward geboren zu Kolonos bei Athen 497 v. Chr., stammte aus einer ziemlich wohlhabenden Familie (sein Vater, Sophilos, war entweder ein Maurer oder ein Schmied),

war von ungewöhnlicher Schönheit, entwickelte schon in seiner frühesten Zeit ein seltenes Talent und erhielt deßwegen eine um so sorgfältigere Erziehung. Namentlich aber waren es Musik und Orchestrik, die seinem kühn aufstrebenden Geiste zusagten. Wie weit er es auch in kurzer Zeit schon gebracht hatte, beweist, daß er bereits 480 nach der Schlacht bei Salamis als ein Jüngling von ungefähr 16 Jahren bei der Aufführung des Siegspäans als Chorführer um die Siegstropäen tanzte, da man nicht blos seiner Schönheit, sondern auch seiner Geschicklichkeit halber ihm öffentlich diese Ehre übertragen hatte. Durch diese öffentliche Anerkennung seiner Leistungen angefeuert schritt er muthig auf der einmal betretenen Bahn fort, beschenkte seine schaulustigen Mitbürger bald mit mehreren Meisterwerken der tragischen Dichtkunst und ward in kurzer Zeit durch seine Poesien der gefeierte Liebling des athenienſischen Volkes, so daß er im Jahre 441, wie es heißt, um ihn für die Aufführung seiner „Antigone" zu belohnen, mit Perikles zum Feldherrn gegen die aufrühreriſchen Samier ernannt wurde, soll aber in diesem Feldzuge gegen Samos weder Muth noch Umsicht gezeigt haben. Indeß schmälerte dieß seinen Dichterruhm nicht und seine Poesien wurden, als er aus diesem Feldzuge nach Athen zurückgekehrt war, mit eben so stürmischem Beifalle empfangen wie vorher. Nur sein Alter wurde, wenigstens auf eine kurze Zeit, getrübt durch einen undankbaren Sohn, Namens Jophon, der aus Habsucht seinen alten Vater des Wahnsinns beschuldigte und in einer öffentlich vorgebrachten Klage sich beschwerte, daß in diesem geistigen Zustande sein Vater sein Vermögen nicht verwalten könne. Der alte S. wählte zu seiner Vertheidigung einen eigenthümlichen Weg, er las seinem Richter ein Stück seines „Ödipus auf Kolonos" vor und wurde sogleich gänzlich losgesprochen. Nachdem er mehrmals die ehrenvollsten Aufforderungen auswärtiger Könige, an ihren Hof zu kommen, abgelehnt hatte, soll er nach Einigen, aus Freude über einen bei den musischen Spielen zu Olympia davon getragenen Sieg, nach Anderen am Genusse einer Weinbeere, nach noch Anderen beim Vorlesen seiner „Antigone" gestorben sein (406 v. Chr.). Von weit größerer Bedeutung aber als seine Lebensverhältnisse sind des S. Leistungen als Dichter und namentlich als Tragiker im Vergleiche zu seinen Vorgängern und Nachfolgern in dieser Dichtungsart. Obgleich Schöpfer der Tragödie mußte Äschylus doch bald nach des S. erstem Auftreten diesem weichen und schon 471 wurde bei Gelegenheit einer öffentlichen Feierlichkeit dem S. der Preis vor dem Äschylus zuerkannt. Der Hauptgrund von des S. vorzüglicheren Leistungen lag unstreitig in der Zeit, in welcher er lebte, und deren Charakter er tiefer aufgefaßt hatte, als Äschylus. Es galt im Sinne der freien, regsamen perikleiſchen Zeit zu dichten, im Geschmacke eines feingebildeten Volkes, dem alle Aristokratie und Monarchie verhaßt war, und dessen Beifall nicht mehr durch schrecken- und grausenhafte Scenen (wie bei Äschylus), sondern nur durch ächt tragische Darstellung, durch wahre und treue Charakterzeichnungen und durch Hervorhebung des Rührenden, wodurch das Gefühl der Einzelnen rege gemacht wurde, gewonnen werden konnte. Wie vollkommen diesen Anforderungen S. entsprach, wie er dieselben durch kunstvollere Anordnung und Entwickelung der Handlung, durch Schilderung von Charakteren, die durch ihren moraliſchen Adel sich über das Schicksal zu erheben vermögen, ferner in formeller Hinsicht durch die Beschränkung des Chors in seiner Ausdehnung und durch Erweiterung des Dialogs, der bei Äschylus noch matt ist, bei S. aber durch die Einführung der dritten redenden Person in größerer Thätigkeit hervortritt, und endlich durch die Einführung der weißen Kothurnen und überhaupt durch Vervollständigung des ganzen Theaterwesens erreichte, springt dem Leser fast auf jeder Seite der sophokleiſchen Tragödien hervor. Und eben dadurch, daß er durch die Tiefe des Gefühls seine Zuschauer fesselte, durch die hohe Würde, mit der er die zu beschreibenden Handlungen sich entwickeln läßt, sie begeisterte, und daß er es verstand, bei einer classiſch einfachen Sprache

auch ächt poetisch zu sein, ward S. mit Recht der gefeiertste Dichter des athenien-sischen Volkes. Die Alten hatten unter S.'s Namen mehr als hundert Stücke, jedoch ließen sich dieselben schon frühzeitig nicht alle als ächt erweisen. Von allen haben sich leider nur 7 vollständig erhalten; es sind dieß: „Αἴας μαστιγοφόρος" (der geißeltragende Ajax), „Ἠλέκτρα" (Elektra), „Οἰδίπους τύραννος" (der König Ödipus), „Ἀντιγόνη" (Antigone), „Οἰδίπους ἐπὶ Κολωνῷ" (Ödipus auf Kolonos), „Τραχίνιαι" (die Trachinierinnen) und „Φιλοκτήτης" (Philoktet). Von anderen Poesien des S. haben wir theils nur noch dürftige Fragmente, theils und zwar von den meisten nur noch die Namen. Das Bruchstück einer des S. Namen als Verfassér tragenden Tragödie: „Klytämnestra" ist anerkannt unächt. Die vorzüglichsten Ausgaben des S. sind: Ed. princ. (bei Aldus 1502. 8.), von Adrian. Turnebus (Paris 1553. 4.); Joach. Camerarius (1568. 8.); Guil. Canterus (Antwerp. 1579. 12.); Jo. Capperonnier und Jo. Franc. Vauvilliers (1781. 2 Bde. 4.); Brunck (Straßb. 1786. 2 Bde. 4. und 4 Bde. 8.); Musgrave (Oxford 1800. 2 Bde.); Erfurdt (Leipz. 1802—1811. 6 Bde.); eine kleinere Ausgabe (Leipz. 1809, fortgesetzt von Gottfr. Hermann); von Schäfer (Leipz. 1810), Bothe (Leipz. 1806); Schneider (Weim. 1823—1827), Wunder (1825), Elmsley (Leipz. 1827. 8.), F. Nevius (Leipz. 1831. 8.), außer einer Menge trefflicher Ausgaben einzelner Stücke. Vergl. Lessing, „Leben des Sophokles" (in dessen vermischten Schriften Thl. XIV. S. 253 ff.) und Karl Wilh. Lange, „Comment. de Sophoclis vita" (Hal. 1833.. 8.). 20.

Sophonisbe, s. Masiniſſa.

Sophron, ein alter griechischer Dichter, aus Syrakus gebürtig, lebte um 420 v. Chr. und schrieb im dorischen Volksdialekte und in rhythmischer Prosa: „Μίμους ἀνδρείους καὶ γυναικείους", d. i. dialogische Darstellungen von Charakteren, Lebensweisen, Sitten und Gebräuchen, und gilt für den eigentlichen Schöpfer der Kunstform in dieser Dichtungsart. Diese Mimen waren größtentheils launigen Inhalts, rein aus dem Volksleben gegriffen und geben treu die Rede des gemeinen Mannes wieder. Sie wurden schon im Alterthume hochgeschätzt und namentlich soll Plato sie so gern gelesen haben, daß er dieselben des Nachts sich unter den Kopf legte und befahl sie ihm mit in das Grab zu geben. Die Fragmente, die sich davon erhalten haben, sind gesammelt von C. J. Blomfield im „Classical Journal" No. VIII. p. 380 sqq.; vollständiger im „Mus. crit." (Cantabr. T. II. pag. 340 sqq. 559 sqq.). Vergl. Fabric. Bibl. Graec. Tom. III. pag. 493 und außerdem Gfr. Hermann ad Aristot. Art. poet. pag. 93 sq. und Otfr. Müller, „Die Dorier", Bd. II. S. 360 ff. 20.

Sopran, gleichbedeutend mit Discant, franz. dessus; ital. soprano, ist die höchste der vier Hauptstimmen, in die man die menschliche Stimme einzutheilen pflegt. Den S. rein und voll zu singen, sind nur Frauenzimmer, Knaben (bis ins 14.—15. Jahr) und Castraten (daher auch oft Sopranos oder Sopranisten genannt), nur höchst selten Leute von vorgeschrittenerem Alter im Stande. Eingetheilt wird der S. in hohen und tiefen; ersterer reicht vom eingestrichenen c bis zum zweigestrichenen a, letzterer (ital. mezzo soprano, franz. pas-dessus genannt) vom ungestrichenen a bis zum zweigestrichenen e oder f. Indessen sind nur die tiefen Töne des S. ächte Brusttöne, daher diese auch weit länger gehalten werden können, als die höheren, die das Gehör wohl überraschen, nicht aber entzücken und nicht für sanfte mit Ausdruck anzuhaltende Stellen, sondern nur für rasche, künstliche Passagen zu verwenden sind. Auch geht nicht selten bei der großen Anstrengung, welche die Hervorbringung der höheren Töne nöthig macht, die Anmuth der Mitteltöne, die von weit größerer Wichtigkeit sind, verloren. In vollstimmigen Tonstücken führt übrigens der S. die Hauptstimme, die in der Instrumental-

musik von der ersten Violine, bei Blasinstrumenten von der Flöte oder Clarinette dargestellt wird. 20.

Soranus, heißen mehrere berühmte Ärzte, unter denen der berühmteste ein griechischer Arzt aus Ephesus war, der erst zu Alexandria und dann zu Rom unter Trajan und Hadrian lebte und wegen seiner Geschicklichkeit in großem Ansehn stand. Er war Methodiker und brachte diese Schule zu großem Ansehn. Von seinen Schriften ist keine auf uns gekommen. — Von einem andern S., ebenfalls aus Ephesus, der aber viel später als der vorige lebte, besitzen wir nichts als ein Fragment: „De vita Hippocratis" und einige Bruchstücke aus seinen Büchern „De morbis mulierum". Endlich gibt es noch einen S. mit dem Beinamen Mallotes, weil er aus Mallos in Cilicien gebürtig war. 39.

Sorben (Sorabi), ein zu den Wenden gehöriger, in früheren Zeiten äußerst mächtiger Stamm der deutschen Slawen, sind wahrscheinlich die Servii des Ptolomäus und Plinius und der Name mag von Srp (Sichel) und srbiti (mähen) hergeleitet werden; denn die S. traten entschieden als ackerbauendes Volk hervor. In der Geschichte traten die deutschen S. zuerst im Jahre 527 n. Chr. bei der Zerstörung des Königreichs Thüringen auf, als sie von den Sachsen einen Theil des Landes diesseits der Elbe gegen Zins eingeräumt erhielten. Im Jahre 571 wurden sie den Avaren zinspflichtig und machten sich erst 626 von dieser Unterthänigkeit los, wie sie sich auch zu derselben Zeit der fränkischen Oberhoheit entzogen. Dieser Schritt indessen führte unablässige Kriege mit allen Beherrschern Deutschlands herbei. Ihre ganze folgende Geschichte enthält nur eine Reihe Empörungen gegen die fränkischen und deutschen Könige, die aber gewöhnlich schnell unterdrückt wurden, bis endlich König Heinrich I. (s. d. Art.) das ganze Sorbenland unterwarf, indem er einen Stamm nach dem andern angriff. Es gehörten damals folgende Stämme zu den Sorben: die Siusler, welche in der späteren Grafschaft Brehna, einem Theile von Landsberg, wohnten; die Serimunder, die die Gegend von Zerbst inne hatten; die Koloelizer, welche Bernburg und Köthen besaßen; die Daleminzier deren Sitze das nachherige Stift, Burggrafthum und Markgrafthum Meißen nebst der Gegend um Mühlberg und Strehla waren; die Lusitzi, die in der heutigen Niederlausitz wohnten; die Milziener, welche in der Gegend von Görlitz hausten; die Nisaner, welche das Land um Wolkenstein, Schwarzenberg, Portenstein, Frauenstein u. s. f. inne hatten; die Bewohner des Gaues Selpuli, der bei Bautzen lag, und die des Gaues Zorawe, welcher die Gegend von Sorau in sich begriff. Alle diese Stämme hatten Städte, Flecken und Festungen, trieben Ackerbau, Handel, Handwerke und Viehzucht und waren in gewisse Gerichtsbezirke (Zupanien) vertheilt, die wieder in Gaue zusammentraten. Ihre Verfassung war verschieden, bald eine Erb-, bald eine Wahlmonarchie. — Doch waren die S. auch jetzt noch nicht ganz gedemüthigt worden, so hielt es um so schwerer, sie zum Christenthume zu bekehren. Nur einzelne Kirchen und Klöster vermochte man zu gründen, bis endlich zu Weihnachten 968 die drei ersten Bischöfe des Sorbenlandes zu Magdeburg geweiht wurden, nämlich für die Städte Meißen, Merseburg und Zeitz, seit welcher Zeit auch die weltlichen Herren sich die Bekehrung ihrer Unterthanen sehr angelegen sein ließen, und so mußte das Christenthum, mindestens äußerlich, wohl immer mehr und mehr festen Fuß fassen. Am längsten hielt sich das Heidenthum jenseits der Elbe. Hier waren noch 1193 Heiden, wie Papst Cölestin klagt. Endlich aber geschah es, daß alle Sorben nach und nach mindestens äußerlich die Glaubenslehren ihrer Väter verließen und nur in ihren Sitten und Gebräuchen Vieles beibehielten, was auf ihr Heidenthum zurückgeht. Durch die Errichtung der Markgrafschaften aber und der Bisthümer ward die Eroberung des Sorbenlandes vollendet; die S. treten immer mehr und mehr aus der Geschichte zurück und erscheinen seit dem XI. Jahrh.

als so völlig dem deutschen Reiche einverleibt, daß sie niemals mehr davon getrennt wurden. 82.

Sorbēt auch **Tscherbet** genannt, ist ein gewöhnliches Getränk der Orientalen, das aus der Vermischung säuerlicher Früchte mit Zucker, Limonensaft, Rosenwasser und Ambra entsteht, hingegen von dem gemeinen Türken aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser bereitet wird. Der S. gibt in heißen Sommern ein sehr kühlendes Getränk ab, doch kann dasselbe, unvorsichtig genossen, durch die Reaction, welche auf eine heftige Kälte folgt, Magenentzündung verursachen und bei andern Individuen wieder, nach der Mahlzeit genossen, die Verdauung hindern, indem es den zur Verdauung nothwendigen Grad des Reizes im Magen vermindert. 14.

Sorbonne, s. Paris und Universitäten.

Sorel (Agnes), s. Agnes Sorel.

Sorītes, s. Urtheil.

Sotzmann (Daniel Friedrich), Kriegsrath und Geograph der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, wurde am 13. April 1754 zu Spandau geboren, zeigte schon in seiner Jugend viel Anlage zur Zeichnen- und Schönschreibekunst, erwarb sich durch eifriges Studium gründliche Kenntnisse in der Mathematik, dem Feldmessen, der bürgerlichen und Kriegsbaukunst und bildete sich darauf in Berlin noch mehr praktisch aus. Nachdem er 1773 zum Conducteur bei der königlichen Immediatbaucommission in Potsdam ernannt worden war, 1779 eine Anstellung bei der Generaltabaksadministration in Berlin gefunden hatte und 1787 als geheimer Secretair und Calculator an das Ingenieurdepartement des Oberkriegscollegium versetzt worden war, trat er 1826 mit dem Genusse einer Pension außer Dienste. Schon 1785 hatte er durch seine Darstellung der Länder am schwarzen Meere (45—56° L. und 42—49° Br.) die Stelle eines Geographen an der Akademie der Wissenschaften erhalten. Als zeichnender Geograph erwarb er sich durch Anfertigung eines Grundrisses von Danzig, so wie vortrefflicher Specialcharten der märkischen, magdeburgischen, westphälischen und polnischen Provinzen des preußischen Staates und durch die Atlasse zu Büsching's Geographie und Ebeling's Fortsetzung derselben große Verdienste, unter denen sich besonders die Charte von Deutschland in 16 Blättern auszeichnet. Außerdem besitzen wir von ihm Charten über die seit 1803 eingetretenen politischen Veränderungen, Segmente zu drei Erdgloben, deren größter 1½ pariser Fuß im Durchmesser (Nürnb. 1810) beträgt, mehrere Atlasse und Generalcharten zum Theil für den Schulgebrauch und viele einzelne Charten und Pläne zu Reisebeschreibungen, Kalendern ꝛc. Besonders verdanken ihm die deutschen Landcharten in Bezug auf Deutlichkeit, Schönheit und zweckmäßige Vertheilung der Schrift wesentliche Verbesserungen, wodurch sie den Arbeiten der Franzosen und Engländer gleichgestellt werden können. 81.

Soubise (spr. Subihs), (Karl von Rohan, Prinz von), Marschall von Frankreich, geb. 1715, ward 1734 Capitain der Gensd'armerie und begleitete Ludwig XV. als Adjutant in den Feldzügen von 1744—1748. 1746 nöthigte er Mecheln zur Capitulation, weßhalb er 1748 zum Marschall de Camp und 1751 zum Gouverneur von Flandern und Hennegau ernannt wurde. Als Günstling der Marquise von Pompadour erhielt er beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges das Commando über ein Corps von 24000 Mann, welches jedoch von der französischen Hauptarmee unter dem Marschall d'Estrées abhängig sein sollte. Da sein Ehrgeiz dadurch tief gekränkt ward, trennte er sich von der Hauptarmee, eroberte Wesel, vereinigte sich mit der deutschen Reichsarmee und wollte nun Sachsen von den Preußen säubern. Er hatte (Mitte Sept. 1757) Gotha erreicht und wollte sich, daselbst mit seiner Generalität und 8000 Mann angekommen, von

den Beschwerlichkeiten des Marsches erholen. Da erschien aber Seydlitz plötzlich mit 1500 Mann Cavallerie vor den Thoren Gothas und versetzte den Prinzen mit seinen Begleitern in solches Schrecken, daß sie bestürzt mit ihren Truppen aus der Stadt flohen. Aber im Vertrauen auf seine zweimal stärkere Armee als die unter Friedrich's II. eigenem Commando bei Roßbach entgegenstehende, gedachte S. diesen zu schlagen, erlitt aber bei der am 4. Sept. erfolgten Schlacht eine völlige Niederlage, die in wilde Flucht ausbrach. Trotz dieses Unglücks im Felde ward er im folgenden Jahre Staatsminister, erhielt ein abermaliges Commando, focht mit Glück gegen die Hessen, siegte bei Lutternberg (10. Oct. 1758) und erhielt deßhalb, obgleich an diesem Siege der Herzog von Broglio den größten Antheil hatte, den Marschallstab. Nach dem Frieden (1763) kehrte er mit Spottgedichten überhäuft nach Paris zurück, arbeitete längere Zeit im Cabinet und starb am 4. Juli 1787. 25.

Soult (spr. Suhl) (Nicolas Jean de Dieu), Herzog von Dalmatien, Marschall und Pair von Frankreich, geb. am 29. März 1769 zu St.-Amans im Departement Tarn, wo sein Vater als Landmann lebte, trat 1785 als gemeiner Soldat in das 23. Infanterieregiment, ward 1791 Unterlieutenant eines Grenadierbataillons am Oberrheine und zeichnete sich als Capitain in dem Feldzuge 1793 bei Erstürmung der weißenburger Linien aus, ward Oberst und Brigadegeneral unter Lefebvre, befehligte unter Kleber den linken Flügel in der Schlacht bei Altenkirchen (4. Juni 1796), befand sich dann bei der Belagerung von Luxemburg, drang über den Rhein und Main und that Wunder der Tapferkeit, besonders als Bernadotte vom Erzherzoge Karl geschlagen worden war (3. Sept.). Er hatte unter Jourdan mit gewohnter Tapferkeit beim Wiederausbruche des Krieges mit Östreich gefochten (1799), als er, zum Divisionsgenerale ernannt, den Aufruhr im Canton Schwyz tilgte, Uri und Unterwalden unterwarf; Frauenfeld und Winterthur, so wie Montenotte, Saſello, Gropaſto, Ponte-Jvrea u. a. O. waren Zeugen seiner Tapferkeit. 1800 zog er mit Massena nach Italien, wo er den rechten Flügel befehligte und Genua vertheidigte. Ungeachtet es dem französischen Heere an Kriegsbedarf und Lebensmitteln fehlte, so ergab er sich doch nicht den Oestreichern unter Bellegarde, der ihn wiederholt aufforderte; unter fortwährenden Kämpfen versuchte er den Rückzug, wurde endlich aber bei Monte Cretto verwundet und gefangen genommen, jedoch in Folge der Schlacht von Marengo (14. Juni) wieder frei. Nach solchen Beweisen von Talent und Muth gab ihm Napoleon die wichtigsten Aufträge und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber in Piemont. S. unterdrückte die dortigen Unruhen, kehrte nach dem Frieden zu Amiens (März 1802) nach Frankreich zurück, ward Generaloberst der Consulargarde und erhielt das Obercommando des Heerlagers zu Boulogne, welches England bedrohete. Zum Reichsmarschalle ernannt gab ihm dann Napoleon im Feldzuge 1805 den Befehl über das 4. Armeecorps, mit welchem S. an den Siegen in Schwaben Theil nahm; er befehligte den rechten Flügel in der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) und entschied durch die Einnahme der Anhöhen von Pratzen den Erfolg dieses glorreichen Tages. Im Kriege gegen Preußen (1806) nahm er an der Schlacht von Jena (14. Oct.), wo er den rechten Flügel commandirte, Theil, schlug am 15. den Feldmarschall Kalkreuth, blokirte Magdeburg, nahm an der Eroberung Lübecks, an den Schlachten von Preußisch-Eylau und Heilsberg Antheil und bemächtigte sich Königsbergs (16. Juni 1807). Nach dem tilsiter Frieden kehrte S. nach Frankreich zurück und erhielt den Titel Herzog von Dalmatien. Bei der Invasion in Spanien (1808) befehligte er das Centrum der großen Armee, schlug am 10. Nov. bei dem Dorfe Gamonal die Armee von Estremadura, eroberte Burgos, besetzte Reynosa und Santander, verfolgte dann die Engländer unter Moore und lieferte am 16. Jan. 1809 die Schlacht bei Corunna (s. d. Art.). Nachdem

er neue Siege über die Spanier errungen hatte, drang er mit 50000 Mann ins nördliche Portugal ein, ſetzte am 4. März über den Minho, nahm, das portugieſiſch-engliſche Heer vor ſich hertreibend, Chaves am 12. und Oporto am 29. März. Da aber die zweite Invaſionsarmee unter Marſchall Victor nicht eben ſo glücklich war, mußte S. Oporto am 12. Mai wiederum räumen und erzwang ſich den Rückzug nach Galicien. Zum Generalmajor der franzöſiſchen Heere in Spanien ernannt ſchlug er am 12. Nov. 60000 Spanier bei Ocanna, nahm, 1810 nach Andaluſien geſandt, Sevilla, beſetzte 1811 Eſtremadura, nahm Badajoz (11. März), wo er 9000 Gefangene machte, und lieferte den Verbündeten die Schlacht bei Albufera (16. März). Er ſchlug und wurde wieder geſchlagen, bis Joſeph Buonaparte die Hauptſtadt räumte; da mußte auch S. Andaluſien verlaſſen. Am 30. Oct. paſſirte er den Tajo und ſoll zu der Zeit den Plan gefaßt haben, ſich zum Könige von Portugal zu proclamiren, ihn aber auf des Kaiſers Warnung bald wieder aufgegeben haben. Anfangs März 1813 rief ihn der Kaiſer aus Spanien nach Deutſchland, um da gegen die Alliirten gebraucht zu werden. Er focht bei Lützen an der Spitze der Infanterie der Garde und trug viel zum Siege in der Schlacht bei Bautzen bei, wo er das Centrum befehligte; wurde jedoch nach der unglücklichen Schlacht bei Vittoria (21. Juni) von Dresden aus am 17. Juli nach Bayonne geſandt, um die Reſte des ſpaniſchen Heeres wieder zu organiſiren. S. befeſtigte dieſe Stadt und ging mit 30000 Conſcribirten über die Pyrenäen, um Wellington's Vordringen nach der franzöſiſchen Grenze zu verhindern. Allein San-Sebaſtian und Pampelona fiel (31. Aug. — 31. Oct.) und Wellington drängte S. bis Bayonne zurück (December). S. verlor die Schlacht bei Orthez (26. Febr. 1814) und mußte ſich über Tarbes nach der obern Garonne zurückziehen. Er ſtellte ſein Heer, das nur noch 20000 Mann ſtark war, bei Toulouſe auf, wurde aber von Wellington geſchlagen (10. April). Inzwiſchen hatten die Alliirten durch die Einnahme der Hauptſtadt das Schickſal Frankreichs bereits entſchieden. Am 19. April ſchloß S. mit Wellington einen Waffenſtillſtand und unterwarf ſich Ludwig XVIII., der ihn zum Gouverneur der 13. Militairdiviſion und am 13. Dec. zum Kriegsminiſter an Dupont's Stelle ernannte. Aber die Royaliſten warfen ihm bei Gelegenheit des Proceſſes gegen Excelmans napoleoniſche Abſichten vor; daher nahm S. am 11. März 1815 ſeine Entlaſſung. Beim Wiedererſcheinen Napoleon's in Frankreich focht er, von ihm zum Generalmajor ernannt, muthig bei Fleurus und Waterloo, ging nach der pariſer Capitulation über die Loire, worauf er im Schloſſe Malzieu verhaftet wurde und in der Ordonnanz vom 24. Juli mit inbegriffen war. Er begab ſich hierauf (Febr.) mit ſeiner Familie nach Düſſeldorf und vertheidigte ſich in einem „Mémoire“ gegen die Anklage eines Verraths gegen die Bourbons. Am 28. Mai 1819 erhielt er vom Könige die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich; am 6. Jan. 1821 erhielt er den Marſchallsſtab wieder zurück. Auch Karl X. ſchätzte ihn. Im Nov. 1830 ward er abermals Kriegsminiſter und Ludwig Philipp ertheilte ihm die Pairswürde. Mit raſtloſem Eifer ergänzte und verſtärkte er das Heer; die Befeſtigungen im ganzen Lande wurden verbeſſert; auch nahm er Napoleon's Plan, Paris zu befeſtigen, wieder auf, der aber verworfen ward (1833). Nach Périer's Tode leitete S. (ſeit dem 17. Mai 1832) das Conſeil. Die Eroberung der Citadelle von Antwerpen zeichnete ſeine Verwaltung aus. Aus Verdruß über die Kammer, als ſie ſeinen Vorſchlag, die Reſerve des Landheeres vollſtändig zu machen, der Koſten wegen, verwarf, und weil er ſich mit Thiers nicht vertragen konnte, legte er am 18. Juli 1834 ſeine Stelle nieder. Seitdem lebte er auf ſeinen Gütern. Nach dem Attentat am 28. Juli 1835 kam er nach Paris, um dem Könige ſeine Theilnahme zu beweiſen, kehrte aber bald in ſein Privatleben zurück. Das Zeitalter des Friedens und der geſicherten Ordnung war nicht

Digitized by Google

mehr das seinige. Doch wird seiner bei allen neuen Ministercombinationen gedacht. 25.

Southcote (spr. Sudkuht) (Johanna), eine Schwärmerin, welche einige Zeit in London die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, sich für das in der Offenbarung erwähnte Weib ausgab und einen sehr gewinnreichen Handel mit Siegeln trieb, welche die Kraft haben sollten, die ewige Seligkeit zu verleihen, gab 1814, schon über sechszig Jahre alt, vor, mit dem Messias schwanger zu sein, und fand mit dieser Behauptung solchen Glauben, daß sich die Zahl ihrer Anhänger zu mehreren Tausenden steigerte. Sie bekam zu ihrer erwarteten Niederkunft nicht nur viele Kostbarkeiten, sondern auch prächtiges Kinderzeug zum Geschenke. Obgleich man nach einer Untersuchung über ihren Zustand in dem Glauben an ihre Schwangerschaft bestärkt worden war, so verzögerte sich doch die Zeit ihrer Niederkunft immer mehr und zwei ihrer Anhänger hatten schon Anstalt gemacht, ihr ein fremdes Kind unterzuschieben; allein sie wurden entdeckt, als sie eben einer armen Frau zu Crewkerke ihre Zwillingskinder abhandeln wollten, und zur Strafe dafür nebst dem Bildnisse der S. unter dem Spotte und Hohngelächter des Pöbels auf den Straßen von London zur Schau herumgeführt. Nachdem die S. am 27. Dec. 1824 gestorben war, wurde ihr Leichnam in Gegenwart vieler Ärzte eröffnet, welche sämmtlich ein Gutachten unterzeichneten, daß sie nicht schwanger gewesen und daß ihr Tod auf natürliche Weise erfolgt sei. Allein dessenungeachtet glauben viele ihrer Anhänger an ihre baldige Auferstehung und noch in den letztvergangenen Jahren lebten mehrere Familien zu Catham in der Grafschaft Kent, welche ihre Anhänglichkeit an die S. durch das Tragen langer Bärte und einer wunderbaren Kleidung bezeichneten. 81.

Southey (spr. Suddi) (Robert), ein englischer Dichter und Geschichtschreiber, wurde im Jahre 1774 zu Bristol geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Westminsterschule, wo er an einem förmlichen Aufstande gegen einen der Lehrer Antheil nahm, besuchte seit 1792 die Universität Oxford, um Theologie zu studiren, fühlte sich aber daselbst mehr zu den Lehren der Antitrinitarier gezogen und gerieth aus Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit auf den abenteuerlichen Gedanken, mit einigen Freunden an den Ufern des Susquehannah in Nordamerika einen Freistaat zu gründen. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Portugal, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, machte er, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Lovel, eine Sammlung „Gedichte" bekannt, gab darauf sein im Geiste des höchsten Liberalismus verfaßtes Schauspiel „Wat Tyler" und das epische Gedicht „Jean of Arc" heraus, welche mit eben so großem Beifalle aufgenommen wurden, wie eine später erschienene Sammlung seiner „Gedichte" und die Beschreibung seiner „Reisen in Spanien und Portugal" (1798). Nachdem er hierauf seit dem Jahre 1801 einige Zeit eine vortheilhafte Stelle in Irland begleitet hatte, kehrte er nach England zurück und war unterdeß so gänzlich von seinen bisherigen Grundsätzen abgewichen, daß er als eifriger Vertheidiger der Hochkirche und als heftiger Tory auftrat, sich gegen jede Reform in Staat und Kirche entschieden erklärte und seine ihm früher gleichgesinnten Freunde besonders im „Quarterly Review" mit Heftigkeit verfolgte. Er hielt sich von dieser Zeit an größtentheils bei Cheswick in Cumberland auf, war als Schriftsteller äußerst thätig und wurde 1813 zum Hofdichter ernannt. Zu seinen berühmtesten Gedichten gehören „Thalaba, the destroyer" (1803. 2 Voll.); „Madoc" (1805); „The curse of Kehama" (1815. 2 Voll.); „Roderic, the last of the Goths" (1814. 2 Voll.). Nach dem Siege der Verbündeten 1814 schrieb er das „Carmen triumphale", welches in mehreren Oden auf den Kaiser von Rußland, den damaligen Prinz-Regenten von England und den König von Frankreich besteht. Durch sein Gedicht „The vision of judgment", worin er den Lord Byron das

Haupt der satanischen Schule nannte, veranlaßte er eine heftige Entgegnung desselben. Größtentheils nach alten Romanzen und Ritterromanen bearbeitete er seinen „Amadis de Gaul“ (1803. 4 Voll.); „Palmerin of England“ (1807) und „The chronicle of the Cid“ (1808. 4.). Unter seinen geschichtlichen Werken verdient seine „History of Brazil“ (1810. 4. 3 Voll.) die meiste Auszeichnung. Außerdem erwähnen wir sein „Life of Lord Nelson“ (1813. 2 Voll.), kürzer bearbeitet in der „Family Library“ (Lond. 1831); „The life of John Wesley“ (1820. 2 Voll.) und die „History of the war in Spain and Portugal“ (1822 – 1828. 6 Voll.). Die polemische Schrift „The Book of the Church“ (1835. 3. Aufl.) enthält eine derbe Vertheidigung der hohen Kirche. S. zeigt in seinen Dichtungen Reichthum an Bildern, Gewandtheit der Sprache und des Versbaues und seine prosaischen Werke zeichnen sich durch eine sehr fließende und edle Schreibart aus. 81.

Souverain, Souveraind'or, Souvereyn, Sewerin, eine Goldmünze: 1) in England 2, 1, ½ und ⅓ S. 22 Karat fein zu 40, 20, 10 und 6⅔ Schilling; 1 einfacher S. = 168 holl. Aß schwer = 6 Thlr. 9½ Gr. in Gold; 2) im Mailändischen 1 und ½ S.; 1 S. = 40 Lire = 13 Fl. 20 Krz. Conv. = 9 Thlr. Gold = 229⅓ holl. Aß schwer = 22 Karat fein; 3) in den Niederlanden 2- und 1fache brabantische S. = 22 Karat fein; 1 einfacher S. = 114⅔ holl. Aß schwer = 4½ Thlr. Gold; 4) in Östreich 1 und ½ S. zu 13⅓ und 6⅔ Fl. Conv. und 5) in Polen 1 S. = 3 Ducaten = 20 Karat fein = 256½ holl. Aß schwer = 8⅔ Thlr. Gold; ½ S. nach Verhältniß. 26.

Souverainetät ist im Allgemeinen die höchste Gewalt im Staate, die Landesherrlichkeit, es mag solche in Republiken von Mehreren oder vom ganzen Volke, oder in Monarchien von Einzelnen ausgeübt werden; im besondern Sinne aber die freie, von keiner Zustimmung des Andern abhängige Gewalt. So wurde vom Napoleon nach Auflösung des deutschen Reichs den gewesenen Reichsfürsten die S. in ihren Landen zugesprochen, indem ihren Unterthanen der frühere Recurs an die nun aufgehobenen Reichsgerichte abgeschnitten war und sie keinen höhern Obern weiter hatten als ihren **Landesherrn**. In wie weit die bisherige ständische Verfassung in ihren Ländern zugleich mit aufgehoben war oder nicht, hatte er unentschieden gelassen. Man bedient sich daher auch mitunter des Ausdrucks „**souverain**“ zur Bezeichnung eines Fürsten, welcher ohne Stände regiert. 31.

Souza (spr. Susa) (Adèle, Marquise von), verwittwete Gräfin **Flahault**, geb. **Filleul**, eine berühmte französische Schriftstellerin, wurde im Jahre 1765 zu Paris geboren, vermählte sich 1784 mit dem Grafen Flahault, floh, nach der Hinrichtung ihres Mannes unter Robespierre, mit ihrem einjährigen Sohne (dem nachmaligen Adjutanten Napoleon's und spätern General Flahault) nach England und lebte hier anfangs in der bedrängtesten Lage, da sie beinahe ihr ganzes Vermögen durch die Revolution verloren hatte. Ihre äußere Noth bewog sie zur Vollendung eines ehemals begonnenen Romans, welchen sie unter dem Titel „Adèle de Senange“ (Hamb. 1796, Lond. 1798, Paris 1805. 2 Bde.) herausgab und den selbst Klopstock höchst günstig beurtheilte. Nachdem sie sich von London nach Hamburg gewendet hatte, gab sie den Roman „Emilie et Alphons, ou le danger de se fier à ses premières impressions“ (Hamb. 1799. 3 Bde.; Paris 1805. 2 Bde.) heraus, kehrte hierauf nach Paris zurück und heirathete daselbst 1802 den portugiesischen Gesandten Joze Maria de Souza-Botelho, welcher ein großer Verehrer der Dichtkunst war und sich durch Herausgabe einer Prachtausgabe der „Lusiaden“ (Par. 1817) um die Literatur seines Vaterlandes verdient gemacht hatte, verlor denselben aber 1825 durch den Tod und starb selbst am 18. April 1836 zu Paris. Ihre übrigen Schriften sind: „Charles et Marie“ (Paris 1802); „Eugène de Rothelin“ (Ebend. 1808. 2 Bde.), welches nächst

der „Adèle“ ihr beſtes Werk iſt; „Eugenie et Mathilde, ou Mémoires de la famille du comte de Revel“ (Paris 1811. 3 Bde.); „La comtesse de Fargy“ (Ebend. 1822. 4 Bde.); „Mademoiselle de Tournon“ (Ebd. 1822. 2 Bde.), welche geſammelt in ihren „Oeuvres complètes“ (Ebend. 1821—1822. 8. 6 Bde.; 12. 12 Bde.) enthalten ſind. Später gab ſie noch ein Drama „La duchesse de Guise ou l'intérieur d'une famille illustre dans le temps de la Ligue“ (Par. 1831) und einen Roman „Etre et paraître“ (Ebd. 1832. 2 Bde.) heraus. Ihre Romane zeichnen ſich vorzüglich durch meiſterhafte Darſtellung der Liebe in den höheren Ständen aus, wobei es ihr beſonders gelingt, die Entwickelung derſelben von ihrem zarteſten Entſtehen bis zum Ausbruche der heftigſten Leidenſchaft zu ſchildern. Ohne tiefe Charakter- und Sittenſchilderung zu geben oder einen kunſtvoll angelegten und verwickelten Plan zu verfolgen, weiß ſie vielmehr mit einem tiefen Blicke in das menſchliche Herz und mit weiblicher Zartheit ein einfaches und anſchauliches Gemälde von dem jedesmaligen Seelenzuſtande ihrer Hauptperſonen zu entwerfen. 81.

Sozomenus (Hermias) aus Paläſtina, Sachwalter in Conſtantinopel, ſetzte die „Kirchengeſchichte des Euſebius“ von 323 bis 423 in 9 Büchern, größtentheils nach Sokrates Scholaſticus (ſ. d. Art.), aber nicht in deſſen Geiſte, fort. Er verräth nicht eben große hiſtoriſche Fähigkeit in ſeinem Werke und ſeine Zuſätze betreffen faſt nur das von ihm viel bewunderte Mönchsweſen. Seine Schreibart iſt zierlich und blumenreich. — Vergl. Holzhauſen, „De fontibus, quibus Socrates, Sozomenus ac Theodoretus in scribenda hist. s. usi sunt“ (Gott. 1825. 4.). 63.

Spaa, ein hübſcher Marktflecken in der niederländiſchen Provinz Lüttich, in einem tiefen Thale, theils auf einem Hügel in einer wilden, rauhen Gegend, mit 500 Häuſern und 3500 Einwohnern, welche zahlreiche Fabriken aller Arten von Holz-, Blech- und Drechslerwaaren unterhalten, iſt berühmt durch ſeine 16 Eiſenquellen, welche zu den alkaliſch-erdigen gehören und unter denen folgende berühmt ſind: der Pouhon, welcher am Markte quillt und von dem jährlich 150000 Krüge verſendet werden; die ½ Stunde von der Stadt in einer Waldgegend liegende Geronſtère; der Watroz; die Souvenière; die Tonneletsquellen, welche zu Bädern gebraucht werden; die Groisbeckquelle, die nach dem Freiherrn von Groisbeck, der ihr ein ſteinernes Gebäude gab, ſo genannt worden iſt. Die Hauptquelle oder das eigentliche Spaawaſſer iſt ein ſehr liebliches, erfriſchendes, pikantes und eine leichte Berauſchung verurſachendes Getränk; eben ſo ſchmeckt der Tonnelet, welcher mit Wein vermiſcht bei Tiſche getrunken wird. Die Souvenière iſt ſalzig und der Watroz angreifend. Von der Groisbeckquelle trinkt man nur als Nacheur in kleinen Portionen. Dieſes Heilwaſſer wendet man gegen Erſchlaffung, Krämpfe, Zittern der Glieder, Magenſchwäche, Sodbrennen, Säure, Verſchleimungen, Bleichſucht, Verſtopfung der Eingeweide ꝛc. an. 71.

Spagnoletto, ſ. Ribēra.

Spāhi's, ſ. Sipahi's.

Spalātin (Georg), ward 1482 zu Spaelt bei Nürnberg geboren, woſelbſt ſein Vater Rothgerber war und Burkhard hieß, kam 1497 nach Nürnberg auf die St. Sebaldusſchule und ging zwei Jahre ſpäter auf die Univerſität Erfurt, wo er ſeit 1501, gleichzeitig mit Luther, allgemeinen philoſophiſchen Studien oblag. Hierauf ging er nach Wittenberg und ward dort 1502 Magiſter, kehrte dann nach Erfurt zurück, trieb Rechtswiſſenſchaften und widmete ſich dann der Theologie. 1507 ward er zum Prieſter geweiht, Pfarrer in Hohenkirchen am Fuße des thüringiſchen Waldes, allein ſchon das Jahr darauf Lehrer im unweit davon gelegenen berühmten Kloſter Georgenthal. Bald aber brachten ihn ſeine Talente mit den Großen der Erde in Berührung und ſo leitete er 1509—1511 die Erziehung Jo-

hann Friedrich's, des nachherigen Churfürsten, und später die Studien der braunschweig-lüneburgischen Prinzen, Otto und Erich, zu Wittenberg; 1514 machte ihn Friedrich der Weise zu seinem Hofkaplan, dann zu seinem Geheimschreiber, zum Bibliothekar auf der wittenberger Universität und noch vor 1517 zum Kanonicus am Georgenstifte zu Altenburg. Er war nun der vertrauteste Diener seines Herrn in den schwierigsten und verwickeltsten Angelegenheiten seiner Zeit. 1518 begleitete er denselben zum Reichstage nach Augsburg, 1519 zur Kaiserwahl nach Frankfurt, 1520 zur Krönung Karl's V. nach Aachen, 1521 zum Reichstage nach Worms und 1524 zu dem nach Nürnberg. S. stand nun mit den ersten Männern seiner Zeit, vorzüglich den Reformatoren selbst, in der innigsten Verbindung und namentlich knüpften gleiches Alter, gleiche Studien, gleiche Kämpfe, gleiche Anstellung, stete Geschäftsverbindung und wahrhafte persönliche Neigung ihn an Luther. Er trat nach Stillung des Bauernaufruhrs als Oberpfarrer an die Kirche von Altenburg (13. Aug. 1525), ward 1528 zum Superintendenten des altenburgischen Kreises erhoben und zum Mitvisitator der Kirchen und Schulen im Osterlande ernannt. 1530 begleitete er den Churfürsten Johann zum augsburger Reichstage und das Jahr darauf den Churprinzen Johann Friedrich nach Köln zur Königswahl Ferdinand's, ging 1532 mit demselben zum Churfürstentage nach Schweinfurt und führte dort die evangelische Lehre ein. 1533 hielt er abermals eine Kirchenvisitation und reiste 1535 als wittenbergischer Bibliothekar nach Venedig, um dort griechische und hebräische Bücher zu kaufen. 1537 war er in Schmalkalden und setzte daselbst mit die bekannten Artikel auf. Seine letzte Kirchenvisitation hielt er auf Befehl Heinrich's, des Nachfolgers Georg des Bärtigen, 1539. Seit 1540 lebte er im Kreise seiner Familie als sorgsamer Gatte und glücklicher Vater und starb am 16. Jan. 1545. In literarischer Hinsicht verdient S. hauptsächlich als Geschichtschreiber vielen Dank und Achtung. Besonders wichtig sind sein Leben Friedrich des Weisen und seine Biographien der sächsischen Fürsten von Friedrich dem Streitbaren bis zu seinen Zeitgenossen. Sie sind gedruckt in Grundig's „Sammlung zur sächsischen Geschichte" (T. V. pag. 1) und in Menkenii „Scriptor. rer. germ." (II. pag. 1067). 82.

Spalding (Johann Joachim), einer der verdientesten und geachtetsten Theologen neuerer Zeit, wurde am 1. Nov. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern geboren und erhielt seine höhere wissenschaftliche Bildung auf den Universitäten zu Rostock und Greifswalde. Nachdem er sich bereits durch mehrere Schriften kirchenhistorischen, moralischen und philosophischen Inhalts bekannt gemacht hatte, ward er 1745 Secretair bei der schwedischen Gesandtschaft in Berlin, 1749 Prediger zu Lassahn in Schwedisch-Pommern, 1757 erster Prediger in Barth und 1764 als Pastor Primarius und Propst an die Nikolaikirche nach Berlin berufen, wo er später auch Oberconsistorialrath wurde und am 22. Mai 1804 verschied, hochgeachtet wegen seines reinsittlichen Charakters, seiner Berufstreue, gründlichen Gelehrsamkeit und seiner ausgezeichneten Geistesgaben. Segensreich wie sein Wirken als Prediger, als welcher er sich durch die unwiderstehlich eindringende Gewalt seiner Rede und die Herzlichkeit und Gemeinfaßlichkeit seines Vortrags auszeichnete, war auch sein Wirken als religiöser Volksschriftsteller. Seine mit großem Beifalle aufgenommenen Schriften charakterisiren sich vornehmlich durch lichtvolle und lebendige Darstellung, Reinheit des Styls und stete folgerechte Beziehung auf die Moral. Die vorzüglichsten derselben sind: „Die Bestimmung des Menschen" (Leipz. 1794. 13. Aufl.); „Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen" (Berlin 1806. 4. Aufl.); „Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthume" (Leipz. 1784. 5. Aufl.); „Über die Nutzbarkeit des Predigtamts" (Berl. 1791. 3. Aufl.); „Vertraute Briefe, die Religion betreffend" (Bresl. 1784. 3. Aufl.); „Predigten" (Berl. 1765. 3. Aufl. 1775); „Neue Predigten" (Berl. 1768 u. 1784.

2 Thle.). Vergl. „Lebensbeschreibung von ihm selbst und herausgegeben von seinem Sohne G. L. Spalding" (Halle 1805). 63.

Spallanzani (Lazaro), ein berühmter Naturforscher, ward am 10. Jan. 1729 zu Scandiano im Herzogthume Modena geboren und von den Jesuiten zu Reggio gebildet, studirte dann zu Bologna die Naturwissenschaften, ward 1756 Professor der schönen Wissenschaften und der Philosophie zu Reggio und 1770 der Naturgeschichte in Pavia, wo er auch am 17. Febr. 1799 starb, nachdem er seit 1779 verschiedene Reisen durch die Schweitz, an den Küsten des mittelländischen Meeres bis Constantinopel, durch die Türkei, Ungarn, Deutschland, Italien und Sicilien gemacht und eine große Menge naturwissenschaftlicher Kenntnisse gesammelt hatte, die in seinen zahlreichen und gründlichen Schriften niedergelegt sind. Vorzüglich berühmt ist er durch seine Untersuchungen über den Ursprung der Quellen, die Reproduction, die Infusionsthierchen, den Kreislauf des Blutes, die Zeugung ꝛc. und merkwürdig seine Behauptung von einem sechsten Sinne bei gewissen Thieren, da er bemerkte, daß von ihm geblendete Fledermäuse beim Fliegen doch nirgends anstießen. 16.

Spandau im Regierungsbezirke Potsdam der preußischen Provinz Brandenburg, am rechten Ufer der Havel, der Spreemündung gegenüber, hat 6900 Einw., ist eine mit einfachen Werken umgebene, aber mit einer festen, auf einer Halbinsel erbaueten Citadelle versehene Festung. Diese Citadelle bildet ein regelmäßiges Viereck mit gemauerten Wällen, Casematten und Außenwerken. 61.

Spangenberg (Cyriacus), bekannter Chronikenschreiber, ward den 17. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, studirte zu Wittenberg unter Luther und Melanchthon Theologie, ward 1550 Rector zu Eisleben und in demselben Jahre Diakonus und zuletzt Pastor zu Mansfeld, aber wegen seiner Anhänglichkeit an Flacius (s. d. Art.) 1574 seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er begab sich nun nach Straßburg und ward 1578 als Pastor zu Schlitz in Hessen angestellt, mußte aber bald wieder flüchtig werden, lebte anfangs in Bach, dann in Straßburg allein literarischen Beschäftigungen und starb den 10. Febr. 1604. Unter seinen vielen Schriften, die in theologische und geschichtliche zerfallen, sind besonders aus den letzteren bemerkenswerth: „Der Adelsspiegel" (Schmalkalden 1591—1594. 2 Bde. Fol.); „Hennebergische Chronik" (Straßb. 1599. Fol.); „Mansfeldische oder sächsische Chronik" (Eisleben 1572. N. Ausg. Frankf. 1585); „Schaumburgische Chronik" (Stadthagen 1614. Fol.). 16.

Spangenberg (August Gottlob), der zweite Stifter der evangelischen Brüderunität, wurde im Jahre 1704 zu Klettenberg in der Grafschaft Hohenstein geboren. In A. H. Franke's pietistischer Schule und auf der Universität Jena gebildet, ward er 1732 Adjunct der theologischen Facultät zu Halle und Inspector des Waisenhauses, ging dann zu den Herrnhutern und lebte 1733—1762 großentheils als nordamerikanischer Missionair ganz für die Interessen der Brüdergemeinde, die ihm besonders ihren Flor verdankt, bis er 1762 nach Zinzendorf's (s. d. Art.) Tode dessen Nachfolger als Bischof zu Barby wurde, als welcher er den 18. Sept. 1792 zu Bertholsdorf starb. Mit Ausscheidung der anstößigsten sinnlichen Formen Zinzendorf's stellte er ihre Lehre in folgender Schrift auf: „Idea fidei fratrum, oder kurzer Begriff der christlichen Lehren in den Brüdergemeinden" (Barby 1779. N. A. 1824). Außerdem schrieb er „Leben des H. Grafen von Zinzendorf" (Barby 1772—1775. 2 Bde.) und „Kurzgefaßte historische Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung der evangelischen Brüderunität" (Gnadau 1823. 5. Aufl.). — Sein Lebenslauf von ihm selbst beschrieben steht in Henke's „Archiv für die neueste Kirchengeschichte" (II. Bd. 3. St.). Vergl. Risler, „Leben Spangenberg's" (Barby 1794). 63.

Spanheim (Ezechiel), großer Staatsmann und berühmter Rechtsgelehrter,

geb. zu Genf am 7. Dec. 1629, ſtudirte zu Genf und Leyden, ward 1651 als Profeſſor der Beredſamkeit in Genf angeſtellt und in den großen Rath gewählt. Aber ſchon nach einigen Monaten ließ ihn der Churfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, zu ſich einladen, wählte ihn zum Inſtructor ſeines einzigen Sohnes und ſchickte ihn auf Reiſen nach Italien und Sicilien, wo er ſich mit Kenntniſſen aller Art bereicherte. 1665 kam er nach Heidelberg zurück und wurde, nachdem er den Conferenzen zu Oppenheim und Speier und dem Congreſſe zu Breda beigewohnt hatte, Reſident in Großbritannien und Holland. Mit Bewilligung ſeines Herrn trat er 1677 in die Dienſte des Churfürſten von Brandenburg, der ihn in London kennen gelernt hatte, ging 1678 als außerordentlicher Geſandte nach Paris, woher er 1689 zurückkehrte, in Berlin als Staatsminiſter lebte, 1697 aber wieder nach Frankreich ging. Als der Churfürſt König von Preußen geworden war, erhob ihn dieſer in den Adelſtand und ſchickte ihn als außerordentlichen Geſandten nach London, wo S. am 7. Nov. 1710 ſtarb. Seiner vielen Staatsgeſchäfte ungeachtet hat er eine große Menge Werke in verſchiedenen Wiſſenſchaften verfaßt, wovon die vorzüglichſten ſind: „De usu et praestantia numismatum antiquorum“ (13 Diſſertationen. Rom 1664. 4., beſte Ausg. Lond. u. Amſterd. 1706 u. 1717. Fol.); „Lettre sur l'histoire critique du vieux testament“ (Paris 1678); „Orbis Romanus“ (Ibid. 1697. 4., vermehrt Lond. 1704. 4.; auch im 11. Bde. des Gräve'ſchen „Thesaurus“). Außerdem überſetzte er des Julianus „Imperatores“ aus dem Griechiſchen in das Franzöſiſche (Heidelb. 1660, Paris 1683. 4., Amſterd. 1728. 4.) und ſchrieb eine Vorrede zu Julianus' Werken (Leipz. 1696. Fol.), Anmerkungen zum Kallimachos, über Strabo, Ariſtides, Ariſtophanes, Joſephos und Thucydides, die man in den namhaften Ausgaben dieſer Schriftſteller geſammelt findet. — Sein Bruder Friedrich, geb. zu Genf am 1. Mai 1632, war Profeſſor der Theologie zu Heidelberg und ſeit 1670 zu Leyden und ſtarb 1701. Auch dieſer hat ſich als Schriftſteller berühmt gemacht und ſchrieb: „Historia Jobi“; „Exercitatio de auctore epistolae ad Ebraeos“; „Historia ecclesiastica“; „Chronologia et geographia sacra“; „De Papa femina“ (Leyden 1691) u. a. Seine Werke erſchienen in 3 Bänden, Leyden 1701 und 1703. Fol. 25.

Spanien, ſpan. España; lat. Hispania; franz. l'Espagne; engl. Spain, Theil der pyrenäiſchen Halbinſel, Königreich im weſtlichen Europa, liegt 8° 26′ 15″ — 20° 55′ 25″ L., 36° 0′ 30″ — 43° 46′ 10″ N.Br., grenzt gegen Norden an das biskaiſche Meer und Frankreich, gegen Oſten an Frankreich und das mittelländiſche Meer, gegen Süden an das mittelländiſche Meer, die Meerenge von Gibraltar und den atlantiſchen Ocean, gegen Weſten an den atlantiſchen Ocean und Portugal und enthält nach Balbi 8587 □Meilen. Nach allen Richtungen von hohen Gebirgen durchſchnitten enthält S. die bedeutendſten Hochebenen (mittlere Erhebung von 2000—2600 Fuß) Europas. Außer dem 50 Meilen langen, gewaltig zerklüfteten Grenzgebirge, den Pyrenäen (mit dem 10700 Fuß hohen Maladetta), über welches mehr als 100 Fußſteige, aber nur an den beiden Endpunkten zwei Hauptübergänge führen, theilen ſich die Gebirge Spaniens in 3 Hauptgruppen: 1) die Nordgruppe oder das cantabriſche (aſturiſche und galiciſche) Gebirge, welches ſich im Norden der Halbinſel parallel mit dem Meere bis zum Cap Finiſterre hinzieht; 2) die Centralgruppe oder die iberiſche Kette, welche bei den Quellen des Ebro beginnend in ſüdlicher Richtung fortläuft, im Vorgebirge Palos endigt und zu Nebenzügen die Somoſierra, Guardarema und Sierra di Eſtrella hat; 3) die Südgruppe ſüdlich vom Tajo, weſtlich von der iberiſchen Kette, mit 3 Hauptäſten: a) der Sierra di Toledo, de Guadelupe und de St. Mames zwiſchen dem Tajo und dem Guadiana; b) Sierra de Segura und Morena zwiſchen dem Guadiana und dem Guadalquivir; c) Sierra Nevada mit dem Alpujarras, welche

ſich bei Gibraltar in den Vorgebirgen Trafalgar, Tariffa und Punta di Europa enden, zwiſchen dem Guadalquivir und dem Meere. Unter den Seen iſt der von Albufera in der Provinz Valencia der einzige von Bedeutung. Die mehr als 150 Flüſſe haben viele Klippen, Sandbänke und Waſſerfälle und eignen ſich daher wenig zur Schifffahrt. Die wichtigſten derſelben ſind: die Bidaſſoa, der Nalon, Minho, Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir, welche in das atlantiſche Meer münden, und die Segura, Xucar, Guadalaviar, Ebro, Llobregat und Ter, welche dem Mittelmeere zufließen. Zu den bedeutendſten Canälen Spaniens gehören: der Kaiſercanal, am rechten Ufer des Ebro von Tudela bis Escatron, vom Kaiſer Karl V. begonnen, 19 Meil. lang und 70 Fuß breit, und der Canal von Caſtilien, welcher von Alar del Rey in der Provinz Burgos bis Dueña in der Provinz Pallencia geht. Weniger bedeutend ſind die Guadarrama- und Manzanarescanäle in Neucaſtilien. Das Klima Spaniens iſt ſehr verſchieden; in den nördlichen Gegenden wegen der ſtets beſchneiten Pyrenäen, der rauhen cantabriſchen Gebirge und der Nachbarſchaft des Meeres kalt und feucht; in der Mitte, wo die Luft ſehr eingeſchloſſen iſt und ſelten vom Regen erquickt wird, heiß und trocken; im Süden ſehr warm und feucht. In den ebenen Gegenden iſt der Winter ſo gelind, daß der Froſt in der Erde kaum zu ſpüren iſt und während deſſelben Kräuter und Blumen ſich in freier Luft erhalten. Weinleſen ſind in verſchiedenen Gegenden ſchon im Juni. Der Solanowind im Süden und der Gällego im Nordweſten, Erdbeben und die oft 5—6 Monate anhaltende Dürre ſind unangenehme Erſcheinungen in dieſem von der Natur ſo begünſtigten Lande. Das gelbe Fieber macht von Zeit zu Zeit fürchterliche Verwüſtungen. Die Hauptproducte des Landes ſind: a) aus dem Thierreiche Affen, Bäre, Wölfe, Stachelſchweine, Luchſe, Rothwild, Gemſen, wilde Schweine, Kaninchen, Schafe (Merinos), Rindvieh, gute Eſel, Mauleſel, vortreffliche Pferde, beſonders in Andaluſien, borſtenloſe Schweine, Chamäleone, viele Schlangen, große Eidechſen, zahmes und wildes Geflügel, Rebhühner, Adler, Eulen, Droſſeln, auch Flamingos, zahlreiche Fiſche, vorzüglich in den Meeren (Thunfiſche, Sardellen), Corallen, Auſtern, eben ſo viele Bienen, Seidenraupen, Kermes, Cochenille, Heuſchrecken, Skorpione und Muskitos; b) aus dem Pflanzenreiche: verſchiedene Arten Südfrüchte, Obſt, Oliven, ſpaniſcher Pfeffer, Süßholz, Zucker, Getreide, Hülſenfrüchte, Aronswurzel, allerhand Gemüſe, Handelsgewächſe (Reis, Tabak, Flachs, Hanf und Mais), Wein, Öl, Arzneipflanzen, Datteln, Piſtazien, Kermes-, Kork- u. a. Eichen, Aloë (zu Hecken und Zäunen benutzt), Kaſtanien, Buchen, Nußbäume, Nadelholz, Johannisbrot und Erdbeerbäume, Sumach ꝛc.; c) aus dem Mineralreiche: Gold, Silber (in der Sierra Morena), Kupfer, vortreffliches Eiſen, Blei, Zinn, Galmei, Queckſilber, Kobalt, Wismuth, Porzellanerde, Quell-, Stein- und Seeſalz (über 5 Millionen Centner), Alaun, Salpeter, Schwefel, Kalk, Steinkohlen, Torf, Erdpech, Marmor (in Catalonien allein 177 Arten), Jaspis, Alabaſter, Bernſtein, Schmirgel, Röthel, Edelſteine (Diamanten, Rubine, Topaſe, Amethyſte, Türkiſſe, Granaten). Auch gibt es über 1500 Mineral- und 1000 Salzquellen, von denen in manchen das Salz durch die Sonne kryſtalliſirt werden kann, z. B. in den Lagunen von Mala, Torrevieja und Valencia. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf 14 Millionen, darunter 1300 Grandes, 400000 niederer Adel und 200000 Geiſtliche (vor Aufhebung der Klöſter 96800 Mönche in mehr als 2050 Klöſtern, 32000 Nonnen in 1080 Klöſtern), welche in 144 Städten (ciudades), 4351 Marktflecken (villas), 12495 Dörfern und Weilern wohnen. Sie ſind ihrer Abſtammung nach ein Gemiſch von verſchiedenen Völkern, welche in S. nach und nach anſäſſig waren, Celten, Carthagern, Römern, Germanen, Arabern ꝛc. und theilen ſich ſelbſt in eigentliche Spanier, welche in den beiden Caſtilien, Leon, Galicien, Aſturien, Eſtremadura,

Digitized by Google

Andaluſien, Granada, Murcia und Aragonien leben, und Romanen, die Catalonien, Valencia und die Balearen bewohnen; $\frac{1}{19}$ ungefähr von der Volksmenge ſind die Basken (ſ. d. Art.) oder Escualdunac in Biscaya und Navarra. Außerdem gibt es Juden und Zigeuner (gitanos). Letztere, größtentheils Pferdehändler und faſt alle Diebe, haben kein Eigenthum und ſind in die äußerſten Theile der Vorſtädte verwieſen; der größte Theil aber lebt nomadiſch und zieht von Markt zu Markt, um Ausſchußvieh zu kaufen und zu verkaufen. Von den Mauren, die nicht ſo zahlreich waren, ſollen noch einige Familien in den Alpujaren leben. Endlich befinden ſich noch einige Tauſend Deutſche in den neueren Colonien der Sierra Morena, deren Zahl ſich aber täglich vermindert. Die Spanier ſind vom Körper gewöhnlich lang und hager, wohlgebildet, mit ſchwarzgelber Farbe, ſchwarzem Haare und mit feurigem, ausdrucksvollem Auge, die Weiber klein, von rundem Körperbaue und braunhaarig, ſtolz auf Abſtammung und Vaterland, andere Nationen verachtend, bigott, die väterlichen Sitten und Tracht bewahrend, dabei beſitzen ſie viel Nüchternheit, Mäßigkeit, hohen Muth, Ausdauer und Edelſinn, aber auch im hohen Grade Eiferſucht, Jähzorn, Blutgier, Habſucht und Trägheit. Die Wohnungen ſind vorzüglich auf den Dörfern ſehr einfach und dürftig, in Biscaya und Navarra zwar etwas beſſer, doch überall ohne Bequemlichkeit für die Reiſenden. Die induſtrielle Thätigkeit ſteht auf einer niedern Stufe. Der Ackerbau iſt ziemlich vernachläſſigt und nur mittelmäßig zu nennen; blühender iſt Obſtbau und Weinbau, welcher letztere einträglich iſt und einen jährlichen Gewinn über 50 Millionen Arrobas (5½ Mill. Ohmen) gewährt. Die bekannteſten Sorten ſind: Xeres, Tinto, Malaga, Alicante, Peralta. Von guten Roſinen aus Granada verkauft man gegen 200000 Centner. Bienenzucht iſt nur in einigen Gegenden üblich. Von der Viehzucht iſt nur die Schaf- und Ziegenzucht bedeutend; die Schafe (ſ. d. Art.) ſollen einen jährlichen Wollertrag von 150000 Centnern geben, deren Werth auf 8330000 Thaler angeſchlagen wird; die Ziegen (gegen 2½ Mill.) ſind den Spaniern unentbehrlich, weil ſie ihnen Milch und Käſe liefern (die meiſten unterhält man in Aragonien und den Pyrenäen). Die Fiſcherei befriedigt nicht das Bedürfniß an den Küſten. Der Bergbau iſt gänzlich vernachläſſigt, obgleich ſich in neuerer Zeit im Norden die Eiſenhämmer, im Süden die Bleiſchmelzen ſehr vermehrt haben. Wiewohl S. in Hinſicht der Induſtrie nicht mit den vornehmſten Staaten Europas verglichen werden kann, ſo iſt es doch bei Weitem nicht ſo ſehr im Kunſtfleiße zurück, als man gewöhnlich glaubt. Ja die Weißgerbereien von Valladolid, Sevilla, Granada, Malaga, Arcos und Miguel-Turra können in Hinſicht der Vollkommenheit der Arbeit die Concurrenz mit den beſten ausländiſchen aushalten; die feinen Tücher von Tarraza, Mauresa und Ezcaray können mit den Tüchern von Carcaſſonne und anderen Städten Südfrankreichs gut verglichen werden; die Spiegel der Fabrik zu S. Ildefonſo waren lange Zeit in ganz Europa wegen ihrer Güte und Größe berühmt; die Papiere von Alcoy und aus der Fabrik von Grimand zu Madrid wetteifern mit den beſten bekannten Fabriken in dieſer Art; die Nankinfabriken von Barcelona, die Kattunfabrik zu Madrid, kürzlich von einem Franzoſen errichtet, die Porzellan- und Fayencefabriken von Moncloa und Alcora, die Hutfabriken von Badajoz, die Seidenfabriken von Catalonien, Valencia, Murcia und Talavera und die Wachstuchfabriken von Barcelona liefern Producte von einer großen Schönheit und Vollkommenheit. Zu unbeſtimmten Zeiten wird auch zu Madrid eine Nationalinduſtrieausſtellung gehalten. Die Espartofabriken, in denen man Stricke, Taue, Matten, Flechtwerk aus Esparto oder ſpaniſchem Ginſter verfertigt, ehemals ſo zahlreich und ſo blühend, ſcheinen faſt verſchwunden zu ſein; dagegen aber baut man ſeit dem Anfange des XIX. Jahrh. im Großen die Baumwolle in den Provinzen Valencia und Granada und beſonders in der Gegend von Motril. Ferner hat man die Cochenille einheimiſch gemacht

durch große Nopalsanpflanzungen in den Umgegenden von Malaga, Cadiz und Murcia und der Anbau des Zuckerrohrs in den Provinzen Valencia und Granada ſcheint einen neuen Aufſchwung nehmen zu wollen. Am Meiſten durch ihren Kunſtfleiß zeichnen ſich aus: Guadalajara, Burgos, Bejar, Ezcaray, Segovia ꝛc. in feinen Tüchern; Tarraza, Olot, Barcelona, Alcoy, Albacete, Burgos ꝛc. in ordinairen Tüchern; Galicien, Catalonien, Valencia, Cuenca und Eſtremadura in Leinwand überhaupt; Coruña und Bayona in Galicien und Soria in Damaſtiſchzeug; Almagro und Martovell in Spitzen; Coruña, Mataro, Bilbao, San Sebaſtian, Santander und Cartagena in Segeltuch; Barcelona, Manreſa, Mataro, Reus und Olot in Catalonien, Valencia, Sevilla, Madrid, Toledo, Talavera, Valladolid, Malaga, Saragoſſa und Granada in Seidenzeugen; Barcelona, Mataro, Reus und Olat, Alicante und Avila in Kattunen und Strumpfwaaren; Catalonien, Valencia und Cuenca in Schreib- und Druckpapier; Madrid in buntem Papier; Barcelona, Malaga, Sevilla, Madrid, Badajoz, Coruña, Santander, Burgos, Igualada und Reus in Hüten; Biscaya, Guipuzcoa, Santander, Alava, Cuenca und Avila in geſchmiedetem Eiſen; Eybar, Placencia, Mondragon, Alagon, Toledo, Utrillas in Aragonien, Guadix, Ripoll und Albacete in Gewehrfabriken; Madrid, Eybar und Placencia (in Guipuzcoa), Sevilla, Barcelona, Valencia, Cadiz in Goldſchmied- und Quincaillerieарbeiten; Valencia, Catalonien, Eſtremadura, Segovia, Cuenca und Toledo und beſonders die Städte Ocaña, Ontigola und Mataro in Seifenſiederei; Moncloa, Andujar, Alcora, Caceres, Villaropedo ꝛc. in Töpferei und Fayence. Der Mangel an guten Straßen, die kleine Zahl ſchiffbarer Flüſſe, Canäle und hydrauliſcher Arbeiten, ſo wie die geringe Sicherheit auf den Landſtraßen machen den innern Handel Spaniens unbedeutend. Jedoch iſt der Handel der kleinen und großen Küſtenfahrt vom Cap Creus bis Cadiz am mittelländiſchen Meere und von San Sebaſtian bis zum Cap Finiſterre am atlantiſchen Meere einer der lebhafteſten. Verhältnißmäßig iſt er ſelbſt beträchtlicher als der franzöſiſche, indem bei der ungeheuren Küſtenſtrecke Spaniens die Kaufleute in der Küſtenfahrt große Erleichterungen und vorzüglich Sicherheit finden. Die Schifffahrt in entfernten Meeren, ſo wichtig vor den Ereigniſſen, welche der Krone faſt alle ihre herrlichen Beſitzungen in Amerika geraubt haben, hat ſich ſehr vermindert. Die Hauptausfuhrartikel nach europäiſchen Ländern ſind: Weine und Branntweine, Öl, Wolle (jetzt kaum $\frac{1}{10}$ von der frühern Ausfuhr), Orangen, Citronen, Roſinen, Feigen, Mandeln und andere Früchte, Seide, Salz, Soda, Korkrinde und Korkſtöpſel, Sardellen, Merinosſchafe, andaluſiſche Pferde. S. führt auch viele Artikel, ſowohl eigener als fremder Induſtrie, nach den ihnen gebliebenen Colonien aus, beſonders Leinwand, Wollen- und Seidenzeuge, Quincaillerie, Spiegel und andere Gegenſtände des Luxus und der erſten Nothwendigkeit. Die Haupteinfuhrartikel ſind außer den Colonialwaaren: Getreide, getrocknete und eingeſalzene Fiſche, feine und ordinaire Wollentücher, Leinwand, Spitzen, Baumwollen- und Seidenzeuge, Quincaillerie, Bijouterie, Modewaaren, Flachs, Hanf, Geflügel, eingeſalzenes Fleiſch, Butter, Käſe, Bauholz, Eiſen, Zinn, Kupfer, Geräthe von dieſen Metallen, eine große Menge von Holzarbeiten, Glasartikeln und viele Schweine und Maulthiere aus Frankreich. Die vornehmſten Handelsplätze im Innern ſind: Madrid, Burgos, Saragoſſa, Valladolid, Badajoz, Cordova, Xeres de la Frontera, Granada, Albacete, Murcia, Olot; die vornehmſten Seehandelsplätze: Malaga, Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia, Caſtellon de la Plana, Alfaques de Tortoſa, Reus, Barcelona und Mataro am mittelländiſchen Meere; Cadiz, Sevilla, Vigo, la Coruña, Ferrol, Gijon, Santander, Bilbao und San Sebaſtian am atlantiſchen Meere. Der Einfluß einer unwiſſenden Geiſtlichkeit, die bis in die neueſten Zeiten ungemein ſtrenge Cenſur, die ſchlechte Dotation und Einrichtung der Univerſitäten, Schulen und übrigen

Unterrichtsanstalten, der nachtheilige Einfluß, den in neuerer Zeit die Jesuiten wieder gewannen, die natürliche Indolenz des Volks gegen geistige Beschäftigung, haben Künste und Wissenschaften in diesem Lande tief sinken lassen. Das Königreich hat 16 Universitäten, die in zwei Classen getheilt werden. In der ersten befinden sich: Salamanca, Valladolid und Alcala, in der zweiten: Valencia, Cervera, Saragossa, Granada, Sevilla, Oviedo, Santiago, Huesca, Mallorca, Orihuela, Ossuna, Oñate und Toledo. Von diesen ist Valencia, 1804 gestiftet, die jüngste, Valladolid, 1346 gestiftet, die älteste; Valencia, mit 1569 Studenten, die frequenteste, Orihuela die unbedeutendste. Außer den Universitäten gibt es noch unabhängige Akademien in den größeren Städten; in Ferrol, Cadiz und Cartagena sind Marineschulen; in manchen Städten Civil- und Militairschulen für den Adel. Im Ganzen zählt man 165 Collegien und Seminarien und ungefähr 20000 Bürger- und Landschulen. Die wichtigsten Bibliotheken sind im Escurial, zu Madrid, Toledo, Sevilla, Alcala, Salamanca, Valencia; von den Künsten blühen noch am Meisten die Kupferstecherkunst und die Buchdruckerei. — Die Verfassung Spaniens bietet jetzt ein gänzlich verworrenes Chaos. Die Constitution von 1812, seit dem 14. Aug. 1836 wieder eingeführt, gibt dem Volke die Souverainetät, das durch Deputirte (Cortes) vertreten wird und von je 70000 Einwohnern einen Deputirten sendet. Diese werden aus sämmtlichen spanischen Bürgern so gewählt, daß die Kirchspiele aus je 200 ansässigen Bürgern (die Weltgeistlichen mit eingeschlossen) einen Wähler ernennen; aus diesen Wählern werden nun in den einzelnen Bezirken ⅓ zu den Provinzialwählern ernannt und diese wählen wieder ⅓ aus sich zu den Cortes, die sich alljährlich 3 Monate lang versammeln und sich alle zwei Jahre erneuern, ohne jedoch sogleich wieder gewählt werden zu können, auch nicht aufgelöst werden können. Der König, welcher den Titel katholische Majestät führt, eröffnet die Cortes und thut ihnen Vorschläge; diese selbst aber haben das Recht, Gesetze in Vorschlag zu bringen, zu beschließen, auszulegen und abzuschaffen; die Finanzen des Staates unter ihrer Aufsicht zu haben; für alle Zweige der Verwaltung Verordnungen zu erlassen; bei allen Staatshandlungen beauftragt zu werden ꝛc., und haben somit die ganze Staatsverwaltung in den Händen, wobei dem Könige blos die Verweigerung der Annahme der Cortesbeschlüsse bleibt, die aber, wenn sie durch drei verschiedene Cortesversammlungen angenommen worden sind, auch ohne die königliche Sanction Gesetzeskraft erhalten. Dem Könige bleibt nur die Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit, die Oberaufsicht über die Staatsverwaltung und das Recht der Gnade; er kann nichts ohne die Cortes verfügen und muß selbst deren Einwilligung zu seiner Verheirathung einholen. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich; doch können die Cortes untaugliche königliche Familienglieder von der Thronfolge ausschließen. Der Gemahl der Thronerbin erhält keine Gewalt über das Reich. Auch ernennen die Cortes die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronfolgers und gewähren zu Anfange jeder neuen Regierung die Civilliste und die Apanagen. Das Ministerium besteht aus 7 Staatssecretairen (dem Präsidenten und 6 Ministern für die Justiz, den Handel, den Krieg, die Marine, die Finanzen und die Colonien), die den Cortes verantwortlich sind. Ihnen zur Seite steht ein Staatsrath von 40 Mitgliedern (4 Geistlichen, 4 Granden und 32 von den Cortes vorgeschlagenen Subjecten), der den alleinigen Rathgeber des Königs bildet. Die Provinzen werden durch Provinzialdeputationen verwaltet, deren Glieder frei gewählt werden und die sich alle 2 Jahre erneuern, deren Chef aber vom Könige ernannt wird; in den einzelnen Städten bilden die Alcalden, Regidores und Syndici die Behörde (ayuntamento), welche jährlich neu erwählt werden. Die Justiz wird in erster Instanz von den Alcalden, der zugleich den Vorsitz in den Friedensgerichten führt, in zweiter und dritter von den Provinzialgerichtshöfen (audienzias)

verwaltet und außerdem besteht in der Hauptstadt ein oberstes Justiztribunal als höchste Behörde. Alle Spanier sind vor dem Gesetze gleich; nur die Geistlichkeit und das Militair haben besondere Vorrechte (vergl. „Die spanische Constitution von 1812", Leipz. 1836). — In wie weit diese Verfassung bestehen wird, muß die Folge lehren, zumal da in ihr selbst das Recht zeitgemäßer Veränderung ausgesprochen ist; wir erwähnen daher nur kurz das bisher Bestandene. Der Hofstaat war bisher sehr groß und das Ceremoniel sehr abgemessen und steif, zum Theil morgenländisch; zur Zierde des Hofes dienten 16 Ritterorden und Ehrenzeichen: der Orden des goldenen Vließes (gestiftet 1429); der Marien-Louisenorden (1792); der Karlsorden (gestiftet von Karl III. 1771); der Orden des heiligen Ferdinand (von Ferdinand VII. 1815 gestiftet); der Marienorden von 1816; der amerikanische Isabellenorden von 1815; die geistlichen Orden von Calatrava (1158), Alcantara (seit 1177), San Jago (1170), Montesa (seit 1319); der Orden der Treue (seit dem 23. Aug. 1814); das Ehrenzeichen von Saragossa (seit 1814); die Ehrenmedaille für Soldaten, die sich aus der französischen Gefangenschaft befreiten; der Orden von Ciudad Rodrigo (seit 1815); der 1814 gestiftete Orden für Alle, welche wegen Anhänglichkeit an den König 1808 ihre Freiheit verloren; der Marien-Louisen-Isabellenorden (seit dem 20. Juni 1833). Die herrschende Religion Spaniens ist die römisch-katholische und die Ausübung jeder anderen ist dem Spanier streng verboten (was auch in der Constitution von 1812 festgesetzt ist). Der Klerus bestand aus 8 Erzbischöfen, 51 Bischöfen, einer Seculargeistlichkeit von 44000 und einer großen Zahl von Mönchen und Nonnen. Zu religiösen Zwecken waren überhaupt 28249 Gebäude bestimmt und die Summe aller Kircheneinkünfte 300 Mill. Francs. Das Staatseinkommen reicht jetzt kaum zu den Zinsen hin; nach einer der neuesten Angaben soll die jährliche Gesammteinnahme 480 Mill. Realen betragen. Das Ausgabenbudget von 1831 war aber auf beinahe 600 Mill. Realen (75 Mill. Gulden) festgesetzt. Die Gesammtschuld soll sich auf 15000 Mill. Realen belaufen und wird mit 400 Mill. Realen verzinst. Die Landmacht, einst so ausgezeichnet, besteht jetzt nur mit Cavallerie, Artillerie und Garden aus 59300 Mann und außer diesen noch 34000 Milizen und 1800 Mann Veteranen; die Marine, ganz von ihrer vorigen Höhe herabgesunken, nur noch aus 25 Segeln, worunter 3 Linienschiffe, 4 Fregatten und 18 kleineren Fahrzeuge, welche in den 3 Kriegshäfen Ferrol, Cadiz und Cartagena stationiren. Unter den 615 Seeofficieren sind viele alte Dienstunfähige. S. hat sehr viele und bedeutende Festungen, durch welche seine natürliche Festigkeit noch mehr erhöht wird: 1) am biscayischen Meere und in Galicien: Fuentarabia, San Sebastian, Santaña, Santander, Castel von Gijon, Ribadeo, Ferrol, Coruña, Vigo, Toro; 2) an der portugiesischen Grenze: Tuy, Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Olivenza, Agamonte; 3) in Andalusien und am Mittelmeere: Cadiz, Tarifa, San Roque, Castel von Ronda, Marbella, Fuengirola, Malaga, Velez-Malaga, Almeria, Cartagena, Castel von Orihuela, Alicante, Denia, San Felipe, Castel von Valencia, Murviedro, Oropesa, Penniscola, Tortosa, Barcelona, Mongat, Medas, Rosas; 4) in Catalonien und Navarra: Figueras, Campredon, Urgel, Venasque, Jaca, Pampelona, Gerona, Hostalrich, Balagner, Lerida, Tarragona, Flix, Mequienza und Saragossa. Das Innere Spaniens bietet schon von Natur durch die oft unübersteiglichen Gebirge, Schluchten, Thäler und Abgründe eine vortreffliche Vertheidigung dar. Zu den vornehmsten Punkten sind besonders zu zählen: a) die Ebrolinie, gedeckt durch die Pässe des cantabrischen Gebirges und durch die Festung Tortosa (Saragossa hält die Mitte dieser Linie); b) das Thal des Duero; c) das Thal des Tajo; d) das Thal des Guadiana und e) der Guadalquivir. Militairbildungsanstalten sind: die Ingenieurschulen in Madrid, Barcelona, Zamora; die Artillerieschulen in Segovia und Talavera de la Reyne; Cadettenschulen

in Valencia, Alicante und Cadiz; Seecadetten- und Pilotenschulen in Ferrol, Cadiz, Plasencia und Cartagena. In militairischer Hinsicht ist das Königreich in 13 große Generalcapitainerien und 5 Commandos eingetheilt. Die Generalcapitainerien sind: Neucastilien, Altcastilien, Aragonien, Catalonien, Valencia, Mallorca, Navarra, Guipuzcoa, Andalusien, Granada, Galicien, Estremadura und Asturien; die 5 Commandos: Mahon, Iviça, Campo de Gibraltar, Ceuta und die Canarien. Diese Generalgouvernements begreifen in ihren Bezirken 83 untergeordnete Gouvernements. In gerichtlicher Hinsicht ist S. in 12 Gerichtshöfe oder Obertribunale eingetheilt, deren Titel sind: königliche Canzlei von Valencia, welche auch in letzter Instanz in Civil- und Criminalsachen entscheidet; königliche Canzlei von Granada; königlicher Rath von Navarra, der seinen Sitz zu Pampelona hat, und die königlichen Audienzien von Galicien (zu Sanjago), Asturien (zu Oviedo), der canarischen Inseln (zu las Palmas), von Estremadura (zu Caceres), Aragonien (zu Saragossa), Valencia (zu Valencia), Catalonien (zu Barcelona) und Mallorca (zu Palma). Die Bezirke dieser 12 königlichen Gerichtshöfe begreifen 165 Corregidorias oder Sitze eines Corregidor. In neuerer Zeit hat man S. in 30 Provinzen getheilt; die alte Eintheilung in Königreiche ꝛc. ist aber durchaus historisch und daher zur Kenntniß der Geschichte des Landes nothwendig, weßhalb wir sie hier beibehalten. Sie waren später unter 2 Kronen vereinigt, wovon A. die Krone Castilien zerfällt in: I. Neucastilien mit 1450 □ M. und 1800000 Einw. in 5 Provinzen: 1) Madrid mit der Hauptstadt gleiches Namens (s. d. Art.). 2) Toledo (380000 Einw.) mit der Hauptstadt gl. N. (25000 Einw.), ehemalige Hauptstadt der Gothen, dann der Mauren; Aranjuez, mit einem königlichen Lustschlosse; Alcala de Henares (s. d. Art.) (5000 Einw.); Talavera de la Reyna (8000 Einw.), Sieg der Engländer und Spanier über die Franzosen 1809, 28. Juli; Ocaña (s. d. Art.) (12000 E.), Mineralquellen; Alcazar, große Pulverfabrik. 3) Guadalajara mit 240000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (14000 Einw.), prachtvolle Gruft der Herzöge von Infantado; Siguenza mit 4000 Einw. und Tuchmanufactur; Jadraque (2000 Einw.), Schloß; Colmenar viejo (4000 Einw.), in der Nähe Steinbrüche. 4) Mancha (spr. Mantscha) mit 420000 Einw., Hauptstadt Ciudad réal (9000 Einw.); Almaden (10000 Einw.), mit berühmten Quecksilbergruben; Almagro (8000 Einw.), Spitzenbereitung und Eselmärkte; Valde peñas (8000 Einw.), berühmter Wein; Villa nueva de los Infantes (6400 Einw.); Alcaraz (3300 Einw.), Galmeigruben im Gebirge. 5) Cuenca mit 350000 Einw., Hauptstadt gl. N. (6000 Einw.), Bischof, merkwürdige Brücke; Huete (2500 Einw.); San Clemente (4000 Einw.); Molina (4500 Einw.), Eisenhammer; Sacedon und Solan de Cabras, berühmte Bäder; Requéna (7000 Einw.), Seidenweberei. — II. Altcastilien mit 837 □ M. und 1170000 Einw. in 4 Provinzen: 1) Burgos mit 620000 Einw., Hauptstadt gl. N. (12000 E.), Erzbischof, Triumphbögen des berühmten Ferdinand Gonzalez, starker Wollhandel; Santander (19000 Einw.), bedeutender Handel mit Wolle und Wein, Eisenhämmer; Espinosa (2000 Einw.), Sieg der Franzosen 1808, 12. Nov.; Logrono (7000 Einw.), wichtige Gerbereien. 2) Soria mit 290000 Einw., Hauptstadt gl. N. (6000 Einw.), Bischof, Spuren des alten Numantia; Calahorra (7000 Einw.), Erzbischof; Osma (4000 Einw.); Almazan und Medina Celi, Städtchen. 3) Segovia mit 155000 Einw., mit der Hauptstadt gl. N. (13000 E.), Bischof, römische Wasserleitung von 159 zum Theil dreifachen Bogen, 3000 Schritte lang und 102 Fuß hoch; San Ildefonso (5000 Einw.), Schloß; Escurial (s. d. Art.) (2000 Einw.); Cuellar, in der Nähe starker Bergbau. 4) Avila mit 120000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (12000 Einw.), Bischofssitz. — III. Königreich Leon mit 940 □ M. und 1200000 Einw. in

6 Provinzen: 1) Leon mit 330000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (9000 E.), Bischof und Dom, enthaltend die Gräber von 37 Königen; Astorga (4000 Einw.), Bischof; Sahagun (4500 Einw.), Benedictinerkloster. 2) Pallencia mit 330000 Einw. und der Hauptstadt gl. N., Bischof; Saldana (4500 Einw.). 3) Toro mit der Stadt gl. N. (8000 Einw.), Schlacht 1476. 4) Valladolid mit 215000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (30000 Einw.); Medina del Rio secco und Medina del Campo, erstere hat 8000 Einw., Messen, Sieg der Franzosen 1808, 14. Juli; letztere 2500 Einw. und Messen; Simancas, mit dem Hauptarchive von Castilien und Weinbau; Tudela (2000 Einw.), Schlacht 1808, 22. Nov.; Penafiel (4000 Einw.); Tordesillas (4000 Einw.). 5) Zamora mit 170000 Einw., Hauptstadt gl. N. (9000 Einw.), Bischof; Fermoselle (3000 Einw.), Grenzort gegen Portugal. 6) Salamanca mit 260000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (13000 Einw.), Bischof, alte römische Brücke von 27 Bogen, Wellington's Sieg 1812, 22. Juli; Bejar (5000 Einw.), Mineralquellen und Tuchfabriken; Alba; Ciudad Rodrigo (11000 Einw.), Bischof, Wellington's Sieg 1808. — IV. Fürstenthum Asturien mit 137 □ M. und 460000 Einw., Hauptstadt Oviedo (7000 Einw.), Sitz des Generalcapitains und des Bischofs, Steinölbereitung aus Steinkohlen; Gijon (3000 Einw.), Hafen, Cyderbrauerei, in der Nähe Gagatschleifereien; Trubia, große Kanonengießerei; Aviles (3500 Einw.), Kupferfabriken. — V. Königreich Galicien mit 750 □ M. und 2 Mill. Einw., Hauptstadt San Jago di Compostella (28000 Einw.), Erzbischof, Universität, berühmte Wallfahrt zum Grabe des Apostels Jakobus, Handel; Coruña (s. d. Art.); Ferrol (20000 Einw.), Seearsenal, Schiffswerften; Orense (2000 Einw.), Bischof, warme Quellen; Vigo (8000 Einw.); Tuy (4000 Einw.), Orangenbau; Luga (5000 Einw.), Bischof, warme Bäder; Mondonedo (5000 Einw.), Bischof; Ribadeo (2000 Einw.). — VI. Landschaft Estremadura mit 675 □ M. und 750000 Einw., Hauptstadt Badajoz (s. d. Art.); Plasencia (5000 Einw.), Bischof, Wasserleitung von 80 Bogen; Olivenza (5500 Einw.), Weinbau und Handel; Coria (7000 E.), Bischof, Wein- und Orangenbau; Merida (6000 Einw.), römische Ruinen; Zafra (10500 Einw.), Ledergerberei; Alcantara (3000 Einw.), eine 679 Fuß lange und 200 Fuß hohe Brücke; Truxillo (4000 Einw.); Medellin; Llerena (7000 Einw.), Seiden- und Tuchweberei; Guadalcanal, Silbergruben, in welchen 1803 Platina entdeckt wurde; Caceres (8000 Einw.), wichtige Gerbereien. — VII. Königreich Andalusien mit 830 □ M. und 1700000 Einw. in 4 Provinzen: 1) Sevilla mit 980000 Einw. und der Hauptstadt gl. N. (s. d. Art.); Xerez de la Frontera (34000 Einw.), wichtiger Wein- und Ölbau, Sieg der Araber 711; Huelva (7000 Einw.); Ayamonte (6000 Einw.); Palos; Cadiz (s. d. Art.); Puerto de Santa Maria (16000 Einw.); Rota (6000 Einw.), Weinbau; Puerto Real, bedeutende Salzsiedereien; San Lucas de Barrameda (17000 Einw.), Weinbau und Weinhandel, Hafen mit Molo; Gibraltar (s. d. Art.); Ecija (12000 Einw.); Ossuna (15000 Einw.); Niebla (9000 Einw.); Utrera (9000 Einw.); Arcos de la Frontera (12000 Einw.); Medina Sidonia (5000 Einw.); Conil, Thunfischfang, Schwefel. 2) Cordova mit 410000 Einw., Hauptstadt gl. N. (20000 Einw., ehemals 200000), Seidenfabriken, etwas Handel, Corduan; Priego (5000 Einw.); Lucena (12000 Einw.); Montilla und Cabra (6000 Einw.); Bujalance (9000 Einw.), starker Ölbau. 3) Jaen mit 310000 Einw., Hauptstadt gl. N. (20—30000 Einw.), Bischof; Andujar (10000 Einw.), Seidenhandel und Thonkrüge; Ubeda (16000 Einw.) und Baeza (15000 Einw.); Martos (14000 Einw.), römische Alterthümer. 4) Sierra Morena mit den Städten Carolina, Carlotta und Luisiana und 10000 Einw., vom Minister Olavides 1767 gegründet, Seidenbau und

Webereien. — VIII. Königreich Granada oder Oberandalusien mit 452 □ M. und 1230000 Einw. in 2 Provinzen: 1) Granada, Hauptstadt gl. N. (80000 Einw.), Salpeter- und Pulverfabrik; Ronda (18000 Einw.), auf 2 Felsen erbauet und durch eine kühne Brücke verbunden; Almeria (7000 E.), Hafen, Bischof, Seesalz-, Salpeter- und Sodasiedereien. 2) Malaga, Hauptstadt gl. N. (50000 Einw.), starker Wein-, Öl- und Seidenbau, 7000 Weinberge, auch Baumwolle ꝛc.; Velez-Malaga, Handelsstadt (16000 Einw.); Alhama, Salz und warme Bäder; Antequera (14000 Einw.), Handel mit Orseille; Lora (14000 Einw.), wichtige Indiennefabriken. — IX. Königreich Murcia mit 370 □ M. und 500000 Einw. in 2 Intendanzen: 1) Murcia, Hauptstadt gl. N. (35000 Einw.), Bischof und wichtige Seidenwebereien; Villena (9000 Einw.), Messe; Albaceite, Messe; Almansa (4500 Einw.), Schlacht 1707; Lorca (20000 Einw.), Salpeter- und Sodabereitung, Kupfer- und Bleigruben; Chinchilla (10000 Einw.). 2) Cartagena, Hauptstadt gl. N. (30000 Einw.), Bischof. — B. Zu Aragonien gehören I. das eigentliche Königreich Aragonien mit 700 □ M. und 850000 Einw., Hauptstadt Saragossa (s. d. Art.); Daroca (3000 Einw.); Teruel (10000 Einw.), Bischof; Calatayud (9000 Einw.), Hanfbau; Taragona (4500 Einw.), Bischof, Tuchfabrik; Alcaniz, Alaunwerke; Villa Feliche (4500 Einw.), große Pulverfabrik mit 70 Mühlen; Huesca (8000 Einw.), Bischof; Albarracin, berühmte Wolle, Eisengruben; Gistain, Eisen-, Kupfer-, Blei- und Kobaltgruben; Barbastro (6000 Einw.), Bischof, Gerberei. — II. Fürstenthum Catalonien mit 565 □ M. und 1250000 Einw., Hauptstadt Barcelona (140000 Einw.), wichtige Fabriken und Manufacturen, Seehandel; Reus (30000 Einw.), wichtige Seiden- und Baumwollenweberei, Handel mit Wein ꝛc.; Tarragona (8000 E.), Erzbischof, 3 Meilen lange Wasserleitung, Hafen, Fabriken und Handel; Tortosa (11000 Einw.), Handel; Mataro (25000 Einw.), Hafen und Fabriken; Cordona, mit Castell und einem 500 F. hohen Steinsalzfelsen; Montserrat (s. d. Art.); Solsona (3000 Einw.), Bischof, Baumwoll- und Stahlfabriken; Andorra, ein Pyrenäenthal, 9 □ M. mit 14000 Einw. in 6 Gemeinden vertheilt, Viehzucht und Ackerbau. — III. Königreich Valencia mit 362 □ M. und 1160000 Einw., Hauptstadt gl. N. (66000 Einw.), Erzbischof, wichtige Papier-, Seifen- und Seidenfabriken; Alicante (25000 Einw.), Weinbau; San Felipe (14000 Einw.); Ontiniente (12000 Einw.), Obstbau; Castello de la Plana (15000 Einw.); Orihuela (26000 Einw.), Garten Spaniens genannt; Alcoy (18000 Einw.), große Papierfabriken; Alcira (10000 Einw.); Elche (spr. Eltsche) (18000 Einw.). — IV. Königreich Mallorca, welches begreift: a) die balearischen Inseln, Majorca oder Mallorca mit 63 □ M. und 140000 Einw. und der Hauptstadt Palma (26000 Einw.), Hafen, und Minorca mit 15 □ M. und 30000 Einw., Hauptstadt Port Mahon (16000 Einw.) mit einem Hafen und Fort, Austernfischerei und die Festung Ciudadella. b) Die pithyusischen Inseln, Iviza mit 9 □ M. und 20000 Einw., Hauptstadt gl. N. (3500 Einw.), und Formentera mit 2 □ M. und 2000 Einw. Zur aragonischen Monarchie gehören auch die bisher viele Freiheiten genießenden 4 Provinzen: Navarra mit 120 □ M. und 300000 Einw., Hauptstadt Pampelona (14000 Einw.), Sitz des Vicekönigs und Bischofs; Tudela (8000 Einw.); Valdiera, Steinsalzbergwerke; und die 3 baskischen Provinzen mit 140 □ M. und 380000 Einw.: a) Biscaya mit 150000 Einw., Hauptstadt Bilbao (15000 Einw.); Sarromastro, reichste Eisengruben. b) Guipuzcoa mit 145000 E., Hauptstadt San Sebastian (13000 Einw.), Seehandel; Mondragone, Eisengruben; Amazqueta, Kupfergruben; Salinas, Salzwerke; Vergara (4000 E.), Bergwerksschule. c) Alava mit 85000 Einw., Hauptstadt Vittoria (7000 E.),

Fabriken, Handel, Wellington's Sieg 1813, 21. Juni. — Die außereuropäischen Besitzungen Spaniens sind noch: 1) in Amerika: die Inseln Cuba, Puerto Rico und die Jungferninseln mit 2500 □ M. und 950000 Einw.; 2) in Asien die manilischen oder philippinischen, Carolinen-, Babuya-, Baschein-seln und ein Antheil an Magindanao (etwa 1 oder 2 Mill. Einw.; 3) in Afrika die 3 Presidios, die canarischen Inseln, die Inseln Annabon und Prinzeninsel mit 160 □ M. und 200000 Einw.; 4) in Australien die Marianen. Zusammen 5137 □ M. und 3¼ Mill. Einwohner. — (Geschichte). Obgleich sich über die ältesten Bewohner Spaniens, welches von den Griechen Iberia, von den Römern aber Hesperia und später Hispania genannt und mit Einschluß Portugals in die tarraconensische, bätische und lusitanische Provinz eingetheilt wurde, nichts Sicheres mehr bestimmen läßt, so waren doch höchst wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes celtisch-iberischen Stammes, zu denen sich ungefähr 1000 Jahre v. Chr. die Phönicier gesellten, welche Gadir (Gades, Cadix) erbauten, ihre Künste, Sprache und Götter in das Land brachten und sich längs des mittelländischen Meeres bis in die Gegenden des heutigen Granada, Murcia und Valencia ausbreiteten, ja selbst bis an die Pyrenäen vordrangen und durch die daselbst gemachte reiche Ausbeute an edlen Metallen den Neid der Griechen des Archipels erregten, welche nun ebenfalls mehrere Städte in Spanien gründeten. Von der Nähe des schönen Landes angelockt siedelten sich hierauf die Carthager daselbst an, welche zwar im ersten punischen Kriege (264—242) genöthigt wurden, ihre bedeutenden Niederlassungen in der Provinz Bätica zu verlassen; allein im Jahre 237 v. Chr. eroberte ihr Feldherr Hamilcar Barkas nicht nur die verlorenen Besitzungen wieder, sondern dehnte auch die Herrschaft seines Volkes bis zu der nach ihm benannten Stadt Barcelona aus und sein Schwiegersohn Hasdrubal, welcher an der südlichen Küste Neucarthago (Cartagena) gründete, erweiterte das Gebiet der Carthager noch mehr. Von seiner Macht gedrängt baten die Bewohner griechischer Abkunft in den Städten Sagunt und Ampurias um den Schutz und die Hülfe der Römer; allein diese vermochten nicht durch Verzögerung ihres Beistandes Sagunt vor gänzlichem, obwohl heldenmüthigem Untergange (219 v. Chr.), den Hannibal's standhafte Belagerung herbeiführte, zu retten. Erst nach seinem Abgange zum Feldzuge in Italien, wohin eine große Anzahl spanischer Hülfstruppen folgten, erschien ein römisches Heer unter Cnejus Scipio in S., schränkte die Carthager auf den Besitz von Cartagena ein, schlug Hannibal's Bruder, Hasdrubal, an den Ufern des Ebro und wurde zwar kurz darauf in seinen Eroberungen durch die Numidier wieder mehr zurückgedrängt, allein der tapfere und menschenfreundliche Publius Cornelius Scipio vollendete bald nachher die Unterjochung des Landes (210—206), welches nun von römischen Prätoren verwaltet wurde. Der harte Druck und die grenzenlose Willkühr derselben erregten jedoch mehrmals drohende Empörungen, die sich unter Galba, Lucullus und Vitellius fast über das ganze S. verbreiteten und besonders unter dem Lusitanier Viriathus den römischen Heeren verderblich wurden (160 v. Chr.), bis nach 40jährigem Kampfe den Lusitaniern im Frieden die bis dahin inne gehabten Ländereien auch ferner zugesichert wurden. Unterdeß hatte sich die feste Stadt Numantia gegen die Römer empört; sie wurde jedoch nach Vernichtung von drei römischen Heeren vor ihren Mauern von Scipio Ämilianus durch Hunger zur Übergabe gezwungen (132 v. Chr.) und nun bewirkte die schreckensvolle Nachricht ihres Falles die schnelle Unterwerfung von fast allen Provinzen bis auf die rauhen und armen Gebirgsgegenden des Nordens, welche sich einen Schein von Freiheit bewahrten. Nachdem hierauf ein 40jähriger Friede dem erschöpften Lande einige Ruhe gewährt hatte, benutzte der aus Rom verbannte Sertorius die innere Zwietracht dieses Staates während der Bürgerkriege des Marius und Sulla (84 v. Chr.), rief die Spanier zur Freiheit und gab ihnen eine der römischen ähn-

liche Verfassung; jedoch blieb das begonnene Werk nach seiner kurz darauf erfolgten Ermordung (73 v. Chr.) unvollendet und S. kehrte in den frühern Zustand zurück, bis Julius Cäsar, gelockt durch die unermeßlichen Hülfsquellen des Landes, die Ruhe desselben aufs Neue erschütterte. Er wurde zwar anfangs von den Unterfeldherren seines Nebenbuhlers, Cnejus Pompejus, bei Merida geschlagen, erfocht aber endlich, durch die Bewohner Aragoniens und Cataloniens kräftig unterstützt, über sie so wie später über die Söhne des Pompejus selbst einen vollständigen Sieg. Nachdem alsdann S. während des zweiten Triumvirats auf kurze Zeit dem Lepidus anheimgefallen war, vereinigte es Augustus als Alleinherrscher mit seinem Reiche; jedoch kostete ihm die Unterwerfung von Cantabrien, Asturien und Galicien noch einen 3jährigen Krieg. Kurz darauf empörten sich zwar die Cantabrier aufs Neue; allein nachdem sie im Kampfe gegen den römischen Feldherrn Agrippa ihre letzten Kräfte erschöpft hatten, wurde S. gänzlich unterworfen und in eine römische Provinz verwandelt (25 v. Chr.). Es genoß nun unter Augustus' milder Regierung eines langen Friedens, fühlte sich für den Verlust der Freiheit durch die Bekanntschaft mit römischen Künsten, Sprache, Sitten und Gottesdienst einigermaßen entschädigt und blieb 4 Jahrhunderte mit dem Reiche der Römer auf das Engste verbunden, bis sich endlich zu Anfange des V. unter den Europa damals durchziehenden Völkern ein Theil der Gothen nach S. wandte, wo sich ihr König, Arnulph, Cataloniens bemächtigte, dessen Nachfolger, Wallia, in Verbindung mit den Römern die in S. gleichfalls eingedrungenen Vandalen und Sueven bekämpfte und zur Belohnung dafür vom weströmischen Kaiser Honorius (419) Aquitanien erhielt. Nach seinem Tode erhoben sich zwar die Vandalen wieder, drängten die Sueven in die Gebirge von Asturien zurück, nahmen im Süden Cartagena und Sevilla in Besitz und nannten die dortige Provinz nach sich Vandalusien (Andalusien); allein sie verließen bald darauf S. für immer und gründeten ein eigenes Reich (428) unter Genserich in Nordafrika. Im Jahre 456 unternahm Theodorich II., König der Westgothen, einen Zug über die Pyrenäen, vernichtete in der Schlacht bei Astorga das Heer der Sueven, deren Überreste sich nun in die Gebirge von Galicien retteten und von dort aus sich selbst dem großen Könige der Westgothen, Eurich, widersetzten, bis Leowigild, einer seiner Nachfolger, ihrem in Galicien gegründeten Reiche ein Ende machte (585). Nachdem sich Eurich (471) der ganzen Halbinsel, aus der er die Römer für immer vertrieb, bemächtigt und seine Besitzungen bis Marseille ausgedehnt hatte, machte er sich um sein Reich besonders durch Aufstellung einer zum Theil noch jetzt geltenden Sammlung gothischer Gesetze (fuero-juzgo) verdient. Doch wurde die bis dahin bestandene Verfassung des gothischen Staates als eines Erbreiches seit der Verdrängung der Dynastie Amalrich's durch Chlodowig, König der Franken, zum großen Nachtheile des Volkes in ein Wahlreich verwandelt; denn das Heer erhob von nun an meist beliebte Krieger auf den Thron, welche die volksthümlichen Gesetze rücksichtslos übertraten und die ihnen anvertraute Gewalt durch beispiellose Schandthaten mißbrauchten. Überhaupt bietet der ganze Zeitraum der westgothischen Monarchie in S. blos ein Gemälde fortdauernder Tyrannei und Anarchie dar; die meisten Könige fanden den Weg zu und von dem Throne durch Meuchelmord; ihre Regierung war nur von kurzer Dauer und das Volk suchte öfters, obwohl vergeblich, ihre tyrannische Gewalt einzuschränken und neue Eingriffe in seine Rechte zu verhindern. Auch das Christenthum, welches unter der Form des Arianismus zu gleicher Zeit mit den Gothen Eingang in S. gefunden hatte, trug wenig zur sittlichen Veredlung der Herrscher und des Volkes bei, sondern lieh vielmehr fortwährenden Stoff zu Streitigkeiten und Parteiungen theils der Gothen unter sich, theils mit den benachbarten, dem Katholicismus eifrig ergebenen Franken. Die Bischöfe, in denen das Volk die Stellvertreter der göttlichen Macht auf Erden sah, herrschten mit unumschränkter Macht,

diesen selbst weltliche Angelegenheiten vor ihren Richterstuhl und ihre Entscheidungen galten auch in Civilsachen als Gesetze, während sie die ihnen untergebenen Geistlichen wie Vasallen, ja fast wie Leibeigene behandelten. Wahrscheinlich auf ihren Betrieb begann König Sizebut die erste Verfolgung der Juden, von denen unter Hadrian 5000 Familien in Spanien eingewandert waren, sich seitdem ungemein vermehrt und unermeßliche Reichthümer, die vorzüglichste Quelle ihrer Verfolgung, erworben hatten. Diejenigen, welche die Taufe anzunehmen sich weigerten, fanden unter tausend Qualen ihren Tod und ihr Vermögen fiel dem Könige und den Bischöfen anheim; mehr als 10000 aber begnügten sich mit Beobachtung einiger äußerlich christlicher Formen. Allein bald darauf vertauschten die bisher arianisch gesinnten Gothen selbst unter Reccared I. ihren Glauben mit dem Katholicismus (586) und die gothische Sprache mußte der verdorbenen römischen, als der im Volke tiefgewurzelten Mundart weichen. Bald ward nun die Staatsverfassung der Gothen als eines Wahlreichs auch die Ursache von der gänzlichen Vernichtung ihrer Herrschaft in S.; denn die bei der Königswahl übergangene Familie Alarich's rief aus Rache die an der Nordküste von Afrika herrschenden Araber (Mauren) in das Land (711), welche unter Tarik den König der Gothen Roderich in der siebentägigen Schlacht bei Xeres de la Frontera (vom 19. bis 20. Juli 711) in Andalusien schlugen und sich in Zeit von fünf Jahren unter Abuzara, Tarik und Musa ganz S. mit Ausnahme der Gebirgsgegenden von Asturien, Cantabrien und Navarra, wo ein gothischer Prinz, Pelagius, zum Könige ausgerufen ward und sich gegen alle Angriffe der Araber behauptete und von wo aus er den Arabern ein unversöhnlicher Feind blieb, unterwarfen. Musa's Sohn, Abdulasis, blieb als Statthalter des Chalifen von Bagdad in S. zurück und heirathete die Wittwe des in der Schlacht bei Xeres gefallenen Königs Roderich. Die Mauren versuchten zwar unter Abdorrahman ihre Herrschaft auch über Frankreich auszubreiten, aber der Versuch scheiterte in der Schlacht bei Tours (732) an der tapfern Faust des Herzogs der Franken, Karl Martell; doch errichtete bald darauf ein im Morgenlande von den neuen abbassidischen Chalifen geächteter und nach S. geflohener Sprößling der Ommijaden das neue ommijadische Chalifat von Cordova, dessen Thron er als Abdorrahman I. bestieg (755). Unter ihm gewann das Land bald wieder eine blühendere Gestalt. Denn die vor ihm regierenden und von dem Chalifen des Orients sich öfters losreißenden Statthalter erlaubten sich, in der Ungewißheit sich behaupten zu können, zahllose Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, schmeichelten den Hauptstützen ihrer Partei auf Kosten des Volkes und führten, unter sich selbst uneinig und gegenseitig eifersüchtig, verheerende Fehden, welche die asturischen Fürsten schlau zu nähren und zu ihrem Vortheile zu benutzen wußten, so daß die Felder unbebaut lagen, der Handel stockte, die Werkstätten der Handwerker und Künstler verschlossen waren und die Häfen verödet lagen. Unter Abdorrahman dagegen, welcher den Christen die freie Ausübung ihrer Religion gestattete, viele derselben durch Wohlthätigkeit und Milde für den Islam gewann und die Ehen zwischen Muhammedanern und Christen beförderte, stiegen Ackerbau, Handel und Gewerbfleiß bald zu der höchsten Blüthe; der lebhafteste Verkehr mit den Griechen führte die Flotten von Byzanz in die spanischen Häfen und verschaffte den Landeserzeugnissen reichlichen Absatz, so daß die hierdurch herbeigeführte Verfeinerung der Sitten, ritterlicher Anstand und feine Galanterie bald die Zierde des maurischen Hofes wurde, den Abdorrahman II. zum Sitze der Künste, Wissenschaften und Lebensfreuden erhob. Das Chalifat erreichte unter Abdorrahman III. und seinem Sohne Hakem II. (gest. 976) den höchsten Gipfel seiner Macht und Blüthe, verfiel aber nach der Absetzung Hakem's III. wieder, indem sich einzelne Statthalter unabhängig machten und zu Saragossa, Toledo, Valencia und Sevilla eigne Kö-

nigreiche errichteten, wo mauriſche Sprache und Sitten faſt allgemein herrſchend wurden, obgleich die Chriſten ihre Sprache, Geſetze und Obrigkeiten, nebſt freier Religionsübung behielten. — Unterdeß hatte ſich das kleine chriſtliche Reich in Aſturien, anfangs (712) auf die Grenzen von Oviedo beſchränkt, in weniger als einem Jahrhunderte, beſonders durch das raſtloſe Streben des Königs Alphons des Katholiſchen (757) und Alphons II. über Galicien und Leon ausgebreitet. In derſelben Zeit drang Karl der Große bis an den Ebro vor (Marca Hispanica) und in Navarra trat mit Garcias Ximenes der erſte ſelbſtſtändige König (ſtarb 880) auf, während gegen das Ende des IX. Jahrh. die räuberiſchen Einfälle der Normänner in das nördliche und ſüdliche Spanien tapfer zurückgeſchlagen wurden. Aber auch die Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten dauerten mit weniger Unterbrechung fort. Im Anfange des X. Jahrh. führten erſtere mit den Königen von Aſturien und Leon blutige Kriege, überſchwemmten Navarra, brachten den Chriſten bei Val de la Jonquera eine empfindliche Niederlage bei, rückten bis unter die Mauern von Toulouſe vor, zogen ſich aber, als der kühne König Ordogno II. von Leon in ihrem Rücken auf einem verheerenden Streifzuge Cordova ſelbſt bedrohte, eiligſt zurück, wurden von den Navarreſen geſchlagen und ihrer reichen Beute beraubt. Einige Jahre ſpäter ſchlug zwar König Ramiro von Galicien im Vereine mit den Grafen von Caſtilien und dem Könige von Navarra Abdorrahman III. bei Simancas (6. Aug. 938), aber gegen das Ende dieſes Jahrhunderts wurden faſt alle kleinen chriſtlichen Fürſtenthümer durch den berühmten Feldherrn Heſcham's II., den gewaltigen Muhammed Almanſur, den furchtbarſten und verderblichſten Feind, den die Chriſten je gehabt haben, vernichtet. Er überzog in faſt ununterbrochenen Feldzügen bald Caſtilien, bald Leon und Aſturien und ließ von der verheerten Hauptſtadt des letztern nur einen Thurm als bleibendes Denkmal ihres ehemaligen Daſeins unverſehrt, bis die Herrſcher von Leon, Caſtilien und Navarra, durch die allgemeine Gefahr gezwungen, ein Bündniß ſchloſſen und ihren furchtbaren Gegner in einer mörderiſchen Schlacht bei Medina-Celi vernichteten. Dreißig Jahre ſpäter nahmen die Grafen von Caſtilien, welche ſich kurz zuvor von der Lehnsherrſchaft des Königreichs Leon frei gemacht hatten, mit Ferdinand I., einem Sohne des Königs von Navarra, den Titel als Könige von Caſtilien an (1035). Dieſer vereinigte nach einem glücklichen Kriege die Königreiche von Leon und Aſturien mit ſeinem Staate, ſorgte für beſſere Geſetzgebung und theilte bei ſeinem Tode ſein Reich, welches der ritterliche Don Rodrigo Diaz de Vivar, genannt der Cid, heldenmüthig gegen die Mauren vertheidigt hatte, unter ſeine drei Söhne. Allein ſein Sohn und Nachfolger, Sanchez der Starke, riß, von Cid kräftig unterſtützt, nicht nur das Königreich Leon wieder an ſich, ſondern beraubte auch nach und nach ſeine Brüder und Schweſtern ihrer übrigen Beſitzungen, fand aber zuletzt bei Belagerung der ſeiner Schweſter gehörigen Feſtung Zamora ſeinen Tod. Hierauf beſtieg ſein von ihm vertriebener Bruder Alphons VI. den ihm geraubten Thron von Leon wieder, riß die ſeinem Bruder Garcias gehörige Krone von Galicien gleichfalls an ſich und machte nach einer fünfjährigen mörderiſchen Fehde dem mauriſchen Königreiche Toledo (1095) ein Ende. Allein ſeinen eignen Staat bedrohte der aus der afrikaniſchen Wüſte verdrängte und in Spanien einbrechende mauriſche Stamm der Almoraviden, welche als Gegner der bis jetzt herrſchenden Almohaden Sevilla und Murcia eroberten und bis an die Ufer des Tajo vordrangen, aber von den Chriſten bei Velezin in der Nähe von Toledo in einer mörderiſchen Schlacht überwältigt wurden, welche wegen der daſelbſt gefallenen caſtilianiſchen Edlen gewöhnlich die Schlacht der ſieben Grafen genannt wird. Nach dem Tode des ohne Erben verſtorbenen Alphons ging die Krone von Caſtilien auf das Haupt ſeiner Tochter Urraka über, welche zwar an den König von Navarra, Alphons den Kämpen, vermählt war, aber die Trennung dieſer Ehe, angeblich we-

gen zu naher Verwandtſchaft mit ihrem Gemahle bald darauf durchſetzte, worauf die ihr abgeneigten Stände ihren Sohn erſter Ehe, Alphons, auf den Thron erhoben. Nun zerrüttete ein zehnjähriger Krieg zwiſchen Mutter und Sohn Caſtilien und Leon und erſt nach dem Tode der Mutter gelangte letzterer als Alphons VIII. in den ruhigen Beſitz der ihm zugefallenen Königreiche (1126). Er unternahm einen glücklichen Streifzug gegen die Mauren, verwüſtete Andaluſien, beſtand einige Fehden mit den Königen von Portugal und Navarra und wurde von ſeinen Unterthanen mit dem Kaiſertitel beehrt. Allein ſeine Erbtheilung der Königreiche Leon und Caſtilien zwiſchen ſeine beiden Söhne hatte zuerſt den Verluſt der mauriſchen Städte, welche ſich als zinsbare Vaſallen unterworfen hatten, zur Folge und verwickelte außerdem das Land in einen Krieg mit Navarra. Theils unter der Regierung dieſes Alphons, theils kurz nachher entſtanden die ſpäter ſo berühmt gewordenen Ritterorden von Calatrava, St. Jago und Alcantara (1180). Der neue König von Caſtilien, Sanchez III., hinterließ nach einjähriger Regierung den Thron ſeinem Sohne, Alphons IX. Dieſer focht mit abwechſelndem Glücke gegen die Mauren, allein nachdem er bei Alarcon an den Ufern des Rucar eine ſchmähliche Niederlage erlitten hatte, bat er die Fürſten Europas um Hülfe und es zogen auf einem von Innocenz III. ausgeſchriebenen Kreuzzuge 80000 fränkiſche, deutſche und italieniſche Krieger, angelockt durch die Schätze der Ungläubigen, beutegierig nach S., ſie kehrten aber, da ſie der König an einer Verfolgung der Juden und an einem Treubruche gegen die Mauren hinderte, in ihren Erwartungen getäuſcht über die Pyrenäen zurück. Nun aber trat ganz S. unter die Waffen und Alphons errang, von den tapferen Schaaren der Könige von Aragonien und Navarra (Peter II. und Sanchez VIII.) unterſtützt, am 16. Juli 1212 einen glorreichen Sieg bei las Navas de Tolozo über die Mauren, von denen gegen 100000 Mann auf dem Schlachtfelde geblieben ſein ſollen. Als nach Alphons' Tode ſein Sohn Heinrich I. noch vor ſeiner Volljährigkeit ſtarb, wurde Ferdinand, der Sohn des Königs von Leon, auf den Thron berufen und beſtieg denſelben als Ferdinand III. Er drängte die ſein Reich aufs Neue bedrohenden Almoraviden zurück, eroberte Cordova, Murcia, Jaen, Sevilla, Cadix, machte ſich (1246) Granada lehns- und zinsbar und führte zuerſt das Geſetz der Untheilbarkeit des Staats und der Erſtgeburt ein. Sein Sohn, Alphons X., verbeſſerte den Kalender, ſchrieb gelehrte Abhandlungen, ergänzte die von ſeinem Vater begonnene Geſetzſammlung (las partidas) und gebot zuerſt, in allen öffentlichen Schriften die Landesſprache zu gebrauchen; allein er vermehrte die Abgaben, verſchlechterte die Münze und beging, obgleich faſt mit allen Wiſſenſchaften vertraut, doch in der Staatsverwaltung mannigfache Mißgriffe. Nachdem er vergeblich als einer der Bewerber um die deutſche Kaiſerkrone aufgetreten war, wurden die letzten Jahre ſeiner Regierung durch Empörung ſeiner mächtigſten Vaſallen, der Lara, Haro, Caſtro und Mendoza, getrübt und eine Reiſe nach Frankreich zu einer Zuſammenkunft mit Gregor X. in Beaucaire, wo er ſeine Anſprüche auf den Kaiſerthron erneuerte, brachte ihn um ſeinen eignen. Denn während ſeiner Abweſenheit überfielen die Könige von Granada und Marokko ſeine Staaten. Doch ſein zweiter Sohn, Sanchez, ein muthiger Jüngling, ſtellte ſich an die Spitze des Heeres, bemannte eine zahlreiche Flotte, befreite Jaen und das darüber entzückte Volk rief ihn zum König aus. Alphons widerſprach zwar, ward aber von ſeinen Unterthanen verlaſſen und ſtarb, vergebens die Hülfe der Könige von Marokko, Frankreich und den Papſt anrufend, 1248, während der Unruhen. Nun beſtieg Sanchez der Tapfere den Thron, den er bis zu ſeinem Tode (1295) gegen ſeinen jüngern Bruder Don Juan, obgleich dieſer von Marokko und Aragonien unterſtützt wurde, behauptete; allein derſelbe wurde ſeinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV. von vier Parteien zugleich ſtreitig gemacht und die

dadurch erregten inneren Unruhen zogen sich nach dessen frühem Tode auch durch die ersten Regierungsjahre seines noch unmündigen Sohnes Alphons XI., welcher jedoch schon früh große Festigkeit des Charakters und seltene Talente entwickelte, die Gerechtigkeit mit Strenge handhabte, die zu Räuberhorden herabgesunkenen Factionen selbst bis in die Wälder verfolgte, den Stolz der Granden demüthigte und mit Glück gegen die Mauren, die jetzt nur noch Granada und einen Theil von Valencia besaßen, focht. Außerdem schlug er den in S. gelandeten König von Marokko in zwei Schlachten, eroberte die Festung Algesiras und fand, nebst einem großen Theile seines Heeres bei der Belagerung von Gibraltar (1350) den Tod durch die Pest. Hierauf bestieg sein Sohn, Peter der Grausame, den Thron, welcher sich diesen Beinamen durch Ermordung seiner ersten Gemahlin, so wie vieler Verwandten, Granden und Bürger erwarb und so lange wüthete, bis er Thron und Leben durch den Dolch seines unächten Bruders Heinrich, Grafen von Trastamare, verlor, worauf der Graf als Heinrich IV. den Thron bestieg (1370), sich durch Freigebigkeit auszeichnete und die gegen seine Herrschaft sich erhebenden Factionen ebenso glücklich bekämpfte, wie sein Nachfolger Johann I. (1380), welcher die Engländer zur See besiegte, den König von Portugal zum Frieden nöthigte und vergeblich seine Hand nach der Krone dieses Landes ausstreckte. Ihm folgte sein minderjähriger Sohn, Heinrich III., welcher den innern Frieden erhielt, die Raubstaaten züchtigte, einen Abgesandten Tamerlans an seinem Hofe sah und 1407 starb, worauf sein Sohn Johann II., so wie dessen Nachfolger Heinrich IV. (1454), welcher Gibraltar durch Verrath einnahm, durch Günstlinge regierten. Da aber noch während Heinrich's Leben die Granden von Castilien dessen unächte Tochter, Johanna, nicht als seine Thronerbin anerkennen wollten, so boten sie die Krone seiner Schwester Isabella an, deren Vermählung mit dem Kronprinzen Ferdinand von Aragonien (1469) die erste Veranlassung zu der immerwährenden Vereinigung der beiden wichtigsten Königreiche Spaniens, Castilien und Aragonien, wurde. Bevor wir jedoch die Geschichte beider weiter verfolgen, haben wir noch einen Blick auf den Zustand Aragoniens während des verflossenen Zeitraums zu werfen. Aragonien nämlich hatte bei der Verbreitung der Mauren über S. einen Theil der verdrängten Christen aufgenommen, welche unter der Regierung von Grafen und Fürsten, anfangs bloßen Heerführern, den in Valencia herrschenden Arabern glücklich widerstanden. Nachdem die Grafen von Aragonien lange Zeit die Oberlehnsherrschaft der Könige von Navarra anerkannt hatten, nannte sich zuerst Ramiro I., als er die kleinen Königreiche Soprarka und Ribagorza mit seinen Besitzungen vereinigt hatte, König von Aragonien. Er und seine Nachfolger lagen mit den Mauren in beständigem Kampfe und erweiterten ihre Staaten im Norden und Süden sehr bedeutend. So eroberte Peter I. das Fürstenthum Huesca; Alphons I., der Schlachtengewinner, Saragossa (1115) und verlegte seine Hauptstadt dahin; Alphons II. und Peter der Katholische trugen zur Erweiterung des Reiches bei (1238); Jakob I. der Eroberer bemächtigte sich der Insel Mallorca (1220) und entriß den Arabern das Königreich Valencia; Peter III. gewann Sicilien (1282) und vertrieb die Mauren von den balearischen und pithyusischen Inseln und Alphons V. vereinigte Neapel mit seinem Reiche. Wie mächtig sich jedoch Aragonien nach Außen verbreitete, so bietet die Betrachtung seines innern Zustandes während jener Zeit nur bürgerliche Unruhen und Complotte, Kämpfe zwischen Granden und Königthum, Belastung des Volkes durch Abgaben, Ermüdung des durch seine Privilegien nicht hinlänglich geschützten Volkes und Erweiterung der königlichen Macht dar. Erfreulich ist jedoch, daß sich bei solchen Umständen in Aragonien dennoch zuerst unter allen christlichen Staaten schon vor der Mitte des XII. Jahrh. der dritte Stand zu einer rechtlichen Stellung emporhob, während ein

Oberrichter, Juſtizia genannt, die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige und den Ständen oder dieſer unter ſich ſchlichtete. Nach Aragoniens Vereinigung mit Caſtilien gewannen jedoch beide Länder eine ganz andere Geſtalt. Ferdinand, Iſabella und der große Ximenes, ihr Staatsminiſter, ſtrebten 43 Jahre lang mit gleicher Kraft die ihnen unterworfenen, durch Glauben, Sitten und Geſetze mannigfach verſchiedenen Völker zu einer kirchlichen und politiſchen Einheit zu verſchmelzen und die Macht des Königthums über alle volksthümlichen und ariſtokratiſchen Beſtrebungen zu erheben. Um dieſen Zweck zu erreichen, vereinigte der König die Großmeiſterthümer der früher erwähnten drei großen caſtilianiſchen Ritterorden für immer mit der Krone, beſtätigte die heilige Hermandad, verbot mit Strenge alle Privatfehden der Großen, unterdrückte die Ariſtokratie und ſorgte für ſtrenge Gerechtigkeitspflege. Während hierdurch die politiſche Einheit Spaniens dauernd begründet wurde, ſorgte Iſabella für die Einheit des Glaubens durch Einführung (1484) der Inquiſition (Torquemada), durch Verfolgung und Vertreibung der Mauren, ſowie der Juden, von denen 800000 das Land verließen, weil ſie ſich nicht wollten taufen laſſen. Unterdeß wurden auch die äußeren Grenzen des Königreichs durch die Kraft und Thätigkeit großer Männer beträchtlich erweitert; denn kaum war nach einem zehnjährigen, von Ferdinand und Iſabella gemeinſam geführten Kampfe das letzte mauriſche Königreich in S., Granada, (1491) erobert und mit dem chriſtlichen Reiche vereinigt worden, ſo entdeckte der große Seemann Chriſtoph Columbo, von Iſabella unterſtützt, Amerika, worauf Gonzalvo Fernandez de Cordova, einer der erſten Feldherrn ſeiner Zeit, Neapel für S. eroberte und der Cardinal Ximenes ſelbſt noch im hohen Alter einen Feldzug gegen die Mauren in Nordafrika unternahm. Allein ungeachtet ſo vieler glänzender Unternehmungen wurde doch beſonders durch Verfolgung und Vertreibung der Juden und Mauren der Grund zur Zerſtörung der Ruhe und des Wohlſtandes im Innern gelegt und die Entdeckung von Amerika zog das Volk vom Anbau des eignen Landes immer mehr ab und bot der Habgier und dem Fanatismus immer neue Nahrung. Nach der langen und glücklichen Regierung Ferdinand's folgte ihm (1516) ſein Enkel, Karl I. (als deutſcher Kaiſer Karl V.), welcher außer dem Glanze der deutſchen Kaiſerkrone auch die Niederlande durch Erbſchaft (1519) von ſeinem väterlichen Großvater, dem deutſchen Kaiſer Maximilian, mit ſeinem Reiche vereinigte und Mailand durch Krieg gewann, aber bald nach Antritt ſeiner Regierung die Ruhe in Spanien ſelbſt durch den Aufſtand des Volkes in Majorca und Valencia, vor Allem aber in Caſtilien (1520), wo es eine freiere Verfaſſung forderte, gefährdet ſah, bis die Unruhen durch den Beiſtand des Adels unterdrückt und die vorzüglichſten Rechte des Volkes durch Trennung der ſtändiſchen Berathungen für immer vernichtet wurden. Ungeachtet aber die Reichthümer des von Cortez (1518) eroberten Mexico und des von Pizarro und Almagro (1528) unterjochten Peru und Chile in den königlichen Schatz floſſen, ſo mußten dennoch zur Führung von Karl's auswärtigen Kriegen, wie mit Franz I. in Frankreich, mit den Proteſtanten in Deutſchland, mit den empörten Gentern in den Niederlanden, mit Clemens VII. in Italien und mit Tunis und Algier in Afrika, die Kroneinkünfte erſchöpft, die Steuern erhöht und Schulden gemacht werden. Noch bemerkbarer wurde aber der innere Verfall ſeines Reichs unter ſeinem Sohne Philipp II., dem er noch während ſeines Lebens die Regierung (1516) übergab. Dieſer erſchöpfte vergebens die beſten Kräfte der Monarchie in Unterdrückung des Aufſtandes der Niederlande, eroberte zwar Portugal, welches von 1581—1640 mit S. verbunden blieb, allein ſowohl die auf beide Unternehmungen verwendeten Koſten, als auch die Zertrümmerung der gegen England beſtimmten unüberwindlichen Flotte (Armada) und die Seekriege mit den Holländern und Engländern, von denen

letztere die spanische Flotte im Hafen von Cadix verbrannten und selbst die Stadt eroberten (1596), so wie der Bau des prächtigen Escurials bewirkten, daß Philipp bei seinem Tode (1598) S., wo nur die Inquisition Triumphe gefeiert hatte, ohne Geld, ohne Bevölkerung, ohne Ackerbau, Handel und Industrie und mit 150 Millionen Ducaten Schulden belastet seinem schwachen und bigotten Sohne, Philipp III., hinterließ, welcher, so wie sein Nachfolger, Philipp IV., durch Günstlinge regierte, das Volk mit Abgaben drückte, den Werth der Münzen verminderte und dadurch Veranlassung gab, daß die Silbermünzen aus dem Lande gebracht und dasselbe an deren Statt mit Kupfermünzen überschwemmt wurde. Er schloß mit England Frieden, während in den Niederlanden der Krieg forttobte, der nur durch einen kurzen Vertrag (1609) unterbrochen wurde und beraubte (1609) durch Vertreibung von 600000 Moriskos dem Ackerbaue seine fleißigsten Arbeiter. Unter seinem Sohne und Nachfolger (1621), Philipp IV., ging Portugal für S. (1640) verloren und der Graf von Olivarez regierte eben so willkührlich, wie unter seinem Vater der Graf von Lerma geherrscht hatte. Die Catalonier empörten sich; die Holländer verwüsteten das spanische Amerika, besonders Peru; drei Flotten wurden durch Sturm, Krankheiten oder die Feinde vernichtet; neue Abgaben drückten das Volk; die Niederlande wurden (1634) für immer aufgegeben; Neapel (Masaniello) und Sicilien standen auf und die Feindschaft zwischen Olivarez und Richelieu verwickelte S. in bürgerliche Unruhen und einen Krieg mit Frankreich, welcher erst (1659) mit dem pyrenäischen Frieden endigte, durch den Philipp Roussillon an Frankreich abtrat und seine Ansprüche auf den Elsaß verlor. Nach seinem Tode (1665) bestieg sein Sohn, Karl II., ein Schwächling an Geist und Körper, den Thron. Unter ihm bedrohten die Flibustier (s. d. Art.) die spanischen Besitzungen in Amerika; Sicilien empörte sich und Ludwig XIV. gab erst im Frieden zu Ryßwick (20. Sept. 1697) alle in einem langwierigen Kriege mit S. gemachten Eroberungen zurück, um seine Ansprüche auf dieses Reich desto leichter durchzusetzen. Da nämlich vorauszusehen war, daß Karl II. kinderlos sterben würde, so verlangten die Gemahle seiner beiden Schwestern, Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I., S. für einen ihrer nachgeborenen Prinzen; allein nachdem Ludwig das Recht der Erbfolge in der gesammten spanischen Monarchie durch ein Testament Karl's II. für seinen Enkel Philipp, Herzog von Anjou, erschlichen hatte, widersetzten sich England, Holland und das deutsche Reich mit vereinten Kräften seinen Ansprüchen, bis nach manchem Wechsel des Waffenglücks in dem nach Karl's Tode (1700) ausgebrochenen zwölfjährigen spanischen Erbfolgekriege (s. d. Art.), in welchem Eugen und Marlborough glänzende Siege erfochten, sich Philipp von Anjou durch Berwick's und Vendome's Siege gehoben, gegen Karl von Östreich (später Kaiser Karl VI.) dennoch im Besitze der spanischen Krone behauptete und nun als Philipp V., der erste Herrscher aus dem Hause Bourbon, den Thron bestieg, obgleich er im utrechter Frieden (1713) die spanischen Nebenländer Neapel, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Östreich, Sicilien an Savoyen, so wie Gibraltar und Minorca an die Engländer abtreten mußte. Er nahm den Provinzen Aragonien, Catalonien und Valencia, als eroberten Ländern, die letzten volksthümlichen Rechte (in Castilien wurde 1713, in Saragossa aber 1720 der letzte Reichstag gehalten) und nur Navarra und Biscaya behielten einige ihrer früheren Rechte (fueros). Hierauf erregte der Ehrgeiz des Cardinals Alberoni auf kurze Zeit neue Händel mit dem übrigen Europa und S. nahm 1735 für den Infanten Carlos aufs Neue von den beiden Sicilien Besitz und gewann auch 1748 für den Infanten Philipp das Herzogthum Parma. Nach Philipp's Tode war sein Sohn, Ferdinand VI., Erbe der spanischen Monarchie, welche kurz darauf bei seinem Ableben (1759) an seinen Halbbruder, den bisherigen König von Neapel, Karl III. fiel, dessen dritter

Sohn, Ferdinand, nun den von ihm verlassenen Thron bestieg. Karl wurde zwar durch den bourbonischen Familienvertrag in einen Krieg mit Frankreich und England verwickelt und war gegen Algier (1775), so wie bei der dreijährigen Belagerung von Gibraltar (1779—1783), welches der Engländer Elliot tapfer vertheidigte, nicht glücklich, hob aber den innern Wohlstand des Landes, von weisen Räthen, wie Aranda, Campomanes, Olavidez und Floridablanca, thätig unterstützt, durch Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbfleißes und Handels, wie keiner der früheren Könige, so daß die Volksmenge während seiner Regierung wieder bedeutend stieg. Außerdem beschränkte er die Inquisition, vertrieb die Jesuiten (1767) aus seinen Staaten, zog ihre Güter ein und erweiterte die Grenzen seines Reichs durch Minorca, Luisiana und die beiden Florida. Ihm folgte (1788) sein Sohn, Karl IV., welcher anfangs der Leitung Floridablanca's vertrauend im Geiste seines Vaters fort zu regieren schien und zur Freude des Volkes die alten Cortes wieder zusammenberief. Doch bald trat der Günstling der Königin, Don Manuel Godoi, Herzog von Alcudia, an seine Stelle, welcher der Leitung des Staates, den man ganz in seine Hände gelegt hatte, besonders seit dem Ausbruche der französischen Revolution, nicht gewachsen war, durch planloses Schwanken das Volk erbitterte und dessen Begeisterung im Kampfe gegen die junge Republik bald durch den unrühmlichen baseler Frieden (22. Juli 1795), in welchem S. die Hälfte von Domingo abtrat, lähmte, ja endlich mit Frankreich das Schutz- und Trutzbündniß zu St. Ildefonso schloß und zugleich an England den Krieg erklärte. S. verlor jedoch, zur See geschlagen, im Frieden zu Amiens (1802) die Insel Trinidad und wurde seit der Unterbrechung alles Handelsverkehrs mit seinen Colonien immer mehr mit Schulden und Auflagen gedrückt, so daß der Staatscredit kaum tiefer sinken konnte. Alcudia schloß sich darauf an Napoleon an, erklärte an Portugal den Krieg und erhielt im Frieden zu Badajoz Olivenza für S., welches aber dafür an Frankreich Luisiana und Parma abtreten mußte. Zwar wollte Karl IV. in dem darauf folgenden Kriege zwischen England und Frankreich (1803) eine mit schweren Opfern erkaufte Neutralität beobachten, wurde aber dennoch nach Wegnahme der mit amerikanischem Gelde belasteten spanischen Fregatten durch die Engländer zum Kriege gegen sie gezwungen und verlor nach der unglücklichen Seeschlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1805) seine Seemacht, worauf Miranda in den spanisch-amerikanischen Colonien den Freiheitssinn erweckte. Unterdeß regte sich aber auch in S., welches von innerer Noth, Theuerung und dem gelben Fieber heimgesucht wurde, der Geist der Unzufriedenheit gegen den verhaßten Friedensfürsten, dessen bisweilen heilsame Maßregeln, wie die Beschränkung der Macht der Geistlichkeit, doch nur zur kräftigern militairischen und pecuniären Unterstützung Frankreichs zu dienen schienen, immer mehr, so daß sich der baldige Ausbruch des Hasses bei der allgemeinen Erbitterung des Volkes voraussehen ließ. Vergeblich suchten mehrere unzufriedene Große den König durch den Prinzen von Asturien mit dem bedenklichen Zustande des Landes bekannt zu machen; ihr Versuch veranlaßte (1807) den Proceß im Escurial und 1808 den Aufstand von Aranjuez, so wie kurz darauf die gänzliche Umgestaltung des Staates (s. Karl IV., Ferdinand VII. und Alcudia). Denn nachdem durch die fürchterlichsten Intriguen die Verhältnisse in die höchste Verwirrung gerathen waren, ernannte Napoleon seinen Bruder, Joseph, zum Könige von S. und Indien und der neue König hielt am 20. Juli 1808 seinen Einzug in Madrid. Allein bevor dieser noch den spanischen Boden betreten hatte, standen Navarra, Aragonien, Estremadura, Castilien, Leon, Galicien und Asturien zu Gunsten Ferdinand's VII. unter den Waffen; Geistliche und Mönche erschienen in den Reihen der bewaffneten Landleute; der Held Palafox befehligte in Aragonien; in Asturien der hochbejahrte Cuesta, in Andalusien Castaños. Während dessen trat in Sevilla eine Central-

junta zusammen, welche im Namen des gefangenen Königs die allgemeine Landesbewaffnung und die politischen Verhältnisse des In- und Auslandes leitete; es bildeten sich Schaaren von Guerillas; Mädchen und Weiber nahmen an dem Kampfe Theil; Mord durch Gift, Dolch und Hinterlist drohte jedem Franzosen, der sich einzeln oder mit zu geringer Begleitung sehen ließ, und die unwegsamen Gebirgsgegenden erleichterten noch das gegenseitige Einverständniß. Schon hatten aber die französischen Generale Lasalle und Merle den bejahrten Cuesta bei Valladolid besiegt, Lefebre drang über Pampelona nach Aragonien vor und drängte den heldenmüthigen Palafox nach Saragossa zurück, wo er ihn belagerte, Duhesme und Lechi unterwarfen Catalonien, mit Ausnahme der Festungen Rosas und Girona. Dupont war durch die Sierra Morena nach Andalusien vorgedrungen, hatte Cordova im Sturme genommen, sah sich aber aus Mangel an Lebensmitteln, so wie durch beständige Gefechte und verheerende Krankheiten genöthigt, sich an Castaños, der ihn überall umzingelt hatte und mit überlegener Macht angriff, bei Baylen (20. Juli 1808) zu ergeben, worauf der König, durch die Nähe der Feinde genöthigt, sich von Madrid nach Vittoria zurückzog und die Centraljunta ihren Sitz nach Aranjuez verlegte. In Folge der Ereignisse hatte inzwischen auch der Herzog von Abrantes nach tapferm Widerstande Portugal räumen und das Land den Briten überlassen müssen; eine halbe Million Streiter ward von der Junta, an deren Spitze der hochbejahrte Exminister Florida Blanca stand, ins Feld berufen und Moore und Baird landeten mit englischen Truppen in S. Da erschien Napoleon selbst mit verstärkter Heeresmacht; Castaños, Blake, Romana und Palafox wurden von Lefebre, Victor, Soult, Lannes und Moncey in mehreren Gefechten geschlagen; Napoleon erzwang im Sturme den Übergang über die Somo Sierra; Madrid wurde wieder genommen und König Joseph hielt, von französischen Legionen umgeben, seinen zweiten Einzug (am 22. Jan. 1809) in die Hauptstadt, welche ihm aufs Neue den Eid der Treue leistete. Er ächtete nun mehrere Granden und Bischöfe, ertheilte jedoch allen, welche die Waffen niederlegen oder außer Verbindung mit den Engländern treten würden, vollständige Amnestie, hob die Inquisition auf, verminderte die Zahl der Klöster, erklärte alle Lehnsrechte, die Patrimonialgerichtsbarkeit, so wie den Innungszwang für völlig vernichtet und gab den Gewerbfleiß gänzlich frei. Ungeachtet dieser wesentlichen Verbesserungen gewann er aber dennoch wenig Zutrauen. Auch das Glück der französischen Waffen war einigermaßen gesunken, seit Napoleon, durch Östreichs Rüstungen zurückberufen, S. wieder verlassen (17. Jan. 1809) und daselbst sieben Armeecorps unter die Befehle Soult's, Ney's, Victor's, Moncey's, Augereau's, Sebastiani's, Suchet's und des Marschalls Jourdan gestellt hatte; jedoch drangen die Franzosen im Süden bald darauf wieder vor und die Centraljunta sah sich nach der Schlacht von Ocaña (18. Nov. 1809) und nach Unterwerfung von Cordova, Jaen, Sevilla, Granada und Malaga von Seiten der Franzosen genöthigt, ihren Sitz nach Cadix zu verlegen, wo sich die außerordentlichen Cortes versammelten und die neue Verfassung beriethen, welche am 18. März 1812 als neues Staatsgrundgesetz in Cadix unterzeichnet und sofort öffentlich bekannt gemacht wurde. Unterdeß tobte der Kampf an vielen Punkten ungehindert fort. Massena und Ney schlugen sich mit Wellington und Beresford unter abwechselnden Erfolgen; Suchet unterwarf sich Catalonien; Soult erfocht mehrere Siege; Badajoz wurde erobert; Cadix vom Marschalle Victor vergeblich belagert; Beresford, Blake und Ballasteros wurden in der Schlacht bei Albufera (15. Mai 1811) geschlagen und Valencia (9. Jan. 1812) genommen. Zugleich drang aber Wellington mit verstärkter Macht aus Portugal, wo Massena seine Verschanzungen bei Torres-Vedras vergeblich bedroht hatte, nach S. vor, eroberte am 19. Jan. 1812 Ciudad-Rodrigo und am 7. April Badajoz, schlug Marmont bei Sala-

manca (22. Juli 1812) und zog, da ihm die Franzosen, durch starke Truppenabsendungen nach Deutschland geschwächt, keinen erfolgreichen Widerstand leisten konnten, in Madrid ein, welches König Joseph von Neuem verlassen hatte; rückte weiter vor und schlug darauf den Marschall Jourdan (am 21. Juni 1813) in der Schlacht bei Vittoria gänzlich. In Folge derselben verließ Joseph S. für immer, nachdem er kaum der Gefangenschaft entgangen war. Vergebens hatte Napoleon den Marschall Soult aus Deutschland als Oberbefehlshaber wieder nach S. gesandt; Wellington behauptete überall seine Stellung in den Pyrenäen, nahm San-Sebastian mit Sturm, ging über die Bidassoa, schlug Soult in der Schlacht bei Orthes (26. Febr. 1814) und machte nach dem blutigen Siege bei Toulouse über denselben (am 10. April 1814) und nach Einnahme der Stadt dem ganzen Kriege ein Ende. Unterdeß war Ferdinand VII. am 13. März 1814 seiner Haft in Valançay entlassen worden, allein die Cortes, welche seit dem 15. Jan. ihre Sitzungen wieder in Madrid hielten, erklärten seinen mit Napoleon geschlossenen Vertrag für nichtig und luden ihn nach der Hauptstadt ein, um dort den Eid auf die neue Verfassung zu leisten. Der König verwarf jedoch, durch die ihm ergebenen Truppen ermuthigt, auf den Rath des Herzogs von Infantado und des General Elio die Constitution als ungültig und ließ die vorzüglichsten Mitglieder der Regentschaft und der Cortes, so wie alle Anhänger Joseph's theils einkerkern, theils verbannen, hob den Orden der Freimaurer auf, stellte die Inquisition und die Mönchsorden wieder her, gab den Klöstern ihre Güter zurück und setzte die Jesuiten in alle ihre Rechte wieder ein, während von der andern Seite die von ihm versprochene Einführung einer freisinnigen Verfassung unterblieb und ein politischer Justizdespotismus, dem alle freisinnigen Männer aufgeopfert wurden, Aufruhr und Verschwörungen veranlaßte, indeß sich selbst im Heere, so wie in den niederen Volksclassen der Geist der Unzufriedenheit zeigte und sich in den höheren Ständen Liberale und Servile schroff gegenüberstanden. Freimüthige Männer, wie Empecinado, Ballesteros und Andere, welche den König warnten, wurden mit Gefängniß oder Landesverweisung bestraft und Ferdinand regierte von 1814—1820 mit unumschränkter Gewalt. Im pariser Frieden (1814) erhielt er den an Frankreich abgetretenen Theil von St. Domingo zurück, verkaufte 1819 die beiden Florida an die vereinigten Staaten von Nordamerika, schloß mit den Niederlanden (1816) ein Bündniß gegen die Raubstaaten und rüstete sich zur Wiederunterwerfung der amerikanischen Colonien, welche aber für immer verloren gingen, da ihm fast alle Mittel zur Fortsetzung des Krieges fehlten. Nachdem sich unterdeß besonders unter dem Militair die Freunde der constitutionellen Verfassung enger an einander angeschlossen und schon einen allgemeinen Aufstand zu Gunsten derselben verabredet hatten, proclamirte, nach dem Verrathe jenes Planes durch den Grafen Abisbal, der Oberstlieutenant Don Rafael Riego an der Spitze von 4 Bataillonen am 1. Jan. 1820 zu St. Juan, als eben die Truppen zur Unterjochung der spanischen Colonien nach Amerika eingeschifft werden sollten, die Verfassung von 1812, der Ingenieuroberst Antonio Quiroga stellte sich an die Spitze des Nationalheeres und bald erklärten sich die meisten Städte für die neue Ordnung der Dinge, so daß sich der König, als selbst Madrid in Bewegung gerieth, endlich am 7. März geneigt finden ließ, die Cortes von 1812 zu berufen und die Verfassung von demselben Jahre zu beschwören. Als hierdurch die Ruhe in der Hauptstadt wiederhergestellt worden war, bewilligte der König eine allgemeine Amnestie für alle wegen politischer Vergehungen Verhaftete und Verbannte, errichtete eine provisorische Junta, leistete vor derselben den Eid auf die Verfassung, hob die Inquisition im ganzen Königreiche auf, stellte die persönliche und die Preßfreiheit wieder her und binnen sechs Tagen wurde die Verfassung in der ganzen Monarchie anerkannt; nur in Cadix und in Biscaya verzögerte sich die An-

nahme noch einige Tage. Während sich aber das neue Staatssystem immer mehr entwickelte und am 9. Juli 1820 die Cortes sich zum ersten Male versammelten, bildete sich besonders wegen Aufhebung eines großen Theils der Klöster und der Majorate, so wie wegen der Verbannung mehrerer Geistlichen, welche den Verfassungseid verweigerten, an den Grenzen Portugals eine apostolische Junta und in den Provinzen traten verschiedene Banden von Mönchen, Bauern und ehemaligen Guerillassoldaten zusammen, unter denen sich besonders die des Pfarrers Merino am furchtbarsten machte, um den König in alle seine alten Rechte und die Ordensgeistlichkeit in ihre Güter wieder einzusetzen. Außerdem zeigten sich aber auch in mehreren Städten Bewegungen des Pöbels, welcher die Freiheit gefährdet glaubte; die jedoch Morillo, welcher in Madrid an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt worden war, zu beschwichtigen wußte. Aber bald wurde er selbst, so wie der unterdeß zum Generalcapitain von Aragonien erhobene Riego, den man eines Umsturzes des Königthums fälschlich beschuldigte, seiner Stelle entsetzt, worauf in verschiedenen Städten Unruhen ausbrachen und die trostlose Lage des Landes, in welchem das gelbe Fieber wüthete, noch durch neue Übel vermehrt wurde, während die amerikanischen Colonien in den Jahren 1820 und 1821 ihre Unabhängigkeit theils zuerst aussprachen, theils schon befestigten. Unterdeß hatten sich aber die verschiedenen Clubbs und Parteien in und außer den Cortesversammlungen mannigfach angefeindet und bekämpft und im Juli 1822 wagte die Partei der alten Camerilla und des Absolutismus mit Hülfe eines Theiles der Garden durch einen Aufstand die unumschränkte königliche Gewalt wieder herzustellen; allein derselbe wurde unterdrückt und die Häupter des Unternehmens streng bestraft. Desto erbitterter kämpften nun aber die Glaubensschaaren in mehreren Provinzen; ihre Anhänger errichteten sogar in Catalonien eine Regentschaft im Namen des „gefangenen" Ferdinand VII. (im Aug. 1822) und suchten sich immer mehr zu befestigen, bis es dem Oberfeldherrn Mina und mehreren anderen Generalen gelang, die Regentschaft mit ihren aus einander gesprengten Truppen nach Frankreich zu vertreiben, worauf nur noch einzelne absolutistische Guerillasschwärme die Ruhe der Provinzen und selbst der Hauptstadt gefährdeten. Während dieß geschah, glaubte Frankreich, durch den politischen Zustand Spaniens bedroht, mit der auf dem Congresse zu Verona (im Nov. 1822) übernommenen bewaffneten Dazwischenkunft nicht länger zaudern zu dürfen und der Herzog von Angoulème überschritt daher, als ein diplomatischer Versuch eine Abänderung der spanischen Verfassung zu bewirken vergeblich gewesen war, an der Spitze eines starken Heeres (am 7. April 1823) die Bidassoa und die Spanier leisteten ihm bei ihren zerstreuten und schlecht organisirten Streitkräften nur schwachen Widerstand, so daß er schon am 24. Mai Madrid besetzen konnte. Der König folgte indessen den Cortes von Madrid nach Sevilla und von hier nach Cadix; in der Hauptstadt aber bildete sich eine neue Regentschaft im Namen des „gefangenen Königs", welche die Verfassung von 1812 wieder aufhob, die Klöster und Jesuiten wieder herstellte, die Nationalgüter, so wie das Vermögen aller Anhänger der Constitution in Beschlag nahm und alle bisherigen Beamteten absetzte. Das Volk sah diesem Allen entweder ruhig zu oder jauchzte den Franzosen als Befreiern entgegen und verübte neue Gewaltthätigkeiten, die Heerführer sagten sich entweder von der Regentschaft zu Sevilla los und schlossen sich an die neue Ordnung der Dinge an, oder begaben sich, wie Morillo, Sarsfield, Abisbal und Ballesteros, in französischen Schutz. Doch ein Angriff Bessière's auf Madrid mißlang; in Catalonien bot Mina dem Generale Moncey die Spitze, mehrere Guerillashäuptlinge, besonders Empecinado, gefährdeten im Rücken der französischen Armee die Verbindungen und nur Riego hatte das Unglück, nach dem Gefechte bei Jaen gefangen, der Regentschaft ausgeliefert und gehangen zu werden (7. Nov.). Da unterdeß Cadix, von den Fran-

zosen immer enger eingeschlossen, sich nicht länger halten zu können schien, so erklärten sich die daselbst versammelten Cortes für aufgelöst, gaben dem Könige die unumschränkte Gewalt zurück, stellten ihm frei, die Stadt zu verlassen und retteten sich durch die Flucht nach Gibraltar. Ferdinand VII. begab sich nun in das französische Hauptquartier und erließ aus Puerta Santa Maria eine Proclamation, in welcher er alle Acte der constitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis zum 1. Oct. 1823, weil er während dieser Zeit seiner Freiheit beraubt gewesen sei, für null und nichtig erklärte und alle Beschlüsse der Regentschaft zu Madrid genehmigte. Am 13. Nov. hielt er seinen feierlichen Einzug in Madrid, ließ alle der frühern Verfassung geneigte Geistliche in Klöster sperren und durch Missionaire in den Provinzen gegen die Constitution predigen, widersetzte sich aber beharrlich der Wiedereinführung der Inquisition. Die Schwäche der Regierung zeigte sich inzwischen durch ein immerwährendes Schwanken der zu ergreifenden Maßregeln; der Mangel an Eintracht und Geld, der zerrüttete Zustand der Finanzen und der gänzliche Abfall der amerikanischen Colonien drückte das verarmte Land vollends zu Boden und dennoch machte die Aufrechthaltung der innern Ruhe den kostspieligen und einem großen Theile des Volkes gehässigen Aufenthalt der französischen Truppen unentbehrlich. Vergebens suchte man gegen die Wuth des Pöbels die von der französischen Regierung vorgeschlagene allgemeine Amnestie auszuführen; die apostolische Junta und die Camarilla intriguirte im Geheimen aus allen Kräften dagegen. Neue Parteinamen, wie die der Negros (Schwarze), womit man die Anhänger der Verfassung, Absolute, womit man die Freunde des alten Systems, und Amarillos (Gelbe), womit man spottweise die Anhänger der apostolischen Junta bezeichnete, trugen das Ihre zur Erhaltung des gegenseitigen Hasses bei, und da die vom Herzoge von Angoulême mit weiser Mäßigung ausgesprochene Ordonnanz von Andujar, so wie die mit den constitutionellen Generalen und ihren Truppen abgeschlossenen Capitulationen umgangen wurden, bildeten sich aus den Trümmern dieser Armee Parteigänger, welche das Land überall unsicher machten. Kaum konnten die Franzosen der Wuth des Pöbels gegen die Constitutionellen Einhalt thun; in den Provinzen entstanden Mißhelligkeiten zwischen den französischen Befehlshabern und den spanischen Generalcapitains; Verhaftungen und Hinrichtungen waren an den Tagesordnungen und als die lange erwartete Amnestie endlich (im Juni 1824) bekannt gemacht wurde, so hatte sie so viele Ausnahmen, daß sie keine Partei befriedigte, da sie den Absolutisten noch nicht streng genug war. Die deßhalb niedergesetzte Reinigungsjunta sprach häufige Todesurtheile aus und kerkerte diejenigen, welche aus ihrem Verstecke oder vom Auslande zurückkehrten, ein, weßhalb die Auswanderungen der Begüterten in großen Massen von Neuem begannen. Auch die Hörsäle der Hochschulen wurden bis zum Erscheinen eines neuen Lehrplans verschlossen, damit die Jugend unterdeß die ihr beigebrachten schädlichen Grundsätze vergessen möchte. Im folgenden Jahre dauerte dasselbe Schwanken der Meinungen fort und obgleich das Ministerium Zea Bermudez bessere Erwartungen erregte, so blieben doch noch Tausende von Staatsbeamten ohne Besoldung; die reiche Geistlichkeit unterstützte die Regierung nur schwach, indeß der Verfolgungsgeist noch fortwüthete, dem auch der berühmte Guerillashäuptling Juan Martin (Empecinado, der Pechschwarze) als Opfer anheimfiel. Jedoch schien endlich ein milderer Geist zurückzukehren, als mehrere einflußreiche Anhänger der apostolischen Partei, wie der berüchtigte Trappist Antonio Morano, Pater Martinez, der Pfarrer Merino und Andere den Hof meiden mußten. Kaum aber war der größte Theil der französischen Armee, mit Ausnahme derer, welche mehrere Festungen besetzt hielten, über die Pyrenäen zurückgekehrt, als die Intriguen gegen die Liberalen, denen man, um Unruhen zu erregen, die Vergiftung eines Theils der königlichen Garde aufbürdete, und selbst gegen den König von

Neuem begannen, der, wie man verbreitete, zu Gunsten des Don Carlos die Krone niederlegen wolle, welches Veranlassung zur Bildung einer carlistischen Partei gab. General Bessières stellte sich an die Spitze eines Aufruhrs, um in Aragonien Karl V. zu proclamiren, allein der Aufstand wurde unterdrückt und Bessières gefangen und erschossen. Als das Land endlich beruhigt schien, räumte im Jahre 1827 das unter General Bourmont zurückgebliebene Besatzungsheer die spanischen Festungen und 1828 die Stadt Cadix; dagegen hatte S. auf dem Festlande von Amerika schon in den Jahren 1825 und 1826 seine letzten Punkte verloren und besaß demnach nur noch Cuba, Puertorico und die Philippinen; allein der König wurde von den auswärtigen Mächten vergebens um die Anerkennung ihrer Selbstständigkeit ersucht. Während indeß unter dem Scheine äußerer Ruhe im Innern Spaniens die Bestrebungen der Parteien fortwirkten, hob Ferdinand VII. am 29. März 1830 aus Haß gegen seinen Bruder Don Carlos und aus Liebe zu seiner jungen und schönen Gemahlin Christine, einer neapolitanischen Prinzessin, das salische Gesetz des bourbonischen Hauses auf und als die Königin am 10. Oct. 1830 eine Tochter, Isabella, gebar, erklärte sie der König mit Ausschluß seiner Brüder und deren Söhne zur Thronfolgerin und Prinzessin von Asturien. Die Apostolischen und Constitutionellen waren nun aufs Neue für ihre Zwecke thätig; aber da besonders die Unternehmungen der letzteren mißlangen, flohen die Häupter derselben, wie Mina und Andere, nach Frankreich und der absolutistisch gesinnte Minister Calomarde verfolgte alle Theilnehmer mit blutiger Strenge. Als darauf im Sept. 1832 der König gefährlich krank lag, erschlich jener, während sich Ferdinand VII. in fast bewußtlosem Zustande befand, von ihm die kaum leserliche Unterschrift einer Acte, durch welche er das Gesetz der Thronfolge seiner Tochter wieder aufhob; allein nach der Rückkehr seines Bewußtseins hob er die ihm abgedrungene Erklärung wieder auf, sagte sich von der apostolischen Partei ganz los, entließ die Minister und ernannte die Königin während seiner Krankheit zur Regentin. Als solche erließ dieselbe nun eine Amnestie für alle politisch Gefangenen und Verbannten, stellte alle Universitäten wieder her und entließ alle dem Despotismus ergebene Staatsdiener. Nun begab sich Don Carlos nach Portugal, protestirte von hier aus gegen die ihn des Rechtes der Thronfolge beraubende Acte und weigerte sich, der Infantin Isabella den Huldigungseid zu leisten, welches die Cortes am 20. Juni 1833 und bald darauf die Provinzen und das Heer ohne Störung der Ruhe thaten. Nachdem Ferdinand VII. kurz darauf (am 29. Sept. 1833) gestorben war, übernahm die verwittwete Königin Christine seinem Testamente zufolge die Regentschaft für die junge Königin Isabella II.; allein durch das Schwanken ihres Ministerium zwischen Liberalismus und Absolutismus zerfiel das Volk immer mehr in Parteiungen und der Bürgerkrieg begann mit fanatischer Wuth und Grausamkeit. Für Don Carlos, welcher als rechtmäßiger Thronfolger auftrat und mit Kraft und Entschlossenheit handelte, erklärten sich größtentheils die Mönche und das Landvolk, während Städte und Festungen meist auf Seiten der Königin waren, deren Tochter noch im Jahre 1833 von England und Frankreich, das an den Pyrenäen ein Observationsheer aufstellte, als Königin anerkannt wurde. Ersterer wurde dagegen am 7. Oct. 1833 in Vittoria als Karl V. zum Könige ausgerufen, eine Provinzialjunta befahl die Landesbewaffnung und die alten Guerillasführer begannen wieder ihre blutige Arbeit. An die Spitze der Carlisten stellte sich nun General Santes Ladron, der Oberst der schon unter Ferdinand's Regierung durch ihre Ausschweifungen berüchtigten königlichen Freiwilligen, und der Oberst Eraso; in Castilien trat der wilde Merino wieder auf; aber auch der wegen seines Liberalismus nach Frankreich verbannte El Pastor (Jaureguy) kehrte von dort zurück, um für die neue Regierung zu fechten. Don Carlos wurde nun von der Königin und kurz

darauf auch von den Cortes aller seiner Titel und Würden verlustig erklärt und sein Vermögen eingezogen. Doch konnte das Ministerium Zea Bermudez aus Mangel an Geld, Soldaten und Munition nicht mit der nöthigen Kraft gegen die Carlisten auftreten, deren Hauptsitz Biscaya war; vielmehr erregte die Aufhebung der den baskischen Provinzen eigenthümlichen Privilegien einen allgemeinern Aufstand derselben, dem sich bald darauf eine Bewegung der Catalonier anschloß, und die Regierung, mit ihren Hülfsmitteln auf Castilien, Leon und Galicien beschränkt, mußte das Land, so wie die Provinzen Granada, Valencia und Murcia, wo sich ebenfalls die Liberalen und die königlichen Freiwilligen bekämpften, sich selbst überlassen. Inzwischen veranlaßte die Bewaffnung der Liberalen in den Provinzen den Sturz von Zea's absolutistischem System, worauf seine Stelle durch Martinez de la Rosa ersetzt wurde, während die Königin, welche am 15. April 1834 die neue octroyirte Charte oder das Estatuto real erließ, dem zufolge zwei Kammern errichtet wurden, noch immer ihr Vertrauen dem Gardeofficiere Munnoz und einer französischen Modehändlerin schenkte. Im Felde siegte zwar der Carlistenhäuptling Zumalacarreguy bei Borunda in Navarra (am 22. April 1834) über den General Quesada; allein für diesen Verlust wurde die Königin durch den an demselben Tage erfolgten Abschluß des Quadrupelallianzvertrags mit England, Frankreich und Portugal zur Aufrechthaltung des constitutionellen Systems entschädigt. Während nun General Rodil einen Zug nach Portugal zur Vertreibung des Prätendenten begann, von dem er aber bald darauf zurückkehrte, um in Navarra zu fechten, übernahm Mina das Commando daselbst; Rodil wurde jedoch kurz nachher an die Spitze des Heeres von Navarra und Biscaya gestellt, um dem Feldzuge eine raschere Wendung zu geben. Don Carlos hatte sich von Portugal nach England begeben müssen, verließ aber dasselbe bald darauf heimlich, reiste unerkannt durch Frankreich nach S. zurück, rief das Volk zu den Waffen und erließ ein Amnestiedecret; zu einem entscheidenden Kampfe fehlte es ihm jedoch an Mitteln. Aber auch die Königin hatte mit immer neuen Übeln zu kämpfen; denn zu dem traurigen Zustande der Finanzen, welchem der Finanzminister Graf Toreno vergebens abzuhelfen suchte, gesellte sich die Cholera, vor welcher die Königin nach Rio frio bei St. Ildefonso fliehen mußte, indeß das Volk in Madrid sich durch dieselbe zu wilden Ausbrüchen seiner Wuth gegen Klöster und Mönche, welche letztere es der Brunnenvergiftung beschuldigte, verleiten ließ. Inzwischen erfocht Zumalacarreguy in Biscaya mehrere Siege über Rodil und seine Unterfeldherrn, worauf Mina den Oberbefehl übernahm, den aber seine Kränklichkeit an größeren Unternehmungen hinderte, während der Kampf von beiden Seiten mit der größten Grausamkeit geführt wurde und auch in mehreren Städten Gräuelscenen jeder Art zwischen den Parteien vorfielen. Da sich aber bald darauf die Christinos in Navarra und Biscaya nur noch in den festen Städten halten konnten, so übernahm in dieser Bedrängniß der Kriegsminister Valdes selbst den Oberbefehl in den 4 insurgirten Provinzen, wurde aber von Zumalacarreguy in dem viertägigen Gefechte in den Amescoas (vom 21.—24. April 1835) geschlagen und die bedrängte Regierung sah sich nun nach mehreren ähnlichen Niederlagen genöthigt am 21. Mai die bewaffnete Intervention der Verbündeten in Anspruch zu nehmen. Allein sowohl England als Frankreich erlaubten statt derselben nur Truppenwerbungen zu Gunsten der Königin. Nun nahm die französische Fremdenlegion in Afrika bei den Spaniern Dienste; ein portugiesisches Hülfscorps rückte in das Land ein und die englischen Freiwilligen unter General Evans stießen zu der spanischen Armee, die jetzt nach Valdes' Abgang der General Cordova befehligte und die unterdeß durch den Tod Zumalacarreguy's (am 25. Juni 1835) von einem der gefährlichsten Gegner befreit worden war. Da um diese Zeit Martinez de la Rosa seine Stelle niedergelegt hatte, so trat der Graf von Toreno als Präsident des Conseils an die

Spitze der Verwaltung, unter dem die Liberalen, nach Aufhebung des Jesuitenordens, von der Königin auch die Aufhebung der Klöster, die in mehreren Städten vom Pöbel erstürmt wurden, forderte, während sich in Barcelona, Valencia, Saragossa, Malaga, Sevilla und Cadix Junten bildeten, welche die Constitution von 1812 begehrten und selbst in Madrid ein Theil der Stadtmiliz aufstand, um die Entfernung der Minister zu fordern. Obgleich diese Bewegung von General Quesada leicht unterdrückt wurde, so sah sich doch das Ministerium Toreno endlich genöthigt, dem Dringen der Liberalen, als schon ein Heer der rebellischen Junten unter dem Grafen las Naves gegen Madrid marschirte, nachzugeben und seinen Abschied zu nehmen, worauf Mendizabal an die Spitze einer neuen Verwaltung trat, unter dem sich nun alle Junten nach und nach der Königin, welche jetzt auch die Einziehung aller Klostergüter zum Besten des Staates befahl, unterwarfen. Hierauf brach in Barcelona und Saragossa die Wuth des Pöbels gegen die gefangenen Carlisten von Neuem aus; in Madrid wurden die Mönche mit Härte vertrieben und in den insurgirten Provinzen wütheten die Grausamkeiten eines fanatischen Bürgerkrieges in immer neuen Gräueln fort. Cordova wurde aber von den Carlisten, welche nach Eraso's Tode der General Eguia und nach ihm Villareal befehligte, in mehreren Gefechten geschlagen und auch in Galicien organisirte sich ein neuer Aufstand gegen die Regierung, indeß sich Mendizabal durch seine verunglückten Finanzpläne genöthigt sah, das Präsidium des Conseils und das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an Isturiz zu überlassen, mit dem das System einer gemäßigten Reform das herrschende wurde, während die Angelegenheiten des Don Carlos, welcher in seinem Hauptquartiere zu Villafranca einen Staatsrath zur Seite hatte, durch den kraft- und einsichtsvollen Minister Erro allein verwaltet wurden. Noch war im Juni 1836 das kriegsgeübte Heer der Carlisten unter Villareal der Armee der Königin unter General Cordova an den meisten Punkten überlegen, als ein wichtiges Ereigniß der Lage der Sachen eine neue Wendung gab. Nachdem nämlich am 25. Juli 1836 in Malaga zufolge einer Zwistigkeit zwischen dem dortigen Militaircommandanten, St. Just, und der Nationalgarde durch letztere die Constitution von 1812 ausgerufen und St. Just bei dem Aufstande ermordet worden war, verbreiteten sich innerhalb weniger Tage die Bewegungen zu Gunsten jener Constitution über Andalusien, Aragonien, Estremadura und Castilien und selbst mehrere in der Hauptstadt ausgebrochene Unruhen konnten nur mit Mühe durch General Quesada unterdrückt werden. Kaum aber waren dieselben in Madrid beigelegt, als ein Militairaufstand, welchen der Sergeant Garcia leitete, in St. Ildefonso (auch La Granja genannt) die Königin, welche sich daselbst aufhielt, am 14. Aug. zur Annahme der Constitution von 1812 nöthigte, worauf in Madrid sogleich die Unruhen von Neuem begannen, an denen besonders die Nationalgarden, wie dieß auch in den Provinzen der Fall war, eifrigen Antheil nahmen, welche die Constitution von Cadix ausriefen und mit Ungestüm die Absetzung der Minister forderten. Vergebens hatte General Quesada den Aufruhr mit kriegerischer Strenge zu unterdrücken gesucht; er selbst mußte, von dem größten Theile des Militairs verlassen, flüchten, begab sich nach Hortaleza, wurde aber hier entdeckt, von den erbitterten Nationalgarden und dem Pöbel aufgesucht und am 15. Aug. auf das Grausamste ermordet. Nachdem nun auch das bisherige Ministerium aufgelöst worden war, dessen Präsident Isturiz sich vor der Wuth des Volkes glücklich nach Frankreich rettete, trat Calatrava, den Mendizabal als Finanzminister unterstützt, an die Spitze des neugebildeten Cabinets und als die Königin unter dem 22. Aug. von Madrid aus, wohin sie sich am 17. begeben, die Annahme der Constitution den Provinzen bekannt gemacht hatte, lösten sich nach und nach die einzelnen Junten derselben wieder auf und gaben ihre Gewalt in die Hände der Regierung zurück. Die Königin legte aber auch ihrerseits zufolge der neuein-

geführten Verfaſſung die ausſchließliche Regentſchaft über ihre Tochter nieder, um ſie künftig mit einer aus fünf Mitgliedern beſtehenden Regentſchaft zu theilen, eben ſo wurde auch die Kammer der Proceres, als der Conſtitution zuwider, für aufgehoben erklärt. Während aber das Wohl des Landes durch dieſe Vorfälle mannigfach gefährdet worden war, drohte ſelbſt der Hauptſtadt mehrmals Gefahr durch die Nähe der kühnen carliſtiſchen Guerillasführer Baſilio Garcia und Gomez, welcher letztere zwar im October durch die kühnen und raſchen Wendungen des General Alaïx öfters geſchlagen und immer weiter zurückgedrängt wurde, aber in der neueſten Zeit doch bis nach Andaluſien mit ſeinem Corps gelangt iſt. Unterdeß hatte ſchon im Juli der General Cordova den Oberbefehl über die Truppen niedergelegt und das Commando dem General Sarsfield übergeben; an Rodil's Stelle aber befehligte General Espartero die Nordarmee und Mina hielt fortwährend in Catalonien die Ruhe aufrecht. Zur Berathung aber über die ferneren Intereſſen des Landes, ſo wie über die theilweiſe zweckmäßige Umänderung der Verfaſſungsurkunde wurden im October des Jahres die nach Vorſchrift der Conſtitution neuerwählten Cortes einberufen. 81.

Spaniſche Fliegen, ſ. Kantharіden.

Spaniſche Literatur. Es mag kaum ein halbes Jahrhundert vorübergegangen ſein, ſeitdem wir mit der ſpaniſchen Literatur mehr als oberflächlich bekannt geworden ſind, und jetzt noch iſt ihr Reichthum mehr beſprochen als durchforſcht. Die bis jetzt angewendete Mühe hat unerwartet große Belohnung gefunden und wird zu ferneren, tiefer eindringenden Arbeiten anfeuern. Freilich ſind der Geiſt, die Pracht und der Zweck der ſpaniſchen Literatur mehr orientaliſch als europäiſch und gehören einem ganz andern Ideenkreiſe an; hat man ſich aber einmal in dieſer Zauberwelt einheimiſch gemacht, ſo feſſelt ſie immer mehr und lehrt uns, was als Kraft, was als Reichthum, was als Adel, was als Größe der Phantaſie gelten könne und müſſe. Man findet, ſagt Simonde Sismondi, in den erſten Dichtungen Spaniens den Heroismus ſeiner alten Ritter; man erkennt die Herrlichkeit des Hofes Karl's V. in den Dichtern ſeiner beſten Zeit wieder; damals nahmen dieſelben Männer, welche die Heere von Sieg zu Sieg führten, auch in den Wiſſenſchaften nicht den letzten Rang ein. Selbſt in dem allgemeinen Verfalle noch erkennt man die ſpaniſche Größe; die Dichter des letzten Zeitalters haben ſich von der Laſt ihrer Reichthümer erdrücken laſſen; ſie ſind ihren eigenen Anſtrengungen, alle Anderen und ſich ſelbſt zu übertreffen, erlegen. Freilich gilt das Geſagte mehr von der Poeſie, die ſich im Reiche der Phantaſie frei bewegte, als von der Gelehrſamkeit, welcher durch politiſche und religiöſe Ängſtlichkeit faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegengeſtellt wurden, wie wir aus der kurzen Überſicht, die wir ſowohl von den Leiſtungen der Dichtkunſt, als von den Erfolgen wiſſenſchaftlicher Bemühungen geben wollen, leicht einſehen werden. I. Schöne Literatur. Der Urſprung der ſpaniſchen Sprache und Literatur iſt in tiefes Dunkel gehüllt, darf aber ſicher nur in der Zeit der Vermiſchung der nordiſchen Völker (beſonders der Weſtgothen) mit den durch römiſchen Einfluß der Rohheit entriſſenen Bewohnern Spaniens geſucht werden. Die literariſchen Überreſte aus dieſer frühen Periode ſind in lateiniſcher Sprache geſchrieben und einem Denkmale in der ſich erſt bildenden Nationalſprache würde man vergebens nachſpüren. Das älteſte bis jetzt bekannte ſpaniſche Gedicht ſtammt aus der Zeit des ſiegreichen Kampfes der Spanier gegen die Mauren, hat die Verherrlichung des unvergleichlichen Cid (ſ. d. Art.) zum Gegenſtande und gehört wenigſtens ſeinem Inhalte nach dem XI. Jahrhundert an. Da aber ſeine jetzige Form nicht älter als das XIII. Jahrhundert ſei mag, ſo beginnen wir mit dieſer Zeit die kurze Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und laſſen ſie der beſſern Überſicht wegen in vier Perioden zerfallen. Erſte Periode. Vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert. Die altſpaniſche Poeſie war Volkspoeſie im ſtrengſten Sinne des Wortes; ſie ent-

ſtand unter dem Geräuſche der Waffen und wurde ſtets durch Erzählungen von Abenteuern und gefährlichen Liebſchaften, die von Munde zu Munde gingen, ernährt. Jeder beſang ſelbſt aus freiem Antriebe das Erlebte; jeder Geſang hieß anfangs Romanze; doch unterſchied man ſorgfältig mehrere nationale Sylbenmaße und Reimformen. Die vorzüglichſten waren die Redondilien (redondillas), mit welchem Namen man urſprünglich alle Verſe von vier trochäiſchen Füßen umfaßt zu haben ſcheint, die daktyliſchen Stanzen (versos de arte mayor) und die Sonette. Die Redondilien (Ringelverſe) empfahlen ſich der romantiſchen Phantaſie eben ſo ſehr durch ihre Einfachheit, als durch ihre klingende Lieblichkeit, und Jeder war, beſonders da man es mit der Länge und Kürze der Sylben und mit dem Reime nicht ſehr genau nahm, im Stande, ſeine Gefühle in dieſe Form einzukleiden und zur Guitarre ohne Zwang abzuſingen. Die Einſchnitte, die man zuerſt nur unregelmäßig und nur zur gefälligern Darſtellung des Wechſelsſpiels der Gedanken machte, wurden allmählig zu regelmäßigen Strophen (estancias, coplas). Die unvollkommenen Reime, welche anfangs unwillkührlich mit unterliefen, wurden ſpäter abſichtlich gewählt und ſo entſtanden die Aſſonanzen, die nur ein Echo der Vocale, aber nicht der Conſonanten in den Endſylben der Zeilen ſind und die keine andere Nation zu ſo hoher Schönheit und Vollkommenheit ausgebildet hat. Die daktyliſchen Stanzen, längere Reimzeilen, die man, wahrſcheinlich weil man ſolche zu machen für ſchwieriger hielt, „Verſe von größerer Kunſt“ nannte, entſprachen weniger dem Nationalgeſchmacke und kamen bald aus dem Gebrauche. Die Sonettform war in Spanien ſchon frühe bekannt und wurde nicht, wie man oft behauptet hat, aus Italien herübergeholt; mit größerer Wahrſcheinlichkeit betrachtet man die provençaliſche Sonettenform als Vorbild der ſpaniſchen. — Die älteſten bis jetzt gedruckten ſpaniſchen Gedichte ſind zwei trockene gereimte Chroniken aus dem XIII. Jahrhunderte. Die eine beſchreibt die Verbannung und Wiederkehr des Cid („Poema del Cid, el Campeador“); die andere („Poema de Alexandro Magno“) kleidet das Leben und die Thaten Alexander's des Großen in ein romantiſches Gewand; beide ſind in dem Versmaße geſchrieben, welches man wahrſcheinlich von dem letzteren Gedichte das alexandriniſche nennt. Eben ſo wenig poetiſchen Werth haben die gereimten Gebete, Ordensregeln und Legenden des Benedictinermönchs Gonzalo Berceo aus derſelben Zeit und die alchemiſtiſchen Lehren des Königs Alphons X., welcher ſich übrigens dadurch, daß er die Landesſprache bei den Gerichten und bei der Staatsverwaltung einführte, ein unſterbliches Verdienſt erwarb. Schon bedeutender der Form und dem Inhalte nach iſt das moraliſche und politiſche Exempelbuch des caſtilianiſchen Prinzen Don Juan Manuel, welches unter dem Titel: „Der Graf Lucanor“ („El conde Lucanor“) bekannt iſt und einen Schatz von praktiſchen Lebensregeln enthält; bizarrer und roher iſt das allegoriſch-ſatyriſche Werk des Juan Ruiz, in welchem die Faſten, der Carneval, das Frühſtück ꝛc. perſonificirt und die Fehler der Zeit derb gerügt werden. So anerkennungswerth aber alle dieſe Verſuche ſind, ſo dürfen ſie doch nicht als viel mehr denn verſificirte Proſa gelten und erſt in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh., der Blüthenzeit der Romanzen und der Lieder, kann von Poeſie die Rede ſein. Die Namen der Verfaſſer dieſer köſtlichen Überbleibſel ächt nationaler Poeſie ſind längſt verklungen und alle Nachforſchungen ſind bis jetzt faſt ohne den geringſten Erfolg geblieben. Die älteſten Romanzen ſind aus den damals beliebteſten Ritterromanen, beſonders aus dem Sagenkreiſe Karl's des Großen und aus dem Amadis (der wahrſcheinlich auch ein ächt ſpaniſches Nationalwerk iſt und den Portugieſen Vasco Lobeira zum Verfaſſer haben ſoll) geſchöpft und an dieſe ſchließen ſich die hiſtoriſchen Romanzen aus der Landesgeſchichte an. Beide Gattungen ſind jedoch nicht ſelten ſo innigſt mit einander verſchmolzen, daß das Wahre und Geſchichtliche von dem Fabelhaften und Erdichteten unmöglich unterſchieden werden kann. Der Charakter

aller dieſer Romanzen iſt ſtets derſelbe; ſie ſind gewöhnlich kleine Situationsgemälde, ohne alle dichteriſche Verwickelung und Auflöſung, aber voll trefflicher einzelner ächtpoetiſcher Züge, ohne jede ſelbſtbewußte künſtliche Berechnung, wodurch ſich hauptſächlich die ſpäteren Romanzen von dieſen ächten Naturgewächſen unterſcheiden. Die älteſten Romanzen haben nur einen einzigen Reim, der mit nicht gereimten Zeilen abwechſelt und ſich oft in die bloße Aſſonanz verliert. In den hiſtoriſchen Romanzen, die gewöhnlich aus dem Leben des Cid und aus der mauriſchen Geſchichte genommen ſind, zeigt ſich ſchon manchmal mehr Kunſt, die Aſſonanzen werden mit poetiſcher Überladung behandelt und ſchon ſind die Abtheilungen in Stanzen mit einem Refrain keine ſeltene Erſcheinung. Die unbedeutendſten aller dieſer alten Romanzen ſind die aus der Mythologie und aus der bibliſchen Geſchichte geſchöpften. Von der erzählenden Romanze unterſcheidet ſich das Lied (cancion) nur dadurch, daß es, um zum Geſange tauglicher zu werden, in kleine Strophen (coplas) eingetheilt war, und man könnte dieſe Lieder, welche auch zu dem beliebten Nationaltanze, der Sarabande, geſungen wurden, unbedenklich lyriſche Romanzen nennen. Nur ſehr wenige Liederdichter aus dem XIV. Jahrh. ſind uns bekannt, und ſelbſt dieſe wenigen nahmhaft zu machen lohnt ſich nicht der Mühe. Erſt mit dem XV. Jahrh. beginnt die Glanzperiode der ſpaniſchen Liederpoeſie. Der Hof und die Großen, an deren Spitze Enrique de Villena genannt wird, gingen mit ihrem Beiſpiele voran und zogen, häufig nicht ohne Pedanterie, die Gelehrſamkeit und die Moral in den Kreis der Poeſie. Beſonders leiden die älteſten Dichter dieſer Zeit an dieſem damals als nicht geringer Vorzug geltenden Fehler. Iñigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, ward von ſeinen Zeitgenoſſen als ein unübertreffliches Muſter angeſtaunt und doch laſſen ſein allegoriſcher Trauergeſang auf den Tod des Marquis von Villena, ſein Lehrgedicht für Privatmänner („El doctrinal de privados“) und ſeine von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Liebeslieder eben ſo kalt als ſeine verſificirten Sprüchwörter und ſein geiſtliches Lied: „Die Freuden der heiligen Jungfrau“ („Los gozos de nuestra Señora“). Aber ſein kritiſch-hiſtoriſches Sendſchreiben („Arte de Poesia Castellana“) iſt für die Geſchichte der altſpaniſchen Poeſie nicht ohne Intereſſe. Nur wenig höher ſteht Juan de Mena, der in einem allegoriſchen Gedichte, „Das Labyrinth“ („El Labyrintho“) oder „Die dreihundert Stanzen“ („Las Trecientas“) genannt, ein allegoriſches Gemälde des ganzen menſchlichen Lebens zu entwerfen ſich vornahm, aber durchaus mehr Beleſenheit als Phantaſie beurkundet. Die übrigen Dichter aus dieſer Periode, welche noch namhaft gemacht zu werden verdienen, ſind: Fernan Perez de Guzman, Rodriguez del Padron, Diego Lopez de Haro, Alonzo de Cartagena, Alonzo de Santa Maria, Garcias Sanchez von Badajoz, Guivara, Gomez Manrique und ſein Neffe Jorge Manrique. Ihre Werke befinden ſich in dem berühmten allgemeinen Liederbuche („Cancionero general“, 1. Ed. Valencia 1511. Fol., Toledo 1517. Fol., Sevilla 1527. Fol., Amberes 1557, 1573 et 1678. 8.), deſſen Inhalt zu bedeutend iſt, als daß wir ihn nicht etwas näher bezeichnen ſollten. Das Liederbuch wurde von Fernando del Caſtillo zu Anfange des XVI. Jahrh. geſammelt und faſt in jeder der ſpäteren Ausgaben vermehrt; in den älteſten Ausgaben ſind jedoch ſchon 136 Dichter namhaft gemacht, zu welchen noch eine große Anzahl ungenannter kommt. Die geiſtlichen und moraliſchen Lieder dieſer vielberühmten Sammlung haben den geringſten Werth; ſie ſchmecken ſämmtlich nach ſteifer Dogmatik und nach klöſterlicher Erziehung. Die Lieder der Liebe, welche den größten Theil des Buches einnehmen, ſind zwar einförmig, zeichnen ſich aber durch glühende Phantaſie und bis zur Verzweiflung geſteigerte Leidenſchaft, die jedoch mit der Vernunft ſtets im Kampfe liegt, aus. Die übrigen Formen des Liedes (canciones, vilancicos, glosas, letras), welche ſich

in dem allgemeinen Liederbuche finden, ſind oft von unnachahmlicher Zartheit und Lieblichkeit, bieten aber auch häufig Gelegenheit zu poeſieloſer Künſtelei. An das Liederbuch ſchließt ſich das allgemeine Romanzenbuch („Romancero general", Madr. 1604—1605. 2 Voll. 4., 1614. 2 Voll. 4.) an und enthält einen noch reichern Schatz von Poeſie als dieſes; da aber die einzelnen Stücke ohne alle Ordnung zuſammengerafft ſind, ſo läßt ſich die Zeit ihrer Entſtehung, die für die Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie höchſt wichtig wäre, nicht ausmitteln. — In dieſe Periode fallen auch ſchon die erſten Spuren des ſpaniſchen Dramas, wenn man die dialogiſirten Schäferſpiele von Rodrigo de Cota und Juan de la Enzina und den dramatiſchen Roman: „Calliſtus und Meliböa" in 21 Acten, welchen Rodrigo de Cota begann und Fernando de Roxas beendigte, als die Anfänge des wahren Dramas betrachten will. — Die Ausbildung der ſpaniſchen Proſa in dieſem Zeitraume iſt ſehr bemerkenswerth; ſind auch die Chroniken von Perez de Guzman, Pedro Lopez de Ayala und Anderen noch altväteriſch ſteif und unbeholfen, ſo zeigen doch die Geſchichte des Grafen Pedro Niño von Buelna („Cronica de Don Pedro Niño Conde de Buelna", Madr. 1782. 4.) von Gutierre Diez de Games, die Geſchichte des Grafen Alvaro de Luna („Cronica de Don Alvaro de Luna", Madr. 1784. 4.) von einem Ungenannten und die Biographien berühmter Männer („Los claros varones") von Fernando del Pulgar eine für jene Zeit ſeltene rhetoriſche Vollkommenheit. Zweite Periode. Vom Beginne des XVI. Jahrhunderts bis auf Cervantes und Lope de Vega. Einen neuen Schwung bekam die ſpaniſche Poeſie durch die Verbindung mit Italien, welche ſeit der Eroberung Neapels durch den großen Feldherrn Gonſalvo Fernandez de Cordova (1504) faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch einen ſehr bemerkbaren Einfluß äußerte. Die poetiſche Cultur Spaniens war in ſtetem Fortſchreiten begriffen, ſo ſehr auch Despotie und Inquiſition jeder Äußerung des wiſſenſchaftlichen Geiſtes unüberſteigbare Schranken ſetzte. Die Dichter gingen in ihrer angeborenen ſtrengen Rechtgläubigkeit gleichgültig neben dem in den Nachbarländern weit mehr als in Spanien ſelbſt gefürchteten Glaubensgerichte hin und waren von den weltlichen und geiſtlichen Machthabern eben ſo wenig verfolgt als unterſtützt. Ein wichtiges Ereigniß wurde die völlige Vereinigung der aragoniſchen und caſtilianiſchen Provinzen durch Karl von Öſtreich für die Poeſie dadurch, daß ſich die caſtilianiſche Sprache zur Geſchäfts- und Bücherſprache erhob. Der erſte Dichter, welcher ſich nach italieniſchen und altclaſſiſchen Muſtern bildete, war Juan Boscàn Almogavèr; er ſoll dieſen Entſchluß dem venetianiſchen Geſandten, Andrea Navagero, zu verdanken gehabt haben. Seine Jugendverſuche gleichen noch völlig den altſpaniſchen Liedern und Romanzen; der italieniſche Geiſt offenbart ſich zuerſt in ſeinen Sonetten im petrarchiſchen Style. An zarter Melodie der Sprache des Gefühls erreichte weder Boscan noch einer ſeiner Nachfolger ſein großes Vorbild; die Farben ſind, wie es der ſpaniſche Charakter erheiſchte, ſtärker aufgetragen und durch jeden Vers ſtürmt leidenſchaftliche Heftigkeit; doch iſt der Ton der glühenden Schwärmerei und der innigſten Sehnſucht nicht ſelten unnachahmlich glücklich getroffen. Boscan's poetiſche Epiſteln in Terzinen und ſeine Elegien ſind reich an anziehenden Bildern und Gedanken und verrathen eine ſo geſunde Lebensphiloſophie, wie man ſie bei ſpäteren ſpaniſchen Dichtern ſelten findet („Obras", Lisb. 1543. 4. Amberes 1597. 16. und öfter). An Boscan ſchloß ſich Garcilaſo de la Vega an und ſtudirte mit eben ſo großem Eifer die italieniſchen und römiſchen Dichter. Unübertroffen iſt er in ſeinen Schäfergedichten, die ſich durch Innigkeit des ſchwärmeriſchen Gefühls, durch die gefälligſte Beſtimmtheit des Ausdrucks und durch ſeltene Harmonie der Verſification auszeichnen. Geringern poetiſchen Werth haben ſeine Sonette, Elegien und Epiſteln („Obras", Madr. N. E. 1765. 8. 1796. 16.). Rauher als

die Werke ſeiner Vorgänger ſind die Sonette des Diego Hutardo de Mendoza, aber ſeine Epiſteln (cartas) ſind reich an herrlichen didaktiſchen Zügen, Sentenzen, Gemälden und Charakteren. Auch verſuchte er ſich nicht ohne Glück in mehreren Formen des altſpaniſchen Liedes (redondillas, quintillas, villancicos ꝛc.). Das meiſte Aufſehen erregte jedoch ſein Schelmenroman: „Lazarillo de Tormes" (Amberes 1553. 16. und ſehr oft. Neue Aufl. Gotha 1810. 8. Deutſch von J. G. Keil, Gotha 1810. 8.), der ſich durch die feinſte Satyre auszeichnet und bald in ganz Europa mit Wohlgefallen geleſen wurde („Obras", Madr. 1610. 4.). Seine Geſchichte des Krieges gegen die Moriskos in Granada („Guerra de Granada", beſte Ausg. Valencia 1776. 4.) empfiehlt ſich durch Glaubwürdigkeit, maleriſche Veranſchaulichung der Sitten und Charaktere, durch freie Kraft der Betrachtung, antike Würde und redneriſche Gediegenheit. Die Reform der ſpaniſchen Poeſie nach altclaſſiſchen und italieniſchen Muſtern hatte unterdeſſen auch in Portugal ſo großen Beifall gefunden, daß ſich mehrere portugieſiſche Dichter bewogen fanden, ſich in ihren Verſuchen des caſtilianiſchen Dialektes zu bedienen. Unter ihnen verdienen der unübertrefflich naive Idyllendichter Francisco de Saa de Miranda und Jorge de Montemayor, der Verfaſſer des berühmten Schäferromans „Diana" (Neue Aufl. Madr. 1795. 8.), beſondere Erwähnung und müſſen mit gleicher Achtung ſowohl in der ſpaniſchen als in der portugieſiſchen Literatur genannt werden. Die größte Bewunderung in dieſem Zeitraume fand Fernando de Herrera, welchen man ſogar mit dem Beinamen des Göttlichen beehrte, obſchon er faſt immer mehr der Kunſt als der Natur huldigt. Er ſchuf ſich in ſeinen Oden, die übrigens als die erſten claſſiſchen Verſuche in dieſer Dichtungsart in der neuern Literatur angeſehen werden müſſen, eine eigene pretiöſe Sprache, die manchmal ſogar in ſinnloſen Schwulſt übergeht. Oft ſiegt aber auch in ihm die gute Natur und dann iſt ſeine Darſtellung unwiderſtehlich hinreißend. Dieſelben Vorzüge und Fehler haben ſeine Sonette und Elegien („Obras", Sevilla 1582. 4.). Die Verbindung altclaſſiſcher Correctheit mit ſanfter romantiſcher Schwärmerei gelang am Vorzüglichſten Luis Ponce de Leon, einem ſtill religiöſen, tief ſchwärmeriſchen Geiſtlichen, der weit größere Aufmerkſamkeit in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie verdient, als ihm ſeither geworden iſt. („Obras", N. E. Valencia 1785. 8.). — Minder originell und jetzt gekannt ſind der lyriſche Dichter und gewandte Überſetzer Fernando de Acuña, der Lieder- und Madrigalendichter Guiterre de Cetina, der Idyllendichter Pedro de Padilla und Gaspar Gil Polo, der Montemayor's „Diana" mit großem Geſchicke fortſetzte und zu Ende führte. Am Wenigſten wollte das Epos gedeihen; zwar verſuchte man die Thaten Karl's V. zu beſingen, aber ſowohl Luis de Zapata's „Berühmter Karl" („Carlos famoso"), als auch Geronymo de Urrea's, welcher Arioſto's raſenden Roland nicht ganz unglücklich überſetzte, „Siegreicher Karl" („Carlos victorioso") und Geronymo Samper's „Karolide" („Carolea") ſind völlig mißlungen zu nennen. Etwas größeres poetiſches Verdienſt haben Alonzo Lopez's „Pelayo" („El Pelayo") und das erzählende Gedicht „Die Quelle von Alcover" („La fuente de Alcover") von Felipe May. Die nicht mißlungenen metriſchen Überſetzungen der Odyſſee von Gonzalo Perez und und der Äneis von Gregorio Hernandez de Velasco ſcheinen zu ihrer Zeit mit nicht geringem Beifall aufgenommen worden zu ſein. Der bedeutendſte Gegner der claſſiſchen Correctheit und der eifrigſte Vertheidiger der altſpaniſchen Naturpoeſie war der geiſtreiche, aber in einſeitigen Vorurtheilen befangene Chriſtoval de Caſtillejo. Seine Romanzen und ſchalkhaft erotiſchen Volkslieder, in denen er nicht ſelten die Sonettiſten mit gelungenem Witze lächerlich zu machen ſucht, ſind Meiſterſtücke in ihrer Art, ſeine Satyren übertreiben aber zu ſehr, als daß ſie ihrer Wirkung hätten gewiß ſein können. — Die Uranfänge des ſpaniſchen Theaters

ſind wohl, wie überall, die Myſterien und geiſtlichen Moralitäten. Die Verſuche, die dramatiſche Poeſie nach fremden Muſtern weiter zu bringen, ſcheiterten zum Glück an dem feſten Willen des Volkes, welches nur ſeiner Nationalität Entſprechendes heiſchte. Die Überſetzungen altclaſſiſcher Stücke in Proſa von Villalobos, Perez de Oliva und Pedro Simon de Abril kamen nicht zur Aufführung und wurden kaum von Gelehrten geleſen. Die dramatiſchen Romane, im Geſchmacke von Rodrigo de Cota's „Calliſtus und Meliböa", fanden zwar als moraliſche Exempelbücher mehr Beifall, eigneten ſich aber noch weit weniger zur Darſtellung auf der Bühne. Als der Vater der ſpaniſchen Komödie, welche dem Nationalgeſchmacke entſprach, muß Bartholomè Torres Naharro betrachtet werden. Er ſchrieb ſeine Luſtſpiele in Redondilien wie Romanzen und ſuchte durch ſinnreiche Verwickelung einer Intrigue das Intereſſe zu feſſeln, ohne auf die gleichmäßige Durchführung der Charaktere viel zu achten. Er theilte ſeine Stücke in drei Acte (Tagwerke, jornadas) und zeichnete überhaupt den Weg vor, auf welchem ſpäter das dramatiſche Genie in Spanien den höchſten Gipfel ſeiner Vollendung erſtieg. Ihm folgte zuerſt der Naturdichter Lope de Rueda, welcher die ſpaniſche Bühne einrichtete und mit ſeinen freilich noch unvollkommenen Stücken ſo großen Beifall erndtete, daß die gelehrte Partei endlich einſah, daß man dem Willen der Nation nicht entgegenhandeln dürfe; und Juan de la Cueva machte ſomit den eigentlichen Anfang zum ſpaniſchen Nationaldrama, welches durch die kühnſte und bunteſte Miſchung von Ernſt und Scherz, von Intriguen, Einfällen, Überraſchungen, ſinnreichen Gedanken und lebendigen Darſtellungen die Zuſchauer äſthetiſch zu beſchäftigen ſuchte, ohne ſich zu erlauben, in irgend einer traurigen oder luſtigen Scene eine beſtimmte moraliſche Tendenz vorwalten zu laſſen. Im Trauerſpiele machte Geronymo Bermudez für ſeine Zeit anerkennungswerthe Verſuche. Seine beiden Stücke („Nise lastimosa" und „Nise laureada") behandeln die traurige Geſchichte der Ines de Caſtro und ſind nicht ohne glücklichen Erfolg nach der altclaſſiſchen Tragödie gemodelt. Kann man auch die Erfindung und Ausführung nicht ſehr loben, ſo ſind doch einzelne Scenen wirklich meiſterhaft zu nennen. Berührt muß noch werden, daß in dieſer Periode auch die geiſtlichen Schauſpiele (autos sacramentales), die burlesken Zwiſchenſpiele (entremeses y saynetes) und Vorſpiele (loas) entſtanden, aber erſt in dem folgenden Zeitraume kunſtgerecht ausgebildet wurden. — Die Proſa machte weniger bedeutende Fortſchritte als die Poeſie; die faden Ritterromane, welche in der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts von der Leſewelt verſchlungen wurden, waren eben ſo wenig Muſter des Styls, als Timoneda's abenteuerlich verwickelte Märchen (patrañas), denen italieniſche Novellen zum Vorbilde gedient hatten. — Die didaktiſche Proſa bildeten vorzüglich Fernan Perez de Oliva durch ſeinen „Dialog über die Würde des Menſchen" („Dialogo de la dignidad del hombre") und Ambroſio de Morales durch ſeine Abhandlungen („Discursos") über verſchiedene Gegenſtände der praktiſchen Philoſophie und der Literatur aus. Die didaktiſchen Schriften von Pedro de Valles, Francisco Cervantes de Salazar und Luis Mexia ſind nicht frei von Pomp und Schwulſt. — Die hiſtoriſche Darſtellung gewann freilich durch Diego de Mendoza, von welchem ſchon oben die Rede war, aber politiſcher und religiöſer Despotismus hielt jedes freiere Urtheil ſo ängſtlich nieder, daß ſelbſt der feine Politiker Geronymo Zurita aus ſeiner Geſchichte von Aragonien („Annales de la corona de Aragon", Çaragoça 1616. 6 Voll. Fol.), die ſeinen Talenten und ſeiner gelehrten Bildung nach ein Meiſterſtück hätte werden können, nur ein gewöhnliches Geſchichtsbuch zu machen vermochte. Völlig unbedeutend in ſtyliſtiſcher Beziehung ſind die trockenen hiſtoriſchen Werke von Florian de Ocampo und Ambroſio de Morales, wenn ſie auch großen Fleiß und gute Quellenkenntniß verrathen. — Die Verſuche

in den übrigen Gattungen der Prosa, welche wir aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrh. besitzen, sind zu schwach und gering, als daß sie hier Erwähnung verdienten. — Dritte Periode. Von Cervantes bis in die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Die äußeren Verhältnisse, welche in diesem Zeitraume auf die spanische Literatur einwirken konnten, sind dieselben, wie in der vorigen Periode. Ohne Ermuthigung schritt die Poesie dennoch in ihrer Vervollkommnung rasch vorwärts und erreichte ihren höchsten Flor, von welchem sie aber eben so schnell wieder herabsank. An der Spitze der Dichter aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. steht Cervantes (s. d. Art.), dessen Name und Werke dem Auslande bekannter sind, als alle andere Leistungen der spanischen Literatur. Welchem Leser von etwas mehr als ganz gewöhnlicher Bildung ist der meisterhafte Roman „Quixote" nicht im frischen Andenken, wenn ihm auch die selteneren, aber vortrefflichen Novellen des Dichters nicht zugänglich geworden sein sollten? Geringer, aber durch einzelne unübertreffliche Partien stets den Meister verrathend sind der Schäferroman: „Galathea", die poetische „Reise nach dem Parnaß", die dramatischen Versuche („Numantia", „das Leben in Algier") und der Roman „Persiles und Sigismunda". Nicht so groß wie Cervantes im Romane, war der fruchtbare, aber zu schnell arbeitende Lope de Vega (s. d. Art.) im Drama. Doch machte er das spanische Schauspiel zu dem, was es bis zu seinem Verfalle blieb. Er fixirte die verschiedenen Modificationen des Drama und von seiner Zeit an unterschied man geistliche und weltliche Komödien (comedias divinas y humanas); die weltliche Komödie (mit welchem Namen man in Spanien überhaupt jede dramatische Form bezeichnet) zerfiel in heroische (historische, mythologische) Stücke (comedias heroycas) und in Mantel- und Degenstücke (comedias de capa y espada), welche aus dem eleganten Leben nach der Sitte der Zeit gegriffen waren und die man, wenn in ihnen ein windiger Glücksritter die Hauptrolle spielt, auch Figurirstücke (comedias de figuron) nannte. Die geistlichen Komödien wurden in Leben der Heiligen (vidas de santos) und in Frohnleichnamsstücke (cantos sacramentales) eingetheilt. In der Art der Composition sind sich die Dramen des Lope de Vega fast alle gleich; die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts wird wenig oder gar nicht beachtet und kaum halten Acte und Scenen das Ganze zusammen. Eben so locker und gleichgültig ist die Ausführung; Darstellung und Sprache sind bald kräftig, bald matt, bald edel, bald gemein, bald roh, bald sehr fein. Stets bemerkt man die allzuflüchtige Hand des Dichters. Seine Fruchtbarkeit bewies er auch durch mehrere ausgedehnte Epopöen („Jerusalen conquistada", „La Hermotura de Angelica", „Corona tragica", „Circe" und „Dragontea"), die aber völlig mißlangen und schnell wieder vergessen wurden. Seine kleineren Gedichte, unter welchen sich übrigens vieles Ausgezeichnete findet, sind fast unzählbar. — Nach Cervantes und Lope de Vega verdienen die Brüder Luperno Leonardo de Argensola und Bartholomé Bernardo de Argensola die erste Erwähnung. Sie müssen den vorzüglichsten spanischen Lyrikern und Episteldichtern, welche dem Horaz nacheiferten, beigezählt werden. Muß man ihnen auch Originalität und Fülle des Genies im ganzen Sinne des Worts absprechen, so sind ihnen doch poetisches Gefühl ohne Schwärmerei, ein männlich emporstrebender Geist, ein sehr glückliches Darstellungstalent, ein treffender Witz, eine classische Würde des Styls und überhaupt eine den spanischen Dichtern selten in so hohem Grade eigne Solidität des Geschmackes nachzurühmen („Obras" N. E. Madr. 1804. 3 Voll. 8.). Die Zahl der Dichter wuchs in diesem Zeitraume so sehr an, daß nur die bedeutendsten namhaft gemacht werden können. Selbst diese entwickelten wenig Originalität, sondern gingen auf dem gebahnten Wege ruhig weiter. Das Epos wollte auch in dieser Periode keinem Spanier gelingen, weil man die epische Darstellung von der wirklichen Geschichte

nicht zu unterſcheiden verſtand und faſt immer eine gleichzeitige Begebenheit als Stoff wählte. Auf dieſe Weiſe wurden ſtets nur verſificirte Geſchichten geliefert. Oder iſt etwa die geprieſenſte aller ſpaniſchen Epopöen, die „Araucana" des Alonzo de Ercilla y Zuñiga (N. E. Madr. 1776. 2 Voll. 8. Gotha 1803. 3 Voll. 8.) bei allen einzelnen Schönheiten mehr, als eine Chronik der Eroberung des Landes der Araucaner in Amerika? Die übrigen ſehr zahlreichen epiſchen Verſuche aus dieſer Zeit, Chriſtoval de Meſa's „Wiederherſtellung Spaniens", („Restauracion de España") und „Gefilde von Toulouſe", („Las navas de Tolosa"), Francisco de Mesquera's „Numantina", Lopez Zarate's „Erfindung des Kreuzes", („Invencion de la Cruz"), Hippolyto Sanz' „Maltea", Petro de Vezilla's „Spaniſcher Löwe" („Leon de España"), Lorenzo de Zamora's „Saguntina", Gabriel Laſo de Vega's „Mexicana" u. a. m. wurden ſelbſt in Spanien ſchnell wieder vergeſſen und gelten jetzt nur noch als literariſche Curioſitäten. — Der lyriſchen Dichter gibt es in der zweiten Hälfte des XVI. und in der erſten Hälfte des XVII. Jahrh. nicht wenige; ſie ſangen in dem von den italieniſchen Dichtern erlernten, aber durch und durch hiſpaniſirten Tone fort, bis ſie keine Zuhörer mehr fanden; die vorzüglichſten ſind: Vicente Eſpinel, der in ſeinen Canzonen Idyllen und Elegien zwar wenig Originalität, aber große Meiſterſchaft in der Darſtellung bewährt; Criſtoval de Meſa, auch bekannt als gewandter Überſetzer; Juan de Morales, ausgezeichnet in der Ode; Aguſtin de Terada, ſchon von mythologiſchen Bildern und allegoriſchen Figuren ſtrotzend; der Epiſteldichter Andres Rey de Artieda; der Satyriker Gregorio Morillo; der treffliche Lyriker Luis Barahona de Soto; der Idyllendichter Pedro Soto de Rojas; Luis Marta de la Plaza, beſonders bekannt durch anmuthige Madrigale, der Epigrammatiker Balthaſar del Alcazar und die Canzonen- und Sonettendichter Gonzalo de Argote y Molina, Francisco de Figueroa und Juan de Arguijo. Um dieſe Zeit ſchlich ſich auch der pretiös-phantaſtiſche Ton der Mariniſten aus Italien nach Spanien herüber, wo er vollkommne Aufnahme fand und bis zum unſinnigſten Schwulſt geſteigert wurde. Der bekannte Hiſtoriker Manuel Faria y Souſa machte den Anfang; aber Haupt der neuen, nach einer verkehrten Richtung hin keck und ſtolz fortwandernden Schule ward Luis de Gongora y Argote. Er bildete ſich eine ganz neue faſt unverſtändliche und abenteuerlich pretiöſe Sprache und nannte dieſen Unſinn einen cultivirten Styl (estilo culto). Seine Anhänger und Nachfolger, unter denen Alonzo de Ladesma und Felix de Arteaga das Überſchwenglichſte zu Tage förderten und dafür den größten Ruhm erndeten, hießen Gongoriſten, Conceptiſten (conceptistos) oder Culturiſten (culturistos). — Unter allen Dichtungsarten wurde in dieſer Periode das Drama am meiſten und am glücklichſten angebaut. Den letzten mißlungenen Verſuch, das Trauerſpiel von dem Luſtſpiel zu trennen, machte Criſtoval de Virues. Seine Tragödien, beſonders ſeine „Semiramis" und ſeine „Caſſandra" übertreffen an wahrem Ausdrucke des tragiſchen Pathos und durch kraftvollen, ungezwungenen Dialog alle früheren Verſuche, aber das ſpaniſche Publicum wollte ſich nur das Nationaldrama, worin luſtige und tragiſche Scenen, wie im Leben, abwechſeln, gefallen laſſen („Obras tragicas", Madr. 1609. 8.). Mehr Beifall fand Juan Perez de Montalvan, der in die Fußtapfen ſeines Lehrers Lope de Vega trat und beſonders wegen der trefflichen Haltung ſeiner Charaktere großes Lob verdient. Alle Vorgänger und Nachfolger übertraf Pedro Calderon de la Barca (ſ. d. Art.), einer der größten Dichter, die je gelebt haben. Er legte der unbändig wilden Phantaſie Zügel an und ſchuf ſich in Allem, was Feinheit der Erfindung, der Ausführung und des Styls betrifft, ein neues Feld. Seine Komödien ſind Intriguen-

stücke, wie die Lope de Vega's, aber sie sind reich an charakteristischen Zügen, die den natürlichen Gang der mancherlei Modificationen der galanten Intrigue aus dem Innern der Seele entwickeln; besonders hat er den weiblichen Charakter und die weibliche Denk- und Sinnesart getreuer und genialer aufgefaßt, als irgend ein anderer spanischer Dichter. Die Eleganz der Sprache und Versification vollendet die geistreiche Harmonie seiner regellos scheinenden, aber doch ihrer eignen Regel getreuen Dichtungen. Raschheit und Leichtigkeit des Dialogs haben sie mit den anderen guten spanischen Dramen gemein. — Die Anzahl der übrigen Schauspiele aus dem Zeitalter Calderon's beläuft sich auf viertausend und alle sehen sich gänzlich ähnlich. Wie früher sich jeder Dichter in der Romanze und im Liede versuchte, so wetteiferten jetzt alle in Hervorbringung zahlreicher Dramen. Nur Antonio de Solis, auch als Historiker berühmt, Agustin Moreto, ausgezeichnet in komischen Scenen, Juan de Hoz, der fruchtbare Tirso de Molina, Francisco de Rojas, Agustin de Salazar y Torres, Antonio Mira de Mescua und Antonio de Mendoza können hier als die bekanntesten und vorzüglichsten genannt werden. — Der Rückgang der spanischen schönen Literatur beginnt mit Francisco de Quevedo Villegas (s. d. Art.), der von dem classischen und musterhaften Style zu dem verzierten und verkünstelten überging und durch den bedeutenden Einfluß, den er erlangte, seine Zeitgenossen auf dem zum Verderben führenden Wege mit sich fortzog. Er war unstreitig der witzigste und vielseitigst gebildete Kopf seiner Zeit, aber es fehlte ihm an Originalität. Er vereinigte alle guten und schlechten Richtungen seines Jahrhunderts in sich und bildete darnach seine poetischen und prosaischen Schriften, die man am Besten mit einem reichen Juwelenschmucke, der zum Theil vortrefflich, zum Theil schlecht gefaßt ist, vergleichen kann. Übertreibung in Bildern und Sprache ist in dem sonst einzigen und unübertrefflichen Liebesdichter Estevan Manuel de Villegas schon bemerkbar („Las Eroticas", N. E. Madr. 1774. 2 Voll. 8.); und immer sichtlicher wird der Ungeschmack in den Werken der übrigens in einzelnen Partien vorzüglichen Dichter Juan de Jauregui, bekannt durch die mythologische Erzählung: „Orpheus", Francesco de Borja y Ecquillache, unerschöpflich an Sonetten, Episteln, Romanzen und Erzählungen, und des fruchtbaren Bernardino de Xebolledo. — Die schöne Prosa neigte sich schon längst zum Untergange, der bald durch eine Menge von faden Romanen und Novellen beschleunigt wurde. Das beste Erzeugniß in der erzählenden Gattung der Prosa ist der bekannte Schelmenroman „Guzman de Alfarache" von Mattheo Aleman. Neben ihm möchten nur noch die Novellen der Dichterin Doña Mariana de Caravajal y Saavedra Erwähnung verdienen. Die eigentlich historische Darstellung gelang nur noch Juan de Mariana und Antonio de Solis. Der populär-philosophische Schriftsteller L. Gracian ist schon ganz in gongoristischem Schwulste verstrickt. — Vierte Periode. Von der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Es verursacht eine ebenso unangenehme Empfindung, eine so herrliche Literatur, wie die spanische, allmählig absterben zu sehen, als das Hinwelken eines früher blühenden starken Mannes zu beobachten. Mit dem Zusammensinken der politischen Macht Spaniens sank auch die moralische Kraft seiner Bewohner. Das Nationalgefühl schwand, keineswegs aber der Nationalstolz und doch fanden allmählig französische Formen im Leben wie in der Literatur Eingang und verleiteten viele Kunstrichter sogar so weit, daß sie gegen die poetischen Meisterwerke ihrer Vorfahren tadelnd auftraten. Am leidlichsten gelang noch das Drama; Francisco Bancas Condamo's, Antonio de Zamora's und Joseph de Cañizare's Leistungen sind wenigstens nicht durchaus verwerflich. Die lyrischen Versuche der Dichterin Juana Inez

de la Cruz und Engenio Gerardo Lobo's in Gongora's Manier ſind kaum der Erwähnung würdig. Eine Reformation oder vielmehr Deformation der ſpaniſchen Poeſie begann mit Ignacio de Luzan, welcher in ſeiner „Poetik" (1737) die Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter auf die einheimiſche Literatur anwandte und zuerſt in ſeinen Gedichten wahre Poeſie durch Eleganz zu erſetzen verſuchte. Die einmal bekannt gewordenen Theorien wurden vorzüglich durch Gregorio Mayans y Siscar, Blas Antonio Naſarre und Joſeph Belazquez unterſtützt nd verbreitet, aber von dem großen Publicum wenig oder gar nicht beachtet; denn die Trauerſpiele Aguſtin de Montiano y Luzando's nach franzöſiſchem Zuſchnitte wollte Niemand ſehen. Mit der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. fingen die ſpaniſchen Schriftſteller endlich wieder an ſich der unwürdigen Knechtſchaft, die ſie mit ihrem Publicum entzweit hatte, zu ſchämen und ſich eines Beſſern zu beſinnen. Der Ruhm, zuerſt gegen den franzöſiſchen Geſchmack, nach dem die ſpaniſche Poeſie unmöglich wieder belebt werden konnte, aufgetreten zu ſein, gebührt Vicente Garcia de la Huerta. Seine Gedichte und Trauerſpiele („Rahel" und „Agamemnon") ſchloſſen ſich wieder an die alten Formen an und wurden ſogleich, was auch die franzöſirenden Kunſtrichter dagegen einwenden mochten, mit ungemeſſenem Beifalle aufgenommen. Ihm folgte Tomas de Yriarte mit ſeinen literariſchen Fabeln (fabulas literarias), in welchen er franzöſiſche Eleganz mit altſpaniſcher Art und Weiſe zu vereinigen ſuchte, und mit ſeinem wohlaufgenommenen Lehrgedichte: „Die Muſik". Die lyriſche Poeſie gelangte wieder zu Anſehen durch den Odendichter Leon de Arroyal, Pedro Montengon und beſonders durch den gemüthlichen Juan Melendez Valdes, welcher den beſſeren ſpaniſchen Dichtern aus den früheren Perioden an die Seite geſtellt zu werden verdient. Der epiſche Verſuch von Juan de Escoiquiz („Mexico conquistada", 1798) iſt eben ſo wenig gelungen, als die älteren ſpaniſchen Epopöen. In der neueſten Zeit erhoben ſich der Tragiker Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, der auch dem Auslande bekannt gewordene Luſtſpieldichter Leandro Fernandez Moratin und der in vielen Gattungen der Poeſie und der Proſa gleich glückliche Francisco Martinez de la Roſa weit über das Gewöhnliche und verſprechen eine beſſere Zukunft. (Vergl. L. J. Velasquez' „Origines de la Poesia Castellana", Malaga 1754. Deutſch mit werthvollen Anmerkungen von J. A. Dieze, Götting. 1769. 8.; F. Bouterwek's „Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften", Götting. 1804. Bd. III.; J. C. L. Sismonde de Sismondi's „Literatur des ſüdlichen Europas"; deutſch von L. Hain, Leipz. 1817. Bd. II. S. 1—536; Anaya's „Essay on spanish literature", Lond. 1818. 8. und O. L. B. Wolff's „Vorleſungen über die ſchöne Literatur Europas in der neueſten Zeit", Leipz. 1832. 8. S. 433—472.) — II. Wiſſenſchaften. Im Gebiete der Gelehrſamkeit blieb Spanien am längſten hinter ſüdlichen Ländern Europas zurück; von den in der literariſchen Cultur weiter vorangeſchrittenen Mauren wollte man nichts lernen, man wollte ſie nur als Feinde des Chriſtenthums und als Unterjocher des Landes bekämpfen. Ferdinand III. ſtiftete zwar im Jahre 1222 die Univerſität Salamanca, welche Alfons X., der ſelbſt zu ſeiner Zeit als der gelehrteſte Mann Spaniens galt, und der nicht minder gebildete Alfons XI. auf jede Weiſe zu heben ſuchten; zwar zeichneten ſich einige Männer, wie Arnold von Villa Nova, Raimundus Lullus, Roderico Ximenes und Juan Nuñez de Vilaſan in verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft aus, doch können nur die Hiſtoriker Roderico von Zamora („Historia Hispanica"), Peter Lopez de Ayala („Cronicas de los Reyes de Castilla, D. Pedro, D. Enrique II, D. Juan I, y del R. D. Enrique III", N. E. Madr. 1779—1780. 2 Voll. 4.) und Fernando de Pulgar („Cronica de los Reyes D. Fernando y Donna Isabel", Zaragoza,

1567. F. N. E. Pincia 1780. Fol.) Anspruch auf dauernde Schätzung machen. Wir beginnen deßwegen unsere kurze Darstellung erst mit dem Ende des XV. Jahrhunderts und lassen sie nach den Jahrhunderten in drei Abtheilungen zerfallen. 1. XVI. Jahrh. Wollte man den Aufschwung der Wissenschaften in Spanien dem fördernden Einflusse der Regenten zuschreiben, so würde man sehr irre gehen. Der rechtgläubige Ferdinand suchte im Despotismus, sein Minister Ximenes, der Stifter der Universität Alcala (1509), in strenger Bigotterie seine Größe. Karl von Östreich erlaubte zwar die Stiftung der Universität zu Grenada (1517), Compostella (1532), Baeza (1538), Ossuna (1548) und Osma (1550), aber für die Wissenschaften selbst that er nicht das Geringste. Philipp II., Philipp III. und Philipp IV. schadeten sogar durch die Strenge der Inquisition der freien Geistesentwickelung und man kann keck behaupten, daß Spanien das Aufblühen der Literatur nur der Reife des Geistes seiner Bewohner und einem frischerwachten innern Drange der Nation zu den Wissenschaften, der keiner äußeren Aufmunterung zur Anstrengung bedarf, verdankt. Der Wohlstand ward durch die ungeheuren Reichthümer, die man aus den eroberten Ländern zog, allgemein und mitten unter dem Geräusche der Waffen wurden die Künste des Friedens gepflegt. Unter Karl V. war die spanische Sprache in Europa eben so verbreitet wie später die französische; in allen Ländern traf man Spanier und fast alle fremden Sprachen wurden in Spanien gelehrt und bearbeitet, sogar die orientalischen und amerikanischen. Die Länder- und Völkerkunde wurde nach allen Seiten hin erweitert; die Vervollkommnung der Schifffahrtskunde geboten schon die häufigen Unternehmungen auf fernen Meeren; Pedro de Medina schrieb schon ein Werk über die Marine, das allgemein geschätzt wurde; die Naturkunde wurde jetzt durch die neuen Entdeckungen jenseits des Weltmeeres häufig der Gegenstand des Studium und die Namen Gonzala de Oviedo, Francisco Hernandez, Pedro Acosta und Marcuello sind jetzt noch für den Kenner dieses Theils der Gelehrsamkeit kein leerer Klang. Durch die Verbindung mit Italien ward die altclassische Literatur in Spanien bekannter und fand an Luis Vives, Juan Moles Margerith, Pedro de Lhecon, Diego de Covarruvias und Martin Azpilueta eifrige Anhänger, Bearbeiter und Verbreiter. Auch die orientalischen Sprachen wurden mit Eifer getrieben; Nebrija, Fernando Nunez und Alfonso von Alcala besorgten unter der Leitung des Cardinals Ximenes die sogenannte complutensische Polyglotte (1517); Arias de Montano gab allein die antwerpner heraus. — Die Jurisprudenz und die Medicin mit ihren Hülfswissenschaften wurden durch tüchtige Männer weiter gefördert; die spanischen Rechtsgelehrten Antonio Augustin, Anton Gomez, Diego Gomez, Suarez, Vasquez, Diego Covarruvias und Anton Covarruvias waren im Auslande eben so bekannt und berühmt, als die Ärzte Francisco Vales, Hernandez und Herrera, welche von den Arabern zu Galen zurückkehrten. — In der Mathematik zeichneten sich Pedro Ciruelo, Jeronimo Muñoz und Rodrigo Dosma Delgado, in der Astronomie Alfonso de Cordova und Rojas aus, wenn sie sich auch mit den großen Mathematikern und Astronomen der Nachbarländer nicht messen konnten. — Die Historiographie konnte weniger gedeihen, da despotische Politik und die Inquisition dem Urtheile harte Fesseln anlegten. Dagegen verdienen der trefflichen Darstellung und der gediegenen Sprache wegen Ambrosio Morales („Allgemeine Chronik von Spanien"), Diego de Mendoza („Geschichte des Kriegs gegen die Morisken in Granada"), Mariana („Geschichte von Spanien"), Antonio de Herrera („Geschichte der Entdeckung und Eroberung Westindiens") und Antonio de Solis („Geschichte der Eroberung von Mexico") aus der großen Zahl gewöhnlicher Chronisten hervorgehoben zu werden.

2. XVII. Jahrh. In dieſem Jahrhundert nahm die ſpaniſche Allmacht durch innere und äußere Kriege immer mehr ab, bis ſie zuletzt unter dem ſchwachen Karl II. mit völliger Ohnmacht endigte. Die moraliſche Kraft der Nation verwandelte ſich in Lethargie und nur wenige Talente erhoben ſich aus der Tiefe der allgemein gewordenen literariſchen Barbarei. Unheilbringend war überdieß der lächerliche ſpaniſche Stolz, welcher mit Verachtung auf die immer trefflicher werdenden Leiſtungen der Nachbarländer herabſah und der Inquiſition, die alles Fremde ſchon deßwegen, weil es freier gedacht und geſagt war, als es ihr gut dünkte, ferne hielt, dadurch getreulich in die Hände arbeitete. — Die Sprachkunde nahm am Schnellſten ab; nur wenige ſchrieben ein barbariſches Latein, das Griechiſche wurde ſo wenig verſtanden, daß man ſogar die griechiſchen Stellen in den gedruckten Büchern wegließ, weil ſie doch Niemand leſen konnte. Die Philoſophie beſtand in trockner, ſcholaſtiſcher Terminologie, mit Aberglauben und Frömmelei verbrämt; die zahlreichen theologiſchen Schriften aus dieſer Periode ſind grelle Satyren auf den geſunden Menſchenverſtand. Unter Mathematik begriff man bald nichts mehr als Arithmetik; die gemeinſten Sätze der Geometrie waren unbekannt. Die Kraft der Reliquien wurde höher geachtet als der Beiſtand der Medicin und Chirurgie, an deren wiſſenſchaftliche Behandlung übrigens die Ärzte, die von der gröbſten Empirie ausgingen, gar nicht dachten. Überhaupt liefert die ſpaniſche Literatur dieſes Zeitraums ſo wenig Neues, daß wir keinen einzigen Schriftſteller, der in irgend einem Theile der Wiſſenſchaft Epoche gemacht hätte, namhaft zu machen wiſſen. 3. XVIII. und XIX. Jahrh. Wie unter den letzten Königen aus dem Hauſe Öſtreich aller Wohlſtand und alle Kraft der Nation, ſo wie alle Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt verſchwunden waren, ſo erlangten ſie unter den Herrſchern aus dem Hauſe Bourbon allmählig wieder mehr Ermunterung und Unterſtützung. Gewerbe, Künſte und Handel erhielten unter Philipp V. (1700—1746) neuen Schwung; Ferdinand VI. (1746—1759) ſuchte die politiſche Macht des Landes wieder zu heben und Karl III. (1759—1788) förderte Alles, was Literatur und Kunſt betraf, mit leidenſchaftlichem Ernſte. Durch die franzöſiſche Revolution und die Herrſchaft der Franzoſen in Spanien kamen viele neue, früher nicht gedultete Ideen in Umlauf und begünſtigten die Fortſchritte der Gelehrſamkeit. Leider verkünden die Ereigniſſe der neueſten Zeit in vielfacher Beziehung vielfache Rückſchritte, und ſo lange der Bürgerkrieg wüthet, wird für die literariſche Cultur wenig oder gar nichts zu hoffen ſein. — Um der tiefgeſunkenen und verdorbenen ſpaniſchen Sprache ihre alte Würde wieder zu verſchaffen, ſtiftete Philipp V. 1714 die ſpaniſche Akademie (la Real Academia Española), welche aber, obſchon ſie ein Wörterbuch ausarbeitete und grammatiſche Regeln feſtſtellte, ihren Zweck nicht erreichte, weil ſie die franzöſiſche Akademie zum Muſter nahm, den Regeln der franzöſiſchen Kunſtrichter folgte und auf die herrlichen Leiſtungen der früheren ſpaniſchen Dichter mit Verachtung herabſah. Erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts ſah man den begangenen Fehler ein und lernte die originelle Schönheit der altſpaniſchen Schriftſteller nach Gebühr ſchätzen. — Die Cultur der Wiſſenſchaften begann erſt wieder unter der Regierung Ferdinand's VI., welcher fremde Gelehrte nach Spanien rief, um einheimiſche Talente zu wecken und auszubilden. Die Philologie machte bald anerkennungswerthe Fortſchritte; viele Schätze der ſpaniſchen Bibliotheken wurden ans Licht gezogen und benutzt. Juan Yriarte beſchrieb mit Meiſterhand die griechiſchen Handſchriften des Escurial; Miguel Caſiri war ausgezeichnet in der arabiſchen Sprache und Paläographie, Franz Perez Bayer in den hebräiſchen und phöniziſchen Alterthümern; P. Andreas Marino arbeitete nicht ohne Glück in der allgemeinen Sprachkunde. — Das Geſchichtsſtudium ward durch eine gut organiſirte Geſellſchaft (la Real Academia da la Historia) gefördert. Die alten

Chroniſten und Hiſtoriker wurden neu herausgegeben und kritiſch erläutert und treffliche Materialien zur Geſchichte und Statiſtik von Spanien mit großem Fleiße geſammelt und geordnet. — Die Nothwendigkeit der mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden wieder immer mehr eingeſehen und wenn auch Spanien in dieſem Fache der Gelehrſamkeit bis jetzt den Nachbarländern nicht gleichgekommen iſt, ſo ſind doch die Mathematiker Antonio Roſell und Francisco Subiras und die Aſtronomen Joſeph de Mazarredo, Vicente Doz, Medina und Antonio Ulloa mit Auszeichnung zu nennen. — Der Philoſophie wurde durch die Vertreibung der Jeſuiten und durch die Niederhaltung des Inquiſitionsgerichts ein freierer Spielraum vergönnt; die Wolfiſche Philoſophie fand ſogar Eingang in Spanien und, was noch unglaublicher erſcheint, die Theorien der franzöſiſchen Encyclopädiſten wurden ungehindert gelehrt. Um die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe haben ſich beſonders der Graf Campomanes, P. Feyjor, Ilas und Joſeph Clavijo y Fajardo verdient gemacht. In neuerer Zeit ſind jedoch bedeutende Rückſchritte in der philoſophiſchen Bildung bemerklich geworden. — Mit beſonderer Vorliebe ergriffen die Spanier die Naturwiſſenſchaften und ließen ſich ihre Anwendung auf Künſte und Gewerbe vorzüglich angelegen ſein. Joſeph Torrubia und Pedro Gomez de Bedoya y Parades bearbeiteten die Naturgeſchichte von Spanien, Antonio Ulloa und Molina die Naturgeſchichte Amerikas; treffliche ſpaniſche Floren lieferten Joſeph Quer, Miguel Bernades, Caſimir Ortega und Antonio Palau. — Die Medicin und Chirurgie haben an den Vorurtheilen und dem Aberglauben des Volkes faſt unüberſteigliche Hinderniſſe gefunden, doch werden ſie jetzt in gut eingerichteten Anſtalten gelehrt und ſcheinen ſiegreich aus dem Kampfe mit der Dummheit und Indolenz hervorzugehen. — Die Jurisprudenz beſchränkt ſich immer noch auf ſteife Auslegung der alten Rechtsquellen und die Theologie liegt noch gänzlich im Argen. Freiere Forſchung hat ſich hierin bis jetzt als unmöglich gezeigt und kein Schriftſteller, dem ſeine Ruhe und ſein Leben lieb ſind, rüttelt gern an dem alten ſcholaſtiſchen Gebäude. So viel alſo in dem vorigen Jahrhundert in Spanien für die Förderung der wiſſenſchaftlichen Cultur geſchehen iſt, ſo ſteht es doch noch ſehr weit hinter den übrigen europäiſchen Ländern zurück, was großentheils in der ſchlechten, den Anforderungen der neuern Zeit durchaus nicht entſprechenden Einrichtung der Schulen und der Univerſitäten, ſo wie in der großen Schwierigkeit des literariſchen Verkehrs begründet ſein mag. (Vergl. J. G. Eichhorn's „Geſchichte der Literatur", Götting. 1807. Bd. II. S. 755—798.) 67.

Spaniſche Münzen, Maße und Gewichte. I. **Münzen.** Die wirklichen ſpaniſchen Münzſorten beſtehen in moneda de oro (Goldmünze), moneda de plata (Silbermünze) und moneda de vellon (Kupfermünze). Zu den hauptſächlichſten Münzſorten gehören die monedas de vellon, de plata antigua (alte Silbermünzen), de plata nueva (neue Silbermünzen) oder provincial und de plata de mexicana. Buch und Rechnung werden ſowohl in moneda de plata, als in moneda de vellon nach folgendem Verhältniſſe geführt: 1 Real de plata = 1 1/4 Reales de vellon = 16 Quartos = 32 Ochavos = 34 Maravedis de plata = 64 Maravedis de vellon = 640 Dineros. Von einer andern ſehr gebräuchlichen Rechnungsmünze Libra (Pfund) gibt es fünf verſchiedene Arten, die ſämmtlich in 20 Sueldos à 12 Dineros eingetheilt werden. Spanien rechnet nach 8 verſchiedenen Münzwährungen, nämlich: A. der aragoniſchen: 1 Libra jaquesa = 6400 Dineros = 1 Thlr. 6 Gr. 11,62 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf. B. Der canariſchen: 1 Peso corriente = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real corriente = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf. C. Der caſtilianiſchen: 1 Real de vellon = 340 Dineros = 1 Gr. 7,74 Pf.;

1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 680 Dineros = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de plata doble = 637½ Dineros = 3 Gr. 1,02 Pf.; 1 Real de plata corriente = 612 Dineros = 2 Gr. 11,54 Pf.; 1 Real de Plata = 512 Dineros = 2 Gr. 5,73 Pf.; 1 Doblon de plata nueva = 20400 Dineros = 4 Thlr. 2 Gr. 8,54 Pf.; 1 Doblon de oro = 4850 Dineros = 23 Gr. 5,62 Pf.; 1 Ducado de oro = 15555 Dineros = 3 Thlr. 3 Gr. 3,21 Pf.; 1 Ducado zur Fracht = 7680 Dineros = 1 Thlr. 13 Gr. 1,95 Pf.; 1 Ducado de plata = 7040 Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,78 Pf.; 1 Ducado de plata doble = 7031¼ Dineros = 1 Thlr. 10 Gr. 0,28 Pf.; 1 Ducado de plata nueva = 5610 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado del rey = 3750 Dineros = 18 Gr. 1,75 Pf.; 1 Ducado de vellon = 3740 Dineros = 18 Gr. 1,17 Pf.; 1 Escudo de oro von 40 Reales de vellon = 13600 Dineros = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo al sol = 10880 Dineros = 2 Thlr. 4 Gr. 7,76 Pf.; 1 Escudo de vellon = 3400 Dineros = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peso de plata nueva = 5100 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 8,14 Pf. D. Der catalonischen: 1 Libra = 3657¼ Dineros = 17 Gr. 8,35 Pf.; 1 Real de plata = 548¾ Dineros = 2 Gr. 7,85 Pf.; 1 Real de Ardites = 365⅝ Dineros = 1 Gr. 9,23 Pf. E. Der mexicanischen: 1 Peso de plata = 6800 Dineros = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Real de plata = 850 Dineros = 4 Gr. 1,36 Pf. F. Der mallorcanischen: 1 Peso = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9 30 Pf.; 1 Libra = 4533⅓ Dineros = 21 Gr. 11,23 Pf.; 1 Real = 453⅓ Dineros = 2 Gr. 2,32 Pf. G. Der navarrischen: 1 Libra = 1066⅔ Dineros = 5 Gr. 1,94 Pf.; 1 Real = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Ducado = 6968⅝ Dineros = 1 Thlr. 9 Gr. 8,61 Pf. H. Der valencischen: 1 Libra = 5120 Dineros = 1 Thlr. — Gr. 9,30 Pf.; 1 Real de plata antigua = 640 Dineros = 3 Gr. 1,16 Pf.; 1 Real de plata nueva = 512 Dineros = 2 Gr. 5,72 Pf.; 1 Real de plata valencia = 384 Dineros = 1 Gr. 10,30 Pf.; 1 Ducado de Alicante = 5632 Dineros = 1 Thlr. 3 Gr. 3,03 Pf. Conv. Wirklich geprägte Münzen: 1) in Gold: 1 Doblon de a ocho = 16 Piaster = 8 Escudo de oro = 320 Reales de vellon = 21 Thlr. 22 Gr. 5,56 Pf.; 1 Doblon de a quarto = 8 Piaster = 4 Escudo de oro = 160 Reales de vellon = 10 Thlr. 23 Gr. 2,78 Pf.; 1 Doblon de oro = 4 Piaster = 2 Escudo de oro = 80 Reales de vellon = 5 Thlr. 11 Gr. 7,39 Pf.; 1 Medico-Doblon de oro = 2 Piaster = 1 Escudo de oro = 40 Reales de vellon = 2 Thlr. 17 Gr. 9,69 Pf.; 1 Escudo ilo de oro = 1 Piaster = ½ Escudo de oro = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf. 2) In Silber: 1 Pero duro, fuerte, gordo, Pero de a ocho, Escudo de plato, span. Thaler = 8 meric. Reales = 20 Reales de vellon = 1 Thlr. 8 Gr. 10,85 Pf.; 1 Escudo de vellon = 4 meric. Reales = 10 Reales de vellon = 16 Gr. 5,42 Pf.; 1 Peseta = 2 meric. Reales = 5 Reales de vellon = 8 Gr. 2,71 Pf.; 1 Real de plata mexicana = 1 meric. Reales = 2½ Reales de Vellon = 4 Gr. 1,36 Pf.; 1 Realito columnaria = ½ meric. Real = 1¼ Reales de vellon = 2 Gr. 0,68 Pf.; 1 Peseta provincial = 4 Reales de vellon = 6 Gr. 6,97 Pf.; 1 Real de plata provincial = 2 Reales de vellon = 3 Gr. 3,48 Pf.; 1 Real de vellon = 1 Gr. 7,74 Pf. 3) In Kupfer: 1 Dos quartos = 8 Maravedis de vellon = 4,64 Pf.; 1 Quartos = 4 Maravedis de vellon = 2,32 Pf.; 1 Ochavos = 2 Maravedis de vellon = 1,16 Pf.; 1 Maravedis de vellon = 0,58 Pf. Conv. II. Längenmaß. 1 Pie = 1⅓ Palmo oder Quarto = 12 Pulgadas (Zoll) = 16 Dedos (Finger) = 144 Lineas (Linien) = 125,29 par. Linien; 1 Vara (Elle) = 3 Pies 1 Prazza, Estado toesa (Klafter) = 2 Varas; 1 Legua (Meile) = 3 Millas = 15000 Pies = 13051 par. Fuß. III. Flächenmaß. 1 □Fuß

= 109 par. □Zoll; 1 □Braza = 36 □Fuß; 1 Fanegada = 24000 und 1 Aranzada = 48400 □Fuß. IV. Cubikmaß. 1 Cubik-Vara = 27 Cubikfuß à 1138 par. Cubikzoll. V. Getreidemaß. 1 Fanega = 4322¾ ſpan. Cubikzoll = 2848 par. Cubikzoll = 12 Celemines à 4 Quartillas. VI. Flüſſigkeitsmaß. 1 Arroba = 8 Azumbres = 32 Quartillos = 1237½ ſpan. Cubikzoll = 815 par. Cubikzoll. VII. Gewicht. a) Handelsgewicht. 1 Quintal macho = 6 Arrobas = 150 Libras; 1 Quintal = 4 Arrobas = 100 Libras à 2 Marcos = 9574 holl. Aß. b) Gold- und Silbergewicht. 1 Marc = 8 Onzas = 64 Ochavos = 128 Adarmes = 384 Tomines = 4608 Granos = 4787 holl. Aß. c) Juwelen- und Perlengewicht. 1 Onza = 140 Quilates (Karat) à 4 Granos = 4,274 holl. Aß. d) Apotheker- und Medicinalgewicht. 1 Marco = 8 Onzas = 64 Dracmes = 192 Escrupulos = 384 Obolos = 1152 Caractéres = 4608 Granos. 26.

Spaniſche (oder frieſiſche) Reiter (chevaux de Frise) dienen bei Verſchanzungen als Annäherungshinderniß und beſtehen aus einem 6 Zoll dicken und 5—8 Fuß langen Balken, an dem in geringen Zwiſchenräumen 5 Fuß lange und 1½ Zoll dicke zugeſpitzte Latten (Federn) angebracht ſind. Sie werden meiſt an die Eingänge der Verſchanzungen geſtellt. 30.

Spaniſcher Erbfolgekrieg, ſ. Erbfolgekriege.

Spaniſche Sprache. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die ſpaniſche Sprache ſich in den drei Jahrhunderten, während welcher die Weſtgothen in Spanien herrſchten, gebildet habe; denn ſie iſt unverkennbar das Reſultat der Vermiſchung des Deutſchen mit dem nach germaniſcher Weiſe zuſammengezogenen und verkürzten Lateiniſchen. Später haben ſich auch viele arabiſche Wörter eingeſchlichen, die mitten in einer romaniſchen Sprache ein ganz ſonderbares Anſehen haben und ſtets einen ganz fremden Charakter behielten. Dieſe Beimiſchlinge mußten ohne Zweifel auf die Ausſprache einwirken; aber den Genius der Sprache konnten ſie nicht verändern. So wie die Italiener die zu ſtarke Ausſprache der Römer milderten, ſo machten ſie die Spanier noch rauher; ſie behielten faſt alle rauhen Sylben bei und vervielfältigten noch die Aſpirationen auf x, j, g, h und f. Die Infinitive der Zeitwörter und die Plurale der Subſtantive gehen in Conſonanten aus und die Sprache ertönt von Sylben auf ar, er, os und as. Der ſchon ziemlich ſtarke Laut f im Lateiniſchen verwandelt ſich im Spaniſchen in den noch ſtärkern Laut h (z. B. lat. fabulari, ſpan. hablar, ſprechen), an die Stelle des mouillirten l tritt das ſtark aſpirirte j (z. B. lat. filius, ſpan. hijo, Sohn), pl wird beſtändig durch das mouillirte ll erſetzt (z. B. lat. planus, plenus, ſpan. llano, lleno, eben, voll) und für ct wird immer ch genommen (z. B. lat. factus, dictus, ſpan. hecho, dicho, gemacht, geſagt). Das Spaniſche, ſagt Simonde Sismondi, iſt vollklingender, betonter und aſpirirter als das Italieniſche; es hat etwas Würdigeres, Feſteres, Gewichtigeres; doch hat auf der andern Seite dieſe von Philoſophen und Rednern noch weniger als die italieniſche behandelte Sprache weniger Geſchmeidigkeit und Beſtimmtheit erlangt; in ihrer Größe iſt ſie nicht immer deutlich und ihre Pracht iſt nicht frei von Schwulſt. Ungeachtet dieſer Verſchiedenheit können beide Sprachen ſich noch als Schweſtern erkennen und der Übergang von der einen zur andern iſt leicht. Ehe der caſtilianiſche Dialekt in ganz Spanien der herrſchende wurde, beſtanden mehrere Dialekte neben einander; der limoſiniſche, der caſtiliſche und der galiciſche. Der limoſiniſche oder eigentlich provençaliſche Dialekt (in welchem die Troubadours für Franzoſen, Italiener und Spanier ſangen) war die Landesſprache in Aragonien, Catalonien, Valencia und Murcia. Ein Wörterbuch dieſes Dialekts lieferte Eſteve y Belvitges (Barcelona 1803. 2 Bde. Fol.). Der galiciſche Dialekt (lingoa gallega), aus welchem ſpäter das Portugieſiſche entſtand, war längs den Küſten des atlan-

tiſchen Meeres einheimiſch und näherte ſich dem caſtiliſchen (lengua castellana), welcher im Norden und in der Mitte der pyrenäiſchen Halbinſel geſprochen wurde, weit mehr als der limoſiniſche. Die baskiſche Sprache, welche den alten Cantabriern eigen war und als Urſprache der Hispanier gelten kann, wird jetzt noch längs den Pyrenäen und in der Provinz Biscaya geſprochen, iſt von der ſpaniſchen Sprache völlig verſchieden und hat ſich weder je mit dieſer vermiſcht, noch irgend einen Einfluß auf ihre Literatur geäußert. Ein Wörterbuch der baskiſchen Sprache beſitzen wir von M. de Larramendi (St. Sebaſtian 1745. 2 Bde. Fol.). Die helltönende und wohllautende caſtiliſche Sprache wurde erſt im XVI. Jahrh. mit der Übermacht der Caſtilier über die anderen ſpaniſchen Stämme allgemein. Sie trug aber um dieſe Zeit ſchnell den vollkommenſten Sieg über ihre Nebenbuhlerinnen davon und erhob ſich zur herrſchenden im Geſchäftsleben und in der Literatur. Die ſpaniſche Sprache iſt vielfach bearbeitet. Brauchbare Grammatiken beſitzen wir von Fr. Sobrino (Brüſſel 1717. 8. und öfter), Ant. Bordazar de Artazu (Valencia 1730. 8.), Joſ. Saez de Tegeda (Madr. 1731. 8.), von der ſpaniſchen Akademie (N. E. Madr. 1771. 8. Franzöſiſch von F. T. A. Chalumeau de Verneuil, „Grammaire espagnole de l'acad. Esp.“, Par. 1821. 8.), von F. G. Barth (Erf. 1778. 8. und öfter), J. D. Wagener (Leipz. 1795. N. A. 1807. 8.), J. F. Sandvos (Berl. 1804. 3.), J. G. Keil (Gotha 1817. 8.) und Fromm (Dresd. 1826. 8.). Wörterbücher lieferten de la Bolleſta (Salamanca 1587. 4.), Seb. de Cobarruvias Orozco (Madr. 1611. Fol.), F. Sobrino (Brüſſel 1704. 4. und öfter; neue Auflage von Fr. Cormon, Antw. 1776. 3 Bde. 4. im Auszuge, Lyon 1800. 2 Bde. 8.), die ſpaniſche Akademie (Madr. 1726. 6 Bde. Fol.), G. de Ferreras y Pando und Miguel de Manuel (Ebend. 1786. 4 Bde. Fol.), E. A. Schmid (Leipz. 1795. 2 Bde. 8.), J. D. Wagener (Hamb. 1808. 4 Bde. 8.), Nunez de Tabrada (Par. 1821. 2 Bde. 8.) und Seckendorff (Hamb. 1823. 3 Bde. 8.). 67.

Spaniſches Rohr, ſ. Rohr.

Spannung, lat. tensio; franz. tension; engl. stretching, tension, iſt der Zuſtand eines Körpers, wenn ſeine Theilchen durch eine äußere Kraft ſo von einander entfernt werden, daß die Cohäſionskraft aufs Höchſte in Anſpruch genommen wird, und kann nur bei elaſtiſchen Körpern ſtattfinden (ſ. Dehnbarkeit und Elaſticität); auch heißt ſo in der Baukunſt die Weite eines Bogens oder Gewölbes. In geiſtiger Hinſicht iſt es die angeſtrengte Richtung des Geiſtes nach Etwas hin (lat. attentio; fr. attente; engl. attention), beſonders in irgend einer Erwartung, weil hier der Geiſt ſich gleichſam nach dem Gegenſtande hinzudehnen ſcheint. 9.

Spargel, lat. asparagus; franz. aspergo; engl. sperage, nennt man eine in Europa, Afrika, Oſtindien ꝛc. einheimiſche Pflanzengattung, die zu Linné's hexandria monogynia gehört. Die nutzbarſte Art davon iſt der bei uns einheimiſche gemeine S. (asparagus officinalis), deſſen Wurzel ehedem als kräftiges harntreibendes Mittel gerühmt worden, aber jetzt nicht mehr gebräuchlich iſt, da ſie durch andere Mittel in dieſer Beziehung bei Weitem übertroffen wird. Vorzüglich geſchätzt und deßhalb häufig und überall angebaut wird der S. wegen der jungen Stengeltriebe, die man im Frühjahre abſchneidet und als Speiſe genießt. 21.

Sparcaſſen. Es hat ſich ausgewieſen, daß ein hauptſächlicher Grund der immer mehr um ſich greifenden Verarmung der niederen Stände, beſonders der arbeitenden Claſſen, darin liegt, daß die letzteren, während die Capitaliſten ihr Vermögen durch Ausführung mannigfaltiger Speculationen häufen, immer auf derſelben Stelle bleiben und daher mittelbar gegen jene zurückkommen müſſen. Dieſem Übel abzuhelfen, hat man an verſchiedenen Orten (zuerſt 1786 zu Oldenburg) gewiſſe, meiſtens vom Staate oder von größeren Communen garantirte Caſſen angelegt, worin auch der Unbemittelte geringere Summen von wenigen Thalern

gegen geringe Zinsen einlegen und dadurch nicht allein ein kleines Capital aufsparen, sondern auch solches durch Anwuchs der Zinsen vermehren, dadurch aber an dem allgemeinen Bestreben nach Erhöhung des Wohlstandes einen verhältnißmäßigen Antheil erhalten kann. Zur Erleichterung verstattet man für die Kündigung eine ganz kurze Frist (oft von blos 8 Tagen) und stellt die in Form von Interessenbüchern (Sparcassenbüchern) ausgegebenen Schuldbekenntnisse unter fortlaufenden Nummern auf den Inhaber. Zur Deckung der Verwaltungskosten werden mehrentheils gewisse Leihbanken, welche die Sparcassengelder gegen einen erhöhten Zinsfuß wiederum anlegen, damit verbunden. 24.

Sparta, s. Lakonika.

Spartacus, s. Sklavenkrieg.

Spartianus (Älius) ist der Erste der Sex scriptores historiae Augustae; über sein Leben und Wirken wissen wir jedoch nichts Zuverlässiges. Obgleich diese ganze Sammlung dieser Lebensbeschreibungen in verwahrloster Darstellung, barbarischer Sprache und mit gänzlicher Unkunde der Forderungen der Biographie und Historiographie geschrieben ist, so behauptet sie doch hohen historischen Werth, da sie die einzige Quelle über diese Kaiserzeit ist. S. gehören von dieser Sammlung die Biographien des Adrian, Älius Verus, Didius Julianus, Septimius Severus, Pescennius Niger, Caracalla und Geta. Indeß ist es mehr als wahrscheinlich, daß S. eine und dieselbe Person mit Älius Lampridius Spartianus ist, der ebenfalls zu diesen Biographen gerechnet und Freund oder Freigelassener des Kaisers Diocletian genannt wird und welchem die „Vitae Commodi, Diadumeni, Heliogabali, Alexandri Severi" beigelegt werden. Abgedruckt sind diese Biographien in den Sammlungen aller 6 Biographen, von denen die ed. princ. Mediol. 1475. Fol. erschien; dann von Sylburg (Frankf. 1585. Fol.); J. Gruter (Hanov. 1611); Js. Casaubonus (Paris 1603. 4.); Cl. Salmasius (Lugd. Bat. 1670. II. 8.). Die letzte Ausgabe ist von J. Pet. Schmidt cum praef. J. L. E. Püttmanni et glossar. (Lips. 1774. 8.) und die „Bipontina" (1787. 2 Voll. 8.). Außerdem vergl. Heyne, „Censura VI script. histor. Aug." (in Opuscul. VI. pag. 32) und Moller, „De Spartiano" (Altorf. 1687. 4.). 20.

Spath, lat. spatum; franz. spathe; engl. spath, spar, bezeichnet in der Mineralogie sehr verschiedenartige, mehr oder weniger durchsichtige, meist krystallisirte Körper von blättrigem Gefüge, welche theils Demant- oder Fettglanz, theils Glas- oder Perlenmutterglanz besitzen, in dünnen Blättchen nie biegsam sind und aus Verbindungen von Säuren mit Alkalien, Erden oder Metalloxyden bestehen. Ihre Härte ist = 2,5 — 6,5, ihr specifisches Gewicht von 2,5 — 8,1. Sie zerfallen in folgende Geschlechter: 1) Schillerspath mit 4 Unterarten, von metallischem Perlenmutterglanze, unebenem und splitterigem Bruche und meist dunkler Farbe; 2) Disthenspath von glasartigem Perlenmutterglanze, unebenem Bruche und weißlicher Farbe; 3) Triphanspath in 2 Unterarten, von unebenem Bruche, Perlenmutterglanze und grünlichgrauer Farbe; 4) Distomspath von unebenem, unvollkommen muscheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißlichgrüner Farbe; 3) Kuphonspath in 11 Unterarten, von unebenem, meist muscheligem Bruche, glasartigem Glanze und weißer, ins Gelbe, Graue, Röthliche, Braune ꝛc. spielender Farbe; 6) Petalinspath von unebenem, muscheligem und splitterigem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Rothe und Grüne spielender Farbe; 7) Feldspath in 3 Unterarten, von unebenem, muscheligem Bruche, glas- und perlenmutterartigem Glanze und weißer ins Braune, Grüne und Rothe spielender Farbe; 8) Augitspath in 4 Unterarten, von unebenem und muscheligem Bruche, glasartigem in Perlenmutter- und Fettglanz spielendem Glanze und grüner Grundfarbe; 9) Lasurspath in 3 Unterarten, von unebenem,

theils muscheligem, theils splitterigem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und blauer Farbe. — Hierzu zählen wir noch den Schwerspath oder Baryt in 5 Unterarten, von unebenem und muscheligem Bruche, Glasglanze, der in den Fettglanz neigt und, nach den Abarten, weißer, gelblicher, grünlicher, bläulicher und grüner Farbe; den Flußspath in 3 Unterarten, von unebenem und muscheligem, auch splitterigem Bruche, Glasglanze, in Fettglanz geneigt, und weißer Grundfarbe; und den Kalkspath in 7 Unterarten, von muscheligem und unebenem Bruche, Glas- und Perlenmutterglanze und sehr verschiedener Farbe. — Vergl. Mohs' „Grundriß der Mineralogie" (Dresden 1824. 2 Bde.); Hartmann, „Die Mineralogie" (Ilmenau 1829) und dessen „Handwörterbuch der Mineralogie und Geognosie" (Leipz. 1828). 40.

Spath, franz éparvin; engl. spavin, ist eine Krankheit der Pferde, welche in einer Geschwulst in den Kniegelenken besteht und ihren Grund in einer Verhärtung der Lymphe hat, welche sich entweder zwischen den Gelenkbändern festsetzt oder als ein Auswuchs an den Knochen (Spathknochen) zeigt. Das Übel entsteht meist durch zu heftige Anstrengung des Pferdes und wird an dem hinkenden Gange desselben erkannt; es ist aber schwer zu heilen. 30.

Spazier (Otto Richard), ein deutscher Schriftsteller, Sohn des bekannten Schriftstellers und Stifters der „Zeitung für die elegante Welt", Karl S., wurde im Jahre 1803 zu Leipzig geboren, studirte daselbst die Rechte, lebte alsdann einige Zeit in Dresden und hierauf bei seinem Oheime, Jean Paul, den er bei der Herausgabe von dessen Werken unterstützte. Da er aber nach dem Tode desselben mit seinen Verwandten in Zwistigkeiten gerieth, sagte er sich von diesem Geschäfte los und begab sich nach Nürnberg, um daselbst eine Zeitschrift herauszugeben; ehe dieß Unternehmen aber noch zur Ausführung kam, wurde er aus Baiern verwiesen. Er wandte sich nun nach Leipzig, bewies hier den ausgewanderten Polen viele Theilnahme und unternahm im Herbste 1833 eine Reise nach Paris, während welcher seine Papiere von der sächsischen Regierung in Beschlag genommen wurden. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einer im Morgenblatte abgedruckten Rede am Grabe seines Oheims und dann mit mehreren Übersetzungen aus dem Spanischen und Englischen auf, schrieb hierauf eine Vertheidigung Tieck's wider seine Gegner unter dem Titel: „Dresden, wie es durch eine Goldbrille ist" (Dresden 1830); ferner die „Ulkokin" (Leipz. 1831); „Novellen und vermischte Aufsätze" (Hildburghausen 1833); „Über die letzten Ereignisse in Polen" (Altenb. 1831); „Geschichte des polnischen Volkes und seines Freiheitskampfes" (Ansb. 1831. 4 Hfte.); „Jean Paul Friedrich Richter, ein biographischer Commentar" (Leipz. 1832. 5 Bde.); und die „Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes im Jahre 1830 u. 1831" (Altenb. 1832. Neue Ausg. Stuttg. 1834. mit 1 Heft Plänen u. Charten), welche sein Hauptwerk und zugleich die erste Geschichte dieses Aufstandes ist. 81.

Species (Art) steht dem Genus (Gattung) entgegen und bedeutet demnach das Besondere im Gegensatze zum Allgemeinen; daher Specificiren die Auseinandersetzung der besonderen Theile in einem Ganzen. 9.

Speciesthaler, s. Thaler.

Specifisch (specificum) ist Alles, was einer bestimmten Sache eigenthümlich ist. In der Medicin werden Specifica insbesondere diejenigen Arzneimittel genannt, die irgend eine bestimmte Krankheit sicher heilen sollen, ohne sich Rechenschaft von dieser Heilwirkung geben zu können. Als solche Specifica werden z. B. die China in Wechselfiebern, die Quecksilberpräparate in der Lustseuche und deren Formen, der Schwefel in vielen chronischen Hautkrankheiten, das Jod im Kropfe und in Skropheln, das Opium in der Bleikolik ꝛc. betrachtet. Man suchte in früherer Zeit unaufhörlich nach dem specifischen Mittel, welches die materielle verborgene Ursache bei dem Kranken zerstören sollte; indeß hat endlich die Erfahrung

die Ärzte enttäuscht und alle Versuche haben blos zu der Erkenntniß geführt, daß manche Arzneien für manche Krankheiten mehr oder weniger geeignet sind, so wie z. B. die China das Hauptheilmittel der Wechselfieber ꝛc. abgibt. Es gibt demnach in der strengen Bedeutung des Wortes keine Specifica. — Specifische Schwere, s. Gewicht. 7.

Speckbacher (Joseph), ausgezeichnet als Anführer der Tyroler bei den Aufständen im Jahre 1809, ward geboren in dem tyrolischen Dörfchen Rinn, zwischen Innsbruck und Hall, lebte in der Jugend theils als Wildschütze, theils als Landwirth und war seit Jahren einer der Vertrauten des Sandwirths Hofer, als er unter ihm die Revolution am 12. April 1809 mit einem Überfalle der baierischen Garnison zu Hall eröffnete und sie gefangen nahm. Er that sich hierauf in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innsbruck und ganz Tyrol zum zweiten Male befreiten, hervor und zeigte nicht geringern Muth und Umsicht bei der Blokade am Kufstein und focht in den vordersten Reihen am 4., 6. und 7. Aug., so wie in der Schlacht bei Innsbruck (am 13.), welche Lefebre-Desnouettes zwang, gänzlich aus Tyrol zu weichen. Aber mit der Vertheidigung Tyrols verband S. auch das salzburgische Gebirgsland und erfocht bei Lofer und Luftenstein bedeutende Vortheile (16. Sept.), ward aber bei Melleck geschlagen (16. Oct.) und entkam mit genauer Noth und nach unsaglichen Mühseligkeiten endlich im Mai 1810 nach Wien, wo er Oberstenpension erhielt und die für die Tyroler im temeswarer Banat neugestiftete Colonie einrichten sollte. Beim Wiederausbruche des Krieges von 1813 wagte er sich wieder nach Tyrol und, obschon es zu keiner entscheidenden Waffenthat kam, so leistete er dennoch die trefflichsten Dienste, sah die erstrebte Wiedervereinigung Tyrols mit Östreich, ward zum Major ernannt und reiste nach London, wo ihm allgemeine Bewunderung zu Theil ward. Er starb nach seiner Rückkehr zu Hall 1820. Seine Wittwe und seine Kinder erhielten vom Kaiser von Östreich Pension. 25.

Speckstein, Steatit, Briançoner Kreide, begreift ein derb, eingesprengt, in Platten und Pseudomorphosen von Quarz, Feldspath, Kalkspath und Gypsformen aufzufindendes, verschiedenfarbiges, mattes, im Striche wenig glänzendes, schwach an den Kanten durchscheinendes bis undurchsichtiges, sehr fettig anzufühlendes, nicht abfärbendes, aber schreibendes Mineral von 2,6 specifischer Schwere. Es enthält 60 Theile Kieselerde, 10 Theile Talkerde, 5—6 Theile Wasser und etwas Eisenoxyd. Der S. wird mit Erzen auf Gängen, Lagern und Stockwerken in den meisten Gebirgsformationen gefunden und entsteht durch eine eigenthümliche Umwandelung und Zerlegung der Materie mancher Fossilien, namentlich des Feldspathes, Augites, Glimmers, Serpentins, selbst des Kalkspathes und Quarzes. Man gebraucht ihn zur Fayencebereitung, zum Poliren, Zeichnen auf Tuch, Seide ꝛc.; auch wird er gedrechselt zu Kleinigkeiten. Der Seifenstein von Cornwallis ist eine Abart vom S. mit etwas geänderter chemischer Zusammensetzung. 76.

Speculation, eigentlich: forschendes Schauen, nennt man in der Philosophie das Denken außer den Grenzen der Erfahrungswelt, das Forschen im Gebiete des reinen geistigen Anschauens, das Zurückgehen demnach auf die ersten Gründe der Erscheinungen durch Vernunftschlüsse, und speculativ ist daher gewöhnlich s. v. a. transscendental (s. d. Art.); doch hat man darunter häufig nur eine durch die Phantasie vermittelte Combination der Verstandesthätigkeit verstehen und deßhalb die S. aus der Philosophie verbannen wollen. Nichtsdestoweniger ist sie aber ein wesentliches Erforderniß alles philosophischen Denkens und nur eine Verwechselung mit dem Begriffe der S. im gewöhnlichen Leben, wo sie die aus gegebenen Umständen zu ermittelnde Berechnung des möglichen Vortheils bedeutet, hat jenes harte Urtheil erzeugt. In dieser letztern Bedeu-

tung spricht man vorzüglich von der S. der Kaufleute und nennt diese deßhalb Speculanten. 9.

Spedition nennt man hauptsächlich bei Kaufmannswaaren die Annahme derselben für fremde Rechnung, Bezahlung der Fracht und Spesen, das Freimachen zum Eingange auf dem Platze, Berichtigung der Abgaben, das Unterbringen der Güter in sichere Lagerstellen, dann die Absendung und Verladung durch sichere Fuhrleute oder Schiffer und Fürsorge für sichere Ankunft auf dem weitern Platze. Derjenige, welcher dieses Alles besorgt, heißt Spediteur oder Güterverlader und sein Gehülfe, der ihm das zu verladende Gut zubringt, auf dem Lande Schaffner, für Güter zur See Schiffsmäkler. 24.

Spee (Friedrich von), gleich ausgezeichnet als Mensch und Dichter, wurde 1591 (nach Anderen im Jahre 1595) zu Kaiserswerth in der Pfalz geboren, trat um das Jahr 1615 in den Jesuitenorden und lehrte eine Zeit lang an der Universität zu Köln Philosophie und Moraltheologie. Späterhin begab er sich nach Würzburg, wo er die wegen Zauberei zum Scheiterhaufen Verurtheilten zum Tode vorbereitete. Wie schmerzvoll dem gefühlvollen Manne ein solches Geschäft sein mußte, kann man erst dann beurtheilen, wenn man weiß, daß er kurz vorher, ohne sich zu nennen, eine Schrift: „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber" (Rinteln 1631) herausgegeben hatte, worin er den Gräuel dieses Verfahrens gegen Unschuldige und Bethörte ins Licht setzt. In seinem schönsten Lichte zeigte sich S.'s menschenfreundlicher Charakter, als Trier von den Kaiserlichen und Spaniern erstürmt wurde. Trotz der augenscheinlichsten Gefahr wagte er sich mitten in den Kampf, gab den Sterbenden Absolution, verband die Verwundeten und verschaffte ihnen Pflege und Nahrung. Aber so vielen Anstrengungen unterlag der angegriffene Körper; ein Fieber steckte seinem thätigen, dem Menschenwohle gewidmeten Leben ein zu frühes Ziel am 17. Aug. 1635. — Erst nach seinem Tode besorgte Freundeshand die Herausgabe seiner Gedichte („Trutznachtigall oder Geistlich Poetischs Lustwäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in teutscher Sprache gesehen, durch den ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu", Köln 1649. 12. und mehrmals aufgelegt) und seines „Güldnen Tugendbuches" (Köln 1649), welches einige geistliche Hirtengedichte enthält. S. bildet den Übergang von den älteren Dichtern zu denen der schlesischen Schule. Zwar steht ihm nicht eine so gebildete und kraftvolle Sprache zu Gebote als Opitz, auch in metrischer Hinsicht möchten seine Gedichte Manches zu wünschen übrig lassen; dagegen müssen wir anerkennen, daß durch seine Gedichte der Geist wahrer tiefer Poesie wie glühender Hauch gegossen ist, der sich in dieser Stärke und so frei von fremdartiger Beimischung bei keinem Dichter der damaligen Zeit bis zu Günther herab wahrnehmen läßt. Des kindlich frommen Dichters Aufgabe ist es, die Schönheiten und Wunder der Natur und in ihnen die Größe und Herrlichkeit des Schöpfers zu preisen; ein noch innigerer Ton erklingt, wenn er die aufopfernde Liebe des Erlösers zum Menschengeschlechte und die Sehnsucht des eigenen Herzens nach Vereinigung mit ihm schildert. — S.'s Gedichte wurden am Rheine zu Volksliedern, während sie in Norddeutschland bis in die neueste Zeit gänzlich unbekannt blieben. Proben davon gaben zuerst H. Wessenberg (1802) und nach ihm Fr. von Schlegel im „Poetischen Taschenbuche" (1806), beide mit einigen Abänderungen des Textes. Ein genauer wortgetreuer Abdruck der „Trutznachtigall" nach der Ausgabe von 1649 erschien zu Berlin 1817. 8. Eine Auswahl von S.'s Gedichten findet sich mit seinem Leben in A. Gebauer's „Deutschem Dichtersaal" (I. 295—364). 83.

Speichel, lat. saliva; franz. salive; engl. spawl, spittle, heißt die weiße Flüssigkeit, welche sich in dem Munde aus den Speicheldrüsen beständig absondert (man rechnet täglich über 1 Pfund) und zur Verdauung der Speisen dient. Nach Berzelius besteht der S. aus Wasser, Eiweißstoff, Mucus, salzsaurem Kali,

Natron und Osmazom und mehreren Säuren und hat die Eigenschaft, die Speisen zu erweichen und zu zersetzen. Da er deßhalb wesentlich zu der Ernährung gehört, so ist es höchst schädlich, desselben zu viel absondern zu lassen und auszuwerfen und kann leicht Auszehrung zur Folge haben; auch alle Säuren, welche den S. stärker absondern, in zu großem Maße genossen, bewirken dasselbe. Doch wirkt der vermehrte Speichelfluß in manchen Krankheiten, wie z. B. der Lustseuche, auch wieder vortheilhaft. Noch ist zu bemerken, daß der S. durch besondere Einflüsse in seinen Mischungsverhältnissen sich leicht verändert und nicht selten giftige Bestandtheile erhält, wie z. B. bei heftiger Aufregung, besonders bei der Wasserscheu. 30.

Speijk (Jan Carel Joseph van), durch seinen heldenmüthigen Tod berühmt, ward am 31. Jan. 1802 zu Amsterdam geboren, seit 1813 daselbst im Waisenhause erzogen, widmete sich dem Seedienste, ward 1823 Seecadet zweiter und bald darauf erster Classe, diente seit 1825 mit Auszeichnung in den indischen Gewässern, erhielt 1826 das Commando einer Kanonierschaluppe, mit welcher er bis 1828 gegen die Seeräuber kreuzte und kehrte 1829 nach Europa zurück. Hier ward er zum Schiffslieutenant zweiter Classe ernannt und erhielt im September 1830 das Commando der Kanonierschaluppe N. 2, welche zu der Station vor Antwerpen gehörte. Hier aber ward am 5. Febr. 1831 die Schaluppe plötzlich von einem heftigen Winde von den Ankern losgerissen und an einen Kai von Antwerpen getrieben. Trotz des geschlossenen Waffenstillstandes drangen Pöbel und belgische Freiwillige an den Bord derselben, rissen die holländische Flagge ab und trieben allerhand Unfug. Da faßte S. einen heldenmüthigen Entschluß; er stieg in die Pulverkammer hinab, zündete diese mit seiner brennenden Cigarre an und die Schaluppe flog in die Luft. 25 Holländer, unter ihnen S., und eine weit größere Zahl Belgier fanden dabei ihren Tod. Der aufgefundene Leichnam S.'s ward in Amsterdam feierlich beerdigt, die Mannschaft der Scheldestation und die Besatzung der Citadelle von Antwerpen legten 3 Tage Trauer an und die ganze Nation feierte diese That durch Reden und Gesänge. 16.

Spelz, s. Dinkel.

Spencer (Georg John, Graf von), berühmt als Besitzer der größten Privatbibliothek in Europa, wurde am 1. Sept. 1758 geboren und besuchte unter Leitung des berühmten William Jones die Universität zu Cambridge, bereiste hierauf einen großen Theil von Europa, trat in das Parliament, ward 1780 nach dem Tode seines Vaters Mitglied des Oberhauses und stand auf Seiten der Opposition, bis die Schrecken der französischen Revolution ihn bewogen den Ministern beizutreten. Im Jahre 1794 zum ersten Lord der Admiralität ernannt bekleidete er diesen Posten bis 1800, worauf er sich zwar 1801 mit Pitt zurückzog, aber unter dem Ministerium von Fox und Grenville einige Zeit als Staatssecretair des Innern angestellt wurde. Nach Niederlegung dieser Stelle lebte er jedoch bis zu seinem am 10. Nov. 1834 erfolgten Tode in gänzlicher Entfernung von Staatsgeschäften. Der größte Theil seiner Bibliothek, zu der er 1789 den Grund legte, ist auf seinem Stammsitze zu Althorp in Nordhamptonshire aufgestellt und umfaßt gegen 45000 Bände, der kleinere Theil dagegen befindet sich in London. Zur Vermehrung und Bereicherung derselben ließ er ganz Europa bereisen und die seltensten und kostbarsten Werke aufkaufen, so daß sie besonders reich an den ältesten gedruckten Schriften und den ersten Ausgaben der Classiker ist. Vergl. über sie Th. F. Dibdin's „Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century and of many valuable first editions" (Lond. 1814. 4 Voll.) und dessen „Aedes Altorpianae". — Sein ältester Sohn, John Charles, Lord Althorp, als Staatsmann ausgezeichnet, wurde am 30. Mai 1782 geboren, besuchte die Universität zu Cambridge, trat 1803 in das Parliament

wurde unter dem Miniſterium von Fox und Grenville einer der Lords der Schatzkammer, ſtimmte als gemäßigter Whig ſtets für Reformen in Staat und Kirche und ſprach ſich beſonders ſeit 1810 entſchieden gegen alle Mißbräuche, Sinecuren, Verſchwendungen im Staatshaushalte, gegen die ſtrenge Beaufſichtigung der Fremden und gegen die Zwangsmaßregeln wider Irland aus. Im Jahre 1828 unterſtützte er mit großer Kraft den Antrag des Lord Ruſſel zu Aufhebung der Corporations- und Teſtacten, ſprach mit Nachdruck gegen jede Beſchränkung der Glaubensfreiheit, war nach dem Tode Georg's IV. eines der heftigſten Oppoſitionsmitglieder und wurde im November 1830 unter dem Miniſterium des Lord Grey zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Als Vertreter der Regierung im Unterhauſe wußte er, wiewohl ihm die Talente des Redners abgingen, ſich durch Mäßigung, Geſchäftskenntniß und Redlichkeit das Vertrauen der Mitglieder deſſelben zu erwerben und während ſeiner 4jährigen Finanzverwaltung gelang es ihm durch die ſtrengſte Ordnung und Einſchränkungen aller Art die Ausgaben um mehr als 2 Millionen und die Abgaben um faſt 5 Millionen Pfund Sterling zu vermindern. Er blieb auch nach Grey's Abgange unter Lord Melbourne's Verwaltung im Miniſterium und nahm nach dem Tode ſeines Vaters (nun zum Grafen S. erhoben) deſſen Platz im Oberhauſe ein, ohne daß er jedoch bis jetzt entſchiedenen Einfluß auf die Verhandlungen deſſelben hat gewinnen können. 81.

Spener (Philipp Jakob), der Reformator der evangeliſchen Kirche Deutſchlands im XVII. Jahrhundert, wurde am 13. Jan. 1635 zu Rappolsweiler im Oberelſaß geboren und erhielt ſeinen erſten wiſſenſchaftlichen Unterricht von dem Hofprediger Stolle zu Rappoltſtein. Nachdem er noch kurze Zeit das Gymnaſium zu Kolmar beſucht hatte, begab er ſich 1651 nach Straßburg, um Theologie zu ſtudiren, ward 1652 Magiſter, 1654 Führer der Prinzen Chriſtian und Ernſt Johann Karl von der Pfalz und hielt gleichzeitig philoſophiſche und hiſtoriſche Vorleſungen. Die in den Jahren 1659—1662 zu ſeiner Ausbildung unternommenen Reiſen in die Schweitz, Frankreich und Süddeutſchland wurden für ihn von der größten Wichtigkeit, indem er, wie vor ihm Calixtus, auf die Überzeugung geführt wurde, daß der ſittlich religiöſe Sinn das Ziel jeder der drei getrennten chriſtlichen Kirchen ſein müſſe. Zurückgekehrt wurde er 1663 Prediger zu Straßburg, 1664 Doctor der Theologie und 1666 Senior der Geiſtlichkeit in Frankfurt am Main. Als ſolcher begann er, durchdrungen von dem Gefühle, daß man in Gefahr ſtehe, das chriſtliche Leben über dem Buchſtabenglauben zu verlieren, ſeit 1670 in ſeinem Hauſe mit Einzelnen aus der Gemeinde Verſammlungen (collegia pietatis) zu halten, um in der gegenſeitigen Mittheilungsform und der größern Annäherung zwiſchen Lehrern und Gemeindegliedern den Zweck alles Predigens vollſtändiger zu erreichen. Zugleich beſchränkte er ſich im Gegenſatze mit den dogmatiſchen Controverspredigern auf das Praktiſche der chriſtlichen Lehre nach der heiligen Schrift. Seine reformatoriſchen Anſichten vom Kirchenthume ſprach er auch öffentlich in Schriften aus, namentlich in ſeinen frommen Wünſchen („Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Beſſerung der wahren evangeliſchen Kirche"), welche zuerſt als Vorrede zu Arndt's „Poſtille", dann auch beſonders (Frankf. 1678. 12.) erſchienen, und in ſeiner „Allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen" (Frankf. 1680. 12.), wozu ſpäter noch ſeine „Theologiſchen Bedenken" (Halle 1700 ff. 4 Bde.) traten. Da S. für ein wahrhaftes Bedürfniß ſprach, ſo fand ſeine Wirkſamkeit beſonders unter den Volkslehrern vielfache Anerkennung und Nachahmung. Aber die aus ſeiner auf richtigerem Begriffe von Religion gegründeten Beſtimmung des Weſens der Theologie folgerecht hervorgehende Verminderung des religiöſen Werthes der Schulgelehrſamkeit und des verbindenden Anſehens der Glaubensſymbole, die Geringachtung des blos äußerlichen Ritus, die Zuziehung der Gemeindeglieder zu eigener thätiger Theilnahme

an der vom Seelsorger geleiteten Erbauung u. a. bewirkte, daß die gelehrten orthodoxen Theologen fast einmüthig gegen S. auftraten, nach der Streitart dieser Zeit nicht die ganze Richtung bekämpfend, sondern eine Menge einzelner Irrthümer rügend, über die sich ein kleinliches Gezänk erhob, in das man die Gerichte der Fürsten hineinzog. Seit 1686 Oberhofprediger in Dresden konnte S. in diesem Lande, das seit der Concordienformel und Unterdrückung der Melanchthon'schen Schule ein Hauptsitz der scholastischen Orthodoxie war, nur wenig wirken. Überdieß fiel er wegen seiner Sittencensur des Hofes bei dem Churfürsten Johann Georg III. in Ungnade und ging daher 1691 als Propst und Inspector der Kirche zu St. Nikolai und Assessor des Consistorium nach Berlin. Aber die Menge seiner Anhänger vermehrte sich mit jedem Jahre und die von ihm ausgegangene pietistische Richtung erhielt jetzt auch einen eigenen wissenschaftlichen Mittelpunkt oder eine Pflanzschule in der vom Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg 1694 gestifteten Universität Halle, deren theologische Lehrstellen mit Spenerianern besetzt wurden, unter welchen der Stifter des Waisenhauses A. H. Francke war. Dieß vergrößerte jedoch auch den Kampf der beiden Parteien und vor Allen traten jetzt die Theologen von Leipzig, Wittenberg, Gießen und Hamburg in die Schranken; namentlich stellte die theologische Facultät zu Wittenberg (1695) durch den Professor Deutschmann eine Urkunde von 264 Irrthümern S.'s aus, welchem es nicht gelang, durch seine „Aufrichtige Übereinstimmung mit der augsburgischen Confession" die Gegner zu beschwichtigen. Selbst noch nach seinem Tode (1705) wurde der Streit in höchst zahlreichen Schriften bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortgeführt. Mochte S. auch in der rein praktischen, nicht zugleich wissenschaftlichen Richtung seiner Reform zu weit gehen; mochten überdieß auch seine zum großen Theil aus den Ungebildeten oder nicht wissenschaftlich Gebildeten bestehenden Anhänger in der Anwendung seiner Grundsätze Manches übertreiben: so hat er doch das große Verdienst, die Kirche auf ihre Gebrechen hingewiesen, vielen nachfolgenden Theologen die Richtung von bloßer Scholastik auf das Praktische ohne Aufgeben des biblisch-wissenschaftlichen Sinnes mitgetheilt und besonders auch durch seine Vorträge, durch seine Schriften und übrigen Verhältnisse für die Verbesserung der öffentlichen Religionsvorträge ungemein wohlthätig gewirkt zu haben. Mit Recht lebt er daher fort in dem dankbaren Andenken der Nachwelt und noch 1835 wurde in der Nikolaikirche zu Berlin der Gedächtnißtag seiner vor 200 Jahren erfolgten Geburt feierlich begangen. — Von seinen Schriften sind noch bemerkenswerth: „Das geistliche Priesterthum" (Frankf. 1677. 12. Berl. 1830); „Consilia et judicia theol." (Francof. 1709. 3 Voll. 4.); „Letzte theologische Bedenken" (Halle 1721. 3 Bde. 4.); „Wahrhafte Erzählung dessen, was wegen der sogenannten Pietisten vorgegangen" (Frankf. 1697. 12.); „Des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Mühseligkeit" (Frankf. 1679); „Evangelische Lebenspflichten in einem Jahrgange Predigten" (Frankf. 1692); „Evangelischer Glaubenstrost" (Ebend. 1694). Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Gleichen, „Annales ecclesiastici" (Dresd. 1730. 2. Thl. S. 468 ff.). Vergl. Hoßbach, „Ph. J. Spener und seine Zeit" (Berl. 1828. 2 Bde.). 63.

Spenser (Edmund), einer der vorzüglichsten älteren englischen Dichter, wurde um das Jahr 1553 in London geboren, erhielt 1569 in dem Pembrokecollegium zu Cambridge eine Freistelle und lebte nach Erhaltung eines akademischen Grades bei seinen Verwandten in Nordengland, wo ihm die Liebe zu einem Landmädchen, das er unter dem Namen „Rosalinde" besang, zur Abfassung seines ersten 1576 erschienenen Gedichtes: „Shepherd's calendar" begeisterte. Der Zueignung desselben an den berühmten Sir Philipp Sidney verdankte er alsdann die Stelle eines Secretairs bei dem zum Statthalter von Irland ernannten Lord Grey, den er 1580 dahin begleitete, bewarb sich aber nach seiner Rückkehr von

dort nach England 1582 vergeblich um eine Stelle am Hofe; doch hatten die dabei gemachten Erfahrungen den Vortheil, daß er die Hofcabalen und Ränke mit Kraft und Wahrheit in dem Gedichte: „Mother Hubbard's tale" schildern konnte. Durch die Verwendung seiner Gönner vermochte er endlich im Jahre 1586 eine bedeutende Besitzung in der Grafschaft Cork zu kaufen, wo er sich selbst in ländlichen Dichtungen als einen seine Heerde weidenden Schäfer besang. Nachdem er sich hierauf im Jahre 1590 mit seinem Freunde Raleigh nach London begeben hatte, erschienen hier die drei ersten Bücher seiner „Fairy Queen", die er der Königin Elisabeth, welche ihm dafür einen Jahrgehalt von 50 Pfund Sterl. aussetzte, widmete. Im Jahre 1591 begab er sich zwar wieder nach Irland, kehrte aber nach dem Ausbruche der irischen Unruhen nach England zurück und schrieb daselbst nach Herausgabe einiger Gedichte einen Plan zur Unterjochung Irlands unter dem Titel: „View of the state of Ireland", welcher jedoch erst 1633 öffentlich erschien und wegen der darin gezeigten Sachkenntniß gerühmt wurde. Darauf erschienen 1596 drei neue Bücher der „Fairy Queen", von den übrigen sechs Büchern aber sind später nur die zwei unvollständigen: „Cantos of mutability" wieder aufgefunden worden, welche in der Folioausgabe von 1609 als ein Theil des verloren gegangenen Buches: „The legend of constancy" mitgetheilt wurden. Nach einem nochmaligen einjährigen Aufenthalte auf seiner Besitzung verließ er Irland bei dem Ausbruche des durch den Grafen von Tyrane erregten Aufstandes (1598) wieder und starb schon im Januar 1599. Er wurde seinem Wunsche gemäß in der Westminsterabtei neben Chaucer begraben und ihm später daselbst auch ein Denkmal errichtet. In S.'s Werken treten Liebe, Andacht und reine Sittlichkeit durchgehends hervor; seine Sonette, Hymnen und allegorischen Hirtengedichte zeichnen sich besonders durch Gewandtheit der Sprache und harmonischen Versbau aus; allein seinen Ruhm verdankt er vor Allem der „Fairy Queen", einem der besten allegorischen Rittergedichte, welches sich durch Lebendigkeit der Phantasie, Reichthum der Erfindung, Mannigfaltigkeit der Charaktere und malerische Schilderungen auszeichnet, obgleich ihm die in demselben durchgehende allegorische Behandlung schadet. Außerdem schreibt sich von diesem Gedichte die Entstehung oder wenigstens die Ausbildung der sogenannten Spenserstanze her, die aus acht zehnsylbigen Jamben und einem Alexandriner am Schlusse gebildet wird, aus einem dreifachen männlichen oder weiblichen Reime besteht und unter den Neueren besonders von Lord Byron mit Glück gebraucht worden ist. Als die besten Ausgaben von S.'s Werken bemerken wir die von Hughes (Lond. 1715. 6 Bde. 1778. 8 Bde. 12.) und Todd (Lond. 1805. 8 Bde.) mit Anmerkungen und einer Lebensbeschreibung S.'s. 81.

Speransky (Michael), russischer geheimer Rath, wurde im Jahre 1771 als der Sohn eines Geistlichen im Gouvernement Wladimir geboren und besuchte, nachdem er seine erste Bildung in einem Seminarium zu Petersburg erhalten hatte, die geistliche Akademie daselbst, wo er besonders in den mathematischen Wissenschaften solche Fortschritte machte, daß er schon in seinem 21. Jahre an derselben Akademie eine Anstellung als Professor der Mathematik und Physik erhielt, die er bis zum Jahre 1797 bekleidete. Als Staatssecretair dem Reichsrathe beigegeben (1801) verfaßte er nun die wichtigsten Staatsschriften jener Periode, organisirte 1802 das Ministerium des Innern neu, trat 1808 an die Spitze der Gesetzescommission, welche ihm einen festeren und folgerechteren Geschäftsgang verdankte, wurde noch in demselben Jahre zum Collegen des Justizministers ernannt und erhielt darauf die Gesammtverwaltung der Provinz Finnland und die Oberdirection der Universität Abo. In dieser Stellung bewirkte er nicht nur eine Verbesserung der Unterrichtsmethode in Rußland und eine bedeutende Vermehrung der Schulfonds, sondern er setzte auch eine neue Einrichtung des Reichsrathes, ein neues

Finanzsystem und ein allgemeines Reglement für die Ministerien durch. Diesen durch ihn bewirkten Verbesserungen zufolge verdankte nun Rußland binnen zwei Jahren die Regulirung des Steuersystems, die Untersuchung des Budgets, die Errichtung eines Tilgungsfonds, die Verminderung des Papiergeldes, die Einführung eines neuen Münzsystems, die Errichtung eines zweckmäßigen Tarifs, einen Plan zur Reorganisation des Senates, die Verbesserung der Civilgesetzgebung, die Redaction des Handels- und die schnellere Ausarbeitung eines Criminalcodex. Er genoß auch das höchste Vertrauen des Kaisers, welcher ihn 1809 zum geheimen Rathe erhob und ihm überdieß ungehinderten Zutritt zu seiner Person gestattete. Da aber die vielen von S. durchgesetzten Neuerungen ihm viele und mächtige Gegner zugezogen hatten, so bewirkte vorzüglich der beim Beginne der Kriegsjahre nicht zu hebende Geldmangel, daß der Kaiser der öffentlichen Stimme nachgeben und ihn entlassen mußte, worauf er im März 1812 mitten in der Nacht geholt und in einer Kibitka nach Nischnei-Nowgorod gebracht wurde. Allein nach 6 Monaten nahm man die Nähe der Franzosen zum Vorwande, um ihn nach Perm zu verweisen, wo seine anfangs ärmliche Lage später durch eine ihm von dem Kaiser bewilligte Pension erleichtert wurde. Nun lebte er auf einem kleinen Landgute den Wissenschaften, dem Landbaue und der Erziehung seiner Tochter, wurde aber unerwartet zum Gouverneur von Perm und 1819 zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt. Unter großen Beschwerden auf den häufigen Revisionsreisen durch die ihm anvertrauten Provinzen entwarf er hier einen neuen Administrationsplan derselben, den er nach seiner Erhebung zum Reichsrathe (im März 1821) dem Kaiser persönlich in Petersburg überreichte. Hierauf verdankte man bald darauf seiner unermüdeten Thätigkeit die Vollendung der Sammlung aller in den Jahren 1649—1832 erschienenen Gesetze, während er zugleich die in das Französische übersetzte Schrift: „Précis des notions historiques sur la réformation du corps les lois russes etc.“ (Petersb. 1833) verfaßte. 81.

Sperber (émerillon), ein veraltetes Feldgeschütz, war 37 Caliber lang, schoß 1 Pfund Eisen und wog 460 Pfund. Mit der höchsten Elevation, die dasselbe zuließ, erreichte man mit einer Pulverladung von 1 Pfund die Schußweite von 1873 Schritten. 61.

Spesen, franz. frais; engl. charges, nennt man den Aufwand, welchen man auf die Erhaltung oder Erlangung einer Sache macht, die Kosten oder Auslagen, welche man darauf verwendet; daher Spesenrechnung s. v. a. Kostenrechnung, beim Juristen s. v. a. die Liquidation. 38.

Spessart, Waldgebirge im baierischen Untermainkreise, die südwestliche Fortsetzung des Rhöngebirges, von mehr als 200000 Morgen, wird vom Main im Süden und Westen, von der Kinzig im Norden, vom Maine und von der niedern Saale im Osten gleichsam umzogen, ist 11 Meilen lang, 8 Meilen breit, stark bewaldet und hat 75000 Seelen. Man unterscheidet den Vorspessart im Osten bis an die Sinn und den Main, im Süden und Westen bis an den Main; den hohen Spessart, der die Centralmasse enthält, und den Hinterspessart, der sich plateauartig gegen die Kahl und Kinzig absenkt. Im hohen S. gedeihen nur Sommerfrüchte und Kartoffeln; der Hauptreichtum besteht aber in den großen Wäldern, deren Ertrag auf dem Maine verfahren wird. Die höchsten Punkte des S. sind: der Geiersberg (1896 Fuß) mit dem Signalthurme zum Behufe der trigonometrischen Landesvermessung; die Hockenhöhe bei Schollbrunn (1800 Fuß); der Sandthurm, der gebrannte Berg, die Geishöhe (über 1600 Fuß hoch). Die Hauptthäler sind der Aschaff-, Elsava-, Hafenlohrer-, Haßlocher-, Kinzig- und Sinngrund; doch fällt der S. nirgends steil ab, am Meisten gegen den Main, die Saale und Kinzig. Die Hauptmasse des ganzen Gebirges besteht aus Granit, Gneus und Glimmerschiefer, worauf sich rother und gefleckter Sandstein lagert.

Die milderen Gegenden der sich bis an den Main erstreckenden Vorgebirge liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Hanf, Obst, Tabak und Hopfen. Außerdem gehen fast täglich schwer beladene Holzschiffe und große Flöße mit Holz den Main hinab. Im S. selbst sind die Glashütten von Weilersbrunn, Emmerichsthal, Kehl und Einsiedelhof, das Bergwerk zu Bieber, die obere Saline, dann die Eisenwerke von Hollhämmer und Laufach besonders zu erwähnen. Man treibt Bergbau auf Eisen, Kupfer und Kobalt. Aschaffenburg ist der Hauptort. Vergl. Behlen, „Der Spessart; Versuch einer Topographie dieser Waldgegend" (Leipz. 1823—1827. 3 Bde. 8.). 71.

Speusippus aus Athen, griechischer Philosoph, war der Neffe Plato's und folgte diesem auf dem Lehrstuhle der Akademie (348 v. Chr.), gab aber schon 340 v. Chr. wegen Kränklichkeit das Lehramt wieder auf, das Xenokrates (s. d. Art.) übernahm, und nahm sich endlich selbst das Leben. Von seinen Lehren sind nur einzelne Notizen aus Sextus Empiricus und Aristoteles bekannt, aus denen hervorgeht, daß er den platonischen Lehren ziemlich treu geblieben ist; nur soll er zwei Kriterien der Wahrheit, das Denkbare und das sinnlich Wahrnehmbare, aufgestellt und die platonischen Principien um das der Zahlen, der Größen und der Seele vermehrt haben. Von seinen Schriften ist Nichts auf uns gekommen; doch soll er der Verfasser der dem Plato beigelegten Schrift: „ὅροι" (Bestimmungen) sein. 16.

Sphäre, s. Kugel. — Den Inbegriff von Lehrsätzen, die Kugel betreffend, nennt man Sphärik, welche man vollständig in Pohl's „Geometrie und Trigonometrie auf der Sphäre" (Berl. 1819); Forstner's „Sphärik" (Berl. 1827) und Schulz's „Sphärik" (Leipz. 1828 und 1829) abgehandelt findet. 40.

Sphäroid nennt man denjenigen Körper, welcher von einer solchen krummen Oberfläche begrenzt ist, deren Durchschnitt mit jeder Ebene, die durch eine von drei auf einander senkrechten Achsen gelegt wird, eine Ellipse ist. 40.

Sphärometer ist ein physikalisches Instrument, welches dazu dient, die Gestalt der Linsengläser zu bestimmen; außerdem bedient man sich desselben auch zum Ausmessen der Dicke derjenigen dünnen Blättchen, welche, hauptsächlich von Blättergyps, die verschiedenen Farben im polarisirten Lichtstrahle geben. Überhaupt aber ergibt sich der Gebrauch dieses Instrumentes in einzelnen Fällen leicht, sobald man es seinen Theilen nach kennt. Es besteht nämlich aus einer in Grade eingetheilten Scheibe, welche auf 3 Füßen ruht. In der Mitte ist eine feine Schraube, welche durch ihre Windungen vermittelst eines Zeigers genau nach Graden angibt, um wie viel der darunter gelegte Gegenstand höher liegt als die Grundlage, und zwar ist es so fein, daß man $\frac{1}{1000}$ eines Zolles noch genau messen kann. 26.

Sphinx, ein Symbol der Weisheit und Stärke, ging wahrscheinlich aus der ägyptischen Mythologie erst in die griechische über. Die ägyptische S. wurde dargestellt als ein Löwe mit Menschenantlitz, ruhend mit vorgestreckten Vorderfüßen, auf der Stirn eine kleine Schlange, auf dem Kopfe ein in Falten gelegtes Kopftuch und am Kinne zuweilen einen Bart. In den Vorhöfen der ägyptischen Tempel wurden oft ganze Reihen von Sphinxen aufgestellt. Die griechische Mythologie legte den Sphinxen Grausamkeit und Lust an räthselhaften Reden bei; sie waren hier die Töchter der Echidna, die sie mit ihrem Sohne, dem dreiköpfigen Hunde Orthros, erzeugt hatte; man gab ihnen ein Mädchenhaupt, einen Hundsleib, Drachenschwanz, Löwenklauen und zuweilen auch Flügel. Juno sendete den Thebanern aus Zorn über des Bacchus Geburt jene verderbliche S., die auf dem phikeischen Berge in der Nähe von Theben hausend den Vorübergehenden ein Räthsel aufgab und sie, wenn sie es nicht lösten, tödtete und auffraß. Das Räthsel lautete: welches Thier hat nur eine Stimme und geht des Morgens auf 4, des Mittags auf 2 und des Abends auf 3 Füßen? Ödipus (s. d. Art.) löste das Räthsel,

indem er sagte: jenes Thier ist der Mensch, der im frühen Kindesalter auf Händen und Füßen kriecht, als kräftiger Mann blos auf 2 Füßen einherschreitet und als Greis den Stab zu Hülfe nimmt. Die S. stürzte sich darauf aus Verzweiflung ins Meer. — Die S. kommt vielfältig auf Münzen vor, wo sie oft mit Menschenhänden dargestellt ist, wie auf dem Obelisk der Sonne in Rom; auf einer Münze des Hadrian ist der Vorderleib der S. mit einem Schleier bis auf die Füße bedeckt, aus der Brust kommt der umgekehrte Kopf eines Krokodils hervor, unter seinen Füßen kriecht eine Schlange und auf dem Rücken ist ein Greif mit dem Rade. Noch findet sich eine große aus einem Felsen gehauene S. bei der Pyramidengruppe von Kahira, 148′ lang und vorn 62′ hoch; der jetzt noch hervorragende Theil beträgt aber blos 27′. Die S. von Sais, ein rosenfarbener Granitblock von 22 Fuß, befindet sich jetzt in der ägyptischen Sammlung des Louvre. 1817 entdeckte Belzoni die colossale S. bei der Pyramide des Kephrenos nahe bei Theben. 11.

Sphragistik oder **Siegelkunde** ist ein Theil der Diplomatik und beschäftigt sich mit Kenntniß der an den Urkunden befindlichen Siegel und des dazu verwandten Stoffes und bedarf daher vorzüglich einer Kenntniß der Geschichte der Stempelschneidekunst und der Embleme und Wappen. Als Schriften darüber sind zu vergleichen: M. Heineccius, „De veterum Germanorum aliarumque nationum sigillis“ (Francof. 1709. Fol.); Gercken's „Anmerkungen über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik“ (Augsb. 1781. Stendal 1786). 30.

Spica (Kornähre) ist ein ziemlich schöner Fixstern erster Größe im Sternbilde der Jungfrau. 13.

Spiegel, lat. speculum; franz. miroir, glace; engl. mirror, looking-glass, wird im Allgemeinen jede gerade oder krumme, auf der Oberfläche recht glatte und polirte Fläche genannt, welche die Eigenschaft besitzt, die von hellen Gegenständen auffallenden Lichtstrahlen in derselben Ordnung wieder zurückzuwerfen, wie sie auffielen. Der Materie nach bestehen die S. entweder aus durchsichtigen oder undurchsichtigen Körpern und erstere wieder aus festen und flüssigen. Zu den flüssigen gehören Wasser, Öl, Weingeist ꝛc., welche ihrer Natur nach von selbst eine ebene Oberfläche erhalten; feste durchsichtige Körper, wie namentlich das Glas, spiegeln gleichfalls, sobald sie durch Politur eine hinlänglich ebene Fläche erhalten. Die härtesten Körper nehmen die beste Politur an und liefern daher auch die vollkommensten Spiegel. Am Besten eignen sich daher Metalle (**Metallspiegel**) und vorzugsweise die härtesten; da diese aber kostbar sind und durch jedes Anfassen blind werden, auch die besten leicht rosten, so wählt man zum gewöhnlichen Gebrauche die **Glasspiegel** und versieht dieselben, weil bei allen durchsichtigen Körpern zwar ein großer Theil des Lichtes von der Oberfläche reflectirt wird, aber auch ein großer Theil in dieselben eindringt, wodurch nicht nur die Helligkeit des erzeugten Bildes geschwächt wird, sondern auch die von zwei Flächen begrenzten durchsichtigen Körper zwei Bilder geben, an der hintern Fläche mit einem Überzuge von schwarzem Tuche oder Lacke, gewöhnlich aber mit einem Belege von Zinn und Quecksilber, dem sogenannten Zinnamalgama, welches nun den Körper ausmacht, welcher die Lichtstrahlen zurückwirft und die Bilder erzeugt. Man theilt die S. nach Beschaffenheit ihrer Flächen in gerade oder **Planspiegel** und in gekrümmte. Letztere sind **Cylinderspiegel**, **Hohlspiegel**, **Kegelspiegel** und **Kugelspiegel**. Durch ebene oder **Planspiegel** werden alle von einem Gegenstande auf ihn fallende Lichtstrahlen so zurückgesendet, als ob sie sämmtlich aus einem Gegenstande kämen, der in gleicher Richtung und Entfernung, wie der strahlende Gegenstand, hinter dem S. liegt. Das Bild erscheint daher im Planspiegel gerade so, als ob der strahlende Gegenstand eben so weit hinter dem Spiegel stände, als er vor demselben steht. Die Gestalt und Größe des Gegenstandes bleibt

hierbei unverändert, nur ist bei dem Bilde das die linke Seite, was bei dem Gegenstande die rechte ist, weil das Bild seine Vorderseite gegen des Spiegels Hinterseite kehrt. — Im Cylinderspiegel erscheint der gerade vor dem S. stehende Gegenstand in der Richtung, welche mit der Achse des Cylinders zusammenfällt, so wie im ebenen Spiegel, dagegen in der darauf senkrechten Richtung verkleinert; hier also nicht im richtigen Verhältnisse der Theile, und dieß ist noch weniger der Fall, je weiter er seitwärts von dem auf den S. sehenden Beobachter liegt. Ein vor dem Cylinderspiegel liegendes, in richtigen Verhältnissen gezeichnetes Bild gibt daher ein verzerrtes Spiegelbild und umgekehrt muß man ein nach bestimmten Regeln unrichtiges verzerrtes Bild zeichnen, wenn es im S. in richtigen Verhältnissen erscheinen soll. — Bei dem Hohlspiegel ist die hohle Seite die spiegelnde Fläche und sie kann entweder kugelförmig oder paraboliſch sein. Ein sphäriſcher oder kugelförmiger Hohlspiegel bringt die Strahlen, welche mit seiner Achse parallel auffallen, in einen Raum zusammen, der einen desto geringern Theil des Halbmessers ausmacht, je kleiner die Breite des Spiegels ist; auch werden die Unterschiede der Räume, in welchen die zurückgeworfenen Strahlen die Achse kreuzen, desto kleiner, je näher die Strahlen in der Achse liegen. Hierbei verdichten sich also die Strahlen und dieß ist der Grund, warum hohle Kugelspiegel den Strahlen der Sonne ausgesetzt das Vermögen besitzen zu zünden. Der Punkt, wo sich die zurückgeworfenen Strahlen vereinigen, heißt daher der Vereinigungspunkt oder der Brennpunkt (s. d. Art.) und die Distanz von der Spiegelfläche bis zu dem Brennpunkte die Brennweite (s. d. Art.). Wenn alle von einem Punkte des Gegenstandes auf die Spiegelfläche fallende Strahlen auch wieder in einem einzigen Punkte in freier Luft zusammenkommen oder verlängert sich schneiden, so stellen sie in diesem Punkte ein Bild des Gegenstandes dar, von dem sie ausgingen, und zwar im erstern Falle ein wirklich physisches, im letztern ein geometrisches. Das physische Bild hat die umgekehrte Lage des Gegenstandes und ist, je nachdem letzterer vor oder hinter dem Mittelpunkte steht, größer oder kleiner als er selbst. — Die Eigenschaften des paraboliſchen Hohlspiegels lassen sich ohne Zeichnung nicht vollständig erklären und wir verweisen deßhalb auf Gehler's „Physikalisches Wörterbuch" Bd. V. S. 506 ff. — Kegelspiegel stellen der Quere nach eine Menge erhabener, der Länge nach eine Menge ebener S. dar, deren Durchmesser nach der Spitze hin immer kleiner wird; daher erscheinen die Bilder von Gegenständen in denselben so, daß die gegen die Spitze hin gesehenen Theile der Quere nach immer stärker verkleinert oder zusammengezogen werden, indem sie der Länge nach ihre eigentliche Größe behalten. — Kugelspiegel, erhabene oder Conversspiegel, zerstreuen die parallelen Strahlen, welche auf ihre Flächen fallen, und werfen sie zurück und der Gegenstand stellt sich in einer geringen Entfernung hinter dem S. aufrecht und verkleinert dar; die Gestalt desselben erscheint dabei besonders gegen den Rand des Spiegels hin etwas verzerrt und unregelmäßig. — Der Gebrauch der S. ist sehr alt und die frühesten waren von Metall. Außer diesen hatte man auch harte dunkle Steine zu Spiegeln, namentlich den Obsidian. Raymundus Lullus (gest. 1315) gibt zuerst Nachricht, wie man das Glas durch dahinter gelegtes Blei zu Spiegeln machte. Eine der angesehensten Spiegelfabriken in ganz Europa ist die von St. Gobain, einem Dorfe in Soissonnais, welche bereits über 100 Jahre besteht und jetzt S. von 122 Zoll Höhe und 75 Zoll Breite gießt, die an Schönheit, Reinigkeit, Sauberkeit und Dauerhaftigkeit alle anderen übertreffen. 40.

Spiegelsextant ist ein von Hadley erfundenes Reflexionsinstrument, womit man ganz unabhängig von der Beschaffenheit des Standpunktes nicht nur horizontale und vertikale Winkel, sondern überhaupt auch Winkel in jeder Richtung gegen den Horizont, wie z. B. die Distanz des Mondes von irgend einem an-

dern Gestirne, messen kann. Stellt man Höhenbeobachtungen mit dem S. an, so muß man einen sogenannten Horizont, der entweder ein natürlicher oder ein künstlicher sein kann, zu Hülfe nehmen. — Die größeren S. von 8—12 Zollen Radius pflegt man auf Gestellen anzubringen, während die kleineren (die kleinsten heißen Dosensextanten) aus freier Hand gehalten werden. Der S. besteht im Allgemeinen aus einem Fernrohre mit einem kleinen Spiegel davor, der das Objectivglas halb bedeckt; daneben rechts befindet sich ein beweglicher Spiegel und links ein Sextant, auf welchem ein Zeiger die Grade des Winkels angibt, in welchem beide Spiegel gegen einander geneigt sind, so daß der vom großen Spiegel im Bilde reflectirte und im kleinen Spiegel gesehene Gegenstand nach seinem Standpunkte, z. B. die Sonne am Horizonte, genau bestimmt werden kann. 13.

Spiegelteleskop oder katoptrisches Fernrohr, ist dasjenige optische Instrument, das theils aus metallenen Hohlspiegeln, theils aus Gläsern zusammengesetzt entfernte Gegenstände vergrößert und deutlich dem Beobachter zeigt. — Die ersten Vorschläge zu S. that Mersenne und Newton führte sie weiter aus, indem er Glasspiegel und statt des planen Fangspiegels ein reflectirendes Prisma nahm, und so die dioptrischen Fernröhre sammt ihren gewöhnlichen Fehlern verdrängen wollte. Schon früher schlug Gregory vor, den großen Spiegel zu durchbohren und das Bild in einem zweiten Hohlspiegel aufzufangen, Cassegrain hingegen nahm einen converen Fangspiegel, der das S. um die Hälfte kürzer machte. Hook verfertigte 1674 Gregory'sche und Hadley 1723 Newton'sche S. Unter den angegebenen Werkzeugen bleibt das letzte immer das beste; doch nahmen Herschel und Schröter den Fangspiegel weg und richteten durch die schräge Lage des großen Spiegels die Strahlen des Bildes unmittelbar in das Auge des Beobachters, was indeß freilich blos bei großen Instrumenten angeht. — Über Herschel's sogenanntes Riesenteleskop, die beste Composition zu Spiegeln, das Centriren und die Geschichte der Erfindung s. man: „Beschreibung des vierzigfüßigen Teleskops von W. Herschel" übers. von Geisler (Leipz. 1799); „Über die Verfertigung der Metallspiegel zu Teleskopen" von Mudge (in den Philos. trans. LXVII.); Schröter „Beiträge zu den neuesten astronomischen Entdeckungen" (Berl. 1788, 154 ff.). — Jetzt, da die dioptrischen Fernröhre (s. Fernrohr) in vorher nie geahnter, größtmöglichster ausgezeichner Güte und Wirkung zu München verfertigt werden, sind die S. mit Recht außer allen Gebrauch gekommen, indem die achromatischen Fernröhre bei überdieß ungleich leichterer Handhabung schärfere und hellere Bilder durch Refraction, als die S. durch Reflexion, geben, auch dieselben Vergrößerungen, wie diese, vertragen können. 13.

Spiel, lat. ludus; franz. jeu; engl. play, drückt 1) überhaupt eine leichte und uneingeschränkte Bewegung aus; daher Spielraum, z. B. bei Maschinen, Gewehren u. dergl., ein solcher Raum, welcher die Bewegung verstattet; Geberdenspiel, Spiel auf musikalischen Instrumenten, Spiel der Phantasie ꝛc., welche sich alle auf das Leichte, Ungezwungene, Abwechselnde und Harmonische der Bewegung beziehen. 2) Bezieht man deßhalb den Ausdruck auch auf das Angenehme und Gefällige, welches in einer ungezwungenen Abwechselung zu finden ist, und setzt das Spiel dem Ernsthaften entgegen. Daher ist S. so viel als Zeitvertreib, z. B. Schauspiel, Zauberspiel u. a.; die Instrumente dazu heißen: Spielzeug. Bildlich wendet man solches dann noch auf Gegenstände an, welche sich nicht in steten Formen wiederholen, sondern in abwechselnden Gestalten hervortreten, wie Farbenspiel; in der Natur unter den verschiedenen Geschlechtern die Spielarten. 3) Bezeichnet S. die Abwechselungen des Zufalls. 4) Endlich versteht man unter S. einen Vertrag, bei welchem Mehrere sich bemühen, in gewissen Dingen einander zu übertreffen, mit der Bedingung, daß dem Sieger gewisse Vortheile zukommen sollen. Man macht

dabei den Unterschied, a. zwischen dem Gesellschaftsspiele, bei welchem der Ausgang nicht einzig und allein vom Zufalle, sondern auch, wenigstens zum Theil, von der Geschicklichkeit des Spielenden abhängt, z. B. beim Kartenspiele, durch das Ausspielen u. dergl., b. oder dem Hazardspiele, bei welchem der Ausgang vom bloßen Zufalle abhängt. Dieser Unterschied ist jedoch kein nothwendiger, sondern wird meistens nur durch den Mißbrauch eines an sich erlaubten Spiels bedingt, wie es z. B. beim Börsenspiele oder bei dem gewagten Ein- und Verkaufe von geldwerthen Papieren der Fall ist. Die Staatsmänner wie die Philosophen aller Zeiten haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, in wiefern die Hazardspiele dem Volke zuzulassen oder zu verbieten sein möchten. Man hat jedoch, sobald man das Verbot weiter als auf den nach den jedesmaligen Verhältnissen zu beurtheilenden Mißbrauch ausgedehnt, nie auf einen sichern Grund kommen können und daher an manchen Orten das Hazardspiel zu gelassen, an anderen aber verboten. Da indeß jede menschliche Einrichtung das Eigene hat, daß sie sich nach den Bedürfnissen, dem Geschmacke und den Wünschen des Zeitalters richtet, so hat sich auch hier die Erfahrung bewährt, daß die verschiedenen Arten der Spiele sich überlebten und dann auch ohne Verbot anderen Spielen Platz machten, so lange sie aber noch die allgemeine Stimmung für sich hatten, mit Erfolg und zuweilen ohne schlimmere Folgen nicht wohl unterdrückt werden konnten. 31.

Spielkarten, s. Karte.

Spielmann (Jakob Reinhold), bekannter Arzt, wurde zu Straßburg am 31. März 1722 geboren, studirte auf mehreren deutschen Universitäten, sowie in Paris Medicin und kehrte hierauf nach seiner Vaterstadt zurück, wo er an der Universität Physiologie und Chemie lehrte, später zum Professor der Poesie und endlich 1759 zum Professor der Botanik und Chemie ernannt wurde und am 9. Sept. 1783 starb. Von seinen Schriften haben seine „Institutiones chemiae“ (Argent. 1763) dem heutigen Stande der Wissenschaft zufolge keinen Werth mehr; seine „Institutiones materiae medicae“ (Argent. 1774 und deutsch 1776) werden indessen zuweilen noch benutzt, weil sie bei der großen Gelehrsamkeit ihres Verfassers einen Schatz von seltenen Beobachtungen enthalten. 39.

Spieß (Christian Heinrich), einer der fruchtbarsten deutschen Romanschriftsteller, wurde im Jahre 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren, hielt sich längere Zeit bei einer wandernden Schauspielergesellschaft auf und wurde darauf als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiekan in Böhmen angestellt, wo er am 17. Aug. 1799 starb. Als dramatischer Schriftsteller fand er besonders mit dem Schauspiele „Klara von Hoheneichen“ (Prag 1790) allgemeinen Beifall. Von nun an lieferte er eine große Menge Schauspiele und Romane, von denen die bekanntesten sind: „General Schlenzheim, ein Schauspiel“ (Leipz. 1785); „Biographien der Selbstmörder“ (Prag 1785. 4 Bde.; 3. Aufl. 1789); „Das Petermännchen“ (Leipz. 1791. 2 Bde.); „Der Mäusefallen- und Hechelkrämer“ (Prag 1792, 2. Aufl. 1795); „Der alte Überall und Nirgends“ (Leipz. 1792. 4 Bde.; 5. Aufl. 1824); „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“ (Leipz. 1794—1796. 3 Thle.); „Die Löwenritter“ (Leipz. 1794. 4 Thle.); „Biographien der Wahnsinnigen“ (Leipz. 1795 u. 1796. 4 Bde.) und „Hans Heiling, ein Volksmärchen“ (Leipz. 1798—1799. 4 Thle.). Obgleich ihm ein großer Reichthum der Erfindung nicht abzusprechen ist, so ließ er sich doch durch den unbedingten Beifall, welchen seine Schriften fanden, verleiten, denselben blos einen höchst oberflächlichen poetischen Schimmer zu verleihen, wodurch ihnen aller dauernde Werth entzogen wurde. 81.

Spießglanz oder Spießglas, lat. antimonium; franz. antimoine; engl. antimony, black lead, ist ein sehr sprödes, mäßig hartes, nur wenig klingendes Metall von zinnweißer Farbe und blättrigem Gefüge, das etwas schwerer als

der Zink schmilzt und in der Weißglühhitze flüchtig wird. Seine specifische Schwere ist 6,860 oder nach Brisson 6,7021. Man findet es gediegen in Elsaß; als Oxyd in verschiedenen Spießglanzerzen. Durch das Verpuffen mit Salpeter erhält man ein vollkommenes Spießglanzoxyd, das 0 21 Sauerstoff enthält, feuerbeständig ist und im Glühfeuer zu einem hyacinthfarbenen Glase schmilzt. In einer höhern Temperatur verflüchtigt sich das S. bei dem Zutritte der Luft als ein weißer Rauch, der ein unvollkommenes Oxyd in Form weißer, glänzender Nadeln absetzt, welches sich mit den Säuren vereinigt und Antimonialsalze bildet. Das Eisen aber schlägt das Antimonium aus seinen Auflösungen metallisch nieder. Wird S. mit den Metallen verbunden, so macht es dieselben spröde und bleich; den Kunstfeuersätzen beigemischt gibt es ein helles und weißes Feuer. 61.

Spillgelder, von Spille, der altdeutschen Benennung der Frauen hergenommen, sind Gelder, welche bei der Ehe nicht wie das übrige Einbringen zugleich mit der Frau dem Manne zur willkührlichen Bestimmung zukommen, sondern der Frau zu ihrer eignen Verfügung bleiben. Da die Frau sich solche vor Eingehung des Ehebündnisses besonders vorbehalten hat (denn nachher würde solches zu spät sein), so werden diese Gelder auch Receptitiengelder (bona receptitia), oder vorbehalten Gut genannt. In Staaten, wo die Frauen noch gezwungen sind, ihr Vermögen dem Manne ohne sichere Garantie hinzugeben, ist es für dieselben noch rathsam, sich durch einen Ehevertrag wenigstens einen Theil ihres Vermögens für den Nothfall zur eignen Subsistenz zu sichern; da indeß die S. ihrer Bestimmung nach dem Manne nicht sollen in die Hände gegeben werden, so genießen sie auch, wenn es doch unvorsichtigerweise geschehen ist, kein Pfandrecht in seinem Vermögen, sondern werden unter die gemeinen Schulden gerechnet (vergl. Eingebrachtes). 13.

Spillmagen sind s. v. a. Cognaten.

Spindler (Karl), ein rühmlich bekannter deutscher Romanschriftsteller, wurde 1797 zu Breslau geboren, studirte die Rechte in Straßburg und ging hierauf zum Theater über, bei dem er über zehn Jahre blieb, ohne jedoch während dieser Zeit bedeutendere Rollen übernommen zu haben. Gegenwärtig lebt er als Privatgelehrter in Stuttgart. Schon als Schauspieler gab er mehrere Romane, Erzählungen und ein Drama zum Theil ohne seinen Namen heraus, jedoch begründeten erst seine späteren Arbeiten seinen Ruf als Schriftsteller. Unter seinen Romanen bemerken wir als die wichtigsten: „Der Bastard" (Zürich 1826. 3 Thle.); „Der Jude" (Stuttg. 1827. 3 Thle.); „Der Jesuit" (Stuttg. 1828. 3 Thle.); „Der Invalide" (Stuttg. 1830. 4 Thle.). Außerdem lieferte er eine große Menge kleinerer Romane in Taschenbücher und Zeitschriften, welche er gesammelt unter mehreren Titeln, zuletzt als „Sommermalven" (Stuttg. 1833) herausgab. Auch hat er seit 1829 die Herausgabe der von ihm neu gegründeten „Damenzeitung" und seit 1830 die Redaction des von ihm allein geschriebenen Taschenbuchs „Vergißmeinnicht" unternommen. Seine Romane zeichnen sich durch reiche und blühende, doch bisweilen etwas zu überladene Schilderungen und kräftige Charakterzeichnungen aus, weniger aber gelingt ihm die ruhige psychologische Entwickelung der Handlung, welche oft durch zu schroffe Übergänge zu ihrem Ziele geführt wird. 81.

Spinell, lat. spinellus; franz. spinelle; engl. spinell, ein Mineral von tessularischen oder dem Systeme des Würfels angehörenden Krystallformen, Härte des Topases, unvollkommen blättriger Structur, muschligem Bruche, rothen, blauen, grünen, schwarzen, braunen und weißen Farben, starkem Glasglanze und Durchsichtigkeit in verschiedenen Graden, enthält Thonerde, Kieselerde und Talkerde. Der edle S., welcher die höchsten Grade der Durchsichtigkeit und die schönsten Farben besitzt, steht als Edelstein im Werthe. Man findet ihn in losen Krystal-

len im Thone und Lehme des Schuttlandes und im Sandboden der Flüsse mit Sapphir, Granat, Turmalin in Ceylon, Pegu und Mysore. Der lichtponceau- und dunkelrosenrothe wird Rubin-S. genannt; der blaßrothe und rosenrothe Balasrubin; der cochenillenrothe, violblaue und röthlichbraune Almandin; der hyacinthrothe, gelblichrothe und oranaegelbe Rubicell. 76.

Spinett, ital. spinetto; franz. épinette; engl. spinet, auch clavicordium genannt, ist ein in früherer Zeit sehr gewöhnliches, jetzt aber ganz außer Gebrauch gekommenes Tasteninstrument, das gewöhnlich nur ein einziges Chor Saiten hat, die eine Quinte oder Octave höher gestimmt sind als beim Claviere und dessen Töne vermittelst Spitzen von Rabenfedern, womit die Saiten geschlagen werden, hervorgebracht werden. Der Umfang der Töne dieses Instruments beträgt selten mehr als 3 Octaven und zwar vom großen bis zum dreigestrichenen c. In England führt es den Namen Virginal. 20.

Spinnen, lat. araneae; franz. araignées; engl. spinders, gehören zu den Insekten und haben als Gattungekennzeichen 8 Augen, ein Maul mit 2 Freßzangen, 2 gegliederte Fühlspitzen, 8 Füße und am dicken Hintertheile fleischige Warzen, aus welchen die Fäden ihres Gespinnstes hervorgehen. Die Fäden sind sehr fein und den der Seidenraupe ähnlich, doch nicht von derselben Festigkeit, obwohl damit gemachte Versuche, sie zu weben, nicht ganz erfolglos geblieben sind, ja man hat sogar dasselbe zu Kupferstichen benutzt. Die S. spinnen ihr Gewebe fächer- oder scheibenartig in Ecken oder zwischen Balken aus und lauern stets ruhig im Hintergrunde, bis irgend ein kleines Insect sich darin fängt, das sie dann sogleich fassen und aussaugen. Sie selbst sind die ungeselligsten aller Thiere, leiden nie eine andere in ihrem Bereiche und fressen sich sogar selbst auf. Es gibt eine Menge Arten, von denen die bemerkenswerthesten sind: die Kreuzspinne, welche sich durch einen sehr dicken Hinterleib und eine durch regelmäßige Punkte darauf gezeichnete kreuzähnliche Figur auszeichnet; die Tarantel in der Gegend von Tarent in Italien, viel größer als die Kreuzspinne, von dunkler Farbe und meist sehr rauch; die Busch- oder surinamsche Spinne, von der Größe einer Faust, welche selbst Kolibris fängt und auffrißt; die Curassao- oder Orangespinne, von der Größe der Kreuzspinne, dunkelbrauner Farbe und mit nur 6 Füßen, welche in der Erde lebt. Die Furcht vor den S. ist ungegründet; nur der Biß der Kreuzspinne und vorzüglich der Tarantel ist gefährlich, der der Orangespinne sogar Wahnsinn erregend und höchst giftig; andere Arten hingegen sind ganz unschädlich und werden selbst von Vielen gegessen. Da sie gegen die Witterung sehr empfindlich sind, so hat man eine eigne Witterungslehre auf sie gegründet (s. Arachnologie). 30.

Spinnen, lat. fila deducere; franz filer, corder; engl. to spin, nennt man die Verwandlung mancher Thierhaare und Pflanzenfasern, namentlich der Schafwolle, der Baumwolle, des Flachses und Hanfes in einen einzigen langen gleichförmigen Faden, welcher Garn heißt. Das einfachste unter den dazu gebrauchten Werkzeugen ist die Spindel (lat. fusus; franz. fuseau; engl. spindle), deren Erfindung sich in das höchste Alterthum verliert. Das auf einem Gestelle, dem Spinnrocken (lat. colus; franz. grenouille; engl. rook, distaff), befestigte Material wird zwischen den Fingern der einen Hand zu einem Faden ausgezogen und zusammengedreht, während die andere Hand die Spindel, an welcher der Faden befestigt ist, so um ihre Achse schnellt, daß sich der Faden herumwickeln muß. Diese Art S. ist zwar weit mühsamer als das S. an dem Spinnrade (franz. rouet; engl. spinning-wheel); dagegen ist das an der Spindel gesponnene Garn weit fester, geschmeidiger, lockerer und gleichförmiger, läßt sich auch besser bleichen und färben als das am Rade gesponnene. In neuerer Zeit bedient man sich beim Flachs- und Hanfspinnen häufig auch der Doppelspinnräder,

welche mit einem Schnurenrade zwei Rollen, zwei Spindeln und zwei Spuhlen vereinigen und auf denen eine Person zwei Fäden auf einmal spinnen kann. Man rechnet, daß auf einem solchen Rade eine geschickte Spinnerin täglich 2½ Stück Garn spinnen kann. Die Spinnmaschine (franz. machine à filer; engl. spinning-engine) dagegen hat eine solche Einrichtung, daß darauf 100, 130 und mehrere Fäden zugleich gesponnen werden können. Die sie in Bewegung sezzenden Kräfte kommen entweder von Menschen oder von Pferden, Wasserrädern oder Dampfmaschinen (s. d. Art.). Die erste 1767 von James Hargreaves in England erfundene Spinnmaschine, welche er spinning jenny nannte, war zwar noch ziemlich unvollkommen, erregte aber dessenungeachtet wiederholte Aufstände der Spinner, welche dadurch brodlos zu werden glaubten, welche sich nur mit der gewaltsamen Zertrümmerung der Maschine endigten. Als aber Arkwright (s. d. Art.) 1774 zu Nottingham seine ganz im Geheimen zu Stande gebrachte Spinnmaschine, welche zuerst durch ein Mühlwerk, dann durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wurde und eine große Menge wollener und baumwollener Fäden zugleich spann, öffentlich aufstellte, fand sie jenem Vorurtheile zum Trotze bald eine allgemeine Anerkennung. Jeder zum Maschinenspinnen dienende Apparat besteht außer den Krempelmaschinen und anderen Vorbereitungsmaschinen aus der Streckmaschine, der Drillmaschine, der Vorspinnmaschine und der Verfeinerungsmaschine. Die Haupttheile der Streckmaschine (drawing frame) sind kleine eiserne oder stählerne horizontal liegende cannelirte Walzen, welche das von den Krempelmaschinen erhaltene lockere Material so zwischen sich hindurchzwängen, daß es zu einer Art schmalem lockerem Bande gezogen wird. Die Haupttheile der Drill- oder Flaschenmaschine, auch Kannenmaschine oder Laternenbank genannt (can roving frame), sind zuerst ebenfalls solche Walzen, welche jene Bänder noch länger und dünner strecken, aber auch noch besondere vertical umlaufende blecherne Flaschen oben mit einem Halse, in welchen diese Bänder hineingeleitet sind. Durch den Umlauf dieser Flaschen werden die Bänder zu pfeifenstielartigen lockeren Fäden (rovings) zusammengedreht, worauf das eigentliche Vor- oder Grobspinnen mittelst der Vorspinnmaschine (stretcher oder billy) erfolgt. Auch hier werden die Fäden zwischen Walzen noch dünner und länger gestreckt und von hier aus winden sie sich auf lothrecht umlaufende mit Spuhlen versehene Spindeln, die auf dem langen Gestelle eines Wagens stecken, womit sie abwechselnd vor- und rückwärts bewegt werden. Eine herzförmige Scheibe bewirkt das gleichmäßige Aufwickeln des Garns auf die Spuhlen. Zuletzt erfolgt das weitere Ausdehnen, Verdünnen und Zusammendrehen der Fäden oder das sogenannte Feinspinnen auf der Verfeinerungsmaschine, deren Einrichtung im Ganzen dieselbe ist, wie bei der vorigen, nur daß manche ihrer Theile, z. B. die Walzen, etwas zarter und feiner sind. In mehreren Fabriken ist seit einigen Jahren statt der Drillmaschine die sogenannte Spindelbank (Grob- und Feinspindelbank, spindle roving frame, bobbin and fly frame) eingeführt, welche weit künstlicher und zusammengesetzter ist, als jene, aber auch die Rovings noch besser dreht. Man unterscheidet von den Feinspinnmaschinen Water- oder Drosselmaschinen und Mulemaschinen und hiernach heißt auch das Garn Watergarn (water twist) oder Mulegarn (mule twist). Der Hauptunterschied der Mulemaschine (mule spinning frame, mule jenny) von der Watermaschine besteht darin, daß sie das S. und Aufwickeln nicht gleichzeitig und ununterbrochen verrichtet, sondern daß sie immer nur ein Stück Faden von gewisser Länge, etwa 5 Fuß, spinnt, dasselbe dann aufwickelt, wieder ein neues Stück spinnt, wieder aufwickelt und so fort. Die ganze Mulemaschine besteht aus einem feststehenden und einem beweglichen Haupttheile. Ersterer enthält das Streckwerk und den größten Theil des Bewegungsmechanismus; letzterer macht den sogenannten Wagen aus, auf wel-

chem die Spindeln sammt dem übrigen Bewegungsmechanismus befindlich sind. Das Streckwerk besteht aus drei Reihen Walzenpaaren, durch welche das auf drei über einander befindlichen Spuhlenreihen erhaltene Garn hindurchgeführt wird, während der auf Rädern ruhende Wagen unter der beständigen Bewegung der Spindeln rückwärts geht. Ist dieser an dem Ende seines Weges angekommen, so hört die Bewegung der Streckwalzen auf, die Spindeln aber fahren fort umzulaufen, bis der nun nicht mehr verlängerte Faden seine Drehung gehörig erhalten hat, worauf sich der Wagen wieder nach den Walzen hin bewegt, und die gesponnenen Faden sich um die Spuhlen wickeln. — Die erste Spinnmaschine in Frankreich wurde 1787 vom Herrn von Calonne eingeführt, von wo an sich die Maschinenspinnerei bald in mehreren Theilen des Landes ausbreitete. Die meisten Spinnmaschinen Frankreichs werden jedoch durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. In der Schweitz ward die erste Spinnmaschine 1798 in St. Gallen errichtet. In Deutschland sind es besonders die östreichischen Staaten, welche sich durch viele und ausgezeichnete Spinnereien hervorthun. Namentlich gibt es in den Umgebungen von Wien große und viele durch Wasser getriebene Spinnmaschinen. In Sachsen wurden frühzeitig Spinnereien angelegt, allein erst Napoleon's Continentalsystem begünstigte deren Emporkommen, seit welcher Zeit sie sehr verbessert und vervielfältigt worden sind, so daß die sächsischen Spinnereien jetzt vollkommen mit den englischen wetteifern könnten, wenn nicht größerer Capitalverlag und die leichtere Anschaffung des rohen Stoffes jene mehr begünstigte. Auch in Preußen wird die Maschinenspinnerei sehr befördert. In Rußland, namentlich in Petersburg, sind mehrere Spinnmaschinen angelegt worden, deren Production jedoch nicht hinlänglich ist. Die in den nordamerikanischen Freistaaten errichteten Spinnmaschinen können wegen des hohen Arbeitslohnes und Capitalverlags mit den europäischen nicht Preis halten. Eine sehr ausführliche und genaue Zeichnung der vorzüglichsten zur Baumwollspinnerei gehörigen Maschinen findet man in dem schätzbaren Werke: „Nouveau système complet de filature de coton etc. par Le Blanc; précedé d'un texte descriptif par Molard jeune" (Paris et Bruxelles 1828). 26.

Spinōla (Ambrosius, Marquis von), berühmter spanischer Feldherr, wurde im Jahre 1569 zu Genua geboren, stellte sich zu Ende des XVI. Jahrh. in der Weise der italienischen Condottieri an die Spitze von 9000 Mann kriegskundiger spanischer und italienischer Truppen, trat in spanische Dienste und suchte stets so strenge Kriegszucht und Ordnung zu erhalten, daß sein Corps sich überall auszeichnete. Durch den steigenden Kriegsruf S.'s veranlaßt trug ihm der Erzherzog Albrecht von Östreich, der Generalstatthalter der Niederlande, die Fortsetzung der bereits schon länger als zwei Jahre belagerten Festung Ostende auf, deren Eroberung ihm auch 1604 gelang und seinen Ruhm über ganz Europa verbreitete. Nun wurde er zum Oberbefehlshaber aller spanischen und italienischen Truppen in den Niederlanden mit fast unumschränkter Gewalt ernannt. Nachdem aber S. und Moritz von Oranien sich lange Zeit mit meisterhafter Kriegskunst bekämpft hatten, ohne entscheidende Vortheile über einander erringen zu können, führte die Niederlage der spanischen Flotte (1607) in der Nähe von Gibraltar einen zwölfjährigen Waffenstillstand im Jahre 1609 zwischen den Spaniern und Niederländern herbei, welcher S. außer Thätigkeit setzte. Allein als 1620 die jülich-clevesche Erbstreitigkeit aufs Neue den Wiederausbruch des Krieges veranlaßt hatte, eroberte S. einen großen Strich Landes zwischen dem Rheine und Holland und nahm Cleve und nach einer Belagerung von zehn Monaten Breda (im Mai 1625). Doch seine durch die Strapazen des Krieges zerrüttete Gesundheit nöthigte ihn kurze Zeit nachher den Oberbefehl niederzulegen. Er kehrte nach Italien zurück, unternahm hier noch die Belagerung der Festung Casale, starb aber schon

1630 noch vor Eroberung derselben, nachdem ihm Mißverhältnisse mit dem spanischen Hofe seine letzte Lebenszeit mannigfach verbittert hatten. 81.

Spinōza (Benedict oder Baruch), wurde 1632 zu Amsterdam geboren als der Sohn jüdischer, aus Portugal stammender Eltern. Die Lehren der mosaischen Religion gaben ihm Stoff zum Denken und Zweifeln; das eifrige Studium des Talmud, aus dem er klarere Einsicht zu schöpfen hoffte, diente nur dazu, seine Zweifel zu vermehren und ihn dem Ceremoniell seines Glaubens zu entfremden, und die von den strengen Rabbinen gegen ihn erhobene Anklage und die Ausbrüche des auf ihn eindringenden rohen und unverständigen Fanatismus, der ihn zum feierlichen Widerrufe in der Synagoge durch Androhung der Excommunication zu zwingen suchte, waren nicht geeignet, ihn seinem Volke und seinem angebornen Glauben zu befreunden. Er gab daher, wiewohl widerstrebend und nur durch das höhere Interesse der Wahrheit gedrungen, seine Beziehungen zu jenem und diesem auf und suchte bei Christen Belehrung und tieferes Wissen, ohne den christlichen Glauben anzunehmen, vielmehr nur der eignen, scharf erkannten und innig gefühlten Überzeugung von einer reinern göttlichen Wahrheit, ohne das Ceremoniell und die beschränkenden Formen einer bestimmten Religion mit voller Seele hingegeben. — Nächst dem Studium der griechischen und lateinischen Sprache war es besonders die Mathematik und die herrschende cartesianische Philosophie, welche ihn ernstlich und angestrengt beschäftigte. Indessen hatten seine Glaubensgenossen, nachdem sie vergeblich versucht hatten, durch Versprechungen das gefährliche Beispiel eines Übertritts abzuwenden, ihn nach einem vergeblichen Mordversuche nicht nur aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern auch als Gotteslästerer beim Magistrate von Amsterdam verklagt und seine Verweisung aus dieser Stadt durchgesetzt. Er zog sich daher auf ein Dorf bei Amsterdam zurück, ausschließlich seinen Studien und der Verfertigung optischer Instrumente, durch welche er sich seinen Unterhalt verdiente, obliegend. Dieselbe Lebensweise setzte er später im Haag fort, wo er ruhig und unangefochten in glücklicher und thätiger Muße den Rest seines Lebens zubrachte und sogar eine Professur der Philosophie in Heidelberg, die ihm mit Zusicherung der größten Lehrfreiheit angeboten ward, aus Furcht, in seinem philosophischen Selbststudium gestört zu werden, ausschlug. — Sein schwächlicher Körper erlag früh den übermäßigen Anstrengungen seines Geistes und er starb schon im 45. Jahre (1677) eines schnellen und sanften Todes. Mit seinem weitverbreiteten Ruhme hatte sich auch schon bei seinen Lebenszeiten Anfeindung und Verläumdung mancherlei Art erhoben, jetzt wurde diese lauter und gab sein Andenken jeglicher Mißachtung preis; doch seinen Charakter und Wandel vermochten auch seine Feinde nicht zu verunglimpfen. — Seine Lehre ging streng consequent aus der cartesianischen hervor. Cartesius (s. d. Art.) hatte das selbstständige Sein sowohl des eignen Ichs, als auch einer Körperwelt, über beiden aber und zur Vermittlung und Bewahrheitung beider, das Sein Gottes, als der unendlichen Substanz, erwiesen. Allein dabei ließ er viele Fragen und Zweifel ungelöst, z. B. wie können mehrere Substanzen bestehen oder gar in Verhältniß treten, da jede nur durch sich ist und begriffen wird? Wie verhalten sich die beiden endlichen Substanzen, Denkendes und Ausgedehntes, zu einander? und wie beide zu der unendlichen Substanz, Gott? S. fühlte dieß und nahm daher an: es kann nur eine wahre Substanz geben und alles Übrige muß zum bloßen Accidens oder Modus dieser Substanz herabgesetzt werden; das wahrhaft Substantielle aber, dasjenige, dessen wir unmittelbares Bewußtsein haben, das eben das ist, was und weil es ist, das bloße unendliche ewige Sein heißt Gott und indem jedes Einzelding sich seines Wesens bewußt wird, ist es Gott; alle Dinge haben dasselbe Wesen; Gott ist die immanente Ursache aller Dinge ihrem Sein nach. Allein dieses unmittelbare Bewußtsein des Seins

spaltet sich in das Bewußtsein mannigfacher, einzelner, concreter Zustände. So wahr wir unser ewiges Sein, das Göttliche in uns, rein in unserm Bewußtsein herzustellen vermögen, so wahr ist dasselbe doch stets verbunden mit gewissen Accidenzen, erscheint als ein einzelnes, bestimmtes, als Dasein. Zunächst nämlich erscheint als die allgemeinste Bestimmung des Seins das Denken und die Ausdehnung. Wir sind uns des Seins bewußt bald als eines Denkens, bald als einer Ausdehnung (als Seele und als Körper), folglich sind dieß und nur dieß beides Attribute der Substanz Gottes, die abwechselnd unter einem dieser beiden erscheint. Aber unser Denken ist ein Denken bestimmter Gedanken, unser körperliches Sein zerfällt in einzelne körperliche Zustände, welche nicht unmittelbar aus dem Attribute, in dem sie nicht liegen, sondern aus einem andern schon selbst concreten Modus dieses Attributs, nach einem unendlichen Causalnexus stammen. Die nächste Ursache eines Modus ist ein anderer Modus, d. h. ein anderer Einzelzustand, die ursprüngliche demnach Gott. — Denn alle concreten Seinsweisen, alle Einzeldinge drücken Gottes Sein auf bestimmte Weise aus, und zwar je nach einem der beiden Attribute. Denn darauf basirt sich der tiefbedeutsame, von S. wohl kaum in seiner ganzen Schwere geahnete Satz, daß kein Modus des einen Attributs von einem Modus des andern herrühren könne, sondern daß der einzelne Gedanke von einem frühern Gedanken (nicht von seinem körperlichen Objecte), die einzelne körperliche Bewegung von einer frühern körperlichen Bewegung (nicht von der innern geistigen Willensrichtung) herstamme. Übereinstimmen müssen aber dennoch Denken und Ausdehnung, so auch jeder einzelne Gedanke und jede einzelne körperliche Erscheinung, weil sie nichts sind als die eine Substanz, nur dort unter dem Attribute des Denkens, hier unter dem der Ausdehnung erscheinend. In diesem Systeme findet begreiflicherweise weder das freie Schaffen und die abgeschlossene Existenz des monotheistischen Gottes, noch das freie Schwanken zwischen Handeln und Nichthandeln der gewöhnlichen Moral Platz und beide Ansichten haben sich dafür gerächt durch das Anathema, das sie mit sentimentalem Abscheu über S.'s Pantheismus und Determinismus ausgesprochen haben. Weil es dem S. Ernst damit ist, das erfahrungsmäßige Sein der Einzeldinge aus der ewigen Substanz zu erklären, muß diese der nothwendige Grund derselben sein, und wird nur als solcher, nicht als ein müßiges, eigenmächtiges Wesen angenommen; weil er die Bestimmung seiner Handlungsweise nicht in die Willkühr eines blos subjectiven Einzelwillens legen kann, so kann er Freiheit nur dem Willen zugestehen, der nach den Gesetzen seines Wesens, d. h. der göttlichen Substanz in ihm, handelt. — Aber nur Stumpfsinn oder Bosheit kann sagen, er habe das Wesen Gottes und die Freiheit aufgehoben, da sein einziger Fehler darin besteht, diesem Wesen Alles geopfert zu haben. Daß S., um die concreten Bestimmungen und Verhältnisse des Seins zu erklären, in das Allen zu Grunde liegende Ursein sich flüchtete, also das Zufällige davon ganz aufhob und für nichtig erklärte; daß er, um die Beziehung der einzelnen Thaten zum Wesen des Willens, der göttlichen Substanz, rein herzustellen, nur das davon als freie That gelten ließ, was jenem angemessen und das wahre Sein zu erhalten geeignet, darum nützlich (im edelsten Sinne) sei; daß er also den Einzelwillen aus seiner Knechtschaft unter Leidenschaften und Irrthümern zur Freiheit, zur wahren Erkenntniß Gottes, d. h. seines eignen bessern Selbst, und dadurch zur Tugend und Seligkeit, die nur in diesem innigen Selbstbewußtsein der eignen göttlichen Kraft und Würde besteht, führen wollte (weßhalb er seine ganze Philosophie nach diesem ihrem letzten Zwecke Ethik nannte), darin kann wohl das philosophische Denken schwere Mängel und Inconsequenzen der Erklärung rügen, nimmer aber darf die Halbheit einer auf bloße Willkühr basirten Ansicht ein solches wahrhaft heiliges Streben nach dem Höchsten und Reinsten, eine

solche Würde und Innigkeit der Überzeugung verdächtigen, weil sie eben jener Willkühr Abbruch thut und ein freieres und tieferes Denken wenigstens vorbereitet. — Mit Recht hat daher die Neuzeit jene unwürdigen Meinungen über den Spinozismus in ihrer Blöße dargestellt und diesen selbst wieder zur Geltung gebracht, freilich ohne noch die ungeheueren Mängel desselben um Vieles zu bessern. — Dieselbe Freiheit und Tiefe eines nur die Gesetze des eignen Bewußtseins anerkennenden Denkens hat S. glänzend bewährt in seinem „Tractatus theologico-politicus", worin er die Zulässigkeit, ja Nothwendigkeit des freien Forschens für das Staatswohl und die Frömmigkeit zu beweisen sucht, weßhalb er mit vollem Rechte, wenn nicht für den Urheber, so doch für einen Hauptverfechter des Rationalismus jeglicher Art gelten mag. Sein Styl in diesem Werke, wie in seinen vielen Briefen wissenschaftlichen Inhalts, ist gediegen, würdig, anmuthig; in seiner Ethik, so wie in seiner Darstellung der cartesianischen Principien, seinem ersten Werke, bindet er sich leider an die damals sehr beliebte mathematische Demonstrirmethode, die auch außerdem manche Inconsequenz durch die täuschende Strenge ihrer Gliederung ihm selbst und vielen seiner Leser verbarg. — Seine Schriften sind einzeln erschienen: die „Princ. phil. Ren. des Cartes P. I et II, more geom. demonstratae p. B. d. Sp.; accesserunt ejusd. cogitata metaphysica" (Amsterd. 1663. 4.); der „Tract. th. pol." (Hamb. [Amsterd.] 1670. 4.) und, nothgedrungen unter verbergenden Titeln, als: „Dan Heinsii opp. hist. collectio prima" Leyden 1675. 8.); „Henriquez de Villacorta opp. chirurgica omnia" (Amsterd. 1673. 8. 1697. 8.). Eben so erschien die französische Übersetzung von St. Glain unter falschen Titeln; ins Deutsche übertrug denselben H. Ewald, „Spinoza's philosophische Schriften" (1 Thl.) oder „Spinoza über heilige Schrift, Judenthum, Recht der höchsten Gewalt in geistlichen Dingen und Freiheit zu philosophiren" (Jena 1787. 8.). Auch erschienen „Annotationes B. d. Sp. ad tr. th. pol. ed. de Mars" (Haag 1802. 4.); ferner: „B. de Sp. opp. posthuma", enthaltend seine Ethik, einen tract. politicus, eine Schrift „De intellectus emendatione", seinen Briefwechsel und eine hebräische Grammatik (Amsterd. 1677. 4.). Die Ethik ist übersetzt nebst Ch. Wolf's „Widerlegung" erschienen zu Frankfurt und Hamburg 1744. 8. und von Ewald auch als der 2. und 3. Theil der philosophischen Werke Spinoza's; die Schrift von der Cultur des menschlichen Verstandes und von der Aristokratie und Demokratie, von demselben (Lpz. [Prag] 1786. 8.); endlich „Die Ethik nebst den darauf bezüglichen Briefen", von F. W. Schmidt (Berl und Stettin 1811—1812. 8.). — Eine Sammlung dieser sämmtlichen Schriften hat Paulus (Jena 1802—1803. 2 Bde. 8.) besorgt unter dem Titel: „B. d. Sp. Opp., quae supersunt omnia, iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad hist. script. pertinent, addidit H. E. G. Paulus." — Über S. sind zu vergleichen „Spinoza's Leben", von Joh. Colerus (Holl., Utr. 1698. Französisch, Haag 1706. Deutsch, Frankf. und Leipz. 1733); „La vie et l'esprit de B. de Sp." (Amsterd. 1719. 8.) von Lucas oder Bräse; „Réfutation des erreurs de B. de Sp.", par Fénélon, Lamy et Boulainvilliers, mit dem „Leben Spinoza's", von Colerus und Auszügen aus jener zweiten Lebensbeschreibung (Brüssel 1731. 12.); die Darstellungen seines Lebens und seiner Lehre, von Jäger, Diez, Philipson, Jariges; Franke's „Preisschrift über die neuern Schicksale des Spinozismus ꝛc." (Schlesw. 1812.); Ritter, „Über den Einfluß des Cartes auf die Ausbildung des Spinozismus" (Leipz. 1816. 8.); Stiedenroth's „Nova Spin. delineatio" (Götting. 1816. 8.); Rosenkranz's „De Sp. phil. diss." (Halle und Leipz. 1828. 8.); Boumann's „Explicatio Spin." (Berl. 1828. 8.); — ganz besonders aber auch die interessanten Streitschriften, welche, auf Anlaß der Lessing angeschuldigten spinozistischen Richtung,

über dieſen Gegenſtand Jacobi, Mendelſohn, Claudius, Heidenreich, Herder wechſelten. 80.

Spirallinie, ſ. Curve.

Spiritualen, auch Zelatoren, war der Name einer Partei der Franciscaner, welche im Streite dieſes Ordens über die Regel von der abſoluten Beſitzloſigkeit entſtand und, während die eine Partei jene Regel des Stifters milder faßte, jeden auch gemeinſchaftlichen Beſitz verwarf, eine vollkommene Armuth forderte und erbittert über die päpſtliche Milderung zum Theil in einen Gegenſatz mit der römiſchen Kirche trat. Leichten Eingang fanden unter den S. die apokalyptiſchen Schriften des Abtes Joachim von Floris in Calabrien (geſt. 1202), welcher im Schmerze über die Verderbniß der Kirche ihren Untergang und ihre herrliche Erneuerung mit dem Anbruche des dritten Weltalters, wo allmählig das Leben nach dem Geiſte (secundum spiritum) beginnen werde, auf das Jahr 1260 geſetzt hatte. Dieß ward von dem Franciscaner Gerhard in ſeinem „Introductorius in evangelium aeternum“ (1254) auf den heiligen Franciscus angewandt, mit welchem die Zeit des ewigen Evangelium oder das Evangelium des heiligen Geiſtes nach der des unvollkommnern Evangelium Chriſti begonnen habe. Nach ſeinem vollſtändigen Eintritte von 1260 an werde der Geiſt über den Buchſtaben den Sieg erhalten. Davon führten dieſe Zelatoren den Namen Spirituales. Sie mehrten ſich ungeachtet der Angriffe der Päpſte, Theologen und Dominicaner. Eine Anzahl der S. vereinigte Cöleſtin V. in einer Congregation der armen Cöleſtiner-Eremiten. Aber als ſie nach ihres Gönners Sturze fortfuhren den päpſtlichen Stuhl zu ſchmähen, löſte Bonifazius dieſen Verein wieder auf (1302) und verfolgte ſeine Mitglieder. Nach vergeblichen Friedensverſuchen gab Johann XXII. die S. und beſonders die Laienbrüder unter ihnen (fratricelli) der Inquiſition Preis. Viele ſtarben freudig als Märtyrer dafür, daß ſie auf Erden nichts beſitzen wollten. Nach Kaiſer Ludwig's Tode, der ſie in Schutz nahm, ſchweiften ſie als Flüchtige umher und gründeten einzelne Niederlaſſungen, bis ſie durch Zugeſtändniſſe zum großen Theile verſöhnt und beſonders auf dem Concilium zu Conſtanz neben den Conventualen als Brüder der ſtrengen Obſervanz anerkannt wurden. 63.

Spiritualismus (von spiritus, Geiſt) heißt dasjenige Syſtem oder diejenige Lebensanſicht, welche ein rein Geiſtiges zum Principe des Denkens und Handelns nimmt. Einen ſolchen S. hat man wohl, beſonders neuerdings, als Einſeitigkeit dem Chriſtenthume vorgeworfen und allerdings liegt in der Conſequenz der orientaliſchen Lebensanſchauung, die zwar in der chriſtlichen Religion durch die Perſönlichkeit des Stifters etwas gemildert iſt, jene Richtung auf das rein Geiſtige, mit gänzlicher Hintenanſetzung der Materie, bis zur Vernichtung derſelben, als eines durchaus Nichtigen, Werthloſen. Ganz beſonders ſpricht ſich dieſer S. aus in dem pſychologiſch moraliſchen Dogma von der Seele, als einem reingeiſtigen, immateriellen Weſen, die als ſolches, ohne das Bedürfniß einer Verbindung mit einem Materiellen, ihr Beſtehen haben ſoll, da denn letzteres, der Körper, vielmehr nur als eine Bürde oder ein Gefängniß der Seele angeſehen wird, mit dem ſie ſich ſo wenig als möglich in Berührung zu bringen, deſſen Bedürfnißtriebe und Lebensäußerungen ſie daher möglichſt zu bekämpfen habe, weil dieſe ihr reines Sein und Weben ſtören, ſie verunreinigen und herniederziehen. — Dem S. gegenüber ſteht der Materialismus (ſ. d. Art.). 80.

Spiritus, ſ. Alkohol.

Spittler (Ludwig Timotheus, Freiherr von), berühmter Geſchichtſchreiber und Publiciſt, geb. zu Stuttgart am 10. Nov. 1752, war anfänglich zum geiſtlichen Stande beſtimmt, bezog das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und erwarb ſich ſo große Bekanntſchaft mit den römiſchen und griechiſchen Claſſikern, daß man ihn ſchon damals unter ſeinen Mitſchülern auszeichnete; außerdem wandte er viel Fleiß

auf philosophische, besonders logische Studien. Von 1771—1775 studirte er in Tübingen, dann bis 1777 in Göttingen, wo er Repetitor am Seminare zu Tübingen wurde. Hier bewährte er durch seine „Kritische Untersuchung des 60. laodicäischen Kanons" (Bremen 1777) und seine „Geschichte des Kelches im Abendmahle", so wie durch seine „Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor's" (Halle 1778) seinen tiefforschenden und selbstständigen Geist und ward in dessen Betracht 1779 als Professor der Philosophie in Göttingen angestellt, wo er auch den Charakter eines königlich großbritannischen Hofraths erhielt (1788). Bald glänzte er als historischer Lehrer, besonders in der politischen und neuern Geschichte; vorzüglich waren seine Vorlesungen über die Welthändel der 3 letzten Jahrhunderte stark besucht. Aber die gespannten Verhältnisse mit Heyne und sein Trieb nach höherer Wirksamkeit verleideten ihm das akademische Leben; daher nahm er 1797 den Ruf des Herzogs Friedrich Eugen in sein Vaterland, als wirklicher Geheimerath, an. Seine Beförderung zum Staatsminister (1806), wo er zugleich in den Freiherrnstand erhoben wurde, entfernte ihn von der höhern politischen Thätigkeit, als dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche. Gram über die Täuschung seiner Hoffnungen untergrub seine Gesundheit und beschleunigte auch seinen Tod am 14. März 1810. Außer Obigem schrieb er: „Grundriß der christlichen Kirchengeschichte" (Gött. 1782. 5. Ausg. 1813); „Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzogen" (Gött. 1783); „Geschichte Würtembergs" (Gött. 1783); „Geschichte des Fürstenthums Hanover" (1786); „Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten" (1793. 2. Ausg. fortgef. von Sartorius, 1807); „Geschichte der dänischen Revolution 1660" (Berl. 1796). Viele Abhandlungen S.'s befinden sich im „Göttingenschen historischen Magazin", das er mit Meiners herausgab. Seine sämmtlichen Werke gab sein Schwiegersohn, K. Wächter, (Stuttgart 1827—1830. 9 Bde.) heraus. 25.

Spitzbergen oder Ostgrönland, das nördlichste Land der nördlichen Erdhälfte, liegt zwischen dem 26° — 40° L. und 66° — 80° 40′ N.Br., enthält 1390 □Meil. und besteht aus drei größeren und vielen kleinen Inseln und Felsen, dem eigentlichen S. im Westen und den beiden Inseln, Nordostinsel und Südostinsel. Zwischen 4500 Fuß hohen, nackten und schwarzen Zacken, die mit den ägyptischen Pyramiden verglichen werden, sind überall mächtige Gletscher und Eisberge untermischt; der größte der letzten liegt nördlich von Hornsund und nimmt 11 englische Meilen an der Küste hin ein, bei einer schroffen Höhe von 402 Fuß an der Seeseite, aber viel höher nach dem Lande zu. Das Klima ist vorzüglich am nördlichen Ende sehr rauh und selbst im Juli geht das Thermometer oft mehrere Grade unter den Gefrierpunkte hinab. Die Vegetation beschränkt sich auf einige Moose und Kräuter; das einzige baumartige Gewächs ist eine 3—4 Zoll hohe Weide; das Thierreich enthält weiße Bären, Füchse, Rennthiere, Schnee- und Eisvögel, Seekühe, Seehunde, Wallfische, Narwals, Haifische ꝛc.; die einzigen nützlichen Mineralien sind etwas Marmor und Steinkohlen. Menschen wohnen nicht da, doch kommen von russischen Orten am weißen Meere jährlich Schiffe hierher zum Wallfischfange. In der Nähe liegt die Insel Jan Mayen mit dem 6870 Fuß hohen Beerenberge, von Eis bedeckt, ein vulcanisches Product mit mehreren Gewächsen, dem Vulcane Esk und einem reichen Seekälberfange in der Nähe. S. ward zuerst 1553 von dem Engländer Willoughby entdeckt und im Jahre 1595 landete hier der Holländer Wilhelm Berentz auf verschiedenen Inseln 80° N.Br. und von ihm erhielt das Land wegen der vielen spitzigen Berge an der Küste den Namen. Den östlichen Theil haben die Holländer auch Neufriesland genannt. 71.

Spitzen, Kanten, franz. dentelles, passemens, points; engl. laces, sind zarte, durchsichtige, bandartige Gewebe mit von einander abstehenden, verschiedene Muster bildenden Fäden von feinem Leinenzwirn, Baumwollengarn, Seide

oder auch von Gold- und Silbergespinnst, welche entweder auf dem Posamentirstuhle oder auf der neu erfundenen Bobbinetmaschine gewirkt oder geklöppelt (dentelles) oder mit der Nadel (points) genähet werden. In Frankreich, England, den Niederlanden, der Schweitz, dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge, auf dem Harze und im Herzogthume Holstein bildet die Spitzenfabrication einen äußerst wichtigen Industriezweig. Die schönsten und theuersten S. kommen hauptsächlich aus den Niederlanden und aus Belgien, namentlich werden sie zu Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Gent und der umliegenden Gegend unter dem Namen brabanter S. gefertigt. 26.

Spitzruthenlaufen, franz. passer par les baguettes; engl. to run the gantlope, war sonst eine militairische Strafe, bei welcher der zu Bestrafende durch ein Doppelspalier von aufgestellten Soldaten mit entblößtem Rücken und auf der Brust zusammengebundenen Händen unter Vortritt eines die Trommel rührenden Tambours gehen mußte und von jedem derselben mit einer spitzen Weidenruthe über den Rücken geschlagen wurde. Die Anzahl der Soldaten und die öftere Wiederholung des Durchgehens hing von dem Grade der zu bestimmenden Strafe ab. Sie ist aber jetzt fast überall abgeschafft. 30.

Spix (Johann Baptist von), Naturforscher und Reisender, ward den 9. Febr. 1781 zu Höchstadt geboren, studirte in den Seminarien zu Bamberg und Würzburg erst Theologie, dann Medicin, ward 1806 Doctor der letztern und bereiste auf Kosten der baierischen Regierung seit 1808 Frankreich, Italien und die Schweitz, worauf er Mitglied der münchener Akademie der Wissenschaften und 1811 Conservator der zootomischen Sammlungen derselben ward. Endlich 1817 ward er mit Fr. von Martius zu einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien geschickt, welches Beide in verschiedenen Richtungen durchforschten, und kehrten 1820 nach Europa zurück. S. starb zu München den 13. Mai 1826 und vermachte der Akademie ein Capital von 45000 Gulden. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Geschichte und Beurtheilung aller Systeme der Zoologie seit Aristoteles" (Nürnb. 1811); „Reise nach Brasilien" (fortgesetzt von K. F. v. Martius, München 1823—1831. 3 Bde. 4. mit Charten u. Kpfrn.), so wie er in einzelnen lat. Schriften die Affen, Schlangen, Schildkröten, Frösche, Vögel und Eidechsen Brasiliens beschrieb. 16.

Splanchnologie oder **Eingeweidelehre**, ein Theil der Anatomie, lehrt den Mechanismus der mehr oder weniger complicirten Verrichtungen, welche die Organe zu erfüllen haben, kennen, was bei dem Studium der organischen Krankheiten, die sich durch Veränderungen in der äußern Bildung und in der innern Structur der Theile kundgeben, von der größten Wichtigkeit ist. 14.

Spleen, s. Melancholie.

Splint, s. Holz.

Spohn (Friedrich August Wilhelm), durch seinen Versuch der Erklärung der ägyptischen Hieroglyphen bekannt, der Sohn des bekannten Theologen S., ward den 16. Mai 1792 zu Dortmund geboren, in Wittenberg von seinem Stiefvater, dem Theologen Dresde, erzogen, bezog 1804 die Schulpforte und 1810 die Universität Wittenberg, wo er Philologie studirte, habilitirte sich 1815 zu Leipzig, ward 1817 außerordentlicher und 1819 ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache, starb aber schon am 17. Juni 1824. Außer mehreren kleineren philologischen Schriften lieferte er in Böttcher's „Amalthea" (1. Bd.) einen Aufsatz „Über Hieroglyphen, deren Deutung und die Sprache der alten Ägypter" und beschäftigte sich viel mit Hieroglyphen, deren Entzifferung ihm aber nicht hat gelingen wollen (s. d. Art. Hieroglyphen). Zur Erinnerung an diese Forschungen setzte ihm sein Schüler, der Professor Seyffarth in Leipzig, eine mit Hieroglyphen (hieratischen und demotischen, nach seiner Erklärungsweise) und griechischer Schrift beschriebene Denksäule auf sein Grab. 16.

Spohr (Ludwig), einer der größten Tonkünstler Deutschlands, ward geboren 1783 zu Seesen im Braunschweigischen, wo sein Vater praktischer Arzt war. Sein entschiedenes Talent für Musik zeigte sich schon in seiner frühesten Jugend und er legte unter des Violinisten Maucourt Leitung den Grund zu seiner großen Ausbildung, ward Kammermusikus in der herzoglich braunschweigischen Kapelle, ging dann vom Herzoge unterstützt mit seinem zweiten Lehrer, dem trefflichen Violinspieler Eck, auf Reisen, kam sogar bis nach Rußland und bildete sich hier durch das Hören der ausgezeichnetsten Virtuosen zu einem hohen Grade der Vortrefflichkeit. Aus Rußland zurückgekehrt machte er 1804 eine Kunstreise durch Deutschland, ward überall, namentlich als Violinvirtuos, mit dem stürmischsten Beifalle begrüßt und trat 1805 als Concertmeister in herzoglich gothaische Dienste. Doppelt wichtig war für ihn dieser neue Aufenthaltsort, da er schon das nächste Jahr hier eine geistvolle Gemahlin fand, die als Pianofortespielerin so wie auch und noch mehr als Harfenspielerin hochgefeierte Dorette Spohr (geb. den 2. Dec. 1787, gest. 1834), geborene Scheidler. Seitdem begann auch seine schriftstellerische Thätigkeit als Componist und schon seine ersten veröffentlichten Werke trugen seinen Ruhm durch alle Theile des In- und Auslandes, namentlich seine Solosachen für die Violine, seine Quartetts und Sonaten. Bereits 1806 machte er mit seiner Gattin eine neue Reise und begab sich 1813 als Kapellmeister an das Theater an der Wien in Wien, wo er auch zur Zeit des Congresses blieb. Noch größerer Beifall als vorher ward ihm hier, so wie später 1817 auf einer Reise nach Italien, nach deren Beendigung er Musikdirector am Theater zu Frankfurt a. M. wurde. Neue tiefgedachte und meisterhafte Compositionen machten ihn jetzt zum gefeiertsten Künstler Deutschlands. 1819 ging er nach London, von wo er jedoch nach Jahresfrist zurückkehrte. Unter den angenehmsten Verhältnissen lebte er dann einen Winter in Dresden, folgte aber 1820 einem Rufe als Kapellmeister nach Cassel, wo er noch lebt und componirt. Was seine Compositionen anlangt, so würde es zu weitläufig sein, ein vollständiges Verzeichniß derselben zu geben; wir begnügen uns mit den anerkannt besten und gelungensten. Unter diese gehören aber vor allen seine Opern: „Jessonda", „Faust", „Zemire und Azor", schon weniger „Der Berggeist", „Der Zweikampf" und „Pietro de Abano." Erhaben groß sind eben so seine Oratoria: „Das befreite Deutschland" und „Die letzten Dinge" u. m. a., so wie die meisten seiner Symphonien, unter denen wir nur der vierten Erwähnung thun, die nach einem Gedichte von Karl Pfeiffer („Die Weihe der Töne") componirt ist. Außer diesen trefflichen Werken aber sichern ihm auch noch eine große Menge anderer, wie Concerte, Notturnos, Sonette, Doppelquartette, Gesangcompositionen, Harfencompositionen ꝛc. seinen schon jetzt erhaltenen Ruhm; am Meisten aber seine vor Kurzem erst erschienene „Violinschule." — S.'s Werke tragen alle das Gepräge einer so hervorstechenden Eigenthümlichkeit an sich, daß sie mit denen anderer Meister auch von dem Ungeübten kaum verwechselt werden können. Er ist derjenige Componist, der in Bezug auf harmonische Kunst am Tiefsten in die wunderbarsten Geheimnisse eingedrungen ist. Der Zauber der Melodie war von den unmittelbar ihm vorgehenden Meistern so verschwenderisch benutzt worden, daß es nicht mehr leicht erschien, in dieser Beziehung Neues zu leisten. Doch S. hat auch hier Neues geschaffen, aber noch mehr durch Benutzung harmonischer Effecte, deren eigenthümlicher Reiz noch nicht genug erkannt war. Auf gleiche Weise hat S. die Technik auf eine seltene Weise in seiner Gewalt und eben so muß wohl Jeder zugestehen, daß er, was ästhetische Form anlangt, nur schwer übertroffen werden wird. Sehr treffend sagt daher ein neuerer genialer Kunstrichter: „S. in seiner Abgeschlossenheit, seiner elegischen Stimmung, bei aller an die unlängst verflossenen Blüthenperioden der Tonkunst mahnenden Kraft, — hervorragend allein und riesenhaft in einer Zeit der Nachahmung, der Schwäche, der Afterkritik, erscheint wie Ossian,

einsam mit der Harfe auf dem Fels am Meere, unsterblich durch Abstammung, wie durch seine Lieder." 20.

Spondeus, s. Rhythmus.

Sponsalien bedeuten die Verlobung, das Verlöbniß oder das feierliche Versprechen, wodurch sich der Mann der Frau und die Frau dem Manne verpflichten einander zu heirathen. Wenn eine Person sich mit Mehreren verlobt, so geht die frühere Verlobung der spätern vor, es wäre denn, daß bei der letztern die Contractserfüllung, wozu der Beischlaf mitgerechnet wird, hinzugekommen wäre. Um den so häufig vorfallenden übereilten Verlöbnissen zu steuern erhält dieser Grundsatz nach den mehrsten neueren Gesetzgebungen die weiteste Ausdehnung. Übrigens s. Ehe. 10.

Spontaneität oder Selbstthätigkeit nennt man die Art von Thätigkeit, deren Wirkung vom Geiste ausgeht. Sie ist demnach der Empfänglichkeit oder Receptivität, wo die Thätigkeit sich unter dem Einflusse einer fremden, von der sie abhängig ist, äußert, entgegengesetzt. Ein in unserm Innern von selbst entstehender Trieb, unsere Wahrnehmung auf einen Gegenstand zu richten, ohne durch irgend etwas von diesem Gegenstande Ausgehendes dazu veranlaßt worden zu sein, begründet die S. des Wahrnehmens; dagegen tritt S. des Denkens ein, wenn der Verstand selbstthätig wird; die S. des Wollens endlich ist das selbstthätige Streben nach etwas und der Trieb in höherer Bedeutung. Hieraus geht hervor, daß im Allgemeinen die S. mit Vernunft gleichbedeutend ist, eben so wie die Empfänglichkeit des Erkenntnißvermögens das repräsentirt, was wir Sinne nennen. 7.

Spontini (Gasparo), einer der ausgezeichnetsten Tonkünstler unserer Zeit, ward 1778 oder 1780 zu Cesi, einem Marktflecken in der Delegation Spoleto (Kirchenstaat), geboren, erhielt bei einer guten Jugenderziehung auch schon frühzeitig von dem berühmten Pater Martini zu Bologna theoretischen Unterricht in der Musik und wurde schon in seinem 13. Jahre in das Conservatorium del Pietà in Neapel aufgenommen. Musikalisches Talent und verdoppelter Fleiß trieben ihn bald zu seinen ersten größeren Compositionen und schon in seinem 17. Jahre schrieb er seine Oper: „I puntigli delle donne." Mehrere andere komische Opern folgten dieser bald nach. Nicht lange darauf begab er sich nach Rom, dann nach Venedig, von da nach Rom zurück und endlich an das Theater nach Neapel, woselbst er mit dem berühmten Componisten Cimarosa bekannt und dessen Schüler wurde. Aber auch jetzt blieb er nicht lange in Neapels Mauern; theils aus eigenem Antriebe, theils auf fremde Veranlassung wanderte er in Italien von einer Hauptstadt zur andern und wurde mit seinen an Zahl immer wachsenden komischen Opern überall mit dem größten Beifalle aufgenommen. Endlich im Jahre 1804, als bereits 11 komische und 3 ernste Opern von ihm erschienen waren, trat er seine Reise nach Paris an. Auch hier setzte er seine Thätigkeit als Theatercomponist fort, zog zuerst durch mehrere kleinere Opern, z. B. seine „Finta filosofa"; „La petite maison"; „Julie, ou le pot de fleur"; „Milton", die Aufmerksamkeit des Publicum auf sich und brachte, nachdem er 1807 die Partitur seiner Hauptoper: „Die Vestalin" der Kaiserin Josephine übergeben und dadurch den 10jährigen Preis von 10000 Livres erhalten hatte, die ganze Musikwelt Europas in Staunen. Diesem seinem Hauptwerke folgte 1809 seine zweite größere Oper: „Ferdinand Cortez", die zwar ebenfalls die trefflichsten Stellen enthält, aber dennoch hinter jenem Meisterwerke zurückbleibt. Sein Ruhm verschaffte ihm endlich 1819 den ehrenvollen Ruf als Generalkapellmeister und Intendant der Musik nach Berlin, dem er auch Folge leistete. Seit dieser Zeit nun lebt S. daselbst in den glücklichsten Verhältnissen, obschon mit der Zeit theils wegen der geringern Gediegenheit seiner späteren Compositionen, wozu namentlich die Opern: „Olympia", „Nurmahal", „Alcidor", „Agnes von Hohenstaufen" ꝛc. gehören, theils wegen seiner als Ausländer

außergewöhnlichen Stellung sich eine Partei gegen ihn gebildet hat, an deren Spitze der bekannte Rellstab steht. Wird aber auch seine „Vestalin" von keinem seiner übrigen Werke erreicht, so nimmt er dennoch einen der ersten Plätze unter den jetzigen Componisten ein. Namentliche Fehler aber sind bei ihm: Mangel an contrapunctischer Gewandtheit, ferner Armuth an Erfindung in Bezug auf Melodie, Harmonie und Instrumentation und ein Haschen nach dem seiner Umgebung gefallenden Geschmacke, der vor Allem lärmende Militairmusik liebt. Ein Vorzug aber ist bei ihm seine seltene Originalität in Rhythmus und Accentuation und nicht minder im Recitative. 20.

Sporaden (Zerstreute) nannten die alten Griechen alle die Inseln des ägäischen Meeres, welche nicht zu den Cykladen (s. d. Art.) gerechnet wurden, und zwar weil sie zerstreut umherliegen. Es gehörten dazu vorzüglich die Inseln an der asiatischen Küste, unter denen Rhodus, Patmos, Samos, Ikaria, Kos, Karpathus, Chios, Lemnos, Lesbos, Samothrace, Thasus die bekanntesten sind; an der europäischen Küste gehörten Skyrus und die Inseln an der thessalischen Küste zu den Westsporaden. In der neusten Zeit hat sich der Name verloren, da die davon zum Königreiche Griechenland gehörigen zu den Cykladen gerechnet werden, die übrigen türkisch gebliebenen nicht mehr unter diesem Namen aufgeführt werden. 37.

Sporadische Krankheiten heißen im Gegensatze zu den epidemischen und endemischen Krankheiten solche, die nur einzeln vorkommen und nicht in allgemeinen, sondern nur in speciellen, auf das Individuum sich beziehenden Ursachen ihren Grund haben. Es gibt Krankheiten, die nur sporadisch vorkommen, andere, die bald sporadisch, bald epidemisch auftreten. 39.

Spornorden oder der **Orden vom goldenen Sporn**, dessen Ritter in den Ernennungsbreven auratae Militiae Equites oder lateranische Hofpfalzgrafen heißen, wurde, wie man gewöhnlich annimmt, von Papst Pius IV. 1559 gestiftet und von ihm und seinen Nachfolgern als ein Verdienstorden Männern, welche sich durch treue Amtsverwaltung, Gelehrsamkeit oder sonst vortheilhaft auszeichneten, ertheilt. Die früher mit ihm verbundenen Beneficien haben jetzt aufgehört. Die Ordensdecoration ist ein goldenes, weißemaillirtes Malteserkreuz mit einem kleinen herabhängenden goldenen Sporn an beiden Seiten des niedern Flügels, besteht seit Papst Benedict XIV. und wird von den aus einer Classe bestehenden Rittern an einem schmalen rothen Bande im linken Knopfloche getragen. Da jedem päpstlichen Nuntius und Beisitzer des päpstlichen Oberhofgerichtshofs nebst einigen herzöglichen Häusern die Erlaubniß von den Päpsten zu Theil wurde, 2 Ritter zu ernennen (eine Sitte, die bei keinem andern weltlichen Ritterorden stattfindet), so hatte der Orden schon in der frühen Zeit durch seine zu häufige Ertheilung vielfach an Werth verloren und bis jetzt noch nicht seine Bestimmung erreichen können. 77.

Sporteln, eigentlich kleine Abgänge, das, was bei Bearbeitung einer Sache erübrigt wird, heißen bei Gerichten die Gebühren für die Ausfertigungen, Protocolle, das Halten von Terminen ꝛc. und **Sportelcasse** diejenige Casse, in welche die S., die nach einer festgesetzten Sporteltaxe in Ansatz zu bringen (zu liquidiren) und festzustellen (zu moderiren) sind, einfließen. In der Regel sind die S. bei jedem Termine zu liquidiren, um sie bei den Entscheidungen zugleich mit feststellen zu lassen und zwar in den mehrsten Fällen bei Verlust. In Sachsen ist solches in geringfügigen und Executivsachen und bei allen Berichten besonders der Fall. Bei Confirmationen von Grundstückkäufen soll der Richter sogar bei vierfachem Ersatze die Kosten nicht eher, als gegen Aushändigung der Documente an die Parteien annehmen. Ohne vorhergegangene Feststellung (Moderation) braucht Niemand S. zu bezahlen. Bei umfassenden Geschäften hält man für die S. einen besondern **Sportelcassirer** oder Einnehmer, welchem man als Aufmunterung zum Fleiße beim Eincassiren gewisse Procente von der Einnahme zu überlassen pflegt. Wo die Expedienten des Gerichts bestimmten Gehalt genießen und nicht statt dessen mit

den S., in welche sie sich theilen, abgefunden sind, bedient man sich lieber der Ausdrücke: „Expensen", „Salariencasse" und „Rentant." 3.

Spott, lat. irrisio; franz. moquerie, dérision; engl. mockery, ist im Allgemeinen jeder Ausspruch oder jede Handlungsweise, welche irgend Etwas als lächerlich (s. d. Art.) darstellen soll. Die Art und Weise wie die Grade desselben sind aber verschieden und man unterscheidet daher den eigentlichen S., welcher den Werth des Gegenstandes herabzusetzen sucht, die Ironie und Satyre (s. d. Artt.), den Sarkasmus (von σαρκάζω, zerfleischen), welcher sich unmittelbar auf die Verletzung des Gefühls richtet, und den Hohn, welcher mit dem Ausdrucke der Verachtung begleitet ist. Daß demnach der Spott in seinen höheren Graden oft schwer beleidigt und als unstatthaft erscheint, läßt sich leicht erachten. 9.

Sprache, lat. lingua; franz. langue; engl. tongue, ist im Allgemeinen die Darstellung des Gedachten und hiermit ist auch zugleich ihr eigentliches Wesen und ihr Unterschied von ähnlichen Begriffen ausgesprochen. Nur etwas Vernünftiges und dem Geiste Erfaßbares kann ihr Gegenstand und sie selbst somit nur Eigenthum des Menschen und (wenn wir es annehmen dürfen) ihnen gleicher oder höher stehender Wesen sein; sie ist die sinnliche Wiedergabe des geistigen Lebens und kann daher nur bei solchen Wesen stattfinden, welche durch das Selbstbewußtsein sich Rechenschaft von demselben geben können. Deßhalb können wir auch von einer S. der Thiere und der übrigen Natur und ihrer einzelnen Gegenstände nur im uneigentlichen Sinne sprechen, wenn die dichterisch gestaltende Phantasie dieselben personificirt, vergeistigt und zum Organe eines höher denkenden Wesens macht, das in ihnen sich aussprechen soll; oder wenn wir schon den Ausdruck einzelner Gefühle und Begierden in Lauten und Geberden mit den Namen S. belegen; oder endlich wenn wir angelernte Nachahmung menschlicher Laute von einzelnen Thieren darunter verstehen. Die S. ist aber ferner auch nur die äußere Form, unter welcher jenes Gedachte dargestellt wird, und daher nach der Wahl der dazu angewendeten Mittel verschieden. So kann man eine Zeichen-, Bilder-, Geberden-, Ton-, Schriftsprache ꝛc. und in einzelnen Unterabtheilungen eine Blumen-, Augen-, Fingersprache u. s. f. unterscheiden; wenn man aber von der S. im Allgemeinen redet, so versteht man darunter den Ausdruck des geistigen Lebens durch bestimmte articulirte Laute, welche als Formen und Bilder der Begriffe und ihrer gegenseitigen Beziehungen durch die Stimme sich kund geben, und in dieser Bedeutung erscheint sie in jeder Hinsicht als das bewundernswürdigste Gebilde des menschlichen Geistes. Denn wenn sie auch hier immer nur als äußere Gestalt aufgefaßt werden muß, indem der Inhalt des Gesprochenen durch die besonderen Begriffe des Redens und Sagens bezeichnet wird, so erscheint sie doch als solche in einer so innigen Verflechtung mit dem menschlichen Geiste, daß sie gewissermaßen die ganze Äußerung desselben, seine vollständige Versinnlichung ist. S. ist daher lautes Denken (s. d. Art.) und nur als solches kann ihr Wesen gehörig gewürdigt werden; denn wie dieses im Geiste sich gestaltet, so stellt formell sich die Sprache dar und ihr ganzer innerer Bau begründet die Formen, in denen das Denken sich bewegen kann. Daher müssen wir aber bei jeder S. ihren Bau und ihren Geist unterscheiden. Letzterer ist der eigenthümliche Geist des Volkes, welches die S. redet, der allgemeine Charakter seines Denkens, die Eigenthümlichkeit seines Anschauens, Auffassens und Combinirens der Begriffe; ersterer hingegen ist nur der Körper, in welchem sich dieser Geist offenbart. Darum besteht der Grundstoff der Sprachen in Begriffen, deren Formen die Wörter sind. Wie nun aber diese Begriffe sich theils von selbst ergeben, als bloße Namen vorhandener Gegenstände (concrete Begriffe), theils als reine Früchte geistiger Anschauung erscheinen (abstracte Begriffe), welche die Bedingung ihres Wesens in der Art und Weise dieser Anschauung haben; so ist auch an sich schon der Inhalt der S. theils ein noth-

wendiger, theils ein durch die Formen des Denkens bedingter und daher vielfach verschieden sich gestaltender, und wenn daher die S. einestheils ein bloßes Namenverzeichniß unterschiedener Gegenstände ist, wird sie anderntheils schon zu einer Werkstätte geistiger Thätigkeit, welche nach der Höhe und Kraft derselben verschiedene Erzeugnisse liefert. Doch wenn das Denken auch die Begriffe verbindet und in ihre möglichen Beziehungen zu setzen sucht, so muß dieß auch auf die S. wirken; diese muß die einzelnen Arten und Formen jener Begriffsverbindungen auch materiell zu bestimmen suchen und ein neues Material schaffen, durch welches dieselben sich darstellen lassen. So bildet sich die S. nach und nach zu einem kunstvollen lebendigen Gebäude, in welchem die einzelnen Theile durch einige Mittelglieder eng an einander gefügt werden; der Geist verkörpert sich gleichsam in ihr und schafft für jegliches Product aus sich eine besondere Form; die S. wird endlich der Geist selbst, der ohne sie seine eigene Wirksamkeit sich kaum mehr zu erklären vermag. — Fassen wir nun die S. von diesem Standpunkte auf, so lassen sich alle Erscheinungen auf ihrem Gebiete ohne Schwierigkeit erklären. Sie ist ein reines Product des menschlichen Geistes, eine Frucht des Bedürfnisses desselben sich thätig zu erweisen, ein Ergebniß seines innern Dranges sich äußerlich darzustellen. Mag auch anfänglich nur die Nothwendigkeit da gewesen sein, die verschiedenen in die Sinne fallenden Gegenstände und die einzelnen Lebensäußerungen durch Namen zu unterscheiden, um in jedem Falle sich dieselben sogleich wieder vergegenwärtigen zu können; so ward der Geist, indem er allmählig zum Selbstbewußtsein kam, auch der Gesetze inne, welche theils die Natur, theils seine eigene Thätigkeit regeln, und baute nach diesen Gesetzen seine Sprache. Die materiellen Grundelemente derselben waren jedenfalls Nachahmungen von den vielfachen Nuancen der Naturlaute (Onomatopöien, s. d. Art.), von deren Wiedergabe er die Möglichkeit in der Erzeugung der articulirten Laute fand; als aber diese nicht mehr ausreichten, bahnte sich die Willkühr auf den einmal betretenen Wege den Pfad und schuf für neue Begriffe neue Wörter, wie sie das Bedürfniß erheischte. Doch erstreckte sich diese Willkühr nur auf das äußere Material, die Namen der Begriffe; die Abstractionskraft erkannte bald das Gemeinsame und Wiederkehrende in den einzelnen Denkformen und suchte nur dieses festzuhalten. So entstanden die Declinationen und Conjugationen, die verschiedenen Ableitungen und die Redetheile der Pronomen, Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen u. dergl.; so entwickelte die S. in sich selbst gewissermaßen einen chemischen Proceß des Scheidens, Verbindens und Schaffens. Wie aber sich dieß allmählig gestaltete; welchen Weg jede einzelne S. einschlug; welcher Mittel sie sich dazu bediente; ob die Menge veränderlicher Formen an den Wörtern jeder Sprache schon in ihren Lauten eine tiefere Bedeutung haben sollten, oder ob diese Laute oft nur Erzeugnisse des Zufalls und der Willkühr waren; in wie weit die Sprache sich selbst innerlich beweglich gestaltete oder durch eine Anhäufung von Partikeln ihrer Erstarrung Leben einzuhauchen suchte: dieß Alles läßt sich nicht weiter ausführen; denn wenn schon in allen diesen Hinsichten eine Menge einzelner Möglichkeiten sich darboten, unter denen die Wahl blieb, so wurden der Ideenkreis, in dem ein besonderes Volk sich bewegte, die besondere Richtung seiner Geistesentwickelung, die mehr oder weniger hervortretende Schärfe des Denkens, die besonderen Ansichten von dem Zusammenhange der Begriffe im Gedanken, die größere oder geringere Neigung zur Plastik der Darstellung ꝛc. vielfache Ursache zur Begründung mannigfacher Verschiedenheiten, welche nicht minder in der vorhandenen Lautanlage der S. bedeutenden Vorschub fanden. Die Untersuchung über die Entwickelung und Ausbildung der S. ist daher eine der schwierigsten Unternehmungen, bei welcher man leicht straucheln kann, wenn man nicht sorgfältig das Material von der Form, die allgemeinen Geistesgesetze von den speciell befolgten Regeln, die eigenthümliche Anschauung von der allgemeinen logischen Betrachtungsweise zu

sondern sucht; denn die S. tritt zuerst in rohen Lauten auf, welche der Geist wohl nach seinen Denkgesetzen in Form und Verbindung zu bringen strebt, aber nicht nach einem im Voraus entworfenen Schema, sondern blos in einzelnen Zweigen, wie sie das Bedürfniß erfordert, und nach der Betrachtungsweise, die sich eben als die einzig mögliche darbietet. Da nun also hier keine Verabredung und planmäßige Durchführung stattfinden kann, so folgt, daß einestheils bei verschiedenen Völkern die Folge des Entwickelungsganges sich ganz anders gestalten kann, anderntheils aber auch die dazu angewandten Mittel verschieden sein und folglich die einzelnen Sprachen sich von einander unterscheiden müssen, während doch in ihrem ganzen Wesen jede den Denkgesetzen des Geistes gemäß sich darstellt. Findet nun aber die Möglichkeit einer vielfachen Verschiedenheit der S. in ihrem Entwickelungsgange überhaupt statt, ohne daß das Material der Laute und Worte an sich selbst in Betrachtung kommt; wie viel mehr muß dieselbe einleuchten, wenn man bedenkt, daß auch dieses unendlich verschieden sein kann. Denn wie die wenigen einfachen Grundlaute (Buchstaben) schon nach den Gesetzen der einfachsten Combination eine außerordentliche Zahl zusammengesetzter Laute (Sylben) bilden können, so hatte die Willkühr in der Wahl aus denselben zur Bezeichnung der einzelnen Begriffe eine unerschöpfliche Quelle, welche höchstens in der Auffassung der Onomatopöien, die aber immer auch der Subjectivität Viel gestattete, einige Regelung fand. Nur der Zufall konnte da wohl in den verschiedensten Gegenden der Erde die Wahl gleicher Laute für gleiche Begriffe hervorrufen. Denn gesetzt auch, die Annahme von einem einzigen Menschenpaare, von dem alle Völker abstammen sollen, beruhte auf sicherm Grunde, so würden wir doch einestheils schon gänzlich gegen die gemachten Erfahrungen vom Wesen der S. verstoßen, wollten wir behaupten, daß dieselbe dem Menschen sogleich bei seiner Erschaffung von Gott mitgetheilt sei, anderntheils würden wir doch nur eine höchst unvollkommene S. als S. dieser ersten Menschen annehmen müssen, da es solcher Sprachen nach so vielen Jahrtausenden seit der Erschaffung der Menschen noch gibt, und diese würde bei der baldigen Zerstreuung derselben über die Erde durch die angedeutete verschiedenartige Entwickelung ihren Grundcharakter vielfach verändert haben. Nun läßt sich aber die S. mit unumstößlicher Gewißheit nur als eine aus dem Geiste selbst hervorgehende Erscheinung betrachten, die deßhalb in jeder Hinsicht überall sich anders gestaltete, und die unendliche Verschiedenheit der Sprachen selbst in ihren Urelementen nicht läugnen und es stellt sich daher dem Beobachter hierbei der Unterschied zwischen der S. im Allgemeinen und einer einzelnen S. in Bezug sowohl auf das Äußere der S. in Materie und Form, als auf den darin waltenden Geist heraus, wenn er in das Wesen derselben eindringen will. Wenn daher die neuere Zeit vorzüglich es versucht hat, den empirischen Weg bei der Entwickelung der Sprachgesetze verlassend, die S. in ihrem innersten Wesen zu betrachten, so mußte sie ihre Untersuchungen auf drei verschiedene Seiten hinrichten; einmal die Denkgesetze des menschlichen Geistes überhaupt entwickeln; dann untersuchen, in wie weit und unter welchen besonderen Bestimmungen diese in einer einzelnen S. sich geltend gemacht haben, und endlich erforschen, welcher Zusammenhang sich unter den einzelnen Sprachen mit einander nachweisen läßt. So entstand die Philosophie der S. oder die Ursprachlehre, die philosophische Sprachlehre und die comparative Sprachlehre oder Linguistik, Sprachenkunde. Auf diese Weise ist man aber zu den überraschendsten Resultaten gelangt, indem man nicht nur die oben ausgesprochenen Ansichten über das Wesen und die Entwickelung der S. überhaupt bestätigt gefunden hat, sondern auch in Bezug auf den sinnlichen Theil der S. selbst, die Laute und Worte, in die Dunkel der Vorzeit wie in die geheime Werkstätte des menschlichen Geistes eingedrungen ist. Hat man nämlich dadurch immer hellere Begriffe über die Entwickelung der S. selbst erhalten, so hat

ſich, indem die Annahme einer allgemeinen Urſprache immer mehr in ihrer Nichtigkeit erkannt wurde, doch ein vielfacher Zuſammenhang ſonſt ſich ganz fremd erſcheinender Sprachen gezeigt und die große Mannigfaltigkeit der menſchlichen Geiſtesthätigkeit im Baue einer Sprache nachgewieſen, und eine fernere Unterſuchung muß lehren, in wie weit die einzelnen Sprachen im Verhältniſſe als Mütter, Töchter, Schweſtern ꝛc. zu einander betrachtet werden müſſen. Wiſſen wir doch, daß ſelbſt ſchon weitgebildete Sprachen im Laufe der Zeiten vielfachen Veränderungen unterworfen ſind, welche eben ſowohl in neu hinzugetretenen Begriffen, als noch mehr in der Abänderung der Ausſprache der einzelnen Laute und Abſtumpfung der Formen gegründet ſind. Jede S. hat ihre Lebensperioden; ſie entwickelt ſich in friſcher Jugend zu einem kräftigen Mannesalter nach ihrem eigenthümlichen Geiſte und wird dann wieder allmählig matt und ſchwach; der Geiſt baut und zerſtört ſie wieder. — Man hat ſich in neuerer Zeit viel Mühe gegeben, eine allgemeine, d. h. allen Menſchen verſtändliche S. (Paſilalia) zu erfinden, hat aber endlich eingeſehen, daß dieſes Unternehmen ein völlig unausführbares iſt. Denn alle dazu vorgeſchlagenen Mittel, ſelbſt die in der neueſten Zeit von Sudre erfundene muſikaliſche S., haben daſſelbe Erforderniß wie jede reine Wortſprache, ſie müſſen erſt angelernt werden, und dabei verwechſelt man immer den Inhalt der S., das Gedachte, mit der Form, dem Geſprochenen. Erſteres bleibt daſſelbe in jeder S., letzteres aber iſt, wie ſchon erwähnt, zum großen Theile ein Product der Willkühr. Doch braucht man den Begriff der S. auch in tropiſcher Hinſicht häufig für Redeweiſe (franz. langage), wie ſtolze, demüthige, dichteriſche, philoſophiſche S. und dergl., wo ſich der Begriff mehr auf den Inhalt bezieht, und unterſcheidet in ähnlicher Weiſe die Umgangsſprache, wie ſie gewöhnlich geſprochen wird und welche ſich wieder in Dialekte (ſ. d. Art.) ſcheidet, von der Schriftſprache, welche die Ausdrucksweiſe in der Schrift bezeichnet. Im Allgemeinen zerfallen aber alle Sprachen in todte, welche nicht mehr geſprochen werden, wie die lateiniſche, und lebende, die ſich noch im Munde des Volkes finden. Eine Überſicht einer großen Anzahl Sprachen liefert Adelung's „Mithridates" (Berl. 1806—1817. 4 Bde. 8.). 9.

Sprachgebrauch, lat. usus loquendi; fr. usage de langue; engl. use of speaking, bezeichnet die Art und Weiſe, wie eine Sprache gewiſſe Begriffe, Gedanken und Beziehungen auszudrücken pflegt, und erſtreckt ſich über das ganze Gebiet der Sprache. Da jede Sprache meiſt ihren eigenen Entwickelungsgang geht (ſ. Sprache), ſo hat auch faſt jede manche Eigenthümlichkeiten im S., welche man Idiotismen (ſ. d. Art.) nennt; außerdem aber bedingen ſich dieſelben oft auch theils durch die Anwendung der Sprache zu beſonderen Zwecken, wodurch ein gemeiner, dichteriſcher, philoſophiſcher ꝛc. S. und in ſyſtematiſcher Form die ſogenannte Kunſtſprache entſteht, theils durch die Individualität eines Schriftſtellers allein. Wenn aber die Idiotismen, wenn ſie auch oft ihrem Grunde nach unerklärbar ſind (daher das Sprüchwort: usus est tyrannus), in dem Geiſte der Sprache begründet liegen und daher alle Aufmerkſamkeit des Sprachforſchers verdienen, ſo ſind die letzteren Arten meiſt reine Producte der Willkühr und daher wohl von jenen zu unterſcheiden. 9.

Sprachgewölbe oder Sprachſäle ſind Gewölbe oder Säle, welche entweder zufällig oder abſichtlich ſo angelegt ſind, daß man Worte, die in der einen Ecke ganz leiſe geſprochen werden, nirgends anderswo als in der entgegengeſetzten Ecke des Gewölbes hören kann. Dieſe Eigenſchaft beruht auf der elliptiſchen Wölbung der Decke, indem die Ellipſe die merkwürdige Eigenſchaft beſitzt, alle Schallſtrahlen, welche aus einem Brennpunkte derſelben kommen, nach dem andern Brennpunkte zurückzuwerfen und dort zu vereinigen. Eine Sammlung von vielen alten und neuen hierher gehörigen Merkwürdigkeiten findet man bei Kircher:

„Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus“ (Amstelod. 1673). Unter Andern ist das sogenannte Ohr des Dionysius (s. d. Art.) zu Syrakus merkwürdig. 29.

Sprachlehre, s. Grammatik.

Sprachorgane heißen die Theile des Mundes, welche zur Hervorbringung der einzelnen Sprachlaute gebraucht werden (s. Buchstaben). 9.

Sprachreinigung, s. Purismus.

Sprachrohr, lat. tubus acusticus, stentoreas; franz. porte-voix, trompette parlante; engl. speaking-tube, ist die von Samuel Morland 1670 erfundene Röhre, welche dazu dient, einen Schall nach einer gewissen Richung auf große Entfernungen fortzuleiten. Sie ist kegelförmig und unter einen solchen Winkel erweitert, daß die von den Wänden zurückgeworfenen Schallstrahlen nach der letzten Zurückwerfung parallel aus demselben fahren und den Schall nach dieser Richtung mit bedeutend verminderter Abnahme seiner Intensität hintragen. Das S. kann aus Pappe, Silberblech ꝛc. verfertigt sein. Nach Muncke läßt sich eine starke Menschenstimme durch ein gutes S. 18000 Fuß weit noch deutlich vernehmbar machen. 40.

Spranger (Bartholomäus), ein bekannter niederländischer Maler, ward 1546 zu Antwerpen geboren, soll sehr viele Lehrer gehabt haben, und ging 1563 nach Italien, wo er in Rom zuerst in die Dienste des Cardinals Farnese und dann in die des Papstes Pius V. ging, nach dessen Tode er vom Kaiser Maximilian II. als Hofmaler nach Wien berufen ward. Kaiser Rudolph II. schätzte ihn so sehr, daß er ihn beständig um sich hatte und in den Adelstand erhob. Er starb zu Prag 1625. So großen Ruhm S. zu seiner Zeit genoß, da er einen leichten und kräftigen Pinsel führte und im Colorit Vorzügliches leistete, so fehlt es ihm doch gänzlich an Studium der Natur und seine ganze Darstellung ist im höchsten Grade manirirt. Die wiener Gallerie besitzt von ihm noch 19 Stücke, meist mythische und allegorische Darstellungen; außerdem finden sich noch viele Stücke in verschiedenen Kirchen und Klöstern Italiens. 16.

Sprecher (speaker) heißt im englischen Unterhause dasjenige Mitglied, welches die Function eines Präsidenten und Leiters des Ganzen versieht und in jedem Falle das Unterhaus vor dem Oberhause und dem Könige repräsentirt. Obgleich der Posten eines Sprechers sehr beschwerlich ist, so ist er doch auch von der höchsten Wichtigkeit und die Wahl zu demselben daher meist eine Angelegenheit, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sich zieht. 30.

Spree, lat. Sprea, ein Fluß im Areal der Elbe, der ihr vereint mit der Havel zuströmt, entspringt auf dem lausitzer Gebirge in der Oberlausitz bei Gersdorf westlich von Zittau und tritt, nachdem sie Bautzen berührt hat, ins preußische Gebiet über. Bei Lübben beschreibt sie in mehrere Arme getheilt, von denen der eine in den Schwielungsee geht, einen großen westlichen Bogen um den Spreewald, eine 6 Meilen lange und 1½ Meile breite Moraſtgegend, von vielen Armen der S. durchschnitten und mit 7 Dörfern besetzt, herum, wendet sich dann aber wieder nach Norden und wird da, wo sich die Arme vereinigen, schiffbar. Westlich von Müllrose steht sie durch den Friedrich-Wilhelmscanal mit der Oder in Verbindung, bildet später bei Köpenick den Müggelsee, durchströmt Berlin und wird bei Spandau von der Havel aufgenommen. Die S. ist 44 Meilen lang mit 174 □M. Flußgebiet, erreicht eine Breite von 200 Fuß und darüber und wird meist von flachen Ufern umgeben. 35.

Sprengel (Kurt), berühmter medicinischer Schriftsteller, wurde zu Waldekow bei Anklam den 3. Aug. 1766 geboren. Von seinem Vater, einem kenntnißreichen Prediger, sorgfältig unterrichtet, machte er schon in seiner frühen Jugend große Fortschritte in der Erlernung alter und neuer Sprachen, so daß er schon

als Knabe die griechischen Perikopen ins Hebräische übersetzte; außer den Sprachen war aber schon damals die Botanik sein Lieblingsstudium. In seinem 17. Jahre wurde er Hauslehrer und erhielt noch vor dem Besuche der Universität nach einer vor dem Consistorium zu Greifswalde überstandenen Prüfung die Erlaubniß zu predigen. Zwei Jahre später ging er nach Halle, um Theologie zu studiren, verließ aber dieses Fach und widmete sich der Medicin, nahm 1787 die Doctorwürde an und betrat die akademische Laufbahn, zuerst als Docent der gerichtlichen Medicin und der Geschichte der Medicin, wurde 1789 außerordentlicher Professor und 1795 ordentlicher Professor, übernahm 1797 die Professur der Botanik und blieb, trotz mancher ehrenvollen Rufe ins Ausland, eine Zierde der Universität Halle bis an sein Lebensende, das in Folge mehrerer apoplektischer Anfälle am 15. März 1833 erfolgte. — Er war im Besitze einer umfassenden Gelehrsamkeit, hauptsächlich in der Medicin, in der Geschichte derselben, in der Botanik und in den alten und neueren Sprachen, und ist Verfasser einer großen Menge von Schriften, von denen wir mit Übergehung der botanischen seinen „Versuch einer Geschichte der Medicin" (Halle 1821—1828. 3. Aufl. 5 Bde.) als sein vorzüglichstes und trotz mannigfaltiger Mängel bis jetzt noch unübertroffenes und unentbehrliches Werk hervorheben, so wie wir auch seines „Handbuchs der Pathologie" (3 Thle. 3. Aufl. 1814—1820) und seiner „Institutiones medicae" (7 Thle.) Erwähnung thun müssen. Wie sehr seine Zeitgenossen S.'s Werth anerkannten, beweist, daß er Mitglied von 70 gelehrten Gesellschaften und Inhaber dreier Orden war. 39.

Sprengwerk, s. Hängewerk.

Springbrunnen, Fontaine, lat. aqua saliens; franz. fontaine; engl. fountain, well-spring, waterspont, bezeichnet jede natürliche oder künstliche Vorrichtung, vermittelst deren ein kleinerer oder größerer Wasserstrahl aus engen Öffnungen mit solcher Gewalt hervo-quillt, daß er mehr oder weniger hoch in die Luft springt. Die Theorie der S. läßt sich in ihren Elementen leicht auf die Gesetze und Erscheinungen der der communicirenden Röhren zurückführen. Es ist nämlich bekannt, daß in denselben gleichartige Flüssigkeiten ein gleiches Niveau erhalten. Sobald nun der eine Schenkel einer solchen Röhre abgeschnitten wird, während der andere gefüllt ist, so muß die darin enthaltene Flüssigkeit das Bestreben erhalten, bis zu derjenigen Höhe aufzusteigen, welche sie bei noch vorhandener Röhre erreichen würde, und ihr Druck wirkt nun so stark gegen die ungekrümmte Öffnung hin, daß daraus ein dünner Wasserstrahl mit Gewalt zu einer beträchtlichen Höhe emporsteigt. An die Stelle des Druckes der Wassersäule kann aber auch ein mechanisch bewegter Embolus oder die Elasticitätsäußerung der comprimirten Luft, des Dampfes ꝛc. treten. Es lassen sich hierher auch die Feuerspritzen (s. d. Art.), der Heronsball, der Heronsbrunnen (s. d. Art.), der Springheber, der Sprungkegel und andere ähnliche Apparate zählen. — Die bekanntesten großen Fontainen sind die zu Versailles und zu Herrenhausen bei Hanover, bei denen die stärksten Strahlen eine Höhe von 60—100 pariser Fuß erreichen, und unter den natürlichen die Gaiser auf Island, deren Strahlen eine Höhe von 90—150, je die höchsten Tropfen gerechnet sogar bis 200 Fuß erreichen. 26.

Springfluth, s. Ebbe und Fluth.

Sprödigkeit, lat. fragilitas; franz. aigreur; engl. brittleness, nennt man diejenige Eigenschaft der festen oder starren Körper, vermöge deren ihre Theile nicht in eine veränderte Lage gebracht werden können, ohne sie zu trennen. Die S. setzt einen großen Grad der Härte voraus und steht der Elasticität (s. d. Art.) entgegen; denn je mehr ein Körper spröde ist, um so viel weniger elastisch erscheint er. Die Wärme trägt unmittelbar zur Verminderung der S. mit bei und die Kälte vermehrt dieselbe. So fand Parry, daß bei den hohen Kältegraden auf Melleville-Island die Nägel beim Einschlagen zerbrachen und die Zimmermanns-

werkzeuge unbrauchbar wurden, weil sie zersprangen oder eine stumpfe Schneide erhielten. Eben so zerspringt sehr erkältetes Glas durch schnelle Erwärmung. 40.

Spruch, lat. sententia; franz. und engl. sentence, arbitrage, ist überhaupt jeder etwas Bestimmtes ausdrückende Satz, daher vorzüglich eine Bibelstelle; im juristischen Sinne das Urtheil des Richters über einen Rechtsfall (s. Rechtsspruch). 9.

Spruchcollegien sind solche Collegien rechtskundiger Männer, welche sich mit Instruirung der Processe und Untersuchung von Vergehungen nicht befassen, sondern nur aus den an sie gesendeten Acten die Entscheidungen abfassen, welche dann vom Gerichte, wo die Sache anhängig ist, bekannt gemacht und vollstreckt werden (s. Actenversendung). In früheren Zeiten brauchte man vorzüglich dazu sogenannte Schöppen- oder Dingestühle und später noch die Juristenfacultäten auf den inzwischen entstandenen Universitäten; jetzt wird jedoch diese Einrichtung immer mehr durch die Einführung von umfassenderen Gerichten mit mehreren Beisitzern verdrängt, welche selbst entscheiden, oder von niederen Gerichten die Acten zum Verspruche annehmen, so daß zwar die Versendung noch in gewissen Fällen verblieben ist, aber nur wenig eigentliche Spruchcollegien mehr vorhanden sind. 31.

Sprüchwörter, lat. proverbia; franz. proverbes; engl. proverbs, sind kurze sinnreiche, oft auch witzige Sitten- und Denksprüche, welche dadurch, daß sie allgemeine Wahrheiten und Klugheitsregeln in bündiger Kürze, Kraft, selbst Derbheit, zur wahren Lebensphilosophie des Volkes machen, einen hohen Werth zur Charakterisirung und Bildung ganzer Völker auf niederer und höherer Stufe, haben. Die Weisesten aller Nationen, in der ersten Periode des erwachenden Nachdenkens und Beobachtungsgeistes, kleideten in dieselben die Resultate ihrer Erfahrung und gesammelten Lebensweisheit ein. Je kürzer und einfacher, desto älter sind sie. Doch hat man sprüchwörtliche Redensarten von eigentlichen Sprüchwörtern und Denksprüchen oder Apophthegmen (s. d. A.), sinnreiche Aussprüche weiser Männer, wichtige moralische Axiome von evidenter Gültigkeit enthaltend, wohl zu unterscheiden. Sie sind häufig unter einander geworfen worden, wie z. B. in dem Werke: „Adagia etc.“ (Frankf. 1656) und „750 deutsche Sprüchwörter ꝛc.“ von Agricola (Wittenb. 1592). Außerdem vergl. Weber, „365 Denksprüche der Deutschen“ (Wittenb. 1807) und Sailer, „Weisheit auf der Gasse ꝛc.“ (Augsb. 1810); Nopitzsch, „Literatur der Sprüchwörter“ (Nürnb. 1820). 84.

Sprüchwörter Salomo's heißt ein biblisches Buch, aus Sitten und Denksprüchen bestehend, das in seinen 5, durch ihre Überschriften unterschiedenen Theilen aus ursprünglich eben so viele Sammlungen entstanden sein mag. Der 1. Theil (c. 1—9) preißt in einer Einleitung die Weisheit und gibt dann allgemeine Ermunterungen zum Streben nach derselben; der 2. (c. 10—24) enthält einzelne Aussprüche und Belehrungen über Gegenstände des alltäglichen Lebens; der 3. (c. 25—29) ähnliche Sprüche, die wahrscheinlich nur eine spätere Nachbildung jener sind; der 4. (c. 30) die Sprüche eines gewissen Agur; und der 5. endlich (c. 31) zerfällt in Belehrungen einer Königin an ihren Sohn und Schilderung einer tugendhaften Hausfrau. Die meisten dieser Sitten- und Denksprüche mögen wirklich von jenem königlichen Weisen herrühren; jedoch sind auch die Sprüche anderer hebräischer Weisen bei späteren Sammlungen mit darin aufgenommen worden; höchst wichtig aber ist das Buch theils als Darlegung hebräischer Philosophie, theils und vorzüglich als Sammlung herrlicher Vorschriften über alle Fälle des Lebens. Die besten Bearbeitungen sind von Alb. Schultens, „Versio integra Proverb. Salom. etc.“ edid. J. L. Vogel (Halae 1768); Döderlein, „Die Sprüche Salomo's“ (Nürnb. 1786); C. A. Bode, „Salomo's Sitten-

lehre ꝛc." (Quedlinb. 1791); W. K. L. Ziegler, „Neue Übersetzung der Denksprüche Salomo's" (Leipz. 1791); H. Müntinghe, „Salomo's Denksprüche" mit Anmerkungen aus dem Holländ. übers. von E. H. Scholl. 3 Thle. (Frankf. 1801). 84.

Sprung, lat. saltus; franz. saut; engl. spring, heißt in der Logik der Fehler im Schließen, wenn man Gegenstände verbindet, welche nicht zusammengehören, also den Unterschied zwischen ihnen überspringt; daher überhaupt jedes plötzliche Übergehen aus einem Zustande in den andern. 9.

Spulwürmer (Askariden) sind eine Art der Eingeweidewürmer, welche rund und fadenförmig, am Schwanzende gespitzt, am Kopfe abgestumpft und mit drei runden Bläschen versehen sind. Der bekannteste darunter ist der 1 Zoll lange Afterwurm von weißer Farbe, welcher sich häufig im After der Pferde und Kinder findet; außerdem der dem Regenwurme ähnliche, eigentliche Spulwurm von der Länge einer Spanne und weißer ins Röthliche spielender Farbe, welcher sich in dem Darmkanale aller Säugethiere findet, die Verdauung hemmt und Erbrechen, Heißhunger, Epilepsie u. dergl. veranlaßt. (Vergl. übrigens Bandwurm). 30.

Spurzheim (Caspar), bekannt als Begleiter Gall's auf seinen kranioskopischen Reisen, den er auch in seinen wissenschaftlichen Vorträgen, so wie in der Herausgabe seiner Werke unterstützte, ward zu Longwich bei Trier d. 31. Dec. 1776 geboren, widmete sich zuerst in Trier der Theologie, ging aber 1795 nach Wien, lernte daselbst in einem ansehnlichen Hause, wo er Hauslehrer war, den Dr. Gall, der Hausarzt daselbst war, kennen, widmete sich nun auch der Medicin und begann an der Seite Gall's seine kraniologischen Untersuchungen, die er während seines Aufenthalts in verschiedenen Theilen von Europa verfolgte, ausbildete und darüber Lehrvorträge hielt. Nach Gall's Tode reiste er in die nordamerikanischen Staaten und starb zu Boston, wo seine Vorträge mit vielem Beifalle aufgenommen wurden, am 10. Nov. 1832 am Typhus. 39.

Ssufismus ist der Name eines religiösen Mysticismus unter den Muhammedanern, welcher sich vorzügliche in Persien entwickelt hat und von Ssûf, Wolle, herkommen soll, weil seine Anhänger gewöhnlich sich in Wolle kleideten. Wie der Orient überhaupt das Land einer glühenden Phantasie ist, so mußte sich natürlich auch die religiöse Schwärmerei hier zu einem hohen Grade erheben und in der That bietet der S. das höchste Glühen der Phantasie dar. Im Wesen dem Mysticismus ganz verwandt ist er das innigste Versenken des Geistes in die Gottheit, neben welcher alle Persönlichkeit und alle Einzelnheit verschwindet; er sieht überall nur den Glanz der göttlichen Herrlichkeit und betrachtet alle Wesen als Ausflüsse derselben, so daß er in seiner höchsten Entwickelung in einen theosophischen Pantheismus übergeht. Und hierzu bedient er sich der bilderreichsten Sprache, in welcher alle Begriffe tropisch verstanden und auf Gott und das Verhältniß der Dinge zu demselben bezogen werden müssen, obwohl anscheinend ganz natürliche Gegenstände abgehandelt sind. Am Besten ist der S. dargestellt in Tholuk's: „Ssufismus" (Berl. 1821); dessen „Blüthen aus der morgenländischen Mystik" (Berl. 1825); von Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens" und Sylv. de Sacy's Ausgabe des „Pendnameh" von Ferideddin attâr. 23.

Staal (Baronin von), eine durch Geist und Bildung ausgezeichnete Frau, wurde 1693 zu Paris geboren und von ihrem Vater, dem Maler de Launai, welcher sich aus Frankreich entfernte, in Dürftigkeit gelassen. Sie wurde zwar in das Stift St. Louis zu Rouen aufgenommen, sah sich aber nach dem Tode der Priorin genöthigt, dasselbe wieder zu verlassen und wegen ihrer Armuth als Kammerjungfer in die Dienste der Herzogin du Maine zu Segur zu treten. Schon sollte sie aber wegen ihrer Unbeholfenheit wieder entlassen werden, als sie durch ei-

nen witzigen Brief, welchen sie an den Philosophen Fontenelle über eine Tagesbegebenheit von Paris geschrieben hatte, die Aufmerksamkeit der Herzogin erregte, welche sie von nun an zu allen Festen zog. Hierauf wurde sie durch die Verse und Pläne zu einigen Theaterstücken, welche sie entwarf und die man dort aufführte, den Prinzen und vielen geistreichen Männern des Hofes bekannt, deren Gunst und Achtung sie sich durch ihre Talente erwarb. Da sie darauf zwei Jahre lang die Gefangenschaft der während der Regentschaft nach Ludwig's XIV. Tode in Ungnade (1718) gefallenen Herzogin getheilt hatte, wurde sie nach ihrer Befreiung von derselben an den Captain bei der Schweizergarde und Marechal de Camp, Baron von Staal, verheirathet. Sie starb im Jahre 1751. Die Lebhaftigkeit ihres Geistes zeigte sich, durch Schüchternheit und Kränklichkeit zurückgehalten, weniger in ihrer Unterhaltung, als in ihren Schriften; aber erst nach ihrem Tode erschienen ihre „Mémoires" (Par. 3 Bde. 12.), nebst zwei Lustspielen, von denen es den letzteren jedoch bei manchen Vorzügen, besonders in Bezug auf die Lebhaftigkeit eines geistreichen Dialogs, an Einheit der Handlung so wie an kunstvoller Verknüpfung und Entwickelung fehlt, während die Memoiren, so wie ihre Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt, welche erst 1806 zu Paris (2 Bde. 12.) erschienen, sich durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Schreibart auszeichnen. 81.

Staar ist der Name, womit man zwei Arten von Blindheit (s. d. Art.) bezeichnet, deren eine der graue, die andere der schwarze S. genannt worden ist. A. Der graue S., lat. cataracta; franz. cataracte; engl. cataract, pearl eye, besteht in einer Verdunkelung der Krystalllinse oder ihrer Kapsel oder der sogenannten Morgagni'schen Flüssigkeit oder aller dieser Theile zugleich (vergl. Auge). Die Ursachen, welche den grauen S. hervorbringen sollen, sind sehr zahlreich; er kann eine Folge von Gicht, Rheumatismus, Skropheln, Syphilis, Scorbut ꝛc. sein; auch gehören diejenigen Arbeiten, bei denen das Auge fortwährend auf sehr kleine und stark glänzende Gegenstände geheftet ist, wie z. B. bei Uhrmachern, Juwelieren, Steinschneidern oder Petschierstechern, bei Arbeitern in Glashütten, bei Geld- und Rothgießern, Schlossern, Schmieden, Bäckern, Köchen ꝛc., zu seinen Veranlassungen. Eine noch stärker einwirkende Ursache scheint die lang dauernde Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Körper zu sein, wenn das Auge genöthigt wird, fortwährend auf die von der Sonne stark beschienene Erde, namentlich wenn diese hellfarbig ist, hinzublicken. So hat Petit in Lyon berechnet, daß drei Viertel vom grauen S. befallene Individuen Ackersleute sind. Adams stimmt hiermit ebenfalls überein, indem er bemerkt, daß wegen großer Hitze und grellen Lichtes die Europäer in Ost- und Westindien häufig staarblind werden. Diese Krankheit erscheint oft erst nach dem vierzigsten Jahre und ist fast das ausschließliche Loos der Greise. Außerdem führen einige, z. B. Petit, Frey, Beispiele von Erblichkeit des grauen Staars an. — Der graue S. beginnt meist damit, daß der Kranke alle Gegenstände durch einen schwachen Schleier oder Nebel zu sehen glaubt; bisweilen bemerkt er noch überdieß in der Luft Flocken, Fäden oder gleichsam feststehende Spinnengewebe und zwar stets in gleicher Richtung mit der Achse der Sehstrahlen; nach einiger Zeit wird der Schleier immer dichter; der Kranke findet jetzt die Flamme des Kerzenlichts von einem weißlichen Hofe umgeben und verliert zuletzt alle Fähigkeit, die äußeren Gegenstände zu unterscheiden. In dieser Periode läßt sich der graue S. an einem, die Gegend hinter den Pupillen einnehmenden Flecken leicht erkennen; auch zeigt sich im Umkreise der Pupille ein schwärzlicher Ring. Man unterscheidet je nach dem Sitze des Staars 1) den Linsenstaar, der am Häufigsten vorkommt und durch einen deutlich erkennbaren Zwischenraum von der Pupille getrennt erscheint; daher hier das Sehen in schiefer Richtung, bei schwachem Lichte und dadurch bewirkter Erweiterung der Pupille

noch etwas möglich ist und wobei die Linse entweder zu hart, oder auch zu weich und aufgelöst ist; 2) den häutigen oder Kapselstaar, welcher blos auf die Kapsel beschränkt ist, bei seiner Ausbildung nur höchst selten von der Mitte der Pupille, sondern am öftersten von dem Rande derselben ausgeht und daher in einen vordern, hintern und vollkommnen Kapselstaar unterschieden wird; 3) den Morgagnischen S., von Einigen auch Milchstaar genannt, welcher sehr selten vorkommt, blos in Trübung der Morgagnischen Feuchtigkeit besteht, nur höchst selten in einfachem Zustande vorhanden ist, weil gar bald auch die Krystalllinse undurchsichtig wird und sich in Morgagnische Feuchtigkeit auflöst, und an seiner milchweißen Farbe erkannt wird. 4) Den gemischten oder Kapsellinsenstaar, bei welchem Kapsel und Linse gleichzeitig verdunkelt sind und das Sehvermögen fast gänzlich erloschen ist und welcher auch in marmorirten, Fenster- oder Gitterstaar, in Sternstaar, getiegerten oder punktirten, centralen und Halbstaar, ferner in Balgstaar, kegel- oder pyramidenförmigen, traubenhülsigen, Balken- und Eiterstaar eingetheilt wird. — Der graue S. muß durch Zertheilung und Resorption zu beseitigen gesucht oder, wo dieß nicht möglich ist, durch Entfernung der Linse operirt werden. Hierzu hat man drei Methoden: 1) durch Niederdrückung, welche darin besteht, daß man die Krystalllinse aus ihrer natürlichen Lage zu entfernen und in den untern und äußern Theil des Glaskörpers zu versetzen sucht, wo man sie der Einwirkung der absorbirenden Gefäße überläßt, nachdem man sie zuvor entweder niedergedrückt oder vor der Depression umgelegt hat, welches letztere die Reclination genannt wird; 2) durch Ausziehung, wobei die Hornhaut aufgeschnitten wird, so daß durch die gemachte Wunde die Krystalllinse und ihre Kapsel heraustreten kann; 3) durch Zerstückelung, welche geschieht, indem man entweder das Instrument in die Sclerotica (vergl. Auge) einsticht oder mittelst Einführung desselben in die Hornhaut durch die Pupille hindurch zur Linse gelangt, welche durch die Bewegungen der Nadel zerschnitten wird, mittels eines Stiches durch die Hornhaut den S. niederdrückt oder auch denselben so verletzt und aus seinen Verbindungen bringt, daß er resorbirt wird. Letztere Methode ist in der neuern Zeit von Buchhorn, der ihr den Namen Keratonyxis (Hornhautstich) gab, und von Langenbeck empfohlen und in die Praxis eingeführt worden. Man unterscheidet sie in die Keratonyxis mit dem Kapselstichschnitt, mit Depression oder Reclination und mit Zerstückelung. Welche von diesen Methoden die passendste ist, muß dem geschickten Augenarzte überlassen bleiben. — B. Der schwarze Staar oder die Amaurose (lat. amaurosis, gutta serena, suffusio s. cataracta nigra; franz. amaurose, goutte sereine, cataracte noire; engl. dimness of sight, drope serene, nennt man diejenige Blindheit, die wesentlich in einer Verminderung oder völligen Aufhebung des Sehvermögens besteht. Geneigt dazu machen vorzüglich: Verstimmung des Nervensystems, wie Epilepsie, Hysterie, Hypochondrie ꝛc.; ferner erbliche Anlage, abnorm erhöhte Thätigkeit des arteriellen Systems, daher Vollblütigkeit, Anlage zu Schlagfluß, Congestionen nach dem Kopfe, endlich auch venöse Stockungen, Neigung zur varicösen Verbildung. Als Gelegenheitsursachen sind zu betrachten: alle schwächende Einwirkungen auf das Nervensystem im Allgemeinen oder das Sehnervengebilde im Besondern. Hierher gehören deprimirende Leidenschaften, schlechte Nahrung, Verlust edler Säfte, besonders des Blutes und des Samens, anhaltende Bauchflüsse, langer Aufenthalt im Dunkeln, die Einwirkung narkotischer Mittel, des Bleies, Gehirnerschütterung ꝛc.; ferner anhaltende Kopfschmerzen, Apoplexie, Mißbrauch geistiger Getränke, Unterdrückung gewohnter Blutflüsse oder anderer Absonderungen, zu grelles Licht ꝛc. — Je nach diesen verschiedenen Ursachen entsteht der schwarze S. entweder plötzlich oder nach und nach. Den Kranken erscheinen oft Funken und Flammen vor den Augen; alle Farben sehen ihnen anders oder die Gegenstände schwanken,

schwimmen, verwirren sich; bisweilen fangen sie auch an zu schielen und haben das Gefühl von Trockenheit oder das eines fremden Körpers im Auge oder auch eines Spannschmerzes, der die Augengegend einnimmt; vor den Augen scheinen schwarze Flecken oder Mücken herumzufliegen; die Lichtflamme scheint mit einem Farbenkreise umgeben zu sein; zuletzt wird die Iris in ihren Bewegungen immer träger, die Pupille verliert ihre reine Schwärze, wird erweitert und verliert ihre Beweglichkeit, und oft erblickt man tief im Auge einen weißlichen Fleck, der mit Adern durchzogen ist; bisweilen schrumpft auch der Augapfel zusammen und verkleinert sich beträchtlich, bis endlich alle diese Störungen in völlige Blindheit übergehen. — Die Heilung des schwarzen Staars gelingt nur höchst selten; indeß wird der plötzlich entstandene leichter entfernt, als der allmählig ausgebildete. Je mehr die Organisation des Sehnervengebildes gelitten hat, je weniger die Ursachen auszumitteln oder zu entfernen sind, desto geringer ist auch die Hoffnung zur Wiederherstellung. 7.

Staarbrille heißt eine Brille mit sehr converen Gläsern, welche von denjenigen gebraucht wird, die die Operation des grauen Staars verstanden haben, um durch sie die dem Auge oder der Sehachse entfernte Krystalllinse zu ersetzen. 26.

Staat, lat. respublica; franz. état; engl. state, ist die Verbindung der in einem Landesbezirke sich aufhaltenden Familien und Stämme in einen Gesellschaftsverband zum Zwecke der Erhaltung und Beförderung des Gesammtwohls im Innern, so wie des Schutzes gegen Beeinträchtigungen von Außen, mit Unterwerfung unter die Anordnungen Eines oder Mehrerer aus ihrer Mitte. Mit der Erreichung des Zweckes eines Staats, als gesellschaftlicher Verbindung, ist unverträglich, daß sich in seiner Mitte noch ein zweiter S. aufhalte; daher im Staate alle dergleichen Gesellschaften nicht zulässig sind, welche sich der Oberaufsicht desselben entziehen wollen. Der S. (das Oberhaupt desselben) soll über Alle hervorstehen, Alle zu ihrer Schuldigkeit anhalten, zum Besten Aller, auch des Kleinsten, wirken und Allen Schutz gewähren, daher sich auch an keine Partei anschließen, weil er dann nicht mehr selbstständig, sondern von ihr abhängig sein würde. Er soll aber auch selbst nur das Vorhandene leiten und schützen, nicht aber die freie Entwickelung in irgend einer Weise hindern oder gar mit dem Bette des Prokrustes vergleichbar werden, worein Alle passen sollten. Die Mitglieder des Verbandes nennt man Staatsangehörige, Staatsbehörige, Staatsbürger, die Regeln und Vorschriften aber, wornach sie sich unter und gegen einander zu verhalten haben, Gesetze. Die Bedingungen insbesondere, unter welchen die Mitglieder der Gesellschaft sich den Anordnungen des gemeinschaftlichen Oberhauptes unterwerfen wollen und wie weit das letztere in Ausübung seiner Macht gehen dürfe, nennt man Staatsgrundgesetze, Staatsverfassung und nach dem Diplom, welches diese Bedingung enthält: die Charte oder die Verfassungsurkunde. Dem Staatsoberhaupte kommt die Verwaltung der gemeinsamen Interessen, so wie die Anwendung der Gesetze im Innern zu und nach Außen repräsentirt es der S. Da aber der letztere, als moralische Person und als Gesammtheit Mehrerer gedacht, durch den Abgang Einzelner keine wesentliche Veränderung leidet (nicht ausstirbt), so wird auch das Staatsoberhaupt als immer dauernd angenommen. Dieß hat denn den vorzüglichsten Einfluß auf die Staatsgewalt oder die Ausübung der dem Staatsoberhaupte als solchem zugetheilten Macht, welche daher auch nie aufhören kann, wirksam zu sein. Der Staatsgewalt gegenüber und von derselben unzertrennlich steht die Unterthanenpflicht oder die Pflicht der Staatsbürger, sich dem Ausspruche und den Anordnungen des Oberhauptes zu unterwerfen. Da der Zweck des Staats die Erhaltung und Beförderung des gemeinsamen Wohlstandes im Innern ist, so kann der S. selbst mit allen seinen Einrichtungen nicht als Zweck an sich betrachtet werden, sondern nur das Mittel enthalten, die Errei-

chung jenes Hauptzwecks zu begründen und zu befördern. Es werden daher auch alle Unterthanen gleiche Rechte und gleichen Schutz zu erwarten haben. 3.

Staatenbund, s. Bund.

Staatenkunde, s. Statistik.

Staatsanwalt, Generalprocurator, ist in manchen Ländern ein vom Staate angestellter Beamter, welcher die Rechte desselben, besonders des Fiscus, bewahrt und in allen Fällen, wo der Staat verletzt wird, dessen Angelegenheit als Advocat vertritt. Das Institut der Staatsanwälte ist vorzüglich in Frankreich ausgebildet, weniger in England; in anderen Ländern suchte man Ähnliches durch den Fiscal (s. d. Art.) zu bezwecken. 30.

Staatsarzneikunde, lat. medicina politico-forensis, medicina publica; fr. médicine politique; engl. political medicine, ist diejenige Wissenschaft, welche medicinische Grundsätze zur Erreichung von Staatszwecken anwenden lehrt. Sie zerfällt in die medicinische Polizei oder öffentliche Hygieine (lat. politia medica; franz. police medicale; engl. medical policy) und in die gerichtliche Medicin (s. d. Art.). Die Aufgabe der medicinischen Polizei ist die Erhaltung und Gesundheit des Menschengeschlechts; sie ist sonach von großem Umfange und erstreckt sich über sämmtliche Einwohner eines Staats, so wie über die physischen Agentien, die auf sie einwirken. Demnach erörtert sie die Hindernisse, die der Fortpflanzung des Menschengeschlechts im Wege stehen, sucht die Gefahren zu verhüten, die dem Menschen bei seinem ersten Eintritte ins Leben drohen, und beschäftigt sich mit der Pflege des ersten Kindesalters; weiter sucht sie die Ursachen auf, die auf das Gedeihen der Bevölkerung nützlich oder schädlich einwirken, sorgt im Allgemeinen für gesunde Nahrung und Getränk, für angemessene Wohnung und Bekleidung, sucht die physischen Einflüsse auf den Menschen nützlich oder wenigstens so viel wie möglich unschädlich zu machen; ferner übernimmt sie die Sorge für den medicinischen Unterricht und für das Vorhandensein von wohlunterrichteten Medicinalpersonen aller Art, so wie die Aufsicht über Krankenanstalten, Bäder, Apotheken ꝛc.; endlich begleitet sie auch den Menschen bis zu seinem Grabe, um ihn vor dem Scheintode, die Überlebenden aber vor schädlichen Ausdünstungen der Leichen zu schützen. Ein Zweig der Medicinalpolizei ist die Veterinairpolizei, die ihre Sorgfalt über die dem Menschen so nützlichen Hausthiere erstreckt. — Die Medicinalpolizei hat sich nach und nach als ein dringend gefühltes Bedürfniß der Völker entwickelt und sich verschieden je nach der Verfassung derselben, der Lage und dem Klima ihres Landes, nach ihrem Culturzustande ꝛc. ausgebildet. Schon in den mosaischen Schriften finden wir von ihr viele Spuren; indessen fehlte viel, daß alle, oder wenigstens nur einige ihrer Zweige in früheren Zeiten zu einiger Vollkommenheit gediehen wären, so wie sie auch jetzt noch nicht so weit ins Leben getreten ist, als dieß eigentlich wünschenswerth wäre. Als einzelne hierher gehörige historische Thatsachen sind zu erwähnen, daß bereits unter Vespasian archiatri populares (Gesundheitsbeamte) angestellt waren; daß Karl der Große in Italien ein Collegium der Ärzte bildete; daß die Lehrer an der salernitanischen Schule (s. d. Art.) Ärzte bildeten und streng prüften. Viel Verdienst um die Medicinalpolizei erwarb sich der große deutsche Kaiser Friedrich II. durch heilsame Verordnungen; später stellten einzelne Reichsstädte die Brauhäuser, Bäcker, Apotheker ꝛc. unter Aufsicht; 1628 erschien zu Köln eine Art Medicinalordnung. Nun traten auch Schriftsteller auf, die einzelne Punkte der Medicinalpolizei bearbeiteten, bis endlich Pet. Frank (s. d. Art.) das erste Hauptwerk in diesem Fache, sein „System einer vollständigen medicinischen Polizei" (8 Bde.) erscheinen ließ. — Übrigens ist noch zu bemerken, daß die Benennungen S. und medicinische Polizei öfters, jedoch fälschlich als gleichbedeutend genommen werden; jener Name ist durch Chr. Fr. Daniel zuerst eingeführt. 39.

Staatsdiener oder **Staatsbeamte** sind solche Personen, welche ihre Kräfte vorzugsweise dem Staatsdienste widmen. In diesem Sinne würde das Staatsoberhaupt selbst dazu gerechnet werden. Im gewöhnlichen Sinne versteht man unter den Staatsdienern solche Personen, welche für bleibende Zwecke und bestimmte Arbeiten zum Interesse des Staats gegen dafür zu erhaltende Belohnung angestellt sind. Man unterscheidet die höchsten Staatsbeamten, welche entweder mit dem Staatsoberhaupte zugleich arbeiten oder dessen Functionen im unmittelbaren Auftrage übernehmen. Man nennt sie gewöhnlich Minister, Staatsminister. Sie repräsentiren gewissermaßen das Staatsoberhaupt und genießen deßhalb einen ausgezeichneten Rang. Beleidigungen, ihnen im Dienste zugefügt, werden höher als anderwärts geahndet. In Alleinherrschaften sind sie blos dem Machtgeber unmittelbar verantwortlich, in constitutionellen Staaten aber dem Gesetze und den Ständen. Die niederen S. sind entweder mit einer öffentlichen Gewalt bekleidet oder nur zu besonderen Arbeiten angenommen. Im erstern Falle werden sie Beamte genannt und zwar nach den Functionen, welche sie übernehmen, Civil-, Militair-, Verwaltungs-, Cassen- und andere Beamte, Staatsprocuratoren ꝛc. Die übrigen S. werden unter dem Namen Subalternen begriffen. Wenn der Beamte, welcher durch einen länger anhaltenden Staatsdienst aus den zum Erwerbe des Unterhalts erforderlichen Verhältnissen heraustritt und auf seiner Stelle selten Gelegenheit hat, etwas zurückzulegen; so ist es billig, im Alter, wenn ihn die Kräfte verlassen, durch Pensionen für ihn zu sorgen, wozu die Pensionsfonds und ähnliche Einrichtungen dienen. Da indeß dem Staatsoberhaupte die Beurtheilung über die Tauglichkeit oder Unbrauchbarkeit seiner Angestellten zu den übertragenen Geschäften nicht entzogen werden kann; so wird ihm nach den neuesten Verfassungen die Entlassung der Administrationsbeamten auch ohne vorhergegangenes Urtheil und Recht zugestanden. Im Justizfache würde jedoch solches, ohne die Unabhängigkeit der Gerichte aufzuheben, nicht angehen. Mehrere Staatsbeamte zusammen, an welche gewisse Geschäfte besonders verwiesen sind, nennt man Staatsbehörden. 3.

Staatsform, Staatsverfassung, Staatseinrichtung. Bezüglich auf die Art und Weise, wie in den Staaten die oberste Gewalt ausgeübt zu werden pflegt, unterscheidet man 1) die demokratische Regierungsform oder die Demokratie, in welcher die oberste Gewalt dem ganzen Volke zusteht; 2) die Aristokratie, worin die Oberherrschaft nur Einigen zukommt. Beide begreift man unter der gemeinschaftlichen Benennung Republik oder republikanische Regierungsform; 3) die Alleinherrschaft. Der Inhaber der höchsten Gewalt heißt hier im Allgemeinen Monarch und, wenn seine Herrschaft ungetheilt ist, Selbstherrscher; der Staat, worin diese Regierungsform besteht, die Monarchie. Je weiter die Gesellschaft vorschreitet und je verwickelter die Verhältnisse der Staatsbürger unter einander werden, endlich je mehr die Privatinteressen sich sondern, desto schwieriger wird es, daß Staaten, worin das Volk herrscht, sich erhalten. Sie verfallen meistens in sehr kurzer Zeit unter die dann unumschränkte Gewalt eines Einzigen, welcher die Stimmung der Masse für sich zu gewinnen verstand. Länger haben sich nach bisherigen Erfahrungen noch die Aristokratien gehalten, da es schwerer fällt, ein bereits im Besitze stehendes Gut wieder herzugeben, als ein noch nicht erworbenes Vermögen zu vergessen. Aber auch diese haben am Ende der Alleinherrschaft unterlegen. Hieraus hat sich, um die Willkühr des Einzelnen zu beschränken, die 4. S. gebildet, indem man neben dem Einzelnherrscher den übrigen Ständen an der Staatsverwaltung eine Mitwirkung zukommen ließ. Es ist solches die durch weise Gesetze und durch Zuziehung von Ständen (mehrentheils in 2 Kammern, einer aristokratischen und einer demokratischen) beschränkte Monarchie, wodurch alle früheren 3 Regierungsformen sich vereinigten. In

neueren Zeiten hat man solche bei den Briten besonders ausgebildet gefunden. Es scheint jedoch die Verfassung eines Staats nicht willkührlich und am allerwenigsten durch einen Sprung eingeführt werden zu können, sondern aus der jedesmaligen Bildungsstufe und den Bedürfnissen des Volkes unmittelbar hervorzugehen, so daß man aus der Regierungsform oft schon den zu beurtheilen im Stande ist, für welchen sie sich gebildet hat. So dürfte für ein rohes Volk auf einer niedern Bildungsstufe (besonders in den Sitten) die strengere Obergewalt des gebildeten Selbstherrschers zuträglicher sein, als der dem Unmündigen durch irgend eine Verfassung zu früh zugesicherte Antheil an der Staatsverwaltung. Das Beispiel der Briten, deren Überlegenheit wir in dem Stücke bewundern, hat solches außer Zweifel gesetzt. Die beiden Bildungsstufen, welche bei Erringung der magna charta (s. d. Art.) im Jahre 1315 und bei der habeas corpus-Acte 1679 vorhanden waren, sprechen sich in diesen beiden Grundgesetzen der britischen Verfassung so bestimmt aus, daß darüber kein Zweifel übrig gelassen ist. Während in dem erstern (der magna charta) vom Vermögen die Rede ist und nur die willkührliche Besteuerung und Lastenauflegung für die Zukunft unmöglich gemacht werden soll, spricht sich in dem zweiten der Geist des erwachten höhern Sinnes aus. Nicht Geld und dessen Werth sind es mehr, welche man als das höchste Gut zu sichern suchte, sondern die Achtung für die Person, für den Menschen als Menschen und deren Unantastbarkeit ist in der habeas corpus-Acte geheiligt worden, indem man wohl wußte, daß bei einer Verfassung, welche den Menschen achtet, dessen Gut von selbst gesichert ist. 3.

Staatsgewalt, Herrschergewalt (summum imperium), in Monarchien „Majestät", enthält das Recht im Staate als dessen Oberhaupt zu herrschen. Sie soll unabhängig von anderen Einflüssen als den der Gesetze und unverletzlich sein. Es äußert sich jedoch dieselbe, sobald vom Rechtszustande die Rede ist, auf zweierlei Weise, nämlich als gesetzgebende Gewalt und als Macht die Gesetze zu vollziehen. Da beide in einer einzigen Hand vereinigt der Willkühr zu viel Spielraum geben, so hat die Aufgabe, wie die eine oder die andere dieser beiden Zweige der S. gegen einander abzuwiegen und rücksichtlich zu beschränken sind, die hauptsächlichste Frage für alle bisherige Verfassungen abgegeben. Ohne weise Gesetze würde die vollziehende Gewalt nichts nützen und wenn wiederum der letztern die Gesetzgebung allein zukommt, so steht es in ihrer Willkühr die Gesetze einzurichten, wie es ihr zur künftigen Willkühr beliebt. I. In Demokratien werden nothwendigerweise beide Gewalten, die gesetzgebende, so wie die vollziehende, dem Volke allein und gleich zustehen. Da sich jedoch ein Rechtszustand, worin Einer und Derselbe sich selbst zu befehlen und auch zu gehorchen hat, nicht wohl denken läßt, so steht die reine Demokratie mit sich selbst im Widerspruche. Werden aber vom Volke Vorsteher gewählt, denen es sich unterwirft, so ist damit schon der Übergang zu einer von den übrigen Staatsgewalten gemacht. Im Alterthume, wo Demokratien bestanden, konnten sie sich blos dadurch erhalten, daß der Hausvater unumschränkter Herr in seiner Familie war und die Staatsverfassung mehr in der Verbindung der Familien und Stämme zum Angriffe oder zu der Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind gefunden wurde. II. Bei Aristokratien ist die Oberherrschaft entweder in den Händen eines Senats (Personenadel) oder sie kommt gewissen Geschlechtern ausschließend zu (Geschlechtsadel); aber die Aristokratie entgeht ebenfalls dem Übelstande nicht, daß bei ihr fast immer durch die vereinigte Macht Mehrerer der Privatwille wider den allgemeinen Willen durchgesetzt wird, welches dem Rechtszustande eben so wenig angemessen ist. Zudem enthält die Aristokratie eine Bevorzugung weniger Personen und Geschlechter gegen alle übrigen und führt am Ende zu Rückschritten, indem nicht anzunehmen ist, daß sich die Fähigkeiten und Tugenden der Väter auch auf die Söhne und

Enkel fortpflanzen müssen. Die Grundbedingung aller S., daß sie dazu dienen soll, um dem allgemeinen Interesse aller Staatsbürger die Oberhand gegen die Privatinteressen Einzelner zu erhalten, würde in den mehresten Fällen unerfüllt bleiben. III. In Monarchien kommt zwar die S. dem Einzigen zu; allein je mehr die jedesmalige Volksbildung Fortschritte macht, desto mehr werden schon im natürlichen Gefolge der Dinge die beiden Gewalten, die gesetzgebende und die vollziehende, sich nach und nach sondern. Die vollziehende, wozu die Oberaufsicht im Staate, die Entscheidung in letzter Instanz, die Ausführung des gesetzlich Beschlossenen im Innern, nach Außen aber das Recht, den Staat zu repräsentiren, Krieg zu führen, Bündnisse und Frieden zu schließen gehört, wird dem Fürsten allein zukommen. Ihm wird daher auch mit der höchsten Ehrerbietung begegnet werden. Zur Gesetzgebung aber, besonders was die inneren Einrichtungen anbetrifft, werden mehr oder weniger die Stände zugezogen werden, je nachdem sich die Verfassung mehr einer reinen oder mehr einer constitutionellen Monarchie nähert. Aber auch bei der unumschränktern Regierung des Selbstherrschers wird des eigenen Interesses wegen auf die Bedürfnisse und Wünsche des Volks bei Feststellung der inneren Einrichtungen (der Gesetze im Allgemeinen) mehr Rücksicht genommen worden, da dem Beherrscher die höheren Regierungsacte ungeschmälert bleiben, jenes aber ihm zur Erhaltung der letzteren unentbehrlich ist. 3.

Staatsgüter, s. Domainen und Nationalgüter.

Staatskalender, s. Adreßbücher.

Staatskunst, s. Politik.

Staatspapiere, Staatseffecten heißen alle diejenigen schriftlichen Versicherungen, welche sich auf eine Verbindlichkeit des Staates zu Geldzahlungen oder deren Gewähr beziehen. Vorzüglich rechnet man dazu die Staatsschuldscheine und Anweisungen (s. Anlehen und Anleihen). In sofern die S. entweder zinsbar oder, wie die Cassenanweisungen, Cassenbillets oder Tresorscheine u. a., zum leichtern und sichern Verkehre dienen, so werden sie zu verkäuflichen Gegenständen und erhalten einen dem jedesmaligen Begehr entsprechenden Cours. Mehrentheils lauten sie auf den Inhaber und bedürfen keiner besondern Abtretung (Cession). Bei der französischen Rente (s. d. Art.) wird bei Veräußerungsfällen der Interimsschein gegen einen neuen umgewechselt. Wird daher einmal ein Theil der S. eingelöst, so sagt man: „es sei derselbe aus dem Cours zurückgezogen worden". Man hat berechnet, daß in dem gesammten Europa für den Betrag von annähernd 10000000000 Thaler S., wovon England den größten Theil besitzt, sich im Umlaufe befinden. Wegen ihrer Anwendbarkeit zu größeren Auszahlungen werden sie zu dem Papiergelde gerechnet. Berücksichtigt man den Umfang dieser als Tauschmittel dienenden und zugleich auch zinsbaren Summen, so wird der Vortheil einleuchten, welchen sie dem Ganzen gegen die außerdem erforderlich gewesenen unzinsbaren Privatdocumente (Bancozettel und Wechsel) gewähren. Es wird ein bedeutender Handel mit Staatspapieren getrieben. Zunächst legen Capitalisten ihre Gelder in Staatspapieren an; öffentliche Gelder, Cautionen und Depositen werden in Staatspapieren gemacht, um die Zinsen während dem zu beziehen. Die zu diesem Zwecke eingekauften S. werden zuweilen der Circulation entzogen und hingelegt. Ein anderer Theil dient zum Einkaufe und Wiederverkaufe, um neben den Zinsen auch am Capitale Gewinn zu machen. Man rechnet, daß in London an 5000 Menschen sich mit dem letztern beschäftigen. Die Gesammtheit der auf der Börse damit beschäftigten Menschen nennt man den Stock der Börse (stock market) und die dazu gebrauchten Mäkler brokers; denjenigen Speculanten aber, der für eigene Rechnung kauft, jobber oder agioteur; den, welcher auf das Steigen speculirt, bull (Bulle), den aber, welcher auf das Fallen

nennet, a bear (Bär) und den endlich, welcher aufhört, weil er genug hat, Marodeur. 24.

Staatsrath, franz. conseil d'état; engl. privy council, ist in größeren Staaten die oberste Verwaltungsbehörde, welche aus Mitgliedern der höchsten Behörden und sonstigen ausgezeichneten Personen zusammengesetzt von dem Staatsoberhaupte zur Berathung über die wichtigsten Gegenstände der Regierung gezogen wird. 30.

Staatsrecht, Recht der Staaten (jus publicum) bezieht sich entweder auf die gegenseitigen Rechte und Verhältnisse der Staaten unter einander (öffentliches Staatsrecht oder Völkerrecht), oder auf die Verhältnisse der Untergeordneten zum Regenten (inneres Staatsrecht oder Verfassungsrecht), oder endlich auf die Einrichtung der Staatsverwaltung selbst. Hier beruht dasselbe in der Kenntniß der Verwaltungszweige und der dazu erforderlichen Behörden, so wie des innern Zusammenhanges und der Stellung derselben unter und gegen einander. Bei Bundesstaaten endlich würden noch die rechtlichen Beziehungen der Bundesglieder unter und gegen einander als Bundesrecht in Betracht kommen. Das innere S. gründet sich auf den Staatsvertrag oder die Bedingungen, unter welchen sich die ursprünglich freien Völker nach und nach der Herrschaft unterworfen haben. — Denjenigen, welcher sich mit der Theorie des Staatsrechtes beschäftigt, nennt man Staatsrechtslehrer oder Publicist. 3.

Staatsreligion ist diejenige Religion, welche ein Staat als die in ihm einzig geltende ansieht, im Gegensatze zu den geduldeten Religionen, denen die Ausübung nur unter bestimmten Bedingungen gestattet ist. Es ist aber ein großer Irrthum, daß ein Staat auch einer S. bedürfe, die gewissermaßen mit seinem Organismus verwachsen ist; denn wenn auch die Religion die Hauptgrundlage alles Staatslebens bildet, so verwechselt man hier doch stets die Form mit dem Inhalte der Religion. Dem Staate muß daran liegen, daß seine Unterthanen religiös sind, es kann ihm aber gleichgültig sein, unter welchen Formen sie es sind, da die Religion, wenn sie auch keine denen des Staates entgegengesetzten Interessen haben darf, doch vom Staate ganz verschiedene hat und nur diejenige Religion kann auf keine Duldung vom Staate Anspruch machen, welche für den Organismus desselben schädliche Elemente in sich enthält. Daher haben auch die meisten deutschen Staaten die S. durch Gleichstellung aller Religionsparteien factisch aufgehoben, wenn man nicht die Religion des Hofes als S. betrachten will, während Frankreich in der Erklärung der Charte, daß die katholische Religion S. sei, und der völligen Gleichstellung der übrigen christlichen Religionsparteien mit derselben sich in einen innern Widerspruch verwickelt hat. 23.

Staatsschulden. Der Staat als moralische Person betrachtet kann Verbindlichkeiten eingehen, also auch, wie der Privatmann, Schulden machen. Es gibt dieser S. zweierlei: 1) im Rückstande gelassene Verbindlichkeiten, welche, wenn der zahlungslose Zustand anhält und nicht verbessert werden kann, zuletzt den Staatsbanquerout herbeiführen; 2) die Vorausbenutzung der Hilfsmittel der Zukunft, vorzüglich durch Anweisungen und Anleihen. In Ansehung der Sicherheit, welche dafür gewährt wird, unterscheidet man A. die Schulden des regierenden Hauses, bei denen die Zahlungsverbindlichkeit nur auf den Erben übergeht und sich auf die Kräfte des Nachlasses beschränkt; B. Landesschulden, zu deren Tilgung gewisse Landeseinkünfte verpfändet sind: a) die fundirten, b) die nicht fundirten Schulden. Die bekannten Schulden der verschiedenen Staaten bestehen in folgenden: 1) Baden hat eine Schuld von 18 Millionen Gulden, mit einem Tilgungsfond von jährlich 1¼ Million Gulden. 2) Baiern 110¼ Mill. Gulden. Der für jetzt angewiesene Tilgungsfond hält jährlich 8 Mill. Gulden. 3) Belgien hat ohne den dereinst zu übernehmenden An-

theil von der holländischen Schuld 2 Mill. Pfund Sterling (14 Mill. Thaler Preuß) Schulden, als Rothschildsche Anleihe zu 5 Procent vom Jahre 1831. 4) Brasilien 26 Mill. Millerees oder 233 Mill. Franken. 5) Dänemark 68 Mill. Thaler schweres Geld. Zur Tilgung ist 1 Procent von den sämmtlichen Staatseinkünften angewiesen. 6) Frankreich 1150 Mill. Thaler. 7) Griechenland a) vom Jahre 1824 800000 Pfund Sterling, b) vom Jahre 1826 2 Mill. Pfund, beide zu 5 Procent, durch England. 8) Großbritannien und Irland a) fundirte Schuld 754100549 Pfund, mit 55 Mill. dazu angewiesenen jährlichen Einkünften, b) nicht fundirte 27906900 Pfund. 9) Hanover 16 Mill. Thaler schweres Geld. 10) Haiti hatte bei Anerkennung der Republik, in Abschlag auf die zur Entschädigung der französischen Pflanzer übernommenen 150 Mill. Franken, ein Anlehn von 30 Mill. Franken à 6 Procent Zinsen durch einige pariser Handelshäuser contrahirt. 11) Hessen-Darmstadt hat 12392131 Gulden vierprocentige Schulden. 12) Hessen-Cassels jetziger Schuldenbestand ist nicht genau bekannt. 13) Holland hat 1200 Mill. holländische Gulden Schulden, zu denen jedoch Belgien künftig beizutragen hat. 14) Der Kirchenstaat hat 75750000 Franken Schulden. 15) Nassau 5 Mill. Gulden zu 4 Procent. 16) Über Neapel und Sicilien sind die Angaben schwankend, zu 80 Mill. Ducati oder 4 Procent Rente, nach Anderen ein Drittel mehr. 17) Östreich 700 Mill. Gulden. 18) Parma seit 1827 12 Mill. Lire zu 5 Procent. 19) Polen, a) Domainenanleihe (Pfandbriefe auf Krongüter) 40 Mill. Gulden Poln. zu 4 Procent, b) Lotterieanleihe, unter Garantie des Kaisers, 42 Mill. Gulden Poln. 20) Portugal hatte 1834 300 Mill. Franken Schulden, welche jedoch neuerdings vermehrt worden sind. 21) Preußen, welches beim Ableben des großen Friedrichs (1786) einen baaren Schatz von 85 Mill. Thlr. besaß, hatte nach dem letzten Kriege, laut des 1820 publicirten Manifestes, 180 Mill. Thlr. zu 21 Guldenfuß fundirte Schulden, welche jedoch nach und nach sehr vermindert worden sind, mit einem Tilgungsfond von jährlich 10 Mill. Thlr. 22) Rußland hat 320 Mill. Thlr., theils zinsbare, theils unverzinsliche Schuld. 23) Sachsen behielt nach der Theilung 1814 10900000 Rthlr. Schulden, welche durch jährliche Ausloosungen der Schuldscheine vermindert werden. 24) Schweden und Norwegen. Ersteres hat 2 Mill. schwedische Speciesthaler zur Unterstützung der Landeigenthümer aufgenommen; letzteres aber, bei der Trennung von Dänemark, 2100000 Thlr. Schulden behalten. Zur Tilgung der letzteren wurden a) im Jahre 1822 2400000 Mark zu 6 Procent Zinsen, b) 1833 2 Mill. Bankthlr. aufgenommen. Es sind jedoch darauf bereits bedeutende Abzahlungen gemacht worden. 25) Spanien hatte im vorigen Jahre schon über 800 Mill. Gulden Schulden aus verschiedenen, theils consolidirten, theils besondern Anleihen mit und ohne Zinsen. Wie viel neuerdings dazu gekommen sind, läßt sich nicht genau angeben. Doch ist solches sehr bedeutend und scheint der Banquerout bevorzustehen, welchen ein früherer Minister nahe war zu erklären. 26) Die südamerikanischen Staaten Buenos Ayres, Chili, Columbia, Mexico, Peru haben alle sehr bedeutende Anleihen in London gemacht und erhalten deßhalb von ihren Creditoren, den Engländern, allen Vorschub. 27) Würtemberg endlich hat 15 Mill. Gulden 4procentige Schulden, von denen verfassungsmäßig alle Jahre 100000 Gulden ausgelooſt werden. 28) Außerdem haben mehrere von den größeren deutschen Städten ihre besonderen Schulden, wie Leipzig jetzt noch 2400000 Rthlr. Die nordamerikanischen Vereinsstaaten haben zwar seit einen Paar Jahren die Schulden aus dem Unabhängigkeitskriege abgestoßen und jetzt sogar Überschuß in der Einnahme; allein man verkauft auch dafür alljährlich an die Einwanderer von den den Ureinwohnern abgenommenen Staatsländereien mehr, als dieser Überschuß beträgt und

verringert dadurch im gleichen Verhältnisse den Capitalwerth vom Staatseigenthume. Endlich haben einzelne Vereinsstaaten für sich zu besonderen Unternehmungen, z. B. zum Canalbaue ꝛc. eigene Anleihen gemacht. 24.

Staatsverbrechen nennt man diejenigen Verbrechen, welche gegen den Staat oder die Regierung überhaupt gerichtet sind und die Wohlfahrt des Staates gefährden. Hierher gehören der Aufruhr, der Hochverrath und das Majestätsverbrechen (s. d. Artt.). 30.

Staatsverfassung, s. Verfassung.

Staatsvertrag, s. Staatsrecht.

Staatsverwaltung, s. Verwaltung.

Staatswirthschaft, Nationalökonomie, politische Ökonomie, lat. oeconomia politica; franz. économie politique; engl. political economy, ist derjenige Zweig der Staatsverwaltung, welcher sich insbesondere mit der Regulirung des Staatsvermögens, der Beförderung des Nationalreichthums und der Aufstellung eines richtigen Verhältnisses zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Staats beschäftigt. Erst die neuere Zeit hat darüber besondere Grundsätze aufgestellt und den Gegenstand selbst zu einer besondern Wissenschaft erhoben, während früher die Staaten hierbei sich dem Zufalle und der Willkühr überließen. Man mußte nämlich bei der Betrachtung der einzelnen Staaten und ihrer materiellen Kräfte und bei der Entdeckung, daß letztere häufig nicht in dem Verhältnisse zur Größe der erstern standen, sondern daß oft kleine Staaten reiche Hülfsmittel in sich trugen, während viel größere nachstanden, ganz natürlich auf die Fragen kommen, worin der Grund hiervon liege und auf welche Weise überhaupt ein Staat am Besten innerlich erstarken könne. Natürlich stellte sich als Hauptquelle der innere Wohlstand der Nation, der Nationalreichthum, heraus; entstand aber hier wieder die Frage, worin dieser bestehe, so konnte erst durch richtige Beantwortung derselben die obige zweite Frage gelöst werden, und hieraus entwickelten sich die verschiedenen Systeme der S., welche aber mehr oder weniger an drei Hauptfehlern litten. Man betrachtete nämlich zuerst den Nationalreichthum einzig als Mittel, die Bedürfnisse des Staates als Maschine zu decken und die Mittel herbeizuschaffen, um sowohl nach Außen sich zu sichern, als im Innern einen regelmäßigen Gang herbeizuführen, und somit die Staatswirthschaftslehre als eigentliche Finanzwissenschaft (s. d. Art.), ohne zu bedenken, daß dieß zwar um so eher erreicht wird, je mehr Hülfsquellen der Staat in dem Besitze seiner Bürger hat, daß aber der Staat als solcher sich nicht als die Hauptsache zu betrachten hat, sondern vielmehr nur das Mittel ist, um seinen Angehörigen das größtmögliche Wohlsein zu bereiten, daß demnach die eigentliche Volkswirthschaft, d. i. die möglichste Berücksichtigung des Vortheils der Staatsbürger, sein eigentlicher Zweck ist und das Finanzwesen nur einen Theil seiner Sorgen ausmachen muß, welches sich übrigens aus dem Volksvermögen von selbst ergibt. Ferner verwechselte man das Zeichen des Reichthums mit diesem selbst, indem man ihn nur in dem Vorhandensein einer Menge Geldes fand, ohne zu berücksichtigen, daß dieses stets zugleich den Werth der käuflichen Gegenstände steigert oder, was dasselbe ist, mit seiner zunehmenden Menge sich in Bezug auf diese im Werthe verringert. Endlich blieb man nur bei einseitigen Maßregeln stehen, indem man blos einzelne Hauptzweige der menschlichen Thätigkeit für die sichersten Wege zum Ziele betrachtete, wodurch zwar einzelne Classen der Staatsbürger sich zum Wohlstande emporschwangen, andere hingegen zurückbleiben mußten, während der wahre Nationalreichthum nur dann stattfinden kann, wenn jedem Staatsangehörigen die Mittel zu Gebote stehen, seine Bedürfnisse vollständig zu befriedigen. Es entwickelten sich nämlich im Laufe der Zeiten verschiedene Systeme der S. und unter diesen zuerst das Handels- oder Mercantilsystem, weil man aus dem Emporblühen einzelner Handelsstaaten

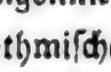
schloß, daß dieses die eigentliche Quelle des Nationalreichthums sei. War aber hier einestheils das Geld das Hauptelement, indem man darauf ausgehen mußte, mehr Waaren an das Ausland abzusetzen, als man von ihm bezog, und folglich schon die Grundlage unrichtig, so mußte anderntheils ein Zoll- und Sperrsystem die nothwendige Folge davon sein, welches den Verkehr hemmt, die Moralität im Schmuggelhandel gefährdet und Reibungen mit anderen Staaten und Repressalien derselben hervorruft. Vorzüglich war dieses System im XVII. und XVIII. Jahrh. beliebt und Ludwig XIV. und später England und Preußen unter Friedrich II. führten es ein. Aber schon der Leibarzt Ludwig's XV., Franz Quesnay, sah die Mängel dieses Systemes ein, griff in seiner Schrift „Tableau économique" (Versailles 1757) dasselbe an und setzte in einer andern Schrift: „La physiocratie" (Par. 1767) das Agricultur- oder physiokratische System an dessen Stelle, so genannt, weil die Natur (φύσις), d. i. der Boden, über alle übrigen Interessen herrschen (κρατεῖν) sollte. So großen Beifall dasselbe fand und in Frankreich unter Turgot, in Baden, Östreich und Toscana unter dem Namen Ökonomik in Anwendung gebracht wurde, so einseitig ist doch dasselbe, indem es theils den Menschen an den Boden weist, der zwar die Menge der Dinge vermehrt, aber immer nur rohe Producte gewährt, wodurch der Gewinn der Verarbeitung derselben dem Auslande überlassen und noch dazu das Geld aus dem Lande geführt wird; theils in finanzieller Hinsicht nur eine Steuer, auf den Grundbesitz, annimmt, wodurch die Preise ungemein erhöht werden und bei verlangter Handels- und Gewerbefreiheit die Producte des Auslandes die inländischen ganz verdrängen. — Endlich trat der Schotte Adam Smith (s. d. Art.) in seinem „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" (Lond. 1776. 2 Voll. 4.) mit einem vollständigen Systeme der S. auf, welches alle früheren Fehler und Einseitigkeiten zu entfernen strebte, indem er behauptete, daß nur durch völlige Handels- und Gewerbefreiheit und ungehindertes Streben des Einzelnen in irgend einem rechtmäßigen Zweige der menschlichen Thätigkeit nach seinem Vortheile, indem der Staat weder durch Begünstigung noch durch Einschränkung irgend einer Art eingreift, der wahre Nationalreichthum erlangt werde. Und allerdings läßt dieses System nichts zu wünschen übrig, indem jeder einzelne Mensch schon von der Natur Anlagen und Hang erhalten hat, auf geeignetem Wege sein Wohl zu begründen, und eben durch unbedingte Freiheit sowohl der menschlichen Thätigkeit das Streben nach immer größerer Vervollkommnung geweckt wird, das bei dem Mercantilsysteme einschläfert, als eine Allseitigkeit der Beschäftigung sich entwickelt, die bei dem physiokratischen Systeme nicht möglich ist; ja es ist das einzige System, welches die Staaten in staatswirthschaftlicher Hinsicht in ein völliges Gleichgewicht und lebhaften Verkehr bringt und sich allgemein anwendbar zeigt, während die anderen beiden die Staaten gegenseitig lähmen und auf sich selbst beschränken. Doch hat dieses Industriesystem, wie man es genannt hat, in finanzieller Hinsicht für den Staat das Unbequeme, daß es ein sehr verwickeltes Abgabensystem erzeugt, indem man, um Alle gleichmäßig zu besteuern, jeden Einzelnen besonders abschätzen muß, während die anderen Systeme eine mehr feste Grundlage in dieser Hinsicht gewähren. Dieses System hat daher auch vielfachen Anklang und in allen Ländern Europas eine Menge besonderer Bearbeitungen gefunden, die hier anzuführen nicht der Ort ist. Nähere Belehrungen über den ganzen Gegenstand gewähren vorzüglich Pölitz: „Die drei Systeme der Staatswirthschaft" (in seinen „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst", Februar 1828) und Bülau, „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (Leipz. 1835). 30.

Staatswissenschaften heißen alle diejenigen Wissenschaften, deren Kenntniß dem Staatsmanne in seinem Wirken im Staate nothwendig ist, d. h. alle diejenigen, welche sich unmittelbar auf das Wesen, die Ordnung und Verwaltung

des Staates beziehen. Sie zerfallen in solche, welche das innere Staatsleben im Allgemeinen angehen (Naturrecht, Staatsrecht, Polizeiwissenschaft, Staatswirthschaft, Finanzwissenschaft, Statistik), in solche, welche sich auf das Verhältniß der Staaten zu einander beziehen (Politik, Völkerrecht, Diplomatie) und in geschichtliche, unter denen die Staatengeschichte obenan steht. Vergl. Pölitz, „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt" (2. Aufl. Leipz. 1827—1828. 5 Bde. 8.). 30.

Stab, ein in vielfacher Bedeutung gebrauchtes Wort, bezeichnet unter Anderm auch ein Längenmaß, die franz. aune, von ungefähr 2 Ellen Länge. Beim Militair versteht man darunter das nicht zum Corps selbst gehörige, sondern nur dem Commando desselben beigegebene Personal, welches daher Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisions- ꝛc. S. sein kann und weßhalb man auch alle Officiere, welche ein besonderes Corps, mindestens ein Bataillon, commandiren, also vom Majore aufwärts, Stabsofficiere nennt. Ganz anderer Art dagegen ist der Generalstab (état-major), welcher aus den die Theorie der Kriegskunst verstehenden Officieren zusammengesetzt die ganzen wissenschaftlichen Functionen der Kriegführung zu besorgen hat und nur bei einer Armee oder einem besonders agirenden Armeecorps sich findet. 30.

Stabat mater, s. Jacobus de Benedictis.

Staccato, abgestoßen, gewöhnlich durch die Abbreviatur stac., oder durch über die Noten gesetzte Punkte oder Striche ausgedrückt, zeigt an, daß die Töne kurz abgestoßen und von einander abgesondert vorgetragen werden sollen. In der neuern Musik bezeichnet man durch die kleinen Striche über den Noten den ganz kurz abgestoßenen, durch die Punkte dagegen den etwas weicher abgestoßenen und durch die Punkte mit einer Verbindungslinie, z. B.  , den ganz sanft abgestoßenen Vortrag. Eine wie große rhythmische Wirkung, namentlich bei der Tanzmusik, durch das S. hervorgebracht werden kann, beweisen ganz besonders die Tanzcompositionen von Strauß und Lanner. 20.

Stadion (Johann Philipp, Graf von), kaiserlich königlicher Staatsminister, aus einer sehr alten Familie in Oberschwaben herstammend, ward 1763 in Mainz geboren, studirte auf der Universität zu Göttingen, trat nach Beendigung seiner Studien unter Kaunitz in die diplomatische Laufbahn und ward, noch nicht 24 Jahre alt, als außerordentlicher Gesandter nach Stockholm und nach der Krönung Leopold's II. (1790) nach London geschickt. Da aber Thugut alle wichtigen Geschäfte durch den Grafen Mercy d'Argenteau verhandeln ließ, quittirte S. (1793) und zog sich auf seine Güter zurück. Erst 1801, als Trautmannsdorf das Ministerium des Auswärtigen erhielt, trat er wieder in Dienste und ging als Gesandter nach Berlin und in gleicher Eigenschaft 1805 nach Petersburg, wo er die neue Coalition gegen Frankreich verhandelte. Von 1805—1809 war er Minister der auswärtigen Angelegenheiten; da er aber fand, daß alle Anstrengungen zur Befreiung Deutschlands fruchtlos waren, übergab er sein Portefeuille an Metternich und zog sich auf seine Güter in Böhmen zurück. 1813 nahm er wieder thätigen Antheil an den Staatsgeschäften, wie bei den Verhandlungen zu Frankfurt, Chatillon und Paris, und übernahm 1815 das Finanzdepartement, wobei er besonders viel zur Hebung des Credits von Östreich beitrug. Er starb den 15. Mai 1824 in Baden bei Wien. 25.

Stadium (στάδιον) war bei den Griechen ein Längenmaß, nach welchem die Ortsentfernungen berechnet wurden. Das gewöhnliche olympische S., nach welchem meist gerechnet wird, betrug 125 geometrische Schritte oder 600 Fuß, ungefähr $\frac{1}{4\frac{1}{10}}$ geographische Meile; außerdem gab es aber noch verschiedene kleinere. Luther übersetzt das Wort im Neuen Testamente durch Feldweg. Ob dieses Län-

genmaß von der Rennbahn bei den Kampfspielen, welche ebenfalls S. hieß und dieselbe Länge hatte, oder umgekehrt diese von jenem den Namen entlehnt hat, möchte wohl unbestimmt bleiben. 30.

Stadler (Maximilian), ein rühmlich bekannter Kirchencomponist, wurde im Jahre 1748 zu Melk an der Donau geboren, erhielt den ersten musikalischen Unterricht in der Benedictinerabtei zu Melk und von seinem Vater, einem Bäcker, und trat hierauf als Sopranist in das Stift Lilienfeld, wo er sich besonders im Orgelspiele vervollkommnete und schon mehrfach in eigenen Compositionen versuchte. Nachdem er sich hierauf für den geistlichen Stand entschieden hatte, trat er zur Vollendung seiner Studien in das Jesuitencollegium zu Wien, wurde 1766 als Novize in Melk aufgenommen, erhielt dort 1772 die Priesterweihe und sein Orgelspiel, so wie seine Compositionen erregten schon damals die öffentliche Aufmerksamkeit. Von Melk aus wurde er zum Lehrer an der theologischen Facultät nach Wien berufen, bekleidete diese Stelle zehn Jahre, versah während dieser Zeit zugleich einen Pfarrdienst und wurde 1786 zum Abt von Lilienfeld und 1787 zum Abt in Kremsmünster ernannt. Nach Aufhebung der Klöster trat er aus dem Orden, lebte als Weltpriester bis 1803 in Wien, verwaltete von dieser Zeit an mehrere Pfarrämter, gab dieselben aber 1815 wegen Kränklichkeit auf und widmete sich bis zu seinem am 8. Nov. 1833 erfolgten Tode ausschließlich der Musik. Obgleich sich S. in allen Gattungen derselben als Componist versucht hatte, so leistete er doch in der Kirchenmusik das Meiste, worin er für einen der vorzüglichsten Tonsetzer der neuern Zeit gilt. Sein Hauptwerk ist das Oratorium: „Das befreite Jerusalem", wozu Collin den Text lieferte. Außerdem componitte er ein großes Requiem, „Die Frühlingsfeier" von Klopstock, mehrere Messen und 24 Psalmen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianofortes. Auch vertheidigte er, ungeachtet seiner Ängstlichkeit sich als Schriftsteller zu zeigen, die Ächtheit des Mozart'schen Requiem wider die dagegen von Gottfr. Weber erhobenen Zweifel. 81.

Stadt, Flecken und Dorf bezeichnen im Allgemeinen jede Gesammtheit von Wohnungen, deren Einwohner in irgend einem Gemeinheitsverbande mit einander leben, doch mit dem Unterschiede, daß man in den Städten vorzugsweise Künste und Gewerbe, in den Dörfern Ackerbau und Viehzucht, in den Flecken beides zugleich betreibt. In früheren Zeiten gehörten jedoch noch zu den Erfordernissen einer S., daß sie Mauern, Gräben und Thore hatte und daher ein ganz abgeschlossenes Ganzes bildete, welches durch eine besondere aus den Einwohnern selbst hervorgegangene Behörde, den Stadtrath, verwaltet wurde, während in die Flecken und Dörfer von dem Oberherrn nur einzelne Richter oder sonstige Beamte gesetzt wurden; ja im deutschen Mittelalter unterschieden sich die Städtebewohner besonders noch durch ihre persönliche Freiheit, während die Dorfbewohner Leibeigene waren, und Flecken hießen dann solche Ortschaften, in denen die mit dem gewerblichen Betriebe unverträgliche Leibeigenschaft zwar nicht bestand, die aber doch keine Stadtrechte hatten. Im Alterthume scheint man unter den einzelnen Ortschaften keinen Unterschied gemacht zu haben, da sämmtliche zusammengehörende Menschen sich meist in eine S. zusammendrängten und mit ihren Umgebungen einen kleinen Staat bildeten; später sonderten sich dann einzelne Familien ab und gründeten im Bereiche der S. kleinere Ortschaften, die von derselben gänzlich abhängig waren, keine Befestigungen hatten und unseren Dörfern entsprachen. Erst die Römer machten bestimmte Unterschiede zwischen urbes (Hauptstädten), oppida (gewöhnlichen Städten), municipia (Städten, die das römische Bürgerrecht hatten) und pagi (Dörfern), während sie die Gesammtheit der Einwohner überhaupt civitas (die Einzelnen cives) nannten. Das eigentliche Städtewesen bildete sich aber erst im Mittelalter aus, wo die Städte als unabhängige Gemeinheiten auftraten, ihre eignen Gesetze und Verwaltungen hatten und

mit den umherliegenden Dörfern kleine Gebiete bildeten. So besonders in der Lombardei und in Deutschland die Reichsstädte. Hier, wo vorzüglich seit Heinrich I. viele Städte sich erhoben, hatten sie oft den Namen Burgen und die Einwohner hießen deßhalb Bürger (s. d. Art.). Durch Handel und Gewerbe wurden nach und nach die Städte reich und mächtig, so daß die Fürsten häufig ihre Gunst suchten und ihnen manche Privilegien gewährten, zu denen unter andern die die Städte auszeichnenden Messen und Märkte zu rechnen sind, die auch in der neuern Zeit zu den Hauptmerkmalen einer S. gehören und den Unterschied zwischen Flecken (daher auch Marktflecken genannt) und Dorf begründen. Im Allgemeinen zeichnen sich die Städte von den Dörfern durch regelmäßigen und zusammenhängenden Bau, die Häuser in Linien und Gassen an einander gereiht, aus, zerfallen in eigentliche Städte, die innerhalb der Ringmauern liegen, und die dazu gehörigen Vorstädte, welche meist spätere Anbaue sind. Städte, die mit Befestigungen versehen sind, heißen Festungen oder feste Städte, hingegen solche, welche schwache oder gar keine Mauern haben, offene Städte. 30.

Stadtbehörden sind die zur Erhaltung der Ordnung und Verwaltung der städtischen Angelegenheiten angestellten Behörden. Sie stehen in den verschiedenen Ländern nach der allgemeinen Verfassung in verschiedenem Verhältnisse. In Deutschland war bisher der Stadtrath die einzige Behörde in den Städten, welche aus dem vorsitzenden Bürgermeister, dem Stadtsyndicus oder Stadtschuldheiß, Stadtschreiber (Stadtsecretair), Rathskämmerer (von sämmtlichen in größeren Städten auch mehrere) nebst der dazu gehörigen Kanzlei und einer Anzahl Beisitzern (Senatoren, Rathsverwandten) bestand, welche ein fast unabhängiges, von der Staatsregierung nur beaufsichtigtes Collegium bildeten. In der neuesten Zeit hat man aber in großen Städten häufig die Justiz von der Verwaltung ebenfalls, wie im Staatswesen, zu trennen gesucht und für erstere Stadtgerichte (deren Vorsitzende Stadtrichter oder Stadtgerichtsdirectoren, die Beisitzer Stadtgerichtsräthe oder Stadtrichter heißen) eingerichtet, so daß dem Stadtrathe (dessen Beisitzer oft auch Stadträthe genannt werden) nur die Verwaltung geblieben ist. 30.

Stadtordnung heißt die Verfassungsurkunde, in welcher alle Angelegenheiten der Stadt geregelt und die Verhältnisse, Gerechtsame und Pflichten der einzelnen Stadtbewohner bestimmt sind. 30.

Stadtrecht (jus oder justitia civitatis, jus municipale). Die größere Wichtigkeit, welche im Mittelalter die Städte dadurch erlangten, daß in ihnen der Handel und die Gewerbe immer mehr aufblühten und ihr Besitzthum, so wie die von ihnen erworbenen Gerechtsamen immer bedeutender wurden, brachte als nothwendige Folge mit sich, daß das alte Herkommen, welches sich in jede solche Gemeinheit in Bezug auf innere und äußere Angelegenheiten gebildet hatte, nicht mehr den zum Theil neuentstehenden verwickelten Verhältnissen angepaßt werden konnte. — Da nun die gesetzgebenden Gewalten im Staate ihr Augenmerk nicht auf dergleichen Angelegenheiten ins Besondere richteten, so wurden Bestimmungen, wie es für künftige Fälle mit den Nutzungen des Gemeindeguts, der Ausübung der Gerechtsame, der Beisteuer zu den Gemeinheitslasten ꝛc. gehalten werden solle, der Willkühr der Gemeinheitsvorsteher überlassen. So entstanden eine Menge unaufgeschriebener Willkühren, welche jedoch bei den einzelnen Gemeinheiten, die alle einen Zweck, nämlich das Emporkommen der Städte und Sicherung der durch Gewohnheit erlangten Rechte vor Allen vor Augen hatten, in ihren Grundbestimmungen wohl ziemlich gleichmäßig waren. — Da nun diese Rechte öfter von einzelnen Vergleichen, welchen oft ein Theil der städtischen Einwohner unterworfen war, bedrängt wurden, indem diese bemüht waren, ihre Herrschaft, welche sie über einzelne Einwohner durch das Dasein einer in der Stadt

noch besonders befindlichen Burg erlangt hatten, auch auf die übrigen eigentlichen Bürger und das Eigenthum der Gemeinheiten als solche auszudehnen; so suchten diese Gemeinheiten ihre Stadtverfassung dadurch festzustellen, daß sie von ihren Herrschaften Privilegien auswirkten, durch welche die Rechte der Herrschaft, der Beamten und jeder Classe von Bürgern dem Herkommen gemäß festgestellt wurden. Oft wurde die Erlangung solcher schriftlichen Privilegien, um ihnen ein größeres Ansehn zu geben, vom Kaiser selbst erbeten und ertheilt. — Solche ertheilte Privilegien wurden Stadtrechte genannt. — Aber nicht allein auf die vorgedachte Art entstanden besondere Stadtrechte, sondern auch vorzüglich dadurch, daß bei Bebauung neuer Plätze mit Gebäuden dem entstehenden Orte sofort als neuer Stadt die Ertheilung von Privilegien zugesichert ward, bei deren Ausarbeitung schon früher bestehende Stadtrechte als Norm dienten. — Das älteste bekannte schriftliche S. ist wohl das der Stadt Straßburg — Später wurden nach und nach diese Gewohnheitsverzeichnisse durch Auszüge aus einem Rechtsbuche zu vollständigen Sammlungen des öffentlichen und Privatrechts einer Stadt umgeschaffen, um den Schöffen als Richtschnur bei ihren Entscheidungen zu dienen. Eine solche Sammlung wird ebenfalls mit dem Namen S. bezeichnet. — Doch auch diese veränderten Stadtrechte bedurften im Laufe der Zeit Verbesserungen und Veränderungen, deren Nothwendigkeit vorzugsweise dadurch hervorgerufen ward, daß das römische Recht als Kaiserrecht immer mehr in Gebrauch kam und oft mit dem gebildeten Stadtrechte im offenbaren Widerspruche stand. — Deßhalb versuchte man das statutarische Recht mit der Gesetzgebung des Reiches in Einklang zu bringen und bemühte sich sodann über die Abstellung eines alten oder Einführung eines neuen Rechts eine landesherrliche Urkunde zu erlangen. Durch die Vervollkommnung der Rechte im deutschen Reiche verlor sich aber bald in vielen Städten der Gebrauch der vorhandenen Statuten als geschriebenes Recht und nur Einzelnes von ihrem Inhalte ward als Gewohnheit erhalten. Die Veränderung und Verbesserung der sich fortbildenden Stadtrechte ward mit der Zeit immer schwieriger, da die landesherrliche Bestätigung Erforderniß der Gültigkeit in allen den Städten ward, welchen nicht durch ein besonderes Privilegium das Recht der statutarischen Gesetzgebung ertheilt worden war oder welche dasselbe seit unvordenklicher Zeit erworben hatten. — Fast gänzlich verschwand aber der Einfluß der Stadtrechte durch das Fortschreiten der Landesgesetzgebungen, so daß zur Zeit nur in wenigen Städten solche Statutarrechte von irgend einem Einflusse sind. 85.

Stägemann (Friedrich August von), preußischer geheimer Staatsrath, früher Redacteur der „Preußischen Staatszeitung", wurde am 7. Nov. 1763 zu Vierraden in der Uckermark, wo sein Vater Prediger war, geboren und nach dem frühen Verluste seiner Eltern als zehnjähriger Knabe in das Schindler'sche Waisenhaus zu Berlin aufgenommen, besuchte alsdann das dortige Gymnasium zum grauen Kloster und bezog hierauf (1782) die Universität zu Halle, um hier die Rechte zu studiren. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn arbeitete er seit 1785 als Auscultator bei der Regierung in Königsberg, wurde hierauf zum Criminalrath, später zum Landschaftssyndicus ernannt und im Jahre 1806 als geheimer Oberfinanzrath, Mitglied des Generaldirectorium und Hauptbaucommissarius nach Berlin versetzt. Nachdem ihn 1807 der nachmalige Staatskanzler von Hardenberg zu seinem vortragenden Rathe ernannt hatte, trat er nach dem tilsiter Frieden als Mitglied der zur Verwaltung des Landes niedergesetzten Immediatcommission bei, verwaltete alsdann bis zum Dec. 1808 die Stelle eines vortragenden Rathes bei dem damaligen Minister Freiherrn von Stein und besorgte unterdeß die Regulirung des Kriegscontributionsgeschäftes in Erfurt. Hierauf wurde er 1809 zum Staatsrathe erhoben, arbeitete seit dem Wiedereintritte Hardenberg's in das Ministerium in dessen Bureau und begleitete denselben nach dem Kriege 1814

nach Paris, London und auf den Congreß nach Wien. Im J. 1819 übernahm er die Leitung der Redaction der Staatszeitung, gab dieselbe aber später wieder auf. Auch als Dichter hat er durch seine kraft- und gemüthvollen vaterländischen Gesänge in den Jahren 1812—1815 viel zur Erhebung und Begeisterung der Gemüther beigetragen. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel: „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berl. 1828) und „Erinnerungen an Elisabeth" (Berl. 1835. 8.), letztere eine Sammlung von Sonetten, reich an inniger Empfindung und vollendet in Sprache und Form. Am 4. Febr. 1835 feierte er sein funfzigjähriges Dienstjubiläum. 81.

Staël-Holstein (Anne Louise Germaine von), Tochter des berühmten Necker (s. d. Art.), die ausgezeichnetste Schriftstellerin und die geistreichste Frau Frankreichs in der neuern Zeit, wurde am 22. April 1766 in Paris geboren und von ihrer Mutter, einer streng religiösen, aber ziemlich pedantischen Frau beinahe mit rigoristischer Strenge nach den starren Grundsätzen des genfer Calvinismus erzogen. Sie hatte aber im väterlichen Hause mannigfache Gelegenheit schon früh die Keime ihres Geistes zu entwickeln und ihr Sinn für ernste Studien bildete sich bald so aus, daß sie schon im dreizehnten Jahre Auszüge aus Montesquieu's „Esprit de lois" machte. Im Jahre 1786 heirathete sie dem Wunsche ihrer Eltern gemäß den damaligen schwedischen Gesandten, Baron von Staël-Holstein. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution verleitete sie ihr lebhaftes Temperament und die Entschiedenheit ihres Charakters Antheil an den Ereignissen derselben zu nehmen; allein ihre politische Bildung scheint mehr ein gewöhnlicher Liberalismus gewesen zu sein, als auf einer tiefen und klaren Einsicht in das Wesen der Staatsverhältnisse beruht zu haben. Ihre Begeisterung für Rousseau hatte sie schon 1788 zur Herausgabe der Schrift: „Lettres sur les écrits et le caractère de Jean Jacques Rousseau" (2. Aufl. 1789. „Oeuvres", 1. Bd.) ausgesprochen. Als sich ihr Vater nach Niederlegung seines zweiten Ministerium (1790) auf sein Landgut Coppet am Genfersee zurückgezogen hatte, blieb die S. in Paris zurück und rettete während des 10. Aug. und der Septembertage mehrere Freunde durch ihren Einfluß vom Tode, allein später mußte sie selbst fliehen und entging nur mit Mühe durch die Unterstützung ihres Freundes Manuel, des damaligen Procureur der Commune, dem Blutgerüste. Nachdem sie sich hierauf einige Zeit bei ihren Eltern aufgehalten hatte, wandte sie sich nach dem Tode ihrer Mutter nach England und machte von hier aus ihre Schrift zu Gunsten der gemordeten Königin unter dem Titel: „Reflexions sur le procès de la reine" (Par. 1793. „Oeuvres", 3. Bd.) bekannt. Als Schriftstellerin trat sie nach dem Sturze der Schreckensherrschaft mit zwei kleinen Schriften: „Reflexions sur la paix, adressées a Mons. Pitt et aux Français" (Par. 1794. „Oeuvres", 2. Bd.) und „Reflexions sur la paix intérieure" (Par. 1795. „Oeuvres", 1795) auf und kehrte noch im Jahre 1795 nach Paris zurück, nachdem auch ihr Gemahl als schwedischer Gesandter bei der französischen Republik sich wieder dahin begeben hatte; allein nur der Verwendung ihres Freundes Barras, dem sie damals den aus Amerika zurückgekehrten Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten empfahl, schützte sie von Seiten des Directorium, welches ihren politischen Einfluß fürchtete, vor Verbannung. In den Jahren 1795 und 1796 gab sie einige schon früher vollendete Erzählungen heraus und schrieb mehrere Dramen und die Schrift: „De l'influence de la passion sur le bonheur des individus et des nations" (Par. 1796. „Oeuvres", 3. Bd.), welche jedoch bei ausgezeichneten Einzelnheiten ihren Gegenstand keineswegs erschöpft. Obgleich sich Frau von S. um diese Zeit von ihrem Manne geschieden hatte, so widmete sie demselben doch kurz darauf nach eingetretener Kränklichkeit und Alterschwäche ihre Sorgfalt bis zu seinem Tode, welcher 1798 auf einer Reise nach der Schweiz erfolgte.

Bald nachher lernte sie auch Buonaparte kennen, der sich damals gerade zu seinem ägyptischen Feldzuge vorbereitete, allein das Verhältniß Beider artete bald in ein entschieden feindseliges aus, da Buonaparte einerseits an Frauen mehr die häuslichen Tugenden schätzte, andererseits auch ihre Einmischung in die Politik ihm unangenehm war. Der Salon der Frau von S. bildete zu jener Zeit nicht nur den Vereinigungspunkt der Opposition gegen die Consularregierung, sondern sie selbst reizte Buonaparte durch häufige Epigramme, worin sie ihn unter andern „Robespierre zu Pferde" nannte, und dieser Zwiespalt wurde noch vermehrt, als ihr Vater unvorsichtigerweise in der Schrift: „Dernières vues de politique et des finances" (1802) mehrere Ansichten und Pläne bekannt machte, die ihm Buonaparte bei einem Besuche in Coppet (1800) im Vertrauen mitgetheilt hatte. Nachdem nun Letzterer verschiedene Versuche gemacht hatte, sie zu bewegen sich an die gegenwärtige Regierung anzuschließen, ließ er ihr sagen, er überlasse ihr den Erdkreis, Paris aber wolle er für sich behalten, und verbannte sie 40 Stunden von der Hauptstadt. Sie lebte nun einige Zeit bei ihrer Freundin Récamier und in Coppet, gab ihren Roman: „Delphine" (Par. 1803. 12. 6 Voll. „Oeuvres", 3. Bd.) heraus, unternahm eine Reise nach Deutschland, auf der sie A. W. Schlegel begleitete und sie mit deutscher Sprache und Literatur genauer bekannt machte, und lebte dann ein Jahr lang abwechselnd in Berlin und Weimar, wo sie den Umgang Göthe's, Schiller's und Wieland's genoß. Je mehr sie sich hierdurch erhoben fühlte, desto tiefer wurde sie gebeugt, als sie in Berlin den Tod ihres, mit schwärmerischem Enthusiasmus geliebten Vaters erfuhr, dessen Andenken sie durch die Schrift: „Manuscrits de Mons. Necker, publiés par sa fille" (1805) feierte, so wie sie ihm auch ein Denkmal ihrer Anhänglichkeit in dem berühmten Werke: „Corinne, où l'Italie" (Par. 1807. 2 Voll. „Oeuvres", 8. u. 9. Bd.) widmete, welches sie in Italien, wohin sie sich 1805 begeben hatte, vollendete. Wenn man in der „Delphine" die Selbstschilderung der Frau von S., wie sie in ihrer Jugend war, hat finden wollen, so hat man die „Corinne" oft ihr Ideal genannt. Nachdem sie hierauf im Jahre 1806 wieder nach Frankreich zurückgekehrt war und sich, da ihr der Aufenthalt in Paris untersagt war, bald in Rouen, bald in Auxerre aufgehalten hatte, begab sie sich 1807 nach Wien und von hier nach Coppet, wo sie verschiedene Theaterstücke („Oeuvres", 16. u. 17. Bd.) herausgab. Im Jahre 1809 vollendete sie ihr berühmtes Werk: „De l'Allemagne", worin sie ihre geistreichen, obwohl mitunter einseitigen Ansichten und bisweilen schiefen Urtheile über deutsche Poesie, Philosophie und Religion niedergelegt hat; dasselbe wurde jedoch gleich nach seinem Erscheinen von Savary in Beschlag genommen und erschien erst 1813 in London (3 Bde.) und 1814 zu Leipzig mit einer werthvollen Einleitung von Villiers und den deutschen Originalstellen der angeführten Schriftsteller. Im Jahre 1810 bekam die Frau von S. aufs Neue Befehl Frankreich, wohin sie sich seit einiger Zeit begeben hatte, zu verlassen und sich fortwährend zu Coppet aufzuhalten; jedoch wurde A. W. Schlegel von ihr weggewiesen und Montmorency und Madame Récamier, die sie daselbst besucht hatten, sogar mit Verbannung bestraft. Allein diesem ihr verhaßten Zustande entzog sie sich durch die Flucht im Frühlinge 1812, begab sich nach Wien und von hier nach Moskau und Petersburg und später nach Stockholm. Hier vollendete sie auch ihre Werke: „Dix années d'exil" („Oeuvres", 15. Bd.; deutsch Leipz. 1822) und die „Reflexions sur le suicide" (Stockh. 1812). Von Schweden begab sie sich nach London und da sie hier den Einzug der Verbündeten in Paris erfuhr, kehrte sie dahin zurück, lebte aber nach Napoleon's Rückkehr von Elba in Coppet. Nach seinem zweiten Sturze jedoch brachte sie meistentheils in Paris in der Nähe ihrer verheiratheten Tochter, der Herzogin von Broglie, und im Umgange mit ihren Freunden, Benj. Constant, Guizot u. A., zu, reiste aber noch einmal nach Italien in Begleitung

ihres zweiten Gemahls, eines französischen Officiers de Rocca, mit dem sie sich, um ihren früheren Namen nicht zu verlieren, blos im Geheimen verheirathet hatte. Nach ihrer Rückkehr in die Hauptstadt Frankreichs beschäftigte sie sich mit der Vollendung ihres Werkes: „Considérations sur la révolution“ („Oeuvres“, 12.—14. Bd. Deutsch mit einer Vorrede von A. W. Schlegel, Heidelb. 1818. 3 Bde.), einer Schrift, welche man trotz der geistreichen und vielseitigen Auffassung ihres Gegenstandes erst nach Vergleichung mit Bailleul's „Examen de l'ouvrage posthume de Mad. de Staël“ (Paris u. Leipz. 1819. 2 Bde.) richtig würdigen kann. Lange und anhaltende Kränklichkeit hinderte sie jedoch an ferneren literarischen Unternehmungen, sie starb bald darauf am 14. Juli 1817 zu Paris. Eine Ausgabe ihrer „Sämmtlichen Werke“ (Paris 1820—1821. 18 Bde.) hat ihr Sohn veranstaltet. Vergl. Saussure's „Notices sur Mad. de Staël“; Benjamin Constant im „Livre des Cent-et-un“ (Bd. 7); Hortense Allard's „Lettres sur les ouvrages de Mad. de Staël“ (Par. 1824) und „Zeitgenossen“ (Heft XVIII). 81.

Ständchen, s. Serenade.

Stärke, Stärkemehl, Satzmehl, Kraftmehl, Amylum, lat. amydum, amylum; franz. amidon; engl. starch, amidom, nennt man einen in vielen mehligen Samen und einigen Wurzeln, z. B. in den Getreidearten, Kartoffeln, den Zeitlosenwurzeln, dem Salep, der Zaunrübenwurzel u. a. enthaltenen nährenden Pflanzenbestandtheil, welcher aus kleinen durchscheinenden Körnern besteht, welche zwischen dem Zellgewebe der Pflanzen eingebettet liegen und sich gewöhnlich durch bloßes Auswaschen mit Wasser in Gestalt eines weißen Mehles abscheiden. Jedes Körnchen besteht aus einer härtern, in kaltem Wasser unauflöslichen Hülle und einer in dieser eingeschlossenen auflöslichen Substanz, welche letztere man kürzlich Dextrin genannt hat. Die aus den verschiedenen Pflanzen gewonnene S. ist zwar von etwas abweichender Beschaffenheit, allein ihre wesentlichsten Eigenschaften sind immer dieselben. Im reinen Zustande ist dieselbe weiß und von körniger Beschaffenheit; im kalten Wasser ist sie nicht auflöslich, schwillt dagegen in heißem Wasser zu einer Gallerte auf und löst sich zum Theil ganz auf. Durch Jod wird sie selbst in den kleinsten Mengen blau oder violett gefärbt. Durch Kochen mit verdünnten Säuren, besonders mit verdünnter Schwefelsäure, verwandelt sie sich in Zuckerstoff, weßhalb sie auch schon zur Zuckerfabrication angewendet worden ist. Im deutschen Handel kommen vorzüglich zwei Arten S. vor, nämlich die Weizenstärke und die Kartoffelstärke. Um erstere zu bereiten, wird der Weizen geschroten und das Geschrotene sodann in einem Sacke unter Wasser geknetet, wobei sich das Mehl als feiner Bodensatz absetzt, welches nochmals mit Wasser abgeschlämmt und dann durch feine Haarsiebe getrieben wird. Der erhaltene Teig wird nach dem Trocknen in würfelartige Stücke geschnitten und auf eigenen Gerüsten völlig ausgetrocknet. Eine leichtere Verfahrungsart, deren man sich in Frankreich bedient, ist diese: der Weizen wird blos durch längeres Liegen im Wasser erweicht, vermittelst eines Walzwerkes zerrieben und dann wie gewöhnlich behandelt. Die Kartoffelstärke unterscheidet sich von der Weizenstärke blos durch größere Körner, weßhalb sie mehr durchscheinend und weniger mattweiß erscheint. Die vorzüglichsten Stärkefabriken sind zu Halle an der Saale, in mehreren thüringischen Orten, zu Nürnberg, Augsburg, Köln am Rheine, Lübeck u. a. O. 33.

Stäudlin (Karl Friedrich), berühmter Theolog, wurde am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. 1779 in das theologische Seminarium zu Tübingen aufgenommen widmete er sich in den beiden ersten Jahren philologischen und philosophischen Studien, promovirte 1781 in der philosophischen Facultät und hörte darauf noch drei Jahre theologische Vorlesungen. Nachdem er 1784 das

Candidatenexamen mit Auszeichnung bestanden hatte, übte er sich in Stuttgart vorzüglich in der praktischen Theologie durch Predigen und Unterrichten, durchreiste von 1786—1790 Deutschland, die Schweitz, Frankreich und England und ward, als er eben von London nach der Schweitz zurückkehren wollte, 1790 als ordentlicher Professor der Theologie nach Göttingen berufen, wo er 1792 auch Doctor der Theologie und 1803 Consistorialrath wurde. Er starb am 5. Juli 1826. S. gehört zu den gelehrtesten und verdientesten Theologen der neuesten Zeit, welcher in allen theologischen Disciplinen Treffliches geleistet, namentlich aber um die Kirchengeschichte, so wie um die Geschichte der theologischen Wissenschaften sich große Verdienste erworben hat. Seine theologische Denkart betreffend war er früher Rationalist, neigte sich aber in der spätern Zeit seines Lebens entschieden zum Supranaturalismus hin. Von seinen Schriften nennen wir hier blos die wichtigsten: „Lehrbuch der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften" (Hanov. 1821); „Geschichte der theologischen Wissenschaften" (1811. 2 Thle.); „Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten und zur Geschichte ihrer Auslegung" (Stuttg. 1786); „Neue Beiträge ꝛc." (Gött. 1791); „Lehrbuch der praktischen Einleitung in alle Bücher der heiligen Schrift" (Gött. 1826); „Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion" (Ebd. 1791); „Geschichte des Rationalismus und Supranaturalismus" (1826); „Grundriß der Tugend- und Religionslehre, zu akademischen Vorlesungen über die Moral und Dogmatik" (Gött. 1798—1800. 2 Thle.); „Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte" (Ebd. 1801. 3. Aufl. 1822. 2 Thle.); „Philosophische und biblische Moral im Grundrisse" (Gött. 1805); „Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral und der moralischen Dogmen" (Gött. 1815. 3. Aufl. 1825); „Geschichte der Sittenlehre Jesu" (1799—1823. 4 Bde.); „Geschichte der philosophischen, hebräischen und christlichen Moral" (Hanov. 1806); „Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften" (1808); „Geschichte der Moralphilosophie" (Hanov. 1822); „Geschichte und Geist des Skepticismus, vorzüglich in Rücksicht auf Moral und Religion" (Leipz. 1794. 2 Bde.); „Universalgeschichte der christlichen Kirche" (5. Aufl. von D. A. Holzhausen. 1833); „Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien" (Gött. 1819); „Kirchliche Geographie und Statistik" (Tüb. 1804. 2 Thle.). Außerdem schrieb er viele akademische Programme und Abhandlungen in Zeitschriften. Auch war er Herausgeber von der „Göttingenschen Bibliothek der neuesten theologischen Literatur" (1794—1800. 5 Bde.); von den „Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre" (Lübeck 1797—1799. 5 Bde.); von dem „Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte" (Hanov. 1801—1806. 4 Bde.); von dem „Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" (Leipz. 1813—1822. 5 Bde.); endlich von dem „Kirchenhistorischen Archiv" mit Tzschirner und Vater (Halle 1823—1826). Vergl. Hemsen, „Zur Erinnerung an K. F. Stäudlin" (Gött. 1826). 63.

Staffa, s. Hebriden und Fingalshöhle.

Staffage ist eigentlich s. v. a. Garnitur; in der Malerei alle diejenigen Gegenstände, welche zur Ausschmückung des Ganzen und Hervorhebung der Hauptgegenstände angebracht werden. 9.

Staffelei, franz. chevalet; engl. easel, nennt der Maler und Kupferstecher das hölzerne Gestelle, woran er arbeitet und welches durch angebrachte Pflocklöcher an einer aufrechtstehenden Latte nach Belieben gestellt werden kann. 30.

Staffelmarsch, s. Echelon.

Stagnelius (Erik Johann), einer der vorzüglichsten neueren schwedischen Dichter, wurde im Jahre 1793 zu Kalmar geboren, wo sein Vater als Bischof starb, studirte in Lund und Upsala die Rechte und fand sodann eine Anstellung in

der königlichen Kanzlei. Seine große Verliebe für Bücher machten ihn schon in früher Jugend für jeden andern Genuß unempfindlich; er unterrichtete sich meist selbst und setzte durch seine Fortschritte oft seinen Vater in Erstaunen. Seine Beschäftigungen mit der Philosophie veranlaßten ihn zu einem Versuche die Identitätslehre Schelling's mit der Mystik der Gnostiker zu vereinigen; als Dichter aber strebte er so wenig nach Ruhm, daß man erst nach seinem Tode in den hinterlassenen Handschriften die werthvollsten Denkmale seines Genius entdeckte. Im Jahre 1817 machte er nebst mehreren Gelegenheitsgedichten ein episches Gedicht: „Wladimir der Große" bekannt, welches von der schwedischen Akademie gekrönt und später in das Deutsche übersetzt wurde. Allein so gelungen besonders der Anfang desselben ist, so entwickelte sich sein Dichtergenius doch erst in den später herausgegebenen Dichtungen: „Die Lilien in Saron" („Liliorna i Saron"), in den „Bacchantinnen" („Bacchanterna") und in den „Märtyrern" („Martyrerne"), einer Art dramatischen Gedichtes. Als S. im Jahre 1823 nach langer Krankheit gestorben war, gab Hammarskiöld seine „Samlade Skrifter" (Stockh. 1824 ff. 8.) heraus. Das beste seiner dramatischen Erzeugnisse, welche sich jedoch nicht zur Aufführung eignen, ist „Der Ritterthurm" („Riddartornet"); am Wenigsten glücklich war er jedoch im Epos. Alle seine Gedichte entstanden binnen einem Zeitraume von elf Jahren, während dessen er an einer höchst schmerzhaften Krankheit litt, welche er sich durch seinen Hang zur Sinnlichkeit zugezogen hatte und die ihm die tägliche und nächtliche Ruhe raubte. Um seinen Schmerz zu betäuben und seinen Geist zu beleben, ergab er sich anfangs dem Genusse des Weines, später aber dem des Branntweines und seine letzten Jahre schwanden ihm theils unter bitterer Reue und religiöser Erhebung, theils aber auch im periodischen Wahnsinne dahin. 81.

Stahl, lat. chalybs; franz. acier; engl. steel, ist eine Verbindung von Eisen und Kohlenstoff (s. d. Art. Eisen). Es enthält darin ersteres von letzterm $\frac{1}{4}$—$2\frac{1}{2}$ Procent. Man kennt im Allgemeinen dreierlei Arten von S.: Schmelzstahl, Cementstahl und Gußstahl, welche durch drei verschiedene Erzeugungsarten erhalten werden. Weißes Roheisen ist vor Allem geschickt, durch Schmelzen taugliche Stahlarten zu liefern. Roheisen aus kohlensauren Eisenerzen, als Spatheisenstein oder Ankerit, sind bereits von stahlartiger Beschaffenheit und sie erhalten bei Umarbeitung zu S. meistens nur diejenige Umänderung, welche ihr grobes Korn der Zusammensetzung in Feinkörnigkeit verändert. Der erhaltene S., Rohstahl, wird durch erneuertes Schweißen, Ausrecken oder Gerben zu Stäben, welche in Wasser abgekühlt und hierdurch gehärtet werden, oder in Gerb- oder raffinirten S. umgeändert. — Cementstahl, auch Brennstahl genannt, entsteht, wenn Stabeisen mit einem Cemente von zartem Kohlenstaube in besonderen Kästen, den Cementkästen, wohl bedeckt im sogenannten Stahlofen geglüht wird. Die Masse des Stabeisens entnimmt in diesem Falle dem Cemente Kohlenstoff und in sich auf. Der erhaltene Cementstahl wird nach dieser Arbeit von Neuem geglüht und im Wasser durch Abkühlen gehärtet. Beim Gerben erfährt er mehr berücksichtigende Vorsicht, weil er die enthaltende Kohle leichter wieder verliert, als Schmelzstahl, und eben so auch beim Verarbeiten. — Gußstahl (casting-steel) liefern Bruchstücke von S., welche in Schmelztiegeln bei hoher Härte umgeschmolzen, in beliebige Form gegossen und durch Hammer- und Walzwerke in Stangen gebracht worden sind. — Im Handel nennt man sehr verschiedene Sorten S., welche theils nach eigenthümlichen Gebräuchen an den Orten ihrer Bereitung den Namen führen, theils nach den Zwecken benannt worden sind, zu denen sie dienen sollen. So nennt man Messer-, Klingen-, Instrument-, Tuchscheer-, Gabel-, Pfriemen-, Feder-, Feilen-, Hammer-, Beil-, Sensenstahl; nach der Art der Verpackung Gebund-, Faßstahl; beim Brennstahl unterscheidet man auf den Hüttenwerken leichtgebrannten, Mittelbrennstahl, hartgebrannten,

Blasenstahl, gereckten S., ungebrannten oder doppelgebrannten S., frischen S., faulen S., Wrackstahl. Man hat ein-, zwei-, drei-, vier-, achtmal gegerbten S. Nach einzelnen vorzüglichen Stücken, die beim Stahlarbeiten fallen, unterscheidet man: Wallerstahl, der aus ausgesucht harten Stücken Rohstahl ausgelesen und zu Ziehlöchern in Drahtwerken verwendet wird; Mittelkornstahl, einen sehr mit Eisen gemengten S.; Lupstahl oder Hammerstahl; Osmund-, Sumpf- und Blasenstahl von Osmund-, Sumpferz- und Blaseneisen erhalten; Scharrsachstahl oder Scharrenstahl, der in Steiermark die vorzüglichste, eisenfreieste, kleinkörnigste Sorte S. enthält; Damascenerstahl, welcher durch Schweißung und Übereinandergerben von Stahlplatten, die mit Draht umwickelt sind, entsteht; Silberstahl, der $\frac{1}{300}$ feines Silber enthält; Wootz oder indischen Stahl, einen Cementstahl, dessen Cement Thonerde enthält und welcher Alumium (s. Metalle) enthalten soll; Brescian-, Milanostahl, nach den Orten ihrer Bereitung oder in Folge der Anfertigung nach der daselbst befolgten Methode. — Der S. überhaupt ist dem Rosten weniger ausgesetzt als Eisen; er läuft grau an; nimmt einen höhern Grad der Elasticität durch Härtung an als Eisen; ist dichter und schwerer als dasselbe; läuft blau in der Hitze an; wird durch Reiben und Hämmern stärker magnetisch als Eisen und behält den Magnetismus länger, wird jedoch weniger leicht vom Magnete angezogen und in magnetischen Zustand versetzt. Nicht zu jedem Behufe ist ein S. so tauglich, wie ein anderer; es finden selbst für einzelne Erzeugnisse aus S. genaue Vorschriften statt, ob Guß-, Cement- oder Schmelzstahl zu demselben verwendet werden müsse. Gemeiniglich bestimmt sich die Wahl nach dem Namen, den der S. führt. 76.

Stahl (Georg Ernst), berühmter Arzt, geb. zu Ansbach am 21. Oct. 1660, studirte Medicin zu Jena und hielt hierauf Vorlesungen, bis er 1687 vom Herzoge Johann Ernst in Weimar als Leibarzt angestellt wurde. 1694 erhielt er auf Fr. Hoffmann's Veranlassung einen Ruf an die neuerrichtete Universität nach Halle als zweiter Professor der Medicin. Hier lehrte er 22 Jahre lang mit großem Beifalle, bis er 1716 als königlicher Leibarzt nach Berlin berufen wurde, wo er 1734 starb. S. war Stifter einer besondern medicinischen Schule, berühmt als Chemiker und Arzt, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, ein Mann von durchdringendem Verstande, aber finster, zeigte Hang zur Melancholie, unbegrenzten Stolz und verachtete alle Andersdenkende; als Pietist vernachlässigte er alle Gelehrsamkeit, welche Geringschätzung sich aber an ihm dadurch bestrafte, daß seine Sprache incorrect, sein Styl dunkel und verworren, weitschweifig und ermüdend ist. Dessenungeachtet verdienen seine Ansichten vom Grunde des Lebens und vom Zustandekommen der Krankheiten die größte Aufmerksamkeit, indem er unter den damaligen Ärzten der erste ist, der dem Organismus eine höhere Stelle anweist und edlere Kräfte, als man bisher ihm zur Grundlage gab, in ihm thätig sein läßt. Und zwar ist es mit Übergehung aller mechanischen und chemischen Principe die Seele, die sich den Körper baut und seinen normalen und abnormen Thätigkeiten vorsteht. So wie die willkührlichen, so verrichtet sie auch die unwillkührlichen Thätigkeiten und Bewegungen des Organismus, jedoch ohne alles Bewußtsein und ohne alle Überlegung, gleichsam instinctartig. Krankheit besteht nach ihm in einer gestörten und unordentlichen Idee der Seele von der Regierung der thierischen Ökonomie, und zwar ist die Vollblütigkeit eine der häufigsten Krankheitsursachen, daher seine noch jetzt beim größern Publicum so beliebte Ansicht von der Heilsamkeit der Hämorrhoiden. Er suchte ferner in der Pfortader den Grund der meisten chronischen Krankheiten, daher auch sein berühmter Ausspruch: „Vena portae porta malorum“! Dem Heilbestreben der Natur schrieb er bei Krankheiten eine große Wirksamkeit zu; daher hielt er die allzugroße Thätigkeit des Arztes in Krankheiten für schädlich. Aderlässe und Ausleerungsmittel wendete er am Häufigsten an;

gegen Mineralbäder war er eingenommen. Wie Hoffmann besaß auch er einige Geheimmittel, namentlich seine balsamischen Pillen und sein Magenpulver. In der Chemie gründete er auf die Annahme des Phlogiston ein sehr consequentes System, mit dem er alle Erscheinungen zu erklären vermochte und das auf ein halbes Jahrhundert hinaus die Theorie der Wissenschaft fixirte. Zur nähern Kenntniß seiner Ansichten dienen vorzüglich seine „Theoria medica vera“ (Hal. 1708. 4.); „Zymotechnia fundamentalis“ (Ib. 1697. 8.); „Materia medica“ (Dresd. 1728. 8.) und seine zahlreichen Dissertationen, die gesammelt unter dem Titel: „Dissertationes medicae“ (Hal. 1707—1712. 2 Voll. 4.) erschienen. — Zur Geschichte des Stahl'schen Systems haben wir hier noch zu bemerken, daß es anfangs wenig Aufsehen machte und Fr. Hoffmann's Celebrität S.'s Ruhm an der Universität Halle bei Weitem übertraf. Auch waren S.'s Anhänger nicht geeignet, seine Schule in Ruf zu bringen, indem es größtentheils eingeschränkte Köpfe waren. Die bekanntesten derselben sind: J. S. Carl, G. D. Coschwitz und J. D. Gohl. Später fanden sich unter den Engländern und Franzosen einige scharfsinnige Ärzte, die sich desselben annahmen; doch konnten auch sie es nicht in große Aufnahme bringen. Ein späterer, sehr geistreicher Vertheidiger seiner Lehre war auch der berühmte Ernst Platner in Leipzig. 39.

Stahlmittel (martialia), besser **Eisenmittel**, heißen diejenigen Heilmittel, in denen das Eisen den Hauptbestandtheil bildet. Nach ihrer verschiedenen Wirkungsart kann man tonische, adstringirende und erregende Eisenmittel unterscheiden. Zu den **tonischen** Eisenmitteln rechnet man die Eisenfeile, den sogenannten Eisenmohr, das eisenhaltige Wasser, den adstringirenden Eisensafran, den eröffnenden Eisensafran, das eisenrosthaltige Wasser, endlich die künstlichen und natürlichen eisenhaltigen Mineralwässer. Unter die **adstringirenden** gehören die schwefelsauren Eisensalze, die entweder in Form des sogenannten grünen Vitriols oder des Riverischen Eisensalzes ꝛc. angewendet werden; die weinsteinsauren Eisenkalisalze (z. B. der Eisenweinstein, die sogenannten Stahlkugeln, auch Eisenkugeln von Nancy genannt) und die salzsauren Eisensalze (wie z. B. das grüne und rothe salzsaure Eisen); ferner der eisenhaltige Äpfel- und Quittenextract, das phosphorsaure Eisen, das äußerlich und innerlich gegen Krebs empfohlen worden ist; endlich das reine Berlinerblau (oder blausaures Eisenoxydul). Als **erregende** Eisenmittel sind vorzüglich folgende namhaft gemacht worden: die Eisenblumen oder der Eisensalmiak, Bestuscheff's Nerventinctur, die weinsteinsaure Eisentinctur, der Stahlwein, des berühmten **Stahl** alkalinische Eisentinctur (tinct. martis alcalisata Stahlii), die salzsaure Eisentinctur, **Klaproth's** ätherische Eisentinctur ꝛc. — Die tonischen Eisenmittel werden vorzüglich bei allen chronischen Krankheiten mit Blässe des Blutes, besonders aber bei Bleichsucht, ferner bei chronischen Anschoppungen der Leber und Milz mit Aufgedunsenheit und wassersüchtiger Auftreibung der unteren Gliedmaßen, welche nach Wechselfiebern eintreten, angewandt. Außerdem leisten sie auch gute Dienste bei Leukorrhöen und chronischen Gonorrhöen und manchen Bauchflüssen mit Atonie des Darmcanals. Unter solchen Umständen empfehlen sich besonders auch die mineralischen Eisenwässer zu Brückenau, Driburg, Eger, Karlsbad (der Sprudel), Pyrmont, Spaa, Teplitz, Wiesbaden u. m. a. Selten gebraucht man die adstringirenden Eisenmittel und noch seltener die erregenden, weil sie fast immer zu stark reizen und alle Eisenmittel zwar stärken, dabei aber nicht reizen sollen. 14.

Stahlstich oder **Siderographie** unterscheidet sich vom Kupferstiche nur dadurch, daß man Stahl, der vorher enthärtet wird, oder bloßes Eisen dazu verwendet und die Platte nach dem Stiche wieder härtet; er zeichnet sich aber dadurch vor jenem aus, daß eine größere Feinheit des Stiches dadurch erzielt wird und die Platten sich weniger schnell abnutzen und er dabei den Vortheil bietet, daß man die

Zeichnung durch Pressen auf eine andere erweichte Stahlplatte oder dergleichen Cylinder übertragen kann, welcher sie dann erhaben darstellt und bei Abnutzung der Originalplatte als Patrize zur Herstellung einer neuen Platte gebraucht werden kann. Die Erfindung des Stahlstiches fällt schon in das XV. Jahrh., doch ist derselbe erst seit 1820 durch den Engländer Ch. Heath wieder in Anwendung gebracht und seit dieser Zeit bedeutend vervollkommnet worden. 30.

Stainer oder **Steiner** (Jakob), berühmt als Verfertiger ausgezeichneter Violinen, lebte um die Mitte des XVII. Jahrh. zu Absom, einem kleinen Dorfe bei Hall in Tyrol, und war ein Schüler des als Instrumentenmacher berühmten Amati zu Cremona. Seine Violinen soll er anfangs selbst hausiren getragen und das Stück für 6 Gulden verkauft haben, während jetzt Kenner die ächten, welche jedoch äußerst selten geworden sind, da S. selbst blos wenige verfertigt haben soll, mit 300 Ducaten bezahlen. Sie zeichnen sich durch ihren vorzüglich guten Ton und eine besondere Bauart aus. S. wurde im Jahre 1669 vom Erzherzoge Karl Ferdinand zum Hofgeigenmacher ernannt, verfiel während seiner letzten Lebensjahre in Geisteszerrüttung und starb zu Anfange der achtziger Jahre des XVII. Jahrhunderts. 81.

Stalaktit, s. Tropfstein.

Stambul, s. Constantinopel.

Stamm, lat. stirps, stipes; franz. tronc, tige; engl. stock, stem, ursprünglich von den Pflanzen gebraucht, wo er den Haupttheil ausmacht, der aus den Wurzeln hervorgeht und woran sich die Zweige bilden, ist in tropischer Bedeutung entweder die Grundlage von Etwas, wie der S. eines Regiments, eines Capitals ꝛc., oder die Gesammtheit aller derjenigen Dinge, welche wegen gemeinschaftlichen Ursprunges zusammen gehören. Zu letzterm gehört vorzüglich die Anwendung des Wortes in dem Ausdrucke Volksstamm, als Bezeichnung einer denselben Ursprung habenden und durch besondere Individualität sich auszeichnenden Menschengattung. Doch pflegt man darunter sowohl eine ganz für sich bestehende Menschenclasse, welche sich wieder in einzelne verwandte Völker theilt, als auch eine einzelne Unterabtheilung eines solchen Volkes zu verstehen, wie z. B. die Hebräer in 12 Stämme getheilt wurden. Die Zusammensetzung bildet den Unterschied der Bedeutung, so daß Stammvolk, Stammsprache, Stammwort, Stammsylbe ꝛc. die Grundlage zu anderen, Volksstamm, Sprachstamm, Wortstamm die zusammenhängenden Gegenstände ausdrückt. 9.

Stammbaum, lat. stemma; franz. arbre généalogique; engl. pedigree, tree of consanguinity, ist s. v. a. eine Familientafel, worin entweder in absteigender Linie die Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammvater nachgewiesen oder in der aufsteigenden Linie dargethan wird, wer die Eltern, Großeltern, Urgroßeltern ꝛc. einer gewissen Person gewesen sind. Bei beiden Arten der Nachweisung vervielfältigt sich die Zahl der Personen und zwar bei der erstern in der arithmetischen, bei der letztern in der geometrischen Progression. Jene gehört zu den Geschlechtsregistern, diese zu der sogenannten Ahnenprobe (s. d. Art. und Ahnen). 17.

Stammeln, s. Stottern.

Stammgüter (praedia hereditaria) sind solche Güter, welche bei der Familie oder dem Stamme bleiben müssen und daher nur vererbt, nicht aber an Fremde veräußert werden dürfen. Hierzu gehören die Ganerbiate, Majorate, Seniorate, Familienfideicommisse u. a. Wer auf solche Güter ohne Zustimmung der ganzen Familie borgt, erlangt blos gegen den Erborger und dessen Erben ein Recht auf Befriedigung aus den Einkünften, indem der Erborger nicht mehr Recht abtreten konnte, als ihm selbst zugestanden war. 17.

Stand, lat. ordo; franz. état; engl. order, bezeichnet im Allgemeinen die

Stellung eines Menschen zur Gesammtheit in einem Staate, dann überhaupt die Gesammtheit derjenigen, welche gemeinschaftlich eine besondere bürgerliche Stellung einnehmen und eine besondere Classe der bürgerlichen Gesellschaft bilden. Dieser Begriff selbst bleibt aber immer sehr unbestimmt und schwankend, weil das Wesen der einzelnen Stände immer nur durch die Umstände bedingt wird und seine Begrenzung somit sehr verschieden sein kann. Es kommt aber dabei vorzüglich darauf an, ob man das Verhältniß der Einzelnen zum Staate und somit seinen Standpunkt in demselben berücksichtigt, oder ob man die Eigenthümlichkeiten an sich als Merkmale eines Standes betrachtet. In ersterer Hinsicht treten uns die verschiedenen Stände des Alterthums und in neuerer Zeit Indiens und die Überreste alter Einrichtung in den jetzigen europäischen Staaten entgegen. Wie nämlich bei der Entwickelung des Staatslebens Einzelne sich nach und nach hervorthaten und über Andere stellten und ihre Stellungen auch auf ihre Familien und Angehörigen überzutragen sich bemühten, so bildeten sich allmählig diese bevorzugten Familien zu abgesonderten und in sich abgeschlossenen Kreisen aus, welche besondere Vorrechte und Stellungen im Staate in Anspruch nahmen, und der Unterschied zwischen Adel und Volk, Patriciern und Plebejern, oder auch bei eroberten Ländern, Freien und Leibeigenen setzte sich fest und wurde allmählig selbst erblich. So gab es ursprünglich nur 2 Stände in der menschlichen Gesellschaft, die aber eigentlich Kasten (s. d. Art.) genannt werden müssen. Das Mittelalter schuf durch die Gründung des Städtewesens einen dritten S., den freien Mittelstand, und nun kam ein anderes Element in den Begriff des Standes, indem nicht mehr das Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten allein berücksichtigt wurde, sondern auch neben der Erblichkeit die Beschäftigung mit freien Gewerben oder mit Ackerbau Bürger und Bauern unterschied. In dieser Weise bildete sich das Ständewesen fort; aber schon früh auch suchte die Geistlichkeit eine besondere Standescorporation im Staate zu bilden und dadurch erhielt der Begriff des Standes noch eine andere Beziehung, da hier nicht die Erblichkeit mehr, sondern die reine Beschäftigung den Charakter bildete. In dieser Verwirrung blieb die Sache bis in die spätere Zeit und besteht in Schweden noch, wo man den Adelstand, geistlichen Stand, Bürgerstand und Bauernstand unterscheidet; wie aber aus dem Adelstande sich nach und nach der Fürstenstand abgesondert und beide sich in verschiedene Classen (ebenfalls Stände genannt) abgetheilt hatten, welche durch erbliche Fortpflanzung sich abgesondert erhielten, so wurden durch die immer höher steigende Volksentwickelung und die Theilnahme von Gliedern aller einzelnen Stände an der Staatsverwaltung, das Eindringen der Gelehrsamkeit in alle Stände, die Erhebung Einzelner durch Talent und Leistungen aus niederen Graden zu höheren Würden, die Stände unter sich selbst immer mehr verschmolzen, der Begriff des Standes trat dem des Ranges näher und ward nun durch den der Geburt ersetzt. Auf diese Weise ward aber der S. mehr ein Gattungsbegriff für besondere Beschäftigungsclassen und wie man schon früh den Lehr-, Wehr- und Nährstand unterschied, so spricht man in der neuern Zeit von den Ständen der Gelehrten, Beamten, Soldaten, Kaufleute, Künstler, Handwerker, Bauern ꝛc., ohne jedoch den ehemaligen Begriff von Ständen ganz aufgegeben zu haben, so daß sich nun beide in einander mischen und man unterscheiden muß, ob bei dem Ausdrucke S. der durch die Geburt oder durch den Beruf bestimmte gemeint ist; ersterer gilt in Bezug auf den Staatshaushalt, letzterer in Rücksicht auf seinen innern Mechanismus. 30.

Standarte, s. Fahne.

Standbild, s. Statue.

Standesherren heißen jetzt in Deutschland die seit der Auflösung des deutschen Reiches (1806) und durch die Bundesacte mediatisirten deutschen Fürsten,

Grafen und Herren, welche also aus der Oberhoheit des Kaisers in die der souverainen deutschen Fürsten getreten sind, in deren Gebiete ihre Besitzungen liegen, und deren Verhältnisse demnach denen ähnlich sich gestaltet haben, welche schon vorher unter dem Namen „S." in Östreich, Schlesien, der Lausitz und (die Grafen von Schönburg) in Sachsen bestanden, so jedoch, daß jeder einzelne deutsche Staat die Verhältnisse seiner S. zum Staate durch besondere Edicte festgestellt hat. Im Allgemeinen werden alle früheren reichsunmittelbaren Besitzer von Ländereien in Deutschland zu den S. gerechnet; sie sind mit den Gliedern der souverainen Fürstenhäuser für ebenbürtig (s. d. Art.) erklärt; besitzen als Fürsten das Prädicat Durchlaucht, als Grafen Erlaucht und gehören zu dem hohen Adel; haben vollständige Regierungsrechte über ihre Besitzungen und sind in den constitutionellen Staaten erbliche Mitglieder der Ständeversammlung; sind aber der Aufsicht des Staates untergeben, zu welchem sie gehören; besitzen nur die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit; sind im Steuerwesen den Bestimmungen ihres Staates unterworfen und genießen außer ihren Domainen und gutsherrlichen Rechten nur einen Theil der Landeseinkünfte. Mit Ausnahme von Östreich, wo die Standesherrlichkeit am Eingeschränktesten ist, gibt es in Deutschland noch folgende Standesherrschaften: A. Preußen: 1) in Schlesien: die Fürstenthümer Öls (Herzog von Braunschweig) = 38 □M., 90000 Einw., Wartenberg (Prinz Biron von Kurland) = 8 □M., 18000 Einw., Trachenberg (Fürst von Hatzfeld) = 6 □M., 16000 Einw., Neiße (Bischof von Breslau) = 24 □M., 100000 Einw., Troppau und Jägerndorf (Fürst Liechtenstein) = 17 □M., 56000 Einw., Pleß (Herzog von Köthen) = 19 □M., 44000 Einw., Sagan (Herzogin von Curland) = 21 □M., 40000 Einw., Carolath (Fürst Carolath) = 5 □M., 10000 Einw.; das Herzogthum Ratibor (bisher hessen-rothenburgisch) = 18 □M., 56000 Einw.; die Herrschaften Goschütz (Graf Reichenbach) = 3 □M., 7000 Einw., Militsch (Graf Maltzahn) = 5 □M., 11000 Einw., Beuthen (Graf Henckel von Donnersmark) = 14 □M., 40000 Einw., Muskau (Graf Pückler) = 9 □M., 10000 Einw.; 2) in Sachsen: die Grafschaft Stolberg, und zwar a) Stolberg-Wernigerode = 4½ □M., 15000 Einw., und b) Stolberg-Rosla = 5 □M., 13000 E.; 3) in Westphalen: die Fürstenthümer Korvei (bisher hessen-rothenburgisch) = 6 □M., 23000 Einw., Rheina-Wolbeck (Herzog von Looz-Corswaren) = 15 □M., 22000 Einw., Salm-Salm, Salm-Kyrburg zusammen 30 □M., 58000 Einw.; die Grafschaften Steinfurt (Fürst Bentheim-Steinfurt) = 1 □M., 3000 Einw., Horstmar (Fürst Salm-Horstmar) = 31 □M., 48000 Einw., Dülmen (Herzog von Croy-Dülmen) = 5 □M., 10000 Einw., Recklinghausen (Herzog von Aremberg) = 14 □M., 44000 Einw., Wittgenstein = 9½ □M., 18000 Einw., Limburg (Fürst Bentheim-Tecklenburg) = 1½ □M., 5000 Einw.; die Herrschaft Rheda (Fürst Bentheim-Tecklenburg) = 1½ □M., 4000 Einw.; 4) in Niederrhein: die Grafschaft Wied (Fürst Wied-Neuwied) = 9¼ □M., 37000 Einw.; das Fürstenthum Solms, a) Solms-Braunfels = 5 □M., 17000 Einw., b) Solms-Lich und Hohensolms = 1 □M., 3400 Einw.; Herrschaft Wildenburg (Graf Hatzfeld). — B. Baiern: 1) Isarkreis: das Fürstenthum Fugger-Babenhausen = 7 □M., 11500 Einw. und die Grafschaften Fugger-Kirchheim, Fugger-Weißenhorn, Fugger-Glött und Fugger-Nordendorf zusammen 6 □M., 17000 Einw.; 2) Rezatkreis: das Fürstenthum Öttingen in 2 Linien zusammen 6 □M., 28000 Einw. und Hohenlohe-Schillingsfürst = 1 □M., 3000 Einw.; die Grafschaften Schwarzenberg (Fürst Schwarzenberg) = 3½ □M., 10000 Einw. und Pappenheim = 3½ □M., 7000 Einw. und die Herrschaften Ellingen (Fürst Wrede) = 4 □M., 8000 Einw., und Speckfeld (Graf Rechtern) = 3 □M.,

7000 Einw.; 3) Regenkreis: Fürstenthum Eichstädt (Herzog von Leuchtenberg) = 10 □ M., 24000 Einw.; 4) Unterdonaukreis: Grafschaft Ortenburg = 1¼ □ M., 2300 Einw.; 5) Untermainkreis: die Fürstenthümer Leiningen = 5 □ M., 14000 Einw., Löwenstein-Rosenberg = 5 □ M., 13500 Einw. und Löwenstein-Freudenberg = 1 □ M., 3000 Einw.; die Grafschaft Castel = 5 □ M., 10000 Einw. — C. Würtemberg: 1) Neckarkreis: die Grafschaft Löwenstein = 2½ □ M., 7000 Einw.; 2) Donaukreis: die Besitzungen der Fürsten von Waldburg in 3 Linien = 13½ □ M., 34000 Einw., Fürsten von Thurn und Taxis = 13 □ M., 33000 Einw., Grafen Fugger-Kirchberg 1300 Einw., Stadion (Herrschaft Warthausen) = 5200 Einw. und die unbedeutenderen der Grafen Königsegg, Wartenberg, Salm-Dyck, Sternberg, Quadt, Schásberg, Plettenberg, Törring, Waldbott-Bassenheim und Rechberg, wie der Fürsten von Fürstenberg, Windischgrätz, Dietrichstein, Salm-Reiferscheid u. A.; 3) Jaxtkreis: die Fürstenthümer Hohenlohe in mehreren Linien = 33½ □ M., 112000 Einw., Krautheim (Fürst Salm-Krautheim) = 4 □ M., 16000 Einw.; die Grafschaft Limburg = 7 □ M., 14000 Einw. Mehrere Theile von Standesherrschaften und eine Anzahl kleinere hat übrigens die Krone in neuerer Zeit an sich gekauft. — D. Königreich Sachsen: die schönburgischen Herrschaften (s. d. Art.) und die Herrschaft Wildenfels (Graf Solms-Laubach) = 2½ □ M., 8000 Einw. im erzgebirgischen Kreise und die Herrschaften Königsbrück (Graf Hohenthal) = 1½ □ M., 2700 Einw. und Reibersdorf (Graf Einsiedel) in der Oberlausitz. — E. Hanover: das Herzogthum Aremberg = 33 □ M., 46000 Einw. und die Grafschaft Bentheim = 19 □ M., 28000 E. in der Landdrostei Osnabrück. — F. Baden: 1) das Fürstenthum Fürstenberg = 33 □ M., 92000 Einw. im Seekreise; die Fürstenthümer Leiningen = 26 □ M., 95000 Einw., Löwenstein-Wertheim = 18 □ M., 50000 Einw. und Salm-Krautheim = 4 □ M., 16000 Einw. im Unterrheinkreise. — G. Churhessen: nur ein Theil des Fürstenthums Isenburg = 7 □ M., 22000 E., nachdem die Linie Hessen-Rothenburg ausgestorben ist. — H. Großherzogthum Hessen: die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Isenburg = 8 □ M., 33000 Einw. in Starkenburg und Oberhessen; die Grafschaft Erbach = 11 □ M., 37000 Einw. in 3 Linien und die Besitzungen des Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg = 2 □ M., 5000 E. in Starkenburg; die Besitzungen der Fürsten und Grafen von Solms = 13½ □ M., 40000 Einw., Stolberg-Wernigerode und Rosla = 3 □ M., 8000 Einw.; der Grafen von Görz = 2½ □ M., 7000 E., Leiningen-Westerburg und des Freiherrn von Riedesel = 7½ □ M., 20000 E. in der Provinz Rheinhessen. — I. In Nassau: die Herrschaft Runkel (Fürst Wied-Runkel) = 2½ □ M., 8000 Einw.; die Grafschaft Holzappel (Erzherzog Stephan von Östreich) = 1¼ □ M., 3600 Einw.; die Grafschaft Westerburg nebst Herrschaft Schadeck (Graf Leiningen-Westerburg) = 1½ □ M., 4500 Einw.; die Herrschaft Reifersberg (Graf Waldbott-Bassenheim) = 1¾ □ M., 3400 Einw. und die Herrschaften Fahlbach, Nievern und Ahrenfels (Fürst von der Leyen). K. Oldenburg: die Herrschaft Kniephausen (s. d. Art.). L. Coburg-Gotha: die Grafschaft Obergleichen (Fürst Hohenlohe-Langenburg). M. Hohenzollern-Sigmaringen: einige Besitzungen der Fürsten von Fürstenberg und Thurn und Taxis. 37.

Standrecht, lat. judicium statarium; franz. conseil de guerre; engl. court martial, heißt die in manchen Gegenden, besonders an der ungarisch-türkischen Grenze, den wegen räuberischer Einfälle stationirten Grenzcommandos ertheilte Ermächtigung, den von den erlaubten Wegen Abgewichenen und des Verbrechens Verdächtigen sogleich auf der Stelle, wo er ergriffen worden, mittelst eines ziemlich summarischen Verfahrens zu richten und sofort die Strafe an ihm

Digitized by Google

zu vollstrecken. Wegen des der Willkühr überlassenen zu weiten Spielraumes ist dasselbe in neueren Zeiten sehr beschränkt und nur bei überhäuften Einfällen und dadurch provocirtem kleinern Kriege mit den Räubern noch für zulässig erkannt worden. 17.

Stanhope (spr. Stánŭpe) (Charles, Viscount Mahon, Graf von), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann, wurde im Aug. 1753 zu Genf, dem damaligen Aufenthaltsorte seiner Eltern, geboren und mit so großer Sorgfalt erzogen, daß er schon in einem Alter von 18 Jahren den von der Akademie zu Stockholm auf die gelungenste Abhandlung über die Schwingungen des Pendels ausgesetzten Preis davon trug, und später nicht nur mehrere, besonders mathematische Werke schrieb, sondern auch verschiedene Erfindungen von brauchbaren Maschinen machte, unter anderen eine Druckerpresse erfand, die jetzt noch seinen Namen trägt und auch im Auslande vielfach angewendet wird. Außerdem nahm er aber auch als Staatsmann an allen wichtigen Ereignissen seiner Zeit lebhaften Antheil, schlug schon im Jahre 1780 als Mitglied des Unterhauses mit Nachdruck eine Parliamentsreform vor, kämpfte nebst Pitt, dessen Vorschläge er kräftig unterstützte, auf der Seite der Opposition und wurde nach dem Tode seine Vaters im Jahre 1786 in das Oberhaus aufgenommen, wo er als Gegner Pitt's auftrat, allein in dem Kampfe über die unter Georg III. nöthig gewordene Regentschaft sich wieder an ihn anschloß, den Grundsatz verfocht, daß nur das Volk der Träger der gesetzlichen Macht sein könne, die unbeschränkteste Religionsfreiheit vertheidigte, sich als einen eifrigen Anhänger der französischen Revolution zeigte, seine ersten Briefe an Candorcet „Über die Unmenschlichkeit des Sklavenhandels" (1792) und eine „Vertheidigung der Rechte der Jury" herausgab und für die von Fox beantragte Aufrechthaltung der Preßfreiheit sprach. Fortwährend erklärte er sich gegen den Krieg mit Frankreich und unterstützte sogar eine Adresse des Oberhauses an den König zur Anerkennung der französischen Republik. In dem Processe gegen Warren Hastings war er zwar einer der Richter, zog sich aber davon, so wie nach Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte von den Parliamentsitzungen gänzlich zurück und erschien erst im Jahre 1800 wieder im Oberhause, wo er aufs Neue gegen den Krieg mit Frankreich, für die Aufhebung des Sklavenhandels und 1807 gegen den Krieg mit Nordamerika sprach, 1811 eine ministerielle Bill in Bezug auf die Schatzkammerscheine unterstützte, 1813 die Admiralität wegen der im Kriege mit Nordamerika getroffenen Maßregeln, besonders hinsichtlich der Zerstörung von Washington anklagte, 1814 aufs Neue für die Emancipation der Katholiken sprach und kurz darauf die Vereinigung und Zusammenfassung der unzähligen englischen Gesetze in einen kurzen, klaren und einfachen Codex beantragte. Er starb am 1. Dec. 1816. — Sein Sohn, Philipp Heinrich S., geb. 1781, lebte als Lord Mahon längere Zeit in Deutschland, besonders in Dresden und gab hier ein „Gebetbuch für Gläubige und Ungläubige, für Christen und Nichtchristen" (1800) heraus. Nach England zurückgekehrt trat er ganz auf die Seite seines Oheims Pitt, schlug im Jahre 1818 nach seiner Aufnahme in das Oberhaus die Theilung Frankreichs vor, um dadurch die Ruhe von Europa zu sichern, und stimmte in dem Processe der Königin Karoline gegen die wider sie beantragte Strafbill. Mit Eifer nahm er sich des unglücklichen Caspar Hauser an, sorgte für dessen Bildung und beschloß ihn später mit sich nach England zu nehmen, sprach sich aber nach seinem Tode in der Schrift: „Materialien zur Geschichte Caspar Hauser's" (Heidelb. 1835) über ihn als einen Betrüger aus. — Dessen Schwester, Lady Esther S., genannt die Königin des Libanon, verließ kurz nach dem Tode ihres Oheims Pitt ihr Vaterland, unternahm eine Reise durch Europa, hielt sich mehrere Jahre in Constantinopel auf und reiste von da nach Syrien ab, litt aber in der Nähe von Rhodus Schiffbruch und sah sich nach gänzlichem Verluste ihres Vermö-

gens genöthigt nach England zurückzukehren, wo sie die Überreste desselben sammelte und sich von Neuem mit dem Entschlusse auf Reisen begab, ihren Aufenthalt von nun an im Morgenlande zu wählen. In Syrien angelangt hielt sie sich längere Zeit in Haleb auf, wo sie das Arabische erlernte und sich zu einer Reise in das Innere des Landes vorbereitete. An der Spitze einer großen Karavane führte sie mit den Sitten des Landes hinlänglich bekannt und mit reichen Geschenken für die arabischen Stämme versehen ihren Vorsatz aus, besuchte alle Theile von Syrien und drang bis nach Palmyra vor, wo sie mehrere Beduinenstämme durch die Pracht ihres Aufzuges und ihre Schönheit bezaubert zur Königin austiefen. Nachdem sie hierauf noch große Reisen im Morgenlande beendigt hatte, nahm sie ihre Wohnung in einem Maronitenkloster auf dem Libanon, welches man ihr überlassen hatte, erbaute daselbst mehrere Häuser, legte einen Garten in türkischem Geschmacke an, umschloß das Ganze mit einer Mauer und lebt daselbst ganz in der Weise der Morgenländer. Ihren großen Einfluß auf die Pascha's, den sie sich lange durch reiche Geschenke zu erhalten gewußt hatte, hat sie zwar später verloren, allein von den Beduinen wird sie jetzt noch wegen ihrer Weisheit und Güte wie ein höheres Wesen verehrt. Ihren persönlichen Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart bewies sie einst besonders dadurch, daß sie an der Spitze ihrer Diener einen Angriff von Räubern aus der Wüste mit dem Schwerte in der Hand zurückschlug. Ihre einsame Lebensweise hat sie in den letztvergangenen Jahren dem Mysticismus und der Astrologie geneigt gemacht. 81.

Stanislaus, Könige von Polen. — S. I., Leszczynski, Sohn des Starosten von Fraustadt und Krongroßschatzmeisters von Polen, geb. zu Leopold am 20. Oct. 1677, nach Andern zu Lemberg 1682, ward von seinem Vater hart und schlecht erzogen, bereiste Frankreich, ward 1699 polnischer Gesandter in Constantinopel und nach seiner Rückkehr Starost und Landbote und nach dem Tode seines Vaters vom Könige August II. zum Woiwoden von Polen ernannt. Dessenungeachtet war er bei der Conföderation, die August II. auf Antrieb Karl's XII. 1703 absetzte und reiste als Gesandter zu Karl XII. ins Lager nach Sachsen, dem es so gefiel, daß er seine Wahl zum Könige von Polen (12. Juli 1704) bewirkte. Allein die Conföderation zu Sendomir, die unerwartete Ankunft August's in Warschau und die Entfernung Karl's XII. mit seinem Heere nöthigten S. sich eiligst zurückzuziehen und erst als Karl die Sachsen wieder aus Polen vertrieben hatte, ward S. am 7. Oct. 1705 in Warschau gekrönt. Er folgte dann Karl XII. nach Sachsen und kehrte erst 1707 mit diesem nach Polen zurück, um daraus die Russen zu vertreiben, die in Litthauen eingefallen waren und das Land verwüsteten. Allein als nach der Schlacht bei Pultawa (22. Juni 1709) August mit einem Heere in Polen einfiel und die Schweden daraus verjagte, sah sich S. genöthigt, sich über Stettin nach Schweden zu begeben (1711), kam jedoch 1712 mit der Armee des General Stenbock zurück und bewies persönliche Tapferkeit vor Rostock und Güstrow. Er knüpfte jetzt mit August Unterhandlungen an und war bereit die als nothwendig geforderte Thronentsagung zu gewähren; da aber Karl XII. in Bender nichts davon hören wollte, reiste er von zwei Officieren begleitet unter einem angenommenen Namen selbst zu ihm (1713), wurde jedoch zu Jassy von den Türken festgenommen, nach Bender gebracht und erst 1714 wieder freigelassen. Vergebens hatte ihn Karl zu bereden gesucht, zur Wiedererlangung der Krone Polens die Waffen zu ergreifen und mit ihm heimlich nach diesem Reiche zurückzukehren, trat ihm aber das Fürstenthum Zweibrücken ab, wohin sich auch S. begab und wo er seine Familie fand. Hier hatte von einem sächsischen Officiere ein Mordanfall auf ihn Statt, der jedoch glücklicher Weise vereitelt wurde; großmüthig verzieh er dem Verbrecher und entließ ihn. Nach dem Tode Karl's XII. (1718) wandte er sich an den französischen Hof, wo er, trotz der Protestationen des Königs August von

Polen, freundschaftlichst aufgenommen ward, und nahm seinen Aufenthalt zuerst in Weißenburg, dann in Bergzabern, wo ein neuer Versuch, ihn mit vergiftetem Tabak zu tödten, abermals vereitelt wurde, und 1723, nach der Vermählung seiner Tochter mit Ludwig XV., in Chambord bei Meudon, wo er als Privatmann ruhig lebte. Nach dem Tode August's (1. Febr. 1733) suchte er aber den polnischen Thron aufs Neue zu erlangen und ward von Frankreich und Schweden unterstützt. Er reiste als Kaufmann mit einem einzigen Begleiter nach Warschau, zeigte sich dort den Tag vor der Wahl (10 Sept.) öffentlich, ward mit Enthusiasmus aufgenommen und wirklich am 11. Sept. zum zweiten Male einstimmig zum Könige erwählt, nachdem sich die Gegenpartei vom Wahlfelde entfernt hatte, die nach einigen Tagen in Praga den Churfürsten Friedrich August von Sachsen zum Könige erwählte. Doch die Russen und Sachsen vertrieben S. bald aus Warschau und belagerten ihn in Danzig, bei dessen Eroberung (28. Juni 1734) er nur mit äußerster Gefahr entfloh, da von Rußland ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war. Jetzt forderte S. selbst, um unnützes Blutvergießen zu verhüten, die Nation auf, sich seinem Feinde zu unterwerfen, und entsagte im wiener Frieden (3. Oct. 1735 und ratificirt 1738) der polnischen Krone gänzlich, behielt aber den königlichem Titel und erhielt Lothringen und Bar als lebenslänglichen Besitz, so wie die sämmtlichen eingezogenen Leszczynskischen und Opalinskischen Güter in Polen zurück. Die Revenüen seiner Herzogthümer trat er sogleich gegen eine Pension von 2 Millionen Franken an Frankreich ab, die er zu Wohlthaten und Unterstützungen für seine Unterthanen anwandte und dadurch sich den Beinamen „des Wohlthätigen" erwarb. Seine Residenz war Luneville. Er starb den 23. Febr. 1766, nachdem er 3 Wochen vorher dadurch, daß sein Schlafrock am Kaminfeuer gefangen, sich heftig verbrannt hatte. Seine Schriften erschienen gesammelt zu Paris 1763 in 4 Bden. — S. II. August, Sohn des Großschatzmeisters von Polen, Grafen Stanislaus Poniatowski, geboren auf einem Landgute seiner Familie am 17. Jan. 1732, ward sorgfältig erzogen und bereiste jung Europa, ward aber in Paris Schulden halber verhaftet und nur durch die Verwendung der Madame Geoffrin wieder in Freiheit gesetzt. In London lernte S. den Ritter William Hambury kennen, begleitete ihn, da dieser als Gesandter nach Petersburg ging, dahin und gefiel der damaligen Großfürstin, der nachmaligen Kaiserin Katharina, sehr, mit der er, kurz darauf von August III. als Gesandter nach Petersburg geschickt, in ein trauliches Verhältniß trat; aber Frankreich bewirkte seine Abberufung (1761), da er zu sehr auf der englischen Partei stand. Nach August's III. Tode (Oct. 1763) bewog ihn Katharina, obgleich er arm war, sich unter die Thronbewerber zu stellen und ihrem Einflusse, so wie dem russischen Golde gelang es, seine Wahl durchzusetzen (7. Sept. 1764); sie mischte sich aber sogleich nach seinem Regierungsantritte in den Kampf der politischen Parteien, indem sie die Dissidenten beschützte und auf dem Reichstage von 1766 in Verbindung mit Preußen, England und Dänemark die Wiederherstellung der bürgerlichen Gleichheit zwischen den Dissidenten und Katholiken erlangte, die auch 1767 vom Fürsten von Repnin militairisch ausgeführt wurde. Nachdem sich aber der protestantische Adel und die protestantischen Städte unter russischen Schutz begeben hatten, ward die Gährung in Polen allgemeinen. Lubomirski, Krasinski und Sulawski stifteten die Conföderation zu Bar, erklärten am 8. Aug. 1770 den König der Krone für verlustig und den Thron für erledigt und entführten den König in der Nacht vom 3. Nov. 1771 aus Warschau, nachdem sie ihn mit einem Säbelhiebe verwundet und auf ihn und seine Begleiter geschossen hatten. Nur die Furcht vor den herumstreifenden russischen Truppen zerstreute die Bande, welche den König begleitete, worauf S. den Anführer derselben, Krasinski, durch seine Beredsamkeit so erschütterte, daß er ihn in eine Mühle brachte, aus welcher er nach Warschau zurück-

kehrte. Diese Wirren benutzten aber Rußland, Östreich und Preußen zur ersten Theilung Polens und S. mußte sich ganz dem russischen Einflusse hingeben. Der russische Gesandte war, unter der Bedeckung eines russischen Heeres, von jetzt an der eigentliche Regent des Reichs, das seiner politischen Auflösung entgegen ging. Dessenungeachtet versuchte es S. der Nation durch eine zweckmäßige innere Gestaltung aufzuhelfen. Es ward (1776) dem ehemaligen Großkanzler, Grafen Zamoyski, die Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuches aufgetragen, das aber unter dem Einflusse des Parteigeistes verworfen ward, die Tortur abgeschafft, das Finanzwesen besser eingerichtet, wobei der König 1 Million polnische Gulden von seinen Einkünften aufopferte, der Luxus durch eine Kleiderordnung eingeschränkt, das Erziehungswesen durch eine neu errichtete Erziehungscommission geleitet und für diesen Zweck das Eigenthum der Exjesuiten bestimmt; ja als der edlere Theil der Polen durch eine Umgestaltung des innern Staatslebens vermittelst einer zeitgemäßen Verfassung und der Erblichkeit der königlichen Würde dem Staate im Innern und nach Außen eine feste Begründung und neue Haltung zu geben suchte und Preußen durch ein Bündniß mit Polen die Hand nicht nur zur Garantirung der Integrität des polnischen Staats bot, sondern auch demselben einen Beistand von 40000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei zuführte, sobald sich eine fremde Macht in dessen innere Angelegenheit mischen würde, zeigte selbst S. durch die Errichtung eines neuen Heeres, welches bis auf 100000 Mann gebracht werden sollte, eine größere Kraft als vorher. Er schien entschlossen zu sein, dem Zorne Katharinens, den er auf sich geladen hatte, Trotz zu bieten, beschwor öffentlich und feierlich die Constitution vom 3. Mai 1791 und zeigte sich überhaupt in dieser Angelegenheit so weise und edel, daß er sich die Achtung und Liebe seiner Nation wieder erwarb, mußte sich aber unter Rußlands Einflusse der targowitzer Conföderation anschließen. Auf dem Reichstage zu Grodno (29. Sept. 1792) wurde nun, nach dem Siege der russischen Truppen, die neue Verfassung verworfen und als nun auch Preußen in seiner Freundschaft erkaltete, erfolgte die zweite Theilung Polens (März 1793). S. zog sich durch seinen Widerspruch nur persönliche Mißhandlungen von den Russen zu, Katharina zwang ihn auf dem Reichstage zu Grodno die Abtretungsurkunde an Rußland (13. Juli 1793) und an Preußen (25. Sept.) zu unterzeichnen; russische Truppen besetzten Polen, das nun schon alle Selbstständigkeit verlor, und S. ward, nachdem die Polen den letzten Versuch gewagt hatten und Kosciusko von dem russischen General Fersen geschlagen worden war (10. Oct. 1794), von Katharina, am 25. Nov. 1795, am Jahrestage seiner Krönung, gezwungen, dem Throne zu entsagen und erhielt von den drei Mächten, die sich in sein Reich theilten, 200000 Ducaten Pension. Er lebte hierauf in Grodno, nach Katharinens Tode aber (seit 1797), von Paul eingeladen, in Petersburg. Er starb unverheirathet am 12. Febr. 1798. Er war ein Mann von edlem und großmüthigem Charakter, aber ohne Kraft und Festigkeit und nicht geliebt von den Großen des Reichs; auch fehlte es ihm an finanziellen Mitteln, um das Ansehn der Krone zu behaupten. 25.

Stanislausorden, von Stanislaus II., König von Polen, am 7. Mai 1765 gestiftet, verlor bald sein Ansehn, da die auf 100 festgesetzte Zahl der Ritter (die Ausländer ausgenommen) bald überschritten wurde. Kaiser Alexander I., von Rußland, erneuerte ihn deßhalb als König von Polen am 1. Dec. 1815 und theilte ihn in 4 Classen. Sein Zeichen ist ein achtspitziges, roth emaillirtes Kreuz, dessen Spitzen mit runden Knöpfchen besetzt sind; in den Zwischenräumen des Kreuzes sieht man weiße gekrönte Adler mit ausgespannten Flügeln und zwischen den Spitzen jedes Flügels desselben goldene Rosen; die vordere Mitte zeigt auf weißem Grunde den heiligen Stanislaus mit einem Lorbeerkranze umgeben, die Rückseite auf gleichem Grunde den rothen Namenszug: S. S. (Sanctus Stanis-

laus). Es wird an einem rothen, weiß eingefaßten Bande getragen und überdieß den 2 ersten Classen ein silberner Stern auf der linken Brust beigegeben. 77.

Stankkugeln bestehen aus einem Beutel von Leinwand von der Größe einer 12pfündigen Cartouche, die mit warmem Leuchtkugelsatze gefüllt ist, unter welchen noch kleingehackte Federn, Pferdehaare, geraspeltes Horn ꝛc. gemischt sind. Sie werden beim Minenkriege gebraucht, um dem feindlichen Mineur das Vordringen in seinen Arbeiten zu erschweren. 61.

Stanley (spr. Stänli) (Edward Geoffrey Smith, Lord), aus einem alten englischen Geschlechte stammend, ward den 29. März 1799 geboren und trat 1824 in das Unterhaus für den Flecken Preston, wo er sich zuerst durch seine Vertheidigung der irländischen protestantischen Kircheneinrichtung bemerkbar machte. Hierauf unternahm er eine Reise nach Amerika und ward später im Ministerium der Colonien und 1828 als erster Secretair des Vicekönigs von Irland, Lord Anglesea, angestellt, wo er sich aber häufig sehr schroff zeigte. Als Parlamentsmitglied für Windsor (seit 1830) hatte er beständig Reibungen mit O'Connel, nahm an allen Verhandlungen lebhaften Antheil und ward unter Grey's Ministerium erster Secretair für Irland und bald darauf Mitglied des geheimen Raths, als welcher er im Unterhause auf ernste Maßregeln in Bezug auf Irland antrug und stets als Widersacher O'Connel's auftrat, aber für die Verbesserung der Geschwornengerichte, des Schulwesens und des Zehntensystems in Irland, so wie für die Annahme der Reformbill kräftig wirkte. Als Minister der Colonien, welches Amt er 1833 übernahm, wirkte er entschieden für die Aufhebung der Sklaverei, trat wegen Zwiespalts des Ministerium über die irischen Kirchenangelegenheiten im Mai 1834 zugleich mit Graham, Göderich und Richmond aus dem Ministerium, wandte sich auf die Seite der Opposition gegen das neue Toryministerium, konnte sich aber auch mit dem folgenden Whigministerium Melbourne's nicht vereinigen und trat nun zu der Partei der gemäßigten Tory's über, wo er sich jetzt als einer der Hauptführer zeigt. 16.

Stanze heißt eigentlich jede einzelne Strophe eines Gedichtes, öfters auch ein lyrisches Gedicht von nur einer Strophe. Später aber gebrauchte man diesen Ausdruck vorzugsweise von den ottave rime, welche ihren Ursprung in Sicilien hatten, wo man sich ihrer schon im XIII. Jahrh. bediente. Doch gab ihr Boccaccio zuerst die regelmäßige Form, welche noch jetzt allgemein gebraucht wird, und Poliziano bildete sie weiter aus und sie blieb seitdem die stehende Versart für die epischen Gedichte der Italiener. Die ottave rime bestehen aus acht elfsylbigen jambischen Versen mit weiblichen Reimen, von denen die sechs ersten mit verschlungenen Reimen sich bewegen, die zwei letzten Verse aber mit einem weiblichen Reime schließen, welcher der ganzen Strophe eine wohlklingende Rundung verleiht. Unter den Italienern wurde sie vorzüglich von Bojardo, besonders meisterhaft aber von Ariosto und Tasso angewendet; unter den Deutschen hingegen waren Göthe, Schlegel, Gries, Tieck, Apel, Fouqué und vornehmlich Schulze in ihrem Gebrauche am Glücklichsten; jedoch erlaubten sich dieselben in Bezug auf den Wechsel des Reimes manche Freiheit, wobei sie aber wenigstens den Schlußreim immer unverändert beibehielten. Die größte Willkühr in Anwendung derselben zeigte indeß Wieland, der von dem regelmäßigen Baue der S. fast nichts als die acht Zeilen beibehielt, übrigens aber fast bis zur gänzlichen Gesetzlosigkeit mit männlichen und weiblichen Reimen wechselte, Daktylen unter die Jamben mischte und überall nach bloßer Bequemlichkeit verfahren zu haben scheint. 81.

Stapel, s. Schiffsbaukunst.

Stapelgerechtigkeit oder **Niederlagerecht** (von stapeln, aufstaffeln, aufeinander schichten), jus emporii, jus stapulae, ist das in älteren Zeiten gewissen Marktstädten zugestandene Recht, zu verlangen, daß die durch ihr Gebiet durchzuführenden Verkaufswaaren bei ihnen eine Zeit lang (mehrentheils 3 Tage) zum

Beschauen aufgestellt werden, um den Liebhabern dadurch Gelegenheit zu verschaffen, solche kennen zu lernen und davon zu kaufen. Die Stapelgerechtigkeiten wurden solchen Städten verliehen, welche man dadurch zu Marktstädten zu erheben beabsichtigte, daher man in den Urkunden gemeiniglich das Markt- und Stapelrecht in Verbindung findet. In Deutschland wurde das Stapelrecht (im Allgemeinen für alle Güter) von den Kaisern verliehen und erhielten solches unter andern die Städte Bremen, Breslau, Köln, Hamburg, Ingolstadt, Leipzig, Mainz, Passau, Trier. Für einzelne Artikel, z. B. die Holzflösse, ertheilten solches die mächtigeren Vasallen in ihren Gebieten. In späteren Zeiten wurde es den Städten weder mehr nöthig noch möglich dieses Recht länger auszuüben; es blieb daher blos den Verkäufern das Recht, zu verlangen, daß man sie bei der Durchreise einige Tage feilhalten lasse, welches namentlich zu Leipzig, wo nach der ursprünglichen Einrichtung jeder Bürger Handel treiben durfte und nur die Kramer Privilegien hatten, noch lange beobachtet wurde. Unter Stapelplatz versteht man einen solchen Platz, Stadt oder Hafen, wo Kaufmannsgüter abgeladen werden und zur weitern Bestimmung aufgehäuft bleiben. 38.

Stapß (Friedrich), ein schwärmerischer Jüngling, war der Sohn eines Predigers zu Naumburg an der Saale, wurde am 14. März 1792 geboren und widmete sich dem Kaufmannsstande, verließ aber als achtzehnjähriger Jüngling heimlich Leipzig, wo er in Condition stand, und begab sich am 13. Oct. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon eben Heerschau hielt, drängte sich an denselben, um ihn mit einem Küchenmesser, welches man nach seiner Verhaftung bei ihm fand, zu ermorden, wurde aber auf Befehl des General Rapp, dem sein dringendes und hastiges Gesuch den Kaiser sprechen zu wollen verdächtig vorkam, verhaftet und nach dem offenen Geständnisse seines Vorsatzes am 17. Oct. früh um 7 Uhr erschossen, nachdem er die ihm vom Kaiser selbst angetragene Begnadigung durch die Äußerung zurückgewiesen, daß er auch dann noch ihn zu ermorden versuchen würde, und nachdem er seit dem 14. Oct. keine Nahrung mehr zu sich genommen hatte. Seine letzten Worte waren: „Es lebe die Freiheit! Es lebe Deutschland. Tod seinem Tyrannen!“ 81.

Starhemberg oder Stahremberg (Ernst Rüdiger, Graf von), geb. 1638, war Gouverneur von Wien, als die Türken unter dem Großwesir Kara Mustapha vom 9. Juli bis zum 12. Sept. 1683 die Stadt belagerten. Mit unglaublicher Thätigkeit stellte er dem Feinde den größten Widerstand entgegen; unaufhörlich feuerte er den Muth der schwachen Besatzung und aller Einwohner durch sein rühmliches Beispiel von Entschlossenheit an, schlug mehrere Stürme des erbitterten Feindes zurück, zerstörte die Werke der Belagerer durch wiederholte Ausfälle, ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen und sorgte eben so klug, als kräftig für die Polizei der geängsteten Stadt, bis sie durch Johann Sobieski entsetzt ward. Wegen dieser ausgezeichneten Vertheidigung erhielt S. vom Kaiser Leopold am 14. Sept. ein eigenes Wappen, den Stephansthurm, die Stadtmauer und ein goldenes L (Leopold I.), den Orden des goldenen Vließes, 100000 Reichsthaler und einen kostbaren Ring, außerdem wurde er Generalfeldmarschall und Staatsminister und die gerettete Bürgerschaft machte aus Dankbarkeit das Starhemberg'sche Haus auf der Wieden von allen Aufgaben frei. Später befehligte S. in Ungarn das Fußvolk, ward vor Ofen verwundet und starb als Hofkriegsrathspräsident 1701. 25.

Starhemberg (Guidobald, Graf von), Feldmarschalllieutenant und Hofkriegsrathspräsident, geb. 1657, ein Vetter des Vorigen, wurde bei den Jesuiten erzogen, trat aber wegen Unlust zum geistlichen Stande 1680 in das Regiment seines Vetters, Ernst Rüdiger, war während der Belagerung von Wien dessen Generaladjutant und zeichnete sich hier durch Geistesgegenwart und Unerschrocken-

heit vorzüglich aus, als der große Brand am 15. Juli 1683 die Pulverkammer zu ergreifen drohte. Er wurde hierauf Oberstlieutenant und focht rühmlichst bei der Erstürmung von Ofen (1686), wo er schwer verwundet ward, dann, zum Obersten ernannt, bei Mohacz (1687), Belgrad (1688) und am Morawa (1689) und vertheidigte Essek (1690), ward 1692 Feldmarschalllieutenant und Commandant von Ehrenbreitstein, wohnte 1693 der großen Schlacht bei Zentha (11. Sept. 1697) bei und folgte dem Prinzen Eugen nach Italien, wo er 1703 an dessen Stelle den Oberbefehl führte. S. hielt den französischen Feldherrn Vendome von dem Eindringen in Tyrol ab, wodurch er die Vereinigung des östreichischen Heeres mit dem des Herzogs von Savoyen bewirkte. Ausgezeichnet war sein Benehmen in Spanien; ohne viele Hülfsmittel und große Streitkräfte mußte er sich hier auf bloße Vertheidigung beschränken und wegen seines überaus lebhaften kleinen Kriegs, überraschender Märsche und schlauer Überfälle nannte man ihn „el gran Capitan." Inzwischen siegte er über Philipp's von Anjou Heer bei Almenara (27. Juli 1710) und bei Saragossa (20. Aug.), eroberte Madrid und ließ daselbst den Erzherzog Karl als König ausrufen. Wegen Mangel und Verrath mußte er sich aber über Saragossa nach Barcelona, wo seine Vorräthe waren, zurückziehen, wo er nach der Rückkehr Karl's nach Deutschland als Vicekönig blieb, und ging erst in Folge des Neutralitätstractats vom 14. Mai 1713 nach Wien zurück, wo er in Abwesenheit des Prinzen Eugen Präsident des Hofkriegsraths wurde. Er starb 1737. Seine Unerschrockenheit war so groß, daß man von ihm zu sagen gewohnt war: „Und wenn der Himmel einfiele, er würde die Farbe nicht ändern." 25.

Stark (Johann August, Freiherr von), berüchtigter Kryptokatholik, ward am 29. Oct. 1741 zu Schwerin im Meklenburgischen geboren und studirte in Göttingen, wo er auch Freimaurer ward, vorzüglich die orientalischen Sprachen. Nach Petersburg als Lehrer gekommen war er für die Interessen seines Ordens äußerst thätig. Später reiste er nach England und von da 1765 nach Paris, wo er schon durch sein Betragen und seinen Umgang das Gerücht von seinem Übertritte zur katholischen Kirche veranlaßte, welches dadurch, daß er als Interpret der morgenländischen Handschriften an der königlichen Bibliothek mit einem Gehalte von 1000 Livres angestellt worden war, noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewann und nach seiner Rückkehr als Conrector zu Wismar durch sein geheimnißvolles Wesen nur bestärkt wurde. Nachdem er im Jahre 1768 abermals nach Petersburg, wahrscheinlich in geheimen Angelegenheiten, gereist war, wurde er im folgenden Jahre außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprache in Königsberg, 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich vierter ordentlicher Professor der Theologie, 1773 Doctor der Theologie und 1776 Oberhofprediger und dritter Professor. Allein aus Verdruß über die fortwährenden Anfeindungen legte er 1777 seine Stellen nieder und ging als Professor der Philosophie an das akademische Gymnasium nach Mitau. Doch schon 1781 wurde er als Oberhofprediger und Oberkirchen- und Consistorialrath nach Darmstadt berufen. Auch jetzt des Kryptokatholicismus, des Jesuitismus, der Proselytenmacherei u. dergl. und zwar sogar öffentlich (1786) von den Herausgebern der „berliner Monatsschrift", Gedike und Biester — wodurch ein Proceß veranlaßt wurde — beschuldigt, schrieb er, nach mehrfachen Aufforderungen, zu seiner Rechtfertigung: „Über Kryptokatholicismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften ꝛc." (Frankf. a. M. 1787. 2 Thle.); ferner: „Nachtrag oder dritter Theil" (Gießen 1788) und „Apologismos an das bessere Publicum" (Halle 1789). Gegen die letztere Schrift trat C. F. Bahrdt mit einer „Beleuchtung des Stark'schen Apologismos" (Halle 1790) auf, wie denn überhaupt mehrere Schriften theils wider, theils gegen S. erschienen. Dieser zweideutigen Verhältnisse und Gerüchte ungeachtet ward er 1807 mit dem Großkreuze des großherzoglichen Ludwigsordens geschmückt und 1811 sogar in den Freiherrnstand

erhoben. In ſeiner um dieſe Zeit verfaßten und vielgeleſenen Schrift: „Theodul's Gaſtmahl oder über die Vereinigung der verſchiedenen chriſtlichen Religionsſocietäten" (Frankf. a. M. 1809), welche bis 1817 fünf Auflagen erlebte und 1828 in der 8. Auflage erſchien, wollte man ebenfalls eine nachdrückliche Empfehlung des Katholicismus finden. Ohne ſich von dem Verdachte, ein geheimer Anhänger deſſelben geweſen zu ſein, befreit zu haben, ſtarb S. am 3. März 1816. Nach ſeinem Tode ſoll man bei ihm ein zum Meſſehalten ganz eingerichtetes Zimmer gefunden haben. Auch ſoll er verordnet haben, in geweihter Erde begraben zu werden. Noch hat man von ihm folgende Schriften: „Hephäſtion" (Königsb. 1775); „Freimüthige Betrachtungen über das Chriſtenthum" (Berl. 1780); „Geſchichte der chriſtlichen Kirche des I. Jahrhunderts" (Berl. 1779—1780. 3 Bde.); „Verſuch einer Geſchichte des Arianismus" (Berl. 1783—1784. 2 Thle.); „Geſchichte der Taufe und der Taufgeſinnten" (Leipz. 1789). 63.

Stark (Johann Chriſtian) hat ſich als Univerſitätslehrer, Schriftſteller, geſchickter Arzt und Geburtshelfer einen Namen erworben und ſeiner Zeit zum Glanze der Univerſität Jena viel beigetragen. Er ward zu Osmannsſtedt im Großherzogthume Weimar am 13. Jan. 1753 geboren, ſtudirte Medicin, promovirte zu Jena und wurde daſelbſt 1779 Profeſſor der Medicin, welche Stelle er mit vieler Auszeichnung und großem Beifalle bis an ſeinen Tod (11. Jan. 1811) begleitete. Er iſt Verfaſſer einer Menge mediciniſcher und geburtshülflicher Schriften, unter welchen wir erwähnen: „Verſuch einer wahren und falſchen Politik der Ärzte" (1784); „Archiv für die Geburtshülfe" (1787—1797. 6 Bde.); „Handbuch zur Kenntniß und Heilung innerer Krankheiten des menſchlichen Körpers" (1799 u. 1800. 2 Thle.). — Sein Sohn, Karl Wilhelm S., geb. zu Jena 1787, jetzt ordentlicher Profeſſor der Medicin daſelbſt, großherzoglich ſächſiſcher Hofrath und Leibarzt und Ritter des Falkenordens, hat ſich durch „Pathologiſche Fragmente" (Weimar 1824—1825. 2 Bde.) bekannt gemacht. — Sein Neffe, Johann Chriſtian S., geb. zu Kleinkransdorf bei Weimar 1769, jetzt großherzoglich ſächſiſcher geheimer Hofrath und Leibarzt, ordentlicher Profeſſor der Medicin, Director der Entbindungsanſtalt, der Irrenanſtalt zu Jena, Mitglied der Landesdirection zu Weimar, Senior der mediciniſchen Facultät, iſt einer der berühmteſten Chirurgen, Accoucheure und Augenärzte, hat aber wenig geſchrieben. Bekannt von ihm iſt: „J. Fr. Henkel's Anweiſung zum chirurgiſchen Verband umgearbeitet" (Neuſte Ausg. Jena 1833. mit 24 Kpfrn.). 39.

Starke (Gotthelf Wilhelm Chriſtoph), ein vorzüglicher praktiſcher Theolog, Kanzelredner und Schriftſteller, wurde am 9. Dec. 1762 zu Bernburg geboren. Auf der Schule ſeiner Vaterſtadt und durch Privatunterricht vorbereitet bezog er 1780 die Univerſität Halle, ward nach Beendigung ſeiner Studien Collaborator und 1798 Rector an der Stadtſchule in Bernburg, dann Oberprediger an der Stadtkirche daſelbſt, 1808 als Hofprediger nach Ballenſtedt berufen und im Jahre 1817 zum Oberhofprediger ernannt. Seit 1829 in Ruheſtand verſetzt ſtarb er am 27. Oct. 1830. Durch ſeine muſterhaften, mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen" (4 Sammlungen, Berl. 1793—1798. 8. 3. Aufl. 6 Bde. Braunſchw. 1827), welche auch in das Franzöſiſche und Holländiſche überſetzt worden ſind, hat ſich S. eine vorzügliche Stelle in der deutſchen Literatur erworben. Außerdem beſitzen wir von ihm: „Gedichte" (Bernburg 1788); „Schulprogramme von 1790—1798"; „Vermiſchte Schriften" (Berl. 1796); „Predigten" (Berl. 1797); „Kirchenlieder" (Halle 1804); „Lieder für unſere Zeit" (1813); „Vier Predigten über die Vereinigung der evangeliſchen Chriſten" (Quedlinburg 1817) und mehrere Erzählungen, Lieder und Gedichte in Zeitſchriften und Taſchenbüchern. 63.

Staroſten hießen ſonſt in Polen diejenigen Edelleute, welche einem gewiſſen

Bezirke (grod) vorstanden und die Gerichtsbarkeit darüber ausübten, also s. v. a. Landhauptleute. Sie waren auf Lebenszeit Inhaber gewisser Güter (Staroſteien), welche zu ihren Einkünften bestimmt waren und vom Könige verliehen wurden, aber nie von diesen zu Domainen gemacht werden konnten. 30.

Starrkrampf, lat. tetanus; franz. tetanos; engl. tetany, eine Krankheit, die sich durch die Rigidität mehr oder weniger solcher Muskeln, die der freiwilligen Bewegung unterworfen sind, zu erkennen gibt, ist ein heftiger Muskelkrampf, der häufig aus einem Leiden des Rückenmarks entsteht. Befällt dieser Krampf die meisten bewegenden Muskeln, so wird der Körper ganz steif und gerade, und kein Glied kann gebeugt werden; befällt er nur die Muskeln der vordern, hintern oder seitlichen Hälfte des Körpers, so ist der Körper nach Hinten, nach Vorn oder nach der Seite gebeugt; befällt er die Muskeln der untern Kinnlade, so wird er Kinnbackenkrampf (trismus) benannt, wobei die Zähne fast auf einandergedrückt sind und der Mund nicht geöffnet werden kann. Häufig sind mit diesen Krämpfen heftige Schmerzen verbunden, jedoch behält der Kranke fast immer seine Besinnung; die Krankheit greift aber den Körper so sehr an, daß meistentheils, und zwar schon nach wenigen Tagen, der Tod erfolgt. — Die Ursachen, die sie hervorrufen, sind heftige Erkältungen, gewisse Gifte, Überladungen des Magens, Zurücktritt von Hautausschlägen, am Häufigsten Wunden, und zwar meistens solche, die eine Zerquetschung der Weichtheile bewirkt haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Veranlassungen eine Entzündung oder Reizung des Rückenmarks erregen müssen, wenn S. entstehen soll. In unserm Klima gehört diese Krankheit zu den seltenen, dagegen ist sie in heißen Erdstrichen sehr häufig, so daß nichts öfter vorkommt, als daß selbst unbedeutende Wunden S. und Tod nach sich ziehen, und zwar vorzüglich dann, wenn die Verwundeten nach sehr heißen Tagen der nächtlichen Kühle ausgesetzt sind. — Verschieden von S. ist die Starrsucht, Katalepsis (s. d. Art.). 39.

Stater, eine altgriechische Münze, war entweder von Silber und enthielt 4 Drachmen = 22 Gr. C. M., oder gewöhnlicher von Gold, als welche sie in den verschiedenen Staaten verschiedenen Werth hatte, doch mag er im Allgemeinen = 2 Golddrachmen = 20 Silberdrachmen = 4 Thlr. 16 Gr. gewesen sein. 30.

Statik, lat. statica; franz. statique; engl. statics, nennt man die in die Mechanik (s. d. Art.) gehörende Lehre von den Gesetzen des Gleichgewichts, insbesondere der festen Körper. Die S. der tropfbar flüssigen Körper heißt Hydrostatik und die der elastisch flüssigen Aërostatik (s. d. Art.). Zur S. gehört demnach die Theorie von der Wirkung der Maschinen, in sofern Kraft und Last einander das Gleichgewicht halten. Die Hauptgegenstände, mit denen sich die S. beschäftigt, sind: Hebel, Waage, Rad an der Welle, Rolle, Schraube, Keil, Flaschenzug, schiefe Ebene, Zusammensetzung der Kräfte und endlich die Lehre vom Schwerpunkte (s. d. Art.). — Vergl. Langsdorf's „Maschinenlehre" (Altenb. 1797. 2 Bde. 4.); Kästner's „Vectis et compositionis virium theoria evidentius exposita" (Leipz. 1753. 4.) und dessen „Anfangsgründe der angewandten Mathematik" (Göttingen 1792); Eytelwein's „Handbuch der Statik fester Körper" (Berlin 1832. 2. Aufl.); Grunert's „Statik fester Körper" (1826) und Brandes' „Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper" (Leipz. 1817. 2 Bde.). 40.

Statistik oder **Staatenkunde**, lat. statistica; franz. statistique; engl. statistics, gilt für eine historische Hülfswissenschaft, ist aber vielmehr das Resultat der Geschichte und beschäftigt sich mit der Darstellung der Staaten, wie sie sind, der Beschreibung des inneren und äußeren Lebens derselben, ihres Mechanismus, ihres Wesens und ihrer Kräfte als solcher, während die Geographie, mit welcher die S. häufig verbunden behandelt wird, eigentlich nur das physisch Gegebene, die

Beschreibung des Landes, welches der Staat einnimmt, zum Gegenstande hat; mit einem Worte, die S. behandelt alles das Nationelle, welches im Bereiche eines Staates sich findet, das, was den Staat als moralische Person in der Gegenwart betrifft. Sie ist deßwegen auch nicht ein bloßes Zusammenstellen von Zahlenverhältnissen und trockne Beschreibung der Einzelnheiten, sondern ein lebendiges Bild des Lebens und Seins in einem Staate in allen einzelnen Zügen. Früher war sie entweder gänzlich unbekannt oder falsch aufgefaßt; doch hat die neuere Zeit ihren Werth für jeden Zweig des menschlichen Wissens und Strebens, wie für die Staatsverwaltung selbst erkennen und würdigen gelernt und wie daher sich in verschiedenen Ländern statistische Büreaus oder statistische Vereine zur Einsammlung und Zusammenstellung statistischer Notizen gebildet haben, so ist die S. jetzt zu einer sehr ersprießlichen Wissenschaft erhoben, welche den scheinbar todten Schematismus der Zahlennotizen ein kräftiges Leben einhaucht und für die Staatsverwaltung die schönsten Regeln daraus abstrahirt, ja es scheint selbst das Bedürfniß unserer Zeit das rege Leben veranlaßt zu haben, welches sich überall im Felde der S. entwickelt und in Lehrbüchern oder einzelnen Monographien darthut, wie selbst im scheinbar Geistlosen der Geist die schönste Nahrung finden und aus ihm neue Nahrung für sich bereiten kann. Denn eben weil die S. das Product der Vergleichung und das Resultat der Abstraction ist, wird sie zu einer Wissenschaft des äußeren Geisteslebens, wie es sich in der Vereinigung aller Staatselemente entwickelt. L.

Statius (Achilles), eigentlich Estāco, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten des XVI. Jahrh., wurde 1524 zu Vidigunira in der portugiesischen Provinz Alentejo geboren. Sein Vater, Gouverneur von Setubal, bestimmte ihn zum Kriegsdienste und nahm ihn noch in seiner frühesten Jugend mit sich zur indianischen Armee. Allein das Kriegsleben sagte dem aufgeweckten, nach Wissenschaft verlangenden Geiste des S. nicht zu; er kam nach Portugal zurück, studirte zu Evora, reiste von da in die Niederlande, nach Paris, Padua und endlich nach Rom, woselbst er um so lieber blieb, da der Cardinal Sforza ihm die Oberaufsicht über seine Bibliothek übergab. Hier starb er den 16. Oct. 1581, nach Anderen den 17. Sept. 1585. Von seinen zahlreichen noch jetzt schätzenswerthen Schriften verdienen hauptsächlich Erwähnung seine „Commentar. in Ciceronis topica“ (Löwen 1552 — 1553); „De fato“ (Ebend. 1551—1552); „De optimo genere oratorum“ und nicht minder endlich seine „Orationes“ und „Briefe“, die zum größten Theile theologische Untersuchungen enthalten. Besondere Erwähnung verdient er aber auch wegen seiner Herausgabe der „Fragmenta Marciani Bethleemitae“, die er aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, so wie endlich der „Icones sapientum Graecorum, ut exstant in urbe expressi vultus.“ 20.

Statius (Cäcilius), ein alter römischer Dichter, aus Insubrien gebürtig, war ein Zeitgenosse des Ennius und starb 168 v. Chr. Wir besitzen von ihm weiter nichts als die Titel und Fragmente von 45 Komödien. Obgleich schon Cicero seine Sprache als incorrect tadelt, so hatte er doch nach dem Urtheile des Horatius in der komischen Kraft den Menander, Diphilus u. A., deren Stücke er ins Lateinische übertrug und nach denen er vorzüglich arbeitete, bei Weitem mehr erreicht als Terentius, daher er als Komiker sogar über diesen gesetzt wird. Die Titel und Fragmente jener 45 Komödien sind gesammelt in der Stephan'schen Sammlung der „Fragmenta comicorum“ (Paris 1564. 8.). Eine besondere Ausgabe des S. ist: „C. Caecilii Statii deperdit. fabb. fragm.“ ed. L. Spengel (Monach. 1829. 8.). 20.

Statius (Publius Papinius), einer der besseren römischen Dichter aus der Kaiserzeit, war geboren 61 n. Chr. zu Neapolis, kam frühzeitig nach Rom und daselbst durch seine häufigen und guten Gelegenheitsgedichte in kurzer Zeit mit den

daſigen Großen, ja ſelbſt dem Kaiſer Domitian in Bekanntſchaft, der ihm ſogar ein Landgut ſchenkte. Er ſtarb ſchon 95 n. Chr. Seine Gedichte zerfallen in lyriſche, meiſtens in Hexametern geſchriebene Gelegenheitsgedichte, betitelt: „Silvae“ (5 Bücher), und in zwei hiſtoriſch-epiſche Gedichte, die „Thebais“ (12 Bücher), welches die Einnahme Thebens durch Theſeus behandelt, und die „Achilleis“ (2 Bücher, jedoch unvollendet), das das Leben des Achilles beſchreibt. Am Meiſten Werth haben die „Silvae“; in den beiden anderen Gedichten herrſcht zwar geiſtvolles Leben, aber der Sprache mangelt poetiſche Natürlichkeit und der Darſtellung Einheit. Auch in ihm findet ſich und faſt mehr als in jedem andern ſpätern römiſchen Schriftſteller rhetoriſcher Schwulſt und Prunken mit Gelehrſamkeit. Die Ed. princ. Silvarum erſchien s. l. et a. 4., ſpäter mit dem Catull, Propertius und Tibull a. 1472, 1475, 1481; mit dem Catull allein 1473. Vorzügliche Ausgaben ſämmtlicher Gedichte ſind von J. Fr. Gronov (Amſterd. 1653. 16.) und Ferd. Hand (Leipz. 1817. 8. 1. Thl.). 20.

Stativ, franz. pied; engl. foot, heißt in der Feldmeßkunſt und praktiſchen Aſtronomie jede Vorrichtung, die zur ſichern, zur Aufſtellung bequem eingerichteten, Unterlage eines Inſtruments, mit dem man beobachtet, dienen kann. So hat man z. B. in der Feldmeßkunſt für die Meßtiſche und Bouſſolen, welche ſelbſt das ſogenannte obere S. abgeben, die unteren dreibeinigen Stative franzöſiſcher oder deutſcher Art, welche zum Zuſammenklappen eingerichtet und von Holz verfertigt ſind. Dagegen findet man bei den kleineren aſtronomiſchen Inſtrumenten die dreibeinigen Stative unbeweglich und von Meſſing, während bei den größeren, namentlich bei den münchener Refractoren, die Stative zwar auch feſt, aber aus Holz, viel ſtärker und pyramidalförmig conſtruirt ſind, weßhalb ſie auch gewöhnlich Pyramidalſtative genannt werden. 13.

Statthalter, franz. und engl. lieutenant, iſt eigentlich derjenige, welcher an eines Andern Statt etwas verrichtet, vorzüglich im Regierungsweſen derjenige, welcher die Stelle des Landesherrn vertritt, daher ſ. v. a. Vicekönig, wofür in manchen Ländern der Name Gouverneur gebräuchlich iſt. Da in den Niederlanden unter burgundiſcher und ſpaniſcher Herrſchaft ebenfalls S. waren, ſo behielt man ſelbſt nach der Befreiung von letzterer aus politiſchen Rückſichten den Namen bei und nannte die eingeſetzte obrigkeitliche Perſon, welche faſt landesherrliche Rechte ausübte, die ganze vollziehende Gewalt und das Obercommando der ganzen Land- und Seemacht hatte, S. (stadhouter). Aus Dankbarkeit gegen das Haus Oranien ward die Würde des Statthalters in dieſem erblich, weßhalb dieſer auch Erbſtatthalter hieß (ſ. Niederlande). 9.

Statue oder Standbild (statua) heißt die durch die Plaſtik hervorgebrachte Darſtellung einer vollſtändigen menſchlichen Geſtalt, vorzüglich in aufrechter Stellung (ſ. Bildhauerkunſt und Bildhauerſtyl). Man unterſcheidet entweder die Idealſtatue, Darſtellung eines göttlichen oder ſymboliſchen Weſens, welche häufig auch in coloſſaler Größe erſcheinen kann, von der Portraitſtatue, dem Standbilde eines hiſtoriſchen Menſchen, oder ſtehende, ſitzende, fahrende, Reiterſtatue ꝛc. 30.

Statut (jus statutarium, jus singulare) iſt ein vom gemeinen Rechte abweichendes beſonderes Verfaſſungsrecht für gewiſſe Orte, Geſellſchaften oder Sachen. Man rechnet dazu vorzüglich die beſonderen Einrichtungen der Corporationen, Ordensverbindungen und Stiftungen, die Verfaſſungen gewiſſer Geſellſchaften, ſo wie beſonders der Städte, bei Erbſchaftsfällen gewiſſe, nur für einen beſtimmten Ort oder für eine beſondere Familie geltende Succeſſionsrechte u. dergl. 31.

Stau heißt der Zuſtand des Meerwaſſers bei der tiefſten Ebbe und höchſten Fluth, wo es ſtill zu ſtehen ſcheint, bis es entweder in Ebbe oder wieder in Fluth

übergeht. — Daher heißt Stauen den Lauf des Wassers hemmen, während man bei der Schifffahrt darunter versteht, die Waaren so schichten, daß theils Alles in gehöriger Ordnung liegt, theils das Schiff eine wagerechte Lage erhält. 9.

Staubbach, s. Lauterbrunnenthal.

Staubgefäße, s. Blume.

Staunton (spr. Stahnt'n) (Sir Georg Leonard), der Begleiter Macartney's auf der Gesandtschaftsreise nach China, geb. zu Galway in Irland, kam in früher Jugend nach Montpellier, widmete sich daselbst der Arzneiwissenschaft, begab sich alsdann nach London und beschäftigte sich hier vorzüglich mit schriftstellerischen Arbeiten. Nachdem er sich hierauf 1761 nach Westindien gewandt und sich dort als Arzt ein großes Vermögen erworben hatte, ernannte ihn Lord Macartney zu seinem Secretair, worauf er zum Generalfiscal erhoben wurde und alsdann den Lord als Secretair nach Madras begleitete, wo er sich besonders als gewandter Geschäftsmann in den Friedensunterhandlungen mit Tippo Sahib auszeichnete. Bei seiner Rückkehr von dort nach England ertheilte ihm der König den Titel eines Baronet von Irland und die ostindische Compagnie setzte ihm für die ihr geleisteten wichtigen Dienste einen Jahrgehalt aus. Hierauf wurde er Macartney, welcher 1792 als Gesandter nach China reiste, als Legationssecretair, jedoch unter dem Titel eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, beigegeben, um im Nothfalle die Stelle des Lords versehen zu können. Nach seiner Rückkehr gab er die Beschreibung dieser Reise unter dem Titel: „An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China" (Lond. 1797. 2 Bde. nebst 1 Bd. Karten und Kupfern. Fol. Deutsch, Zürich 1798. 2 Bde.) heraus, bei deren Abfassung ihn John Barrow thätig unterstützte. Er starb im Jahre 1801 zu London. Ihm zu Ehren wurde eine Pflanze von Decandolle Stauntonia genannt. 81.

Staunton (Sir Georg Thomas), ein berühmter Orientalist und Reisender, der Sohn des Vorigen, wurde am 26. Mai 1781 zu London geboren und von seinem Vater selbst auf das Sorgfältigste in den Wissenschaften, Künsten und körperlichen Fertigkeiten erzogen. Er begleitete seinen Vater nach China, erwarb sich daselbst eine gründliche Kenntniß der Landessprache, begab sich dann nach England, studirte einige Zeit in Cambridge, wurde alsdann 1799 von der ostindischen Compagnie bei der Factorei in Kanton angestellt, bis zum Jahre 1816 zum ersten Secretair und dann zum Präsidenten des Ausschusses bei der Factorei befördert, während welcher Zeit er mehrmals sein Vaterland besuchte. Im letztgenannten Jahre trat er als königlicher Abgeordneter der zweiten Gesandtschaft bei, welche von England nach Peking unter Lord Amherst geschickt wurde, und leistete bei dieser Gelegenheit seinem Vaterlande, wie schon früher durch Beilegung bedenklicher Zwistigkeiten zwischen England und China, wichtige Dienste; auch trug er wesentlich zur Verbesserung der Einrichtung des britischen Handelsverkehrs in Kanton bei, während er sich in den Erholungsstunden eifrig mit dem Studium der chinesischen Literatur beschäftigte, dessen Frucht die Herausgabe des chinesischen Criminalcodex war, welcher unter dem Titel: „Ta tsing leu lee, being the fundamental laws and a selection from the supplementary statutes of the penal code of China" (Lond. 1810. 4. Französisch mit Anmerkungen von Felix Renouard von Sainte-Croix, Paris 1812. 2 Bde.) erschien. Auch bewirkte er dadurch, daß er die Verfahrungsart des Doctor Jenner bei der Einimpfung der Pocken in das Chinesische übersetzte, daß die Einimpfung der Kuhpocken bei den Chinesen ebenfalls eingeführt wurde. Außerdem besitzen wir von ihm eine Übersetzung aus dem Chinesischen: „Narrative of the chinese embassy to the khan of the Tourgouth Tartars in the years 1712, 1713, 1714 and 1715" (Lond. 1821), so wie die Schrift: „Miscellaneous notices relating to China and the british commercial inter-

course with that country, including a few translations from the chinese language“ (Lond. 1822). Auch ließ er für seine Freunde sein Tagebuch drucken, welches er während der mit Lord Amherst unternommenen Gesandtschaftsreise geführt hatte und worin viele in Ellis Beschreibung übergegangene Umstände so wie wichtige Aufschlüsse über den Handel und die Sitten der Chinesen enthalten sind. Noch hat man von ihm die lesenswerthen „Memoirs of the life and family of the late Sir George Leonard Staunton Bar.“ (Lond. 1823). Auch unterstützte er sehr eifrig die von Colebrooke 1823 gestiftete asiatische Societät in London und schenkte dem Vereine alle seine chinesischen Werke. Gegenwärtig lebt er blos den Wissenschaften, so lange seine Zeit nicht als Mitglied des Parliaments in Anspruch genommen wird. 81.

Staupenschlag (fustigatio) war sonst eine entehrende Strafe, bei welcher ein Verbrecher, welcher über die Grenze gebracht wurde, vorher von dem Henker mit entblößtem Rücken durch die Straßen geführt und mit einer aus Draht geflochtenen Ruthe, dem **Staupbesen** (franz. fouet; engl. rod), geschlagen ward; doch kommt sie jetzt nicht mehr vor. 30.

Steatit, s. Speckstein.

Steben, ein Dorf im baierschen Obermainkreise an der reußischen Grenze gelegen, hat 4 alkalisch-erdige Eisenquellen, deren Wasser mit dem von Spaa, Brückenau, Cudowa u. a. Ähnlichkeit hat, stark versendet und in Alexanderbad viel getrunken wird. Zwar ist der Ort erst seit 1790 bekannt und die Einrichtungen lassen noch Manches zu wünschen übrig, doch wird das Bad alljährlich von etwa 300 Gästen besucht. 37.

Stechheber, s. Heber.

Steckbrief, franz. lettre de réquisition; engl. sign of caption, ist dasjenige offene Schreiben des peinlichen Richters, womit derselbe den flüchtigen Verbrecher verfolgt und die Justiz- und Polizeibehörden, denen sein Schreiben zu Gesichte kommt, um Zurückbringung des Verfolgten ersucht. Der S. soll die möglichst genaue Bezeichnung des Entflohenen so wie die Angabe des Verbrechens und, wenn er ins Ausland geht, die Zusicherung gegenseitiger Willfährigkeit in ähnlichen Fällen enthalten. Nur eigentliche Verbrecher dürfen von den Unterbehörden auf diese Weise verfolgt werden, nicht aber Wechselschuldner, Übertreter administrativer Anordnungen oder Staatsverbrecher. 10.

Stedinger, ein Stamm der Friesen im Gaue Steding an den Niederungen der Weser im heutigen Oldenburgischen, erhoben sich empört über den Druck ihrer weltlichen Herren und über die Habsucht der Geistlichen im XII. und XIII. Jahrh. und zerstörten die Burgen, mit denen der Graf von Oldenburg das Land bedrohte. Zunächst nur wegen der Verweigerung des Zehnten, den der Erzbischof von Bremen forderte, und der Verachtung des Klerus wurden sie nach Anfange des XIII. Jahrh. auch von der geistlichen Gewalt verfolgt und excommunicirt; dann aber (1233) vom Dominikanerinquisitor, Konrad von Marburg, wegen gewisser Gebräuche, die zu unsinnig sind (wie Anbetung eines Frosches oder einer Katze), um nicht größtentheils nur der Verketzerungssucht beigemessen zu werden, als Ketzer bei Gregor IX. verklagt, welcher einen Kreuzzug gegen sie predigen ließ, in dem sie fast vernichtet wurden (1234), bis der geringe Überrest sich 1235 dem Joche der Kirche unterwarf. Vergl. Jo. Dan. Ritteri „Dissert. de pago Steding et Stedingis sec. XIII. haereticis“ (Viteb. 1731. 4.); Scharling, „De Stedingis“ (Hafn. 1828). 63.

Steele (Richard), ein politischer und dramatischer Schriftsteller, wurde 1671 zu Dublin geboren und bezog 1691, nachdem er die Schule zu Charterhouse besucht hatte, die Universität Oxford, nahm hierauf als Freiwilliger Dienste unter der Leibgarde und erhielt in derselben eine Fähndrichsstelle, bei welcher sein Lebens-

wandel mit seiner moralischen Schrift: „Der christliche Held" in grellem Gegensatze stand. Nach Erscheinung seines ersten Lustspiels („Funeral, or grief à la mode") aber wurde ihm auf Addison's Verwendung die Redaction der Hofzeitung unter der Königin Anna übertragen und nun erschien auch (1704) sein Lustspiel „Der zärtliche Ehemann", welches mit vielem Beifalle aufgeführt wurde. Allein noch mehr verbreitete seinen Ruf die Herausgabe der Zeitschrift (1709) „The tatler", welche ihm auch von Seiten der Regierung, deren Partei er darin nahm, eine Anstellung beim Stempelamte verschaffte. An die Stelle des „Tatler" trat 1711 der noch berühmtere „Spectator", an welchen die besten englischen Schriftsteller thätigen Antheil nahmen, und nach Beendigung desselben der „Guardian", dessen baldiges Ende durch S.'s Übertritt zur Opposition veranlaßt wurde; allein seine ungezügelte Feder veranlaßte bald darauf seinen Ausschluß aus dem Parlamente, in welches er für den Flecken Stockbridge erwählt worden war. Nachdem er sich nun einige Zeit von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten genährt hatte, wurde er von König Georg I. zu seinem Oberstallmeister zu Hamptoncourt ernannt und erhielt außerdem die Direction des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Auch trat er unter Georg wieder in das Unterhaus ein, wurde im April 1715 zum Ritter erhoben, erhielt von Sir Robert Walpole ein Geschenk von 500 Pfd. Sterl. und lieferte nun, hierdurch aufgemuntert, eine große Anzahl politischer Aufsätze, worin er die Sache seiner Partei mit Eifer vertheidigte. Seine schriftstellerische Thätigkeit wurde zwar einige Zeit durch die Übernahme des Commissariats in Bezug auf die durch die Empörung in Schottland (1715) eingezogenen Güter, wobei man ihm große Achtung erwies, unterbrochen; doch gab er das Lustspiel „The conscious lovers" (Lond. 1721) heraus, welches mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen wurde. Obgleich ihm der König für die Zueignung desselben 500 Pfd. Sterl. geschenkt hatte, so sah er sich doch durch den beständigen Geldmangel bald nachher genöthigt, seine Stelle am Theater zu verkaufen, worauf er sich auf sein Landgut in Wales zurückzog und daselbst 1729 starb. Seinen schriftstellerischen Ruhm verdankte er besonders seinen Wochenschriften, in denen gehaltreiche Aufsätze über praktisch-philosophische Gegenstände erschienen. Sie trugen nicht nur zur Empfehlung der sogenannten „Essays", sondern auch zur Ausbildung der englischen Prosa wesentlich bei. In seinen Lustspielen (Lond. 1761), welche zwar als gute Charaktergemälde gelten können, nimmt man jedoch besonders Mangel an Erfindungskraft, an Lebendigkeit der Handlung, an dichterischer Auffassung des Stoffes und an dramatischer Behandlung des Dialogs wahr. 81.

Steen (Johann oder Jan), einer der ausgezeichnetsten holländischen Maler, wurde im Jahre 1636 zu Leyden geboren. Schon in früher Jugend zeigte er große Neigung zum Malen und bekam zuerst bei Knupfer in Utrecht, dann bei Brouwer und zuletzt von J. van Goyen Unterricht. Da ihm aber der Ertrag von seinen Gemälden, die er mit großer Sorgfalt ausführte und die seinen Ruf schon weit verbreiteten, keine sorgenfreie Existenz sicherte, so errichtete er auf den Rath seines Vaters eine Bierbrauerei zu Delft und würde sich sehr wohl dabei befunden haben, wenn er ein regelmäßigeres und sparsameres Leben geführt hätte. Bald war er mit Schulden belastet und sah sich gezwungen seine Zuflucht wieder zur Malerei zu nehmen. Später errichtete er mit neuen Hülfsmitteln von seiner Familie ausgerüstet eine Schenkwirthschaft, welche vielen Besuch anzog. Die Scenen, welche hier täglich vorfielen, entwarf derselbe, selbst oft im Zustande der größten Trunkenheit, mit unvergleichlicher Kunst auf der Leinwand. In seinen Gemälden übertrifft er in Bezug auf scharfe und humoristische Beobachtung der Natur, richtige Vertheilung von Licht und Schatten, Ausdruck und Charakteristik der Personen und Naivetät der Composition alle seine berühmten Zeitgenossen. Am Meisten gelangen ihm gemüthliche Familienscenen. Doch sind seine späteren Gemälde höchst flüchtig aus-

geführt, weil er immer zur Deckung der drückendsten Sorgen arbeiten mußte. Er starb 1689. Nun wurden aber seine Gemälde, Zeichnungen und geätzten Blätter zu immer höheren Preisen verkauft und stehen noch jetzt in einem sehr hohen Werthe. 81.

Steffens (Henrich), ein geistvoller und rühmlich bekannter Gelehrter der neuesten Zeit, ward am 2. Mai 1773 zu Stavangar in Norwegen geboren und erhielt durch die Versetzungen seines Vaters, eines Chirurgen, 1779 nach Helsingör, 1785 nach Roeskilde und 1787 nach Kopenhagen an diesen verschiedenen Orten Unterricht, entwickelte aber schon früh einen Hang zu stiller Frömmigkeit, so daß man ihn der Theologie bestimmte, die er seit 1790 zu Kopenhagen studirte. Bald aber wandte er sich mit Vorliebe zu den Naturwissenschaften, erhielt 1794 nach überstandener Prüfung ein Stipendium zu einer Reise nach Norwegen und reiste von da im Herbste nach Deutschland, litt aber in der Mündung der Elbe Schiffbruch, aus dem er nur das Leben rettete, und lebte den Winter über dürftig in Hamburg, von wo er 1795 nach Kopenhagen und 1796 nach Kiel ging. Hier eröffnete er naturwissenschaftliche Vorlesungen, konnte sich aber in seinem Gebiete noch nicht recht heimisch finden, bis er endlich in Jena, wohin er sich 1799 begab, durch Schelling's Lehre und Umgang in der Naturphilosophie volle Befriedigung seines Geistes fand. Hier ward er 1800 Adjunct der philosophischen Facultät, ging aber schon 1801 über Berlin nach Freiberg, wo er unter Werner Mineralogie studirte, und hielt seit 1802 in Kopenhagen mit großem Beifalle naturphilosophische Vorlesungen. Doch von mehreren Seiten angefeindet nahm er 1804 gern den Ruf als Professor der Naturwissenschaften in Halle an, mußte aber bei den traurigen Verhältnissen der Universität nach der Schlacht bei Jena diesen Posten verlassen, lebte darauf bis 1809 bei einigen Freunden in Norddeutschland, wo er nach Halle zurückkehrte und im Stillen sich den Patrioten in Preußen und Hessen anschloß. Seit 1811 zum Professor der Naturwissenschaften in Breslau ernannt, nahm er 1813 an der allgemeinen Begeisterung für die Freiheit des Vaterlandes lebhaften Antheil, machte als Freiwilliger den Feldzug nach Frankreich mit und kehrte erst nach der Einnahme von Paris nach Breslau zurück, wo er als ordentlicher Professor der Physik und Naturphilosophie thätig wirkte, bis er 1832 in gleicher Function an die Universität zu Berlin versetzt ward. — S. ist ein reichbegabter und tiefer Geist, der aber durch seine naturphilosophischen Speculationen verbunden mit einem natürlichen Hange zur Mystik und durch seine mehr poetische Richtung auf Abwege gerathen ist. Seine Schriften sind daher reich an tiefen Gedanken und genialen Combinationen, aber in einer hochpoetischen und dunkeln Sprache geschrieben und ermangeln meist der Einheit und der innigen Verbindung der Gedanken. Seine schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in 3 Perioden. Zuerst nämlich beschäftigte ihn vorzugsweise die Naturphilosophie nach Schelling'schen Grundsätzen, woraus unter Anderm seine „Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde" (1801) und seine „Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft" (Berlin 1806) hervorgingen. Nach dem Freiheitskriege wandte er sich allmählig einer pietistischen Richtung zu, indem er sich dem strengen Lutherthume zuwandte, in Breslau öffentliche religiöse Vorlesungen hielt und die Schriften: „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden" (Berl. 1817. 2 Bde.); „Caricaturen des Heiligsten" (Leipz. 1819—1821. 2 Bde.); „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben" (Bresl. 1824. 2. Aufl. 1831); „Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir das Lutherthum ist" (Bresl. 1831) herausgab. Endlich betrat er die Bahn der Belletristik und lieferte: „Die Familie Walseth und Leith" (Berl. 1827. 3 Bde. 2. Aufl. 1830. 5 Bde.); „Die vier Norweger" (Berl. 1828. 6 Bde.) und „Malcolm" (Bresl. 1831. 2 Bde.), in denen er sich unter die ausgezeichnetsten Schriftsteller der neuesten Zeit gestellt hat; denn bewegen sich

auch seine poetischen Schöpfungen stets nur in der Sphäre der Stellung seiner eigenen Individualität zu den Verhältnissen der Außenwelt, so liegt doch in ihnen eine so reiche Fülle poetischer Anschauung, daß er in dieser Beziehung unbedingt den ersten Novellendichtern unserer Zeit gleichsteht. 16.

Stegănographie ist Geheimschrift (s. Dechiffrirkunst).

Stegmann (Karl Joseph), Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", wurde um das Jahr 1770 in Schlesien geboren, besuchte die Gymnasien zu Breslau und Berlin, studirte alsdann zu Halle Jura und erhielt in Berlin eine kleine Anstellung, verließ dieselbe aber bald wieder, reiste nach Italien und nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst in die Schweitz, wo er 1798 eine Secretairstelle in Zürich antrat und seine Schrift: „Italien, aus dem Tagebuche eines jungen Deutschen" (1798. 2 Bdchn.), ohne Namen und Druckort, herausgab. Von da begab er sich nach Ulm, war einige Zeit als Gehülfe bei der Redaction der „Allgemeinen Zeitung", übernahm dieselbe nach dem Tode des bisherigen Redacteurs, des Landesdirectionsraths von Huber, (1804) ganz und hat dieselbe (seit 1810 in Augsburg) unter den schwierigsten Verhältnissen mit der größten Umsicht geleitet. 81.

Steibelt (Daniel), einer der beliebtesten Pianofortespieler und Pianofortecomponisten der neuern Zeit, ward 1756 zu Berlin geboren und sein frühzeitig sich entwickelndes Talent selbst von Friedrich II. bemerkt, der ihn dem berühmten Kirnberger (s. d. Art.) übergab, unter dessen Leitung S. sich bald herrlich ausbildete. Bald verließ er aber sein Vaterland, lebte nach einander in London, Paris und Petersburg und kehrte erst nach einer Abwesenheit von beinahe 15 Jahren (1799) zurück, indem er mit seiner Frau, einer Engländerin und ebenfalls Claviervirtuosin, in den größten Städten Deutschlands auftrat, ging aber schon 1800 wieder nach Paris, kam später als kaiserlicher Kapellmeister nach Petersburg und starb endlich in dürftigen Verhältnissen zu Kernik 1823. Die besten seiner größeren Compositionen sind seine Opern: „Cendrillon", „Romeo et Juliette" und „La Princesse de Babylone". Außerdem besitzen wir von ihm eine reiche Auswahl Concerte, Sonaten, Variationen und Potpourris für das Pianoforte. Sein Styl ist leicht, gefällig, glänzend, seine Gedanken aber nicht tief und originell. 20.

Steiermark, s. Östreich.

Steigentesch (August, Freiherr von), ein deutscher Lustspieldichter, wurde am 12. Jan. 1774 zu Regensburg geboren, nahm schon in seinem 15. Jahre Kriegsdienste, verließ dieselben aber im Jahre 1809 wieder, um sich einer Sendung nach Königsberg zu unterziehen, begleitete 1813 als Generaladjutant den Fürsten von Schwarzenberg, ging nach Norwegen, um dieses Reich im Vereine mit den Abgeordneten der vier großen Mächte dem Könige von Schweden zu übergeben, trat 1815 den Gesandtschaftsposten in Kopenhagen an, wurde nach der Rückkehr Napoleon's von Elba in die Schweitz gesandt, um die Cantone zum Kriege gegen denselben aufzufordern, begleitete alsdann den Kaiser Alexander nach Petersburg, wurde nach seiner Rückkehr in Wien zum wirklichen Geheimenrathe ernannt und übernahm hierauf den Gesandtschaftsposten in Turin, wo er am 30. Dec. 1826 starb. Als prosaischer Schriftsteller zeichnet sich S. durch Reinheit und Gewandtheit der Sprache und als Dichter durch eine hohe und edle Lebensansicht aus, während ihm in seinen Lustspielen besonders die treue Darstellung der Thorheiten und Schwächen des Lebens gelingt. Obwohl er mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt und mit den Werken der neueren philosophischen und poetischen Literatur vertraut war, so neigte sich sein Geschmack und seine Bildung doch mehr zum Französischen hin. Seine „Gesammelten Schriften", Ausgabe letzter Hand, kamen zu Darmstadt (1819—1820) in 6 Bänden heraus. 81.

Steiger, franz. officier d'une mine; engl. leader, surveyor, Ober-, Unter-, Poch-, Wäsch-, Gruben-, Tage-, Fahr-, Zimmer-, Kunst-, Mauersteiger

sind die unter dem Schichtmeister unmittelbar beim Bergbaubetriebe Aufsicht und Leitung führenden Grubenbeamten. 76.

Steigerwald heißt der nordwestliche Seitenzug des fränkischen Landrückens, auf der linken Seite des Mains und der Rednitz, in der Mitte Frankens, zwischen Bamberg und Kitzingen, an welchen sich gegen Westen der Odenwald anschließt. 71.

Stein, ein in Deutschland, Polen und Schweden gebräuchliches Handelsgewicht, welches hinsichtlich seines Gewichts sehr verschieden ist, wird in 8, 10, 11, 11½, 20, 21, 22, 22½, 25, 32, 33 Pfunde eingetheilt. In holländischen Aß hält ein S. in Amsterdam 82240, Antwerpen 78320, Berlin 213816, Braunschweig 221752, Bremen 207503, Hamburg 201620, Hanover 203800, Hildesheim 97160, Karlsruhe 104064, Königsberg, großer 321024, kleiner 194560, Krakau 270270, Leipzig 214037, Lübeck 201180, Osnabrück 102800, Prag 214100, Stockholm 282080, Warschau 273631, Wien 233100. 26.

Stein (Georg Wilhelm), ein bekannter deutscher Geburtshelfer, ward zu Cassel am 3. Apr. 1737 geboren, studirte zu Göttingen die Medicin und unter Röderer Geburtshülfe, setzte hierauf, um sich in letzterer noch weiter zu vervollkommnen, seine Studien in Straßburg und Paris fort und ließ sich sodann in seiner Vaterstadt nieder, wo er sehr bald als Accoucheur einen sehr großen Ruf genoß und als Hebammenlehrer angestellt wurde. 1790 wurde ihm die Professur der Geburtshülfe zu Marburg übertragen, die er bis zu seinem Tode (am 24. Sept. 1803) beibehielt. Außer seinen Verdiensten als Praktiker und Lehrer hat sich S. auch als Schriftsteller einen ausgezeichneten Namen erworben, indem er viel dazu beigetragen hat, der Geburtshülfe den hohen Grad der Ausbildung zu ertheilen, den sie in Deutschland erworben hat. Von seinen Schriften nennen wir: „Theoretische und praktische Anleitung zur Geburtshülfe" (2 Thle. 1.—6. Aufl. 1770—1800, 7. Aufl. 1805); „Hebammen-Katechismus" (1.—4. Aufl. 1774—1801); „Kleine Werke zur praktischen Geburtshülfe" (1798). 39.

Stein (Heinrich Friedrich Karl, Freiherr von und zum), königlich preußischer Staatsminister, ward am 25. Oct. 1757 zu Nassau an der Lahn geboren und studirte seit 1773 zu Göttingen. In preußische Dienste getreten erschien er als Bergrath in Wetter in der Grafschaft Mark (seit 1780), 1784 als Gesandter in Aschaffenburg und bewog den Churfürsten von Mainz, Karl Joseph, zum Beitritt zum Fürstenbunde. Stand und Vermögen so wie seine Verheirathung mit der reichen Gräfin Wallmoden-Gimborn, mehr aber noch seine bisherigen Verdienste um den Staat, bahnten ihm unter dem Ministerium von Heynitz im westphälischen Departement eine schnelle Beförderung. Er ward 1793 Kammerdirector in Hamm, hierauf Präsident und 1796 Oberpräsident aller westphälischen Kammern, erwarb sich hier neue Verdienste um den Chausseebau, um die Forstwissenschaft und belebte das Fabrikwesen und den Handel. Nach Struensee's Tode (1804) trat er an dessen Stelle als Chef des Accise-, Zoll- und Fabrikdepartements, wo er kräftig allen Mißbräuchen entgegenarbeitete. Bald gerieth er aber mit dem damaligen Cabinetsrath Beyme und, nach dem Feldzuge 1806 nach Königsberg geflüchtet, mit dem Cabinet selbst in Zwistigkeiten, die im Frühjahre 1807 seine Entlassung in ungnädigen Ausdrücken zur Folge hatten. Er ging auf seine Güter. Aber nach dem tilsiter Frieden rief ihn sein König zurück; er wurde 1808 Premierminister und wirkte nun energisch im Vereine mit Scharnhorst und Gneisenau für die Errettung und Wiederherstellung Preußens und Deutschlands, so wie für liberale Institutionen; er bezweckte besonders für Preußen gleiche Ansprüche aller Staatsbürger ohne Unterschied des Standes auf alle Staatsstellen, Gewerbefreiheit, eine zweckmäßige Communalverfassung, insbesondere eine Städteordnung, Trennung der Justiz von der Verwaltung, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der Dienstbarkeit und Leibeigenschaft, Scheidung und Ablösung der guts-

herrlichen Lasten ꝛc. Aber sein Streben, Deutschland vom Joche der Franzosen zu befreien, und sein Verhältniß zum Tugendbunde wurde durch einen seiner Briefe an den Fürsten von Wittgenstein Napoleon verrathen und er gezwungen die preußischen Staaten zu verlassen (6. Jan. 1809). Er ging nach Östreich und von da (1812) nach Rußland zum Kaiser Alexander, mit dem er nach Deutschland zurückkehrte und als Präsident an die Spitze der am 21. Oct. 1813 angeordneten Verwaltung aller eroberten und vor der Hand wenigstens herrenlos gewordener Staaten gestellt wurde. Darauf begleitete er das Hauptquartier von Leipzig nach Frankfurt a. M., Freiburg, Basel ꝛc., war höchst thätig bei Entwickelung der deutschen Streitkräfte, zog sich aber, unzufrieden über die Annahme der Grundsätze im ersten pariser Frieden und nach Auflösung der Centralverwaltung, die zuletzt ihren Sitz in Frankfurt hatte und wo sein Wirkungskreis immer beschränkter geworden war, von allen Staatsgeschäften zurück. Er war auch, wiewohl nur einige Tage, auf dem Congresse zu Wien und lebte dann auf seinen Gütern zu Kappenberg in Westphalen mit einer kritischen Sammlung der deutschen Geschichte beschäftigt, welche unter dem Titel: „Monumenta historica Germaniae ab anno 500 usque ad annum 1500“ (Hanover 1826—1829. 2 Bde.), von Pertz herausgegeben wurden. Am 30. April 1827 ernannte ihn sein König zum Mitgliede des Staatsraths und Landtagsmarschall auf dem ersten westphälischen Landtage, von welchem er auch 1827 und 1828 eine „Darstellung der Verhandlungen“ zu Münster erscheinen ließ. S. starb am 29. Juli 1831 auf seinem Gute Kappenberg und ward zu Frücht bei Nassau beerdigt. 25.

Stein (Christian Daniel Gottfried), ein ausgezeichneter Geograph und Statistiker, wurde am 14. Oct. 1771 zu Leipzig geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Thomasschule und der Universität (1788—1790) daselbst, entsagte aber aus Gewissensscrupeln dem Studium der Theologie, welches er begonnen hatte, und wandte sich zu der Erdkunde, welcher er sich ausschließlich widmete, nachdem er als Lehrer an das Gymnasium zum grauen Kloster nach Berlin berufen worden war. Sein erstes wissenschaftliches Werk war eine lateinische Schrift über die Jugenderziehung, worauf er eine geschichtliche Arbeit über Friedrich II. und den preußischen Staat begann; als aber durch die von Napoleon bewirkten politischen Veränderungen der Mangel eines Lehrbuchs der Erdkunde sehr fühlbar wurde, schrieb er sein „Handbuch der Geographie und Statistik“ (Leipz. 1803. 3 Bde. 5. Aufl. von Hörschelmann, 1833—1834) und seine „Kleine Geographie“ (20. Aufl. von Vogel und Kurth, Leipz. 1836), welchen eine nach den natürlichen Grenzen entworfene „Geographie für Real- und Bürgerschulen“ (1811; 2. Aufl. 1818), sein „Geographisch-statistisches Zeitungs-, Post- und Comtoirlexicon“ (2. Bde.; neue Aufl. Leipz. 1819—1820. 4 Bde.) folgten; auch bearbeitete er unterdeß die Erd- und Völkerkunde zu Funke's „Elementarbuch“ (1812), besorgte zu Klügel's „Encyklopädie“ (1817) die Beschreibung von Europa und gab im Vereine mit Damian (1818) ein sehr brauchbares Werk über den preußischen Staat nach der Beschaffenheit seiner Länder und Völker heraus, dessen Inhalt er später ausführlicher in seinem „Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staates“ (Berl. 1819) darlegte. Außerdem gab er auch noch eine „Naturgeschichte“ (2 Bde.; 2. Aufl. Leipz. 1823) und seine „Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa“ (Leipz. 1827 ff. 7 Bde.) heraus. Er starb am 14. Jun. 1830. 81.

Stein der Weisen, s. Alchemie.

Steinbart (Gotthelf Samuel), ein zu seiner Zeit geschätzter Philosoph, ward den 21. Sept. 1738 zu Züllichau geboren, besuchte die Schule zu Kloster Bergen wo er schon sehr freisinnige Ansichten kennen lernte, studirte dann in Halle und Frankfurt a. d. O. und gründete endlich in Züllichau eine Erziehungsanstalt, durch welche er solchen Ruf erhielt, daß er 1774 als ordentlicher Professor der Philo-

sophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt a. d. O. berufen ward. Später wurde er auch Oberschulrath und endlich Consistorialrath und starb d. 3. Febr. 1809. Unter seinen Schriften machte vorzüglich sein „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums" (Berl. 1778. 8. 4. Aufl. 1794) wegen seiner Freimüthigkeit und des darin herrschenden Naturalismus großes Aufsehen, ist aber jetzt fast ganz vergessen. 16.

Steinbock, lat. capra ibex; franz. bouquetin; engl. wild goat, ist eine Ziegenart, welche auf den höchsten Alpen der Schweitz lebt, hat große, vorn viereckige, mit starken Quervorsprüngen versehene und nach hinten gerichtete Hörner, ein langes weiches Haar, das im Sommer ausfällt, und eine gelbbraune Farbe mit einem schwarzen Streife über den Nacken und einem braunen an jeder Seite und begattet sich fruchtbar mit Ziegen. Er wird ebenso wie die Gemse (s. d. Art.) gejagt und ist außerordentlich gewandt im Springen und Klettern. — S., das zehnte Sternbild des Thierkreises, steht am südlichen Himmel und nimmt den Raum zwischen 28° ♑ und 23° ♒ ein. Sein nach Westen gekehrtes Vordertheil wird als eine Gemse, das nach Osten gewandte Hintertheil aber wie ein Fischschwanz abgebildet. An den Hörnern stehen zwei Sterne dritter Größe unter einander. Man rechnet zum S. 51 Sterne. 30. 13.

Steinbutter, Bergbutter, ist ein schwefelsaures Eisen- und Thonsalz von süßlich-vitriolischem Geschmacke, das in nadel- und haarförmigen durch einander gewachsenen, zu knolligen Stücken vereinigten Krystallen von gelben Farben an einigen Orten, z. B. bei Reichenbach im Voigtlande und bei Saalfeld in Thüringen, gefunden wird. 76.

Steindruck oder Lithográphie nennt man die am Ende des vorigen Jahrhunderts von Aloys Sennefelder (s. d. Art.) erfundene chemische Druckerei, mittelst welcher Umrisse, Linien, Schriftzüge, Punkte ꝛc. auf Steinplatten gezeichnet oder geschrieben werden, die dann leicht und in großer Zahl durch den Abdruck (s. d. Art.) mit einer Presse vervielfältigt werden können. Obgleich der S. eine noch sehr neue Kunst ist, so hat derselbe doch eine sehr bedeutende industrielle Wichtigkeit und im Kurzen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht und sich in fast alle cultivirte Länder verbreitet. Das Eigenthümliche dieser Kunst besteht darin, daß die Zeichnung oder Schrift blos auf einer sinnreichen Anwendung der Cohäsion zwischen allen fetten Materien und der Nichtcohäsion von Fett und Wasser beruht und daher wohl auch Klebdruck genannt werden könnte. Der beim S. anzuwendende Stein, auch lithographischer Stein genannt, ist eine besondere Art des Kalkschiefers, welcher in Platten von ½ bis zu 5 und 6 Zoll Dicke bricht, von gelblicher oder graulicher Farbe ist, ein gleichförmiges feines Korn und muschligen Bruch besitzt und einzig ächt in der Gegend von Solenhofen und Pappenheim bei Eichstädt so wie zwischen Donauwerth und Nördlingen gebrochen und unter dem Namen Solenhofer Stein nach allen Theilen der cultivirten Welt verfahren wird. Wenn nun die Steinplatte, welche ein durchaus gleichförmiges Korn, keine fleckigen, weiß punktirten, härteren und ungleichartigen Stellen, Sandkörner oder Risse haben darf und dabei einen gewissen Grad von Härte und Porosität besitzen muß geebnet ist, so wird die Seite, auf welche gezeichnet werden soll, gehörig abgeschliffen, indem zwei Platten mittelst zwischen sie geschütteten feinen Silbersandes mit einander gerieben und dann mit Wasser und Bimsstein polirt werden. Zum Schreiben oder Zeichnen bedient man sich einer Materie, an welche sich die aus einer gleichartigen Substanz gemachte Druckfarbe vermöge der chemischen Verwandtschaft gern anhängt, während diejenigen Stellen, welche weiß bleiben sollen, die Druckfarbe gleichsam abstoßen müssen, welches man damit erlangt, daß sie immer mit Wasser feucht erhalten werden. Die Substanz, mit welcher man zeichnet, sind entweder lithographische Zeichnenstifte (lithographische Kreide), eine

Mischung aus Talgseife, weißem reinen Wachs und Kienruß, oder lithographische Tusche oder Dinte, eine Mischung von Seife, Talg, Wachs, Schellack und Kienruß, die jedesmal vor dem Gebrauche mit destillirtem Wasser angerieben und in gehörigem Grade flüchtig gemacht wird. Die Dinte trägt man mit Federn, zumal Stahlfedern oder feinen Pinseln auf. Es versteht sich von selbst, daß Zeichnung und Schrift verkehrt und zwar von der Rechten zur Linken stehen müssen. Die Schwärze des Abdrucks richtet sich lediglich nach der Menge Fett, die vom Steine aufgenommen wird; man muß deßhalb eine Zeichnung mit durchaus gleichartiger Kreide ausführen, wenn die verschiedene Stärke beim Abdrucke jener der Zeichnung entsprechen soll. Will man schwächere Partien hervorbringen, so geschieht dieses nicht wie beim gemeinen Tuschen durch bloße Verdünnung der Tusche mit Wasser (oder Waschen), sondern durch sparsames Auftragen farbiger Striche oder Punkte. Überhaupt ist während der ganzen Arbeit die größte Vorsicht nöthig, damit der Stein nicht durch Fett, Feuchtigkeit ꝛc. verunreinigt werde; auch muß man sich hüten, ihn mit den bloßen Fingern zu berühren. Nachdem die Zeichnung vollendet ist, wird der Stein mit ganz schwachem Scheidewasser, dem etwas Gummi zugesetzt worden ist, überstrichen oder präparirt. Diese Säure dient eines Theils dazu, die Seife, welche die Grundlage der Kreide oder Dinte ist, zu zersetzen, damit die im Steine haftende Zeichnung rein fett und unauflöslich wird, andern Theils aber dazu, die übrige Oberfläche des Steins zu reinigen und zum Einsaugen des Wassers geeigneter zu machen. Nach dem Waschen des Steins wird er unter die Presse gebracht. Das Einschwärzen geschieht gewöhnlich mittelst einer elastischen Walze oder des sogenannten Buchdruckerballens und die Schwärze wird ungefähr so wie die Druckerschwärze bereitet. Zum Drucken bedient man sich verschieden eingerichteter Steindruckpressen, z. B. der Walzenpresse, welche mit der Kupferdruckerpresse Ähnlichkeit hat, und der Galgen- oder Stangenpresse mit einem sogenannten Reiber. Man hat allmählig verschiedene Lithographirmethoden erfunden, bei denen jedoch das von Sennefelder angegebene Grundprincip dasselbe geblieben ist. Diese sind: 1) die, daß man, statt wie gewöhnlich die Figuren mit Fettdinte zu zeichnen, sie umgekehrt mit einer gummirten Substanz auftragen und sodann den Grund mit Fett tränken muß, wodurch man, wenn der Stein dann gewaschen, präparirt ꝛc. wird, dunkle Abdrücke mit weißen Figuren erhält. 2) Der wohl polirte und präparirte Stein wird mit einem dünnen (schwarzen oder rothen) Ätzgrunde oder Firnisse ganz bedeckt und darauf die Zeichnung mit einer Nadel eingeritzt (die geätzte oder Gravirmanier), worauf die Zeichnung noch mit schwachem Scheidewasser überstrichen, dann eine Fettigkeit eingerieben, hierauf der Firniß aufgelöst und entfernt wird (diese Manier eignet sich besonders für Landcharten, mathematische Figuren und Linearzeichnungen). 3) Der Stein wird erst gefettet oder eingeschwärzt, auf diesem Grunde die Zeichnung entworfen und die Schwärze von allen Stellen, die weiß bleiben sollen, weggeschabt, wodurch man den Effect des feinsten Holzschnittes erhält. 4) Die ganze Fläche wird, nachdem der Stein mit einem ziemlich groben Korne vorbereitet worden ist, mit geschwärztem Ballen nur schwach betupft und dann die Stellen, die am Hellsten bleiben sollen, mit Gummi bedeckt, die übrigen aber von Neuem etwas stärker betupft oder tamponirt, bis stufenweise alle Töne hervorgebracht worden sind. Man wendet indessen, um solche Aquatintazeichnungen auszuführen, auch andere Methoden an; oder man wählt 5) um viele Mannigfaltigkeit zu erlangen, eine geschickte Verbindung mehrerer Manieren auf derselben Platte, ja man wendet auch oft mehrere Platten an (dieses Verfahren nannte man Lithochromie). Besonders wichtig aber ist der sogenannte Ueberdruck und die autographische Methode geworden. Jede fettige Zeichnung läßt sich nämlich auch von anderen Körpern durch Abdrucken auf den Stein bringen. Legt man z. B. ein mittelst einer Buchdruckerpresse frisch gedrucktes Blatt auf den

Stein und drückt dasselbe stark an, so bleibt meist schon so viel von der fetten Druckschwärze auf dem Steine zurück, daß man damit mehr oder weniger vollkommene Abdrücke machen kann. Macht man nun zu diesem Behufe absichtlich Abdrücke, nimmt dazu eine lithographische Druckfarbe und präparirt das Papier so, daß es die Farbe gern annimmt, so geschieht dieß ungemein leichter. Obgleich diese Kunst des Steindrucks so Vieles und Vielerlei leistet, so fand sie doch auch manche Gegner. Besonders befürchtete man, daß sie den Untergang der Kupferstecherkunst herbeiführen würde. Im Gegentheile aber hat sie sowohl diese als auch die Holzschneidekunst zu neuen Fortschritten angespornt, wovon die letztere seit Kurzem besonders in England ein Beweis ist und die erstere sich besonders durch die Erfindung der Siderographie neben dem Steindrucke zu behaupten gewußt hat. Vergl. Sennefelder, „Vollständiges Lehrbuch der Steindruckerei" (München 1818. gr. 4.). 26.

Steingießerei nennt man das Verfahren, Steine und andere Gegenstände mittelst eines unter Wasser und an der Luft schnell zu einer festen steinartigen Masse erhärtenden Cementes oder Trasses zu verbinden. Schon die Alten, besonders die Römer, verstanden die Kunst der S. Sie bedienten sich ihrer vorzüglich bei Landstraßen, Cisternen und anderen Kunstwerken, von deren Unerschütterlichkeit und Dauer die noch jetzt vorhandenen Überreste zeugen. Ob man aber wirklich ganze Statuen oder Bildsäulen in Stein zu gießen verstanden habe oder ob diese blos Gypsabdruck sind, hat bis jetzt noch nicht mit Gewißheit entschieden werden können. 26.

Steingut, lat. vasa testacea; franz. gresserie; engl. stone-ware, ist eine aus feuerfestem Thon gebrannte Töpferwaare, die im Feuer zu einer steinartigen Masse zusammengesintert und auf der Oberfläche mit einem glasartigen, bleifreien Überzuge versehen ist. Das S. ist sehr hart und strengflüssig, undurchsichtig, steinartig, am Stahle Funken gebend, mehr oder weniger weiß, auch grau, braungelb und schwarz, bemalt oder mit Goldverzierungen versehen und hält das Mittel zwischen Porcellan und Fayence (s. d. Art.). Die vorzüglichste Sorte darunter ist das englische S., von seinem Erfinder auch seit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrh. Wedgwood genannt. Dasselbe zeichnet sich vor allen ähnlichen Waaren sowohl durch seine Festigkeit, als auch durch seine Feinheit und Schönheit aus. Es wird vorzüglich bei Worcester, Derby, Burslem, Newcastle ꝛc. bereitet. Zuerst erfand Wedgwood das blaßgelbe S., welches von großer Dauerhaftigkeit und vortrefflichem Glanze ist; hierauf folgte das schwefelgelbe S. (line ware, biscuit oder queens ware), welches oft alle Abwechselungen von Hitze und Kälte vertragen kann und den Säuren widersteht; dann erfand er noch folgende berühmte Steingutarten, als: weißes Wedgwoodporcellan (white china) mit ebener und sanfter Oberfläche wie Wachs; Jaspisporcellan (jasper), weiß und durchscheinend, sehr schön und zart mit allen Eigenschaften des Basalts (diese Art hat den Vorzug, daß sie eine Farbe durch und durch annimmt, weßhalb sie vorzüglich zu Basreliefs, Cameen, Intaglios ꝛc. dient, deren erhabener Theil gewöhnlich weiß, der Grund aber von einer beliebigen Farbe ist); Basaltgut, eine schöne schwarze Masse, welche so hart und dauerhaft ist als Basalt, den höchsten Grad von Politur annimmt, allen Säuren widersteht, sich im Feuer länger hält, als der natürliche Basalt, und auch zum Probiren der Metalle dient; Terra cotta, eine Nachahmung des Porphyrs, Granits und anderer ähnlicher Steine; Bambao, rohrartig gestreift mit glatter unglasirter Oberfläche; Biscuit, achatähnlich, sehr fest und undurchdringlich, das besonders zu Mörsern und verschiedenen chemischen Gefäßen dient. Frankreich liefert das sehr schöne schwarze S. zu Rouen und St. Omer, das weiße und braune zu Havre de Grace. In Deutschland werden zu Waldenburg im Erzgebirge, im Hanöverschen, Lüneburgschen, Culmbachschen, zu Hubertusburg in Sachsen, zu München,

Cassel und anderen Orten ähnliche Waaren geliefert. — Die gewöhnliche Masse, woraus das S. besteht, ist ein sich weißbrennender Thon und Kieselstein. In Wedgwood's und anderen englischen Steingutfabriken nimmt man guten Tabakspfeifenthon und Feuersteine dazu. Letztere werden mürbe gebrannt, auf einem Stampfwerke zerstoßen, so wie der geschlemmte Thon auf Mahlmühlen zermahlen und beide Materialien zu gleichen Theilen auf das Allerinnigste vermengt. Dieses geschieht auf eigenen Mahlmühlen unter Beihülfe von Wasser, wo sich das Ganze zu einem dünnen Breie gestaltet, der dann durch feine Siebe getrieben und auf erwärmten Backsteinlagern so weit eingetrocknet wird, bis er zu einem steifern Teige geknetet werden kann. Dieser wird dann auf eigenen Thonschneidemaschinen zu Blättern zerschnitten, die man wieder zusammenknetet und diese Operation so lange wiederholt, bis man an der Innigkeit des Gemenges nicht mehr zweifeln kann. Beide Materialien im reinen Zustande für sich umschmelzbar sintern, mit einander innig vereinigt, in dem heftigsten Ofenfeuer zusammen, ohne vollständig zu schmelzen. Die meisten Sachen werden aus der teigartigen Masse durch Drehen auf der Scheibe, andere durch mit Öl bestrichene kupferne Formen, manche Kleinigkeiten auch aus freier Hand gebildet. Die windtrocken gewordenen Sachen werden in rauchschützenden Kapseln in den Ofen gebracht, in dem sie in 30—40 Stunden gar gebrannt sind, und nach einiger Zeit herausgenommen. Die gewöhnliche Glasur des Steingutes ist eine Composition von zerstoßenem Feuersteine, einem sich weißbrennenden Thone und Bleiweiß; eine schöne gelbliche Glasur erhält man von weißem Sande, rother Mennige, Pottasche und Kobalt. Das Basaltgut ist ein Gemenge aus eisenhaltigem Thone, Kieseln, Alabaster und Braunstein. Zum Trocknen kommt die Waare auf Colombinen, dünne gebrannte Thonringe, und nach demselben wieder in die Kapseln, damit sie in so wenig Punkten als möglich berührt werden, weil sie auf größeren Flächen anschmelzen würden. Zuletzt folgt das Bemahlen, Vergolden, Versilbern und das Bedrucken mit Kupferstichen. 26.

Steinhuder Meer oder See bei Steinhude in Hanover, 1 Meile lang, ½ Meile breit und etwas über 16 Fuß tief, hat gelbliches, torfartiges Wasser, ist aber ziemlich reich an Börschen und anderen Fischen. In demselben liegt die Festung Wilhelmstein auf einer durch Kunst gemachten Insel, 1761 vom Grafen Wilhelm Friedrich Ernst von Lippe angelegt und durch die muthige Vertheidigung bei der Invasion der Hessencasseler 1787 bekannt. Der daran liegende Marktflecken Steinhude hat 670 Einw. und 120 Häuser. 71.

Steinigung (lapidatio) war eine vorzüglich bei den Hebräern gebräuchliche Strafe für Abgötterer, Gotteslästerer, Sabbathsschänder, Wahrsager, Zauberer, Ehebrecher, selbst für Bräute, die ihre Jungfrauschaft verloren hatten, und beharrlich ungehorsame Söhne. Sie geschah außerhalb der Stadt und die Zeugen warfen die ersten Steine auf den Verbrecher, worauf die Übrigen ein Gleiches thaten. Alle legten übrigens dabei die Oberkleider ab. — Spuren der S. finden sich auch bei den Griechen, namentlich für Ehebrecher. 37.

Steinkohlen befassen drei Arten von kohligen Stoffen des Mineralreiches: 1) die Anthracite oder Glanzkohlen (harzlose S. [Mohs]); 2) die Schwarzkohlen (harzige S. einen Theils [Mohs]) und 3) die Braunkohlen (harzige S. andern Theils [Mohs]) (über die letzteren s. d. Art. Braunkohlen). — Die Schwarzkohle (lat. carbo bituminosus; franz. houille; engl. pit-coal) enthält diejenigen S., welche schwarze unmetallische Farben, schwarzen Strich, ein specifisches Gewicht von 1,2—1,5 besitzen. Sie sind sämmtlich unkrystallinisch derb, doch zuweilen dünnschälig abgesondert, schieferig, selbst erdig. Ihre Härte erreicht die des Gypses. Sie sind leicht zersprengbar, wenig spröde, stark glänzend bis schimmernd und von Fettglanze. Sie verbrennen mehr und weniger leicht

mit Flammen unter der Verbreitung eines unreinen bituminösen Geruches, bestehen aus 72—96 Theilen Kohlenstoff und 21—3 Theilen Sauerstoff, 5½—½ Theilen Wasserstoff. Man theilt sie in: 1) Rußkohlen, die weichsten, oft zerreiblichen, schwärzesten und stark abfärbenden Schwarzkohlen; 2) Grobkohlen, dickschieferige, im Querbruche unebene, graulichschwarze, wenig glänzende Schwarzkohlen; 3) Schieferkohlen, vollkommen dickschieferige, im Querbruche unvollkommen flachmuschelige, wenig spröde, graulich- bis sammtschwarze, glänzende Schwarzkohlen; 4) Blätterkohlen, dünnschieferige, aus einzelnen, stark glänzenden Blättern von Pechkohle, großschuppig zusammengesetzte, sammetschwarze Schwarzkohlen; 5) Pechkohlen, vollkommen großmuschelige, spröde, leicht zersprengbare, nicht schieferige, pech- bis sammetschwarze, stark glänzende Schwarzkohlen; 6) Kännelkohlen, derbe, flachmuschelige, sehr dickschieferige, sammet-, graulich- und pechschwarze, zähe und wenig milde Schwarzkohlen. Die Schwarzkohlen bezeichnen dasjenige Gebirge, welches Schwarzkohlen-, oder schlechthin Steinkohlengebirge genannt wird. Die Schieferkohlen sind darin die häufigsten und in allen Steinkohlengebirgen enthalten. Die Kännelkohlen sind nur in England anzutreffen. Pechkohlen wechseln in einzelnen Schichten mit den Schieferkohlen. Man trifft sie in Schlesien, bei Dresden, zu Zwickau in Sachsen, in Hessen, Böhmen, Dalmatien, Frankreich, England und Schottland. Die Blätterkohle ist seltener. Grobkohlen begleiten vorzüglich häufig die Schieferkohlen. Lettenkohlen sind Schieferkohlen mit feinem Eingemenge von Thontheilen. Wenn die Thontheile in ihnen überhand nehmen, so heißt dieselbe Brand, eine kohlige Substanz, die oft kaum zum Kalk- und Ziegelbrennen brauchbar ist. Die Eintheilung der Schwarzkohlen in Kalkkohlen und Schiefer ist auf mehreren Werken und im Handel gebräuchlich und bezieht sich auf die Sortirung der Kohlen nach der Güte derselben für den verschiedenen Gebrauch. Die S. sind ein gutes, anhaltendes und intensives Feuer gewährendes Brennmaterial. Die Schwarzkohlen besitzen die Eigenschaft, bei großer Hitze im Feuer beim Brennen zusammenzusintern oder zu schmelzen. Sie liefern dabei kohlensaure Gase, Steinkohlenöl, Steinkohlentheer und einen zusammengesinterten Rückstand nach Beendigung der Ausscheidung jener Stoffe, Coaks und Sinter genannt. Dieß Product ist reinerer Kohlenstoff und Resultat der Verkohlung; es führt den ersteren Namen, wenn die Verkohlung absichtlich und in verschlossenen Öfen, letzteren, wenn sie in Meilern geschah. Diese Coaks und Sinter enthalten Kohlenstoff und erdige Theile, sind metallisch, porös und von schlackenähnlichem Äußern und verbrennen bei etwas höheren Hitzegraden, als die S. Die Kännelkohlen und Pechkohlen werden gedrechselt zu Perlen und dergleichen Producten. Erstere dienen noch außerdem in den bituminösesten Abänderungen zum Leuchten, indem sie frei mit lebhaftem Lichte verbrennen. Sinters und Coaks werden vorzüglich zum Schmiedefeuer benutzt; S. zum Brennen, Heizen und Kochen.— Die Glanzkohlen, Anthracite, zeigen zuweilen unvollkommen krystallinische Structur, besitzen eisenschwarze Farben und Strich, unvollkommnen Metallglanz, muscheligen, stark glänzenden Bruch, wenig Sprödigkeit, Undurchsichtigkeit, Gypshärte und ein specifisches Gewicht von 1,4—1,7, schmelzen nicht im Feuer und verbrennen schwer ohne bituminösen Geruch. Sie bestehen chemisch nur aus Kohle und enthalten etwas Kieselerde, Thonerde und Eisen als unwesentlichen Bestandtheil beigemengt. Man theilt dieselben in drei Varietäten: muscheligen Anthracit, schieferigen Anthracit und stängeligen Anthracit. Die Glanzkohlen sind im Übergangsgebirge, im Thon- und Alaunschiefer, im Grauwackenschiefer und Kieselschiefer, im Übergangsporphyrgebirge, seltener und in kleineren Massen in anderen Gebirgsformationen. Merkwürdig ist, daß einige Braun- und S. in der Nähe von basaltischen Gängen und Lagern

in Anthracit umgeändert sind. Man glaubt, daß dieß großer Hitze dieser Gesteine bei ihrer Entstehung zugeschrieben werden könne. Man kennt Anthracite am Meißner in Hessen, bei Schönfeld unweit Frauenstein in Sachsen, bei Giebichenstein unfern Halle, in Schlesien an einigen Orten, in Schottland, England, Irland und in mächtigen Lagern in Nordamerika. Bei Lobenstein findet sich selbst ein Gang im Grauwackengebirge, bestehend aus Anthracit und Quarz. — Der Anthracit wird seiner schweren Verbrennbarkeit wegen nicht überall, wie die Schwarzkohlen, zum Verbrennen gebraucht. 76.

Steinkrankheit, s. Blasenstein.

Steinmark (lithomarga) ist eine derbe, eingesprengte, als Überzug, in Mandeln und Gangklüfte ausfüllend, aufzufindende feinerdige und zerreibliche Mineralsubstanz, von mattem, wenig fettigem Glanze, etwas fettig anzufühlen und von 2,0—2,4 eigenthümlichem Gewichte, und besteht aus Kieselerde, Thonerde und Wasser. Man theilt dieselbe in gemeines S., welches die weißen, gelben, röthlichen, rothen Färbungen und gefleckten Varietäten begreift, und in festes oder verhärtetes S., auch sächsische Wundererde genannt, welches perlgraue, lavendelblaue und kirschrothe Farben besitzt, härter als jenes und weniger fett anzufühlen ist. Ersteres ist im Porphyr- und Grauwackengebirge, nicht selten in Sachsen, Schlesien und auf Elba; letzteres wird zu Planitz bei Zwickau gefunden und diente sonst in der Medicin. 76.

Steinöl, s. Naphta.

Steinregen, s. Meteorsteine.

Steinschneidekunst und Stempelschneidekunst sind zwei sehr verwandte Zweige der bildenden Kunst. Die erstere, Lithoglyptik genannt, liefert die sogenannten geschnittenen Steine (Cameen und Gemmen, s. d. Art.). Die Kunst vertieft zu schneiden (Sculptur) ist älter als jene erhaben zu arbeiten (Tornatur); letztere kam erst durch die Griechen auf. Erstere betrieb man früher mehr, welches wohl in der Natur der Sache lag, da die Intaglien (vertieft geschnittene Steine) zum Gebrauche des Siegelns nothwendig waren, die Cameen (erhaben gearbeitete Steine) aber zum Schmucke verwendet wurden. Die Bearbeitung selbst war sehr einfach. Die Steine wurden von den Polirern (politores gemmarum) auf einer Steinplatte mittelst Pulver härterer Steine rund, oval, flach oder schildförmig, je nachdem es der darauf auszuführende Gegenstand erforderte, zugerichtet und dann den Sculptoren zum Schneiden übergeben, welche sich außer des Rades auch des Narium, des Ostracits, der Diamantspitze und des Diamantstaubes bedienten. Der Erste, welcher in Diamant schnitt, war Ambrosius Caradossa, indem er im Jahre 1500 für Papst Julius II. die Figur eines Kirchenvaters ausarbeitete. Die ersten Spuren der S. findet man bei den Indiern, Persern und Ägyptern. Von den Ägyptern kam sie auf die Phönizier, Hetrurier und Griechen und von letzteren, welche es am Weitesten darin gebracht hatten, wurde sie auf die Römer übertragen. Hier und besonders zur Zeit des römischen Kaiserthums war diese Kunst zu einer hohen Vollendung und Verbreitung gediehen; kam aber mit dem Untergange des römischen Reichs gänzlich in Verfall. Die ersten Versuche, welche wahrscheinlich von den dahin geflüchteten Griechen in Italien gemacht wurden, fallen in den Anfang des XV. Jahrh. Die Mediceer erwarben sich ein großes Verdienst um die Wiederaufnahme der Kunst. Besonders half Lorenzo de Medicis zu Florenz dieser Kunst auf, welcher so schön in Carneol schnitt, daß man ihn Giovanni delle Carneole nannte und ihn für den Wiederhersteller derselben in Italien hielt. Von deutscher S. finden wir die ersten Spuren im XIV. und XV. Jahrh. zu Straßburg und Nürnberg. Der älteste uns bekannte Künstler ist Daniel Engelhard (gest. 1552) zu Nürnberg, dem Lucas Kilian folgte. Aber alle früheren übertraf F. Natter (geb. 1705). Er, so wie Pichler und Marchant, gel-

ten für die eigentlichen Wiederhersteller dieser Kunst. Nicht minder geschätzt sind Facius und Hecker. In Italien sind in neuerer Zeit besonders Berini und Putinati in Mailand und Cervara und Giromelli in Rom berühmt. Aber auch Frankreich und England haben viele ausgezeichnete Steinschneider aufzuweisen. — Die Stempelschneidekunst (franz. gravure de poinçons; engl. stamp-cuttery) ist die Kunst, allerlei Figuren und Buchstaben, als: Helmdecken, Wappen, Blumen, Laubwerk, Gebäude und Landschaften, Brustbilder nach dem Leben ꝛc. in Stempel von Metall je nach Erforderniß des Abdrucks entweder vertieft oder erhaben darzustellen, wozu er allerlei Arten von Grabsticheln, Punzen, in Stahl geschnittene Buchstaben ꝛc. bedarf. Die Stempel für Münzen ꝛc. werden gewöhnlich in weichen Stahl geschnitten und dieser sodann gehärtet. Das Verfahren dabei ist wie bei der S. und die Geschichte derselben eigentlich die des Münzwesens. Unter die berühmten Stempelschneider neuerer Zeit gehören Abramson, Loos (Vater und Sohn), Hedlinger, Wahl, Denon, Putinati in Mailand, Giromelli in Rom u. A. 33.

Steinschnitt, lat. lithotomia; franz. taille; engl. lithotomy, ist eine chirurgische Operation, durch welche die Harnblase eröffnet wird, um eine oder mehrere Blasensteine (s. d. Art.) oder sonstige in derselben befindliche fremde Körper auszuziehn, und eine der bedeutendsten, gefährlichsten, feinsten und schwierigsten Operationen der Chirurgie, die von Seiten des Wundarztes große Übung, eine gewisse manuelle Geschicklichkeit, vorzüglich aber ganz genaue anatomische Kenntnisse erfordert. Sie ist in allen den Fällen nöthig, wo der Stein schon von einigem Umfange ist und schmerzhafte und bedenkliche Zufälle erregt, von denen zu befürchten ist, daß sie durch die Länge der Zeit und das zunehmende Wachsen des Steins immer gefährlicher werden und Degeneration der Blase und endlich den Tod herbeiführen, und kann allein, doch nur in gewissen Fällen, durch die Lithotritie (s. d. Art.) ersetzt werden. Vergeblich ist es dagegen zu erwarten, durch Anwendung innerer steinauflösender Mittel dieselbe entbehrlich machen zu können. Unausführbar ist aber der S. bei hohem Alter, bei Gegenwart anderer schwerer Krankheiten, bei örtlichen Krankheiten der Blase ꝛc. Die beste Zeit, in der er verrichtet wird, ist das Frühjahr und der Herbst. Er ist verschieden je nach den Geschlechtern. Beim Manne, wo er am Öftersten vorkommt, aber auch am Schwierigsten ist, wird er auf sehr verschiedene Weise verrichtet, wornach er verschiedene Namen bekommen hat. S. mit der kleinen Geräthschaft, schon von Celsus beschrieben, ist nur bei Knaben anwendbar. Man macht den Blasenschnitt in dem Damme auf dem Steine selbst, den man mittelst zweier, in den Mastdarm eingeführten Finger herabdrückt, und entfernt dann den Stein durch die Steinzange. — Beim S. mit der großen Geräthschaft (wegen der dazu nöthigen vielen Instrumente so benannt) spaltet man die Harnröhre auf einer Leitungssonde an der linken Seite der Mittellinie (raphe) des Damms von der Wurzel des Hodensacks bis auf einen Querfinger vom After, erweitert dann durch verschiedene Instrumente den Blasenhals und zieht den Stein mit der Zange aus. Dieses Verfahren gewährt manche Vortheile; da es aber sehr häufig Entzündung und Brand der Blase bewirkt, so ist es jetzt völlig aufgegeben. — Seitensteinschnitt, die jetzt fast allgemein befolgte Methode, besteht darin, daß man den Schnitt links einen Zoll über dem After anfängt und nach dem Höcker des Sitzbeins fortsetzt, wobei außer dem Fettzellgewebe und einigen Muskeln die häutige Partie der Harnröhre, die Vorsteherdrüse und der Blasenhals durchschnitten werden. Sie ist von einem Mönche, Frère Jacques de Beaulieu, vor Ende des XVII. Jahrh. erfunden und auf mannigfaltige Weise durch Cheselden, Ledran, Lecat, Pouteau, Frère Côme, Mursinna, Klein, Langenbeck u. A. verändert und verbessert worden. Obgleich bei dieser die bei der vorigen Methode erwähnten Übel nicht so leicht

eintreten, so bieten sich bei ihr doch immer noch Gefahren genug dar, die eine nicht geringe Sterblichkeit der Operirten nach sich ziehen. — Mit Übergehung einiger anderer minder wichtigen Methoden des Steinschnitts erwähnen wir nur noch den **S. mit der hohen Geräthschaft**, bei der man den Stein aus der Blase zieht, indem man die vordere Partie der Blase durch einen Einschnitt in die vordere Partie des Bauchs oberhalb der Schambeine öffnet. Diese Operation wird jetzt nur dann verrichtet, wenn der auszuziehende Stein so umfänglich ist, daß er auf keinem andern Wege entfernt werden kann. — Die Zufälle bei Operirten nach dem Steinschnitte sind sehr mannigfaltig und treten leider nicht sogar selten ein. Sie bestehen in Ohnmachten, Krämpfen, Blutungen, oder in Harnverhaltungen, Entzündungen der Blase und des Bauchfells, in Harnfisteln, Unvermögen, den Harn zu halten, in Verletzungen des Mastdarms ꝛc., von denen mehrere den Tod herbeiführen, oder ein unheilbares Siechthum bewirken können. — Der S. ist schon in den frühesten Zeiten ausgeübt worden, aber mit wenig Erfolg, weil eine unächte hippokratische Schrift, der Eidschwur, ihn den Ärzten untersagt und so ist diese Operation unter den Griechen, Römern, Arabern in den Händen der Quacksalber geblieben und es sind von ihnen die verschiedenen Methoden desselben erfunden worden. Später war er, namentlich in Frankreich, in den Händen einiger weniger Wundärzte, die ihn als ein Geheimniß bewahrten und sich ausschließlich mit seiner Ausübung beschäftigten. Erst später wurde er allgemeines Eigenthum der Chirurgie, so daß sich seit dem XVII. und XVIII. Jahrh. die größten Wundärzte mit seiner Vervollkommnung beschäftigten. 39.

Steinstücke (pierriers) war der Name der ersten Haubitzen, ehe man darauf fiel, sie zum Werfen der Granaten anzuwenden. Man findet sie gegenwärtig nur noch hin und wieder in Festungen als Flankengeschütz, um bei der Vertheidigung des Grabens zum Kartätschfeuer verwendet zu werden. 61.

Steinzermalmung, s. Lithotritie.

Stellionat, crimen stellionatus (von stellio, die Eidechse, welche alle Farben spielt), ein Verbrechen, welches unter keine von den in den Gesetzen aufgezählten Formen zu rechnen ist, sondern von mehreren etwas an sich hat, kommt gewöhnlich bei zusammengesetzten und verwickelten Betrügereien vor und enthält gewissermaßen das **Attentat von mehreren Vergehungen**. Das Verbrechen des S. ist nur mit Vorsicht anzunehmen; denn nicht jede Handlung des Andern, die uns vielleicht lästig fällt und die wir deßhalb leicht für Unrecht halten, ist deßhalb strafbar, sondern nur die, welche im Gesetze verboten sind. Da, wo es bestimmte Gesetzbücher gibt, wird der S. nur auf bestimmte Merkmale der in ihm liegenden Verbrechen beschränkt werden. 10.

Stellung (militairische). Wenn ein gewisser Terrainabschnitt gegen einen anrückenden Feind durch Truppenmacht behauptet werden soll, so nennt man die hierzu getroffenen Maßregeln das Nehmen einer S. oder Position. Die Vertheidigung dieses Terraintheils kann auf vierfache Art geschehen, indem man entweder die Truppen auf demselben, vor-, seitwärts oder hinter demselben aufstellt. Der mannigfachen materiellen und moralischen Nachtheile wegen, welche die Vertheidigung gegen den Angriff hat, besteht die allgemeine Regel: nie eine solche Stellung zu wählen, in der man auf einen unbedingt passiven Zustand beschränkt und nicht im Stande ist, einen zweckmäßigen Übergang aus der Defensive in die Offensive ergreifen zu können. Wenn gleich von den genannten 4 Arten der Positionen bei Vertheidigung von Terraintheilen die Seitenvertheidigung die meisten Vortheile wegen des kreuzenden Feuers und des Convergirens der Kräfte gewährt, so ist es doch am Angemessensten, alle 4 Arten zu verbinden. Eine Stellung ist schlecht, wenn sie den Übergang aus der Defensive in die Offensive nicht gestattet und so liegt, daß der Feind sie umgehen, seitwärts liegen lassen kann, ohne sie anzugreifen.

Daß hierunter nicht Umgehungen im ausgedehntesten Sinne gemeint sein können, liegt in der Natur der Sache. Die Umgehung muß nur für den Feind mit so vielen Nachtheilen verbunden sein, daß diese die dadurch erreichten Vortheile überwiegen. Das Terrain, welches zur Aufstellung gewählt worden ist, muß so beschaffen sein, daß der Feind sich nicht unentdeckt nähern und auf keinem Punkte derselben in größerer Front angreifen kann, als der Vertheidiger entgegenzustellen vermag. Der Feind muß bei seiner Annäherung Hindernisse im Terrain finden, die ihn im wirksamen Geschütz- und Gewehrfeuer aufhalten. Je weniger Annäherungspunkte möglich sind, desto vortheilhafter ist die Stellung. Der Feind muß gezwungen sein, sich im Bereiche der Waffen des Vertheidigers zu entwickeln. Die einzelnen Punkte müssen sich gegenseitig unterstützen können und der Verlust eines derselben darf keinen nachtheiligen Einfluß auf das Ganze haben. Ein unerwartetes Übergehen in die Offensive muß möglich und der Rückzug gesichert sein. Ehe eine Stellung genommen wird, muß ein genaues Recognosciren vorangehen, wobei folgende Punkte in Erwägung gezogen werden müssen: von wo kann der Feind kommen? welcher Angriffspunkt ist ihm der vortheilhafteste? wie sind die Flügel zu decken? wie verhält sich die Ausdehnung der Stellung zu der Anzahl der für sie bestimmten Truppen? wie müssen die Truppen vertheilt werden, um ihre Waffenwirkung möglichst kräftig zu machen? wie läßt sich die möglichste Deckung hiermit verbinden? wie viel Streitkräfte sind für den ersten Augenblick nöthig? wo stellt sich die Reserve auf mit Rücksicht auf ihre Deckung, ihres Gebrauches zum Übergehen in die Offensive und der Unterstützung einzelner angegriffener Punkte? wie muß der Rückzug angeordnet werden? In den meisten Fällen wird hierbei die Artillerie zuerst und nach ihr die Aufstellung der übrigen Truppen berücksichtigt werden müssen. — Künstlerische S. s. Attitüde. 61.

Stempelabdruck nennt man das Verfahren, die auf einer Fläche (Stempel) eingeschnittenen erhabenen oder vertieften Figuren, Buchstaben ꝛc. mittelst eines starken Druckes in eine etwas weichere Masse einzudrücken oder mittelst aufgetragener Farbe abzudrücken. 26.

Stempelpapier, franz. papier timbré; engl. stamped paper. Um von gewissen Geschäften, welche mehrentheils einzeln vorkommen, eine indirecte Abgabe zu gewinnen, ist in manchen Staaten die Einrichtung getroffen worden, daß die über dergleichen Geschäfte gefertigten schriftlichen Aufsätze auf solches Papier geschrieben werden sollen, wovon die Abgabe laut des darauf gebrachten Regierungsstempels bereits bezahlt ist. Dieses Papier nennt man S. Es ist aber in den meisten Fällen nicht gerade erforderlich die ganze Schrift auf dergleichen Papier zu schreiben, sondern es ist hinlänglich, wenn sich nur die Verwendung der Abgabe unläugbar ergibt, welches schon dadurch geschehen kann, daß der erforderliche Stempelbogen zum Titel oder Umschlage gebraucht und die Bestimmung dazu auf eine Weise vorgemerkt ist, daß der Bogen nicht weiter zu anderen Geschäften verwendet werden kann. Vorzüglich sind es Diplome, Gnadenbezeugungen, Processe, Vorträge und Gesuche an Behörden, Contracte und deren Bekenntnisse (als Schuldscheine, Wechsel und Anweisungen), endlich Erbschaften, Spielkarten und Kalender, welche der Stempelabgabe unterworfen sind. Zu den Erbschaften pflegt man den Betrag des Stempels gegen Bekenntniß zu den Acten einzuliefern. Die Kalender und Karten aber werden, wenn sie bereits fertig sind, gestempelt. Die Hinterziehung der Stempelabgabe wird gewöhnlich mit Verdoppelung, Vervierfachung oder Verzehnfachung des gesetzlichen Betrages als Strafe geahndet. Die Übertragung des englischen Stempelgesetzes auf die bis davon freigewesenen Colonien gab nebst der Theeacte bekanntlich die Gelegenheit zum Abfalle der nordamerikanischen Provinzen vom Mutterlande. 24.

Stempelschneidekunst, s. Steinschneidekunst.

Stenbock (Magnus), ausgezeichneter schwedischer Feldherr unter Karl XII., wurde im Jahre 1664 zu Stockholm geboren, studirte zu Upsala, unternahm dann 1683 eine Reise in das Ausland, trat in holländische Kriegsdienste und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so sehr aus, daß er schon im Jahre 1697 zum Obersten eines deutschen Regimentes in Wismar ernannt wurde, wo er ein unvollendet gebliebenes Werk über die Kriegskunst begann. Hierauf nahm er an den meisten Feldzügen Karl's XII. Antheil, trug viel zur Entscheidung des Sieges bei Narwa bei, führte im polnischen Feldzuge 1706 den Oberbefehl über dasjenige Truppencorps, welches zum Bau der Brücken und zur Eintreibung der Brandschatzung bestimmt war, folgte noch in demselben Jahre dem Könige nach Sachsen und wurde zum Statthalter dieses Landes ernannt, welches durch die Nachlässigkeit seines Vorfahren in großen Verfall gerathen war. Schon hatte S. seine Verbesserungen begonnen, der Willkühr und den Ungerechtigkeiten der Beamteten Schranken gesetzt und seine Wachsamkeit über alle Theile der Verwaltung gleich verbreitet, als ihn der Wiederausbruch des Krieges in seinen ferneren Unternehmungen hinderte. Auf Befehl der Regentschaft mußte nämlich S. nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa an der Spitze von 20000 Mann, größtentheils neugeworbener und schlecht disciplinirter Truppen, sich den in Schweden eingefallenen Dänen entgegenstellen, deren Fortschritte er durch den Sieg bei Helsingborg (am 28. Febr. 1710) Einhalt that. Hierauf drang er im Jahre 1712 mit einem neugeworbenen Heere in Pommern vor, schlug die Dänen am 20. Dec. bei Gadebusch in Meklenburg, fiel in Holstein ein und verbrannte am 9. Jan. 1713 Altona. Da er aber zu tief in Holstein eingedrungen war, wurde er von den vereinigten dänischen, russischen und sächsischen Truppen umzingelt, so daß er sich nebst seinem Heere am 6. Mai 1713 bei Tönningen kriegsgefangen ergeben mußte, worauf man ihn nach Kopenhagen in Gewahrsam brachte und, als er hier einen Versuch zur Flucht gemacht hatte, in einen engen Kerker einschloß, welcher sich über einem mit faulem Wasser angefüllten Keller befand. Hier erlaubte man ihm erst später die Unterhaltung mit einem durch die Wand von ihm abgesonderten Prediger, reichte ihm kaum genießbare Nahrungsmittel und ließ seine Bitten um Verbesserung seines Zustandes gänzlich unbeachtet. Um sich die Einsamkeit seines Kerkers wenigstens in etwas erträglich zu machen, vollendete er Filigranarbeiten in Elfenbein, welche noch jetzt in Kopenhagen, Upsala und Lund aufbewahrt werden, und schrieb, von Elend und Kummer fast aufgelöst, eine Geschichte seiner Leiden zum Troste seiner Familie und zu seiner Rechtfertigung bei der Nachwelt. Er starb im Gefängnisse 1717. Nach seinem Tode kam die erwähnte Schrift, die er auf einzelne Stückchen Papier niedergeschrieben und in einem Kasten mit doppeltem Boden verborgen hatte, nebst seinem Nachlasse und seinem Leichname nach Schweden, wo sie von seinem Sohne entdeckt und 1773 in Lönbom's „Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden" bekannt gemacht wurde. Sie ist durch ihren Inhalt und den rührenden Ton ihrer Darstellung sehr ergreifend. S. besaß große Talente und Karl XII. bewies ihm, der an ihn gerichteten und noch vorhandenen Briefe zufolge, stets seine Hochachtung, obgleich S. in vielen Dingen nicht mit der Ansicht des Königs übereinstimmte und ihm namentlich den Einfall in Polen widerrieth. Sein Vaterland liebte er innig, war freimüthig in seinen Äußerungen und wurde selbst von seinen politischen Gegnern, wie von dem Könige August von Polen, hoch geachtet. 81.

Stenographie, s. Tachygräphie.

Stenōnis oder Stenson (Nikolaus), ausgezeichneter dänischer Anatom, am 11. Jan. 1638 zu Kopenhagen geboren, studirte die Anatomie in seiner Vaterstadt und in Leyden und unternahm hierauf langdauernde Reisen, bis er in Florenz Leibarzt des Herzogs und Erzieher seines Sohnes wurde. Hier trat er zum katholischen Glauben über, erhielt aber dessenungeachtet 1671 die Lehrstelle der Anatomie

in seiner Vaterstadt, die er mit vielem Eifer bis 1677 verwaltete, worauf er nach Florenz zurückkehrte und in den geistlichen Stand übertrat. Als Bischof von Titiopol und apostolischer Vicarius von Niedersachsen begab er sich nunmehr nach Braunschweig, lebte, von da nach einiger Zeit vertrieben, in Münster und dann in Hamburg und starb endlich in Schwerin am 25. Nov. 1686. Man verdankt S. mehrere anatomische Entdeckungen. Er war ein eifriger und unbefangener Forscher und zeigte in der Darlegung seiner Ansichten viel Scharfsinn und Bescheidenheit. Von ihm trägt der Ausführungsgang der Mundspeicheldrüsen (Parotiden), den er höchst wahrscheinlich zuerst aufgefunden hat, seinen Namen (ductus salivalis Stenonis); er war der Erste, der die Structur des Herzens richtiger angab, beschrieb die Drüsen der Augen sehr sorgfältig, untersuchte den Bau des Hirns und gab vortreffliche Beobachtungen über die Bebrütung des Eies. Seine Schriften führen die Titel: „Observationes anat., quibus varia oris vasa describuntur“ (1662); „De musculis et glandulis“ (1664); „Elementorum myologiae specimen“ (1667); „Sur l'anatomie du cerveau“ (Paris 1679). 39.

Stentor war nach Homer ein Grieche in dem Heere vor Troja, dessen Stimme die Stärke von 50 gewöhnlichen Männerstimmen hatte; daher der Ausdruck Stentorstimme. 30.

Stephan, König von Polen, s. Bathori.

Stephan (Päpste). — S. I. ward nach Lucius 253 Bischof der römischen Gemeinde und zeigte seinen hierarchischen Sinn namentlich in einem Streite mit den Afrikanern und Kleinasiaten über die Gültigkeit der von Ketzern verrichteten Taufe, indem er die römisch-apostolische Überlieferung zur entscheidenden Norm erheben wollte. Gegen Cyprian entschied er nämlich, daß die Ketzer oder die von Ketzern Getauften nicht wieder zu taufen seien und bedrohte die dagegen Handelnden mit der Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, welche Drohung er auch erfüllte, ohne seinen Zweck zu erreichen. Er starb im Gefängnisse oder in der Verbannung im Jahre 257. — S. II., Nachfolger des Zacharias 752, rief, als er den Kaiser Constantinus Kopronymus gegen den Longobardenkönig Aistulph, welcher das Exarchat eroberte und Rom bedrohte, vergebens um Schutz gefleht hatte, die Hülfe des von ihm gesalbten Königs der Franken, Pipin, an, der nun als Schutzherr anerkannt nach einem Feldzuge (754) das wiedereroberte griechisch-italienische Gebiet (den Exarchat nebst Pentapolis) dem Bischofe von Rom überließ und ihn durch einen zweiten Zug (755) in den Besitz der Schenkung setzte. S. starb 757. — S. III. folgte auf Paul I. nach Absetzung des Gegenpapstes Constantin 768. Er gab ein neues Gesetz über die Papstwahl, nach welchem Keiner, der nicht durch alle niederen Stufen der römischen Geistlichkeit bis zur Würde eines Cardinaldiakonus gestiegen war, auf den päpstlichen Stuhl erhoben werden sollte. Bei dem Longobardenkönige Desiderius konnte er es aber eben so wenig dahin bringen, daß er ihm alle noch vorenthaltene Theile von Pipin's Schenkung abtrat, als eine Doppelheirath zwischen den longobardischen und fränkischen Königsfamilien hindern. S. starb 772. — S. IV., Nachfolger Leo's III. 816, ließ das römische Volk dem Kaiser Ludwig Treue schwören, ging selbst nach Rheims und krönte ihn und seine Gemahlin Irmengard. Er starb 817. — S. V. regierte nach Hadrian III. von 886—891. Er krönte den Herzog Guido von Spoleto zum Könige von Italien und römischen Kaiser und gab eine Verordnung, daß Alles, was die römische Kirche befehle, von Allen stets und ohne Widerrede beobachtet werden müsse. — S. VI. (896—897) ging im Kampfe um die Krone Italiens zu Guido's Partei über, hielt noch über den ausgegrabenen Leichnam seines Vorgängers, des Formosus, Gericht und ließ denselben in die Tiber werfen, ward aber selbst schon 897 von einer römischen Gegenpartei im Kerker erdrosselt. — S. VII., Nachfolger Leo's VI., 929—931. — S. VIII., ein Deutscher und Verwandter des Kaisers Otto, folgte auf Leo VII.,

ward aber von den Römern gefangen gesetzt und verstümmelt. Er starb 942. — S. IX. (1057—1058), früher genannt Friedrich und Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen, wurde nach Victor's II. Tode zum Papste gewählt. Er handelte im Sinne der von Leo IX. begonnenen Reformation und setzte die Kirchenvisitation fort. Sein Plan, durch Krönung seines Bruders ein nationales Kaiserthum in Italien zu begründen, wurde durch Unentschlossenheit oder frühen Tod (2. Aug. 1057) zu nichte. 63.

Stephani (Heinrich), rühmlichst bekannter Theolog und Pädagog, ward zu Gmünd an der Greck am 1. April 1761 geboren, studirte zu Erlangen und ward dann Erzieher zweier jungen Grafen von Castell, mit deren Einem, mit dem Titel Consistorialrath beehrt, er die Schule zu Kloster Bergen und darauf die Universität Jena besuchte. Endlich ward er 1808 baierischer Kirchen- und Schulrath in Augsburg, 1811 in gleicher Eigenschaft nach Ansbach versetzt und 1818 zum Dekan und Stadtpfarrer in Gunzenhausen im Rezatkreise erwählt. Er zeigte sich in allen diesen Stellen und in seinen Schriften als ein Mann von unermüdlicher Thätigkeit und regem Eifer für Volksaufklärung, als tüchtiger Pädagog und kenntnißreicher und aufgeklärter Theolog, der unendlich viel Gutes gestiftet hat; aber eben deßhalb fand er an der Partei der Finsterlinge zahlreiche und erbitterte Gegner und ward endlich durch deren Umtriebe 1834 plötzlich aller seiner Ämter entsetzt, was aber später zufolge seiner Vertheidigung in die mildernde Benennung „Versetzung in den Ruhestand" mit Beibehaltung seines Gehaltes verwandelt ward (vergl. Dr. H. S.'s „Geschichte seiner Amtssuspension", Hildburgh. 1835; die Gegenschrift: „Actenstücke zur Ergänzung und Berichtigung der Druckschrift: Dr. H. Stephani's Geschichte ꝛc.", amtlich bekannt gemacht, München 1836; und „Nachtrag zu Stephani's Geschichte ꝛc.", Hildburgh. 1836). — Unter der großen Zahl meist sehr gediegener Schriften stehen die pädagogischen oben an, welche ihn zu dem Range eines der ersten Pädagogen neuerer Zeit erhoben haben. Hierzu gehören: „Grundriß der Staatserziehungswissenschaft" (Weißenfels 1797); „System der öffentlichen Erziehung" (Berlin 1813. 2. Aufl.); „Handbuch der Unterrichtskunst" (Erlangen 1835); „Lehrbuch der Religion für die Jugend der höheren Stände" (Nürnb. 1819. 4. Aufl.); „Leitfaden zum Religionsunterrichte der Confirmanden" (Erlangen 1819. 4. Aufl.); „Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren" (Erlangen 1808. 3. Aufl.); „Ausführliche Beschreibung der Lautirmethode" (Erlangen 1825. 2. Aufl.); „Wandfibel" (Erlangen 1819. 17. Aufl.); „Handfibel" (Erlangen 1836. 54. Aufl.), außer mehreren pädagogischen Journalen, mehreren anderen pädagogischen, theologischen (besonders gegen den Mysticismus gerichteten), philosophischen und das kanonische Recht betreffenden Schriften. Seine Lesemethode s. unter Lesemethoden. 16.

Stephanie (Louise Adriane Napoleone), Großherzogin von Baden, die Tochter des Barons Tacher de la Pagerie und Nichte der Kaiserin Josephine, daher eine nahe Anverwandte Napoleon's, wurde im Jahre 1789 geboren, vermählte sich mit Karl Ludwig Friedrich, Erbgroßherzog von Baden, bei welcher Gelegenheit Napoleon sie (1806) adoptirte, wurde im Jahre 1811 nach dem Tode ihres Schwiegervaters wirkliche Großherzogin und ist seit 1818, wo ihr Gemahl starb, verwittwet. Sie ist Mutter von drei Töchtern und residirt gegenwärtig in Manheim. 81.

Stephanie (Christian Gottlob), eigentlich Stephan, ein ausgezeichneter Schauspieler, wurde im Jahre 1733 zu Breslau geboren und von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt, verließ denselben aber aus Liebe zum Theater, trat unter die Schuch'sche Gesellschaft und wurde zuerst 1756 in Breslau mit großem Beifalle aufgenommen. Nachdem er hierauf mit der genannten Gesellschaft

Magdeburg, Potsdam, Berlin, Stettin, Frankfurt an der Oder und Küstrin besucht hatte, verband er sich mit Kirchhof und Eckhof zur Verbesserung des Theaters und diese verließen, da Schuch in dieses Streben nicht einging, seine Gesellschaft und begaben sich gemeinschaftlich nach Altona. Da aber die dasige Bühne zu geringen Beifall fand, so wandte sich S. nach Mitau und fand hierauf 1760 als Hofschauspieler eine Anstellung in Wien. Zwar mußte er anfangs auch hier an der Aufführung extemporirter Stücke Antheil nehmen; allein er wußte den dramatischen Arbeiten immer mehr Beifall zu verschaffen, so daß schon 1762 die Einrichtung getroffen wurde, daß man jede Woche wenigstens ein vorher einstudirtes Stück gab. Um zu gleicher Zeit den Geschmack des großen Publicum zu heben, gab S. seit 1766 eine Monatsschrift unter dem Titel: „Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht" heraus. Unterdeß hatte man es schon 1768 so weit gebracht, daß wöchentlich nur noch zwei Possen aufgeführt wurden; als aber Affligio die Leitung des deutschen Theaters übernahm und die extemporirten Stücke wieder einzuführen suchte, gerieth S. mit ihm in einen heftigen Streit und er würde den Ränken seines Gegners haben weichen müssen, wenn sich nicht Maria Theresia selbst seiner angenommen hätte. Er starb 1798. Als dramatischer Schriftsteller trat er in der „Neuesten Frauenschule", „Der Liebe in Corsika" und dem „Neuen Weiberfeind" auf. Eine Sammlung seiner „Sämmtlichen Schauspiele" erschien 1761 zu Wien in 5 Bänden. — Auch sein Bruder, Gottlieb S., welcher ebenfalls Schauspieler war, hat mehrere Lustspiele geschrieben. 81.

Stephanus, der erste christliche Märtyrer, war einer von den sieben ersten Diakonen der jerusalemischen Christengemeinde. Die Steinigung desselben (um das Jahr 35 oder 36 n. Chr.) geschah mehr durch Volkserbitterung, als auf öffentliche Anordnung. Sie wurde zunächst durch gelehrte Streitigkeiten gegen hellenistische Synagogenvorsteher veranlaßt und durch Eiferer für das Gesetz ohne Urthel und Recht vollzogen. Sterbend verzieh er noch seinen Feinden. Paulus aber, damals noch eifriger Verfolger der Christen, hatte Wohlgefallen an seiner Ermordung. Vergl. Apostelgesch. 6, 5. 8 ff. Er gehört unter die Heiligen der katholischen Kirche und sein Gedächtnißtag ist der 26. December. 63.

Stephanus (latinisirt aus Etienne), zwei der größten philologischen Heroen des XVI. Jahrh. 1) Robert S., geb. 1503 zu Paris, ererbte von seinem Vater 1520 eine der besten Druckereien in jener Zeit, nachdem er bereits sich den gelehrten Studien gewidmet, sich die ausgezeichnetsten philologischen Kenntnisse erworben, dabei aber auch der aufkeimenden lutherischen Lehre sich zugewendet hatte. Er trat daher 1520 mit Simon de Collines in Verbindung und benutzte seine Druckerei zu einer neuen Ausgabe des neuen Testaments, die an Brauchbarkeit hinsichtlich ihrer äußeren Form, an Correctheit und gutem Druck alle früheren Ausgaben bei Weitem übertraf. Allein hierdurch zog er sich den Haß der Sorbonne zu, der von nun an fast mit jedem Tage wuchs. Doch 1526 trennte er sich schon von Collines und fing unter seinem alleinigen Namen an zu drucken, und bald trugen viele von ihm besorgte und gedruckte Ausgaben alter Classiker, z. B. des Dio Cassius, Suetonius, Terentius, Virgilius ꝛc. seinen Ruhm sowohl als Gelehrter wie auch als Buchdrucker in alle Weltgegenden. Namentlich aber verwendete er den größten Fleiß auf die größtmöglichste Correctheit seiner Ausgaben, daher er auch die Correcturbogen öffentlich aushängen ließ und demjenigen eine Belohnung zusicherte, der darin einen Druckfehler auffinden würde. So druckte er auch 1532 eine neue splendide Ausgabe der Bibel, fachte aber auch den Haß der Sorbonne von Neuem an, so daß selbst König Franz I. sich seiner annehmen mußte, um ihn gegen deren Verfolgungen sicher zu stellen. Von dieser Zeit an scheint er sich auch mehr auf das Studium des classischen Alterthums und der alten Sprachen gelegt zu haben; denn schon 1534 erschien die erste Ausgabe seines Hauptwerkes, des „Thesaurus linguae

latinae", ein Schatz von Gelehrsamkeit und Kritik und eine unerschöpfliche Fundgrube für den Studirenden. Endlich aber konnte er sich nicht länger gegen seine zahlreichen Feinde in Frankreich behaupten; er wendete sich daher 1552 nach Genf, wo er nach Errichtung einer eigenen Druckerei, aus der neben den Ausgaben mehrerer alten Classiker abermals neue Bibelausgaben hervorgingen, den 6. Sept. 1559 starb. — Sein Sohn, Henricus S., geb. zu Paris 1528, ein Mann von bewunderungswürdigem Talente, seltenem Scharfsinne und vorzüglicher Kritik, trat in die Fußtapfen seines Vaters und studirte von früher Jugend an mit dem größten Fleiße Philologie, namentlich die griechische Sprache, und schritt mit einer so großen Schnelligkeit vorwärts, daß er kaum 20 Jahre alt Anmerkungen zum Horatius herausgab, die noch jetzt als höchst schätzenswerth gesucht werden. Hierauf begab er sich 1547 auf Reisen, besuchte Florenz, Neapel, Rom, Venedig, dann England und die Niederlande, durchsuchte daselbst alle namhaften Bibliotheken, sammelte die seltensten Handschriften und kehrte endlich 1552 nach Paris zurück, legte daselbst nach einigen Jahren eine eigene Druckerei an und lieferte nun mehrere treffliche Ausgaben alter Classiker. Von Ulrich Fugger (s. d. Art.) mit Geld unterstützt begann er endlich auf eigene Kosten den Druck seines Meisterwerks: „Thesaurus linguae graecae", der zuerst 1572 erschien und ihm bei der Nachwelt einen ewigen Ruhm gesichert hat. Dessenungeachtet aber war der Absatz, den er von diesem Riesenwerke machte, nur sehr gering, zumal da bald nach dem ersten Erscheinen desselben Scapula einen Auszug davon lieferte, und S. gerieth dadurch in die äußerste Noth, aus der ihn selbst Heinrich III. nicht herausreißen konnte. In den drückendsten Verhältnissen zog er nun von einem Orte zum andern, lebte abwechselnd in Orleans, Paris, Frankfurt, Genf und Lyon, in welchem letztern Orte er endlich auch 1598 im Hospitale geistig zerrüttet starb. Noch jetzt mit Recht gesucht sind seine Ausgaben von Plato, Arrian, Xenophon, Diodorus Siculus, Herodot, Thucydides, Herodianus, Zosimus, Äschylus, Sophokles, Euripides, Homer, Appollonius Rhodius, Appianus, Theokritus u. v. A. Die schätzenswerthesten seiner übrigen Schriften sind: „Poetae graeci principes heroici carminis" (1566. Fol. auct. ed. Paris 1679. Fol.); „Medicae artis principes post Hippocratem et Galenum" (1567. 2 Voll.); „Dictionarium med. vel expositiones vocum medicinalium" (1564) u. m. a. Beachtenswerth sind auch seine zahlreichen lateinischen Übersetzungen griechischer Schriftsteller. Von dem „Thesaurus linguae graecae" erscheint gegenwärtig eine neue Ausgabe zu Paris bei Didot von Karl Bened. Hase, Wilhelm und Ludwig Dindorf, von welcher bereits der 6. Fascikel des 2. Bandes ausgegeben ist. 20.

Stephansorden gibt es gegenwärtig in Europa zwei. Der erste wurde von Cosmus von Medicis, dem ersten Großherzoge von Toscana, zum Andenken eines über die Franzosen im Jahre 1554 erfochtenen Sieges am 2. August, dem Tage des heiligen Stephan (Papst Stephan I.), desselben Jahres errichtet und die aus einer Classe bestehenden Ritter zur Befreiung des Mittelmeeres von Seeräubern, zur Beobachtung der Regeln des heiligen Benedict und zur Vertheidigung des katholischen Glaubens verpflichtet. Um den Johanniterorden so viel als möglich nachzubilden, wurden ihm auch Klosterfrauen einverleibt und diesen die frühere Abtei der Benedictinerinnen zu Pisa, dem Hauptsitze des Ordens, eingeräumt. Die Kleidung derselben besteht aus wollenem Zeuge mit einem rothen Kreuze aus demselben Stoffe auf der linken Brust. Das Ordenszeichen der Ritter ist ein goldenes, dunkelroth emaillirtes Kreuz, zwischen dessen 4 Winkeln goldene Lilien befestigt sind. Über dem Kreuze schwebt eine goldene Königskrone. Mit einem in Silber gestickten Sterne wird diese Decoration an einem hochrothen Bande auf der linken Seite im Knopfloche getragen. Die Staatsuniform ist seit 1750 weiß und roth, die gewöhnliche blau und roth. Papst Pius IV. bestätigte 1561 den Orden und er-

theilte den Rittern, die in den erſten Jahrhunderten mehrere Beweiſe ihrer Tapferkeit gaben und namentlich den Türken vielfachen Schaden beibrachten, einige Privilegien, z. B. Zehntenfreiheit, die Erlaubniß zu heirathen ꝛc. Der zweite iſt der von der Kaiſerin Maria Thereſia als ungariſcher Nationalorden in 3 Claſſen für Civilverdienſte am 5. Mai 1764 geſtiftete und zum Andenken an Stephan den Heiligen von Ungarn genannt. Seine Inſignien ſind ein achteckiges grünemaillirtes Kreuz mit goldenen Rändern. Das Mittelſchild iſt rund, roth emaillirt und auf dem grünen Hügel, welchen man darauf ſieht, liegt eine goldene Krone mit dem ſilbernen apoſtoliſchen Kreuze. Dieſem zur Seite erblickt man die goldenen Buchſtaben M. T. (Maria Thereſia) und um das Schild herum in weißem Grunde: Publicum Meritorum Praemium. Die Kehrſeite des Schildes iſt weiß, mit einem Eichenkranze umgeben und trägt die Buchſtaben: STO. ST. RI. A P. (Sancto Stephano, Regi Apostolico). Vermittelſt der goldenen ungariſchen Krone werden ſie an einem hochrothen Bande mit grünen Rändern getragen. Auf dem ſilbernen Sterne, welcher die linke Bruſt der Großkreuze ziert, iſt daſſelbe Ordenszeichen, mit einem Lorbeerkranze umwunden, abgeprägt. Ein langer grünſammetner, carmoiſinroth gefütterter Mantel mit Hermelin beſetzt iſt die Gallakleidung. 77.

Steppe, vom ruſſiſchen Worte Step, d. i. Wüſte oder flaches, dürres Feld. Die Weſthälfte des ruſſiſchen Reiches bis an den Obfluß enthält ungeheure waſſerloſe Steppen mit ſandigem, auch ſalzigem Boden, vielen Sandſeen und Sandflüſſen. Sie ſind hin und wieder bewohnt und werden zu einträglicher Viehzucht benutzt. Die vorzüglichſten ſind die petſchoriſche, jaroslawiſche, doniſche, kumaniſche, terekiſche, kubaniſche, aſowiſche, kalmückiſche, kirgiſiſche, tauriſche, nogeiſche, barabinziſche, iſchimiſche, wagaiſche, iſettiſche, obi-jeniſeiſche, jeniſeilenaiſche, lena-indigirskiſche S. 71.

Sterbecaſſen ſind ſolche vom Staate oder von beſonderen Geſellſchaften errichtete Caſſen, woraus nach den Grundſätzen der Stiftung für den Sterbefall eines Mitgliedes an die Hinterlaſſenen zum Begräbniſſe oder auch wohl zur Unterſtützung der Wittwe und unmündigen Kinder etwas Gewiſſes verabfolgt wird. Man nennt dieſe Caſſen deßhalb Sterbecaſſen, Leichencaſſen, Grabecaſſen, Wittwencaſſen, Wittwenfiscus; die Geſellſchaften Leichencommunen ꝛc. Bisweilen wird mit der Sterbecaſſe auch eine Krankencaſſe verbunden, woraus das Geſellſchaftsmitglied während einer Krankheit Unterſtützung bekommt. Man findet hauptſächlich zwei ganz verſchiedene Arten ſolcher Caſſen. A. Die erſtere und einfachere, daher auch ſicherere iſt die bei Corporationen und da, wo ſämmtliche Mitglieder auf feſten Poſten ſtehen, wo ſonach die Geſellſchaft nicht ausſtirbt. Z. B. 50 Beamte eines Ländchens hätten ein Jeder beim Ableben Eines aus ihrer Mitte 1 Thlr. zu entrichten; tritt ein Todesfall ein, ſo wird von jedem der Überlebenden 1 Thlr. gefordert. Man liefert 49 Thlr. ab und das Geſchäft iſt beendigt. B. Ungleich mehr Schwierigkeiten machen ſolche Geſellſchaften, welche blos als Actionaire einer namenloſen Geſellſchaft (ſ. d. Art.) zuſammengetreten ſind und austreten können, wenn ſie wollen. Bei dergleichen Caſſen kann nur durch eine höhere Einlage als das Bedürfniß der gewöhnlichen Ausgabe verlangt, ein Fond zurückgelegt werden, welcher die Ausſteuer für die letzten übriggebliebenen Mitglieder, für welche es keine hinreichende Sammlung mehr gibt, übertragen hilft. Da jedoch in der Regel Keiner mehr einlegen will, als für die Seinigen wieder herauskommen kann, ſo trägt, wenn dieſes zugelaſſen oder gar vielleicht mehr ausgezahlt wird, als das verſtorbene Mitglied eingelegt hatte, alsdann eine ſolche Caſſe den Grund zum Banqueroute ſchon bei der Errichtung in ſich ſelbſt. Sie ſcheint blos im Flore zu ſein, ſo lange ſich die Contribution durch Anwuchs der Theilnehmer erhöhet, und muß mit zu Grabe gehen, ſobald die Sterbe-

fälle überwiegend werden; ja es wird dieß sogar schon beim Stillstande im Wachsthume eintreten. In Sachsen ist durch besondere Gesetze festgesetzt (Ges. vom 6. Dec. 1720), daß alle dergleichen Gesellschaften, welche das Recht, von ihren Mitgliedern zu einem Privatfiscus gewisse Beisteuern zu fordern, in Anspruch nehmen, um landesherrliche Bestätigung dazu nachsuchen sollen. 31.

Sterbelehen ist ein Lehen, bei welchem die Verfassung besteht, daß dasselbe nicht blos bei der Annahme, sondern auch für den Sterbefall (also beim Austritt sowohl, als beim Eintritt) verlehnwaatet werden muß. Da die Lehensnahme sowohl wie die Erlegung des zur Anerkenntniß der Lehenspflicht schuldigen Lehengeldes (Lehenwaare) den Zweck haben, den Vasallen an den Lehnherrn und diesen wieder an den Lehnmann außer dem Besitze des Grundstückes auch noch persönlich zu verpflichten, so würde dieser Zweck schon durch die Annahmelehen vollkommen erreicht werden. Es ist daher die Qualität als S. nicht zu vermuthen, sondern als Herkommen oder Statut zu beweisen. Übrigens kann die Verbindlichkeit, für den Sterbefall Lehnwaare zu entrichten, nicht blos in manu servienti (beim Ableben des Vasallen), sondern auch in manu dominante (beim Ableben des Lehnherrn) hergebracht oder vorbehalten werden. Stürben daher Beide, der Lehnherr sowohl, als der Vasall kurz nach einander, so würde der künftige Annehmer des Lehens viermal Lehengeld zu entrichten haben, nämlich doppeltes S. und doppeltes Annahmelehen. Die Forderung vom S. beruht auf dem strengern Grundsatze: daß die Lehenwaare bei jeder Veränderung, nicht aber blos bei der Lehensnahme zu geben sei. 10.

Sterblichkeit, Mortalität, heißt überhaupt das Loos, welches allen Lebendigen beschieden ist. Es ist aber dasselbe im Verhältnisse zu der Dauer des Lebens des einzelnen Menschen und einer bestimmten Anzahl Menschen zu einem Gegenstande der Berechnung gemacht worden, welche für die Staatswirthschaft und Staatsarzneikunde von großer Bedeutung ist, da hierdurch für dieselben wichtige Resultate gewonnen werden. Es zeigt sich nämlich zwar, daß nach einem allgemeinen Naturgesetze von 100 Menschen in 33⅓ Jahren 50 gestorben sind und danach sowohl auf ein Jahrhundert eine dreimalige Erneuerung derselben (s. Generation) kommt, als gefolgert werden kann, daß von einer großen Anzahl ungefähr $\frac{1}{33}$ stirbt; aber Boden, Klima, Beschäftigung, Nahrungsmittel, Lebensverhältnisse überhaupt ꝛc. machen hiervon manche Abweichungen und man findet daher in den einen Gegenden die Zahl der Gestorbenen im Verhältnisse zu den Lebenden geringer, in den anderen größer; auch gewisse Altersstufen bilden hierin merkwürdige Verhältnisse und selbst das Geschlecht ist nicht ohne Einfluß dabei. Diese Verhältnisse sind aber aus den Sterblisten durch eine Reihe von Jahren besonders zu erkennen und deren Haltung und genaue Specificirung daher jederzeit sehr wünschenswerth, vorzüglich für die Lebensversicherungsanstalten, welche ganz auf die durchschnittlichen Mortalitätsverhältnisse gegründet sind, indem sie nach einer mehrjährigen Durchschnittssumme die Wahrscheinlichkeit aufstellen, daß von einer gewissen Anzahl Menschen in einem bestimmten Zeitraume eine bestimmte Zahl gestorben sein muß und darum nicht die wahrscheinliche Lebensdauer eines Einzelnen, sondern die Durchschnittssumme der Lebensdauer in dieser Gesammtheit als Divisor des einzelnen Beitrags annehmen. Ein ausgezeichnetes Werk in dieser Beziehung ist Casper, „Die wahrscheinliche Lebensdauer" (Berl. 1835). 30.

Stère, s. Decimalsystem.

Stereometrie (von στερεόν, fester Körper, körperlicher Raum), Körpermessung, handelt von den Größen, die bei den körperlichen Figuren vorkommen. Ihrem Wesen nach zerfällt die S. 1) in die Elementarstereometrie, welche ausschließlich nur solche Körper zu ihrem Gegenstande hat, die entweder von lauter ebenen, geradlinigen Figuren begrenzt sind, oder die durch Umdrehung einer gerad-

linigen Figur um eine Seite derselben oder eines Kreisstückes um den Durchmesser des Kreises erzeugt werden, und sie lehrt sowohl den Inhalt als auch die Oberflächen dieser Körper berechnen; 2) in die höhere S., welche sich mit allen von krummen Oberflächen begrenzten Körpern, in sofern das Gesetz ihrer Erzeugung gegeben ist, oder gefunden werden kann, beschäftigt, und nicht nur die Berechnung des Inhalts dieser Körper und ihrer krummen Oberfläche lehrt, sondern sich auch mit den Eigenschaften der krummlinigen Figuren beschäftigt, welche die Grundfläche des Durchschnitts eines solchen Körpers begrenzen, wenn er von einer ebenen Fläche geschnitten wird. Vergl. Mayer's „Praktische Geometrie" (5. Thl. 2. Aufl. Götting. 1820); Lehmus' „Aufgaben aus der Körperlehre" (Halle 1811); Haßfeld, „Niedere und höhere praktische Stereometrie" (1812. 4.); Unger, „Übungen aus der reinen und angewandten Stereometrie" (Berl. 1830). 40.

Stereotypen, s. Buchdruckerkunst.

Sterkel (Johann Franz Xaver), bekannter Componist, ward 1750 zu Würzburg geboren, widmete sich eigentlich der Theologie, nahm aber später die Organistenstelle im Stifte Neumünster an und empfahl sich durch sein Clavierspiel dem Churfürsten von Mainz so sehr, daß dieser ihn 1778 zum Hofkapellmeister ernannte und 1779 auf eine Kunstreise nach Italien schickte, wo er die Oper „Fornace" schrieb. Darauf erhielt er 1781 ein Kanonikat in Mainz und 1793 die Kapellmeisterstelle daselbst, zog sich aber nach Eroberung der Stadt durch die Franzosen nach Würzburg zurück und ging 1807 als Kapellmeister des Fürsten Primas nach Regensburg, mußte aber später wieder nach Würzburg zurückkehren und starb daselbst 1817. Außer der angeführten Oper lieferte er 4 Messen, 40 Sonaten, 12 Concerts für das Pianoforte und mehrere Liedercompositionen, die sämmtlich sehr gefällig sind, aber schon bedeutende Übung erfordern. 16.

Sterling, Pfund Sterling, eine in England gebräuchliche Rechnungsmünze = 1½ Mark = 20 Schillinge = 240 Pences = 480 Halfpennys = 960 Farthings = 6 Thlr. 6 Gr. 7 Pf. Conv. Seit 1818 wurden einfache und doppelte 20 Schillingsstücke in Gold und einfache von 2,234 Stücke auf die kölnische feine Mark in Silber geprägt. Von einem geringern Werthe ist 1 Pfund Sterl. auf der Insel Antigua = 3 Thlr. 16 Gr. 10¾ Pf.; auf den Bahamainseln = 3 Thlr. 12 Gr.; auf Jamaica = 4 Thlr. 11 Gr. 4⅓ Pf.; in Irland = 5 Thlr. 18 Gr. 9 Pf. Conv. 26.

Sternbilder, lat. constellationes; franz. astérismes; engl. constellations, sind Gruppen von Fixsternen, welche man nach ihrer mehr oder weniger ähnlichen Begrenzung mit Menschen, Thieren ꝛc. verglichen und ihnen den Namen derselben beigelegt hat, vermuthlich zuerst deßhalb, um dadurch die Kenntniß und Übersicht des Sternenhimmels zu erleichtern, obschon man später, als die morgenländische Phantasie mit ihnen ihr Spiel trieb, auch mythologische und astrologische Vorstellungen damit verbunden hat. Viele der noch jetzt gebräuchlichen Sternbildernamen mögen sehr alt sein; denn Homer und Hesiodus so wie die Bücher des alten Testaments erwähnen die Bäre, Hyaden, den Arktur, Orion ꝛc. und man nimmt jetzt mit ziemlicher Sicherheit an, daß die Indier und Chinesen wohl früher, als alle Anderen, jene Namen kannten. Eben so scheint es gewiß, daß diese Benennungen in einem engern Zusammenhange mit dem Zustande des Himmels zur Zeit ihrer Aufnahme gewesen sind. Wo neue Benennungen für noch nicht geordnete Sterngruppen (zumal am südlichen Himmel) zu erfinden waren, suchte man entweder nach Sitte der Alten wieder Thiere aufzunehmen, wie die Giraffe, Eidexe ꝛc., oder nützliche Entdeckungen in den Künsten und Wissenschaften zu verewigen, wie die Luftpumpe, Boussole, Pendeluhr und dergl. Zur nähern Kenntniß der einzelnen S. in mythologischer, philologischer und historischer Hinsicht dienen die Werke: „Astronomie par Mr. de Lalande";

J. E. Bode, „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels"; Schubert, „Lehrbuch der Sternkunde" (München 1830); wegen der einzelnen Sternnamen auch: Ideler, „Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen" (Berl. 1809. 8.). Die Namen der einzelnen S. sind: 1) die 12 S. des Thierkreises: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Außer diesen kannten die Alten noch 36 andere, nämlich: 2) 21 am nördlichen Himmel: Cassiopeja, Andromeda, das nördliche Dreieck, Perseus mit dem Medusenhaupte, der Fuhrmann, der große Bär, der kleine Bär, der nördliche Drache, Bootes, die nördliche Krone, Hercules, Ophiuchus, die Schlange des Ophiuchus, die Leier mit dem Geier, der Adler, der Schwan, der Pfeil, der Delphin, das kleine Pferd, Cepheus; und 3) 15 S. am südlichen Himmel: der Wallfisch, der große Hund, der kleine Hund, die große Wasserschlange, der Becher, der Rabe, der Wolf, der Centaur, das Schiff Argo, die südliche Krone, der südliche Fisch, der Hase, der Altar, der Fluß Eridanus und Orion. 4) Diesen haben spätere Astronomen noch folgende 58 neue S. hinzugefügt: Antinous, das Haupthaar der Berenice, die Karlseiche, die Taube, das Kreuz, das Schild Sobieski's, das Einhorn, die Giraffe (das Kamelopard), der uranische Sextant, die Jagdhunde, der kleine Löwe, der Luchs, der Fuchs mit der Gans, die Sterneidere, das kleine Dreieck, die Fliege (beim Widder), Cerberus (bei Hercules), die amerikanische Gans, der Phönix, die kleine Wasserschlange, der Schwertfisch (Dreieck), der fliegende Fisch, das Chamäleon, der Paradiesvogel, das südliche Dreieck, der Pfau, der Indianer, der Kranich, der Berg Mänalus (bei Bootes), das Herz Karl's II., das Rennthier, der indianische Vogel (Einsiedler), der Stier Poniatowski's, der Erntehüter (messier), der Mauerquadrant, das brandenburgische Scepter, Friedrichsehre, die Georgsharfe, das Herschel'sche Teleskop, der Luftballon, die Buchdruckerwerkstatt, die Elektrisirmaschine, das Log mit der Leine, die Bildhauerwerkstatt, der chemische Ofen, die Pendeluhr, das rhomboidische Netz, der Grabstichel, die Malerstaffelei, der Seecompaß, die Luftpumpe, der Seeoctant, der Zirkel, das Lineal und Winkelmaß, das astronomische Fernrohr, das Mikroskop, der Tafelberg und die Setzwaage. — Demnach zählen wir 48 alte und 58 neue, zusammen 106 S. des ganzen Himmels. 13.

Sternbinde oder Achterbinde nennen die Chirurgen diejenige Bandage (s. d. Art.), welche bei Beschädigungen von Theilen des Oberkörpers so angelegt wird, daß sie sich an einem bestimmten Orte kreuzt. Sie besteht aus einem gewöhnlichen einige Finger breiten und 8 — 10 Ellen langen Bande, welches um die beschädigten Theile herumgelegt wird und heißt eine doppelte, wenn sie 14—16 Ellen lang ist. 30.

Sterncharten oder Himmelscharten sind die bekannten auf Papier entworfenen, Abbildungen des gestirnten Himmels und nicht nur ein Hülfsmittel, die einzelnen Fixsterne und Sternbilder leichter kennen zu lernen, sondern auch die sicheren Führer der Astronomen bei ihren Beobachtungen. — Seit den ältesten Zeiten hat man daher sich bemüht, den gestirnten Himmel auf mancherlei Art bildlich darzustellen. Die vorzüglichsten S. nun sind folgende: „Uranometria" (51 Blätter) von Joh. Bayer (Ulm 1639, 2. Aufl.); Jul. Schiller's „Coelum stellatum christianum" (1526, ein Atlas in 55 Bl.); „Atlas von Pardies" (1673, 6 Bl.); Hevel's „Firmamentum Sobiescianum" (Danzig 1690, 54 Bl.); Cellarius „Harmonia Macrocosmica" (1708, 8 Charten); Flamsteed's „Atlas coelestis" (London 1729, 28 Foliobl.); Doppelmayer's „Atlas" (Nürnb. 1742, 20 Bl.); Goldbach's „Himmelsatlas (Weimar 1799, 27 Bl. mit einer Einleitung von Zach); Fortin's: „Flamsteed's reducirter Atlas" (Paris 1776); Bode: „Vorstellungen der Ge-

ſtirne" (in 34 Bl. mit einem Katalog von 5058 Sternen); Bode's „Uranographie" (20 Bl., mit einem Sternkatalog von 17240 Sternen); Harding's „Atlas coelestis" ꝛc. 13.

Sterndeuterei, ſ. Aſtrologie.

Sterne, lat. stellae; franz. étoiles; engl. stars, heißen überhaupt alle Himmelskörper, die bisweilen auch Geſtirne genannt werden; im engern Sinne verſteht man unter S. nur die Fixſterne (ſ. d. Art.), und ſchließt alſo die Sonne, den Mond, die Planeten und Kometen davon aus. 13.

Sterne (Lorenz), einer der ausgezeichnetſten humoriſtiſchen Schriftſteller der Engländer, wurde 1713 zu Clonmel in Irland geboren und beſuchte mit dürftigen Schulkenntniſſen verſehen, die er ſich zu Halifax erworben hatte, die Univerſität zu Cambridge, um Theologie zu ſtudiren; allein er zeichnete ſich hier mehr durch ſeine muthwilligen Streiche, als durch Fleiß aus. Doch erhielt er bald darauf die Pfarrei zu Sutton, eine Pfründe an der Hauptkirche zu York und ſpäter noch die Pfarrei zu Stillington und beſchäftigte ſich nun mit Leſen, Zeichnen, Malen und Schießen. Bald wurde aber ſein Ruhm für immer durch ſein humoriſtiſches Werk: „The life and opinions of Tristram Shandy" (Lond. 1759—1766. 9 Bde.; deutſch von Bode, 9 Bde. 2. Aufl. Hamb. 1776) begründet, welches ſich beſonders durch intereſſante Schilderungen und Charaktere aus dem häuslichen Leben ſo wie durch feine und treffende Bemerkungen über das menſchliche Herz auszeichnet. Hieran ſchließt ſich ſeine mit Witz, Laune, tiefer Menſchenkenntniß und zarter Empfindung geſchriebenes Werk: „Sentimental journey trough France and Italie" (Lond. 1767. 2 Bde.; deutſch 2 Bde., 3. Aufl. Hamburg 1771—1775, wovon der 3. und 4. Bd. nicht von S. iſt), wozu er die Materialien auf einer Reiſe in jenen Ländern 1761 ſammelte und welche er ſo wie ſeine „Sermons" (Lond. 1760. 2. Bde.), denen im Jahre 1766, noch zwei Bände folgten, unter dem erdichteten Namen „Yorik" (ſo heißt im Hamlet der Hofnarr des Königs von Dänemark) bekannt machte. Ungeachtet ſeiner großen Einkünfte, ſeiner Pfründen und des Ertrags ſeiner Schriften hinterließ er aber bei ſeinem im März 1768 erfolgten Tode große Schulden. Seine Tochter, an einen franzöſiſchen Edelmann verheirathet, gab (Lond. 1775. 12. 3 Bde.) eine Sammlung der Briefe ihres Vaters heraus, an deren Spitze Denkwürdigkeiten aus dem Leben deſſelben und dem ſeiner Familie geſtellt ſind. Die 1776 herausgekommenen „Letters from Yorik and Eliza" hält man für einen Briefwechſel zwiſchen S. und der Miſtreß Draper. S.'s Charakter war im wirklichen Leben keineswegs mit den Eigenſchaften der Großmuth, Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit geſchmückt, die er in ſeinen Schriften ſo treu zu ſchildern weiß. Vergl. Ferriar's „Illustrations of St." (Lond. 1798). 81.

Sternkammer heißt in London 1) der Sitzungsſaal für einen uralten königlichen Gerichtshof, welcher aus königlichen Räthen unter dem Vorſitze des Lordkanzler beſtehend über Staatsverbrechen zu urtheilen hat. 2) Der Gerichtshof ſelbſt. Der Name kommt her von den Decorationen des Saals, welche beſonders an der Decke aus Sternen beſtanden. 17.

Sternkreuzorden. Das kleine Stück des Kreuzes Chriſti, in deſſen Beſitz das Haus Öſtreich ſeit langen Zeiten war, ging bei einem Feuer, das am 2. Febr. 1668 in der kaiſerlichen Burg zu Wien ausbrach, verloren. Als man es 4 Tage hernach am 6. Febr. faſt unbeſchädigt wieder fand, war die verwittwete Kaiſerin Eleonore (Ferdinand's III. Gemahlin) ſo erfreut darüber, daß ſie ſich entſchloß, an demſelben Tage einen Orden für Damen zu ſtiften, um das Andenken an jenes Ereigniß zu ſichern und die Mitglieder des Ordens zur Verehrung des Kreuzes und zu einem tugendhaften Lebenswandel zu verpflichten. Der Orden wird nur Prinzeſſinnen, gräflichen und adeligen Damen ertheilt und ſein Zeichen hat die Form

eines ovalen Medaillons, in dessen blau emaillirter Einfassung man einen doppelten schwarz emaillirten Adler mit goldenen Klauen und auf diesem ein goldenes grünemaillirtes Kreuz mit braunen Rändern sieht. Über diesem lieset man mit schwarzen Buchstaben in weißem Grunde die Worte: „Salus et gloria". An einer Schleife aus schwarzseidenem Bande werden diese Insignien an der linken Brust getragen. 77.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppe oder Sternschnäuze, lat. stella cadens; franz. étoile tombante; engl. star-shoot, ist ein Meteor, welches im Allgemeinen darin besteht, daß ein einem Sterne ähnlicher leuchtender Punkt von ungleicher Größe, entweder senkrecht oder schräg, in einer gerad- oder krummlinigen Bahn scheinbar vom Himmel fallend bald in größerer bald in geringerer Tiefe verschwindet. Ihre Erklärung unterliegt großen Schwierigkeiten, die leider bis jetzt, trotz der zahlreichen und gründlichen Bemühungen Benzenberg's und Brandes', noch nicht haben beseitigt werden können. Die erwähnten beiden Physiker theilen alle S. in drei Classen: 1) die S. von der 1. und 2. Größe, ähnlich den Feuerkugeln (s. d. Art.), bei denen man eine Kugel unterscheidet, mit leuchtendem Schweife; 2) die S. von der 1. und 2. Größe, ohne Kugel, mit leuchtender Bahn; 3) die S. von der 3. bis zur 6. Größe, so wie die teleskopischen, die nur mit Kometensuchern wahrgenommen werden. Von ihrer mitunter unglaublich großen Zahl hat sich Brandes überzeugt, der einmal in einer Nacht am fünften Theile des Horizonts 480 S. sah, wonach er ihre Menge während dieser Zeit im Ganzen auf einige Tausend, Benzenberg im Mittel für jede Nacht auf 30, 50 und noch darüber schätzt. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdient der Schweif, der sich hinter den größeren Sternschnuppen herzieht. Brandes hat die merkwürdigen Erscheinungen, welche diese Schweife darbieten, besonders scharf aufgefaßt und genau beschrieben. Die Höhe der S. ist sehr ungleich, einige derselben scheinen der Erde sehr nahe zu sein, andere aber sind weit höher, als wohin die äußerste Grenze der Atmosphäre reicht, wenn man diese zu etwa 27 bis 30 geographischen Meilen hoch annimmt. Die Geschwindigkeit des Laufs der S. folgt aus berechneten Beobachtungen zwischen 4 bis 8 Meilen in einer Secunde und sie erreichen sonach fast die doppelte Geschwindigkeit unserer Erde im Weltenraume. Wie die Gestalt ihrer Bahnen gefunden werden könne, hat zuerst Olbers gezeigt. In Bezug auf ihre Materie läßt sich wohl mit Sicherheit behaupten, daß sie mit den Feuerkugeln und namentlich mit denen, aus welchen die Meteorsteine herabfallen, dem Wesen nach identisch sind. Vergl. Benzenberg und Brandes „Versuch, die Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn der S. zu bestimmen" (Hamb. 1808. 8.) Nicholson's „Journ." Tom. XXXIV. p. 298.; „Reise um die Erde ꝛc." (Berl. 1833. Bd. I. S. 693); „Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie" (Leipz. 1825. Heft 1. S. 65); Benzenberg „Über die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen" (Hamb. 1802); Baumgarten's „Zeitschr." (Th. II. S. 11); Poggendorff's „Annalen" (XXXI. 159., XXXIII. 189) ꝛc.; vorzüglich Gehler „Physikalisches Wörterbuch" neue Ausg. 8. Bd. S. 1019 u. ff. 13.

Sternwarte, lat. observatorium; franz. observatoire; engl. observatory, ist derjenige Ort, von welchem aus ein Astronom nicht nur mit Instrumenten Beobachtungen am Himmel (Observationen) anstellt, sondern wo er auch aus diesen Beobachtungen alsdann mittelst Berechnungen, Constructionen und Schlüssen Resultate für die Astronomie zu gewinnen sucht. — Eine S. muß auf einem trocken gelegenen Platze sich befinden, der, entfernt von allen Erschütterungen, die durch in der Nähe sich ereignende Bewegungen entstehen können, so beschaffen ist, daß Witterung und Temperaturwechsel keine schädlichen Einflüsse auf die

Grund- und Unterlagen des Gebäudes und der Instrumente äußern können. Diese Bedingungen aber werden nur dadurch erreicht, daß der Platz weder zu hoch noch zu niedrig und etwas entfernt von einer kleinern oder größern Menge menschlicher Wohnungen in einer ruhigen Gegend sich befinde. — Eine S. muß ferner außer den darin aufgestellten Instrumenten noch ein Local für die Bibliothek, so wie Wohnungen für den Astronomen, Amanuensis und Aufwärter enthalten und sonstige Bequemlichkeiten darbieten. Die jetzt vorhandenen besten S. Europas sind die zu Altona, Dorpat, Göttingen, Greenwich, Königsberg, Mailand, München, Seeberg bei Gotha, Wien ꝛc.; in den übrigen Welttheilen sind die in den nordamerikanischen Freistaaten, auf New-Southwales (Paramatta) und auf dem Cap der guten Hoffnung die bekanntesten. Zu Berlin und Petersburg sind so eben die besten und schönsten Observatorien vollendet worden. 13.

Sternzeit, s. Zeit.

Stesichŏrus, so genannt wegen der Einführung einer neuen Art von Chören, eigentlich Tisias, einer der ältesten lyrischen Dichter des griechischen Alterthums, stammte aus Himera in Sicilien, soll der Sohn des Hesiodus gewesen sein und blühte um 600 v. Chr. Von seinem Leben und Wirken wissen wir weiter nichts, als daß er dem Tyrannen Phalaris sich widersetzte, dessenungeachtet aber von diesem hochgeschätzt worden sein soll. Er soll 85 Jahre alt geworden sein und starb zu Catanea. Seine Mitbürger ehrten sein Andenken durch die Errichtung einer Bildsäule. Unter anderen Poesien verfaßte er auch epische Gedichte, z. B. „Ἰλίου πέρσις“ (vergl. Müller, „Dorier“, S. 119), einen „Paean“ (Athen. VI. p. 230. l.), Fabeln, Hymnen, Skolien, Epithalamien ꝛc. Leider sind uns aber von allen nur dürftige Fragmente und die Titel erhalten. Dieselben erschienen zuerst in der Henr. Stephanus'schen „Sammlung der lyrischen Dichter“ (Paris 1560); besonders herausgegeben sind sie von J. A. Suchfort (Götting. 1771. 4.) und C. F. Kleine (Berl. 1828). 20.

Stethoskop, Hörrohr, ist ein von Laennec (s. d. Art.) erfundenes und im Jahre 1819 bekannt gemachtes Instrument, das einen 6—12 Zoll langen, in der Mitte mit einem 5—6 Linien breiten Loche durchbohrten hölzernen Cylinder darstellt, welcher an dem einen Ende mit einer elfenbeinernen oder hörnernen durchbohrten, zur Anlegung des Ohres passenden Scheibe versehen, an dem andern aber zur Bildung einer 12—15 Linien weiten Öffnung ausgeschweift ist, welche mittelst eines durchbohrten Einsetzers indessen nach Belieben auf 5—6 Linien verengt werden kann. Es dient dem Arzte, um Töne aus verschlossenen Höhlen des Körpers leichter und deutlicher zu vernehmen und das Hören derselben dem Kranken weniger unbequem zu machen. Am Meisten wird das S. angewendet zur Erforschung der Krankheiten der Brusthöhle, bei denen die Respiration der Lungen, so wie die Bewegung des Herzens eine Menge je nach dem gesunden oder krankhaften Zustande dieser Organe höchst verschiedener, für ein geübtes Ohr deutlich zu unterscheidender und für die Diagnose der Krankheiten sehr wichtiger Geräusche zu erkennen gibt. Denn verschieden von dem natürlichen Respirationsgeräusche im gesunden Zustande ist dasselbe bei Lungenentzündung im ersten Stadium, wo ein knisterndes Rasseln, so wie im zweiten Stadium, wo ein pfeifendes Rasseln vernommen, ferner bei Brustwassersucht, wo gar kein Geräusch bemerkbar wird; so vernimmt man bei Lungensucht die Pectoriloquie, d. h. die Stimme scheint geradezu aus dem Brustkasten herauszukommen und strömt dem Ohre durch den Canal des S. zu, dagegen einen zitternden, silberklangähnlichen Ton der Stimme (Ägophonie) bei Brustfellentzündung ꝛc.; bei Herzkrankheiten dagegen gewahrt man statt oder neben den natürlichen Tönen ein Blasebalggeräusch, ein Raspel- und Sägegeräusch, ein Katzenschnurren, einen Unkenruf u. a. m., die sämmtlich Hülfsmittel zur Diagnose der so schwer zu erkennenden Herzübel ab-

geben. Außer den Brustkrankheiten wird auch das S. zur Erkennung anderer Zustände des Körpers benutzt; so bei Schwangerschaft, wo man durch dasselbe den Herz- und Placentarschlag der Frucht vernimmt; bei Knochenbrüchen, um das Aneinanderreiben der abgebrochnen Knochenenden zu hören, bei Blasensteinen, um ihre Gegenwart in der Blase bei der Berührung derselben mittelst des Katheders zu erkennen. — Die Erforschung der Krankheiten durch das S. nennt man mittelbare Auscultation, im Gegensatze zu unmittelbarer Auscultation, die dann statt findet, wenn man mit bloßem Ohre die fraglichen Geräusche zu erforschen sucht, was indessen häufig unbequem ist, und den Anstand, vorzüglich bei Frauenzimmern, beleidigt. — Ein so nützliches diagnostisches Instrument das S. ist und so fleißig es auch von jedem Arzte benutzt zu werden verdient, so ist doch nicht zu verkennen, daß sein Lob vorzüglich von einigen französischen und englischen Schriftstellern übertrieben wird, da es dem Arzte am Krankenbette nicht immer gelingt, durch das S. die Aufklärungen zu erhalten, die jene in so reichlichem Maße versprechen. 39.

Stetigkeit, lat. continuitas; franz. continuité; engl. continuity, ist in der Mathematik der Zusammenhang der Größen ohne Unterbrechung und merkbaren Übergang vom Kleinern zum Größern oder umgekehrt und findet sowohl bei räumlichen, als auch zeitlichen Gegenständen statt. So sind nicht unterbrochene Linien, Flächen und Körper stetige Größen und eben so lassen sich unmittelbar auf einander folgende Zustände oder Veränderungen (successiva) als ohne Unterbrechung seiend oder als stetig betrachten. Ein **stetiger Bruch** (fractio continua) ist ein solcher, dessen Nenner einen Bruch wieder mit einem Bruche in desselben Nenner ꝛc. enthält (s. Kettenbruch); eine **stetige Proportion** (proportio continua), in welcher die beiden mittleren Glieder sich gleich sind; eine **stetige Progression** (progressio continua), worin jedes Glied gleiche Verhältnisse mit den zwei nächsten Gliedern bildet, und die S. einer Function besteht darin, daß ihre Werthe für unendlich kleine Änderungen der veränderlichen Größe sich unendlich wenig ändern. 40.

Stettin (Br. 53° 25′ 54″, L. 32° 11′ 4″), Hauptstadt der Provinz Pommern und des gleichnamigen Regierungsbezirks, Sitz des Oberpräsidenten von Pommern, der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Stadtgerichts, des Consistorium, des evangelischen Bischofs, des Medicinalcollegium, der Eichungscommission, der technischen Handelscommission, mehrerer Assecuranzcompagnien und eines Comptoirs der berliner Bank, ist eine der blühendsten Handelsstädte und zugleich die stärkste Festung der preußischen Monarchie, liegt an einem Hügel auf dem linken Oderufer und besteht 1) aus der Festung mit den Forts Preußen, welches in einiger Entfernung von der Stadt liegt, Wilhelm und Leopold; 2) der eigentlichen Stadt und 3) den Vorstädten Lastadie, Ober- und Niederwick, Alt- und Neutorney. Die Vorstadt Lastadie breitet sich auf dem rechten Oderufer aus und hängt mit der Stadt durch 2 hölzerne, 805 Fuß lange Brücken an dem Bollwerke zusammen. S. ist zum Theil gut gebaut und zählt 5 Hauptthore, mehrere öffentliche Plätze, 5 lutherische Kirchen, 2 Hospitäler, 1 Waisenhaus, 1 Zuchthaus, 1732 Häuser mit 32000 Einwohnern, welche vermittelst des Hafens von Swinemünde einen wichtigen Seehandel treiben. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet sich aus: der große und freie, sogenannte weiße Paradeplatz, den die 1793 errichtete Statue des Königs, Friedrich II., ziert. Die ausgezeichnetsten öffentlichen Gebäude sind: das königliche Schloß, das Landschaftshaus mit der Bibliothek, das neue 1832 eingeweihete Gymnasialgebäude, das Zeughaus, Gouvernementshaus, die Börse und die Caserne. Wissenschaftliche Anstalten sind: 1 Gymnasium mit einer Sternwarte, einer Bibliothek und einem naturhistorischen Museum, 1 Seminar für höhere Schulen, 1 Landschullehrerseminar, 1 Schiff-

fahrtsschule, 1 Hebammenlehranstalt, 1 Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, 1 kleine Bibliothek und das Meier'sche Naturaliencabinet. Die Manufacturen bedeuten wenig; es gibt Tuchwebereien, Strumpfwirkereien, Leinewebereien, Tabaksfabriken, Gerbereien, 1 Leder- und Corduanfabrik, 1 Ankerfabrik, Liqueur-, Zucker-, Baumwoll- und andere Fabriken, mehrere Seifensiedereien, Band- und Bortenwebereien, berühmte Brauereien und Branntweinbrennereien; auch werden viele Schiffe gebaut. Dafür ist aber der Handel lebhafter als je und nimmt immer mehr zu. S. besaß schon 1790 121 eigene Seeschiffe und trieb dami. eine lebhafte Seefahrt. Die gesammte Einfuhr wurde 1823 auf 3743506, die Ausfuhr auf 1633176 Thaler berechnet und beide sollen jetzt noch eben so beträchtlich sein. Zwar können große Schiffe nicht bis an die Kaien von S. gelangen; aber diese werden zu Swinemünde ausgeladen und die Waaren auf Leichterschiffen dahin gebracht. 1834 kamen 708 beladene Hauptschiffe, 103 Hauptschiffe mit Ballast und 920 Leichterschiffe an, und 617 Hauptschiffe, 278 Hauptschiffe mit Ballast und 586 Leichterschiffe gingen ab. 71.

Steuerfreiheit ist das Recht der Befreiung von der Grundsteuerabgabe. Es genießen solches im Allgemeinen die Rittergüter, weil die Besitzer, anstatt der Abgaben, dafür Ritterdienste zu leisten hatten, welche jetzt in Geldbeitrag verwandelt sind. In Sachsen genießen auch einige andere Grundstücke und Häuser die Steuerbefreiung, sobald sie nachweisen, daß sie im Jahre 1701 schon frei waren, welches man das Normaljahr deßhalb nennt. 10.

Steuermann, lat. gubernator; franz. pilote; engl. steermann, steermate, pilot, ist derjenige Beamte eines Schiffes, welcher dessen Leitung und Führung über sich hat. — Die Steuermannskunst oder Steuermannswissenschaft zerfällt in Kenntniß und Anwendung 1) der hydrographischen und 2) der astronomischen Hülfsmittel. Erstere beschäftigt sich mit der Berechnung der Ebbe und Fluth, dem Compasse und der Logge, der Benutzung der Seecharten, Manoeuvriren, Laviren und dem Steuermannsjournale; letztere dagegen mit der Beobachtung der Sonne und Sterne, der Meridianhöhen zur Erforschung der Breite und Länge, der Kenntniß der Winde ꝛc. 40.

Steuern, s. Abgaben.

Stevin (Simon), ein berühmter holländischer Mathematiker und Ingenieur aus Brügge in Flandern, bereicherte die Statik, Hydrostatik, Mathematik und Fortification mit vielen neuen Wahrheiten, war Mathematiker des Prinzen Moritz von Oranien, nebenbei Deichinspector und starb zu Leyden im Jahre 1633. Die Decimalrechnung, welche Regiomontanus schon in Sinustafeln eingeführt hatte, empfahl S. zuerst in einer besondern Schrift unter dem Namen „La pratique de l'arithmétique" (1585). 26.

Stewart (spr. Stuërt) (Dugald), der vorzüglichste philosophische Schriftsteller der Schotten, wurde am 22. Nov. 1753 zu Edinburg geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in seiner Vaterstadt und in Glasgow und wurde schon 1772 zum Stellvertreter und 1785 zum Nachfolger seines Vaters als Lehrer der Mathematik in Edinburg ernannt, übernahm nach Ferguson's Abgange auch die Professur der Moralphilosophie und lehrte seit 1800 auch das Staatsrecht, zog sich aber später auf sein Landgut zurück, wo er sich besonders mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, und starb am 11. Juni 1828, schon seit 1822 durch einen Schlagfluß fast gänzlich gelähmt. Unter seinen Schriften erwähnen wir besonders seine „Elements of the philosophy of the human mind" (Edinb. 1792. 2 Bde. Deutsch von Lange, Berl. 1794. 2 Bde.), worin er besonders eine gründliche Untersuchung der menschlichen Erkenntniß vom empirischen Standpunkte bezweckte; „Outlines of moral philosophy" (Edinb. 1793. N. Aufl. 1818. Franz. von Jouffroy, Par. 1826); „Philosophical essays" (Edinb. 1810—1818) und

seine unvollendeten Abhandlungen über die Geschichte der Philosophie für die Supplementbände zur „Encyclopaedia Britannica", welche jedoch von J. A. Buchon in das Französische übersetzt und mit Beiträgen vermehrt unter dem Titel: „Histoire abrégée des sciences métaphysiques, morales et politiques, depuis la renaissance des lettres" (Par. 1822—1824) herausgegeben wurden; ferner schrieb er die „Philosophy of the human mind" (Edinb. 1827) und die „Philosophy of the active and moral powers" (Ebend. 1828). 81.

Sthenie, Kraft, Stärke, bezeichnet den Ärzten die vermehrte Stärke der Lebensäußerung mit gleichmäßig erhöhter Erregbarkeit. Die Erscheinungen, welche einen stheniſchen Zustand verrathen, bestehen in vermehrter Schnelligkeit und Stärke aller, besonders aber derjenigen Lebensäußerungen, welche mit der Lebensoperation in unmittelbarer Verbindung stehen, z. B. des Blutumlaufes und der Respiration; vermehrter über alle Theile des Körpers gleichmäßig verbreiteter Wärme; vermehrter Sensibilität (s. d. Art.) und Irritabilität (s. d. Art.); Erhöhung der Sinne, der Bewegungen und der Geisteskräfte mit ungewöhnlicher Ausdauer ihrer Verrichtungen ꝛc. Dieser Zustand kann bis zu einem gewissen Grade bei fortdauernder Gesundheit vorhanden sein, ja dann sogar den höchsten Grad von Gesundheit bilden, der aber eben deßhalb schon an Krankheit (s. d. Art.) grenzt und zu einer solchen wird, wenn dieser Exceß des Lebens die Lebensverrichtungen stört und Abweichungen vom Normalzustande hervorbringt. Dieser Übergang in Krankheit kann entweder durch das allmählige Wachsthum dieses Zustandes selbst, oder durch eine noch hinzukommende und die Summe der Reize schnell vermehrende Gelegenheitsursache geschehen. Wenn er den höchsten Grad erreicht und vorzüglich das Herz und Blutsystem in eine Lebensexaltation versetzt, nennt man ihn „entzündlichen Zustand" (Hypersthenie). — Eine sehr wichtige Rolle spielte die S. im Brownianismus (s. d. Art.). 28.

Stheno, s. Gorgonen.

Stichomantie, Wahrsagen aus Versen oder Zeilen, ward von den Römern so ausgeübt, daß sie einzelne Verse auf Zettel schrieben nnd diese als Loose aus einem Gefäße zogen. Die Muhammedaner schlagen den Koran auf und der erste Vers, welcher ihnen in die Augen fällt, ist die Wahrsagung und heißt Fāl. Der christliche Aberglaube bedient sich dazu der Bibel. 9.

Stickstoff oder Azot, lat. nitrogenium; franz. und engl. azote, ein chemischer Grundstoff (nach Berzelius jedoch aus Nitricum und Sauerstoff zusammengesetzt), ist ein Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft, von der er $\frac{79}{100}$ bildet, geruch- und geschmacklos, von 0,976 specifischem Gewichte, brennbar, aber nicht fähig das Brennen und Athmen zu unterhalten und bleibt daher beim Verbrennen im verschlossenen Raume gewöhnlich zurück, so wie er sich auch beim Athmen in verschlossenen Zimmern anhäuft. Auch bildet er einen vorzüglichen chemischen Bestandtheil der animalischen Körper, findet sich jedoch weniger häufig in den Pflanzen. Mit Wasserstoff verbunden bildet er das Ammoniakgas, mit Sauerstoff die Salpetersäure, mit Kohlenstoff den Blaustoff der Blausäure. 30.

Stiefel (Michael), bekannter Mathematiker, geb. zu Eßlingen in Schwaben gegen 1487, trat daselbst in den Augustinerorden, wurde 1525 auf Luther's Empfehlung Hofprediger bei einem östreichischen Edelmanne und 1528 Prediger zu Lochau, dem heutigen Annaberg. Hier ließ er sich zu apokalyptischen Grübeleien verleiten und prophezeite seiner Gemeinde den jüngsten Tag, welcher am 16. Oct. 1533 kommen sollte. Da dieses jedoch nicht eintraf, so verlor er sehr an Ansehn, ja er mußte sogar sein Amt meiden. Er wendete sich nach Wittenberg, wo er einige Jahre mit vielem Beifalle Vorlesungen über Mathematik hielt und dann auf Luther's neue Fürsprache Pfarrer zu Holzdorf im Churkreise ward. Von da kam er 1552 als Pfarrer nach Haberstroh bei Königsberg in Preußen und 1559 als Pro-

fessor der Mathematiker auf die neuerrichtete Universität nach Jena, wo er den 19. April 1597 starb. Unter seinen Schriften erwähnen wir seine „Arithmetica integra", cum praef. Ph. Melanchtonis (Norimb. 1544). 33.

Stieglitz (Christian Ludwig), ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller im Fache der Baukunst, wurde am 12. Dec. 1756 zu Leipzig, wo sein Vater Proconsul im Rathscollegium und Beisitzer des Oberhofgerichts war, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung anfangs durch Hauslehrer, dann auf der Thomasschule und der Universität seiner Vaterstadt, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete, erwarb sich im Jahre 1784 die Würde eines Doctors beider Rechte, trat 1792 in das Rathscollegium und wurde in demselben 1801 zum Stadtrichter, 1804 zum Baumeister und 1823 zum Proconsul ernannt, während er auch Kanonikus und später Probst des Collegiatstiftes Wurzen wurde. Während dieser Zeit erwarb er sich nicht nur um seine Vaterstadt besonders in den Kriegsstürmen die mannigfachsten Verdienste, sondern begründete auch durch seine schriftstellerischen Leistungen als ein gründlicher und geschmackvoller Kenner der bürgerlichen und ästhetischen, der ältern und neuern Baukunst den ausgebreitetsten Ruf. Auch trat er als Vorsteher an die Spitze der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer, legte im Jahre 1831 seine Stelle im Rathscollegium nieder und widmete sich bis an seinen am 17. Juli 1836 erfolgten Tod ausschließlich der literarischen Thätigkeit. Als Schriftsteller verdankt ihm die Geschichte der Baukunst die genaue Feststellung des Unterschiedes zwischen neugriechischer, arabischer und reingothischer Baukunst, welche letztere er als die vollkommenste ansah und in ihrer ganzen Tiefe erforschte. Er hinterließ folgende Werke: „De damnata memoria" (Lips. 1776); „De causis, cur jus feudale Germanicum in Germania neglectum et jus feudale Longobardicum receptum sit" (Lips. 1784); „Versuche über die Baukunst" (Jena 1786); „Über den Gebrauch der Grotesken und Arabesken" (Leipz. 1792); „Geschichte der Baukunst der Alten" (Leipz. 1792); Encyklopädie der Baukunst der Alten" (1792—1798. 5 Bde. mit Kpfrn.); „Gemälde von Gärten in neuerm Geschmacke dargestellt" (Leipz. 1795); „Die Baukunst der Alten, ein Handbuch für Freunde dieser Kunst" (Leipz. 1796); „Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer" (Weimar 1801. 2 Bde.); „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Leipz. 2. Aufl. 1805. Fol.); „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums" (Leipz. 1820); „Archäologische Unterhaltungen" (Leipz. 1820); „Über altdeutsche Baukunst" (Leipz. 1820); „Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuesten Zeiten" (Nürnberg 1827). Auch ist S. Verfasser eines Gedichtes: „Wartburg" (Leipz. 1804) in 8 Gesängen, und der „Sage vom Doctor Faust" in Raumer's „Historischem Taschenbuche von 1834". 81.

Stieglitz (Johann, früher Israel), königlich hanöverscher Leibarzt und Obermedicinalrath, einer der berühmtesten noch jetzt lebenden deutschen Ärzte, wurde 1767 zu Arolsen geboren und ließ sich, nachdem er in Gotha, Berlin und Göttingen practicirt hatte, seit 1789 in Hanover nieder, wo er nach einiger Zeit zum Hofmedicus und 1806 zum ersten Leibarzte ernannt wurde, in welcher Stellung er einen wichtigen Einfluß auf die Medicinalangelegenheiten des Landes hat. — S. hat sich durch seine von Zeit zu Zeit erschienenen kritischen Untersuchungen über verschiedene Gegenstände der Medicin ausgezeichnet, durch die es ihm, der dabei von großem Scharfsinne, Gelehrsamkeit und Erfahrung unterstützt war, nicht selten gelang, den Ansichten der Ärzte über dieselben eine bestimmte, dem Ganzen stets förderliche Richtung zu geben. So wurde das kühlende Heilverfahren im Scharlach hauptsächlich seit Erscheinung seiner Schrift: „Versuch der Behandlungsart des Scharlachfiebers" (Hanover 1806), von den deutschen Ärzten befolgt; so berichtigte

und mäßigte sein Werk „Über den thierischen Magnetismus" (Hanover 1814) die Ansichten und Hoffnungen der Ärzte um Vieles und stellte den Standpunkt fest, von welchem aus diese Erscheinung zu beurtheilen ist. Weniger haben seine „Pathologischen Untersuchungen" (Hanov. 1832. 2 Thle.) Eindruck gemacht; dagegen hat seine neueste Schrift „Über die Homöopathie" (Hanov. 1835) die Aufmerksamkeit nicht nur der Ärzte, sondern auch der Nichtärzte in hohem Grade auf sich gezogen und mehr als jede andere Widerlegung den Credit der Homöopathie bei Unbefangenen untergraben. Außer diesen selbstständigen Schriften hat S. viele lesenswerthe Recensionen in die kritischen Blätter geliefert. 39.

Stieglitz (Heinrich), lyrischer Dichter, ward 1803 zu Arolsen geboren, studirte seit 1820 zu Göttingen, Leipzig und Berlin, erhielt zu Berlin 1827 die philosophische Doctorwürde und ist seit 1828 Custos an der königlichen Bibliothek daselbst. Unter seinen lyrischen Gedichten, deren mehrere von Kreuzer in Musik gesetzt sind, zeichnen sich seine „Bilder des Orients" (Leipzig 1831—1833. 4 Bde.) und „Stimmen der Zeit" (Ebend. 1832) durch lyrischen Schwung und ächte Poesie sehr vortheilhaft aus. Sein neustes Werk ist das Trauerspiel: „Das Dionysosfest" (Berl. 1836). — Seine Gemahlin, Charlotte, geb. Wilhöfft, hat durch ihr Lebensende die Aufmerksamkeit der neuern Zeit auf sich gezogen. — Vergl. „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" (Berlin 1836). 16.

Stieler (Adolph), ein um die Geographie hochverdienter Gelehrter, wurde am 26. Febr. 1775 in Gotha geboren, besuchte seit 1786 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in den Jahren 1793—1796 auf den Universitäten zu Jena und Göttingen die Rechte, wurde hierauf 1797 in Gotha Advocat und noch in demselben Jahre bei dem Ministerialdepartement angestellt, 1813 aber zum Legationsrathe und 1829 zum geheimen Regierungsrathe befördert und starb am 13. März 1836. Da er sich schon seit früher Jugend am Liebsten mit Geographie beschäftigt und sich darin durch Gatterer in Göttingen noch mehr ausgebildet hatte, gab er in Gotha mehrere Jahre lang den geographischen Unterricht in der Burkhard-Stieler'schen Erziehungsanstalt für Mädchen und bildete sich im geographischen Zeichnen, besonders seit dem Erscheinen der „Allgemeinen geographischen Ephemeriden" (1798), durch die er mit dem Freiherrn von Zach näher bekannt wurde, immer mehr aus. Durch die Leitung und Unterstützung desselben lieferte er nun auch seine ersten öffentlichen Charten für die größere in Weimar mit der Bemerkung „Revidirt auf der Sternwarte Seeberg" erschienene Sammlung und arbeitete alsdann an der gleichfalls in Weimar herausgekommenen „Militaircharte von Deutschland" in 204 Blättern, von denen ungefähr 25 Blätter unter seiner Leitung gezeichnet wurden. Allein seine wichtigste Arbeit ist sein „Handatlas" in 75 Blättern, den er in den Jahren 1817—1825 im Vereine mit dem Hofrath Reichard in Lobenstein, seit 1823 aber allein und in einer neuen Auflage herausgab. Dieses verdienstvolle Werk, welches mit eben so vieler Gründlichkeit, als Geschmack ausgeführt wurde, ist der erste mit wissenschaftlicher Sorgfalt und nach einem gemeinsamen Plane ausgeführte Atlas der ganzen Erdoberfläche. Ein Auszug aus diesem ist sein „Schulatlas", welcher seit 1821 in zwölf Auflagen und in mehr als 60000 Exemplaren verbreitet worden ist. Seine „Charte von Deutschland", in 25 Abtheilungen, ist ein Meisterwerk von Genauigkeit und Eleganz. 81.

Stier ist das zweite Sternbild des Thierkreises, das nur mit dem Vordertheile und als aus den Wolken steigend am Himmel steht, zwischen 18° ♉ und 22° ♊. Dieses schöne Sternbild enthält ohne die Plejaden und Hyaden nach Flamsteed 141, mit jenen aber 206 Sterne. An der Spitze der Hyaden funkelt Aldebaran, ein röthlicher Stern erster Größe, das südliche Auge des Stiers, durch dessen beide Hörnerspitzen die Ekliptik mitten hindurch gehet. 13.

Stiergefechte, eine Nationalbelustigung der Spanier, waren schon bei den

alten Iberiern gebräuchlich und sind so mit dem Volksleben verwachsen, daß weder königliche Verbote, noch päpstliche Bannstrahlen sie haben aufheben können. Dieselben werden in einem Circus, dem coliseo de los toros, welcher in größeren Städten stehend ist, in kleineren dazu besonders erbaut wird, ausgeführt und es stellen sich dazu als Kämpfer ein: 1) die Picadores, welche zu Pferde, in alter spanischer Nationaltracht gekleidet, mit einem starken Panzer bedeckt und mit sehr langen Lanzen versehen sind, welche oben einen Knopf und darauf eine kurze Spitze haben; 2) die Chulos, welche zu Fuß gehen, mit Bändern aller Farben bedeckt sind und eine lange verschiedenfarbige Schärpe in der Hand tragen, und 3) die Matadores, welche weiß gekleidet sind und in der linken Hand ein Stäbchen mit einem daran befestigten Stücke von glänzendem Seidenzeuge (muleta), in der andern einen bloßen Stoßdegen halten. Nach vorhergegangenem Aufziehen und Paradiren der sämmtlichen Kämpfer stellen sich die Picadores, deren Pferden die Augen verbunden sind, in der Mitte des Circus dem Stalle gegenüber auf, aus dem nach einem Trompetenstoße ein Stier herausgelassen wird. Dieser sucht scheu über die Menschenmasse zuerst einen Ausweg und rennt dann, da er diesen nicht findet, in Wuth auf den ersten Picador zu, der ihn in die Schulter sticht. Zurückprallend wendet er sich nun gegen den zweiten oder dritten ꝛc. und es beginnt nun der eigentliche Kampf, bei welchem der Stier den Reiter entweder absattelt oder das Pferd umrennt, das jetzt seine Wuth empfindet. Nun treten aber die Chulos hinzu, welche dem Stiere die Stücke Seidenzeuge über den Kopf werfen und ihn durch beständiges Necken ermüden, während die Picadores einzeln immer mit ihm kämpfen. Wird er matt, so werfen die Chulos die Banderillos, kleine ausgehölte, mit Feuerwerkssatz gefüllte und oben mit einem Häkchen versehene Stäbchen, über den Kopf, welche, wenn sie haften, losgehen und den Stier aufs Neue wüthend machen; im Nothfalle hetzt man selbst noch Hunde auf ihn. Nun geht ein Matador auf ihn los, schwenkt seine Fahne, auf welche der Stier zustürzt, und stößt ihm im Augenblicke des Nahens den Degen in die Brust. Glückt ihm dieß, so wird er mit einem allgemeinen Bravo begrüßt und die Zuschauer werfen ihm Geschenke zu; rennt aber der Stier fort, wird er ausgezischt, und durchbohrt ihn derselbe mit seinen Hörnern, diesem das Bravo zugerufen, der aber doch endlich von einem andern Matador getödtet wird. Der todte Stier wird aus dem Circus geschleift und ein neuer eingelassen. Solche S. sind in Spanien sehr häufig und in großen Städten oft wöchentlich. Die Stiere dazu holt man gewöhnlich aus Andalusien, wo sie halb wild umherlaufen; die Kämpfer werden entweder dafür bezahlt oder melden sich auch freiwillig dazu. 30.

Stifft (Andreas Joseph, Freiherr von), kaiserlich königlicher wirklicher geheimer Staats- und Conferenzrath und erster Leibarzt des Kaisers, ward zu Röschitz in Östreich 1765 geboren, studirte zu Wien Medicin, promovirte 1786, ward 1792 zweiter Stadtphysikus daselbst, 1797 Hofmedicus, 1798 wirklicher Leibmedicus, 1802 kaiserlich königlicher Hofrath, 1803 Freiherr und wirklicher Leibarzt, Vicedirector der medicinischen Studien an der Universität, Protomedicus und Präsident der medicinischen Facultät und 1812 Hofrath im Staatsrathe, begleitete 1814 Kaiser Franz auf dem Feldzuge, ward 1817 Landstand von Niederöstreich, 1819 Indigena von Tyrol, außerdem mit einer Menge östreichischer und anderer Orden geschmückt und Mitglied vieler in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften. Er überlebte den Tod des Kaisers Franz, dem er mehr als Arzt, dem er Freund und vertrautester Rathgeber, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie war, nur kurze Zeit, indem er als eins der ersten Opfer der in Wien wieder ausgebrochnen Cholera am 16. Juni 1836 starb. Als Schriftsteller ist er nur mit einem Werke aufgetreten, das unter dem Titel: „Praktische Heilmittellehre" (Wien 1790 und 1792. 2 Thle.) erschienen ist; außerdem war er

seit 1811 Mitherausgeber der „Medicinischen Jahrbücher der kaiserlich königlichen östreichischen Staaten." 39.

Stift, eigentlich Gestift, ist ursprünglich ein Capital oder Grundstück, dessen Ertrag zu milden Zwecken, wie Hospitälern, Armenhäusern, Schulen ꝛc. bestimmt ist, wie man deren auch in allen Ländern unter diesem Namen findet. Vorzugsweise bildete sich aber schon früh der Name für solche Vermächtnisse, welche kirchliche Zwecke zu befördern suchten und in der Begründung von geistlichen Collegien bestanden, deren Mitglieder zwar nicht ganz an strenges Klosterleben gebunden wurden, aber die Gelübde der Keuschheit, der persönlichen Armuth und des Gehorsams gegen die Obern ablegen mußten. Dieß geschah schon seit der Kirchenversammlung zu Aachen (816) in dem fränkischen Reiche gesetzlich mit der Geistlichkeit an den Metropolitan- und Kathedralkirchen und später auch an anderen Hauptkirchen, an denen kein Bischof residirte, wodurch der Unterschied zwischen Hochstiftern, an deren Spitze ein Bischof stand, und Collegiatstiftern, bei denen dieß nicht der Fall war, entstand; doch wurden erstere später vorzugsweise Domcapitel, letztere Collegiaturen oder Stifter im Besondern genannt, denen statt des Bischofs ein Dompropst vorstand, und man machte dann auch den Unterschied, daß die Mitglieder der ersteren Domherren, der letzteren Kanonici genannt wurden (s. Domcapitel und Domherren). Im Laufe der Zeit bildeten sich aber auch weltliche Capitularen, da die Einkünfte der Stifter ein bequemes Versorgungsmittel für Glieder des Adels waren, nur mußten dieselben von altem reinen Adel sein, der nun, wie früher turnierfähig, so stiftsfähig genannt ward, obgleich man bei geringern Stiftern auch bürgerliche, besonders Gelehrte, zuließ. Nach der Reformation wurden auch in protestantischen Ländern die Stifter beibehalten und ihre Einkünfte als Sinecuren vergeben, doch sind in neuerer Zeit viele Stimmen dagegen laut geworden, welche ihre Verwendung zu Staats- oder Kirchenzwecken verlangen. — Die weiblichen Stifter waren den männlichen ähnlich organisirt und meist nur für den stiftsfähigen Adel bestimmt; doch sind diese in der neuesten Zeit meist eingegangen, vorzüglich in protestantischen Ländern. Sie sind zur Versorgung unverheiratheter adeliger Fräulein bestimmt, doch sind dieselben meist noch, wie z. B. im freiadligen Magdalenenstifte zu Altenburg, zur Erziehung junger adeliger Mädchen angehalten. Andere Stifter, wie das katholische Josephinenstift zu Dresden, beschäftigen sich mit Erziehung von Mädchen aus allen Ständen. Der Ausdruck S. wird endlich auch überhaupt für Stiftung (s. d. Art.) gebraucht, wie das Lessingsstift in Kamenz. 30.

Stiftshütte hieß der tragbare Zelttempel, welchen die Israeliten auf ihrem Zuge in der arabischen Wüste zum Gottesdienste errichteten, überall mit sich führten und nachher in Palästina aufschlugen. Sie war (nach 2. Mos. 25—27. 36, 3 ff.) 30 Ellen lang und 10 Ellen breit und bestand aus einem hölzernen Gerüste, über welches eine vierfache Decke von Teppichen ausgespannt war. Der Eingang war ebenfalls mit einer kostbaren, an fünf Säulen befestigten Decke verhangen. Sie war in zwei Räume abgetheilt, in das Heilige und in das Allerheiligste. In dem erstern, im Vorderraume des Zeltes, 20 Ellen lang und 10 Ellen breit, befand sich der Tisch mit den 12 Schaubroden, der goldene Leuchter mit 6 aufwärts gebogenen Armen und der Räucheraltar. Im Allerheiligsten (s. d. Art.), welches 10 Ellen lang und 10 Ellen breit und vom Heiligen durch einen Vorgang getrennt war, stand die Bundeslade (s. d. Art.). Das ganze zeltartige Gebäude aber war von einem Vorhofe umgeben, welcher 100 Ellen lang und 50 Ellen breit und mit baumwollenen an Säulen befestigten Umhängen eingeschlossen war. Hier befand sich der Brandopferaltar und das kupferne Waschbecken für die Priester auf einem ehernen Gestelle. — Nach der Eroberung Palästinas befand sich die S. zuerst zu Silo. Das fernere Schicksal derselben bis auf David ist

aber unbekannt. Sie scheint allmählig zerfallen oder wenigstens in Vergessenheit gekommen zu sein, bis Salomo die schon von David beabsichtigte Erbauung eines Jehovas würdigern Heiligthums (s. d. Art. Tempel) ins Werk setzte. — Nicht ohne wichtige Gründe hat man in neuerer Zeit die historische Wahrheit der Relation des Pentateuchs von der eben beschriebenen S. in Anspruch genommen; denn diese ist so prächtig beschrieben, daß dazu eine solche Menge von Gold, Silber und anderen kostbaren Materialien nöthig war, welche in jener Zeit und unter den damaligen Umständen von den Israeliten schwerlich aufgetrieben werden konnte. Ferner sind der Bau, die Metallarbeiten und gewirkten Stoffe viel zu künstlich, als daß sie die Israeliten zu Urhebern haben könnten, zumal wenn man bedenkt, daß mehrere Jahrhunderte nachher Salomo phönicische Künstler zum Tempelbaue verschreiben mußte. Endlich ist die Zeit der Verfertigung — noch kein ganzes Jahr — viel zu kurz bei der Menge der zu verfertigenden Sachen. Es ist daher anzunehmen, daß die Sage von jenem Gotteszelte, welches wohl nur schlicht und einfach war, allmählig durch die Tradition ins Wunderbare ausgeschmückt worden ist. — Vergl. de Wette, „Beiträge zur Einleitung ins alte Testament" (I, 258 ff. II, 259 ff.); Derselbe, „Kritik der mosaischen Geschichte" (S. 250). 63.

Stiftskirche nennt man eine Kirche, mit welcher ein Bisthum oder ein Hochstift verbunden ist; zuweilen auch die den Hochstiften untergeordneten Stifte (Neben-, Unter- oder Niederstifte), welche eigentlich Collegiatkirchen heißen. 63.

Stiftung, lat. fundatio; franz. fondation; engl. foundation, nennt man ein zu irgend einem Zwecke gemachtes Vermächtniß und heißt eine milde S., wenn dieser Zweck ein religiöser oder wohlthätiger ist. In neueren Zeiten bedürfen die Stiftungen der Genehmigung des Staats, sie genießen aber alsdann die Rechte der Minderjährigen und den vollständigen Schutz des Staates, dem auch das Recht zusteht, sie aufzuheben, wenn sie den Bedürfnissen und Anforderungen nicht mehr entsprechen; doch sollen ihre Fonds nur zu ähnlichen Zwecken wieder verwendet werden. 30.

Stigma, s. Brandmal.

Stilicho, ein geborner Vandale, dessen Vater schon im Dienste des Kaisers Theodosius gestanden und wegen seiner Großthaten sich die Gunst dieses Monarchen erworben hatte, trat in die Fußtapfen seines Vaters und wußte durch seine kriegerischen Tugenden, so wie durch seine Klugheit und Einsicht sich dem Theodosius so sehr zu empfehlen, daß derselbe ihn dem Honorius zum Vormunde bestimmte. Dem hochfahrenden Barbaren genügte jedoch diese getheilte Ehre nicht und an sich schon dem Ruffinus, dem Vormunde des orientalischen Kaisers Arcadius, nicht gewogen, wurde er nun noch mehr gegen ihn erbittert. Er glaubte, von seinem persönlichen Erscheinen in Constantinopel werde der Erfolg seines Strebens abhängen, und ging daher mit Theodosius' Leiche, begleitet von einer Armee, welche er dann gegen die Gothen führen wollte, von Rom ab; wurde aber durch Ruffinus' Vermittelung von Arcadius zurückgeschickt und die Armee von Gainas, einem Gothen, nach Constantinopel geführt. Diesen machte jedoch S. sogleich zum Theilnehmer seines Plans auf Ruffinus' Leben, welchen Gainas auch pünktlich ausführte. Aber des Ruffinus Nachfolger, Eutropius (s. d. Art.), haßte den S. und brachte es dahin (396), daß dieser als Feind des Reichs erklärt wurde. Je weniger ihm sein Plan auf den Orient jetzt gelungen war, desto fester suchte er sich in die Gunst seines Mündels Honorius zu setzen; er knüpfte denselben sogar dadurch an sich, daß er ihm seine Tochter Maria und, als diese gestorben war, seine andere Tochter, Thermantia, verheirathete. Der Schauplatz seiner kriegerischen Thätigkeit wurde seit dem Beginne des V. Jahrh. das nördliche Italien, wo er gegen Alarich (402) und Radagais (405) glücklich focht und Ersteren aus Italien zu ziehen nöthigte, Letzteren aber mit seinem großen Heere gänzlich aufrieb; 408

wurde er wider den Usurpator Constantinus in Gallien geschickt. Unterdessen war Arcadius gestorben und Honorius beschloß eine Reise nach Constantinopel zu machen, um sich seines Neffen Theodosius anzunehmen; mit verstellter Besorgniß für des Reiches Ruhe und des Kaisers Wohl widerrieth S. diese Reise und erbot sich, in seinem Namen dahin zu gehen. Aber Honorius, mißtrauisch gemacht durch seines Günstlings Olympius Vermuthungen, S. würde den orientalischen Thron für seinen eignen Sohn, Eucherius, gewinnen wollen, welche Beschuldigung um so wahrscheinlicher schien, da S. sich mit dem Gothenkönige Alarich auf guten Fuße zu stellen bemüht gewesen war und große Barbarentrupps an der Grenze des Reichs ungestört hausen ließ, wollte sich dieses Mannes, dessen Bevormundung er überdieß überdrüssig war, gern entledigen und beschloß ihn aus dem Wege räumen zu lassen. In seinem Lager bei Ticinum hatte Olympius den Soldaten den Verdacht beibringen lassen, S. wolle sie gegen die Interessen des Kaiserhauses zu verrätherischer Bestimmung brauchen; die Soldaten empörten sich, aber während sie einige von S.'s Freunden niederhauten, entkam er selbst nach Ravenna und verbarg sich in einer Kirche. Aber er wurde aus derselben geholt und hingerichtet. Nicht genug aber für den rachgierigen Olympius, seinen Rival selbst zum Tode gebracht zu haben, regte er auch das Volk auf, daß es seinen Namen aus öffentlichen Denkmälern vertilgte; die Kaiserin Thermantia wurde ihrer Mutter Serena zurückgeschickt und diese Gemahlin des S. selbst nachher, als die Gothen wieder nach Rom zogen, hingerichtet, als habe sie jene Barbaren zu diesem Zuge veranlaßt. In großer Gunst stand bei S. der Dichter Claudianus, der ihn auch in seinem aus 3 Büchern bestehenden heroischen Gedichte, „Stiliconis laudes", besang. 6.

Stilles Meer, s. Südsee.

Stilleben nennt man in der Malerei die Darstellung lebloser Gegenstände. Darstellungen dieser Art beruhen zwar meist auf bloßer Kunstfertigkeit, da sie nie etwas Ideales darstellen können, doch kann der Künstler auch hierbei durch schöne Anordnung und Beleuchtung, wie durch höchste Naturtreue seine Meisterschaft bewähren. 30.

Stilpo aus Megara und Anhänger der dort von Euklides gestifteten Schule (s. d. Art. Megariker), blühte um 300 vor Chr. und ist theils wegen seines trefflichen moralischen Charakters bekannt, theils wegen einiger nicht unwichtigen dialektischen Bemerkungen, z. B. daß den Gattungsbegriffen (εἴδη) nicht objective Gültigkeit zukomme und daß nur die identischen Urtheile wahr seien. Für die Praxis empfahl er die Apathie und nicht unwahrscheinlich ist es, daß ihm die Stoa, deren Stifter sein Schüler war, diesen ihren obersten Moralgrundsatz verdankt. 80.

Stimme, lat. vox; franz. voix; engl. voice; ital. voce, ist das Vermögen mittels der aus- und eingehenden Luft der Lungen einen Schall hervorzubringen. Wenn nämlich die Luft durch die Stimmritze des Kehlkopfs geht, so werden die Stimmritzbänder dadurch erschüttert und auf diese Weise ein Schall oder Ton (s. d. Art.) hervorgebracht. Die Stärke der S. hängt von der Größe des Kehlkopfs, von der Stärke des aus der Lunge kommenden schallenden Luftstromes und von der Geschwindigkeit, mit der die Aus- und Einathmung geschieht, ab. Deßhalb finden wir bei erwachsenen, starken, heftigen Männern eine tiefere S. als bei Kindern, Weibern, schwachen und sanftmüthigen Männern. Höhe der S. entsteht, wenn die Stimmritze verengert wird, und je größer die Verengerung, um so höher ist die S., je geringer aber und je mehr der Kehlkopf nach der Brust herabgezogen und somit die Luftsäule verkürzt wird, um so tiefer erscheint die S. Hierauf beruht die Theorie des Singens (s. d. Art.). Daß aber hier alle kunstmäßige Ausbildung der Stimme lediglich von der Vollkommenheit der Gehör- und Stimmorgane abhängt, liegt klar vor. Nur wenn diese Organe gesund und kräftig sind,

wird die S. in der Intonation, d. h. in der Angabe des musikalischen Tones, deutlich, stark, rein, ausdauernd, gleichmäßig, wohlklingend und voll erscheinen können, wogegen auch nur der geringste Fehler in der Beschaffenheit jener Organe in der Regel das Gegentheil bewirkt. Freilich bleibt dieß nur Gabe der Natur, indeß ist doch zur größern Ausbildung dieser natürlichen Anlagen fleißige methodische Übung ein unerläßliches Hülfsmittel. Vor Allem aber ist bei solchen Übungen, die S. sonorer, biegsamer und stärker zu machen, darauf zu sehen, daß jene oben erwähnten Organe des menschlichen Körpers nicht zu sehr angestrengt werden, wodurch natürlich eine Überreizung erfolgt und nicht selten die Lungen so afficirt werden, daß ein solcher Sänger schon in seiner frühesten Jugend sich das Grab gräbt. Allgemeine Regeln sind: daß die methodischen Übungen nicht vor dem 9. oder 10. Jahre beginnen, daß sie immer auf die körperliche Constitution des Singenden Rücksicht nehmen müssen und nur stufenweise und mit steigenden Jahren sich häufen dürfen. Besondere Regeln dafür zu geben ist Sache der Singschule. Auf dem Unterschiede der Höhe und Tiefe beruht aber die Eintheilung der S. in 4 Hauptgattungen, die auch vorzugsweise die vier Stimmen genannt werden: Discant oder Sopran, Alt, Tenor und Baß (s. d. einzelnen Artt.). Unter denselben heißt der Discant, der in der Regel die Melodie hat, auch die Hauptstimme oder Oberstimme, der Baß die Grundstimme und der Alt und Tenor Mittelstimmen. — Endlich bezeichnet man mit dem Worte S. auch jede besondere Partie eines Tonstückes, sie mag nun mit der menschlichen S. oder mit einem Instrumente vorgetragen werden (daher die Benennungen zwei-, drei-, vierstimmig ꝛc.), ja selbst das für jedes Instrument oder jede Singstimme aus der Partitur (s. d. Art.) ausgeschriebene Notenblatt, und so heißt in einem Tonstücke, wo die Empfindung eines einzelnen Menschen ausgedrückt werden soll, diese S. die Hauptstimme, die zur Solostimme wird, wenn sie nur von einer einzigen Person vorgetragen wird. Die übrigen heißen dann Füllstimmen oder Ripienstimmen (s. d Art.). Endlich wird der Ausdruck S. auch für die Register in der Orgel (s. d. Art.) gebraucht. 20.

Stimmung, franz. action d'accorder; engl. tuning, ist der Tonstand eines Instrumentes, theils im Verhältnisse der demselben zukommenden sonoren Theile, theils in Bezug auf andere Instrumente, oder das gleichförmige Verhältniß aller Töne eines einzigen oder auch aller Instrumente eines ganzen Orchesters zu einem festen Stimmtone, nach dessen Klange allein sowohl alle anderen Töne überhaupt, als alle Intervalle bestimmt werden können. In früherer Zeit bediente man sich verschiedener Stimmungen für verschiedene Instrumente, wogegen man jetzt sich ausschließlich nur nach dem Kammertone (s. Kammermusik) richtet. Hierbei bestimmte man in früherer Zeit jenen festen, als Normalton geltenden Stimmton durch eine Stimmpfeife, ein hölzernes Blasinstrument von der Art der gedeckten Flötenstimmen in der Orgel, die genau in den angenommenen Stimmton eingestimmt ist und welche vermittelst eines den Stöpsel der Pfeife bewegenden Schiebers nach Willkühr verlängert oder verkürzt werden kann. An diesem Schieber aber sind die verschiedenen Töne genau abgetheilt und durch Zeichen bemerkt. Indeß bemerkte man hierbei bald den Übelstand, daß die richtige Stimmung eines solchen complicirten Instrumentes lediglich nur von dem gleichmäßigen Wärme- und Kältegrade der Temperatur abhänge. Daher verließ man dasselbe und wählte dafür die Stimmgabel, ein aus zwei Zinken und einem Griffe bestehendes Instrument von Stahl. Faßt man nämlich dieses Instrument am Griffe an und schlägt mit den Zinken an einen harten Körper und setzt dann nach diesem Schlage den Griff so schnell als möglich auf den Resonanzboden eines Instrumentes oder in Ermangelung dessen auf einen Tisch auf, so gibt die Stimmgabel den Ton ā an, nach welchem dann alle übrigen Instrumente gestimmt werden. In der Regel

ſtimmt man nach reinen Quinten, wobei dann das Anſchlagen der Octaven nur als Beihülfe zum möglichſt reinen Stimmen der Quinten gilt. So namentlich bei den Saiteninſtrumenten, wo die Saiten vermittelſt eines Stimmhammers, mit dem die Wirbel entweder feſter eingeſchlagen oder mehr oder weniger angezogen werden, bei der Orgel dagegen das offene Pfeifenwerk von Zinn vermittelſt eines eigenen trichterförmigen Inſtrumentes, Stimmhorn genannt, geſtimmt wird, wodurch die Pfeifen entweder erweitert oder verengert werden. Die Trommeln und Pauken werden durch ſtrafferes Anziehen oder durch ein ſchlaffes Herablaſſen des Felles geſtimmt. Bei Blaſeinſtrumenten wird die S. durch Verlängerung oder Verkürzung des Inſtrumentes bewirkt, indem einzelne Theile deſſelben herausgenommen und dafür andere eingeſetzt werden. Die S. der Inſtrumente eines ganzen Orcheſters beruht auf dem verhältnißmäßigen Zuſtande der Inſtrumente, auf der Annahme des Stimmtons eines einzelnen Inſtrumentes, wozu gewöhnlich das Pianoforte oder die Oboe dient, und auf der Beachtung des Temperaturgrades des Ortes, wo die Muſik aufgeführt werden ſoll. 20.

Stipendium (eigentlich der Sold des Kriegers) nennt man jetzt vorzugsweiſe die Unterſtützung, welche ein Studirender zur Fortſetzung ſeiner Studien erhält. Meiſt ſtammen dieſelben aus milden Stiftungen her und ihre Verleihung ſetzt daher oft gewiſſe vom Stifter geſtellte Bedingungen voraus, welche ſich entweder auf beſondere Familienglieder oder Eingeborene eines beſtimmten Landes oder ein beſtimmtes Studium u. dergl. beziehen. Die Empfänger heißen Stipendiaten und ſind oft auch zur Haltung irgend einer Gedächtnißrede oder wenigſtens zur Unterziehung eines Examens verbindlich. 9.

Stipulation heißt im römiſchen Rechte ein beſtimmtes Verſprechen, bei welchem von der einen Seite der Antrag, von der andern Seite die ertheilte Zuſicherung mit beſtimmten Worten ausgedrückt ſind. Sieht man dabei auf das Verlangen des Antragſtellers, ſo enthält die S. ein ausbedungenes Recht, eine Bedeutung, die man in neueren Zeiten gewöhnlich gebraucht. 10.

Stoa (στοά), Halle oder Säulengang, hieß in Athen vorzugsweiſe die Pöcile (ſ. d. Art.), welche Zeno von Cittium für ſeine philoſophiſchen Vorträge wählte und welche (um 300 v. Chr.) die Wiege einer neuen, bald Verbreitung und Bedeutung gewinnenden Philoſophenſchule ward, die nach ihr bald die ſtoiſche (wie ihre Anhänger Stoiker, ihr Syſtem der Stoicismus), bald auch ſchlechtweg ſelbſt die S. genannt wird. Die Begründung der S. fiel in die Zeiten der Erniedrigung und des beginnenden Verfalls des Griechenthums. Wie die alte Freiheit und der ächtgriechiſche Geiſt aus dem Staate gewichen, ſo war hier die Einheit und Harmonie des wiſſenſchaftlichen Strebens zerfahren in die Breite der Gelehrſamkeit, in die Mannigfaltigkeit einzelner Wiſſenſchaften und Disciplinen, mehr für die nächſten praktiſchen Bedürfniſſe oder für die Schule berechnet und aus dieſem Geſichtspunkte behandelt als aus einem tiefern Geiſtesdrange hervorgehend und auf ein umfaſſendes Bewußtſein des geſammten Lebens gerichtet. Dieß bezeichnet den Standpunkt dieſer Schule und den Charakter, wodurch ſie ſich eben ſo ſehr den damaligen Zeitbedürfniſſen und Zeitrichtungen befreundete und wichtig machte, als von dem wahren Geiſte der Wiſſenſchaft entfremdete. — Die drei Theile der Philoſophie, Logik, Phyſik, Ethik, beſtanden ſchon getrennt, aber innig verbunden durch die eine ſie beherrſchende Idee. Die S. ließ ſie aus einander fallen, indem ſie jeden derſelben in ſeinen Grenzen und für ſeinen nächſten Zweck behandelte, ungewiß ſelbſt über den Rang und die Folge dieſer Disciplinen, da ihre prunkende Definition der Weisheit, als der Wiſſenſchaft göttlicher und menſchlicher Dinge die Phyſik, ihr Begriff von der Philoſophie, als dem Streben nach Weisheit durch Tugendübung, die praktiſche Philoſophie an die Spitze zu ſtellen ſchien. Die Logik (zuerſt von ihr ausdrücklich ſo genannt) war mehr eine

gelehrte Wissenschaft und umfaßte außer der Lehre von der Erkenntniß der Dinge und den Denkformen auch die Anweisung zur richtigen und schönen Äußerung der Gedanken, die Grammatik und Rhetorik. — Ganz dem Charakter ihrer Zeit gemäß hielten sich die Stoiker in der Erkenntniß ausschließlich an das Einzelne, statt daß ihre großen Vorgänger nur das Allgemeine daran zu erfassen gestrebt hatten, an die Gewißheit, nicht an die höhere Wahrheit der Vorstellungen. Zwar gestanden sie den Gebrauch allgemeiner Begriffe als Nothbehelf des Erkennens zu, aber doch nur als Abstractionen aus dem Einzelnen, dessen sinnliche Unmittelbarkeit stets Grund und Norm derselben sein muß. Diese gibt nun die Vorstellung (φαντασία), deren Richtigkeit darin besteht, daß sie den Gegenstand ergreift, völlig wiedergibt, wie das Siegelwachs das Siegel, in welchem Falle sie φ. καταληπτική heißt und höchstes Kriterium der Wahrheit ist, der die urtheilende Vernunft (ὀρθὸς λόγος) ihre Bestimmung nicht versagen darf. Nur das Einzelne, Körperliche, ist das Wirkliche, die Eigenschaften und Verhältnisse der Körper sind nicht recht eigentlich wahr. Daher werden selbst die Kategorien geschieden in körperliche, die Materie (ὑποκείμενον) und das Eigenthümliche, die Form (ποιόν), und unkörperliche, die Eigenschaften (πῶς ἔχον) und die Verhältnisse (πρός τι πῶς ἔχον). So ist nun auch in der Physik nur das Körperliche das Wirkliche und Wirkende, die Eigenschaft das Gewirkte. Nicht eine formlose Materie ist das Erste, welche erst Form empfing, sondern eine schon körperliche, d. h. zwar noch eigenschaftlose, aber in sich schon das Princip des Wirkens tragende (ἰδίως ποιόν), gleichsam als seine Seele, als die göttliche Weltseele, die darum nicht erst von Außem zur todten Materie hinzutritt, sondern in ihr, als ihrem Körper, lebt und wirkt, die aber, als ein recht Wirkliches, nur wechselt und in die Urnatur wieder aufgenommen wird. Natürlich trat hier an die Stelle der idealischen Freiheit die blos mechanische Nothwendigkeit (εἱμαρμένη), während anderer seits die unmittelbare Nähe des Göttlichen in der Natur und jedem Einzelnen eine halb mystische Sublimirung und Symbolisirung dieses Letztern begünstigte in den Vorstellungen von Vorsehung, Divination, Optimismus, symbolischer Deutung des Polytheismus ꝛc. — Dieselbe Verschmelzung des Allgemeinen, der Idee, mit dem Einzelnen, Sinnlichen, macht sich noch weit fühlbarer in ihrer Ethik, welche die Tugend als Ideal schroff dem Einzelwillen entgegenstellt, dadurch aber auch jedes positive Kriterium, jede einzelne Tugend aufhebt. Der Natur getreu oder schlechthin consequent zu leben ist ihr Wahlspruch. Aber über diese Natur und das Kriterium der Consequenz war die Schule selbst nicht einig. Mit Sicherheit konnte der Stoiker nur Eines als höchste Tugend anstreben, die höchste Entsagung, jene Reinheit und Stärke des Willens, die sich nur in der Negation aller bestimmten Willensrichtungen ausspricht, in der Apathie gegen alle Lust wie gegen allen Schmerz, in der Erklärung, daß alle Dinge gleichgültig seien (ἀδιάφορα), weil nur die in jeder Handlung sich aussprechende Willensstärke einen Werth habe. Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der sinnlichen Natur war es nur, wenn Einzelne einen Unterschied zwischen vorzüglicheren und unwichtigeren Gegenständen und zwischen unvollkommenen Pflichten (erlaubten Handlungen) und vollkommenen (gebotenen Handlungen) annahmen. Natürlich ist der Zweck wie der Lohn jener negativer Tugend nur sie selbst; in der durch sie erreichten Selbstgenügsamkeit (αὐτάρκεια) und Willensstärke besteht die Glückseligkeit als ein ruhiger Verlauf des Lebens. Personificirt ist jenes Tugendideal der Stoiker in dem stoischen Weisen, den sie freilich auch nur als Ideal mit großer Selbstliebe darstellten. Die Reinheit und Allgemeinheit dieser Lehre, ihre Energie, ihr Kosmopolitismus, dieß Alles ist zwar einerseits ihre Vollkommenheit, anderer seits aber auch ihr Mangel, — denn sie erreicht diese Vollkommenheit nur dadurch,

daß sie jede bestimmte positive, freilich immer nur relativ vollkommene Tugendäußerung und Bildungsstufe abweist und nur die volle absolute Tugend unmittelbar erfassen will. Dieß kann sie aber nur mit Aufgeben alles Wirkens im Einzelnen, jeder bürgerlichen Wirksamkeit, jedes bestimmten Berufs; denn das sind Alles gleichgültige Dinge ohne Werth, und so verflüchtigt sich durch seine allzufeine und reine Natur das Streben des Stoikers in ein bloßes, unthätiges Sich- und sein Idealfühlen, — was dann leicht in eine stolze Tugendrednerei ausartet und zu jeder bestimmten Lebensthätigkeit, zu jeder Betreibung und Förderung menschlicher und bürgerlicher Interessen untauglich und nur zum Dulden und Entsagen geschickt und stark macht. Aber eben dieß erklärt auch die Bedeutsamkeit einer solchen Lehre für eine Zeit, welche am Leben verzweifeln, jede positive Einwirkung auf die gänzlich entarteten Zustände, auf das zerfallene Staatsleben als unnütz aufgeben mußte, welcher daher nichts übrig blieb, als der Trost und die Kraft der Entsagung, die Unerschütterlichkeit im Leiden und im härtesten Falle der frei gewählte Tod. Darum sehen wir auch zumeist durch diese ihre praktische Richtung die S. ihre und die folgende Zeit beherrschen und besonders bei dem männlichen Volke der Römer, am Abend der Freiheit, unter dem Drucke der Kaiser und in der Verwirrung und Verderbniß aller sittlichen und geselligen Verhältnisse rührende und erhebende Beispiele stoischer Tugendkraft, die auch seitdem als Ideal von Charakterstärke unter dem Namen des Stoicismus gepriesen wird. — Im Theoretischen artete der Stoicismus in einen zanksüchtigen Dogmatismus aus und zerfiel selbst in sich durch die abweichenden Ansichten der Späteren; natürlich, weil man kein höheres Erkenntnißprincip hatte und die unmittelbare, begreifliche Gewißheit eben so leicht zu läugnen als zu behaupten war. Unter denen, die denselben auch durch Schriften fortpflanzten, sind wichtig (neben den minder bedeutenden Schülern Zeno's Persäus aus Cittium, Ariſto aus Chios, Herillus aus Carthago) vor Allen Kleanthes von Assus (264 vor Chr.) und fast mehr noch dessen Schüler Chrysippus von Soli oder Tarsus (212 vor Chr.), die Stütze der S. genannt, ferner Zeno von Tarsus (212), Diogenes von Babylon (der bei seiner Gesandtschaftsreise nach Rom 155 zuerst die Römer mit der stoischen Lehre bekannt machte), Antipater von Tarsus oder Sidon (146), Panätius von Rhodus (131), Posidonius von Apamea in Syrien (103); unter den Römern vorzugsweise Seneca (65 nach Chr.), Epiktetus, ein phrygischer Sklave (90 nach Chr.), Arrianus (134) und Kaiser Antoninus (180 n. Chr.). — Zu Anfange der Neuzeit wurde der Stoicismus wieder in Anregung gebracht durch Justus Lipsius (1547), der auch einige Nachfolger fand. — Vergl. besonders Justus Lipsius, „Manuductio ad stoicam phil." (Antv. 1604. 4. Lugd. Bat. 1644. 12.); Diet. Tiedemann's „System der stoischen Philosophie" (Leipz. 1776. 3 Bde. 8.) und „Geist der speculativen Philosophie" (2. Bd. S. 427). — S. auch die Namen Zeno, Kleanthes ꝛc. 80.

Stobäus, eigentlich Johannes von Stobi, einer macedonischen Stadt, geb. um 500 nach Chr., war einer der besten, seinen Lebensumständen nach aber unbekannter, Sammler und Epitomatoren größerer Werke allgemeinen Inhalts. Unter seinen Namen sind zwei, jedoch schwerlich in ihrer ursprünglichen Gestalt, für die Belehrung seines Sohnes bestimmte Sammlungen merkwürdiger Sittensprüche aus den besten griechischen Schriftstellern vorhanden, die besonders deßwegen wichtig sind, weil sie eine große Menge Bruchstücke jetzt verlorener älterer Werke verschiedener Verfasser enthalten. Der erste aus 2 Büchern bestehende Theil dieser Sammlungen führt den Titel: „*Ἐκλογαὶ φυσικαὶ, διαλεκτικαὶ καὶ ἠθικαί*", der andere: „*Ἀνθολόγιον*" (Sermones). Die ed. princ. der „Eclog." besorgte Wilh. Canter (Antv. 1575. Fol.). Die beste Ausgabe ist von Heeren (Gotting. 1792—1801. 4 Voll. 8.). Die ed. princ. der „Sermones" besorgte

Fr. Trincavellus (Venet. 1526), eine neue Ausgabe Konr. Gesner (Tigur. 1543, zuletzt Francof. 1581. Fol.). 20.

Stockfisch, s. Kabeljau.

Stockholm (59° 19′ 15″ N. Br. und 35° 44′ 45″ L.), Hauptstadt des Königreichs Schweden und der ganzen Monarchie, Sitz aller Oberreichsbehörden, liegt anmuthig an den beiden Ufern des Mälarsees, an der Stelle, wo er sich mit einem Ostseebusen vereinigt, auf zwei Halbinseln und mehreren großen und kleinen Inseln und bietet dadurch, wie durch verschiedene Granitfelsen, welche sich über dem Wasser erheben und theils kahl und dürr, theils mit Häusern oder mit Holz bedeckt sind, einen Anblick, den man in gewissen Hinsichten mit dem Venedigs vergleichen kann, der aber in der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaften einen hohen eigenthümlichen Reiz hat. Sämmtliche Theile sind durch prächtige Brücken verbunden. Die 2 Halbinseln mit ihren größeren und kleineren Eilanden bedecken einen Raum von 6 □M., wovon die Wasserfläche mehr als ein $\frac{1}{5}$ einnimmt; den Umfang gibt man auf $1\frac{1}{4}$ Meile, die Länge von Süden nach Norden auf $\frac{1}{2}$, die Breite von Westen nach Osten auf $\frac{3}{8}$ Meilen an. Die einzelnen Theile der Stadt sind: 1) Staden oder die eigentliche Stadt auf einer ziemlich großen Insel. Sie hat nur einen geringen Umfang, zwar massive, aber hohe geschmacklose Häuser in langen sehr schmalen und finsteren Straßen, die meistens parallel laufen und durch enge Querstraßen und Durchgänge verbunden sind, enthält die meisten öffentlichen Gebäude, als: das in einem edlen Style erbaute und 1753 vollendete königliche Residenzschloß, das im Nordosten auf einer Anhöhe belegen die Stadt beherrscht und im Innern den imposanten Reichssaal, das Reichsarchiv, das königliche Museum, die königliche Bibliothek von 30000 Bänden umfaßt und zugleich zum Versammlungsorte der schwedischen Akademie und der Akademie der Literatur, Geschichte und Alterthümer dient; den Schloßplatz, worauf die Bildsäule König Gustav's III. steht; die deutsche Gertrudenkirche mit einem 111 Fuß hohen Thurme; das Ritterhaus; das neue Rathhaus auf dem Ritterhausmarkte, mit der Bildsäule König Gustav's I. geschmückt; die Börse am großen Markte; die Bank mit einem Münzcabinette; das Münzhaus, worin das Bergcollegium seine Sitzungen hält und sein merkwürdiges Mineraliencabinet hat, das Posthaus und das Statthalterhaus. 2) Helge-Andsholmen oder Klein-Stockholm, östlich von Staden auf einer Insel; sie enthält die königlichen Marställe. 3) Riddarholmen, im Westen von Staden, von welcher sie nur durch einen schmalen Canal getrennt ist. Hier sind die Ritterholmskirche mit den Grabmälern der Könige und großen Männer Schwedens und 5000 eroberten Fahnen und Flaggen und das Kungshaus, worin sich einige Collegien versammeln. 4) Skeppsholmen, im Nordosten von Staden, von etwa 20 Familien bewohnt, mit dem Admiralitätshause, dem Zeughause der Admiralität, mehreren Magazinen ꝛc.; dabei der Hafen für eine Abtheilung der Scherenflotte. 5) Castellholmen, im Südosten von Skeppsholmen, ein Fort mit 12 Kanonen und ein kleines Seelazareth. 6) Beckholmen, im Osten von Castellholmen, ohne Zusammenhang mit den übrigen Stadttheilen. 7) Kungsholmen, eine große Insel, die durch einen breiten Canal von Norrmalm getrennt ist; hier ist die Ulrika-Eleonorakirche und der kungsholmer Marktplatz; doch ist nur der östliche Theil der Insel bewohnt. 8) Norrmalm oder die nördliche Vorstadt, auf einer Halbinsel gelegen, die sich in den Mälarsee von Norden hereinerstreckt. Sie hat 6 Marktplätze, worunter der Norre-Malms Torget-Platz mit der schönen Bildsäule Gustav Adolph's, die Adolph-Friedrichskirche mit Descartes' Denkmale, die gothische Clarakirche, die Jakobskirche, der Albertinenpalast, das Orangeriehaus im königlichen Thiergarten und die beiden Gesundbrunnen, Norrmalin's Sauerbrunnen und Sabbatsburgsbrunnen; umfaßt auch die Ladugårdsbrunlandet mit Ladugårdsmarkte, der Eleonorenkirche, dem Artilleriehofe mit dem

Zeughause, der Artilleriekirche, der Kronbäckerei, dem Laboratorium, der Caserne Friedrichshof ꝛc. Dazu gehört auch der St. Blasholmen, eine Landspitze, wovon eine Brücke auf den Skeppsholmen führt. Norrmalm hat zwar nicht lauter massive, sondern auch viele hölzerne Häuser und unabsehbare lange Straßen, worunter die Drottning Gaten 2000 Schritte mißt, die aber gegen ihre Länge viel zu schmal sind; aber doch gewährt das Ganze einen bei Weitem freundlichern Anblick, als der der finstern Staden. Am Schlechtesten ist Ladugårdslandet gebaut, welches mit seinen elenden Hütten und schlechtem Pflaster einem Dorfe ähnlicher, als dem Theile einer Residenz sieht. 9) Södermalm, die südliche Vorstadt, eine Halbinsel, welche durch eine Zugbrücke mit der Staden zusammenhängt, hat theils gute massive, theils hölzerne Gebäude, 3 Marktplätze und außer 2 Kirchen einige öffentliche Gebäude, als das Stadthaus, das große Hangar, d. i. die Eisenwaage, in welcher alles zum Ausschiffen von S. bestimmte Stabeisen aufgestapelt wird, und auch ein großes Schiffswerft. 10) Långholm, eine Insel im Nordwesten von Södermalm. Auf derselben liegt das Spinnhaus und die Zollbude, wo der Zoll von allen den Mälar heraufgehenden Schiffen erlegt wird. Außer den schon erwähnten Plätzen zeichnen sich noch aus: der Markt Karl's XIII., welcher die Stelle des vormaligen königlichen Gartens einnimmt und in dessen Mitte die Bildsäule des gleichnamigen Königs zu Fuße steht; der Platz Skeppsbron mit der Statue Gustav's III. und der Platz Slottsbacken mit dem Obelisk aus Granit, zu Ehren der Treue der Einwohner Stockholms errichtet. Unter den Kirchen sind noch zu erwähnen: die große Nikolaikirche (Storkyrkan), besonders ausgezeichnet durch ihr Alter und den Reichthum ihrer Verzierungen, vorzüglich am Altare; die Katharinen-, die Marien- und die Hedwig-Eleonorenkirche. S. enthält 13 Brücken, worunter seit 1813 auch eine eiserne, außer dem Schloßplatze 12 Marktplätze, 2 Kaien, 14 Kirchen, 4 Kapellen, worunter 1 katholische, 1 finnische, 1 französisch-reformirte und 1 deutsch-reformirte, 1 Synagoge, 1 Opernhaus, 1 Theater, 1 Arsenal, 1 Sternwarte, 1 großes Kranken- und Inoculationshaus, 1 Findelhaus, 1 Invalidenhaus, viele milde Stiftungen, 298 Haupt- und Nebenstraßen, 3768 Häuser mit 81000 Einwohnern. An wissenschaftlichen Anstalten findet sich: die Akademie der Wissenschaften mit der schönen Sternwarte und einem reichen Naturaliencabinette; die schwedische Akademie; die Akademie der schönen Wissenschaften, der Geschichte und der Alterthumskunde; die Akademie der schwedischen Sprache und Dichtkunst; die Akademie des Ackerbaues; die Militairakademie; die Kriegsschule; die patriotische Gesellschaft; das Bergcollegium mit einem reichen Naturaliencabinette; das karolinische medicinisch-chirurgische Institut, welches alle Ärzte und Wundärzte, die öffentliche Anstellungen suchen, zu prüfen hat; die Schule der Feldmeßkunst mit einer schönen Sammlung von Landcharten Schwedens; die Navigationsschule; die Zeichnungs- und Modellirschule; die musikalische Schule; das Taubstummeninstitut; die Thierarzneischule; das technologische Institut; das Forstinstitut; 9 Trivial- und 2 Freischulen; das Gymnasium; die Bibelgesellschaft; die prächtige Gemäldegallerie, die eine schöne Sammlung von den besten schwedischen Malern darbietet; die königliche Bibliothek; die Engesström'sche Bibliothek; die Sammlung der Barons Hermelin; das Modell- und Maschinencabinet, eines der vollständigsten in seiner Art; das Antikenmuseum und der botanische Garten. Nebenbei hat S. auch 12 Buchhandlungen, 1 Noten- und 11 Buchdruckereien. An Mildthätigkeitsanstalten sind zu bemerken: das Danwicksspital mit Irrenhause und Lazarethe; 1 großes königliches Lazareth auf dem Kungsholmen mit 100 Betten; 2 öffentliche Gebärhäuser, wobei bei dem auf dem Norrmalm eine Schule für Geburtshelfer und Hebammen; 2 Waisenhäuser; 1 Wittwenhaus für 64 Wittwen; mehrere Gildekrankenhäuser; 1 Seemannhaus; 2 Arbeitshäuser; 1 Zucht- und Arbeitshaus; 14 Armenhäuser;

1 Gillstuge (Schuldstube) auf dem Südermalm; 4 öffentliche Gefängnisse; auch ein Taubstummen- und Blindeninstitut und ein Lombard. Für die Gesundheit wacht das Gesundheitscollegium. Es befinden sich hier 1 chirurgische Gesellschaft und 1 Gesellschaft der Apotheker. Die Fabriken in S. sind nicht unbedeutend. Sie arbeiten in Seide, Band, Strumpfwaaren, Tuchen, Baumwolle, Leinwand- und Kattundruck; Porzellan- oder vielmehr Fajence-, Zucker- und Tabaksfabriken. Die Gerbereien sind sehr zahlreich und liefern sehr gute Waaren. Ferner gibt es 1 Eisengießerei, 2 Kanonengießereien, 1 Glashütte, 1 Gold- und Silberfabrik, 1 Blech- und Lackirfabrik und bedeutende Branntweinbrennereien und Brauereien. Auch ist S. die erste Handelsstadt des Reichs. Sie besitzt einen geräumigen und sichern Hafen, der zwischen der Staden, dem Skepps- und Blasbholmen liegt und dessen Eingang, der jedoch von der Seeseite etwas beschwerlich ist, die Schlösser Warholm und Friedrichsborg beschützen; sie hat selbst 230 eigene Handelsschiffe, unter denen 22 Dampfschiffe und ein Dampfboot nach Abo, hält mehr als ⅓ des ganzen schwedischen Handels in Händen und zählt 171 Großhändler, 20 Mäkler und 680 Detailhändler. Es gibt 1 Nationalbank, 1 Handelscollegium, 1 Seeversicherungsobergericht, mehrere Seeassecuranzen und 1 Börse. 71.

Stocks, englische Stocks, heißen die zu einem bestimmten Zwecke zusammengebrachten Capitalbestände; 2) die Regierungsanleihen, in sofern von der Consolidirung oder der Masse die Rede ist; 3) die consolidirten Fonds. — Stockjobber ist ein Actienwucherer, Speculant in Staatspapieren, besonders der auf Lieferung handelt. Diese Art des Handels selbst heißt Stock-jobbery. 24.

Stöchiometrie ist die Wissenschaft, welche die Maßverhältnisse der Stoffe in ihren Zusammensetzungen untersucht und die Regeln angibt, nach denen die Zusammensetzungen bestehen. Sie entwickelt die Verhältnisse, in welchen die einfachen Körper sich verbinden, berechnet die Gewichtigkeiten dieser Einheiten verschiedener Körper, stellt sie in Tafeln in Relation gegen die Gewichtigkeit des Atomes eines Stoffes zusammen und lehrt durch Zeichen die Elementarstoffe und ihre Verbindungen bezeichnen und daher umgekehrt eine bezeichnete Verbindung erkennen oder in proportionirten Gewichtstheilen berechnen. Unter den Schriften über S. sind zu nennen: Richter's „Stöchiometrie" (Bresl. 1792—1794. 3 Thle.); Berzelius' „Lehre von den Proportionen der Körper in ihren Zusammensetzungen" in Poggendorf's „Annalen der Physik"; Bischoff's „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Erlangen 1819); Weinholz's „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Ilmenau 1833). 76.

Störk (Anton von), geb. am 21. Febr. 1741, gest. am 11. Febr. 1803, nahm als kaiserlicher Leibarzt, Protomedicus von Östreich und Director des medicinischen Studium eine sehr hohe Stelle im östreichischen Staate ein und genoß in derselben eines großen Ansehens. Um die Medicin hat er sich durch Empfehlung mehrerer neuer Heilmittel, als der Cicuta, des Stechapfels, des Hyoscyamus, des Aconits und der Herbstzeitlose verdient gemacht, welche Mittel, obgleich bei ihrem ersten Bekanntwerden ihre Wirkung von vielen Ärzten, die hauptsächlich durch S.'s persönliches Ansehn bestochen waren, nur zu sehr angepriesen worden war, doch jetzt immer noch fleißig benutzt werden, nachdem ihr Werth richtiger bestimmt worden ist. Seine Erfahrungen hat S. in verschiedenen über die oben erwähnten narkotischen Pflanzen besonders verfaßten Schriftchen so wie in seinem „Annus medicus" (I. 1759 und II. 1761) niedergelegt. 39.

Störung (astronom.), s. Perturbation.

Stoiker, s. Stoa.

Stola war ein langes Kleid, welches, mit Ärmeln versehen, vom Halse bis auf die Knöchel reichte und von den römischen Frauen, den vornehmeren sowohl, als den geringeren, getragen wurde. Nur von ehrbaren Frauenzimmern durfte

die S. getragen werden und deßhalb wurde S., auch Instita, für ein sittsames oder auch vornehmes Frauenzimmer gesetzt. — Die S. der katholischen Geistlichen ist eine schmale weiße Binde, die von beiden Schultern auf die Brust herabhängt und aus dem ehemaligen Orarium, das ein breites um den Hals zur Abtrocknung des Schweißes gewickeltes Linnentuch war, entstanden ist. Den Namen S. erhielt es erst später. Als kirchliches Ehrenkleid ist es uralt. Die Synode von Laodicea kennt es nicht nur als solches, sondern schärft selbst die noch jetzt geltende Vorschrift ein, daß sich nur Diakonen, Priester und Bischöfe desselben bedienen dürfen. Der Diakon trägt die S. nach alter Sitte auf der linken Schulter; der Priester in Form eines auf dem Herzen sich bildenden Kreuzes; der Bischof frei auf beiden Seiten herabhängend. Nur wenn ein Diakon oder Priester mit Chorrock und S. allein im heiligen Dienste erscheint, lassen auch sie dieselbe nach Art der Bischöfe frei herabhängen. Ehemals trugen sie Bischöfe und Priester auch außer den kirchlichen Functionen. Heut zu Tage thut dieß nur der Papst. — Die S. soll übrigens das Sinnbild der Rechtfertigung in Christo sein. 63.

Stolberg (Christian, Graf zu), berühmter deutscher Dichter, stammte von der Linie Stolberg-Stolberg, war der Sohn Christian Günther's, dänischen Kammerherrns, Geheimenrathes und Oberhofmeisters der Königin von Dänemark, und wurde am 15. Oct. 1748 zu Hamburg geboren, studirte in den Jahren 1769 bis 1774 zu Göttingen und war hier Mitglied des berühmten Dichterbundes. Nachdem er hierauf einige Zeit dänischer Kammerjunker und Kammerherr gewesen war, wurde er im Jahre 1777 Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein und vermählte sich mit der in seinen Gedichten unter dem Namen „Luise" gefeierten Gräfin von Reventlau, der verwittweten Hofjägermeisterin von Gramm. Im Jahre 1800 legte er sein Amt in Tremsbüttel nieder, zog sich auf sein Gut Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen zurück und starb daselbst am 18. Jan. 1821. Als Dichter steht er zwar seinem jüngern Bruder an Kraft der Gedanken und Reichthum der Bilder nach, allein Wärme des Gefühls und Innigkeit der Empfindung sind seinen Gedichten nicht abzusprechen. Auch hat er sich durch seine Übersetzungen aus dem Griechischen um die deutsche Literatur verdient gemacht. Seine „Gedichte" erschienen vereint mit denen seines Bruders (Leipz. 1779), so wie seine „Schauspiele mit Chören" (Leipz. 1787), die jedoch ihre epische Breite zur Aufführung unfähig machte. Seine „Gedichte aus dem Griechischen" (Hamb. 1782) bestehen aus Übersetzungen von Idyllen Theokrit's, homerischen Hymnen, Gedichten von Anakreon, Bion und Moschus, so wie aus Musäos' „Hero und Leander". Auch seine Übersetzung des „Sophokles" (Leipz. 1787. 2 Bde.) in fünffüßigen Jamben war für ihre Zeit nicht ohne großen Werth, obgleich sie später durch die Unternehmung Solger's u. A. übertroffen worden ist. Seine sämmtlichen poetischen Schriften sind unter den „Werken der Brüder Stolberg" (Hamb. 1821. 20 Bde.) enthalten. 81.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), der jüngere Bruder des Vorigen, ausgezeichnet als Dichter und Schriftsteller, wurde am 7. Nov. 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, trat anfangs als Kammerjunker in dänische Dienste und wurde 1777 zum fürstbischöflich lübeckischen bevollmächtigten Minister in Kopenhagen und 1789 zum dänischen Gesandten in Berlin ernannt, unternahm 1790 eine Reise in die Schweitz und nach Italien und ward 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin, legte aber 1800 seine sämmtlichen Ämter nieder, begab sich nach Münster und trat hier mit seiner ganzen Familie (außer seiner ältesten Tochter Agnes, der jetzt vermählten Gräfin von Stolberg-Wernigerode) zur katholischen Kirche über, wodurch er um so größeres Aufsehen im protestantischen Deutschland erregte, je entschiedener er sich noch kurz zuvor in seinem „Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielvogt in Schweden" als einen eifrig orthodoxen

Lutheraner gezeigt hatte. Er opferte diesem Schritte nicht nur in Bezug auf sich und seine Familie die wichtigsten äußereren Vortheile, sondern auch die Verbindung mit vielen von seinen früheren Freunden, namentlich mit J. H. Voß, mit welchem er sogar in eine heftige literarische Fehde gerieth, und setzte sich vielfacher Mißdeutung und mannigfachem Tadel aus; allein dagegen erregte seine später erschienene geistig befangene „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde.) das Wohlgefallen des Papstes in so hohem Grade, daß sie derselbe in das Italienische übersetzen ließ. Er starb am 5. Dec. 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. Als Dichter hat er sich durch Oden, Lieder, Elegien, Romanzen, Satyren, Dramen ꝛc., als prosaischer Schriftsteller aber durch einen Roman: „Die Insel" (1788), durch seine „Reise durch Deutschland, die Schweitz, Italien und Sicilien" und als Übersetzer durch die „Iliade", einige Tragödien des Äschylos, Platon's auserlesene Gespräche und Ossian's Gedichte rühmlichst bekannt gemacht. In allen seinen Gedichten spricht sich ein edles und warmes Gefühl für Freiheit, Freundschaft und Natur in einer kraftvollen, gedanken- und bilderreichen Sprache aus, wobei ihm das einfache Lied eben so sehr, wie die kühnste und feurigste Dithyrambe gelingt. In seinen „Jamben" (Leipz. 1784) straft er die politischen und gelehrten Vorurtheile seiner Zeit, und in seinen letzten Gedichten, welche in die die Jahre 1812—1814 fallen, tritt sein Antheil an den Ereignissen jener Periode hervor. Im Fache der Geschichte hat er sich durch sein „Leben Alfred's des Großen" (Münster 1815) versucht, welches sich besonders durch Gründlichkeit der Behandlung und Gewandtheit der Schreibart auszeichnet. Noch kurz vor seinem Tode schrieb er das „Büchlein von der Liebe". Seine Schriften nehmen den größten Theil der „Werke der Brüder Stolberg" ein. 81.

Stolgebühren (jura stolae) heißen die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Beichte ꝛc. an die Geistlichen zu bezahlen sind. Der Ausdruck ist hergenommen von der Stola (s. d. Art.), dem geistlichen Amtskleide, welches hier bildlich für das Amt selbst genommen ist. In der frühesten Zeit waren die Gaben an die Geistlichen nur freiwillig, nach und nach wurden sie aber gewöhnlich und gesetzlich und dann durch Taxen bestimmt, die aber fast in jeder Gemeinde verschieden sind. Vielfach ist schon für die Abschaffung der S., wenigstens des Beichtgeldes gesprochen worden; man hat aber bisher noch keine vollständigen Deckungsmittel dafür auffinden können und die Aufhebung des Beichtgeldes in einzelnen Gemeinden beruht daher bis jetzt lediglich auf einem Vertrage zwischen der Gemeinde und dem Geistlichen. 23.

Stoll (Maximilian), berühmter Arzt, ward zu Erzingen in Schwaben, wo sein Vater Chirurg war, am 12. Oct. 1742 geboren. Anfangs für die Chirurgie bestimmt zeigte er gegen sie solchen Widerwillen, daß sein Vater seinen Vorsatz aufgeben mußte und ihn der Jesuitenschule in Rothweil überließ, wo er sich in Sprachen sehr vervollkommnete, welches Studium er auch in Ingolstadt fortsetzte. Hierauf trat er 1761 in den Orden der Jesuiten und wurde als Professor in Hall in Tyrol angestellt; da er sich aber hier den Ansichten der Jesuiten nicht fügen wollte, so wurde er nach Eichstädt verwiesen. Dadurch bewogen trat er 1767 aus dem Orden und studirte nunmehr Medicin, zuerst in Straßburg, dann in Wien. Hierauf wurde er in Ungarn als Physikus angestellt, wo er die dort herrschenden gefährlichen Wechselfieberepidemien genau studirte und mit der Anwendung der China gegen sie die dortigen Ärzte, die dieses Mittel noch wenig gegeben hatten, bekannt machte. Allein selbst vom Wechselfieber ergriffen, das sehr häufige Rückfälle machte und seine Gesundheit bedeutend erschütterte, war er endlich genöthigt, seine Stelle zu verlassen. Er kehrte nach Wien zurück und wurde hier von Störk zu de Haen's Nachfolger als erster Arzt des allgemeinen Krankenhauses 1776 ernannt. In dieser Stellung fand er hinreichend Gelegenheit, seine großen Talente

als Arzt und klinischer Lehrer, dem eine Menge junger Ärzte aus allen Gegenden Deutschlands zuströmten, zu zeigen. Seine große Gelehrsamkeit, seine feine Bildung, seine glücklichen Curen verschafften ihm bald die allgemeinste Gunst der Großen; Kaunitz, Czartorisky, Laudon u. A. nannten ihn Freund und suchten seinen Umgang; selbst der Kaiser war sein Gönner. Allein er genoß dieses Glück nicht lange; er starb an einem epidemischen Fieber am 23. Mai 1787. — S. hat die Lehre von der galligen Verderbniß der Säfte auf den höchsten Gipfel ihrer Ausbildung gebracht, woran die damals herrschende gastrische Krankheitsconstitution so wie sein ärztlicher Wirkungskreis in den höheren, in Hinsicht der Tafelfreuden ein sehr üppiges Leben führenden Ständen Wiens die vorzüglichsten Veranlassungen waren. Er sah diese galligen Ansammlungen in allen Fiebern und Entzündungen und suchte dem zufolge die meisten dieser Krankheiten durch Brech- und Abführ- und auflösende Mittel zu bekämpfen; außerdem waren Aderlässe und schwächende, kühlende Mittel seine Hauptwaffen gegen die meisten acuten Krankheiten. Dieses Heilverfahren, in den Händen des kunsterfahrenen Meisters nicht anders als mit dem größten Geschicke gehandhabt, fand bald durch sein Ansehn unterstützt und durch die Menge seiner Schüler so wie durch seine Schriften verbreitet in Deutschland die größte Aufnahme und ward so beliebt, daß Brechmittel und Laxanzen die gebräuchlichsten Heilmittel wurden und selbst von Gesunden regelmäßig zu gewissen Zeiten als Vorbauungsmittel gebraucht wurden. Es gehörte längere Zeit, veränderte Krankheitsconstitution, eindringende Belehrung besonnener Ärzte, endlich ein neues medicinisches System dazu, ehe von der größern Menge der Ärzte dieses Ausleerungsverfahren aufgegeben wurde und das Publicum dahin gebracht werden konnte, nicht mehr als die Ursache aller Krankheiten Unreinigkeiten des Darmcanals anzusehen und Ausleerungen dagegen zu verlangen, welche Ansichten des großen wiener Arztes indessen immer noch bis heutiges Tages viele Nichtärzte festhalten. Als die vorzüglichsten Schriften erwähnen wir seine „Ratio medendi in nosocomio pract. Viennens.“ (Vienn. 1777—1790. 7 Voll.), die einen Schatz von Erfahrungen enthält und von allen Ärzten sorgfältig studirt zu werden verdient; „Aphorismi de cognoscendis et curandis febribus“ (1786); „Dissert. medicae ad morbos chronicos pertinentes“ (1788—1789. 4 Voll.). — Sein einziger Sohn, Joseph Ludwig S., hatte sich zwar ebenfalls der Medicin gewidmet und auf Reisen durch Deutschland, Frankreich und England ausgebildet, folgte aber mehr seiner poetischen Geistesrichtung und trat als dramatischer Dichter in der Gattung des Lustspiels auf, verzehrte aber auf diese Weise die väterliche Erbschaft und starb 1816 zu Wien aus Gram über seine verschuldete Armuth. Besonders bekannt von ihm sind: „Amors Bildsäule“ und „Scherz und Ernst.“ 39. 16.

Stollen, s. Bergwerk.

Stolz, lat. superbia; franz. orgueil; engl. pride, ist im Allgemeinen Anerkennung und Behauptung eigener Vorzüge oder das Gefühl persönlichen Werthes und die daraus hervorgehende Handlungsweise. Hierbei kommt es darauf an, theils wie diese Vorzüge beschaffen sind, theils auf welche Art man sie würdigt und behauptet. Sind die Vorzüge wahre, innere, geistige, erworbene; so macht es die nothwendige Behauptung der Menschenwürde zur Pflicht, sie anzuerkennen, zu würdigen, sich sogar selbst derselben, wo Wahrheit und Ehre es fordern, zu rühmen. Dieses ist der edle S., der sich nie wegwirft und der mit der wahren Demuth sehr vereinbar, ja selbst von ihr unzertrennbar ist. Sind aber die Vorzüge blos äußere, zufällige, als Adel, Rang, Reichthum ꝛc., so kommt es wieder darauf an, wie man sie äußert. Wer sie blos auf eine auffallende Weise zur Schau stellt, ist eitel; wer darauf ein Recht gründet, nach hohen Dingen, Ehrenämtern, Rang und anderen Auszeichnungen zu streben, ist hochmüthig; wer

sich derselben bei jeder Veranlassung rühmt, ist ruhmsüchtig; wer sie erlügt, ist ein Prahler. Aber auch wahre Vorzüge, z. B. Gelehrsamkeit, können übel angewandt werden. Dieß thut der unedle S., wenn er sich Rechte, wohl gar Gewalt anmaßt, die ihm nicht zukommen; wenn er arrogant, hoffärtig, d. i. nach Art der Hofleute gesinnt ist, wenn er seine Vorzüge durch Verachtung Anderer und auf Kosten Anderer, durch offenbare Ungerechtigkeiten, geltend zu machen sucht (der beleidigende S.). Nach dem Unterschiede der Stände und Verhältnisse der Menschen nimmt der S. mit seinen Abarten auch mancherlei Formen an. Anders erscheint der Adelstolz, anders der Bürger-, Handwerks- und Bauernstolz, anders der Bettelstolz, der geistliche S. des Frömmlers ꝛc. Kein Laster aber ist moralisch, selbst physisch gefährlicher, als der S., da er alle Selbsterkenntniß, mithin alle Fortschritte in der Selbstveredlung aufhält, argwöhnisch, eigensinnig, trotzig, oft grausam macht und zuletzt selbst ins Tollhaus führt. 63.

Stolz (Johann Jakob), ein vorzüglicher Theolog der neuern Zeit, wurde am 31. Dec. 1753 zu Zürich geboren. Seit 1781 Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Offenbach ward er 1784 Prediger an der St. Martinskirche in Bremen, 1798 Doctor der Theologie, 1802 auch Professor der Theologie am Gymnasium und 1810 Pastor Primarius an der genannten Kirche zu Bremen. Doch schon im folgenden Jahre legte er seine Ämter nieder und zog sich in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12. März 1821 starb. S. hat sich namentlich durch seine Übersetzung des neuen Testaments bekannt und verdient gemacht, welche unter dem Titel: „Die sämmtlichen Schriften des neuen Testaments" zuerst 1781 und 1803 in der 4. Auflage erschien. Diese Übersetzung, zu welcher er auch „Erläuterungen für geübte und gebildete Leser" (Hanov. u. Leipz. 1800—1802. 3. Aufl. 1808—1813. 7 Hefte) herausgab, ward wegen ihrer Accommodation zu den jetzigen Formen der deutschen Sprache mit solchem Beifalle aufgenommen, daß man sich derselben selbst für den kirchlichen Gebrauch hier und da bediente. Auch ward sie von van Eß stark benutzt. Indeß tadelten Manche auch an diesem Werke darin vorkommende Umschreibungen und Modernisirungen. Dadurch wurde Stolz veranlaßt, seine Übersetzung ganz umzuarbeiten und so erschien sie unter folgendem Titel: „Die sämmtlichen Schriften des neuen Testaments nach Griesbach's Ausgabe des griechischen Textes übersetzt. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der früheren Ausgaben" (Hanov. u. Leipz. 1820). Hier sind die gerügten Fehler vermieden und jeder Schriftsteller des neuen Testaments hat möglichst seine eigne Manier, das Colorit seiner eignen Schreibart behalten, doch ohne daß der deutschen Sprache deßwegen Gewalt angethan wird. Vom alten Testamente übersetzte er für eine gebildete Dame „Die Psalmen" (1814). Außerdem besitzen wir von S. folgende Schriften: „Predigten über die Merkwürdigkeiten des XVIII. Jahrhunderts" (2. Aufl. 1804); „Historische Predigten„ (Jena 1806—1807. 2 Thle.); „Ulrich von Hutten gegen Desid. Erasmus und Erasmus gegen Hutten; zwei Streitschriften, aus dem Latein. übersetzt mit historischen Notizen" (Aarau 1813); „Kleine vermischte Schriften." Auch war er Mitherausgeber des neuen 1812 erschienenen bremen'schen Gesangbuchs und Mitarbeiter an mehreren kritischen und theologischen Zeitschriften. 63.

Stoppine, franz. étoupille; engl. match, nennt man die kiefernen 8 Zoll langen mit Baumwollengarn bewickelten und mit Anfeuerung getränkten ¼ Zoll starken Stäbchen, welche zum Entzünden der Ladung beim Festungs- und Belagerungsgeschütz ins Zündloch gesteckt werden. Man wendet sie hier statt der Schlagröhren an, weil es bei diesen Geschützen nicht so sehr auf ein schnelles Feuer ankommt und dieselben bedeutend wohlfeiler sind. 61.

Storax oder Styrax nennt man ein Harz oder eine Art von natürlichem Balsam, das nach vorher gemachten Einschnitten aus der Rinde des Storaxbaumes

quillt oder durch Kochen aus den Blättern desselben erhalten wird. Man unterscheidet im Handel 2 Hauptarten: den festen und flüssigen S., wovon jede mehrere Abarten darbietet. Der feste S. zerfällt in 3 Hauptvarietäten, nämlich 1) den weißen S., der aus undurchsichtigen, weißen, weichen, an einander geklebten Körnern besteht; 2) den mandelartigen S., welcher trockene, harte, undurchsichtige, weiße, zerbrechende, durch eine bräunliche Materie vereinigte und zusammengeklebte Körner bildet; 3) den braunrothen St., der mit fremdartigen Stoffen, unter anderen mit Sägespänen vermengt zu sein scheint. Der flüssige S. hat die Consistenz des Honigs, ist grau, bräunlich, undurchsichtig von starkem, unangenehmem Geruche, doch ziemlich angenehmem aromatischen Geschmacke. Beide Arten enthalten Harz, etwas ätherisches Öl und Benzoësäure. Übrigens wird der S. in der Medicin blos zum Beräuchern kalter Geschwülste gebraucht, indem er erregend wirkt, und bildet auch einen Theil mehrerer Pflaster und Salben. 21.

Storch, lat. ciconia; franz. cicogne; engl. stork, ist ein Sumpfvogel, mit langem, dickem, glattem, zusammengedrücktem, spitzigem und ungefurchtem Schnabel, ausdehnbarem Kehlsacke, kleiner, häutiger Zunge, langem Halse und Beinen, von welchem man nur zwei Arten kennt, den weißen und schwarzen S. Ersterer sieht weiß aus, hat schwarze Schwingen, kahle Augenkreise, braune Augen, blutrothen Schnabel und eben solche Haut und Füße, einen 9 Zoll langen, runden, gerade zugespitzten und rothen Schwanz, 7 Fuß lange Flügelklaftern und ist 4 Fuß lang. Er kommt als Zugvogel im März nach Deutschland und geht im August nach Ägypten und anderen Gegenden des nördlichen Afrikas, hält sich vorzüglich in Städten, Flecken und Dörfern auf und nistet auf Thürmen, Feueressen, Forsten von Dächern, wo ihm der Landmann, der durch sein Nisten vor Feuersbrunst gesichert zu sein glaubt, oft ein Wagenrad befestigt. Seine Nahrung sind Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken, Maulwürfe, Frösche, Mäuse, Hummeln, Bienen, Eier, junge Vögel ꝛc. Dadurch wird er sehr nützlich und deßhalb von Jedermann geduldet. Er ist sehr reinlich, schläft sitzend auf einem Beine und legt 5—6 ockergelbe Eier, von denen aber meist nur 2—3 Junge ausgebrütet werden. Seine einzige Stimme ist das Geklapper, welches durch das starke Aneinanderschlagen seiner weiten, leichten Kinnladen verursacht wird. Jung wird er leicht zahm und dient zum Vertilgen des Ungeziefers. Der schwarze S. bewohnt viele Theile Europas, lebt paarweise, zieht im Frühjahr in großen Heerden über Schweden nach dem äußersten Norden, im September in wärmere Länder und kehrt im April wieder zurück. Seine Nahrung sind außer Fröschen, Käfern ꝛc. vorzüglich Wasserinsecten, Wald- und Wassermäuse, weßwegen er sich gern am Wasser aufhält, und er baut sein Nest tief in den Wäldern, die an sumpfige Gegenden grenzen oder große Brüche haben, auf die Bäume. 71.

Storch (Ludwig), ein rühmlich bekannter deutscher Romanschriftsteller, wurde im Jahre 1802 zu Ruhla, wo sein Vater Arzt war, geboren, studirte auf den Universitäten zu Göttingen und Leipzig Theologie, wandte sich darauf zu historischen Studien, widmete sich aber später ausschließlich der schönen Literatur und lebte als Privatgelehrter anfangs in Leipzig und alsdann in Gotha, wo er den Entschluß faßte eine Colonie nach Nordamerika zu führen. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch folgende Werke bekannt gemacht: „Dur- und Molltöne, Novellen" (Leipz. 1827; 2. Aufl. 1832); „Kunz von Kauffungen" (Leipz. 1828. 3 Bde.); „Die Kuruzzen" (Leipz. 1828. 2 Bde.); „Der Freiknecht" (Leipz. 1830. 3 Bde.); „Der Schmied" (Leipz. 1830. 2 Bde.); „Der Glockengießer" (Leipz. 1832); „Der Schmuggler" (Gotha 1832); „Die Königsbraut" (Mainz 1832); „Die Freibeuter" (Mainz 1832. 3 Thle.); „Malers Traum" (Frankf. 1832); „Die Beguine" (Frankf. 1833); „Die Intrigue" (Frankf. 1833. 2. Thle.). S. gehört unstreitig zu den besseren neueren Romanschriftstellern und seine Schriften zeich-

nen sich durch Reichthum der Erfindung, ergreifende Schilderungen und Charaktere, so wie durch eine leichte und gefällige Schreibart aus, obgleich die zu große Fruchtbarkeit des Verfassers dem innern Werthe öfters sehr bemerkbar schadet. 81.

Storchschnabel, s. Pantograph.

Storr (Gottlob Christian), ein ausgezeichneter und hochgeachteter Theolog der neuern Zeit, wurde den 10. Sept. 1746 zu Stuttgart geboren und zeigte schon als Knabe jenen ernsten, frommen Sinn, der ihm stets eigen blieb und wohl auch durch eine langwierige Augenkrankheit genährt wurde, welche ihn oft Wochen lang von jeder Beschäftigung abhielt und auf den stillen Umgang mit sich selbst beschränkte, zugleich aber auch an das Selbstdenken gewöhnte. Durch Privatunterricht und ein Jahr lang auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet trat er, erst 16 Jahre alt, in das Seminarium zu Tübingen und widmete sich 3 Jahre lang den Vorbereitungswissenschaften, studirte dann bis 1768 Theologie und durchreiste darauf mit seinem Bruder die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. Im Jahre 1772 in sein Vaterland zurückgekehrt gab er seine „Bemerkungen über die syrischen Übersetzungen des neuen Testaments" (Stuttg. 1772) und „Über die arabischen Evangelien" (1775) heraus, wodurch er auch dem Auslande bekannt wurde. Schon seit 1772 Repetent am theologischen Seminarium zu Tübingen wurde er 1775 als Vicarius nach Stuttgart versetzt, noch in demselben Jahre aber als außerordentlicher Professor der Philosophie wieder in Tübingen angestellt, erhielt 1777 eine außerordentliche theologische Professur und die theologische Doctorwürde, ward 1780 vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger und endlich 1797 Oberhofprediger und Consistorialrath in Stuttgart, in welcher Stellung er d. 17. Jan. 1805 starb. S. gehört zu den gründlichsten und gelehrtesten Theologen neuerer Zeit und hat sich namentlich um die hebräische Grammatik, Exegese und Dogmatik nicht geringe Verdienste erworben. Hinsichtlich seiner theologischen Denkart war er dem Supernaturalismus zugethan und sein Lehrbuch der Dogmatik („Doctrinae christianae pars theoret. e sacris lit. repetita" Stuttg. 1793. ed. emend. 1807. „Lehrbuch der christlichen Dogmatik aus dem Latein. übersetzt mit Erläuterungen vornehmlich aus des Verfassers eignen Schriften von C. Ch. Flatt." Stuttg. 1803. 2. Aufl. 1. Thl. 1813), welches für Würtemberg classisch geworden ist, jedoch mehr biblische Theologie als Dogmatik enthält, ist die scharfsinnigste Vertheidigung der Kirchenlehre, so weit sie nach ihren religiösen Hauptsätzen in den heiligen Schriften enthalten schien. Außer den bereits erwähnten nennen wir noch folgende Schriften von S. als vorzüglich: „Observationes ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes" (Tub. 1779; ed. 2. 1803); „Neue Apologie der Offenbarung Johannis" (Tübing. 1783. 2. Aufl. 1805); „Über den Zweck der evangelischen Geschichte und Briefe Johannis" (Tüb. 1786. 2. Aufl. 1810); „Erläuterungen des Briefes Pauli an die Hebräer" (1789. 2. Aufl. 1809); „Opuscula academ. ad interpretationem librorum sacrorum pertinentia" (Voll. III. Tub. 1796–1803). „Predigten über die Leidensgeschichte Jesu", herausgeg. von Flatt (Tüb. 1810). 63.

Storthing, s. Norwegen (bei Schweden).

Stosch (Philipp, Baron von), einer der vorzüglichsten Beschützer und Freunde der Kunst im vorigen Jahrhunderte, wurde am 22. März 1691 zu Küstrin geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder Theologie und Humanistik und bildete besonders auf Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien seine Liebe zu dem Studium alter Denkmäler weiter aus, dem er sich von nun an fast ausschließlich widmete, so wie er sich vorzüglich für geschnittene Steine interessirte, von denen er wenigstens einen Abdruck zu bekommen suchte. Nachdem

er hierauf zum engliſchen Agenten in Rom und ſeit 1731 zu Florenz ernannt worden war, ſammelte er, durch ein bedeutendes Vermögen unterſtützt, ein Muſeum von Kunſtgegenſtänden aller Art, beſonders aber von Kupferſtichen, Zeichnungen, Landcharten (im Ganzen 324 Folianten, welche jetzt die kaiſerliche Bibliothek zu Wien beſitzt), Bronzen, alten und neuen Münzen und geſchnittenen Steinen, deren allgemeine Berühmtheit nach des Sammlers Tode beſonders durch Winckelmann, mit dem S. in mannigfach ſchriftlicher Verbindung ſtand, veranlaßt wurde. Obgleich S. mannigfache Kenntniſſe im Fache der Kunſt beſaß, ſo ließ er ſich doch gern, wo er fehlte, von dem größeren Meiſter Winckelmann belehren, welcher auch den Katalog über die Schwefelabdrücke der geſchnittenen Steine des Stoſchiſchen Muſeum unter dem Titel: „Description des pierres gravées du B. de St.“ (Flor. 1760. 4.) herausgab. S. ſtarb zu Florenz am 7. Nov. 1757. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſein Werk „Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae etc.“ (Amſterd. 1724. Fol.) bekannt gemacht. Das Muſeum wurde nach des Sammlers Tode zerſtreut; den wichtigſten Theil deſſelben, welcher aus 3440 Intaglios, alten Steinen und Paſten, alle Gegenſtände der Mythik und alten Glyptik enthaltend, beſtand, kaufte jedoch Friedrich II. für 12000 Thlr. und für eine jährliche Penſion an den frühern Beſitzer; einzelne altetruriſche Steine hatte ſchon der Herzog von Caraffa-Noja in Beſitz, welche ſpäter in das britiſche Muſeum kamen; eine Sammlung von Abgüſſen neuerer Münzen kaufte der damalige Prinz von Wales für 1000 Dukaten und eine Sammlung von Schwefelabgüſſen alter Steine (über 28000 Stück) wurden ſpäter ein Eigenthum Taſſin's. 81.

Stoſch (Samuel Johann Ernſt), ein ausgezeichneter deutſcher Sprachforſcher, wurde am 18. Sept. 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, beſuchte die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, erhielt 1735 auf dem Schweitzercoloniſtendorfe Lino bei Rheinsberg als Prediger eine Anſtellung und wurde 1769 nach dem benachbarten Lüdersdorf als Prediger verſetzt. Nachdem man ihn hierauf im Jahre 1782 als königlichen Hofprediger an die Schloßkirche zu Küſtrin berufen und zum Conſiſtorialrathe und Inſpector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark ernannt hatte, zog er ſich in ſeinen letzten Lebensjahren von ſeinen Amtsgeſchäften nach Berlin zurück und ſtarb daſelbſt am 27. Juni 1796. Als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine gründlichen Forſchungen im Gebiete der deutſchen Synonymik beſondere Verdienſte erworben. Unter ſeinen Werken erwähnen wir vorzüglich: „Verſuch einer richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache“ (Berl. 1780 2. Aufl. 4 Bde.); „Kritiſche Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache“ (Frankf. a. d. O. 1775); „Kleine Beiträge zur näheren Kenntniß der deutſchen Sprache“ (Berl. 1778—1782. 3 Bde.) und die nach ſeinem Tode, nebſt ſeiner Lebensbeſchreibung von Conrad herausgegebenen „Neueſten Beiträge“ (Berl. 1798). Auch lieferte er viele dieſes Fach betreffende Artikel in die „Allgemeine deutſche Bibliothek.“ 81.

Stoß, lat. conflictus, percussio; franz. choc; engl. impact, percussion, collision, nennt man die Wirkung, die ein bewegter feſter Körper, wenn er auf einen andern Körper trifft, vermöge ſeiner Geſchwindigkeit und ſeiner Maſſe auf letztern ausübt, und heißt gerade oder central, wenn die Richtung des Stoßes durch die Schwerpunkte beider Körper oder gegen eine Ebene unter einem rechten geht, und ſchief, wenn die Richtung des Stoßes nicht durch die Schwerpunkte beider Körper oder gegen eine Ebene unter einem ſchiefen Winkel geht. Rückſichtlich der Beſchaffenheit der Körper unterſcheidet man den Stoß 1) harter und 2) elaſtiſcher Körper. Bei erſteren finden folgende Regeln ſtatt: a) Bei gleicher Maſſe mit gleichen Geſchwindigkeiten und dabei mit Geſchwindigkeiten, die ſich aber umgekehrt wie die Maſſen verhalten, findet eine Aufhebung ihrer Wir-

kungen statt. b) Bei ungleichen Geschwindigkeiten wird nur die stärkere um so viel vermindert, als die schwächere, welche ganz vernichtet wird, beträgt, und die noch übrige Kraft zertheilt sich unter die Masse beider Körper gleichförmig und beide Körper bewegen sich nunmehr mit gleicher Geschwindigkeit und in der Richtung desjenigen Körpers, der die größere Geschwindigkeit hatte, fort. Bei letzteren unterscheidet man 1) die Wirkung, die der Stoß unmittelbar auf die Bewegung der Körper hat, und 2) die Veränderung, die durch die Rückwirkung der Elasticität in ihrer Bewegung hervorgebracht wird, und es ergeben sich folgende Regeln: a) Bei gleicher Masse und gleicher Geschwindigkeit heben sich die Größen der Bewegung einander gegenseitig auf, aber wegen der Elasticität prallen die Körper mit eben der Geschwindigkeit von einander ab, mit der sie sich gegen einander bewegt hatten. b) Bei gleicher Masse und ungleicher Geschwindigkeit verliert ein jeder von seiner Kraft 1) doppelt so viel, als er dem andern Körper mittheilt und 2) doppelt so viel, als ihm von dem andern mitgetheilt wird. c) Stößt ein elastischer Körper senkrecht an eine harte befestigte Ebene, oder umgekehrt ein harter Körper an eine elastische befestigte Ebene, so prallt er mit eben der Geschwindigkeit, mit der er sich gegen die Ebene bewegt hatte, auf derselben Linie zurück. d) Stößt aber der Körper unter einem schiefen Winkel gegen die Ebene, so prallt der Körper unter einem eben so großen Winkel zurück, als der ist, unter dem er auffällt, weil sich die aufstoßende Kraft in zwei zerlegen läßt, wovon die eine ihn senkrecht gegen die Ebene treibt und die andere parallel mit ihr. Vergl. Brandes „Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper" (Leipz. 1818. II. Thl. S. 175 ff.). 40.

Stottern, lat. balbuties, franz. bégaiement, engl. stuttering, heißt das momentane Unvermögen, ein Wort oder eine Sylbe ertönen zu lassen. Es wird dasselbe leicht erkannt, indem Stotternde kaum einige Augenblicke sprechen, ohne sich in der Aussprache einzelner Sylben aufgehalten zu sehen. Die Anstrengungen, die sie dabei machen, vermehren die Schwierigkeit; endlich überwinden sie sie nicht ohne mannigfaltige Bemühungen und unter vielen Gesichtsverziehungen, bis sie, nachdem sie einige Wörter im Zusammenhange gesprochen haben, in der Rede schon wieder aufgehalten werden und neue Schwierigkeiten beim Aussprechen finden. Gewöhnlich machen ihnen die Stoßlaute d, t, b, p, k, g die größte Mühe. Beim S. kommen übrigens verschiedene Grade vor. Beim niedrigsten geht dem Aussprechen mancher Sylben nur ein geringes Zaudern zuvor, worauf wieder fließend fortgesprochen wird; beim höhern geschieht das Sprechen unter Anstrengung, auffallenden Geberden und Gesticulationen und die schwer auszusprechenden Buchstaben oder Sylben werden öfters wiederholt; im höchsten Grade können die davon Befallenen nur unter den unerhörtesten Anstrengungen und unter lebhaftem Angstgefühle einige kurze Wörter hervorbringen. Die Stotternden zeigen sich im Bewußtsein der Unvollkommenheit ihrer Sprache gewöhnlich furchtsam und zurückhaltend im Umgange mit Anderen; sie gerathen in große Verlegenheit, wenn man sie ansieht, und reden dagegen leichter im Dunkeln oder unter einer Maske; aber so sprechen sie leichter, wenn sie nach dem Tacte einer Melodie sprechen, oder wenn sie etwas Auswendiggelerntes hersagen, oder wenn man ihnen das Wort, das sie nicht aussprechen können, vorsagt. Viele Stotternde sprechen fließend, wenn der Gegenstand, über den gesprochen wird, sie in hohem Grade interessirt. Das S. ist häufiger bei Knaben als bei Mädchen, eben so in der Jugend; dagegen es sich im männlichen Alter mehr und mehr verliert. Es ist Morgens beim Aufstehen stärker, als im übrigen Theile des Tags; eben so bei heftiger Anstrengung, bei naßkaltem Wetter. Bisweilen verschwindet es nach manchen Krankheiten. Das S. entsteht nicht durch organische Fehler in den Sprachorganen, als zu dicke Zunge, Kürze des Zungenbändchen ꝛc.; denn es kommt meistentheils ohne dieselben vor;

vielmehr liegt es in einem Krampfe der die Stimmritze erweiternden und schließenden Muskeln und Bänder, welcher durch Angewöhnung und Nachahmung, Zornmüthigkeit, Schüchternheit, langes Wachen, tiefes Nachdenken, mancherlei Krankheiten, als Kopfverletzungen, Convulsionen, Veitstanz, Hysterie, endlich durch Würmer und Unterleibsbeschwerden u. dergl. m. veranlaßt und unterhalten wird. — Bei Heilung des S., welche gar wohl möglich ist, muß zuerst die Hebung der Krankheiten, die demselben zu Grunde liegen, berücksichtigt, alle Veranlassungen, die dasselbe verschlimmern, vermieden und dem Stotternden Ruhe des Gemüths empfohlen werden; er muß seine Furchtsamkeit und Schüchternheit verbannen und überhaupt immermehr Herrschaft über seine Sprachorgane zu gewinnen suchen. In neuerer Zeit hat man vorzüglich eine methodische Übung der Sprach- und Stimmwerkzeuge gegen das S. empfohlen, welche in der That auch in vielen Fällen vom trefflichsten Erfolge gewesen ist und daher auch vielen Eingang beim Publicum gefunden hat, so daß hier und da Institute errichtet sind, die das Entwöhnen vom S. in kurzer Zeit mittelst einer dieser Methoden sich zur Aufgabe gemacht haben. Eine der berühmtesten dieser Methoden ist die der Madame Leigh in Nordamerika, welche Methode durch die Gebrüder Malbouche nach Europa verpflanzt worden ist. Nach derselben muß der Stotternde sich in gewissen Bewegungen der Zunge fleißig üben, dieselbe stets in die Höhe, an den Gaumen angedrückt, halten; man übt ihn in der Aussprache schwerer Wörter; läßt ihn langsam lesen und so, daß er zu rechter Zeit Athem schöpfe u. dergl. m. Ähnlich dieser ist die Methode Colombat's. Auch er verlangt, daß die Zungenspitze gegen den Gaumen erhoben werde (wodurch Erweiterung der Stimmritze bewirkt wird), und bringt zu diesem Zwecke ein silbernes oder elfenbeinernes Instrument unter die Zunge. Nach Serres soll das S. gehoben werden können, wenn sich der Stotternde beim Sprechen eine heftige Bewegung der Arme zu eigen macht. Endlich besteht die Heilmethode Arnott's darin, daß der Stotternde einen Vocal, das e, als Grundton möglichst festhalte und mit der Einschiebung dieses Tons alle Wörter verbinde. — Verschieden vom S. ist das Stammeln, welche die fehlerhafte Aussprache gewisser Consonanten bezeichnet. Die Consonanten r, l und s sind diejenigen, die von Stammelnden gewöhnlich falsch ausgesprochen werden. Die Ursache davon liegt in Bildungsfehlern der Sprachwerkzeuge oder in Angewöhnung; im letztern Falle ist dieser Fehler heilbar. 39.

Stourdza (Alexander von), wirklicher russischer Staatsrath, der Sohn eines Bojaren aus der Moldau und einer griechischen Fürstin, lebte längere Zeit seiner wissenschaftlichen Bildung wegen in Deutschland, verheirathete sich mit einer Tochter des Staatsraths Hufeland, begab sich hierauf nach Rußland, widmete sich daselbst auf seinen Gütern in der Ukraine besonders wissenschaftlichen Gegenständen und wurde 1820 zum wirklichen russischen Staatsrathe ernannt. Nachdem er schon frühzeitig als Schriftsteller in seinen „Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche" (Deutsch von Kotzebue, Leipz. 1817) aufgetreten war, wobei er die Unreife seines Geistes beurkundete, bearbeitete er im Auftrage des russischen Ministerium die der russischen Gesandtschaft während des Congresses zu Aachen mitgetheilten handschriftlichen Bemerkungen über die Angelegenheiten des deutschen Volkes in dem „Mémoire sur l'état actuel en Allemagne" (Deutsch in den „Politischen Annalen" 1819). Obgleich das Mémoire anfangs nur in 50 Exemplaren gedruckt und blos an die verschiedenen Gesandtschaften vertheilt worden war, wurde es doch bald darauf selbst in England und Frankreich bekannt. Mit gerechtem Unwillen las hier der Deutsche eine Anklage der deutschen Hochschulen und des deutschen Volksgeistes überhaupt, welche um so tiefer kränken mußte, je größer die Unkenntniß des Gegenstandes war, über den hier abgesprochen wurde, und je gehässiger, feindseliger und härter die Gesinnung erschien, aus welcher jene

Ansichten hervorgegangen waren. Wenn sich aber der Verfasser gar anmaßte unüberlegte Vorschläge zu Verbesserungen zu geben, so zeigte er dadurch deutlich, wie tief der Standpunkt sei, auf dem er selbst noch stehe. Unter den vielen Gegenschriften vergl. besonders Villers „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne" und Krug „Auch eine Denkschrift" (Leipz. 1819). Im Herbste 1836 hielt er sich in Berlin auf. 81.

Strabismus oder **Schielen**, franz. strabisme; engl. squinting, wird derjenige abnorme Zustand der Augen genannt, wo bei Betrachtung eines Gegenstandes die Sehachsen so von einander abweichen, daß, wenn das eine Auge den Gegenstand fixirt, das andere nach einem andern Punkte hingerichtet ist. Das S. findet entweder nach Oben oder nach Unten, nach Außen oder nach Innen Statt. Ersteres wird vorzüglich bei Kindern beobachtet und hier Übersichtigkeit genannt; das S. nach Innen ist aber das gewöhnliche, da die im normalen Zustande schon convergirenden Augen leicht noch mehr convergiren können. Mit dem S. verbindet sich im Anfange gewöhnlich Doppeltsehen, weil mit dem aus der Sehachse verrückten Augapfel nicht derselbe Punkt, den das normale Auge beobachtet, fixirt wird; verschieden davon ist aber das Schiefsehen oder Schiefstehen des Auges, wo der anhaltend fehlerhaft gestellte Augapfel nicht willkürlich in eine andere Richtung gebracht zu werden vermag. Der sogenannte falsche Blick kann als solches betrachtet werden. Die nächste Ursache des S. ist eine überwiegende Thätigkeit eines oder des andern Muskels, ein anhaltender Krampf oder gänzliche Lähmung desselben und das S. demnach ein häufiges Symptom örtlicher und allgemeiner Nervenkrankheit, z. B. der Hysterie, Hypochondrie, der Wurmkrankheit, des Wasserkopfes, des veralteten Schwarzstaars, der Apoplexie und Lähmungen. Außerdem entsteht es auch von übler Gewohnheit. Falsche Leitung der Augen in den frühesten Lebensjahren auf einzelne sehr nahe Gegenstände, oder auf solche, die dem Auge in schiefer Richtung vorgehalten werden, ist eine der häufigsten Ursachen des S. Verschiedene Sehweite der Augen und Schwäche des einen, ferner partielle Verdunkelungen der Hornhaut und theilweise Lähmungen der Netzhaut (retina) können ebenfalls S. erzeugen. Inveterirtes S. ist selten heilbar, das Schiefsehen aber fast nie. Im Entstehen ist es dagegen leicht zu beseitigen, theils durch Bedeckung des gesunden Auges und Übung des schielenden, theils durch Galvanismus, Elektricität und Einreibungen, theils endlich auch durch eigne Willenskraft. (Vergl. K. J. Beck „Handbuch der Augenheilkunde" 2. Aufl. Wien 1832). 7.

Strabo, der größte Geograph des griechischen Alterthums, war geboren zu Amasia in Kappadocien und lebte und schrieb unter August und Tiberius. Mit den ausgezeichnetsten geographischen Kenntnissen ausgerüstet, die er sich auf seinen Reisen durch Asien, Ägypten, Griechenland und Italien erworben hatte, schrieb er in seiner frühern Zeit historische Denkwürdigkeiten, als Fortsetzung des Polybius, die den Titel führten: „*Τὰ μετὰ Πολύβιον*", jedoch verloren gegangen sind. Dafür ist uns aber sein Hauptwerk „*Γεωγραφικά* in XIII Büchern" ziemlich vollständig erhalten worden, durch welches wir nicht nur mit der geographischen Kenntniß des Alterthums bekannt gemacht werden, sondern mit dem uns auch eine unversiegbare Quelle zum Studium der Cultur-, Sitten- und Verfassungsgeschichte des Alterthums geboten wird. Das ganze Werke ist mit philosophischem Geiste und mit der schärfsten Kritik geschrieben. Die Ed. princ. erschien bei Aldus (Venet. 1526. Fol.); die Hauptausgabe ist von Js. Casaubonus (Genev. 1587. Fol. Paris 1620. Fol.); nicht minder schätzenswerth sind aber die Ausgaben von Th. Janssonvan Almeloveen (Amsterd. 1707. fol.); J. Ph. Siebenkees, K. H. Tzschucke und Friedemann (Lips. VII Vol. 8. 1796—1819) und von Ad. Koray (Paris 1817 sqq. 8. 4 Voll.). Gute deutsche

Übersetzungen sind von A. J. Penzel (Lemgo 1775—1777. 4 Bde.); von K. Kärcher (Stuttg. 1830 fg.) und Großkurd (Berl. 1831 ff. 8 Bde.); vergl. Heeren „De fontibus Geograph. Strab.“ (in den Commentat. soc. reg. Gotting. recent. Vol. V. Cl. hist. et phil. p. 97. sqq. Goetting. 1823. 4.) und C. G. Siebelis „De Strab. patria, genere cet.“ (Budiss. 1828. 4.). 20.

Strafanstalten, s. Besserungsanstalten und Gefängnisse.

Strafcolonien nennt man diejenigen auswärtigen Besitzungen eines Staates, wohin derselbe seine Verbrecher schickt, um mit ihrer Entfernung vom Mutterlande zugleich ihre Bestrafung und Besserung zu erzielen. S. Deportation. 9.

Strafe, lat. poena; franz. châtiment; engl. punishment, ist ein sinnliches Übel, welches die Gesetze für ihre Übertreter bestimmen; daher der Grundsatz: nulla poena sine lege. Ihr Rechtsgrund ist: die Rechte zu schützen. Ob nun aber eine S. als Mittel zur Abschreckung von gleichen oder ähnlichen Vergehen bei dem die S. Erleidenden angesehen werden soll, oder ob sie als Wiedervergeltung oder als Besserungsmittel oder gar als Mittel, Andere vom Begehen einer gesetzwidrigen Handlung abzuhalten, dienen soll, dieß ist unter den bewährtesten Rechtslehrern streitig gewesen; daher die unter dem Worte peinliches Recht bereits aufgestellten verschiedenartigen Theorien. — So wie die Gesetze der Völker von dem Culturzustande derselben abhängig sind, so hat auch die Fortschreitung der Bildung der Bewohner eines Staates auf die Arten der durch Gesetze festgesetzten Strafen ihren Einfluß ausgeübt. So sind jetzt viele Strafen, welche in früheren Zeiten öfter vollstreckt wurden, gänzlich aufgehoben, wie z. B. das Lebendigbegraben, die Tortur; so werden neue Strafen eingeführt, welche unsere Vorfahren nicht kannten, wie z. B. zeitiger Aufenthalt in Arbeitshäusern. — In Betreff des Maßstabes einer zu vollstreckenden S. läßt sich jedoch wohl der Grundsatz aufstellen: Je größer die Störung des Rechtsgebietes oder je größer die Unsicherheit ist, welche aus einer verbrecherischen Handlung dem Staate entspringt, desto härter muß die dem Verbrechen gegenübergestellte S. beschaffen sein. Jedesmal muß jedoch bei Beurtheilung, ob überhaupt eine Handlung, auch wenn sie eine gesetzwidrige war, gestraft werden kann, oder welcher Grad der S. anzuwenden sei, auf die Person dessen, der eine Übertretung der Gesetze sich schuldig gemacht hat, gesehen werden; denn sonst würde oft die S. nicht auf gleicher Stufe mit dem begangenen Verbrechen stehen. So kann z. B. an eine von einem Rasenden oder einem Kinde begangene gesetzwidrige Handlung nicht der Maßstab angelegt werden, welcher bei einem, welcher die gesetzwidrige Handlung mit Vorbedacht begangen und sonst vollständig zurechnungsfähig ist, angelegt zu werden pflegt (s. Zurechnung). — Noch dürfte eine oft vorkommende Eintheilung der bürgerlichen Strafen in ordentliche und außerordentliche der Erwähnung verdienen. Ordentliche S. (poena ordinaria, definita, legalis) nennt man diejenige, welche von der gesetzgebenden Gewalt auf die Vollführung einer gesetzwidrigen Handlung ausdrücklich bestimmt ist; außerordentliche S. (poena extraordinaria s. arbitraria) dagegen, welche ihren Grund blos in dem allgemeinen Rechte und der Analogie hat; oder auch, welche härter oder gelinder ist, als die gesetzliche Bestimmung vorschreibt. 85.

Strahlenbrechung, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Stralsund (Br. 54° 6′, L. 31° 14′), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der Provinz Pommern, Sitz des Generalgouverneurs, der Regierung und der übrigen Regierungsbehörden, liegt in einer weiten niedrigen Ebene, an der Meerenge Gellen der Insel Rügen gegenüber, auf der Landseite von Morästen umgeben, so daß sie blos durch Brücken mit dem festen Lande Pommerns zusammenhängt. Ihre sonst so berühmten Festungswerke, an welchen das Glück des gewaltigen Wallensteins scheiterte (1628), sind 1811 und 1812 von

den Franzosen geschleift worden und sie ist daher jetzt mehr durch ihre Lage fest, von altmodischer Bauart, die Straßen unregelmäßig und die Plätze ohne Ansehen, doch reinlich und gut gepflastert. Man zählt 4 lutherische und 1 katholische Kirche, 1 Waisenhaus und 1 Militairknabenerziehungshaus, 1 lutherisches Frauenkloster, 1 Zucht- und Irrenhaus und 1478 Häuser mit 17000 Einwohnern. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die Marienkirche am Sehenswertheſten. An wissenschaftlichen Anstalten hat diese Stadt: 1 Gymnasium mit einer Bibliothek nnd einem Münzcabinette, 1 Seminar für Stadt- und Landschulen. Es hat bedeutende Fabriken und verschiedene Gewerbe, Schiffbau, 1 Seebadeanstalt und einen ansehnlichen Seehandel, der über ¼ des ganzen Handels der Provinz umfaßt und besondere Vorrechte genießt. Der Hafen ist gut. Koch- und Trinkwasser mangelt der Stadt und muß durch eine Wasserkunst herbeigeführt werden. 71.

Strand, s. Ufer.

Strandrecht, lat. jus litoris; franz. droit de rivage; engl. strand-right, ist das Recht der Strandbewohner, Alles, was von den Meereswogen an den Strand geworfen wird oder was die Fluth gebracht hat und beim Abflusse zurück läßt, als herrenlos sich anzueignen. Es gehören dazu sowohl Naturgegenstände, als gestrandete Güter. Das S. unterscheidet sich von der Strandgerechtigkeit, oder der Gerichtsbarkeit am Strande. In den älteren Zeiten waren auch Personen dem Strandrechte unterworfen und wurden an den nordischen Küsten des Fahrers (d. h. dessen der in die Fluth hineinfuhr, um sie zu bergen) Knechte. Am Mittelmeere wurden die ans Land geworfenen Personen Sklaven und bei den Phöniciern und Carthagern sogar den Göttern geopfert. Die beim Strandrechte vorkommenden Mißbräuche beruhen auf der falschen Annahme einer Herrnlosigkeit oder einer Dereliction der gestrandeten Güter. Denn nicht der Eigenthümer hat das Seine verstoßen und das Recht, darüber zu gebieten, aufgegeben, sondern die Gewalt der Naturkräfte hat die Gegenstände von ihm getrennt. Es wird daher nach der peinlichen Gerichtsordnung Art. 218 das S. zu den schädlichen Mißbräuchen gezählt und nach der Hanseſtädteschiffsordnung T. 9. §. 3. soll der Finder das gestrandete Gut dem Localgerichte zur Ermittelung des Eigenthümers ausantworten. Auch die Lootsenordnungen enthalten mehrere Vorschriften über Rettung der gestrandeten Güter und den Schiffern zu leistenden Beistand (Anhang zu dem hamburger Stadtrechte, S. 23). Wenn in gewissen Gegenden an der Nord- und Ostsee in den Kirchen „das S. zu segnen" gebeten worden; so bezieht sich solches auf die angeschwemmten Naturerzeugnisse, Bernstein und andere, welche oft von bedeutendem Werthe sind und zu den Nutzungen der Küsten gerechnet werden. 10.

Straßburg (Br. 48° 34′ 56″, L. 25° 24′ 36″), Hauptstadt des Departements Niederrhein und ehemals des Elsaß, Sitz des Präfecten, der Departementalbehörden, des Stabes der 5. Militairdivision, eines Bischofs, des lutherischen Generalconsistorium, einer Handelskammer und Handelsgerichts, liegt in einer schönen trefflich angebauten und mit vielen Landhäusern besetzten Ebene, ¼ Stunde vom Rheine, über welchen seit 1808 eine neuerbaute stehende Brücke nach dem gegenüber liegenden Kehl führt, wird von der schiffbaren Ill durchflossen, welche innerhalb der Stadt die Breusch aufnimmt, und steht durch einen Canal in schiffbarer Verbindung mit dem Rheine. Die Stadt ist eine der stärksten Festungen und wird sowohl durch ihre eigenen Festungswerke, als auch durch 3 Forts und durch die sehr starke Citadelle vertheidigt, die von Vauban erbaut ist, ein Fünfeck bildet und deren Werke sich bis an den Rhein erstrecken; daher hat auch S. eine starke Besatzung, die sich in Friedenszeiten auf 10000 Mann beläuft. Die Stadt hat fast 1½ Meile im Umfange, schöne und große Gebäude, obwohl die Stadt selbst nichts weniger als schön gebaut ist, größtentheils enge und krumme Stra-

ßen und einige öffentliche Plätze, unter denen der place d'armes der vorzüglichste ist. Man zählt hier 7 Thore, eine Kathedrale, 6 andere katholische Kirchen, 7 lutherische Kirchen und 1 reformirte Kirche, mehrere Magazine und Casernen, 4305 Häuser und 50000 Einwohner, worunter über ⅓ Protestanten. Unter den Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: die Kathedrale, der Münster genannt, ein herrliches gothisches Gebäude, 1275 angefangen und erst 1439 vollendet, mit dem 490 pariser Fuß hohen Thurme, welchen man für den höchsten auf der Erde hält und auf 635 Stufen besteigt, einem Telegraphen auf derselben, einer großen Orgel und einem jetzt unbrauchbaren künstlichen Uhrwerke; die protestantische St. Thomaskirche mit den Grabmälern des Marschalls Moritz von Sachsen (st. 1750), Schöpflin's, Spielmann's, Oberlin's und mehrerer anderer verdienter Gelehrten Straßburgs; der prächtige königliche Palast, die Präfectur, das Rathhaus, die Münze, 2 Schauspielhäuser, das Zeughaus und die Kanonengießerei, die Casernen, das Findlingshaus, das Bürgerhospital, das Militairhospital, das Observatorium ꝛc. S. hat eine Universität, ein lutherisches Seminarium, ein königliches Gymnasium, ein Lyceum des Departements, eine Specialschule der Pharmacie, eine Artillerieschule, eine Hebammenschule, eine Akademie der Wissenschaften und der Literatur, eine Gesellschaft der Wissenschaften, der Künste und des Ackerbaues, 2 öffentliche Bibliotheken, eine Gemäldegallerie, ein Antiquitäten- und Naturaliencabinet, 2 physikalische und naturhistorische Cabinette, ein mechanisches Cabinet, eine Sternwarte und einen botanischen Garten. Wohlthätigkeitsanstalten sind: die obenerwähnten 2 Hospitäler, ein Waisenhaus und ein Findelhaus. Außerdem findet man ansehnliche Manufacturen und Fabriken aller Art, mit deren Producten, so wie mit Getreide, Elsasserweinen ꝛc., die Stadt einen beträchtlichen Handel treibt. Nicht minder wichtig ist der Speditions- und Transitohandel; auch werden jährlich 2 Messen gehalten. 71.

Straße, s. Kunststraßen und Meerenge.

Straßenraub, s. Raub.

Strategie, s. Kriegskunst.

Straton, 1) ein Dichter um 200 v. Chr., von dem wir noch mehrere, zwar witzige, aber auch obscöne Epigramme besitzen, die sich in der Reiske'schen „Anthologie" und in der „Anthologia palatina" finden. Bekannter und berühmter ist 2) S. aus Lampsakos, um 286 v. Chr., gebürtig, ein eifriger Anhänger der peripatetischen Philosophie und einer der Selbstständigsten unter den Schülern des Aristoteles. Er suchte die Grundsätze für die Naturforschung festzustellen, stellte ein mehr dynamisches System der Physik auf, daher auch ὁ φυσικός genannt, und bestritt außer anderen Abweichungen auch des Aristoteles Begriffsbestimmungen und Beweise. Indeß sind doch die Nachrichten zu mangelhaft, um mit zuverlässiger Sicherheit über seine Philosophie urtheilen zu können. Er war übrigens der Letzte, der das Ansehen der peripatetischen Schule noch aufrecht erhalten hatte. 20.

Strauß, lat. struthiocamelus; franz. autruche; engl. ostrich, der größte aller Vögel, von 8—10 Fuß Höhe und gegen 300 Pfund Schwere, hat einen langen nackten Hals, halbnackten Gänsekopf und Gänseschnabel, einen gewölbten Rücken, am Unterhalse und am Unterleibe wollartige Federn, außerdem weiße mit schwarzen untermischte Federn, kurze Flügel, welche in 2 hornartige 2 Zoll lange Stacheln enden, und an den Flügeln und am Schwanze die schönen büschelartigen Federn, welche zum Schmucke der Hüte dienen. Eine am Halse befindliche Schwiele gibt diesem Ähnlichkeit mit dem Kameelhalse. Der S. lebt in den Wüsten Afrikas und Arabiens einsam und scheu, nährt sich von allerhand Gewächsen und Körnern, wobei er auch Steine, aber nie glühende Kohlen verschluckt, und legt in ein Loch in den glühenden Sand 10—12 Eier von der Größe eines Kinderkopfs und 2—3 Pfund Schwere, welche einen herrlichen Geschmack haben sollen. Zwar

kann der S. nicht fliegen, läuft aber dafür so schnell, daß ihn das beste Pferd nicht einholen kann. Man fängt ihn dadurch, daß man ihn durch ein mehrere Tage dauerndes Jagen ermüdet. Seine Hauptwaffe ist die eine Zehe, deren er an jedem Fuße 2, doch nur eine mit einer Klaue hat und worin er eine große Stärke besitzt. 30.

Strauß und Lanner, zwei Namen, welche gegenwärtig die tanzlustige Welt entzücken, leben Beide als Directoren von Musikchören in Wien. — Der Erstere, Johann S., geb. zu Wien 1800, trat zuerst bei einem Handwerker (Schneider?) in die Lehre und übte sich in seinen Nebenstunden so fleißig auf der Violine, daß er bald seinen Lehrherrn verlassen und als zweiter Violinist in ein Musikchor eintreten konnte. Obgleich noch ohne Kenntniß der Theorie der Musik componirte er kurz darauf mit Hülfe eines im Satze bewanderten Collegen seinen ersten Walzer, den Kettenbrückenwalzer, studirte nun fleißig auch Theorie und seine nun rasch aufeinander folgenden Walzercompositionen fanden durch ganz Europa ungemeinen Beifall. Deßhalb errichtete er auch 1826 in Wien ein eigenes Musikchor, welches unter seiner Leitung seine Compositionen an mehreren Gesellschaftsorten ersten Ranges in Wien vorträgt und in den letzten Jahren mit ihm Reisen (1834 nach Berlin bei Anwesenheit des russischen Kaisers und zurück über Leipzig, Dresden und Prag, 1836 nach Prag zur Kaiserkrönung und von da über die Hauptstädte Norddeutschlands, der Niederlande und Belgiens nach Paris) gemacht hat. So großen Ruf S. durch seine Compositionen sich erworben hat, so verdient ist derselbe. Denn nicht allein daß er durch seine eigenthümliche Compositionsart der Tänze mit Introduction und Schluß und durch Verbindung mehrerer Kettenglieder in denselben zu einem Ganzen die Tanzmusik auf eine viel höhere Stufe erhoben, das frühere Einerlei derselben verbannt und ihr eine tiefere Bedeutung gegeben hat; so sind auch seine Compositionen, obwohl ihnen von Theoretikern manche Satzfehler nachgewiesen werden, durch den schönen Gang ihres Rhythmus, durch den versuchten Ausdruck besonderer Gefühle und den Schmelz ihrer Harmonie auch als reine Musikstücke von sehr hohem Werthe. — Sein Rival, Joseph Lanner, geb. zu Wien 1799, war anfangs Chorsänger in einer Vorstadtkirche, dann Instrumentalist bei dem Chore derselben, engagirte sich später in einem Concertorchester, ward endlich dessen Dirigent und versuchte sich durch den Beifall, den Strauß fand, ermuntert, in demselben Genre der Composition, in welchem er auch bald denselben Beifall erhielt, zumal da seine Compositionen vor denen S.'s noch ein engeres Festhalten an den Regeln der Theorie voraus haben. Schade nur, daß er, vorzüglich in seinen Potpourris, häufig zu sehr nach Effect hascht und die Töne der Musik mit vielem äußern Prunkwerke verziert. Lanner ist demnach wohl Nachahmer S.'s, aber nie dessen Schüler gewesen. 16.

Strecken heißen beim Bergbaubetriebe alle im Innern der Grubengebäude zum Zwecke der Hin- und Herbewegung eröffnete Räume in Form von Gängen. S., welche von Kunstschächten ausgehen, heißen Gezeugstrecken; die übrigen Feldstrecken und Querstrecken. 76.

Streckfuß (Adolph Friedrich Karl), preußischer geheimer Oberregierungsrath im Ministerium des Innern und der Polizei, wurde am 20. Sept. 1779 zu Gera geboren, wo sein Vater Buchhalter in einer Fabrik war, besuchte dann die Schule zu Zeitz, studirte seit 1797 zu Leipzig die Rechte und arbeitete hierauf einige Zeit im Justizamte zu Dresden, folgte aber 1801 der Einladung seines Oheims nach Triest und brachte in dessen Hause zwei Jahre als Hofmeister zu. Von Triest begab er sich 1803 als Hofmeister nach Wien und gab hier seine „Ruth, ein Gedicht in vier Gesängen" (Wien 1805) heraus, verließ aber nun auch seine Stelle als Hofmeister und lebte von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Endlich 1806 kehrte er nach Sachsen zurück, wurde Advocat, Gerichtsactuar und 1807 Secretair bei

der Stiftsregierung in Zeitz, 1812 geheimer Secretair in Dresden, daselbst 1813 geheimer Referendar und während des russischen Gouvernements bei der Finanzabtheilung in Thätigkeit gesetzt, lehnte aber die Ernennung zum geheimen Finanzrathe ab und versah seine bisherige Stelle auch bei der spätern preußischen Verwaltung. Nach der Theilung Sachsens (1815) wurde er an die Regierung zu Merseburg versetzt, bald darauf zu deren erstem Rathe befördert und 1819 nach Berlin berufen. S. hat sich als Dichter und Erzähler, noch mehr aber als Übersetzer ausgezeichnet und sich in letzter Hinsicht besonders durch die Übertragung von Arioſto's „Rasendem Roland" (Halle 1818—1820. 5 Bde.), Tasso's „Befreitem Jerusalem" (Leipz. 1822. 2 Bde.) und Dante's „Göttlicher Komödie" (Halle 1824—1826. 3 Bde.) um die deutsche Literatur verdient gemacht. Auch gab er seine kleineren „Gedichte" (Leipz. 1811. 2. vermehrte Aufl. 1823), ein größeres Gedicht in sechs Gesängen: „Altimor und Zamira" (Leipz. 1806) und eine Sammlung von „Erzählungen" (Berl. 1830) heraus. Außerdem übersetzte er noch Manzoni's Trauerspiel: „Adelgis" (Berl. 1827). Später wandte er sich auch, durch seine amtlichen Verhältnisse bewogen, zur Erörterung politischer Gegenstände, schrieb gegen Friedr. v. Raumer: „Über die preußische Städteordnung" (Berl. 1828) und gab alsdann eine Schrift: „Über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten" (Berl. 1833) heraus, worin er sich gegen die Juden aussprach und damit verschiedene Gegenschriften veranlaßte. 81.

Streckwerk, s. Walzwerk.

Streichen, Streichungsrichtung, ist ein bergmännisch-markscheiderischer Ausdruck zur Bezeichnung der Richtung einer Kluft, einer Lagerstätte in der Horizontalebene. 76.

Streitaxt, lat. securis; franz. hache d'armes; engl. tomahawk, eine Handwaffe der früheren Krieger, bestand aus einer gewöhnlichen Axt, welche an einem langen Stiele befestigt war. Gegenwärtig wird dieselbe noch auf Kriegsschiffen geführt und beim Entern davon Gebrauch gemacht. Eine kleinere Art derselben wird noch zum Theil in Polen und Ungarn von Edelleuten als Stock getragen, zu welchem Behufe man sich daselbst auch noch der Streitkolben bedient, kurzer dicker Stäbe mit einem eckigen Kopfe, welche im größern Maßstabe früher ebenfalls eine Kriegswaffe waren (s. Morgenstern). 61.

Streithammer, ebenfalls eine Waffe der alten Zeit, bestand aus einem Stabe, welcher an dem einen Ende einen starken Hammer, an dem andern eine krummgebogene Eisenspitze hatte. Eine Nachbildung desselben ist der Czakan oder Schakan, welcher bei den Haiducken als Stock gebräuchlich ist. 61.

Streitwagen, auch Sensen- oder Sichelwagen genannt, waren Wagen, die zu beiden Seiten vorstehende Sensen und Sicheln hatten, mit 2—3 Pferden bespannt wurden, denen an der Stirn Schwerter angebracht waren, und dazu dienten, die Schlachtordnung des Feindes zu trennen. In dem Wagen befanden sich außer dem Wagenführer noch einige Leute, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet waren. 61.

Strelitz, s. Meklenburg.

Strelitzen waren ehemals die russischen Janitscharen. Ihr Name Strelitz, in der Mehrheit Strelitzi, bedeutet Schützen und kommt von dem Worte strela, der Pfeil. Iwan Wasiljewitsch errichtete in der letzten Hälfte des XVI. Jahrh. eine Leibwache, welcher er diesen Namen gab und die bis zur Zeit Peter's des Großen die einzig stehende Infanterie des russischen Reiches ausmachte. Es gab Zeiten, wo die S. 40000 Mann stark waren, in Friedenszeiten betrug ihre Zahl aber selten mehr als 20000 Mann. In Moskau bewohnten sie einen besondern Stadttheil, der noch jetzt Strelitzkaja Sloboda heißt, und erwarben sich durch die ausgezeichnete Tapferkeit, mit der sie in den Kriegen der russischen Czaren fochten, so viele Vor-

rechte, daß sie nach und nach zu einem Corps von Prätorianern ausarteten, das durch Aufstände und Revolten oft den Czar zwang, seinen Willen zu thun. Der letzte Aufstand im Jahre 1698, als Peter der Große gerade auf seiner großen Reise durch Europa begriffen war, vernichtete sie aber. Bei seiner Rückkehr nach Rußland ließ er mehrere Tausende hinrichten und verbannte die Übrigen nach Astrachan; als sie aber 1705 einen abermaligen Versuch machten, ihr früheres Ansehen wieder zu gewinnen, hob er selbst den Namen auf und vernichtete so jedes Andenken an sie. 61.

Stretto bezeichnet 1) daß das Zeitmaß geschwinder genommen werden soll, und 2) in Fugen den Übergang des Thema auf andere Stimmen. Meist tritt beides erst gegen das Ende des Tonstücks ein. 20.

Stricker (der), ein deutscher Dichter des XIII. Jahrh., sonst unbekannt, ist erst in der neuern Zeit ans Licht gezogen worden. Wir besitzen von ihm nicht allein werthvolle Versuche in dem epischen Dichtkreise der damaligen Zeit, wie: „Karl's des Großen Zug nach Spanien" (in Schilter's „Thesaurus", Bd. 2.) und „Daniel von Blumenthal" aus dem Sagenkreise von Artus, sondern er hat sich auch in der launigen Gattung vorzüglich durch die Zusammenfügung einer Menge einzelner Schwänke im „Pfaff Amis" (im koloczaer Codex, herausgegeb. von Graf Mailoth und Köffinger, Pesth 1817) ausgezeichnet und die von ihm noch vorhandenen Fabeln (einzeln gedruckt in Docens „Miscellaneen" und Grimm's „Altdeutsche Wälder") sind die ältesten in der deutschen Literatur. (Vergl. Docen „Altdeutsches Museum", I. S. 209.) 16.

Striegau (Schlacht bei), s. Hohenfriedberg.

Strigel (Victorin), Melanchthon's berühmter Schüler und Vertheidiger des Synergismus (s. d. Art.), geb. zu Kaufbeuern im Jahre 1524, war zuerst als Professor der Theologie zu Wittenberg und dann zu Jena angestellt. Hier gerieth er mit seinem Collegen Flacius in den bekannten synergistischen Streit, indem er gegen diesen behauptete, daß dem nur verderbten, nicht verlorenen freien Willen wenigstens die Selbstbestimmung geblieben sei, sich der göttlichen Einwirkung zu überlassen und in diesem Sinne zum Heile mitzuwirken. Der Herzog Johann Friedrich ließ ihn und alle Gleichgesinnte deßhalb auf das Gewaltthätigste verhaften. Auf Verwendung auswärtiger Höfe für die Gefangenen ward ein Ausgleichungsversuch durch eine Disputation zwischen S. und Flacius zu Weimar (1560) veranstaltet, welche aber erfolglos blieb. S. ging 1562 als Professor der Theologie nach Leipzig ab, von wo er 1567 wegen calvinischer Meinungen wieder verdrängt und als Professor an der reformirten Universität zu Heidelberg angestellt ward. Hier starb er im Jahre 1569. S. war ausgezeichnet als Dogmatiker und zugleich als Exeget. Seine beiden Hauptschriften sind: „Hypomnemata in omnes libros novi testamenti" und „Loci theologici, quibus loci communes Melanchthonis illustrantur." 63.

Strixner (Nepomuk), der ausgezeichnetste Lithograph der neusten Zeit, ward 1782 zu Altöttingen geboren, lernte zu Wasserburg bei dem Bildhauer Eichhorn und übte sich seit 1797 in München im Zeichnen und Kupferstechen, letzteres vorzüglich nach Raphael'schen Gemälden. Dadurch ward er mit Sennefelder bekannt, unterstützte diesen in dem Unternehmen, den Steindruck auch auf Kunstgegenstände anzuwenden, und ward so der Verbesserer der Lithographie, indem er die Federzeichnung mit der Kreidemanier in Verbindung brachte, die Tuschmanier vervollkommnete und sonst mehrere wesentliche Verbesserungen einführte. Zu seinen vorzüglichsten Leistungen gehören die von ihm gelieferten Blätter zu den „Oeuvres lithographiques" (72 Hefte), die Copien von Gemälden der münchener und schleißheimer Gallerie und der Boisserée'schen Gemäldesammlung, mit welchen letzteren er noch jetzt beschäftigt ist. Seit 1812 ist er Mitglied der Akademie der bildenden Künste zu Wien. 16.

Stroganoff (Gregor, Graf), kaiserlich russischer Geheimerrath, war von 1805 bis 1809 Gesandter in Madrid, dann in Stockholm und 1821 zu Constantinopel, wo er sich durch ein unerschrockenes, kühnes Betragen bei den griechischen Angelegenheiten auszeichnete. Da aber die Pforte sich zu keiner seiner Forderungen bequemen wollte, ging er mit dem Gesandtschaftspersonale nach Petersburg zurück und besuchte hierauf zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Deutschland, Holland und Paris. 1825 hielt er sich eine Zeit lang in Dresden auf, begleitete 1826 den Kaiser Nikolaus zur Krönung nach Moskau, ward daselbst in den Grafenstand erhoben und trat zwar 1827 wieder in den activen Staatsdienst, ging aber 1834 wieder ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Dresden auf. 25.

Stroh, lat. stramentum; franz. paille; engl. straw, nennt man die ausgedroschenen Halme der Feldfrüchte, besonders vom Getreide. Nach seiner Beschaffenheit unterscheidet man es in langes oder Schütten- und in kurzes oder Wirrstroh. Letzteres dient zum Einstreuen in die Ställe des Viehes, zum Einpacken von allerlei Waaren ꝛc.; ersteres zur Bedachung ländlicher Gebäude, zu Strohseilen, Matten, zu Häckerling ꝛc. Auch wird es zu allerlei Geflechten verarbeitet, als: zu Hüten, Schnüren, Tellern, Bienenkörben ꝛc. Die meisten und feinsten Strohhüte werden in Italien, besonders in Toscana, aber auch in der Schweitz, in Tyrol, Frankreich, Berlin, Sachsen ꝛc. verfertigt. Man kann dazu Weizen-, Dinkel-, Roggen-, Hafer-, Gersten- und Reisstroh nehmen. In Toscana nimmt man dazu das S. vom gewöhnlichen Weizen. Zu ganz weißen Hüten wird das S. gebleicht und meist nachher gespalten. Zum Behufe bunter Strohwaaren wird das S. erst bündelweise in einer Alaunauflösung gekocht und dann durch irgend eine Farbenbrühe gezogen. 26.

Strom, lat. flumen, fluvius, amnis; franz. fleuve, rivière; engl. river, stream, ist im eigentlichen Sinne jeder große Fluß, besonders ein solcher, welcher sich unmittelbar in das Meer ergießt, und Stromgebiet ist daher gleichbedeutend mit Flußgebiet (s. d. Art.). — Strombahn oder Stromstrich (fil de l'eau) heißt derjenige Theil des Wassers der Flüsse oder Ströme, welcher sich über der tiefsten Stelle des Bettes, der Stromrinne oder des Söhlgrabens befindet und, da es hier am Tiefsten ist, sich auch am Raschesten bewegt. — Stromengen (étranglements) sind diejenigen Stellen eines Stromes oder Flusses, wo derselbe durch seine festen zusammengerückten Ufer gezwungen wird, seine Breite zu verengern. Wird diese Breite sehr gering und treten hohe Felswände dicht an das Bett heran, so nennt man sie Strompforten, und geht an den Ufern hin ein fahrbarer Weg, auch wohl Strompässe. Da das Wasser in diesen Verengerungen seinen Stand erhöhen muß, so fließt es im Verhältnisse zu diesem erhöheten Wasserstande auch schneller, wodurch sogenannte Stromschnellen entstehen. Oft finden sich hier auch Felsbänke, Klippen ꝛc., wodurch für die Schifffahrt gefährliche Strudel und Strömungen entstehen. — Strommesser zur Messung der Geschwindigkeit des Wasserzuges im Strome sind verschiedene Apparate, unter denen die Schwimmer die einfachsten sind. Man bedient sich dazu hohler kupferner, mit einem Korke verschlossener Kugeln, deren specifisches Gewicht mittelst eingebrachten Bleies oder Wassers so regulirt wird, daß sie nur wenig über die Oberfläche des Wassers hervorragen. Ein anderes Werkzeug zu diesem Zwecke ist die pitolsche Röhre, eine gläserne oder blecherne, unten gekrümmte und mit einem Trichter versehene Röhre, welche so in das Wasser gelassen wird, daß der Trichter gegen den Strom gerichtet ist und also die Geschwindigkeit des Fließens das Wasser über das Niveau des Flusses aufsteigen macht. Andere Instrumente dieser Art sind: der Stromquadrant oder das hydrometrische Pendel, Lorgna's Wasserhebel, Raucourt's Hydrotachometer, Michelotti's hydraulische Schnellwaage, Geminiano Poletti's rheometrisches Winkelmaß, die Wasserfahne des Ximenes,

der Tachometer Brünning's, Woltmann's Strommeſſer oder hydrometriſcher Flügel ꝛc. — Stromprofil nennt man den gegen die Bahn des Stromes ſenkrechten Durchſchnitt, welcher die Breite und Tiefe deſſelben angibt und dazu dient, um die Menge des vorbeifließenden Waſſers in einer angegebenen Zeit zu beſtimmen. Die Breiten findet man gewöhnlich vermittelſt trigonometriſcher Vermeſſungen und die Tiefen vermittelſt Stangen (Peilſtangen) und Senkbleie. 26.

Strombeck, zwei Brüder, berühmte Schriftſteller der neueſten Zeit, von denen der ältere, Friedrich Karl von S., am 16. Sept. 1771 zu Braunſchweig geboren wurde. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte ſeit 1789 zu Helmſtädt und von 1791 zu Göttingen die Rechte, machte hierauf eine Reiſe nach Italien, begann daſelbſt eine Überſetzung von Ovid's „Mitteln und Gegenmitteln der Liebe" (Götting. 1795), wurde dann zum Beiſitzer des Hofgerichtes zu Wolfenbüttel ernannt und vollendete in den Mußeſtunden eine Überſetzung des „Tibull" (Gött. 1798. Neue Aufl. 1825) und „Propertius" (Gött. 1798. Neue Aufl. 1822). Im Jahre 1799 wurde er zum Hof- und Abteirathe der Äbtiſſin von Gandersheim ernannt, flüchtete mit derſelben nach der Schlacht bei Jena auf die Inſel Alſen und führte von dort aus die Unterhandlungen mit der franzöſiſchen Regierung ſo geſchickt, daß der Äbtiſſin die Rückkehr zu ihrem Stiftsſitze und der Genuß aller ihrer Einkünfte gewährt wurde. S.'s Vertrautheit mit der franzöſiſchen Verwaltung veranlaßte hierauf ſeine Ernennung zum Präſidenten des neugegründeten Districtciviltribunals zu Eimbeck und kurze Zeit nachher ſeine Wahl zum Präſidenten des Apellationshofes zu Celle. Eben war er zum Staatsrathe ernannt, als mit Napoleon's Herrſchaft das Königreich Weſtphalen ein Ende hatte. Nun kehrte S. nach Wolfenbüttel zurück, ſprach ſich mit Feſtigkeit über die vergangene Zeit in der Schrift: „Beiträge zur Rechtswiſſenſchaft Deutſchlands" (Götting. 1816) aus, vollendete eine Überſetzung des Tacitus (Braunſchw. 1816. 3 Bde.), des Salluſtius (Braunſchw. 1817) und des Vellejus Paterculus (Braunſchweig 1822) und ſchrieb zugleich eine tiefgedachte „Geſchichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animaliſchen Magnetismus" (Braunſchw. 1813). Auch lieferte er eine deutſche Bearbeitung der Geologie von Breislak (Braunſchw. 1821. 3 Bde.). Doch trat er bald darauf bei dem neuerrichteten Oberappellationsgerichte zu Wolfenbüttel als Rath von Neuem in das Geſchäftsleben, wurde alsdann mit dem Titel eines fürſtlich lippeſchen geheimen Rathes beſchenkt und zum Steuerrathe der Ritterſchaft in den engern Ausſchuß erwählt, blieb jedoch fortwährend auch als Schriftſteller noch ſehr thätig. Von ſeinen ferneren wiſſenſchaftlichen Arbeiten nennen wir noch ſeinen „Fürſtenſpiegel" (Braunſchw. 1824); den „Entwurf eines Strafgeſetzbuches für ein norddeutſches Staatsgebiet" (Braunſchw. 1829. 2. Aufl. 1834); „Hennig Braband, Bürgerhauptmann der Stadt Braunſchweig, und ſeine Zeitgenoſſen" (Halberſt. 1829); ſeine „Darſtellung aus meinem Leben und meiner Zeit" (Braunſchw. 1833. 2 Bde. Neue Aufl. 1836), deren Fortſetzung die „Italieniſche Reiſe" (Braunſchw. 1836. 3 Bde.) iſt. Vergl. „Zeitgenoſſen" Heft XIX. — Sein Bruder, Friedrich Heinrich von S., ein um die praktiſche Rechtswiſſenſchaft höchſt verdienter Schriftſteller, wurde am 2. Oct. 1773 in Braunſchweig geboren, ſtudirte auf den Univerſitäten zu Helmſtädt, Jena und Göttingen die Rechte, fand darauf durch Vermittelung ſeines Bruders als Auscultator bei dem Stadtgerichte in Berlin eine Anſtellung und wurde ſchon im Jahre 1801 zum Rathe bei der Regierung in Poſen ernannt, erhielt aber nach dem Frieden zu Tilſit ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Staatsdienſte, kehrte nach Braunſchweig zurück und wurde bald nachher von der weſtphäliſchen Regierung als dritter Richter bei dem Diſtrictsgerichte zu Helmſtädt angeſtellt. Während eines längern Aufenthaltes zu Mainz machte er ſich mit dem franzöſiſchen Gerichtsgebrauche bekannt und gab nun ſeine „Abhandlung über die Organiſation der fran-

Digitized by Google

zösischen öffentlichen Gerichtssitzungen" (Götting. 1809) heraus, legte darauf sein Amt nieder und benutzte die ihm dadurch gewordene freie Zeit zur Ausarbeitung seines „Handbuches des westphälischen Civilprocesses" (Hanov. 1810—1812. 3 Bde.), welches den Beifall der französischen Regierung in solchem Grade fand, daß ihn dieselbe sogleich zum ersten Tribunalrichter in Celle ernannte. Nach dem Untergange des westphälischen Königreiches lebte er längere Zeit ohne Anstellung, wurde aber im Jahre 1814 zum Rathe bei dem Oberlandesgerichte zu Halberstadt ernannt; allein da er sich in der Folge dennoch nicht genug geehrt und ausgezeichnet, sondern überall zurückgesetzt, ja selbst verfolgt glaubte, so verfiel er in seinen letzten Lebensjahren in einen krankhaften Gemüthszustand, wurde im Jahre 1831 auf eigenen Antrag in Ruhestand versetzt und starb am 30. März 1832. Als Schriftsteller hat er sich noch durch folgende praktisch-juristische Werke bleibende Verdienste erworben: „Zusätze zum 20. Titel des zweiten Theiles des allgemeinen Landrechts", unter denen besonders die „Ergänzung der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxe ꝛc." (3. Aufl. Leipz. 1829. 3 Bde.); die „Ergänzungen des allgemeinen Landrechts" (3. Aufl. 1829. 3 Bde.) und die im Verein mit Mehreren herausgegebene Sammlung: „Provinzialrechte aller zum preußischen Staate gehörenden Länder und Landestheile, in soweit in denselben das allgemeine Landrecht Gesetzeskraft hat" (Leipz. 1827 ff. 7 Bde.) zu bemerken sind. Außerdem wurden ihm auch mehrere die Gesetzgebung betreffende Gegenstände von Seiten der preußischen Regierung aufgetragen, welche er zu deren Zufriedenheit beendigte. 81.

Stromfreiheit. Bei den Strömen und Flüssen machten schon die Römer den Unterschied zwischen dem ausschließenden Gebrauche und dem Mitgebrauche (Berechtigung des Einzelnen und Berechtigung Aller, Inst. II. 1. 11.). Das vorüberfließende Wasser so wie die Meereswelle und das zu ihr gehörige Gestade waren bei ihnen frei. Ein Jeder konnte sich ihrer bedienen, nicht aber durfte er den Andern vom gleichen Gebrauche ausschließen. Den späteren Zeiten war es vorbehalten, auch das vorüberfließende Wasser als Eigenthum des Uferstaates zu behandeln und mit Stapeln, Visitationsposten, Zöllen und anderen Prohibitivmaßregeln, anfangs zum Schutze und zum Ersatze des Aufwandes beim Uferbau, dann aber willkührlich zu belästigen und dadurch die eigene Gewerbthätigkeit im Keime zu ersticken, indem man ihr eines der umfassendsten Communications- und Förderungsmittel entzog. In den neuesten Zeiten ist man jedoch auf die alten Grundsätze zurückgekommen und namentlich hat die deutsche Bundesversammlung die S., d. h. Freilassung der Ströme und Flüsse von Beschränkungen und anderen als zum Uferbaue und Unterhaltung des Fahrwassers erforderlichen Abgaben, ausgesprochen. Indeß ist die Verwirklichung bis jetzt blos in Ansehung der Elbe und der Weser und beim Rheine (s. d. Art.) annähernd erreicht worden. Bei den übrigen deutschen Strömen ist die Freilassung noch im Werden. 17.

Strontian, peritomer Halbbaryt (Mohs) ist ein mäßig hartes, halbschweres (specifisches Gewicht 3,6 — 3,7), nach den Flächen eines Prisma blätteriges, glasartig glänzendes, zuweilen durchsichtiges, größtentheils durchscheinendes, graulich-, gelblich-, grünlichweißes Mineral, das in zusammengesetzten Varietäten stängelig und faserig ist. Es ist von Strontian in Schottland genannt, enthält 61⅔ Theile Strontianerde, 30⅓ Theile Kohlensäure und gibt das Material zur Bereitung des rothen Brillantfeuers in der Feuerwerkskunst. In seinen Eigenschaften der Krystallform unterscheidet es sich sehr von dem schwefelsauren S. oder Cölestine (prismatischer Halbbaryt [Mohs]), welcher jedoch auch zur Darstellung der Strontiansalze dient und in 100 Theilen 42 Theile Schwefelsäure bei 58 Theilen Strontianerde enthält. 76.

Strophe (στροφή) ist eigentlich das Drehen, Wenden, daher die Wendung oder der Tanz bei den theatralischen Wechselgesängen der Chorabtheilungen, die sich

bei dieſen Geſängen jedesmal gegen die Zuſchauer wendeten, dann auch der während dieſes Tanzes geſungene Geſang. In der Poetik dagegen bezeichnet das Wort S. die Verbindung mehrerer Verſe zu einem metriſchen Ganzen, der in der Poeſie der alten Griechen eine andere, jedoch rückſichtlich des Rhythmus und Metrum gleiche Verbindung mehrerer Verſe zu einem metriſchen Ganzen, Antiſtrophe (ἀντιστροφή) genannt, entſprach. Hieran ſchloß ſich endlich bei den theatraliſchen Wechſelgeſängen ein drittes metriſches Ganzes als Nachſatz: der Epodos. Übergetragen wurden dann dieſe Benennungen auf andere nicht dramatiſche und von mehreren Sängern geſungene Poeſien, ſo namentlich auf Lieder, die ein Einzelner unter Begleitung der Lyra oder eines andern Inſtrumentes ſang; in welcher Bedeutung wir das Wort S. z. B. von Pindar bei ſeinen Siegeshymnen gebraucht finden. Einen gleichen Gebrauch der S. finden wir nun auch ferner in Gedichten neuerer Sprachen, doch iſt hierbei auf den Unterſchied zu achten, daß ſolche Gedichte entweder reine Nachahmungen der antiken Form ſind oder, mit anderen Namen benannt, blos ihrer Form nach auf jene antike Poeſie hinweiſen, wie bei den provençaliſchen, italieniſchen, ſpaniſchen Strophen, die in allen ihren Einzelnheiten, wie in den Terzetten, Terzinen, Madrigalen, Balladen, Seſtinen, Stanzen, Sonetten, Canzonen ꝛc., ſämmtlich die antike Form nicht undeutlich erkennen laſſen. In der modernen Poeſie dagegen bezeichnet man mit dem Worte S. eine nach beſtimmten Regeln der Dichtkunſt begrenzte Periode von mehreren unter einander verbundenen Verſen, welche als erſte Periode eines Gedichtes allen folgenden Perioden als Norm gilt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche ſagt man für S. nicht ſelten fälſchlich Vers (ſ. d. Art.). 20.

Strube (David Georg), einer der berühmteſten Rechtsgelehrten Deutſchlands, geb. zu Celle am 16. Dec. 1694, ſtudirte zu Halle und Leyden, bereiſte dann Holland, Frankreich und England, ward 1790 Landſyndicus zu Hildesheim und bald darauf bei dem dortigen Conſiſtorium und Hofgerichte angeſtellt, 1740 Hof-Juſtizrath und Conſulent der Landesregierung in Hanover, 1758 Kanzleidirector daſelbſt und ſtarb in dieſer Stelle 1775, nachdem er den Titel eines Vicekanzlers erhalten hatte. Er hat ſich als Schriftſteller große Verdienſte um die Rechtswiſſenſchaft erworben und ſeine Schriften, von denen wir blos ſeine „Nebenſtunden" (Hanov. (1761—1783. 6 Bde.) und „Rechtliche Bedenken" (3. Aufl. 1833. von Sp... berg) nennen, zeichnen ſich durch Gelehrſamkeit, praktiſchen Tact, reifes Ur... und kernige Sprache vortheilhaft aus. 25.

Strudel, ſ. Meerſtrömungen.

Struenſee (Johann Friedrich, Graf von), der bekannte däniſche Staatsminiſter, zweiter Sohn eines Predigers zu Halle, ward daſelbſt am 5. Aug. 1737 geboren, erhielt den erſten Unterricht auf der Waiſenhausſchule, bezog in einem Alter von nur 14 Jahren die Univerſität, um die Arzneikunde zu ſtudiren, erwarb ſich in ſeinem 20. Jahre bereits den Doctorhut und kam mit ſeinem Vater nach Altona, wo dieſer als Pfarrer bei der Hauptkirche angeſtellt ward. Bald trat auch der junge S. (20. Oct. 1758) ſelbſt in däniſche Dienſte, ward zum Stadtphyſicus in Altona ſo wie zum Landphyſicus in der Grafſchaft Ranzau nebſt der Herrſchaft Pinneberg ernannt. Jetzt machte er ſich als Volksſchriftſteller bekannt, machte durch ſein empfehlendes Äußere und ſeine Berühmtheit als Arzt die Bekanntſchaft mit mehreren bei dem däniſchen Hofe Einfluß habenden Familien und ward, als er im Begriffe ſtand, ſeine Ämter niederzulegen und nach Oſtindien zu gehen, durch Verwendung der Oberhofmeiſterin bei dem Kronprinzen Friedrich, Frau von Perkentin, zum einſtweiligen Leibarzte des Königs Chriſtian VII. während deſſen Reiſen durch Deutſchland, England und Frankreich (1768) angeſtellt, und nach dieſem wieder zurückgekehrt ſogleich zum beſtändigen Leibarzte ernannt (zu Anfang 1769). Als ſolcher lebte er blos ſeinen Pflichten und benutzte das Zutrauen, welches

hm der König ſchenkte, dazu, ihn auf ſeinen wahren Vortheil aufmerkſam zu nachen, die Luſt zu Beſchäftigungen bei ihm zu erwecken und ſeiner Lebensart eine ewiſſe regelmäßige Ordnung zu geben. Aber erſt, als er am 12. Mai 1769 zum virklichen Etatsrathe ernannt worden war, nahm er an dem Hofleben Theil und vard Zeuge des Parteigeiſtes und des Zwiſtes in der königlichen Familie, brachte es ber durch ſeine Überredungskunſt dahin, daß das gute Einverſtändniß zwiſchen dem königlichen Paare wiederhergeſtellt wurde. Dadurch ſowohl, als durch eine Thätigkeit bei einer im Lande entſtandenen Blatternepidemie, ſo wie durch die glückliche Pockenimpfung beim Kronprinzen ſtieg er immer mehr und mehr in der Gunſt des Königs und deſſen Gemahlin und ward zum Vorleſer bei jenem, zum Cabinetsſecretair der Königin und bald darauf zum Conferenzrathe ernannt (14. Mai 1770). Auf S.'s Veranlaſſung erfolgte jetzt die Zurückberufung ſeines Freundes, des aus dem Lande verwieſenen Kammerjunkers von Brandt, welcher, zum Kammerherrn ernannt, Sitz und Stimme in der oldenburgſchen Regierung erhielt. Mit dieſem und dem Kammerherrn F. C. von Warnſtedt wagte es nun S., dem damaligen Miniſterium das Gleichgewicht zu halten. Auf ſeinen Betrieb ward Graf Holk geſtürzt und ſchon am 4. Sept. 1770 erſchienen 3 von S. vorgeſchlagene Verordnungen, welche die freie Preſſe, die Beſchränkung der Ehrentitel und die Anordnung der unheilvollen Bekriegung des Deys von Algier betrafen. Endlich wurden Bernſtorff, zeitheriger Miniſter des Auswärtigen, und der Graf Danneſkiold-Laurwig (13. und 14. Sept.) ganz verabſchiedet und bei allen Verwaltungszweigen in den oberſten Stellen wurden Perſonalveränderungen vorgenommen. Es war blos S.'s Rath, deſſen ſich jetzt der König in allen Angelegenheiten bediente. Durch eine Verordnung vom 26. Oct. 1770 wurden dann mehrere Feiertage abgeſchafft; andere Verordnungen ſuchten die drückenden Laſten des Volkes zu erleichtern. Am 18. Dec. ward S. zum Maitre des requêtes erhoben und hatte als ſolcher den den Mitgliedern der Collegien entzogenen mündlichen Vortrag beim Könige; ja es wurde jetzt das geheime Conſeil ganz aufgehoben und es trat eine geheime Conferenzcommiſſion ins Leben (28. Dec.), deren Mitglieder nur mittelſt eines Cabinetsbefehles zuſammenberufen wurden und weder beſondern Rang noch Gehalt hatten; denn es war S.'s Lieblingsplan, den Adel zu demüthigen und ihn vom Hofe zu verdrängen, und ſchon zu Ende des Jahres 1770 hatte er es dahin gebracht, daß der Centralpunkt aller Gewalt im Reiche der König geworden zu ſein ſchien, und nachdem der geheime Cabinetsſecretair Schumacher auch von ſeinem Poſten entlaſſen war, fertigte S. ſelbſt nach dem Willen des Königs die Cabinetsbefehle aus und unterzeichnete ſie. Er beabſichtigte nämlich eine durchgängige Reform des Staates herbeizuführen, ſuchte die Finanzen zu heben, die Steuern zu mindern, die Rechtspflege zu verbeſſern, den Proceßgang zu verkürzen und Kirchen und Schulen ſo wie das Armenweſen in einen beſſern Zuſtand zu ſetzen. Deßhalb wurden das Collegium der Seeetats, das Admiralitätscollegium und die Univerſität Kopenhagen neu organiſirt; ſtatt der Seekriegskanzlei ward ein Depechencomptoir errichtet; das Rentkammercollegium, das Generalzollkammercollegium und das Generalcommerzcollegium wurden aufgehoben, deren Geſchäfte auf das neu errichtete Finanzcollegium übergingen; auch wurde eine Deputation mit dem Auftrage niedergeſetzt: die Mittel zu Hebung der Fabriken, zu Abſtellung läſtiger Einſchränkungen des Handels, zu Förderung der Schifffahrt und Fiſcherei ꝛc. vorzuſchlagen, und die Inquiſitionscommiſſion dem Hof- und Stadtgerichte überwieſen, welches eine zweckmäßigere Einrichtung erhielt. S. ſelbſt ließ ſich endlich zu der bisher unbekannten Würde eines Cabinetsminiſters und kurz darauf mit ſeinem Freunde Brandt, welcher zum Vorſteher des Hofweſens ernannt war, zum Grafen erheben und regierte nun mit unumſchränkter Gewalt. Aber während er in mehreren Geſetzen den Nepotismus auszurotten ſuchte, handelte er ſelbſt dagegen, indem er ſeinem ältern und jüngern

Bruder (Karl August und Christian Gotthilf) und vielen Anderen hohe Ämter und Würden übertrug. Immer verhaßter ward aber seine Regierung bei dem Adel, welcher sich theils durch Nichtbesetzung vieler Stellen, theils durch geschärfte Aufsicht und das abgeschaffte Sportelwesen empfindlich gekränkt fühlte, so wie bei den Geistlichen durch Abschaffung einiger Feiertage, durch Erlassung der Strafe wegen unehelichen Beischlafes, durch Verstattung der Ehe in vorhin verbotenen Graden und durch Umwandlung des Ehebruchs in ein Privatvergehen u. m. a. Es bildete sich insgeheim eine Partei gegen ihn, an deren Spitze anfänglich der von ihm einst aus der Verbannung zurückgerufene Graf Ranzau-Aschberg stand; es wurden ihm Drohungen zugeschickt, Schandschriften ausgestreut, ja selbst die von ihm vorgeschlagene Censurfreiheit ward eine Waffe gegen ihn; sie schonte sogar den König und die Königin nicht. Es zeigte sich Widerspenstigkeit bei einzelnen Corps in der Armee und am 10. Sept. 1771 stürmten 300 Matrosen von Kopenhagen nach Hirschholm, wo der König Hoflager hielt, um den rückständigen Sold zu fordern. Dabei zeigte S. so wie der Hof eine Haltung, die an Bangigkeit grenzte. Man glaubte, der König werde in der Gewalt des Ministers festgehalten und deßhalb ward Brandt, als nächste Umgebung des Königs, wiederholt schriftlich aufgefordert, den König und das Vaterland zu retten; ja man fand an der Gottesstraße zu Kopenhagen einen Aufruf, den Minister gegen 5000 Thaler Belohnung aus dem Wege zu räumen, angeheftet. Der Minister schien sich darum so wenig, wie um andere Warnungen zu kümmern, auf die Reinheit seiner Ansichten gestützt, traf aber doch die Veranstaltung zur Vermehrung der Wache auf Hirschholm und suchte sich nur bei dem Könige fortwährend in Gunst zu erhalten. Immer dichter zog sich indessen das Ungewitter über S.'s Haupte zusammen und der Plan von der verwittweten Königin, Juliane Marie, und dem Erbprinzen, Friedrich, welche sich schon längst von der machthabenden Partei vernachlässigt und beleidigt gefühlt hatten, so wie von Ranzau-Aschberg, Etatsrath Guldberg, Köller, Beringskiold und Eickstedt zum Sturze des Ministers ward immer mehr ausgebildet. Der Zeitpunkt der Ausführung des Vorhabens ward auf die Nacht vom 16. auf den 17. Jan. 1772 festgesetzt, an welchem Abende im königlichen Hoftheater auf Christiansburg für Rangpersonen ein Maskenball in Domino gegeben werden sollte. Der König und seine Gemahlin waren zugegen; noch haschten die Höflinge und Beamten nach einem gewogenen Blicke des allmächtigen Ministers. Des Morgens um 4 Uhr drangen die Verschworenen in des Königs Schlafcabinet, wo Ranzau-Aschberg dem Überraschten mehrere Verhaftsbefehle zur Unterschrift vorlegte, die der König auch unterzeichnete, worauf sogleich S. und Brandt auf dem Schlosse, der Justizrath Struensee, Professor Berger in ihren Wohnungen festgenommen und auf die Citadelle gebracht wurden; Andere belegte man mit Hausarrest; die Behältnisse und Papiere der Staatsgefangenen wurden versiegelt; die Königin Mathilde ward nach Kronenburg geführt. In noch nicht 4 Stunden ward dieses denkwürdige Unternehmen ausgeführt, die Verhafteten in schwere Ketten gelegt und ihre Sache einer Inquisitionscommission von 10 Mitgliedern übertragen. Am 25. April wurde das Urtheil S.'s gesprochen: „daß derselbe zur wohlverdienten Strafe und anderen Gleichgesinnten zum Beispiele und zur Abscheu Ehre, Leben und Gut verwirkt habe und seiner gräflichen nebst aller anderen ihm vergönnten Würden entsetzt, ihm auch die rechte Hand und sodann sein Kopf abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf nebst der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werde." Der König bestätigte diese Urtheile (26.) im Staatsrathe, nicht ohne persönlich erschüttert zu werden. Das Urtheil Brandt's war in der Hauptsache dasselbe. Beide verwandten die kurze Zeit bis zur Hinrichtung (28. April 1772) auf eine ihren Verhältnissen gemäße Weise. Die übrigen bei dieser Sache compromittirten Personen wurden theils nur verwiesen, theils erhielten sie Gnadengehalte, theils wurden sie

wieder angestellt. S. war ein Mann von ausgezeichneten Talenten und rastloser Thätigkeit, aber mit zu weniger Umsicht der Verhältnisse und ohne Festigkeit des Charakters. Vergl. „Der dänische geheime Cabinetsminister Graf Johann Friedrich Struensee und sein Ministerium" von Dr. Jens Kragh Höst (Kopenh. 1826 und 1827. 2 Thle.) und Münter's „Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee" (Kopenh. 1773). 25.

Struensee (Karl August), älterer Bruder des Vorigen, ward geboren zu Halle den 8. Aug. 1735, besuchte die Schule des Waisenhauses nnd sodann die Universität seiner Vaterstadt. Anfänglich den theologischen Studien bestimmt sagten ihm jedoch Mathematik und Philosophie mehr zu und er hielt seit 1756 über diese mit Beifall Vorlesungen, erhielt aber bereits 1757 eine Professur der Philosophie und Mathematik an der Ritterakademie zu Liegnitz. Hier wandte er mit Eifer die Mathematik auf die Kriegskunst an und gab 1760 seine „Anfangsgründe der Artillerie", welche dann mehrere Auflagen erlebten, heraus. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit Friedrich's II. auf sich, welcher ihm mehrere junge Officiere zusandte, um dieselben für den Dienst zu bilden. Neue Ergebnisse vom Eifer seiner Studien waren seine „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (1771—1774. 3 Bde. 2. Aufl. 1786). Bereits 1769 ging er aber auf Veranlassung seines Bruders nach Kopenhagen, wo er als Justizrath und Finanzintendant eine Anstellung erhielt. Bei dem Sturze seines Bruders, des Ministers, ward auch er verhaftet; doch konnte man nichts Erhebliches gegen ihn vorbringen, daher eine königliche Resolution vom 12. Juli 1772 ihm die Entfernung aus dem Dänischen anbefahl. S. reiste über Lübeck nach Berlin, wo er von Friedrich II. huldvoll aufgenommen wurde und seine vorige Stelle in Liegnitz wieder erhielt. 1777 ward er aber zum Director des damals neu errichteten Bankcomptoirs in Elbingen ernannt, brachte den Handel der Stadt empor und schrieb nebenbei mehrere Abhandlungen staatswirthschaftlichen Inhaltes, ward dann 1782 als geheimer Oberfinanzrath beim dritten Departement des Generaldirectorium und als Director des Seehandels nach Berlin versetzt und 1789 unter dem Namen von Karlsbach in den dänischen Adelstand aufgenommen; jedoch machte er nie Gebrauch von diesem Namen und wählte sich sogar kein Wappen. Endlich 1791 ward er zum wirklichen Staats- und dirigirenden Minister bei dem Generaldirectorium erhoben und mit der obersten Aufsicht über die Accisen-, Zoll-, Fabriken-, Manufactur-, Salz- und Handlungsdepartements bekleidet und starb am 17. Oct. 1794, allgemein geschätzt als ein tüchtiger und umsichtiger Staatsmann. 25.

Strumpfwirkerei nennt man das Verfahren, allerlei Kleidungsstücke aus Wolle, Baumwolle, Seide oder Linnengarn mittelst einer außerordentlich künstlichen und zusammengesetzten mechanischen Vorrichtung, welche der Strumpfwirkerstuhl (franz. métier; engl. loom) genannt wird, viel schneller und genauer als mit der bloßen Hand geschehen kann, zu verfertigen. Auf dem durch den Arbeiter mittelst eines Fußtrittes in Bewegung gesetzten Stuhle stricken mehrere hundert Nadeln, um welche der Faden durch einen eigenen von oben kommenden Druck gewisser Theile sich schlängelt, einige hundert Maschen auf einmal. Man legt die Faden auf die horizontalen Nadeln und bringt durch den Fußtritt mehrerer Theile der Maschine, die Platinen (senkrechte Bleche vorn am Stuhle), die Presse, die Mühle, die Unden (ondes), die Kupferlade, den Daumendrücker, den Federstock ꝛc. in die gehörige Thätigkeit. Sie biegen den Faden um die Nadel, damit er die Maschen bilde, richten diese genauer an einander, werfen die Maschenreihe so ab, daß sie mit dem Faden in Verbindung bleibt, woraus nun wieder neue Maschen gebildet werden ꝛc. Während beim Handstricken die Strümpfe die runde Form behalten, so werden sie auf dem Stuhle in der Breite gestrickt und hernach

der Länge nach zusammengenäht. Man hat jetzt zu den verschiedenen Arten von Strumpfwaaren auch verschiedene Arten von Stühlen, welche wieder eigne Namen führen als: Kettenstühle, Gitterstühle, Walzenstühle ꝛc. — Wer der eigentliche Erfinder des Strumpfwirkerstuhls ist, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Die Franzosen behaupten, einer ihrer Landsleute sei der Erfinder desselben, der aber, weil er in Paris keine Belohnung erhalten habe, nach England gegangen sei. Viele Jahre nachher habe ein andrer Franzose, Jean Hindret, diesen Stuhl in England gesehen und ihn bei seiner Zurückkunft nach Frankreich vollkommen nachgemacht. Wahrscheinlich ist die Behauptung der Engländer, daß William Lee, ein Magister aus St. Johannes Collegio im Cambridge, im Jahre 1589 den Stuhl erfunden hat. Antonio Correno führte ihn zuerst 1614 in Italien und zwar in Venedig ein. Deutschland kennt ihn erst seit kaum 100 Jahren. 26.

Struve (Georg Adam), berühmter Rechtslehrer, ward geboren zu Magdeburg 1619, studirte zu Jena und Helmstädt, wurde Beisitzer des Schöppenstuhls zu Halle (1645), Professor der Rechte in Jena (1646), Ordinarius der Juristenfacultät (1647), Präsident der Regierung (1680) und starb zu Jena 1692. Er schrieb: „Jurisprudentia Romano-Germanica forensis“ (Jena 1670. 4., neu herausgegeben von Schaumburg 1737, Menken 1738 und J. G. Heineccius, Bamberg 1767. 8., deutsch 1737); „Syntagma juris civil. secund. ordinem pandectarum“ (Frankf. und Leipz. 1692—1701. 4. 3 Thle., 3. Aufl. ebendas. 1738. 4.) und mehrere andere Schriften. — Sein Sohn, Burckhard Gotthelf S., geb. zu Weimar 1671, studirte in Jena, Helmstädt, Frankfurt an der Oder und Halle Rechtswissenschaft, bereiste nach Vollendung seiner Studien Holland, prakticirte in Wetzlar, wurde 1697 Bibliothekar zu Jena, 1704 Professor der Geschichte und 1712 Historiograph des sächsisch-ernestinischen Hauses und außerordentlicher Professor des Staats- und Lehnrechts zu Jena. Er starb daselbst 1738. Seine zahlreichen historischen Schriften sind zum Theil noch von Werth. — Sein Bruder, Friedrich Gottlieb S., geb. zu Jena 1676, studirte daselbst und in Halle, ward Professor der Rechte in Kiel und starb daselbst als Prokanzler und Justizrath 1752. Er schrieb: „Systema jurisprudentiae“ (Lemgo 1738. 3 Bde.); „Erklärung deutscher Wörter und Redensarten, welche im gemeinen Leben vorkommen“ (Hamb. 1748). 25.

Struve (Friedrich Adolf August), Erfinder der künstlichen Mineralwässer, ward d. 9. Mai 1781 zu Neustadt bei Stolpen in Sachsen geboren, bildete sich seit 1794 auf der Schule zu Meißen und studirte seit 1799 zu Leipzig und Halle Medicin, ward 1802 Doctor und ließ sich nach einjährigem Aufenthalte in Wien 1803 zu Neustadt als Arzt nieder, gab aber diesen Beruf bald wieder auf und kaufte die Salomonisapotheke in Dresden, wo er noch gegenwärtig lebt. Die chemische Untersuchung der Blausäure (1808) hatte ihm durch eine Verletzung des Apparats eine gefährliche Krankheit zugezogen, zu deren Hebung ihm Karlsbad und Marienbad treffliche Dienste geleistet hatten, und dieß brachte ihn auf den Versuch, die Wässer dieser Quellen künstlich nachzubilden, um sie wenig Bemittelten zugänglich zu machen, und dieser Versuch ward bald mit solchem Erfolge gekrönt, daß nicht nur auch andere Mineralquellen dargestellt wurden, sondern auch nach dem Muster seiner Trinkanstalt zu Dresden bald in mehreren Städten Deutschlands und endlich selbst im Auslande solche Anstalten errichtet wurden (s. Mineralwässer). 16.

Stry (Abraham van), berühmter Maler der neuern Zeit, ward am 31. Dec. 1753 zu Dortrecht geboren, widmete sich anfangs der Blumen- und Fruchtmalerei, wandte sich aber später zu Landschaften, historischen Gemälden und Genrebildern, wobei er Kupp und Metsis zum Muster nahm. Im Vereine mit Kunstfreunden und Künstlern stiftete er im Jahre 1774 die Gesellschaft Pictura zu Dortrecht, de-

ren erster Präsident er selbst war, und starb als Mitglied der Akademien in Amsterdam und Antwerpen am 7. März 1825. — Jakob S., sein Bruder, geb. im Jahre 1756, hielt sich längere Zeit in Antwerpen auf und besuchte die dortige Malerakademie, wandte sich dann nach Dortrecht und widmete sich ausschließlich der Landschaftsmalerei, in welcher er sein Vorbild Kupp nicht nur täuschend nachahmte, sondern bisweilen selbst erreichte. Er studirte die Natur und stellte die üppigen Wiesenplätze seines Vaterlandes mit einfachen, aber eleganten Wohnungen, Bäumen und Heerden belebt oder mit Schnee bedeckt, aber doch durch ländliche Beschäftigungen oder Belustigungen verschönert, mit bewunderungswürdiger Treue dar. Besonders berühmt sind seine Darstellungen der großen Überschwemmungen 1809, die er mit eignem Auge angesehen hatte. Er starb zu Dortrecht am 4. Febr. 1826. 81.

Stuart, das schottische Königshaus, soll von Banco, einem vornehmen Schotten, den Macbeth (s. d. Art.) ermorden ließ, herstammen, indem sein Sohn Fleanchus nach Wales geflohen sein und mit einer dortigen Fürstentochter einen Sohn, Walter, erzeugt haben soll, der unter Macbeth's Nachfolger, Malcom III., nach Schottland zurückkehrte und für seine Dienste bei Unterdrückung der Rebellen in Galloway zum erblichen Seneschall (Steward) des Reichs ernannt wurde, woraus sich der Familienname S. bildete. Er starb 1116. Sein Urenkel Walter II. hinterließ 2 Söhne, Alexander und Robert. Letzterer stiftete durch Heirath die Linie Darnley, welche in Frankreich die Grafschaften Aubigny und Dreux und in Schottland die Grafschaft Lenox erwarb und durch Heinrich Darnley, den Gemahl der Maria Stuart, wieder mit der Hauptlinie vereinigt ward, während andere Glieder in Frankreich und in Schottland hohe Würden begleiteten, bis die Linie 1672 ausstarb. Der Erstere hingegen (st. 1286) setzte das Geschlecht fort und sein Enkel Walter III. vermählte sich mit des Königs, Robert Bruce, Tochter, deren Sohn als Robert II. (s. d. Art.) auf den schottischen Königsthron gelangte. Von dessen 2 Söhnen von seiner ersten Gemahlin stiftete der ältere, Walter IV., die Linie Athol, die bald wieder ausstarb; der jüngere hatte nur eine Tochter; von seinen beiden anderen Söhnen aber von seiner zweiten Gemahlin stiftete der jüngere, Robert, die Linie Albany, welche aber schon im XVI. Jahrh. ausstarb, der ältere dagegen, Johann, ward als Robert III. (s. d. Art.) König. Ihm folgte sein Sohn Jakob I., diesem sein Sohn Jakob II., diesem Jakob III., diesem Jakob IV., diesem Jakob V. (s. Jakob, Könige von Schottland), diesem die unglückliche Maria (s. Maria Stuart), deren Sohn, Jakob VI., als Jakob I. auch den englischen Thron bestieg. Diesem folgte der unglückliche Karl I. und diesem nach der Revolution sein Sohn Karl II. (s. Karl, Könige von England), dessen Bruder, Jakob II. (s. d. Art.), durch Wilhelm von Oranien (s. Wilhelm III.) des Thrones verlustig ward. Dessen Sohn (s. Jakob III.) und dessen älterer Sohn, Karl Eduard (s. d. Art.), bemühten sich vergeblich um die Wiedererlangung des Throns; auch der jüngere, Heinrich, der Cardinal von York genannt, machte nach seines Bruders Tode Ansprüche auf denselben, erhielt aber zuletzt einen Jahrgehalt aus England und starb 1807 zu Rom als der letzte seines Geschlechts; denn zwei neuerlich aufgetretene Stuarte sind nur uneheliche Nachkommen des Prätendenten. 37.

Stubbenkammer, s. Rügen.

Stuccaturarbeit, franz. ouvrage destuc; engl. stucco-work, nennt man die Verzierungen an Decken, Wänden, Gesimsen, Kragsteinen ꝛc. der Häuser und Zimmer aus einer Masse von Kalk, Gyps und Leimwasser (der Stukkmasse), welche der Stuccaturarbeiter (stuccateur) entweder aus freier Hand oder nach mancherlei Zeichnungen und Formen anträgt und zuletzt recht glatt mit einer Tünche aus feinem Alabastergyps überstreicht. Zur Stukkmasse selbst

muß der Kalk sehr rein geschlemmt, der Gyps rein und sauber gesiebt und die Mischung sehr innig gemengt werden. Die Masse wird weich aufgetragen. Ist sie zäher und dichter geworden, so läßt sie sich mittelst der Finger in allerlei Formen bilden und zuletzt mit dem Bossireisen beschneiden und schaben, je nachdem der Umriß scharf oder rund werden soll. Die Römer waren schon ziemlich geschickt in dieser Kunst. Vitruv nennt sie coronarium opus. Später ging sie gänzlich verloren, bis ein Maler, Bildhauer und Mauermeister, Margaritone (geb. zu Arezzo 1240) sie wieder auffand. Durch Nanni von Udine (geb. 1494) gedieh sie zu ihrer ehemaligen Vollkommenheit. Die berühmtesten italienischen Stuccatoren waren Giocondo und Grato Albertoli. Aus Italien kam diese Kunst nach Deutschland, und M. Lotter, ein Bildhauer und Stuccator, machte sie 1693 in Nürnberg zuerst bekannt. 26.

Studenten, s. Universitäten.

Studium ist die ernstliche Beschäftigung mit Etwas, um dessen Kenntniß sich anzueignen; übergetragen versteht man es von solchen Kunstwerken, welche als Producte der Übung angesehen werden sollen. 9.

Stübchen, ein in Norddeutschland und Dänemark gebräuchliches Getränkemaß, enthält 3—4 preußische Quart. 30.

Stüber, Stüver, eine in den Niederlanden und den benachbarten Ländern übliche Rechnungs- und silberne Scheidemünze, hält in Amsterdam = $\frac{1}{50}$ Thlr. = $\frac{1}{10}$ Fl. = 2 Groot flämisch = 8 Duyten = 16 Pf. = $7\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; in Kleve = 4 Ock = 8 Deut = 12 Pf. = 16 Heller = $4\frac{1}{2}$ Pf. Conv.; in Düsseldorf = 16 Pf. = 4 Pf. Conv.; in Emden = 2 Syffarts = 10 Witte = $5\frac{1}{5}$ Pf. Conv.; in Oldenburg = 4 Ortjes = $1\frac{1}{2}$ Groot = $5\frac{1}{4}$ Pf. Conv. 26.

Stückgießerei, s. Geschützgießerei.

Stürmer (Ignaz, Freiherr von), ein ausgezeichneter Diplomat, wurde am 21. Aug. 1752 zu Wien geboren, trat schon in früher Jugend in den Jesuitenorden, studirte nach Aufhebung desselben die Rechte auf der Universität zu Wien, entsagte dieser Wissenschaft aber 1776 nach seinem Eintritte in die orientalische Akademie. Hier machte er in den morgenländischen Sprachen solche Fortschritte, daß er schon im folgenden Jahre zum Mitarbeiter an der neuen Ausgabe des großen Meninski'schen Lexikon angenommen wurde und besonders bei Ausarbeitung der persischen Anthologie thätig war, welche er der Kaiserin Maria Theresia im Namen der Akademie überreichte. Hierauf begleitete er 1779 als Sprachknabe den Internuntius, Freiherrn von Herbert, nach Constantinopel, wurde 1781 zum Gesandtschaftsdollmetscher ernannt, war während des folgenden Krieges mit den Türken im Hauptquartiere Hofsecretair des Kaisers, wurde 1789 Hofdolmetscher, schloß als solcher in Laudon's Namen die Capitulation von Belgrad ab und ward 1790 in das Lager des Großwesirs bei Schumla mit geheimen Aufträgen gesandt, wohin er auch nach der Convention von Reichenbach zurückkehrte, um einen Waffenstillstand abzuschließen. Als darauf der Freiherr von Thugut in das Ministerium trat, wurde S. (1793) in die Staatskanzlei berufen, begleitete 1794 Thugut in die Niederlande, ward 1800 in den Ritterstand der Erblande erhoben, 1801 zum wirklichen Hofrathe und 1802 zum Internuntius und bevollmächtigten Minister an der ottomanischen Pforte ernannt und lebte seitdem in Constantinopel oft in schwierigen Verhältnissen, wurde aber zur Anerkennung seiner Verdienste zum Freiherrn und geheimen Rathe, 1819 nach Wien zurückgekehrt zum wirklichen Staats- und Conferenzrathe so wie zum Vorsteher der zweiten Abtheilung der geheimen Hof- und Staatskanzlei ernannt und ihm bei mehrmaliger Abwesenheit des Fürsten Metternich die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Im Jahre 1820 wurde er Mitglied der Akademie der bildenden Künste, erhielt noch in demselben Jahre das Indigenat und die Magnatenwürde in Ungarn und starb am 2. Dec. 1829. 81.

Stürmer (Bartholomäus, Freiherr von), der Sohn des Vorigen, wurde im Jahre 1787 zu Constantinopel geboren, in der Akademie der morgenländischen Sprachen in Wien erzogen und 1805 in das Jägercorps der dasigen Bürgermiliz aufgenommen. Hierauf arbeitete er längere Zeit in dem Bureau des Hofcommissairs, Grafen von Wrbna, der ihm einen Theil der französischen Correspondenz übertrug, wurde im Jahre 1806 als Sprachknabe bei der Internuntiatur zu Constantinopel und 1811 bei der östreichischen Gesandtschaft in Petersburg angestellt, begleitete 1812 als wirklicher Legationssecretair den Fürsten von Schwarzenberg nach Galicien, um die Correspondenz mit den französischen Armeebehörden zu führen und ähnliche diplomatische Geschäfte zu übernehmen. Nun wohnte er mit geheimen Aufträgen dem Congresse zu Chatillon bei, wurde mehrere Male nach der Schweitz gesandt und bis zur Ankunft des Fürsten Metternich bei der provisorischen Regierung von Frankreich vom Fürsten von Schwarzenberg accreditirt, hierauf zum Legationssecretair in Florenz ernannt, aber schon 1815 zurückberufen, um den Fürsten aufs Neue ins Feld zu begleiten. Im April 1816 wurde er als östreichischer Commissair auf die Insel Helena beordert, wo er sich 2 Jahre aufhielt und sich nun als Generalconsul in die vereinigten Staaten begab, um die Verhältnisse zwischen Nordamerika und Östreich festzustellen, was er jedoch nicht auszuführen vermochte. Im Jahre 1820 zum außerordentlichen Gesandten und bevollvollmächtigten Minister in Rio Janeiro ernannt mußte er schon nach 5 Monaten bei dem Ausbruche der dortigen Revolution mit dem Könige das Land verlassen und begab sich nach Lissabon. Da aber kurz vor seiner Ankunft (1821) der östreichische Generalconsul und Geschäftsträger, Ritter von Berks, wegen erhaltener Beleidigung abgereist war, so sah er sich zu gleichem Schritte genöthigt und lebte nun in Geschäften des östreichischen Hofes bald in London, bald in Paris und Wien, bis er im Jahre 1834 zum Internuntius in Constantinopel ernannt wurde. 81.

Stufe bezeichnet im Bergwesen ein Stück eines Minerals, eines Gebirgsgesteins, eines Lagers, eines Ganges, einer Druse, welches zur Besichtigung der Art, aus welcher dieselbe besteht, bestimmt ist. 76.

Stufenjahre, s. Klimakterisch.

Stumm, s. Taubstumm.

Stumpfsinnigkeit, lat. stupiditas; franz. stupidité; engl. stupidity, ist ein tiefer Grad der Idiotie (s. Idiot) oder, wie Esquirol sagt, die letzte Stufe der menschlichen Entartung, wo weder intellectuelle noch moralische Fähigkeiten vorhanden sind, noch je vorhanden waren, und auch der Körper mit dieser gänzlichen Entbehrung aller Seelenkräfte im Verhältnisse steht. Demnach befinden sich bei dem Stumpfsinnigen die Sinne kaum in einem rohen Entwurfe, es ist bei ihm fast gar keine Sinnesempfindung und kein Verstand vorhanden und sein Geist könnte sich nicht einmal entwickeln, da die Äußerungswerkzeuge desselben so mangelhaft sind. Die Empfindungen können nicht sich eine durch die andere berichtigen, noch kann die Erziehung einem so großen Mangel abhelfen. Eine sehr bemerkliche Varietät der S. ist der Cretinismus (s. d. Art.). 14.

Stunde, lat. hora; franz. heure; engl. hour, ist 1) der 24. Theil des Tages und zerfällt in 60 Minuten; 2) am bergmännischen Compasse der 12 Theil eines Halbkreises und zerfällt in 8 Achtel à 4 Viertel und jedes Viertel in 3 Theile. Man gebraucht diese Kreiseintheilung zur Messung horizontaler Winkel und sie ist von der astronomischen Eintheilung des Horizontes in Stunden hergenommen. 76.

Stundenkreis ist in der Astronomie gleichbedeutend mit Declinationskreis.

Stundenwinkel, ein in der Astronomie sehr wichtiges Element, ist der Winkel, welchen ein Stunden- oder Abweichungskreis mit dem ersten Mittagskreise (Meridian) am Pole bildet; er ist also auch gleich dem Bogen des Äquators,

der zwischen dem Meridiane und dem Stundenkreise liegt. Der S. wird von der südlichen Hälfte des Meridians aus und zwar von Süden über Westen fort, von 0° bis 360° oder von 0 bis 24 Stunden gezählt. Zu bemerken ist noch, daß die wahren S. der Sonne die wahre Sonnenzeit angeben. 13.

Sture, ein erlauchtes Haus in Schweden, von denen 3 Häupter sich als Statthalter des Reiches berühmt gemacht haben. — Sten S., Reichsvorsteher von Schweden, der Sohn Gustav's Anundssohn S. und der Schwestersohn des Königs Karl VIII., focht schon 1464 in Westmannland an der Spitze der aufrührerischen Bauern gegen Christian I. von Dänemark, ward von Karl Knutson (st. am 13. Mai 1470) in seinem Testamente zum Reichsvorsteher vorgeschlagen und dann auch zu Arboga am 1. Mai 1471 erwählt. Als solcher schlug er den Angriff Christian's auf Schweden kräftig zurück, beschäftigte sich darauf mit der Ordnung der Reichsverfassung und Beförderung des Wohls der Einwohner und errichtete 1476 eine Universität zu Upsala, entging aber, da er die Herausgabe der von Christian geforderten Morgengabe seiner Gemahlin verweigerte, welche nach des Königs Tode (1481) diese Sache persönlich in Rom betrieb, nur mit Mühe dem päpstlichen Bannstrahle. Ferner hatte er eine gegen ihn ausgebrochene Empörung in Westergöthland zu dämpfen und der Räuberei einiger schwedischen Großen zu steuern, während er mit den Russen, die in Finnland eingefallen waren, Krieg führen mußte. Er kämpfte zwar mit Glück gegen dieselben, mußte aber dem von seiner Gegenpartei begünstigten Könige Johann von Dänemark nach der unglücklichen Schlacht bei Rotebro (den 28. Sept. 1497) sich unterwerfen, der nun auch als König von Schweden anerkannt wurde. Doch bald war S. wieder an die Spitze des Aufruhrs gegen Johann gerufen und kämpfte mit Glück (1502), starb aber plötzlich zu Jankoping, wahrscheinlich an Gift, am 13. Dec. 1503. Sein Tod ward lange verheimlicht, doch endlich ein Seitenverwandter von ihm, Suante Nielssohn S., am 21. Jan. 1504 zum Reichsvorsteher gewählt, der den Krieg fortsetzte, Calmar, welches die Dänen besetzt hielten, belagerte und Johann zu wiederholten Malen schlug, aber schon am 2. Jan. 1512 zu Westerås starb. Nun ward dessen jüngerer Sohn, Sten S., am 23. Juli 1512 zum Reichsverweser erwählt. Aber außer Christian II. von Dänemark, welcher auch Schwedens Thron forderte, hatte S. noch einen hartnäckigen Feind an dem Erzbischofe Gustav Trolle zu bekämpfen, der es nicht vergessen konnte, daß durch die S. seinem Geschlechte der Glanz der Würde eines Reichsvorstehers entzogen worden war, und sich mit Christian II. verband. Bald zeigte sich eine dänische Flotte an den schwedischen Küsten (1517). S. ging muthig den Feinden entgegen, schlug ihren Angriff ab, ließ den Erzbischof auf einer allgemeinen Volksversammlung für einen Hochverräther erklären und seines Amtes entsetzen und schlug 1518 einen abermaligen Sturm, den Christian auf Stockholm unternommen hatte, glücklich ab, so daß dieser sich nach vielem Verluste wieder einschiffen mußte. Doch nun that der Papst ihn und ganz Schweden in den Bann und Christian ward mit der Vollziehung des Bannfluchs beauftragt. S. sammelte die treuen Schweden und führte sie dem Feinde bis Bogesund (Ulricasame) entgegen, fiel aber gleich zu Anfange der entstandenen Schlacht, ward zunächst nach Stregnäs in Sicherheit gebracht und starb auf dem Wege nach Stockholm am 9. Febr. 1520 (s. Schweden). 25.

Sturleson, s. Snorro.

Sturm in der Physik (s. Wind). — In der Kriegswissenschaft bedeutet S. (lat. impetus; franz. assaut; engl. assault) den Angriff von Truppen oder einer Festung mit gefälltem Bayonnette und Eindringen in ihre Reihen oder Ersteigung ihrer Werke und Verschanzungen. — Sturmbalken, Sturmwalzen, Sturm- oder Sprengblöcke sind starke ausgehöhlte Walzen, an beiden Enden mit einem niedrigen Rade versehen. Inwendig sind sie mit Pulver, Handgrana-

en und dem nöthigen Leitfeuer versehen und auswendig mit starken eisernen Spizen beschlagen. Sie werden an die äußeren Abdachungen der Brustwehren oder in die Böschungen der Berge befestigt und im Augenblicke, wenn der stürmende Feind diese ersteigen will, gegen ihn losgelassen. — Sturmkränze (serpenaux) sind Ernstfeuerwerke in Figur eines Kranzes, inwendig mit Granaten und auswendig mit scharfen Spitzen versehen, welche gegen den stürmenden Feind geworfen werden. — Sturmpfähle (traises) nennt man in der Befestigungskunst liegende Palisaden oder 4 Ellen lange und 8—12 Zoll starke zugespitzte Pfähle, welche in die Erde eingelegt und mit der Brustwehr bedeckt werden. Man bedient sich derselben, um den andringenden Feind an dem Ersteigen der Wälle oder der Brustwehren zu verhindern. — Sturmsäcke sind Säcke von doppelter Leinwand oder Zwillich, die mit 4—5 Pfund Pulver gefüllt werden. Der 4 Zoll lange Zünder wird hineingesteckt, an dem starken Kopfe desselben der Sack fest gebunden und das Ganze in flüssiges Pech getaucht. Die Säcke werden gebraucht, um den Feind beim Sturme auf eine Festung damit zu bewerfen. 26.

Sturm (Joh. Christoph), Professor der Mathematik und Physik, geb. zu Hippoltstein im Neuburgschen den 3. Nov. 1635, studirte zu Jena, Leyden und Leipzig Theologie und Mathematik, hielt an ersterm Orte Vorlesungen, wurde 1664 Prediger zu Deiningen im Öttingschen und 1669 Professor der Mathematik und Physik zu Altdorf, wo er den 25. Dec. 1703 starb. Er war der erste, welcher in Deutschland die Experimentalphysik einführte, ordentlich docirte und schriftlich darstellte, wodurch er sehr viele Vorurtheile vertrieb. S. hinterließ mehrere Schriften, als: „Physica eclectica“ (Altd. 1685. 2 Bde.); „Mathesis juvenilis“ (Ebend. 1701. 2 Bde.); „Philosophia eclectica“ (Ebend. 1686); „Physicae conciliatricis conamina“ (Ebend. 1685. 12.); „Collegium experimentale s. curvosum“ (Nürnb. 1676—1685. 2 Bde.); „Cometarum natura, motus et origo“ (Ebend. 1671) u. a. m. 26.

Sturm (Christoph Christian), ein berühmter ascetischer Schriftsteller, wurde am 25. Jan. 1740 zu Augsburg geboren und studirte in Jena und Halle Theologie. Seit 1765 Conrector in Sorau in der Niederlausitz ward er 1767 als Prediger in Halle angestellt, 1769 Prediger zu Magdeburg und 1778 Pastor an der Petrikirche und Scholarch zu Hamburg, wo er am 26. Aug. 1786 starb. In allen seinen Ämtern erwarb er sich durch sein Predigertalent, seinen Amtseifer und seinen ächt christlichen Wandel die allgemeine Liebe und Achtung. Großes Verdienst hat er sich um Verbreitung und Belebung religiösen Sinnes durch seine trefflichen und vielgelesenen Erbauungsbücher erworben, welche sich durch Popularität des Vortrags, Fruchtbarkeit des Inhalts, Wärme der Empfindung und geläuterte Religionsansicht vortheilhaft vor anderen dieser Gattung auszeichnen. Am Verbreitetsten unter ihnen sind seine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres“ (Halle 1768. 2 Bde. 10. Aufl. von Wilmsen, Hanov. 1811) und seine „Morgen- und Abendandachten“ (Magdeb. 1778. 8. Aufl. 1794). Außerdem erwähnen wir von seinen Schriften: „Der Christ in der Einsamkeit“ (Halle 1763); „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres“ (Halle 1772—1785. 2 Thle. N. Aufl. 1797); „Predigten für Kinder von reiferm Alter“ (Leipz. 1774. 2 Bde.); „Predigten über die Sonntagsepisteln“ (Halle 1774. 2. Aufl. 1776); „Predigten über einige Familiengeschichten der Bibel“ (Hamb. 1783. 2 Bde.); „Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelien“ (Ebend. 1778—1786. 3. Jahrg.); „Gebete und Lieder für Kinder“ (1776); „Lieder für das Herz“ (1787); „Gesangbuch für das reifere Alter“ (1777). — Vergl. Fedderſen, „Sturm's Leben und Charakter“ (Halle 1786). 63.

Sturz (Helfrich Peter), ein vorzüglicher deutscher Schriftsteller, wurde am

16. Febr. 1736 zu Darmstadt geboren, studirte in den Jahren 1754—1757 auf der Universität zu Göttingen die Rechte und außerdem mit besonderer Vorliebe Ästhetik und Rhetorik und erhielt 1759 in München als Secretair bei dem kaiserlichen Gesandten, Baron von Widmann, eine Anstellung, verließ aber schon 1760 diese wieder, da sie ihm keine Aussicht zu weiterer Beförderung gewährte, und trat als Privatsecretair in die Dienste des Kanzlers von Eyben zu Glückstadt, welcher ihm hierauf dem königlichen dänischen Staatsminister, Grafen von Bernstorff (dem älteren), empfahl, der ihn 1763 im Departement der auswärtigen Angelegenheiten anstellte und in dessen Hause er den Umgang Klopstock's genoß. Im Jahre 1768 reiste er als Legationsrath im Gefolge des Königs Christian VII. durch England und Frankreich und ward 1770 bei dem Generalpostdirectorium angestellt, verlor aber nach dem Sturze Struensee's (1772) diese Stelle wieder, wurde gleichfalls verhaftet und erhielt erst nach vier Jahren seine Befreiung wieder, worauf er zu Glückstadt und Altona von einer unbedeutenden Pension lebte. Zwar ward er wieder als dänischer Regierungsrath in Oldenburg angestellt und erhielt 1775 den Titel als herzoglicher oldenburgischer Etatsrath; allein sein kränklicher Körper und Lebensüberdruß, welcher auch nicht durch mehrere Reisen beseitigt werden konnte, trübten seine übrigen Tage und er starb am 12. Nov. 1779 zu Bremen. S. war einer der ausgezeichnetsten und geschmackvollsten deutschen Prosaiker, sein Styl ist leicht und gefällig, seine Darstellungsweise bei allem Streben nach Kunst blühend und geistreich. Vorzüglich verdienen seine „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf" (1777) und seine „Briefe eines Reisenden aus England ꝛc." im „Deutschen Museum" (1777) einer besondern Erwähnung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Leipzig (1779 f. 2 Bde. N. Aufl. 1786). 81.

Sturzbäder nennt man plötzliches Überschütten des Körpers mit kaltem Wasser aus einer beträchtlichen Höhe. Sie wirken heftig auf das Nervensystem durch Erschütterung und werden bei Epilepsie, Starrkrampf, Scheintod und Geisteskrankheiten oft mit Erfolg angewendet. 30.

Stuterei, Gestüt, franz. haras; engl. stud, heißt ein Ort, wo viele Pferde zur Zucht gehalten werden, welche insgesammt unter der Aufsicht des Stutenmeisters und der Stallbedienten stehen. Zur Anlegung einer S. ist vor Allem reine und gesunde Luft, gutes Wasser, tüchtige und hinreichende Weide vonnöthen. 26.

Stuttgart (Br. 48° 46′ 32″, L. 26° 50′ 38″), Hauptstadt und Residenz des Königs von Würtemberg, an dem Nesenbache, in einem Thale, das von 3 Seiten von Bergen und Anhöhen umgeben ist, besteht aus 4 Haupttheilen: der innern Stadt, der eßlingenschen Vorstadt, der obern Vorstadt und den neuen Stadttheilen, und hat 8 Thore, 9 Plätze, 87 Straßen, 1986 zum Theil gut gebauete Häuser, 6 lutherische, 1 katholische, 1 reformirte Kirche und 32000 Einwohner. Die schönsten Plätze sind: der Friedrichsplatz oder Marktplatz, der Charlotten-, Dorotheen-, alte Schloß-, Leonhards- und der Paradeplatz; die schönsten Straßen die Königs-, Friedrichs-, Kronen- und Schloßstraße. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich am Meisten aus: das aus Granit erbauete Residenzschloß, welches sowohl in Rücksicht auf seine Größe, als durch äußere, noch mehr aber durch innere Pracht zu den ausgezeichnetsten Palästen in Europa gehört; der sogenannte Schloßbau, ein 600 Fuß langes Gebäude, welches drei Höfe in sich schließt, auch die königliche Privatbibliothek von 30000 Bänden, den königlichen Reitstall, das Gymnasium, das große Opernhaus, das kleine Theater und verschiedene Wohnungen enthält; das alte Schloß aus dem XVI. Jahrh., Sitz verschiedener Behörden; das Herren- und Rathhaus mit der Waage auf dem Markte; das Gebäude der Kunst- und Sonntagsschule; das Opernhaus; das ehe-

malige Schloß der Kronprinzen, jetzt Sitz eines Ministerium; der Fürstenbau, der Marstall, welcher Raum für 300 Pferde enthält; das Bibliotheks- und Archivgebäude; das Ständehaus; der königliche Pavillon für die Kunstsammlungen; das Katharinenhospital; die 3 Casernen; das neue Krankenhaus und die Münze; unter den Kirchen die Stiftskirche mit schöner Orgel und den Gräbern und Denkmälern der Regentenfamilie und die neue katholische Kirche. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt S. vorzüglich ein Gymnasium illustre mit Reitschule, Sternwarte und Instrumentensammlung, eine Realschule, Kunst- und Gewerbschule, das Katharinenstift, eine Thierarzneischule, eine lithographische Anstalt, einen Kunstverein, einen landwirthschaftlichen Verein, eine Bildungsanstalt für Militairärzte, eine Forstschule, einen Wohlthätigkeitsverein für das ganze Land mit einem Waisenhause, Gesellschaft der Armenfreunde; dann 1 große öffentliche Bibliothek mit 200000 Bänden, unter denen 8256 Bibeln in 68 Sprachen und Dialekten, 1800 Handschriften und 2500 Incunabeln, 1 königliche Kupferstichsammlung, 1 Medaillen-, Kunst- und Antiquitätencabinet, 1 Naturaliencabinet, 1 Antikensaal, 1 botanischen Garten und die für jeden Freund der bildenden Künste äußerst interessante Werkstätte Dannecker's. Industrie und Handel haben sich in neueren Zeiten sehr gehoben und es gibt mancherlei Fabriken; vorzüglich steht der Buchhandel in Verbindung mit den vielen Buchdruckereien und anderen damit verknüpften Anstalten in großer Blüthe. Die Stadt soll aus einem Stutengarten entstanden sein, weßhalb auch das Wappen eine säugende Stute in weißem Felde zeigt. Graf Eberhard der Erlauchte machte sie 1320 zur Residenz. 71.

Styl (vom griech. στύλος, der Griffel, womit die Alten in ihre Wachstafeln zeichneten) ist nur im tropischen Sinne gebräuchlich und bezeichnet überhaupt die Art und Weise der Darstellung einer Sache, die allgemeine Form, unter welcher ein Werk des Geistes sich sinnlich darstellt. Wie zuerst, so wird auch noch vorzugsweise der Ausdruck von der Darstellung durch die Sprache, vorzüglich in schriftlicher Weise, verstanden (Schreibart, Diction), aber hier in weiterer oder engerer Bedeutung. Denn wenn auch einestheils mit dem sprachlichen Ausdrucke zugleich nothwendig der S. im Allgemeinen gegeben ist, da sich Nichts ohne eine besondere Form denken läßt, so kann sich doch anderntheils hier auch eine Mannigfaltigkeit der Darstellung entwickeln, welche durch verschiedene Einzelnheiten bedingt den S. in jeder Weise zu einem besondern und eigenthümlichen macht, und wenn daher wieder im Allgemeinen der S. mit der Darstellungsfähigkeit der Sprache einerlei ist, so zerfällt er im Besondern in so viele verschiedene Arten, so vielfach der sprachliche Ausdruck sich von der Individualität des Einzelnen beherrschen läßt. In letzterer Hinsicht ist daher der S. etwas im Menschen selbst Gegebenes, der Ausdruck seines Charakters, und tritt je nach dem Reichthume und der Lebhaftigkeit des Geistes, der Klarheit des Denkens, der individuellen Art der Gedankenverbindung, der Herrschaft über die Sprache, der Gewandtheit in der Wahl der Ausdrücke ꝛc. mehr oder weniger als ein Product der Kunst auf; in ersterer hingegen fällt er mit dem Geiste der Sprache zusammen und besteht in der angemessenen Behandlung des Sprachstoffs zur Darstellung des Gedachten im Geiste der Sprache. In dieser Hinsicht wird demnach der S. zu einem Gegenstande der Kunst und kann durch eine Theorie bestimmt werden und in dieser Beziehung wird auch der Ausdruck genommen, wenn vom Style im Allgemeinen die Rede ist. Doch würde es falsch sein, hier ganz ausschließend strenge Regeln aufzustellen; denn der menschliche Geist läßt sich in seiner Thätigkeit und Vielseitigkeit nicht beschränken und die Individualität wird überall ihre Herrschaft behaupten. Es gibt daher nur einige allgemeine Regeln des Styls, welche sich auf die Deutlichkeit und das gegenseitige Entsprechen der Darstellung mit dem Gedanken, die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Verbindung der einzelnen Theile zu einer bestimmten Einheit, die Run-

dung der Rede, die Natürlichkeit der Darstellung ꝛc. beziehen; ob der S. fließend, periodisch, abgebrochen, gedrängt, leidenschaftlich, blumenreich, kalt, trocken ꝛc. ist, hängt theils von der Individualität des Schriftstellers, theils von dem behandelten Gegenstande selbst ab. In ästhetischer Hinsicht fordert nämlich eigentlich jeder Gegenstand seinen besondern S. und es kommt viel darauf an, ob man in Prosa oder in Poesie schreibt und ob der Gegenstand in philosophischer oder rhetorischer oder didaktischer oder historischer ꝛc. Hinsicht behandelt werden soll, wornach der S. jederzeit seinen besondern Namen erhält und besondere Anforderungen mit sich verbindet. Dieß begründet auch die verschiedenen Stufen des Styls, indem man den niedern, welcher Sachen des gewöhnlichen Lebens zur allgemeinern Verständlichkeit behandelt und wozu auch der Briefstyl gehört, den mittlern, welcher ernste Gegenstände mit der diesem angemessenen Würde und Bestimmtheit darstellt und unter Anderm auch den Geschäftsstyl in sich schließt, und den höhern S. unterscheidet, welcher mehr der Phantasie anheimfällt und durch die Wahl mehr abstracter Begriffe und höhere Auffassung des Gegenstandes die Rede auf das Gebiet der Poesie führt. Schätzenswerthe Lehrbücher des deutschen Styls haben wir von Adelung, Moritz, Bürger, Heinsius, Pölitz, Herling, Falkmann u. A. — Übergetragen auf Gegenstände der Kunst versteht man unter S. die Form, in welcher sich die Idee der Kunst darstellt. Dieser ist aber ebenfalls unendlich verschieden und zwar sowohl nach den Zeiten und Völkern (deutsch, griechisch, römisch ꝛc.), als nach der einzelnen Kunst selbst (Bau-, Bildhauer-, Malerstyl ꝛc.), nach dem Geiste, der sich in ihm ausspricht (antik, modern, romantisch) und nach der Individualität des Künstlers, letzterer auch Manier (s. d. Art.) genannt. 30.

Styliten, d. i. auf einer Säule (στύλος) Stehende oder darauf Lebende, hießen diejenigen christlichen Anachoreten, welche in der Selbstpeinigung so weit gingen, daß sie einen großen Theil ihres Lebens auf den Spitzen hoher Säulen stehend zubrachten, dem Himmel dadurch sich zu nähern wähnend. Der Erfinder dieser unnatürlichen Bußübung war ein gewisser Simeon aus Cilicien, mit dem Beinamen Stylites, welcher als Knabe seine Heerde verließ, im Kloster mehrmals vom frommen Selbstmorde gerettet, seit 420 n. Chr. bei Antiochien auf einem Säulengerüste freistehend oder bei Ermüdung mit Ketten angebunden 30 Jahre lang den erstaunten Völkern Buße predigte, der Schiedsrichter und Apostel wilder Araberstämme war und einem Kaiser Rathschläge gab und Gesetze abnöthigte. Nachahmer dieses nach seinem Tode kanonisirten Schwärmers finden sich bis ins XII. Jahrh. in Syrien und Palästina. 63.

Stymphaliden waren Raubvögel, welche sich an dem See Stymphalus in Arkadien aufhielten; Andere nennen sie Töchter des arkadischen Königs Stymphalus, die in Vögel verwandelt worden seien. Sie waren von der Größe des Kranichs und der Gestalt des Ibis, mit eisernen Flügeln und Klauen und geradem ebenfalls eisernem Schnabel. Ihre Flügel bestanden aus ehernen Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten und die durch jede Rüstung drangen. Sie tödteten Menschen und Thiere und fraßen sie auf. Hercules vertilgte sie nach Einigen mit den ehernen Krotalon, einem lärmenden Instrumente, das ihm Minerva gegeben hatte; nach Anderen durch Pfeile. Die Argonauten trafen auf der Insel Aretias oder Dia auf die S. und vertrieben sie durch das Getöse ihrer Waffen. 11.

Styx (Στύξ, das Entsetzen) war ursprünglich ein Flüßchen in Arkadien, das aus dem See Pheneus am Berge Nonakris bei der Stadt gleiches Namens entsprang und sich in den Fluß Krathis ergoß. Sein Wasser war eiskalt und die Alten fabelten viel von den schädlichen Eigenschaften desselben, daß es Menschen und Thiere vergifte, Metalle auflöse und Gefäße zersprenge. — In der griechischen Mythologie ist S. eine Nymphe, Tochter des Oceanus und der Thetis, nach Anderen des

Erebos und der Nacht, Gemahlin des Pallas, der zu dem Titanengeschlechte gehörte; mit ihm erzeugte sie die mächtigen Kinder: Eifer und Sieg, Gewalt und Stärke (Zelos und Nike, Kratos und Bia). Im Titanenkampfe trat sie zuerst auf den Rath des Oceanus nebst ihren Kindern auf die Seite Jupiter's, und seit der Zeit haben diese beständig ihren Sitz beim Jupiter; die S. aber genoß die Ehre, daß bei ihr die unsterblichen Götter den heiligsten Eid schwuren, dessen Verletzung hart bestraft wurde. Denn der meineidige Gott wurde 10 Jahre lang von aller Gesellschaft der Götter vertrieben und vom Genusse des Nektars und der Ambrosia ausgeschlossen. Das erste Jahr lag er ohne Leben in tiefer Vergessenheit und wurde auf seinem Lager mit Schimmel überzogen; die übrigen 9 Jahre trafen ihn noch verschiedene andere Plagen (Hes. Theog. 775—806). Nach derselben Stelle Hesiod's wohnte die S. in einem Felsenpalaste abgesondert von den übrigen Göttern oder in einer auf silbernen Säulen ruhenden Felsengrotte. Aus diesem Felsen sprudelt ein kaltes Wasser hervor und fließt weit unter der Erde hin durch schwarze Nacht. Dieß war der zehnte Quell des Oceans, der in die Unterwelt hinabfloß; die übrigen neun Quellen flossen um die Erde und das Meer und ergossen sich endlich in dieses. 11.

Suabedissen (David Theodor August), bekannter Philosoph, wurde 1773 zu Melsungen in Niederhessen geboren, studirte Philosophie und Theologie zu Marburg (1789—1793), ward 1800 Professor der Philosophie an der hohen Schule zu Hanau, 1805 Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Lübeck, 1812 Lehrer an der höhern Bürgerschule und dem Lyceum zu Cassel, 1815 Hofrath und Instructor des Prinzen Friedrich Wilhelm und 1822 ordentlicher Professor der Philosophie zu Marburg, wo er am 14. Mai 1835 starb. Er schrieb: „Resultate der philosophischen Forschungen über die Natur der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant" (Marb. 1808. 8. Preisschrift); „Über die innere Wahrnehmung" (Berl. 1808. 8. Preisschrift); „Diss. cur pauci semper fuerint physiologiae Stoicorum sectatores" (Cassel 1815. 4.); „Die Betrachtung des Menschen", eine Anthropologie in 3 Bdn. (Cassel u. Leipz. 1815. 8.), sein bedeutendstes Werk, mit Annäherung theils an Jacobi, theils an Schelling, aber auch mit vielen eigenthümlichen Ansichten; „Philosophie und Geschichte" (Leipz. 1821. 8.); „Zur Einleitung in die Philosophie" (Marb. 1827. 8.); „Von dem Begriffe der Psychologie, ihrem Verhältnisse zu den anderen, besonders verwandten Wissenschaften" (Marb. u. Cassel 1829. 8.); „Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen" (Marb. u. Cassel 1829. 8.); „Die Grundzüge der philosophischen Religionslehre" (Marb. u. Cassel 1831. 8.). — S. betrachtet die Philosophie als die Wissenschaft vom Leben des Menschen, theils an sich, theils in seinem Verhältnisse zu Gott; als Fundament derselben die Selbsterkenntniß. 80.

Suada oder Suadela (die Überredung) gehörte nebst den Grazien zu den Begleiterinnen der Venus, Andere zählen sie zu den Grazien selbst; daher auch in dem Tempel der Aphrodite zu Athen eine von Praxiteles gefertigte Statue derselben stand. Zu Athen soll Theseus ihre Verehrung eingerichtet haben, als es ihm gelungen war, durch Beredsamkeit die zerstreuten Bewohner Attikas in einen Staat zu vereinigen. 11.

Suanen sind ein Zweig der Georgier, welche das hohe Gebirgsland Suaneti, im russischen Gouvernement Grusien, bewohnen und 5000 Familien stark sind. Sie zeichnen sich durch Unreinlichkeit, Raubsucht, Muth und Geistesanlagen aus, verfertigen Tuch und Waffen und treiben Handel. Sie haben einen georgischen Dialekt, bekennen sich zur griechischen Religion und stehen unter Häuptlingen, die sie sich selbst wählen. 71.

Suard (spr. Süahr) (Jean Baptiste Antoine), bekannter französischer Schriftsteller, wurde 1733 zu Besançon geboren, studirte auf der Universität da-

selbst und wußte sich trotz seines nur mittelmäßigem Talentes durch sein zuversichtliches Benehmen bald literarischen Ruhm und eine bedeutende Einnahme zu verschaffen, da er sich auch in der Welt mit Feinheit zu benehmen verstand. Nachdem er wegen eines Duelles, bei dem er als Secundant zugegen gewesen war, eine Haft von 13 Monaten erduldet hatte, begab er sich nach Paris und trat hier der Redaction der englischen Zeitung bei, trug für sein „Eloge de Montesquieu" nicht nur einen Preis in einer Provinzialakademie davon, sondern erwarb sich dadurch auch die Bekanntschaft Montesquieu's selbst, der ihn nun auch bei Holbach, Helvetius, Raynal, Madame Geoffrin und in andere literarische und philosophische Cirkel einführte. Obgleich er selbst außer der Herausgabe der Zeitschriften: „Journal étranger" und der „Gazette littéraire de l'Europe" keine Schrift von Bedeutung lieferte, so wuchs doch besonders hierdurch sein literarischer Einfluß immer mehr und bald bildete sein Haus einen der Vereinigungspunkte der Philosophen und Dichter jener Zeit. Da der König seine Wahl zum Mitgliede der französischen Akademie (1772) nicht genehmigte, so fand seine Aufnahme in dieselbe erst nach mehreren Jahren statt. Unterdeß trat er in dem bekannten Streite zwischen den Piccinisten und Gluckisten auf die Seite der Letzteren und gab seine meisterhaften mit Witz und Satyre geschriebenen „Lettres de l'anonyme de Vaugirard" heraus, redigirte nach dem Aufhören der bereits erwähnten Zeitschriften die Journale: „Gazette de France" und das „Journal de Paris" und gab während der Revolution, durch welche er als ein Gegner derselben sein Einkommen verloren hatte, den „Publiciste" und den „Indépendant" heraus. Während der Schreckensherrschaft ward er auf kurze Zeit verhaftet, entfloh nach dem 18. Fructidor, um der Deportation zu entgehen, begab sich zu Necker nach Coppet und lebte alsdann längere Zeit in Anspach. Nach dem 18. Brumaire kehrte er aber in sein Vaterland zurück, trat als Mitglied der zweiten Classe des Instituts bei und wurde zum Censor so wie zum Secretair in der Akademie ernannt. Nach der Restauration schrieb man ihm großen Antheil an der Entfernung der buonapartistischen Mitglieder des Instituts, wie Etienne's, Arnault's u. A., bei. Er starb zu Paris im Jahre 1817. Die meisten seiner Aufsätze sind in den „Variétés littéraires" (Par. 1769. 12. 4 Voll. N. éd. 1804. 4 Voll.) und in den „Mélanges de littérature" (Paris 1803—1808. 8 Voll.) enthalten. Vergl. Garat's „Mémoires historiques sur la vie de Mons. Suard, sur ses écrits et sur le XVIII. siècle" (Paris 1820. 2 Voll.), welche trotz ihrer Mängel als ein wichtiger Beitrag über die Geschichte des XVIII. Jahrh. betrachtet werden müssen. 81.

Subaltern heißt untergeordnet und wird vorzüglich im Staatsdienste von den Beamten abwärts vom Rathe, den nur in der Kanzlei Angestellten, gesagt, so wie Subalternofficiere den Stabsofficieren entgegenstehen. 9.

Subbah hießen unter den mogolischen Kaisern in Indien die Statthalter der einzelnen Provinzen, von denen einige auch nach der Auflösung des Reichs den Namen beibehielten. 30.

Subhastation ist der öffentliche Verkauf eines Grundstücks oder anderer Realität an den Meistbietenden, die Feilbietung, Aussteckung, Vergantung. Die S. wird von dem Richter, unter dessen Gerichtsbarkeit das Grundstück gelegen ist, vorgenommen und geschieht entweder freiwillig, wo nichts Anderes als ein gewöhnlicher Kauf vorhanden ist, welcher mit demjenigen abgeschlossen wird, der das annehmlichste Gebot gethan hat; oder nothwendigerweise, z. B. der Theilung halber in Erbschaftsfällen, wenn die Erben über den Preis sich nicht verständigen können und daher den möglichst höchsten Preis zu erlangen suchen; oder endlich bei verholfenen oder verfallenen Grundstücken. Hier ist das Gericht der Verkäufer, welcher dem, der das höchste Gebot gethan hat, das Grundstück zuschlägt und die Kaufgelder (Licitationsgelder) bezieht. Der Name stammt von

der altrömischen Sitte, bei solchen Verkäufen einen Spieß (hasta) aufzupflanzen. 3.

Subject (subjectum, von subjicere, unterwerfen, unterlegen, das, was unter- oder zu Grunde gelegt wird) hat zunächst die logische Bedeutung des einen Gliedes im Urtheile, dessen nämlich, worüber geurtheilt wird, was also gleichsam die Unterlage oder den Vorwurf des Urtheils bildet (s. d. Art. Urtheil). Dem liegt jedoch ein tieferer, metaphysischer Sinn zu Grunde, nach welchem S. das Concrete, Wirkliche, bezeichnet, als die Einheit und gleichsam der Träger der mannigfaltigen Merkmale, als des Abstracten. In diesem Sinne brauchten es die Scholastiker von allem Wirklichen, im Gegensatze zu dem blos Gedachten, der sogenannten objectiven Idee. Neuerdings, besonders seit Kant, beschränkt man diese Bedeutung von S. zumeist auf die Sphäre des Geistigen, als des concretesten Ausdrucks der lebendigen und wirksamen Existenz, und nennt dann wohl entweder den ganzen Menschen oder auch die Seele, als das Bewußtsein jener Existenz, ein S. Daraus ergibt sich nun leicht der weitere Gebrauch dieses Begriffs, wonach man jenes concrete Bewußtsein als den Ausgangspunkt einzelner Bestimmungen oder Zustände betrachtet; so, wenn man einen Menschen ein Rechtssubject oder das S. einer Handlung nennt. Endlich folgt eben daraus die Bedeutung des Subjectiven, der Subjectivität, als des auf das Einzelbewußtsein Beschränkten, daher dem Allgemeinen und Allgemeingültigen sich Entziehenden, — daher subjective Gründe, subjective Wahrheit, subjective Auffassung u. dergl. für einseitig und unzureichend gilt, im Gegensatze des Objectiven (s. d. Art. Object). 80.

Sublimat heißt in der Chemie jeder durch Verflüchtigung mittelst Wärme und Abkühlung in der Vorlage oder dem Auffammlungsgefäße in fester Gestalt erhaltene Körper. — Natürliches S. heißt das Queckfilberhornerz oder salzsaure Queckfilber (Chlorqueckfilber), welches in Zweibrücken, zu Horfowitz in Böhmen, zu Idria in Krain, zu Almaden in Spanien auf natürlichen Lagerstätten, jedoch selten gefunden wird. — Vulkanische Sublimate bilden sich in den Spalten der Laven, den Kraterwänden der Fumarolen und anderen mit Vulkanen in Verbindung stehenden Canälen. Sie bestehen aus Schwefel, Salzen, Säuren, Oxyden und den Verbindungen dieser Körper. 76.

Subleyras (spr. Sübleëra) (Pierre), einer der besten Historienmaler Frankreichs im XVIII. Jahrh., war geboren zu Usez 1699, verlebte seine Jugend im Vaterlande, ging jedoch frühzeitig nach Rom, woselbst er auch erst 50 Jahre alt 1749 starb. Seine Öl- und Frescogemälde, so wie mehrere Schriften von ihm über Malerei werden noch jetzt von Kunstkennern geschätzt. 20.

Subordination ist die unbedingte Vollstreckung der Befehle eines Vorgesetzten oder überhaupt einer vorgesetzten Behörde, wenn sie auch der Ansicht desjenigen, der sie auszuführen hat, entgegen wären. Vorzüglich findet sie im Militairstande statt, wo von der schnellen und pünktlichen Befolgung eines Befehls oft sehr viel abhängt und wo es nothwendig ist, eine große Zahl verschiedener Individuen unter drohenden Gefahren zusammenzuhalten. Subordinationsverbrechen oder Auflehnung wider die Befehle der Oberen werden daher beim Militair sehr streng bestraft. 61.

Subreption, Erschleichung, ist in der Philosophie ein technischner Ausdruck für diejenigen Fehler im Denken und Urtheilen, die sich gleichsam dadurch einschleichen, daß sinnliche Täuschungen unsern Geist zu sehr in Anspruch nehmen und dadurch von der Wahrheit abziehen. Zerstreuung, Gemüthsunruhe und Mangel an Aufmerksamkeit sind namentlich die Fehler, die die Subreptionsfehler hervorbringen (s. Beweis). 20.

Subscription, die Unterzeichnung, die unterschriftliche Zusicherung, nennt

man ein Circular an Mehrere, worin jeder Einzelne um eine Zusicherung ersucht wird, z. B. um die Abnahme eines verkäuflichen Gegenstandes, eines Buches, um einen Beitrag zu irgend Etwas, um Theilnahme an einem Geschäfte ꝛc., nebst den mittelst Namensunterschrift darunter gegebenen Zusicherungen. S. zu Etwas eröffnen ist s. v. a. ein dergleichen Circular zur Sammlung von Unterschriften öffentlich vorlegen. Der Unterzeichner heißt Subscribent und das Verzeichniß Subscribentenverzeichniß. Subscribentensammlung. 3.

Subsidien, eigentlich Aushülfe, da wo das Bestimmte, die Regel nicht ausreicht, sind im besondern Sinne eine Beihülfe im Kriege ohne thätige Mitwirkung, sei es nun durch Geld oder andere Lieferungen. Am Gewöhnlichsten rechnet man dazu die Hülfsgelder, welche ein Staat an den andern zur Unterstützung im Kriege zahlt. Die Beweggründe zur Reichung von S. sind mannigfach: a) um beim Ausbruche eines Krieges den Verbündeten in dem gemeinnützigen Vornehmen zu unterstützen und doch nicht durch thätige Theilnahme am Kriege (durch Truppenstellung) vom andern Theile als Feind angesehen und behandelt zu werden (freie S.); b) bei blos verstellter Theilnahme an dem Verbündeten, um von ihm das Zugeständniß einer außerdem schwierigen Neutralität zu erlangen (gezwungene S.); c) oder wenn die eigene thätige Mitwirkung am beschlossenen Kriege aus besonderen Verhältnissen (z. B. bei Seemächten, um sich nicht durch Stellung von Landtruppen zu schwächen, oder aus Abneigung der eigenen Unterthanen gegen Vermehrung des Heeres) nicht rathsam ist. S. und Truppenstellung werden mit einander bisweilen verbunden, wenn z. B. die zu stellende Mannschaft nicht ausreicht, oder der Verbündete zur Ausrüstung der Seinigen nicht hinreichende Mittel besitzt. Die S. kamen mit Einführung der Soldtruppen erst völlig in Aufnahme. Die ersten erhielten Östreich und dessen Verbündete von England unter der Königin Anna wider Ludwig XIV. Im siebenjährigen Kriege erhielt Friedrich II. englische Truppen gestellt und Geldsubsidien versprochen, die er aber aus nicht genau bekannt gewordenen Ursachen hernach nicht erhielt. In den letztvergangenen Kriegen mit Frankreich war es England, welches einem jeden Staate, der gegen Frankreich irgend etwas unternahm, dazu S. gab und dadurch ganz hauptsächlich den Sturz Napoleon's erzwingen half. Der Staat, welcher S. gibt und welcher solche annimmt, bilden in dem Stücke eine Kriegsgesellschaft, bei welcher der eine Theil nicht thätig mitwirkt, sondern nur das Capital hergibt. 17.

Substantivum oder Hauptwort nennt man in der Grammatik dasjenige Wort, welches den Begriff eines selbstständigen Gegenstandes enthält, mag derselbe etwas in die Sinne Fallendes (concretum) oder nur von dem Geiste als solcher Gedachtes (abstractum) sein. Substantive sind der eigentliche Kern der Sprache, wie der Geist überhaupt alles Erkennbare stets als ein für sich bestehendes Ganzes aufzufassen strebt, und daher finden wir in jeder Sprache neben der großen Anzahl Bezeichnungen wirklich vorhandener Gegenstände stets das Streben die Begriffe so viel als möglich in Substantive zu verwandeln oder gleichsam zu verkörpern, weshalb fast jedes Wort der Sprache in ein Substantiv übergehen oder als solches gebraucht werden kann. Man unterscheidet aber substantiva appellativa, welche überhaupt Begriffe vorhandener Gegenstände bezeichnen, und nomina propria, deren Bedeutung nur einzelnen Gegenständen ausschließlich zukommt; ferner einfache Substantive und collectiva, welche letztere eine Gesammtheit einzelner Gegenstände als ein Ganzes bildend darstellen. Andere Eintheilungen beziehen sich auf die Declination und das Geschlecht der Wörter. Über den häufig dabeistehenden Artikel s. Artikel. Q.

Substanz, substantia, ist einer der Grundbegriffe der Philosophie, der jedoch trotz aller Forschungen und Zänkereien darüber noch bei Weitem nicht die

länglich verstanden zu sein scheint. Dem Sinne nach stellte ihn wohl schon die οὐσία des Plato und Aristoteles auf und allgemein ist er zu fassen als der Begriff des wahrhaft Seienden, das man dann auch als das beharrliche, ewige Sein betrachten mag, indem es keinem Wechsel unterworfen sein kann, weil ein solcher stets ein Nichtsein, ein Werden mit sich führt. Die Frage ist nur, wie man dieß Grundsein zu denken oder zu begreifen habe. Die Scholastik (s. d. Art.), welche von einem Ersten und Höchsten ausging und daraus Alles entstehen ließ (synthetisch), mußte natürlich die Frage nach diesem Ersten, als der S., zur Lebensfrage machen. Aber erst Cartesius bestimmte sie scharf durch den Ausdruck: „Substantia est causa sui — est id, quod per se est et per se concipitur", eine Erklärung, die Spinoza von ihm annahm, aber zu der richtigen Erkenntniß verwandte, daß es nicht mehrere Substanzen geben könne, wie Cartesius behauptete (nach ihm auch Leibnitz in seiner „Monadologie"), der die einzelnen Dinge dafür ansah, sondern nur einen Gott, dessen Accidenzen oder Modi alle einzelnen Dinge seien. — Von der andern Seite meinte die sensualistische Schule, von der Sinnenerfahrung ausgehend, die S., die sie in den einzelnen Sinnenempfindungen nicht fand und für eine solche nicht ausgeben konnte, sei nur die verworrene Idee eines gewissen Substrats der Sinnenempfindungen, ohne Realität. Kant glaubte den Streit zu schlichten, wenn er die S. für eine Kategorie (s. d. Art.) erklärte und ihr so einerseits ein besseres Recht, als Locke, einräumte, andererseits jene absolute Kraft des Sichselbstgebärens abspräche, die er nicht zu begreifen schien. — Was sich mit Gewißheit von dem Wesen der S. aussagen läßt, ist, daß sie einfach, bloßes Sein, nicht Erscheinung, also auch nichts Wirkliches, d. h. Existirendes, sondern nur ein Gedankending, eine Idee sein müsse, daß daher ihre Erkenntniß mehr eine negative, d. h. durch Abstraction von allen Bestimmungen, allem Scheine des Seins dieses wieder rein und an sich herstellende, als eine positive, d. h. eine wirkliche Vorstellung oder Wahrnehmung sei. 80.

Substitution ist die Einschiebung, Unterstellung des Einen an die Stelle des Andern, welcher seine Pflichten entweder nicht erfüllen kann oder nicht will. Der Fall kann vorzüglich eintreten: a) bei Vollmachten. Hier tritt der Substitut in die Stelle des Bevollmächtigten zu allen den Verrichtungen, welche der Letztere hätte übernehmen sollen oder mögen, ein. Die S. enthält ein neues Mandat des Substituenten, welches jedoch auf die Grenzen der Hauptvollmacht beschränkt ist. b) Bei letztwilligen Verordnungen, wenn der Erbe oder Legatar die Erbschaft nicht antreten konnte (z. B. wenn er den Anfall nicht erlebt) oder auch nicht wollte, und es ist noch ein Anderer bestellt, welcher in diesem Falle als Erbe oder Legatar eintreten soll. Hier steht dem Vater (nicht aber der Mutter oder Großmutter) auch das besondere Recht zu, für den Fall, daß seine Kinder in der Unmündigkeit, ohne ein Testament machen zu können stürben, in deren Stelle einen Erben zu substituiren. c) Endlich die Stellung eines neuen Dieners oder Beamten an den Platz eines Andern, welcher seine Function nicht mehr ausfüllen kann. Hierdurch erhält der Substitut gemeiniglich die Anwartschaft auf diese oder eine ähnliche Stelle beim Ableben oder völligen Austritte des Vordermannes. 31.

Subtraction, Subtrahiren, Abziehen, lat. subtractio; franz. retrancher, soustraire; engl. subtraction, lehrt eine Zahl finden, welche übrig bleibt, wenn man eine gegebene Zahl von einer andern gegebenen wegnimmt oder abzieht. Die Zahl, welche übrig bleibt, heißt die Differenz (s. d. Art.), die, von welcher abgezogen wird, der Minuendus, und die, welche abgezogen wird, der Subtrahendus. Das Zeichen der S. ist: —, welches minus oder weniger ausgesprochen wird. Da die Differenz und der Subtrahendus als die beiden Theile des Minuendus zu betrachten sind, so sagt man: die S. ist dasjenige

Rechnungsverfahren, wodurch aus einem Ganzen und dem einen Theile desselben der andere Theil gefunden wird. Auch ist die S. das Entgegengesetzte der Addition. 40.

Succession, s. Erbe.

Succumbenzgelder. Um bei Processen die Berufungen auf den Ausspruch des höhern Richters zu beschränken, hat man in neueren Zeiten außer den Erschwerungen, welche man in Ansehung der Beobachtung gewisser Förmlichkeiten auflegt, noch zwei besondere Wege: 1) die sogenannte summa appellabilis oder die Einrichtung, daß nur der, dessen Forderung eine gewisse Summe (in Sachsen 200 Thlr.) erreicht, sich der dritten Instanz bedienen dürfe; und 2) die S., indem man in gewissen Fällen den Appellanten zur Deponirung einer bestimmten Geldsumme verpflichtet, welche dann als Strafe verloren ist, wenn er in der Appellationsinstanz unterliegt (succumbit), d. h. keine andere Entscheidung als die frühere erhält. 10.

Suchenwirth (Peter), einer der vorzüglichsten Dichter des XIV. Jahrh., stammte aus dem Östreichischen, begleitete im Jahre 1377 den Herzog Albrecht III. von Östreich auf seinem Kriegszuge nach Preußen und hielt sich später in Wien auf. Sein Todesjahr ist zwar unbekannt, gewiß ist aber, daß er im Jahre 1395 noch lebte. Unter seinen zahlreichen Dichtungen behauptet die poetische Erzählung: „Von Herzog Albrecht's Ritterschaft" (Ritterzug) unstreitig den ersten Platz, auch ist sie als die einzige vollständige Geschichtsquelle über jenen Zug noch von besonderer Wichtigkeit. Außerdem schrieb er ein „Loblied auf die Liebe", einen „Krieg der Liebe und Schönheit", einen „Lobgesang auf die heilige Jungfrau" und einen „Klaggesang auf den Tod des Teichner" ꝛc. Gottsched erneuerte zuerst in seinem „Büchersaal der schönen Wissenschaften" (6. Bd. S. 120) das Andenken an ihn wieder und 1827 gab A. Primisser seine Werke zum ersten Male in der Ursprache mit einem Wörterbuche heraus und lieferte zugleich eine werthvolle Abhandlung über ihn und seine Dichtungen in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (1821. 14. Bd. S. 10. Anz.-Bl.). 81.

Suchet (spr. Süscheh) (Louis Gabriel, Herzog von Albufera), einer der thätigsten und glücklichsten Feldherrn Napoleon's, wurde 1770 zu Lyon geboren, widmete sich frühzeitig dem Kriegsdienste und zeichnete sich zuerst bei der Belagerung von Toulon aus. Im italienischen Heere unter Buonaparte, in das er 1795 versetzt wurde, zeichnete er sich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Kühnheit und Umsicht aus, bekleidete später als Divisionsgeneral unter Massena und Joubert den wichtigen Posten eines Chef de l'état major und wurde, nachdem Napoleon sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, von diesem zum Marschall ernannt. In dem Feldzuge der Franzosen gegen Östreich (1804 und 1805), so wie in den Schlachten bei Saalfeld und Jena gegen die Preußen sammelte er neue Lorbeeren; in den Kriegen gegen Spanien eroberte er Saragossa, Tortosa, Taragona und Valencia und sein Heer war bis zur Schlacht von Vittoria fast immer siegreich. Bei Wiedereinsetzung Ferdinand's VII. erhielt er den ehrenvollen Auftrag ihn zu empfangen und zum spanischen Heere zu begleiten. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair von Frankreich und zum Militairgouverneur von Elsaß. Während der 100 Tage befehligte er in Lyon die Armee des Südens. S. starb im Jahre 1826 zu Marseille. 61.

Sucre (Antonio José de), einer der vorzüglichsten Generale im südamerikanischen Befreiungskriege, wurde im Jahre 1793 in Cumana an der Nordküste von Venezuela geboren, erhielt seine Schulbildung in Caracas, trat hierauf, noch nicht 17 Jahre alt, unter die patriotischen Truppen Miranda's, that sich durch Tapferkeit und Klugheit hervor und erwarb sich dadurch die Zuneigung des Mulattengenerals Piar, der ihn in seinen Generalstab versetzte, worauf S. an dem Feldzuge

1814 am Orinoco Theil nahm und sich bei der Eroberung von Guiana (1817) sehr thätig bewies. Nachdem aber Piar erschossen worden war, trat S. 1817 unter die Fahnen Bolivar's, unterstützte dessen Feldzug nach Neugranada und übernahm nach der Eroberung der Hauptstadt Bogota (am 10. Aug.) und nach der Niederlage der Spanier unter General Valdez die Anführung einer Abtheilung des Heeres, welche die in die Anden von Popayan entflohenen Truppen des Vicekönigs Samana verfolgen sollte. S. erfocht nun am 28. April 1820 bei la Plata über die Spanier einen vollständigen Sieg, schiffte sich nach einem beschwerlichen Marsche längs der Berge auf dem stillen Meere ein, nahm im Mai 1821 die Stadt Guayaquil mit Sturm, schlug die Spanier in der Nähe der Stadt und erwarb sich durch alle diese Waffenthaten das Vertrauen der Patrioten. Als er sich in Guayaquil mit den peruanischen Truppen des Generals Andreas de Santa Cruz vereinigt und dadurch bedeutend verstärkt hatte, marschirte er auf Quito los, besiegte am 7. April 1822 den spanischen General Murgnon bei Huaco am Fuße des Vulkans Pichincha, vertrieb am 27. April die Reiterei der Feinde aus Riobamba und erfocht nach diesen Vorgängen am 24. Mai einen glänzenden Sieg an dem genannten Vulcane, worauf nicht nur die Hauptstadt Quito sich den Patrioten ergab, sondern auch die ganze Provinz von den Spaniern geräumt und den patriotischen Truppen der Weg von Colombia nach Peru geöffnet wurde. Im März des folgenden Jahres segelte S. mit 6000 Mann colombischer Hülfstruppen nach Peru, rückte im April in Lima, der Hauptstadt des Landes, ein, hatte als Bevollmächtigter Bolivar's wichtigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte und wurde zum Oberbefehlshaber der republikanischen Armee ernannt, erhielt aber, als die Spanier sich Limas wieder bemächtigt hatten, eine fast unumschränkte militairische Gewalt und schlug dieselben am 9. Mai 1824 in der Schlacht von Ayacoucho, wodurch die Befreiung Südamerikas von der Herrschaft der Spanier völlig gesichert wurde. Nun erhielt S. von Bolivar die Würde eines Großmarschalls von Ayacoucho und zugleich wurde er von Bolivia 1825 zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannt. Da er aber diese Stelle nur unter der Bedingung antrat, daß er 2000 Mann colombischer Truppen in Diensten behalten dürfe, und der von ihm und seinen Untergebenen ausgeübte Militairdespotismus dem Freistaate bald lästig zu werden anfing, so begonnen schon gegen das Ende des Jahres 1827 die Unruhen von Neuem, die er zwar unterdrückte, dabei aber so verwundet ward, daß ihm ein Arm abgenommen werden mußte. Kurz darauf brach am 18. April 1828 ein Aufstand aus, bei welchem S. verhaftet, aber vom Commandanten von Potosi befreit wurde. Nach wiederhergestellter Ruhe kehrte S. von Potosi nach Chuquisaca zurück und legte vor dem versammelten Congresse seine Stelle nieder, allein die Erbitterung des Volkes gegen den Militairdespotismus der Colombier war so groß, daß er sich nur durch die schleunigste Flucht der Lebensgefahr entziehen konnte. Bei seiner Ankunft in Bogota ernannte ihn nun Bolivar zum Oberfeldherrn der gegen Peru bestimmten Armee, mit welcher S. am 26. Febr. 1829 den Peruanern eine unentschiedene Schlacht lieferte, welche den Frieden herbeiführte. Darauf ging er mit Bolivar nach Bogota zurück, trat als Mitglied für Quito in den Congreß, wurde zum Präsidenten desselben erwählt, erklärte im Namen desselben, daß man die Abdankung Bolivar's nicht annehmen dürfe, und begab sich darauf bald nach der einstimmigen Annahme der Grundgesetze der neuen Constitution am 12. Febr. als Bevollmächtigter nach Merida, um die Zwistigkeiten mit Venezuela auszugleichen. Als aber hier die Unterhandlungen nicht zu dem beabsichtigten Ziele führten und S. nach Bogota zurückgekehrt war, hatte Bolivar sich bereits zur Abdankung genöthigt gesehen und war nach Cartagena abgereist. S. suchte nun vermittelst der Südarmee eine Gegenrevolution zu Gunsten Bolivar's zu bewirken und schon war es ihm gelungen nach Pastos zu gelangen, als man ihn plötzlich hinter diesem Orte in dem Gehölze von Berucas

ermordet fand. Obgleich sich S. als Staatsmann wenig auszeichnete, so nahm er doch den Ruhm eines der tapfersten, glücklichsten und einsichtsvollsten Feldherrn von Südamerika mit in das Grab. 81.

Sudan (Nigritien, Land der Schwarzen) ist ein Flachland des innern Mittelafrika im Norden von der Sahara, im Westen von Dar-Fur, im Osten von Senegambien und dem Konggebirge, im Süden von dem Nordrande Hochafrikas begrenzt, zwischen 11° und 16° N.Br. und 15° und 42° L., mit einem Flächenraume von ungefähr 60000 □Meil., noch nicht gehörig erforscht, doch in neuerer Zeit Gegenstand vieler Untersuchungen. Im Norden des Niger besteht das Land aus weiten sandigen Ebenen, Steppenflüssen und Seen; im Süden ist es durchaus gebirgig, waldig und wasserreich und hat hier die Kettengebirge: Kong- und Mondgebirge, Amadede, Eyreh. Es wird eingetheilt in den östlichen, in den Mittel- und in Westsudan oder Hochsudan. Hauptfluß ist der Niger; andere Flüsse sind: Rokelle, Bahr-el-Gasal, die Camavanca, der Mungo, Miselad, Bahr-el-Abiad, Asar, Snary, Yeon und andere kleine Steppenflüsse; ferner einige Seen, darunter der Titeri, mehrere kleine Süßwasserseen, besonders der 48 deutsche Meilen lange See Tsaad, in den sich alle von Norden, Süden und Westen kommende Gewässer ergießen. Der Boden ist nur an den Flüssen (besonders an dem zur Regenzeit weit und breit austretenden und befruchteten Niger) sehr fruchtbar; das Klima ist sehr heiß, wird aber durch beständige Gleichheit der Tage und Nächte, durch Regen und periodische Winde etwas gemäßigt. Die Producte sind: Kameele, Rindvieh, Esel, Maulesel, Pferde, Schafe, Ziegen, Elephanten, Löwen, Tiger, Hyänen, Affen, Krokodille, giftige Schlangen, Bienen, Strauße, Adler, Fische; Holz, Palmen, Sennesblätter, Baumwolle, Getreide, Mais, Reis, Butter-, Calabassen- und Gummibäume, Melonen, Manna, Caffee, Indigo; Gold, Kupfer, Eisen und Salz. Die Einwohner sind zum Theil Neger, zum Theil ihnen nahe verwandt, die theils nomadisch, theils in festen Wohnsitzen leben, theils Ackerbau, Viehzucht und ausgebreiteten Karawanenhandel treiben, und Fetische anbeten oder Muhammed's Lehren befolgen; auch gibt es hier Juden. Die gebildetsten sind die Haussaner, die Weberei, Färberei und Gerberei unterhalten; die mächtigsten sind die Fellatah (s. d. Art.). Die Handelsartikel sind: Sklaven, Elfenbein, Gold, Guru, Nüsse, Sennesblätter, Manna, Salz, Wachs, Indigo, Reis, Hirse, europäische Fabrikwaaren, besonders Flinten und Pulver, Gummi, Straußfedern, ostindische Gewürze, Tabak, Leinwand, Zibeth von den in Haussa befindlichen Zibethkatzen. Die wichtigsten Reiche sind: Bornu oder Burnu, Darfur oder Fur, Haussa, Fellatah, Bambarra, Timbuktu, Biru, Masina, Mandara, Metko, Wangara oder Bankara, Bahr-el-Gasal, Dar-Sselèh, Dar-Kulla und Kaschna oder das eigentliche S. 71.

Sudeten nennt man im weitern Sinne den über 50 Meilen langen Gebirgszug, welcher von der Lausitz an in südöstlicher Richtung zwischen Böhmen und Mähren einerseits und Schlesien andererseits sich bis an die Karpathen erstreckt und in seinen einzelnen Theilen das lausitzer Gebirge, Isargebirge, Riesengebirge, glatzer Gebirge, mährisches Gebirge genannt wird; im engern Sinne das glatzer Gebirge, welches sich durch seine kesselartige Bildung mit einzelnen isolirten Höhen besonders charakterisirt. 30.

Sudras, s. Kasten.

Sue (spr. Süh) (Eugène), ein ausgezeichneter französischer Romanschriftsteller der neusten Zeit, wurde im Jahre 1800 zu Paris geboren, widmete sich in seiner Jugend besonders der Literatur und Malerei, zeigte große Vorliebe für das Seewesen und unternahm eine Reise nach Amerika. Die bei derselben bemerkten Scenen scheinen einen tiefen Eindruck in seinem Geiste zurückgelassen zu haben; denn seine glühende Phantasie verwebte den Anblick des Meeres, das Leben der Seeleute

und die Behandlung der Sklaven in Amerika auf vielfache Art in seine späteren Dichtungen. Gegenwärtig lebt er im Kreise seiner Familie von dem Ertrage eines bedeutenden Vermögens und von seinen schriftstellerischen Arbeiten. Als Schriftsteller trat er zuerst in mehreren pariser Zeitschriften, besonders in der „Psyche" auf und als Romandichter machte er sich durch folgende Werke bekannt: „Plik et Plok" (1831); „Atar-Gull" (1832. Deutsch, Leipz. 1832); „Le Salamandre"; „Coucaratcha" und „La vigie de Koat-Ven" (Paris 1833. 4 Voll.). Auch lieferte er einen Beitrag zu dem „Livre des conteurs" und besorgte die Zeichnung zu dem Kupferstiche in den „Soirées de Walter Scott." Sein neustes Werk ist seine „Histoire de la marine" (Paris 1836). S. ist besonders Meister in Naturschilderungen und Darstellungen gräßlicher Scenen des Menschenlebens, weniger gelingen ihm jedoch Zeichnungen von Charakteren. In Frankreich gilt er für den Begründer einer neuen Art von Roman, nämlich des roman maritime. 81.

Süd, Südpunkt, s. Mittag, Mittagspunkt.

Südamerika, s. Amerika.

Südindien, s. Australien.

Südlicht oder **Australlicht** nennt man die dem Nordlichte (s. d. Art.) ganz ähnliche Erscheinung am Südhimmel. 30.

Südpolländer nennt man alle Inseln, welche weiter als über den 54° südlicher Breite hinausliegen. Die meisten sind erst in der neuesten Zeit entdeckt, alle aber unbewohnt und fast ganz in Eis begraben gefunden worden. Sie sind nur um des Robbenfanges willen hauptsächlich für die englischen und angloamerikanischen Seefahrer wichtig. Folgende sind die merkwürdigsten Inseln und kleineren Gruppen dieses Archipels: a) Neu- oder Südgeorgien (s. d. Art.). b) Sandwichland, südöstlich von der vorigen, außer einigen Klippen ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne Pflanzenwuchs und enthält vornehmlich: Bristol, die größte dieser Inseln; das südliche Thule und die kleine Traversaygruppe mit einem Vulcane. Zu diesem Archipel gehören auch die 1830 von James Brown entdeckten 4 Inseln, als Pollet-Eiland (56° 18′ S. Br., 28° 35′ W. L.), Prinzeninsel (55° 55′ S. Br., 27° 50′ W. L.), Willeysinseln (55° 25′ S. Br., 27° 43′ W. L.), Weihnachtsinsel (57° 49′ S. Br., 27° 38′ W. L.), von welchen Prince und Willey ebenfalls jede einen Vulcan haben. Nördlicher sind die Saundersinseln und die Lichtmeßinseln. c) Neu-Süd-Shetland, westlich und südwestlich von den südlichen Orkaden, 317° 30′ L., 62° 30′ S. Br., entdeckt vom Capitain Smith im Januar 1819, eine Gruppe zahlreicher Inseln, die er im Namen des Königs von England in Besitz nahm. Die Küste ist bergig und mit Schnee bedeckt, dem Anscheine nach unbewohnt und außer dem Wintermoos ohne Spur von Vegetation, im Ganzen der Küste von Norwegen ähnlich; das Klima ist gemäßigt; an den Küsten wimmelt es von Pot- und Wallfischen, Seeleoparden, Seehunden, See- und Landvögeln, besonders Pinguins, Möwen, Seeraben, Seehühnern, weißen Tauben, Süßwasserenten ꝛc.; auch hat man Steinkohlen, Chalcedon, Kalkspath, Schwefelkiesdrusen, Stillit, Apophyllit, Trapp ꝛc. gefunden. Die größten Inseln heißen Barrow, König Georg, Levingston, Deceptionsinsel mit heißen Quellen und einem der schönsten Häfen der Welt, James, die abschreckendste und höchste von allen Inseln, mit einem 2500 Fuß hohen Spitzberge, und Bridgemansinsel, mit einem rauchenden Vulcane, der unter 62° N. Br. der südlichste und zugleich der niedrigste aller bekannten Feuerberge ist, indem er nur 80 Fuß über das Meer emporragen soll. d) Die Australorcaden oder südlichen Orkneys, westsüdwestlich vom Sandwicharchipel, 1822 von Weddel entdeckt, zwischen 60° bis 61° S. Br. und von 44° 30′ bis 46° 30′ W. L. gelegen und unwirthbarer als Neu-Süd-Shetland, nur von Robben und Seevögeln

bewohnt. Die Hauptinsel heißt Pomona (Mainland, Coronation oder Krönungsinsel) und ist die westlichste; die östlichen und kleineren Inseln heißen Melville, Robertson, Weddel und Saddle ꝛc. Noch südlicher (74° 15′ S. Br.) fand Weddel noch 4 Eisinseln, die in einem offenen Meere schwammen, das er Meer Georg's IV. nannte und wo die Abweichungen der Magnetnadel sehr beträchtlich waren. e) Das Dreieinigkeitsland, südlich von Südshetland, wahrscheinlich auch ein Archipel, von dem erst einige Punkte, z. B. die 1821 entdeckte Krönungsinsel (61° 41′ S. Br.) mit einem guten Hafen (Palmersport genannt) und das noch südlichere Palmersland bekannt sind. f) Die kleinen, vom russischen Capitain Bellinghausen 1821 entdeckten Inseln Alexander I. und Peter I. liegen südwestlich vom Dreieinigkeitslande, fast unter 70° S. Br. Am 28. Febr. 1831 entdeckte der Capitain Biscoe, Befehlshaber eines zum Wallfischfange bestimmten Schiffes, unter 67° 15′ südlicher Breite und 69° 29′ westlicher Länge Land, welches sich auf 300 engl. Meilen lang auszudehnen schien und aus schwarzen mit Schnee bedeckten Gebirgen bestand. Man hält es für einen Theil von einem ungeheuren Festlande, welches sich von 47° 30′ östlicher bis 69° 19′ westlicher Länge, oder beiläufig vom Meridian der Insel Madagascar östlich bis zum Meridian des Cap Horn erstrecken soll. Biscoe nannte den zuerst entdeckten Theil Enderbysland. Im Februar 1832 entdeckte er am westlichen Ende desselben, unter 69° 29′ westlicher Länge, eine Insel in der Nähe des Festlandes und nannte sie Adelaideninsel. Sie hatte einen hohen Spitzberg und mehrere kleinere. Südwärts davon sah man Berge. 71.

Südsee, stilles Meer, Ostmeer, Australocean, großer Ocean, Südmeer, Mar del Sur, Mare pacificum, ist das größte von allen Meeren, welches im Norden mittelst der Beringsstraße mit dem nördlichen Eismeere zusammenhängt, im Westen Asien, die großen Inseln Neu-Guinea und Neuholland bespült und dazwischen mit dem indischen Meere zusammentritt, im Süden mit dem südlichen Eismeere zusammenfließt und im Osten ganz Amerika bespült und um das Cap Horn herum mit dem atlantischen Ocean zusammentritt. Seine Theile sind: das Meer von Kamtschatka; das ochotskische, japanische, das gelbe Meer, das chinesische Meer, der Meerbusen von Carpentaria; die Meerbusen von Guayaquil, Panama, Tehuantepec und Californien. Es zeichnet sich durch die Sicherheit der Schifffahrt in demselben, wie durch die Masse und die schöpferische Thätigkeit seiner Polypen und durch Australien aus, welches einen großen Theil seiner Oberfläche einnimmt, wie durch die Kette von Vulcanen, welche es umgeben. Den Namen stilles Meer hat es, weil es 30° S. Br. bis 5° N. Br. weniger stürmisch ist, als andere Theile des Meeres. In diesem Striche herrscht eine beständige Heiterkeit und bei sanften, immer gleichen Winden kann man auf eine sichere Schifffahrt rechnen; aber vom 5° N. Br. an bis tief in den Norden zur Beringsstraße hinauf herrschen die heftigsten Stürme fast in allen Jahreszeiten. Besonders sind die Winde den Fahrten von Norden nach Süden längs den Küsten sehr hinderlich und machen diese langwierig und gefährlich. Daher ist zwischen den so nahe an einander grenzenden Provinzen Mexico, Peru und Chile sehr wenig Verbindung. Man theilt dieses Meer 1) in die Nordsee, bis zum Wendekreise des Krebses in der nördlichen gemäßigten Zone, mit veränderlichen Winden, doch vorherrschendem Westwinde; 2) die Mittelsee oder das eigentliche stille Meer zwischen den beiden Wendekreisen, in der heißen Zone, mit den schönsten und größten Inselgruppen Australiens; 3) die eigentliche S., vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere, mit veränderlichen, besonders westlichen Winden und wenigen Inseln. Dieses Meer heißt auch das große Weltmeer, weil es unter den 5 Hauptmeeren das größte ist, indem unter dem Äquator seine Ausdehnung von Asien bis Amerika gegen 2400 Meilen beträgt. 71.

Sünde, lat. peccatum; franz. péché; engl. sin, ist überhaupt jede Abweichung vom göttlichen Gesetze; im engern Sinne aber jede im Zustande der Freiheit geschehene Abweichung von dem erkannten göttlichen Gesetze oder Willen Gottes. Jede S. setzt daher theils das Dasein eines zu beobachtenden Gesetzes und die Nichterfüllung desselben (was man das Materielle der S. genannt hat), theils die Kenntniß des Gesetzes und die mit Freiheit erfolgte Übertretung desselben (das Formelle der S.) voraus. Denn wo der Mensch keine Kunde hat und haben kann von einem Gesetze und wo er nicht im völligen Gebrauche seiner Freiheit ist, da kann auch keine S. stattfinden. Man pflegt die Sünden mannigfaltig einzutheilen und zwar rücksichtlich des Objects, gegen welches man sündigt, in Sünden gegen Gott, gegen Andere und gegen uns selbst; hinsichtlich des Gesetzes in Begehungs- und Unterlassungssünden; in Hinsicht der Handlung selbst in innere und äußere Sünden; endlich in Betreff der Schuld oder Strafwürdigkeit in Sünden des Vorsatzes und unvorsätzliche Sünden, verzeihliche und unverzeihliche, Todsünden und Erlaßsünden ꝛc. Über diese Eintheilungen ist aber zu bemerken: 1) alle Übertretungen des Gesetzes sind Sünden gegen Gott; auch kann man kein Gesetz übertreten, ohne sich an sich selbst zu versündigen. 2) Die Unterscheidung von Begehungs- und Unterlassungssünden ist eigentlich blos logisch; denn dieselbe Handlung kann als Unterlassungs- und Begehungssünde betrachtet werden. Doch hat sie Wichtigkeit in praktischer Hinsicht gegen das Vorurtheil, daß keine S. da sei, wo nicht gehandelt werde. 3) Man kann allerdings innere und äußere S. unterscheiden; denn es ist nicht zu läugnen, daß man sich eben so durch bloße Gedanken und Gesinnungen, selbst durch Gefühle, als durch äußerliche Handlungen an dem göttlichen Gesetze versündigen kann. Man hat jedoch zu berücksichtigen, daß es bei den inneren darauf ankommt, ob man die sündhaften Gedanken und Gefühle verschuldet hat und ihnen Raum gibt; denn wiefern sie unwillkührlich sind, sind sie keine S. 4) Wichtiger ist der Unterschied zwischen vorsätzlichen und unvorsätzlichen Sünden. Es gehört aber zur Freiheit des Vorsatzes theils Bewußtsein des Gesetzes, theils Überlegung des Zusammenhanges der Handlung mit dem Gesetze, theils die Kraft, sich zur Handlung selbst zu bestimmen. Daher unterscheidet man gewöhnlich bei den vorsätzlichen S. Sünden der Unwissenheit, Sünden der Übereilung und Sünden der Schwäche. Allein so wahr es ist, daß der Mangel des freien Vorsatzes die Zurechnung aufhebt, so ist dieß doch nur in den Fällen, wo jener Mangel unverschuldet war. Es fragt sich also, ob die Unkenntniß des Gesetzes, ob die Übereilung, ob die Übermacht einer fremden Gewalt, welche den Willen zur That genöthigt hat, verschuldet oder unverschuldet sei. 5) Der Unterschied zwischen Erlaß- und Todsünden endlich beruht ursprünglich auf jenen Stellen des neuen Testamentes (Matth. 12, 31. 32 u. a.), wo Christus erklärt, daß absichtliche Verläumdung seiner göttlichen Kraft wider eigene bessere Überzeugung (S. wider den heiligen Geist) eine S. sei, die nicht vergeben werden könne; denn eine solche S. setzt allerdings eine Verderbtheit der Gesinnung voraus, bei welcher eine Besserung und folglich auch Vergebung nicht statthaben kann. Wiefern es allerdings noch jetzt der Fall sein kann, daß der Mensch, der durch das Christenthum die Wahrheit erkannt hat, sich dennoch derselben widersetzt und den Wirkungen des göttlichen Geistes widerstrebt, in sofern kann es allerdings auch jetzt noch eine S. gegen den heiligen Geist geben. Allein man muß doch zugeben, daß dieß wenigstens in jenen Stellen nicht gemeint sei. — Fragen wir nach dem Ursprunge der S., so ist derselbe in dem Menschen selbst zu suchen. Sie entsteht aus dem durch freie Selbstverführung entstandenen Übergewichte des sinnlichen Reizes über die leitende Kraft der Pflicht. Es wird hierbei vorausgesetzt, daß der Mensch nicht sündigen kann, so lange er von dem klaren Gedanken an Gott und an seine Pflicht geleitet wird, und daß er seiner Natur nach das Böse nur unter dem Scheine des Guten (weil es ihm

lieblich und gut zu sein dünkt, 1 Mos. 3, 6) begehen kann. Die S. entspringt folglich aus der Vergessenheit Gottes in uns selbst und der in dem Gemüthe vordringenden Verblendung des Verstandes über das wahrhaft Gute; eine Verirrung, die nur durch unsere natürliche Beschränkung, die allmählige Entwickelung unseres Geistes, die animalische Trägheit unserer Natur und die aus ihr hervorgehende Liebe zu dem niedern Sinnengute möglich wird. — Noch hat man die Frage aufgeworfen: wie weit die S. und das Laster gehen könne, ohne sich selbst in der Person zu vernichten? Die Erfahrung lehrt, daß die S. von langer Dauer und eines immer neuen Zuwachses fähig ist. „Es läßt sich in der Welt des Gemüthes keine Grenze festsetzen, bei welcher das kühne Laster stehen bleiben müßte. Vielmehr scheint es in der Natur einer moralischen Ordnung der Dinge zu liegen, daß der Höhe einer unendlichen Vollkommenheit auch die Tiefe einer endlosen Unsittlichkeit gegenüberstehe, damit die Bewegung des Willens auf beiden Seiten frei und unbehindert bleibe" (von Ammon, „Handbuch der christlichen Sittenlehre" I. 414). — Schließlich bemerken wir, daß der Ausdruck „S." zuweilen für Sündhaftigkeit (vitiositas) gebraucht wird, unter welcher man den Hang zu Abweichungen vom göttlichen Gesetze versteht. 63.

Sündfluth, lat. diluvium; franz. déluge; engl. deluge, nennt man die große Überschwemmung, durch welche Gott nach den Angaben der mosaischen Überlieferung (Genes. 6 ff.) die von der rechten Bahn abgekommene Menschheit, als sie durch groben Sinnengenuß und Mißbrauch der Gewalt in unheilbares Verderbniß zu sinken drohte, zu vertilgen beschloß. Durch 40 Tage lang anhaltende Regengüsse und durch die austretenden Quellen des Oceans schwollen die Wasser bis 15 Ellen über die Scheitel der Berge an und alles Lebendige ging in den Fluthen zu Grunde, mit alleiniger Ausnahme Noah's, der mit seiner Familie, zusammen 8 Personen, und einzelnen Paaren von jeglicher Thiergattung auf einem Schiffe (Arche) sich rettete, das er nach erhaltener göttlicher Weisung erbaut hatte, nach dem Aufhören der Fluth, welche 1 Jahr und 10 Tage gedauert hatte, am Gebirge Ararat in Armenien landete und von da aus durch seine Nachkommenschaft die Erde bevölkerte. Die wahre Zeit dieser einer historisch dunkeln Zeit angehörenden Erdrevolution läßt sich nicht bestimmen. Nach der hebräischen Zeitrechnung fällt sie in das Jahr der Welt 1656, v. Chr. 2327 nach Petavius, 3547 nach Joh. von Müller. Unstreitig ist sie weit älter, als wenigstens die hebräische Chronologie angibt, und es ist auch wohl möglich, daß noch ältere Revolutionen unseres Erdballs vor der mosaischen S. vorhergegangen sein können, die sich in dem Dunkel der Urwelt verlieren. Übrigens findet man auch bei anderen Völkern ähnliche Sagen, welche auf eine Überschwemmung Vorderasiens in grauer Vorzeit hindeuten. So bei den Chaldäern von einer Flut unter Xisuthrus, der auf den chaldäischen Bergen den Fluten entrann; bei den Griechen unter Deukalion und Ogyges; bei den Chinesen, Japanern, Indern, Ägyptern, selbst bei den Südamerikanern, besonders den Mexicanern. Man hat hieraus die Allgemeinheit der Überschwemmung geschlossen und zu diesem Behufe die Überlieferungen fast aller alten Völker von dergleichen Naturrevolutionen zusammengestellt, welche die mosaische Angabe bestätigen sollten. Auch nahm man dafür die Versteinerungen und Gerippe von Thieren in Anspruch, die im Innern und auf den Gipfeln der höchsten Berge, aber auch in den kältesten und entferntesten Gegenden unter der Erde gefunden wurden, obgleich sie in den wärmsten leben (s. Antidiluvisch). Aber daraus, daß die meisten Völker von Überschwemmungen zu erzählen wissen, kann nicht gefolgert werden, daß sie von einer und ebenderselben reden. Die Überschwemmung einer weiten Landesstrecke, über deren Grenzen hinaus die geographische Kunde ihrer Bewohner nicht reichte, mußte denselben wohl als eine Weltüberschwemmung (weil sie ihre Welt betraf) erscheinen. Jene Überreste aber können auch noch von der Zeit her-

ühren, wo sich die Erde zur jetzigen Gestalt noch nicht gebildet hatte. Man hat aber nur eine partielle Fluth anzunehmen, welche nur einzelne Theile und Gegenen der Erdoberfläche traf. Denn ein allgemeines Austreten des Weltmeeres nd dadurch erfolgte Zerstörung der ganzen organischen Schöpfung läßt sich kaum enken, wo der Weltkörper erst seine Gestalt erhalten hatte; die Vereinigung aller Gattungen von Geschöpfen in der Arche aber und ihre Erhaltung darin während er Dauer der Fluth ist etwas Unmögliches und die so schnelle Bevölkerung und Kultur des Erdbodens nach Noah unglaublich. Vergl. Ph. Buttmann, „Über en Mythus der Sündfluth" (2. Aufl. Berl. 1819). 62.

Süßholz heißt die Wurzel eines zur 16. Linné'schen Classe gehörigen Staudenewächses (glycirrhiza) und zwar der beiden Arten glabra und echinata. Erstere, elche im südlichen Europa und auch in Deutschland gefunden wird, liefert eine ange, fingerdicke, inwendig gelbe, mit einer braunen Rinde bedeckte Wurzel; etztere, welche in Südrußland wächst, eine ähnliche, nur noch etwas dickere Wurel. Beide besitzen viel Zuckerstoff und Schleim, haben einen süßen, hintennach ber bitterlichen Geschmack und werden in der Medicin als demulcirendes Mittel bei katarrh, Husten und Brustübeln angewendet, entweder als Mischungsmittel in Theen, oder als Pulver, oder auch ausgepreßt, wodurch der bekannte Lakritzensaft liquiritia) erhalten wird. 30.

Süßkind (Friedrich Gottlieb von), ein verdienter Theolog, wurde am 17. Febr. 1767 zu Neustadt an der Linde geboren und 1783 in das theologische Seminar u Tübingen aufgenommen. Nach beendigten Studien war er kurze Zeit Pfarrgehülfe, bereiste dann (1790) Deutschland, ward 1791 Repetent am theologischen Seminare zu Tübingen, 1795 Diakonus zu Urach im Würtembergischen, und 1798 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen, Frühprediger und Inspectoratsassessor am theologischen Seminare, wurde 1805 als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath nach Stuttgart berufen und bald darauf (1806) auch Oberstudienrath, sodann Feldpropst und Prälat, 1808 Mitglied des Obercensurcollegium und 1814 Director des Oberstudienraths. Er starb am 12. Nov. 1829 mit dem Ruhme, sich wie um das höhere Unterrichtswesen überhaupt, so namentlich um die Organisation der theologischen Seminare Würtembergs äußerst verdient gemacht zu haben. S. hat folgende Schriften hinterlassen: „Geschichte des Opferfestes vom Abendmahl vom I. — VI. Jahrh." (in der „Göttinger Bibliothek der neuesten theologischen Literatur" vom Jahre 1790); „In welchem Sinne hat Jesus seine Religion und Sittenlehre für eine göttliche ausgegeben" Tüb. 1802); „Prüfung der Schellingschen Lehre von Gott, Weltschöpfung, Freiheit, moralischem Guten und Bösen" (Tüb. 1812.); „Über die Pestalozzische Methode und ihre Einführung in den Volksschulen" (Stuttg. 1809. 2. Aufl. 1811); „Symbolae ad illustranda quaedam evangeliorum loca" (3 Ptes. Tub. 1802—1804); „Vermischte Aufsätze meist theologischen Inhalts"; nach seinem Tode herausgegeben von K. F. Süßkind (Stuttg. 1831). Auch setzte S. Flatt's „Magazin für christliche Dogmatik und Moral" (seit 1813, St. 9.) fort. 63.

Süßmayer (Franz Xaver), einer der beliebtesten Componisten des vorigen Jahrh., geb. 1765, wendete sich frühzeitig zum Studium der Musik, ward der Schüler des berühmten Salieri und dann selbst Mozart's und endlich 1795 als Kapellmeister am kaiserlich-königlichen Operntheater in Wien angestellt, welchen Posten er auch bis an seinen Tod (1803) verwaltete. Unter seinen zahlreichen Compositionen verdienen hauptsächlich Erwähnung seine (meistens heroischen) Opern, unter denen seine vorzüglichsten sind: „Moses"; „Der Spiegel aus Arcadien"; „Die zwei Bucklichten"; „Soliman II. oder die zwei Sultaninnen"; „Il Furco in Napoli" 1800 ꝛc. In der classischen Musik ist er aber dadurch namentlich berühmt geworden, daß er zu denjenigen Sätzen des berühmten Re-

quiem von Mozart die Instrumente hinzusetzte, welche zu vollenden Mozart durch den Tod verhindert wurde. Auch sollen mehrere Partien aus Mozart's „Titus" S.'s Arbeit sein. 20.

Süßmilch (Johann Peter), der Begründer der politischen Arithmetik (s. d. Art.), ward 1707 zu Berlin geboren, studirte zu Halle und Jena anfangs die Rechte, dann Medicin und endlich Theologie, war darauf einige Zeit Feldprediger, dann Landgeistlicher und zuletzt Propst und Oberconsistorialrath in Berlin, wo er 1767 starb. Als Schriftsteller hat er sich vorzüglich durch eine eigenthümliche Auffassung der mosaischen Schöpfungsgeschichte bekannt gemacht, besonders aber ist er durch seine Schrift: „Die göttliche Ordnung in der Veränderung des menschlichen Geschlechts aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung derselben" (Berl. 1740. 4. Ausg. 1775. 3 Thle.) berühmt geworden, in welcher er zuerst die für die Statistik und Staatsverwaltung so wichtige Lehre von der Sterblichkeit und der Berechnung der Einwohnerzahl eines Staats nach Alter und Geschlecht entwickelte und dieser dadurch eine neue Richtung gab. 16.

Süß Oppenheimer, der berüchtigte würtembergische Finanzminister, ein Jude, ward 1692 zu Heidelberg geboren, widmete sich dem Handel und trat durch verschiedene Geldgeschäfte mit dem Herzog Karl Alexander von Würtemberg in Verbindung, der ihm anfänglich die Direction des Münzwesens übertrug und endlich bis zum geheimen Finanzrath und Cabinetsminister erhob. Als solcher besetzte er nun alle Stellen mit seinen Creaturen, verschlechterte die Münzen, belegte alle Beamten für Versehen mit großen Geldstrafen, errichtete ein Salz-, Wein- und Tabaksmonopol, verkaufte um große Summen Privilegien, zwang die Unterthanen zur genauen Angabe ihres Vermögens, zog eine große Menge Juden ins Land, welche sich auf jede Weise übermüthig betrugen, und drückte das Volk mit Abgaben aller Art. Der Haß, den er sich dadurch zuzog, stieg allmählig bis zur größten Höhe und kaum war der Herzog gestorben (d. 12. März 1737), als er verhaftet, vor ein Gericht gestellt und als Staatsverbrecher in seinem Staatskleide aufgehängt ward. 16.

Suetonius (Tranquillus Cajus), einer der ausgezeichnetsten römischen Schriftsteller, lebte zu Anfange des II. Jahrh., widmete sich frühzeitig dem Studium der Grammatik und Rhetorik, ward in der Folge ein intimer Freund des jüngern Plinius, durch dessen Verwendung er auch das Tribunat erhielt, und nach dessen Tode geheimer Secretair (magister epistolarum) beim Kaiser Hadrian. Wegen seines zu freien Betragens gegen die Kaiserin Sabina jedoch wurde ihm diese Ehrenstelle genommen, worauf er sich vom Hofe in die Einsamkeit zurückzog und bis an sein Ende mit regem Fleiße den Wissenschaften lebte. Etwas Näheres von seinen Lebensverhältnissen wissen wir leider nicht. Seine Werke sind: „Vitae XII imperatorum"; „Liber de illustribus grammaticis"; „Liber de claris oratoribus" (verstümmelt) und „Liber de poetis" enthaltend die „Vitas Terentii, Horatii, Persii, Lucani, Juvenalis, Plinii majoris". In allen diesen Schriften erscheint S. ziemlich frei von Barbarismen in der Sprache und von der geschmacklosen Zierlichkeit rhetorischer Prunksucht. Das wichtigste Werk unter allen sind seine „Vitae XII imperatorum", die Biographien der 12 ersten Kaiser bis auf Domitianus, welches darum für uns von höchster Wichtigkeit ist, weil es in vieler Hinsicht als einzige Quelle dasteht, zumal da S. dabei nur den Zweck gehabt zu haben scheint, treue und ins Einzelne gehende Berichte des Lebens und Handelns jener Kaiser in allen Beziehungen nach Quellen zu geben, deren Benutzung in dem Familienarchive nach seiner Stellung nur ihm allein möglich war. Und in der That leuchten eine strenge Unparteilichkeit und historische Kritik fast aus jeder Zeile seiner Schriften hervor, daher er beim Studium der römischen Geschichte dieser Zeitperiode unbedingt als eine der vorzüglichsten Quellen angesehen werden

muß. Die Ed. princ. erschien zu Rom 1470. Fol., welcher bald mehrere andere zu Rom, Venet., Lugd.-Bat., Paris etc. folgten. Andere Hauptausgaben sind von Rob. Stephanus (Paris 1543. 8.); Des. Erasmus (Basil. 1518. Fol. 1546. Fol.); Is. Casaubonus (zuletzt Genev. 1615); J. G. Grävius (Traj. ad Rhen. 1704. 4.); Burmann (Amstel. 1736. II. 4.); Erneſti (zuletzt Lips. 1772. 8.); Oudendorp (Lugd. 1751. 8.); Wolf (Lips. 1802. IV. 8.); Baumgarten-Crusius (mit einer clavis Sueton. Lips. 1816, neu 1820. 2 Voll. 8.); C. Benj. Haſe (Paris 1828. 2 Voll. 8.). Eine gute deutſche Überſetzung iſt von Oſtertag (Frankf. a. M. 1788 und 1789. 2 Bde. 8.). 20.

Sueur, ſ. Le Sueur.

Sueven nennt man vor der chriſtlichen Zeitrechnung eine Menge unter ſich verbündeter deutſcher Völkerſchaften, unter denen die Namen der Longobarden, Semnonen, Angeln, Hermunduren, Vandalen, Burgunder, Heruler und Rugier die bekannteſten ſind. Ihre Wohnſitze, welche ſich anfangs nur zwiſchen der Weichſel und Oder befanden, erſtreckten ſich ſpäter über die Elbe und dehnten ſich im Zeitalter Cäſar's ſelbſt bis an den Neckar und Rhein aus. Nach der Anſicht des Tacitus rührt ihr gemeinſamer Name von dem langen Haare her, welches ſie, als allgemeines Kennzeichen ihres Volkes, in einen Schweif oder Zopf gebunden trugen. Bis auf wenige Unterſchiede in den Religionsgebräuchen waren ihre Sitten und Verfaſſung denen der meiſten Völker germaniſchen Stammes ähnlich. Nach der Völkerwanderung verließen die S. ihre bisherigen Wohnplätze, drangen im Vereine mit Vandalen und Alanen in Gallien ein, gingen 409 über die Pyrenäen und beſetzten nebſt den Vandalen die ſpaniſchen Provinzen Altcaſtilien und Galizien. Als die Vandalen hierauf nach Afrika übergangen waren, breiteten ſich die S. erobernd bis in das jetzige Portugal aus; allein ihre Eroberungsluſt verwickelte ſie in verderbliche Kriege mit den Weſtgothen und Römern und nachdem ſie von erſteren im Jahre 586 gänzlich unterjocht worden waren, verſchwanden alle Spuren ihrer Herrſchaft und ſelbſt ihres Namens aus der ſpaniſchen Geſchichte. Die heutigen Schwaben, welche zuerſt im V. Jahrh. auftraten, bilden ein Theil der in Deutſchland zurückgebliebenen und mit den Alemannen verbundenen S., welche ſich zwiſchen dem Oberrhein und dem Main, dem Neckar, der Donau und dem Lech niedergelaſſen hatten. 81.

Suffeten hießen die beiden Staatsoberhäupter zu Carthago, welche an der Spitze der Verwaltung ſtanden und faſt königliches Anſehen hatten; daher ſie von den römiſchen Schriftſtellern öfters mit den Conſuln, von Ariſtoteles aber mit den ſpartaniſchen Königen verglichen werden. Ihr Amt dauerte wahrſcheinlich auf Lebenszeit; doch war es nicht erblich, ſondern wurde durch Volkswahl ertheilt. Nicht nur die verdienteſten, ſondern auch die reichſten Männer wählte man zu dieſer Würde. Sie beriefen den Senat zuſammen und hatten in demſelben den Vorſitz, unterſuchten die begangenen Verbrechen und ſprachen auf einem Throne ſitzend Recht. Mit der militairiſchen Gewalt dagegen hatten ſie nichts zu thun und nie waren ſie Feldherren im Kriege. — Häufig hat man die Schophtim (Richter) der Hebräer mit den S. der Carthager verglichen. Der Name iſt wirklich derſelbe, die Würde aber war verſchieden, indem jene mehr Anführer im Kriege, Erretter in dringenden Gefahren waren. 63.

Suffragān heißt jeder Geiſtliche, welcher Sitz und Stimme (suffragium) in einem geiſtlichen Collegium hat, als in Synoden von Biſchöfen unter einem Erzbiſchofe oder von Pfarrern unter einem Biſchofe, in Conventen unter einem Abte oder bei Ordenskapiteln unter einem Provincial. Suffraganbiſchöfe aber nennt man die einem Erzbiſchofe als Gehülfen und Stellvertreter untergeordneten Biſchöfe. 63.

Suffragium (von sub und frangere), eigentlich ein zerbrochenes Stückchen, eine Scherbe. Auf dergleichen Holzstückchen oder Täfelchen pflegten die Alten in den Volksversammlungen bei Abstimmung über Staatsangelegenheiten ihre Stimme oder ihr Votum abzugeben. Daher bezeichnet S. 1) das Votum der Bürger in den Comitien und der Richter bei Verurtheilung oder Lossprechung; 2) das Recht zu votiren, das Stimmrecht. Über die Art desselben bei den Römern s. Comitia. 18.

Suger, Abt zu St. Denys und Reichsverweser von Frankreich während der Abwesenheit Ludwig's VII. im heiligen Lande, wurde im Jahre 1087 von armen Eltern geboren, kam in seinem zehnten Jahre nach St. Denys, wo er mit Ludwig VI., der gleichfalls dort erzogen wurde, innige Freundschaft schloß, erhielt hier die Priesterweihe, wurde nach der Thronbesteigung Ludwig's VI. von diesem an den Hof gerufen, im Jahre 1122 zum Abt von St. Denys ernannt, widmete sich alsdann besonders der Rechtspflege und machte sich um die Verbesserung des Klosterwesens verdient. Nach dem Tode Ludwig's VI. genoß er bei dessen Nachfolger Ludwig VII. gleiche Gunst und als dieser, ungeachtet der Einwendung S.'s, mit dem deutschen Kaiser einen Kreuzzug nach Palästina unternahm, übertrug ihm derselbe unterdeß die Verwaltung seines Reichs, welches er so weise regierte, daß er sich dadurch den Dank seines Fürsten und vom Volke den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwarb. Er starb im Jahre 1152 während der Zurüstungen zu einem Kreuzzuge, den er selbst zu unternehmen gedachte, und hinterließ ein Werk: „De rebus in sua administratione gestis", so wie eine „Vita Ludovici VII." (enthalten in der Sammlung von du Chesne) und eine Sammlung von Briefen. 81.

Suggestivfragen sind Fragen, die der Richter an den Beschuldigten oder an den Zeugen thut und denen die Antwort schon untergelegt ist, oder wodurch er denselben zur Ertheilung einer verfänglichen Bejahung oder Verneinung verleitet. Da ein solches Verfahren mit der Redlichkeit und Würde, die einem Richter zur Pflicht gemacht sind, unverträglich ist, so sind solche Fragen mit Recht zu verwerfen. 17.

Suggestus hieß der erhabene Ort auf dem römischen Forum, von welchem herab die Redner zum Volke sprachen und welcher in der Folge den Namen Rostra erhielt. Cäsar ließ sich eine solche Anhöhe oder Thron auch auf dem Rathhause und in den Schauspielen errichten. — S. wurde auch der Platz, wo der Kaiser bei den Gladiatorenspielen saß, genannt. 18.

Suhla, Stadt in einem tiefen Thale des Thüringerwaldes, offen und gut gebaut mit 3 Kirchen, 1 Bürgerschule, 1 Armen- und Arbeitsanstalt, 993 Häusern und 6300 Einwohnern, ist der Sitz eines Bergamtes, 1 Eisen-Hütten- und Fabrikinspection und Hauptsitz der Gewehrfabrikation und der Barchentweberei in Henneberg. Erstere beschäftigte 1827 458 Arbeiter, worunter 105 Rohrschmiede, 262 Büchsenmacher und Schlosser und 91 Büchsenschäfter sich befanden. Außerdem gibt es 1 Ladestock-, Bayonnet- und Maschinenfabrik mit 20 Arbeitern. Man verarbeitet jährlich über 7000 Centner Eisen, das man meistens von Schmolkaden bezieht, und fertigt jährlich gegen 20000 Stück Gewehre aller Art. (1800 wurden 5519 Carabiner, 15515 Infanterie- und 105 Jägerflinten, 661 Büchsen, 1158 Paar Pistolen und eine Menge einzelner Läufe versendet.) Dann gibt es 1 englische Feilen-, 1 Sanitätskochgeschirr- und 1 Klingenfabrik und eine Menge andere Eisenarbeiter, die schmalkalder und suhlaer Waaren liefern. Bedeutender noch als die Gewehrfabrik ist die Barchentweberei, die 450 Meister beschäftigt und mit den umliegenden Dörfern jährlich 70000 Stück Barchent producirt. Es gibt außerdem noch große Gewehr-, Barchent- und Lederhandlungen, 7 Mahl-, 2 Schneide-, 1 Öl-, 1 Walk- und 1 Lohmühle und 1 Buchdruckerei. In der Nähe der Stadt findet man Eisensteingruben. 71.

Suhm (Ulrich Friedrich von), ein vertrauter Freund Friedrich's des Großen, wurde am 29. April 1691 in Dresden geboren, studirte in Genf und bildete sich unter Leitung seines Vaters in Paris zu Staatsgeschäften, worauf er im Jahre 1720 als churſächsischer Gesandter an den berliner Hof versetzt wurde. Hier trat er mit dem damaligen Kronprinzen, den nachherigen Könige Friedrich II., in enge Verbindung und stand mit demselben auch nach seinem Abgange von Berlin (1740) noch fortwährend in einem philosophischen Briefwechsel, welcher nach dem Tode des Königs unter dem Titel: „Correspondance familière et amicale de Frédéric II. avec U. F. de S." (2 Bde.) herauskam. 1737 war S. Gesandter an dem russischen Hofe und wollte eben in Friedrich's II. Dienste treten, als er noch während der Reise zu demselben im Nov. 1740 starb. 81.

Suhm (Peter Friedrich von), bekannter Geschichtschreiber, wurde am 28. Oct. 1728 zu Kopenhagen geboren und von seinem Vater, dem dänischen Admiral Ulrich Friedrich von S., mit großer Sorgfalt erzogen, bildete sich aber auch durch Privatstudien noch weiter fort. Aus Liebe zu den Wissenschaften begab er sich im Jahre 1751 nach Norwegen und hielt sich bis 1765 in Drontheim auf, wo er besonders für die ältere Geschichte Norwegens thätig war. In sein Vaterland zurückgekehrt widmete er sich fast ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen bis an seinen im Jahre 1798 erfolgten Tod. Als Schriftsteller erwarb er sich durch seine moralischen und gemeinnützigen Abhandlungen, durch seine Idyllen und Erzählungen, durch seine gründlichen Geschichtsforschungen und die Darstellung der Geschichte seines Vaterlandes bleibende Verdienste. Sein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, jährlich 5000 Thlr. auf Bücher zu verwenden und eine Bibliothek von mehr als 100000 Bänden zu sammeln, welche von mehreren Bibliothekaren besorgt und Jedermann zum Gebrauche geöffnet wurde. Er unterstützte arme Gelehrte mit Freigebigkeit nnd wendete bedeutende Summen auf den Ankauf von Copien und Handschriften, so wie auf die Herausgabe derselben. Unter seinen Werken, von denen mehrere in das Deutsche übersetzt worden sind, erwähnen wir vorzüglich: „Kritische Geschichte von Dänemark zu den Zeiten der Heiden", „Die Geschichte der nordischen Völkerwanderung", „Über den Ursprung der Völker im Allgemeinen" und „Über den Ursprung der nordischen Völker." Sein umfassendstes Werk ist jedoch die „Geschichte von Dänemark" (Kopenhagen 1782—1812. 4. 11 Bde.), welche aber nur bis zum Jahre 1319 reicht. 81.

Suidas, einer der beachtenswerthesten griechischen Grammatiker, lebte wahrscheinlich zu Ende des X. und im Anfange des XI. Jahrh. und ist berühmt als Verfasser eines Lexikon, das zwar oft unkritisch compilirt oder doch interpolirt erscheint, jedoch in vielfacher Hinsicht als Quelle höchst wichtig ist. Die Ed. princ. dieses Werkes ward besorgt von Demetr. Chalkondylas (Mailand 1499. Fol., später bei Aldus, Veneb. 1514. Fol.). Neuere Ausgaben sind von Ludw. Küster (Cantabr. 1705. Fol. 3 Voll.), Th. Gaisford (Oxon. 1834. Fol. 3 Voll.) und Bernhardi (Halle 1834. 2 Bde.). 20.

Sulkowsky (Anton, Fürst Ordinat von) auf Ryzyn, polnischer General, wurde am 31. Dec. 1785 zu Lissa geboren, vollendete seine wissenschaftliche Bildung, die er in Warschau begonnen hatte, in Breslau und Göttingen, wurde darauf im Jahre 1806 von Napoleon zum Obersten eines polnischen Infanterieregimentes, welches er selbst bildete, ernannt, erstürmte am 27. Febr. 1807 die Stadt Dirschau, als seine erste Waffenthat, nahm alsdann an den Belagerungen von Danzig und Kolberg und 1808 an dem Kriege in Spanien, besonders bei der Vertheidigung von Toledo, in den Schlachten von Almonacid und bei Ocaña rühmlichen Antheil, wurde zum Gouverneur von Malaga ernannt, kehrte im Jahre 1810 als Brigadegeneral in das Herzogthum Warschau zurück, übernahm 1812 den Oberbefehl über die Avantgarde des Fürsten Poniatowski und befehligte

nach Warschau zurückgekehrt und zum Divisionsgeneral ernannt die Arrièregarde dieses Fürsten. Er zog alsdann an der Spitze einer Colonne durch Böhmen, commandirte in der Schlacht bei Leipzig eine Cavalleriedivision und übernahm nach Poniatowski's Tode auf Napoleon's Befehl die Führung des Restes der polnischen Armee. Da S. sein Wort gegeben hatte, die Polen nicht nach Frankreich zu führen, legte er darauf seinen Oberbefehl nieder und kehrte mit Napoleon's Erlaubniß anfangs auf seine Güter und sodann nach Warschau zurück. Als nach Wiederaufrichtung des Königreichs Polen auch die polnische Armee neu organisirt wurde, trat S. als Mitglied dem Kriegscomité bei und wurde später zum ersten Generaladjutanten der polnischen Armee beim Kaiser Alexander ernannt, erhielt aber 1818 die nachgesuchte Entlassung und zog sich auf seine Güter im Großherzogthume Posen zurück, wo er am 13. April 1835 starb. — Sein Bruder, Joseph S. (geb. 1774), zeichnete sich durch mannigfache Talente und Sprachkenntnisse aus, kämpfte 1792 unter dem polnischen Generale Zabiello tapfer gegen die Russen und ging dann nach Paris, als Stanislaus der Conföderation von Targowitz beigetreten war, und wurde hierauf als Chargé d'affaires von dem Wohlfahrtsausschusse nach Constantinopel gesandt, verließ aber nach dem Aufstande der Polen unter Kosciusko heimlich seinen Posten und kam verkleidet durch die östreichischen Staaten nach Polen, wo eben der Untergang der Republik durch die Schlacht bei Maciejowice herbeigeführt wurde. Hierauf wandte er sich 1795 wieder nach Paris, wurde zum Hauptmanne bei der französischen Armee in Italien ernannt, trat erst in Berthier's Generalstab, wurde darauf von Buonaparte zu seinem Adjutanten ernannt und folgte demselben nach Ägypten, wurde in mehreren Treffen verwundet und bei dem Aufstande in Kahira am 30. Vendem. 1798 getödtet, als er aus Diensteifer und Menschenliebe sein Leben der Gefahr zu kühn ausgesetzt hatte. Buonaparte benannte nach ihm ein Fort in Kahira. Seine „Mémoires historiques, politiques et militaires sur les révolutions de Pologne 1792 — 1794, la campagne d'Italie 1796 und 1797, l'expédition du Tirol et les campagnes d'Egypte 1798" (Par. 1832) wurden von Hortensius de St. Albin herausgegeben. 81.

Sulla (Lucius Cornelius), einer der merkwürdigsten Männer in der ganzen Geschichte des alten Roms, ward geboren 138 v. Chr. und war der Abkömmling eines Patriciergeschlechtes aus dem Stamme der Cornelier. Allein dieß war nach und nach in so dürftige Verhältnisse gekommen, daß S. nach Plutarch's Erzählung vor seinem Eintritte in das öffentliche Leben neben einem Freigelassenen in einer kleinen Wohnung zur Miethe wohnte. Von seiner wissenschaftlichen Jugendbildung wissen wir sehr wenig, allein alle Schriftsteller versichern, daß er in allen damals gewöhnlichen Wissenschaften die gründlichsten Kenntnisse gehabt habe; auch schrieb er Denkschriften (commentarii) über sich selbst, die aber freilich leider für uns verloren gegangen sind. Allein bei allem dem huldigte S. doch auch dem verderbten Geiste seiner Zeit, ergab sich den Ausschweifungen der Liebe und des Weins, wählte zu seiner Lieblingsgesellschaft Possenreißer und Schauspieler und betrat so die Laufbahn des öffentlichen Lebens, indem er 107 v. Chr. die Quästur erhielt. Darauf wohnte er unter dem Consul Cajus Marius (s. d. Art.) dem Kriege gegen Jugurtha (s. d. Art.) bei, ohne daß Marius sich viel von ihm versprochen zu haben scheint. Doch S. wollte in diesem Kriege seinen Ruhm begründen und begründete ihn wirklich. Bei jedem Siege hatte er einen entscheidenden Antheil und bald fingen die afrikanischen Fürsten an zu verzweifeln, zumal da S. mit Bocchus in Unterhandlung trat, ihn mit List zum Verrathe stimmte und selbst durch ihn den Jugurtha ausgeliefert erhielt, wodurch natürlich der Krieg beendigt war. Zwar fiel der Ruhm dieses Siegs fast allein auf Marius; aber S., seines Verdienstes sich bewußt, ließ nicht nur öffentliche Denkmäler errichten, auf denen er als Sieger genannt war, sondern führte seit dieser Zeit auch bis an seinen Tod einen Siegel-

ing, auf welchem jene Auslieferung Jugurtha's abgebildet war, gab aber dadurch reilich auch dem Hasse und der Eifersucht, die Marius immer, wenn auch heimlich, gegen ihn genährt hatte, neue Nahrung. Der neue Krieg mit den Cimbern und Teutonen brachte dem S. neuen Ruhm. Marius ernannte den S. gleich im ersten Jahre zu seinem Legaten. Im nächsten Jahre diente er als tribunus militum, wogegen er, wahrscheinlich um des Marius Eifersucht auszuweichen, in den beiden letzten Jahren dieses Krieges in das Heer des andern Consuls, Lucius Luctatius Catulus, übertrat und daselbst wahrscheinlich als Legat diente, wo er die Seele aller Unternehmungen gewesen zu sein scheint, welche das Heer des Catulus that. Die größten und schwierigsten Operationen ließ Catulus gern durch S. ausführen. Durch alles dieß mußten die Verhältnisse zwischen Marius und S. immer gespannter werden, zumal da Marius der Mann des Volks war, S. dagegen sich zu einer Stütze des Adels aufzuschwingen strebte. Allein ungeachtet des Ruhmes, den S. sich bis jetzt erworben hatte, bewarb er sich doch nicht um ein öffentliches Amt, sondern ward erst nach 5 Jahren nach dem Siege über jene Nordvölker (92), ohne vorher Ädilis gewesen zu sein, aber nachdem er bereits das Jahr zuvor bei seinem Gesuche um die Prätur durchgefallen war, zum Prätor ernannt. Daß aber S. in diesen verflossenen 5 Jahren nicht ohne Beschäftigung, namentlich Geistesbeschäftigung, gelebt hatte, sondern, wenn auch als Privatmann, bei seinem Scharfblicke, mit dem er ohne Zweifel die Mängel der damaligen Staatsverfassung erkannte, wohl Manches reiflich überlegte, was dereinst bei günstigeren Verhältnissen eine Umwandlung erleiden könnte, bezeugen seine nachherigen Handlungen nur zu deutlich. Nachdem das Jahr seiner Prätur verstrichen war, ging S. als Proprätor zur Verwaltung der Provinz Cilicien ab, setzte den aus Kappadocien vertriebenen König, Ariobarzanes, wieder in sein Reich ein und kehrte mit neuem und großem Ruhme, jedoch auch nicht ohne den Verdacht, sich widerrechtlich bereichert zu haben, im zweiten Jahre nach Rom zurück, kämpfte in dem unmittelbar darauf folgenden Bundesgenossenkriege tapfer mit und errang sich neue Lorbeeren. Zum Lohne dafür erhielt er im Jahre 88 das Consulat und übernahm, während es in Rom selbst wegen der daselbst herrschenden Spaltungen zwischen der Adelspartei und dem auf die Seite der Bundesgenossen tretenden Ritter- und Plebejerstande immer unheimlicher wurde, den Oberbefehl des Heeres, das nach Asien beordert war, um den Krieg mit Mithridates fortzusetzen. Da erkannte aber die Volkspartei den Fehler, den sie sich durch die Wahl S.'s zu Schulden hatte kommen lassen; schnell suchte sie denselben wieder gut zu machen. Der Volkstribun Publius Sulpicius machte, von Marius aufgereizt, den Vorschlag, den Oberbefehl in dem einträglichen Kriege gegen Mithridates dem Marius außer der Ordnung zu übertragen. Zu Nola erhielt S. diese beunruhigende Nachricht. Der Muth und die Wildheit seines Heeres bestimmten ihn zum Widerstande. Mit einen Soldaten drang er rasch bis Rom vor, nahm dieses mit Sturm und Schwert in, ächtete den Marius und mit ihm 11 seiner Anhänger, setzte mehrere Gesetze, vodurch er die Macht der Volkspartei zu brechen suchte, durch und nahm den ürs folgende Jahr gewählten neuen Consuln Luc. Cornel. Cinna (einem Haupte der Volkspartei) und Cnejus Octavius den Eid ab, während seiner Abwesenheit Alles n Ruhe und strenger Ordnung erhalten zu wollen. S. verließ hierauf zum zweien Male Rom und zog gegen Mithridates. Eine Reihe glänzender Waffenthaen machte ihn zum Abgotte seines Heeres, obschon er bei der Führung seines Krieges, namentlich bei der Belagerung und Einnahme Athens auf eine Weise verfuhr, die noch uns und wohl jeden Freund alter Kunst auf das Schmerzlichste berührt. Die herrlichsten Denkmäler der Baukunst wurden hierbei eingeäschert. Bald auch bewegte sich Mithridates zum Frieden, den zu erhalten S. um so mehr eilte, da unterdessen in Rom so wichtige Ereignisse geschehen waren, daß er un-

bedingt dahin zurückkehren mußte, wenn er nicht befürchten wollte, in dem Strudel der bürgerlichen Spaltungen unterzugehen. Seine bei seiner letzten Anwesenheit in Rom durchgesetzten Gesetzvorschläge waren nach seiner Abreise sogleich für null und nichtig erklärt worden; Marius mit seiner Partei hatte sich von Neuem wieder erhoben; mehrere Freunde S.'s waren ermordet oder vertrieben und gegen ihn selbst endlich Feldherren abgeschickt worden, die ihm den Oberbefehl nehmen sollten. Nach abgeschlossenem Frieden mit Mithridates brach daher S. eiligst auf, erhielt von Metellus, Pompejus, Cethegus u. m. A. Truppenverstärkungen und landete endlich bei Brundusium. Zu ihrem Glücke starben unterdessen Marius und Cinna (s. d. Art.). Niemand vermochte S.'s Vordringen Einhalt zu thun. Rom fiel abermals in seine Hände. Zahllose Morde waren das erste Werk seiner Macht; eben so viele folgten nach. Tafeln, auf denen sich die Namen derjenigen befanden, die als S.'s Feinde verdächtig waren, wurden öffentlich ausgehängt; jedem, der einen solchen zum Tode Verurtheilten ermordete, wurde eine Belohnung versprochen; ja selbst die Kinder und Enkel dieser Unglücklichen wurden aller ihrer Rechte für verlustig erklärt. Ganze Städte, die sich ihm widersetzt hatten, wurden vernichtet, die ganze Bevölkerung von Präneste, dem letzten Zufluchtsorte des jüngern Marius, niedergehauen, Greise, Kinder, Weiber den Henkern übergeben. Ein prachtvoller Triumphzug beschloß endlich den ersten Act dieses gräßlichen Trauerspiels. Nach demselben nahm er den Beinamen Felix (der Glückliche) an und ließ sich 81 v. Chr. zum dictator reipublicae constituendae auf unbestimmte Zeit ernennen. Neue Grausamkeiten folgten jetzt den früheren. Um seine Soldaten zu belohnen, schenkte er denselben Ländereien, welche römischen Bürgern entrissen worden waren; Sklaven und anderes in seinem Dienste stehende Gesindel erhielten das Bürgerrecht; die alte Verfassung wurde vernichtet. Es ist hier nicht der Ort, auf die Gesetze, die S. als Dictator gab und welche man gewöhnlich unter dem Namen Corneliae leges begreift, näher einzugehen; es genügt zu erfahren, daß sie auf die Veränderung alles Bestehenden, namentlich der bisherigen öffentlichen Ämter, der Comitien und der 3 Stände in Rom, Bezug hatten, daß ihre Tendenz ferner rein aristokratisch war und daß S. durch sie einen neuen Staat schuf, gegründet auf die Grundsätze der Aristokratie und der Adelspartei, und daß das entnervte römische Volk zur Freude über solche Schamlosigkeit ihm eine Bildsäule mit der Inschrift: „Cornelio Sullae Imperatori Felici“ setzte. Zwei Jahre hatte er gebraucht, um das künstliche, aber grausame Werk zu vollenden; schon im Jahre 79 entließ er öffentlich seine 24 Lictoren, die bis dahin ihn stets begleitet hatten, legte vor dem versammelten Volke freiwillig seine Dictatorwürde nieder und kehrte in den Privatstand zurück, wohl übersatt von dem Gepränge und den oft kleinlichen Mühen der Dictatur — denn für sich brauchte er schwerlich etwas zu fürchten, da auch jetzt noch ganz Rom vor ihm zitterte — vielleicht auch durch den Wunsch dazu bestimmt, die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens noch einmal zu genießen. Er lebte fortan auf seinem Landgute zu Puteoli, umgab sich daselbst mit Mimen, Citherspielern und Sängern, ergötzte sich mit Fischerei und Jagd, verscheuchte seine Langweile durch prächtige Mahle und Bacchanalien und starb endlich daselbst 61 Jahre alt 78 v. Chr. Ein von seinen zahlreichen, schon zu seiner Zeit lebenden Feinden erdichtetes, aber eben so oft nachgeredetes Mährchen läßt ihn an der Phthiriasis (s. d. Art.) enden. Alte und neue Schriftsteller haben sich gestritten, ob S. historisch groß genannt zu werden verdiene, und noch in der neuesten Zeit ist von einem unserer größten Gelehrten, Zachariä, eine geist- und kunstvoll gehaltene Apologie S.'s erschienen; allein betrachten wir S. als Feldherrn und als Staatsmann, so finden wir in ihm wohl eine der merkwürdigsten, bewunderungswürdigsten und seltensten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, aber dabei wird auch die Zeit nie die Blutflecken

Digitized by Google

erwischen können, mit denen seine Handlungen in das Buch der Weltgeschichte aufgezeichnet sind. Kein römischer Schriftsteller hat es daher gewagt, ihn einen großen Mann zu nennen. Ausführliche Schriften über S.'s Leben und Thaten sind: Zachariä, „Lucius Cornelius Sulla, genannt der Glückliche als Ordner des römischen Freistaates" (Heidelb. 1834. 8. 2 Bde.) und 2 Preisschriften von A. Wittig und K. Ramshorn, „De reipublicae rom. ea forma, qua L. Corn. Sulla Dictator totam rem rom. ordinibus, magistratibus, comitiis commutavit" (beide Lips. 1834. 8.). 20.

Sully (Maximilian von Bethune, Baron von Rosny, Herzog von), Marschall von Frankreich und erster Minister Heinrich's IV., einer der ausgezeichnetsten und rechtlichsten Staatsmänner aller Zeiten, wurde im Jahre 1559 zu Rosny in einer altadeligen Familie geboren, in der reformirten Kirche erzogen und zugleich mit dem Kronprinzen Heinrich von Navarra unterrichtet, dem er im Jahre 1572 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris folgte, wo er während der Bluthochzeit durch den Vorsteher des Collegium von Bourgogne, der ihn drei Tage lang verbarg, vom Tode gerettet wurde. Er nahm hierauf an den Feldzügen des jungen Königs von Navarra Theil, zeichnete sich in denselben durch seine Tapferkeit aus, that sich bei mehreren Belagerungen hervor und trug in der Schlacht bei Ivry (1590), in welcher er verwundet wurde, viel zur Entscheidung des Sieges bei. Nachdem er schon im Jahre 1583 seine Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, in denen ihn Heinrich nach Paris sandte, bewiesen hatte, schloß er 1586 im Namen desselben mit den Schweitzern einen Vertrag zur Stellung eines Hülfsheers von 20000 Mann und trat 1599 in Florenz wegen des Königs Vermählung mit Maria von Medici in Unterhandlung. Hierauf ging er nach dem Tode der Königin Elisabeth von England (1603) als Gesandter nach London und wußte Jakob I. für die Partei Heinrich's zu gewinnen. Seine vielen dem Staate geleisteten Verdienste bewirkten nun seine baldige Erhebung zu immer neuen Würden, so daß er im Jahre 1594 zum Staatssecretair, 1596 zum Mitgliede des Finanzconseils, 1597 und 1598 zum Oberaufseher der Finanzen, 1601 zum Großmeister der Artillerie und 1602 zum Gouverneur der Bastille ernannt wurde, womit er zugleich die Oberaufsicht über alle Befestigungen des Landes übernahm. Er sorgte nun für die Ruhe und Sicherheit Frankreichs durch Vertilgung der Räuberbanden, welche sich aus den durch die bürgerlichen Unruhen herbeigezogenen und nun zerstreuten Truppen gebildet hatten, und bewirkte als Finanzminister durch Ordnung und Sparsamkeit bei 35 Millionen jährlicher Einkünfte binnen 18 Jahren die Tilgung einer Staatsschuld von 200 Millionen, wobei er noch 30 Millionen erübrigte. Alle Bedrückungen, welche sich die Großen gegen das Volk erlaubten, suchte er zu verhindern und den Ackerbau auf alle Weise zu heben, ließ aber den Künsten des Luxus keine Aufmunterung angedeihen und war selbst gegen die Zeuchmanufacturen eingenommen, weil die sitzende Lebensart keine guten Soldaten erzeuge. Obgleich der König nicht immer in seine Ansichten einging, so ließ er seinen Verdiensten doch stets Gerechtigkeit widerfahren. Nach der Zurückkunft S.'s von seinem Gesandtschaftsposten aus England wurde er von Heinrich IV. zum Gouverneur von Poitou und zum Oberaufseher aller Häfen und Landungsplätze von Frankreich ernannt, 1606 sein Gut Sully an der Loire für ihn zum Herzogthume und zur Pairie erhoben. S. hatte sich nicht den Vorwurf zu machen, diese Gunstbezeigungen erschmeichelt zu haben; denn er zerriß sogar einst vor Heinrich's Augen den Ehecontract, den dieser unvorsichtigerweise mit der Marquise von Verneuil geschlossen hatte, und obgleich er selbst dem Könige seinen Übertritt zur katholischen Kirche aus Staatsrücksichten anempfohlen haben soll, so blieb er selbst doch stets ein treues Anhänger des Protestantismus. Nach Heinrich's Tode wurde S. im Jahre 1611 entlassen, erhielt ein Geschenk von 100000 Thalern, mußte sich vom Hofe ent-

fernen und gewann, obgleich er von Ludwig XIII. noch einige Male nach Paris gerufen, um Rath gefragt und im Jahre 1634 selbst mit dem französischen Marschallstabe beschenkt wurde, den frühern Einfluß nie wieder, legte darauf seinen Posten als Großmeister der Artillerie nieder und starb am 21. Dec. 1641 auf seinem Gute Villebon. Höchst wichtig für die Geschichte seiner Zeit und die Kenntniß aller Verhältnisse unter den Regierungen Karl's IX., Heinrich's III. und Heinrich's IV. sind seine „Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le Grand", welche 1636 zu Sully noch unter der Aufsicht des Verfassers gedruckt wurden. Diese Ausgabe ist zwar nicht so vollständig, aber treuer, als die später erschienenen (Amsterd. 1723. 12 Bde.; Amsterd. 1745. 3, 4 und 8 Bde.). 81.

Sulpicia, eine nicht eben sehr bedeutende römische Dichterin (ums Jahr 90) zu den Zeiten des Martialis. Noch vorhanden ist eine ihren Namen tragende ziemlich werthlose Satyre: „De edicto Domitiani sive de corrupto reipublicae statu Domitiani temporibus", zu welcher Dichtung ihr Domitian's Edict, zufolge dessen alle Philosophen aus Rom vertrieben wurden, Veranlassung gab. Diese Satyre ist oft mit Persius und Juvenalis herausgegeben worden, befindet sich auch in Wernsdorfii, „Poet. lat. min." (T. III.) und einzeln „Cum comm. Schwarzii" ed. Gurlitt (Hamb. 1819. 4. Part. II.). Wohl zu unterscheiden von dieser S. ist eine andere römische Dichterin gleiches Namens, die im 4. Buche der Elegien des Tibull oft erwähnt wird. 20.

Sulpitius Severus, ein lateinischer Kirchenhistoriker aus Aquitanien, geb. 363 n. Chr., war anfangs Sachwalter, dann Presbyter bei einigen Gemeinden Südgalliens und starb nach dem Jahre 410. In seiner heiligen Geschichte („Chronica" oder „Historia sacra", ed. Hofmeister. Tig. 1708) gab er eine gedrängte Darstellung der allgemeinen Religionsgeschichte vom Weltanfange bis zu Ende des IV. Jahrh. Geringeren Werthes sind seine Schriften zum Preise des Mönchthums, besonders eine „Vita Martini", Bischofs von Tours. Seine Werke sind herausgegeben von Clericus (Leipz. 1709) und Hieron. de Prato (Verona 1741 ff. 2 Bde. 4.). 63.

Sultan ist s. v. a. Gewaltiger, Herrscher und daher der Titel vieler muhammedanischen Monarchen. Das eigentliche Verhältniß zu den abendländischen Fürstentiteln ist unbestimmt, da oft, wenigstens früher, sogar abhängige Fürsten von ihrem Oberherrn mit dem Sultanstitel beehrt wurden, während der türkische Kaiser ausschließlich so genannt wird. Man bedient sich des Ausdrucks sogar als Anrede gegen nicht fürstliche Personen. — Sultaninnen werden gewöhnlich von den Abendländern die Frauen des S. genannt; doch führen in der Türkei diesen Titel nur die wirklichen erklärten Gemahlinnen, die Töchter des Kaisers und die Mutter desselben als Sultane Walide (Sultanin Mutter). 9.

Sulzer (Johann Georg), einer der ausgezeichnetsten Ästhetiker des XVIII. Jahrh., wurde am 5. Oct. 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, besuchte seit 1736, zum Geistlichen bestimmt, das Gymnasium zu Zürich, widmete sich mit vorzüglicher Neigung der Wolf'schen Philosophie, der hebräischen Sprache und dem Systeme Linné's, trat seit 1739 als Prediger auf, bekleidete 1740 eine Hauslehrerstelle und wurde alsdann Gehülfe des Predigers zu Maschwanden, wo er seine „Moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur" (1741) vollendete. Im Jahre 1742 unternahm er eine Reise durch die Schweitz, lebte 1743 als Hauslehrer kurze Zeit in Magdeburg und begab sich von hier nach Berlin, wo er mit Euler und Maupertuis in nähere Verbindung trat und im Jahre 1747 die Professur der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium daselbst erhielt. Alsdann gab er 1750 in Verbindung mit Ramler die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" heraus, machte eine Reise nach der

Schweitz, wurde bei seiner Rückkehr in die königliche Akademie der Wissenschaften als Mitglied für die philosophische Classe aufgenommen und schrieb nun mehrere philosophische Abhandlungen in französischer Sprache, welche jedoch später in das Deutsche (Berl. 1773. 2 Bde.) übersetzt worden sind. Um sich nach dem Verluste seiner Gattin zu zerstreuen, unternahm er 1760 eine zweite Reise in seine Heimath, legte nach seiner Rückkehr 1763 seine Stelle am Gymnasium nieder und war schon in Begriff sich mit seiner Familie in die Schweitz zurückzuziehen, als ihn der König zum Professor an der neugestifteten Ritterakademie ernannte und ihm ein Stück Land an der Spree zum Anbaue schenkte. Im Jahre 1765 trat er als Mitglied einer Commission bei, welche der Akademie eine bessere Einrichtung geben sollte, und bald darauf wurde ihm ein ähnlicher Auftrag in Bezug auf das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Theil. Auch bekam er einige Jahre später den Auftrag im Vereine mit Sack und Spalding die Schulen zu Klosterbergen, Stettin und Stargard zu revidiren, worauf er 1771 einer Einladung des Herzogs von Kurland zufolge die Einrichtung des Gymnasium zu Mitau übernahm; allein seine Kränklichkeit verhinderte ihn persönlich dabei zugegen zu sein. Aus demselben Grunde sah er sich im Herbste 1773 genöthigt, seine Stelle an der Ritterakademie niederzulegen, unternahm nun eine Reise nach der Schweitz, Frankreich und Italien und wurde noch während derselben zum Director der philosophischen Classe an der Akademie ernannt. Nach langer Kränklichkeit starb er am 27. Febr. 1779. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (letzte Ausgabe, Leipz. 1792—1794. 4 Bde.), zu welchem Blankenburg (Leipz. 1796—1798. 3 Bde.) sehr werthvolle literarische Zusätze lieferte. S. suchte in seinem Werke, dem er einen ausgebreiteten Ruf unter den Gelehrten seiner Zeit verdankte, welches aber jetzt seiner Grundidee nach veraltet ist, die Wolf'sche Philosophie mit den Ansichten der Franzosen und Engländer nach eklektischen Grundsätzen in Übereinstimmung zu bringen, die schönen Künste von der Moral bedingt werden zu lassen und den Gegenstand auf eine populäre Art darzustellen. Doch gelangten die Deutschen durch dieses Werk auch im Auslande zu einem höhern Rufe in Hinsicht der Ästhetik und der schönen Wissenschaften und ihre eigene Bildung wurde in diesem Fache dadurch bedeutend gehoben. Noch bemerken wir von S. seine „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens" (Nürnberg 1768. 3 Bde. 3. Aufl. 1780—1782. 4 Bde.). Seine „Selbstbiographie" wurde von Nicolai und Merian (Berl. 1809) herausgegeben. 81.

Sumarokoff (Alexander Petrowitsch), einer der vorzüglichsten russischen Dichter, wurde im Jahre 1718 geboren und starb zu Moskau 1777. Als Dichter zeichnet er sich vorzüglich im Trauerspiele aus, obgleich er sich meistentheils nach französischen Mustern gebildet hat. Am Bemerkenswerthesten unter denselben sind: „Sineus und Truwor" (1755 in das Französische übersetzt); „Semire, Korew und Aristone" (ebenfalls seit 1801 in das Französische übersetzt) und sein Hauptwerk „Der falsche Dimitri" (in das Französische übersetzt 1800; später auch in das Englische). Außerdem ist er noch der Verfasser mehrerer Lustspiele, so wie vieler Fabeln und Epigramme. 81.

Sumātra, s. Sundische Inseln.

Summarischer Proceß, s. Proceß.

Sumpffieber nennt man, besonders in heißen Ländern, diejenigen Krankheiten, welche in Folge des nachtheiligen Einflusses der Sumpfluft erzeugt werden. Die schädlichen Wirkungen der Sümpfe sind schon im frühsten Alterthume erwähnt worden. In der neuesten Zeit hat sich aber besonders Dr. Hasper das Verdienst erworben, uns mit den verschiedenartigen Sumpffiebern der Tropenländer bekannt gemacht zu haben (vergl. dessen „Natur und Behandlung der Tropenländer ꝛc.", Leipz. 1831). — Mit dem Namen S. wird von einigen thierärztlichen

Schriftstellern auch der Milzbrand benannt, weil die Krankheit häufig in sumpfigen Gegenden erscheint, wobei die Milz gewöhnlich das dabei leidende Organ ist, und welche auch Sommerseuche und Blutkrankheit (s. d. Art.), Brandblut, wildes, jähes oder heimliches Geblüt, Blutseuche, Erdfall, wildes Feuer, fliegendes Feuer, Teufelsschuß, rauschender Brand, gelbes Wasser, gelber Knopf, gelber Schelm, Knoten- und Karfunkelkrankheit, Lungenbrand genannt wird. Man nimmt gewöhnlich folgende Symptome wahr: große Lebhaftigkeit und Wildheit nach vorübergehendem Fieberfroste; lebhafte Augen; Nase und Maul sehr trocken; seltener Mistabgang, der hart, sehr dunkel, bisweilen mit Blutstreifen, bisweilen mit etwas Schleim versehen ist; Vergehen der Milch; seltener Abgang eines klaren Harns; Freßlust und Wiederkäuen hören auf; auffallend brennende Wärme des Körpers, der Hörner und Klauen; Herzschläge wenig fühlbar, nicht selten aussetzend, die Arterien zusammengezogen; ängstliches, stoßweises Athmen, bisweilen auch Husten. In anderen Fällen stehen die Thiere traurig da, folgen der Heerde nicht, fressen zwar immer noch, aber wiederkäuen und lecken sich nicht; es finden Fieberschauer statt; der Gang wird schwankend, unsicher, die Augen trübe, thränend, die Bindehaut der Augen und die Schleimhäute des Maules und der Nase gelb, gelbroth und fangen stark abzusondern an; der Mist ist weicher, abwechselnd hart, mit geronnenem Blute, oder mit Schleim und Blutstreifen vermischt; der Harn zähe, schleimig und braun. Die Herzschläge, so wie die Pulsationen der Arterien sind fühlbar und häufig, das Athmen stöhnend, mit Husten unterbrochen, Angst und Schmerzen andeutend; bisweilen ist das Flankenschlagen nur wenig beschleunigt, bis die Krankheit mehr einen typhösen Typus annimmt. Bevor sich aber der Typhus ausbildet, kommen die eigentlichen Anthraxbeulen zum Vorscheine, die bisweilen eine enorme Größe erreichen und eine sehr große Menge gelbes Wasser, oder kleberige gelblich-blutige Flüssigkeit enthalten; doch stellen sich dieselben auch bisweilen als knisternde, rauschende Geschwülste (Windgeschwülste) dar. Sie erscheinen vorzüglich am Halse, an der Brust, auf den Rippen und in den Weichen. Schreitet die Krankheit weiter fort, so werden diese Geschwülste brandig und der durch eintretende sehr heftige Fieberhitze sich charakterisirende Typhus führt dann schnell den Tod des Thieres herbei. Bei Pferden zeigen sich dieselben Symptome und nimmt die Krankheit denselben Verlauf. Bei den Schafen kommt der Milzbrand als Blutkrankheit (s. d. Art.) vor. Der Milzbrand, bei dem sich Knoten und Beulen bilden, wird auch Carbunkelkrankheit genannt (vergl. Carbunkel), von welcher der sogenannte Zungenkrebs (s. d. Art.) wieder eine besondere Form ist. Die eigentliche Ursache dieser eigenthümlichen Krankheit ist eben so wenig als ihr Wesen festgestellt; doch ist es Thatsache, daß sie in heißen Jahreszeiten und zwar am Häufigsten in Sumpfgegenden zu entstehen pflegt. Die Krankheit ist ansteckend, daher polizeiliche Maßregeln zur Verhütung der Weiterverbreitung nothwendig sind. (Über die Behandlung dieser Krankheit vergl. Blutkrankheit.) 28.

Sund heißt die Meerenge zwischen der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Küste, welche eine 9 Meilen lange und an der schmälsten Stelle ½ Meile breite Verbindung der Nord- und Ostsee abgibt. Die Passage der Schiffe ist aber schon seit langen Zeiten nicht frei, sondern die dänische Regierung erhebt zu Helsingör einen Zoll (Sundzoll), dem selbst die dänischen Schiffe unterworfen sind und welcher schon oft zu den Ursachen des Kriegs gegen Dänemark gehört hat. 37.

Sundainseln (111—138° L., 10° nördl.—8° südl. Br.) haben ihren Namen von der Straße Sunda, durch welche man zu ihnen gelangt, umfassen die bei Weitem größten und wichtigsten Inseln des asiatischen Archipelagus und werden in die größeren und kleineren eingetheilt. Sie werden von einer Menge

Gebirge durchzogen, unter denen der Ophyr auf Sumatra, von 13424 Fuß Höhe, der höchste ist, von vielen Vorgebirgen umgeben, von zahlreichen kleinen und großen Flüssen bewässert und haben viele Bäche, bedeutende Seen, viele heiße Quellen, Vulcane, darunter der 1377 Fuß hohe Ayer Raya auf Sumatra, der Dschedsch 8514 Fuß, Patuha 7000 Fuß, der Salak 6800 Fuß auf Java, die bedeutendsten und thätigsten sind, und große Sümpfe und Moräste. Der Äquator durchschneidet die ganze Inselgruppe und das Klima, obgleich öfter sehr heiß, ist erträglicher als in den übrigen Theilen des Archipelagus. Der Boden liefert die herrlichsten Naturerzeugnisse, als aus dem Thierreiche: Elephanten, Büffel, Rhinoceros, Zibethkatzen, Affen, auch Orang-Utang, Tiger, Pferde, Rindvieh, Schweine, Hirsche, Fische, Schildkröten, Bienen, Seidenraupen, Robben, Strandvögel und indische Vogelnester; aus dem Pflanzenreiche: Cocusbäume, Muskatennuß-, Gewürznägel-, Seiden-, Woll-, Eisen-, Farbe-, Eben-, Adler-, Bau- und Sandelholzbäume, Giftbäume, spanisches Rohr, Bambusrohr, Betel, Areka, Caffee, Zucker, Zimmet, Indigo, Brodfrüchte, Ananas, Südfrüchte, Cassia, Pfeffer, Ingwer, Campher, Benzoëgummi, Terpentin, Mangos, Kurkume, Kardamomen, Reis, Mais, Cacao, Sago, Drachenblut, Tabak, Flachs, weißen Hanf, Bananas und Rafflesia, die größte bekannte Blume; aus dem Mineralreiche: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Diamanten, Ambra, Elfenbein, Perlen, Schwefel, Salpeter, Queckſilber und Salz. Ihre Ureinwohner sind die Malaien, mit welchen zugleich Chinesen, Armenier, Perser, Araber, Negersklaven, Buggias, Papuas, Tagalen, Bissayen, Engländer und Niederländer auf den Inseln leben, welche beiden letzteren bedeutende Besitzungen auf diesem Archipelagus haben und den ganzen Handelsverkehr leiten. Die Regierung dieser Inseln wird theils von unabhängigen Sultanen, theils von Fürsten, die Vasallen der Niederländer sind, gehandhabt. Zu den größeren Inseln gehören: a) Sumātra, von Java durch die Meerenge Sunda und von Malakka durch die gleichnamige Meerenge getrennt, 5779 □ Meil. mit 7 Mill. Einw. Die Insel enthält 17 meistens von den Niederländern abhängende Staaten, unter denen die vornehmsten, von denen verschiedene Fürsten Vasallen sind, Menang-Kabo und Aſcham oder Aſchin heißen; dann das niederländische Gebiet von 922½ □ Meil. und 1 Mill. Einw. mit der Festung Padang, Sitz des Gouverneurs, Freihafen, der 350 □ Meil. große, an Pfeffer reiche District Benkulen mit dem Fort Marlborough, das Königreich Palembang und die 160 □ M. große Insel Banka. — b) Java (spr. Dschawa) (122° 20′—132° 30′ L., 5° 52′—8° 46′ Br.), 2355 □ Meil. groß mit 4800000 Einw., meistens Malaien, aber auch 100000 Chinesen und 30000 Niederländern und anderen Europäern. Hier gibt es 38 theils thätige, theils erloschene Vulcane. Die inländischen Fürsten sind Vasallen der Niederländer, deren Hauptstadt Batavia (s. d. Art.) am Tjilie oder Jacata ist. Hierher gehören auch die niederländischen Inseln Onruſt mit wichtigen Schiffswerften und Madura, sehr fruchtbar an Reis. — c) Bornĕo (125° 38′—138° L., 7° 10′ N.—5° 50′ S. Br.), die größte Insel Asiens, enthält 10008 □ Meil. mit 3 Mill. Einwohnern. Die Herrschaft gehört den Sultanen von Borneo, Sambas, Banjermassing, Suluh, Sukkadana ꝛc. Die Engländer besitzen einige Districte und die Niederländer haben eine Besatzung in dem Fort Tatis bei Banjermassing. — d) Celĕbes oder Makassar (136—141° W. L., 1½° N.—6° S. Br.), besteht aus 4 Halbinseln und enthält 4270 □ Meil. und 3 Mill. Einw., darunter die tapferen Makassaren oder Buggis. Hier sind die Staaten: Goach oder Makassar, Boni (1814 von den Engländern erobert), Soprini ꝛc., von denen einige den Niederländern zinspflichtig sind. Diesen gehören 231 □ Meil. mit 360000 Einw. und die Stadt Makassar, Hafen mit dem Gebiete, 110000 fanatisch muhammedanische Einw., mit

Digitized by Google

dem Fort Rotterdam, Hauptcomptoir und Waarenlager. — Zu den kleineren S., welche sich von 5½—11° S. Br. bis gegen die Gestade von Neuholland oder bis in den Anfang der Ostreihe fort erstrecken, gehören: Bali oder Kleinjava, durch die Balistraße von Java getrennt, 94 □Meil. mit 985000 Einw., welche unter 8 von den Niederländern abhängigen Radschas stehen, mit der beträchtlichsten Stadt Barang-Assem. — Lombok, durch die Straße gleiches Namens von Bali getrennt, von 8° 21′—8° 47′ N. Br., zwischen 133° 50′ und 134° 20′ L., 71 □Meil. mit 100000 Einw., einem 8000 Fuß hohen Vulcane und dem Hafen und Handelsplatze Ampinnan. — Sumbawa, zwischen 8° und 9° 2′ S. Br., 134° 20′ und 136° 50′ L., 365 □Meil. groß, von Malaien bewohnt. Sie enthält 6 Königreiche, ist sehr fruchtbar und hat mehrere thätige Vulcane. — Flores, Mantschirei oder Ende, ein schmales langes Eiland von 420 □Meil., zwischen 7° 50′ und 8½° S. Br., 137° 20′—140° 24′ L., gebirgig, doch sehr fruchtbar und von Malaien bewohnt. — Tschiindana, zwischen 135° 45′—138° 20′ L. und 9° 35′—10° 15′ S. Br., 108 □Meil. groß, 20 Meilen lang, 6 Meilen breit und von Malaien bewohnt. — Sabrao, unter 8° 8′ S. Br. und 140° 54′ L., 30 □Meil. groß mit dem Haupthafen Adinara und von Malaien bewohnt. — Solor, unter 8° 33′ S. Br. und 140° 51′ L., 19 □Meil. groß und von 2 Malaienstämmen bewohnt. — Lomblem, ein großes Eiland, unter 8° S. B., 64 □Meil. mit malaischen Einwohnern. — Ombay oder Malina, 87 □Meil., von rohen Menschenfressern bewohnt und unter 8°—9° S. Br. — Timor, 139° 30′—143° 20′ Ö. L., 7° 50′—10° 20′ S. Br., 420 □Meil. groß, zum Theil den Niederländern gehörig, die hier die Stadt Kupang mit dem Fort Concordia besitzen, sehr gebirgig und waldig und bewohnt von 800000 Seelen, darunter Papuas im Innern, Malaien, Chinesen, portugiesische Mestizen und Niederländer. Das portugiesische Gouvernement Dilli, von 85 □Meil. und mit 120000 Einw. — Um Timor liegen die Inseln: Simao, Kambing oder Garteninsel, Rottie, Dao mit Juweliren und Goldschmieden, Beuro und Sahul. 71.

Sunniten, s. Islam.

Suovetaurilia, s. Lustratio.

Supernaturalismus, s. Theologische Systeme.

Supremat, Suprematie (von supremus, der Allerhöchste), heißt das dem Papste als Bischof zu Rom beigelegte Übergewicht und die Gewalt über die anderen Bischöfe. — Supremateid ist in England der von Heinrich VIII. schon vor der Reformation eingeführte und unter Georg I. durch einen Parliamentsschluß vom Jahre 1715 bestätigte Eid, welchen man einem Jeden, der sich in England aufhielt, abfordern konnte, daß er die Suprematie oder Oberherrschaft des Papstes über die weltlichen Fürsten nicht anerkenne. Der Eid enthielt besonders die Erklärung des Schwörenden, daß er die Lehre, der Papst könne Fürsten absetzen oder dürfe solche aus dem Wege räumen lassen, für verwerflich halte und daß er weder eine geistliche noch weltliche Auctorität des Papstes in England anerkenne. Der Parliamentsschluß wurde jedoch 1791 dahin beschränkt, daß, obschon die Grundsätze geblieben seien, der Eid nicht weiter gefordert werden sollte. 17.

Sure, s. Korân.

Surinam, s. Guyana.

Surlet de Chokier (spr. Sürleh d' Schokieh) (Erasmus Ludwig, Baron), ehemaliger Regent von Belgien, wurde am 27. Nov. 1769 zu Lüttich geboren und während der französischen Regierung zum Maire in Ginglom bei St. Trond ernannt, wohnte in den Jahren 1800—1812 als Mitglied den Sitzungen des großen Rathes und von 1812 bis zum 30. Mai 1814 denen des gesetzgebenden Körpers bei. Hierauf trat er nach Napoleon's Sturze und der Vereinigung von

Belgien und Holland durch die Wahl des Königs als Mitglied in die zweite Kammer ein, deren Theilnehmer er blieb, bis 1818 die Regierung bewirkte, daß er nicht von Neuem gewählt wurde; später aber ernannte man ihn zu einem Mitgliede der Provinzialstände Limburgs. Hierauf trat er in den Sitzungen der Kammern von 1828—1830 nebst Lehon, Stassart, de Brouckère u. A. auf die Seite der Opposition und sprach besonders eifrig für Preßfreiheit, wobei seine Reden neben einer hohen Eigenthümlichkeit sich durch herbe Satyre auszeichneten. Im Jahre 1830 drang er noch vor Beendigung des Kampfes zu Brüssel mit den übrigen Abgeordneten der Belgier im Haag auf die Trennung beider Länder in Bezug auf die Verwaltung. Obgleich er am 5. Oct. 1830 kurz nach seiner Rückkehr aus dem Haag von dem Prinzen von Oranien zum Mitgliede des von demselben in Antwerpen niedergesetzten Rathes ernannt worden war, so nahm er diese Stelle doch eben so wenig, wie die anderen hierzu ernannten Belgier an, sondern trat vielmehr als Abgeordneter für den Bezirk Hasselt in den Nationalcongreß, zu dessen Präsidenten er am 11. Nov. erwählt wurde, und verwaltete diesen Posten mit solcher Umsicht, daß man ihn nach Verlauf jedes Monats von Neuem dazu bestimmte. Da er bei den Verhandlungen über die Königswahl für den Prinzen von Nemours gestimmt hatte, so wurde er an der Spitze der Abgeordneten nach Paris gesandt. Als man aber nach seiner Rückkehr die Einsetzung einer Regentschaft unter den obwaltenden Umständen für das Zweckmäßigste hielt, wurde er durch Stimmenmehrheit am 26. Febr. 1831 als Regent von Belgien eingesetzt. Obgleich er bei seiner Einsetzung das bisherige Ministerium größtentheils bestätigt hatte, so nahm er damit doch schon am 26. März eine Umänderung vor, welcher bald nachher im Mai und Juni neue Wahlen folgten. Hierauf beantragte er, von mannigfachen Zweifeln wegen der unsichern Lage Belgiens bestürmt, vorzüglich die Erhebung des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg auf den Thron und als dieser am 21. Juli 1831 seinen Einzug in Brüssel gehalten hatte, legte er in einer feierlichen Sitzung unter freiem Himmel seine Gewalt in die Hände des Präsidenten des Congresses nieder. Da er selbst unter den schwierigsten Umständen die Würde und Selbstständigkeit des Staates immer aufrecht zu erhalten gewußt hatte, so beschloß am 20. Juli 1831 der Congreß nach seinem Abgange auf seine Regentschaft eine Denkmünze prägen zu lassen und ihm einen Jahrgehalt von 10000 Gulden zu bewilligen; aber dennoch wurde besonders seit dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs im Aug. 1831 seine Amtsführung mannigfach angegriffen und ihm der Vorwurf gemacht, die Plünderung von Brüssel im März 1831 veranlaßt zu haben. Als Regent behauptete er den Parteien gegenüber die strengste Neutralität. Gegenwärtig lebt er als Vorstand der Gemeindeverwaltung zu Ginglom und kommt nur selten an den Hof, wo er indeß stets mit großer Auszeichnung aufgenommen wird. 81.

Surrey (Henry, Graf von), s. Howard.

Surrogat (vom lateinischen surrogare, an die Stelle eines Andern setzen, ersetzen) heißt alles dasjenige, was für eine entweder gänzlich fehlende oder wenigstens schwer zu erhaltende Sache als Ersatz gilt. Namentlich ist das Wort in der Kaufmannssprache sehr gewöhnlich, wo, wie bekannt, Runkelrüben, Cichorien, Möhren als Surrogate des Caffees, Runkelrübenzucker als S. des indischen Zuckers ꝛc. gelten. Daß übrigens mit dem Worte S. auch der Begriff des geringen Werthes verbunden ist, liegt schon im Worte selbst. 20.

Sussex (August Friedrich, Herzog von), der sechste Sohn Georg's III. von England, wurde am 27. Jan. 1773 geboren, studirte nebst seinen Brüdern, den Herzogen von Cumberland und Cambridge, in Göttingen, unternahm hierauf eine Reise nach Italien, hielt sich vier Jahre in Rom auf und heirathete daselbst im April 1793 Auguste Murray, die Tochter des katholischen Grafen von Dunmore in Schottland. Allein sein Vater erklärte die Ehe, als dem Staatsgesetze zuwider,

für ungültig, weil kein im britiſchen Reiche lebender Sprößling Georg's II. ohne die Erlaubniß des Königs ſich vermählen darf, obgleich S. ſeinen Familienrechten entſagt hatte. Nachdem ſich ſeine Gemahlin, welche ihm zwei Kinder geboren, ſchon im Jahre 1801 von ihm getrennt hatte, hielt ſich der Herzog an verſchiedenen italieniſchen und deutſchen Höfen auf, lebte längere Zeit am Hofe zu Liſſabon, arbeitete hier den Intriquen des franzöſiſchen General Lannes entgegen, wurde im Jahre 1801 zum Pair von England ernannt und erhielt den Titel eines Herzogs von Suſſex. Im Parliamente trat er meiſt auf die Seite der Oppoſitionspartei, hielt im Jahre 1812 im Oberhauſe eine ſehr berühmt gewordene Rede für die Gleichſtellung der iriſchen Katholiken mit den Proteſtanten und erklärte ſich 1825 gegen die Verwerfung der Emancipationsbill. Wegen ſeines einnehmenden Rednertalentes wurde er von mehreren Geſellſchaften zum Präſidenten ernannt und außerdem auch zum Großmeiſter aller engliſchen Freimaurerlogen gewählt. Obgleich er lediglich auf den Genuß ſeiner Apanage von 12000 Pfd. Sterl. beſchränkt war und deßhalb öfters in große Geldverlegenheiten gerieth, ſo hat er doch nie bei dem Parliamente um eine Vermehrung ſeines Einkommens nachgeſucht, wohl aber noch Gelegenheit gefunden eine beſonders an Ausgaben und Überſetzungen der Bibel ſo wie an Handſchriften ſehr reichhaltige Bibliothek zu ſammeln, welche Th. Joſ. Pettigrew in einem beſondern Kataloge (Lond. 1827. 4. 2 Bde.) beſchrieben hat. — Seine Kinder von Auguſte Murray führen den Namen Eſte und ſein Sohn, Auguſt von Eſte, hat neuerlich Anſprüche auf das Königreich Hanover erhoben. Über die Rechtmäßigkeit ſeiner Anſprüche ſind die beiden berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer Klüber („Abhandlungen und Beobachtungen") und Zachariä („Rechtsgutachten über die Anſprüche Auguſt's von Eſte auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauſes Hanover", Heidelb. 1834) nicht derſelben Meinung, ſo wie überhaupt eine Anzahl Schriften für oder wider ihn erſchienen ſind. 81.

Suwarow-Rimnikskoi (Peter Alexei Waſiliowitſch, Graf von), Fürſt Italinski, Feldmarſchall und Generaliſſimus im ruſſiſchen Heere, geb. 1730 in einem Dorfe der Ukraine, Suskoi, aus einer Militairfamilie, erhielt ſeine erſte Erziehung in der Cadettenſchule zu Petersburg und trat bei erreichtem 17. Jahre als Gemeiner in die Garde. Sein Muth und ſeine Kühnheit erhoben ihn im Feldzuge gegen die Schweden in Finnland zum Lieutenant und als ſolcher zeichnete er ſich ebenfalls aus in den Schlachten von Zorndorf und Kunersdorf und bei dem Sturme auf Schweidnitz. Nach der Einnahme von Kolberg ward er zum Oberſtlieutenant und Platzmajor von Königsberg ernannt. In Folge einer Empfehlung des Grafen Panin reiſte er 1763 nach Petersburg, um von ſeiner Monarchin das eigenhändig geſchriebene Oberſtenpatent entgegenzunehmen. Im Jahre 1768 führte S. einen Theil des ruſſiſchen Heeres in Polen an, ſchlug die beiden Pulawski und nahm Krakau mit Sturm. Zum Lohne ſeiner Verdienſte ernannte ihn die Kaiſerin Katharina zum Generalmajor und ertheilte ihm den Alexander-Newski-orden. Als im Jahre 1773 der Marſchall Romanzoff gegen die Türken focht, wurde auch S. dahin geſandt. Er ging an der Spitze eines Armeecorps über die Donau, lagerte ſich unter den Mauern von Siliſtria und ſchlug nach ſeiner Vereinigung mit Kamenskoi den Reis-Effendi bei Kasladſchi. Nach dem Frieden mit der Pforte dämpfte er den Aufruhr des Koſakenanführers Pugatſcheff, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziak und zwang ſie ſeiner Monarchin den Eid der Treue zu leiſten. Dieſe beſchenkte ihn dafür mit ihrem Bildniſſe, ertheilte ihm den Wladimirorden und ernannte ihn zum General en chef. 1787 vertheidigte er Kiburn mit vielem Glücke gegen die Pforte. Am 1. Aug. 1789 erfocht er in Verbindung mit dem Prinzen von Sachſen-Coburg einen vollſtändigen Sieg über den Seraskier Muhammed Paſcha zu Fokſchani und im Sep-

Digitized by Google

tember deſſelben Jahres befreite er nicht nur das von türkiſchen Truppen umringte Heer des öſtreichiſchen Generals Prinzen von Coburg, ſondern ſchlug auch im Vereine mit dieſem das große türkiſche Heer am Fluſſe Rimnik. Während von dem Kaiſer Joſeph S. für dieſe That in den deutſchen Reichsgrafenſtand erhoben wurde, machte ihn ſeine Kaiſerin Katharina ebenfalls zum ruſſiſchen Grafen und legte ihm zugleich den Namen Rimnikskoi bei. Die Feſtung Ismail war ſeit 7 Monaten ohne Erfolg von den ruſſiſchen Truppen belagert worden und der General Sadowiſch, welcher die Belagerung leitete, hatte ſich ſogar zurückziehen müſſen, als S. von dem Obergenerale Potemkin den Befehl erhielt, binnen 3 Tagen die Stadt zu nehmen. Dieſer eilte hin, verſammelte ſeine Krieger und führte ſie zum Sturme gegen die Feſte. Zweimal ward derſelbe abgeſchlagen, beim dritten Male aber erſtiegen die Ruſſen die Mauern; 33000 Türken ſanken unter ihren Schwertern und 10000 wurden gefangen. Nachdem zwiſchen Rußland und der Türkei der Friede zu Jaſſy geſchloſſen war, ging S. nach Polen, um ſich den Fortſchritten Kosciusko's entgegenzuwerfen, belagerte Praga, eroberte es in einem furchtbaren Sturme und ließ 20000 gefangene Polen über die Klinge ſpringen. Katharina ernannte ihn hiernach zum Feldmarſchall. Im Jahre 1799 befehligte S. die ruſſiſchen Truppen, welche in Italien kämpften und war zugleich Feldmarſchall und Oberfeldherr der dortigen öſtreichiſchen Truppen. Er ſchlug die Franzoſen bei Piacenza, bei Novi ꝛc., vertrieb ſie faſt aus Italien und empfing dafür den Titel eines Fürſten Italinski. In Folge ſeiner Siege ging S. mit ſeinem Heere über die Alpen nach der Schweitz, mußte ſich aber zurückziehen, als Maſſena den Fürſten Korſakoff bei Zürich geſchlagen hatte, und vereinte nach einem ſehr beſchwerlichen Marſche über ſteile Berge bei Mutten ſeine Macht mit dem Heere Korſakoff's. Hiernach bezog er in Böhmen Winterquartiere, von wo ihn der Kaiſer Paul, welcher mit dem wiener Hofe zerfallen war, zurückrief. Schon wurde an den Zurüſtungen, welche zum Triumphzuge, den der Kaiſer Paul ſeinem ſiegreichen Feldherrn in Petersburg als Belohnung zugedacht hatte, gearbeitet, als mehrere Generale denſelben anklagten, daß er während des Kriegs die Befehle des Kaiſers nicht befolgt habe. Der Monarch hatte nämlich befohlen, der Generaliſſimus ſolle täglich einen der Generale zum General du jour ernennen, um ihnen allen auf dieſe Weiſe Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. S. hatte aber dieſen Befehl nicht beachtet, ſondern beſtändig den Fürſten Bagration als General du jour genommen. Dieſerhalb zog er ſich die Ungnade des Kaiſers zu und der Triumphzug fand nicht ſtatt. Krank traf der alte Held in Petersburg ein und ſtieg ohne Aufſehen bei ſeiner Nichte ab. Der Kummer über die Ungnade ſeines Fürſten und der Schmerz ſehen zu müſſen, daß ſeine Freunde ihn nicht beſuchen durften, verſchlimmerte ſein Leiden. Er ſtarb den 18. Mai 1800. Der Kaiſer Paul ließ ihn zwar feierlich beerdigen, doch die coloſſale Statue ließ erſt Alexander im Jahre 1801 im kaiſerlichen Garten zu Petersburg aufſtellen. Mit vielem Geiſte und einer großen Ideenoriginalität ausgerüſtet war er eben ſo bizarr als unerſchrocken; er hielt es für Pflicht des Generals, ſtets an der Spitze des Angriffs zu ſein. Hierdurch ſowohl, als durch ſeine außerordentliche Einfachheit und ſoldatiſche Derbheit der Sitten beſaß er die ganze Zuneigung ſeiner Soldaten. Er hielt ſtreng auf Disciplin und verbannte allen Luxus aus den Lagern; darum haßten ihn die Generale im Geheimen, während die Soldaten ihn anbeteten. Er hatte nie ein Pferd, ſondern beſtieg den erſten beſten Koſakengaul, ſchlief gewöhnlich auf Heu und hatte nur einen Ordonanzſoldaten zum Bedienten. Er war klein, mager und ging gebückt; ſeine von Jugend auf ſchwächliche Geſundheit härtete er durch Thätigkeit und mäßige Lebensweiſe ab. Er ſprach ruſſiſch, deutſch, franzöſiſch, türkiſch und tatariſch; er redete wenig und faſt immer in Apophthegmen. Sein Hauptgrundſatz der Taktik war: Vorwärts und ſchlage! 61.

Suzzo iſt eine Phanariotenfamilie in Conſtantinopel, welcher nebſt den Fa-

milien Kallimachi und Moruſi im Jahre 1819 durch einen großherrlichen Hatticherif allein das Recht ertheilt wurde, in der Moldau und Wallachei die Würde von Hospodaren zu begleiten und als Dolmetſcher im Arſenal und Diwan angeſtellt zu werden; ein Vorrecht, welches dieſen Familien durch den Aufſtand der Griechen, bei dem ſie meiſtens ausgerottet wurden, wieder entzogen worden iſt. — Alexander S., geb. zu Conſtantinopel, Hospodar der Walachei, machte ſich durch ſeine Sorgfalt für die geiſtige Bildung des Volkes verdient, ſorgte für eine neue Einrichtung des großen Collegium zu Buckareſcht und verband damit eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts. Auch beabſichtigte er die Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches für die Walachen und wurde in ſeinen Plänen von dem Griechen Spiridion Valetas unterſtützt; machte ſich aber ſpäter durch Bedrückungen und Gelderpreſſungen bei dem Volke verhaßt. Als im Sept. 1820 geheime Unterhändler der griechiſchen Hetairie in Rußland zu Buckareſcht erſchienen, um im Namen Alexander Ypſilanti's die Hauptleute der Arnauten in der Walachei für die Befreiung der Griechen zu gewinnen, wußte der Hospodar von der Sache, verheimlichte ſie aber, um ſich ſpäter mit ſeinen Schätzen in das Ausland zu flüchten. Allein er ſtarb ſchon am 1. Febr. 1821 vor der Ausführung dieſes Planes und ſein älteſter Sohn, Nikolaus S., wanderte aus. — Michael S., Hospodar der Moldau, nahm an dem Aufſtande Alexander Ypſilanti's in Jaſſy thätigen Antheil, flüchtete ſich aber nach deſſen Niederlage auf ruſſiſches Gebiet und lebte zu Kiſcheneff in Beſſarabien, um von hier aus ſeine Familienangelegenheiten zu ordnen; doch mußte er ſich bald auf Befehl der Regierung aus Rußland entfernen, nachdem die Türken ſeine Auslieferung verlangt hatten. Er war nun im Begriff ſich im Jan. 1822, mit ruſſiſchen Päſſen verſehen durch Öſtreich nach Livorno zu begeben, als er in Brünn angehalten und ihm von der öſtreichiſchen Regierung geboten wurde, Görz als ſeinen fernern Aufenthaltsort zu betrachten. Nachdem er hierauf im Jahre 1830 von Capodiſtrias zum griechiſchen Geſandten in Paris ernannt worden war, ging er ſpäter als Geſandter nach Petersburg ab, wo er ſich noch jetzt aufhält. — Demetrius S. war 1835 griechiſcher Juſtizminiſter. 81.

Swammerdam (Johans), berühmter Naturforſcher, wurde 1637 zu Amſterdam geboren, zeigte ſchon frühzeitig eine große Neigung zu anatomiſchen und naturhiſtoriſchen Unterſuchungen und ſtudirte daher Medicin zu Leyden und Paris, promovirte ſodann in Leyden und ließ ſich in Amſterdam nieder, wo er ſich ausſchließlich mit anatomiſchen Unterſuchungen beſchäftigte und zwar zuerſt mit der Anatomie des Menſchen und der größeren Thiere, ſpäterhin mit der Unterſuchung der Inſecten, in der er eine ſolche Vollkommenheit erlangte, daß ſeine Leiſtungen das größte Erſtaunen erregten und noch jetzt unübertroffen daſtehen. Er erfand und bearbeitete zu ſeinen Forſchungen die feinſten Inſtrumente, gab ſich ihnen mit der größten Ausdauer hin und beſchrieb ſie mit der ängſtlichſten Genauigkeit. So viel angeſtrengter Fleiß zerſtörte aber ſeine Geſundheit; er verfiel in eine tiefe Hypochondrie, wurde Pietiſt und wendete ſich nach Holſtein zur Schwärmerin Antoinette Bourignon (ſ. d. Art.), nachdem er ſeinen früheren Beſchäftigungen völlig entſagt hatte. Allein noch zerrütteter kehrte er aus Holſtein zurück, lebte nunmehr in tiefer Zurückgezogenheit, vernichtete ſeine ſchriftlichen Arbeiten und ſtarb endlich 1680. — S.'s Schriften ſtehen noch jetzt in großem, claſſiſchem Werthe. Als die vorzüglichſten führen wir an: „Miraculum naturae, s. uteri muliebr. fabrica“ (1672 u. öft.); „Verhandeling van de bloedeloose Dierkjes“ (1669). Sein bewundernswertheſtes Werk aber iſt ſeine „Biblia naturae, s. historia insectorum in certas classes redacta“ (1737 et 1738. 2 Voll. Fol. mit vielen Kpfrn.). Es iſt aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften zuſammengeſtellt, von Boerhave herausgegeben und enthält anatomiſche Beſchreibungen der kleinſten Inſecten, die eben ſo ſorgfältig als richtig verfaßt ſind. 39.

Swanberg (Jöns), ein ausgezeichneter Mathematiker neuerer Zeit, geb. zu Nedercalix in Schweden, zeigte schon früh ein bedeutendes Talent für Mathematik, studirte in Upsala, ward 1796 in Stockholm Vice- und 1809 wirklicher Secretair der Akademie der Wissenschaften und 1811 Professor der Mathematik zu Upsala, bekleidet seit 1819 die geistliche Stelle in Alunda und Morkarla, ohne jedoch seine akademische Wirksamkeit aufzugeben. Die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm besitzt mehrere bedeutende mathematische Abhandlungen von ihm. Bekannt sind vorzüglich seine Gradmessung in Lappland (1801—1803) zur Bestimmung der Abplattung der Erde. 26.

Swanevelt (Hermann van), einer der vorzüglichsten niederländischen Landschaftsmaler, wurde 1618 oder 1620 zu Wverden geboren, begab sich noch sehr jung nach Italien, bildete sich besonders hier nach Claude Lorrain, führte aber aus Eifer für seine Studien ein so zurückgezogenes Leben, daß man ihm den Namen l'Eremita beilegte, unter welchem auch seine Arbeiten verbreitet wurden. Sowohl seine Gemälde und Zeichnungen, als auch seine geätzten Blätter zeichnen sich durch treue Nachahmung und poetische Auffassung der Natur aus; die Gegenden sind malerisch entworfen und Perspective, Licht und Färbung der Luft mit bewunderungswürdiger Treue nachgeahmt. S. starb zu Rom um das Jahr 1690 oder, nach Anderen, schon 1680. 81.

Swantewit, s. Arkona.

Swedenborg (Emanuel von), der größte Theosoph des XVIII. Jahrh., ein bedeutender Physiker und Mineralog, als Gelehrter und als Mensch höchst achtungswürdig, war der Sohn des Bischofs von Westgothland, Jasper Swedberg, und wurde am 29. Jan. 1689 zu Stockholm geboren. Er empfing eine fromme und religiöse Erziehung und auch als Kind sagte man schon von ihm, daß aus ihm die Engel sprächen. Bis ins 10. Jahr war er immer geschäftig, vom Glauben und von der Liebe zu sprechen, welche beide dann auch, als ihm, wie er sagte, das Innere aufgethan ward, die Grundpfeiler seines Himmelreiches wurden. Sein Geist umfaßte und verband allerlei Wissenschaften. Er trieb Philosophie, Mathematik, Naturgeschichte, Naturkunde, Chemie, Anatomie, Theologie. Auch mit der Poesie beschäftigte er sich und gab die ersten Versuche in derselben unter dem Titel: „Ludus Heliconius seu carmina miscellanea“ (Skara 1710) heraus. Im Jahre 1710 ging er auf Reisen nach England, Holland, Frankreich und Deutschland und brachte 4 Jahre auf Universitäten daselbst zu. 1714 nach Schweden zurückgekehrt ließ er sich in Upsala nieder und legte in seinem „Hyperboräischen Dädalus“ ein Zeugniß seiner ausgezeichneten mathematischen und physikalischen Kenntnisse ab. Er sprach mehrmals mit Karl XII., welcher ihn 1716 zum Assessor am Bergwerkscollegium zu Stockholm ernannte, wo er sich dann mit mathematisch-mechanischen Erfindungen hervorthat. Zur Belagerung von Friedrichshall schaffte er 1718 zwei Galeeren, fünf große Böte und eine Schaluppe mit Rollen über Berg und Thal von Strömstadt nach Idefiol, einen Weg von 2½ schwedischen Meilen. Dieß so wie seine Schriften über die Algebra, die Münzen, ferner seine arithmetischen und astronomischen Abhandlungen erwarben ihm die Gunst der Regierung und die Königin Ulrike erhob ihn 1719 unter dem Namen „von Swedenborg“ in den Adelstand. 1720 bereiste er die schwedischen und 1721 die sächsischen Bergwerke und den Harz. Seit 1729 war er Mitglied der königlichen Societät in Schweden und 1733 vollendete er seine „Opera philosophica et mineralogica“, die er 1734 in 3 Foliobänden mit 155 Kupferstichen herausgab. In diesen philosophischen Werken entwirft S. ein tief durchdachtes Natursystem, dessen Grundlage die Idee eines nothwendigen mechanischen und organischen Zusammenhanges aller Dinge ist. Ein im Unendlichen gegebener Punkt, mit allen Kräften ausgerüstet, soll durch eine innere Spiralbewegung alle

Bewegungen, alle Gestalten der Thätigkeit hervorbringen, die S. in Elemente ordnet. Die Elasticität, der Magnet, der Äther, die Luft, Dünste ꝛc. sind diese Elemente, die er sodann bis in das Reich der Organisationen verfolgt. Neue Reisen unternahm er von 1736 bis 1740 nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien und England. Bereichert an Kenntnissen kehrte er zurück, wendete jetzt sein Natursystem auch auf die belebte Schöpfung, namentlich den Menschen, an und ließ seine „Oeconomia regni animalis" (Lond. 1740—1741. 4.) und „Regnum animale" (Vol. I. II. Haag. 1744. Vol. III. Lond. 1745. 4.), ein Werk voll Belesenheit und eigener tiefer Gedanken, erscheinen. In ihm ordnet er nach Reihen und Stufen die Naturreiche zu einer Harmonie, die er constabilirt nennt, in deren jeder aus dem Einfachsten eine Wirkung sich durch die ganze Reihe verbreitet. Daß diese Ansichten der Natur, als Denkbilder des Verstandes, ihm zur Gewohnheit wurden, war natürlich; Reihen und Stufen der Dinge nach Uebereinstimmungen, aus dem Einfachsten geordnet, sah er allenthalben in der Schöpfung; eine constabilirte Harmonie war sein Hauptgedanke. An seine „Ökonomie" schloß sich das Werk: „De cultu et amore Dei; ubi agitur de telluris ortu, paradiso et vivario, tum de primo geniti seu Adami nativitate, infantia et amore" (Lond. 1740. 2 Voll. 4.) und seine „Principia rerum naturalium". Nachdem S. solchergestalt sich durch die ganze sichtbare Natur durchgedacht, durchversucht, durchgearbeitet hatte, ging mit seinem geistigen Wesen eine große Veränderung vor. Von grenzenlosem Forschungstriebe beseelt verirrte er sich aus der körperlichen Natur in die Geisterwelt. Er glaubte sich mit dieser in einem Rapport, in welchen ihn häufige Visionen versetzten. In solchen erhielt er dann, wie er vorgab, die klare Anschauung des Innern vom Geisterreiche, namentlich nach dessen Zusammenhange mit der Menschenwelt. Denn bereits im Jahre 1743 war ihm nach seiner Aussage der Herr erschienen, hatte ihm das Innere aufgethan und die Geisterwelt eröffnet, auch verstattet, mit Engeln und Geistern umzugehen. Von nun an befand er sich in der Sphäre eines somnambulistischen Hellsehers; die Augen seines innern Menschen waren geöffnet; bald ward er zum Himmel entrückt, bald zur Hölle niedergesenkt. Da erschienen ihm nicht nur verschiedene seiner verstorbenen Bekannten, sondern auch die berühmtesten Männer des Alterthums, die sich mit ihm unterredeten; da erhielt er im Gespräche mit den Geistern göttliche Offenbarungen und sah sich als einen Mittler zwischen der Geister- und Körperwelt, diesen Umgang sogar als ein Amt an, das ihm der Herr aufgetragen habe. Dabei zeigte er weder einen anmaßenden Stolz, noch eine Schwäche des Verstandes. Kein Prahlen machte er davon, wußte aber, wenn er darüber gefragt ward, auch die Spötter in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, stillen Gemüthes erschien er Jedem, der ihn näher kannte, als Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Um aber seinem überirdischen Umgange und Berufe ganz leben zu können, legte er 1747 sein Amt bei dem Bergwerkscollegium nieder, schlug ein höheres Staatsamt, das man ihm antrug, aus und hielt sich abwechselnd in Schweden und England auf. Seitdem schrieb er zahlreiche theologische Schriften (z. B. „De ultimo judicio", „De nova Hierosolyma et ejus doctrina coelesti", „De scriptura sacra", „De fide", „Apocalypsis explicata", „Apocalypsis revelata", „De vera theologia christ." u. a.), unter welchen die „Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta" (Lond. 1749—1756. 8 Voll. 4.) das Hauptwerk sind, worin S. die Harmonie seines Systems mit der heiligen Schrift nachweist. Die Hauptideen seiner theosophischen Naturphilosophie sind aber folgende. Die Gottheit, deren Substanz nicht eine dreifache sein kann, hat sich nur in dreifacher Gestalt geoffenbart, als Vater in dem, was man sonst die Gottheit Christi nennt, als Sohn, wiefern dieser als Mensch erschien, als heiliger Geist, wiefern derselbe nur als unsichtbare Kraft fortwirkt.

Unrichtig ist die augustinische Lehre von einer Zurechnung fremden Verdienstes und fremder Schuld oder von Erbsünde und Rechtfertigung durch den Glauben allein. Beides widerstreitet dem göttlichen Ursprunge des menschlichen Geistes und seinem noch fortdauernden unmittelbaren Zusammenhange mit der Geisterwelt. Auf der Erhaltung dieses letztern beruht alle Religion und Sittlichkeit. Die ins Irdische herabgezogene Kirchenreligion bedarf also der Erhebung zum Bewußtsein des höhern Zusammenhanges. Vermöge der Abstufung in den göttlichen Offenbarungen überhaupt ist wenigstens das Verständniß der Lehre Christi in dem tief verborgenen Sinne ihrer Urkunde einer Vervollkommnung fähig. S. selbst glaubte sich wegen seines persönlichen außergewöhnlichen Verkehres mit der Geisterwelt berufen, eine Gemeinde des neuen himmlischen Jerusalem, ein neues Volk Gottes zu gründen, als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi. Seine Schriften, in welchen er diese und andere Ideen weiter entwickelt und die Unterhaltungen mit diesem oder jenem Geiste und deren Wirkung auf ihn schmucklos, oft sehr naiv erzählt, wurden viel gelesen und von seinen Anhängern mit Bewunderung und Staunen aufgenommen, während seine kühnen Behauptungen die Unbefangenen um so mehr befremdeten, je weniger man ihm Schwäche des Verstandes oder gar Unredlichkeit der Gesinnung vorwerfen konnte; denn von einem Betruge, den er Andern wissentlich machen wollte, ist weder in seinem Leben, noch in seinen Werken eine Spur. Dennoch zogen ihm seine angeblichen Visionen so wie die wunderlichen Lehren in seinen Schriften von Seiten der Geistlichkeit eine Anklage zu, welche jedoch erfolglos blieb, da der König ihn schützte. Geliebt, geehrt und geachtet von allen Verständigen starb er zu London am 29. März 1772. — S. hat bis an sein Ende an die Realität seiner Visionen und göttlichen Offenbarungen fest geglaubt. Solcher Glaube war seinem von der Welt abgewendeten und moralisch isolirten Gemüthe zur fixen Idee geworden, indem er das, was in dem Innern seines lebendigen Geistes selbst entstand, vermöge seiner starken Phantasie für Erscheinungen von Oben und Außen nahm. Was aber jene sonderbaren Nachrichten und Aufschlüsse betrifft, die er aus seinem Geisterreiche gebracht haben soll, z. B. in welchem verborgenen Behältnisse eine verlorene Quittung stecke; daß in Stockholm jetzt ein Brand sei, obgleich er damals in Gothenburg war; das geheime Gespräch, das die Königin mit ihrem verstorbenen Bruder einst in Charlottenburg geführt, — so sind sie nur aus trüber Quelle, vom Hörensagen geschöpft. Wichtiger als die Untersuchung solcher Wundergeschichten ist die psychologische Erklärung von S.'s origineller Individualität, welche uns Herder in seiner „Adrastea" (s. Herder's „Werke zur Philosophie und Geschichte" [Stuttg. u. Tübing. 1829] XII. 115 ff.) so treffend gegeben hat. Wahrscheinlich, sagt derselbe, war S. durch starke Intension der Gedanken, die auch in seinen wissenschaftlichen Werken herrscht, allmählig zur Vision gelangt, und hatte sich, da ihm dieser Umgang (ein Gedankenspiel, eine Seelen- und Gemüthsdichtung) angenehm war, darin geübt. Deßhalb zog er sich in die Einsamkeit und befand sich also in seinem Himmel. Den Zustand, in dem er sich dabei befand, hat er selbst treu geschildert. Er war von dreifacher Art: der gewöhnliche, ruhige, in dem er mit Geistern sprach, diese vor ihm und neben ihm erschienen, oder in Theilen seiner selbst fühlbar wurden; der zweite seltenere, eine Entzückung, in welchem alle Sinne bis aufs Gefühl außerordentlich lebhaft wirkten; der dritte, da er vom Geiste fortgerissen in schneller Zeit unzählige Örter und Gegenstände sah, der seltenste. — Alle drei Zustände kennen wir nicht nur aus Träumen und Krankheiten, sondern auch gesund und wachend aus Zuständen, in denen unsere Phantasie lebhaft wirkt. S.'s Himmelsgeheimniß war, daß er diese Phantasien, bei ihm aus seinem innersten Sein entsprungen, mit Überzeugung sah und glaubte; diese Überzeugung realisirte ihm die Erscheinungen im Innern und stellte sie gegenwärtig den Sinnen dar. Himmel und Hölle waren aus und in ihm, eine Laterna

magica seiner eigenen Gedanken. Offenbar war S.'s Fehler, daß er, ermüdet von wissenschaftlichem und Staatsunfuge, die Kette der Natur, die irdische Ökonomie, verließ und sich geistig isolirte. Seinen starken Organen war damit Raum gegeben; er schuf sich die Welt, die er in Gesetzen der mechanisch animalischen Natur gefunden hatte und sonst nirgend fand, moralisch geistiger Weise in himmlischen Träumen. —— Es konnte nicht fehlen, daß ein so eminenter Geist, wie S. war, auch zahlreiche Bewunderer und Anhänger, welche gläubig seine Offenbarungen annahmen, fand, und so die „Kirche des neuen Jerusalem", vornehmlich auf dem Grunde seiner Schriften als heiliger Bücher, entstand, die nach seinem Tode besonders ins Englische übersetzt worden sind. Noch zu S.'s Lebzeiten verbreiteten vorzüglich Geistliche, wie Beyer, Rote, später der Domherr Knös u. A., seine Lehre in Schweden. Die meisten Anhänger daselbst wurden durch die Übersetzung der „Vera christ. religio" ins Schwedische vom Reichsrathe Grafen Falkenberg gewonnen. Auch bildete sich 1786 in Stockholm eine „exegetisch-philanthropische Gesellschaft", welche ebenfalls mehrere Schriften S.'s übersetzte und hohe Personen, selbst den König Karl XIII. von Schweden, als Herzog von Südermannland, unter ihre Mitglieder zählte. An die Stelle dieser Gesellschaft trat 1796 eine neue, die „Fide et charité," welche noch jetzt in ganz Schweden verbreitet ist. Doch gab es hier nie abgesonderte Gemeinden der neuen Kirche, wohl aber haben ihre Gedanken vorzüglich unter den gebildeten Ständen großen Eingang gefunden. Weite Verbreitung fanden S.'s Lehren gleich anfangs auch in England, dann auch in Nordamerika, Ostindien, selbst in Frankreich und Deutschland. In England war es besonders der Rector John Clowes zu Manchester (starb 1831), welcher seit 1773 mit großem Erfolge wirkte, S.'s meiste Werke ins Englische übersetzte, 60 eigene Schriften zu deren Vertheidigung und Erläuterung schrieb, 1782 einen Verein zu Manchester zum Drucke und zur Verbreitung der Werke S.'s stiftete, welcher bereits 1818 über 260000 Bücher verbreitet hatte und so großen Einfluß gewann, daß man in Manchester bald 9000 Anhänger zählte. Seit 1788 bildeten sich in England auch besondere Gemeinden mit eigenen Geistlichen, besonderm Cultus und repräsentativer Verfassung, nach welcher von den Gemeinden die Vorsteher erwählt werden, die in einer Synode zusammentreten, von welcher die vorgeschlagenen Geistlichen bestätigt und ordinirt werden. Ein permanenter Ausschuß verwaltet das Kirchengut, welches unter den Schutz des Staats gestellt ist. Ähnlich ist die Verfassung der neuen Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie im Jahre 1830 37 Gemeinden zählte, deren Synode mit der in England durch jährliche, in ihre gedruckten Verhandlungen eingerückte Adressen in Verbindung steht. In England entstanden auch seit 1813 allmählig mehrere Missionsgesellschaften der neuen Kirche. In Frankreich ist jetzt vorzüglich W. Ögger, früher geistlicher Vicar, für Verbreitung der neuen Kirche thätig (vergl. dessen „Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder mein Übertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der neuen Kirche des Herrn". Aus dem Französischen von Hofacker, Tübing. 1835). In Deutschland verkündete zuerst der Prälat Ötinger (s. d. Art.) S.'s Lehren durch Übersetzungen. In seine Fußtapfen trat in neuerer Zeit der fromme Bibliothekar Immanuel Tafel, welcher in Verbindung mit Ludwig Hofacker eine Reihe Schriften von und über S. mitgetheilt hat, besonders: „Göttliche Offenbarungen" (aus dem Lateinischen, Tübing. 1823 ff. 6 Bde.); „Die Christusreligion in ihrer Ächtheit" (Tübing. 1831 ff. 4 Bde.); „Katechismus nach der Lehre der neuen Kirche" (1830) u. a. Auch hat Tafel eine Ausgabe der „Arcana coelestia" (bis jetzt 4 Bde., Tübing. 1833 ff.) geliefert. — Vergl. über S. und seine Lehre Görres, „Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche" (Straßb. 1827); G. Vorherr, „Geist der Lehre Swedenborg's, aus dessen Schriften" (München 1832); Senf-

fert, „Grundzüge des christlichen Glaubens nach dem Lehrbegriffe der neuen Kirche“ (Schweinfurt 1833). 63.

Swieten (Gerhard Freiherr van), berühmter Arzt, geb. zu Leyden am 7. Mai 1700, studirte Medicin zu Leyden und zeichnete sich unter Boerhaave's Leitung bald so aus, daß er zum Professor der Medicin an seiner vaterstädtischen Universität ernannt wurde, von welcher Stelle ihn aber seine Feinde, die auf seinen Ruf und den Beifall seiner Zuhörer neidisch waren, unter dem Vorwande, daß er Katholik sei, zu entfernen wußten. Diese Absetzung war aber sein Glück. S. erhielt von der Kaiserin Marie Thereſie einen Ruf als ihr Leibarzt, ging 1745 nach Wien und gelangte sehr bald bei seiner Fürstin in hohe Gunst und Ansehn, die er vielfältig zum Besten der Wissenschaft zu benutzen wußte. Denn nach und nach zum Vorsteher der kaiserlich-königlichen Bibliothek, Präsidenten der medicinischen Facultät, Director des Medicinalwesens in der Monarchie ernannt stiftete er eine klinische Lehranstalt an der Universität, zu deren Leitung er den berühmten de Haen berief, ließ ein neues Universitätsgebäude aufführen, öffnete die Bibliothek zum allgemeinen Gebrauche und beschützte mit einem Worte überall die Wissenschaften und ihre Verehrer. Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Commentaria in H. Boerhaavii Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis“ (L.B. 1741—1792. V Voll. 4.) ausgezeichnet. Als Schüler und steter Verehrer Boerhaave's folgt er der Schrift seines großen Lehrers Schritt vor Schritt, wagt nicht, sich von den Lehrmeinungen desſelben im Geringsten zu entfernen, sondern bietet im Gegentheil Alles auf, wodurch er diese Meinungen noch mehr zu befestigen vermöge. Da aber dieses System schon längst als unhaltbar sich erwiesen hat, so haben auch van S.'s Commentarien an ihrem Werthe viel verloren, werden aber gleichwohl wegen der Fülle der Erfahrungen, die sie enthalten, noch immer von Kennern geschätzt. — Er starb am 18. Jun. 1772 zu Schönbrunn; die Kaiserin ließ ihm im Universitätsgebäude eine Statue errichten. 39.

Swift (Jonathan), einer der vorzüglichsten Satyriker Englands, wurde am 30. Nov. 1667 zu Caſhel in der irländischen Grafschaft Tipperary geboren und besuchte seit 1782 das Trinity-Collegium zu Dublin, machte aber so wenig Fortschritte, daß er erſt nach mehreren Jahren den Grad eines Baccalaureus mit dem Zusatze „speciali gratia“ erhielt. Doch ward er hierdurch zu großem Fleiße angespornt; denn Ehrgeiz war ein Hauptzug seines Charakters. Von seinem Verwandten, dem berühmten William Temple, unterstützt lebte er dann einige Zeit bei diesem und beschäftigte sich vorzüglich mit Dichtungen in Cowley's (s. d. Art.) Manier, verließ ihn aber 1694 aus Unmuth, weil er ihm die versprochene geistliche Pfründe nicht verschaffte, und erhielt darauf die Gewährung seines Wunsches in Irland durch den Oberstatthalter. Doch kehrte er auf Temple's Einladung zu diesem zurück und lebte bei ihm bis zu dessen Tode (1698), worauf er den Grafen Berkeley als dessen Kaplan und Privatsecretair nach Irland folgte. Da ihm aber dieser statt der versprochenen einträglichen Dechanei zu Derry nur zwei geringe Pfründen gab, ward er so unmuthig darüber, daß er eine Anzahl derber Satyren verfaßte, wodurch er sich viele Feinde zuzog und gezwungen ward, sich auf seine Pfarre nach Caracor zurückzuziehen. Hier widmete er sich vorzüglich der Schriftstellerei, vertheidigte in mehreren Schriften (seit 1701) mit großem Eifer die Partei der Wighs, schilderte in seinem anonymen „Mährchen von der Tonne“ (1704) mit allem ihm zu Gebote stehenden Witze die Geschichte der christlichen Kirchenparteien vom Standpunkte der englischen Hochkirche aus, lieferte in seiner „Bücherschlacht“ eine burleske Vergleichung der alten und neueren Schriftsteller zum Vortheile der erstern und suchte in seinen „Weissagungen von Isaak Bickerstaff, Esqu.“ die Astronomen lächerlich zu machen. Als aber 1710 die Tories wieder die herrschende Partei wurden und einzelne derselben ihn durch politische Aufträge schmei-

chelten, fühlte er sich so geehrt, daß er zu ihrer Partei übertrat und in der Zeitschrift: „The examiner“ mehrere Aufsätze zu ihren Gunsten lieferte, vorzüglich in der Hoffnung, seinen sehnlichsten Wunsch nach Erlangung eines Bisthums in England dadurch erreicht zu sehen. Doch hatte er sich durch sein „Mährchen von der Tonne“ in den Ruf eines Religionsspötters gebracht und mußte sich mit der Dechanei zu St. Patrick in Dublin begnügen (1713), von welcher er auch nicht wieder versetzt wurde. Hier zog er sich aber als erklärter Tory den Spott der Einwohner zu und hatte viel zu dulden, bis er sich 1724 in einer Schrift gegen die von der Regierung beabsichtigte Einführung einer neuen Scheidemünze kräftig aussprach, wodurch er sich wieder die allgemeine Achtung erwarb. Doch fühlte sich sein Stolz und Ehrgeiz niemals geehrt genug und er machte nun seinem Unmuthe durch eine Anzahl Satyren Luft, unter denen „Gulliver's Reisen“ und die „Reise nach Kaklogallinien und von da in den Mond“ die vorzüglichsten sind; auch verfaßte er mehrere Gedichte, die unter seine besten gehören. Doch führte sein gekränkter Hochmuth ihn endlich zu gänzlichem Wahnsinne, in welchem er, nachdem er Monate lang vorher kein Wort mehr gesprochen hatte, den 19. Oct. 1745 starb. Als Mensch vereinigte er mit unbegrenztem Stolze Festigkeit, Arbeitsliebe und Haß gegen Zwang und Unterdrückung, aber auch höchste Reizbarkeit, Unversöhnlichkeit und Mangel an Aufrichtigkeit. Als Schriftsteller war er ganz Original, unübertroffen in Fruchtbarkeit und Eigenthümlichkeit witziger Ansichten der Zeit und der Verhältnisse, aber bei allem Scheine von Treuherzigkeit bitter und beißend; dabei zeigt er eine ungemeine Leichtigkeit des Stils und große Gewalt über die Sprache, ohne sich an die steifen Regeln der Ästhetik und Rhetorik zu binden. Gesammelt erschienen seine sämmtlichen Schriften von Hawkesworth (London 1755. 14 Bde. 4. und 25 Bde. 8.); Sheridan (London 1784. 17 Bde.) und W. Scott (London 1814. 19 Bde. mit S.'s Biographie); deutsch die vorzüglichsten zu Hamburg 1756. 8 Bde. 8. 16.

Swinden (Jan Hendrik van), berühmter Mathematiker, ward den 8. Juni 1746 im Haag geboren und studirte zu Leyden mit solchem Erfolge Philosophie, Mathematik und Naturgeschichte, daß er schon 1766 Doctor der Philosophie und 1769 Professor der speculativen Philosophie und der Naturwissenschaften zu Franecker ward. Mit Eifer widmete er sich hier den Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus, beobachtete 13 Jahre lang zu jeder Tageszeit die Magnetnadel, prüfte das magnetische System Mesmer's, sammelte zahlreiche meteorologische Beobachtungen, besonders über das Nordlicht, und trat mit den berühmtesten Mathematikern und Physikern Europas in Verbindung. Deßhalb ward er 1785 als Professor der Philosophie, Mathematik, Physik und Astronomie an das Athenäum zu Amsterdam berufen, 1787 Mitglied der Commission zur Berathung über das Seewesen und 1797 Präsident der neuerrichteten Medicinalcommission, nahm 1798 mit Äneä in Paris an den Berathungen über die Einführung eines neuen Maß- und Gewichtssystems Antheil und trug viel zur Einführung des Decimalsystems in den Niederlanden bei. Darauf ward er Mitglied des Vollziehungsdirectorium der batavischen Republik, ward später fast zu allen Commissionen zugezogen und 1817 zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste ernannt und starb den 9. März 1823. In Allem, was van S. trieb, führte ihn sein tiefer Geist auf den Grund des Wissens und seine zahlreichen Schriften über alle Fächer seiner Studien geben daher stets nur Ausgezeichnetes. Vorzüglich sind seine Abhandlungen über die Magnetnadel, das Nordlicht, den Thermometer, die Elektricität u. dgl. von hohem Werthe, so wie überhaupt das Studium aller seiner Schriften für den Mathematiker und Physiker eine reiche Fundgrube tiefer Gelehrsamkeit ist. 16.

Sybăris war eine uralte Stadt Lucaniens in Unteritalien, der Sage nach

720 vor Chr. durch Achäer und Trözenier am Sybarisflusse, jetzt Sibari oder Coscile, gestiftet, mit einem Gebiete von 25 Örtern, durch seinen Öl- und Weinhandel mit Carthago reich, aber auch durch die Weichlichkeit und Schwelgerei seiner Einwohner berüchtigt. Berühmt ist diese Stadt vorzüglich durch ihren Krieg mit Kroton, in welchem jedoch trotz dem, daß 300000 Sybariten gegen nur 100000 Krotoniaten fochten, im Jahre 510 S. gänzlich unterlag und zerstört wurde. Die den Sybariten bis dahin untergeben gewesenen Landeinwohner machten sich unter dem Namen Bruttii frei. Eine zweite Verfolgung von Seiten der Krotoniaten erfuhren die Sybariten schon 58 Jahre nach jener ersten Niederlage, nachdem sie sich von Neuem wieder am Flusse Laus angebaut hatten. Der Rest der alten Sybariten gründete dann mit der von Athen ausgesandten Colonie 446 die Stadt Thurii, am Bache Thurias, wobei auch der Redner Lysias und Herodot Theil genommen haben sollen. Sprüchwörtlich bezeichnet man noch jetzt mit der Benennung „Sybarit" einen Weichling und Schwelger. 20.

Sydenham (spr. Seidenham) (Thomas), berühmter Arzt, Sohn eines Landedelmanns, geb. 1624 zu Winford-Eagle in Dorsetshire in England, studirte zuerst zu Oxford, verließ aber diese Universität während des Krieges zwischen Karl I. und dem Parliamente und wendete sich nach London, wo er auf den Rath des Arztes Thomas Core den Entschluß faßte, Medicin zu studiren, und 1648 in Cambridge den Doctor-Titel annahm. Er ließ sich hierauf in London als Arzt nieder und kam bald, ohne Lehrer zu sein oder sonst ein Amt zu bekleiden, in außerordentlichen Ruf, in dem er wegen seiner classischen Schriften noch jetzt steht. Mit Recht wird er S. den größten Ärzten aller Zeiten beigezählt und der Hippokrates der neuern Zeit genannt. Als reiner Beobachter, der nur auf die Stimme der Natur hört und sich von aller Systemsucht streng entfernt hält, gibt er allen Zeiten und allen Ärzten das Beispiel, wie die Medicin ausgeübt werden müsse. In seinem Heilverfahren ließ er den Wirkungen der Natur Zeit und wartete auf die kritischen Bewegungen; entstehende Krankheiten behandelte er gewöhnlich kühlend und bildete durch das antiphlogistische Heilverfahren in einem hohen Grade aus; in den spätern Stadien der Krankheit gebrauchte er häufiger erhitzende und stärkende Mittel. Über die Anwendung der China und des Opium hat er sehr werthvolle Regeln gegeben, die Krankheiten und ihren Verlauf sehr lebendig geschildert, vorzüglich aber auf ihre Aufeinanderfolge je nach den herrschenden Constitutionen und Epidemien aufmerksam gemacht. Vorzüglich sorgfältig hat er das Podagra beschrieben und behandelt, was er um so genauer konnte, da er selbst lange daran gelitten hatte. Seine Werke sind unter dem Titel; „Opera omnia" gesammelt, (zuerst London 1685, dann in vielen Ausgaben, zuletzt von K. G. Kühn Leipz. 1827). Er starb an der Cholera am 29. Dec. 1689. 39.

Syenit, s. Sienit.

Sykophant, von σῦκον, die Feige, und φαίνω, ich zeige, eigentlich der Feigenzeiger, Aufpasser, hieß bei den Athenern vorzugsweise derjenige, welcher diejenigen ausspürte und anzeigte, die gegen das Verbot handelten, nach welchem man die Feigen aus Attika ausführen und verkaufen sollte. Übergetragen wurde dann diese Benennung auf alle diejenigen, die aus Bosheit oder Gewinnsucht Andere angaben, daher gleichbedeutend mit einem gewinnsüchtigen, ränkevollen, oft auch gefährlichen Ankläger, wie vorzüglich im perikleischen Zeitalter sich Viele zeigten, welche Aristophanes in seinen Komödien oft meisterhaft schildert. 20.

Sylbe, griech. συλλαβή; lat. syllaba; franz. syllabe; engl. syllable, ist eigentlich die Zusammenfassung, nämlich der Buchstaben, und daher jeder durch Zusammenfassung mehrerer Buchstaben und zwar wenigstens eines Vokals oder Diphthongen und eines Consonanten, gebildete und beim Sprechen entstehende Laut, mag derselbe nun blos als Laut oder als selbstständiger Theil eines Wortes

angeſehen werden. In beiden Fällen kann dieß ein einziger Buchſtabe ſein, jedoch nur ein Vocal oder Diphthong, nie ein bloßer Conſonant, da deſſen Ausſprache durch die Vocale bedingt iſt. Je nach der Zahl der mit einander verbundenen Sylben kann daher ein Wort ein-, zwei-, drei- und mehrſylbig ſein. In einem mehrſylbigen Worte nennt man Hauptſylbe die, auf welcher der Accent ruht; Stamm- oder Wurzelſylbe, welche den Hauptbegriff enthält; Formſylbe, welche eine nähere Beſtimmung jenes Begriffs enthält, und endlich Bildungsſylbe, durch welche man die Modifirung des Begriffs enthält. 20.

Sylbenmaß, ſ. Metrum.

Sylburg (Friedrich), einer der beſten deutſchen Philologen des XVI. Jahrh., geb. zu Wetter bei Marburg 1536, zeigte ſchon in ſeiner frühen Jugend eine merkwürdige Vorliebe für die philologiſchen Wiſſenſchaften, ſtudirte dieſelben dann in Jena und ward in der Folge Rector an den Schulen zu Lich und ſpäter zu Neuhaus. Allein keine von beiden Stellen ſagte ihm zu, weßhalb er dem Schulſtande entſagte und hierauf als privatiſirender Gelehrter zu Frankfurt und Heidelberg lebte. Dieſes war zugleich auch die Zeit, in welcher er vorzüglich als Schriftſteller thätig war und namentlich fällt in dieſe Periode ſeine Bearbeitung vieler griechiſcher und römiſcher Schriftſteller. Sein täglich wachſender Ruhm durchzog bald ganz Europa und in Folge deſſen ward ſelbſt vom Landgrafen von Heſſen die Univerſität Marburg angewieſen ihm ein Jahrgeld auszuzahlen. Allein durch allzugroße Anſtrengung untergrub er ſeine ſonſt kräftige Geſundheit und ſtarb zu Heidelberg den 16. Febr. 1596. Das größte Verdienſt erwarb er ſich durch die kritiſche Berichtigung des Textes vieler Claſſiker, von denen vorzüglich Pauſanias, Herodot, Dio Caſſius, Dionyſius Halikarnaſſenſis, Iſokrates, Ariſtoteles, Historiae romanae scriptores latini et graeci minores ꝛc. zu nennen ſind. Nicht geringern Fleiß und Scharfſinn zeigte er auch in ſeiner Verbeſſerung der griechiſchen Grammatik von Clenardus, ſo wie in ſeinen Ausgaben des Juſtinus Martyr, Theodoretus, Clemens Alexandrinus und in ſeinem „Catalogus codicum graecorum Msptorum, olim in bibliotheca palatina, nunc vaticana, asservatorum“, noch mehr in ſeiner Ausgabe des „Etymologicum magnum“, der „Saracenica s. mohametica“ und endlich in ſeinen Artikeln und Anmerkungen, womit er den Theſaurus von Henric. Stephanus bereicherte. Eine ausführliche und treue Biographie von S. ſchrieb Joh. Georg Jung (Berleburg 1745. 8.). 20.

Sylla, ſ. Sulla.

Syllepsis (das Zuſammennehmen), heißt in der Grammatik diejenige Figur, nach welcher mehrere Wörter zu einem Worte mitgezogen werden, wozu dieſelben eigentlich nicht gehören. Am häufigſten findet ſich dieſe Figur in der ungewöhnlichen und eigentlich regelwidrigen Stellung des Prädicats, wodurch daſſelbe bald in Anſehung des Genus, bald des Numerus, bald der Perſon ein fremdartiges Anſehn erhält. 20.

Syllogismus, ſ. Urtheil.

Syllogiſtik iſt die Lehre von den Schlüſſen (ſ. Urtheil) und ſomit ein Theil der Logik. 9.

Sylveſter — Päpſte. S. I. ward nach vielen Verfolgungen im Jahre 314 römiſcher Biſchof. Auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa wurde ihm unter den Biſchöfen der erſte Rang zuerkannt. Vom Kaiſer Conſtantin erhielt er viele Tempel zum Geſchenke, die er in chriſtliche Kirchen verwandelte. Auch erdichtete man ſpäter (zu Ende des VIII. oder zu Anfange des IX. Jahrh.) die Fabel von der ſogenannten Schenkung Conſtantin's, nach welcher dieſer dem S. den Beſitz der Stadt Rom nebſt dem ganzen Occident abgetreten und deßhalb ſeinen Sitz nach Conſtantinopel verlegt haben ſollte. S. ſtarb am 31. Dec. 335 und noch jetzt wird dieſer Tag nach ihm benannt. — S. II., vor ſeiner Erhebung

Gerbert genannt, war einer der gelehrteſten Päpſte. Aus niederm Stande in Auvergne entſproſſen wählte er den geiſtlichen Stand und ging in das Kloſter zu Aurillac. Er ſtudirte in Barcelona, bildete ſich unter den Arabern in Sevilla und Cordova weiter aus, machte dann Reiſen durch Italien, Deutſchland nnd Frankreich und lehrte in Rheims Mathematik, Philoſophie und claſſiſche Literatur. Im Jahre 968 ward er Abt zu Bobbio, nachher Erzbiſchof zu Rheims und endlich vom Kaiſer Otto III. im Jahre 999 auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Einſt freimüthiger Gegner päpſtlicher Anmaßungen veränderte er mit ſeinem Namen auch ſeine Grundſätze. Seine kurze Regierung iſt durch nichts ſo merkwürdig geworden, als durch ein im Namen Jeruſalems abgefaßtes Circularſchreiben, worin er die Chriſtenheit zuerſt zu einem allgemeinen Zuge in den Orient zur Befreiung des heiligen Grabes aufmunterte. Otto III. ſchenkte dem S. zu Liebe im ſtolzen Selbſtgefühle, alle früheren Schenkungen verläugnend, dem heiligen Petrus 3 Grafſchaften des Kirchenſtaats als von ſeinem Eigenthume. S. ſtarb ſchon 1003, durch ſein Wiſſen hoch über ſein Zeitalter geſtellt, wegen ſeiner für die damalige Zeit ungeheuren Kenntniſſe in der Philoſophie, Mathematik und den Naturwiſſenſchaften als das Wunder ſeiner Zeit betrachtet, aber auch wegen phyſikaliſcher und chemiſcher Kunſtfertigkeiten (er erfand mehrere hydrauliſche Maſchinen, eine Waſſerorgel, ein Fernrohr ꝛc.) als Zauberer verſchrien. 63.

Sylvius de le Boë (Franz), Arzt und Stifter des chemiſchen Syſtems in der Medicin, 1614 zu Hanau aus einer adeligen Familie geboren, ſtudirte zu Leyden und dann zu Paris und promovirte zu Baſel. Hierauf prakticirte er in ſeiner Vaterſtadt, dann in Leyden und endlich 17 Jahre lang in Amſterdam, bis er 1658 die Profeſſur der praktiſchen Medicin in Leyden erhielt, wo er 1672 ſtarb. — S. war der Gründer eines neuen Syſtems in der Medicin, dem er vermöge ſeiner Talente und Überredungsgabe bei ſeinen Schülern ſchnellen Eingang und großen Beifall zu verſchaffen wußte, das aber deſſenungeachtet, da es auf falſchen Vorderſätzen beruhte, aus denen gleichwohl der Dünkel und die Keckheit ſeines Urhebers die übereilteſten und alles Beweiſes ermangelnden Folgerungen zog, der leidenden Menſchheit den größten Schaden gebracht hat. Seiner Theorie zufolge beruhen alle Verrichtungen des menſchlichen Körpers, namentlich die Verdauung, Blut- und Säftebereitung, auf Gährung und eben ſo entſtehen auch Krankheiten, indem ſaure oder alkaliſche Schärfen in den Säften vorwalten. Am Meiſten nahm er die Gegenwart ſaurer Schärfen an, denen er ſehr erhitzende Mittel und namentlich viel Opium entgegenſetzte. Dabei wurde weder auf Verwickelung der Krankheit, noch auf die Verſchiedenheit der epidemiſchen Conſtitution, noch auf andere Dinge Rückſicht genommen. So wurde die Medicin ein Spielwerk der Phantaſie ſelbſtſüchtiger Chemiker und das Leben vieler Tauſende geopfert. Trotz dieſer Verirrung hat S. das Verdienſt, daß er zuerſt ſeine Schüler in die Spitäler und an die Betten der Kranken geführt hat und ſo als der erſte Urheber des kliniſchen Unterrichts anzuſehen iſt. Eben ſo iſt er Erfinder mehrerer chemiſcher Zubereitungen und in der Anatomie führen mehrere Theile ſeinen Namen. Er ſchrieb: „Praxeos medic. idea nova“ (3 Voll. 1667—1674); „De methodo medendi libr. II“ u. a. Seine „Opera“ erſchienen Amſt. 1679, 4. u. öfter. 39.

Symbol, ſ. Allegorie und Attribut.

Symbolik und Symboliſche Bücher, ſ. Glaubensbekenntniß.

Symmachus (Quintus Aurelius), römiſcher Schriftſteller, lebte unter Valentinian II., Theodoſius und deſſen Söhnen (370—400), ſtammte aus einer der römiſchen Familie, erhielt ſeine Bildung in Gallien, bekleidete die höchſten Staatswürden (er war vir consularis und praefectus urbis) und war ein heftiger Gegner des Chriſtenthums. Er iſt der Verfaſſer mehrerer Reden, von denen nur 9 aus aufgefundenen Bruchſtücken bekannt ſind, aber den Stempel einer ſpä-

teren gesunkenen Zeit unverkennbar an sich tragen. Diese Fragmente erschienen unter dem Titel: „Octo orat. inedit. partes ed. ex cod. Ambros. Ang. Mai“ (Mediol. 1813); „Cum fragm. Vatic. nonae c. Juris civ. Antejustinianei reliq. ined. ed. Ang. Mai“ (Rom. 1823. 8.) und „Cum Frontone ed. B. H. Niebuhr“ (Berol. 1816. 8.). Desto wichtiger aber für die Geschichte der Zeit, in welcher S. lebte, des damaligen Zustandes des Reichs und namentlich der Lage der Christen sind seine 10 Bücher „Epistolae“, eine nicht eben gelungene Nachahmung des Plinius und redende Zeugen von des S. edlem Sinne und trefflichen Charakter. Besonders wichtig ist das 10. Buch. Die Ed. pr. davon erschien s. l. et. a. 4., dann Argentor. 1510. 4. und cum not. Franc. Jureti, Paris. 1604. 8. Andere Ausg. sind von Casp. Scioppius (Mogunt. 1608. 4.) und von Phil. Pareus (zugleich mit einem Lexic. Symm., zuletzt Francof. 1642. 8.). 20.

Symmetrie, Ebenmaß, Gleichmaß, lat. symmetria; franz. symmétrie; engl. symmetry, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung ein Verhältniß der Dinge, welches auf Gleichheit des ihrer Construction zum Grunde liegenden Maßstabes beruht. Sie kommt besonders an solchen Gegenständen vor, welche in zwei Hälften getheilt werden können, also in der Naturkunde, vorzüglich am menschlichen und thierischen Körper, bei welchem im regelmäßigen Zustande die gleichen und ähnlichen Theile, als Augen, Ohren, Arme und Beine, an jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen. Recht eigentlich einheimisch aber ist die S. in der Baukunst, wo es bei Herstellung irgend eines architektonischen Werkes hauptsächlich auf die zweckmäßige Anordnung gleicher und ähnlicher Theile, z. B. die Vertheilung der Fenster auf beiden Seiten des Gebäudes in gleicher Linie und Distanz, ankommt, so daß hier Mangel und Störung dieses ebenmäßigen Verhältnisses dem ganzen Werke ein geschmackloses Ansehn geben und auf den selbst ungeübten Beschauer einen widrigen und unangenehmen Eindruck machen müßten. 40.

Sympathie, Mitleidenschaft, bezeichnet in der Physiologie und Pathologie die eigenthümliche Art von Verbindung oder Zusammenhang zwischen den Organen, vermöge deren einige mehr oder weniger schnell in Folge einer normalen oder krankhaften Thätigkeit anderer umgestimmt werden. Diese S. ist aber entweder eine natürliche, indem durch die Venen, Gefäße, Häute und das Zellgewebe nämlich alle Theile des Körpers zu einem Ganzen verbunden und zu einem Zwecke vereint werden; oder eine zufällige, indem schon bloße Ähnlichkeit im Baue und in der Mischung der Organe, Gewohnheit und Association gewisser Bewegungen und Vorstellungen, Polarität und andere eigenthümliche Affinitäten gewisser Theile diese Mitleidenschaft in einander erregen können, ohne daß wir als Ursache davon irgend ein mechanisches Verbindungsmittel nachweisen könnten. Vorzüglich zeichnen sich in dieser Hinsicht das Gehirn und die Gegend des Magens aus, wo der Zwischenrippennerv mit seinen großen Geflechten fast mit allen wichtigen Theilen des Körpers eine Verbindung unterhält. Deßhalb leiden auch fast bei allen Krankheiten des Körpers der Magen und der Darmkanal mit, und hieraus erklärt sich auch die schnelle Wirkungsart vieler Arzneimittel, die von diesem Mittelpunkte aus ihre Wirkung bis zu den entferntesten Theilen verbreiten können. — Wenn man von S. bei Heilung der Krankheiten spricht, so versteht man darunter das Verfahren mittelst einzelner geheimnißvoller Dinge die Krankheit aus dem Körper zu entfernen und sie an einen bestimmten Ort zu bannen. Obwohl dieses Verfahren bei den niederen Volksclassen sehr gebräuchlich ist, so sieht man doch leicht, daß es nur auf Aberglauben beruht, da es den nothwendigen Causalnexus der Dinge ganz vernachlässigt. Freilich scheint es oft zu helfen, aber dann thut der Glaube und die dadurch erregte innere Lebensthätigkeit wieder Alles, während in vielen Fällen dem Aberglauben das Opfer fällt. 21. 30.

Symphonie, ital. sinfonia, eigentlich das Zusammenstimmen, Zusammenklingen, die Harmonie, ist ein vollstimmiges Instrumentalstück für ein ganzes Orchester, welches ursprünglich dazu bestimmt ist, einem großen Singstücke oder einer Kammer- oder Concertmusik zur Einleitung zu dienen. In den ältesten Zeiten hieß jedes bedeutendere Musikstück, von welcher Form es auch war, wenn nur eine Menge Saiten- und Blasinstrumente (auch wohl Sänger) dabei mitwirkten, S., bis nach der Entstehung der Oper im XVI. Jahrhundert die Ouverture (s. d. Art.) zunächst diesen Namen erhielt. Nebenbei bildete sich nach und nach die Kammersymphonie aus, die durch Vanmaldern, Bocherini, Benda, Dittersdorf, Hofmeister, Pleyl u. A. bearbeitet, aber erst durch Haydn völlig ausgebildet ward. — In der S. ist der Künstler nur zum freien Schaffen aufgefordert. Seine einzige Aufgabe ist ein in sich vollendetes abgeschlossenes Kunstwerk zu schaffen; er erscheint hier als Virtuos und das ganze Orchester als sein Instrument. Daraus geht aber auch unläugbar hervor, daß die S. zu den schwierigsten Aufgaben unter den musikalischen Productionen zu rechnen ist und daß sie wohl nicht mit Unrecht das Epos der Musik genannt werden kann. In der Regel besteht sie aus einem Allegro (das bisweilen durch ein Grave eingeleitet wird), einem Andante, Adagio oder Largo, Menuett und Rondo oder Finale. Bei Mozart fehlt bisweilen die Menuett, wogegen Beethoven dieselbe gewöhnlich mit dem Finale auf originelle Weise verbindet. Vortreffliche Symphonien haben wir von Haydn und Mozart; das Ideal der S. vollkommen erreicht hat bis jetzt Beethoven, und nach ihm Spohr. Weniger schon leisten Romberg, André, Ries u. A. Unter den neuesten Componisten in dieser Beziehung sind die vorzüglichsten Fesca und Felix Mendelssohn. 20.

Sympiezometer, s. Compressibilität.

Symplegaden (von συμπλήσσειν, zusammengeschlagen), nennt die griechische Mythologie furchtbare und fast zusammenstoßende Felsenrisse am Eingange in das schwarze Meer, die auf der asiatischen und europäischen Seite sich gegenüber liegen. Man nannte sie auch cyaneische Felsen, Planctä oder Symplegaden. Sie waren beweglich, bald sich nahend, um alles Durchfahrende zu zerschmettern, bald sich wieder mit großem Geräusche entfernend; erst dann sollten sie fest bleiben, wenn sie etwas durchgelassen hätten. Als die Argonauten bei denselben ankamen, ließen sie eine Taube durch den Durchgang fliegen und segelten dieser, während Orpheus sein selbst die Felsen bezauberndes Citherspiel schlug, schnell nach. Von dieser Zeit an waren die S. unbeweglich. 11.

Symptom, eigentlich Zusammentreffung, nennt man in der Medicin eine Krankheitserscheinung, d. h. eine für die Sinne wahrnehmbare Veränderung, die in dem physischen Zustande eines Organs oder in seiner Thätigkeit stattfindet und in das Vorhandensein einer Krankheit gebunden ist. — Mit dem Namen Symptomatologie bezeichnet man einen besondern Zweig der Pathologie, der die Kenntniß der Symptome, die Würdigung der Erscheinungen, die im Krankheitszustande eintreten, zum Gegenstande hat. (S. Semiotik). 14.

Synagōge (Versammlung) ist der griechische Name der jüdischen religiösen Versammlungsörter, die im babylonischen Exile entstanden und später auch in Palästina und den einzelnen Städten eingerichtet wurden. In Jerusalem sollen deren 480 gewesen sein. Man baute sie meist außerhalb der Städte an Flüssen und Bächen auf einer Anhöhe und versammelte sich darin (die Weiber in abgesonderten Sitzen) an den Sabbathen und Festtagen, um die Vorlesung und Erklärung eines bestimmten alttestamentlichen Abschnitts zu hören, und ging nach empfangenem Segen wieder aus einander. Auch vollzog man bürgerliche Strafen darin. Als Beamte dabei dienten der Vorsteher (ἀρχισυνάγωγος), die Ältesten, der Vorleser und Synagogendiener. Im Ganzen ist die Einrichtung der Synagogen noch jetzt

die alte, nur hat man in späteren Zeiten darin allerhand Ausschmückungen angebracht, welche sonst fehlten. Die Hauptschrift über den Gegenstand ist: Vitringa „De synagoga veterum“ (Franecker 1696. 4.). — Große S. heißt eine angeblich von Esra (s. d. Art.) niedergesetzte Commission zur Redaction der heiligen Bücherſammlung, deren Existenz aber noch nicht erwiesen ist. 23.

Synalöphe (eigentlich Verschmelzung), ist in der Grammatik der technische Ausdruck für die Vereinigung zweier Sylben zu einer, entweder durch die Krasis (s. d. Art.) oder durch die Elision (s. d. Art.). Besonders in Anwendung gebracht wird sie beim Scandiren von Versen, und zwar wenn der erste Vocal entweder in der langen Thesis wie ein Vorschlag in der Musik ausgesprochen, oder vor und nach der Arsis wenigstens leise angedeutet werden kann. 20.

Syncellus (eigentlich Gorgius), ein byzantischer Geschichtschreiber, von dessen Lebensverhältnissen wir aber weiter nichts wissen, als daß er um 800 starb, ist der Verfasser einer ἐκλογὴ χρονογραφίας, welche von der Erschaffung der Welt bis auf Diocletianus (284) reicht, die aber ohne Werth ist, da S. bei ihr des Eusebius Chronik ausschrieb. Die Ed. princ. gr. et lat. c. not. ed. Jac. Goar (Paris. 1652. Fol., dann Venet. 1729. Fol.). Eine neue Ausgabe besorgte W. Dindorf (Bonn 1829. 2 Bde. 8.). 20.

Synchronismus oder Gleichzeitigkeit heißt in der Geschichte das Zusammentreffen verschiedener Begebenheiten in einem und demselben Zeitpunkte. Synchronistische Geschichtserzählung nennt man daher diejenige, in welcher die Begebenheiten unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern neben einander fortschreitend dargestellt werden. Zu einem gründlichen Studium der Geschichte überhaupt sind vorzüglich synchronistische Tabellen zu empfehlen d. i. Verzeichnisse, in denen in neben einander stehenden Columnen die Hauptfacta der Geschichte verschiedener Völker angegeben sind, so daß man augenblicklich erfährt, was zu irgend einer Zeit in den verschiedensten Ländern sich ereignet hat. 20.

Synchўsis (Vermischung, Verwirrung) ist in der Grammatik der technische Ausdruck für diejenige Schreib- und Redeweise, in welcher die eigenthümlich zu einander gehörenden Worte so sehr versetzt sind, daß man die regelrechte Construction nur erst bei gespannter Aufmerksamkeit herausfinden kann. Am häufigsten findet sich die S. bei den alten Dichtern. 20.

Syndesmologie, s. Desmologie.

Syndikus ist der Berather oder Bevollmächtigte eines Collegium, einer Corporation, Gemeinde, eines Stiftes, einer Stadt oder concessionirten Gesellschaft. Die ertheilte Vollmacht sowohl als das Amt nennt man Syndikat. Gemeinden sollen zur Fortsetzung ihrer Processe einen oder mehrere Syndiken bestellen, welche man auf die Weise erwählt, daß alle Mitglieder zusammen berufen werden und, wenn wenigstens zwei Drittel erschienen sind, bei der Wahl der Person die Stimmenmehrheit gilt. 31.

Synedrium (συνέδριον), hieß die Bundesversammlung der griechischen Staaten, welche aus Abgeordneten aller Bundesgenossen der Athenienser seit dem Jahre 374 v. Chr. bestand. Alle Mitglieder hatten Sitz und Stimme darin, die Athenienser aber den Vorsitz. Diesen kam auch die Anführung in den vom S. beschlossenen Kriegen und anderen Unternehmungen zu. — S. wurde auch das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden im nacherilischen Zeitalter genannt. (S. Sanhedrin). 18.

Synekdöche (Herausnehmung), heißt in der Grammatik diejenige Art der Metonymie (s. d. Art.), bei welcher der gebrauchte Begriff eine engere Bedeutung hat als der, für welchen er steht. Sie findet daher statt, wenn der Theil

für das Ganze, die Gattung für die Art, der Singular für den Plural, die bestimmte Zahl für die unbestimmte ꝛc. gesetzt wird. 9.

Synergismus bezeichnet die kirchliche Ansicht, daß der Mensch bei seiner Besserung nicht ganz passiv und allein auf die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes beschränkt sei, sondern dazu vermöge seiner eigenen natürlichen Kräfte mitwirken (συνεργεῖν) könne. Dieß letztere behauptete Pelagius (s. d. Art.), während Augustinus, welchem Luther folgte, alle Mitwirkung von Seiten des Menschen zu seiner Besserung und Seligkeit verwarf. Melanchthon milderte diese strenge Theorie, indem er den Antheil der menschlichen Willenskraft wenigstens in die erhaltene Fähigkeit setzte, unter göttlicher Gnadenwirkung zum Guten angeregt zu werden, ohne jedoch dadurch ein Verdienst zu haben. Dieselbe Vorstellung war ins Leipziger Interim (s. d. Art.) übergegangen, wodurch der sogenannte synergistische Streit veranlaßt ward, welcher aber erst mit einer synergistischen Dissertation des leipziger Superintendenten Pfeffinger („Propositiones de libero arbitrio" 1555) begann. Die wittenberger Theologen nahmen für ihn Partei, während die Jenenser, an ihrer Spitze Flacius, sich gegen ihn erhoben. In ihrem Sinne erließ der herzogliche Hof (1559) eine officielle Widerlegung aller bisherigen Abweichungen von Luther, insbesondere des S. Aber in Jena selbst erhob sich ein Vertheidiger desselben, Vict. Strigel (s. d. Art.). Doch die herrschenden Flacianer übten hier im Bunde mit dem Klerus eine förmliche Glaubensgerichtsbarkeit durch Bann und griffen somit in die landesherrlichen Rechte ein. Dieß und die Ablehnung jeder Ausgleichung bewirkte endlich, daß die Regierung den jenaer Universitätstheologen alle Glaubensgewalt entzog und sie wegen ihrer Protestation gegen alles weltliche Einschreiten in Sachen des Glaubens verwies. Gegen 40 herzogliche Prediger wurden abgesetzt. Mit den churſächsischen Theologen aber konnten sich auch jetzt noch nicht die herzoglichen auf dem Convente zu Altenburg (1563) vereinigen. Die Ruhe ward erst wieder einigermaßen gesichert, als unter Herzog Johann Wilhelm von Weimar durch die „Declaratio Vimariensis" und eine allgemeine Kirchenvisitation (1569) die Überreste eben sowohl des strigelianischen S., als des flacianischen Manichäismus unterdrückt wurden. Die Concordienformel verdammte den S. und mit der Unterdrückung des Kryptocalvinismus (s. d. Art.) hörte um 1574 der Streit auf. 63.

Synĕsis (das Zusammentreffen, Zusammenfließen) ist die technische Bezeichnung derjenigen grammatischen Figur, wo die Redetheile ohne Rücksicht auf ihre grammatische Form blos dem Sinne nach mit einander verbunden sind. Die S. kann aber eine doppelte sein, je nachdem das Substantivum, von welchem sein Prädicat oder Pronomen in Genere, Numero oder in beiden zugleich grammatisch abweicht, sich wirklich im Satze findet oder aus einem vorhergehenden Begriffe zu abstrahiren ist. 20.

Synesius, ein platonischer Philosoph, aus Cyrene gebürtig, ward 397 n. Chr. von seiner Vaterstadt als Gesandter nach Constantinopel geschickt und war seit 410 Bischof in Ptolemais bei Cyrene. Sein Todesjahr ist unbekannt, doch ist bestimmt, daß er schon 430 nicht mehr lebte. Von seinen zahlreichen Schriften haben sich noch Reden, Briefe und Hymnen erhalten, von denen die Hymnen eine ganz eigenthümliche Mischung poetischer Bilder, neuplatonischer Philosophie und christlicher Wahrheiten enthalten. Die erste Ausgabe der Opp. des S. besorgte Dion. Petavius (Paris 1612. 1640. Fol.). Zuletzt sind sie herausgegeben in Boissonadii, „Sylloge Poetar. Graec." (Tom. XV.). Eine Einzelausgabe seiner Briefe besorgte F. Morellus (Paris 1605). — Vergl. Clausen, „De Synesio" (Kopenh. 1831). 20.

Syngenesia ist der Name, womit Linné die 19. Classe seines Sexualsystems (s. d. Art.) bezeichnet hat. Sie begreift alle diejenigen Pflanzen in sich, de-

ren Staubbeutel in einem Cylinder verbunden ſind. Indeß hat dieſe Claſſe eine beſondere Eintheilung in 6 Ordnungen nothwendig gemacht, weil ſie größtentheils aus ſolchen Pflanzen beſteht, welche zuſammengeſetzte Blumen tragen, wo mehrere kelchloſe Blümchen in einem gemeinſchaftlichen Fruchtboden beiſammenſitzen. Linné nennt dieſe zuſammengeſetzten Blumen eine Vielweiberei (Polygamie) und ſetzt dieſes Wort vor jede Ordnung, in welcher zuſammengeſetzte Blumen enthalten ſind. 21.

Syngloſſe heißt die Zuſammenſtellung verſchiedener Sprachen zum Behufe der Vergleichung ihrer Verwandtſchaft. Sie beſchäftigt ſich aber nur mit lexikaliſcher Zuſammenfaſſung, während die vergleichende Grammatik das innere Weſen des Sprachbaues vergleicht. 9.

Synizēſis heißt in der Grammatik das Zuſammenſprechen getrennt geſchriebener Vocale, beſonders ſolcher, welche eigentlich keinen Diphthong bilden können, z. B. ia, ue, wobei dann i und u in j und w übergehen. 9.

Synkŏpe bedeutet 1) in der Grammatik die der Concurrenz der Sylben wegen eintretende Verkürzung eines Wortes durch Auswerfung eines Buchſtabens oder einer Sylbe in der Mitte, wohl zu unterſcheiden von der Aphärēſis, Apokŏpe (ſ. d. Artt.). In der Muſik dagegen iſt S. 2) eine gewiſſe Stockung in der Bewegung des Tactes, vorzüglich wenn in einer Stimme zwei Noten von gleicher Dauer, von welchen die erſte im Nachſchlage, die zweite aber in dem unmittelbar darauf folgenden Anſchlage ſteht, zuſammengebunden werden. Doch iſt jetzt dafür das Wort Rückung gebräuchlicher geworden. Im weitern Sinne verſteht man auch unter den Wörtern S. und Rückung dasjenige Verfahren, bei welchem mitten im Satze der Werth der Tacttheile eines Tactes verdoppelt wird, um den Ausdruck nachdrücklicher zu machen; ferner auch eine Vermiſchung der geraden und ungeraden Tactart, wo die Wörter dann gleichbedeutend mit tempo rubato ſind; dann das Verfahren, wobei der grammatiſche Accent, welcher den anſchlagenden Noten eigen iſt, dadurch verwiſcht wird, daß die im Nachſchlage ſtehenden Noten im Tone ſtärker vorgetragen werden, als die anſchlagenden, und endlich auch eine Verrückung der Tonart, wofür jedoch der Ausdruck „enharmoniſche Ausweichung" gewöhnlicher iſt. 20.

Synkrătie (Mitherrſchaft) heißt diejenige Staatsverfaſſung, in welcher das Volk durch erwählte Stellvertreter an der Regierung Theil nimmt, folglich ſ. v. a. repräſentative Verfaſſung. 9.

Synkretismus bezeichnet eigentlich das Verfahren der alten Kreter, welche ungeachtet öfterer innerer Streitigkeiten doch bei herannahender Gefahr von Außen ſich zur gemeinſchaftlichen Bekämpfung des Feindes vereinten und verſöhnten. Dieſer Ausdruck iſt dann auf die Parteiungen im Gebiete der Philoſophie und Theologie übergetragen und vorzugsweiſe ſo das Beſtreben derer genannt worden, welche die verſchiedenen Parteien zu vereinigen und den Frieden unter ihnen herzuſtellen ſuchten. So wurden Picus Mirandola, Beſſarion u. A. Synkretiſten genannt, weil ſie zwiſchen Platonikern und Ariſtotelikern vermitteln wollten. Bekannt iſt der S. der alexandriniſchen Philoſophen. Beſonders aber nannte man ſo ſeit dem Anfange des XVII. Jahrh. die Anhänger des G. Calixtus (ſ. d. Art.), welcher, eines gemeinſamen Chriſtlichen ſich bewußt, einen Plan zur Reunion aller 3 Kirchen entwarf. Nach demſelben ſollten die öffentlichen Glaubensformeln, die entweder nur Schulfragen oder Unbegreifliches beträfen, in ihrer für Religioſität und Sittlichkeit gleichgültigen Verſchiedenheit fortbeſtehen, dagegen die Bekenner der 3 Kirchen in den einfachſten, durch die älteſten chriſtlichen ökumeniſchen Symbole dargeſtellten Grundlehren, als den Bedingungen gleicher Seligkeit, ſich vereinigen, beſonders in dem Glauben an Jeſu Erlöſung und dem darauf gegründeten Streben nach Heiligung. Eine äußere Darſtellung der Kircheneinheit durch

ein Oberhaupt zu Rom könne dem äußern Zwecke nur förderlich sein, sobald sie dem innern nicht entgegenstehe. Der hierüber entbrannte heftige synkretistische Streit ward nach dem Religionsgespräche zu Thorn durch des Calixtus hier offen hervortretende Anschließung besonders an die Calvinisten erregt. Die lutherischen Stände traten zur Beilegung auf dem Reichstage zu Regensburg (1654) zusammen. Die theologischen Facultäten Wittenberg und Leipzig aber wurden auf eine von Calovius verfaßte symbolische Schrift („Consensus repetitus fidei verae Lutheranae") neu verpflichtet und Calixtus in zahlreichen Schmähschriften angegriffen und mit dem Banne bedroht. Allein Helmstädt hielt zu seinem geliebten Lehrer. Die Jenenser, Joh. Musäus und Glassius, suchten zu vermitteln, aber der Kampf mit der ganzen helmstädter theologischen Facultät endete erst nach dem Tode der Gegner, besonders des Calovius (1686). 63.

Synodal- und Presbyterialverfassung nennt man eine selbstständige, freie Verfassung der (protestantischen) Kirche, wodurch dieser ihre eigene gesetzgebende und vollziehende Gewalt (Autonomie) mittelst Presbyterien und Synoden gesichert und ihr Rechtsgebiet gegen den Staat vernunftmäßig festgestellt ist. Hiernach soll die Kirche sich selbst leiten, so weit es ihr von Gott und Rechtswegen gebührt; sich selbst verwalten, sich selbst constituiren, sich selbst Gesetze geben und Ordnungen machen im ursprünglichen, natürlichen und auf die ewigen Grundsätze des Rechts gebauten Einverständnisse mit dem Staate. Die Grundzüge einer solchen kirchlichen Repräsentativverfassung kommen nach den von ihren vorzüglichsten Vertheidigern, namentlich von Großmann, gemachten Vorschlägen, die auch bereits hier und da mehr oder weniger modificirt ins Leben getreten sind (z. B. schon früher in Berg und Westphalen), auf folgende Punkte hinaus. I. Die erste Stufe und die Grundlage für die Selbstständigkeit der Kirche bildet das sogenannte Presbyterium als ein Verein christlicher Hausväter zur Beaufsichtigung, Verwaltung und Berathung der kirchlichen Angelegenheiten in der Gemeinde. Es umfaßt das ganze Kirchspiel mit seiner Fürsorge und besteht aus den jedesmaligen Predigern der Gemeinde und einer der Seelenzahl der Parochianen und der Zahl der eingepfarrten Ortschaften angemessenen Anzahl von Mitgliedern. Die Wahl der Mitglieder ist frei und unbeschränkt, jeder selbstständige evangelische Hausvater dabei stimmfähig und nur die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Die Wahlfähigkeit ist lediglich durch bürgerliche Selbstständigkeit, christlichen Sinn, ein würdiges Familienleben, fleißige Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste und heiligen Abendmahle und das Vertrauen der Gemeinde bedingt. Zur Competenz des Presbyterium gehören: 1) Beaufsichtigung und Verwaltung des gesammten beweglichen und unbeweglichen Kirchenguts an Witthümern der Pfarreien, Schulen, Kirchen und den für sie bestimmten milden Stiftungen; 2) in Ansehung der öffentlichen Gottesverehrung übt es a) die Kirchenpolizei in und außer der Kirche; b) bei Reparaturen und Baulichkeiten in der Kirche hat es die Modalität zu bestimmen; c) bei Einführung und Abänderung der Liturgie sind seine Wünsche durch die Synoden von der Generalsynode zu vernehmen; d) die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste hat es durch Wort, Beispiel und entsprechende Localeinrichtungen zu befördern. 3) Seine Hauptsorge ist die öffentliche Sittlichkeit der Gemeine, wofür es namentlich durch gewissenhafte Fürsorge für das Schulwesen und durch das eigene Vorbild eines christlichen Hausstandes wirkt. Eine eigentliche Kirchenzucht dagegen durch thätliches Einschreiten und Strafauflegen verträgt sich weder mit der Bildung unseres Volks, noch mit dem Geiste und den Grundsätzen unserer Kirche. 4) Die niederen Kirchendiener hat das Presbyterium ausschließlich zu wählen und an der Wahl der Geistlichen und Schullehrer übt es eine gesetzliche Theilnahme aus. 5) Endlich kommt ihm die Armenpflege zu. Den Geschäftsgang betreffend, so führt der Ortsgeistliche den Vorsitz, das Protokoll, die Correspondenz, die

Acten; die Stimmenmehrheit entscheidet bei der Schlußfassung; alle 4 Wochen etwa findet eine Versammlung statt ꝛc. II. Die zweite Stufe und ein gleich nothwendiges Glied einer freien Kirchenverfassung sind die Synoden und zwar eine Kreis- und eine Generalsynode. A. Die Kreissynode ist der Verein von Predigern und Abgeordneten der Presbyterien eines kirchlichen Kreises, der unter dem Vorsitze des Superintendenten sich zur Beaufsichtigung und Berathung der kirchlichen Angelegenheiten des Kreises versammelt. Die Bestimmung solcher Synoden ist, den kirchlichen Zustand des Kreises von allen Seiten genau zu erforschen, die sich daraus ergebenden Bedürfnisse und Wünsche zur Sprache zu bringen und zu berathen, aus dem von den Vorstehern der einzelnen Presbyterien auf den Grund ihrer mitgebrachten Protocolle und den von dem Superintendenten aus seinen Visitationsprotocollen zu machenden Vorträgen allgemeine Resultate zu ziehen und darnach theils bei der verwaltenden oder gesetzgebenden Behörde die nöthig scheinenden Schritte zu thun, theils für sich selbst sofort bindende Beschlüsse zu fassen. Die Kreissynode verhält sich also zum Kreise, wie das Presbyterium zur Gemeinde. Es ist das Presbyterium der Kreisgemeinde, der Einheitspunkt ihrer Mannigfaltigkeit und das Organ derselben, ihr Hüter und Vorsteher. Zur Competenz derselben gehören außer den den Presbyterien überwiesenen Gegenständen im Besondern Examen, Probe, Confirmation, Ordination und Einführung der Prediger; das Recht des Sühneversuchs bei Differenzen zwischen Geistlichen, Patronen und Gemeinden; gesetzliche Mitwirkung zur Erhaltung der Disciplin unter Predigern und Schullehrern ꝛc. B. Die Generalsynode besteht aus den sämmtlichen christlichen Mitgliedern der Provinzialsynoden, oder wo diese nicht stattfinden, werden aus den sämmtlichen Synoden des Landes ihre Mitglieder frei gewählt, so daß die Gesammtzahl derselben aus gleichviel Weltlichen und Geistlichen besteht. Ihre Bestimmung ist, die kirchliche Verwaltung in höchster Instanz zu controliren; die kirchliche Gesetzgebung unter Sanction des Staates allein auszuüben; die kirchlichen Interessen in jeder Beziehung zu wahren. Zur Competenz der Generalsynode gehören also: a) die kirchliche Statistik im weitesten Umfange in Bezug auf kirchliche Gemeinden, Anstalten, Stiftungen, Güter, Gebäude, Personen; b) die Kirchenlehre in Bezug auf deren öffentlichen Vortrag; c) das ganze Gebiet des Cultus mit der dazu gehörigen kirchlichen Sitte und Polizei; d) die gesammte Liturgie; e) das gesammte Schulwesen hinsichtlich des religiösen und moralischen Elements; f) alle kirchliche Verfassungsangelegenheiten, insbesondere das Verhältniß der Kirche zum Staate, welches die Generalsynode zu vertreten hat, in welcher Hinsicht sie mit dem Ministerio des Cultus, als den Repräsentanten des Staats in kirchlicher Hinsicht, unmittelbar zu verhandeln hat. Sie versammelt sich in der Regel alle 3 Jahre. — Daß nun die evangelische Kirche das Recht habe, eine solche repräsentative Verfassung zu fordern, ist unbezweifelt. Haben weise Staatsmänner alter und neuer Zeit eine wohlgeordnete Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung im Gebiete der äußeren Rechtsverhältnisse für nothwendig anerkannt, um den Gemeingeist zu wecken und zu beleben, und Formen erfunden und festgestellt, um die Wirksamkeit desselben auf zweckmäßige Weise wohlthätig zum Besten des Ganzen zu leiten, wie viel mehr bedarf in gleicher Beziehung die Kirche derselben? Glaube ist das Lebensprincip der Kirche, die einzige Grundlage ihres Baues; Gewissensfreiheit aber die Bedingung ihres zeitlichen Daseins und ihres Segens; ja die Kirche ist nichts Anderes als der Organismus der Gesellschaft, welcher mittelst des Glaubens und der Gewissensfreiheit Erziehung zur Gottseligkeit bezweckt. Handelt es sich also in der Kirche um Sachen des Glaubens und des Gewissens, bei welchen jedes einzelne Individuum unmittelbar und wesentlich betheiligt ist, so sind auch alle und jede Glieder der Kirche zur Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten sowohl berechtigt als verpflichtet.

Dazu kommt, daß der Staat nicht blos der reformirten, sondern auch, und zwar in allen Ländern Deutschlands, der katholischen Kirche, ungeachtet deren hierarchische und von einem auswärtigen Oberhaupte abhängige Regierung ihm möglicher Weise Gefahr bringen kann, unbedenklich die Autonomie zugesteht und es niemals gewagt hat, über Dogma, Liturgie, Cultus und Ritus dieser Kirchen sich einen Einfluß anzumaßen. Will also der Staat nicht ungerecht sein, so muß er auch der evangelisch-lutherischen Kirche dieselbe Autonomie zugestehn. Überdieß ist die innige Vereinigung der Laien und Geistlichen zu gemeinschaftlichem Streben keine Neuerung und vielmehr eine Rückkehr zu der Einrichtung der apostolischen Kirche. Sie ist die ursprüngliche Verfassung der Kirche Christi und durch die heilige Schrift begründet; aus und von der Kirchengemeinde und einzig für dieselbe wurden Vorsteher gewählt, die das sogenannte Presbyterium bildeten. Sie wurde mit der Reformation gleichzeitig versucht und aus den Zeiten derselben haben sich Presbyterial- und Synodalverfassungen noch in mehreren reformirten Cantonen der Schweitz, namentlich in Genf, ferner in Holland, in Schottland, in den westphälischen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und der Grafschaft Mark, und sonst noch in einzelnen zerstreuten reformirten Gemeinden in verschiedenen deutschen Staaten erhalten. In anderen Ländern wurde sie im schweren Drucke der Zeit auf eine glücklichere Zukunft vertagt. Ist nun aber auch eine freie repräsentative Verfassungsform der Kirche in Presbyterial- und Synodalverfassung für den gegenwärtigen Zeitpunkt Bedürfniß? Allerdings. Unsere bisherige Kirchenverfassung ist veraltet. Die früher bestandenen Synoden entsprechen der Absicht ihrer Stifter nicht und die Consistorien haben im Laufe der Zeit ihre erste und ursprüngliche Bestimmung, für die Kirche und deren Leben und Wirken hauptsächlich zu sorgen, fast gänzlich verloren. Die weltliche Macht hat darin die Herrschaft gewonnen und die geistliche ist immer tiefer in den Hintergrund getreten (vergl. Schuderoff, „Über die Consistorialverfassung in der deutsch-protestantischen Kirche", Neustadt a. d. Orla 1818). Mit der in vielen Beziehungen höchst wohlthätigen Aufhebung der Privatbeichte ist das letzte Band zwischen den Seelsorgern und ihren Gemeinden zerrissen und die erste Gemeinschaft der Christen ist nur noch in wenigen individuellen Zügen bemerkbar. Unsere Kirche bedarf aber auch einer Synodal- und Presbyterialverfassung zu ihrer rechtlichen Sicherstellung sowohl gegen die Anmaßungen der römischen Hierarchie, welche gerade jetzt mit erneuter Kraft ihre alten Ansprüche erhebt und durch Jesuiten, Proselytenmacherei ꝛc. ihr Reich zu erweitern sucht, als auch gegen die Einwirkungen der Staatsgewalt selbst; denn ohne Theilnahme an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten, ohne Antheil an der Gesetzgebung auf ihrem Gebiete ist die Kirche allenthalben dem Machtgebote des Staats unterworfen. Es ist ferner ein weltlicher Geist, der sich der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigt hat, das Interesse für Religion und Kirche ist in einem Interesse der Industrie und Politik untergegangen und todtes Formelwesen an die Stelle kirchlichen Gemeingeistes getreten. Die Organisation einer besondern kirchlichen Verfassung außer der allgemeinen Staatsverfassung ist daher auch endlich nothwendig für das kräftigere Gedeihen des kirchlichen Lebens und Gemeingeistes und um dem Indifferentismus einen Damm entgegenzusetzen, damit er nicht noch weiter um sich greife und vollends die ganze Masse des Volks, auch in den niederen Ständen, durchdringe. Dazu ist aber eine Synodal- und Presbyterialverfassung das einzige und kräftigste Mittel; denn nur, wo Alle zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt sind, ist Gemeingeist möglich; nur am Leben richtet sich das Leben auf und nur in der Gemeinschaft gedeiht der Einzelne, gleich wie Einzelne wieder nur durch sie ein Segen für die Gemeinde sind. Ist nur noch ein Lebensfunke in der Kirche vorhanden (und daran fehlt es so lange nicht, als Gottes Wort in ihr gelehrt und gepredigt wird), so wird er mit neu verjüngter

Kraft erwachen und als christlicher Gemeingeist sich offenbaren, sobald ihr nur Repräsentanten und Organe wiedergegeben sind, durch welche sie sich aussprechen und darstellen kann. Dieß führt uns auf die Gründe der Nützlichkeit der Synodal- und Presbyterialverfassung. Denn das gesetzlich autorisirte Zusammenwirken der Geistlichen und Laien ist nicht nur, wie die Erfahrung in den Rheinländern und Westphalen gezeigt hat, die Quelle eines kirchlichen Sinnes und frommen Gemeingeistes und dadurch eines bessern Zustandes der Sittlichkeit, sondern durch gesetzliche Organe der Kirche gewinnt auch die Gesetzgebung einen sichern Grund und Boden in der Erkenntniß der Bedürfnisse und Wünsche der Kirche; Mißgriffe in der Gesetzgebung werden verhütet; Mißbräuche sind leicht zu entdecken und die zeitgemäße Fortbildung der kirchlichen Einrichtungen wird befördert. Die Aufsicht über kirchliche Sitte und Zucht gewährt der Kirche wohlthätigen Schutz gegen drohende Gefahren von Innen und Außen, erhält ohne Zwang eine heilsame Kirchenzucht, wirkt wohlthätig auf den Schulbesuch ein und ist ein kräftiges Beförderungsmittel einer umfassenden Seelsorge und die beste Unterstützung des geistlichen Amtes. Aber auch für den Staat ist diese Einrichtung wohlthätig; denn die Erhaltung der politischen Ordnung wird dadurch in polizeilicher Hinsicht erleichtert; die Theilnahme des Volks an politischen Dingen erhält dadurch ein wohlthätiges Gegenwicht und die Eintracht zwischen Staat und Kirche wird dadurch auf die beste und sicherste Weise befestigt. — Der erste Anstoß zur Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfassung ward in Folge des Reformationsjubiläum und der Union mit der reformirten Kirche in Preußen gegeben, wo bereits 1816 Kreis- und Provinzialsynoden nebst Presbyterien eingeführt worden waren. 1817 und auch 1822 wurde eine Reichssynode verheißen. Aber Stimmen, die man daselbst, z. B. gegen die Union, hörte, ließen fürchten, daß sich ein der Regierung ungefälliger Geist hier entwickeln werde. Dazu kam die Agendenirrung und die Synodalverfassung trat nicht ins Leben, den Grund ihres Mißlingens zum Theil schon in der Anlage tragend, indem die Synoden nur aus Geistlichen zusammengesetzt wurden. Dagegen erhielt sich in den westphälischen Provinzen, namentlich in der Grafschaft Mark, bis auf wenige Modificationen die alte freie Kirchenverfassung, welche hier durch die am 5. Mai 1835 erlassene Kirchenordnung für die Provinz Westphalen und die Rheinprovinz so festgestellt worden ist, daß sie im Vergleiche mit anderen deutschen Kirchen als die vollendetste der neuern Zeit erscheint. Die ganze Gesetzgebung und Verwaltung wird von den dortigen Synoden durch Stimmenmehrheit ausgeübt. — Im protestantischen Baiern wurde 1821 eine Gemeindewahl von Kirchenältesten verordnet. Aber da im königlichen Ausschreiben der Geschäftskreis der Presbyterien so unbestimmt bezeichnet war, daß man die Erneuerung einer hierarchischen Kirchenzucht fürchtete, erhob sich dagegen die öffentliche Meinung. Durch die Menge der eingegebenen Adressen sah sich die Regierung veranlaßt, ihren Plan zurückzunehmen. Das Recht der Landeskirche ist zugleich mit der Landesverfassung durch ein organisches Gesetz anerkannt und durch Generalsynoden vertreten, zu denen auch einige Gemeindeglieder erwählt werden. Mehrere zeitgemäße Anträge der bis jetzt gehaltenen 3 Generalsynoden (1823, 1827 und 1832) sind aber nicht berücksichtigt worden. Dagegen hat die in dem baierischen Rheinkreise 1818 eingeführte freie Kirchenverfassung die besten Früchte getragen und eine vernunftgemäße Selbstständigkeit der protestantischen Kirche begründet. Gleich die erste Generalsynode (1818) brachte die Union zu Stande, die zweite (1821) gab einen Katechismus und ein Gesangbuch und die dritte (1825) behauptete sich muthig gegen das Oberconsistorium. — Nassau (1817) und Baden (1821) erhielten eine Synodal- und Presbyterialverfassung durch die Union. Die in letzterm Lande bestehende ist, abgesehen von dem Übelstande, daß die Synoden aus doppelt so vielen Geistlichen als Weltlichen zusammengesetzt werden, eine der freisinnigsten und behauptet hier die Kirche für ihre inneren An-

gelegenheiten eine vollständige Autonomie. Nachtheilig wirkte aber die lange Verzögerung der Einberufung der zweiten Generalsynode (die erste 1821), welche erst 1834 zu Stande kam. Die Früchte derselben waren jedoch sehr erfreulich. — Die in Würtemberg bestehende Synodal- und Presbyterialverfassung ist so mangelhaft, daß sie keineswegs als eine wirkliche Repräsentation der Kirche oder als Organ ihrer Autonomie angesehen werden kann, indem die jährlichen Synoden daselbst aus dem Präsidenten des Consistorium und den 6 Generalsuperintendenten oder Prälaten bestehen, welche sich nach den Befehlen des Cultusministerium richten müssen. Die seit 1824 in den einzelnen Gemeinden bestehenden Kirchenconvente (eine Art Presbyterien) aber, an welchen auch die Ortsvorsteher, selbst wenn sie katholisch sind, Theil nehmen, können nicht als rein kirchliche Behörden gelten. Noch weniger können die in Hessen-Darmstadt in den einzelnen Gemeinden bestehenden Localkirchenvorstände als Repräsentation der Kirche angesehen werden. — Als nach dem großen Jahre 1830 die meisten mitteldeutschen Staaten repräsentative Verfassungen erhielten, durch die auch die Kirchenverfassung umgestaltet werden mußte, wurden im Sinne dieser Bewegung auch für die Kirche Bürgschaften ihres guten Rechts gefordert und erwachte lebendiger als je das Verlangen nach selbstständiger Organisation der Kirche durch Synodal- und Presbyterialverfassung. So in Hanover, Braunschweig, Churhessen, Sachsen ꝛc. Aber die Theorie der liberalen Constitutionen war für ein eigenthümliches Rechtsgebiet der Kirche nicht günstig und indem die Geistlichkeit neue Ansprüche machte, verlor sie zum Theil alte Gerechtsame. In Hanover blieb man bei Druckschriften stehen. Nur die Reformirten haben hier eine Synodal- und Presbyterialverfassung, die Lutherischen stehen noch unter ihren Consistorien. In Braunschweig ist auf die Petitionen der meisten Geistlichen des Landes an den Herzog um eine Repräsentativverfassung der Landeskirche (Jan. 1832) bis jetzt weiter nichts als eine ausweichende Antwort erfolgt. In Churhessen, wo Bickell und Hupfeld („Über die Reform der Kirchenverfassung in besonderer Rücksicht auf Churhessen", Marb. 1831) kräftig für freie repräsentative Formen der Kirche sprachen, gibt die neue Verfassungsurkunde (vergl. §. 132) allerdings einige Hoffnung zu künftiger Einführung einer Synodalverfassung, welche jedoch noch nicht erfüllt worden ist. In Sachsen ging der Antrag zur Einführung einer Synodal- und Presbyterialverfassung zunächst von der leipziger Diöces aus, welche in 2 Petitionen an den König und Mitregenten (1830 und 1831) gesetzmäßige Vertretung der protestantischen Kirche und ihrer Geistlichen auf dem Landtage und Rückgabe der Autonomie der Kirche durch eine Synodal- und Presbyterialverfassung forderte. Zwar wurde das Bedürfniß einer Reform der kirchlichen Verfassung von der Regierung anerkannt, durch ein Rescript des Cultusministerium (9. Febr. 1832) die Einführung von Presbyterien und Ephoralsynoden verheißen und die Geistlichen des Landes zur Mittheilung ihrer Gutachten darüber aufgefordert. Allein die Abstimmung fiel entschieden gegen diese Maßregel aus. Man machte namentlich gegen den vom Ministerium vorgelegten Entwurf geltend, daß dadurch der Kirche ihre Autonomie nicht zurückgegeben, das Recht der freien Wahl der Mitglieder des Presbyterium durch die nothwendige Zuziehung der Patrone, Gerichtsdirectoren und Dorfrichter beschränkt werde, und daß Presbyterien ohne eine Generalsynode kein organisches Ganzes, eine halbe, den Zweck nicht erfüllende, ja gefährliche Maßregel seien. Vergl. außer den „Wünschen der evangelischen Geistlichkeit Sachsens" (Leipz. 1831) vorzüglich Großmann, „Über eine Reform der protestantischen Kirchenverfassung im Königreiche Sachsen" (Leipz. 1833). Mit ihm kämpften für die Autonomie der Kirche Rühle (gegen Krehl), Girardet, Weichert, Hildebrand, Kelle, Bauer, Wagner u. A. Unter den Gegnern sind zu nennen: Bretschneider („Votum", 1832), Krehl, Rudelbach, Jaspis u. A. 63.

Synode (σύνοδος, Zusammenkunft) nennt man eine Versammlung von

Geiſtlichen, welche den Zweck hat, über kirchliche Angelegenheiten zu berathſchlagen und Beſchlüſſe zu faſſen. Über die Zuziehung von Laien zu dergleichen Verſammlungen in der proteſtantiſchen Kirche ſ. d. Art. Synodal- und Presbyterialverfaſſung. Die heilige S. zu Petersburg, von Peter dem Großen 1721 an die Stelle des Patriarchats geſetzt, iſt ein Collegium von Prälaten und die höchſte Kirchenbehörde der griechiſchen Kirche im ruſſiſchen Reiche. Dieſe S., welcher die Metropoliten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe unmittelbar untergeordnet ſind, iſt durchaus vom Kaiſer abhängig. 63.

Synonyme ſind Wörter, welche bei ganz verſchiedenem Laute Gleiches bedeuten und unbeſchadet des Verſtändniſſes unbedingt eins für das andere geſetzt werden können. Jede Sprache hat zwar deren eine große Anzahl aufzuweiſen und ſie ſind ein Zeichen des Reichthums derſelben; aber der Grund von ihrem Vorhandenſein liegt nie in der Sprache ſelbſt, ſondern ſtets in den äußeren Verhältniſſen derſelben. Wie es nämlich ſchon vernünftiger Weiſe ganz unnöthig iſt, daß neben ein ſchon beſtehendes Wort noch ein anderes von ganz gleicher Bedeutung neugebildet geſetzt wird, ſo hat auch die Erfahrung vollſtändig bewieſen, daß dieß in keiner Sprache ſtattfindet; wohl aber ſind 4 Fälle möglich, in welchen ſich S. bilden können und wirklich gebildet haben: 1) wenn bei früher Trennung der Dialekte für neue Begriffe in jedem einzelnen ſich neue Wörter gebildet haben und bei ſpäterm engern Anſchließen der Dialekte an einander dieſe gegenſeitig die Wörter der andern einbürgern; 2) wenn eine fremde Sprache ſolchen Einfluß gewinnt, daß eine Menge Wörter aus ihr in die andere aufgenommen und daſelbſt eingebürgert werden; 3) wenn für ſchon vorhandene einfache Begriffe ſich Umſchreibungen und Zuſammenſetzungen bilden, wie Eidam und Schwiegerſohn; 4) endlich, wenn im Laufe der Zeit einzelne verwandte Begriffe ſich immer mehr nähern und bei dem Nichtachten ihres eigentlichen Unterſchiedes nach und nach mit einander verwechſelt werden. Die erſten 3 Fälle können vollkommene S. erzeugen; im letzten aber werden die Begriffe an ſich immer nur Homonyme (ſinnverwandte Wörter) bleiben, wenn auch der Unterſchied ſich ſo verwiſcht hat, daß er nur mit großem Scharfſinne wieder erkannt werden kann. Meiſt ſtehen ſolche Begriffe als Unterarten mit einem höhern in Verbindung und die Vertauſchung unter einander oder mit dieſem höhern bildet dann die S., indem man hier einzelne Merkmale nicht achtet, dort dieſelben ſich hinzudenkt. Vorzüglich iſt dieß der Fall bei abſtracten Begriffen, noch mehr aber bei den ſogenannten Tropen, die urſprünglich meiſt Producte der dichteriſchen Phantaſie nach und nach in den gewöhnlichen Sprachgebrauch übergehen und die S. nicht nur unendlich vervielfältigen, ſondern auch häufig die Deutlichkeit der Rede bei willkührlichem Gebrauche gefährden. Da aber letztere ein Haupterforderniß des Styls iſt, ſo hat man das Bedürfniß gefühlt, die S. einer beſondern Behandlung zu unterwerfen und den Kreis der einzelnen feſtzuſtellen, wodurch die Wiſſenſchaft der Synonymik entſtanden iſt. Dieſe hat ſich aber, da die 3 erſten der angegebenen Fälle wenig Schwierigkeiten darbieten, vorzüglich mit dem vierten zu beſchäftigen und beruht daher auf einer richtigen Auffaſſung der Etymologie und des Sprachgeiſtes überhaupt. Schon Julius Pollux verſuchte eine Synonymik der griechiſchen Sprache in ſeinem „Onomaſtikon", doch erſt die neuere Zeit hat ihre tiefere Bedeutung erkannt. Vorzügliches leiſtete für die deutſche Sprache Eberhard (ſ. d. Art.) in ſeinem „Verſuch einer allgemeinen deutſchen Synonymik" (neuſte Ausgabe von Gruber, Halle 1826—1830. 6 Bde.); für die lateiniſche Sprache Erneſti und Ramshorn; für die franzöſiſche Vaugelas, Girard, Beauzée und Roubaud; für die engliſche Blair, Booth und Crabbe; für die däniſche Sporon und Müller. 9.

Syntax (lat. syntaxis, Zuſammenordnung) bildet einen Haupttheil der Grammatik und hat zum Gegenſtande die Lehre, wie die einzelnen Wörter einer Sprache zum Behufe des Ausdrucks im Gedanken zuſammengeſtellt werden müſſen.

Digitized by Google

ihr eigentliches Gebiet iſt daher die Bildung des Satzes und der Periode und ihr Weſen ſomit ein rein logiſches, welches ſich des vorhandenen Vorraths an Wörtern nd ihrer zur gegenſeitigen Beziehung bei ihrer Zuſammenfügung gebräuchlichen lbänderungen als Form bedient. Sie zerfällt aber demnach in zwei Theile: die igentliche oder höhere S., welche ſich einzig mit der Bildung des den Gedanken ollſtändig wiedergebenden Satzes oder der Periode beſchäftigt, und die niedere S., elche die Regeln entwickelt, wie die einzelnen Wörter einer Sprache in ihren gegenſeitigen Beziehungen zu gebrauchen ſind. Beide greifen aber ſo ſehr in einander in, daß ſie nie beſonders abgehandelt werden können, ſondern ſo ſtets verbunden ein müſſen, daß die Regeln der höhern S. als leitende Principe die der niedern ſich nterordnen. Indem nämlich die höhere S. von der einfachen Verbindung zwiſchen Subject und Prädicat ausgehend die allmählige Erweiterung des einfachen Satzes etrachet und zeigt, wie durch hinzugetretene Beſtimmungen die Genauigkeit der Darſtellung ſich vergrößert, wie aus dieſen Beſtimmungen ſich wieder neue Gedanen entwickeln können und daraus das Gebäude einer Periode erwächſt, welche durch Coordination und Subordination der einzelnen Gedankentheile ihre Rundung und urch zweckmäßige Anwendung der den einzelnen Wörterclaſſen zukommenden Functionen ihren innern Zuſammenhang erhält; entwickelt die niedere S. das ormelle Weſen der dazu gebrauchten Mittel, beſtimmt die eingeführten Geſetze der Beziehungen, lehrt die Regeln des Caſus-, Temporal- und Modusgebrauchs, zeigt die paſſende Anwendung der Conjunctionen und Präpoſitionen, gibt überhaupt Anweiſung, wie das Gedachte auch in der Form der Sprache entſprechend wiedergegeben werden kann und beſchäftigt ſich endlich mit der eingeführten Anordnung der einzelnen Wörter im Satze nach dem Geiſte der Sprache. So iſt die S. die Grundlage der Lehre vom Styl, welcher ihre Regeln dann zu einem Gegenſtande der Äſthetik macht. 9.

Syntheſe (synthesis) bedeutet urſprünglich jede Zuſammenſetzung, iſt aber doch mehr nur auf den philoſophiſchen Gebrauch beſchränkt worden. Hier wird ſie nun gemeinhin mit der Analyſe (ſ. d. Art.) zuſammengeſtellt und für eine der Functionen unſeres philoſophirenden Bewußtſeins ausgegeben, die abwechſelnd mit jener und nach ähnlichen Geſetzen ihre logiſchen und metaphyſiſchen Operationen vornehmen; ja man hat ſogar eine ſynthetiſche Methode des Erkennens neben der analytiſchen anerkannt, als wäre es Sache der freien Wahl, nach einer von beiden die Wahrheit zu ſuchen (vergl. Methode). — Nun iſt zwar der Proceß der S. ſcheinbar der direct umgekehrte der Analyſe, Zuſammenſetzung des Einfachen nämlich, wie dieſe Auflöſung des Zuſammengeſetzten in ſeine einfachen Elemente iſt, und man könnte meinen, aus dem gegebenen Einfachen müßte ſich eben ſo gut das Zuſammengeſetzte wiederherſtellen laſſen, als man jenes aus dieſem herausfand; allein dieſe Anſicht beruht auf einer unklaren Idee von dem Weſen der Analyſe. Abgeſehen nämlich davon, daß wir bei dieſer auf ein wahrhaft Einfaches nie wirklich, ſondern nur annähernd kommen, alſo uns auch nie ein ſolches für die S. vorliegt; ſo iſt doch auch die Auflöſung des Gegebenen, die unſer Verſtand vornimmt, nicht eine Zerlegung deſſelben in zwei Factoren, welche in ihrer Verbindung das Ganze wieder völlig darſtellten, ſondern eine Reduction auf einen Factor oder ein Element, während das andere, das daneben ſich noch darin findet, als bloßer Überſchuß oder caput mortuum wegfällt (vergl. d. Art. Urtheil). Wollte man daher auch ein ſolches, durch Analyſe gewonnenes, wenigſtens relativ einfaches Element als gegeben nehmen, ſo könnte man doch nimmermehr aus dieſem allein das Zuſammengeſetzte wiederherſtellen, ſondern es muß eine eigene Kraft vorhanden ſein, um auch das hinzuzufügen, was zu jenem noch fehlt, nämlich die beſtimmte Bildung oder Modification, unter welcher das einfache Sein dort erſchien. So, um das umfaſſendſte Beiſpiel darzuſtellen, können wir wohl aus der Welt der

Erscheinungen durch Analyse eine einfache Grundkraft (als Idee oder dergl.) als Erklärungsgrund derselben gewinnen; nie aber vermögen wir aus dieser (die wir etwa Gott nennen) jene Erscheinungen, als die bestimmten Äußerungsweisen dieser Kraft, durch eine ähnliche Operation herzustellen; wir können nie beweisen, erklären (durch den philosophirenden Verstand), welche Eigenthümlichkeiten die Kraft in ihren Äußerungen annehmen werde. Hieraus ergibt sich zunächst klar, daß eine Erklärung, ein Wissen durch die S. nicht geleistet werden könne und daß mithin die synthetische Methode als parallel mit der analytischen und als Methode der philosophischen Erkenntniß durchaus unstatthaft sei, auch abgesehen von der dogmatischen Willkühr, womit sie nothgedrungen ein sogenanntes Einfaches oder Grundwesen als ein Absolutes, als Gott, ersetzt. Vielmehr ist zu sagen, daß die S. der Analyse wesentlich entgegengesetzt sei, als die productive Thätigkeit der kritischen, im Menschen als die Phantasie, das unbewußte, freischaffende Vermögen, dem Verstande, dem mit Nothwendigkeit erkennenden, prüfenden Bewußtsein. Damit wird denn das synthetische Verfahren aus der Erkenntniß und speciell aus der Philosophie fort und in die ihm zukommende Sphäre der Kunst verwiesen, in sofern dieß Wort allgemein die schöpferische Thätigkeit des Geistes, das Können, die geniale Productivität bezeichnet (s. d. Art. Schön). — Daß die S. das Werk der Einbildungskraft sei, erkannte schon Kant an (s. Kategorie). Diese Unterscheidung kommt sehr in Betracht bei der Trennung der synthetischen Urtheile von den analytischen; nur die letzteren sind hiernach wahre Erklärungsurtheile, die ersteren dagegen sprechen nur eine Thatsache aus, sind daher eigentlich insgesammt sogenannte Existentialsätze, z. B. ich thue dieß; es ist schönes Wetter ꝛc. (vergl. d. Art. Urtheil). Wenn man freilich die bloße Verbindung des Subjects mit dem Prädicate eine S. nennen will, so ist dieß etwas sehr Äußerliches; der sogenannte Grundsatz der S. aber (sonst Grundsatz vom zureichenden Grunde genannt) gehört vielmehr der Analyse an. — Der Ausdruck transscendentale S., womit Krug die Verbindung des Realen und Idealen, des Seins und des Wissens, welche unser Bewußtsein constituiren soll, bezeichnet, ist mindestens schlecht gewählt und sogar dem oben angegebenen Wesen der S. fremd. Wenn nun derselbe jene S. als ursprüngliches (transscendentales) Factum des Bewußtseins anerkennen zu müssen glaubt, über welches hinaus kein Philosophiren gehen dürfe, weil es sonst transscendent werde, so möchte er im Principe, dieß recht verstanden, wohl Recht haben; allein wenn er seine ganze Philosophie (von ihm das System des transscendentalen Synthetismus genannt) darauf beschränkt, die gegebenen Bewußtseinsfacta als aus jenem ursprünglichen abgeleitete aufzuzählen (statt eben ihre tiefere Beziehung dazu zu erörtern), so dürfte dieß mindestens nicht für eine Weiterbildung des Kriticismus (s. d. Art.) gelten, indem hier statt einer Erklärung eine bloße Statistik der Vermögen und Thatsachen unseres Bewußtseins gegeben wird. 80.

Syntipas, ein Perser von Geburt, lebte im XIV. Jahrh. und ist dadurch bekannt geworden, daß er die Fabeln des Äsop in das Syrische übersetzte. Ein gewisser Michael Andreopulus im XV. Jahrh. übersetzte 62 von diesen ins Syrische übersetzten Fabeln ins Griechische, die wir auch noch besitzen. Die einzige selbstständige Ausgabe dieser Fabeln ist: Fabb. LXII e duob codd. Mosq. pr. ed. Ch. F. Matthaei (Lips. 1781. 8.). Vergl. Boissonade, „De Syntipa“ (Par. 1828). 20.

Syphax, ein berühmter Held zu den Zeiten des zweiten punischen Krieges, war Fürst der Massäsyler, einer westnumidischen Völkerschaft, residirte in Cirta und focht, nachdem Scipio Spanien verlassen hatte und in Afrika erschienen war, mit demselben verbunden anfangs gegen Carthago und dessen Verbündeten, Masi-

nissa (s. d. Art.), König der Massyler; da aber Masinissa nach mehreren unglücklich ausgefallenen Schlachten unterlag und mit seinem Lande auch seine Braut, die schöne Sophonisbe, Hasdrubal's Tochter, verlor, so gab S., von deren Reizen gefesselt, die Verbindung mit den Römern auf und schlug sich auf Hasdrubal's und Carthago's Seite, da Hasdrubal ihm die Sophonisbe zur Frau gab. Die Rollen wechselten nun vollends ganz, da statt des S. nun Masinissa Freund und Verbündeter der Römer wurde. Bald folgten diesen neuen Verbindungen mörderische Schlachten und schon waren die Carthager von Scipio und Lälius geschlagen worden, als auch S. dem Masinissa unterlag, Land und Weib verlor, in Gefangenschaft gerieth, den Triumphzug des Scipio in Rom schmücken mußte und daselbst endlich im Kerker den Hungertod starb. 20.

Syphilis, s. Lustseuche.

Syrakus (Συράκουσαι, Syracusae), eine der bedeutendsten, prachtvollsten und historisch wichtigsten Städte der alten Welt, war eine dorische Colonie und im Jahre 735 v. Chr. durch den Herakliden Archias aus Korinth angelegt worden und wurde in kurzer Zeit die erste unter allen griechischen Colonien. Sie lag auf der Ostküste Siciliens und bestand aus 5 zum Theil getrennten Städten, die aber mit einer über ungleiche Hügel fortlaufenden hohen Mauer umgeben waren, deren Umfang gegen 6 deutsche Meilen betrug. Das zuerst bewohnte Viertel war die Insel Ortygia, die anfangs mit dem Festlande durch einen Damm, später durch eine Brücke in Verbindung gesetzt wurde. Die vorzüglichsten Gebäude dieses Theils waren: der königliche Palast, späterhin der Sitz der römischen Statthalter, ein Tempel der Artemis und ein noch prächtigerer der Athene; auch war hier die berühmte Quelle Arethusa Meilichia. Der andere dem Meere zunächst liegende Theil hieß Achradina, deren Mauer vom Meere bespült wurde. Hier war der meiste Verkehr und die prächtigsten Gebäude von ganz S., z. B. das Prytaneum, der Tempel des Zeus Olympios, mehrere prächtige Theater, von denen noch jetzt Reste zu sehen sind, an der Mauer die Lautumien, die Katakomben ꝛc. Nordwestlich davon lag der dritte Theil, Tyche, benannt nach dem darin liegenden Haupttempel des Glücks oder der Tyche und berühmt durch sein Gymnasium; südlich der vierte Theil, die neue Stadt oder Neapolis genannt, mit seinen herrlichen Tempeln der Libera und Demeter, dem prächtigen Amphitheater und dem festen Schlosse Olympium, und endlich der fünfte Theil, Epipolä, auf einer Anhöhe, sehr fest und gleichsam die Akropolis von S. Schon durch diese ihre Größe und ihre bedeutende Bevölkerung (die Zahl ihrer Einwohner soll zu ihrer Blüthezeit 300000 betragen haben) stark und muthig war die Stadt S. gegen feindliche Angriffe noch mehr geschützt durch ihre 2 Häfen, von denen der Haupthafen, jetzt noch Porto Maggiore genannt, in seinem innern Raume gegen 80 Stadien weit war und selbst der größten Flotte hinreichende Sicherheit gewährte. S. war anfangs bis 484 v. Chr. Republik, wo Gelon, König von Gela, aufgefordert von den auf die Aristokraten erbitterten Volkshäuptern die Herrschaft der Stadt übernahm und S. eine monarchische Regierung erhielt. Unter ihm erreichte S. die höchste Macht; denn es gelang ihm, nicht nur die Carthager von Sicilien fern zu halten, sondern selbst auch fast ganz Sicilien nebst den umliegenden Meeren unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Seine Brüder, Hiero und Thrasybulus, hatten weder Kraft noch Gemüth genug, ihre Unterthanen sich zu Freunden und hierdurch den alten Glanz der Stadt zu erhalten. Thrasybulus wurde 466 vertrieben und an die Stelle der Monarchie trat eine nach manchen Streitigkeiten und vielen neuen Einrichtungen, später vorzüglich durch die Thätigkeit des Diokles erweiterte Demokratie, deren Unzulänglichkeit jedoch und Unbrauchbarkeit schon in den ersten Zeiten ihrer Entstehung in die Augen sprang, zumal da in diese Periode die schweren Zeiten des peloponnesischen Krieges fielen, während welchem S. zwar als Haupt der verbündeten

griechischen Städte auf der Insel Sicilien eine furchtbare Macht entwickelte, aber dabei doch auch durch die sehr oft unzweckmäßigen, durch Disharmonie seiner Bürger hervorgerufenen Maßregeln nicht wenig litt. Endlich 405 riß Dionysius das Staatsruder an sich und rief eine neue Regierung ins Leben. 200 Jahre lang ward hierauf S. theils durch das harte Joch von Tyrannen gedrückt, theils durch die gräßlichsten Staatsumwälzungen und innere Unruhen erschüttert. Es würde zu weitläufig sein, die ganze Geschichte dieses großen Zeitraumes hier zu beschreiben; wir erinnern nur an die wichtigsten Ereignisse dieser Zeit durch die Anführung der während derselben berühmtesten Männer; und wer erinnert sich hier nicht an den edelmüthigen, von Vaterlandsfreiheit hochbegeisterten Dion, an den Zucht und öffentliche Ordnung erhaltenden und die Stadt trefflich schützenden Timoleon, an die Tyrannei des Agathokles und an die inneren und blutigen Thronstreitigkeiten des Mánon, Hicetas, Thynion und Sostratus. Erst durch einen fremden Herrscher, Pyrrhus von Epirus, konnten alle diese Unruhen gedämpft werden (277) und dadurch, daß dieser seinen Sohn zum Könige von Sicilien ernannte, erwachte auch bei den Syrakusanern die Liebe zur Monarchie von Neuem, weßhalb sie schon 268 den Hieron zu ihrem Könige ernannten. Dessen 53jährige Regierung (er starb 215) war eine der segensreichsten, die S. jemals sah. Zwar war es hauptsächlich das Bündniß mit Rom, welches die innere Ruhe erhielt, allein dessenungeachtet verdient Hieron doch auch wegen seiner rastlosen Thätigkeit für das Heil des Vaterlandes die rühmlichste Erwähnung. Allein alles dieses Glück schwand schon unter der Regierung seines Enkels und Nachfolgers Hieronymus, der durch das Freundschaftsbündniß, das er mit Carthago schloß, seinen Staat ins Verderben stürzte und die Römer zu unversöhnlichen Feinden machte, in Folge dessen er selbst ermordet, S. aber schon 212 nach einer 2jährigen Blokade und nach der hartnäckigsten Gegenwehr, welche vorzüglich der berühmte syrakusanische Geometer und Mechaniker Archimedes leitete, von dem römischen Feldherrn Marcellus erobert wurde. Die Stadt wurde den römischen Soldaten zur Plünderung übergeben, und wie sie, so fiel auch 210 nach der Einnahme Agrigents ganz Sicilien der römischen Herrschaft anheim. Der alte Glanz der Stadt war seitdem für immer gewichen, die Kunstschätze wanderten nach Rom und die Bevölkerung von S. nahm täglich mehr ab. Im Mittelalter und in den neueren Zeiten theilte S. fast immer das Schicksal der Insel Sicilien und erlebte abermals manchen heftigen Sturm, wurde auch 1693 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört. Gegenwärtig ist nur noch der Theil der alten Stadt übrig, der auf der Insel Ortygia lag und der den Namen Siragossa führt. Ausgezeichnet ist diese neue Stadt vorzüglich durch ihren Wein-, Öl- und Weizenbau, durch ihre 2 Häfen, ihre Citadelle, ein Museum, eine Bibliothek, eine Kathedrale (sonst der Tempel der Minerva) und mehrere andere prächtige Gebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr 14000 Köpfe. 20.

Syrianus, ein neuplatonischer Philosoph im V. Jahrh. n. Chr., war der Schüler und Nachfolger Plutarch's auf dem philosophischen Lehrstuhle zu Alexandria und suchte die plotinisch-jamblichische Philosophie weiter auszubilden, führte aber dadurch nur den gänzlichen Verfall der alexandrinischen Philosophie herbei. Von seinen Schriften ist nur sein „Commentar zur Metaphysik des Aristoteles" übrig (zum Theil gedruckt, Venedig 1558. 4.). Er starb 450 n. Chr. 16.

Syrien hieß bei den Alten überhaupt alles Land, welches zwischen Ägypten, Arabien, dem Euphrat, dem Taurusgebirge und dem mittelländischen Meere liegt, und umfaßte also ganz Phönicien, Palästina und Aramäa (s. d. Artt.), von dem das eigentliche S. den südwestlichen Theil bildete, aber wieder in S. im engern Sinne und Cölesyrien eingetheilt ward. Ersteres ward gegen Norden von Cilicien, gegen Osten vom Euphrat, gegen Süden von Arabien, Cölesyrien und

Phönicien, gegen Westen vom mittelländischen Meere begrenzt und zerfiel zur Zeit der Römer in die Provinzen Comagene mit den Städten Samosata und Amphipolis am Euphrat; Seleucis mit den Städten Alexandria an der Grenze von Cilicien, Laodicea, Antiochia, der spätern prächtigen Hauptstadt des Reiches am Orontes, Apamea, Epiphania (jetzt Hamath) und Emesa; Cyrrhestica mit den Städten Cyrrhus, Hierapolis und Beröa (Aleppo); Chalcidice mit der Stadt Chalcis; Palmyrene mit Palmyra (s. d. Art.). Letzteres dagegen umfaßte alles Land zwischen dem Libanon und Antilibanus, Syrien, Judäa und Phönicien und hatte seinen Namen Cölesyrien (das hohle S.) daher, weil es ein großes Thal bildete. Die Hauptstädte darin waren Damaskus, Heliopolis und Laodicea. — In der frühesten Zeit war S. fremden Herrschern unterworfen und gehörte stets zu den großen vorderasiatischen Reichen; nur zur Blüthezeit des israelitischen Staates waren die südlichen Theile des Landes diesem unterworfen. Von den Persern fiel es an die Macedonier und ward nun unter den Seleuciden (s. d. Art.) ein eigenes mächtiges Reich, das seine Herrschaft auch über Persien und Kleinasien ausstreckte; es zerfiel aber vor der Gewalt der römischen Waffen und wurde nun römische Provinz und in späterer Zeit oft der Schauplatz der Kriege zwischen den Oströmern und den Neuperser, bis das mächtige Chalifat es mit sich vereinigte, worauf Damaskus einige Zeit Residenz der Ommijaden ward. Nach Verlegung der Residenz nach Bagdad aber zerfiel das Land wieder in eine Menge kleiner Fürstenthümer, die sich zum Theil unabhängig machten, und selbst nachdem die Kreuzfahrer das Land erobert hatten, entstanden mehrere kleine Staaten, bis endlich Salaheddin ganz S. wieder unterwarf. Von Ägypten kam es 1517 an die Türken, welche es behielten, bis es 1833 nach der Eroberung durch Ibrahim Pascha gegen einen jährlichen Tribut an den Pascha von Ägypten, Muhammed Ali, abgetreten worden ist. — Das jetzige S., Soria, Soristan, bei den Arabern Scham, d. i. Linksland (s. Arabien), umfaßt fast das ganze alte S. in der weitesten Bedeutung, indem auch Palästina und Phönicien dazu gehört, liegt unter 5° bis 58° L. und 31° bis 37° N. B., grenzt gegen Norden an Kleinasien, gegen Osten an den Euphrat und die große Wüste, gegen Süden an das steinigte Arabien, gegen Westen an das mittelländische Meer und enthält ohne die syrische Wüste 2046 □M. mit 2½ Mill. Einwohnern. Es ist ein Hochland, welches von den Gebirgen Libanon und Antilibanus im Innern, von den nördlichen Zweigen des Taurus und von mehreren Gebirgen und Vorgebirgen, unter denen der Karmel (s. d. Art.) das höchste ist, umgeben ist und sich im Nordosten an das armenische Hochland anschließt, von dort allmählig zum arabischen Busen herabsinkt und im Norden eine Höhe von 6000 bis 7000 Fuß, im Süden von 2000 bis 3000 Fuß erreicht. Es besteht aus 4 verschiedenen Theilen, die durch ein von Norden nach Süden laufendes Thal gebildet werden, als: 1) aus dem Küstenstriche; 2) aus dem westlichen Hochlande; 3) aus dem tiefen Thale (el Ghor, dem alten Cölesyrien) und 4) aus dem östlichen Hochlande, und hat seine größte Erhebung in der Mitte des Libanongebirges = 9500 Fuß. Bewässert wird es vom Orontes, Jordan, welche zwischen den 9—10000 Fuß hohen Schneegipfeln des Libanon entquellen, Euphrat, Safon, Jfrin und mehreren anderen Flüssen, so von dem See Tiberias und dem 12 Meilen langen, 1½ bis 3 Meilen breiten todten Meere, vom See Genezareth ꝛc. und hat in den Gebirgen rauheres, in den Ebenen sehr heißes Klima. Der Boden in den Thälern ist meist höchst fruchtbar und liefert Rindvieh, Schafe mit Fettschwänzen, Ziegen, Kameele, Gazellen, Löwen, Leoparden, Schakale, Seidenwürmer, Purpurschnecken, Heuschrecken ꝛc.; Getreide, Wein, Baumwolle, Öl, Tabak, Seide, Honig, Wachs, Pistazien, Südfrüchte, Datteln, Cedern, Kiefern, Ahorn, Wachholder ꝛc.; Eisen, Marmor, Salz, Erdpech und Walkererde. Das Land wird öfters von

furchtbaren Erdbeben, von der Dürre, welche Hungersnoth zur Folge hat, und von Heuschrecken heimgesucht, welche durch ihre Verwesung pestartige Krankheiten hervorrufen. Die Einwohner sind Syrer mit arabischer Sprache, morgenländische Christen von verschiedenen Secten, Türken, Kurden in Nordosten, Turkomanen in Norden, letztere drei ganz oder wenigstens im Sommer Nomaden, zum Theil Tribut zahlend, zum Theil ganz frei und durch Räubereien den Handelsverkehr erschwerend, Griechen, Armenier, Juden, Zigeuner, Drusen, in den Handelsstädten auch Franken, Araber in den östlichen Wüsten, welche theils Nomaden, theils ächte Beduinen sind. Diese Völker nähren sich vom Ackerbaue, Viehzucht, Industrie und Handel, welcher letzterer theils der asiatische in Karawanen, theils der europäisch-levantische ist. Die allgemeine Landessprache ist die arabische nach verschiedenen Mundarten; Religion ist theils muhammedanisch, theils christlich. Das Land wird in 4 Paschaliks getheilt: 1) Haleb (Aleppo) von 461 □M. mit ungefähr 500000 Einw. und der Hauptstadt Aleppo, Sitz eines Molla erster Classe, eines griechischen Patriarchen, eines armenischen, eines maronitischen und eines jakobitischen Bischofs, in asiatischem Style auf mehreren Höhen, die vom Koïk bespült werden, erbaut und von einer mit Graben umgebenen Mauer eingeschlossen. Sie ist bewohnt von 80—90000 Seelen, mehrentheils Türken und Araber, welche Fabriken unterhalten und Handel treiben, hat eine berühmte Wasserleitung, die von Constantin's Mutter angelegt und 1218 wiederhergestellt wurde, und herrlich angebauete Umgebungen. Mehrere europäische Staaten haben hier Consuln. — 2) Tarablûs (Tripolis) mit der Hauptstadt gleiches Namens, der am Besten gebauten Stadt in S. Sie ist von Gärten und wohlbebauten Feldern umgeben. Der Hafen, der Gewerbfleiß und ziemlich starker Handel erhöhen die Wichtigkeit dieser Stadt. Auch ist sie Sitz eines griechischen Bischofs. — 3) Dâmas (Damask) mit 900000 Einw. und der Hauptstadt Damask (Damaskus), in schöner Ebene, gleichsam in einem Feigen-, Kastanien- und Olivenwalde, am Baradi und am Fuße des Antilibanus, Sitz eines Pascha und griechischen Patriarchen von Antiochien, mit 150000 (200000) Einw., gegen 200 Moscheen, mehreren christlichen Kirchen für etwa 20000 christliche Bewohner, 2 katholischen Klöstern, vielen Bazars und Hans, mit prachtvoll eingerichteten Caffeehäusern, wohlgepflasterten und von beiden Seiten mit Fußwegen versehenen Straßen, von Erd- und Ziegelsteinen erbauten und mit Springbrunnen versehenen Häusern. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Hauptmoschee, einst die Kathedrale des heil. Johannes, mit schöner Kuppel und Thürmen versehen; der Bazar; das Serail oder der Palast des Pascha, der Han des Pascha und der des Suleiman-Pascha. Damask unterhält berühmte Degenklingen-, Baumwollen-, Seiden-, Seifenfabriken und Perlmutterarbeiten, mit welchen Manufacturen sie einen bedeutenden Handel treibt. Sie ist der allgemeine Zusammenkunftsort der Karawane nach Mekka, welcher der Pascha von Damask als Emir al Hadschi als Begleiter und Vertheidiger gegeben ist. Ihre fruchtbare Umgegend erzeugt alle Sorten Früchte und treffliche Gemüse. Berühmt sind besonders die große Damascenerpflaume, welche jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet ist, die Damascenerrose auf einem 8—10 Fuß hohen Stocke, von sehr angenehmem Geruche, deßhalb auch Muskatrose genannt, und die Damascenertrauben, die am Stocke getrocknet, indem man den Stiel einkerbt, die besten Rosinen geben. — 4) Akka mit der Hauptstadt gl. N. (s. d. Art.). 37. 71.

Syrische oder chaldäische Christen, s. Nestorius.

Syrische Sprache und Literatur. Die syrische Sprache gehört zu dem semitischen Sprachstamme, und zwar zu dem aramäischen Zweige desselben, und ist von der chaldäischen fast nur durch dunklere Vocale und eine etwas größere Abgeschliffenheit verschieden, zumal da sie in der spätern Zeit viele griechische und lateinische Wörter in sich aufgenommen hat; doch ist sie nur noch Religionssprache.

Die syrische Schrift hat sich allmählig aus der ältern phönicischen Schrift gebildet und ist eine Cursivschrift, welche gemeiniglich Estrangelo (d. i. Schrift des Evangelium, weil die biblischen Bücher damit geschrieben wurden) genannt wird. — Die Literatur der Syrer ist reicher, als man glauben möchte, doch besteht sie meist nur aus religiösen und geschichtlichen Schriften. Am Berühmtesten ist die Übersetzung des neuen Testaments, welche Peschito genannt wird und die syrische Sprache unter allen schriftlichen Denkmälern am Reinsten wiedergibt. Eine vortreffliche Sammlung syrischer Handschriften findet sich in der vaticanischen Bibliothek. Hülfsmittel zur Erlernung der syrischen Sprache gibt es viele. Wir nennen unter ihnen nur die Grammatiken von Michaelis (Halle 1784. 4.) und Hoffmann (Ebd. 1827. 4.) und die Lexika von Cellarius (Zeitz 1683. 4.) und Zanolini (Padua 1742. 4.). — Vergl. die Einleitung zu Hoffmann's Grammatik und dessen „Kurze Geschichte der syrischen Literatur" in Bertholdt's theologischer Zeitschrift (Bd. XIV. S. 225—291). 9.

Syrinx war eine Najade in Arkadien, Tochter des Flusses Ladon daselbst. Pan verliebte sich mit aller Heftigkeit in sie und verfolgte sie allenthalben mit seinen Zweideutigkeiten, die ihre Keuschheit beleidigten. Als sie einst vor ihm floh und von dem Flusse Ladon aufgehalten wurde, rief sie ihre Schwestern zu Hülfe, die sie in Schilf verwandelten. Pan bemerkte in dem vom Winde bewegten Schilfe süßklagende Töne, die ihn zugleich erfreuten und erschütterten. Er schnitt daher aus dem Rohre des Schilfes 7 kleinere und längere Pfeifen, setzte diese zusammen und erfand so eine Flöte, welcher er den Namen Syrinx gab. Diese siebenröhrige Flöte war vorzüglich bei den griechischen und römischen Hirten sehr beliebt. Die S. ist höchst einfach und daher ihre Erfindung wahrscheinlich uralt. Forster fand sie bei seiner Reise um die Welt auf den Freundschaftsinseln. Sie ist der Papagenopfeife sehr ähnlich und noch jetzt hier und da in Italien gebräuchlich. 11.

Syrmien, s. Ungarn.

Syrte, die große und kleine, hießen bei den Alten die beiden Busen des mittelländischen Meeres in der Küste des nördlichen Afrikas, von denen die erstere der zwischen dem jetzigen Tripolis und Barka, die letztere der zwischen Tripolis und Tunis liegende Meerbusen ist. Auch das Land zwischen beiden, das heutige Tripolis, ward S. genannt. 71.

Syrup, s. Zucker.

Syrus (Publius), s. Publius Syrus.

System ist ein jedes aus mehreren Theilen oder Einzelnheiten zusammengestelltes Ganzes, wobei bald eine gewisse Ordnung der Zusammenstellung berücksichtigt wird, bald auch nur die Einheit eines Mannigfaltigen. So brauchten es die Alten von Viehheerden und Kriegsheeren; so sprechen die Neuern von Knochen-, Staaten- und Sonnensystemen. Im engern Sinne jedoch bezeichnet es ein geordnetes Ganzes von Erkenntnissen und gilt so für die vollendete Form einer Wissenschaft. Um dieß zu sein, kann das S. nicht blos aus einer willkührlichen Zusammenstellung von Begriffen bestehen, sondern es muß dabei nach einer gewissen Methode (s. d. Art.) verfahren, d. h. es müssen alle Begriffe aus einem höchsten, als ihrem Principe, hergeleitet und entwickelt werden. Durch eine solche Systematik bekommt aber auch eine Wissenschaft eine gewisse Abgeschlossenheit, Vollendung, indem unter dem aufgestellten Principe Alles befaßt sein muß, was ihr angehört. Ist nun ein solches Princip schon für die positiven und mehr empirischen Wissenschaften schwer zu finden, daher auch das Systematisiren derselben immer nur unvollkommen möglich, so ist diese Schwierigkeit noch weit größer in der Grundwissenschaft, der Philosophie, welche ihr Princip nicht aus der Erfahrung oder von anderen Wissenschaften aufnehmen, sondern erst suchen muß. Indem das Philosophiren von den Erscheinungen, als einer ungeordneten Masse,

fortgeht zu einem Erklärungsgrunde derselben, versucht es diese zu ordnen, zu systematisiren, und es besitzt ein solches S. der Vorstellungen Begriffe ꝛc., sobald es jenen letzten Grund als das Princip derselben gefunden hat (vergl. d. Art. Princip). Damit aber schließt sich dasselbe auch ab in einem solchen Systeme als der vollendeten Philosophie und erhält sich als solche so lange, bis ein weiteres Forschen jenes Princip als noch unzureichend oder gar falsch, daher auch das darauf gebaute S. als nur willkührlich und mangelhaft nachweist. So sind denn in der zeitlichen Fortbildung der Philosophie eine fast zahllose Menge philosophischer Systeme entstanden, deren eines das andere ganz oder zum Theil aufhebt, weil jedes dogmatisch ist. Man hat nun für alle diese Systeme gewisse Kunstausdrücke und Schlagwörter erfunden, womit man ihr Wesen völlig zu bezeichnen und ihren Werth oder Unwerth in der Kürze aufs Bestimmteste anzudeuten meint. So spricht man von einem Materialismus und einem Spiritualismus (s. d. Artt.), deren jener als höchstes Princip die Materie, dieser ein Geistiges setzen soll; vom Realismus und Idealismus (s. d. Artt.), je nachdem ein Sein (etwa das der Außendinge, Objecte) oder ein Denken und Erkennen (das Ich der Seele) zum Ausgangspunkte genommen wird; vom Identitätssysteme (vergl. d. Art. Schilling), welches beide Principien zu vereinigen sucht; von dem Rationalismus, Intellectualismus, die von übersinnlichen Erkenntnißgründen, Ideen, angeborenen Begriffen ꝛc. und dem Empirismus, Sensualismus, die von sinnlichen, den Wahrnehmungen, ausgehen; ferner vom Theismus und Pantheismus, davon der erstere einen persönlichen Gott als Welturſache, der letztere ein unpersönliches göttliches Wesen als immanenten Grund der Welt annimmt, und so von vielen anderen Systemen mehr. Nichts ist aber dem wahren Begreifen der Gestaltungen des philosophischen Geistes verderblicher, als dieses leere und flache Reden in nichtssagenden Ausdrücken, welche nie die charakteristische Stellung des einzelnen Systemes bezeichnen, sondern nur schiefe Ansichten und Vorurtheile von demselben erwecken können. Vielmehr sind alle jene einzelnen Stufen, auf denen der menschliche Geist in seinem philosophischen Forschen verweilt hat, in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge und Beziehung zu einander niemals einzeln und absolut zu erfassen und zu begreifen. S. d. Art. Philosophie. Vgl auch Heinr. Schmid's „Vorlesungen über das Wesen der Philosophie" (Heidelb. 1836. 8. Vorles. S. 183 ff.). 80.

Syzygien (Verbindungen) heißen 1) diejenigen Stellungen der Planeten, wo sie mit der Erde in der nämlichen auf die Ekliptik senkrechten Ebene stehen; 2) vorzüglich die Orte des Neu- und Vollmondes in der Ekliptik, wenn der Mond zu diesen Zeiten entweder einerlei Länge mit der Sonne oder eine um 180 Grade von der letztern verschiedene Länge hat. Die S., welche demnach mitten zwischen die Quadraturen fallen, sind übrigens wichtig für die Epakten und die Bestimmung der Sonnen- und Mondfinsternisse. 13.

Szekler, s. Siebenbürgen.

Szigeth oder Nagyszigeth, d. i. Grenzszigeth, ein Marktflecken in Ungarn (41° 32′ — 30′ L., 47° 56′ 8″ Br.) am Einflusse der Itza in die Theiß, Sitz der Cameralsalzadministration, hat 2 Gymnasien (katholisch und protestantisch), 3 Kirchen verschiedener Confessionen und 10000 Einw., theils Magyaren, theils Deutsche und Raizen, Armenier und Juden, und ist durch die heldenmüthige Vertheidigung des Grafen Niklas Zrinyi (s. d. Art.) im Jahre 1566, bei welcher Zrinyi seinen Tod fand, geschichtlich merkwürdig. 71.

Register.

R.

	Seite
Robben	1
Robbia, Luca della	—
Robert, König von Frankreich	—
Robert, Könige v. Schottland	2
Robert von Anjou	3
Robert, E. F. L.,	—
Robert, Leopold,	4
Robert Guiscard	—
Roberthin, R.,	—
Robertson, W.,	5
Robespierre, F. M. J. J.,	—
Robespierre, A. B. J.,	8
Robins, Benjamin,	—
Robinson, Marie,	9
Robinson, Lord Goderich,	—
Robinsonaden	—
Robusti, Giacomo,	10
Rochambeau, J. B. D. Graf von,	—
Roche, Sophie de la,	11
Rochefoucauld, F. A. Marquise de,	—
Rochefoucauld, F. Herzog de la,	—
Roche-Jacquelin, H. de la,	12
Rochelle, La,	13
Rochen	—
Rochester, J. W. Graf v.,	14
Rochlitz, Friedrich,	—
Rochon, A. M. de,	15
Rochow, F. E. von,	—
Rockingham, C. Marquis von,	16
Rocky Mountains	17
Rode, C. B.,	—
Rode, Pierre,	—
Roderich	—
Rodigast, Samuel,	18
Rodney, G. B.,	—
Roebuck, John,	19
Röderer, P. L. Graf,	—
Röhr, J. Fr.,	20
Röhren	21
Roelas, Paul de las,	—
Römermonate	—
Römerzahl	—
Römische Alterthümer	22
Römische Curie	24
Römische Literatur	—
Römische Münzen, Maße und Gewichte	35
Römische Sprache	36
Römisches Recht	38
Römisch-kathol. Kirche	39
Röschen	—
Röschlaub, A.,	—
Roeskilde, Friede zu,	40
Rösselsprung	—
Rösten	—
Roestraten, Peter,	—
Röthel	41
Roger von Sicilien	—
Roger oder Rogier	42
Roggen	—
Rohan, H. Herzog von,	42
Rohan-Guemené, Prinz von	43
Rohilla	44
Rohr	—
Roland	45
Roland de la Platière, J. M.,	—
Roland, Manon Jeanne,	46
Rolandssäulen	—
Rolle	—
Rolle, J. H.,	47
Rollenhagen, Georg,	48
Rolli, Paolo,	—
Rollin, Charles,	—
Rollkorb	49
Rollo, Robert,	—
Rom, Stadt,	50
Rom, Staat,	62
Roman	77
Romana, Marquis de la,	82
Romanische Sprachen	83
Romanow	—
Romantisch	84
Romanus	86
Romanze	—
Romanzoff	87
Romarino	—
Romberg, Andreas,	—
Rombouts, Theodor,	88
Rommel, D. C. von,	—
Romulus und Remus	89
Roncesvalles	90
Rondeau	—
Ronneburg	—
Ronsard, Pierre de,	—
Roore, Jakob von,	91
Roos (Künstlerfamilie)	—
Roos, Richard,	92
Roquelaure, Herzog von,	—
Rosa, Salvator,	—
Rosalie	93
Roscellinus, J.,	—
Roscius	—
Roscoe, William,	94
Rose, Krieg der weißen und rothen	—
Rose, Roman von der,	95
Rosenblüt, Hans,	96
Rosenfeste	97
Rosenkranz	—
Rosenkreuzer	—
Rosenmüller, J. G.,	98
Rosenmüller, E. F. K.,	99
Rosenmüller, J. Ch.,	—
Rosenöl	100
Rosenstein, N. R. von,	—
Rosette	101
Rosinen	—
Roskolniken	—
Roßbach, Schlacht bei,	—
Rossi	102
Rossi, G. G. de,	—
Rossini, G.,	103
Rosso, Rosso del,	104
Roßschweif	—
Roßtrappe	105
Rost	—
Rost, J. C.,	—
Rostock	106
Rostopschin, Fedor Graf,	—
Rostra	107
Roswitha	—
Rotation	—
Rothes Meer	—
Rothgießer	—
Rothschild	108
Rothwälsch	109
Rotrou, Jean de,	—
Rotte	110
Rotteck, Karl von,	—
Rottenhammer, J.,	111
Rotunda	—
Roucher, J. A.,	—
Rouget de l'Isle	112
Roulade	—
Rousseau, J. B.,	—
Rousseau, J. J.,	113
Routine	116
Rovigo, Herzog von,	—
Rowe, Nicolas,	—
Rowe, Elisabeth,	—
Roxbourghe, John Herzog von,	117
Royalisten	—
Royer-Collard, P. P.,	—
Rozier, Pilatre de,	118
Rubato	—
Rubel	119
Rubens, P. P.,	—
Rubicon	121
Rubrik	—
Rucellai, G.,	—
Rudbeck, O.,	122
Rudolf, deutsche Kaiser	123
Rudolf von Schwaben	125
Rudolf von Anse	126
Rudolphi, K. A.,	—
Rudolstadt	127
Rübe	—
Rübezahl	—
Rübsen	—
Rückenmark	128
Rückert, Fr.,	—
Rückfall	129
Rückgrath	130
Rückläufig	—
Rückung	131
Rüge	—
Rügen	—
Rüppell, W. P. E. S.,	132
Ruffo, F.,	133
Rufinus, F.,	—
Rufinus, T.,	—
Rufus, Sextus,	134
Rufus aus Ephesus	—
Rugendas, G. P.,	—
Rugge, H. von,	135
Rugier	—
Rugiewit	—
Ruhnken, D.,	—
Ruhr	136

Digitized by Google

	Seite
Ruisdael, J.,	137
Rulhière, C. C. de,	—
Rum	138
Rumelien	—
Rumford, Graf von,	—
Rumjänzoff, N. P. Graf von,	—
Rumoffski, St. von,	139
Rumohr, K. F. L. F. Freiherr von,	140
Rumsland	141
Runen	—
Runkelrüben	—
Runzeln	141
Rupie	—
Ruprecht	142
Rurik	—
Rush, Benjamin,	—
Russell, Lord John,	—
Russisch-deutscher Krieg	144
Russische Literatur und Sprache	—
Russische Münzen, Maße und Gewichte	—
Russisches Glas	146
Russisches Horn	—
Rußland	146
Rußniaken	163
Rust, J. N.,	164
Ruth	—
Ruthe	165
Rutilius Lupus,	—
Rutilius Numatianus,	—
Rutschberge	166
Rupsch, Fr.,	—
Ruyter, M. A.,	—
Rybinski, M.,	167
Ryswyk, Friede zu,	168

S.

	Seite
S	168
Saa de Miranda, F. de,	169
Saadi	—
Saadia Gaon Ben Joseph	—
Saale	170
Saalfeld	—
Saalfeld, J. C. F.,	171
Saardam	—
Saarlouis	—
Saavedra y Farardo	172
Saba	—
Sabäismus	—
Sabatier, R. B.,	—
Sabbath	173
Sabbatini, L. A.,	—
Sabbatino, A.,	—
Sabellianer	174
Sabier	—
Sabiner	—
Sabinianus	175
Sabinus, A.,	—
Sabinus, M.,	—
Sabunde, R. von,	—
Sacchetti, F.,	—
Sacchi, A.,	—
Sacchi, J.	176
Sacchini, A. M. G.,	—
Sachalien	—
Sache	—
Sachs, Hans,	177
Sachsen	—
Sachsenbuße	198
Sachsenjahr	—
Sachsenspiegel	—
Sachtleven	199
Sachwalter	—
Sack, J. A.,	—
Sack, A. F. W.,	200
Sack, F. S. G.,	—
Sackpfeife	201
Sacrament	—
Sacramentsstreit	202
Sacrilegium	203
Sacristei	—
Sacy, Silvestre de,	—
Sadducäer	—
Sade, Marquis de,	204
Sächsische Frist	205
Sächsische Münzen, Maße und Gewichte	—
Sächsische Schweiz	206
Säculum	—
Sägefisch	—
Sämund	—
Sänfte	207
Sättigung	—
Säuferwahnsinn	207
Säugethiere	—
Säule	208
Säure	212
Saffian	—
Saflor	—
Safran	—
Saft	213
Saftfarben	—
Saftleven	—
Sagan	—
Sage	—
Sagittarius, K.,	214
Sago	—
Saguntum	215
Sahara, Wüste,	—
Sajaner	218
Saidschütz	—
Saigern	—
Sailer, J. M.,	—
Saint-Aulaire, L. B. Graf v.,	219
Saint Cyr	—
Saint-George, Ritter v.,	—
Saint-Germain, Friede zu,	220
Saint Germain, Graf,	—
Saint Just, Antoine,	—
Saint-Lambert, C. F. Marquis de,	—
Saint Martin, L. C. Marquis de,	221
Saint-Pierre, C. J. C. de,	—
Saint Pierre, J. H. B. de,	222
Saint-Priest, F. E. Gr. v.,	—
Saint Quentin	224
Saint Real, C. R. de,	—
Saint-Simon	—
Saint-Simonisten	226
Saint Vincent, Lord,	230
Saïs	231
Saiten	—
Sakkas, Ammonius,	—
Sakuntala	—
Salaheddin	—
Salamanca	232
Salamander	233
Salamis	—
Salangane	—
Salap	—
Salat, Jakob,	—
Salbei	234
Salbung	—
Saldanha Oliveira e Daun	235
Salern, F. C. von,	236
Salernitanische Schule	237
Sales, Franz von,	—
Saleianerinnen	238
Salfi, F.,	238
Saliceti, C.,	—
Salier	239
Salieri, A.,	—
Saline	240
Salis, K. U. von,	—
Salis, J. G. Freiherr v.,	—
Salisbury, J. von,	241
Salisbury, M. Gräfin v.,	—
Salisches Gesetz	242
Sallustius	—
Salm-Dyk, C. M. Fürst v.,	243
Salm-Kyrburg, Fürst v.,	—
Salm-Reifferscheid, N. Graf v.,	244
Salmasius, C.,	—
Salmiak	245
Salmoneus	—
Salomo	246
Salomogebirge	—
Salpeter	247
Salpetersäure	—
Salt, Henry,	—
Salutiren	—
Salvandy, N. A. von,	—
Salvator Rosa	248
Salverte, A. J. E. B.,	—
Salvi, G.,	—
Salviati, F.,	249
Salvus conductus	—
Salz und Salzwerk	—
Salza, Hermann von,	—
Salzbrunn	250
Salzburg	—
Salze	252
Salzkammergut	—
Salzmann, C. G.,	—
Salzsäure	254
Samaniden	—
Samaritaner	255
Samarkand	—
Same	—
Sambara	256
Samniter	—
Samogitien	257
Samojeden	258
Samonicus, Q. S.	—
Samos	—
Samothrace	259
Samuel	—
Samum	260
Sanchez, Könige v. Castilien,	—
Sanchez, Kge. v. Aragonien,	—
Sanchez, Kge. v. Portugal	261
Sanchez, A. R.,	—
Sanchuniathon	263
Sanct Gallen	—

Digitized by Google

	Seite
Sanct Helena	262
Sanct Jakob an der Birs	—
Sanction	263
Sanctius, F.,	—
Sanctorius	—
Sand	—
Sand, K. L.,	—
Sandalen	264
Sandeman, R.,	265
Sanderze	—
San Domingo	—
Sandrard, J. von,	—
Sandschack	—
Sandstein	—
Sandwichinseln	266
Sandwichsland	267
Sanguinisch	—
Sanhedrin	—
San Marino	268
Sannazaro, J.,	—
Sansculottes	—
Sanskrit	—
Sansovino, G.,	272
Sans-Souci	—
Santana, A. L. de,	—
Santander, Fr. de Paula,	273
Santerre, C.,	274
Saphir, M. G.,	275
Sapores	—
Saporoger	—
Sappeurs	—
Sapphir	—
Sappho	—
Sarabande	276
Saracenen	—
Saragossa	—
Sarazin, J.,	—
Sarbiewsky, M. K.,	277
Sardanapal	—
Sardes	—
Sardica	278
Sardinien	—
Sardinische Münzen, Maße und Gewichte,	285
Sardonisches Lachen	286
Sarepta	—
Sarkasmus	287
Sarkophag	—
Sarmaten	—
Sarpi, P.,	288
Sarter	—
Sarti, G.,	—
Sarto, Andrea del,	289
Sassaniden	—
Sassen	—
Sassoferrato	—
Satan	—
Satelliten	—
Saterland	—
Satrapen	—
Sattelhöfe	—
Saturn (mythol.)	—
Saturn, Planet,	290
Saturnalien	292
Saturninus	—
Satyr	—
Satyre	—
Satz	293
Satzbohrer	294
Sau, Save,	—
Sauerbrunnen	—
Sauerkleesalz	—
Sauerländisches Gebirge	—
Sauerstoff	295
Saugwerk	—
Saul	295
Saunderson, N.,	—
Saurau, Fr. Graf,	—
Saurin, Jacques,	296
Saussure, H. B. de,	297
Sauvages de la Croix, F. B. de,	—
Sauveur, J.,	298
Savannen	—
Savary, A. J. M. K.,	—
Savery, Roeland,	299
Savigny, F. K. v.,	—
Savonarola, H.,	300
Savoyen	302
Saxo Grammaticus	—
Say, J. B.,	—
Sbirren	303
Scävola, Mucius,	—
Scagliola	—
Scala	—
Scala, della,	—
Scaliger	—
Scalpiren	304
Scandiren	—
Scapulier	—
Scarabäen	305
Scaramuz	—
Scarificiren	—
Scarlatti, A.,	—
Scarpa, A.,	—
Scarron, P.,	306
Scene	307
Scepter	—
Schabekunst	—
Schabernack	—
Schablone	308
Schachmaschine	—
Schachspiel	—
Schacht	309
Schad, J. B.,	—
Schaden	—
Schadow, J. G.,	310
Schädel	311
Schädellehre	—
Schäfer, G. H.,	313
Schäfergedicht	314
Schaf	—
Schaff	317
Schaffhausen	—
Schafgarbe	318
Schaft	—
Schaggas	—
Schah	—
Schalken, G.,	—
Schall	319
Schall, Karl,	—
Schalmei	320
Schalthiere	—
Schaltjahr	—
Schamaiten	—
Schamanen	—
Schamo	—
Schandau	—
Schandpfahl	321
Schangalla	—
Schanze	—
Schanzkörbe	—
Schapur	—
Scharbock	322
Scharen	—
Scharfrichter	—
Scharfschützen	323
Scharfsinn	—
Scharlach	—
Scharlachfieber	—
Scharmützel	324
Scharnhorst, G. D. v.,	—
Scharwache	325
Schatten	326
Schatten und Licht	—
Schattirung	327
Schattenreich	—
Schattenriß	—
Schattenspiel	—
Schatulle	—
Schatz	—
Schatzkammer	328
Schaumburg-Lippe	—
Schaumünzen	—
Schauspiel	—
Schauspieler	329
Schebecke	331
Schechner-Waagen, N.,	—
Schede, Paul,	—
Schedone, B.,	332
Scheele, K. W.,	—
Scheeren	—
Schefer, Leopold,	—
Scheffel	333
Scheffler, Joh.,	—
Scheffner, J. G.,	334
Scheibel, J. G.,	—
Scheich	335
Scheidekunst	—
Scheidemünze	—
Scheiden	—
Scheidewasser	—
Scheidung	—
Schein	336
Scheintod	—
Scheitel	337
Schelde	—
Scheller	—
Schelling, F. W. J. v.,	338
Schelluh	342
Schema	—
Schemnitz	—
Schenk, E. von,	343
Schenkendorf, F. G. M. v.,	—
Schenkung	344
Scherbengericht	—
Scherer, B. L. J.,	—
Scherf	345
Scherif	—
Schernberk, Th.,	—
Scherzo	—
Scheuchzer, J. J.,	346
Scheuffelin, H.,	—
Schevelingen	—
Schiavone, A. M.,	—
Schiboleth	—
Schicht	347
Schicht, J. G.,	—
Schichtmeister	—
Schick, G.,	—
Schicksal	348
Schiebeler, D.,	—
Schiedsmann	349
Schiefer	—
Schielen	—
Schierling	—
Schießgewehr	350
Schießpulver	352
Schießscharten	355
Schiff	356
Schiffbaukunst	357
Schiffbrücke	—
Schifffahrt	—
Schifffahrtskunde	359
Schiffmühlen	—

Digitized by Google

Seite

Schiffspfund 359
Schiiten . . . . . —
Schikaneder, E., . . . —
Schild 360
Schilderhaus 361
Schilderung . . . . —
Schildknappe . . . . —
Schildkröte . . . . —
Schilf 362
Schill, F. v., . . . —
Schiller, J. C. Fr. von, 364
Schilling 370
Schilling, F. G., . . —
Schimäre 371
Schimmelmann, H. K. Graf von, ... —
Schimmelpenninck, R. J., 372
Schinderhannes . . . —
Schink, J. F., . . . —
Schinkel, K. F., . . 373
Schinznach . . . . —
Schipeweyer . . . . —
Schirach, G. B. v., . 374
Schiras . . . . . —
Schirin . . . . . —
Schirmer, D., . . . —
Schirmpflanzen . . . —
Schischkoff, Alexander, 375
Schisma . . . . . —
Schlabrendorf, G. Graf v., —
Schlacht 376
Schlacken 378
Schlackenbäder . . . —
Schlaf . . . . . —
Schlagfluß 379
Schlaglicht 380
Schlagschatz . . . . —
Schlange . . . . . —
Schlange des Ophiuchus 382
Schlangenbad . . . . —
Schlangengeschütze . . —
Schlegel . . . . . —
Schleiermacher, F. E. D., 388
Schleifen 390
Schleim . . . . . —
Schleiz . . . . . —
Schlendrian . . . . —
Schlenkert, F. C., . . 391
Schlesien . . . . . —
Schlesische Dichterschulen 392
Schlesische Kriege . . —
Schleswig . . . . . —
Schleuße . . . . . —
Schlez, J. F., . . . 393
Schliche . . . . . —
Schlichtegroll, A. H. F., —
Schlieben, W. E. A. v., 394
Schlippenbach, U. H. G. v., —
Schlittschuh 395
Schlözer, A. L. von, . —
Schloß 396
Schlosser, J. G., . . 397
Schlosser, F. C., . . —
Schlotheim, E. F. v., 398
Schlotthauer, J., . . 399
Schluchzen . . . . —
Schlüssel . . . . . —
Schluß 400
Schmacke . . . . . —
Schmalkalden . . . . —
Schmalkaldischer Bund und Krieg 401
Schmalkaldische Artikel 402
Schmalte . . . . . —
Schmaltz, M. F., . . —

Seite

Schmalz, T. A. H., . 403
Schmouß, J. J., . . 404
Schmeckwitz . . . . —
Schmeller, J. A., . . —
Schmelz 405
Schmelzbarkeit . . . —
Schmerz 406
Schmettau, K. C. Graf v., 407
Schmetterlinge . . . 408
Schmid, K. A., . . . 409
Schmid, J. C. v., . . —
Schmid, K. C. E., . 410
Schmid, K. E., . . . —
Schmidt, M. J., . . 411
Schmidt, Klamer, . . —
Schmidt, J. E. C., . 412
Schmidt-Phiseldeck, J. v., —
Schmidt-Phiseldeck, K. F. von, ... 413
Schmiege . . . . . —
Schminke 414
Schmirgel . . . . . —
Schmolke, Benjamin, . —
Schmutzer . . . . . —
Schnabel, L., . . . 415
Schnabelthier . . . . —
Schnaubert, A. J., . —
Schnecken 416
Schnee . . . . . —
Schneekoppe 417
Schneelinie . . . . . —
Schneider, J. G., . . 418
Schneider, E., . . . —
Schneider, A., . . . 419
Schneider, J. C. F., . —
Schneller, J. F. B., . 420
Schnellpresse 421
Schnepfe . . . . . —
Schnepfenthal . . . . —
Schnepper . . . . . —
Schnitzekunst 422
Schnorr von Karolsfeld —
Schnupfen 423
Schnupftabak . . . . —
Schnürbrust . . . . —
Schock . . . . . —
Schöffe . . . . . —
Schöffer, P., . . . —
Schöll, M. S. F., . 424
Schön . . . . . —
Schön, Martin, . . . 426
Schönaich, C. A. von, —
Schönborn, G. F. E. v., 427
Schönbrunn . . . . —
Schönburg . . . . . —
Schönebeck 429
Schöne Künste . . . 430
Schöne Wissenschaften . —
Schönlein, J. L., . . —
Schöpf, J., ... —
Schöpflin, J. D., . . 431
Schöpfung . . . . . —
Schöppen . . . . . —
Schörl 432
Scheiffer, P., . . . —
Scholarch . . . . . —
Scholastik . . . . . —
Scholien 437
Schooner . . . . . —
Schoßfall . . . . . —
Schopenhauer, Johanna, —
Schoppe, A. E. S., . 438
Schoreel, J., . . . —
Schorn, L., ... 439
Schotel, J. C., . . . —

Seite

Schott, A. F., . . . 439
Schott, H. A., . . . 440
Schottel, J. G., . . 441
Schottland 442
Schoumann, M., . . —
Schout by Nacht . . —
Schouten, W. C., . . —
Schraffiren . . . . —
Schragen . . . . . —
Schraube . . . . . —
Schrecken 443
Schreckensſyſtem . . 444
Schreibart . . . . . —
Schreibekunst . . . —
Schreiber, A. W., . 445
Schrepfer, J. G., . . 446
Schreyvogel, J., . . 447
Schrift . . . . . —
Schriftarten 448
Schriftgießerei . . . —
Schriftlüßig 449
Schröckh, J. M., . . —
Schröder, F. L., . . 450
Schröder, Sophia, . —
Schröder-Devrient, W., 451
Schröpfen . . . . . —
Schröter, J. H., . . 452
Schröter, J. F. K. C., 453
Schrot . . . . . —
Schub . . . . . —
Schubart, C. F. D., . 454
Schubart, J. C., . . 455
Schubert, F. Th., . —
Schubert, G. H., . . 456
Schubert, Franz, . . —
Schublehn 457
Schuckmann, F. Freih. v., —
Schuderoff, J., . . . 458
Schudscha ul Mulk . . 459
Schütterquäker . . . —
Schütz, C. G., . . . —
Schütze 460
Schütze, J. St., . . —
Schützen 461
Schuh . . . . . —
Schukowsky, W. A., . —
Schuld 462
Schuldschein . . . —
Schulenburg, J. M. Graf von der, ... —
Schulpforte 463
Schultens, Albert, . . —
Schultheiß 464
Schultheß, J., . . . —
Schulwesen . . . . —
Schultz, J. A. P., . . 475
Schultz, J. C. F., . . —
Schultz, David, . . . 476
Schultz, F. E., . . . —
Schulze, J. H., . . 477
Schulze, G. E., . . 478
Schulze, F. A., . . . —
Schulze, E. K. F., . 479
Schumacher, P. C., . —
Schurplus, J. B., . . 480
Schurf . . . . . —
Schuß 481
Schuster, Jos., . . . —
Schuttery . . . . . —
Schutzgeist . . . . —
Schutzverwandte . . —
Schuwalow, P. A. Graf, —
Schuwalows . . . . —
Schwab, Gustav, . . 483
Schwabacher Artikel. . —

Digitized by Google

	Seite
Schwaben	482
Schwabenspiegel	483
Schwabenstreich	—
Schwaden	—
Schwäbische Dichter	—
Schwäbischer Bund	—
Schwäche	484
Schwägerschaft	—
Schwämmchen	—
Schwämme	—
Schwärmer	—
Schwärmerei	485
Schwalbach	486
Schwalbe	—
Schwan	487
Schwanenfluß	—
Schwanenorden	—
Schwangerschaft	—
Schwank	488
Schwanthaler, B. M.,	—
Schwarz, Berthold,	489
Schwarz, Sibylla	—
Schwarz, F. H. C.,	—
Schwarzburg	490
Schwarze Kunst	492
Schwarzenberg, Fürst K. Ph. von,	—
Schwarzer Fluß	—
Schwarzer Tod	493
Schwarzes Meer	—
Schwarzholz	—
Schwarzwald	—
Schweden und Norwegen	494
Schwedische u. norwegische Münzen	510
Schwedische Sprache und Literatur	511
Schwefel	—
Schweighäuser, J.,	512
Schweiß	—
Schweißtreibende Mittel	—
Schweitz	513
Schweizerische Münzen	524
Schwenkfeld, K. von,	—
Schweppermann, Seyfried,	525
Schwere	—
Schweremesser	526
Schwerin	—
Schwerin, K. C. Graf v.,	—
Schwerpunkt	527
Schwert	528
Schwertfisch	—
Schwertmagen	—
Schwertorden	—
Schwertritter	529
Schwimmen	530
Schwimmvögel	531
Schwindel	—
Schwindsucht	—
Schwingung	533
Schwulst	—
Schwungmaschine	—
Schwur	534
Schwyz	—
Scio	—
Scioppius, Kaspar,	—
Scipionen	535
Scontriren	538
Scorbut	539
Scott, Walter,	540
Scotus	543
Scribe, A. E.,	—
Scrupel	544
Scrutinium	—
Scudery, G. de u. M. de	—
Scudo	545
Sculptur	—
Sculletus, Joh.,	—
Sculletus, A.,	—
Scylla	—
Scyrren	546
Scythen	—
Seapoys	—
Sebastian	—
Sebastiani, Graf,	547
Sebastiano Veneziano	548
Sebektegin	—
Secante	549
Seceders	—
Seckendorf, v.,	—
Secretair	552
Secretion	—
Sect	553
Secte	—
Section	—
Secunde	554
Secundus, Joh.,	555
Sedaine, M. J.,	—
Sedativsalz	—
Sedlitz	—
See	—
Seeassecuranz	556
Seebad	—
Seegesetze	557
Seegras	558
Seehandel	—
Seehund	559
Seekrankheit	—
Seeland	—
Seele	—
Seelenheilkunde	560
Seelenlehre	—
Seelenstörungen	—
Seelenverkäufer	563
Seelenwanderung	—
Seemächte	564
Seemeile	—
Seeräuber	—
Seerecht	565
Seetaufe	—
Seetzen, U. J.,	566
Seeuhr	567
Seewasser	—
Seewissenschaften	—
Segel	—
Seghers	568
Segment	569
Seguidilla	—
Segur, J. A. Vicomte de,	—
Segur, L. P. Comte de,	—
Segur, P. P. Comte de,	570
Sehen	—
Sehne	—
Sehungsbogen	—
Sehwinkel	—
Sejanus	571
Seide	—
Seidel	572
Seidendruck	—
Seidl, J. G.,	—
Seidschütz	573
Seife	—
Seifengebirge	—
Seigern	—
Seiler, G. F.,	—
Seiler, B. W.,	574
Seine	575
Sekel	—
Selam	—
Selbstbewußtsein	—
Selbstentzündung	575
Selbstgespräch	—
Selbstherrscher	—
Selbstlauter	—
Selbstmord	—
Selbstsucht	576
Seldschucken	—
Selene	—
Selenium	—
Selenographie	—
Seleuciden	577
Selig	578
Seligsprechung	—
Selim	—
Selters	579
Semele	580
Semgallen	—
Semiarianer	—
Semikolon	—
Semilor	—
Seminar	—
Seminolen	582
Semiotik	—
Semipelagianismus	—
Semiramis	—
Semiten	583
Semler, J. S.,	584
Semlin	585
Semmonen	—
Sempach	—
Semperfreie Leute	586
Senat	—
Sendgerichte	587
Senebier, J.,	—
Seneca	—
Senegal	588
Senegambien	589
Seneschall	590
Senf	591
Seniorat	—
Senkenberg, J. C.,	592
Senkrecht	—
Senkwage	—
Senn	—
Senna	593
Sennaar	—
Sennefelder, A.,	—
Sennert, D.,	594
Senones	595
Sensal	—
Sensibilität	—
Sensitiven	—
Sensualismus	—
Sentimentalität	—
Separationen	—
Separatismus	—
Sepia	596
Septemviraltafel	—
Septimanien	—
Septimius Severus	—
Septuaginta	597
Sepulveda, J. G.,	—
Sequaner	—
Sequenz	—
Sequestration	—
Serail	—
Seraph	598
Seraphinenorden	—
Serapis	—
Seraskier	—
Serbien	—
Serbische Sprache und Literatur	600
Serenade	—
Sergeant	—

Seite

Sergell, J. T. v., . 601
Sergius . . . . . —
Serpent . . . . . —
Serpentin . . . . . —
Serra 602
Sertorius, Q., ... —
Servet, M., ... —
Servien 603
Servilismus . . . . . —
Serviten . . . . . —
Servituten . . . . . —
Servius Tullius . . . . —
Sesam 604
Sesostris . . . . . —
Session . . . . . —
Sester 605
Sesterz . . . . . —
Sestine . . . . . —
Sestini, D., ... —
Setzen 606
Setzwage . . . . . —
Seuche . . . . . —
Seufzer 608
Seume, J. G., ... —
Sevennen 609
Severianer . . . . . —
Severino, M. A., . . . —
Sévigné, Marquise de, 610
Sevilla . . . . . —
Sevres 611
Severien 612
Seragesimalbruch . . . —
Sextant . . . . . —
Sextett . . . . . —
Sextole . . . . . —
Sextus Empiricus . . . —
Sextus Rufus . . . 613
Serualsyſtem . . . . . —
Seydelmann, C. J., . . —
Seydelmann, Karl, . 614
Seydlitz, F. W. v., . . —
Sforza 615
Shaftesbury, A. A. C. Graf von, ... —
Shakſpeare, W., . . 616
Sharp, G., ... 619
Shawl . . . . . —
Shelley, P. B., . . . —
Shenſtone, W., . . 620
Sheridan, R. B., . . . —
Sheriff 621
Shetlandsinſeln . . . —
Shire . . . . . —
Shrapnell-shells . . . —
Siam 622
Sibirien 624
Sibyllen 626
Sicambrer 627
Sicard, R. A. L., . . —
Sicheres Geleite . . 628
Sichern . . . . . —
Sicilien . . . . . —
Sicilische Münzen, Maße und Gewichte . . . 642
Sicilische Vesper . . . —
Sickingen, F. von, . . —
Sickler, F. K. L., . . 643
Sicyonia 644
Sideralmagnetismus . . —
Siderismus . . . . . —
Siderographie . . . . —
Sidmouth, H. A. Viscount, —
Sidney, Ph., ... —
Sidney, A., ... 645
Sidon 646

Seite

Sidonius, C. S. A. M., 646
Sieben . . . . . —
Siebenbürgen . . . . —
Siebengebirge . . . 649
Siebengeſtirn . . . . —
Siebenjähriger Krieg . —
Siebenpfeifer, P. J., 655
Siebenſchläfer . . . 656
Sieber, F. W., . . . —
Siebold 957
Sieden 659
Siegel . . . . . —
Siegelerde 660
Siegellack . . . . . —
Siegelmäßigkeit . . . —
Siegenbeek, M., . . . —
Sienit . . . . . —
Sierra Leone . . . 661
Sieſta . . . . . —
Sievershauſen . . . —
Sièyes, E. J. Graf v., —
Sifan 662
Sigbert von Gemblours —
Sigeum . . . . . —
Sigismund, Kaiſer, . —
Sigismund, Könige von Polen, ... 663
Sigmaringen 665
Signale . . . . . —
Signatur . . . . . —
Sigonius, Karl, . . 666
Sikhs . . . . . —
Silber 667
Silberbaum 668
Silberberg . . . . . —
Silberbrenner . . . . —
Silberflotte . . . . —
Silbergroſchen . . . —
Silbermann, G., . . . —
Silen . . . . . —
Silhouetten 669
Silinger . . . . . —
Silius Italicus . . . —
Sillen 670
Silvanus . . . . . —
Siméon, J. J. Graf v., —
Simonides 671
Simonie . . . . . —
Simplicissimus . . . —
Simplicius . . . . . —
Simpton 672
Simſon . . . . . —
Simultaneum . . . . —
Simurg . . . . . —
Sinai . . . . . —
Sinclair, J. Baronet, 673
Sind . . . . . —
Sindlah . . . . . —
Sinear . . . . . —
Sinecure . . . . . —
Singaleſen . . . . . —
Singen . . . . . —
Singſpiel 677
Singvögel . . . . . —
Sinigaglia . . . . . —
Sinkwerk . . . . . —
Sinn . . . . . —
Sinnbild 678
Sinngedicht . . . . —
Sinnlichkeit . . . . —
Sinnpflanze . . . . —
Sintenis, C. F., . . . —
Sinter 679
Sinto-religion . . . —
Sinus . . . . . —

Seite

Sipahi's 679
Sippſchaft 680
Sirach . . . . . —
Sirenen . . . . . —
Siricius 681
Sirius . . . . . —
Sirocco . . . . . —
Sirventes . . . . . —
Sismondi, Simonde de, —
Siſtrum 682
Siſyphus . . . . . —
Sitte 683
Sittenlehre . . . . . —
Situation . . . . . —
Situationszeichen . . . —
Siwa . . . . . —
Siwa oder Schiwa . . 684
Siwah . . . . . —
Sixtus, Päpſte, . . . —
Skalden 686
Skamander . . . . . —
Skanderbeg . . . . . —
Skandinavien 687
Skandinavische Literatur —
Skandinavische Sprachen 699
Skelet 700
Skepsis . . . . . —
Skiagraphie 704
Skio . . . . . —
Skirrhus . . . . . —
Skize 705
Sklave . . . . . —
Sklavenhandel . . . 707
Sklavenkriege . . . 708
Sklavenküſte 709
Skolien . . . . . —
Skopas . . . . . —
Skordisker . . . . . —
Skorpion 710
Skropheln . . . . . —
Skrupel 711
Skrzynecki, J., ... —
Skylax 712
Skymnus 713
Slawen . . . . . —
Slawische Mythologie . 714
Slawische Sprache und Literatur 715
Slawonien 738
Sleidanus, J., ... —
Slobode . . . . . —
Slowaken . . . . . —
Smalte . . . . . —
Smaragd . . . . . —
Smirgel . . . . . —
Smith, A., ... 739
Smith, W. S., . . . 740
Smit, N. de, ... —
Smolensk . . . . . —
Smollet, T., ... 741
Smollis, W., ... —
Smyrna 742
Snavers, P., ... —
Snell, W., ... 743
Snorri Sturluſon . . —
Snyders, F., ... 744
Sobieski, J., ... —
Sobieski's Schild . . —
Societätsinſeln . . . —
Socinianer 745
Soda . . . . . —
Sodbrennen . . . . —
Sohm, F. J. H. Graf v., 746
Sodomie . . . . . —
Sömmerring, S. T. v., —

Digitized by Google

Seite

Sofala 746
Soffariden 747
Sofi's . . . . . —
Sojeten . . . . . —
Sokotora . . . . . —
Sokrates . . . . . —
Sokrates Scholasticus . 751
Soldat . . . . . —
Soldo . . . . . —
Solfatara . . . . . —
Solfeggiren . . . . . —
Solger, K. W. F., . . —
Solidarisch 752
Solidus . . . . . —
Soliman . . . . . —
Solinus, C. J., . . 753
Solis, A. de, . . . 754
Solmination . . . . —
Solo 755
Solöcismus . . . . . —
Solon . . . . . —
Solothurn 758
Solstitium . . . . . —
Soltau, D. W., . . . —
Soltyk, N. Graf, . . —
Somerville M., . . 759
Sommer . . . . . —
Sommerflecke . . . 760
Sommerpunkt . . . . —
Somnambulismus . . —
Somonokodom . . . 761
Sonate . . . . . —
Sonde 762
Sondershausen . . . . —
Sonett . . . . . —
Songarei 763
Sonne 764
Sonnenbahn 765
Sonnenberg, Freiherr v., —
Sonnencykel, ... —
Sonnenfackeln . . . —
Sonnenfels, J. Freiherr v., —
Sonnenferne u. Sonnennähe 766
Sonnenfinsterniß . . . —
Sonnenflecken . . . . —
Sonnenjahr 767
Sonnenmikroskop . . . —
Sonnennähe . . . . —
Sonnenorden . . . . —
Sonnenrauch . . . . —
Sonnenstich . . . . —
Sonnensystem . . . . —
Sonnentafeln 768
Sonnenuhren . . . . —
Sonnenwenden . . . —
Sonnenzeit . . . . —
Sonntag . . . . . —
Sonntagsbuchstabe . . —
Sonntagsschulen . . . 769
Sontag, Henriette, . . —
Soolbäder 770
Soor . . . . . —
Sophisma 771
Sophist . . . . . —
Sophokles 772
Sophonisbe 774
Sophron . . . . . —
Sopran . . . . . —
Soranus 775
Sorben . . . . . —
Sorbet 776
Sorbonne . . . . . —
Sorel, Agnes, . . . —
Sorites . . . . . —

Seite

Sotzmann, D. F., . . . 776
Soubise, Prinz v., . . —
Soult, N. J., Marschall, 777
Southcote, Johann, . 779
Southey, Robert, . . —
Souverain 780
Souveränetät . . . . —
Souza, A. Marquise v., —
Sozomenus, H., . . . 781
Spaa . . . . . —
Spagnoletto . . . . . —
Spahi's . . . . . —
Spalatin, G., ... —
Spalding, J. J., . . . 782
Spallanzani, L., . . . 783
Spandau . . . . . —
Spangenberg, C., . . . —
Spangenberg, A. G., . . —
Spanheim, E., ... —
Spanien 784
Spanische Fliegen . . 809
Spanische Literatur . . —
Spanische Münzen, Maße und Gewichte . . . 821
Spanische Reiter . . 823
Spanischer Erbfolgekrieg —
Spanische Sprache . . —
Spanisches Rohr . . 824
Spannung . . . . . —
Spargel . . . . . —
Sparcassen . . . . . —
Sparta 825
Spartacus . . . . . —
Spartianus . . . . . —
Spath (Mineral) . . . —
Spath (Krankheit) . . 826
Spazier, O. R., . . . —
Species . . . . . —
Speziesthaler . . . . —
Specifisch . . . . . —
Speckbacher, J., . . 827
Speckstein . . . . . —
Speculation . . . . . —
Spedition 828
Spee, Fr. v., ... —
Speichel . . . . . —
Speijk, J. C. J. van, 829
Spelz . . . . . —
Spencer, G. J. Graf v., —
Spener, P. J., . . . 830
Spenser, E., ... 831
Speransky, M., . . . 832
Sperber 833
Spesen . . . . . —
Spessart . . . . . —
Speusippus 834
Sphäre . . . . . —
Sphäroid . . . . . —
Sphärometer . . . . —
Sphinx . . . . . —
Sphragistik 835
Spica . . . . . —
Spiegel . . . . . —
Spiegelsextant . . . 836
Spiegelteleskop . . . 837
Spiel . . . . . —
Spielkarten 838
Spielmann, J. R., . . —
Spieß, C. H., . . . —
Spießglanz . . . . . —
Spillgelder 839
Spillmagen . . . . . —
Spindler, K., ... —
Spinell . . . . . —
Spinett 840

Seite

Spinnen (Insekten) . 840
Spinnen . . . . . —
Spinola, A. Marquis v., 842
Spinoza, B., ... 843
Spirallinie 846
Spiritualen . . . . . —
Spiritualismus . . . —
Spiritus . . . . . —
Spittler, L. T. Freiherr v., —
Spitzbergen 847
Spitzen . . . . . —
Spitzruthenlaufen . . 848
Spix, J. B. v., . . . —
Splanchnologie . . . —
Spleen . . . . . —
Splint . . . . . —
Spohn, F. A. W., . . —
Spohr, L. 849
Spondeus 850
Sponsalien . . . . . —
Spontaneität . . . . —
Spontini, G., ... —
Sporaden 851
Sporadische Krankheiten —
Spornorden . . . . —
Sporteln . . . . . —
Spott 852
Sprache . . . . . —
Sprachgebrauch . . . 855
Sprachgewölbe . . . —
Sprachlehre 856
Sprachorgane . . . . —
Sprachreinigung . . . —
Sprachrohr . . . . . —
Spranger, B., ... —
Sprecher . . . . . —
Spree . . . . . —
Sprengel, Kurt, . . . —
Sprengwerk 857
Springbrunnen . . . . —
Springfluth . . . . . —
Sprödigkeit . . . . . —
Spruch 858
Spruch, Spruchcollegien —
Sprüchwörter . . . . —
Sprüchwörter Salomo's —
Sprung 859
Spulwürmer . . . . —
Spurzheim, C., . . . —
Sfufismus . . . . . —
Staal, Baronin v., . . —
Staar 860
Staarbrille 862
Staat . . . . . —
Staatenbund 863
Staatenkunde . . . . —
Staatsanwalt . . . . —
Staatsarzneikunde . . —
Staatsdiener 864
Staatsform . . . . . —
Staatsgewalt 865
Staatsgüter 866
Staatskalender . . . —
Staatskunst . . . . . —
Staatspapiere . . . . —
Staatsrath 867
Staatsrecht . . . . . —
Staatsreligion . . . . —
Staatsschulden . . . . —
Staatsverbrechen . . 869
Staatsverfassung . . . —
Staatsvertrag . . . . —
Staatsverwaltung . . . —
Staatswirthschaft . . —
Staatswissenschaften . 870

Seite

Stab 871
Stabat mater . . . . —
Staccato . . . . . —
Stadion, J. P. Graf v., —
Stadium . . . . . —
Stadler, M., . . . 872
Stadt . . . . . —
Stadtbehörden . . . 873
Stadtordnung . . . —
Stadtrecht . . . . —
Stägemann, F. A. v., 874
Staël-Holstein, A. L. G. v., 875
Ständchen 877
Starke . . . . . —
Stäudlin, K. F., . . —
Staffa 878
Staffage . . . . . —
Staffelei . . . . . —
Staffelmarsch . . . —
Stagnelius, E. J., . —
Stahl 879
Stahl, G. E., . . . 880
Stahlmittel 881
Stahlstich . . . . . —
Stainer, J., . . . 882
Stalaktit . . . . . —
Stambul . . . . . —
Stamm . . . . . —
Stammbaum . . . . —
Stammeln . . . . . —
Stammgüter . . . . —
Stand . . . . . —
Standarte 883
Standbild . . . . . —
Standesherren . . . —
Standrecht 885
Stanhope, C. Graf v., 886
Stanislaus, Könige von Polen 887
Stanislausorden . . 889
Stankkugeln 890
Stanley, E. G. S. Lord, —
Stange . . . . . —
Stapel . . . . . —
Stapelgerechtigkeit . . —
Stapß, F., ... 891
Starhemberg, E. R. Graf v., —
Starhemberg, G. Graf v., —
Stark, J. A. Freih. v., 892
Stark, J. Ch., . . . 893
Starke, G. W. C., . . —
Staroſten . . . . . —
Starrkrampf 894
Stater . . . . . —
Statik . . . . . —
Statiſtik . . . . . —
Statius, A., . . . 895
Statius, C., ... —
Statius, P. P., . . . —
Stativ 896
Statthalter . . . . —
Statue . . . . . —
Statut . . . . . —
Stau . . . . . —
Staubbach 897
Staubgefäße . . . . —
Staunton, G. L., . . —
Staunton, G. Th., . . —
Staupenſchlag . . . 898
Steatit . . . . . —
Steben . . . . . —
Stechheber . . . . . —
Steckbrief . . . . . —
Stedinger . . . . . —
Steele, Richard, . . —

Seite

Steen, J., ... 899
Steffens, H., . . . 900
Steganographie . . . 901
Stegmann, K. J., . . —
Steibelt, D., ... —
Steiermark . . . . —
Steigentesch, A. Freih. v., —
Steiger . . . . . —
Steigerwald 902
Stein . . . . . —
Stein, G. W., . . . —
Stein, H. F. K. Freih. v., —
Stein, C. D. G., . . 903
Stein der Weiſen . . —
Steinbart, G. S., . . —
Steinbock 904
Steinbutter . . . . —
Steindruck . . . . . —
Steingießerei 906
Steingut . . . . . —
Steinhuder Meer . . 907
Steinigung . . . . . —
Steinkohlen . . . . —
Steinkrankheit . . . 909
Steinmark . . . . . —
Steinöl . . . . . —
Steinregen . . . . . —
Steinſchneidekunſt . . —
Steinſchnitt 910
Steinſtücke 911
Steinzermalmung . . —
Stellionat . . . . . —
Stellung . . . . . —
Stempelabdruck . . . 912
Stempelpapier . . . —
Stempelſchneidekunſt . —
Stenbock, M., . . . 913
Stenographie . . . . —
Stenonis, N., ... —
Stentor 914
Stephan, König v. Polen, —
Stephan, Päpſte, . . —
Stephani, H., . . . 915
Stephanie, Großherzogin von Baden, . . . —
Stephanie, Ch. G., . —
Stephanus 916
Stephanus . . . . . —
Stephansorden . . . 917
Steppe 918
Sterbekaſſen . . . . —
Sterbelehen 919
Sterblichkeit . . . . —
Stere . . . . . —
Stereometrie . . . . —
Stereotypen 920
Sterkel, J. F. X., . —
Sterling . . . . . —
Sternbilder . . . . . —
Sternbinde 921
Sterncharten . . . . —
Sternbeuterei 922
Sterne . . . . . —
Sterne, L., ... —
Sternkammer . . . . —
Sternkreuzorden . . . —
Sternkunde 923
Sternſchnuppe . . . —
Sternwarte . . . . —
Sternzeit 924
Steſichorus . . . . —
Stethoſkop . . . . . —
Stetigkeit 925
Stettin . . . . . —
Steuerfreiheit 926

Seite

Steuermann 926
Steuern . . . . . —
Stevin, S., ... —
Stewart, D., ... —
Sthenie 927
Stheno . . . . . —
Stichomantie . . . . —
Stickſtoff . . . . . —
Stiefel, M., ... —
Stieglitz, C. L., . . 928
Stieglitz, J., ... —
Stieglitz, H., . . . 929
Stieler, A., ... —
Stier . . . . . —
Stiergefechte . . . . —
Stifft, A. J. Freih. v., 930
Stift 931
Stiftshütte . . . . —
Stiftskirche 932
Stiftung . . . . . —
Stigma . . . . . —
Stilicho . . . . . —
Stilles Meer 933
Stilleben . . . . . —
Stilpo . . . . . —
Stimme . . . . . —
Stimmung 934
Stipendium 935
Stipulation . . . . —
Stoa . . . . . —
Stobäus 937
Stockfiſch 938
Stockholm . . . . . —
Stocks 940
Stöchiometrie . . . . —
Störk, A. v., ... —
Störung . . . . . —
Stoiker . . . . . —
Stola . . . . . —
Stolberg, Ch. Graf zu, 941
Stolberg, F. L. Graf zu, —
Stolgebühren 942
Stoll, Max., ... —
Stollen 943
Stolz . . . . . —
Stolz, J. J., ... 944
Stoppine . . . . . —
Storax . . . . . —
Storch 945
Storch, L., ... —
Storchſchnabel . . . 946
Storr, G. C., ... —
Stoſch, P. Baron von, —
Storthing . . . . . —
Stoſch, S. J. C., . . 947
Stoß . . . . . —
Stottern 948
Stourdza, A. v., . . 949
Strabismus 950
Strabo . . . . . —
Strafanſtalten 951
Strafcolonien . . . . —
Strafe . . . . . —
Strahlenbrechung . . —
Stralſund . . . . . —
Strand 952
Strandrecht . . . . —
Straßburg . . . . . —
Straße 953
Straßenraub . . . . —
Strategie . . . . . —
Straton . . . . . —
Strauß . . . . . —
Strauß und Lanner . 954
Strecken . . . . . —

	Seite
Streckfuß, A. F. K.,	954
Streckwerk	955
Streichen	—
Streitart	—
Streithammer	—
Streitwagen	—
Strelitz	—
Strelitzen	—
Stretto	956
Stricker	—
Striegau	—
Strigel, V.,	—
Strirner, N.,	—
Stroganoff, G. Graf,	957
Stroh	—
Strom	—
Strombeck, von,	958
Stromfreiheit	959
Strontian	—
Strophe	—
Strube, D. G.,	960
Strudel	—
Struenfee, J. F. Graf v.,	—
Struenfee, K. A.,	963
Strumpfwirkerei	—
Struve, G. A.,	964
Struve, F. A. A.,	—
Stry, A. van,	—
Stuart	965
Stubenkammer	—
Stukkaturarbeit	—
Studenten	966
Studium	—
Stübchen	—
Stüber	—
Stückgießerei	—
Stürmer, J. Freih. v.,	—
Stürmer, B. Freih. v.,	967
Stufe	—
Stufenjahre	—
Stumm	—
Stumpfsinnigkeit	—
Stunde	—
Stundenkreis	—
Stundenwinkel	—
Sture	968
Sturleson	—
Sturm	—
Sturm, J. C.,	969
Sturm, C. C.,	—
Sturz, H. P.,	—
Sturzbäder	970
Stuterei	—
Stuttgart	—
Styl	971
Styliten	972
Stymphaliden	—
Styx	—
Suabedissen, D. T. A.,	973
Suada	—
Suanen	—
Suard, J. B. A.,	—
Subaltern	974
Subbah	—
Subhastation	—
Subject	975
Sublimat	—
Subleyras, P.,	—
Subordination	—
Subreption	975
Subscription	—
Subsidien	976
Substantivum	—
Substanz	—
Substitution	977
Subtraction	—
Succession	978
Succumbenzgelder	—
Suchenwirth, P.,	—
Suchet, L. G.,	—
Sucre, A. J. de,	—
Sudan	980
Sudeten	—
Sudras	—
Sue, E.,	—
Süd	981
Südamerika	—
Südindien	—
Südlicht	—
Südpolländer	—
Südsee	982
Sünde	983
Sündfluth	984
Süßholz	985
Süßkind, F. G. v.,	—
Süßmayer, F. X.,	—
Süßmilch, J. P.,	986
Süß Oppenheimer	—
Suetonius, T. C.,	—
Sueur	987
Sueven	—
Sufferen	—
Suffragan	—
Suffragium	988
Suger	—
Suggestivfragen	—
Suggestus	—
Suhla	—
Suhm, U. F. v.,	989
Suhm, P. F. v.,	—
Suidas	—
Sulkowsky, A. u. J. Fürst v.,	—
Sulla, L. C.,	990
Sully, Herzog v.,	993
Sulpicia	994
Sulpitius Severus	—
Sultan	—
Sulzer, J. G.,	—
Sumarokow, A. P.,	995
Sumatra	—
Summarischer Proceß	—
Sumpffieber	996
Sund	—
Sundainseln	—
Sunniten	998
Suovetaurilia	—
Supernaturalismus	—
Supremat	—
Sure	—
Surinam	—
Surlet de Chokier, Baron,	—
Surrey, H. Graf von,	999
Surrogat	—
Susser, A. F. Herzog von,	—
Suwarow-Rimnikskoi	1000
Suzzo	1001
Swammerdam, J.,	1002
Swanberg, J.,	1003
Swanevelt, H. v.,	1003
Swantewit	—
Swedenborg, E. v.,	—
Swieten, G. F. van,	1007
Swift, J.,	—
Swinden, J. H. van,	1008
Sybaris	—
Sydenham, Th.,	1009
Syenit	—
Sykophant	—
Sylbe	—
Sylbenmaß	1010
Sylburg, Fr.,	—
Sylla	—
Syllepsis	—
Syllogismus	—
Syllogistik	—
Sylvester, Päpste,	—
Sylvius de le Boë	1011
Symbol	—
Symbolik	—
Symmachus, Q. A.,	—
Symmetrie	1012
Sympathie	—
Symphonie	1013
Sympiezometer	—
Symplegaden	—
Symptom	—
Synagoge	—
Synalöphe	1014
Syncellus	—
Synchronismus	—
Synchysis	—
Syndesmologie	—
Syndicus	—
Synedrium	—
Synekdoche	—
Synergismus	1015
Synesis	—
Synesius	—
Syngenesia	—
Syngloſſe	1016
Synizesis	—
Synkope	—
Synkratie	—
Synkretismus	—
Synodal- u. Presbyterial-verfassung	1017
Synode	1021
Synonyme	1022
Syntax	—
Synthese	1023
Syntipas	1024
Syphax	—
Syphilis	1025
Syrakus	—
Syrianus	1026
Syrien	—
Syrische Christen	1028
Syrische Sprache u. Literatur	—
Syrus, P.,	1029
Syrinx	—
Syrmien	—
Syrte	—
Syrup	—
System	—
Syzygien	1030
Szekler	—
Szigeth	—

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

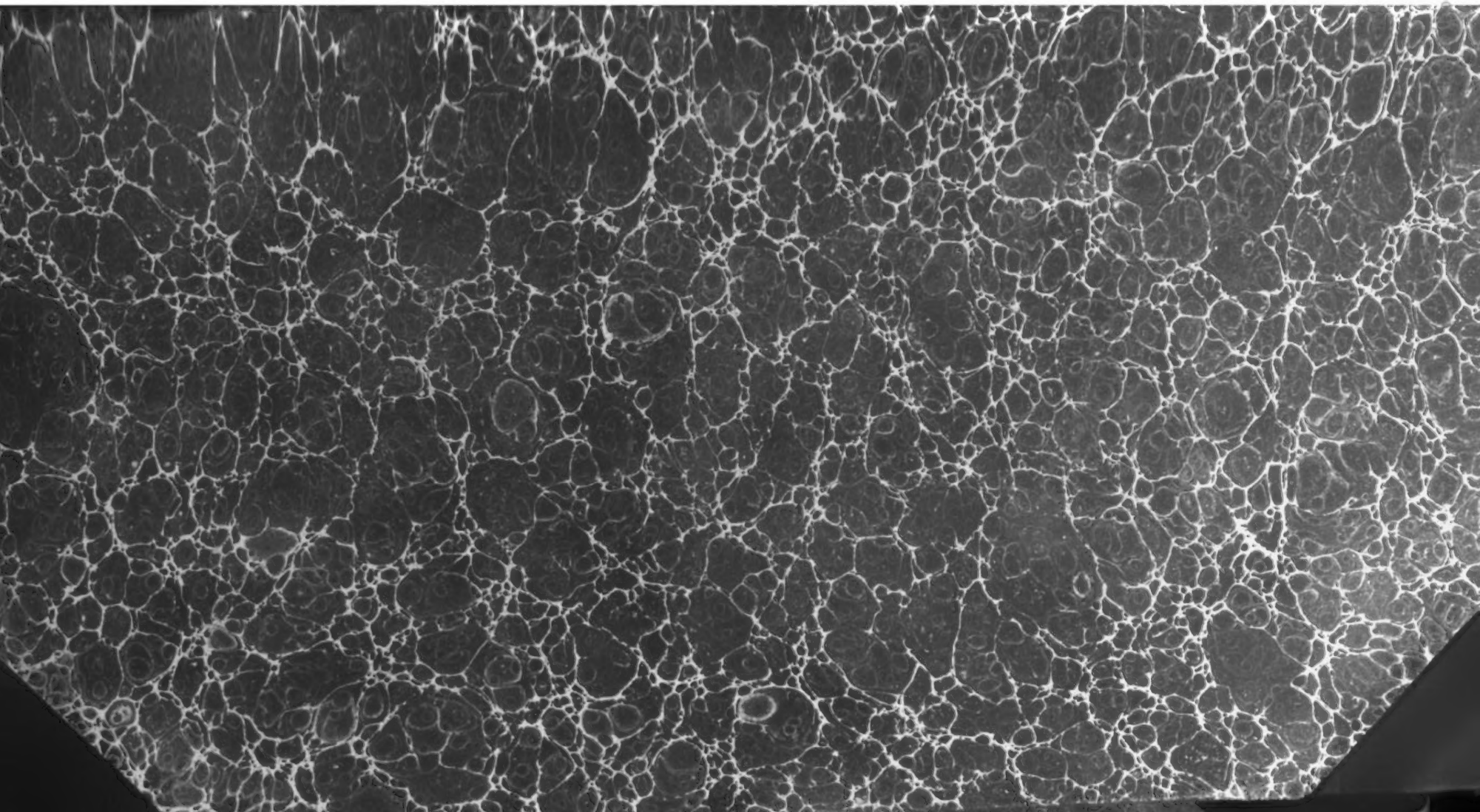
Digitized by Google

H. Heinrich

H. Heinrich

Digitized by Google

Digitized by Google

H. Heinrich

Digitized by Google